Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

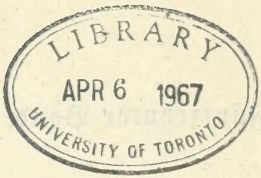
von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Fünfzehnter Band.

U 11 c

München,
gedruckt in der k. Central-Schulbuchdruckerey.

AS
182
M82
Bd.15-16



8114

Gelehrte Anzeigen.

July bis December.

1842.

München,

im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1842 Nr. 1.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. July.

Nro. 130. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13. May. 1842.

1. Herr Conservator Steinheil trägt vor:

1) über sein Photometer zur Messung der Lichtmenge der Gestirne, welchem er eine für die Beobachtung viel bequemere Form gegeben hat als dieses Instrument früher besaß (s. Abh. d. math. phys. Classe 1837 Bd. XIII.). Die optische Axe der diametral getheilten Objective liegt in der Weltaxe; jede Objectivhälfte erhält Licht durch doppelte Spiegelung, wo die Spiegel mit der Stunden- und Declinationsaxe die constanten Winkel von 45° bilden und um diese Axen drehbar sind. Auf solche Weise können zwey Sterne, welches auch ihre Position seyn mag, auf doppelte Art neben einander in das Gesichtsfeld gebracht, und durch Drehung des Rohres um die optische Axe darin erhalten werden. — St. legt zugleich der Klasse ein solches unter seiner Leitung ausgeführter Photometer vor, welches für die Sternwarte in Wien bestimmt ist, woselbst v. Littrow eine ausgedehnte Arbeit über die Helligkeit der Sterne damit auszuführen beabsichtiget.

2) über Ruolz's Methode der Vergoldung mittels galv. Ströme, die er hier zuerst ausgeführt und vielen Gewerbtreibenden bereits gelehrt habe. Er führt an, daß es ihm gelungen sey diese Vergoldung auch direct auf Zinn und Zink zu fixiren was die berichterstattende Commission der Akademie zu Paris als nicht thunlich bezeichnet hat. Die Anwendung der Vergoldung auf Daguerre'sche Bilder, welche dadurch an Deutlichkeit gewinnen, vor Beschädigung durch Berührung und Oxydation geschützt sind und einen angenehmen warmen Ton erhalten, habe ihn auf eine weitere in ihren Folgen wie er glaube, sehr wichtige Anwendung geleitet, nämlich die Spiegel der Spiegelteleskope auf solche Weise mit einer dünnen Goldplatte vor Oxydation zu schützen. Er habe bereits mehrere Teleskopspiegel vergoldet, und sie zeigten nach der Vergoldung entschieden besser als vorher. Lichtmessungen ergeben, daß der Spiegel nach der Vergoldung $\frac{1}{5}$ mehr Luft reflectirt als vorher. Er ladet die Classe ein, nach der Sitzung bey ihm sich von der Wirkung solcher vergoldeter Spiegel in Teleskopen zu überzeugen. Da sonach jedes Metall vor Oxydation geschützt werden könne, habe er

3) Teleskopspiegel galvanoplastisch copirt und nachgebildet. Der Abdruck von Kupfer zeige vollkommen eben so hohe Politur als der Originalspiegel besitze. Nach dem Abnehmen wurde der kupferne Spiegel dann zum Schutz dieser Politur blaß vergoldet. Er habe bereits mehrere Spiegel auf solche Weise erhalten, die, obschon nicht ganz ohne Fehler, doch keinen Zweifel über das Gelingen und die Ausführbarkeit dieser Idee ließen. — Für die Vervielfältigung der Spiegelteleskope zu niedrigen Preisen sey dieser Gegenstand von großem Belang und verspreche der Katoptrik, die jetzt in Deutschland ganz aufgegeben sey wieder neuen Aufschwung. — Endlich berichtet er

4) über die Anwendung der Teleskopspiegel zu astronomischen Meßinstrumenten

a) bey dem Meridiankreis, der um seine optische Axe, horizontal von Ost nach West gerichtet,

dreht, und von einem durchbrochenen Planspiegel unter 45° befestigt das Licht aus Punkten der Meridianebene parallel zugewendet bekömmt, in der Ebene der Spiegelöffnung aber zum Bilde vereinigt, was mit dem Oculare im hohlen Drehungszapfen betrachtet werde. So habe der Meridiankreis nur 2 Flächen nöthig, während unsere Objective jetzt wenigstens 4 fordern.

b) bey der parallaktischen Aufstellung großer Teleskope in der Weltaxe, wo der Teleskopspiegel feststeht und nur die beyden Planspiegel wie bey dem oben erwähnten Photometer bewegt zu werden brauchten. Man benöthige bey dieser Construction zwar 3 Spiegelungen; allein der Lichtverlust sey reichlich compensirt durch den Vortheil, daß man nicht mehr Dimensionen von der Länge des Teleskopes nach den Sternen zu bewegen habe, sondern nur Dimensionen von der Oeffnung des Teleskopes. — Wäre das 40füßige Herschel'sche Teleskop auf solche Weise montirt, so könnten alle Sterne bloß durch Bewegung einer 4 Fuß großen Platte eingestellt und im Gesichtsfeld erhalten werden. — Diese Aufstellung gebe der Hoffnung Raum, zu einer neuen Potenz in den Dimensionen der Teleskope zu kommen.

---

2. Herr Professor Dr. A. Wagner giebt: Bemerkungen über die Artsrechte der antediluvianischen Höhlenbären.

Auf die Vorarbeiten von Esper, Rosenmüller, Hunter und Goldfuß gestützt, hatte Cuvier die Erklärung abgegeben, daß die in unsern Höhlen aufgehäuften fossilen Ueberreste von Bären mit dem Knochengerüste des gemeinen Bären (Ursus arctos) zwar in naher Uebereinstimmung stehen, gleichwohl aber entschiedene Eigenthümlichkeiten zeigen, aus welchen man mit Evidenz die specifische Verschiedenheit dieser urweltlichen Thiere von den noch jetzt in unsern Gegenden lebenden behaupten dürfe.

Dieses Resultat hat seitdem als eines der merkwürdigsten und verlässigsten in der Palaeontologie gegolten und ohne irgend eine Ausnahme die Anerkennung aller Naturforscher erhalten. Die seit Cuvier's Arbeiten in Belgien und Frankreich neu entdeckten Knochenhöhlen lieferten ihren Beschreibern kein Material, das jenes Resultat umgestoßen oder auch nur wankend gemacht hätte; lediglich wurde hierdurch die Zahl der antediluvianischen Arten vermehrt, während die schon früher unterschiedenen eine neue Bestätigung gewannen.

Um so überraschender mußte die Erklärung seyn, welche neuerdings Blainville im 8ten Hefte seiner Ostéographie über diesen Gegenstand in folgenden Worten ablegte: „Nach der Vergleichung, welche wir vermittelst zahlreicher Hülfsmittel machen konnten, wie sie in unsern Sammlungen sowohl an Knochen von lebenden Bären als von Höhlenbären aus allen Theilen Europa's vorkommen, glauben wir, daß diese von einer und derselben Art herrühren, der nämlichen, die noch heut zu Tage in Europa lebt, aber eine fast gigantische Größe erreichend im Vergleich mit der Rasse, die in den entferntesten Theilen der Alpen und Pyrenäen zu existiren aufhört, und sehr wenig von der des Bären aus dem nordwestlichen Amerika (Ursus ferox) verschieden. Das Männchen macht den U. giganteus, spelaeus major, Pitorrii und neschersensis, das Weibchen den U. arctoideus und leodiensis in der Varietät erster Größe aus; während in der der zweyten das Männchen durch den U. spelaeus minor und das Weibchen durch den U. priscus repräsentirt wird." Von dieser Art unterscheidet Blainville nur noch eine andere kleinere und sehr bezeichnete, die in Europa den südamerikanischen Ursus ornatus und den südasiatischen U. malayanus zu repräsentiren scheine, nämlich den U. avernensis, der wahrscheinlich mit U. etruscus identisch, früher im südlichen Europa existirte und seine Ueberreste in einem offenen Diluvium zurückließ, das vielleicht älter ist als das der Höhlen. Demgemäß würde, wie Blainville schließlich zusetzt, „der Stand der Dinge in Bezug auf diese Gattung keine allgemeine Fluth, keine Aenderung in den aktuellen Verhältnissen der Existenz der Erde erfor-

dern, sondern lediglich fortdauernde Fortschritte in der Ausbreitung der menschlichen Art in Europa," wodurch ihre frühern thierischen Bewohner verschwinden mußten.

Diese Behauptung Blainville's ist den bisherigen Erfahrungen und Annahmen so durchaus entgegengesetzt, daß ich, der ich mich seit zwanzig Jahren mit diesem Gegenstande viel befaßt habe, mich wohl aufgefordert und berufen fühle, seine Argumente einer genauen Prüfung zu unterwerfen. Auch fehlt es mir hiezu glücklicher Weise nicht an Materiale zur selbstständigen Forschung. Schon im Jahre 1829 konnte ich mich rühmen zu meiner „Beschreibung *) der Ueberreste urweltlicher Säugthiere aus den muggendorfer Höhlen, welche in der Sammlung der k. Universität Erlangen aufbewahrt werden", das Knochengerüste des Höhlenbären fast vollständig vor mir gehabt zu haben; dabey nicht weniger als 13 Schädel von diesem Thiere. Diesen Reichthum an gedachten Ueberresten verdankt die Universität Erlangen, die früher nur einige Fragmente davon besaß, der Fürsorge unsers verehrten Collegen, des Herrn Hofraths von Schubert, dem es gelang die bedeutende Sammlung fossiler Knochen aus den muggendorfer Höhlen, die der Apotheker Frischmann, ein Zeitgenosse und Freund Esper's, zusammengebracht hatte, für das Universitätsmuseum zu acquiriren. Mit diesem Reichthum kann sich nun freylich die hiesige Sammlung nicht messen, doch besitzt sie 7 Schädel von Höhlenbären, und dieser Theil des Knochengerüstes macht für unsern gegenwärtigen Zweck die Hauptsache aus. Besser als mit den fossilen Knochen bin ich hier dagegen mit denen des lebenden Landbären (des U. arctos) bedacht, da die zoologisch-zootomische Sammlung des Staates 3 vollständige Skelete und außerdem noch 2 besondere Schädel besitzt, wozu ich noch einen Schädel vom hiesigen anatomischen Institute benützen konnte. Seine Durchlaucht, der Prinz Maximilian von Wied hatte überdieß die Gewogenheit mir einen Schädel des Ursus ferox zur Ansicht zukommen zu lassen, was meinen Untersuchungen sehr förderlich war. So habe ich denn wohl Mittel zur Vergleichung und Prüfung genug vor mir gehabt, um mir ein eben so bestimmtes Urtheil als Blainville erlauben zu dürfen.

*) Isis 1829 S. 966; ferner 1831 S. 555.

1. Ursus arctos.

Bevor ich auf die kritische Musterung der auf den Höhlenbären bezüglichen Bestimmungen eingehe, ist es nöthig sich zuerst des Vergleichungs-Objectes zu versichern, d. h. die Frage zur Entscheidung zu bringen, ob die gemeinen Landbären, die einzigen, mit welchen die Höhlenbären in Zusammenstellung kommen können, einer oder mehreren Arten angehören. Cuvier hatte 2 Arten unterschieden, die er den braunen und den schwarzen Bären nannte. Die Differenzen, welche er im Schädelbau angiebt, und die ich früher auch für ausreichend zur Trennung hielt, sind jedoch so gering und die Uebergänge der einen Form in die andere habe ich seitdem so deutlich gesehen, daß ich sie jetzt nur als Abänderungen einer und derselben Art, des Ursus arctos *), erklären kann. Auch die beyden Species, die Eversmann **) neuerdings unter den russisch-sibirischen Bären als U. cadaverinus und formicarius unterschieden hat, kann ich nicht anerkennen, da Beschreibung und Abbildung ausweisen, daß ersterer auf ganz alte, letzterer auf jüngere Individuen begründet ist. Blainville ***) versichert, an den Skeleten des schwarzen Bären aus Europa, des Bären von Norwegen, Polen, der Alpen, Pyrenäen und aus Asturien, die er untersuchte, keine Differenzen wahrgenommen zu haben, die über solche hinausgiengen, welche Individuen nach Verschiedenheit des Alters oder Geschlechts zeigen können, oder nach den mehr oder minder günstigen Verhältnissen, in denen sie gelebt haben. In diesen Kreis zieht Blainville auch noch den Ursus ferox, indem er von ihm angiebt, daß er vom U. arctos nicht wirklich verschieden sey. Der Schädel, den ich von

*) Schreber's Säugthiere. Supplementband. 2. Abth. S. 135.

**) Bullet. de la Soc. imp. des naturalistes de Moscou. 1841. p. 8.

***) Ostéographie. 8. livrais. p. 19.

diesem Thiere gesehen habe, gehörte einem noch nicht vollständig erwachsenen Individuum an, ich konnte an ihm keine anderen Differenzen von unserem Bären auffinden, als daß bey U. ferox der Schädel nicht so gestreckt, im Verhältniß zur Breite kürzer und gedrängter, und die Nasenbeine in ihrem hintern Theile nicht deprimirt, sondern gleichmäßig der Quere nach etwas gewölbt sind. Ob diese Differenzen constant oder individuell sind, kann ich nicht bestimmen, um so weniger als Blainville zwar Abbildungen des Knochengerüstes vom U. ferox, aber weder Beschreibungen noch Ausmessungen mittheilte. *) Wie dem aber auch seyn möge, auf jeden Fall schließt sich dieser U. ferox enge an die typische Form unseres Landbären an.

Unter den Höhlenbären, zu deren Betrachtung wir jetzt übergehen wollen, **) hat bekanntlich Cuvier 3 Arten unterschieden: den Ursus spelaeus, arctoideus und priscus. Zu diesen fügte Marcel de Serres einen U. Pitorrii und metoposcairnus, so wie Schmerling ***) einen U. giganteus und leodiensis, Croizet zuletzt noch einen U. neschersensis hinzu.

2. Ursus spelaeus.

Die Hauptmerkmale des Ursus spelaeus, um in der Kürze daran zu erinnern, sind: 1) die Stirne fällt nach vorn steil ab und ist dadurch von den Nasenbeinen stark und treppenartig abgesetzt; 2) die Stirnhügel sind, namentlich bey alten Thieren, außerordentlich aufgetrieben und zwischen ihnen und der Nasenwurzel entsteht eine breite und tiefe Grube; 3) die Stirnbeinkämme stoßen bey alten Individuen weit vorwärts zusammen und bilden dann eine hohe Scheitelleiste.

Dieser Art gehören in den deutschen, französischen und belgischen Knochenhöhlen weit die meisten Schädel an; in dieser Beziehung stimmen alle Beobachter überein. Mit Blainville bin ich einverstanden, daß Schmerling's U. fornicatus magnus und fornicatus minutus nur Alters-Differenzen bezeichnen; des Letzteren U. giganteus, auf einen Unterkiefer, Oberarm u. a. einzelne Knochen begründet, zeigt nur sehr große Individuen an. Vom U. Pitorrii weist Blainville nach, daß er ebenfalls weiter nichts ist als der U. spelaeus; den U. metoposcairnus scheint Marcel de Serres selbst wieder aufgegeben zu haben. Auch den, auf einen bloßen Unterkiefer begründeten U. neschersensis weist Blainville mit Recht dem U. spelaeus zu.

3. Ursus arctoideus.

Von den bisher erwähnten hochstirnigen Schädeln unterscheidet Cuvier eine andere Sorte, bey welcher die Stirne flacher, die Stirnhöcker wenig markirt, die Leisten schwächer und weiter rückwärts zusammentreffend, der Raum zwischen dem ersten Backenzahne und dem Eckzahne länger und diese letzteren auffallend kleiner sind. Ob diese zweyte Form von der ersten specifisch zu trennen oder nur als Varietät von ihr zu bezeichnen ist, darüber kam Cuvier zu keinem sicheren Resultate, bald mehr zu dieser, bald mehr zu jener Meynung sich hinneigend.

Diese zweyte Form, als U. arctoideus bezeichnet, ist ungleich seltener als die erste. Cuvier hat von ihr nur 2 Exemplare gesehen, die überdieß nicht sonderlich überein zu stimmen scheinen, so weit man nach seinen, in allzu kleinem Maßstabe entworfenen Zeichnungen urtheilen kann.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Der Prinz von Wied, der hinlänglich Gelegenheit hatte, den U. ferox zu beobachten, sieht ihn für eine selbstständige Art an.

**) Die wenigen, sehr fragmentarischen Ueberreste von U. arvernensis und etruscus lasse ich hiebey außer Spiel, was ich ausdrücklich bemerken will.

***) Recherch. sur les ossem. fossil. découverts dans les cavernes de la Province de Liége. 1833. Ein ausgezeichnetes Werk durch seine genauen Beschreibungen, vorzüglich aber durch seine in natürlicher Größe gefertigten Abbildungen.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1842 Nr. 2.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. July.

Nro. 131. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13. May 1842.

2. Herr Professor Dr. A. Wagner giebt: Bemerkungen über die Artsrechte der antediluvianischen Höhlenbären.

(Fortsetzung.)

Schmerling hat unter den vielen Schädeln aus den Höhlen im Lüttichischen nur einen gefunden, den er dem U. arctoideus zuschreiben konnte. Er findet ihn bey ziemlich gleicher Größe mit dem U. spelaeus durchgängig schmächtiger und gestreckter als diesen; seine Schläfenleisten vereinigen sich bald, während Cuvier das Gegentheil angiebt.

Unter den hiesigen Schädeln befindet sich gar keiner, der dem U. arctoideus zugewiesen werden könnte; unter den 13 in Erlangen nur ein einziger. Die Länge desselben beträgt 16 1/2″ (0,457 Meter); er gehört demnach einem großen Thiere an, obgleich dasselbe noch nicht bedeutend alt seyn konnte, da die Nähte sehr deutlich bezeichnet und die Zähne noch nicht abgenützt sind. Die Stirnleisten stoßen erst weit nach hinten zusammen, wie bey den jungen Individuen von U. spelaeus; was ihn aber von letzterem auffallend unterscheidet, ist der Umstand, daß die Stirne, statt treppenartig abzusetzen, sanft abwärts sich biegt, zwischen den flachen Stirnhügeln etwas ausgehöhlt ist und allmählig in die Nasenfläche übergeht. Beym hochstirnigen Höhlenbären liegt die Stirnfläche gerade noch einmal so hoch über der Nasenfläche als bey diesem flachstirnigen Exemplare. Von den durch Cuvier und Schmerling erwähntenn Schädel weicht dieser auch noch darin ab, daß die Eckzähne stark und der Raum zwischen ihnen und den Backenzähnen nicht größer als bey U. spelaeus ist.

Nach Blainville's Meynung bezeichnet dieser U. arctoideus das Weibchen von U. spelaeus, was, wie er hinzusetzt, „Hunter, ein ungleich gründlicherer Anatom als alle, die sich bisher mit dieser Frage befaßten, vollkommen erkannt hätte.“ Dieser Bescheid ist zwar kurz, gleichwohl aber keineswegs befriedigend, mit einer anderweitigen Angabe von Blainville sogar im Widerspruche.

Derselbe macht nämlich bey U. arctos und americanus bemerklich, daß er glaube bey diesen wahrgenommen zu haben, daß beym erwachsenen Männchen die Stirne flacher und deßhalb der Quere nach minder gewölbt sey als beym Weibchen und jungen Männchen. Ist dem so, so müßte ja umgekehrt der flachstirnige U. arctoideus eher das männliche, der hoch- und gewölbtstirnige U. spelaeus dagegen das weibliche Geschlecht bezeichnen.

Zu einer solchen Annahme wird sich aber wohl kein Naturforscher verstehen, da im U. spelaeus offenbar die Formen kräftiger ausgewirkt sind als im U. arctoideus. Gerade dieser Umstand ist es auch, der Hunter bestimmte in jenem das männliche, in diesem das weibliche Geschlecht zu suchen. Indeß so scheinbar dieser Grund ist, so bleibt er vor einer strengeren Prüfung doch nicht standhaltig. Zunächst ist es von den lebenden Bären nicht nachgewiesen, daß die seruelle Verschiedenheit in den Schädelformen so stark markirt ist, als die Differenz zwischen U. spelaeus und arctoideus sich darstellt.

Dann aber auch spricht gegen eine seruelle Verschiedenheit dieser beyden Formen der höchst gewichtige Umstand, daß während der U. spelaeus in Menge gefunden wird, der U. arctoideus dagegen zu den seltensten Vorkommnissen gehört. *) Nun aber leben die Bären in Monogamie, und von allen solchen Thieren weiß man, daß die Geschlechter an Individuenzahl sich ziemlich gleichkommen. Die wenigen Exemplare vom U. arctoideus, wenn dieser das Weibchen wäre, würden daher in gar keinem Verhältnisse zu den Männchen stehen, wenn der U. spelaeus lediglich solche bezeichnen sollte. Hieraus glaube ich mit bestem Rechte behaupten zu dürfen, daß der hoch- und flachstirnige Höhlenbär nicht seruelle Verschiedenheiten darstellen.

Weit eher scheint es mir glaublich, daß die beyden Schädelformen die äußersten Gränzpunkte bezeichnen, innerhalb welcher der Typus einer und derselben Art mannigfaltige Variationen gestattet, ohne daß seruelle und Alters-Differenzen in diesen Extremen ausschließlich repräsentirt sind. Denn ausdrücklich soll hier bemerkt werden, daß es nicht etwa junge Individuen sind, auf welche der U. arctoideus gegründet ist, da die von Cuvier, Schmerling und mir beschriebenen Schädel desselben sämmtlich zu den großen Exemplaren gehören, während umgekehrt es viel kleinere und jüngere Schädel giebt, die bereits die Merkmale des U. spelaeus in der markirtesten Weise an sich tragen. Wie es bey unseren lebenden gemeinen Bären, außer den Alters- und Geschlechts-Differenzen, auch noch höchst erhebliche individuelle giebt, so dürfen wir etwas Aehnliches auch bey den Höhlenbären erwarten.

Einem etwas kleineren Schädel eines flachstirnigen Höhlenbären hat Schmerling den Namen U. leodiensis beygelegt; auch von diesem hat er nicht

*) Mir selbst ist vom U. arctoideus in den verschiedenen Sammlungen, die ich gesehen habe, nur das eine Exemplar in Erlangen vorgekommen. Nicht selten mögen minder hochstirnige Schädel des U. spelaeus hiefür angesehen werden. Goldfuß giebt an, daß auf mehr als 870 Bärenschädel aus der gailenreuther Höhle 60 vom U. arctoideus gekommen seyn möchten, was jedenfalls nur eine ungefähre Schätzung seyn wird.

mehr als ein Exemplar gefunden. Da er bey ihm die Stirne erhöhter und breiter als bey U. arctoideus angiebt, so bietet er schon mehr Annäherungspunkte an die hochstirnige Form an.

4. Ursus priscus.

Noch seltener als der U. arctoideus ist in den Höhlen der U. priscus gefunden worden. Goldfuß und Cuvier reden von diesem nur nach dem Exemplare von Sömmerring; der erstere erwähnt noch eines zweyten. Weiter ist kein Exemplar bekannt als das, welches sich in der hiesigen Sammlung befindet und daher zu ihren größten Seltenheiten gehört *). Wie Cuvier von diesem U. priscus sagt, „gleicht sein Profil sehr dem des braunen Baren, zumal der Varietät aus den Alpen, und ist nur etwas mehr deprimirt. Seine größte Convexität ist fast in der Gegend der Stirnnaht. Die Stirne ist nach allen Richtungen flach und vereinigt sich ohne merkliche Concavität mit den Nasenbeinen, in welcher Beziehung dieser Schädel sich dem des schwarzen europäischen Bären weit mehr als dem des braunen annähert.“ In der Kürze des durch die Schläfeleisten gebildeten Dreyecks, und in ihrer auswärts concaven Krümmung findet Cuvier die meiste Annäherung an den amerikanischen Bären, von dem er jedoch durch geringere Kürze der Schnautze abweicht. Andererseits sieht Cuvier eine Differenz vom schwarzen europäischen Bären darin, daß bey U. priscus die Jochbögen minder abstehen, und am Unterkiefer der untere Rand gerader als beym braunen Bären ist. Von den kleinen Lückenzähnen zeigt sich in beyden Kiefern das Fach für den kleinen Zahn hinter dem Eckzahne, und im Oberkiefer das Fach für den kleinen Zahn vor den großen Backenzähnen.

*) Schmerling erwähnt zweyer Kieferfragmente, die er dem U. priscus zutheilen möchte; bey dem einen bleibt er jedoch selbst zweifelhaft. Im Verzeichnisse der Versteinerungen der Kreis-Naturaliensammlung zu Baireuth ist vom U. priscus das Hintertheil eines Schädels angeführt; nach einem solchen Fragmente würde ich freylich keine Bestimmung wagen.

Obschon der von Goldfuß und Cuvier beschriebene Schädel dieses U. priscus von einem bejahrten Thiere herrührt, weil seine Zähne angegriffen und seine Leisten sehr markirt sind, so kommt er an Größe doch nur den jungen Schädeln der andern Höhlenbären gleich. Seine Länge beträgt nur 0,345 M. (12″ 9‴).

Der Schädel, der sich von diesem U. priscus in der hiesigen Sammlung befindet, kommt mit dem erwähnten in allen Hauptmerkmalen überein; nur ist er größer, da er 14″ in der Länge hält. Gleichwohl gehört er keinem durch hohes Alter ausgezeichneten Thiere an, da die Zähne noch wenig angegriffen, alle Nähte deutlich bezeichnet sind und die Scheitelleisten erst hinter der Kranznath zusammen stoßen. Die Stirne ist breit, flach, nur schwach nach den beyden Dimensionen der Länge und Breite gewölbt, und ohne allen Absatz in die Fläche der Nasenbeine übergehend. Die Eckzähne sind bedeutend stark; die Alveolen der kleinen Lückenzähne deutlich vorhanden, unten die gewöhnlichen drey, oben zwey.

Mit Blainville anzunehmen, daß dieser U. priscus mit U. spelaeus zu einer Art gehört, halte ich für ganz verfehlt. Schon in den jüngsten Exemplaren, die vom U. spelaeus und arctoideus bekannt sind und an Größe nicht über unsern U. priscus hinausgehen, erhebt sich die Stirnfläche bedeutend über die der Schnauze, die Stirnhügel sind bey ersteren sehr stark hervortretend, und von den kleinen Lückenzähnen fehlen selbst die Spuren. Diese Verschiedenheiten sind, meiner Meynung nach, zu bedeutend, als daß sie mit specifischer Identität bestehen könnten.

5. Uebriges Knochengerüste.

Unter den Knochen des Rumpfes und der Gliedmassen, welche von den antediluvianischen Bären in den Knochenhöhlen getroffen werden, sieht man im Ganzen keine Verschiedenheiten, die nicht auf Rechnung des Alters oder der Individualität zu bringen wären. Da man niemals Skelete in ganzem oder auch nur theilweisem Zusammenhange, sondern immer nur isolirte Knochen gefunden hat, so ist bey ihnen, da die Formen keinen Anhaltspunkt geben, eine Scheidung nach Arten mit gar keiner Sicherheit vorzunehmen. Schmerling hat zwar einen solchen Versuch gewagt; er beruht jedoch auf rein willkührlichen Voraussetzungen.

Mit mehr Grund glaubte Cuvier die fossilen Oberarmbeine an zwey verschiedene Arten vertheilen zu dürfen. Während er nämlich 6 Exemplare von der bey den Bären gewöhnlichen Beschaffenheit, d. h. mit undurchbohrtem innerem Condylus fand, zeigte sich ihm bey einem siebenten Stücke eine solche Durchbohrung, wie sie den Katzen eigen ist; eine Zeichnung von Hunter und eine andere von A. Camper gaben die nämliche Eigenthümlichkeit zu erkennen. Hieraus glaubte Cuvier folgern zu dürfen, daß diejenigen Schädel und Oberarmbeine, welche sich am meisten vom Typus des lebenden Bären entfernen, zusammen gehören dürften, wie es andrerseits mit denen, die sich ihm mehr annähern, wiederum der Fall seyn möchte. Er stellte daher die durchbohrten Oberarmbeine mit den hochstirnigen Schädeln und die undurchbohrten mit der einen oder der andern Sorte von den flachstirnigen Schädeln zusammen.

Mit Cuvier verstand ich mich in meiner ersten Arbeit über die Höhlenbären (vom Jahre 1829) zur Annahme, die erwähnte Verschiedenheit in den Oberarmknochen auf Rechnung zweyer Arten zu bringen; nur machte ich die gegentheilige Zusammenstellung. Da ich nämlich in den Sammlungen zu Erlangen bloß undurchbohrte Oberarmbeine fand, diese also die ungleich häufigeren sind, so schien es mir weit wahrscheinlicher, selbige mit den hochstirnigen Bären, die durchbohrten dagegen mit den flachstirnigen in Beziehung zu bringen.

Diese Umdeutung der Cuvier'schen Meynung schien durch die späteren Entdeckungen von Knochenhöhlen in Belgien und Frankreich eine größere Bestätigung zu gewinnen. Schmerling fand in den Höhlen von Lüttich keine durchbohrten Oberarmbeine. Christol *) berichtet, daß unter den 400 Knochen, die er von dieser Sorte in der Höhle von Aldène im südlichen Frankreich fand, kein einziger durchbohrt war. Durch diese Entdeckungen hatte meine

*) Ostéographie. 8. fascic. p. 93.

Meynung an Evidenz gewinnen müssen, wenn ich mich nicht selbst bereits im Jahre 1831 von ihr losgesagt hätte. *) Bey einer Besichtigung der Bärenskelete nämlich, die ich, der ich damals noch in Erlangen angesiedelt war, bey Gelegenheit eines Besuches in der hiesigen Sammlung vornahm, fand ich an einem derselben, das von einem alten Thiere des U. arctos herrührte, den linken Oberarmknochen über dem innern Condylus auf gleiche Weise wie bey dem Löwen durchbohrt, während am rechten Oberarm desselben Individuums dieses Loch gänzlich fehlte. Hiemit war demnach der Nachweis geliefert, daß in höchst seltenen Fällen — außer diesem ist bisher kein zweyter bekannt geworden — auch bey denjenigen Bärenarten, welchen normalmäßig das Loch am Oberarmbeine abgeht, ein solches sich als Abnormität einstellen, das Vorkommen desselben also keine specifische Trennung rechtfertigen könne. Aus der Seltenheit dieses Falles bey unsern lebenden Bären erklärt sich nun auch die bey den Höhlenbären.

Am Knochengerüste des Rumpfes und der Gliedmassen lassen sich demnach zur specifischen Trennung der Höhlenbären von einander keine Merkmale erholen, und wir bleiben in gedachter Beziehung lediglich auf die Vergleichung der Schädel beschränkt.

6. Vergleichung des Ursus spelaeus und arctoideus mit dem U. arctos.

Nachdem wir uns über die Festsetzung der antediluvianischen Bärenarten aus den Knochenhöhlen verständigt haben, bleibt uns nur noch die Erörterung ihres Verhältnisses zu dem braunen Landbären (U. arctos) übrig, der einzigen Art, welche bekanntlich in dieser Beziehung in Betracht kommen kann. Und zwar vergleichen wir zunächst den U. spelaeus mit unserem lebenden Bären.

Es sind vorzüglich 3 Merkmale, welche Cuvier und andere Naturforscher bewogen haben, den U. spelaeus vom U. arctos zu sondern, nämlich 1) die überwiegende Größe des ersteren, die $\frac{1}{5}$ bis $\frac{1}{4}$ ausmacht; 2) der treppenartige Absatz, in welchem bey ihm die Stirne von der Nasenfläche sich scheidet, zugleich mit den ansehnlichen Stirnhöckern; 3) der Mangel der kleinen Lückenzähne.

All diesen Gründen spricht Blainville die Evidenz ab.

Gegen das erste Argument wendet er ein, daß man bey den Höhlenbären Gelegenheit gehabt hätte, den größten Schädel von einem Thiere auszuwählen, das im vollkommen freyen und unbehinderten Zustand leben und sonach zum Maximum seiner Entwicklung gelangen konnte, während der größte, von Cuvier gemessene Schädel eines europäischen Bären von einem Individuum herrührte, das in Gefangenschaft gehalten seine Kräfte nicht üben und erstarken konnte und demnach auch nicht seine volle Ausbildung erreichte. Auch finde man, wie er hinzusetzt, bey allen wildlebenden Thieren nach den Lokalitäten ähnliche Differenzen.

Es ist allerdings richtig, daß auch bey den wilden Thieren ansehnliche Differenzen bey gleichalterigen Individuen einer und derselben Art wahrgenommen werden; indeß giebt es in dieser Beziehung ein Maximum und Minimum, das nicht überschritten wird. Die Länge von 0,363 M., welche Cuvier als Maximum für die in der pariser Sammlung befindlichen Schädel von U. arctos angiebt, wird ziemlich genau die höchste Größe für diese Art bezeichnen, da der größte unter den hiesigen Schädeln dasselbe Maaß hat, ein weit älterer aber nicht einmal diese Länge erreicht. Nun kann ich zwar nur von dem einen unserer 3 Skelete die bestimmte Versicherung geben, daß es von einem im wilden Zustande erlegten Thiere herrühre; da aber im bayerischen Walde und in den großen Salinenwaldungen um Traunstein von Zeit zu Zeit braune Bären erlegt werden — wie denn unsere drey ausgestopften Exemplare daselbst geschossen wurden — so ist mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß auch die andern Skelete von solchen Thieren abstammen.

(Schluß folgt.)

*) Isis 1831. S. 555.

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1842 Nr. 5.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. July.

Nro. 132. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13. May. 1842.

2. Herr Professor Dr. A. Wagner giebt: Bemerkungen über die Artsrechte der antediluvianischen Höhlenbären.

(Schluß.)

Es ist mir überdieß keine Angabe bekannt, welche dem U. arctos eine größere Schädellänge als die von Cuvier und mir gemessene zuschriebe; auch Blainville weiß sich auf keine solche zu beziehen. Die meisten Schädel aber bleiben hinter diesem Maximum, zum Theil sehr erheblich, zurück.

Ganz anders ist es bey dem U. spelaeus. Die kleinsten Schädel von diesem erreichen bereits das Maximum von denen des braunen Bären, und solche kleine sind sehr selten. Während bey diesem die Länge der Schädel von 11 bis 13½, höchstens 14″ wechselt, variirt sie bey dem hochstirnigen Höhlenbären zwischen 14 — 18″.

In dieser, an vielen Exemplaren ermittelten höchst ansehnlichen Größe und Verschiedenheit darf aber der Zoolog mit Recht eine specifische Differenz zwischen beyderley Thieren suchen.

Das 2te Argument, von der gewaltigen Entwicklung der Stirne u. s. w. hergenommen, sucht Blainville durch die Versicherung zu entkräften, daß es keinen Anatomen, der nur ein wenig Physiolog wäre, gebe, der nicht wüßte, wie groß die Differenzen in gedachten Beziehungen zwischen einem jungen und einem erwachsenen, zumal alten, Individuum seyen, zwischen einem Männchen und einem Weibchen, und in demselben Geschlechte zwischen einem kühnen und kräftigen und einem schwächeren, verzagteren Individuum, was Alles mächtig auf die Ausprägung der Schädelformen bey einer und derselben Art einwirke.

Hierauf ist zu erwiedern, daß wohl Niemand im Ernste die Meynung hegen wird, als ob etwa Cuvier mit solchen individuellen Differenzen und Einwirkungen nicht bekannt gewesen wäre, und trotz dem hat er mit größter Bestimmtheit sich für die specifische Trennung des Höhlenbären von unseren lebenden Bären erklärt. In gleichem Falle mit diesem großem Vorgänger befinde ich mich auch, und die von Blainville gemachte Erinnerung hat mich nicht im Mindesten zur Aenderung meiner Meynung bringen können, worüber ich mich indeß vollständig zu rechtfertigen hoffe.

Abgesehen von individuellen und seruellen Differenzen sind weit die eingreifendsten Veränderungen, welche an einem Schädel vorgehen können, diejenigen, die durch das Alter hervorgebracht werden; der wichtigste Zeitpunct in dieser Beziehung ist der Zahnwechsel, von dem an die größten Umänderungen erfolgen. Aber auch hier sind nach den verschiedenen Gattungen und Arten diese von sehr verschiedenem Umfange und in engere oder weitere Gränzen eingeschlossen. Bey unserem gemeinen Landbären liegt in der Jugend Stirn und Nasenfläche in einer Flucht, indem jene allmählig in diese übergeht. Mit dem Alter erhebt sich die Stirnflache etwas, so daß ihr Vordertheil nicht mehr einen Theil des Bogens ausmacht, der vom Hinterhaupt bis an das Schnautzenende sich erstreckt, sondern ein wenig unterhalb dieses Bogens abfällt; damit bleibt

jedoch die Stirnfläche platt, mit geringer oder kaum merklicher mittlerer Aushöhlung. Ganz anders ist es bey dem U. spelaeus. Hier setzt auch bey den jüngsten Exemplaren, die man kennt, die Stirne steil und treppenartig von der Nasenfläche ab, hoch über diese emporragend, und die gewölbten Stirnhügel sind bereits ansehnlich aufgetrieben. Mit dem Alter werden diese Buckel größer und der Zwischenraum zwischen ihnen dadurch vertiefter. Ein Uebergang von der platten Schädelform des gemeinen Bären zu den hoch- und gewölbtstirnigen des U. spelaeus ist gar nicht vorhanden; eine spezifische Differenz also — wenn man anders Arts-Verschiedenheiten nicht ganz negiren will — nothwendig anzunehmen.

Es könnte jedoch scheinen, als ob in dem U. arctoideus das Uebergangsglied gegeben wäre, durch welche die Vereinigung des U. spelaeus und arctos zu einer Art vermittelt werden dürfte; dieß ist jedoch keineswegs der Fall. Nicht bloß ist der U. arctoideus von einer Größe, welche der gemeine Bär niemals erreicht, sondern die Stirne ist bey ihm noch immer in einer Bestimmtheit von der Nasenfläche abgesetzt, wie solches bey dem letzteren niemals gefunden wird.

Das 3te zu Gunsten der specifischen Selbstständigkeit des U. spelaeus aufgestellte Argument vom Fehlen der kleinen Lückenzähne, erklärt Blainville ebenfalls ohne Wichtigkeit, weil dieses Ausfallen nur anzeige, daß es frühzeitig durch die Entwicklung der Eckzähne veranlaßt werde, überdieß ein Merkmal, das auf einer veränderlichen Eigenthümlichkeit beruhe, niemals ein specifisches werden dürfe.

Wir können uns jedoch auch in diesem Puncte nicht so kurz abweisen lassen. Es ist allerdings richtig, daß der Mangel der Lückenzähne beym U. spelaeus und arctoideus kein absoluter ist. Cuvier hat sie in etlichen Fällen gefunden, Schmerling *) ebenfalls, zweifelhaft habe ich ein Beyspiel angeführt. Dieß sind aber vereinzelte, höchst seltene Ausnahmen von der allgemeinen Regel, denn in der großen Menge von Kiefern, die ich zu untersuchen Gelegenheit hatte, ist mir nichts Aehnliches mehr vorgekommen. Ein Gleiches bezeugen Cuvier, Schmerling, Goldfuß und andere Beobachter. Diese Kiefer gehören aber den verschiedensten Alters-Perioden an: ganz alten Individuen eben so gut als ganz jungen. — Völlig verschieden von diesem Verhalten der Höhlenbären ist das vom lebenden Bären. Hier ist das Vorkommen der Lückenzähne die Regel, ihr Fehlen die Ausnahme; Letzteres nur mitunter bey ganz alten Individuen; während sie bey jungen und mittelalten Thieren immer — wenigstens ihre Alveolen — vorhanden sind.

Hinsichtlich dieser kleinen Lückenzähne besteht demnach zwischen den lebenden und den Höhlenbären der bedeutende Unterschied, daß während bey jenen alle Individuen damit versehen sind und nur ganz alten der eine oder andere abgeht, bey diesen dagegen, den jungen Thieren so gut als den alten, die Lückenzähne oder ihre Alveolen gänzlich fehlen, und nur in außerordentlich seltenen Fällen Spuren davon wahrgenommen werden. Wenn demnach die Höhlenbären in ihrer frühesten Jugend ebenfalls sämmtlich mit diesen Lückenzähnen versehen gewesen seyn sollten, worüber uns freylich die nöthigen Thatsachen fehlen, so würde ihr Ausfallen, ja das gänzliche Verschwinden ihrer Alveolen, bereits in einer Lebensperiode eintreten, in welcher bey dem lebenden Bären an ein solches Verschwinden noch gar nicht zu denken ist. Aus diesem verschiedenartigen Verhalten bey beyden Thieren wird man nun wohl nicht ohne gute Berechtigung auf eine specifische Differenz derselben schließen dürfen, zumal wenn andere Merkmale von Belang, wie die eben angeführten, hinzukommen.

Was das Gerippe des Rumpfes und der Gliedmassen anbelangt, so besteht in dieser Beziehung zwischen den großen Höhlenbären und unserem braunen Bären im Allgemeinen eine solche Uebereinstimmung, daß die meisten Differenzen als individuelle sich deuten lassen. Eine Ausnahme hievon machen die Knochen der Mittelhand und des Mittelfußes, von welchen Cuvier, Schmerling und ich gleichmäßig angegeben haben, daß sie beym Höhlenbären sämmtlich dicker und doch dabey kürzer als beym braunen Bären sind. Auch Blainville kann dieses Verhalten nur bestätigen, und ich lege auf selbiges

*) A. a. O. S. 120.

für die specifische Sonderung ein um so größeres Gewicht, als gerade diese Knochen es sind, die am häufigsten gefunden werden, daher das von ihnen hergenommene Merkmal mit der größten Sicherheit constatirt werden konnte.

Am Becken des Höhlenbären, von dem die Universitäts-Sammlung in Erlangen als eine der größten Seltenheiten ein vollständiges Exemplar besitzt, habe ich die Bemerkung gemacht, daß der vordere oder Längsdurchmesser den der lebenden Bärenarten um ein Beträchtliches übertrifft; ein Merkmal, das in Verbindung mit den übrigen wohl Beachtung verdient.

Fassen wir alle die bisher erörterten Differenzen, die wir zwischen den großen Höhlenbären (dem U. spelaeus und arctoideus) und dem braunen Bären (U. arctos) gefunden haben, zusammen, so fällt ihre Summe für mich so sehr ins Gewicht, daß ich jetzt so wenig als früherhin anstehe, mit der bestimmtesten Ueberzeugung ihre specifische Verschiedenheit auszusprechen. Auch glaube ich in meiner Hoffnung nicht getäuscht zu werden, daß der größte Theil der Naturforscher diese Meynung mit mir theilen wird.

7. Vergleichung des Ursus priscus mit dem U. arctos.

Wenn es mir nicht schwer wurde die specifische Verschiedenheit des U. spelaeus von unserem lebenden Bären nachzuweisen, so ist dieß nicht mehr bey dem U. priscus der Fall. Die Uebereinstimmung in den Schädelformen dieser beyden letzteren ist so groß, daß die von Cuvier erwähnten Differenzen (minder abstehende Jochbögen bey U. priscus, breiterer Hirnkasten, längerer Zwischenraum zwischen Eck- und Backenzähnen ꝛc.) recht leicht noch in den Kreis individueller Abweichungen hineinfallen können. Das Exemplar des U. priscus in der hiesigen Sammlung kommt durch die gleichmäßig gewölbte Dachung, welche von den Stirn- und Nasenbeinen gebildet wird, ganz mit den jüngeren Schädeln des braunen Bären überein, nur daß es diese an Größe und namentlich an Breite des Stirnbeines ansehnlich übertrifft. Seine Größe ist der des größten alten Schädels vom U. arctos gleich, obwohl er keineswegs von einem besonders alten Thiere herrührt, wie dieß der gute Zustand der Zähne, die

scharf markirten Nähte und die nicht sonderlich entwickelten hinteren Orbitalstacheln des Stirnbeins ausweisen. Das von Cuvier und Goldfuß beschriebene Exemplar ist merklich kleiner, obwohl es von einem älteren Thiere als das unserige herrührte; solchen Differenzen ist nur ein individueller Werth beyzulegen. Was mir am hiesigen Schädel des U. priscus am meisten auffällt, ist die ansehnliche Breite des Stirnbeins vor den Orbitalstacheln; um so bemerkenswerther, als gedachtes Exemplar von keinem sonderlich alten Thiere herrührt und also wohl dieser Theil des Schädeldaches mit größerem Alter durch die vorschreitende Entwickelung der Stirnhöhlen an Ausdehnung noch gewonnen hätte. Ueber den Abstand der Jochbögen kann ich nichts sagen, da diese an unserem Schädel abgebrochen sind.

Obschon nun allerdings in den Schädelformen des U. priscus keine solchen markirten Differenzen hervortreten, wie bey dem U. spelaeus, so möchte ich doch mit Cuvier und Goldfuß eher auf seine specifische Differenz vom U. arctos als auf specifische Gleichstellung mit diesem schließen. Gerne gestehe ich indeß, daß ich mich in diesem Falle auf keine bündige Beweisführung einlassen, sondern meine Meynung nur als eine nicht unwahrscheinliche hinstellen kann.

Ein äußerlicher Umstand ist es, der mich in dieser Ansicht bestärkt. So viel mir bekannt, ist bisher bey allen Schädeln vom U. spelaeus und arctoideus noch niemals der dazu gehörige Unterkiefer anschließend gefunden worden. In den Sammlungen sieht man zwar häufig die Schädel mit Unterkiefern versehen; diese sind indeß nur unter vielen losen nach der entsprechenden Größe der Schädel ausgewählt worden. Bey dem von Cuvier und Goldfuß beschriebenen Exemplare, so wie nicht minder bey dem unserigen, ist aber der Unterkiefer durch Tropfsteinmasse, und zwar ganz in seiner natürlichen Stellung, an den Schädel befestigt. Dieser Umstand erscheint mir nicht ohne Bedeutung. Wie ich meyne, deutet er auf eine ruhigere Ablagerung dieser Ueberreste als auf die der großen Höhlenbären hin, so daß U. spelaeus und priscus wahrscheinlich nicht in gleichen Zeitperioden in den Höhlen die letzte Ruhestätte fanden. Schade, daß

man über die Verhältnisse der Auffindung dieser wenigen Ueberreste des U. priscus keine genaue Auskunft hat.

Blainville's Meynung, als ob der U. priscus das weibliche, wie der U. spelaeus minor das männliche Geschlecht der kleinern Varietät des U. spelaeus darstelle, entbehrt jeder Begründung, da solche enorme Differenzen zwischen den Geschlechtern an keiner unserer lebenden Bären-Arten vorkommen, also auch nicht bey den ausgestorbenen erwartet werden dürfen.

8. Schluß.

Aus dem Vorstehenden dürften sich demnach folgende Resultate ergeben:

1) Der eigentliche oder hochstirnige Höhlenbär (U. spelaeus), dessen Ueberreste in solcher Menge vorkommen, daß dagegen die des U. arctoideus und priscus kaum zählen, ist mit bestem Rechte für eine ganz besondere, von allen lebenden verschiedene Art zu erklären.

2) Der U. arctoideus ist mit größter Wahrscheinlichkeit nur als das äußerste Extrem, bis zu welchem die Reihe der Abänderungen von U. spelaeus verlaufen kann, anzusehen. Bey seiner außerordentlichen Seltenheit kann man ihn nicht für die weibliche Form des U. spelaeus gelten lassen, da eines Theils hiemit ein Mißverhältniß in der Zahl der Geschlechter vorausgesetzt werden müßte, wie es in der Natur nicht vorkommt, anderntheils aber die seruellen Verschiedenheiten bey den wilden Thieren keine solchen schroffen Differenzen in den Schädelformen herbeyführen. Mit dem U. arctos wenigstens darf er in keiner Weise zusammen gestellt werden.

3) Der U. priscus ist diejenige Art, welche dem braunen Bären, sowohl durch Form als Größe des Schädels, am nächsten steht. Seine specifische Verschiedenheit vom letzteren kann nicht mit Sicherheit nachgewiesen werden, doch finden sich allerdings Merkmale, welche eine solche vermuthen lassen.

4) Der U. spelaeus und arctoideus gehören unter die ausgestorbenen Thierarten, deren Vernichtung nicht vom Menschen ausgegangen, sondern durch eine gewaltige Katastrophe herbeygeführt worden ist. Von welcher Art diese gewesen dürfte, darüber giebt die gailenreuther Höhle bey Muggendorf die meisten Aufschlüsse, wie ich dieß schon an einem andern Orte*) nachgewiesen habe.

*) Vrgl. meine Abhandlung „über die fossilen Säugthier-Ueberreste der Muggendorfer Höhlen, mit besonderer Berücksichtigung der geognostischen Verhältnisse ihrer Lagerstätten“ (in den Münchner gel. Anzeig. Bd. IX. S. 938 u. f.) Ich erlaube mir aus diesem Aufsatze nur kurz hervorzuheben, was ich daselbst ausführlicher über die Ursache, durch welche die Knochen von Bären, Hyänen, Löwen u. a. Thieren in der gailenreuther Höhle abgelagert wurden, beygebracht habe.

Hunter, Rosenmüller, Cuvier und Buckland sind nämlich der Meynung, daß die Thiere, deren Ueberreste man in diesen und andern ähnlichen Höhlen findet, viele Generationen hindurch in ihnen gelebt haben und darin gestorben sind. Esper, Goldfuß und ich sind dagegen der Meynung, daß die Thiere eingeschwemmt wurden.

Wenn Buckland zu Gunsten seiner Ansicht sich auf die kirkdaler Höhle berufen kann, so bestehen dagegen in der gailenreuther ganz andere Verhältnisse. Hier ist 1) kein Knochen benagt oder zersplittert, 2) in die untern Abtheilungen, wo die meisten Knochen aufgehäuft sind, kann man nur durch Leitern oder gefährliche Kletterversuche gelangen; 3) die Knochen sind nicht bloß am Boden und in den Seitenwänden vorfindlich, sondern höchst merkwürdiger Weise auch in der Decke einer Grotte.

Unter solchen Verhältnissen scheint mir keine andere Annahme zulässig als die, welche sich dahin ausspricht, daß jene großen Thiere in einer gewaltigen Ueberschwemmung ersäuft und ihre Leichname in die gailenreuther und andere benachbarte Höhlen eingeschwemmt wurden; in ersterer in solcher Menge, daß ein ganzes Gewölbe damit erfüllt wurde.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. July.

Nro. 133. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Lehrbuch der Stöchiometrie. Ein Leitfaden zur Kenntniß und Anwendung der Lehre von den bestimmten Proportionen. Von Dr. Heinrich Buff, ordentl. Professor der Physik an der Universität Giessen. Zweyte Auflage. 8. 213 S. Nürnberg bey J. L. Schrag 1842.

Wenn ein Werk in kurzem Zeitraum eine zweyte Auflage nothwendig macht, obschon gleichzeitig andere sehr brauchbare Bücher, welche den nämlichen Gegenstand berühren, erschienen sind, so darf man wohl annehmen, daß die in der ersten Auflage gewählte Behandlungsweise einigen Beyfall gefunden habe. Diese günstige Aufnahme der ersten Auflage wird auch ohne Zweifel den Verf. bewogen haben, den früher befolgten Plan in der neuen vorliegenden Ausgabe im Allgemeinen beyzubehalten.

Die großen Fortschritte der Chemie in der neuesten Zeit waren indeß Veranlassung, daß bedeutende Veränderungen und zahlreiche Zusätze nicht vermieden werden durften. Vor Allem ist der Verf. bemüht gewesen, die sogenannte Theorie der Wasserstoffsäuren und namentlich die der elektropositiven und elektronegativen Radicale ganz ausführlich zu erörtern, weil durch die Grundlage dieser Theorie das Studium der chemischen Proportionslehre ungemein vereinfacht und die Anwendung derselben bey chemischen Berechnungen erleichtert wird.

Nachdem der Verf. den geschichtlichen Theil der stöchiometrischen Lehren von Wenzel, Richter und Proust an bis auf unsere Zeit flüchtig berührt, geht er zu den Grundgesetzen der Stöchiometrie über.

Die Stöchiometrie beschäftigt sich nicht mit chemischen Gemengen, wie z. B. Salpeter in Wasser aufgelöst, verdünnte Schwefelsäure, Glas ꝛc., indem die Bestandtheile dieser Gemenge in sehr mannichfaltigen Verhältnissen vorhanden seyn und aus dem Grunde keinen Gegenstand der Berechnung ausmachen können. Sie beschäftigt sich vielmehr nur mit den chemischen Verbindungen, denn in ihnen ist das Verhältniß der Bestandtheile von der Art festgesetzt, daß sie alle durch Zahlen ausgedrückt werden können, deren Verhältnisse zu einander unveränderlich sind. Jede dieser Zahlen drückt für den einfachen oder zusammengesetzten Körper, welchen sie repräsentirt, das relative Gewicht aus, unter dem er Verbindungen mit andern Körpern eingehen kann. Es vereinigen sich z. B. 100 Gewichtstheile Sauerstoff mit 12,5 Wasserstoff zu Wasser, mit 490 Kalium zu Kali, mit 339 Eisen zu Eisenoxydul, — mit 201 Schwefel zu unterschwefliger Säure. Diese Zahlen drücken nicht nur die Verhältnisse aus, in welchen sich diese Körper mit Sauerstoff, sondern auch, in welchen sie sich unter einander vereinigen, denn 201 Schwefel mit 12,5 Wasserstoff bildet das Schwefelwasserstoffgas; 201 Schwefel mit 339 Eisen das Schwefeleisen ꝛc. Diesen Verhältnißzahlen hat man mit Unrecht verschiedene Benennungen beygelegt, nämlich Massentheile, Atomgewichte, Aequivalente, Mischungsgewichte ꝛc., welche im Wesentlichen immer die nämliche Bedeutung haben.

Der neueren Theorie der Wasserstoffsäuren huldigend, betrachtet der Verf. alle wirklichen Säuren als Verbindungen eines einfachen oder zusammengesetzten elektronegativen Radikals mit einer gewissen Menge durch Metalle vertretbaren Wasserstoffs. Die Neutralsalze sind Verbindungen desselben Radikals mit einem basischen Metalle, oder in den Neutralsalzen ist der Wasserstoff durch eine chemisch proportionale Menge eines Metalls vertreten.

Bey zusammengesetztem Radikale der Säure kann das Mischungsgewicht des einfachen Stoffes mit einem oder mehreren Mischungsgewichten eines andern verbunden seyn; es können aber auch mehrere Stoffe darin aufgenommen oder der eine durch einen andern ausgeschieden werden. Wenn dabey die Menge des ersetzbaren Wasserstoffs ungeändert bleibt, so besitzen alle diese verschiedenen Säuren einerley Sättigungscapacität, wovon der Verf. eine große Zahl von Beyspielen anführt.

Einige Oxyde gehen mit dem Wasser mehr oder weniger innige Verbindungen ein und bilden Hydrate. Diese sind so zusammengesetzt, daß der Sauerstoff des Wassers dem der Base entweder gleich oder halb so groß ist. Einige dieser Hydrate verlieren ihren Wassergehalt schon bey der Temperatur des kochenden Wassers, wie die des Zinnoxyduls und Kupferoxyds, andere erst beym Glühen wie die des Kalkes und der Magnesia; hingegen sind Kali, Natron, Baryt und Strontian so innig mit dem Wasser verbunden, daß sie es selbst bey der strengsten Glühhitze nicht verlieren. Es ergiebt sich aus den angestellten Untersuchungen, daß das Verhalten des Wassers in den Hydraten mit dem der Wasserstoffsäuren einige Analogie hat, auch kann der Wasserstoff darin zuweilen durch andere Metalle vertreten werden.

Der Verf. läßt die Corpuscular- oder atomistische Theorie nicht unberührt und stellt dafür den Satz auf, „daß die Masse eines Körpers kein stetiges Ganzes bildet, sondern ein Aggregat ist von sehr kleinen abgesonderten Theilen, deren Ausdehnung zwar verschwindend gering und für unsere Sinne unwahrnehmbar, deren Form, Größe und innere Beschaffenheit aber eine bestimmt gegebene und unveränderliche ist.“

Durch den Einfluß äußerer Kräfte kann die Wirksamkeit der anziehenden und abstoßenden Kräfte der Massentheile oder Atome verstärkt, geschwächt oder auch ins Gleichgewicht gesetzt, aber niemals eigentlich aufgehoben werden. Wir enthalten uns, diesen etwas hypothetischen Gegenstand noch weiter zu verfolgen und gehen über zu dem Artikel, in welchem der Verf. das elektrolytische Gesetz entwickelt.

Faraday's wichtige Entdeckung der festen chemischen Zersetzung mittelst elektrischer Aktion (Elektrolysis) ist hiebey von besonderer Bedeutung und besteht wesentlich in Folgendem: Wenn man ein Gefäß durch eine eingesetzte poröse Masse, z. B. durch ein Stück Ochsenblase in 2 Kammern theilt, in die eine derselben verdünnte Schwefelsäure, in die andere eine Auflösung von Kupfervitriol bringt, sodann in die Säure eine Platte von Zink, in die Auflösung von Kupfervitriol eine Kupferplatte taucht und beyde Metalle in Berührung setzt, so entsteht ein elektrischer Strom. Dabey wird das Zink aufgelöst und an der Kupferplatte eine dem aufgelösten Zink chemisch proportionale Menge Kupfer abgesetzt.

Nach der elektrochemischen Theorie läßt sich von diesem Verhalten folgende Erklärung geben: das Zink durch die Berührung mit Kupfer positiv elektrisch geworden wirkt elektrisch vertheilend auf die in der Schwefelsäure verbundenen Elektricitäten ihres Salzbilders und des Wasserstoffs.

Der Verf. geht alsdann über zu den Beziehungen des Volums und des specifischen Gewichtes der Körper im Gas- oder Dampfzustande zu ihren Verbindungs-Verhältnissen; ferner zur Wärmecapacität und zum Volum der Atome.

Das Zusammensetzungs-Verhältniß chemischer Verbindungen wird von ihrer Krystallform abhängig dargestellt, weil es viele Gruppen krystallisirter Verbindungen giebt, in welchen irgend einer der Bestandtheile durch einen andern Stoff ersetzt werden kann, ohne daß die Krystallform geändert wird. So machen Thonerde, Schwefelsäure, Kali und Wasser die gewöhnlichen Bestandtheile des Alaun's aus. Die Thonerde kann indessen ganz oder theilweise durch Eisenoxyd, Manganoxyd oder Chromoxyd vertreten werden, ohne daß das Verhältniß der übrigen Bestandtheile, noch die Krystallform die allergeringste Aenderung erleidet. Es kann sogar derselbe Krystall von den 3 genannten Oxyden enthalten. Eben so kennen wir kein krystallisirtes Salz der Schwefelsäure, in welchem der Schwefel nicht vollständig durch Selen ersetzt werden könnte.

Mitscherlich, der diese merkwürdigen Beziehungen zuerst einer sorgfältigen Prüfung unterwarf

und dieselben auf zahlreiche Körpergruppen ausdehnte, wurde durch seine Arbeiten zu dem Schluße geleitet, daß diejenigen Quantitäten verschiedener Stoffe, welche mit einerley Mengen eines andern oder mehrerer anderer Stoffe Verbindungen von einerley Krystallform hervorbringen, ebenfalls einerley Form besitzen müssen. Dem zu Folge müssen die Aequivalente von Thonerde, Eisenoxyd, Manganoxyd und Chromoxyd gleichgeformt seyn. Diese Körper sind isomorph.

Im Allgemeinen behauptet die Isomorphie unter den Mitteln zur Bestimmung der chemischen Verhältnißzahlen denselben Rang, wie früher die Volum-Theorie, obgleich Kopp in neuerer Zeit gezeigt hat, daß die Atome einiger Körper, wenn auch gleiche Gestalt, jedenfalls nicht gleiche Größe besitzen, wovon Titansäure und Zinnoxyd, welche mit einander isomorph sind, als Beyspiel dienen, denn das Atomvolum des Titan's ist nur halb so groß als das des Zinns. Das nämliche kann gesagt werden von Schwefelsäure, Chromsäure und Manganäure, welche isomorph sind. Es läßt sich hieraus auf eine ähnliche Zusammensetzung dieser Körper schließen und darauf, daß die Mengen von Schwefel, Chrom und Mangan, welche einander in den Neutralsalzen jener Säuren vertreten können, ebenfalls gleichgestaltet sind und einer gleichen Anzahl von Atomen entsprechen. Allein die Atomvolume dieser 3 einfachen Stoffe sind durchaus verschieden. Die Aehnlichkeit der Form kann also erst durch die Verbindung mit Sauerstoff hervorgebracht worden seyn. Diese und ähnliche Thatsachen führen zu der Ueberzeugung, daß die Atomgewichte nach den Grundsätzen der Isomorphie mit absoluter Sicherheit ebenso wenig ausgemittelt werden können, als dieß mit Beyziehung irgend eines andern bis jetzt bekannten physikalischen Gesetzes möglich ist.

Der Verf. verläßt hier das Verhältniß der chemischen Verbindungen, mehr oder weniger abhängig von ihrer Krystallform und geht über zu der Bestimmung der chemischen Verhältnißzahlen oder der Atomgewichte der Körper, so wie zu den chemischen Zeichen und Formeln.

Wird von den chemischen Mischungswerthen weiter nichts erwartet, als dadurch eine Erleichterung für die Rechnung zu finden, so bedarf man für die Bestimmung derselben nur eine Anzahl von genauen Analysen. Wenn die relativen Verhältnisse bekannt sind, in welchen diese Mischungswerthe in den verschiedenen Verbindungen zusammentreten, so können wir uns dadurch einen leichten und sichern Ueberblick der Verbindungsverhältnisse verschaffen. Da z. B. im Eisenoxyd 2 Proport. Eisen mit 3 Sauerstoff verbunden sind und da der Mischungswerth des Eisens 339, der des Sauerstoffs 100 ist, so finden wir durch eine einfache Addition, daß das Eisenoxyd aus 678 Gewichtstheilen Eisen auf 300 Sauerstoff zusammengesetzt ist. Auf diese Weise können viele Angaben der procentigen Zusammensetzung der Körper entbehrlich gemacht werden, die Rechnungen werden dadurch sehr abgekürzt und in vielen Fällen kann man sich mit dieser rein empirischen Bestimmung der chemischen Verhaltnißzahlen begnügen.

Nach den Ergebnissen der neuesten Analysen ist das Aequivalent des Wasserstoffes zu 12,48 festgesetzt worden. Dieß ist die Menge Wasserstoff, welche den Radikalen der Säuren gegenüber die Stelle einer Basis von sehr starker Verwandtschaft und Sättigungskraft übernimmt, die Menge, welche durch 1 Atom Kalium oder Natrium ersetzt werden kann. Man ist also versucht 12,48 für das Atomgewicht des Wasserstoffs zu nehmen, was auch wirklich von vielen Chemikern geschieht. Allein die gasförmigen Bestandtheile des Wassers sind 2 Vol. Wasserstoff auf 1 Vol. Sauerstoff. Da man indessen früherhin die Volumtheorie als die sicherste Führerin bey Untersuchungen dieser Art betrachtete, so hat Berzelius das Aequivalent des Wasserstoffs = 2 gesetzt. 1 Atom Wasserstoff würde demnach 6,24 wiegen. Das Atom des Wassers aber ist, welcher Ansicht man auch beypflichten mag = 12,48 + 100 = 112,48.

Die Chlorwasserstoffsäure ist aus gleichen Volumtheilen oder Atomen Chlor und Wasserstoff zusammengesetzt; weil aber bey allen andern Säuren 1 Aequivalent für 1 Atom genommen wird, so betrachtet man 1 Atom Chlorwasserstoffsäure bestehend aus 2 Atom Chlor und 2 Atom Wasserstoff.

Bey dem Schwefel hat man indessen den Aus-

spruch der Volumtheorie ganz unbeachtet gelassen. Lange bevor das specifische Gewicht des Schwefelgases bekannt war, hatte man die Atomzahl des Schwefels zu 201,17 gesetzt, weil dieß das Aequivalent für 100 Sauerstoff ist und weil der Schwefel in den meisten seiner Verbindungen die größten Analogien mit dem Sauerstoff zeigt. Man mußte also zuletzt nothwendig zu der Vorstellung geleitet werden, daß überall, wo beyde Körper einander ersetzen, Atom für Atom eintritt.

Nachdem der Verf. die chemischen Zeichen und Formen mit der geeigneten Deutlichkeit beschrieben, wendet er sich zur Stöchiometrie rücksichtlich ihrer Anwendungen.

Wenn sie immerhin als der wichtigste Theil der Chemie in wissenschaftlicher Hinsicht zu betrachten ist, so hat auch ihr praktischer Werth ein nicht geringeres Interesse. Nachdem wir mit der merkwürdigen Gesetzmäßigkeit in den chemischen Erscheinungen bekannt geworden, sind wir im Stande auf das Eintreten derselben schon im Voraus zu schließen. Indem uns eben diese Gesetzmäßigkeit die bestimmtesten Regeln erkennen läßt, nach welchen der größere Theil der Naturkörper zusammengesetzt ist, besitzen wir Mittel, die Verbindungsweise vieler Substanzen durch bloße Rechnung aufzufinden und dadurch eine Controle für die Sicherheit analytischer Untersuchungen. Hier theilt der Verf. eine große Menge gut gewählter Beyspiele mit, bey welchen die stöchiometrischen Rechnungen in Anwendung zu bringen sind.

Der Verf. berührt auch die Anwendungen der Stöchiometrie bey organisch-analytischen Untersuchungen, indem er dabey auf Liebig's Anleitung zur Analyse organischer Körper hinweist und im Allgemeinen erinnert, daß die gewöhnliche Art organische Substanzen zu analysiren, darin besteht, dieselben mit Kupferoxyd oder für den Fall, daß sie sehr reich an Kohlenstoff sind oder Chlor enthalten, mit chromsaurem Bley zu verbrennen.

Nachdem der Verf. die Anwendnng der bestimmten chemischen Verbindungsverhältnisse zur Berechnung des spec. Gew. der Gase, sowie die Anwendung des bekannten spec. Gew. einer gasförmigen Verbindung als Controle ihrer durch die chemische Analyse gefundenen Zusammensetzung mit vieler Umsicht abgehandelt, theilt er zum Beschluß 2 Tabellen mit.

1. Tabelle über die spec. Gew. der wichtigsten Gase und Dämpfe auf 0° Temperatur und 336 Pariser Linien Druck reducirt.

2. Tabelle der chemischen Verhältnißzahlen der einfachen und zusammengesetzten Körper.

Es ist unverkennbar, daß der Verf. es sich hat angelegen seyn lassen, — daß er alle Kräfte angewendet hat, dem schon etwas unterrichteten Chemiker ein sehr brauchbares und nützliches Werk an die Hand zu geben. Er hatte dabey keineswegs die Absicht, neue wissenschaftliche Systeme aufzustellen oder schon vorhandene zu vertheidigen, sondern sein Bestreben ging lediglich dahin, Thatsachen zu sammeln und sie in eine solche Verbindung zu bringen, daß es den Studierenden möglich gemacht wird, von den mathematisch-chemischen Gesetzen und von ihrer wichtigen Anwendung in der practischen Chemie eine deutliche und klare Ansicht zu gewinnen. Aus diesem Grunde nehmen wir auch keinen Anstand, das vorliegende mit vielem Fleiß bearbeitete und Herrn Gay-Lussac gewidmete Werk Allen denjenigen, welche sich mit der interessanten Sparte der Stöchiometrie recht vertraut machen wollen, bestens zu empfehlen.

Druck und Papier lassen nichts zu wünschen übrig.

A. V.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. July.

Nro. 134. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit von Friedrich v. Raumer. Zweyte verbesserte und vermehrte Ausgabe. In sechs Bänden. Vierter Bd. Leipzig. F. A. Brockhaus 1841. 654 S.

Zweyter Artikel.

Es ist wohl keine Frage, daß jeder Historiker das Recht habe, Berichte der Quellenschriftsteller in allen den Fällen, wo es nicht auf den Wortlaut ankömmt, und die eigentliche Thatsache nicht eine Beeinträchtigung leidet, im Auszuge, und andeutend, selbst mit den der Verschiedenheit der Auffassungsweise angemessenen Veränderungen mitzutheilen. Keineswegs darf aber diese Freyheit so weit ausgedehnt werden, daß man willkührliche Zusätze macht oder Dinge von Wichtigkeit ausläßt. Nach diesen Grundsätzen haben wir in dem vorigen Artikel uns veranlaßt gefühlt, mehrere Ausstellungen an der Raumerischen Behandlungsweise der Quellen zu machen und sind auch in Betreff des vierten Bandes genöthigt, dasselbe zu thun. Einige wenige Beweise werden statt vieler dienen. So läßt Hr. v. Raumer den Papst (Gregor IX.) dem Kaiser das Anerbieten machen, (S. 63) „alle Könige, Fürsten und Prälaten an einen sichern Ort zu berufen," um nach deren Ausspruch Genugthuung zu geben und zu nehmen. Vergleicht man hiermit den lateinischen Text bey Raynald 1243 n. 15, so findet sich ganz einfach das Anerbieten eines Fürstengerichts (parati sumus, vocare Reges, praelatos et principes tam saeculares quam ecclesiasticos ad aliquem tutum locum). Alle Könige der Christenheit zu berufen konnte dem Papste unter den damaligen Verhältnissen nicht in den Sinn kommen. S. 97 wird erzählt, wie Walter von Okra, Friedrichs Gesandter viele Gemüther durch das Erbieten gewonnen habe, „die letzte Entscheidung des Streites zwischen Reich und Kirche in die Hände Englands zu legen"; vergleicht man aber mit diesem Berichte den Ausdruck des Quellenschriftstellers, Matth. Paris. S. 434. (Parisiis 1654), so findet man etwas ganz Anders: Timens igitur, ut ait, irretiri et papalibus laqueis alligari, supposuit se dispositioni et censurae Regum Francorum et Anglorum ac Barnagii Regnorum eorundem.!! Hierauf folgt dann die Klage: Nec sic, ut ait, a Domino Papa exaudiri nec appendi potuit ejusdem tam justa humilitas. Schon dieses hätte von Raumer darauf führen sollen, es sey dieß kein anderer Vorschlag gewesen, als welchen der Kaiser durch Thaddäus von Suessa bey dem Concil zu Lyon an den Papst richten ließ (IV. S. 103), die Könige von Frankreich und England als Bürgen für die Vollziehung des kaiserlichen Versprechens anzunehmen. Einen Vorschlag, den Hr. v. Raumer seltsamer Weise einen „friedlichen" nennt, dessen Hinterlist jedoch der Papst wohl durchschaute, indem er bemerkte, „es hätte die Kirche statt eines Feindes alsdann drey und obenein von solcher Macht, daß sich ihnen in der Christenheit Niemand gleichstellen könnte." Irrthümer wie der Art, daß das Concil in der Kirche des hl. Johannes *) eröffnet worden (S. 101), übergehen wir als unerheblich und bemerken auch zu S. 79, der Flucht des Papstes, „Innocenz IV. sey mit solcher Geschwindigkeit nach Civita vecchia geeilt, daß ihm keiner von seinen Begleitern folgen konnte" —

*) Siehe dagegen Pagi breviarium III. S. 298. u. die neue Note bey Raumer IV. S. 112.

daß dieses wohl der entfernte Matth. Paris. erzählt S. 431: ante primum XXXIV. milliaria pertransivit, nemine comitante vel ipsum sequi potente. Allein Nicolaus de Curbio, welcher den Papst auf der Flucht begleitete und dann dessen Leben schrieb, erzählt ausdrücklich, daß der Papst seine Vertrauten zu seiner Begleitung auswählte, und dann nicht sowohl in Civita vecchia ankam, als, was wohl auf die Begleitung hinweist, ad ipsam civitatem vetulam est deductus. Das dimissis omnibus, das übrigens auf keinen Fall ein Nichtnachkommen bezeichnet, bezieht sich offenbar nur auf die Entlassung der Cardinäle. Wie übrigens Raumer bey dieser Gelegenheit erklären kann, S. 81, daß „bey einer unpartheyischen Prüfung der unter einander abweichenden Zeugnisse sich ergiebt: daß der Kaiser keineswegs den Plan hegte, den Papst gefangen zu nehmen," ist schwer zu begreifen. Matth. Paris., der bekanntlich dem Papste nicht besonders hold war, berichtet ganz unverholen, significatum fuit — Papae (ut idem postea asserebat) quod CCC Militis Tusci erant in veniendo ipsa nocte, ut ipsum apprehenderent; Nicolaus von Curbio aber erzählt: Imperator — Pontifici et fratribus occultas tendens insidias ipsosque capere machinans etc. Uebrigens hat Raumer Recht, wenn er sagt, „nur waren (jene) Reiter gewiß nicht die Ursache, weßhalb Innocenz — den Plan zur Flucht fassen mußte."

Doch wollen wir dieses nur berühren und kehren zurück von wo wir ausgegangen, um noch einiges in Betreff der Benützung des Matthäus Paris für das Concil von Lyon zu bemerken. Hier hat Raumer, mit welchem Grunde ist schwer zu sagen, eines der entscheidendsten Momente geradezu verschwiegen und zwar in der ersten wie in der zweyten Auflage. Der Papst hatte nämlich um seine Behauptung von des Kaisers Meineide zu begründen, die Originale der Schreiben des Kaisers an den römischen Stuhl vorgewiesen, in welchen seine Versprechungen enthalten waren, und als ihnen entgegen Friedrichs Gesandter die päpstlichen Schreiben vorwies, zeigte sich, wie begründet des Papstes Behauptung sey. Doch lassen wir Matthäus Paris reden: diligenter inspecto utrarumque tenore, non sibi ad invicem contradictorie aversabantur,

cum papales epistolae conditionales fuissent, imperatoriae vero absolutae: et apparuit laesio fidei manifeste ex parte Imperatoris, qui cum omniá absolute promiserat nec inde aliquid secundum promissa compleverat (S. 449). Erst S. 111 wird dieser Sache erwähnt, als nach dem Concil geschehen, und als eines jener Mittel, deren sich Innocenz mit großer Gewandtheit bediente, um die Mehrzahl der Prälaten auf seine Seite zu bringen. Wo steht dieß und wer giebt Herrn von Raumer das Recht zu einer solchen Behauptung? — Es blieb jetzt dem Gesandten nichts anderes übrig, als die Behauptung aufzustellen, der Papst habe gleichfalls nicht alles Versprochene gehalten. Wären jedoch die von uns im ersten Artikel berührten handschriftlichen Briefe von Raumer so mitgetheilt worden, wie es ihr Inhalt verdiente, so würde auch diese Ausrede in ihrer Nichtigkeit sich dargestellt haben. Der Leser möge aber aus diesem entnehmen, welches Ansehen ein in dem wichtigsten Theile so flüchtig abgefaßtes Werk verdiene.

Die Vertheidigung des Kaisers durch Thaddäus ist uns auch in anderer Beziehung noch interessant. Was dem Papst zum Nachtheile gereichte, ist richtig hervorgehoben; in Bezug auf den Friedrich gemachten Vorwurf wegen des sträflichen Umgangs mit sarazenischen Mädchen heißt es daselbst, solche „sind allerdings am kaiserlichen Hofe gewesen, keineswegs aber (wie der Papst, man weiß nicht auf welche Weise, ausgespürt haben will) unkeuschen Umgangs, sondern ihrer weiblichen Geschicklichkeit halber." Im Texte: Mulierculorum — Saracenarum non utitur concubitu et quis hoc posset probare? sed joculatione et quibusdam artificiis muliebribus!?

Mit derselben Parteylichkeit, mit welcher der ganze Bericht gehalten ist, wird ferner S. 109 angeführt: „Innocenz wußte seinen Vortheil geschickter mit dem Scheine der Mäßigung zu vereinigen; er bewilligte nämlich eine Frist, aber nur auf 12 Tage, welche kaum hinreichten, den Kaiser zu benachrichtigen und Antwort zu holen." Der wahre Grund, weßwegen der Papst nicht mehr Zeit bewilligte, liegt offenbar in den Worten Matth. Paris: concessae sunt — Thaddaeo induciae fere duarum heb-

domadarum non sine multorum gravamine Lugduni expectantium (p. 449). Nic. de Curbio aber erzählt c. 19: (Imperator) non intendebat venire, sed concilium potius perturbare — sed ad ejus malitiam convertendam a festo S. Joannis usque ad XV cal. Augusti a toto concilio fuit, non sine incommoditate maxima expectatus, cum tunc esset in Lombardia apud Veronam, qui bene potuisset infra dictum terminum comparere. Man sieht Hr. v. Raumer ist eben so wenig glücklich in seinen Behauptungen, als genau in seiner Quellenforschung.

In Bezug auf die Mittel, deren sich Innocenz bediente, „die Mehrheit der Prälaten auf seine Seite zu bringen," möchten wir den Verfasser auf das Schreiben des Papstes an den Cistercienserorden Matth. Paris. p. 460 und eine Stelle verweisen, welche unsers Wissens gleichfalls übersehen wurde: Non meminimus unquam causam cum tanta deliberatione et diligenti examinatione fuisse excussam et peritorum atque sanctorum mentibus libratam extitisse; adeo quod in secretis aliqui fratrum nostrorum (der Cardinäle) induerunt personam advocati pro ipso. Aliqui autem econtra personam adversantis, ut ex objectionibus et responsionibus inquirentium et disputantium ut solet in scolis causae veritas radicitus hinc indeque discuteretur. Man sehe das ganze höchst merkwürdige Schreiben, in welchem Innocenz in seiner wahren Persönlichkeit und nicht nach der beschränkten Auffassungsweise des Hrn. v. Raumer hervortritt. Der indirekte Vorwurf, den der Verf. gegen Innocenz S. 111 wegen Nichterneuung der Frist erhebt, fällt theils durch das vorher angeführte, theils dadurch hinweg, daß die verlangten 3 Tage verstrichen, ohne daß man erfuhr, es seyen die gekommen, welche Thaddäus erwartete und um dererwillen er anscheinend den Aufschub zu erwirken strebte. Die Gründe, welche den Papst zu dem Banne bewogen, und die der Verf. angeblich in die Initialrede des Papstes verflocht, finden sich weder hier S. 104 noch 114 in der nothwendigen Schärfe und Ausführlichkeit. Ungern nehmen wir auch diese Stelle in den Text auf; allein da es sich nun einmal darum handelt, die Glaubwürdigkeit der Geschichte der Hohenstaufen zu ermitteln, sind wir dazu genöthigt. P. Innocenz klagt S. 104 über den Kaiser: „Mit Gewalt nimmt er Kirchengüter und Kirchenschätze in Besitz, läßt aus Eigennutz und Gottlosigkeit die Bisthümer und Pfarreyen zum Verderben der Seelen unbesetzt." Im Original:

„Liquet namque undecim aut plures Archiepiscopales et multas episcopales sedes, Abbatias quoque et alias ecclesias ad praesens in Regno vacare — easque procurante ipso, sicut aperte patet, fuisse diutius Prelatorum regimine destitutas: in grave ipsarum praejudicium et periculum animarum multarum. Et licet forte in aliquibus ejusdem Regni ecclesiis electiones sint a capitulis celebratae: quia tamen per illa eadem familiares clerici sunt electi, probabili potest argumento concludi quod facultatem non habent liberam eligendi. Ecclesiarum autem ipsius regni non solum facultates et bona licit prout voluit occupari, sed et cruces, calices, thuribula, et alios sacros earum thesauros et pannos sericos, velut cultus divini contemptor, auferri, licet ut dicitur ipsis ecclesiis (exacto tamen prius pro eis certo pretio) in parte fuerint restituti. Matth. Par. S. 455.

Auch der Befangenste wird zugeben müssen, daß den Papst zu seinem Auftreten gegen Friedrich wichtigere Gründe veranlaßten, als Hr. v. Raumer aus unbegreiflicher Nachläßigkeit oder Parteylichkeit erscheinen lassen wollte. Wir machen jedoch unsere Leser aufmerksam, daß wir hier an einem der wichtigsten Theile der ganzen Geschichte des Mittelalters, an einem Angelpunkte stehen, von welchem eine richtige Auffassung des tragischen Sturzes der Hohenstaufen, des eigenthümlichen Schicksals der Kirche, der Verwirrung in Italien und Deutschland, der steigenden Suprematie Frankreichs, kurz einer der furchtbarsten Katastrophen abhängt. Die Frage, ob der Untergang der Hohenstaufen ein von ihnen verdientes Geschick, ein Gottesgericht oder nur die Folge der Intriguen und Bosheit neidischer Gegner sey, beruht hierauf und kann nur nach umfassender Würdigung aller einschlägigen Thatsachen gelöst wer-

den. Diese aber verschweigt der Verfasser einer Geschichte der Hohenstaufen. Doch fahren wir fort. Friedrich, heißt es ferner S. 104, „besteuert die Geistlichen und zwingt sie vor weltliche Gerichte, zwingt kirchliche Lehensmannen ihm zu huldigen und beeinträchtigt die für das Christenthum fechtenden Ritterorden.“ Im Original: Clerici collectis et talliis multipliciter affliguntur. Nec solum trahuntur ad judicium saeculare, sed ut asseritur, coguntur subire duella: incarcerantur, occiduntur et patibulis cruciantur, in confusionem et opprobrium ordinis clericalis. — Templariis, Hospitalariis non est de damnis illatis eisdem et injuriis satisfactum. Noch nie war von Seiten des römischen Stuhles eine solche Beeinträchtigung des Priesterstandes geduldet worden. Sah ihr aber der Papst bey dem Fürsten nach, der der Kirche seine Erhebung und seine Krone verdankte und die Aufrechthaltung ihrer Immunitäten so oft feyerlich beschworen, und welcher noch dazu für die übrigen Fürsten als Leuchte und Vorbild galt, welche Eingriffe mußte man dann nicht erwarten? Jedermann wird zugestehen, daß ein Papst, der beauftragte Wächter der kirchlichen Ordnung, dann das unnützeste Ding auf Gottes Erde geworden wäre. — Raumer fährt fort: „Prälaten, die sich der päpstlichen Ladung, mithin ihrer Pflicht gemäß, zu heiligen Berathungen versammeln wollten, hat er gefangen nehmen und in hartem Gefängnisse schmachten lassen; ja selbst die Päpste entgiengen nicht seiner Schmähung und Verfolgung.“ Der Text ist zu lange, als daß wir ihn ganz mittheilen könnten; und entnehmen daher nur das Hauptsächliche. Praelatos capi fecit, quibusdam praelatorum ipsorum et aliis in hujusmodi captione submersis, nonnullis etiam interemptis et aliquibus hostili insequutione fugatis, reliquis autem bonis spoliatis omnibus et de loco ad locum in regno Siciliae opprobriose deductis — ac ibidem diris carceribus mancipatis, quorum aliqui macerati squaloribus et inedia pressi miserabiliter defecerunt. Merito insuper contra eum de haeretica pravitate suspicio est orta. — Ferner: „dieser Götze ist aber auch ein Götzendiener (?!). In seinem Reiche

gründet er nicht fromme Klöster, sondern muhammedanische Städte.“ Latein: non curat oppressos injuriis relevare, manu ejus ut decet principem christianum ad elemosynas non extenta. — Catholicorum vero principum actus et mores respuens, neglecta salutis suae et famae integritate pietatis operibus non intendit. — Nec ecclesias nec ulla monasteria nec hospitalia seu aliqua pia loca cernitur uspiam construxisse aut Fundasse. Nachdem Raumer den Text S. 104, 105 auf das Willkührlichste behandelt, führt er S. 114 kurz an: „Hier, bey der Mittheilung der Verdammungsbulle, folgt nun eine Darstellung aller Verhandlungen, eine Herzählung aller Klagepunkte, so wie wir sie bereits mitgetheilt haben (kaum traut man seinen Augen!); nur verschmähte der Papst nicht, hier aufzunehmen, daß der Kaiser, wie man als gewiß versichert, seinen Verwandten, den Herzog von Bayern durch Meuchelmörder habe umbringen lassen.“ Auch diese Stelle ist aus dem Zusammenhange herausgerissen und ist eine Erklärungsweise des räthselvollen Todes Ludwig des Kellheimers, die auf das sicut pro certo asseritur gestützt, sich wenigstens jeder anderen Erklärungsweise an die Seite stellen darf. Bekanntermassen berichtet Staindel, der in seiner Chronik gute Quellen benützte dasselbe: Ludovicus dux Bavariae — a quodam ignoto cultro percussus obiit — insidiis Friderici Imperatoris. (Oefele I. p. 503).

Wenn nach diesem Raumer anführt, Innocenz habe „ohne vollständige Untersuchung, ohne Umfrage, ohne gemeinsamen Beschluß, ja ohne irgend eine sichtbare Theilnahme der Kirchenversammlung einen so harten Beschluß über den großen Kaiser“ ausgesprochen, so kann zwar der Leser schon aus dem vorhergehenden entnehmen, wie wenig Grund diese Behauptung habe, es lohnt jedoch der Mühe hier noch etwas tiefer einzugehen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. July.

Nro. 135. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Geſchichte der Hohenſtaufen und ihrer Zeit von Friedrich v. Raumer.

(Schluß.)

Wie das Stattfinden einer Unterſuchung geläugnet werden kann, iſt ſchwer zu begreifen, da der obwohl unvollſtändig auf uns gekommene Bericht ſelbſt einer genauern Unterſuchung der von beyden Seiten gewechſelten Schriften erwähnt. Auf dem Reſultate dieſer Unterſuchung beruht nämlich der Grund oder Ungrund der gegen Friedrich erhobenen Klage des Meineides und daß dieſe Unterſuchung nicht zu Gunſten des Kaiſers ausfiel, hat die oben mitgetheilte Stelle aus Matth. Par. zur Genüge bewieſen. Daß „keine ſichtbare Theilnahme ſich zeigte," iſt nicht weniger unbegründet und es genügt, aus Raumers Hauptquelle, dem Matthäus Paris, einige Stellen hervorzuheben. Als es bekannt wurde, der Kaiſer wolle nicht vor dem Concil erſcheinen, (juri pariturus accedere) und lege dem ganzen Verfahren des Papſtes libido et pruritus ulciſcendi unter; ja er habe als Entſchuldigung ſeines Nichterſcheinens den Satz aufgeſtellt: Nec sacrum decet imperium, maxime adversanti judicio sisti synodali (M. Par p. 449), ſo verſtummten viele, welche ihn bis dahin vertheidigt. „Haec cum ad notitiam D. Papae et totius universitatis pervenerunt, quod scilicet sic dicens noluit juri pariturus accedere, recesserunt a favore ejus multi, qui hactenus certatem cum eo steterunt." Alſo muß nicht nur eine Umfrage, ſondern auch wohl eine lebhafte Debatte ſtattgefunden haben. Anglis pro eo maxime redargutis. Auf das Drängen der Engländer vorzüglich war aber dem Kaiſer noch Friſt bewilligt worden. Constanter igitur et acerrime in pleno et jam plenissimo concilio Imp. Fridericus, quasi toti ecclesiae contumax et rebellis a quatuor mundi partes inhabitantibus accusatur. Seine eigenen Ausflüchte waren es, die Friedrich nur noch tiefer in das Verderben ſtürzten. Erſt hatte er ſich unter Papſt Gregor den Anſchein gegeben, als kriege er nur gegen den Papſt; dann gegen den römiſchen, Stuhl; jetzt perhorreſcirte er das Concil, von welchem er, weil er den deutſchen und italieniſchen Prälaten den Zugang nach Kräften ſperrte, bisher gehofft hatte, es würde ſich nicht als ein allgemeines anſehen können. Während er ſich aber vor dem Concil zu erſcheinen weigerte, war der Papſt offen und muthig dem kaiſerlichen Geſandten Rede und Antwort geſtanden, ſo daß das Concil ſich als Richter zwiſchen beyden benehmen konnte. Jetzt ward es daher, als der Kaiſer ausblieb, auch ſonnenklar, weßhalb er früher ſo eifrig das Concil zu hintertreiben geſucht hatte. Auch kam nun ſogleich die Rede auf die gewaltſame Verhinderung jenes Gerichtes, das P. Gregor zur Entſcheidung zwiſchen dem römiſchen Stuhle und dem Kaiſer aufgerufen hatte. Und als hierauf Thaddäus gegen den nicht weiter genannten „Archiepiscopus" (Matth. Par. p. 449) das Wort ergriff, konnte man bemerken, wie die Vertheidiger des Kaiſers bereits zuſammengeſchmolzen ſeyen. Respondit, ſagt M. Paris, jam fere solus stans Thaddaeus pro domino suo imperatore. Die Sache nahm aber gerade, indem man immer mehr auf das Factum des Ueberfalles der Prälaten inſiſtirte, eine ſolche Wendung, daß, als er bey der dritten Synode erſchien, er ſich gar kein Gehör mehr verſchaffen konnte — als bey dem Papſte, welcher die Nichtigkeit ſeiner Appellation an ein künftiges, allgemeines Concil darthat. Et cum coepisset cum (Fridericum) multiformiter exeu-

sare nec exaudiretur, appellavit etc. Ich glaube unsere Leser werden einsehen, daß Herr v. Raumer seine guten Gründe hat, wenn er sich für seine Geschichte die Theilnahme solcher Leute wünschte, „welche sich den Gelehrten vom Fache nicht beyzählen.“*) Ob er aber denjenigen, welche überhaupt Geschichte und keine willkührlichen Zusammenstellungen wünschen, nach diesen Proben seiner Verfahrungsweise genügt, muß freylich die Zukunft lehren. Wir hoffen übrigens, daß trotz der geringen Rücksicht, welche man im Norden Deutschlands auf die literarischen Erzeugnisse des Südens zu nehmen pflegt **) die Stimme der Wahrheit stark genug seyn wird, sich geltend zu machen. Wie wenig Hr. v. Raumer in seinen Forschungen über neuere Geschichte Autorität ist, hat vor noch nicht zu langer Zeit in der Vorrede zu dem VI. Bande der history of Scotland der kenntnißreiche Fraser Tytler gezeigt. Wir bedauern, wenn wir berufen seyn sollten, in dem Leser den Gedanken rege zu machen, „die unglaubliche Flüchtigkeit in Benützung der Quellen“ sey auch seinen mittelalterlichen Forschungen, und nicht bloß dem ersten Bande der ersten Ausgabe eigenthümlich.

So leid es uns aber thut, dem Ruhme eines gefeyerten Mannes zu nahe zu treten, bleibt uns zur Steuer der Wahrheit doch nichts Anderes übrig, als in unseren Untersuchungen fortzufahren, sie mögen was immer für ein Resultat zum Vorschein bringen. Da aber der Aufsatz sich zum Buche verlängern würde, wollten wir mit gleicher Weitläufigkeit alle Abschnitte dieses Bandes besprechen, beschränken wir uns auf das zunächst Liegende und übergehen so, um den Leser nicht zu ermüden, selbst von dem Wichtigen vieles.

Auch das Benehmen K. Ludwigs IX. bey dem großen Streite dürfte manche Modificationen erleiden. Raumer hat einen hierauf bezüglichen, von Matth. Paris erzählten Dialog aufgenommen, der darstellen sollte, wie wenig der Papst für Billigkeit Sinn hatte. Er übergieng jedoch, was ihm näher liegen mußte, als die sonst nicht weiter beglaubigte Erzählung des Paris — das urkundliche Schreiben des Papstes an den französischen König (Raynaldus 1246 Nr. 26), in welchem K. Ludwig aufmerksam gemacht wird, wie der Papst seit seiner Erhebung bis zu dem Concil von Lyon unablässig, aber auch vergeblich am Frieden gearbeitet habe. Toto ingenio, schrieb Innocenz, totaque sollicitudine instantes oportune ac importune laboravimus, in vanum tamen ad pacem hujusmodi obtinendam. Unde amodo per ea, quae praecesserunt, non speramus, posse proficere in tractatu. Der Papst wolle jedoch dem Könige zu Liebe, Friedrich si forsitan inspiratus divinitus redire velit ad ecclesiasticam unitatem, aufnehmen; jedoch werde der König wohl nicht zugeben, daß die Kirche hiebey in irgend einer Beziehung hintergangen werde. — Der Kaiser hatte durch seine vielfältigen und großen, aber leeren Versprechungen und durch die vielen Ränke, welche seine Handlungen begleiteten, alles Vertrauen für immer verloren; ohne eine ganz sichere Bürgschaft zu erhalten, konnte der Papst kein neues, auch noch so vortheilhaftes Anerbieten annehmen, mußte er auch jedwede Vermittlung von sich weisen. Allein der Verf. ist nun einmal von dem Unrechte, das den unschuldigen Kaiser betraf, so lebhaft überzeugt, daß er auch nicht den leisesten Zweifel in die Lauterkeit von dessen Absichten setzt. Er erblickt, was seinem historischen Scharfblicke keine große Ehre macht, in den Erklärungen Friedrichs fortwährend nur Beweise seiner Aufrichtigkeit. So z. B. S. 165, wo Friedrich sagt, „er sey aller Fehden müde und wolle sich auf billige Bedingungen mit seinen Freunden aussöhnen.“ Er scheint dem Papste zu zürnen, als dieser über Friedrichs Vorhaben, nach Lyon zu kommen, in Sorge geräth. Er stellt diesem die Absicht unter, sich rechtfertigen zu wollen, dann aber nach Deutschland zu gehen. Allein Hr. v. Raumer übersah, daß selbst Paris sagt, die Absicht des abgesetzten Kaisers bey diesem seinem Zuge sey gewesen, ut Dominum Papam invaderet (p. 511) und übereinstimmend erzählt auch Nikolaus de Curbio, Friedrich sey nach Turin gekommen, ubi cum Comite Sabaudiae et aliis quibusdam baronibus sibi adhaerentibus nequiter machinans contra Summum Pontificem ip-

*) Vorrede zum ersten Bande der zweyten Ausgabe.

**) Der verstorbene Dr. Papencordt versicherte öfter dem Ref., wie es ihm in Berlin leichter gewesen, sich Bücher aus Paris als aus Süddeutschland zu verschaffen.

***) Worte Stenzel's.

sum Lugdunum circumvenire fraudulentissime procurabat (c. 23. p. 395). Nicht weniger charakteristisch für die Behandlungsweise des Verf. ist was hierauf folgt. Der Papst hatte den Cardinal-Legaten Octavian mit einem Heere nach der Lombardey entsandt, um eine Diversion zu machen; der Graf von Savoyen aber dasselbe schon am Fuße der Alpen zerstreut und hierauf König Ludwig von Frankreich nebst seiner Mutter und seinen Brüdern dem Papste erboten, selbst ein französisches Heer nach Italien zu führen. Der Papst wollte jedoch nicht, daß dieses anders als im äußersten Nothfalle geschehe — wie natürlich, damit im Falle einer neuen Niederlage ihm nicht die letzte Hoffnung beraubt werde. Wie erklärt sich nun dieses Hr. v. Raumer? „Wenn der Papst, schreibt er S. 166, seiner Danksagung sogleich die Forderung hinzufügt: der König möge, ohne päpstliche Weisung nicht vorrücken *), so müssen wir vermuthen, daß er das Gerücht von dessen Eifer vergrößerte, um den Kaiser zu schrecken; oder daß er dem höchst gerechten Ludwig so wenig überwiegende Gewalt gönnte, als dem feindlichen Kaiser. Auch trat (und dieß war vielleicht der entscheidende Grund jener Forderung) um dieselbe Zeit, wohl nicht ohne Mitwirkung des Papstes, ein Ereigniß ein (der Abfall von Parma), welches den Kaiser nach Italien zurückrief und seine Plane auf Lyon und Deutschland vereitelte."

Hätte Hr. v. Raumer den erwähnten Brief des Papstes, welchem er so wenig ehrende Motive unterlegt, aufmerksam gelesen, so würde ihn das Datum, Dat. Lugd. XV cal. Jul. anno IV, darauf geführt haben müssen, daß der am 15. Juny 1247 ganz plötzlich erfolgte Abfall von Parma nicht den Papst zu einem vor diesem unerwarteten Ereigniße geschriebenen Brief veranlassen konnte. Wir müßten übrigens eine förmliche Apologie des Papstes schreiben, wollten wir auf alle Stellen eingehen, in welchen sein Andenken verunglimpft ward. So wird S. 178 selbst die seit Jahrhunderten stehende Phrase, womit die Vollmacht eines päpstlichen Legaten eingekleidet war und die wörtlich einem der größern Propheten entnommen ist, als ein Beweis angeführt, wie unwürdig sich der Papst seines Berufes gemacht habe.

Jetzt nur noch einen Blick auf einige Handschriften, welche Raumer zu dem 4. Bande beigetragen. Ich übergehe hiebey eine der Hauptquellen, den Salimbene gänzlich, weil seiner in einer besondern Abhandlung bereits gedacht war, und wenn auch die Critik Raumers hiebey nur gelegentlich Stand fand, so möchte es doch unnöthig scheinen, die Leser noch einmal darauf zurück zu bringen. Da der 4. Band nur die letzten Zeiten P. Gregors IX. umfaßt, so bemerken wir in Betreff seiner nur das Eine, wie nothwendig eine Auseinandersetzung des finanziellen Zustandes des römischen Stuhles in dem Momente mit dem Kaiser gewesen wäre. Nicht nur läßt sie ohne diese Kenntnißnahme gar manches Ereigniß des Pontificates Innocenz IV., welcher fortwährend mit Geldsachen zu thun hatte, nicht recht erklären, sondern die entsetzlich mißliche Stellung gleichfalls nicht gehörig überblicken, in welche Friedrich II. den unerschrockenen Gregor IX. gebracht hatte. Es liegt ein Brief dieses Papstes aus seinem 9. Regierungsjahre an den Cardinalbischof von Palestrina super pecunia mutuanda Ecclesiae Romanae a Praelatis subscriptis vor uns, welcher uns den Papst den Creditoren des römischen Stuhles gegenüber zeigt. Er ist zu neuen Anleihen bereit, um nur den Ausbruch von Unruhen in Rom selbst zu verhindern; so hart es ihm aber geht, will er nur das subsidium ecclesiae Anglicanae verwenden, die Beysteuer der französischen Kirche aber für noch dringendere Fälle (pro majori ecclesiae necessitate) unangegriffen lassen. Kaum war nach der kurzen Zwischenregierung Cölestins IV. Innocenz IV. Papst geworden, so erfolgte der Aufstand der Römer wirklich; sie drangen auf die Bezahlung von 40000 Mark Silber, die sie dem Papste Gregor geliehen und bestürmten Innocenz so sehr, daß er sich mehrere Tage lang versteckt hielt. Porro, erzählt aber sein Biograph, tam hoc quam alia debita plura et pluriora quibus Ecclesiam invenerant obligatam in brevi satis expediens tempore qui nunquam receperat ipsa solvit. Von allem die-

*) Die „Forderung" lautete ganz einfach: Volumus tamen ut te non accingas ad iter nec aliquem mittas exercitum quousque super hoc per nostrum nuntium vel speciales literas votum Apostolicae sedes agnoscas. Rayn. 1247 h. 19.

sen haben wir jedoch bey Raumer keine Erwähnung gefunden, obwohl der in den einzelnen Ländern erhobenen Geldbeyträge, Steuern ꝛc. mehr als hinreichend gedacht wurde. Unter den literae super apparatu navigii in der Regestensammlung Papst Gregors IX. kömmt übrigens eine Urkunde vor, transscriptum instrumentum super apparatu navigii inter A. S. L. Gregorium de R. nomine ecclesiae et P. Gregorii IX. et Henricum syndicum nomine communis Janensis. Ein Artikel derselben enthält unter andern die Bestimmung, wie es gehalten werden sollte, si naves non essent necessariae pro invasione regni. Es wäre wirklich ein eigenes Verhängniß gewesen, wenn die Schiffe, welche von Enzio angegriffen wurden, weil sie die Prälaten trugen, bestimmt gewesen wären, Neapel anzugreifen. Für Friedrichs Stellung der Kirche gegenüber würde zwar dadurch keine Veränderung entstehen, so lange nicht erwiesen worden, daß er um diesen Plan gewußt und der Angriff also nicht sowohl den Prälaten als den Genuesen gegolten habe. Doch hierüber wird uns erst ein späterer Geschichtschreiber die nöthigen Aufschlüsse geben können.

Da wir jedoch in den nächsten Monaten über den Untergang Friedrichs eine eigene Abhandlung in den Druck zu geben gedenken, können wir uns der weiteren Ausführung von Einzelnheiten entheben. Bekanntlich geht Raumer über die letzten Jahre der Regierung Friedrichs sehr schnell hinweg, obwohl gerade diese von besonderem Interesse für den Geschichtsfreund sind, da der Kaiser von jener Höhe herabgeschleudert wurde, auf welche er sich mit unsäglicher Mühe und nicht ohne manches Verbrechen emporgeschwungen hatte. Auch Raynald hat hier in seinen Annalen eine Lücke, welche ihren Grund darin hat, daß in dem päpstlichen Archive der Regestenband des VI. und VII. Jahres der Regierung Innocenz IV. fehlen. Da wir so glücklich waren, den ersten auf einer wissenschaftlichen Reise nach Paris an der dortigen königlichen Bibliothek zu finden und für unsern Zwecke auszubeuten, gedenken wir den wissenschaftlichen Gewinn an einem andern Orte mitzutheilen. Hr. von Raumer kannte diesen Regestenband nicht und scheint auch von seiner Existenz keine Ahndung gehabt zu haben; da er diesen Irrthum mit allen übrigen theilte, die über dieselbe Periode geschrieben, wäre es unbillig ihn deßhalb allein verantwortlich zu machen, und auf das Abweichende seiner Darstellung einzugehen. Der Leser aber wird nach der kurzen Auseinandersetzung, die uns der Raum dieser Blätter gestattete, bereits in den Stand gesetzt seyn zu beurtheilen, ob Hr. v. Raumer's Geschichte der Hohenstaufen auf den Namen eines Quellenwerkes im eigentlichen Sinne des Wortes Anspruch machen kann und ob nicht ein künftiger Forscher in sehr vielen und wichtigen Theilen der Geschichte der Hohenstaufen eben so sehr zu den Quellen seine Zuflucht wird nehmen müssen, wie damals, als Hr. v. Raumer noch nicht Hand an sein Werk gelegt hatte.

Freylich ist damit die falsche Auffassung so bedeutender historischer Persönlichkeiten als Friedrich II., Gregor IX., Innocenz IV., welche aus Raumers Hohenstaufen in Prosa und Dichtung, in Literatur und Leben übergieng, nicht beseitiget; allein wir hoffen, derselben doch etwas gesteuert zu haben und es wird in Bezug auf das Mittelalter sich noch später mancher Anlaß dazu ergeben. *) Wir glauben aber schließlich diese Auseinandersetzung auch als einen Beweis für die Nothwendigkeit einer gründlichen und quellenmäßigen Restauration der geschichtlichen Wissenschaften anführen zu dürfen, die, irren wir uns nicht, eine der Hauptaufgaben der gegenwärtigen Generation ist.

Höfler.

*) Wir gedenken den 5. und 6. Band noch besonders zu besprechen. Vielleicht ergiebt sich hiebey auch noch eine Gelegenheit, nachträglich über Raumers Darstellung der Gegenkönige ꝛc. die nöthigen Berichtigungen hinzuzufügen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. July.

Nro. 136. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Versuch einer Physiologie der Sprache, von Dr. K. M. Rapp. Vierter Band. Stuttgart 1841. 275 und XII S. 8.

Wir freuen uns, daß der Verf. die Besorgniß, die sein Vorwort zum dritten Bande hatte veranlassen können, so bald durch die That niedergeschlagen hat. Sein Werk ist kein unabgeschlossenes geblieben. Dieser vierte Theil liefert die noch ausständige Behandlung der heutzutagigen hochdeutschen Sprache und der oberdeutschen Dialekte, als das letzte Kapitel dieser seit 1836 im Erscheinen begriffenen Arbeit.

Wir geben wieder, was wir als das Wesentlichste einer derlei Anzeige betrachten, das Inhalts-Verzeichniß. Hochdeutsch. A. Schrift. B. Lautsystem. 1. Vocale. 2. Consonanten. C. Tonsystem. D. Verskunst. 1. Rhythmik. 2. Reim. 3. Elision und Contraction. 4. Versformen. E. Interpunction. Probestücke, durch welche der Verf. mittels seiner Bezeichnungsweise die vier Systeme, die er für so viele provincielle Schattirungen (Mundarten, nicht Dialekte) aufstellt, in denen die Schriftsprache als solche in der Aussprache erscheint, nämlich ein orthographisches, ein historisches, ein praktisches und ein combinirtes, anschaulich zu machen sucht.

Folgen sodann die oberdeutschen eigentlichen Dialekte:

I. alemannisch: 1) schweizerisch. 2) elsaßisch. 3) schwäbisch.

II. fränkisch: 1) west- oder rheinfränkisch. 2) ostfränkisch oder oberpfälzisch.

III. bayerisch: 1) altbayerisch. 2) österreichisch.

So weit was der Verf. als zur Aufgabe dieser vier Bände der Physiologie der Sprache gehörig angesehen. Hierauf unter dem Titel: „Resultat der Physiologie und Vorbereitung der Teleologie“ eine Zugabe, in welcher der Verf. die Besorgniß ausspricht, es könne aus dem ersten Theile seiner Arbeit der Schein auf ihn fallen, als wäre er aller begriffsmäßigen, wissenschaftlichen Anordnung feind, und wo er deßhalb nicht bloß für die Physiologie eine etwas logischere Theilung schematisirt, sondern auch eine systematische Uebersicht dessen gibt, was er den teleologischen Theil der grammatischen Disciplin nennt, welcher Etymologie (Morphologie) und Syntax begreift.

Was jene Besorgniß betrifft, so ist sie, wenigstens uns gegenüber, sehr ungegründet gewesen. Wir haben des Systematisirens so wie des Parallelisirens besonders mit Ergebnissen der eigentlichen Naturwissenschaft und den wohl auch noch mancher Variation unterworfenen höhern Erklärungen derselben, auf welche der Verf. zum Theil seine Terminologie gegründet hat, fast eher zu viel als zu wenig gefunden. Und so stehen wir auch nicht an zu bekennen, daß wir weniger gerade auf diese Systematisirung als auf die scharfsinnige Darlegung und Zusammenstellung thatsächlicher Einzelheiten den Hauptwerth dieser ausgezeichneten Arbeit zu legen vermögen. Der Lesende und Lernende findet seine größte Freude und Befriedigung oft nicht eben in dem, was sie dem Verfasser und Lehrer zu Theil werden läßt. Je selbstthätiger jener ist, um so mehr fühlt er sich gedrungen, sich das Thatsächliche nach eigener Weise zurecht zu legen, und so schwerer fällt ihm, dasselbe in den ob auch noch so zierlich oder großartig gezimmerten Schränken und Fächern, in welche dieser es gebracht hat, liegen zu

lassen, und zu eigenem Gebrauche sammt jenen hinzunehmen. So werden sie früher oder später als unbequem oder doch als entbehrlich bey Seite gestellt, und um so mehr Schade, je müh- und kunstreicher das Gezimmer gewesen. Was aber, wie hier in reichem Maße, an eigentlichem Material vorliegt, dem bleibt immer sein Goldwerth, wenn auch die Fassung aus der Mode kommen sollte.

Als weitere Beylage grammatischen Inhalts gibt der Verf. seine „bescheidenen Bedenken über die (1840) neueste Fassung des Grimmischen Vocalismus." Es kann nicht anders als belehrend seyn, die Ansichten zweyer Männer, deren einem vielleicht der Vorzug eines an den mannichfaltigsten wirklichen Lauten geübten Ohres, dem andern der eines mehr die Zeichen historisch überblickenden Auges zukommt, bey der Untersuchung über an sich so unwesenhafte Dinge, als Laute und Buchstaben sind, mit einander zu vergleichen.

Wir aber muthen unsern Lesern hier so wenig als früher zu, sich durch irgend Einzelnes dieser Art behelligen zu lassen; denn das Häuflein derjenigen, denen dadurch etwas zu Danke geschähe, ist, wie wir aus Erfahrung wissen, gar zu klein; und diese werden ohne Zweifel nach dem Buche selbst langen, das auch Solchen, die sich bloß um die gute jetzige deutsche Sprache bekümmern, manches bisher sonst weniger besprochene Neue bietet. Wenig tröstlich wird zwar erscheinen, was der Verf. einmal (S. 143) derselben zu prophezeyen wagt, nämlich: „Bald sind es fünf Jahrhunderte, daß die heutige Redaction unserer Schriftsprache einen festen Boden sich behauptet hat. Lassen wir noch so viel Zeit vergehen, so wird sie nicht mehr dieselbe seyn können. Freylich wird alsdann von den Dialekten, die in ihrer Entwicklung über sie hinausgeschritten sind, den oberdeutschen, weder unser Schwäbisch, Fränkisch noch Bayerisch Schriftsprache seyn, aber gewiß ist, daß die nächstkünftige Redaction unserer Sprache unsern Dialekten ähnlicher sehen wird als der jetzigen Schrift."

Inzwischen hat der Verf. auch solche Leser, die sich mit dem grammatischen Stoff wenig befassen werden, nicht völlig leer ausgehen lassen wollen. Es enthält nämlich dieser vierte Band auch eine Zugabe, betitelt: „Die Dichtungsformen des Mittelalters rhythmisch und phonetisch nachgebildet." In dieser sind alle dichterischen Probestücke, welche der Verf. seinem zweyten Bande beygefügt hat, in entsprechenden metrischen Formen verdeutscht. So das Hildebrandlied, das Gedicht vom jüngsten Tag, ein Stück aus der altfächsischen Evangelienharmonie, sämmtlich als Muster der deutschen Alliterationspoesie. Dann aus der beginnenden deutschen Reimpoesie ein Stück aus Otfrieds Krist. Hierauf Stücke aus der altfranzösischen Assonanzpoesie, der reimlosen Poesie der byzantinischen Griechen, endlich der französischen und der deutschen älteren Reimpoesie.

Man wird finden, daß der Verf. die Sprache als vielgegliedertes Werkzeug zu handhaben eben so gut als sie in ihre feinsten Elemente zu zerlegen verstehe.

Ueber die Lais, Sequenzen und Leiche. Ein Beytrag zur Geschichte der rhythmischen Formen und Singweisen der Volkslieder und der volksmäßigen Kirchen- und Kunstlieder im Mittelalter, von Ferdinand Wolf. XVI. u. 514 Seiten 8. mit VIII Facsimiles und IX. Musikbeylagen. Heidelberg 1841.

Es ist dieses Werk veranlaßt durch eine Anzeige, die der Verf. seinerseits von Francisque Michel's Lais inédits des XII. et XIII. siècle in die Berliner Jahrbücher f. w. Kr. 1837 geliefert hat. Er hatte sich dabey angeregt gefühlt, die innere und äußere Geschichte jener allbekannten, und doch so vielfach mißkannten, oft besprochenen und doch noch immer räthselhaften Gattung von Gedichten, die unter dem Namen Lais und unter den heterogensten Formen in der ältern französischen und englischen Poesie erscheinen und eine so wichtige Rolle spielen, einem gründlichen Studium zu unterwerfen, um die Lösung der entscheidenden Hauptfragen zu

versuchen, welche trotz allem bisher dafür Geschehenen nur noch problematischer geworden war. Was ein Anhang zu jener Anzeige zu werden bestimmt war, ist unter der Hand des unverdrossenen, eine Fülle von Material überschauenden Verf. zu dem vorliegenden Buche geworden, in welchem nicht allein die Resultate, sondern auch v. S. 152 bis 223 in einer eigenen enger gedruckten Reihe von Anmerkungen und Excursen auszugsweise ein Theil der Studien gegeben wird, die auf jene geführt haben und sie bekräftigen. Einsender gegenwärtiger Anzeige hat sich nicht in dem Falle befunden, an eine ähnliche Erweiterung seiner Arbeit auch nur denken zu dürfen, schon aus dem einfachen Grunde, weil der Verfasser dieses sein specielles Feld auf eine Weise abgeärntet hat, daß selbst Einem, der zu gleicher Vorliebe sich gleichen Fleißes und Umblicks rühmen könnte, schwerlich große Nachlese übrig bleiben möchte. Was daher Eins. hier giebt, will bloß das sehr kleine Verdienst eines Auszuges aus der dem Werke selbst voranstehenden Uebersicht des Inhaltes haben.

Es werden in diesem vier Hauptfragen gestellt und so zerfällt es in folgende vier Hauptabtheilungen:

I. Von den ursprünglichen und den abgeleiteten Bedeutungen des Namens Lai.

II. Von der Form der ursprünglichen Lais oder Volkslieder und ihrem Verhältnisse zu jener der spätern epischen Lais oder Bearbeitungen der Kunstdichter.

III. Von der Vortragsweise der ursprünglichen Lais (Volkslieder) und der spätern gleichnamigen französischen und englischen Ueberarbeitungen (Lais historiques).

IV. Von der ebenfalls Lais genannten rein lyrischen Dichtungsgattung der französischen höfischen und meisterlichen Kunstdichter; der genetisch historischen Begründung dieses Namens und dem innern Zusammenhang dieser lyrischen Lais mit jenen ältern (den ursprünglichen der Volkslieder und den gleichnamigen halb volks- halb kunstmäßigen Bearbeitungen der Volksballaden) und mit den deutschen Leichen.

Es ist in diesen Ausführungen und in den Anmerkungen, die ihnen als Belege angehängt sind, ein Schatz von Belesenheit niedergelegt, wie sie freylich an dem ausgezeichneten und dazu bey einer reichfließenden Quelle, der k.k. Hofbibliothek zu Wien, sitzenden Kenner der dermaligen und ältern Literaturen des gesammten romanischen und halbromanischen Europa's nicht Wunder nimmt.

Man braucht nur das von Th. v. Karajan dazu gefertigte sehr dankenswerthe Register zu überblicken, um zu erkennen, wie reichliche Aufschlüsse über die mannigfaltigen Punkte, welche die ältere weltliche sowohl als kirchliche Liederpoesie und Musik betrifft, daraus zu erholen sind. Nur ungerne sehen wir dieses Register auf die Sachen beschränkt, da uns, und gewiß manchem Andern, Nachweisungen der mancherley besprochenen Autoren und ihrer Werke in literarischer Rücksicht nicht minder willkommen gewesen seyn würden.

Die Seiten 327 — 492 sind einem Anhang von 16 französischen, englischen, deutschen und lateinischen Poesiestücken des Mittelalters gewidmet, von welchen die umfangreichern, nämlich le Lai du Corn und le fabliau du mantel mautaillé S. 327 — 377 v. Francisque Michel in Bordeaux, die Sage vom Zauberbecher aus Heinrichs vom Türlein Krone, S. 378 - 432, von Dr. K. A. Hahn in Heidelberg hier das erste Mal zum Abdruck gegeben sind.

Die Beylagen bieten in treuen Facsimiles Proben von der ältern Art und Weise die Gesangtöne zu bezeichnen nebst Versuchen, einige derselben nach dem neuern Notensysteme darzustellen, von A. C. Schmid, einem Collegen des Verf., welchem sich dieser für viele Beyträge aus dem Schatze seiner ausgebreiteten musikalischen Kenntnisse höchlich verbunden erklärt.

Rectitudines singularum personarum; nebst einer einleitenden abhandlung über landansidlung, landbau, gutsherliche und bäuerliche verhältnisse der Angelsachsen. Herausgegeben von H. Leo Dr. jur. utr. et phil. Halle 1842. 252 S. 8.

Auffallen wird dem Leser dieses Titels die nicht gewöhnliche Orthographie und der Ausdruck Rectitudines. Dazu bemerken wir noch, daß diese Rectitudines (wie Recta, eine sehr buchstäbliche alte Uebersetzung des angelsächsischen gerihta, riht, Rechte), die dem Buche seinen Namen geben, den Inhalt nur der letzten 27 Seiten desselben ausmachen, und ohne einen verbesserten Text, eine alte lateinische und eine deutsche Uebersetzung, welche beygefügt sind, auf 2 Blättern würde Platz gehabt haben, wie denn dieses Gesetz über Pflichten und Rechte der verschiedenen Insassen eines Landgutes bey den Angelsachsen im rheinischen Museum für Jurisprudenz VI. Nr. V., wo es Lappenberg im J. 1834 unter dem Titel „de dignitate hominum anglosaxonum“ zuerst hat abdrucken lassen, von S. 145 an, in Thorpe's übrigens nicht in den Buchhandel gekommener Ausgabe der angelsächsischen Gesetze (1840) unter obigem, von L. beybehaltenen Titel von S. 185 an nur wenige Seiten einnimmt.

Was die seltsame Orthographie betrifft, so haben wir bereits bey Anzeige eines andern Werkes des Verf. in diesen Blättern (1839 Sp. 416) unsere bescheidene Meynung ausgesprochen. Nun denn —; nach dem urdeutschen Ausdruck für schreiben ist dieß ja ein malen. Ist ein schlechter Maler auf irgend ein Verfahren von eigner Erfindung versessen, so kehren wir ihm sammt seiner Arbeit den Rücken, bey einem guten aber, dessen Werke wir hoch halten, sehen wir leicht über das Besondere der Manier hinweg. Und so werden wir so gut- und jetzt so einmüthigen Deutschen, was auch Ausländer dazu sagen mögen, bald mit dem Gedanken vertraut seyn, uns auch auf etwa so viele verschiedene Orthographien als Hauptstädte einiges zu gute zu thun. Die Rectitudines aber, obgleich sie bloß den kurzen Hintertheil des Buches bilden, durften dennoch der umfangreichen Abhandlung, die auf dieselben gebaut ist, und die sich auch bloß für eine Einleitung ausgibt, als kurzer auszeichnender Titel an die Stirne gesetzt werden.

Diese sogenannte Einleitung enthält IV. Abtheilungen.

I. bespricht die angelsächsischen Ortsnamen, II. die angelsächsischen Landmaße und die Art des Anbaues, III. die angelsächsische Dorfverfassung, IV. die Nahrungs- und Lebensweise der Angelsachsen auf dem Lande.

Durch I. sehen wie mit Vergnügen einen Theil des Wunsches erfüllt, den auch wir bey Anzeige von Kemble's Codex diplomaticus aevi saxonici im Jahrgang 1840 dieser Blätter Sp. 15 — 18 zu äußern nicht umhin gekonnt. Dem Verf. ist, wie er im Vorworte sagt, die gewöhnliche Meynung, der germanischen Völker Leben in ihrem Alterthum sey in einem wilden Jagd- und Kriegerleben, in einigen guten moralischen Auffassungen und Gewohnheiten aufgegangen, zu aller Zeit höchst absurd erschienen. Daß wenigstens ein weit ausgebildetes landwirthschaftliches Recht vorhanden gewesen seyn müsse, auch in den ältesten Zeiten, war ihm aus den Erscheinungen des ganzen Zeitraums der Völkerwanderung klar entgegengetreten. Wie er früher diesen landwirthschaftlichen Verhältnissen bey den Longobarden, später bey den Nordländern nachgegangen, so hat er nun auch für eine Geschichte der Landwirthschaft und ihrer Güterverhältnisse bey den Angelsachsen gesammelt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. July.

Nro. 137. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Atlante linguistico d'Europa di B. Biondelli. Milano 1841. Volume primo. 261 S. 8. Tavole I. II. fol. reg.

Kein Zweifel, daß ein Eingeborner Italiens, Spaniens, Frankreichs oder irgend eines andern Landes der romanischen Zunge, der durch Studium sich irgend einer oder mehrerer der germanischen Sprachen zu bemächtigen gewußt, bedeutend Größeres unternommen und geleistet hat, als der Nordländer, der durch Vermittlung der lateinischen Sprache, die ohnehin einen wesentlichen Theil seiner allgemeinen ersten Schulbildung ausmacht, auch in den aus jenen abgeleiteten romanischen Idiomen heimisch geworden ist.

Auf einer andern Seite ist wohl eben so wenig Zweifel darüber, daß schöne sonnige Tage, die unter südlichem Himmel die Mehrzahl ausmachen, anhaltendem strengen Fleiße der Studierstube weit minder günstig sind, als die kalten und unfreundlichen, die den Nordländer öfter als ihm lieb ist auf Arbeit und Zeitvertreib in wohlgeschlossenem Raume verweisen.

Dennoch sind die gesegneten Südlande Europa's nichts weniger als unfruchtbar an Geisteswerken auch von jener Gattung, zu der man nur nordische Unverdrossenheit für befähigt halten sollte. Und so sehen wir, nachdem der Venetianer Adrian Balbi in seinem ethnographischen Atlas die einschlägigen Forschungen des Nordens mit den seinigen zu einem großen übersichtlichen Ganzen vereinigt hat, einen Lombarden auftreten, dem ein gründliches Studium nicht bloß der romanischen, sondern auch der germanischen, und was noch mehr ist, der slawischen und der übrigen Sprachen der großen indoeuropäischen Verwandtschaft den Gedanken eingegeben hat, die sämmtlichen Idiome Europas mit ihren Unterabtheilungen und den Abgränzungen derselben in einer Anzahl geographischer Karten anschaulich zu machen.

Nicht neu zwar ist der Gedanke, historische, naturgeschichtliche u. dgl. und so denn auch linguistische Verhältnisse in Form von Landkarten darzustellen; allein in der Ausdehnung und mit solchem Eingehen ins Einzelne, wie es die gegenwärtige Unternehmung verspricht, ist er noch nie ausgeführt worden. Es ist nämlich dieser Atlas auf ungefähr 30 Tafeln in Folio, von welchen zwanzig in Kupfer gestochene und colorirte die geographische Uebersicht der Sprachen, zehn andere aber synoptische Zusammenstellungen enthalten werden, sodann auf 4 Bände in 8. erklärenden Textes berechnet. Was hievon bereits vorliegt, besteht aus dem ersten Bande des Textes und aus den colorirten Sprachlandkarten I. (die Verbreitung indoeuropäischer Sprachen über Theile der gesammten Erdfläche) und II. (Vertheilung der Sprachen über Europa), nebst einem Blatte der entsprechenden gedruckten Synopsis. Weitere einzelne Karten werden darstellen die Sprachen und Mundarten Italiens, Frankreichs, der spanischen Halbinsel, der Schweiz, Ungarns und Siebenbürgens, Böhmens und Mährens, des südlichen und nördlichen Deutschlands, der Niederlande, Großbritanniens, der nordischen Reiche, des europäischen Rußlands, Polens, Galiziens und Schlesiens, der europäischen Türkey und Griechenlands.

Dieser erste Band des Textes enthält die Classification der indoeuropäischen Sprachen, wobey im allgemeinen die Rede ist von der Geschichte, der Literatur und dem geographischen Bereich der verschiedenen Sprachfamilien, welche sich in folgender Ordnung folgen: 1) indisch, 2) persisch, 3) gaelisch, 4) cambrisch, 5) albanesisch, 6) griechisch, 7) lateinisch, 8) germanisch, 9) skandinavisch, 10) slawisch, 11) lettisch.

Der Verf. hatte bereits früher durch eine Reihe von Abhandlungen zunächst seine italienischen Landsleute auf den Standpunkt zu stellen gesucht, von welchem aus diese und ähnliche Studien, wie sie nun vorzugsweise im Norden gepflogen werden, gehörig zu überschauen und zu würdigen sind. So war im Jahre 1830 eine kleine Schrift: „über das vergleichende Studium der Sprachen," eine andere „über die Gothen und ihre Sprache," 1840 eine dergleichen „über Jakob Grimms Grammatik der sämmtlichen germanischen Sprachen," dergleichen „über den Einfluß der germanischen, slawischen und finnischen Nationen auf die Gelehrsamkeit seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften," ferner „über Ursprung und Entwickelung der italienischen Sprache," sodann „über die Sprache und Literatur der Portugiesen," 1841 endlich „über Wuk Stephanowitsch' Sammlung serbischer Volkslieder" zum Theil im Politecnico di Milano von ihm ausgegangen. Lauter Elaborate, die zugleich Zeugniß ablegen von einem Ueberblick der linguistischen Literatur, wie er auch im Norden unter die nicht gewöhnlichen Erscheinungen gerechnet werden müßte. Dieser sichere Ueberblick zeigt sich denn auch in dem vorliegenden ersten Bande des Textes zum Atlas.

Wir glauben nicht sehr zu irren, wenn wir von der Behandlung dessen, was wir selber zufällig genauer kennen auf die des Ganzen den vortheilhaftesten Schluß ziehen. So findet sich unter den Monumenten der älteren deutschen Sprache, die bis 1840 bekannt waren, kaum eines, das dem Verf. entgangen wäre. Hat er sich S. 133 durch die angeblichen altsächsischen für und wider Wodan lautenden Formeln täuschen lassen, so kann er sich damit trösten, daß dieß auch diesseitigen Gelehrten neuester Zeit begegnet ist.

Bey Ansicht der IIten unter den vorliegenden, nämlich der europäischen Sprachkarte, die nur sehr allgemeine nach Farben unterschiedene Abtheilungen darbietet, finden wir nichts zu erinnern; wohl aber müssen wir besorgen, daß der Verf. für manches der weitern Blätter, wo es auf bestimmtere Abgränzungen ankommen wird, über Mangel an Vorarbeiten, die den factischen Bestand im Einzelnen darstellen, zu klagen haben dürfte.

(Schluß folgt.)

Rectitudines singularum personarum etc.

(Schluß.)

Bey der vorliegenden Abhandlung zwar hauptsächlich auf die Darstellung dessen bedacht, was ihm in der genannten Beziehung klar geworden, hat der Verf. bey einer wenigstens viermaligen Durchlesung von Kemble's Urkunden, die einen wahren Schatz und eine Fülle von Nachrichten gewährten, auch auf das, was mancher andere leicht übersehen hätte, auf die darin in so großer Zahl (circa 1200) und in genuiner Form enthaltenen Namen von Orten sein Augenmerk gerichtet. Ortsnamen gehören ja größtentheils unter die ältesten, ursprünglichsten Sprachzeugnisse und sind für die Geschichte der Sprachen und Völker von höchster Wichtigkeit.

In diesem I. Abschnitt nun werden die angelsächsischen Ortsnamen, die, wie die deutschen überhaupt, in der Regel aus zwey Bestandtheilen zusammengesetzt sind, deren zweyter als ein allgemeineres Appellativ durch den ersten, der von Personen, Thieren oder sonstigen Gegenständen und Eigenschaften genommen ist, näher bestimmt wird, in diesen beyden Beziehungen der Reihe nach vorgeführt und zu erklären gesucht. Die Musterung nach dem ersten Bestandtheil ergibt, außer einigen aus sonstigen angelsächsischen Texten nicht nachweisbaren

Wörtern und Formen (wella, fyxe, cylfe, äned) als Resultat, daß sich auf Jäger, Hirten- und Ackerbauer-Leben eine Menge Namen beziehen, daß auch Salzbereitung häufig und in Ehren, vor Bergbau aber keine Spur zu finden ist. Als charakteristisch für den Anbau wird auch das Nichtvorkommen einer Beziehung auf Nadelholz (mit einziger Ausnahme des Eibenbaumes), deßgleichen auf Obstbäume betrachtet. Aus einigen Namen (wie Wodnesbeorh jetzt Wansborough in Wiltshire, Berhtan-wella, Aelfestún) wird auf die alte National-Mythologie zurückgeschlossen.

In Hinsicht auf den zweyten Bestandtheil werden erörtert die Benennungen tún, hâm, ham, burh, by, bôld, thorp, hearh, ealh, heal, kirke, sele, cote, inne, feta, wurd, stede, wic, haga, geat, weg, toft, telga, falod, fyrhde, fnâdas, maed, meare.

Die meisten dieser Ausdrücke enthalten den Begriff eines durch Umzäunung, Umgränzung gesonderten und gesicherten, also von großer Vollkommenheit zeugenden Anbaues. Andere, wie hyl, dun beorh, hläw, dic, hrveg, clif, stân, stige, denu, hole, deuten die Natur des Terrains und sonstige Verhältnisse an. Keinen läßt der Verf. vorüber gehen, ohne ihm irgend eine etymologische Ursprungsbescheinigung mitzugeben, wobey in einigen Fällen freylich auf nur wahrscheinliche Sprachwurzeln zurückgewiesen wird.

In ham als zweytem Bestandtheil von angelsächsischen Ortsnamen sieht der Verf. zwey ganz verschiedene Formen, nämlich hâm (unser heim, haim) und ham (plur. hammas), zusammen geworfen. Jene führt er, in Gesellschaft mit higo, hiwise, sin-hiwun, hî-leich, hiw, heit auf ein Grundverb hiwan, welches „gliedlich verbunden seyn, ein Ganzes bilden" bedeutet haben müsse, diese mit Hemd, Himmel auf ein anderes, himan, welches einschließen, involvere bedeutet habe, zurück.

Es ist zu untersuchen, ob das ham, welches nach jetziger Volksaussprache vielen Ortsbenennungen in Bayern eigen ist, in ältern Urkunden wirklich immer als heim, haim erscheine. Wenigstens scheint bey gewissen, auch außer Bayern vorkommenden Geschlechtsnamen wie Forchhammer, Schmidhammer, viel eher an derley Orte auf -ham als an Hammer zu denken. Ob die außer Deutschland erscheinenden örtlichen Provinz und Appellativa Ham, hamel, hameau, hamlet, das niederdeutsche hameide, hameine, mittelhochd. hamit dazu gehören, oder ganz fremden Ursprungs seyen, mag dahingestellt bleiben. So entscheidet der Verf. einen, (Sp. 157. vom Jaargang 1840 dieser Blätter) auch von uns angeregten Zweifel über den Ausdruck den durch Recurs auf eine ganz fremde Quelle, nämlich auf das gaelische dion. Dagegen scheint fein spic (S. 98) der zweyfellos deutschen Ortsbenennung Speck (v. Werterb. III. 556) zu entsprechen, und feta stimmt wenigstens dem Sinne nach besser zum oberdeutschen Säß (v. Werterbuch III. 285) als zu Sek, womit es (S. 49) verglichen wird. Daß telga (Zeige, unter dem Begriff Zweig auf die Feldwirtschaft, und wie S. 57 geschlossen wird, schon gerade auf die Dreyfelderwirthschaft angewendet worden, scheint uns nicht ganz glaublich. Wir würden jenes Wort lieber auf das umfassendere tilian (das Feld bestellen) zurückführen, wohin auch die gewöhnliche alte Uebersetzung des Wortes, nämlich aratura, zu deuten scheint. Von der Annahme, daß fyrhde (S. 59) ein Föhrengehölz Forchet) bedeutet habe, wurde uns der Umstand, daß bisher ein entsprechender Ausdruck für Föhre in angelsächsischen Ueberbleibseln nicht gefunden worden, wenig abhalten. Woher denn ware das heutige Englische zu seinem fir gekommen? Schwerlich erst durch das welsche ffyr, da jener Ausdruck doch in den übrigen germanischen Mundarten zu Hause ist, und als bora, borowice, sogar in die nächsten slawischen Dialekte gekommen scheint.

Aber auch andere Schlüsse als die, welche die landwirthschaftlichen u. dgl. Verhältnisse der Angelsachsen selbst betreffen, weiß der Verf. aus dieser Betrachtung der Ortsnamen zu ziehen. Er findet §. 7., vielleicht eben durch die seltsame Uebereinstimmung des angelf. Andlecohesham bey Kemble I. 102 mit dem Handschuhsheim am Ausgang des Odenwaldes darauf geführt, eine so auffallende

Aehnlichkeit der Ortsbenennungen zwischen der untern Neckargegend und dem Osbach mit angelsächsischen in den Gegenden der südlichen Hälfte von England, daß man fast Namen durch Namen decken könne. Er erklärt sich diesen Umstand daraus, daß die alemannische Colonisation im Süden Deutschlands und die angelsächsische in Britannien sich zum Theil aus derselben Gegend, den alten Suevenländern jenseits der Niederelbe, nur die eine früher die andere später, bewegt habe.

Nach Jahrhunderten, meynt der Verf. S. 103, wenn alle kleinen Nachrichten über die Colonisation in unserer Zeit verloren sind, wird man noch an den schwäbischen Ortsnamen, welche die Filderleute und die von der schwäbischen Alp nach der Waschtenau in Michigan und den andern von ihnen angesiedelten Gauen dieses Landes getragen haben, erkennen, daß die Bewohner dieser Ortschaften stammverwandt sind mit den Bewohnern ganzer Gegenden des südlichen Rußlands, die zum Theil in gleichnamigen schwäbischen Dörfern hausen, und von ihnen aus vielleicht wieder einmal Colonien längs der chinesischen Grenze hinsenden, bis sie sich endlich mit ihren von Michigan aus weiter westlich gewanderten Vettern an den Mündungen des Columbia- oder des gelben Flußes begegnen.

Durch die zweyte Abtheilung wird uns eine Reihe von angelsächsischen Benennungen vorgeführt, welche der Verf. als solche, die sich auf Landmaße, Ackerbau, Viehzucht, Bienenzucht und Waldpflege bey diesem Volke beziehen, aus und meist auch mit den die ganze Sache erklärenden alten Stellen zusammengebracht hat. Wort und Sache werden auf solche Weise zugleich ins Licht gestellt und da sie sich es einander zuwerfen, in ein helleres, als dieß, wenn beyde getrennt gehalten würden, je möglich wäre.

So hebt auch die dritte Abtheilung mit etymologischen Erörterungen über die Ausdrücke an, durch welche bey den Deutschen überhaupt, von den Gothen angefangen, politische Corporationen und deren Vorstände sich bezeichnet finden. Alle weisen auf den patriarchalischen Character der ältesten deutschen Verhältnisse. Dieß denn auch der Fall mit den drey Ständen, in welche sich die Masse jedes deutschen Stammes zersetzt darstelle, und die bey den Angelsachsen als Eorlas (Edle), Ceorlas (Freye) und Theowas (Unfreye oder Knechte) erscheinen. Was dieser Vertheilung an ursprünglicher Naturgemäßheit abgehen mag, wird durch Zurückführung auf mythisch-religiöse Vorstellungen des Nordens hereingebracht.

Die vierte Abtheilung enthält unter andern einen Abschnitt über die Monatsrechnung der Angelsachsen und die das Jahr hindurch eintretenden ländlichen Verrichtungen, welche nach den alten durch Strutt und Anton bekannt gemachten Abbildungen besprochen werden.

Hat der Verf., wie oben bemerkt, in der Aehnlichkeit oder Gleichheit von Ortsbenennungen eine Brücke gefunden, über welche er besonders die Alemannen an Rhein und Neckar in Verbindung mit jenen angelsächsischen Inselbewohnern bringt, so weiß er zum Schlusse sogar auf den Zusammenhang aller Deutschen in ihren Urvätern mit denen des Volkes am Indus und Ganges hinzudeuten.

Dergleichen jedenfalls sinnreiche Zusammenstellungen verleihen der ganzen Untersuchung eine gewisse Heiterkeit, mit welcher das gehörige Maß von Gründlichkeit sehr wohl vereinbar ist. So leitet diese Einleitung zwar nicht auf dem geradesten Weg in die alten Rectitudines, aber wer wollte dem Verfasser nicht dankbar seyn für Umwege, auf welchen er freundlich übersehen läßt, was er aus eben diesen Rectitudines und mancher andern noch wenig zugänglichen Quelle über die ältesten Cultur- und Rechtsverhältnisse eines der merkwürdigsten deutschen Stämme mehr oder minder ins Klare gebracht hat? Wohl nicht am geringsten scheint anzuschlagen, was dabey mit Vorliebe für die Feststellung, Erklärung und meist auch möglichst weit zurückgeführte Etymologie der vielen hier einschlägigen angelsächsischen Ausdrücke versucht und geleistet ist. Durch ein hinten angehängtes Register über dieselben ist dem Büchlein gewissermaßen die Eigenschaft und Brauchbarkeit eines angelsächsischen Glossariums gewonnen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. July.

Nro. 138. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Die Deutschen Colonien in Piemont, ihr Land, ihre Mundart und Herkunft. Ein Beytrag zur Geschichte der Alpen. Von Albert Schott. Stuttgart 1842. XVI und 548 Seiten 8.

Deutschland, so wird in unsern Tagen Klage geführt, hat bisher seine Kinder, denen es zu enge oder sonst unbequem geworden, zu Hunderten und Tausenden ausziehen lassen nach allen vier Winden, ohne sich darum, wie es ihnen unter den Fremden ergehen mag, und ob die Kinder derselben ebenfalls Deutsche, oder ob sie Yankees, Brasileiros, Magyaren, Polaken oder Kosaken seyn werden, im geringsten zu bekümmern. Die Sache ist eine uralte, denn in längst vergangener Zeit sind ganze, sogar erobernde deutsche Wanderstämme wie die Franken und Burgunden zu Franzosen, die Longobarden zu Italienern, die Gothen zu Italienern und Spaniern und die Wandalen vielleicht gar zu Kabylen geworden. Aber die Klage ist neu, und als solche sogar eine erfreuliche Erscheinung, da sie nicht bloß auf den Gedanken, sondern sogar schon auf einen Versuch der Abhülfe geführt hat.

Als eine Wirkung desselben Nationalgefühles, das endlich in diese Klage hat ausbrechen gelernt, dürfen auch die Bemühungen Einzelner angesehen werden, die in neuester Zeit darauf ausgehen, auch die kleinsten Zweiglein des großen Stammes, die durch irgend ein Unwetter über dessen eigentlichen Boden hinaus verschlagen sind, aufzusuchen. Einige dieser vorgeschobenen Posten liegen so nahe, daß man sich nur wundern muß, wie sie so lange vergessen und wahrhaft verloren seyn konnten. Dieß ist von den im vorliegenden Werke besprochenen deutschen Colonien in Piemont vielleicht aus dem Umstand zu erklären, daß man ihr Verhältniß zum deutschen Hauptkörper nicht auffallender gefunden hat, als das des obern Wallis, welches von der übrigen deutschen Schweiz auf dieselbe Weise getrennt ist, auf die es jene Colonien ihrerseits von ihm selbst sind, nämlich durch Gletschergebirge, die hier nur noch schwieriger zu übersteigen sind. Ist es doch noch nicht lange her, daß selbst das schweizerische Wallis, was die Deutschheit, zunächst also die Mundart seiner Bewohner betrifft, näherer Untersuchung werth gefunden worden.

Im gemeinen Leben zwar hat man hie und da, selbst mitten in Deutschland, wohin Eingeborne jener piemontesischen Gebirgsthäler als Arbeiter oder Handeltreibende gekommen sind, längst gewußt, was der litteraten Welt, welcher entgangen war, was Conrad Geßner in der Vorrede zu des Pictorius Dictionarium schon 1561 hatte drucken lassen: („ultra Alpes etiam nostras in Mediolanensi ditione sunt qui in una aut altera valle germanice loquuntur: sicut et superior Vallesiorum tractus supra Sedunum"), durch Sauſſure, Frhr. von Welden u. A. mitgetheilt, noch in jüngerer Zeit als neue Entdeckung gelten konnte. Es war freylich nicht eben viel; aber es gab Anregung und Lust mehr zu erfahren. Deutsche Dörfer in dem französischen und italienischen Piemont konnten allerdings schon die einfachste Neugierde ansprechen.

Vor 6 — 8 Jahren widmete ein bekannter schlesischer Literator, Jul. Max Schottky, von Mailand aus, diesen Hochthälern einen eigenen mehrmonat-

lichen Aufenthalt, über dessen Ergebnisse, was die eigenthümliche Sprache ihrer Bewohner, namentlich einer Gemeinde, der von Rimella, betrifft, er in der Zeitschrift „das Ausland“ von 1836 S. 365 — 371 einiges mitgetheilt hat. Ausführlicheres ist, wie von Paris aus verlautet, nach der Hand mit vielen andern Papieren zu Verlust gegangen. Jene Mittheilungen lassen zwar in der Weise, wie die Spracherscheinungen aufgefaßt und dargestellt sind, manches zu wünschen übrig; aber sie konnten nicht verfehlen das Interesse für die Sache noch mehr anzuregen.

Und so entschloß sich im Jahre 1839 der Verf. des gegenwärtigen Buches, von Zürich aus, dessen Lehrstande er damals angehörte, seine Sommerferien einer Untersuchungsreise zu widmen, nebenbey nicht ohne Hinblick auf diejenige, die im Herbste 1833 von München aus zu einer andern deutschen Sprach-Insel in Italien, den sogenannten Cimbern der VII. und XIII. Communen, ein Anderer vorgenommen und in den philologischen Abhandlungen der Münchner Akademie von 1838 besprochen hatte.

In diesem Buche nun wird über jene Reise und ihre Ergebnisse ausführlicherer Bericht erstattet.

Wie es hauptsächlich Menschen und wieder zunächst Deutschsprechende gewesen, nach welchen der Wanderer ausgegangen war, so hat er dennoch keineswegs die Natur übersehen, die großartige, welche vor ihm mehr als einen Forscher anderer Art denselben Weg geführt hatte, den zweithöchsten Bergkoloß unsers Welttheils, den Monte Rosa, in dessen mittäglichen Thalkluchten jene Menschen ihre von den Bewohnern der Tiefe wenig beneideten, und doch mitunter sehr wirthlichen Hütten aufgerichtet haben.

Gerne folgt man dem Verf. von da, wo er die eigentliche Erzählung anhebt, von St. Martin im Aostathale aus, durch die Val-Laise, ein Seitenthal der Dora, hinauf nach den vier deutschen Gemeinden Issime, Gabi, St. Jean de Gressoney, Trinité de Gressoney, von da über den Col d'Ollen nach der fünften und sechsten Alagna und Rima in den Thälern der Sesia und Sermenta, über den Bergpaß der kleinen Turloz nach der siebenten Macugnaga an der Anza, endlich wieder südwärts über den Rocchettapaß nach der achten Rimella, und genießt mit ihm die An- und Aussichten, die er in lebhafter Beschreibung vorüberführt. Auch was über Wege, die der Verf. nicht selbst gegangen, nach den Berichten Anderer gesagt wird, die gefährlichen von der Nordseite aus dem Wallis herauf, nämlich die Gletscherpässe des Monterosa, liest man mit Theilnahme, weil davon die Lösung der Frage abhängt, ob und wie und wann etwa auf denselben die Bewohner jener Gemeinden ursprünglich mögen herüber gekommen seyn.

Nach diesen erzählenden und naturbeschreibenden Capiteln folgt ein ethnographisches, worin zur Sprache kommen Volkszahl (ohngefähr 7000 Seelen), Religion (katholisch, theils in der französischen Diöcese von Aosta, theils in der italienischen von Novara), politische Eintheilung (wornach früherhin bis 1703 Alagna, Rima und Rimella, bis 1743 Macugnaga, nicht wie die vier ersten Gemeinden zum piemontesischen Fürstenthum Aosta, sondern zum Herzogthum Mailand und so zur Lombardey gehörten), Lebensweise (die Männer suchen in der bessern Jahreszeit auswärts Arbeit und Erwerb, Haus- und Alpenwirthschaft wird von den Weibern besorgt), Menschenschlag (in den verschiedenen Gemeinden verschieden und ohne daß sich zwischen den deutschen und den bloß italienischsprechenden in dieser Hinsicht ein merklicher Abstand zeigte), Tracht (von welcher dieselbe Wahrnehmung gilt) und Bauart. In dieser findet, nächst der Sprache, unser Verfasser die auffallendste Verschiedenheit der Deutschen von den Welschen, was theils die Zerstreutheit, theils das Material der Wohngebäude (bey den Deutschen am liebsten Holz) theils ihre Eintheilung betrifft.

Ein folgendes Capitel ist dem, was diese siebentausend Piemontesen am unwidersprechlichsten als Deutsche bezeichnet, ihrer Mundart, gewidmet. Ein weiteres enthält eine Zusammenstellung von Namen, nämlich Tauf- und Geschlechtsnamen, Namen der Flüsse, Berge und Ortschaften, die in diesen Gemeinden vorkommen, nebst Schlüssen, die daran geknüpft worden. Endlich werden die frühern, so wie des Verf. eigene Vermuthungen über die Her-

kunft dieſer Deutſchen *) und die Wahrſcheinlichkeiten beſprochen, die für die Zukunft weit weniger die Forterhaltung dieſer Nationalität als ihr Aufgehen in der welſchen (franzöſiſchen und italieniſchen) erwarten laſſen. Den Schluß bildet ein kleines Wörterbuch, worin eine Reihe von Ausdrücken, die der Verf. theils ſelber geſammelt, theils dem oben erwähnten Berichte M. Schottky's entnommen, etymologiſch erörtert wird.

Halten wir uns an das Hauptergebniß des Ganzen, ſo ſind dieſe Deutſchen im Süden des Monte-Roſa, die der Verf. nach einer bey Simler (Vallesiae descriptio 1574) vorkommenden Benennung dieſes Berges (Silvius) unter dem jedenfalls bequemen Namen Silvier zuſammenfaßt, mit den Walliſern im Norden des Berges ein und dasſelbe Volk, ein Satz, dem einzelne Abweichungen in Mundart und Sitten, die theils die Abſonderung, theils die neue Nachbarſchaft nothwendig herbeyführen mußte, keinen weſentlichen Eintrag thun können. Ob aber dieſe Silvier und mit ihnen die Walliſer, die Bewohner des berniſchen und freyburgiſchen Uechtlandes, ja die der ganzen weſtlichen Schweiz von der Reuß ab als Nachkommen der nicht romaniſirten Burgunden den übrigen Schweizern als Abkömmlingen der Alemannen gegenübergeſtellt werden dürfen, wie es der Verf. ſowohl in dieſem Werke, als in einer früher (1840) erſchienenen kleinern Schrift (die Deutſchen am Monte-Roſa mit ihren Stammgenoſſen in Wallis und Uechtland) aus Geſichtsbildung, Tracht, Bauart und Dialect plauſibel zu machen beſtrebt iſt, müſſen wir, bis noch ſchlagendere Merkmale aufgezeigt ſeyn werden (Pros. Rheinwald in Bern ſoll, nach Vorr. S. XIII. durch Forſchungen in Bezug auf Rechtsverhältniſſe auf dieſelbe burgundiſch-alemanniſche Scheidelinie geführt worden ſeyn), vor der Hand dahingeſtellt ſeyn laſſen. Jedenfalls hat das Aufwerfen ſolch einer Frage das Verdienſt verſchiedene Beobachtungen anderer Art, denen ſonſt weniger Intereſſe abzugewinnen ſeyn würde, anzuregen und ihnen beſtimmte vielleicht in der Folge lohnende Richtung zu geben.

Sind wir dem Gewinne, den der Verf. in den wenigen Tagen, welche er unter ſeinen Silviern verlebt hat, zu machen gewußt, die vollſte Anerkennung ſchuldig, ſo müſſen wir gleichwohl bedauern, daß ihm zu dieſem Zwecke nicht eine erkleckligere Friſt vergönnt war. Aber ſo geht es ſchon im Leben. Was insgemein als brodloſe Kunſt und Wiſſenſchaft gilt, muß ſich vor der, die Brod und Würden giebt, in das kleinſte Winkelchen ſchmiegen, ob ſie auch hie und da ein Körnlein findet, das dieſe ſich anzueignen geringen Anſtand nimmt.

Ein zweyter Beſuch (es kann, da die Sache nun einmal auf ſo glänzende Weiſe allgemeiner angeregt und die Wege gewieſen ſind, und obſchon die eigentliche Aufgabe wenig unter die Liebhabereyen gewöhnlicher Touriſten fällt, auch an einem dritten, vierten u. ſ. w. kaum fehlen) wird mit geringerer Mühe noch weiter führen. Die wenigſte würde ein Forſcher haben, der mit der Mundart des Berner Oberlandes und des deutſchen Wallis ſpecieller vertraut, gleich von dieſem letztern aus, den alten Auswanderern auf ihren eigenen gefährlichen Wegen folgend, in jenen Gemeinden längern Aufenthalt nehmen könnte und vor allem ſich die Unterſtützung der dortigen Seelſorger geſichert hätte. Da ja, wie der Verf. berichtet, in einigen jener Gemeinden ſogar noch deutſch theils gepredigt, theils Chriſtenlehre und Schule gehalten wird, ſo möchte es auch an ſchriftlichen Aufzeichnungen in der von den weltläufigern Silviern ſogenannten Altweiberſprache, wie der Verf. ſelber vermuthet, nicht gänzlich gebrechen.

In dem Capitel über die Berg-, Fluß- und Ortsnamen kommt der Verf. natürlich auch auf alte celtiſche Sprachüberbleibſel. Ein ſchlüpfriger Boden, auf welchem bisher nicht bloß von Franzoſen, die endlich auch ihre Volksdialecte, in denen ſich der meiſte celtiſche Niederſchlag finden kann, zum Gegenſtande ernſtlicher Forſchung machen, viel geirrlichtert worden iſt. Aus dem was von Zweigen des alten Sprachſtammes in Theilen der Bretagne, und der drey brittiſchen Königreiche noch kümmerlich fortlebt, wird auf das, was Bergen, Flüſſen und

*) Piemonteſiſche Gelehrte laſſen dieſelben von Hülfsvölkern abſtammen, die von König Berengar gegen die eingefallenen Saracenen ins Land gerufen worden ſeyen.

Orten im Alpengebirge Namen gegeben hat, höchstens oder kaum mit so viel Sicherheit als vom jetzigen Deutsch auf das Gothische zurückzuschließen seyn.

Bekannt ist, daß sich an diesen Kernstock des europäischen Festlandes auch schwedische Beziehungen knüpfen. Der Verf. führt (Vorr. X) eine im J. 1827 in Upsala erschienene Abhandlung des Baron Arel Emil Wirsén „de colonia Suecorum in Helvetiam deducta“ auf, welcher ein Auszug aus einer Oberhasler Handschrift von 1534 angehängt ist. Wir kennen eine handschriftliche Chronica Suitensium v. 1497, vermuthlich mit der obigen dieselbe, da sie erzählt, wie unter dem „Kunig Gisbertus uß Sweden und Graf Christoffel von Ostriessen“ wegen Hungersnoth je der zehnte Mann, mit Weib und Kind von dort ausgetrieben, in die Schweiz namentlich ins Hasli gekommen. Gerne glauben wir mit unserm Verf., daß sie unter die Erzeugnisse mißverstandener Sage gehöre. Aber wir können, obschon das Ding noch viel seltsamer scheinen mag, nicht umhin, hier eines ganz ähnlichen Interesses zu gedenken, welches man sogar im östlichsten unter den europäischen Sprachstämmen, dem slawischen gerade an einem der Thäler, die sich vom Monte-Rosa herabziehen, seit kurzem zu nehmen, wahrscheinlich zunächst durch die in Malten's Bibliothek der neuesten Weltkunde von 1834. I. p. 28 — 50, II. p. 190 — 216 abgedruckte Nachricht eines Reisenden „Ueber hunnische Ueberreste in den Alpen,“ sich veranlaßt findet. Dieser erzählt, wie eine „kalmückisch aussehende“ junge Bauernfrau aus dem Thal Anniviers, die er auf dem Jahrmarkt zu Sitten im dortigen Patois gefragt, was sie verlange für einige Kobaltstücke, die sie nebst anderm feilbot, geantwortet habe: sirri Batz.

(Schluß folgt.)

Atlante linguistico d'Europa di B. Biondelli.

(Schluß.)

Von wenig Ländern finden sich zur Zeit Karten, wie sie Csaplowics seinem Gemälde von Ungarn beygefügt

hat. Was z. B. sogar unser Deutschland betrifft, so ist trotz der Bemühungen Mone's, Bernhardi's und Anderer nicht einmal vollständig und genau die Gränzlinie ermittelt, welche deutsche Sprache gegen Frankreich und Italien von romanischer, gegen die Slawenländer von slawischer scheidet. Eben so wenig ist noch in Bezug auf die Gebiete der innern Dialekte selbst gethan. Aber Biondellis Arbeit wird unter andern Verdiensten auch das nicht kleine haben, auf diese linguistisch-geographischen Verhältnisse und die Wichtigkeit ihrer Erkennung und Darstellung, als auf ein zwar früher weniger gefühltes, fortan aber immer näher tretendes Bedürfniß recht augenfällig hinzuweisen. Es ist doch betrübt genug, daß es in unserm XIX. Jahrhundert für Mitglieder der aufgeklärtesten Nationen mitunter noch immer eine langue prussienne geben, und daß man nicht gar weit von den Thoren Luxemburgs nicht wissen soll, ob die guten Bürger dieser Stadt auf deutsch oder französisch anzureden seyen. De tael is gansch het volk (die Sprache ist ganz das Volk) hat sich eine neu aufblühende niederländische wissenschaftliche Verbrüderung mit Recht als Sinnspruch gewählt, und dennoch ist die Kunst geographischer Darstellung von der der Staaten, der Zollvereine, der Eisenbahnen u. dgl. noch immer nicht auch zu der desjenigen, was natürlicher, tiefer liegend und bleibender ist, der Sprachen und Mundarten vorangeschritten.

Muß eine wirksame Mahnung an dieses Gebrechen und zugleich ein erster großartiger Versuch es zu decken, aus einem Lande kommen, wo man sich, stolz auf die schöne eigene vaterländische Sprache bisher wenig um die anderer Erdenkinder bekümmert hat, so betrachten und begrüßen wir diese Erscheinung gerne als eine derjenigen, welche zu versprechen scheinen, daß das, was jedenfalls einem wenigstens europäischen ewigen Frieden vorangehen muß, das Bedürfniß wechselseitiger Erkennung und Anerkennung, in der Gesinnung aller Völker dieses Kernes der Civilisation sich allmählich geltend machen wird.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. July.

Nro. 139. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Die deutschen Colonieen in Piemont. ꝛc.

(Schluß.)

Wie er bey derselben Gelegenheit Bekanntschaft gemacht mit dem Pfarrer von Hérémence im nämlichen Bergthale, das, an der Gränzscheide des welschen und deutschen Wallis liegend, in letzterm Einfischthal genannt wird, und wie ihm dieser berichtet habe, daß die Bewohner eines Theiles desselben von einigen Duzenden hunnischer Krieger stammten, die, in der Ebene von Piemont von Attila's Heere abgeschnitten, sich auf diese Höhen geflüchtet, wie denn eine Höhle bey Hérémence noch heute die Hunnengrotte heiße. Ob der Pfarrer, wie es wohl passend gewesen wäre, um die Sprache dieser Leute gefragt worden, sagt der Reisende nicht, aber später findet er an den Ufern des dem Prazgletscher entströmenden Gremenzibaches einen jungen Ziegenhirten, den er „als ächten Hunnenabkömmling“ über seine Sprache, die weder französisch noch italienisch obschon diesen beyden Idiomen ähnlich geklungen habe, examinirt. In der That ist unter den Wörtern für die neun Dinge, die er sich nennen ließ, eines, über dem man an Slawisches denken könnte, nämlich wodas für Bach (slaw. woda Wasser). Da indessen die übrigen, wenn sie romanischen Stoffes seyn sollen, auch starke Entstellung erlitten haben, so dürfte man bey ktarr für Berge an slav. skála (Fels), und selbst bey rhabi für Bäume an eine slawische Versetzung v. arbre denken. Schade, daß der Reisende, worauf es hier besonders ankam, sich nicht versicherte, ob etwa zu jenem ktirri (vier) der Stufenverkäuferin aus dem Munde des jungen „Hunnen“ noch andre eben so deutlich slawische Zahlwörter zu gewinnen waren. Julius Fröbel, von Zürich aus, unsers Verfassers Reisegefährte bis Sitten, wo sie sich trennten, um jeder sein eignes Ziel zu verfolgen, der gerade dieses Einfischthal zum Gegenstand näherer Untersuchung gemacht, gibt in seinem Buche „Reise in die weniger bekannten Thäler auf der Nordseite der Peninischen Alpen,“ S. 161, nach Bridel's helv. Almanach v. 1820, ebenfalls die Sage von hunnischem oder tatarischem auch wohl ungarischem und gar saracenischem Ursprung der Bewohner des genannten Thales zum Besten, ohne jedoch viel Gewicht darauf zu legen, und mehr als etwa acht Wörter zur Probe mitzutheilen, wie es scheint eben solche, bey denen er zu einer (ziemlich widerspenstigen) Ableitung aus dem Germanischen versucht seyn konnte, während er bey der Mehrzahl von dergleichen Wörtern, die weder lateinisch noch französisch, wie deren Bridel an die tausend gesammelt, auf das Celtische vertröstet. Die Alpenrose, die jenem andern Reisenden schussie genannt wurde, heißt bey diesem „recheleng.“ Von den übrigen sieben Ausdrücken läßt sich bautze (Schlafhütte) wenigstens eben so gut als mit „Baute, Bude,“ mit dem slawischen budka, baudka, (Hütte) vergleichen, das in der Declination auch als baudce erscheint.

Auf Maltens Nachricht bezüglich lesen wir in Schafarjk's slavischen Alterthümern 1837, 1. Th. S. 918 folgendes: „Daß slawische Ansiedler im 10. Jahrhundert bis nach der Schweiz gekommen, ist sicher, ob auch von mehrern neuern Schriftstellern und von Johannes Müller selbst in Zweifel gezogen. In Urkunden und alten Chroniken dieses Lan-

Landes werden als eine besondere Art Ansiedler homines qui vocantur Winde angeführt, welches Wort die neuern Ausleger sich vergeblich bemühen als ein Appellativum darzustellen, welches im Allgemeinen einen Colonisten und Pflanzer neuer Feldmarken bezeichne und keinen Bezug habe auf slawische Abkunft. Allein vergleichen wir die Namen der Ansiedlungen dieser Pflanzer z. B. Chunitz, Bümplitz, Czernetz, Gradetz, Crimenza, Luc, Visoye, Grona u. dgl. mit ähnlichen, die in andern Slavenländern vorkommen, und bedenken wir, daß Abkömmlinge eines Volkes, das die Schweizer Hunen nennen, im Einfischthal sechs Stunden von Sitten, der Hauptstadt des Cantons Wallis, noch heutzutage ein verdorbenes Slawisch reden, so überzeugen wir uns leicht, daß der Name Winden hier wie anderwärts Slawen bedeute." An einem andern Orte, S. 270 — 271, weist Schafarjk nach, wie sich die Slawen auch früher nicht bloß von byzantinischen Schriftstellern, sondern auch von abendländischen, wie z. B. von Beda, zuweilen mit ihren Nachbarn den Hunen verwechselt und mit deren Namen beehrt finden, so daß man sich über diesen in der Wallisischen Sage oder Ueberlieferung keineswegs zu wundern hätte.

Nun wären Slawen, so weit von ihren Brüdern wohnend, so frühe von denselben getrennt, und doch noch immer einen Rest ihrer Sprache festhaltend gewiß noch weit merkwürdiger, als es die Deutschen jener piemontesischen Gemeinden seyn mögen, die eigentlich denn doch nur ein freylich über Gletschereis vorgeschobener Posten der Walliser sind. Sey es auch, daß Schafarjk auf Aehnlichkeit besonders von Ortsnamen mitunter ein zu großes Gewicht legt, so dürfte schon die Autorität, die dieser ausgezeichnete Forscher im Allgemeinen verdient und genießt, einem künftigen sprachenkundigen Wanderer durch diese Alpenregion als Aufforderung gelten, der angedeuteten Erscheinung näher auf den Grund zu kommen. Möglich, daß dann zu unsers Verfassers celtischen Etymen für seine Berge gar noch slawische aufgeboten werden, wie man denn in der That über dem Namen Gorner-horn, den man in Macugnaga der Spitze des Monte-Rosa beylegt, an das slavische gora (Berg), über dessen französischer Benennung Mont-Cervin, woraus man nach S. 233 Silvius entstellt glaubt, wenn man sie zusammenhält mit Montagna rolla, wie er in Alagna heißt, ja gerade mit Monte-Rosa selbst, an das slaw. cerweny, czerwony (roth) zu denken versucht seyn könnte. Vielleicht aber wird bey vorurtheilloser gründlicher Untersuchung die ganze Erscheinung wie Gebirgsnebel zerfließen.

Wir lassen darum die zweifelhaften Slawen, um auf die um so unzweifelhaftern piemontesischen Deutschen und ihr Idiom noch einen Blick zu werfen. Als Proben desselben hat sich unser Verfasser Uebersetzungen der Parabel vom verlornen Sohne (Luc. XV. 11 — 32) in den Dialecten von sieben Gemeinden (der v. Gabi fehlt) zu verschaffen gewußt. Dieses Textstück ist, wie aus Stalder's Dialektologie bekannt, schon im Jahr 1808 von einem napoleonischen Minister des Innern (Eretet) zum Eckstein für Sprachvergleichungen ausersehen worden, und noch i. J. 1810 sind französische Generäle, wie auf Contributionen anderer Art, mitunter auch auf solche harmlose bedacht gewesen. Schon dieser Vorgang rechtfertigt hinreichend die Wahl unsers Verfassers. Daß einige seiner Uebertragungen nach der Vulgata, einige nach dem Französischen, andere nach dem Italienischen und theils von literaten theils von illiteraten Personen gemacht sind, ist ein Umstand, welchen zu vermeiden nicht in seiner Macht gestanden hat. Auch hatte er sie, mit Ausnahme der im Dialekt von Alagna, die der dortige Pfarrer Gnifetti nebst ein paar andern kleinen Stücken schriftlich mittheilte, aus mündlichem Vorsprechen selbst zu Papiere zu bringen. Es braucht nicht bemerkt zu werden, daß das richtige Auffassen einer Sprache jedem, dem sie nicht durch längere Uebung ganz durchsichtig geworden, nicht weniger schwierig ist, als das Wiedergeben derselben durch die Schrift. Zu diesem letztern Behuf hat sich der Verf. eine eigne „silvische Rechtschreibung" gebildet, die im Wesentlichen mit der von M. Rapp in der „Physiologie der Sprache" eingehaltenen übereinstimmt, nur daß z. B. für das umgestürzte e (ə) als Bezeichnung des unbestimmten Vocals eine Figur (ᵉ) gewählt ist, welche schwerlich jeder Buchsetzer vorräthig findet und die der Leser leicht

mit einer andern (ſ) verwechſelt, die er ſonſt als Stellvertreter von ae oder aber als Zeichen der Näſelung zu nehmen gewohnt ſeyn kann. Leicht auch vergißt er, daß er ſich, wo er hier ſ ſieht einen ganz andern Laut denken müſſe als wo s ſteht. Doch das iſt ſeine Sache, er merke auf. Was unſer Verf. S. 177 für die ſchwäbiſch-rheiniſche Ausſprache des ſ vor p und t am Ende, und für die allgemeinere vor dieſen ſowohl als vor andern Conſonanten am Anfang einer Sylbe, nämlich wie ſein ſ, nicht wie ſein s, mit Beziehung auf Rapp (Phyſiologie der Spr. I. 29. 68. 289. 341, 388. II. 207. 249.) beybringt, um ſie als die urſprünglichere darzuſtellen, will uns noch immer nicht recht einleuchten. Wir möchten ſie nicht ſo faſt für eine durch den folgenden Conſonanten geſchützte frühere, als für eine durch den folgenden oder auch den vorhergehenden Conſonanten veranlaßte ſpätere halten. Auch ſcheint die Neigung zu dieſer Art Rhadiophonie, wie z. B. der Rhinismus, mit einer gewiſſen mehr localen oder climatiſchen Dispoſition des Sprechorganismus zuſammenzuhangen. Wie könnte ſie ſonſt einer weit größern und gerade die Conſonantverhältniſſe reiner feſthaltenden Region des deutſchen Sprachgebietes fremd geblieben ſeyn, während ſie auch im Bereich andrer Idiome, aber auch da nur als örtliche Erſcheinung vorkommt. An den Alpen ſowohl ſüd- als nordwärts tritt ſie am entſchiedenſten auf, ſo daß das ſchi ſchinjor (si signor) des Oberitalieners, dem er hetſch gleheit (er hats geſagt) des Vorarlbergiſchen Walſerthalers, dem ſchi hont geſchung (ſie haben geſungen) des krainiſchen Gotſcheers entgegen kommt. Wir wiſſen wohl, daß auch der Ungar das s mit dieſer Ausſprache überkommen haben muß und daß ſie dem heutigen Griechen gleichfalls mundgerecht iſt. Allein ſie für das s der alten Griechen und Römer ſelbſt, ja ſogar der Gothen vorauszuſetzen, ſcheint uns ſehr gewagt, wenn man auch nur den in der Etymologie unbeſtrittenen organiſchen Uebergang ihres s in r bedenkt, der aus dem reinen einfachen s beſſer zu begreifen iſt, als aus dieſer ſich lieber mit den Gutturalen einlaſſenden Färbung.

Das auffallende o, das als Endvocal gewiſſer weiblichen Subſtantive (z. B. in gaſso, ſunno, zungo) aufgeführt wird, unbetont wie es an ſeiner Stelle ſeyn muß, wird doch wohl im Grunde nur jener oben erwähnte unbeſtimmte Vocal ſeyn, der im ſpätern Deutſchen wie Franzöſiſchen, obſchon aus verſchiedenen vollern Vocalen entſprungen, durch e dargeſtellt wird. Auch der gaſconiſche Dialect des letztern ſetzt für dieſes aus a ſtammende e ſein als Feminin-Endung eben ſo auffallendes o.

Doch wir wollen unſre Leſer mit ſolcher Micrologie, obſchon ſie dem ſpeciellen Forſcher wichtig ſeyn kann und muß und unſer Verf. ihr alles Recht hat widerfahren laſſen, nicht weiter aufhalten. Von gründlichen Studien zeugt auch ſein filviſches Vocabular. Daß aber dieſelben die Unzulänglichkeit des bisher geſammelten Stoffes nicht decken und faſt Schritt vor Schritt nur das Bedürfniß näherer mehrſeitiger Prüfung und Bewährung anſchaulich machen konnten, hat gewiß niemand beſſer als Er ſelbſt gefühlt. Dadurch wird dem Verdienſte dieſer vorläufig möglichen Leiſtung nichts benommen.

Unter die Ausdrücke, die der Verf. dem romaniſchen Gebiete zuweiſt, würden wir auch ſetzen pag. 265 aerbo (Morgendämmerung, an der aerbo bini fort, mit der M. brach ich auf), das aus alba entſtellt ſcheint, ſo wie pag. 340. s wedar dr fenſtro (die Fenſterſcheibe) aus vedro, vetro, vitrum. Zu denjenigen die nicht ohne Grund für celtiſche Ueberbleibſel gehalten werden, wie albo (Bergweide), balmo (Felſenhöhle), gamussi (Gemſe), und in der ganzen Ausdehnung des Alpenzuges üblich ſind, würden wir auch das pag. 71. 74. als Eigennamen einer nackten Felswand angegebene Märi (ital. morga) rechnen, wenn das in den bayeriſchen Alpen als Appellativum vorkommende gleichlautende Wort im Grunde denſelben Begriff bezeichnen ſollte. Daß der trauliche Haimgart (Hengord p. 308) durch die Schweiz bis über den Monte-Roſa reicht, darf nicht Wunder nehmen; er iſt ja ein gutes altes deutſches Wort. Waekht (Flügel pag. 341) iſt ohne Zweifel das allgemeinere ſchweizeriſche Feckte Fittig. So werden ſich wohl auch andere, den Deutſchen jenſeits des Monte-Roſa eigenthümlich ſcheinende Ausdrücke als ſolche, die dießſeits deſſelben nicht unbekannt ſind, nachweiſen laſſen z. B. das ſchöne (von att, atto Vater, wie Vetter, fetiro von fater gebildete) attro Va-

tersbruder, Vetter, schweiz. ättre, etter, — das bequeme beyen (nahe kommen 270), vrgl. Stalder Dialektol. p. 282. V. 25., — jehen (sagen 312), vrgl. Stalder ebendas. V. 27. 31. Das Wörtchen nef (d. h. nesch), das nach S. 323 „allora, alsdann" bedeuten soll, ist gar zu ähnlich dem bey Stalder ebd. S. 340. V. 23. in dem Wallisischen Satze „lät nesch älle und lustig sy" vorkommenden, welches aber nur uns (insch) zu bedeuten scheint. Bey charr S. 279 geht die dort mit erwähnte Ableitung auf Kar nicht gerade als Getreidmaß, sondern als Gefäß, hohles Behältniß überhaupt zurück.

Bey machen, S. 318 kommt zu bemerken, daß die Moccheni der Valsugana von den in engerm Sinne sogenannten Cimbri zwischen der Brenta und dem Astego, von welchen sie nicht für ebenbürtig angesehen werden, verschieden sind.

Einige Ausdrücke wie z.B. ljik (klein 317), miech (viel 318), gêchen (nehmen 299) scheinen uns noch bestimmterer Nachweisung und Bewährung gar sehr bedürftig. Fad (291) möchten wir nicht mit Pfad für einerley halten. Betrachten wir den Ausdruck Eefaden (Zaun der die Zelgen scheidet) bey Pictorius, Efad (freylich auch „Epfad", Gränze eines Dorfs und seiner Felder), Fad (Rasenstreif, der an einem schmalen Absatz eines steilen Felsens fortläuft) bey Stalder, so kommt es uns nicht abenteuerlich vor, darüber an das uraltdeutsche d. h. gothische fatha zu denken, durch welches Ulfila bey Marc. 12, 1. Luc. 14, 23, Paul. ad Ephes. 2, 14 das griechische *Φραγμός* übersetzt. Sollte wirklich die Macugnaga-Fäde, die unser Verf. S. 243, auf Engelhardts Autorität, als Benennung des alten Saumwegs im Saasthale angiebt, nicht das dem gothischen Worte entsprechende Feminin, sondern ein Plural seyn, so liegen sich doch die Begriffe Zaun, Rain, Weg, und die Formen Fad und Pfad nahe genug, um eine allmählige Vermengung und Verwechslung derselben wenigstens für möglich halten zu dürfen. Gehören doch dergleichen Vertauschungen nicht eben zu den ungewöhnlichen Fehltritten im Gange jeder lebenden Sprache. Wie manches kerngesunde alte Wort, das man nicht mehr in seiner wahren Geltung verstand, ist durch ein mehr oder minder ähnlich klingendes ganz anderes, selten richtigeres verdrängt worden. Und nicht bloß Modisten in der Sprache, sondern mitunter auch hochgelehrte Herren haben an solchen Wechselbälgen Pathenstelle vertreten. Mit Recht stellt unser Verf. S. 310 die beliebte feinere Benennung Kartoffel als solchen zur Schau. Noch sieht man zwar in unsern Gegenden einen Eingebornen darum an, wenn er etwa nicht ein gescheider sondern ein gescheuter Kopf seyn will, von einer Ecke, von einer Trümmer und drgl. spricht. Aber mancher will schon nicht mehr Kegel scheiben, sondern schieben, und seit die gelehrten Grillen von Eichen deutscher (!) Druiden an der Donau und von einem gewissen kirchlichen Indultum bis in die Volksschulen ihren Weg gefunden, ist das altbewährte Altach unwiderbringlich zur wenigstens schriftlichen Form Altaich verdammt, und die uns allein gebliebene Tuld, ein Wort so schön und alt und durchaus deutsch als irgend eines, ist wie wenn es erst als welscher Gast zu uns gelangt wäre, zur zweydeutigen Dult gestempelt worden. —

Doch man verzeihe, wenn wir so, am Faden der Sprache, vom Fuße jenes prächtigen Monte-Rosa aus, zuletzt unvermerkt wieder im Angesichte unsrer eigenen vaterländischen Alpen angekommen sind.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. July.

Nro. 140. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

I. Bibliotheca Patrum ecclesiasticorum Latinorum selecta. Curante E. G. Gersdorf. Vol. I — IX. Lipsiae sumtibus Bernhardi Tauchnitz jun. 1838 — 1840. 8.

II. Bibliotheca Patrum Ecclesiae catholicae, qui ante orientis et occidentis schisma floruerunt. Delectu presbyterorum quorundam Oxoniensium. Tomus I. Oxon. I. H. Parker; J. G. et F. Rivington, Londini MDCCCXXXIII. 8. maj.

Laut der Vorrede zu dem ersten Bändchen von Nr. I. unternahm Herr Gersdorf diese Sammlung auserlesener Werke lateinischer Kirchenväter nur auf wiederholtes Verlangen des Verlegers, welcher eine sorgfältig verbesserte und wohlfeile Ausgabe des Besten der lateinischen Väter zu veranstalten wünschte. Obgleich er, sagt er, das Schwierige eines solchen Unternehmens wohl einsah, so habe er doch den inständigen Bitten nachgegeben und sich zu diesem Zwecke mit wissenschaftlichen und in dem christlichen Alterthume wohl bewanderten Männern vereinigt, überzeugt, daß eine solche auserlesene Bibliothek der alten Kirchenväter Vielen sehr erwünscht und für junge Theologen von nicht geringem Nutzen seyn dürfte.

In dem ersten Bändchen lieferte der Unternehmer dieser Sammlung selbst die Recognitiones des Clemens von Rom nach der lateinischen Uebersetzung des Rufinus von Aquileia.

Das zweyte und dritte enthält die ächten Schriften des Th. C. Cyprianus, und zwar das erste die Briefe, das andere die Abhandlungen desselben, von Herrn Dr. Goldhorn, Privatdocenten an der Universität zu Leipzig und Custos an der Pauliner Bibliothek daselbst, bearbeitet.

Das vierte, fünfte, sechste und siebente umfaßt die Werke des Tertullianus, deren Bearbeitung Herr Leopold, ordentlicher Lehrer am Gymnasium zu Annaberg, sich untergezogen hatte.

In dem achten und neunten gab Herr Gilbert, Privatdocent an der Universität zu Leipzig und Prediger an der Pauliner Kirche daselbst, die drey Bücher des hl. Ambrosius de Officiis Clericorum, welchen das von Paulinus verfaßte Leben des Ambrosius vorausgeschickt ist, und die sechs Bücher des Heraëmeron.

Daß Herr Gersdorf seine Sammlung mit einem unterschobenen und nicht einmal in der Urschrift auf uns gekommenen Werke, das außerdem von Unrichtigkeiten und Fälschungen wimmelt, eröffnen mochte, wunderte den Ref. sehr. Nach seinem Dafürhalten wäre der Anfang passender mit dem feurigen Tertullianus gemacht worden, und an ihn hätte sich, zur Beobachtung der Zeitfolge, Cyprianus, sein Schüler, anschließen sollen.

Der Herausgeber benutzte zwey Leipziger Handschriften, von welchen die eine dem XI., die andere dem XIII. Jahrhundert angehört. Auch theilte ihm Herr Professor Nettig in Bern, auf Verwendung des Herrn Professors und Bibliothekars Sauppe in Zürich, eine genaue Notiz über zwey Berner Handschriften mit, deren der Sinnersche Catalog

B. I. S. 51 erwähnt. Die Anmerkungen zu dem ersten Bändchen sind jedoch, im Verhältnisse zu den übrigen, ungemein spärlich ausgefallen.

Der Bearbeiter der Werke des Cyprianus entbehrte durchaus aller handschriftlichen Hülfsmittel, und war sonach größten Theils auf die Orforder und auf die Baluzesche Ausgabe beschränkt, mit Zuziehung der zwey ersten Ausgaben, der von Schweynheym und Pannartz i. J. 1471 zu Rom, und der von Vindelin von Speier in dem nämlichen Jahre zu Venedig gedruckten; ferner der Reinhartschen (Altdorf 1681. 4.), welche XXCIII Briefe enthält, der Erasmischen, der Pamelischen und Rigaltischen und der Observatt. des J. Fr. Gronov nach Frotschers Ausgabe, Leipz. 1831.

In dem ersten Bändchen findet man nur wenige Anmerkungen. Etwas mehr wurde in dem zweyten, welches die Abhandlungen des Cyprianus enthält, geleistet. Voran steht, wie in der Orforder Ausgabe, die Schrift an Donatus, welche Andere an die Spitze der Briefe gesetzt haben. Der Zusatz de Gratia Dei hätte hier mit Recht wegbleiben können, da er von den Handschriften, welche Ref. eingesehen, nicht anerkannt wird.

Gleich zu Anfang, wo es heißt: Nam et promiscue me memini, et reddendi tempestivum prorsus hoc tempus est, quum indulgente vindemia solutus animus in quietem solennes ac statas anni fatigantis inducias sortitur, wird die Lesart quum — sortitur weder von irgend einer der fünf Münchner Handschriften, noch von irgend einer der ältesten Ausgaben bewährt. Alle lesen quo — sortiatur, — welches Pamelius in quo sortitur umänderte. Rigaltius schrieb zuerst, ohne einen Grund anzugeben, quum — sortitur, und ihm folgten sodann Fell, Baluze und der neueste Herausgeber. Statt solennes hätte richtiger und kräftiger sollemnes gegeben werden sollen. Beyfallswerth ist die Zurückführung der Lesart fatigantis für die von Baluze aufgenommene fatiscentis. Jene wird nach Chr. Gottfr. Müllers Observatt. ad 5 loca epist. Cypr. Gerae. 1776 p. 2. seqq. durch iocantis, ludentis erklärt.

Gegen das Ende des ersten Kapitels wird die von den Orforder Herausgebern aufgenommene Verbesserung des Rigaltius: in me oculos tuos fixus es als codicum commendatione prorsus carens verworfen; aber mit Unrecht. Denn so liest die älteste Münchner Handschrift, nämlich die Benedictbeurer, welche von Petz in das achte Jahrhundert hinaufgerückt wurde, richtiger aber dem neunten zugeschrieben wird; so auch die Tegernseer Papierhandschrift und am Rande die Tegernseer Pergamenthandschrift, beyde aus dem 15. Jahrhundert. Diese Lesart entspricht der in dieser Schrift ohnehin sich sehr zum Dichterischen und Gekünstelten hinneigenden Diction des Verfassers ganz vortrefflich.

Im Folgenden hätte statt der Baluze'schen Conjectur: tam aure, quam mente totus auditor es, nach Gronovs Vermuthung (Observatt. III. 12. p. 262. ed. Frotsch.) qua ore, qua mente, welches durch die Benedictbeurer Handschrift bestätigt wird (quo ore, qua mente bieten die zwey Tegernseer), unbedenklich in den Text gesetzt werden dürfen.

Kap. VIII. S. 5. ist zu den Worten: Cothurnus est tragicus prisca facinora carmine (drey Münchner Handschriften setzen prisca carmine facinora) recensere, die von Gronov S. 569 vorgeschlagene und von den Orfordern aus Handschriften aufgenommene Lesart prisca carminum facinora rec., welche auch von der zweyten Münchner, der Schedelschen, anerkannt wird, verlassen worden.

Kap. XII. S. 8. — nec intelligit miser speciosa sibi esse supplicia, auro se alligatum teneri et possideri magis, quam possidere divitias, atque o detestabilis caecitas mentium et cupiditatis insanae profunda caligo! cum exonerare se possit] Nach divitias wurde der matte Zusatz: atque opes, welchen die Münchner Codd. weglassen, mit Recht gestrichen. Besser interpungirt übrigens Gronov S. 264. so: atque (o detestabilis caecitas mentium et cupid. ins. prof. caligo!) cum etc., mit Zustimmung der Tegernseer Pergamenthandschrift.

Am Ende dieses Kap., wo possident ad hoc tantum, ne possidere alteri liceat, et o nominum quanta diversitas! bona appellant, ex quibus nullus illis nisi ad res malas usus est, geschrieben wird, schlug Gronov, welchem auch die erwähnte Tegernseer Handschrift beystimmt, so zu lesen und zu interpungiren vor: et (nominum quanta diversitas!) bona appellant. O lassen auch die Benedictb. und die Tegernf. Papierhandschrift weg; in der andern Tegernf. wurde es von der zweyten Hand übergeschrieben.

Kap. XIV. z. A.: Una igitur placida et fida tranquillitas, una solida et firma et perpetua securitas] Die Worte: et perpetua, welche Baluze in zwölf der besten Handschriften nicht fand und für ein Glossem erklärte, hätten getilgt werden sollen. Wenn auch Cyprianus in der Schrift de mortalitate Kap. III. a. E. sagt; Illa est enim nostra (vielmehr vera, wie wir unten zeigen werden) pax, illa fida tranquillitas, illa stabilis et firma et perpetua securitas, so spricht in der obigen Stelle schon die Symmetrie, und des Ansehen sämmtlicher Münchner Codd., welche jenen Zusatz nicht anerkennen, für die Weglassung der in Frage stehenden Worte.

Wir gehen nun zur Schrift de unitate ecclesiae über.

Kap. I. S. 117 unten, wo es heißt: Sic ab initio statim mundi fefellit et verbis mendacibus blandiens (nämt. inimicus) rudes animas incauta credulitate decepit; sic dominum ipsum tentare conatus, quasi obreperet rursus et falleret, latenter accessit, wurde vor dominum richtig sic, welches bey Baluze fehlt, eingefügt und zu Anfang des nächsten Kap. vestigiis vincentis (st. des Baluzeschen viventis) insistere mit Zustimmung der Münchner Codd. geschrieben.

Kap. IV. S. 119: Et iterum eidem post resurrectionem suam dicit: Pasce oves meas] Diese Worte fehlen in der Benedictbeuerer Handschrift, und in der Tegernseer Pergamenthandschrift; doch hat Letztere sie von späterer Hand am Rande. Die folgenden: Super illum unum aedificat ecclesiam suam et illi pascendas mandat oves suas, welche der Herausgeber, sie für unächt haltend, in Klammern einschloß, läßt die Benedictb. Handschr. ebenfalls weg; die Schedelsche aber, welche dem zehnten Jahrhundert angehört, und die Ulmer aus dem fünfzehnten Jahrhundert erkennen sie an. Die Tegernseer Pergamenthdschr. hat bloß: Super unum aedificat ecclesiam, wozu die Orforder noch suam fügten, das Uebrige ebenfalls weglassend. Schedels Handschrift giebt sodann: et illi pascendas oves mandat, anstatt: et illi pascendas mandat oves suas. Das letzte Wort mangelt auch in der Ulmer. Daraus geht nun deutlich hervor, daß an der Aechtheit dieser Stelle sehr zu zweifeln ist.

Unten, wo es heißt: Hoc erant utique et caeteri (richtiger ceteri) apostoli, quod fuit Petrus, pari consortio praediti et honoris et potestatis, sed exordium ab unitate proficiscitur, [et primatus Petro datur, ut una Christi ecclesia et cathedra una monstretur. Et pastores sunt omnes et grex unus ostenditur, qui ab apostolis omnibus unanimi consensione pascatur] ut ecclesia Christi una monstretur, hat keine Münchner Handschrift die von dem Herausgeber eingeklammerten Worte.

Ebendas. S. 120. lesen alle Münchner Codd: Qui ecclesiae renititur et resistit, in ecclesia se esse confidit — ? ohne die von dem Herausgeber eingeklammerten Zwischensätze: qui cathedram Petri, super quem fundata est ecclesia, deserit.

Kap. V. S. 120,: A fonte praecide rivum, praecisus arescit] Baluze hat a fronte. Woher, darüber schweigen seine Anmerkungen. A fronte aber liest auch die Benedictb. Handschrift. Statt arescit möchte Ref. wegen des Vorhergehenden: Ab arbore frange ramum, fractus germinare non poterit, mit den ältesten Ausgaben, deren sich auch Latinus Latinius, Pamelius, Rigaltius und die Orforder anschlossen, lieber arescet schreiben.

Kap. X. S. 123: dum corda nostra et mentes nostras veritatis discrimen examinat] Hier hätte nostra mit den Ausgaben vor Baluze, welchen auch die Münchner Handschriften beystimmen, gestrichen und S. 124 in der Paulinischen

Stelle (1 Cor. 11, 19.): Oportet et haereses esse, die Partikel et nicht weggelaſſen werden ſollen.

Kap. XIV. S. 126: Caritas — non aemulatur, non agit perperam, non inflatur, non irritatur, non cogitat malum] So gab ſtillſchweigend zuerſt Pamelius, und ihm folgten die ſpäteren Herausgeber; dem griechiſchen Texte angemeſſener aber und folgerichtiger ſetzen die Handſchriften und die früheren Ausgaben die Worte non agit perperam vor non cogitat malum.

Kap. XVI. Z. A.: — sed nunc crevit ejusdem mali infesta clades, et exsurgere ac pullulare plus coepit haereticae perversitatis et schismatum venenata pernicies] Weit kräftiger und wohllautender leſen die Münchner Codd. und die Ausgaben vor Pamelius surgere. Daß Cyprianus den Gebrauch der verba simplicia beſonders liebe, hat Gronov Observatt. in Scriptoribus eccles. Monobibl. p. 32. seqq. vortrefflich nachgewieſen.

Kap. XVII. S. 129: Coecus autem coecum ducens simul in foveam cadunt] Die Münchner Handſchriften und alle Ausgaben vor Baluze leſen richtig cadent, dem griechiſchen Texte, welcher πεσοῦνται hat, entſprechend. Cadunt ſtammt aus der lateiniſchen Vulgata.

Kap. XXVI. S. 133: In nobis vero sic unanimitas diminuta est] Richtig der Benedictb. Cod. und die Tegernſeer Papierhandſchr. deminuta.

In der Abhandlung de Oratione Dominica Kap. I. iſt in den Worten: Multa et per prophetas servos suos dici Deus voluit et audiri; sed quanto maiora, quae Filius loquitur, bey Baluze, welchem Hr. Goldhorn folgte, nach maiora das Hülfszeitwort sunt ausgefallen.

Kap. IV. S. 157 würde Ref., auf die Münchner Handſchriften geſtützt, lieber qui cogitationes videt leſen, den unnöthigen Zuſatz hominum nach cogitationes weglaſſend.

K. XXII. S. 167: Quam necessario autem, quam providenter et salutariter admonemur, quod peccatores sumus] Rigaltius Ausgabe hat durch ein Druckverſehen salutabriter, welches die Oxforder Herausgeber in salutariter verwandelten. So gab auch Baluze. Die früheren Ausgaben hingegen bieten salubriter, was neun engliſche Codd. bey Fell und ſämmtliche Münchner beſtätigen.

Kap. XXXV. S. 175: Lapis, inquit, quem reprobaverunt aedificantes, hic factus est in caput anguli] Beyfallswerth iſt die Lesart der Schedelſchen Handſchrift, welche lapidem hat, was ganz vortrefflich dem griechiſchen Texte (Pſalm. 177, 22): *Λίθον, ὃν ἀπεδοκίμασασαν οἱ οἰκοδομοῦντες, οὗτος ἐγενήθη εἰς κεφαλὴν γωνίας*, entſpricht. Vrgl. Gronovs Observatt. in Scriptt. eccl. Monobibl. p. 151.

In der Schrift de mortalitate Kap. III. a. E. gab Hr. Goldhorn: Illa est enim nostra pax, illa fida tranquillitas, illa stabilis et firma et perpetua securitas. So zwar die Münchner Handſchriften und die Ausgaben vor Baluze. Dieſer ſchrieb vera ſtatt nostra, und ihm folgte Routh mit Recht; denn nostra iſt zu matt. Uebrigens konnte ura leicht in nra übergehen.

Kap. XII. S. 181 a. E.: Nisi praecesserit pugna, non potest esse victoria; cum fuerit in pugnae congressione victoria, tunc datur vincentibus et corona. Nam gubernator in tempestate dignoscitur, in acie miles probatur] Nam ſtatt des von Baluze aus zwey Handſchriften aufgenommenen navis findet man zwar in den älteſten Ausgaben; allein die Münchner Handſchriften erkennen weder das eine, noch das andere an; und ſo leſen auch Latinus Latinius, Pamelius und Rigaltius. Durch die Weglaſſung der Bindepartikel gewinnt die Rede allerdings an Nachdruck und Feyerlichkeit, und navis kann hier füglich entbehrt werden.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. July.

Nro. 141. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

I. Bibliotheca Patrum ecclesiasticorum Latinorum selecta etc.

II. Bibliotheca Patrum Ecclesiae catholicae, etc.

(Fortsetzung.)

Kap. XIV. S. 182 unten: — quanta sublimitas, inter ruinas generis humani stare rectum nec cum eis, quibus spes in Deum nulla est, iacere prostratum, gratulari magis et temporis munus amplecti u. s. w.] Hier nahm der Herausgeber das von Gronov empfohlene rectum, welches auch sämmtliche Münchner Handschriften bestätigen, st. erectum stillschweigend auf. Nach prostratum ist anstatt des Comma richtiger ein Semikolon zuzusetzen. Daß Hr. Goldhorn das von den ältesten und besten Ausgaben nach gratulari magis gesetzte oportet, welches Routh, auf wenige Handschriften gestützt, mit est vertauscht hatte, strich und vor gratulari die größere Interpunction änderte, möchte Ref. nicht billigen, wenn auch die Münchner Codd. oportet weglassen, weil so der Satz, was Baluze wohl einsah, aller Kraft ermangelt. Im Folgenden ist das von dem Letztern st. firmiter stillschweigend aufgenommene fortiter, welches zwar der Cod. Benevent. bescheinigt, in Rouths und Goldhorns Ausgaben übergegangen.

Kap. XVII. S. 184: Ut illic (bey Kains Brudermord) cogitatio mala et perniciosa conceptio Deo providente perspecta est, ita et in Dei servis — — animus ad bonum deditus Deo judice coronatur] Statt prospecta wurde von unserm Herausgeber nach einer Voßischen Handschrift perspecta aufgenommen. Ref. aber möchte lieber mit drey Münchner Codd. Deo praevidente lesen. Etwas unterhalb, wo Baluze: Nec enim Deus sanguinem nostrum desiderat, sed fidem quaerit; Routh hingegen: Nec enim sanguinem nostrum quaerit, sed fidem, hat, gab Herr Goldhorn: Nec enim Deus sanguinem nostrum quaerit, sed fidem. Kräftiger Schedels Handschrift: Nec enim sanguinem nostrum Deus quaerit, sed fidem. Die übrigen Münchner: Nec enim sanguinem Deus nostrum, sed fidem quaerit.

K. XIX. g. d. E. Audivit frater noster et collega moriturus, quod ceteris diceret. Nam qui moriturus audivit, ad hoc audivit, ut diceret; audivit non sibi ille, sed nobis. Nam quid sibi diceret jam recessurus? Didicit imo remanentibus, ut, dum sacerdotem, qui commeatum petebat, increpitum esse comperimus, quid cunctis expediat, agnosceremus]. Hier hätte nobis vor remanentibus, obgleich es zwölf Codd. bey Fell und der neueste englische Herausgeber weglassen, beybehalten werden sollen, da es der Gegensatz offenbar fordert.

In der apologetischen Abhandlung an den Heiden Demetrianus hätte man Kap. III. a. E. deminuta st. dim., Kap. XVII. deminutione f. dim. und ebenso Kap. XIX. S. 222. deminutionis erwarten sollen.

Kap. XI. zu E. ist in der Stelle aus Jesaias nach Baluze propter delicta vestra aver-

tit faciem suam a nobis (ſt. a vobis), ne misereatur geſchrieben worden.

Kap. XIV. S. 218. z. A., wo von der Ohnmacht der heidniſchen Götter die Rede iſt, heißt es: At quid praestare se colentibus possunt, qui se de non colentibus vindicare non possunt? At ſt. des gewöhnlichen aut, welches auch die Münchner Codd. haben, iſt eine Conjectur des Ant. de Roov. Das erſte se möchte Ref., auf ſämmtliche Münchner Handſchriften geſtützt, ſtreichen. Unterhalb in den Worten: si autem iis, quos colis, maior es, non tu illos colere, sed ab ipsis potius coli debes et timeri ut dominus, iſt das von Pamelius angefügte et timeri ut dominus offenbar ein Gloſſem, welches die Münchner Handſchriften mit Recht nicht anerkennen. Die nämlichen laſſen in dem Vorhergehenden auch potius weg.

Kap. XVI. S. 218: et incurvatus est homo, et humiliatus est vir] Die Münchner Handſchriften et curvatus est h. (καὶ ἔκυψεν ἄνθρωπος bey Jeſ. 2, 9), was unſtreitig dem ſchleppenden et incurvatus est h. vorzuziehen iſt.

Kap. XIX. a. E. quem tecum videas aequaliter non dolere] Die nämlichen Codd. geben, wie Manutius und Fell, quem videas tecum non dolere, ohne aequaliter, welches leicht entbehrt werden kann.

Kap. XX. z. A.: Viget apud nos spei robur et firmitas fidei, inter ipsas saeculi labentis ruinas erecta mens est u. ſ. w.] Hier hätte vor inter ipsas aus den Ausgaben vor Baluze et ergänzt werden ſollen.

— S. 221. geg. d. M., wo es von den Chriſten heißt: Exsultant semper in Domino et laetantur et gaudent in Deo suo, et mala atque adversa mundi fortiter tolerant, dum dona et prospera futura prospectant, muß bona ſt. dona geleſen werden. Letzteres iſt ein Druckverſehen, welches aus der Baluze'ſchen Ausgabe in die vorliegende übergieng.

Kap. XXVI. z. A. hätte trophaeo in tropaeo verwandelt werden ſollen.

Um jedoch dieſe Anmerkungen nicht zu weit auszudehnen, will Ref. nur noch Weniges über die herrliche Schrift de opere et eleemosynis, welche unſtreitig als eines der köſtlichſten Ueberbleibſel aus dem chriſtlichen Alterthume zu betrachten iſt, beyfügen.

Kap. II. a. E.: Misericors docet et monet misericordiam fieri, et qui servare quaerit, quos magno pretio redemit, post baptismi gratiam sordidatos docet denuo posse purgari] Wenn auch ſonſt docere et monere, docere et ostendere, monere et ostendere von Cyprianus verbunden werden, ſo möchte doch hier nach dem Vorgange des Latinus Latinius, des Pamelius und Rigaltius und mit Zuſtimmung der Münchner Handſchriften docet et zu ſtreichen ſeyn, um ſo mehr, als docet bald darauf wieder vorkommt und einen widrigen Zuſammenſtoß verurſacht. Pretio, welches in dem Schedelſchen Cod. von neuerer Hand übergeſchrieben iſt, und von dem Benedictbeuerer, ſo wie von der Tegernſeer Papierhandſchrift weggelaſſen wird, kann füglich entbehrt werden. Daß es einem Gloſſeme ähnelt, welches von dem Rande in den Text gefloſſen, erſieht man ſchon daraus, daß es im Tegernſeer Pergamentcoder von neuerer Hand nach redemit ergänzt wurde, in dem Ulmer hingegen vor magno ſteht.

Kap. III. geg. d. E.: Si autem nemo esse sine peccato potest, et quisquis inculpatum se esse dixerit, aut superbus aut stultus est] Kürzer und nachdrucksvoller die Münchner Handſchriften und Auguſtin, welcher contra duas epistolas Pelagianorum L. IV. c. 27 T. X. p. 485. F. dieſe Stelle anführt: — et quisquis se inculpatum dixerit. So auch die Ausgabe des Manutius.

Kap. IV. geg. d. E.: Si videris nudum, vesti eum, et domesticos seminis tui non despicias] Eum iſt ein bloſſes Gloſſem, welches unſere Handſchriften nicht anerkennen; und ſt. despicias ſchreibe man despicies, was alle unſere Codd. beſtätigen. Sonach entſpricht, dieſe Stelle ganz dem griechiſchen Texte bey Jeſ. 58, 7. Im Folgenden füge man nach den Worten praeibit ante te justitia aus der Schedelſchen Handſchrift tua hinzu.

Kap. IX. z. A.: Si vereris et metuis, ne,

si operari plurimum coeperis, patrimonio tua larga operatione finito ad penuriam forte redigaris: esto in hac parte intrepidus] Ref. hätte gewünscht, daß die Lesart der Oxforder Herausgeber: Sed vereris, welche auch Routh in den von ihm eingesehenen Handschriften fand und trefflich vertheidigte, und zugleich die Münchner Handschriften bestätigen, beybehalten worden wäre. Man ergänze nämlich nach sed in Gedanken si, welches in Vordersätzen häufig weggelassen wird. S. Heindorf zu Horat. Sat. I. 45.

Kap. XI. et tu metuis, ne operanti tibi et Dominum promerenti desit alimentum] Das von den Routhschen und Münchner Handschriften nicht anerkannte tibi ist entbehrlich.

Kap. XII. geg. d. E.: Quales nunc quosdam in ecclesia videmus u. s. w.] Kraftiger die Münchner Codd. in ecclesia quosdam.

Kap. XIX.: et non vidi iustum derelictum, neque semen ejus egens panem] Dem griechischen ζητοῦν ἄρτους entsprechend geben die Münchner Handschriften, wie in der Orat. Dom. Kap. XI. quaerens panem, was offenbar den Vorzug verdient.

Durch diese Bemerkungen glauben wir hinlänglich gezeigt zu haben, daß der Text der Cyprianischen Werke, ungeachtet der Bemühungen so vieler Gelehrten, welche sich mit der Kritik dieses Kirchenvaters befaßten, noch sehr im Argen liege. Wie eigenmächtig Manutius zu Werke gegangen, darüber klagte schon Latinus Latinius. Daß der übrigens sehr fleißige Pamelius den Text des Cyprian oft mehr verdorben, als verbessert habe, rügten Gronov und Baluze; und das kühne und nicht genug begründete Verfahren des Rigaltius ist bekannt. Treffliches leisteten die Oxforder; Baluze aber, so große Verdienste er sich auch übrigens um Cyprian erworben, ist nicht selten mit der seinen Landsleuten eigenen Leichtfertigkeit zu Werke gegangen. Sollte jedoch für diesen Schriftsteller etwas Durchgreifendes gethan werden, so müßten vor allem die ältesten und besten Handschriften, die Veroneser und die Beneventer, mit der größten Genauigkeit verglichen werden; denn so lange man die Kirchenväter nicht mit der möglichst kritischen Sorgfalt, wie die klassischen Schriftsteller des Alterthums, bearbeitet, läßt sich in diesem Fache nichts Ersprießliches erwarten.

Doch genug! Wir gehen nun zu Tertullianus über.

Auch der Bearbeiter dieses für die christliche Vorzeit höchst wichtigen Schriftstellers mußte sich bloß mit der Benützung der bisherigen Ausgaben begnügen, welche er alle von der Rhenanischen an bis auf die Semlersche und Ritterische herab zu Rathe zog. Schade, daß ihm Jos. Rouths Scriptorum ecclesiasticorum Opuscula praecipua quaedam. Oxon. 1832. 8., in welchen die Bücher de Oratione et de Praescriptione Haereticorum vortrefflich bearbeitet sind, entgiengen.

Bey dem in unsern deutschen Bibliotheken herrschenden Mangel an handschriftlichen Hilfsmitteln zu Tertullianus (denn das Beste hiezu findet sich in der königlichen Bibliothek zu Paris, in der Mediceisch-Laurentianischen zu Florenz und in der Vaticanischen zu Rom) möge es uns erlaubt sein, deutsche Gelehrte, welche sich mit der Kritik der Tertullianischen Schriften zu befassen gedenken, auf eine von Etienne Baluze sehr sorgfaltig veranstaltete Vergleichung des in der k. Bibliothek zu Paris aufbewahrten sehr alten und vortrefflichen Puteanschen Cod. zum Apologeticus und des berühmten Agobardschen zu den Büchern ad nationes, de testimonio animae, de spectaculis, de idololatria, de corona, de oratione, de cultu feminarum, ad uxorem, de praescriptione haereticorum, de anima, de carne Christi, de scorpiace und de exhortatione castitatis aufmerksam zu machen. Sie befindet sich in einem einst in der Büchersammlung des Et. Baluze gewesenen und jetzt in der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München aufbewahrten Exemplare der zweyten Rigaltischen Ausgabe der Werke des Tertullianus.

Auf der Rückseite der series operum Tertull. bemerkte der Vergleicher: Cum codex Agobardi sit valde mutilus, ac paginae complures, in primis vero in libris duobus ad nationes, vetustatis iniuria seu potius, ut ait Rigaltius, barbarorum incuria foede corrosae corruptaeque sint, primum ea, quae non exstant in codice Ago-

bardi, obelo transfiximus; quae vero computruerunt, ea expunximus ubique summa fide. Variantes item lectiones adnotavimus etiam summa fide.

Die Vergleichung geschah, nach einer Bemerkung auf der Stirnseite des Apologeticus, im Jahre 1686 gegen Ende Mays und zu Anfang des Juny. Am Ende des Apologeticus fügte Beluze folgende Bemerkung bey:

Hunc Tertulliani librum contuli cum vetustissimo et optimo codice MS. Bibliothecae regiae, qui fuit v. c. Claudii Puteani Senatoris Parisiensis.

Incepi conferre XII. Kal. Jul. MDCLXXXVI. Absolvi VIII. Kal. Jul.

Steph. Baluzius.

Mit welcher Genauigkeit Baluze beyde Handschriften verglichen habe, davon zeugt die sorgfältige Angabe aller, selbst der geringfügigsten, Abweichungen derselben von dem Rigaltschen Texte. Damit jedoch unsere Leser den Werth der Puteanschen Handschrift zum Apologeticus ermessen können, wollen wir aus den zwey ersten Kapiteln desselben einige Proben geben.

Kap. I. S. 53. zu Anf. liest der Cod. Put., wie Herr Leopold, in aperto et edito ipso fere vertice civitatis praesidentibus, während die zweyte Rigaltsche und die Rittersche in aperto et edito, in ipso f. v. u. s. w. haben.

S. 54, 4: wo nimis operata sectae huius infestatio steht, versetzt der C. P. die Worte so: nimis operata infestatio sectae hujus.

— Z. 10 — 9. v. u. giebt er cum — oderunt homines s. cum — oderint h.

— Z. 3. v. u. [quale esset, quod oderant] Der C. P. quale sit quod oderant.

S. 55, 4., wo die zweyte Rigalt. und die Ritt. Ausgabe et jam dignitatem transgredi haben, bestätigt der C. P. die von Hrn. Leopold gebilligte Lesart etiam d. tr.

— Z. 11. schreibt der C. P. adeo quod nesciant, st. adeo quod nesciunt.

— Z. 11. v. u. stimmt er für das von Hrn. L. aufgenommene devitant apparere.

— Z. 7 v. u. bietet er quia (s. quod) malum agnoscunt, nnd Z. 3 — 2 v. u. in der Stelle: Quid hoc mali est, quod naturam mali non habet —? giebt er natura alia st. naturam.

S. 56, 1 hat er: Quid hoc malum (s. mali) est —? Im Folgenden bestätigt er die Lesart: qui revinceris ignorare.

Kap. II. Z. 6. bescheinigt er noxae, Z. 17. schreibt er eulogiis s. elogiis und Z. 19 numerum, locum, tempus ohne modum.

S. 57, 10 — 11 giebt er damnatis itaque oblatum s. d. ergo obl. und Z. 15. umgekehrt tormenta adhibetis.

S. 58, 7. liest er: Apud tyrannos enim tormenta etiam pro poena adhibebantur (st. adhibentur).

Z. 8 — 9. schreibt er: Vestram illis servate legem usque ad confessionem necessariam etiam: si confessione praeveniantur, vacabunt. — Z. 24. ad unum contendendo; dann si faciamus, und Z. 5. v. u. quae malunt credidisse.

S. 59, 4. ff. giebt er: Christianus si nullius criminis nomen reus est, valde incestum u. s. w.

Vergleicht man nun diese Abweichungen mit den von Ritter aus den bisher bekannten kritischen Hülfsmitteln zusammengestellten, so wird man finden, daß sie mit denen der zweyten Agobardschen und der ersten Leydener, und mit der Gangnaeschen Ausgabe (Paris, 1545 Fol.), so wie mit der ebendaselbst i. J. 1566 erschienenen Gelenschen meistens übereinstimmen.

Die kritischen Anmerkungen zum Apologeticus sind bey dem neuesten Herausgeber im Verhältniß zu denen der übrigen Schriften am stärksten ausgefallen; am spärlichsten z. B. die zu den zwey Büchern ad nationes. In vielen findet man fast nichts, als Citate der Bibelstellen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. July.

Nro. 142. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Bibliothèque de l'école des Chartes. Tome I. Paris 1839 — 1840. pp. 1 — 590. Tome II. Paris 1840 — 1841. pp. 1 — 605. 2 Bände in 8.

Es macht uns stets ein besonderes Vergnügen, den Geschichtsfreunden Deutschlands neue Fortschritte der historischen Studien in Frankreich anzeigen zu können. Dieß zu thun sind wir wieder im Stande, und lassen die Anzeigen verschiedener Publikationen, die uns bekannt geworden sind auf einander folgen.

Wir beginnen mit der Anzeige der für die französische Geschichtsforschung so wichtigen oben bezeichneten Zeitschrift. Dieselbe verdankt ihren Ursprung einem literärischen Vereine, welchen die Directoren und gewesenen Schüler des in Paris unter dem Namen Ecole des Chartes von der französischen Regierung gegründeten paläographischen und diplomatischen Institutes zum Behufe der geschichtlichen Quellenstudien gebildet haben. An der Spitze des Vereines stehen hochberühmte Gelehrte, wie Pardessus, Raoul-Rochette, Naudet, Champollion-Figeac, Hase, Beugnot, Guérard. Als Mitarbeiter werden 45 in demselben gebildete Gelehrte aufgeführt, unter welchen viele schon längst einen europäischen Namen tragen, wie die Herren Capefigue, Eugène Burnouf, Barbié du Jocage, Petigny, während andere jüngere ihre Laufbahn mit Auszeichnung begonnen haben.

Die Zeitschrift zerfällt in drey Hauptabtheilungen, die erste enthält Mittheilungen ungedruckter Geschichtsquellen mit den nöthigen Einleitungen und Erklärungen so wie eigene historische Aufsätze aller Art. Die zweyte Abtheilung enthält kurze kritische Anzeigen neuer auf Geschichte und Alterthum sich beziehender Werke. Die letzte Abtheilung unter dem Titel Chronique giebt höchst lesenswerthe Nachrichten über die Ecole des Chartes, und über Alles was besonders für französische Geschichtsforscher Interesse haben kann.

Der erste Band beginnt mit einer kurzen Geschichte der Ecole des Chartes selbst: Notice historique sur l'Ecole royale des Chartes par Martial Delpit, welcher alle sie betreffenden officiellen Actenstücke beygefügt sind. Der erste Gedanke der Grundung eines paläologisch-diplomatischen Institutes gieng von de Gerando aus, der schon im Jahre 1806 dem Kaiser davon den Vorschlag machte, damit die alte durch die Congregation von Saint Maure Frankreich gewordene, seit 1789 unterbrochene historische Bildung nicht untergienge; wirklich begründet wurde sie jedoch erst von Ludwig XVIII. 1821, reorganisirt im Jahre 1829 und namentlich als die Aufgabe derselben bezeichnet: die Herausgabe von zwey Werken, einer Bibliothèque de l'école des Chartes, welche den Abdruck und die Uebersetzung der von den Zöglingen entzifferten noch unedirten Handschriften enthielte; dann einer Bibliothèque de l'histoire de France, worin ungedruckte Urkunden über die Geschichte Frankreichs in chronologischer Ordnung sollten heraus gegeben werden.

Wir enthalten uns einer näheren Angabe der Einrichtung der Ecole des Chartes, können aber den Wunsch nicht unterdrücken, es möge in Deutsch-

land wenigstens ein Institut dieser Art gegründet werden. Es könnte am besten in einer der deutschen Hauptstädte errichtet werden, wo ein Reichsarchiv, eine an Handschriften reiche Bibliothek und eine Universität sich vereinigt fänden, wie Berlin, München, oder Wien.

Eine kritische Beleuchtung aller in den vorliegenden Bänden enthaltenen Artikel kann von einem Referenten nicht gegeben werden, indem dieselben den verschiedensten Fächern der Geschichte angehören. Wir können nur auf die genauer eingehen, welche unsern eigenen Studien näher liegende Gegenstände betreffen.

Aus dem Inhalt des ersten Bandes heben wir folgende Stücke hervor:

Nr. 5. S. 125 — 203. Grammaires Romanes inédites du treizième siecle. Es sind deren zwey:

a) der Donatus Provincialis, abgedruckt Seite 166 — 188.

b) la Dreita manièra de Trobar. S. 189. Da die provencalische Sprache und die Troubadours auch in Deutschland viele Freunde zählen, so werden diese mit einer gelehrten Einleitung versehenen alten Werke ihnen willkommen seyn.

Nr. 6. S. 205—206. Deux Chartes inédites de Charles le Chauve, mitgetheilt und erläutert von Géraud. Beyde stammen aus der Kirche von Autun, die eine ist aus dem 8. Jahre der Regierung Karls des Kahlen, und enthält eine Bestätigung aller Besitzungen der Kirche. Da sie im Datum eine Indictio III. hat und andere damit unverträgliche Angaben, so läßt sich mit Gewißheit nicht sagen ob sie in das Jahr 848 fällt oder später. Sie ist einem Cartular des X. Jahrhunderts entnommen. Die zweyte vom 24. Februar 852 ist eine Abschrift des freylich etwas verdorbenen Originals. Wir machen Herrn D. Böhmer auf beyde Urkunden aufmerksam.

Nr. 7. S. 224—237. Documens historiques inédits tirés des Archives de Poitiers per de Xivrey. Sie enthalten Notizen über Sitten und Gebräuche der Stadt und einige politische Ereignisse im 13. 14. und 16. Jahrhundert, ferner Auszüge aus den städtischen Rechnungen aus dem letztern Jahrhundert.

Nr. 9. S. 263. 283. Notices historique et biographique de Jaques Brunier chancellier d'Humbert II. Dauphin de Viennois von Hrn. de Petigny. Der Held dieser Notizen ist der als Staatsmann ausgezeichnete Minister des letzten nicht unter Hoheit der Könige von Frankreich stehenden Souverains der Grafschaft Vienne, nach dessen Tod dieselbe an Frankreich kam. Humbert hatte sich durch Expedition eines Kriegszuges gegen die Türken zu Grunde gerichtet. Die Grafschaft hatte zum deutschen Reiche gehört; als Humbert II. sie dem ältesten Sohne des Grafen der Normandie vermachte, sicherte er die Rechte ihrer Bewohner in einer ausführlichen Charte von 1349, die gedruckt ist bey Denis de Salvaing de l'usage des Fiefs. Grenoble 1731. V. I fol. 15. 46. als Statutum Solemne Humberti Delphini quo continentur Franchesiae et Privilegia Delphinatus tam antiqua quam de novo concessa.

Nr. 12. S. 321. 335. Restitution d'un poëme barbare relatif à des événements du regne de Childebert I. par Lenorment. Dem lückenhaften Text steht, 329, die Restitution in Prosa gegenüber. Die Einleitung ertheilt Nachweisungen über das Gedicht, welches als Gegenstück zu dem bekannten auf Chlotar II. gelten kann, welches mit den Versen beginnt:

De rege Chlotario est canere Francorum.

Nr. 13. S. 336-342. Des Impositions publiques dans la Gaule depuis l'origine de la monarchie des Francs jusqu' à la mort de Louis le Debonnaire durch Herrn Guérard. Rapport über die drey über diesen Gegenstand an die Academie des Inscriptions gesandten Preisschriften.

(Fortsetzung folgt.)

I. Bibliotheca Patrum ecclesiasticorum Latinorum selecta.

II. Bibliotheca Patrum Ecclesiae catholicae, etc.

(Schluß.)

In den zwey Büchern de cultu feminarum gieng er von dem Semlerschen Texte, an den er sich sonst meistens hielt, ab, sich sorgfältig an Rigaltius anschließend, dessen Text durch die genauere Befolgung der Lesarten der Agobardschen Handschrift ein wahrhaft verbesserter genannt werden kann, während Semler den Spuren früherer Herausgeber zu folgen bemüht war.

Im vierten Theile oder in dem siebenten Bändchen der Sammlung gab er am Ende S. 330 — 341 eine gedrängte notitia literaria de editionibus et interpretationibus des Tertullian.

Glücklicher, als die Herausgeber des Cyprian und Tertullian, war der Bearbeiter des Ambrosius. Diesem standen zur Schrift von den Pflichten eine Dresdener Pergament-, und eine Gothaer Papierhandschrift, beyde ziemlich jung, zu Gebote. Ferner vier Mailander Ausgaben von den Jahren 1474 und 1488, die des Maffellus Venia o. O. und J. und die Gribellsche von dem Jahre 1490, welche ihm aus der Dresdener Bibliothek mitgetheilt wurden. Zum Heraemeron benutzte er fünf Handschriften der Leipziger Universitäts-Bibliothek, von denen vier auf Pergament und eine auf Papier, und eine alte Augsburger Ausgabe von dem Jahre 1472, welche er aus der herzoglichen Bibliothek zu Gotha erhielt.

In dem ersten Bändchen steht vor den drey Büchern von den Pflichten das Leben des Ambrosius, von Paulinus verfaßt. Der Herausgeber verglich dazu die oben erwahnten zwey Mailänder Ausgaben von den Jahren 1474 und 1488 und einige andere ältere Editionen. In den Anmerkungen zu Ambrosius Werken zeigte er nur die vorzüglichere lectio varians an. Da Ambrosius in den Büchern von den Pflichten, wie bekannt, den Cicero nachahmte, so verglich er beyde genau mit einander, und wies alle Stellen, welche der Kirchenvater vor Augen hatte, fleißig nach Orelli's Ausgabe nach.

Das nämliche Verfahren hätte der Consequenz wegen auch im Heraemeron, worin Ambrosius sich den großen Basilius zum Muster nahm, beobachtet werden sollen.

Sehr zu wünschen wäre, daß Hr. Gilbert in einem dritten Bandchen noch die Briefe des Ambrosius liefern möchte.

Wie weit sich überhaupt diese Sammlung erstrecken soll, darüber finden wir nirgendwo etwas bemerkt.

In der Vorrede zu dem ersten Bändchen S. X. werden uns von Herrn Gersdorf auch die Werke des Lactantius versprochen; doch kam uns davon noch nichts zu Gesicht. Die letzte Ostermesse brachte gar keine Fortsetzung dieser Bibliotheca, welche sich für den Handgebrauch sehr empfiehlt, um so mehr, als jedes Bandchen auch einzeln verkauft wird, das Aeussere gefällig, und der Preis billig gestellt ist.

Nr. II. hat den besondern Titel: S. Aurelii Augustini Confessiones post editionem Parisiensem novissimam ad fidem Codicum Oxoniensium recognitae, et post editionem M. Dubois ex ipso Augustino illustratae etc. Der Herausgeber ist Hr. Pusey, Professor der Hebräischen Sprache zu Oxford, welcher mit mehreren seiner Collegen den Entschluß faßte, zur Verbreitung des Studiums der Kirchenväter unter der englischen Geistlichkeit eine Reihe griechischer und lateinischer Väter nicht bloß in der Ursprache nach den ältesten und besten Handschriften zu bearbeiten, sondern auch englische Uebersetzungen derselben zu veranstalten.

Schon Mart. Jos. Routh hatte vor zwölf Jahren durch seine oben erwahnte Ausgabe der Scriptorum ecclesiasticorum Opuscula praeci,na quaedam etc. einen vortrefflichen Anfang zur Begründung der patristischen Studien in England gemacht.

Im Jahre 1837 giengen aus der akademischen Druckerey zu Oxford Flavii Josephi de bello Judaico libri VII., von Herrn Eduard Cardwell bearbeitet, hervor, welche offenbar

vom theologischen Standpunkte aus gewürdigt werden müssen.

In dem darauf folgenden Jahre erschienen zwey andere sehr interessante Werke, nämlich die apostolischen Väter von Herrn Wilh. Jacobson, und Eusebius Kirchengeschichte von dem zu frühe vollendeten Burton, deren wir schon im Jahre 1839 in diesen Anzeigen Bd. IX. S. 1049 f. ehrenvoll gedachten.

Damit hängt auch die aus der akademischen Druckerey zu Oxford im Jahre 1839 von Herrn Thom. Gaisford zu Tage geförderte Ausgabe von Theodoretus Ἑλληνικῶν παθημάτων θεραπευτική zusammen.

Diesen Vorarbeiten werden dem Vernehmen nach die Katechesen des Cyrillus von Hierusalem und die Homilien des Johannes Chrysostomus über die Bildsäulen und zu dem Römerbriefe folgen.

Mit den lateinischen Vätern machte Hr. Pusey in den vorliegenden Bekenntnissen Augustins einen würdigen Anfang; denn dieses Werk gehört unstreitig zu den gelesensten des christlichen Alterthums, und ist um so wichtiger, als es den Charakter, den Geist und das Leben des großen Mannes vortrefflich darstellt und zur Entwickelung und Bildung eines ächt christlichen Sinnes ganz vorzüglich geeignet ist.

Gern hätte sich der Herausgeber, wie er in dem Monitum S. VII bemerkt, mit der Benedictiner Ausgabe begnügt, wäre ihm nicht darum zu thun gewesen, eorum scrupulis occurrere, quibus suspectum est quicquid Ecclesiae Romanae elaboraverint asseclae, quosque a Patrum studio absterret corruptelarum nescio quarundam suspicio. Demnach durchgieng er den Text der Benedictiner, welchen er bey seiner Ausgabe zur Grundlage genommen, mit fünf Oxforder Handschriften, deren vier schon ehedem für die Benedictiner, aber nicht genau verglichen worden, auf das Sorgfältigste, und zog überdieß auch die Remarques critiques des Dom Martin, welche dieser seiner Traduction françoise des Confessions de S. Augustin avec le latin à côté etc. A Paris 1741. 8. beyfügte, zu Rathe; denn Jacq. Martin hatte bekanntlich in England und in Flandern einige Handschriften vergleichen lassen, welche die Bearbeiter der letzten (älteren) Mauriner Ausgabe nicht hatten benutzen können.

Nach einer genaueren Charakterisirung seiner Handschriften bemerkt der englische Kritiker S. IX: „Lectiones vero varr. minoris saepe, vel nullius fere momenti notavi, quo codd. nostrorum indoles melius innotesceret; verborum autem ordinem, quem Augustinus subtilem et limatum imprimis adhibet, utpote qui rhetor olim fuerit et „acutis auribus“ praeditus, tacite, ne taedio foret crebra harum minutiarum adnotatio, ad eorumdem fidem immutavi. Immutavi autem, cum, etsi minutum sit, suum tamen habeat leporem.“

Daß die Benedictiner auf die feinere Wortstellung bey den von ihnen besorgten Ausgaben allerdings zu wenig geachtet haben, und, ungeachtet ihnen die Handschriften oft Besseres boten, bey dem Gewöhnlichen stehen geblieben sind, hat Ref. schon bey einer andern Gelegenheit in diesen gelehrten Anzeigen Jahrgang 1841. S. 518. ff. erinnert.

Die unter dem Texte stehenden, meistens aus andern Schriften des Augustin ausgezogenen erläuternden Parallelstellen sind größtentheils aus der Ausgabe des Dubois (Paris 1776) entnommen; manche, vorzüglich die auf die Häresie der Manichäer sich Beziehenden, wurden von dem Herausgeber selbst hinzugefügt.

S. 281. folgen Augustiniani Annales oder eine kurze Zusammenstellung der Hauptmomente aus Augustins Leben in chronologischer Ordnung; S. 282. die Aufzählung der Handschriften und Ausgaben, welche bey der neuesten Pariser Ausgabe (welcher, ist nicht klar) eingesehen wurden; dann S. 283 — 300. die Lectiones variantes der Benedictiner, der späteren Herausgeber, so wie die des neuesten, der Index capitum (ex edit. Bened.), und zuletzt ein verbessertes Materienverzeichniß.

So wie von Seite des Innern, eben so verdient diese Ausgabe auch von Seite des geschmackvollen Aeusseren alle Empfehlung.

J. G. Krabinger.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. July.

Nro. 143. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Bibliothèque de l'école des Chartes.

(Fortsetzung.)

S. 343 — 358. Fragments d'un memoire sur les invasions des Northmans sur les bords et au midi de la Loire, couronné en 1839 par l'académie des Inscriptions et belles lettres von Paillard de St. Aiglan. Das die Jahre 873 — 876 umfassende Fragment zeugt von gründlicher Gelehrsamkeit und einem tüchtigen kritischen Sinne.

S. 491 — 499. Diplome inédit de Charles roi de Provence von 862. mitgetheilt und erläutert von Mas Latrie. Urkunden König Carls von der Provence, des kinderlos verstorbenen Sohnes Kaiser Lothars I. sind so selten, daß Böhmer in seinen regestis Carolorum gar keine von ihnen aufführt, während im Recueil von Bouquet B. VIII. neun abgedruckt sind. Die hier gegebene ist ausgestellt in Usez VIII. Cal. Sept. anni VII. regis, Indict VIII. und enthält die Bestätigung der Schenkungen, welche zwey Grafen, die er seine Ministeriales nennt, an eine Kirche der Stadt Orange gemacht hatten.

Die Artikel, auf welche näher einzugehen wir uns veranlaßt finden, sind im ersten Bande folgende:

1) S. 216. 224. Formule inédite mitgetheilt und erläutert von Pardessus (Mitglied der Académie des Inscriptions). Die hier zum ersten Male gedruckte Formula findet sich am Ende einer Handschrift aus dem 9. Jahrhundert und ist eine noch in die Merowingischen Zeiten fallende Formel, enthaltend ein Gesuch an den Grafen oder König, verlorene Acte zu bestätigen oder ihre Vornahme zu bezeugen. Wie der Herausgeber bemerkt, beweist diese Formel, daß in Bourges die römische Municipalverfassung unter den Merowingern bestand, und zwar sowohl der Defensor als die Curie (Beweise für deren Fortbestehen unter den Karolingern hat Jules Rynouard in seiner histoire du droit Municipal I. II. p. 182 beygegeben); daß der Defensor eine Art von Substituten hatte, der Profensor (oder Prodefensor) hieß, ein Wort, das man auch sonst fand, aber für eine Corruptel des Wortes Professor hielt,*) und deßhalb dieses setzte, wie z. B. im Appendix zu Marculf Nr. 53. 54. Man sieht endlich, daß eine ausgefertigte Appennis drey Tage lang öffentlich ausgehangen wurde.

2) S. 409. 429. Fragment d'un commentaire inédit de la loi Salique, publié et expliqué par M. Pardessus. Pardessus ist mit einer Ausgabe der wichtigsten Redactionen der lex Salica beschäftigt, welche sich in Pariser Handschriften befinden, und theilt hier ein Fragment aus diesem mit, nämlich die Erklärung des ersten Capitels der Lex, welche Ref. im Ganzen für genügend gefunden hat.

3) S. 430. 459. Essai sur l'histoire municipale de la ville de Strasbourg. p. Bernhard. Die hier gegebene Skizze der Verfassungsgeschichte der Stadt Strasburg verdient in Deutschland, dem ja bis 1681 diese freye Reichsstadt angehörte, ganz besonders bekannt zu werden, indem

*) Z. B. v. Savigny, in seiner Geschichte des R. R. im Mittelalter. 1. Ausg. B. I. S. 215.

sie vollständiger ist, als was bisher darüber geschrieben wurde. Der Verfasser, ein geborner Elsässer, ist Mitglied der vom Minister Guizot im J. 1838 niedergesetzten Commission für die Herausgabe der Urkunden und anderer historischer Denkmale über die Geschichte des dritten Standes. Ausgehend von der Annahme, daß Argentoratum ein römisches municipium war, erklärt er dessen uralte Freyheiten aus der Erhaltung dieser Municipalverfassung. Nach ihm giengen die Rechte und Functionen des Defensors civitatis auf den Bischof uber (?) und aus der curia ward die Familie der bischöflichen Kirche. (?) Die bekannte Verfassungsurkunde von 982 (gedr. bey Walter III. 1789) über die jura et leges civitatis Argentinae zeigt die Gestaltung, welche jene am Ende des 10. Jahrhunderts erhalten hatte. Der Verfasser giebt Auszüge daraus S. 433 — 437. Von da bis 1314 folgt eine freylich lange Uebergangsperiode zu einer andern unabhängigen Stellung der Stadt, welche jetzt erst (?) ihren Magistrat (die Consules) erhielt und bald sich der Landesherrlichkeit des Bischofs ganz entzog, 1262. Im Jahre 1320 bekam die Stadt ihr erstes ausführliches, bis jetzt noch ungedrucktes Stadtrecht, und 1332 gelingt es den Zünften die Verwaltung den Händen des städtischen Adels zu entreissen und an sich zu bringen. Die früher bischöflichen Beamtenstellen werden nach und nach auch von der Stadt erworben, und von der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts war Strasburg eine freye Reichsstadt, deren Selbständigkeit seit der Reformation so groß war, daß sie seit 1681 als eine nur unter der Hoheit des Reiches stehende Republik angesehen werden konnte.

So richtig im Ganzen diese Darstellung der Verfassungsgeschichte der Stadt Strasburg ist, so wenig möchten wir alle einzelnen vom Verf. aufgestellten Behauptungen unterschreiben. Auch möchten wir verschiedene Einrichtungen derselben ganz anders erklären. Der Verf. hat verschiedene Hauptpunkte ununtersucht gelassen. Bekanntlich fließt fast alle Territorialhoheit der Bischöfe im fränkischen Reiche aus der ihnen schon sehr früh oft selbst unter den Merowingern ertheilten Immunität her. Auch in Strasburg war dieß der Fall. Der Verf. erwähnt sie zwar einmal, legt aber weiter kein Gewicht darauf. Für die Behauptung, die Landesherrlichkeit sey aus dem auf den Bischof übergegangenen Defensoramt entstanden, sind keine Beweise angeführt. Daß die Curia sich in die familia episcopi verwandelt habe, ist gleichfalls unerwiesen, und mehr als unwahrscheinlich. Der Verf. übersieht, daß alle Städte in der ersten Hälfte des Mittelalters zweyerley Bevölkerung hatten, eine altfreye und eine unfreye. Die meisten Befreyungsacte beziehen sich auf diese, Andere betreffen nur die Exemption der städtischen Bürger vom Gaugerichte. Die Urkunde, durch welche Strasburg diese letzte erhielt, ist vom Jahre 1129 und in der Chronik von Königshofen abgedruckt S. 731.

Nach Art. 3. im Cap. 2. des Stadtrechts von 987 gehörte die familia episcopi nicht zur Stadt. Der Schultheiß konnte über sie eben so wenig richten wie über die bischöflichen Ministerialen. *) Auch Cap. 18. Art. 1. beweist, daß die familia ecclesiae nicht aus Bürgern der Stadt bestand, sie steht den Burgenses gegenüber, und bildet die Hörigen der bischöflichen Kirche. Daß zwischen 987, wo noch die Ueberbleibsel des alten ordo decurionum existirt haben sollen, und 1212, wo die Consules zum ersten Male in einem Diplom Friedrichs II. (S. 442. 443.) genannt werden, die Burgerschaft kein sie vertretendes Collegium gehabt haben soll, ist nicht wahrscheinlich. Was bestand also? Sollten keine Schöffen dagewesen seyn, zu welchen, wie in allen Städten mit altem fränkischen Rechte, im dreyzehnten Jahrhundert die Consules, gewöhnlich consiliarii genannt, **) als eine zweyte Administrativbehörde hinzukommen? Da S. 451 ein Schöffenmeister erwähnt wird, so muß doch wohl ein Schöffen-Collegium bestanden haben. Es werden diese bey

*) Der Schultheiß richtete mit den judices schon nach (598?) dem Stadtrechte; sie waren die Schöffen.

**) In der Urkunde von 1129 werden sie judices ipsius civitatis genannt. In Urkunden bey Königshofen schreiben die Kölner Magistro, Scabinis et consulibus civitatis Argentinensis ſ. ferner über die Schöffen S. 841. Werden doch in der Liste der Magistrate von 1220, Vorrede S. VIII., auch der Schöffenmeister und der Schöffen erwähnt.

Königshofen S. 305 genannt, und können nicht wie Hr. Bernhard glaubt, die Vorsteher der Zünfte gewesen seyn. Doch wir enthalten uns der Entscheidung dieser Frage; da die Herausgabe eines Urkundenbuches von Strasburg in Aussicht steht, so wird die Einsicht aller Acten es bald leicht machen, hierüber ein sicheres Urtheil zu fällen.

Die Verordnung Friedrichs 1232 bey Königshofen S. 619 hatte wie viele andere der Hohenstaufen nicht den Zweck, die bürgerliche Freyheit Strasburgs aufzuheben, sie verbot bloß, die Landesherrlichkeit des Bischofs anerkennend, die Einführung neuer Einrichtungen *) ohne die Einwilligung des Letzteren, und den Versuch einer Communal-Verschwörung wie sie so viele Städte in Frankreich schon im 12. Jahrhundert gesehen hatten.

Aehnliches hatte derselbe Kaiser schon 1214 verordnet. S. 444.

4) S. 552. 564. Duel judiciaire entre deux Communautés religieuses im Jahre 1098. Ein interessanter Beytrag zur Geschichte der gerichtlichen Zweykämpfe im Mittelalter, bestehend in einer officiell ausgestellten Urkunde über einen Hergang dieser Art im Jahre 1098 in der Vendée, wo die Abtey Marmoutier oder Fontaines einen Rechtsstreit mit den Mönchen von Talamont über Bruchfelder hatte, der dann durch ihre beyderseits gewählten Kämpfer entschieden wurde. Sie ist nach dem Original abgedruckt, und mit einer Einleitung, worin der Gegenstand des Streites genau angegeben ist, begleitet durch J. P. Marchegay, der dieselbe mittheilt. —

Wir geben zu den Artikeln des zweyten Bandes der Bibliothèque de l'école des Chartes über. Sie sind 30 an der Zahl, wovon wir 3 näher beleuchten.

S. 57. 74. Recherches sur les auteurs des grandes chroniques dites de St. Denis von Herrn Lacabane.

*) Es ist wahrscheinlich daß nach der Einrichtung des großen Rathes der Consules im Jahre 1112 die Schöffen, deren Collegium mit ihnen vereint war, nur die richterliche Behörde bildeten, und in der Regel nicht mehr besonders genannt wurden.

Zu den bekanntesten Quellen der französischen Geschichte gehören bekanntlich die sogenannten grandes chroniques de France oder de Saint-Denis, aus welchen schon D. Bouquet und seine Nachfolger bedeutende Auszüge im Recueil des historiens des Gaules et des France gegeben haben und wovon jetzt Herr P. Paris eine Prachtausgabe auf Kosten der französischen Regierung veranstaltet. Im vorigen Jahrhunderte schrieb der Akademiker de Saint-Pelaie de la Curne (Mémoires de l'Académie des Inscriptions T. XV. XVI.) Abhandlungen über die Verfasser dieser berühmten Chroniken. Seine Meynungen werden nun in dem vorliegenden Aufsatze des Herrn Lacabane berichtigt und wie die des Herrn P. Paris vervollständigt. Es wird gezeigt, daß diese Chroniques erst 1270 begonnen wurden, und für die ältere Zeit bis 1340 nichts sind, als Uebersetzungen ausgewählter Stellen aus ältern bekannten lateinischen Chroniken, verfaßt durch Primas, Mönch von St. Denis, unter der Leitung des berühmten Abtes Matthieu de Vendôme. Vom Jahre 1340 — 1380 sind sie das Originalwerk eines Zeitgenossen. Mit großem Scharfsinn zeigt Herr Lacabane, sich auf viele aus Handschriften gezogene Handschriften stützend, daß dieser niemand anders seyn kann, als Carls II. Kanzler d'Orgemont † 1389, dessen Biographie S. 66 — 67 in der Note 2 gegeben wird.

S. 75 — 82. Chartes des huitième et neuvième siècles, provenant de l'ancienne abbaye de Noailles près Poitiers, mitgetheilt und erläutert durch Herrn Redé. Im Archive des Departementes der Vienne findet sich ein reiches Cartular der 1791 aufgehobenen Abtey Noaillé bey Poitiers, das zwar schon früher benutzt ist, aber noch bedeutende Inédites enthält. Aus diesen werden hier drey wichtige Urkunden mitgetheilt: a) die über einen Tauschvertrag vom Jahr 780, ausgestellt vom Abt; sie ist nichts anderes als eine ausgefüllte Formula dieser oder gar einer frühern Zeit. b) ein Diplom Ludwig des Frommen, noch König von Aquitanien, aus dem Jahre 808. c) Ein Schenkungsact von 848 zu Gunsten der Abtey von einem Grundherrn und seinem Sohne. Die Schenker und die 24

Zeugen haben alle, drey ausgenommen, germanische Namen.

S. 169 — 176. Document statistique inédit, veröffentlicht durch Herrn Dureau de la Malle. Es ist eine zum Behufe des Kriegszuges Philipp VI. gegen die Flamänder im Jahr 1328 verfertigte Subsidienrolle; die Repartition ist nach den Districten der Baillies und Senéchaussés d. h. der Aemter gemacht und in jeder Hinsicht lehrreich. Die Summe von 229,120 Livres, 18 Sols, 11 Deniers ist unter 26 Aemter vertheilt. Auf diese Repartition folgt eine statistische Tabelle der Städte, Dörfer und Häuser (des paroisses et feux) der einzelnen Baillies und Senéchaussés von Frankreich. Gesammtzahl jener 13,670, Häuser 2,469,987. Die Addition der Handschrift ist nicht ganz richtig. Der Herausgeber bemerkt in einer Note S. 176, Paris mit der Hauptvorstadt S. Marcel, das nach der Tabelle 69,098 Häuser hatte, müßte nach der gewöhnlichen Berechnung ihrer Bewohner eine Bevölkerung von 303,490 Individuen gehabt haben.

S. 201 — 243. Opuscule relatif à la Peste de 1348 composé par un contemporain, mitgetheilt durch Herrn Littré. Wir erhalten hier eine 1350 in Versen geschriebene Darstellung der unter dem Namen des schwarzen Todes bekannten Pest des Jahres 1348, welche einen Lütticher, den Magister Symon de Couvin (de Covino *) zum Verf. hat. Dieser war Astrolog und berühmt als Wahrsager. Er erklärt das furchtbare Ereigniß aus dem Zusammentreffen des Jupiter und des Saturn im Zeichen des Wassermann und heißt es Indicium Solis in convivio Saturni. Dieß ist die Ueberschrift des Werkchens von etwa 1,100 Versen. Wir empfehlen es besonders der Aufmerksamkeit der Aerzte und insbesondere Herrn Dr. Hecker in Berlin, welcher die Geschichte dieser Pest im Jahre 1823 in seinem Buche der schwarze Tod im vierzehnten Jahrhundert beschrieben hat. Das Gedicht ist entnommen aus den Handschriften Nr. 8369. 8370 der königlichen Bibliothek und dessen Verstehen durch des Herausgebers Einleitung S. 201. 207. und durch kurze Noten erläutert. Es scheint uns einen philologisch-historischen-medicalischen Commentar zu verdienen.

S. 271 — 280. Calendrier portatif dressé l'an 1381 mitgetheilt von Herrn Géraud.

S. 286 — 288. Notice sur l'édit de Paris 1563 von A. Lenoble. Berichtigung der Unterschrift der berühmten Ordonnance de Charles IX. pour le fait de la justice et de la police du royaume. Man nennt es gewöhnlich das Edict von Roussillon. Herr Lenoble beweist, daß es zu Paris erlassen wurde.

S. 313 — 349. Traité de l'office de Podestà dans les republiques municipales de l'Italie, extrait du troisième livre du trésor de Brunetto Latini mitgetheilt von Herrn Ch. Lenormant. Dieses Werk, welches den Lehrer des großen Dante, Brunetto Latini zum Verfasser hat, ist aus dessen trésor entnommen, und wie es scheint 1284 geschrieben und zwar in altfranzösischer Sprache. Schon der Titel beweist dessen Wichtigkeit. Wir lernen aus demselben die Verfassung der italienischen Republiken genauer als aus andern Quellen kennen.

S. 350. 387. Acte d'accusation contre Robert le Coq évêque de Laon, mitgetheilt und erläutert durch Herrn Douët d'Arcq. Wir haben hier ein nicht unwichtiges Actenstück über eine Periode der französischen Geschichte, in welcher die Stände zur entschiedensten Opposition gesteigert, unter der Anführung des oben schon einmal genannten Jean Marcel Prévot des Marchands von Paris und Robert Le Coq, Bischofs von Laon, im königlichen Staatsrath gegen den Dauphin Carl von Valois, Sohn des in der Schlacht von Poitiers 1356 gefangenen Königs Johann sich der ganzen Reichsregierung zu bemächtigen wußten.

(Schluß folgt.)

*) Am Ende steht explicit libellus de Indicio Solis in conviviis Saturni compositus Parisiis per Magistrum Symonem de Covino Leodiensis diocesecos. Anno Domini millesimo trecentesimo quinquagesimo. Der Herausgeber scheint den Namen des französischen Ortes Couvin nicht zu kennen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. July.

Nro. 144. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Bibliothèque de l'école des chartes.

(Schluß.)

Zwey und zwanzig Räthe waren 1357 abgesetzt worden, allein 1358 — 1359 stieg des Prinzen Ansehen wieder. Herr der Gewalt setzte er seine Räthe wieder ein, welche nun eine Untersuchung gegen Robert Lecoq einleiteten, in Folge welcher er Frankreich verlassen mußte; der Accusationsact von 91 Artikel ist es, der hier mitgetheilt und so viel es geschehen konnte erläutert wird p. 365 — 380. Die ihm vorangehende Einleitung giebt eine überaus klare Uebersicht der Zeitereignisse, die auch recht gut erzählt sind von Michelet im Bd. III. S. 351 und ff. seiner Histoire de France.

S. 398. 401. **Dialogue entre Philippe Auguste et Pierre le Chantre**, mitgetheilt und bevorwortet von einem Ungenannten. Dieses kurze Aktenstück in lateinischer Sprache, das gegen 1250 geschrieben zu seyn scheint, und in einem Cartular des ehemaligen Capitels St. Stephan zu Bourges sich findet, enthält Anecdoten aus dem Privatleben des Königs Philipp August — der zu dem Professor Pierre le Chantre, der den 11. September 1197 als gewählter Erzbischof von Paris starb — in freundschaftlicher Verbindung stand. Einige Gespräche zwischen beyden finden sich hier aufgezeichnet. Wir führen daraus an, daß, als Peter ihm das Bild eines vollkommenen Königs entworfen hatte, Philipp August zu ihm sagte: Domine cantor: quum regem aliquo tempore facietis, talem facite, qualem mihi describitis, et nunc tali utimini qualem habetis!

S. 437 — 460. **Analyse du roman de Godefroi de Bouillon** gegeben von Hrn. Le Roux de Lincy. Eine übersichtliche Darstellung der auf die Geburt und die Abentheuer des Herzogs Gottfried von Bouillon im Mittelalter verbreiteten Legenden und Mährchen, worüber in Deutschland Grimm, in Frankreich Roquefort Francisque Michel, der Abbé de la Rue u. a. geschrieben haben.

S. 461 — 477. **Recherches sur le chroniqueur Jean Castel** von Quicherat. Genaue Notizen über die Person und den Tod des Biographen Ludwigs XI., der als Abt von Saint Maur im Febr. 1472 starb.

S. 571. 578. **Travaux des Bollandistes de la continuation des acta Sanctorum** von Herrn Delpit. Der Inhalt dieses Artikels ist größtentheils aus dem Memoire des Herrn Generalarchivisten Gachard zu Brüssel im Messager des sciences et arts de la Belgique von 1834, welche Referent in der Darstellung seiner Geschichte der belgischen Historiographie in Bd. XII. der gelehrten Anzeigen S. 172 — 176 benutzt hat, und folglich gleichen Inhalts. Dazu kommen Nachrichten über die seit 1838 ernannte Commission der belgischen Jesuiten für die Fortsetzung des Werkes, worüber der Erzbischof von Paris vom 1. December einen Hirtenbrief an die Geistlichkeit seiner Diöcese erlassen hat.

Zur nähern Besprechung haben wir bloß drey Artikel dieses Bandes vorbehalten. Der erste ist die Notice sur la vie et les écrits de Philippe de Navarre, vom Grafen Beugnot. Diese Abhandlung, vereint mit desselben im verflossenen

Jahre vollendeten Ausgabe des ersten Bandes der Assisen von Jerusalem, setzt uns in den Stand, die in unsrer im Jahre 1840 gemachten Anzeige der von Kausler veranstalteten Ausgabe der Assisen entwickelten schwierigen Frage über den oder vielmehr über die Verfasser dieser berühmten Rechtsbücher zu lösen. Nach dem damaligen Stande unserer Kenntnisse hatten wir zwey Verfasser der eigentlichen Livres des Assises angenommen, Jean v. Ibelin und Philipp von Navarra. *) Unsere Annahme ist zugleich richtig und unrichtig, richtig weil beyde Ritter Verfasser sind und unrichtig darin, daß wir sie für die muthmaßlichen Verfertiger eines Werkes hielten, während Jeder ein anderes machte, der Erstere die eigentlichen Livres des Assises de la Haute Court, Letzterer ein anderes Werk, das livre de forme de Plait. Beyde sind im angeführten ersten Bande von Beugnot gedruckt. Jenes S. 1 bis 432, dieses S. 475 — 571. Ueber die Verfasser erhalten wir nun ziemlich ausführliche Nachrichten. Das Rechtsbuch Philipps von Navarra wird von seinem Herausgeber (Préface p. XXXVII) als das erste Werk dieser Art angeführt, worauf die eigentlichen Assises (wenigstens die der Haute Cour) folgten, welche Johann von Ibelin den Jüngern, gest. 1266, Neffen des Herrn von Barut zum Verfasser haben. Es wird zwar von den venetianischen Commissarien vor Ph. v. Navarra noch ein Gerald von Montreal genannt, allein man findet keine Spur eines von ihnen verfertigten Rechtsbuches. Nur Aufzeichnungen der wichtigsten Entscheidungen der Gerichtshöfe müssen schon existirt haben, weil auf dieselben sehr oft verwiesen wird in den beyden Werken. Das Buch Philipps ist rein praktisch und hat einen processualischen Character, so daß man es einen Richtsteig nennen möchte. Sein Titel lautet: Ici ouës: le livre de forme de Plait que Sire Felippe de Novaire fist pour un sien ami apprendre et enseigner comment on doit plaidoier en la haute court. Aehnlich ist der Titel des Werkes von Pierre des Fontaines, das ja auch ein Conseil ist qu'il donne à son ami Philippe roi de France et à tous les autres.

*) Siehe die gelehrten Anzeigen Bd. X. S. 935 — 958.

Die eigentlichen Assisen von J. v. Ibelin sind dann ein ausführliches Gewohnheitsrecht, in dem das lehensrechtliche Element durchaus vorherrschend ist. Es hat 283 Capitel, während das Buch Philipps von Navarra nur 94 zählt. Es sind dieß übrigens nicht die einzigen Werke über das Recht der Haute Court. Graf Beugnot theilt uns noch andere kürzere mit. Diese verschiedenen Werke erinnern unwillkührlich an den Sachsenspiegel und die mit ihm verwandten Rechtsbücher.

Von den Abhandlungen von Pardessus behandelt die erste die Privat- oder Patrimonialgerichtsbarkeit, einen auch in Deutschland besonders seit des Abts Montag Werke über die bürgerliche Freyheit, vielbesprochenen Gegenstand. Für Frankreich trägt Pardessus mit umfassender Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Feinheit viel Neues vor, indem hier noch vor kurzem eine falsche Ansicht über den Ursprung der grundherrlichen Gerichtsbarkeit allgemein verbreitet war, nämlich daß jede Gerichtsbarkeit dieser Art durch Usurpation entstanden sey, weil nur der König im Reiche Recht spräche oder Recht sprechen lassen könnte. Der Verf. leitet nun die grundherrliche Gerichtsbarkeit her 1.) aus der Immunität, welche auch zu Gunsten von Laien vorgekommen seyn müsse, ob uns gleich solche Concessionsacte fehlten *). 2.) Aus dem Beneficium. Beydes setzt das Cap. 12. eines Edictes von Childebert von 595 voraus, obgleich Mably, Bignon und Naudet es läugnen, ferner das Cap. 12. eines Edictes von Clotar von 613. Seit Pipin und Carl dem Großen sprachen mehrere Capitularien von solchen Privatjurisdictionen von 755. 779. 802. 807. 819. 844. 864. (s. S. 100 — 101). Pardessus zeigt also die irrige Meynung der dieselbe in Abrede stellenden Gelehrten, berichtigt aber auch Montesquieu, der dieselbe für identisch hielt mit der seit dem 16. Jahrhundert in Frankreich vorkom-

*) Daß sie nicht ganz fehlen, beweisen Urkunden bey Baluzius II. p. 1467 und 1469, auch 1405 und 1419.

menden Patrimonialgerichtsbarkeit der justice Seigneuriale. Diese ist nämlich eine Erweiterung oder Umgestaltung jener, S. 101 — 104, die sich nun auf die Hintersassen der Immunitätsherren erstreckt hatte. Er erklärt nun sehr scharfsinnig das cap. 11 im Capitulare de villis S. 103 — 105. Die hier erwähnten Hintersassen sind 1. Leibeigene, 2. freygeborne Hörige. 3. Vasallen, die Franci qui in villis commanent. Die Bischöfen, Klöstern oder auch weltlichen Großen zugestandene Immunität sey nichts anderes gewesen, als die früher den Königen selbst in seinen Domainen zuständige, die er als besonderes Privilegium auf jene übertragen habe. Die Ausbildung des Lehenwesens habe die grundherrliche Gerichtsbarkeit nun so sehr ausgedehnt, daß was Ausnahme war, Regel geworden, weßhalb die Carolingischen Landgerichte entweder ganz verschwanden oder sehr eingeschränkt wurden. Dieß alles wird sehr gut ausgeführt S. 106 — 110. — Hierauf geht der Verf. zur Untersuchung der Frage über: Welchen Umfang die alte Privatgerichtsbarkeit gehabt habe? S. 111 — 114. Wir vermissen aber eine genügende Lösung dieser freylich sehr schwierigen Frage. Mit großer Mühe weist er nach, daß die Criminaljustiz darin auch begriffen war, daß aber einige wenige Fälle als Cas royaux ausgenommen waren nach einem Diplom von 775 bey D. Bouquet V. 728, das er generalisirt. Die geistlichen Corporationen übten die Immunitätsgerichtsbarkeit aus durch ihre Vicedomini oder ihre Advocati.

Wie lobenswerth nun auch die ganze Untersuchung Pardessus' ist, so können wir sie doch nicht für genügend erklären, erlauben uns daher das, was wir vermissen hier anzudeuten. Wir glauben, daß die Basis, worauf der Verfasser alle Patrimonialgerichtsbarkeit stützt, zu eng ist. Nicht erst die ertheilte Immunität verlieh sie, sondern schon das germanische Grundeigenthum, welches als Grundherrlichkeit ein Recht über Land und Leute giebt, verlieh einen Theil derselben. Der Herr eines Allodiums hatte stets in demselben die Jurisdiction, namentlich die polizeyliche und die Civilgerichtsbarkeit, wozu sogar die peinliche kam, wenn die Hintersassen Leibeigene waren. Nur die gräfliche Gerichtsbarkeit, die in mallo publico geübt wurde, fehlte ihm. Der König allein hatte diese auf seinen Domainen, und übertrug sie durch Gestattung der Immunität auf andere. Diese enthielt also immer die höhere Gerichtsbarkeit, welche in der Regel unbeschränkt war. Dieß alles hat schon Bouquet in seinem eben angeführten Werke gezeigt. Das Lehen einer Grundherrschaft enthielt nach Umständen nur die gewöhnliche grundherrliche oder auch, und zwar später sehr häufig, die gräfliche Gerichtsbarkeit, wenn nämlich der Lehenbrief enger oder weiter gefaßt war.

Die Frage von dem Umfange der Privatjurisdiction ist demnach schon zum Theil gelöst, wird es aber ganz durch die Resultate der Urkunden über die Jurisdiction der Dingvögte, der Bischöfe und Klöster, die ebenfalls beweisen, daß die Immunität nur die höhere Gerichtsbarkeit begriff. Ref. hat hierüber ausführlich schon gehandelt in Bd. IX. der gelehrten Anzeigen S. 831 — 833, und in dem kürzlich erschienenen Band III. seiner flandrischen Staats- und Rechtsgeschichte. S. 391 u. ff.

Die zweyte Abhandlung des Herrn Pardessus über die in vielen Traditionsurkunden vorkommende Formel: cum stipulatione subnexa *) ist eine sehr glückliche Durchführung und Berichtigung der schon von Ducange, (s.v. Stipulatio) gegebenen Erklärung derselben. Sie ins Gedächtniß der Gelehrten zurückzurufen und fest zu begründen, ist um so dankenswerther, als in den ältern Werken über das germanische Recht, z. B. in Eichhorns deutscher Staats- und Rechtsgeschichte keine Erwähnung derselben geschieht. Der Verf. erklärt zuerst S. 425 — 430 das Wesen der Werpitio, Adhamitio, exfestucatio u. s. w., sich überall stützend auf Stellen, deren schwierigere er befriedigend interpretirt. Dann zeigt er, daß die Beyfügung der Worte cum stipulatione subnexa nicht verwechselt werden dürfen mit der in manchen Diplomen vorkommenden Bemerkung: es sey eine Stipula dem Diplom beygelegt, wie die Verfasser des Nouveau traité de

*) Sehr häufig sind dieselben in dem so eben von Herrn Prof. Zeuß in Speyer herausgegebenen Urkundenbuch von Weissenburg.

Diplomatique *) versichern, und die Traditiones Fuldenses II. auch sagen. Jener Zusatz (cum stipulatione subnexa) ist eine Verweisung auf römisches Recht, die in überaus vielen merowingischen Urkunden vorkommt, ogleich dieselben sonst nach germanischem Rechte abgefaßt waren. Die Hinweisung ist (wie schon Ducange zeigte) nur die Abkürzung eines andern größeren Zusatzes, nämlich der nicht seltenen Hinweisung auf eine lex Arcadiana und lex oder vielmehr stipulatio Aquiliana. Siehe die Formulae Sirmondicae, N. XVII., die Notae Tironianae p. 110 und mehrere Urkunden der Traditiones Sancti Galli. Dieser Zusatz erklärt sich aus der in der Westgothischen Lex Romana enthaltenen Stelle des Paulus I. 1. §. 3 u. der c. un. C. Th. II. 9. In der ersten heißt es Pacto convento Aquiliana stipulatio subjici solet, sed consuetius est, huic poenam quoque subjungere quia rescisso quoquo modo pacto poena ex stipulatione peti potest. In dieser erklärt Arcadius: wer ein eidlich bestätigtes Versprechen nicht halte, unterliege der Infamie und der gelobten Conventionalstrafe.

Es wurde demnach Sitte, wenn bey Veräußerungen Verbindlichkeiten übernommen wurden, eine Clausel beyzufügen, wodurch der Versprechende sich auf den Fall des Wortbruchs den dort angeführten Nachtheilen im Voraus unterwarf. Es geschah durch die genannte Clausel, z. B. wie in der Formula Sirmond. XVII: et hae epistolae contulitionis cum stipulatione Aquiliana roboratae firmae permaneant, oder wie in einigen Traditiones Sancti Galli: cum stipulatione arcadiana oder lege arcadiana quae omnium chartarum accommodat firmitatem p. 432. Oft wurden beyde Formeln in eine verbunden, wie Beyspiele bey Ducange und an andern Orten zeigen. Da die Abschreiber dieselben manchmal nicht verstanden, so mußte mancher Text currumpirt werden, wie z. B. der einen Urkunde bey Marini Papiri Diplomatici Nr. CXIX. vom J. 551., wo steht Arcadiana et nerviana stipulatione. Hier muß für nerviana gelesen werden aquiliana, und in einem Diplom des Bischofs von Mans aus dem Jahre 572 bey Baluzius, Miscellanea III. 20., wo steht ansjuliani lege inditamentionem, was Herr Pardessus S. 433 434 gewiß sehr richtig so emendirt: Aquitianae legis indita mentione! Der Kürze wegen begnügte man sich statt der Berufung auf die Wirkungen der stipulatio aquiliana und die lex Arcadiana mit dem Beysatze cum stipulatione subnixa oder subnexa, und zu erklären, daß man einen vollkommen bindenden Vertrag abschließe und sich den bekannten Folgen des Wortbruches nach dem spätern römischen Rechte unterwerfen wolle; dieß wird angedeutet am Ende der Formula Sirmondica cap. XXXVI. *) Bemerkenswerth ist, daß diese Clausel cum stipulatione subnixa sich nicht selten in Effectuations-Urkunden nach fränkischem Rechte findet **), was ein neuer Beweis ist, daß viel römisches in das fränkische Recht übergieng (S. Eichhorn in der Zeitschrift für Geschichte und Rechtswissenschaft. Bd. VIII. S. 313).

*) Sie nennen die stipula auch culmus in I. 5. II. 16. 21. 28. 42. 43.

*) Es gehört auch die von Pardessus nicht angeführte Formul Sirmond. 25 a. E. hierher, worin auf c. un. C. Th. 2. 9. so angespielt wird: et insuper contra eui litem intulerit, solidos tantos componat et prorsus pactio vel definitio cum stipulatione subnexa firma permaneat.

**) S. d. neue Ausgabe von Brequignys Merow. Urkunden und das Weissenburger Cartular.

L. A. Warnkönig.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. July.

Nro. 145. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Der zweyte punische Krieg und der Kriegsplan der Karthager. Eine historisch-politische Vorarbeit zu einer Geschichte des zweyten punischen Krieges von Ludwig Freyherrn von Vincke, Dr. der Philos. und k. preuß. Reg.-Assessor. Berlin, 1841. IV. u. 364 S. 8.

Der Verfasser behandelt seinen Gegenstand nach vorangestellter Einleitung (S. 1 — 19) in zwey Abschnitten. Der erste giebt eine Zusammenstellung und Kritik der bisherigen Ansichten über den karthagischen Kriegsplan im zweyten punischen Kriege, der zweyte ist der Darstellung der eigenen Ansicht des Verf. gewidmet.

Im ersten Abschnitte kommen hauptsächlich drey Ansichten zur Würdigung. Zunächst diejenige, welche man als die gewöhnliche und verbreitetste ansehen darf. Nach ihr war der Zweck der Karthager bey dem erneuten Kampf der Besitz Spaniens und seiner Silbergruben, als Ersatz für das verlorne Sicilien und Sardinien; Hamilcar Barcas dagegen und sein Geschlecht bezweckten mehr, nämlich neuen Krieg und Vernichtung Roms; die Umtriebe einer dem Hamilcar feindseligen Partey, der des Hanno, wußten aber die Gewährung rechtzeitiger Hilfe zu hintertreiben und führten so den für Karthago übeln Ausgang des Krieges herbey. — Der Verf. weist überzeugend nach, wie diese ganze Auffassung nicht nur aller inneren Wahrscheinlichkeit entbehrt, sondern auch die bestimmtesten Quellenzeugnisse gegen sich hat, indem alle alten Geschichtschreiber darüber einig sind, daß Karthago, nicht bloß eine karthagische Partey, den Krieg geführt, daß die Karthager zur nachdrücklichen Unterstützung Hannibals allezeit bereit war, und daß überdieß die barcinische Partey bis zum Ende des Krieges das Uebergewicht im Staate behauptet hat. — Als eine Uebertreibung und weitere Ausbildung der vorigen Ansicht kann man diejenige betrachten, welche U. Becker (in Dahlmanns Forschungen, Tbl. II.) aufgestellt hat; auch sie findet eine sehr gründliche Prüfung und Widerlegung; hier mag die Notiz darüber genügen, daß Becker seine Darstellung in Hauptpuncten nur dadurch aufrecht halten kann, daß er die bestimmten und wiederholten Versicherungen und Angaben der alten Geschichtschreiber für bare Erfindungen ausgiebt.

Ganz anders hat Heeren (Ideen, II. Bd.) Motiv und Plan jenes Krieges aufgefaßt; die Hauptpunkte seiner Ansicht gehen dahin, daß die barcinische Partey die Eroberung Spaniens durchsetzte, um mit den Hülfsquellen dieses Landes einen Vernichtungskrieg gegen Rom zu beginnen; daß unmittelbare Hülfe und Verstärkung aus Afrika gar nicht zunächst in Hannibals Plan lag, er vielmehr vom Anfang bis zuletzt die nöthige Unterstützung aus Spanien ziehen wollte, daß dieser Feldherr namentlich nach der Schlacht bey Cannä sich deßhalb vertheidigungsweise verhalten, weil er ein neues, ihm von seinem Bruder aus Spanien zuzuführendes Heer erwartete, und endlich, daß dieser Plan Hannibals vom Karthagischen Senat gebilligt und auch bis i. J. 207 beharrlich verfolgt worden.

Man kann die eigene Entwicklung des Verf., welcher der 2te Abschnitt (S. 76 — 365) gewidmet ist, im Allgemeinen als eine genauere Begrün-

dung und in vielen einzelnen Punkten verbesserte Durchführung dieser heerenschen Ansicht charakterisiren, welche aber ihr volles eigenes und selbständiges Verdienst in Anspruch nimmt, da Heeren sich bloß auf einen allgemeinen Umriß ohne tiefere Begründung der Sache beschränkt und manche gewagte und unhaltbare Annahme mit eingeflochten hat.

Unser Verf. sucht vor allen Dingen aus dem Stande der Verhältnisse nach dem ersten punischen Kriege eine richtige Grundlage für die Erkenntniß des karthagischen Operationsplans zu gewinnen. Er geht zu dem Ende zuvörderst aus von der Lage Karthago's nach dem Ausgange jenes Kriegs. Karthago's ganze Existenz als Handelsstaat war aufs äußerste gefährdet: das ganze Leben des karthagischen Staats beruhte auf der Beherrschung des Mittelmeeres und seiner Inseln; die Achse des ganzen karthagischen Handels war namentlich Sardinien, der Verlust dieser Insel brach die ganze Macht, die Handelsverbindungen, ja das Fortbestehen Karthago's. So wird zuvörderst deutlich, daß der zweyte punische Krieg nicht allein vom karthagischen Nationalhaß, sondern noch viel mehr vom karthagischen Handelsinteresse gefordert, daß er ein für die Existenz von Karthago als Handelsstaat geführter Kampf war, und daß in ihm karthagischer Seits nicht um Spanien, selbst nicht einmal mehr um Sicilien und Sardinien, sondern vielmehr um Italien selbst gekämpft wurde. Daran schließt sich der weitere Satz, daß der Krieg überhaupt und sein Gang in der Absicht der in Karthogo herrschenden Partey, welche S. 146 f. ausführlich geschildert wird, gelegen haben müsse, sowie, daß der Krieg nach einem festen und bestimmten Kriegsplan unternommen und dieser letztere wenn auch mit wesentlichen Modificationen, doch in der Hauptsache bis zum Ende müsse festgehalten worden seyn. — Dieser Kriegsplan muß aber ohne Zweifel so gedacht werden, daß er gleich Anfangs und als er entworfen ward, wenigstens eine hohe Wahrscheinlichkeit des glücklichen Erfolges wird gewährt haben: wir werden ohne Zweifel annehmen dürfen, daß Hannibal denjenigen Weg der Bekämpfung seiner Gegner gesucht und gefunden haben wird, welcher am leichtesten und sichersten zum Siege führte. Als dieser Weg aber mußte bey einer genauen Prüfung der militärischen und politischen Verhältnisse Roms der Angriff Roms in Italien selbst erscheinen. Es war voraus zu berechnen, daß die in die Defensive geworfenen Römer außer Italien weder in Afrika noch in Spanien bedeutende Kräfte entwickeln könnten, während der Feind von ihren eigenen Streitkräften und Hülfsquellen Jahrelang zehren und die gefährlichen Zusendungen über Meer gar nicht mehr bedürfen würde: gelänge es vollends, ein zweytes Heer in den Norden Italiens zu führen, auch dort die Bundesgenossen aufzuwiegeln, dann mit beyden Heeren vereint gegen Rom zu operiren — so war Rom voraussichtlich unrettbar verloren.

Demnach ergeben sich von selbst die Glieder des Operationsplans.

Der neue Kampf wider Rom sollte von der Landmacht begonnen und durch sie auch der Hauptsache nach geführt und entschieden werden. Ein karthagisch-spanisches Herr sollte von Spanien aus, wo es gebildet wurde, und zwar zu Lande durch Gallien und über die Alpen in das cisalpinische Gallien, Roms verwundbarste Stelle, einfallen. Vom cisalpinischen Gallien sollte es durch wiederholte den Römern beyzubringende Niederlagen, den Weg sich nach Unteritalien bahnen. Hannibals Object war damals Rom nicht, konnte und durfte es nicht seyn. Seine fast stürmisch zu nennende Strategie und Taktik eilte nach Unteritalien, indem er es, ähnlich dem größten Meister der Kriegskunst in unseren Tagen, auf merkwürdige Weise verstand, seine Operationslinien zu verkürzen, sich neue Basen zu verschaffen und die Operationsobjecte schnell in Operationssubjecte (so Gallien, so Unteritalien) umzuwandeln. So, von Spanien als seiner ersten Basis ausgegangen, stand er mit seinem Heere bald auf der breiten Basis der festen Seeplätze Apuliens, Calabriens, Bruttiums. Hier in Unteritalien nun sollte das karthagische Heer durch die gegen die römischen Bundesgenossen zu befolgende Politik, dieselben theils zum offenen Abfall von Rom, theils wenigstens zu feindseligen Gesinnungen wider dasselbe verleiten; das Herr sollte sich in Unteritalien militärisch festsetzen, denn hier war die Subsistenz desselben am leichtesten, hier saßen die kriegerischesten, Rom immer am wenigsten ergebenen Völkerstämme, hier gaben die festen Seeplätze seiner stra-

tegischen Stellung treffliche Stützpunkte, die Häfen boten bequeme Verbindung mit Karthago, endlich war Hannibal da am nächsten an Sicilien und Macedonien, auf die er weitere Hoffnungen baute. Durch die Siege dieses Heeres sollte Macedonien und Syrakus zum Kriege wider Rom; Sicilien und Sardinien zum Abfall bewogen werden. Und wäre dann auf diese Weise Rom ringsum von Feinden umgeben und materiell und moralisch aufs tiefste erschüttert, dann sollte — der letzte entscheidende Wurf — ein zweytes spanisch-karthagisches Heer in Vereinigung mit dem bereits in Süditalien stehenden, Roms Macht gänzlich vernichten. Daß ein solches Heer in den Jahren zwischen 216 bis 207 fortwährend von den Karthagern nach Italien aufgeboten, von Hannibal erwartet worden, ist die verbürgteste historische Thatsache und unser Verf. hat S. 218 und 219 dafür alle Belegstellen zusammengetragen. Dieses zweyte Heer sollte auf demselben Wege wie das erste nach Italien vordringen; so wurde nicht allein die Gefahr des Seewegs vermieden, es bot auch die Gelegenheit, das den Römern zweydeutige Etrurien und Umbrien für sich zu gewinnen. — Somit erklärt sich zugleich die räthselhafte Rolle, welche Spanien in diesem Kriege zugetheilt war. Dieses Land blieb fort und fort des ganzen Krieges große militärische und finanzielle Rüstkammer, und bis die Aufgebung Italiens oder Spaniens dringend nöthig wurde (i. J. 206), die letzte breite Operationsbasis aller Unternehmungen gegen Italien. — Der karthagischen Flotte war im ganzen Kriege lediglich die Aufgabe zugetheilt, die Operationen der Landmacht zu unterstützen und die nothwendigen Communicationen mit derselben zu unterhalten.

Nach diesen Prämissen giebt uns der Verf. eine strategische Schilderung, die militärische Geschichte des Krieges selbst. Er zerfällt in 5 Operationsepochen, deren erste i. J. 218 mit Hannibals Aufbruch von Neukarthago beginnt und mit dessen Festsetzung in Unteritalien und gewonnener Offensive (i. J. 216) endet; die zweyte geht von der Schlacht bey Cannä, bis zu Hasdrubal's Ankunft bey den Alpen, also von der Erreichung des ersten Theils des karthagischen Kriegsplans bis zur Realisirung des zweyten (216 bis 208); die dritte reicht von Hasdrubal's Ankunft bis zur Schlacht bey Sena, d. h. bis zum Verluste der strategischen Offensive auf Seite Karthago's (208—207); die vierte geht von da bis zur Räumung Italiens (a. 203), zum Aufgeben aller Offensivplane, und die fünfte endet mit dem gänzlichen Unterliegen Karthagos in der Schlacht bey Zama (202).

Wir heben aus dieser sehr sorgfältigen und ausführlichen Darstellung insbesondere die befriedigende Darlegung des innern Gangs des Kriegs nach der Schlacht bey Cannä hervor. Faßt man nämlich die Folgen dieser letztern ins Auge, die tiefe Erschütterung von Roms Macht, den Abfall eines Theils der mittelitalischen Bundesgenossen und aller cisalpinischen Gallier, die Festsetzung Hannibal's in Unteritalien, die Erhebung Philipps von Macedonien und bald darauf von Sardinien, Syrakus und Sicilien für Karthago —

„dann muß der spätere Gang dieses Krieges sowohl in Spanien, als in Italien vollkommen klar werden. Man hat dann nicht nöthig, zu den bisherigen gänzlich oder doch so gut als gänzlich (wie zum Beyspiel die berühmten Winterquartiere von Capua), aus der Luft gegriffenen, Hannibals und Karthago's gleich unwürdigen Gründen seine Zuflucht zu nehmen, um es sich zu erklären, weßhalb einerseits die Karthager seit dieser Zeit gerade in Spanien die äußersten Anstrengungen machen, und weßhalb andererseits in Italien derselbe Feldherr, welchen wir zwey Jahre hindurch mit einer fast stürmischen taktischen Offensive haben auftreten sehen, seit der Schlacht von Cannä bis zur Ankunft seines Bruders in Italien jede entscheidende Schlacht sorgfältig vermeidet, und sich überhaupt nur dann noch schlägt, wenn entweder die Erhaltung und Schützung von Bundesgenossen, oder die gewisse Aussicht auf Sieg, oder seine Feldherrnehre ihm dieses gebietet. Daraus erklärt sich auch einfach die sonst räthselhafte Antwort, welche Hannibal im Jahre 215 den Hülfebittenden samnitischen Gesandten ertheilte: Er werde das Andenken von Cannä durch einen noch größeren und berühmteren Sieg verdunkeln. —

Durch die Schlacht von Cannä und ihre Folgen wurden die Römer vollständig aus der Offensive in die Defensive geworfen. Alle mit der Offensive verbundenen militärischen Vortheile, wurden dadurch für das Letztere gewonnen; und dieses strategische Verhältniß der beyden streitenden Theile, konnte nicht früher eine Veränderung erleiden, als bis Hasdrubals und Hannibals Vereinigung in Italien zu einer Unmöglichkeit ward.“

In Spanien blieb das Land jenseits des Ebro und die Ostpyrenäenpässe im ganzen Laufe des Krieges das Hauptoperationsobject der Karthager, und diese waren ungeachtet aller Anstrengungen, von der Schlacht bey Scissum an, nicht mehr zu gewinnen gewesen. Die Operationslinie, welche von Neukarthago längst der Ostküste zum Objecte sich hinzog, war frühzeitig durch der Römer Festsetzung in Tarraco unterbrochen, und das taktische Mittel sie frey zu machen, nämlich eine Schlacht (bey Ibera) mißglückte. Seitdem hatten (von 215—211) innere Verwicklungen von jedem Gedanken an das Hauptproject abgehalten. Im Jahre 211 war sogar das Operationssubject, Neukarthago, für Hasdrubal verloren gegangen. Es war also der anfangs entworfene strategische Plan zur Unmöglichkeit geworden.

Da stand zu Anfang des Jahres 209 der Barcinische Hasdrubal neu gerüstet da, entschlossen, allein den Marsch nach Italien durchzusetzen. Bey Bäcula traf er auf Scipios Herr, der vom Senate zur Schlacht beauftragt, angriff und siegte. Hasdrubal brach das Treffen, ehe sein Heer noch geschlagen war, ab, und zog seinen Elephanten und seinem Gepäcke nach, dem Tajo zu, in der Richtung der Pyrenäen.

Indem nun aber die Römer den Marsch des spanischen Heeres für immer vereitelt und Alles abgethan glaubten, begieng der junge Scipio einen strategischen Fehler, ähnlich dem vor neun Jahren von seinem Vater an der Rhone begangenen, und Hasdrubal wußte diesen Fehler zu benützen, wie damals sein Bruder Hannibal. Während er nämlich den Hasdrubal Gisgo auf Gades sich zurückziehen und durch Masinissa seinen Marsch maskiren ließ, entzog sich Hasdrubal durch einen excentrischen Rückzug den Blicken seines Gegners, bildete in dessen Flanke, im Lande der Celtiberier, sich ein neues Heer und ein neues Operationssubject, nahm die weit kürzere Operationslinie über die Westpyrenäenpässe, und erreichte (im Jahre 208) sein neues Operationssubject in der Nähe des heutigen, Bayonne. Dieser Zug Hasdrubals würde allein hinreichen seinen Namen als Feldherrn unsterblich zu machen; denn während Scipio in Tarraco in Unthätigkeit verweilte, völlig ohne Kenntniß des großen Projektes seines Gegners, erschien Hasdrubal in Gallien, und bald war in Italien ein zweyter Hannibal zu bekämpfen. Nach Hasdrubals Abzug aus Spanien blieb den Feldherrn in diesem Lande nichts Anderes übrig als die reinste Defensive und ein Verlorengeben dessen, was nicht mehr zu halten war.

Sehr gelungen ist auch die Ausführung, daß die Unterlassung des Marsches vom Cannäischen Schlachtfeld nach Rom unbedingt als Fehler anerkannt werden müsse. Dieser Zug hätte im Falle des Gelingens mit einem Streiche die völlige Entscheidung des ganzen Kampfes, im Falle des Mißlingens gar keine Gefahr, sondern ebenfalls ungemessene Vortheile zur Folge gehabt. Der Verfasser erklärt diesen Fehler aus der Unfähigkeit Hannibals, die Größe dieser Erfolge zu fassen, von seinem Lieblingsplane sich zu trennen; wir möchten lieber an eine Umwölkung jenes sonst so klaren und großen Geistes denken, wie sie die Geschichte aller großen Heerführer aufzeigt. — Sehr wahr ist die Bemerkung (S. 364), daß der Karthager die Römer in allen Beziehungen in seiner Berechnung zu gering angeschlagen, und wie nur der Römer Geist, die innere sittliche und bürgerliche Kraft Roms, den Sieg am Ende errungen hat.

Doch wir brechen ab, indem wir unseren Zweck, Philologen und Historiker auf diese tüchtige Arbeit aufmerksam zu machen, durch das Vorstehende hinlänglich erreicht glauben. Gründliche Quellenkenntniß, Klarheit und Lebendigkeit der Combination und Darstellung, ein glücklicher historischer und militärischer Blick zeichnen dieselbe aus und machen den Wunsch rege, daß der Vers. noch andere Partieen der ältern Geschichte auf diese fruchtbare Weise bearbeiten möge.

F. W. W.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. July.

Nro. 146. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Fragmenta Comicorum Graecorum collegit Augustus Meineke. Volumen I. historiam criticam comicorum Graecorum continens. Berolini typis et impensis G. Reimeri, MDCCCXXXIX. Vol. II. Fragmenta poetarum comoediae antiquae continentis pars I. ib. MDCCCXXXIX. pars II. ib. MDCCCXL. Vol. III. Fragmenta poetarum comoediae mediae continens ib. MDCCCXL. Vol. IV. Fragmenta poetarum comoediae novae continens ibid. MDCCCXLI.

Erster Theil.

Treffend und gut vergleicht man die griechische und römische Vorzeit mit einem weiten großen Länderstrich, der einst prangend mit manchfaltigen Gewächsen und reichen Saaten jetzt vom Sand und Schutt der Zeit überdeckt ist, so daß nur einzelne Reste oder wohlverwahrte Früchte uns das Daseyn eines frühern Lebens verrathen, die Stämme aber und Blüthen großentheils dem Auge entrückt sind. Nicht unpassend hat man dieß Land in bestimmte Felder geschieden und mit festen Marken begränzt, um es sicherern Schritts durchwandeln und mit klarerem Blicke überschauen zu können; diesen Boden nun kennen zu lernen, dieses Brachfeld wieder zu bebauen und zu beleben, ist Aufgabe der Freunde des Alterthums. Wie aber der Boden ein verschiedener ist, so auch die Arbeit und der Ertrag; unter allen Gebieten aber, die hier dem forschenden Geiste offen stehen, ist wohl keines schwieriger und zugleich ergiebiger, als das der Litteraturgeschichte. Mit Recht heißt es daher am Anfange des obengenannten Werks:

„Cum multa habeat graecae antiquitatis pervestigatio egregia ad liberalem ingenii cultum et eruditionem adiumenta, tum haud scio an nihil sit, in quo quis maiore et utilitatis et voluptatis cum fructu studium operamque collocare possit, quam in idonea litterariae quam vocant historiae explanatione. Nam si ea est animi bene a natura informati indoles et ratio, ut earum maxime rerum contemplatione capiatur, quas non temere et casu, sed naturae legibus convenienter fieri videat, nihil profecto reperias, quod vel ad ingenuam animi oblectationem iucundius vel ad antiquitatis rationem accurate perspiciendam fructuosius esse possit, quam si ad earum artium doctrinarumque historiam penitus cognoscendam te dederis, quae non fortuita quadam velut atomorum concursione conflatae vel umbratico acumine inventae, sed ex suis progenitae radicibus quasi per gradus quosdam ex necessaria et immutabili lege naturae ab ingeniosissimis hominibus ad illud fastigium adductae sunt, ut posteris omnem prope consequendi sui spem ademisse videantur."

Denn hier genügt nicht ein bloßer Ueberblick, ein Suchen auf der Oberfläche, vielmehr ist es nothwendig, tief zu graben, um den Stamm zu befreyen und die Wurzeln zu finden, aus deren Keim jene herrlichen Früchte hervorgegangen, die uns jetzt noch erquicken. — Aber eben diese Schwierigkeiten sind es, welche viele abschrecken und auf leichtere und doch liebliche Felder hinweisen; wenige nur finden sich, die in sich die Kraft fühlen, solches Werk zu vollenden. So kam es denn auch, daß die Geschichte der griechischen Komödie lange Zeit brach gelegen und erst in unsern Tagen treffliche Bebauer erlangt hat; welche Schätze aber hier vergraben lie-

gen, das zeigt obiges Werk, die Frucht eines vieljährigen Studiums; wie uns Herr Theodor Bergk in seinen Commentationes de reliquiis comoediae Atticae antiquae einen sehr schätzbaren Beytrag zur Geschichte und Erklärung der griechischen Komödie geliefert hat, so liegt uns in dem Werke des Herrn Meineke das ganze Feld dieser Dichtungsart geordnet und geregelt vor, insoweit es nach den vorhandenen Hülfsmitteln möglich und so vollendet, wie es von einem solchen Mann zu erwarten war. Wenn wir es daher versuchen, einige Bemerkungen über dasselbe niederzuschreiben, so geschieht das nicht, als ob Referent sich mit dem Verf. an Talent, Scharfsinn und Gelehrsamkeit vergleichen könne oder wolle, sondern nur um zur Enthüllung des Wahren oder Wahrscheinlichen, was in solchen Arbeiten so vieles ist, nach Kräften beyzutragen; denn daß bey Sammlung und Ordnung von einzelnen und zerrissenen Theilen nicht auf einmal ein geregelter und in allen Stücken abgerundeter Körper hervorgeht, das fühlt Jeder, der in solchen Leistungen arbeitet, und auch ein kleiner Beytrag, der an sich nichts ist, erhält Bedeutung, indem er an das Große sich anhält:

μετὰ γὰρ μεγάλων βαιὸς ἄριστ' ἂν
καὶ μέγας ὀρθοῖς' ὑπὸ μικροτέρων.

Sehr zweckmäßig hat der Verf. die kritische Geschichte der gesammten komischen Dichter in ein Ganzes verbunden und hierauf die Fragmente derselben in zeitgemäßer Ordnung folgen lassen, so daß gewissermaßen ein jedes ein für sich bestehendes Werk bildet. Bey diesen Bemerkungen jedoch hielt ich es für gut, nicht die historia critica von den Fragmenten selbst zu trennen, sondern an den Namen des Dichters sogleich das anzuknüpfen, was mir etwa über dessen Schöpfungen zu sagen schien.

Nach einer gedrängten und genauen Geschichte der Interpreten, welche im Alterthum selbst über die griechische Komödie oder einzelne Komödiendichter commentirt haben — von Aristoteles bis auf die Zeiten Alexanders Severus und Caracallas — geht der V. auf die Geschichte der Komödie bey den Griechen selbst über und zwar zuerst auf die sogenannte megarische Komödie, mit Ausschluß jedoch der sikelischen und italischen; denn zweifelsohne müssen wir nach unbestreitbaren Angaben der Alten selbst (besonders des Aristoteles Art. Poet. III. 5. und Aspasius zu Aristoteles Eth. Nicom. IV. 2) den Anfang dieser Dichtart außerhalb Athen suchen, und zwar bey den Megarern, was so viel heißt: die megarische Komik wirkte vermittelnd auf die Gestaltung der ältesten attischen. Hieher gehören Susarion, Euetes, Eurenides, Myllus, Chionides, Magnes, Ekphantides, Tolynus.

In Beziehung auf Susarion und die Anfänge der attischen Komödie findet sich beym Anonymus de Comoedia p. XXXII. (p. 540 Mein.) folgende Angabe: *καὶ γὰρ οἱ ἐν Ἀττικῇ πρῶτον συνηγάμενοι τὸ ἐπιτήδευμα τῆς κωμῳδίας (ἦσαν δὲ οἱ περὶ Σουσαρίωνα) καὶ τὰ πρόσωπα εἰσῆγον ἀτάκτως καὶ μόνος ἦν γέλως τὸ κατασκευαζόμενον.* Dieß deutet Hr. M. so (I. p. 25), daß Susarion bey seinen komischen Vorstellungen nicht blos einen, sondern mehrere actores aufgeführt habe, im Gegensatz zu Kratinus, von dem es ebendaselbst heißt: *ἐπιγενόμενος δὲ ὁ Κρατῖνος κατέσησε μὲν πρῶτον τὰ ἐν τῇ κωμῳδίᾳ πρόσωπα μέχρι τριῶν.* Mir aber scheint jenes *ἀτάκτως* nicht bloß eine Unbestimmtheit der Personenzahl anzudeuten, sondern überhaupt eine regellose Anordnung der Rollen ohne einen andern Zweck, als den Gelächter zu erregen; Susarion kannte nur die Heiterkeit des Komischen, er nahm Umgang von allem Persönlichen, Kratinus hingegen bediente sich der Komödie als einer Geißel des Volks. Daher heißt es beym Anonymus weiter: *συνήσας τὴν ἀταξίαν καὶ τῷ χαρίεντι τῆς κωμῳδίας τὸ ὠφέλιμον προσέθηκε, τοὺς κακῶς πράττοντας διαβάλλων καὶ ὥσπερ δημοσίᾳ μάστιγι τῇ κωμῳδίᾳ κολάζων.* Noch mehr aber wird unsere Erklärung durch den folgenden Zusatz gestützt: *ἀλλ' ἔτι μὲν καὶ οὗτος τῆς ἀρχαιότητος μετεῖχε καὶ ῥέμα πως τῆς ἀταξίας.* Hiemit jedoch sey keineswegs ausgesagt, daß Susarion den Jambisten beyzuzählen, welche vom Wagen herab Spott- und Scherzreden zu werfen pflegten, wie Bode Geschichte der hellenischen Dichtkunst III. 2, S. 22 f. annimmt.

I. p. 38. zieht Hr. M. die Existenz des Tolynus in Zweifel, von dem uns freylich nur im Etymol. M. p. 761, 47 eine Nachricht aufbewahrt

ist und glaubt, es könnte der Name eines Flötenspielers Tellen in den des Tolynus corrumpirt seyn, von dem uns berichtet wird, er habe sehr anmuthige und zierliche Scherzgedichte hinterlassen. Aber die Angabe des Etymol. M. ist doch zubestimmt, als daß wir zu einem gerechten Verdacht veranlaßt würden: *Τολύνειον τὸ καλούμενον Πρατίνειον μέτρον πολυσύνθετον, ἀπὸ τοῦ Μεγαρίως Τολύνου· ἔτι δὲ προγενέστερος Πρατίνου* und zweytens widerspricht sich auch das, was uns über jenen Tellen berichtet wird; bey Zenobius allein heißt es I, 45: *Τέλλην γὰρ αὐλητὴς ἐγένετο καὶ μελῶν ποιητὴς παίγνιά τε κατέλιπεν εὐρυθμότατα καὶ χάριν ἔχοντα πλείστην καὶ σκώμματα κομψότατα;* hingegen II. 15: *οὗτος ὁ Τέλλην ἐγένετο αὐλητὴς καὶ μελῶν ἀνυποτάκτων ποιητής.* Daher scheint es fast rathsamer, der Autorität des Etymol. zu folgen, als etwas zu substituiren, was selbst ungewiß und zweifelhaft erscheint, wozu noch kommt, daß der Name Tellen mit Tellis verwechselt seyn könnte. cf. Schneidewin ad Zenob. II. 15.

II. p. 9. In dem Fragmente des Magnes aus dem *Διόνυσος* gibt Hr. M. zu dem Ausdruck *τῶν κακῶν παροψίδες* eine mehrfache Auslegung; es könne entweder ausdrücken: malorum additamenta: oder vielleicht malorum solatia oder statt *κακῶν* zu lesen seyn *φακῶν*. Die erste Deutung verdient als die einfachste den Vorzug; ja es fragt sich, ob es nicht rathsamer, der Angabe der Atticisten (vrgl. Lob. Phryn. p. 176) zu folgen und die Stelle also zu deuten: haec sunt malorum meorum opsonia.'

ib. p. 10. Wird zu dem I. Fragment aus den *Λύδοι* desselben Dichters:

λούσαντα χρὴ καὶ βακκάριδι κεχριμένον —

bemerkt: *λούσαντα* pro *λουσάμενον* dictum accipiunt, quod cum fieri non possit, aliud quid scripserit poeta necesse est. Wenn es nun wahrscheinlich ist, daß dieser Vers mit dem vorhergehenden nicht so zusammenhing, daß *λούσαντα* der Construction nach auf ihn bezogen werden mußte, so glaube ich, könnte man statt *λούσαντα*, für das im Cod. B. *λύσαντα* steht, *βλύσαντα* einsetzen, welches entweder mit *βακκάριδι* verbunden oder absolut stehend gedacht werden könnte. Der Sinn wäre klar und passend: scaturientem oportet et baccaride unctum. Daß *βλύζειν* in solchen Verbindungen nicht ungereimt, zeigt z. B. das zusammengesetzte *μυροβλύτης*. vrgl. Bachmann. Anecdot. Graec. II. 377, 6.

ib. p. 38.

ἔνεισι δ' ἔνταυθοῖ μάχαιραι κυρίδες,
αἷς κἰρομεν τὰ πρόβατα καὶ τοὺς ποιμένας.

„Secundi versus sententiam non perspicio" so Hr. M. Mir scheint der Ausdruck ein sprichwörtlicher zu seyn und nichts anderes zu sagen, als: über Fug und Recht hinaus sich etwas aneignen. Vrgl. Diogenian. VII. 49. Dieser Ausspruch aber konnte leicht in einer Komödie Platz haben, die, wie Hr. M. vermuthet (Hist. Crit. p. 413) auf Alexander von Pherä zu beziehen ist.

p. 72. H. M. zweifelt sehr, ob die *Λάκωνες* wirklich ein Stück des Kratinus sind, indem sie bloß von Clemens Alexandrinus angeführt werden; ebenso läugnet dieß Th. Bergk Comment. p. 130, welcher zugleich der Meynung ist, die *Λάκωνες* seyen ein und dasselbe Stück mit der *Νέμεσις* unsers Dichters; wenn wir überhaupt berechtigt sind, die Angabe des Clemens Alex. in Zweifel zu ziehen, so bin ich nicht ungeneigt der Ansicht Bergks beyzutreten, indem in der *Νέμεσις* manches über Sparta erwähnt war, wie mehrere Bruchstücke bezeugen. Was den Text selbst anlangt, so ist meines Erachtens *φοβερὸν* keineswegs in *ῥθονερὸν* zu ändern, indem es, wenn der Ausspruch der eines Spartaners ist, ganz passend und bezeichnend steht. Für *τόδ' αὖ* am Ende des ersten Verses wollte Grotius *τόδε*, wofür *τοδὶ* statthafter wäre; H. M., welcher das Lemma des Clemens Alex. *ἐν τοῖς Λάκωσι* mit in den Vers zieht, schreibt dafür *πέλει*, was allerdings ganz am Orte ist und zu dem übrigens epischen Gewand der Verse harmonirt; nur ist es nicht recht klar, wie die Corruption sollte vorgegangen seyn; daher möchte ich vermuthen, daß etwas anderes verborgen liegt, etwa *τοπάν*.

p. 137. Im Fragm. VII. aus den *Σιρίφιοι* nahm Bergk Comment. p. 27 an, es sey ein Kratineischer Vers:

ἀλλ' ἀπίωσιν ἐν χορῷ εἰς βόθυνον ἴέναι —

allein nicht mit Unrecht zweifelt Hr. M., ob der Hiatus geſtattet ſey, dieſen zu heben, ſcheint es das einfachſte χορῷ in χοροῖς zu ändern. H. M. ſetzt dann bey: „equidem nec sensum nec constructionem expedio. Significari puerorum ludum globulos in scrobem immittentium satis apertum est.“ Wenn dem ſo iſt, liegt auch der Sinn nicht fern: es iſt ein Aufruf zu einem gemeinſchaftlichen Spiel; und in der Conſtruction finde ich nichts auffallendes. Vrgl. Matthiä Griech. Gramm. §. 532.

p. 145.

Μακάριος ἦν ὁ πρὸ τοῦ βιὸς βροτοῖσι
πρὸς τὰ νῦν, ὃν εἶχον ἄνδρες
ἀγανόφρονες ἡδυλόγῳ σοφίᾳ βροτῶν περισσοκαλλεῖς.

Daß die Repetition *βροτοῖσι* und *ἄνδρες βροτῶν* unſtatthaft iſt, fühlte Bergk Comment. p. 234. ganz richtig; ich glaube in *βροτῶν* liegt ein Zuſatz zu *ἡδυλόγῳ σοφίᾳ* verborgen, vielleicht *γνωμῶν*. Uebrigens bin ich auch der Meynung den letzten Vers als einen zu betrachten.

p. 163. In dem zweyten Fragment der Ὧραι nimmt Hr. M. Anſtoß daran, daß die beyden erſten Verſe in Dipodien aus einander gehen und will deßhalb Dimeter herſtellen; ich glaube aber, daß gerade dieß zur Verſpottung des Gneſippus und ſeiner Dichtungen geeignet iſt.

p. 192. Fragm. LI.

εὐδαίμον' ἔτικτέ σε μήτηρ ἱκρίων ψόφησις.

Daß hier *ἱκρίων ψόφησις* von dem Beyfall der Zuſchauer zu verſtehen iſt, haben Bergk und Herr M. richtig geſehen. Letzterer jedoch will ſtatt *σὲ* leſen *μὲ*, weil er nicht einſehe, wie das Klatſchen das Volk glücklich machen könne. Dieß nun ſcheint ſehr erklärlich, zumal bey einem Volke, wie das atheniſche Publikum war, welches mit ſolcher Luſt und Begeiſterung den öffentlichen ſceniſchen Darſtellungen beywohnte; aber dennoch darf die Lesart des Cod. Flor. *ψόφησιν* nicht unbeachtet bleiben, ja ſie muß meines Erachtens als die ächte aufgenommen werden; der Dichter preist das Volk glücklich, weil es geboren ſey zum Rauſchen der Bänke. Die Conſtruction liegt auf der Hand.

p. 215. fragm. CXXXV.

αὐτομάτη δὲ φέρει τιθύμαλλον καὶ σφάκον πρὸς αὐτό.

Statt *αὐτό* lieſt Hermann bey Lobeck Phryn. p. 110 *αὐτῷ*, dieß verwirft Bergk Comment. p. 198 und ſchlägt vor: *πρὸς αὖον*, was auch H. M. beſſer ſcheint. Mir jedoch, um es kurz zu ſagen, kommt dieß Epitheton hier unpaſſend vor, wo nur von den guten Eigenſchaften der genannten Pflanzen die Rede iſt; wie der *σφάκος* in dem von den Herausgebern verglichenen Fragment des Eupolis bey Plutarch. Sympos. IV. 1, 3 *εὐώδης* genannt wird. Auch ſehe ich in dem *πρὸς αὐτῷ* gar nichts Anſtößiges, eben ſo wenig wie in dem *πρὸς τούτοις* bey Eupolis.

p. 269. Das erſte Fragment aus dem Δουλοδιδάσκαλος des Pherekrates beginnt alſo bey Athenäus III. 96, B.

ὡς παρασκευάζεται δεῖπνον πῶς ἂν εἶπαΘ' ἡμῖν.

Statt *ὡς* ſchrieb Elmsley *ἕως*, Bergk Comment. p. 269 *ὅπως* mit Ausſtoßung der Worte *πῶς ἄν*, von denen man nicht einſieht, wie ſie in den Text gekommen ſeyn ſollen; ich glaube vielmehr, daß *ὡς* zu Anfang aus *οὕτως* entſtanden und noch zu den Worten des Athenäus ſelbſt gehört, der Vers aber ſo herzuſtellen iſt:

πῶς οὖν παρασκευάζεται τὸ δεῖπνον εἶπαΘ' ἡμῖν.

πῶς οὖν war wahrſcheinlich über den Text geſchrieben und dann am unrichtigen Orte eingeſchaltet; *οὖν* in *ἄν* depravirt iſt nicht ſelten, z. B. Ariſtoph. Plut. 374. Die vorgeſchlagene Aenderung fand auch den Beyfall G. Hermanns, als über dieſe Stelle gelegentlich in der griechiſchen Geſellſchaft geſprochen wurde.

p. 270. Aus demſelben Stücke führt Athenäus XI. 480, B. folgende Verſe an:

νυνὶ δ' ἀπονίζων τὴν κύλικα δὸς ἐμπιεῖν
ἔγχει τ' ἐπιθεὶς τὸν ἡθμόν.

So Hr. M. nach der Emendation von Dobrée.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. July.

Nro. 147. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Kieler philologische Studien. Kiel. Schwerssche Buchhandlung. 1841. 374 Seiten. 8.

Unter diesem Titel sind folgende Abhandlungen von Kieler Gelehrten in einen Band vereinigt erschienen:

1. Ueber den Ursprung des Alphabets und über die Vocalbezeichnung im alten Testamente. Von Dr. Justus Olshausen. S. 1 — 40.
2. Phrynichos, Aischylos *) und die Trilogie. Von Joh. Gust. Droysen. S. 41 — 80.
3. Die Gemälde des Polygnotos in der Lesche zu Delphi erläutert von Otto Jahn. S. 81 — 154.
4. Beytrag zu genaueren Zeitbestimmungen der Hellenischen Geschichten von der 63. bis zur 72. Olympiade. Von Professor J. M. Schultz. S. 155 — 210.
5. Das altrömische Paricidium. Eine Abhandlung von Dr. Ed. Osenbrüggen. S. 211 — 271.
6. Topographie von Athen. Mit einem Plan. Von P. W. Forchhammer. S. 273 — 374.
7. Die Heldensage der Griechen nach ihrer nationalen Geltung. Von Gregor Wilhelm Nitzsch. S. 375 — 467.

Der ersten dieser Abhandlungen ist dem Vernehmen nach bereits eine besondere Beurtheilung zugedacht, wir geben daher in unserer Gesammtanzeige, bey welcher es mehr auf einen Bericht über den Inhalt als auf eine eigentliche Beurtheilung abgesehen ist, nur der Vollständigkeit wegen auch den Inhalt von dieser mit wenigen Worten an.

In der ersten Hälfte derselben verficht Hr. Dr. Olshausen die Ansicht, daß Aegypter auf der einen, Hebräer und Phönicier auf der andern Seite, schon in einer Zeit, welche über alle Chronologie hinausreicht, im Besitze einer Schrift waren, die ein und dasselbe auffallende Princip der Lautbezeichnung hat, indem zur Bezeichnung des Lautes ein Gegenstand abgebildet wird, dessen Name in der Sprache, für welche das Zeichen gelten soll, mit diesem Laute anfängt; daß die Buchstabenschrift der Israeliten daher wohl nicht selbständig erfunden, sondern den überlegenen Aegyptern nachgebildet, von jenen aber auf die Phönizier und durch sie auf die Griechen übergetragen wurde, und zwar in einer vorherrschend aramäischen Form. Dieser Ansicht steht die Hitzig'sche gegenüber, nach welcher die auf *a* ausgehenden griechischen Namen der Buchstaben durch einen von den Griechen gemachten Zusatz entstanden sind, der bestimmt war, das ursprüngliche, den Griechen aber unerträgliche Ausgehen derselben auf einen Consonanten zu verhindern und sie der griechischen Wortbildung näher zu bringen. Wenn Hr. Olshausen

*) Diese dem Griechischen noch ganz genau anschliessende Schreibung der griechischen Eigennamen ist bis auf wenige Ausnahmen, wie wenn Hr. Forchhammer neben Museion schreibt Odeon, durch das ganze Buch hindurch festgehalten. Der Gleichförmigkeit mit dem wörtlich aus demselben Angeführten zu Liebe soll sie auch in dieser Anzeige beybehalten werden.

gegen dieſe bemerkt, daß die Griechen in dieſem Falle die Namen der Buchſtaben auch declinirt hätten, und nach den Bildungsgeſetzen der griechiſchen Sprache die Wahl dieſer Endung wohl etwas auffallend wäre, ſo erlauben wir uns dabey an die Ausſprache des Lateiniſchen bey den Italienern zu erinnern, welche jedem Worte, das auf einen Conſonanten ausgeht, einen Zwiſchenlaut zwiſchen a und e nachtönen laſſen. Nehmen wir nämlich bey den Griechen eine ähnliche Ausſprache der fremden Buchſtabennamen an, ſo iſt wohl erklärlich, wie dieſer Hülfslaut ſich nach und nach als ein *a* anſetzen konnte, ohne Conſiſtenz genug zu gewinnen, daß er als flectirbare Wortendung erſchienen wäre.

In der zweyten Hälfte wird die Vermuthung ausgeſprochen, daß, als die hebräiſche Sprache aufhörte, die alleinige und Mutterſprache der Israeliten zu ſeyn, man die Ausſprache durch Einführung der Vocaliſation feſtzuſtellen ſuchte, und wohl damit begann, daß man die drey einzigen alten Vocale a, i, u bezeichnete, während die Ausſprache der ſpäteren Zeit nach und nach auch eine Bezeichnung für die getrübten, neueren Laute einzuführen nöthigte, welche mit der Accentuation in engſter Verbindung ſteht.

In der zweyten Abhandlung, Phrynichos, Aiſchylos und die Trilogie geht Hr. Droyſen darauf aus, in den Gedichten der bey den genannten Tragikern, welche den Krieg gegen Xerres zum Gegenſtand haben, den Fortſchritt der tragiſchen Kunſt nachzuweiſen und zugleich die politiſche Stellung des einen und des andern Gedichtes zu fixiren. Nach Betrachtung der Stellen, in welchen Namen oder Fragmente der hieher gehörigen Dramen des Phrynichos vorkommen, gelangt er zu dem Reſultate, daß die Titel des Phrynicheiſchen Gedichtes Σύνδωκοι, Πέρσαι, Φοίνισσαι, von den drey nach einander auftretenden Chören hergenommen waren, und daß hier kein Fortſchreiten der Handlung, ſondern nur der Situationen Statt fand, es alſo nicht eigentliche Dramen, ſondern dramatiſirte Lyrik war; daß das Ganze nicht ſtets neue Verwicklungen darbot, ſondern nur ein und daſſelbe Factum in ſeinen verſchiedenen Geſtaltungen zeigte, weſentlich Eine Tragödie, aber nach dem

Auftreten von drey Chören in eben ſo viele Haupttheile geſpalten, eine trilogiſche Compoſition bildete. Aehnliche Anſichten werden über die ἅλωσις Μιλήτου, ſo wie über die Tragödie des Theſpis und der andern Aelteren ausgeſprochen, welche auch als dramatiſirte Lyrik betrachtet wird, während Aiſchylos, als der wahre Vater der Tragödie, mit jenen alten Meiſtern verglichen wird, die zuerſt ihre Statuen mit gelöſten, ſchreitenden Füßen darzuſtellen wagten.

Bey der Unterſuchung über die ſpätere Bedeutung der Wörter Tetralogie und Trilogie ergiebt ſich, daß man jenen Namen brauchte, wo alle vier Stücke, das Satyrdrama mit eingeſchloſſen, den zuſammenhängenden Verlauf Einer Geſchichte darſtellten, dieſen, wo nur die drey Tragödien auf dieſe Weiſe zuſammen hingen, ſo daß alſo, wenn es von Sophokles hieße, er habe angefangen, Drama gegen Drama zu knüpfen, damit nicht geſagt werde, er hätte die ſeit den Perſern des Aeſchylos beſtehende Sitte, nach welcher jeder der wettkämpfenden Dichter drey Tragödien und ein Satyrſpiel aufführte, aufgegeben, ſondern vielmehr nur, ſeine Didaskalien hätten nicht eine in ſich fortlaufende Geſchichte durch die vier Dramen hindurchgeführt, ohne daß die Möglichkeit ausgeſchloſſen wäre, daß ſie in einer andern Beziehung zu einander ſtanden. Der Name Trilogie wird daher erklärt, daß λόγος zwar urſprünglich im Gegenſatze gegen den Geſang des Chors das bedeutete, was der Schauſpieler ſprach, dann aber das Ganze von Geſängen des Chors, Reden des Schauſpielers und Geſprächen Beyder.

(Fortſetzung folgt.)

Fragmenta Comicorum Graecorum collegit Augustus Meineke.

Die Codd. ABP. haben ἀπονίζειν, woraus Bergk Comment. p. 299. ἀπόνιζε macht; dann geben

die Manuscripte: δώσων πιεῖν. Ich sehe aber durchaus keinen Grund von der Vulgata abzuweichen; im Gegentheil ist diese viel concinner und der Infinitiv statt des Imperativs läßt sich ganz gut vertheidigen; vergl. besonders Aristoph. Plut. 598 und daselbst Dobrée.

p. 292. Pollux erwähnt folgendes Fragment als aus den Ἱππαπάταλοι des Pherekrates;

μάχαιραν ἆρ' ἔνδηκας; B. οὔ. A. τί μ' εἴργασαι;
ἀμάχαιρος ἐπὶ βόεια νοστήσω κρία.
ἀνὴρ γέρων, ἀνόδοντος.

Die letzten Worte führt Suidas unter ἀνόδοντον und der Grammatiker bey Bekker Anecd. Graec. p. 406, 1. aus der Ἰοβακχώ desselben Dichters an, weßwalb mir die Vermuthung H. M. sehr glaubwürdig scheint, daß dieß ganze Fragment zu diesem Stücke gehöre und bey Pollux der Titel des Stücks corrumpirt sey. Nun aber fügt der Grammatiker und Suidas hinter ἀνόδοντος noch ἀλήθει hinzu, was Hr. M. als das Metrum störend und ungrammatisch ganz verwirft, da bekanntlich die Attiker ἀλεῖν nicht ἀλήθειν gebrauchen, wiewohl es Lobeck zu Phryn. p. 151. zu halten sucht. Vielleicht jedoch liegt etwas anderes darunter; denn der Sinn des ἀλήθειν bey einem γέρων ἀνόδοντος ist wohl klar, wiewohl auch diesen H. M. nicht anerkennt. Ich nun setze nach κρία ein Punctum und schreibe den ganzen folgenden Vers mit folgender Aenderung der Person B zu:

B. ἀνὴρ γέρων, ἀνόδοντος ὤν, ἀλεῖν θέλει; —

p. 334. Die Lücke in dem bedeutenden Fragment aus dem Χείρων des Pherekrates (?) im 6. und 7. Vers könnte am leichtesten so ergänzt werden:

ἀλλ' οὖν, ὁμῶς οὗτος μὲν ἦν νῆ τὸν Ἀπόλλω
ἀποχρῶν ἀνὴρ ἔμοιγε πρὸς τὰ νῦν κακά.

Denn erstens ist der Ausfall dieser Worte eher zu erklären, als νὴ τὸν Δία, wie andere wollten und zweytens paßt gerade die Anrufung des Apollo hier am meisten.

p. 362. Aus dem artigen Fragment der Ἀμφικτύονες des Telekldes (I.) heißt es hier:

λεκανίσκαισιν δ' ἀνάπαιστα παρῆν ἡδυσματίοις κατάπαιστα.

Daß ἀνάπαιστα corrupt ist, zeigt der erste Blick; am sinnigsten unter allen Conjecturen ist offenbar die des H. M. ἂν ψαιστά. Dennoch will auch ich meinen Einfall nicht verschweigen; es wäre nämlich möglich, daß hier ein seltenes Wort παισά verborgen läge, worüber wir bey Athenäus XIV. 646 F. eine kurze Notiz finden.

p. 367. Hier wird der Scholiast zu Aristoph. Vög. 1126 angeführt, wo es heißt: Πρυξενίδης ὁ Κομπασεὺς καὶ Θεογένης] ἐπαίξε παρὰ τὸν κόμπον· προείρηται δὲ περὶ αὐτῶν ἀμφοτέρων ὅτι κομπασταί. Τηλεκλείδης δὲ ἐν Ἡσιόδῳ ὡς παρειμένον τῷ σώματι κωμῳδεῖ αὐτόν. Dazu setzt Hr. M. „non apparet utrum Proxenidem dicat an Theogenen.“ Ich glaube, es bezieht sich auf Proxenides und zwar, weil es heißt κωμῳδεῖ αὐτὸν nicht τοῦτον. Auch scheint es von andern auf diesen bezogen zu werden, wenigstens steht das Schol. Τηλεκλείδης κ. τ. ἑ. in der Bekkerschen Ausgabe nach dem Lemma κομπασεύς.

p. 372. In dem vierten ungewissen Fragment des Telekldes, welches Plutarch. Pericl. 16. bewahrt hat, heißt es von Perikles:

πόλεών τε φόρους αὐτάς τε πόλεις τὰς μὲν
δεῖν τὰς δ' ἀναλύειν,
λάϊνα τείχη τὰ μὲν οἰκοδομεῖν τὰ δὲ αὐτὰ
πάλιν καταβάλλειν,
σπονδὰς δύναμιν κράτος εἰρήνην πλοῦτόν
τ' εὐδαιμονίαν τε.

Die im zweyten Verse liegende Corruptel suchte Erfurdt zu heben, indem er vorschlug: τὰ δὲ ταὐτά, Sintenis will εἶτ' αὐτά, Hermann τότε δ' αὐτά, vom letzteren sagt Hr. M. mit Recht: ceteris praestat. Sehr treffend stünde hier zur ganzen Kraft der Rede:

— πάλιν αὐτὰ τάδ' αὖ καταβάλλειν

nach dem bekannten Atticismus. cf. Aristophan. Nubb. 975.

p. 389. Athenäus führt uns im X. B. 426, F. folgende ſehr corrupte Verſe aus den Θεοὶ des Hermippus an:

ἔπειδ' ὅταν πινώμεδ' ἢ διψώμεδα,
εὐχόμεδα πρὸς τοῦδ' ὁ οἶνος ὠκερας γενοῦ.
οὐκ ἀστοῦ καὶ πηλοῦ 'γὼ φέρω παίζων ἅμα
καυδεὶς γεγένηται τοῦτο πέντε καὶ δύο.

Mit Recht verwirft Hr. M. die Conjectur Bergks Comment. p. 317 im erſten Vers: πεινώμεδ' ἢ διψώμεδα, ſchon deßwegen, weil man nicht einſieht, warum der Dichter πεινῆσδαι und διψῆσδαι ſtatt πεινῆν und διψῆν geſetzt habe. Im zweyten Vers verſucht Bergk alſo zu ſchreiben:

πρὸς τοῦτ· οἶνος ὦ κέρας γενοῦ,

indem er glaubt, es ſage dieß Mercurius oder ſonſt ein Diener der Götter über das ſelige Leben derſelben, denen das Horn Amaltheas jegliches ſpende. Seine Erklärung iſt folgende: si esurimus aut sitimus hoc cornu Copiae precibus invocamus: o cornu vinum fias. Um nichts von der etwas freyen Structur der Rede zu ſagen, ſo ſcheint beſonders die Lesart der Codd. PVL. ὠκαιρας γενοῦ auf etwas anderes zu deuten; auf ihr fußend ſchreibe ich die beyden erſten Verſe alſo:

ἔπειδ' ὅταν πενώμεδ' ἢ διψώμεδ' αὖ
εὐχόμεδα πρὸς τοῦτ' οἶνος ἀκεραστὸς γενοῦ.

Die beyden letzten Verſe ſtellt Bergk ziemlich wahrſcheinlich ſo her:

κἀς τοῦ κακήλου 'γὼ φέρω παίζων ἅμα.
καὐδὶς γεγένηται τοῦτο πέντε καὶ δύο —

wenn nicht etwa zwiſchen ihnen ein Vers ausgefallen iſt. Der Ausdruck πένεσδαι von den Göttern, ſo wie daß auf den Wunſch ungemiſchten Wein zu erhalten, wieder das πέντε καὶ δύο zum Vorſchein kommt, wäre gerade das Komiſche in der Sache.

I. p. 107. wird die Stelle des Platonius de divers. char. p. XXVII. (im Texte ſteht fälſchlich XXVI) erklärt, der über das poetiſche Talent des Eupolis alſo urtheilt: Εὔπολις δὲ εὐφάνταστος μὲν εἰς ὑπερβολὴν ἐστι κατὰ τὰς ὑποθέσεις. τὰς γὰρ εἰσηγήσεις μεγάλας τῶν δραμάτων ποιεῖται καὶ ἥνπερ ἐν τῇ παραβάσει φαντασίαν κινοῦσιν οἱ λοιποὶ, ταύτην ἐκεῖνος ἐν τοῖς δράμασιν ἀναγαγεῖν ἱκανὸς ὢν ἐξ Ἅιδου νομοθετῶν πρόσωπα κ. τ. λ. Dieß faßte Hr. M. zuerſt ſo: quas reliqui poetae visiones vel absentium rerum imagines in parabasibus excitare soleant, eas Eupolin in ipsa actione spectatorum oculis subiicere etc, beſchränkt aber dann in einer Note dieſe Erklärung und fügt bey: probabiliorem interpretationem qui eruere volent, ante omnia quae corrupta sunt emendare debebunt. Meines Erachtens hat Hr. M. das Richtige getroffen, nur glaube ich liegt in den Worten des Platonius zugleich eine Andeutung, das Eupolis in der illusio ſtark geweſen, von der Cicero de orat. III. 53 ſpricht. Im Texte ſelbſt iſt nur noch δράμασιν zu interpungiren und nach ἐκεῖνος καὶ einzuſchalten.

II. p. 471. Das XXIII. Fragm. der Δῆμοι des Eupolis lautet alſo:

ἀνὴρ πολίτης πουλύπους ἐς τοὺς τρόπους.

„In his pro πολίτης nomen requiro, quod melius conveniat cum sequente πουλύπους et astutiae notionem habeat. — Fortasse legendum σοφιστής.“ Näher läge παλευτὴς oder παλαιστής.

p. 581. Der Scholiaſt zu Ariſtoph. Weſpen. V. 1348 hat uns folgendes, wiewohl ſehr entſtelltes Fragment aus dem Ἐφιάλτης des Phrynichus aufbewahrt:

ὄνομα δέ τῷ τοῦτ' ἦν ἔσωδεν γῆν τε μὴ
ἔστω φιάλτης ἀνδραγαδίας οὕνεκα
ἔτι ἐπιαλας χρηστὰ λε ἀπωλόμην.

Den letzten Vers ſtellt Hr. M. ſehr glücklich her, ſo daß das Ganze nicht unwahrſcheinlich alſo gelautet haben könnte:

ὄνομα δέ μοι τοῦτ' ἦν ἔσωδεν γῆς τε καὶ
ἔξω 'φιάλτης ἀνδραγαδίας οὕνεκα
ὁτιὴ 'πιήλας χρηστὰ λέγων . . . , .
. . . . . ἀπωλόμην.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. July.

Nro. 148. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Kieler philologische Studien.

(Fortsetzung.)

Der Zusammenhang der Aischyleischen Trilogie wird übrigens als ein schon vorzugsweise innerer dargelegt, als der Zusammenhang Eines Gedankens, einer bestimmten Offenbarung der weltregierenden Gottheit. Dieser Zusammenhang wird auch für das Satyrdrama in Anspruch genommen, das wohl nirgends gefehlt habe, wenn gleich die Namen der meisten verloren seyen, so daß sich bey Aischylos nur äußerlich betrachtet Tetralogien, Trilogien, und einzelne Stücke ohne Zusammenhang derselben Geschichte unterscheiden ließen. Von Sophokles wird die Ansicht aufgestellt, daß er den äußern Zusammenhang in seinen Didaskalien zwar fast ganz aufgegeben, den innern aber festgehalten habe, wenn wir ihn auch an den vorhandenen Stücken nicht nachzuweisen im Stande seyen. Ueber das Verhältniß dieser beyden Tragiker zu einander liest man S. 63 f. folgendes:

„Während bey Sophokles das Drama eine vollkommene Peripherie ist, in der alle Momente des zusammenhängenden und sich weiter drängenden Verlaufes der unmittelbaren Anschauung klar vorliegen, besteht das Aischyleische Drama gleichsam nur aus einzelnen Punkten in dieser Peripherie, die den Blick zwingen, sich die centrale Kraft zu suchen und sich in diese zu versenken, um von ihr aus den nur angedeuteten Kreis ihrer Aeußerungen zu ergänzen. So tiefsinnig und gedankenmächtig Aischylos ist, seine Kunst ist nur erst die stylisirte Symbolik ihres Inhalts; Sophokles ist vollkommener Künstler.“

Der zweyte Theil der Abhandlung ist der Darlegung der politischen Verhältnisse gewidmet, unter denen die Phönissen des Phrynichos und die Perser des Aischylos aufgeführt wurden. Der allgemeinen Annahme zu Folge, daß in der von Plutarch im Leben des Themistokles (Kap. 5.) angeführten Choregie unter dem Archon Adeimantos (476 v. Chr.), wo Phrynichos als Tragödiendichter auftrat, eben die Phönissen dieses Dichters aufgeführt wurden, — wird erörtert, daß der Sieger von Salamis selbst die Tragödie von seinem Siege in seiner Choregie vorführte, zu einer Zeit, wo er, dessen That, wie die Tragödie zeigte, ganz Asien erschüttert und die Burg von Susa mit Trauer erfüllt hatte, schon so wenig feststand, daß er zu solchen Mitteln greifen mußte, um sein wankendes Ansehen zu erneuern; weßhalb wohl auch die Schlacht bey Plataiai, die Großthat des Aristides, außer dem Bereiche der Darstellung des Phrynichos lag. Außerdem dient noch die Abfassung der *Μιλήτου ἅλωσις* und der Erfolg derselben für den Dichter zur Bestätigung der Vermuthung, daß Phrynichos ganz zu derselben Partey im Staate, als Themistokles, gehörte; der Zweck der Persertetralogie des Aischylos dagegen, welche im Frühjahre 472, zu der Zeit aufgeführt wurde, wo der wegen seiner Verbindung mit Pausanias und dem Perserkönig zum Tode verurtheilte Themistokles zu dem letzteren geflohen war und nun mit demselben Griechenland mit Krieg zu überziehen drohte, der war, „die Menge durch die Erinnerung an die schnelle und völlige Bewältigung der Perser im letzten Kriege zu ermuthigen, und darzustellen, daß nicht die Zufälligkeit eines einmaligen Sieges (unter Themistokles) Hellas gerettet habe, sondern daß eine höhere Sicherung für das freye Hellenenvolk da sey, daß die ewigen Bestimmungen des Verhängnisses, die großen und allgemeinen Gesetze der Geschichte den

Barbaren die Herrschaft dießseits der Meere versagen."

Schon aus dieser kurzen Skizze ist ersichtlich, wie tief und ganz im Geiste ihrer Zeit Hr. Droysen das Wesen der griechischen Tragödie erfaßt hat. Die einzelnen Untersuchungen, namentlich in ihrem Verhältnisse zu Schöll's „Beyträgen zur Kenntniß der tragischen Poesie der Griechen weiter zu verfolgen, ist hier nicht der Ort; es gereicht dem Ref. aber um so mehr zur Freude, erklären zu können, daß er keinen einzigen bedeutenderen Punkt gefunden hat, in welchem er nicht der Ansicht des Herrn Verf. beytreten zu können glaubte, da er kürzlich in diesen Blättern über eine andere Arbeit dieses eben so scharfsinnigen als gelehrten Mannes kein ganz günstiges Urtheil aussprechen konnte.

In der dritten Abhandlung haben die Gemälde des Polygnotos in der Lesche zu Delphi, welche seit der Erläuterung derselben durch den Grafen Caylus von den Archäologen vielfach in Betrachtung gezogen, und, wahrscheinlich auf Göthe's Veranlassung, von den Gebrüdern Riepenhausen versuchsweise nachgebildet wurden, an Hrn. Dr. Otto Jahn einen neuen Erklärer gefunden, der es sich mit vollem Rechte zum Gesetz gemacht hat, sich in allem genau an Pausanias, den ursprünglichen Beschreiber derselben, anzuschließen, von welchem die früheren Bearbeiter alle mehr oder weniger abgewichen sind, indem sie die Angaben desselben für unzuverlässig und verworren hielten.

Bekanntlich sind beyde dem troischen Sagenkreise entnommen; das Gemälde auf der rechten Seite stellt die Abfahrt der Griechen von Troja, das auf der linken den Odysseus vor, wie er im Hades den Teiresias befragen will und ihn die zahlreichen Schatten, mit welchen die Sage das Schattenreich bevölkert hatte, umgaben. Ueber die einzelnen dabey vorkommenden Figuren kann kein Zweifel entstehen, da Pausanias überall die Namen gibt, wie er sie beygeschrieben fand, wohl aber über die Anordnung der einzelnen Gruppen, indem die hierauf bezüglichen Ausdrücke des Pausanias oft allzu unbestimmt sind und deßhalb verschiedene Deutungen zulassen. Welcker hat früher die Ansicht aufgestellt, es liege der gesammten Composition die Siebenzahl zu Grunde, auf welche in neuester Zeit König einging in der Schrift de Pausaniae fide et auctoritate, während Herr Jahn dieses Princip nicht anerkennt. Er glaubt vielmehr, es habe in dem Gemälde der rechten Seite eine eigenthümliche Anordnung statt gefunden, welche als die Hauptursache zu betrachten sey, weßhalb neuere Erklärer die Beschreibung des Pausanias so verworren finden wollten, daß man sich derselben nicht anschließen könnte. Diese eigenthümliche Anordnung bestand nach seiner Ansicht darin, daß das Gemälde zwey Abtheilungen hatte, deren Scheidepunkt die Mitte des Gemäldes bildete, von welcher aus die eine sich gegen das Ende zu senkte, die andere aber in derselben Linie fortlief. Dabey glaubt er übrigens in den Gruppen der einzelnen Abtheilungen einen strengen Parallelismus zu erkennen, an dessen Stelle in dem Gemälde auf der linken Seite die Zusammenordnung des Einzelnen nach der äußeren Symmetrie, wie nach der innern Bedeutsamkeit, trat. Außerdem findet er in den beyden Hauptgemälden noch in so ferne ein verschiedenes Princip der Anordnung, als in dem rechten alle Figuren auf drey durchgehenden Linien vertheilt, in dem linken aber mehrere Linien über einander geordnet waren, deren keine die ganze Länge des Bildes einnahm, indem immer die eine durch die andere fortgesetzt war, so daß sich keineswegs ein Kreis zusammengehöriger Figuren auf einer und derselben Linie abschloß. Die beyden Gemälde waren demnach nicht auf eine solche Einheit berechnet, daß sich die Strahlen von allen Seiten her in einem Mittelpunkt vereinigten; es war vielmehr nur eine Reihe von Scenen, deren jede in sich abgerundet und mit der andern auf mannigfaltige Weise in Verbindung gesetzt war. Weiterhin verbreitet sich der Verfasser noch über die künstlerischen Motive, welche in den einzelnen Gruppen hervortraten. Dabey kommt er auch auf die symbolischen Andeutungen zu sprechen, welche in einzelnen Fällen der eigentlichen Darstellung zur Seite gehen, und sagt darüber, (S 125) „Begreiflicher Weise mußte dieses Verfahren besonders in dem Bilde, das die Unterwelt darstellte, zur Anwendung kommen, da hier die schärfste Bezeichnung so vieler nur durch ein lockeres Band verbundener Figuren unumgänglich nothwendig war.

Dahin gehört denn, daß Kallisto auf einem Bärenfell sitzt, Aktaion auf einem Hirschfell, und in etwas veränderter Bedeutung Eurynomos auf dem Balg eines Geyers.“ Es fragt sich hier, worauf die Worte: „in etwas veränderter Bedeutung“ zu beziehen seyen? Sieht man sich nach dem um, was an andern Orten über diese Darstellungen gesagt ist, so findet man (S. 116), der Maler habe die Kallisto so dargestellt, um ihre Verwandlung anzudeuten; den Aktaion aber (S. 111), um sowohl auf seine Lebensweise als auf seinen unglücklichen Tod hinzudeuten; endlich (S. 106) der Balg des Geyers bezöge sich nach dem Berichte der Delphischen Exegeten darauf, daß Eurynomos, der Dämon der Verwesung, die Leichen bis auf die Knochen abnage. Die veränderte Bedeutung soll demnach wohl darin liegen, daß hier nur die Eigenschaft des Dämon angedeutet wird, während in den beyden andern Fällen wirkliche Verwandlungen bezeichnet werden sollten. Vergleicht man aber die Angabe des Pausanias (X. 29. §. 2.), daß Tityos nicht mehr von den Geyern geplagt, aber von der beständigen Qual ganz aufgerieben (*εἰς ἅπαν ἐξανηλωμένος*, was Hr. J. S. 118 „zusammengeschrumpft“ übersetzt, und als einen Gegensatz zu der ungeheuern Größe betrachtet, die der Dichter ihm beylegt,) dargestellt war, so scheint es fast, als habe der Künstler auch hier an eine Verwandlung gedacht, daß nämlich Eurynomos früher in Gestalt eines Geyers den Tityos gequält habe.

Hieher gehört auch das Pferd bey Nestor auf dem andern Bilde, von welchem Pausanias (c. 25. zu Ende) sagt: *καὶ ἵππος κονίεσθαι μέλλοντος παρίκεται σχῆμα*, und Hr. Jahn (S. 89): „Neben ihm war ein Pferd, das sich im Staube wälzen wollte, wovon die Bedeutung nicht leicht einzusehen ist. Daß Nestor es am Zügel gehalten habe, davon sagt Pausanias nichts, es ist also wohl schwerlich anzunehmen. Böttiger meynt, das kräftige Alter des Nestor solle dadurch angedeutet werden; was er aber zur Begründung anführt, daß häufig Heroen mit einem Pferde am Zügel dargestellt seyen, gehört sicherlich nicht dahin. Ob es sich auf die nach dem langen Zwange der Belagerung wieder gewonnene Freyheit bezog? Vielleicht war auch nicht ohne Absicht das hölzerne Pferd, das mit seinem Kopfe über die Mauer hervorragte, oberhalb desselben dargestellt.“ — Was ein Pferd, das sich im Staube wälzen will, bedeuten soll, möchte allerdings eben so schwer anzugeben seyn, als, wie es der Maler dargestellt habe. Wiedasch (in den Anmerkungen zu seiner Uebersetzung Thl. IV. S. 534) meynt, sich bäumend; allein dieses ist vom Wälzen im Staube doch etwas allzuweit entfernt; eher möchte sich annehmen lassen, es habe mit dem Hufe gescharrt, denn dieß pflegen die Pferde, ehe sie sich niederlegen, um sich zu wälzen, allerdings wohl zu thun. War dieses der Fall, so liegt auch die Erklärung nicht ferne. Bekanntlich ist namlich das Scharren der Pferde auch oft ein Zeichen ihrer Ungeduld; der Maler konnte also damit andeuten, daß die Griechen mit Ungeduld auf die Abreise harrten. Doch es fragt sich, ob nicht *κονίεσθαι* hier etwas anderes bedeutet? Ziehen wir den Thesaurus von Stephanus zu Rathe, so finden wir nach den Worten: Metaphorice accipitur pro *ἀγωνίζομαι*, das Beyspiel: Philo V. M. 3 loquens de auxilio divino *πεπίρασθε αὐτῆς ἤδη πολλάκις ἀμυνομένης ἀφανῶς, μέλλουσαν κονιεῖσθαι βλέπω, βρόχους τοῖς αὐχέσιν περιβάλλουσαν κατὰ τῶν ἀντιπάλων*. Dieses leitet auf eine andere Spur. Ehe wir diese weiter verfolgen, müssen wir aber in Betracht ziehen, ob dieses Pferd selbstständig für sich dargestellt war, wie Hr. Jahn annimmt, oder ob es nach Böttiger's Ansicht zu Nestor gehörte. Denken wir an das ständige Beywort des Nestor, *ἱππότα* bey Homer, so muß uns das Letztere an sich schon annehmbarer erscheinen. Daß Pausanias nichts davon sagt, daß es Nestor am Zügel gehalten habe, ist allerdings richtig; allein die Worte *καὶ ἵππος κονίεσθαι μέλλοντος παρίκεται σχῆμα* sind doch allzu unselbstständig hingestellt, um als Bezeichnung einer für sich bestehenden Figur gelten zu können, welche Pausanias nach seiner Weise mit *γέγραπται δὲ καὶ ἵππος* oder etwas Aehnlichem eingeführt haben würde. Bringen wir aber das Pferd mit Nestor in Verbindung, so fragt es sich weiter, ob die Worte *κονίεσθαι μέλλοντος* auf das Pferd, oder etwa auf Nestor selbst zu beziehen sind? Nimmt man das Letztere an, so wäre nach dem Obigen der Sinn: „und ein Pferd gibt (ihm) das Ansehen eines Kampf-

lustigen;“ läßt man aber das Erstere gelten, was dem Sprachgebrauche des Pausanias angemessener seyn möchte, so ergiebt sich ein ähnlicher Sinn, indem das kampflustige Pferd, das man sich bey dieser Erklärungsweise wohl nach Wiedasch's Erklärung als sich bäumend denken könnte, neben ihm (ὁ ἵππος ὁ παρὰ τῷ Νέστορι c. 26. §. 1) gerade so als ein Zeichen der noch nicht erloschenen Kampflust für ihn gelten konnte, als der Aithiopische Sclave bey Memnon, (vrgl. c. 31. §. 2. παρὰ δὲ τῷ Μέμνονι καὶ παῖς Αἰθίοψ πεποίηται γυμνός, ὅτι ὁ Μέμνων βασιλεὺς ἦν τοῦ Αἰθιόπων γένους) zum Zeichen seiner Abkunft diente, da Polygnotos, wie Hr. Jahn richtig bemerkt, Memnon, den vor allen Helden Schönheit auszeichnete, nicht dunkelfarbig, wie es die spätere Kunst that, darstellen, und doch der allgemeinen Vorstellung, welche sich die Aithiopen schwarz dachte, Genüge thun wollte. Ein solches Attribut außer seiner Person mochte aber für Nestor um so nöthiger erscheinen, da er schon ganz im Reisegewand dargestellt war, während Odysseus (vrgl. S. 91) eben um den zum Theil noch fortdauernden Kampf zu bezeichnen, gegen die gewohnte Darstellungsweise, mit einem Harnisch angethan war.

Wir haben uns hierbey etwas länger aufgehalten, um einen Punkt, der allen bisherigen Erklärern dieses Bildes viel zu schaffen machte, möglichst allseitig zu erörtern; wir kehren nun zum Hauptinhalt unserer Abhandlung zurück, von deren letztem Theile wir noch zu sagen haben, daß hier der Charakter der Malerey des Polygnotos als ein epischer bezeichnet, und bemerkt wird, daß er im Gegensatze zu den spätern Zeiten, in welchen die Tragödie einen überwiegenden Einfluß auf die bildende Kunst ausübte, sich auch rücksichtlich des Stoffes vorzugsweise an die Ueberlieferung des älteren Epos gehalten, daß aber die Malerey der Griechen überhaupt zu jener Zeit sich zu einer Höhe erhoben habe, die sie später nie wieder erreichte, indem ihr hier die Ausschmückung der Heiligthümer und öffentlichen Gebäude, die Darstellung der Götter und Heroenmythen, die Verherrlichung vaterländischer Großthaten in weitestem Umfang und großartigem Zusammenhang zufiel, während sie bald darauf die frisch aufblühende Sculptur verdrängte, und als sie späterhin wieder berufen wurde, in weiterem Umfange Gebäude zu zieren, sie der Prachtliebe vornehmer Römer durch bunten Farbenglanz schmeicheln und ihrer Eitelkeit durch kostbaren Schmuck fröhnen mußte, wodurch sie zum Handwerk herabsank.

Der hier gemachte Versuch, diese Gemälde ganz nach dem einzigen Berichte, welchen wir aus dem Alterthume darüber haben, in ihrer kunstreichen Composition darzulegen, kann als wohl gelungen bezeichnet werden. Nirgends ist eine wesentliche Abweichung von den Worten des Exegeten zu finden; demungeachtet fügt sich Alles ohne sichtbaren Zwang; es ist daher wohl anzunehmen, daß diese Erklärung unter den bis jetzt vorhandenen der Wahrheit am nächsten kommt, wenn sich gleich nicht behaupten läßt, daß Polygnotos sein Gemälde im Ganzen, wie im Einzelnen, gerade so, wie es hier dargestellt wird, angeordnet habe. Die beygefügten Bemerkungen sind eine schätzenswerthe Zugabe, die allein schon dem Verfasser ein ehrenvolles Zeugniß für seine Einsicht in den Charakter und die Geschichte der alten Kunst ausstellt.

Auf einer außerdem beygegebenen Tafel sind die Schemata der beyden Gemälde, doch nicht mit Figuren, sondern nur mit Angabe der Namen, verzeichnet, indem Hr. Jahn im Eingang mit Recht bemerkt, daß es dem Archäologen nicht darum zu thun seyn kann, ein solches Gemälde ganz eigentlich zu reproduciren, sondern nur die Anordnung desselben, die Beziehung der einzelnen Gruppen für sich, und ihre Bedeutung für sich und für das Ganze zu erkennen.

Die Einleitungsworte zu dem Beytrage zu genaueren Zeitbestimmungen der hellenischen Geschichten von der 63. bis zur 72. Olympiade von Prof. J. M. Schultz lassen uns einen düstern Blick in die Verhältnisse und die Gemüthsstimmung des Verfassers thun. Wie er berichtet, hatte er früher den Plan gefaßt, einen Apparatus annalium Graecorum, von dem er 1827 ein Specimen erscheinen ließ, herauszugeben, sah sich aber im Jahre 1827 gezwungen, seinen Plan aufzugeben.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. July.

Nro. 149. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Kieler philologische Studien.

(Fortsetzung.)

Darauf gab er, nach langen Körper- und Seelenleiden 1837 ein zweytes Specimen als Doctordisputation heraus, ohne es in den Buchhandel zu geben, da sein bis zur 82. Olympiade fortgeführter Apparatus nach seinem Tode mit einer einfachen Erzählung der Hergänge, wodurch die Arbeit abgebrochen worden, erscheinen sollte. Durch eine günstige Beurtheilung seines zweyten Specimen von Hrn. Director Wömel in Frankfurt sah er sich aber veranlaßt, wieder einen Beytrag zu den Zeitbestimmungen von 10 Olympiaden zu geben.

Die Einrichtung dieser Mittheilungen ist die, daß Jahr für Jahr die Notizen kurz zusammengestellt werden, wo es für nöthig erachtet wird, mit Beyfügung der Beweisstellen oder auch ausführlicher Erörterungen. Am genauesten sind die den Perserkriegen vorhergehenden Ereignisse behandelt, und namentlich ist durch eine sehr gründliche Untersuchung die Einäscherung von Sardes auf das Jahr 502, und die Einnahme von Milet auf 496 vor Chr. Geb. festgesetzt, während Clinton und Dodwell annehmen, letztere habe nicht vor dem Jahre 494 Statt finden können; indem sie in der Erzählung des Herodot (VI. 31 und 46.) δευτέρῳ ἔτει für das nächstfolgende Jahr nehmen, während Hr. Schultz es für das zweyte Jahr nimmt, was mit den Resultaten seiner übrigen Untersuchung zusammentrifft, welche er zwar selbst nicht für ganz sicher ausgiebt; doch sind sie durch solche Schlüsse herbeygeführt, welche denselben eine große Wahrscheinlichkeit verleihen, und sie einer genauen Prüfung von Seite der Historiker würdig machen. Eine genauere Angabe des Inhalts ist hier nicht wohl möglich; wir müssen daher auf das Buch selbst verweisen, indem wir nur noch bemerken, daß Hr. Schultz mit Hrn. Droysen in der Annahme übereinstimmt, daß die *Μιλήτου ἅλωσις* des Phrynichos im Jahre 493 vor Chr., als Themistokles Archon war, aufgeführt, und dem Dichter von der jenem Feldherrn feindlichen Partey die Geldbuße wegen dieser Tragödie auferlegt wurde.

Bey der Abhandlung über das altrömische paricidium geht Hr. Dr. Osenbrüggen von der unbestreitbar richtigen Ansicht aus, daß die Etymologien juristischer Worte, die von den Alten versucht worden sind, von sprachlicher Seite selten Lob verdienen, weil ihnen keine gründlichen Sprachkenntnisse zur Seite standen, daß sie aber dem ungeachtet einen hohen Werth für uns haben, weil sie sich ganz eng an die geltende Bedeutung des Wortes anschließen, und also in sachlicher Hinsicht uns oft als Leitstern dienen können, während die Etymologien der Philologen neuerer Zeit zwar sprachlich besser gerüstet erscheinen, aber häufig nicht durch die gehörige Kenntniß der Sache unterstützt sind. Sein Streben ist darauf gerichtet, die Vorzüge beyder Verfahrungsweisen zu vereinigen und ihre Mängel ferne zu halten; er spricht sich übrigens über seine Leistungen mit großer Bescheidenheit aus, und nennt den sprachlichen Theil seiner Abhandlung, der hier vorzugsweise berücksichtigt werden soll, nur „einen Versuch, auf dem schlüpfrigen Boden der Etymologie, auf welchem nur die fest zu stehen glauben, die keine Ahndung der Schwierigkeit und

ihrer eigenen Ungereimtheit haben," den er so betrachtet wissen möchte, „daß er als Stütze der sachlichen Untersuchung dienend, wieder in dieser seine Stütze findet."

Zunächst wird die Stelle Priscian's (de arte gramm. I. 6. 33. p. 553. ed. Putsch.), wo er die Ableitungen des Wortes paricida von par, pater und parens mit Hinneigung zu der ersten anführt, durchgegangen und nachgewiesen, wie bey der Ableitung von par zur Erklärung eines echt römischen Rechtsbegriffes ganz unrömische Vorstellungen verwendet werden, bey den beyden andern auf die geschichtliche Entwicklung des Begriffes zu wenig Rücksicht genommen wird, und sich auch in sprachlicher Hinsicht nicht geringe Bedenken ergeben. Die Annahme W. E. Webers, daß in der ersten Hälfte des Wortes ein Verbum patrare oder parare zu suchen sey, wird mit Recht von sachlicher, wie von sprachlicher Seite sehr schwach genannt. Der Ansicht Döderlein's, daß es einen argen Mörder bedeute und mit πέρσαι zusammen hänge, wird in so ferne die Anerkennung des Hrn. Osenbrüggen zu Theil, als dieser die richtige Auffassung des Rechtsbegriffes hier zu finden glaubt; dagegen erklärt er sich in Betreff der Ableitung für ungläubig.

Nachdem alle diese Etymologien als ungenügend erwiesen sind, wird der ursprüngliche Begriff des Wortes paricida bey den Römern aufgesucht, wobey die bey Festus unter den Worten Parrici quaestores angeführte Stelle aus einem Gesetze des Numa: Si qui hominem liberum dolo sciens morti duit, paricida esto, mit dem von Servius Ueberlieferten zusammen gestellt, und (S. 239) übersetzt wird: „Wenn jemand einen freyen Mann wissentlich arglistig getödtet hat, der ist ein Paricida," nachdem jedoch im Vorausgehenden gezeigt worden ist, daß der Freye hier nicht nur dem Sklaven, sondern auch jedem in der Gewalt des Familienvaters Stehenden entgegen gesetzt ist. Die Ausdehnung des Begriffes paricida auf andere Handlungen als Tödtung wird dadurch fern gehalten, daß angenommen wird, wo etwas der Art vorkäme, würde nur ausgesagt, daß ein solches Verbrechen eben so zu bestrafen sey, als ein vorsätzlicher Mord.

Nach dieser Entwickelung des Begriffes kommt der Verf. auf die Döderlein'sche Uebersetzung arger Mörder zurück, und legt sie seiner etymologischen Entwicklung zu Grunde, bey welcher er in dem Präfixum pari das griechische παρά erkennt, in der Bedeutung, wie es in παραπρεσβεύω, in παραβαίνω u. dgl. steht, wo es bedeutet, daß die Handlung, welche durch den Hauptheil des Verbs oder Substantivs ausgedrückt ist, auf eine verkehrte Weise geschieht. Dieses παρά findet er auch in periurus, perfidus, perfuga, perduellis. Sehen wir vorerst nur auf die Bedeutung, so ist nichts dagegen einzuwenden; wohl aber gegen die Art und Weise, wie perfuga und perduellis erklärt werden. Von jenem heißt es: „Perfuga ist nicht gleich transfuga, sondern der, welcher in verrätherischer, böslicher Absicht flieht", und weiter unten: „in perfuga ist der Fall der Flucht ausgedrückt, in welchem sie das schlimmste Verbrechen ist." Von diesem: „Perduellis ist nicht der duellis = hostis, sondern der arge, schlimme Feind." Beyde Erklärungen können für richtig anerkannt werden, aber nur in secundärer Weise. Der Begriff von παρά „auf eine verkehrte Weise," ist nämlich doch nicht identisch mit dem Begriffe des Argen, Schlimmen, leitet aber wohl auf denselben hin. Demnach müßte perfuga eigentlich erklärt werden, der in verkehrter Weise flieht, d. h. dahin, wohin er nicht soll, in das feindliche Lager, und gleichsam an dem unrechten Orte Schutz sucht, während transfuga der ist, welcher von einer Reihe zur andern hinüberläuft, ohne daß die Absicht des Dortbleibens darin liegt. Eben so ist perduellis nicht sofort der schlimme Feind, sondern der, welcher in verkehrter Weise Feind ist, d. h. der Feind seiner Angehörigen. Wollen wir also paricida von παρά ableiten, so dürfen wir nicht ohne Weiteres sagen, es bedeute den argen Mörder, sondern es bedeute denjenigen, der einen Mord auf eine verkehrte Weise begeht, d. h. an einem den zu tödten er nicht das Recht hat, und auf eine unrechtliche Weise. Dieses würde freylich mehr für als gegen diese Ableitung sprechen; denn hiemit ist der von Hrn. Osenbrüggen für paricida festgestellte Begriff nur noch genauer wiedergegeben. Um so mehr bedauert Ref., daß die Annahme, παρά sey in pari übergegangen, so wenig Wahrscheinlichkeit für sich hat. Man vergleiche nur die Beyspiele, welche S. 225 von Zusammen-

setzungen auf a gegeben werden, mit den Worten: „der erste Theil des Wortes ist entweder eine Partikel, collega, conviva, perfuga, oder ein Substantiv agricola," wo das i nur bey dem Substantiv eintritt, die Partikel aber unmittelbar oder, wo es nöthig ist, assimilirt an den andern Stamm angesetzt wird. Sollte sich eine ausreichende Analogie für eine Zusammensetzung, wie sie hier angenommen wird, auffinden lassen, so würde Ref. nicht den geringsten Anstand nehmen, diese Ableitung für richtig anzuerkennen, bis dahin glaubt er aber auf seinem Zweifel beharren zu müssen.

Im Folgenden wird die geschichtliche Fortbildung des Begriffs mit größter Genauigkeit dargelegt, und gezeigt, wie das Wort parricida nach und nach eine speciellere Bedeutung erhielt, so daß diese Abhandlung für den Sprachforscher wie für den Rechtsgelehrten wichtig und lehrreich ist, wenn er sich auch mit dem Resultate derselben nicht ganz befreunden kann. Wenn zum Schlusse Hr. Osenbrüggen noch den Wunsch ausspricht, daß die Philologen ihre Studien auf das Römische Criminalrecht wenden und in Gemeinschaft mit den Juristen diese so sehr im Argen liegende Disciplin weiter zu führen suchen möchten, ohne welche sich selbst in der Interpretation des Cicero nicht zum gewünschten Ziele kommen ließe; so kann man ihn nur im Interesse der Wissenschaft wiederholen und die Erfüllung desselben allen dazu Befähigten ernstlichst an das Herz legen.

Die Topographie von Athen von P. W. Forchhammer beginnt mit der Erklärung, daß alle neueren Bearbeiter dieses Gegenstandes durchaus im Irrthum befangen seyen. Herr Forchhammer weicht nämlich dadurch bedeutend von diesen ab, daß er einigen Ruinen einen andern Ursprung beylegt, daß er einen andern Anfangspunkt der Wanderungen des Pausanias durch Athen annimmt, und diesem gemeinsamen Führer, ähnlich wie wir es oben bey Herrn Jahn gesehen haben, strenger folgt, als es bisher geschah.

Er nimmt an, er habe die Stadt durch ein Thor betreten, welches zwischen dem Pnyxberg und dem Museion gelegen habe, aber nicht an der Stelle, wo gewöhnlich das Peiraiische Thor gesucht wird, sondern bedeutend weiter nach Westen, indem er, namentlich in dieser Gegend, der Stadtmauer eine ganz andere Richtung gibt, als alle bisherigen Topographen Athens. Diese betrachten die Grundmauern einer Stadtbefestigung, welche sich vom Museion über den Pnyxberg, den Nymphenhügel und die angränzenden Höhen ziehen, als Reste der alten Stadtmauer des Themistokles, Hr. Forchhamer sucht aber zu beweisen, daß diese Mauerreste aus späterer Zeit (nach dem Ende der Abhandlung aus der Zeit des Valerian, als die Athener sich gegen einen Einfall der Gallier schützen wollten) herstammen, zu Themistokles Zeit aber die Stadt sich bedeutend weiter nach Westen hin ausdehnte. Seine Beweisgründe nimmt er erstens von dem Material dieser Mauerreste her, welche aus regelmäßig zugehauenen gleichartigen Steinen beständen, während Thukydides (I. 90. 93) berichte, die Grundmauern seyen aus allerley Steinen gelegt, vielfältig aus nicht zusammengefügten (so übersetzt Hr. F. das Wort Συνειργασμένων, welches vielmehr überein gearbeitet bedeuten möchte,) sondern wie jeder sie gerade herbeytrug; zweytens von der Ausdehnung der Ringmauer, zwischen der Phalerischen und der nördlichen Peiraiischen Mauer, welche der Scholiast zu Thukydides (II, 13.) auf 17 Stadien berechnet, eine Entfernung, die unmöglich herauskommen kann, wenn man nicht eine Ausbeuguug der Mauer annimmt: drittens von den Nachrichten der Alten, aus welchen sich nach seiner Ansicht schließen läßt, daß die Plätze, welche außerhalb jener Mauerreste liegen, innerhalb der alten Ringmauer lagen. Wie nach Westen, so nimmt er auch nach der Süd- und Südost-Seite eine größere Ausdehnung der alten Ringmauer an, indem er sie nicht nach der gewöhnlichen Ansicht am Ilissus hinlaufen, sondern die jenseits gelegenen Anhöhen mit einschließen läßt, weil nur so mehrere Tempel und das Stadion innerhalb der Stadtmauer liegen konnten, was er für wahrscheinlich hält, da von den Tempeln nicht erwähnt ist, daß sie außerhalb der Stadt lagen, und die Stadien sich auch in andern Städten innerhalb der Ringmauer befanden. Nach Nordosten dagegen, wo Leake der Stadtmauer eine weitere Ausdehnung gab, um das für den ganzen Umfang der Stadt angegebene Maß heraus zu bekommen, ohne irgend bedeutende Puncte

daſelbſt angeben zu können, rückt Hr. F. dieſelbe weiter herein. Die Beweiſe für dieſe Annahme einzeln durchzugehen, würde uns zu weit führen; einzelne ließen ſich wohl entkräften, ſo namentlich der von den Nachrichten der Alten hergenommene, nach welchen die außer der Stadtmauer liegenden Plätze innerhalb der alten Ringmauer lagen; im Ganzen aber hat die Art und Weiſe, wie hier der Umfang der Stadt beſchrieben iſt, ſehr viel Wahrſcheinlichkeit. Genaue Unterſuchungen an Ort und Stelle können aber allein mit der Zeit die gewünſchte Gewißheit herbeyführen.

Lag nach der obigen Annahme das Peiraïiſche Thor weiter, als man gewöhnlich annimmt, gegen Weſten, ſo mußte Pauſanias, nachdem er zu demſelben hereingegangen war, erſt durch eine Straße gehen, bevor er auf den Kerameikos kam, was mit den Worten (I. 2, §. 4.) στοαὶ δέ εἰσιν ἀπὸ τῶν πυλῶν ἐς τὸν Κεραμεικόν allerdings in Einklang ſteht. Bey der Beſchreibung der Heiligthümer am Kerameikos ging Pauſanias, nach der Anſicht des Hrn. Forchhammer, erſt ſüdöſtlich, dann bog er links nach der Seite der Agora hinüber, welche durch die Akropolis begränzt war, um zu dem Metroon zu gelangen, welches demnach von dem Tempel des Apollo Patroos ziemlich weit entfernt gedacht werden muß, während Pauſanias (I. 3. §. 4) die Beſchreibung beyder ohne Weiteres durch die Worte ᾠκοδόμηται δὲ καὶ verbindet, was eine größere Entfernung, die eine Abbeugung von dem eingeſchlagenen Wege nöthig gemacht hätte, nicht wahrſcheinlich macht. Uebrigens dürfen wir in Fällen, wie der vorliegende, wohl nicht immer annehmen, daß Pauſanias die Monumente gerade ſo beſchrieb, wie er von dem einen zu dem andern gieng, es ſcheint vielmehr an manchen Stellen, als habe er die Gebäude, welche er von einem einmal gefaßten Standpuncte aus ſah, in ſeiner Beſchreibung zuſammen gefaßt, wenn er auch, um das Einzelne ſehen zu können, was er in ſeiner Beſchreibung mit angiebt, erſt noch beſonders zu dieſem und jenem hingehen mußte. Wenn er dieß that, ſo konnte er wohl auch (vrgl. S. 3, 24.) zwey Gebäude mit ὑπὲρ τοῦτο an einander anreihen, wenn ſie nicht an demſelben Hügel lagen, ſo fern er nur eines über das andere hervorragen ſah.

Eine der bedeutendſten Abweichungen des Hrn. Forchhammer von ſeinen Vorgängern beſteht darin, daß er nur Eine Agora gelten läßt, welche er als eine Erweiterung der Kerameikosſtraße betrachtet, während Meurſius, dem die Spätern folgten, aus den von Harpokration angeführten Worten des Apollodoros (περὶ θεῶν): περὶ τὴν ἀρχαίαν ἀγοράν, folgerte, es habe einen alten und einen neuen Markt gegeben. Die Stelle des letzteren (vrgl. S. 326 ff.) glaubte man mit Benützung der Worte des Pauſanias (I. 15, §. 1.) Ἰοῦσι δὲ πρὸς τὴν στοὰν . . . ἔστιν Ἑρμῆς χαλκοῦς καλούμενος Ἀγοραῖος, καὶ πύλη πλησίον· ἔπεστι δὲ οἱ τροπαῖον, aufzufinden, indem man das hier erwähnte Thor für das Thor des neuen Marktes hielt, und dieſes in einer Ruine mit einigen Säulen wieder erkennen wollte, von welcher Hr. F. nachweiſt, daß ſie nach einer auf derſelben entdeckten Inſchrift einem von den Schenkungen des Cäſar und Auguſtus der Athene Archegetis geweihten Tempel angehörten, während er die von Pauſanias erwähnte πύλη als eine Siegespforte betrachtet, die nach anderen Stellen keineswegs ein Thor zum Markte ſeyn konnte. Hierin glaubt Ref. vollkommen beyſtimmen zu können; mißlich iſt es dagegen, wenn S. 312 von der Agora bis zum Odeion eine lange Straße, auf welcher bloß Privathäuſer ſtanden, angenommen wird; doch läßt ſich nach den Angaben des Pauſanias allerdings ſchwer ein anderer Ausweg finden. Auch möchte es nicht gerade als „das Natürlichere“ gelten können, wenn (S. 324) der Hephaiſtostempel ſammt dem Tempel der Aphrodite Urania auf das Muſeion verlegt wird; denn einmal iſt er auf der Pnyx näher an dem Eurykakeion, mit dem er bey Harpokration zuſammen geſtellt erſcheint, ferner ergiebt ſich für die Wanderung des Pauſanias ſo die natürlichere Ordnung, daß er bey dem Eintreten in die Stadt das beſchrieb, was ihm zur Rechten lag; das, was er zur Linken hatte, erſt ſpäter, als er auf den Markt zurück kam, berückſichtigte; und endlich war es ja nach dem eben Bemerkten, auch möglich, daß dieſe Tempel vom Standpuncte des Pauſanias aus oberhalb der königlichen Halle zu ſehen waren, wenn ſie auch auf dem andern Hügel lagen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. July.

Nro. 150. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

De Eupolidis Maricante sive de Aristophane accusatore et Eupolide plagii reo. Scripsit Ernestus Aug. Struve. Flensburgensis. Kiliae. Prostat in libraria Schwersiana. 1841.

Daß zwischen den Dichtern der älteren Komödie nicht nur der rühmlichste Wettstreit in Erwerbung des Preises stattgefunden, sondern auch glühende Eifersucht und die schärfste, ja die bitterste Kritik in den gegenseitigen Leistungen der Poesie, weiß Jeder, der nur einige Blicke auf das atheniſche Volk und deſſen scenische Beluſtigungen geworfen hat. Daher darf es nicht befremden, wenn nicht bloß in einzelnen Stellen der Komiker der oder jener Dichter mitgenommen oder dem Gelächter des Publikums preis gegeben wird, ſondern daß ſogar einem ganzen Stücke eine ſolche Idee zu Grunde liegt, welche die Würdigung und Stellung gewiſſer dichteriſchen Entwicklungen begreift, wie wir in den Fröſchen des Ariſtophanes ein herrliches Beyſpiel vor uns haben. Daß nun bey dieſer der attiſchen Komödie eigenthümlichen Richtung nicht immer ganz wahr und glimpflich verfahren ward, daß beſonders bey wechſelſeitigem Eifer oder auch bitterem Groll jede Blöße des Gegners geſucht, jede Waffe benützt wurde, hat einerſeits ſeinen Grund in der Natur des Menſchen ſelbſt, andrerſeits in den beſondern Verhältniſſen, in denen die Blüthen der attiſchen Komödie ſich entfalteten. So finden wir bey Ariſtophanes unter andern in der Parabaſe der Wolken V. 553 u. d. flg. den Eupolis heftig angegriffen, als habe er ſein Stück *Μαρικᾶς* aus den Rittern des erſteren zuſammen geſetzt; denn darauf machten jene Dichter vorzugsweiſe Jagd, ob nicht einer den andern compilirt oder aus einer alten früheren Komödie eine neue ans Tageslicht gefördert habe, freylich mit umgetauftem Titel. In jener Stelle heißt es nun alſo:

Εὔπολις μὲν τὸν Μαρικᾶν πρώτιστον παρείλκυσιν
ἐκστρίψας τοὺς ἡμετέρους Ἱππίας κακὸς κακῶς,
προσθεὶς αὐτῷ γραῦν μεθύσην τοῦ κόρδακος οὕνεχ', ἣν
Φρύνιχος πάλαι πεποίηχ', ἣν τὸ κῆτος ἤσθιεν.

Dieſe Beſchuldigung des Eupolis ſucht nun Hr. Struve in der oben genannten kleinen Schrift, den primitiis ſeiner Studien, zu entfernen; er geht dabey mit vieler Vorſicht zu Werke und zeigt überhaupt in der ganzen Unterſuchung ein geſundes Urtheil und richtigen Tact. Zuerſt von S. 3 — 8 beſtreitet Hr. Str. die Anſichten Bergks, welcher in ſeinen Comment. de reliq. comoed. Attic. antiq. p. 353 — 357 in drey Bruchſtücken des Eupolideiſchen Marikas eine Aehnlichkeit mit Ariſtophaneiſchen Stellen zu finden glaubt; aus der Angabe nämlich des Quintilian I, X, 18: „Eupolis, apud quem Prodamus et musicen et literas docet, et Maricas, qui est Hyperbolus, nihil se ex musicis scire nisi literas confitetur“ — ſchließt Bergk auf Nachahmung der Verſe 188 flg. bey Aristoph. Equitt.; das unſichere Fragment (bey Meineke Fragm. Com. II, I, 550) bringt derſelbe in Verbindung mit Equitt. 1248; das 4. Fragment (Meineke p.

500) soll mit Equitt. 1396 harmoniren. Diese beyden letzten Conjecturen wenigstens sind sehr zweifelhaft.

Hierauf wendet sich der Verf. an Fritzsche, welcher in den Quaestt. Aristophan. I. p. 143 sqq. aus einem Fragment des *Ἀνάγυρος* (Aristoph. fragm. ed. Dindorf. XV. p. 94. ed. Bergk. XVIII. p. 76), wo es heißt:

ἐκ δὲ τῆς ἐμῆς χλανίδος τρεῖς ἀπληγίδας ποιῶν —

den allerdings kühnen Schluß zog, Eupolis habe nicht nur eine, sondern drey Comödien aus den Rittern des Aristophanes zusammen geleimt, nämlich den *Μαρικᾶς*, den *Αὐτόλυκος* I., das *Χρυσοῦν γένος*.

(Schluß folgt.)

Kieler philologische Studien. Kiel.

(Schluß.)

Daß die Stadtdistricte Melite und Kolyttos keine bestimmten Gränzen hatten, folgert Hr. Forchhammer wohl mit Recht aus Strabo (I. 4. p. 103. Tauchn.), während andere aus den Werken *μὴ ὄντων γὰρ ἀκριβῶν ὁρῶν καθάπερ Κολυττοῦ καὶ Μελίτης* gerade das Gegentheil ableiten wollten, indem sie nicht *καθάπερ* als die ein Beyspiel einführende Partikel, sondern als vergleichende faßten „nicht so sichere Gränzen, wie die von Kolyttos und Melite," wogegen aber die ganze Anlage des Satzes zu stimmen scheint. Weniger sicher ist die S. 351 aus einer Stelle des Himerios, in welcher *στενωπός* vorkommt, entnommene Benennung „Engpaß" für eben den Kolyttos, und in derselben Stelle die Uebersetzung der Worte *ἀγορᾶς δὲ χρεία τιμώμενος*, „der wegen seines Nutzens für den Markt in Ansehen stand," da hierin kein rechter Gegensatz zu dem Vorausgehenden *δήμου μὲν ἔχων ἐπώνυμον* liegt.

Doch wir wollen nicht weiter in das Einzelne eingehen, um nicht zu „jenen kleinen Kritikerseelen" gezählt zu werden, über welche sich Herr Forchhammer am Schluße seiner Abhandlnng etwas gereitzt ausspricht. Wir bemerken nur noch, daß die Abhandlung bey dem Eingange in die Akropolis abbricht, indem eine nähere Beschreibung der Gebäude der Burg außer dem Zwecke derselben lag. Ueber den vollen Werth dieser Abhandlung kann, wie bemerkt, erst durch spätere Forschungen entschieden werden. So viel läßt sich aber wohl jetzt schon behaupten, daß niemand, der sich eine gründliche Einsicht in die Topographie Athens verschaffen will, dieselbe unberücksichtigt lassen darf.

Zu leichterer Uebersicht ist ein Plan beygegeben, dem die im Jahre 1838 von Altenhoven in Athen herausgegebene Karte der Stadt zu Grunde liegt, welcher aber natürlich nur der neue Stadtplan, so wie die Angabe der Bodenverhältnisse, entnommen ist, während alles, was auf die alte Stadt Bezug hat, nach der Ansicht des H. Forchhammer eingezeichnet ist.

Die letzte Abhandlung, die Heldensage der Griechen nach ihrer nationalen Geltung von Gregor Wilhelm Nitzsch bezeichnet in der Einleitung die Sagen eines originalen Volkes als eine der Gestaltung seiner Sprache analoge Schöpfung, welche als die erste Frucht und der allgemeinste Ausdruck seiner geistigen Thätigkeit billiger Weise den Anfang der Geschichte jeder Nationalliteratur, welche die Anfänge umfaßt, bilden sollte, und namentlich der Griechischen, da hier der Glaube an dieselben vollständig entfaltet und ausgelebt wurde, und sie nicht bloß der Poesie und Kunst den Hauptstoff gewährte, sondern auch dem Geiste und Gemüthe die Hauptnahrung. Mit Recht wird dabey hervorgehoben, daß die Sage keineswegs auf die epische beschränkt, und nicht einmal eine einzelne epische Sage je durch einen Dichter erfunden und verbreitet worden ist, daß vielmehr die Volkssage ein eigenes reicheres Element ist, das außer den Keimen, aus denen die Lieder der Dichter hervorgiengen, sein eigenes Leben und Weben hat. Die Ansicht Niebuhr's, vermöge welcher Volkssage und Volkslied als gleichbedeutend erscheint, und was in der Geschichte Sagenhaftes hervortritt, als aus alten Liedern hervorgegangen betrachtet wird, wird dabey natürlicher Weise zurückgewiesen. Ott-

fried Müller wird das Verdienst zuerkannt, zuerst auf die griechische Volkssage, als ein Besonderes neben der Heldensage, und auf das Verhältniß beyder zu einander aufmerksam gemacht zu haben, doch ohne das wissenschaftliche Bewußtseyn für die Forschungen über den wirklichen Inhalt der Sage hinlänglich zu begründen, weil es noch an erschöpfender Behandlung einiger Vorfragen fehle, namentlich der über die nationale Geltung der Sage, auf welche sich die Deutung der sogenannten historischen Mythe nothwendig gründen müsse. Diese zu erforschen hat sich Hr. Nitzsch zur Aufgabe gemacht.

Er weist demnach zuvörderst nach, daß der Glaube der Griechen nicht den Unterschied mache, nach dem wir Mythe das nennen, was eine bloße Idee thatsächlich gefaßt, Sage aber, wo ein Thatsächliches ideal gestaltet erscheint, und daß man sich auch bey den Alten vergeblich nach einer Hülfe umsehe, wenn man das, was sich bey ihnen unter dem Namen der Mythe und Sage finde, sichten wolle, um die Volkssage, welche vom National-Sinn und Glauben getragen wurde, von partiellem Aberglauben der Unmündigen oder von anerkannten bloßen Dichtungen und Phantasiespielen zu sondern. Daß es Gestalten gebe, welche nicht der Sage zuzuzählen, sondern für Spiele des Volkswitzes zu halten seyen, wird nicht in Abrede gestellt, sie werden aber in die Sphäre des Dämonischen verwiesen, und die Wurzel alles Sagenglaubens, der zugleich Glaube an die Väter und an die Götter war, in dem Gemüthe gefunden, und nur in so fern ein Unterschied zugegeben, als sie für die ganze Nation oder für einzelne Stämme und Orte Interesse hatten. Dennoch werden in diesem Glauben gewisse Abstufungen erkannt, indem die Einen, die Vollgläubigen, keinen Titel der Sage bezweifeln, den Andern die Sage nicht Geschichte, sondern eben Sage, d. h. phantastische Ueberlieferung eines Thatsächlichen ist; die Scheidung in ein gläubiges und ungläubiges Zeitalter überhaupt wird aber abgewiesen und in Folge des Einflusses der Philosophie nur eine Scheidung zwischen Gebildeten und Ungebildeten zugegeben, von denen jene die Sage nach ihrer Weise zu deuten suchen, diese bey der alten Ueberlieferung stehen bleiben. Das Vorhandenseyn der gläubigen Volkssage wird erwiesen theils aus der Erwähnung derselben bey allen Schriftstellern, theils aus den zahlreichen Reliquien, welche das Leben auch der epischen Sage im Volksglauben zeigen, so wie aus den Gräbern und Monumenten, welche als ein nothwendiges Erforderniß für den Heroencult erscheinen und endlich aus den Berufungen auf die Sagen bey öffentlichen Verhandlungen. Als Ersatz für das persönliche Walten der Götter, wie es im Epos erscheint, werden in der spätern Zeit die Theophanien erwähnt, die vorzugsweise von Heroen, fast bey jeder bedeutenden Schlacht erzählt und geglaubt wurden. Hiermit steht der Glaube an die Zeugungen der Götter in Verbindung, von welchen gezeigt wird, daß sie in späterer Zeit von denkenden Schriftstellern mehr oder weniger in Zweifel gezogen wurden, während das Volk daran festhielt. Aehnlich lautet das Urtheil über den Glauben an die Verwandlungen, nur daß diese von Anfang an mehr als Eigenthum des Epos betrachtet werden. Als die Heimath des Mährchenhaften wird der äolische Stamm bezeichnet und darauf aufmerksam gemacht, daß in der attischen Literatur das Satyrdrama meistens seinen Stoff aus dieser Sphäre entnommen hat, indem das Mährchen dem Persifliren preis gegeben und als etwas betrachtet wurde, was nur durch pragmatische Deutung zur Wahrheit werden kann.

Ueberhaupt wird hervorgehoben, daß aller Pragmatismus bey den Griechen nur dem Mährchenhaften feindlich war, während er auf dem Nationalglauben, den selbst der erleuchtetste Grieche hatte, beruhte, und ihm diente; daß aber alle Allegorie, erst durch die Jonische, Pythagoreische und Eleatische Philosophie hervorgerufen, späterer Zeit angehört und rein subjectiv geblieben ist. Dieses wird an den einzelnen Schriftstellern, welche in irgend einer Weise ihre Ansicht von der Nationalsage kund gaben, auf eine treffliche Weise nachgewiesen, und wir bedauern, dem Hrn. Verf. hier nicht ins Einzelne folgen zu können. Wir müssen uns genügen lassen, zu bemerken, daß bey Euhemerus, dessen Lehre als ausbündige Anwendung des Pragmatismus auf die überlieferten Götter bezeichnet wird, das Verhältniß seiner Lehre zum Volksglauben so dargestellt wird, daß die Götter für das Glaubens-

gefühl auf den Stand der Heroen herabgesetzt werden, daß also hier das allgemein herrschende Cultusgefühl angegriffen wurde, während alle philosophische Theologie der früheren Zeit bloß den Sagengehalt betraf.

Das Resultat der ganzen Untersuchung enthalten folgende Worte (S. 464 f.):

„Wir haben gesehen, die Griechen bestätigen durchaus den Satz: Sagen und Mährchen werden eben nur da gefunden, wo sie geglaubt werden. Es ist aber alles Gesagte nur eine von den heutigen Ansichten aus begonnene Einführung in die Betrachtung des innern Wesens und Wirkens der Sage, und ist nur die allgemeine Vorbereitung sogar, um ihre nationale Geltung ganz zu würdigen. Noch viel ist sonach übrig, sowohl für die subjective Beurtheilung als die objective Forschung, und es ist nur der Wunsch, dem reichen und anziehenden Gegenstande sein Recht voller widerfahren zu lassen, wenn ich jetzt hier stehen bleibe. Zuerst ja muß die tiefere Wurzel dieses Sagenglaubens gezeigt werden, welche keine andere ist, als dasselbe poetische und zugleich religiös bedächtige Naturell, welches die Sagen bildete. Auf der ersten Stufe geistiger Thätigkeit, lebendiger Auffassung und Mittheilung, ist mit allem Auffassen und denkenden Sprechen bey solchem Naturell ein Dichten verbunden; der durchherrschende Charakter der Ausdrucksweise, welche die Sagen erzeugt, so zu sagen der Dialekt derselben ist der poetische. Die Elemente dieses Dialekts, seine Redeformen und Redeweisen erst allgemein zu erkennen und zu constatiren, muß, meyne ich, unser Bemühen seyn, wenn wir den Inhalt der Sagen irgend sicher ergründen wollen . . . Dieser Dialekt ist eine Nothwendigkeit der geistigen Organisation und Production; daher hat das in ihm sprechende Volk von einer Verschiedenheit zwischen der Bezeichnung und dem Bezeichneten kein Bewußtseyn . . . Nicht aus Speculation oder Contemplation, sondern aus dem Bedürfniß der Providenz sind die Vorstellungen von Göttern, und zwar persönlichen, hervorgegangen.“

Schon diese wenigen Worte können als Beleg dafür gelten, mit welchem Interesse an der Sache Hr. Nitzsch seinen Gegenstand behandelt hat. Was wir oben aus seiner Abhandlung mitgetheilt haben, bürgt aber dafür, daß er sich nicht etwa durch dieses innige Interesse an der Sache dazu verleiten ließ, sich in eitle Hypothesen zu verlieren, sondern daß er das geistige Leben der Griechen in seiner Eigenthümlichkeit, wie in seiner durch das Wesen des menschlichen Geistes überhaupt bedingten Fortbildung richtig erfaßt und treu dargestellt hat. Wenn wir uns nirgends eine Einwendung gegen das hier Vorgetragene erlaubt haben, so geschah es nur, um den Faden der Untersuchung möglichst ohne Unterbrechung fortzuführen; doch soll damit nicht gesagt seyn, daß wir mit den gewonnenen Resultaten nicht einverstanden wären; wir fühlen uns vielmehr gedrungen, im eigenen Namen wie im Namen der Wissenschaft dem Hrn. Verf. für diese höchst werthvolle Gabe unsern Dank auszusprechen.

Werfen wir noch einen Blick auf das ganze Buch, so tritt es uns in doppelter Hinsicht als eine erfreuliche Erscheinung entgegen; einmal wegen der Gediegenheit der einzelnen Abhandlungen, welche dem wissenschaftlichen Geiste der Kieler Universität das ehrenvollste Zeugniß giebt, und dann sofern es zeigt, daß daselbst unter den Männern, welche für einen gemeinsamen Zweck zu wirken berufen sind, nicht die kleinlichen Spaltungen Statt finden, welche an mancher anderen Universität ein solches Unternehmen schon im Keime vernichten würden. Ob eine Fortsetzung zu erwarten sey, ist nirgends ausgesprochen; denn es fehlt eine gemeinsame Vorrede, die hierüber Aufschluß geben könnte; doch steht von der rüstigen Thätigkeit der Mitarbeiter zu erwarten, daß die günstige Aufnahme, die diese erste Frucht ihrer Vereinigung gewiß allenthalben findet, sie ermuntern wird, es nicht bey diesem einen Bande bewenden zu lassen.

Die äußere Ausstattung ist dem innern Werthe des Werkes angemessen; doch wäre bey Fortsetzung des Unternehmens mehr Genauigkeit der Correctur zu wünschen, da außer den auf der Rückseite des Registers über die behandelten Stellen berichtigten Versehen, noch Manches sich findet, was bey dem ersten Lesen stört, wenn es gleich jedermann leicht selbst berichtigen kann, wie S. 307. „des Kephalos, des Horos der Morgonnebel.“ Uebrigens wird der Gebrauch des Buches durch ein zweckmäßig angelegtes Gesammtregister sehr erleichtert.

L. v. Jan.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. July.

Nro. 151. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Journals of two Expeditions of discovery in North-West and Western Australia, during the years 1837, 38 and 39, under the authority of Her Majesty's Government. Describing many newly discovered, important and fertile districts, with observations on the moral and physical condition of the aboriginal Inhabitants etc. By George Grey, Governor of South Australia, late Captain of the eighty third Regiment. In two Volumes. London 1841. Vol. I. 412 S.; Vol. II. 482 S. 8. mit Karten und Abbildungen.

Jedes Jahr bringt uns jetzt neue Entdeckungsreisen in das Innere Neuhollands, so daß unsere Kenntniß von diesem Kontinente immer mehr an Ausdehnung gewinnt. Eine wichtige Stelle unter diesen Reisen nimmt die von G. Grey geleitete ein, da sie nicht bloß im landwirthschaftlichen Interesse ausgeführt worden ist, sondern in gleichem Grade die Geographie und Naturgeschichte gefördert, insbesondere die Völkerstämme und die Fauna der bereisten Gegenden mit größter Aufmerksamkeit berücksichtigt hat.

Die beyden Reisen, welche uns in diesem Werke erzählt werden, waren die Folge eines Antrages, den die Lieutenants G. Grey und Lushington im Jahre 1836 an die brittische Regierung stellten. Zu dieser Zeit war ein großer Theil der westlichen Küste und des Innern dieses großen Kontinentes unbekannt und unbesucht, während die Meynung berühmter Seefahrer wie Dampier und King, in Verbindung mit andern Umständen, zur Ueberzeugung oder doch wenigstens zur Hoffnung führte, daß ein großer Fluß an der westlichen oder nordwestlichen Küste sich öffnen möchte. Um diese Frage beantworten zu können, boten sich die genannten Officiere dem Lord Glenelg, Staatssekretär für die Kolonien, zu einer Entdeckungsreise an, wozu sie auch von diesem die Genehmigung und die Mittel erhielten, die oberste Leitung der Expedition wurde an Grey, als an den ältern, übertragen.

Am Kap miethete Grey zum Behufe seiner Reise einen kleinen Schooner, den er mit allerhand nutzbaren Pflanzen, die in Australien angepflanzt werden sollten, auch mit mehreren Schafen, Ziegen und sechs Hunden versah. Sein Plan war, zuerst in der Hannover-Bai zu landen, hier einen schicklichen Ort zur Errichtung eines temporären Lagers auszusuchen, dann den Lieutenant Lushington nach Timor zu senden, um Pferde anzukaufen, mittlerweile die Gegend zu recognosciren, um zuletzt in südlicher Richtung auf die Entdeckung des muthmaßlichen Stromes auszugehen. Die Bemannung des Schiffes abgerechnet, bestand die Landerpedition mit Inbegriff der beyden Officiere aus zwölf Mann, unter denen zwey Wundärzte. Am 2. December 1837 landete Grey mit seinen Leuten in der Hannover-Bai.

Nachdem die Pferde zum Lasttragen herbeygeschafft waren, wurde die Reise ins Innere des Landes in südlicher Richtung angetreten. Wie schon kleinere Excursionen es vorher erwarten ließen, wurde

diese Reise für Menschen und Thiere eine höchst mühselige. Oede Gegenden durch Felsenblöcke unwegsam gemacht, steile Abfälle, die für Lastthiere öfters nicht zu passiren waren, kalte Regenschauer, die zugleich die Thäler überschwemmten, häufiger Mangel an Futter für die Thiere, an trinkbarem Wasser für Alle, machten die Reise so beschwerlich, daß viele Pferde und Schafe umkamen, die übrigen wenigstens in einen sehr bedenklichen Zustand geriethen und die Mannschaft selbst von den Strapazen höchst angegriffen war. Dazu kam noch, daß Grey eine schwere Wunde bey einem Ueberfall der Wilden erhalten hatte, so daß ein nicht geringer Grad von Energie dazu gehörte, um unter solchen Umständen so weit als es nur immerhin möglich war, vorzudringen. Es möchte für unsere Leser nicht genug Interesse haben, dem Verf. hier Schritt vor Schritt nachfolgen zu wollen; zweckmäßiger wird es seyn Einiges aus seiner allgemeinen Uebersicht über die Beschaffenheit des von ihm untersuchten nordwestlichen Theiles von Neuholland hervorzuheben.

Eine hohe Bergkette durchzieht das nordwestliche Australien in der Richtung von N. N. O. nach S. S. W., der Grey den Namen Stephens-Gebirg gab. Von ihr gehen mehrere Seitenzweige aus. Sie besteht aus altem Sandstein in horizontaler Schichtung, hie und da mit basaltischen Gebirgsarten. Die größte Höhe, welche die Expedition erreichte, mochte dritthalb bis dreytausend Fuß über der Meeresfläche betragen. Die wichtigste Entdeckung war ein großer schiffbarer Strom, der aus diesen Bergen entsprang und sein Wasser der Westküste zuführte; dem Staatssekretär für die Kolonien zu Ehren benannte ihn Grey Glenelg-Fluß. Die Flüsse des nordwestlichen Australiens haben denselben Charakter wie die des südöstlichen Theiles dieses Kontinents. Sie entspringen in keiner sehr großen Entfernung von der See. In der Nähe ihrer Quellen sind es Berggüsse, aber in den Niederungen werden sie gewöhnlich Ströme mit langsamem Laufe, die sich durch fruchtbare und ausgedehnte Thäler und Ebenen hindurch winden und diese mit plötzlichen und furchtbaren Ueberschwemmungen bedrohen.

Die Thäler in dieser Gegend sind zweyerley Art: Schluchten auf beyden Seiten mit fast unzugänglichen Felswänden eingefaßt, und Thäler von großer Weite, von fruchtbaren, oft ausgedehnten Ebenen begrenzt. Der Boden in ersteren ist außerordentlich gut, aber sie sind alle gewaltigen Ueberschwemmungen ausgesetzt; in ihnen wird man wohl zu jeder Jahreszeit Wasser antreffen. Die Sandstein-Formation ist nach allen Richtungen von solchen Thälern durchschnitten, welche selten mehr als 2 — 3 englische Meilen aus einander liegen, und zwischen denen die Berghöhen ein Tafelland bilden, das durch Seitenthäler getheilt ist. Diese Plateaus liefern gutes Bauholz und den Schafen ein gutes Futter. Das beste Land in diesen Gegenden wird jedoch in den Thälern der zweyten Art gefunden. Die durch diese Thäler rinnenden Flüsse haben gewöhnlich einen fast unmerklichen Lauf und nehmen oft eine große Breite ein. Das Land an ihren Ufern ist dünn bewaldet; die gute vegetabilische Dammerde, durch welche diese Flüsse ihren Weg sich bahnen, ist öfters 10 — 12 Fuß mächtig.

Nordwest-Australien scheint vorzüglich reich an Vögeln, Reptilien und Insekten; von Säugthieren giebt es nur wenig Arten und diese zählen nicht viel Individuen. Während eines fünfmonatlichen Aufenthaltes fand Grey nur 4 Arten von Känguru's, nämlich Halmaturus giganteus, 2 kleinere Arten, wovon eine die Petrogale brachyotis ist, und eine Känguru-Ratte. Außerdem eine Art Opossum, ein fliegendes Beutelthier, zwey Arten Hunde, worunter eine neu, und Ratten nebst Feldmäusen. Von diesen sind bloß die Känguru's zahlreich, aber auch nur in gewissen Bezirken. Die neue Hundeart ist vom Dingo ganz verschieden. Ihre Farbe ist dieselbe, doch theilweise mit schwärzlichem Anflug; die Schnauze ist lang, dünn und sehr spitz, ähnlich der des Windspiels, während die Gestalt unterseßter ist. Nach der Aussage Derer, die auf Timor gewesen waren, soll dieser Hund ganz mit dem von genannter Insel übereinkommen, und mag daher auch von ihm abstammen, was um so wahrscheinlicher ist, als er nur in Gesellschaft mit den Wilden gesehen wurde. Der Dingo dagegen war in einigen Gegenden gemein im wilden Zustande. Die Mäuse nnd Ratten waren ebenfalls

häufig. Sehr merkwürdig ist es, daß Grey zweymal auf die Fährten eines großen Säugthiers mit gespaltenen Hufen stieß. Einmal verfolgte er seine Spur 1 1/2 engl. Meilen lang, wo sie sich zuletzt auf dem felsigen Boden verlor. An Größe übertreffen diese Fußtritte die des Büffels, und das Thier war sicherlich viel größer, wie Grey aus den Oeffnungen schloß, die es sich durch das Gestrüpp gebahnt hatte.

An Vögeln fanden die Reisenden eine so ungeheure Menge, daß der Verf. der Meynung ist, ihre Anzahl möchte selbst nicht von der der südamerikanischen Urwaldungen übertroffen werden; doch gilt dieß nicht sowohl von der Zahl der Arten als vielmehr der Individuen. Viele darunter zeichnen sich durch ungemeine Schönheit aus. Von Emu's wurden einigemal am Glenelg-Flusse die Spuren wahrgenommen. Krokodile wurden in keinem Flusse gesehen, eines aber in der Hannover-Bay. Schildkröten zeigten sich häufig an der Küste.

Aus dem Pflanzenreiche erwähnt der Verf. zunächst des Calamus, der in King's Reise als der granitischen Formation der Ostküste eigenthümlich betrachtet wird, hier aber häufig in dem Innern des Nordwesten zwischen 15 und 17° Breite gefunden wurde. In der Nachbarschaft der Flüße zeigte sich eine kleine Kohlpalme. Eine Banksia, gemein am Schwanenfluß, wurde in mehreren Thälern angetroffen. Hülsengewächse sind in großer Menge vorhanden. Von besonderer Wichtigkeit ist eine Art Capparis (?), die zu einem Baume von beträchtlicher Höhe heran wächst, und eine eßbare Steinfrucht von der Größe einer Kokosnuß trägt. Aus der eingeschnittenen Rinde quillt ein nahrhaftes weißes Gummi hervor, das im Geschmack und Ansehen wie Maccaroni sich verhält. Dieser Baum ist von großem Werthe für die Eingebornen und kann es auch dereinst für Kolonisten werden. Eine Art Callitris (Nadelholz) war gemein, so wie ein Pandanus. Auf den Höhen wurde Araucaria excelsa gefunden.

Das Klima ist im hohen Grade gesund, obgleich die Hitze mitunter beträchtlich wird.

Mit den Eingebornen kam Grey in kein freundschaftliches Verhältniß, doch hatte er öfter Gelegenheit, ihr Thun und Treiben in der Nähe zu beobachten. Seiner Meynung nach bewohnt dieselbe dunkelfarbige Rasse ganz Nordaustralien und verbreitet sich auch wohl noch auf den Inseln in der Torresstraße. Nur in diesen Gegenden findet man auch die merkwürdigen Gemälde in den Höhlen, die zum Theil auf ein hohes Alterthum schließen lassen.

Drey ausgezeichnete Häfen liegen nahe an einander, nämlich der Hafen Georg IV., Hannover-Bai und Camden-Sund. Diese Ankerplätze sind schon für sich für die englische Marine von großem Werthe, werden es aber noch mehr, wenn man sie in Verbindung bringt mit den fruchtbaren Gegenden, die hinter ihnen liegen. Zur Kolonisation scheinen hier viele günstige Bedingungen für einen glücklichen Erfolg gegeben zu seyn. Am Besten eignen sich Baumwolle, Zucker, Indigo und Reis zu Anpflanzungen.

(Fortsetzung folgt.)

De Eupolidis Maricante sive de Aristophane accusatore et Eupolide plagii reo. etc.

(Schluß.)

Nach kurzer Widerlegung (Seite 8 — 11) geht der Verfasser zur eigenen Vertheidigung des Eupolis und seines Stückes über. Hiebey sucht nun der Verf. zu beweisen, erstens daß Aristophanes selbst gegen die in der oben angeführten Parabase enthaltenen Regeln und Gesetze häufig fehlt, und daß die Vorwürfe, welche er den andern Komikern macht, auf ihn selbst zurückfallen, zweytens daß derselbe mehrmals mit seinen Stücken durchgefallen und daher voll Zornes und Gereiztheit gegen seine Rivalen aufgetreten sey; daher könne seinem strengen Urtheil, zumal in dieser Parabase, nicht unbedingter Glaube geschenkt werden (12 — 23).

Sodann berührt der Verf. die Angabe der Scholiasten zu Aristoph. Equitt. 528. Nubb. 536 und 550. und die Aussage des Eupolis selbst (*Βαπτ.*

fragm. XVI. Meinek. II, 1, 453), daß Aristophanes die Hülfe des ersteren bey seinen Rittern benützt habe — Meineke nahm daher die Verse 1288 — 1311 dieses Stücks sogar unter die Fragmente des Eupolis auf (II. 1. p. 578) — und daß er deßhalb von Kratinus mitgenommen worden sey. Die Einsprüche Fritzsches in den Quaestt. Aristoph. p. 128 ff. werden abgewiesen, jene Verse des Aristophanes aber gleichfalls dem Eupolis zugesprochen, die jener nach Art seiner Nebenbuhler in seine Komödie aufgenommen habe. Der ganze Groll des Aristophanes habe sich deßwegen in der Parabase der Wolken Luft gemacht, weil Eupolis dem Aristophanes mehrmals die Palme entriß; hinwieder sey Eupolis gereizt und aufgebracht durch jene starken Anschuldigungen in den Bapten sowohl als in dem Marikas gegen Aristophanes losgezogen. Ehe der Verf. das Letztere beweist, behandelt er noch den strittigen Punkt, ob die Wolken in zweyter Umarbeitung wirklich auch aufgeführt worden seyen; er behauptet dieß, indem Eupolis auf die zweyten Wolken selbst in seinen Bapten Antwort gegeben. Um dieß zu begründen, glaubt er in der Didaskalie zu den Wolken nicht eine, sondern die doppelte zu erkennen, welche durch Nachlässigkeit oder sonst etwas in eine verschmolzen wären; wie sich dieß auch in der Didaskalie des Plutus zeige; der Archon Aminias sey ein Archon suffectus. Die Stelle des Eratosthenes beym Scholiasten der Wolken v. 549. wird durch eine Conjectur für diese Ansicht einstimmend gemacht (S. 26 — 40). Nach diesen Erörterungen folgen nun die Stellen aus dem Marikas des Eupolis, welche gegen Aristophanes und dessen bittere Vorwürfe gerichtet waren; dazu gehören das Fragment I. (bey Meineke); das XIII., welches der Verf. in Verbindung bringt mit einer Angabe des Suidas und Zonaras (Meinek. CXXXVII. p. 576) und daraus folgende Verse bildet:

νῶ γὰρ ἄνδρες οὐχ ἱκόντες οὐδαμῶς ἱπ-
πεύομεν
ἀλλ' ἀναγχιππούμεν . . .

in denen das *ἱππεύομεν* und *ἀναγχιππούμεν* mit Bezug auf die Ritter des Aristophanes und dessen Schmähungen in der Parabase der Wolken gesagt sey. Die dritte Stelle ist das Fragm. IV. (Meinek. p. 500). Zuletzt wird die Vermuthung aufgestellt, daß Eupolis seinen zweyten Marikas gleich ein Jahr nach den zweyten Wolken des Aristophanes auf die Bühne gebracht habe.

An diese Untersuchung reiht sich abgesondert ein Excursus de Philonide et Callistrato. Ueber diese zwey Personen und ihr Verhältniß zu Aristophanes hat zuletzt Bergk in der Einleitung zu den Fragmenten des Aristophanes mit gewohnter Umsicht und Klarheit gehandelt S. 14 — 51. Gegen einige seiner aufgestellten Behauptungen glaubt nun Hr. Str. Einsprache machen zu müssen, und zwar vornämlich, weil Aristophanes in seinen ersten poetischen Producten nicht allein den Kallistratus, wie Bergk will, sondern auch den Philonides beygezogen habe; dieses will Hr. Str. aus den Scholiasten zu den Wolken 528 ff. und aus der Angabe des Autors über das Leben des Aristophanes (Meinek. I. p. 542, 26) folgern, und nimmt daher an, daß die Dätalenses durch Mitwirkung beyder, des Kallistratus und Philonides, aufgeführt worden sind. Zweytens versucht der Verf. eine andere Deutung der Didaskalie zu den Wespen des Aristophanes: *ἰδιδάχθη ἐπὶ ἄρχοντος Ἀμεινίου διὰ Φιλωνίδου ἐν τῇ πδ' Ὀλυμπιάδι· β' ἦν. εἰς Λήναια. καὶ ἐνίκα πρῶτος Φιλωνίδης Προαγῶνι, Λεύκων Πρίσβεσι τρίτος.* Bergk nahm nun an (p. 24), daß Aristophanes zu gleicher Zeit zwey Komödien dem Philonides übergeben habe, die Wespen und den Proagon; Hr. Str. hingegen nimmt die Conjectur Meinekes „*διὰ Καλλιστράτου*“ statt *διὰ Φιλωνίδου* an und erklärt das ganze also: Aristophanes führte durch Kallistratus die Wespen auf und erhielt den zweyten Preis; ein anderer durch Philonides den Proagon und diesem ward der erste zuerkannt; der dritte war Leukon mit seinen *Πρίσβεις*. —

So viel möge über den Inhalt dieser kleinen Schrift genügen; die Form ist gut und gefällig, nur sieht Ref. nicht ein, warum der Verf. in den compositis von eo fast stets die ungewöhnlichere Perfectform ivi gewählt hat; unter den nicht angezeigten Druckfehlern bemerkte ich außer mehreren gewöhnlichen S. 29 *δὲ φησι* statt *δέ φησι*. S. 31 *ἀποτοχὼν* st. *ἀποτυχὼν*, ebendaselbst Amyniae und Amynia st. Aminiae und Aminia. S. 46 *ἐγωγέ σοι* st. *ἴγωγέ σοι*. S. 49 proprius st. propius.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. August.

Nro. 152. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Journals of two Expeditions of discovery in North-West and Western Australia etc.

(Fortsetzung.)

Eine zweyte Reise unternahm Grey vom Schwanenfluße aus nach der Hayenbai (Sharks Bay). War die erste schon voll Strapazen, so war es die zweyte noch ungleich mehr. Auch dießmal wollen wir ihm nicht Schritt vor Schritt nachfolgen, sondern nur kurz die Hauptbegebenheiten von dieser mühseligen Wanderung angeben, und zuletzt die aus dieser Reise für Geographie und Naturgeschichte erlangten Resultate etwas näher ins Auge fassen. Von Perth am Schwanenfluße machte Grey mit seiner Begleitung die Reise nach der Hayenbai zu Wasser, und ließ sich auf der kleinen Bernier-Insel absetzen, wo er einen großen Theil seiner Vorräthe vergrub, und dann auf den Kontinent übergieng, wo zunächst die Gegend am Gascoyne-Fluß in Untersuchung genommen wurde. Nachdem die mitgenommenen Vorräthe verzehrt und die Mannschaft durch Strapazen und Mangel an gehöriger Nahrung sehr gelitten hatte, kehrte die Expedition auf die Bernier-Insel zurück, um dort aus dem Magazine mit frischen Lebensmitteln sich zu versehen. Aber wer beschreibt den Schrecken, als sie die unerwartete Entdeckung machte, daß mittlerweile ihre Provisionen geraubt worden waren. Von nun an fast bloß auf die Hülfsmittel angewiesen, die ihnen das Land zu gewähren vermochte, konnte sich ihnen die Zukunft nicht anders als in sehr düsterem Lichte darstellen. Grey beschloß in den beyden Booten, die sie bey sich hatten, nach dem Schwanenfluß zurückzukehren. Aber schon in der Gantheaume's Bai litt das eine Schiffbruch und das andere wurde wenigstens so beschädigt, daß es nicht mehr die See halten konnte. Jetzt mußte also der Rückweg zu Lande versucht werden. Ein großer Theil der Mannschaft war bald so erschöpft, daß Grey es am Gerathensten hielt, mit den kräftigsten seiner Leute so schnell als möglich nach Perth vorwärts zu marschiren, um von dort aus den unter des Wundarzts Walkers Leitung Zurückgebliebenen Hülfe entgegen zu senden. — Glücklich, wenn auch nur unter den größten Mühseligkeiten, führte er sein Vorhaben aus. Von Perth aus wurde den Nachzüglern Hülfe eiligst zugeschickt; leider war aber ein junger hoffnungsvoller Mann aus guter Familie, Smith, den ungewohnten Anstrengungen bereits erlegen.

Die auf dieser zweyten Reise in Untersuchung genommene Gegend liegt zwischen dem Cap Cuvier und dem Schwanenfluß, vom 24 — 32° s. Br. Im Laufe derselben wurden 10 größere Flüße und 2 Bergketten entdeckt. Drey ausgedehnte Districte guten Landes wurde ausfindig gemacht, und ein ansehnlicher Zug von der Kohlen-Sandsteinformation, die für spätere Zeiten der Kolonie noch von großer Wichtigkeit werden kann. Auf zwey schön gezeichneten großen Karten sind alle auf Grey's beyden Reisen gemachten Entdeckungen vorgelegt.

Soviel über den eigentlichen Reisebericht. Höchst interessant ist die auf selbigen folgende detaillirte Schilderung der Eigenthümlichkeiten der Eingebornen Neuhollands. Die genaue Bekanntschaft des Verfassers mit denselben hat ihm tiefere Blicke in ihre socialen Verhältnisse zu werfen gestattet, als irgend einem seiner Vorgänger und hiedurch gelang

es ihm nachzuweisen, daß selbige durch weit mannigfaltigere und tiefer greifende Institutionen bestimmt werden als man bisher geglaubt hatte.

Zuerst widerlegt der Verf. die in neuerer Zeit ziemlich allgemein gewordene Meynung, als ob die in verschiedenen Gegenden Neuhollands gesprochenen Sprachen radikal von einander verschieden wären. Die Argumente, welche darthun, daß alle australischen Dialecte eine gemeinschaftliche Wurzel haben, sind: 1) eine allgemeine Aehnlichkeit der Laute und Struktur der Worte in den verschiedenen Theilen Australiens; 2) das Vorkommen desselben Wortes mit derselben Bedeutung, wie es in manchen Fällen um den ganzen Kontinent herum gehört wird; 3) die Identität der Namen der Eingebornen, wie sie häufig an ganz entgegengesetzten Punkten des Kontinents gefunden wird. Man weiß nämlich aus allen den Europäern bekannten Gegenden, daß die Eingebornen ihre Kinder nach irgend einer merkwürdigen Begebenheit, die sich bey ihrer Geburt zutrug, benennen, woraus folgt, daß eine Uebereinstimmung in den Namen der Eingebornen auf Aehnlichkeit des Dialects hinweist.

Die Haupturſache von der falschen Meynung über die australische Sprache war der Umstand, daß diese von Synonymen wimmelt, von denen manche auf einige Zeit nur lokal sind, so daß z. B. die Einwohner eines gewissen Districts für Wasser ein Wort gebrauchen, während ein anderer ein ganz anderes Wort nimmt, obschon in einem solchem Falle jeder Stamm die Worte, welche im Gebrauche sind, versteht. Dann haben auch die von Leibestheilen hergenommenen Worte zu manchen Mißverständnissen geführt, indem die Eingebornen für jeden kleinen Theil des Körpers besondere Namen haben, so daß z. B. bey einer Frage nach dem Namen des Armes ein Fremder den Namen für den Oberarm, ein anderer den für den Vorderarm, ein dritter den für den rechten, ein vierter den für den linken Arm u. s. w. angab. Hiezu kommt nun noch die Verschiedenheit der Dialecte, wie sie bey einer so großen Ausdehnung über einen ganzen Kontinent nothwendig sich ergeben muß, wobey überdieß nach Verschiedenheit der physikalischen Verhältnisse und ihrer Producte in den südlichen Theilen Australiens Worte

vorkommen müssen, die mit der Sache zugleich den nördlichen ganz abgehen und umgekehrt. Noch ist als eine Eigenthümlichkeit dieser Dialecte zu bemerken, daß bisweilen die von weit aus einander liegenden Districten einander sehr ähnlich sind, während die Dialekte benachbarter Gegenden öfters beträchtlich unter sich differiren.

Keine Frage, meynt der Verf., sey so gänzlich mißverstanden worden als die auf die Sitten und traditionellen Gesetze der wilden Rassen Bezug hat.

„Rationalistische Schriftsteller und Philosophen von großer Geltung, aber geringer Erfahrung haben ganze Theorien aufgebaut und alte Thatsachen und heilsame Gesetze umgestürzt oder umzustürzen sich bemüht, indem sie in erster Instanz von der Betrachtung des Menschen in seinem einfachen oder wilden Zustande Argumente ableiteten, und aus falschen Prämissen haben sie Beweis für Beweis gefolgert, bis endlich selbst, der nicht wollte, zu zweifeln begann. Die Meynung aber, daß dem Menschen im wilden Zustande Freyheit des Denkens und Handelns zustehe, ist im höchsten Grade irrig. In der That ist er allgemeinen Gesetzen unterworfen, welche nicht allein ihn alles freyen Gebrauches seiner Denkkraft berauben, sondern zugleich keinen Spielraum zur Entwicklung der Intelligenz, des Wohlwollens oder einer andern großen moralischen Eigenschaft gewähren, die ihn nothwendig in einem hoffnungslosen Zustand von Barbarey niederhalten, aus welchem es ihm unmöglich ist sich aufzuraffen, so lange er von diesen Bestimmungen umstrickt ist, und die zugleich so scharfsinnig ausgedacht sind, daß sie die bestimmte Tendenz haben, jeden Versuch sich ihrer zu entledigen, zu nichte zu machen."

Dieses Volk verwirft in der Praxis ganz bestimmt die Lehre von der Gleichheit der Personen und Klassen, wenn es auch keinen wörtlichen Unterschied hiefür eingeführt hat. Das weibliche Geschlecht, die Jungen und die Schwachen sind zu einem hoffnungslosen Zustande von Degradation und zu einer fortwährenden Beraubung besonderer Rechte verdammt, lediglich weil sie hülflos sind; was ihnen entzogen ist, wird Andern gegeben, lediglich weil sie alt und kräftig sind. Und dieß ist nicht durch gewaltthätiges Uebergreifen nach momentaner Laune, sondern durch unabänderliche traditionelle Gesetze und Sitten herbeygeführt, die merkwürdiger Weise über den ganzen Kontinent in gleicher Weise bestimmt und geltend sind.

„Eine gewöhnliche Behauptung rationalistischer Schriftsteller ist, daß der wilde Mensch auf der Erde frey aufgetreten sey, ohne irgend eine vorgängige Vorbereitung für die Scene, in welche er eintreten sollte, daß durch seine Bedürfnisse gezwungen und durch seine Sinne unterstützt er allmählig die zu seiner Subsistenz nöthigen Naturprodukte und die Mittel seinen Bedürfnissen abzuhelfen entdeckt habe, bis er Schritt vor Schritt auf den Gipfel der Civilisation gelangte. Dieß sind aber nur Hirngespinnste im Zimmer ausgesponnen, Träumereyen der Unerfahrnen, ohne allen reellen Grund, wenigstens was Australien anbetrifft. Daß die ersten Eingebornen, welche auf diesem Kontinente auftraten, gehörig unterwiesen seyn mußten, wie sie ihren Bedürfnissen abzuhelfen, Waffen ihren Umständen angemessen zu formen, wie sie Wurzeln zu suchen und Thiere zur Nahrung zu fangen hätten, ist oft dargethan worden, zu keiner Zeit aber nachdrücklicher, als die Abtheilung meiner Leute unter Mr. Walker zu Lande von Gambeaune Bai nach Perth marschirte. Sechs erwachsene Männer in diesem Falle, versehen mit Messern, Angelhaken, und Schnüren, mit einem Kessel, mit Gefäßen zur Aufbewahrung des Wassers und zum Kochen der Speisen, mit Waffen und einem kleinen Vorrathe, alle hätten vor Hunger umkommen müssen, hätten sie nicht zeitig genug Hülfe erhalten. Und dieß deßhalb, weil sie von den vorgefundenen Naturerzeugnissen die zum Lebensunterhalte tauglichen nicht auszuwählen wußten, und nicht etwa deßhalb, weil sie zu deren Ausmittelung die erforderlichen Versuche unterließen, denn die armen Leute aßen Alles, was ihnen genießbar schien. Gleichwohl wären sie alle, trotz der verhältnißmäßigen Vortheile, die ihnen zustanden, eines elendiglichen Todes gestorben, wenn ihnen nicht von Perth aus Beystand geleistet worden wäre. Dasselbe Resultat ist unter ähnlichen Verhältnissen häufig zum Vorschein gekommen. Wenn alle erwachsene Männer, im vollen Besitze aller ihrer Kräfte, mit Feuer und andern nützlichen Hülfsmitteln versehen und durch eine beträchtliche Erfahrung unterstützt, aus Unkenntniß der Naturerzeugnisse eines Landes und der Mittel sich solche zu verschaffen, vor Hunger umgekommen wären, bevor sie ihren Bedürfnissen abzuhelfen lernen konnten; ist es da wahrscheinlich, daß ein unbewaffneter, nackter, ununterrichteter Mensch durch irgend eine Möglichkeit ein Loos hätte vermeiden können, das den Europäer im Besitze größerer Energie übermannt hätte, wenn er nicht von ungefähr auf freundlich gesinnte Eingeborne gestoßen wäre."

Einer der merkwürdigsten Umstände in den Einrichtungen der Ureinwohner ist der, daß sie in gewisse große Familien eingetheilt sind, deren Mitglieder alle denselben Namen, als einen Familien- oder zweyten Namen führen. Diese Familiennamen sind in einem großen Theile dieses Kontinentes gemeinschaftlich und werden durch zwey besondere Gesetze aufrecht erhalten, nämlich 1) daß die Kinder beyderley Geschlechts immer den Familiennamen ihrer Mutter annehmen, und 2) daß ein Mann kein Weib mit seinem eigenen Familiennamen heirathen kann. Aehnliches kommt auch bey den nordamerikanischen Indianern vor.

Die Mädchen werden wenige Tage nach ihrer Geburt versprochen. Wenn ein Eingeborner stirbt, so erbt sein Bruder seine Weiber und Kinder, doch muß er von demselben Familiennamen wie der Verstorbene seyn. Nach einem Gesetze müssen Familien, die weiblicher Seite durch Blutverwandtschaft verbunden sind, einander in der Vertheidigung und in der Rächung von Verbrechen beystehen, und da der Vater mehrere Weiber, und oft alle aus verschiedenen Familien heirathet, sind seine Kinder häufig alle unter dieselben vertheilt. Kein gemeinsames Band der Vereinigung existirt unter ihnen und diese Einrichtung allein ist schon hinreichend, um dieses Volk zu verhindern, jemals aus seinem wilden Zustande heraus zu kommen.

Bey Bestrafungen steht als Regel fest, daß im Falle der Schuldige nicht ergriffen wird, seine Verwandte für ihn büßen müssen. Blutrache wird in unerbittlicher Strenge geübt. Ein Weib zu rauben, wird mit dem Tode bestraft. Kehrt es nicht in einer gewissen Zeit zurück, so ist der Verführer oder einer seiner Verwandten sicher, erschlagen zu werden. Ehebruch wird strenge, öfters mit dem Tode bestraft. Manche andere Verbrechen können ausgesühnt werden, wenn der Verbrecher sich stellt, um von all den Personen, welche er beleidigt hat, mit Speeren geworfen zu werden, oder wenn er gestattet, daß Speere durch gewisse Theile seines Körpers, wie Schenkel, Waden, geschleudert werden. Der Theil, welcher vom Speer durchbohrt werden soll, ist für alle gewöhnlichen Verbrechen festgesetzt, und ein Wilder, der diese Strafe verwirkt hat, hält bisweilen ganz ruhig sein Bein dem gekränkten Theile zum Durchbohren hin.

Hinsichtlich der Lebensdauer bestreitet der Verf.

das Vorurtheil, als ob sie nur kurz wäre, indem er nachweist, daß die Eingebornen häufig siebenzig Jahre und darüber erreichen. Selbstmord ist unter ihnen ganz unbekannt. Alte Männer werden in großen Ehren gehalten und dürfen gewisse Speisen genießen, die jungen verboten sind.

Wenn eine Frau beträchtliche Schönheit besitzt, so ist sie in den ersten Jahren ihres Lebens sehr unglücklich daran. Schon in der frühesten Kindheit mit einem Manne verlobt, der selbst in dieser Periode bereits an Jahren vorgerückt ist, und von dem sie, wie sie sich dem Alter der Mannbarkeit nähert, mit einer immer größeren Eifersucht bewacht wird, kommt sie durch diese Behandlung leicht auf Intriguen, die, wenn sie von ihrem Manne entdeckt werden, ihr sicherlich das Leben kosten oder doch wenigstens einen Speerwurf durch einen Theil ihres Körpers eintragen. Der bloße Verdacht allein genügt jedoch schon, ihr die brutalste Behandlung zuzuziehen. Während ihrer Jugend sind daher die Frauen, sie mögen schwanger seyn oder nicht, genöthigt, ihren Mann auf allen seinen Zügen zu begleiten, und sind deßhalb zu einer Zeit, wo sie Ruhe und Schonung bedürften, den größten Strapatzen ausgesetzt. Wenn aber auch eine Frau ihren Bewunderern kein Gehör giebt, so werden doch manche Pläne sie zu entführen geschmiedet, und in den Händeln, welche es hierüber giebt, ist sie fast immer sicher irgend eine gewaltsame Beschädigung zu erhalten, denn jeder der Kämpfenden will, daß sie ihm folgen soll und wirft im Weigerungsfall einen Speer nach ihr. Das frühere Leben einer jungen, wegen ihrer Schönheit gerühmten Frau ist gewöhnlich eine fortlaufende Reihe von Gefangenschaften bey verschiedenen Herren, von schweren Wunden, von Wanderungen in fremde Familien, von eiligen Fluchten, von schlechter Behandlung durch andere Weiber, unter welche sie von ihrem Räuber als eine Fremde gebracht wird. Selten sieht man eine durch Schönheit ausgezeichnete Frau, die nicht die Narben alter Wunden aufzuweisen hätte, und nicht selten geschieht es, daß eine solche nach und nach mehrere hundert Stunden von ihrem Geburtsorte hinweg geschleppt wird.

Eine sehr verbreitete irrthümliche Meynung ist es, daß die Eingebornen Australiens nur spärliche Subsistenzmittel besässen, und Reisende, die mit der Lebensweise derselben nicht genau bekannt sind, haben daher nicht selten in dieser Beziehung lächerliche Verstöße begangen. Sie klagen in ihren Reiseberichten, daß die unglücklichen Eingebornen durch Hunger zu der traurigen Nothwendigkeit gezwungen würden, von gewissen Nahrungsmitteln, welche sie in der Nähe ihrer Hütten gefunden hätten, zu leben, während häufig die also bezeichneten Artikel gerade diejenigen sind, auf welche die Eingebornen den meisten Werth legen und denen weder Geschmack noch nährende Eigenschaft abgeht. So z. B. erzählt der Kapitän Sturt in seinen Reisen, daß er eine Anzahl Rindenmulden, mit dem Gummi der Mimosen angefüllt und eine große Menge von Gummikuchen auf dem Boden angetroffen habe, und setzt dann voll Mitleid hinzu: „hieraus erhellt, daß diese unglücklichen Kreaturen in das äußerste Elend gerathen, und außer Stande sich ein andres Nahrungsmittel zu verschaffen, zum Sammeln dieser schleimigen Kost genöthigt waren.“ Gerade dieses Mimosen-Gummi aber ist ein Lieblingsgericht für die Eingebornen, und zur Zeit desselben versammeln sie sich in Menge, um in diesem Ueberfluße zu schwelgen.

Im Allgemeinen kann man sagen, daß die Eingebornen gut leben. In einigen Distrikten mag zu gewissen Jahreszeiten Mangel an Nahrung eintreten; ist aber dieß der Fall, so werden solche Gegenden für diese Zeit verlassen. Es ist jedoch für einen Reisenden oder selbst für einen fremden Eingebornen durchaus unmöglich darüber zu urtheilen, ob eine Gegend Ueberfluß oder Mangel an Nahrungsmitteln habe, indem letztere mit den Breitegraden wechseln, so daß die vegetabilischen Produkte des einen Distriktes von denen eines andern ganz verschieden seyn können.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. August.

Nro. 153. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

I. Das unsichtbar wirkende organische Leben. Eine Vorlesung von C. G. Ehrenberg, im Vereine für wissenschaftliche Vorträge gehalten zu Berlin am 11. Febr. 1842. mit 1 col. Kupfertafel.

Die Kupfertafel, welche als Inhaltsverzeichniß der Vorlesung gelten kann, zeigt in der ersten Figur Infusionsthiere, die, noch im lebenden Zustande befindlich, einen großen Theil des Bodens bilden, auf welchem Berlin erbaut ist; die zweyte Figur stellt Infusorien vor, welche der Verf. im Polirschiefer aus Ungarn fand und die dritte enthält Reste von Infusorien aus der Kreide von Rügen. Unter diesen Figuren, gleichsam als Maßstab, sind Haare vom Menschen, vom Zobel, Stärkmehlkörner und eine Schmetterlingsschuppe; die ganze Tafel ist mit Callitriche verna eingefaßt.

In der Vorlesung geht der Verf. die Erfindung und allmählige Ausbildung der Vergrößerungsgläser überhaupt und insbesondere des zusammengesetzten Mikroskopes durch, schildert dann, was durch das Mikroskop gesehen werden kann und was mit unbewaffnetem Auge, und beweiset, daß dem Auge durch den anhaltenden, vernünftigen Gebrauch des Mikroskopes kein Nachtheil erwachse. Den Schluß bilden eine Uebersicht über das, was mit Hülfe des Mikroskopes erkannt werden kann, worin theils auf die Formelemente der größeren thierischen und pflanzlichen Organismen, auf die rein mikroskopischen Thiere und Pflanzen, theils auf den Einfluß dieser auf „die uns sichtbar umgebende und vielfach bestimmende Natur“ Rücksicht genommen ist. Auf die ungeheueren Massen von Infusorien im Feuersteine, Kieselguhr, der Bergmilch, dem Boden unter Berlin u. s. w. macht der Verf. mit besonderer Vorliebe aufmerksam.

II. Beobachtungen über die Entwicklung des Gehörorganes bey Menschen und höheren Säugethieren von Dr. A. F. Günther, mit 1 Kupfertafel. Leipzig 1842.

In der Einleitung betrachtet der Verf. die Sinnesorgane, und vorzugsweise Aug und Gehör als hervorgestreckte Arme des Seelenorganes (Gehirnes) da sie auch als unmittelbare Ausstülpungen und Verlängerungen des Gehirnes in dem entstehenden Embryoleibe hervortreten. Schon in früheren Jahren hat man die Behauptung aufgestellt, daß das Gehirn und Rückenmark eigentlich der Mensch oder das Thier, die von diesen Centralgebilden auslaufenden Nerven aber als Fühlfäden anzusehen seyen und alle übrigen Organe nur Hülfsorgane vorstellten, mittelst welcher das Nervensystem nach außen wirke und von außen auf sich wirken lasse. Wenn auch solche Deutungen in der Regel das Gepräge von Beschränktheit und Unbehülflichkeit an sich tragen, da im Organismus nicht wohl ein organisches System dem andern untergeordnet und von geringerer Bedeutung als jenes seyn kann, so ist doch nicht zu läugnen, daß sie einen gewissen geistigen Anstoß geben, zu neuen Betrachtungen anspornen und so allmählig ein wahrhaftes Erfassen der Be-

deutung der Organe herbeyführen. Vorzugsweise suchte man das Verhältniß der Sinnesorgane zum übrigen Nervensysteme als Vermittler zwischen Außen und Innen aufzufassen und in dieser Beziehung glaubt Ref. sie auch als eine höhere Art von Respirationsorganen ansprechen zu dürfen.

Die Darstellung der Entwicklung des Gehörorganes ist in 2 Abtheilungen eingetheilt: in die Entwicklung des Labyrinthes aus dem Emmert'schen Ohrbläschen und in die Entwicklung der Paukenhöhle aus dem Kiemenapparate. Der Verf. sucht darzuthun, daß das Gehörbläschen nicht, wie Huschke und Valentin behaupten, eine Einstülpung der äußeren Haut, sondern, wie die ursprüngliche Theorie lehrte, eine Ausstülpung der Hirnblase sey, beobachtete auch beym Hühnerembryo das von Rathke entdeckte Nebenbläschen, über dessen Bedeutung er aber keine Aufklärung geben kann. Bey weiterer Entwicklung wird der anfangs sehr dünne Verbindungsgang zwischen Gehirnblase und Emmertschem Bläschen weiter, füllt sich mit Gehirnsubstanz und stellt den Gehörnerven dar; die 3 halbkreisförmigen Kanäle bilden sich vom Vorhofe aus als 3 längliche Falten. Der Modiolus bildet sich unter den Theilen der Schnecke zuerst; um diesen herum entstehen durch Einfaltung die Schneckenwindungen, die anfänglich nicht über einander stehen, sondern in einer Ebene (flach) in einander gerollt liegen. Die Spiralplatte ist eine Ausstülpung des Modiolus.

Die Paukenhöhle hängt mit der Eustachischen Röhre immer unmittelbar zusammen und ist anfänglich mit dieser *eine* längliche, zusammengedrückte Tasche. Erst bey späterer Entwicklung, wenn die Gehörknöchelchen sich bilden, erweitert sich der Paukentheil der Tasche und nun entsteht auch das röthliche Sekret in seinem Innern; mit vollendeter Ausbildung der Gehörknöchelchen hat auch die Paukenhöhle ihre normale Größe erlangt.

Die Gehörknöchelchen entstehen aus dem ersten knorpeligen Visceralstreifen der Kiemenbögen, welcher anfänglich einfach ist, aber bald in drey Abtheilungen zerfällt, von denen die hintere schwindet, die mittlere die Grundlage für Steigbügel und Amboß giebt und die vordere sich zum Hammer entwickelt. — Einige Bemerkungen über Bildung des Trommelfelles, des äußeren Gehörganges und des äußeren Ohres bilden den Schluß der Monographie, die ein sehr dankenswerther Beytrag zur näheren Kenntniß des in ihr behandelten, schwierigen Gegenstandes ist.

III. Untersuchungen über den Bau des Nervensystemes von Dr. B. Stilling und Dr. J. Wallach. Erstes Heft: Untersuchungen über die Textur des Rückenmarkes mit Abbildungen. Leipzig 1842.

Ein sehr interessantes Werk, das wieder einmal umstößt, was vieljährige mühsame Forschungen kurz zuvor erst aufgebaut hatten! Von Ganglienkugeln sehen die Verf. im ganzen Rückenmarke keine Spur, dagegen nur longitudinale Nervenröhrchen in der weißen, longitudinale und transversale, also sich kreuzende Nervenröhren in der grauen Substanz. Die weiße Substanz läßt sich erst in größere, dann immer kleinere Faserbündel zerlegen, welche aus Primitivröhren zusammengesetzt werden, die ganz denen der Nerven gleichen und eine äußere Membran (Neurilem), eine sehr zarte innere und einen durch Compression leicht in Kugelform ausfließenden Inhalt von gelblicher Farbe erkennen lassen. In der grauröthlichen Substanz sind sich kreuzende Primitivröhren, die denen in der weißen Substanz gleichen, aus 2 Häuten und einem flüssigen Inhalte bestehen, aber durch größere Zartheit und geringeren Durchmesser sich unterscheiden. Zwischen graue und weiße Substanz ist noch eine dritte, die gelatinöse Substanz eingeschoben, welche aus grauen, longitudinalen Nervenröhren besteht, die den feinsten Durchmesser haben, sehr hell sind und ins Goldgelbe spielen. Die Blutgefäße durchsetzen die weiße Substanz in nicht sehr zahlreichen Verzweigungen, während sie in der grauen Masse mannigfaltige feine aber dicht beysammen liegende Netze bilden, deren Wandungen so zart werden, daß sie oft der schärfsten Beobachtung zu entgehen scheinen. Bey angewendetem Drucke verbreiten sie sich und bilden an Umbiegungsstellen leicht kuglige Formen.

Die graue Substanz ist auf eine eigenthümliche Weise innerhalb der weißen gelagert. Um den

Rückenmarkskanal (den die Verf. bey allen Thieren fanden) herum befindet sich zunächst eine Lage äußerst zarter Fasern, die gleichsam die Wandung des Kanals bilden, von da aus aber laufen horizontal liegende Faser-Bündel in die vorderen und hinteren Stränge, welche gegen die Peripherie immer mehr sich verbreitern und fächerartig werden. Die fächerartigen Verbreiterungen zeigen sich selbst wieder aus mehr keulenförmigen Bündeln zusammengesetzt, deren Gestalt jedoch etwas wechselt. Die einzelnen Fasern dieser Bündel reichen oft bis an die Peripherie des Rückenmarkes durch die weiße Substanz hindurch und von den perpendikularen Fasern dieser manchfach durchsetzt und auseinander gehalten, oftmals aber geben sie nur bis an die Gränze der weißen Substanz; in beyden Fällen zeigen sich häufig Umbiegungsschlingen, durch welche Fasern der weißen Substanz hindurchtreten, niemals aber geschieht eine Verbindung zwischen einer Faser der grauen und einer der weißen Substanz; beyde Systeme von Faserungen haben daher nur die mannigfachsten Berührungspuncte unter einander, ohne wirkliche Uebergänge zu bilden.

Die Faserbündel der Rückenmarksnerven lassen sich in das Innere der grauen Substanz verfolgen und erweisen sich als unmittelbare Fortsätze der querlaufenden Fasern derselben.

Die Anwendung betreffend, welche man aus der Erkenntniß der angegebenen Strukturverhältnisse des Rückenmarkes auf die Pysiologie dieses Organes machen kann, glauben die Verf., daß wegen des so ausgezeichneten Blutreichthumes der grauen Substanz in dieser die „Erzeugung der Nervenkraft vorzugsweise bewirkt werde.“ Daß die Wurzeln der Rückenmarksnerven alle aus den querlaufenden Fasern der grauen Substanz entspringen, scheint das Phänomen, daß die vorderen Wurzeln bloß motorische, die hinteren aber bloß empfindende Fasern enthalten, fast unerklärlich zu machen und der einzige Aufschluß, der hierüber gegeben werden könnte, beruht darin, daß die Querfaserbündeln der grauen Substanz, aus welcher die vorderen Wurzeln entspringen, sehr reichlich von den Longitudinalfasern der weißen Substanz durchsetzt, aus einander gedrängt und isolirt werden, dagegen die Querfaserbündel, aus denen die hinteren Wurzeln hervortreten, mehr in gegenseitiger Berührung stehen und nicht durch das Dazwischentreten der weißen Fasern getrennt werden, woraus denn folgte, daß die weißen Fasern die Empfindung um so mehr hindern, je zahlreicher sie sich in die graue Substanz eindrängen. Die Längsfasern der hintern grauen Substanz scheinen die Empfindung, die der vorderen die Bewegung zu vermitteln, während die Querfasern der hinteren Rückenmarkssubstanz sich wie Erreger für die Längsfasern der hintern grauen Substanz verhalten, und die Querfasern der vordern Substanz von den Längsfasern derselben Partie angeregt werden; indem die hinteren Longitudinalfasern der Leitung zum Zentrum, die vorderen aber der Leitung zur Peripherie vorstehen.

Den Schluß des Werkes bildet eine Demonstration des Baues des Rückenmarkes, mit unbewaffnetem Auge betrachtet, mikroskopische Resultate an künstlich gehärtetem Rückenmarke und die Beschreibung eines für die Untersuchung dieses Organes von Dr. Wallach erfundenen, zweckmäßigen Compressoriums.

M. Erdl.

Abhandlungen aus dem Gebiete der Zoologie und vergleichenden Anatomie von H. Schlegel. Leiden 1841. 1. Heft. 44 S. mit 6 lith. Tafeln in Kl. Fol.

Das erste Heft dieser Abhandlungen liefert „Beytrage zur Charakteristik der Cetaceen.“ Unter allen Ordnungen der Säugthiere ist die der Walle noch am wenigsten gekannt, in den zoologischen Sammlungen am dürftigsten repräsentirt, in Abbildungen am mangelhaftesten anschaulich gemacht. Nicht sowohl der Aufenthaltsort, als die enorme Größe dieser Thiere ist es, welche uns bisher verhindert hat, von ihnen eine genauere und umfassendere Kenntniß zu erlangen. Der Naturforscher kann nicht wie bey andern Seethieren auf ihren Fang antragen; die Bedingungen, unter welchen ihr äußerer und innerer Bau am Besten studiert werden könnte, vermag er nicht im Voraus einzuleiten. Ein Gerücht, eine Zeitung bringt unerwartet die Nachricht, daß eines dieser kolossalen Geschöpfe am benachbarten Gestade gestrandet sey, und der Zoolog, wenn er auch in der Nähe wohnt,

kommt selten zeitig genug herbey, um das Thier, das bereits von Raubvögeln und neugierigen Zuschauern verstümmelt worden, in seinen untern Theilen vielleicht schon in Fäulniß übergegangen ist, noch in gehörig gutem Stande zu finden. Mit Aufopferung bedeutender Summen, mit langwieriger und höchst mühseliger Anstrengung, mit Nichtachtung des pestilenzialischen Gestankes, der von den faulenden Eingeweiden, in welchen er nur mit großen, bis an den Unterleib reichenden Stiefeln herumwaden kann, ausgeht, wird der Naturforscher immer nur eine unvollkommene Untersuchung an einem solchen Seeungeheuer anstellen können. Ohnedieß können solche Untersuchungen nur von den in der Nähe der Seeküsten wohnenden Naturforschern ausgeführt werden; die binnenländischen müssen sich mit dem Studium der kleinern Arten, der Embryonen und der in den Sammlungen aufgestellten Präparate begnügen.

Die zoologische Sammlung zu Leiden ist jetzt wohl diejenige, welche die ansehnlichste Sammlung aus der Ordnung der Walle besitzt. Die Nähe des Meeres, die ausgebreiteten Verbindungen, die ansehnlichen Geldmittel, über welche dieses Museum disponiren kann, die ungemeine Thätigkeit seiner Vorstände, hat auch in dieser Abtheilung der Säugthiere ein reiches Material zusammen gebracht. Wir können uns daher nur freuen, daß ein so tüchtiger Naturforscher wie Schlegel mit den großen Hülfsmitteln des Leidner Museums an die Bearbeitung dieser höchst schwierigen Ordnung sich gemacht hat. Der Umfang dieser Beyträge ist zwar nur auf wenige Bogen beschränkt, aber in ihnen ist ein reicher Inhalt zusammen gedrängt. Sie gewähren nämlich eine vollständige Charakteristik der Familien, Gattungen und Arten auf eine strenge Kritik der vorliegenden Literatur und eine umfassende Autopsie des Gegenstandes begründet. Nur diejenigen Arten, welche vor einer strengen Kritik nicht bestehen konnten, blieben mit Recht ausgeschlossen. Nächst Rapp's schöner Arbeit über die Cetaceen, ist die von Schlegel die bedeutendste, welche in der neueren Zeit über die Walle erschienen ist; in Bezug auf Festsetzung der Arten die Grundlage, von welcher alle weiteren Untersuchungen hierüber von nun an auszugehen haben.

Journals of two Expeditions of discovery in North-West and Western Australia etc.

(Schluß.)

Im Anhange zum zweyten Theile von Grey's Reise sind mehrere sehr wichtige zoologische Abhandlungen enthalten. Zuerst kommen. J. E. Grey's Beyträge zur Kenntniß der geographischen Verbreitung der australischen Säugthiere, mit Notizen über einige neuentdeckte Arten. Dieß ist das reichhaltigste Verzeichniß, das bisher erschienen ist, indem es im Ganzen 96 Arten aufzählt, nämlich:

Fledermäuse	8	Arten
Raubthiere	2	„
Nager	11	„
Beutelthiere	70	„
Sporenthiere	3	„
Walle	2	„
	96	Arten.

Von den Vögeln hat Gould eine Liste beygefügt, die 182 Arten aufzählt, nämlich:

Raubvögel	16	Arten
Hocker	98	„
Tauben und Hühner	9	„
Sumpfvögel	27	„
Schwimmvögel	32	„
	182	Arten.

Ein Verzeichniß der bisher beschriebenen australischen Amphibien nebst Beschreibung mehrerer neuen Arten ist von J. E. Grey entworfen. Es zählt

Saurier	62	Arten
Schlangen	20	„
Schildkröten	7	„
Krokodile	1	„
Nackthäuter	17	„
	107	Arten.

Ueber die von Kapitän Grey im König Georgs Sund gesammelten Insekten gab A. White Notizen, zugleich mit Beschreibungen der neuen Arten, von denen wie auch von den Amphibien mehrere in eingedruckten Holzschnitten abgebildet sind.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. August.

Nro. 154. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Relazione degli ambasciatori veneti al senato, raccolte, annotate, ed edite da Eugenio Albèri a spese di una società. Serie I. vol. 1. p. 469 S. vol. 2, 470 S. Serie II. vol. 1. 470 S. Serie III. vol. 1. 471 S.

Die Berichte, welche die venetianischen Gesandten einem Gesetze des J. 1296 zufolge bey ihrer Rückkehr in dem großen Rathe Venedigs über den Zustand der Reiche abstatteten, in welchen sie sich aufgehalten hatten, bilden seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts eine fortlaufende Reihe der interessantesten Notizen, welche schon früh die Aufmerksamkeit der Historiker rege machen mußten. Keine der größern Handschriften-Sammlungen Europas versäumte deßhalb wenigstens einige derselben sich zu verschaffen; auch wurden schon frühe mehrere derselben durch den Druck bekannt gemacht. Allein erst in unsern Tagen wurde zugleich bey zwey Italienern und einem Deutschen der Gedanke rege, sie als eine eigentliche Quellensammlung zu benützen, und dadurch die Kenntniß der verschiedenen Epochen und Länder durch genuine Berichte, wie man glaubte, zu vermehren.

Die „Fürsten und Völker Südeuropas" von Ranke, unsrer Ansicht nach das frischeste und absichtsloseste Werk dieses gefeyerten Historikers, beruhen auf einer zu diesem Zwecke veranstalteten Sammlung; in Turin gab i. J. 1830 Luigi Cibrario die Savoyen betreffenden Relationen aus den Jahren 1574, 1670, 1743 heraus; in Florenz sammelte der gelehrte und vortreffliche Marchese Gino Capponi, der Restaurator der historischen Wissenschaften in Italien, nicht nur handschriftliche Berichte, sondern vereinigte auch einen Kreis von Männern um sich, die im Stande waren, die Herausgabe eines völligen corpus solcher Relationen zu unternehmen. Doch war ihnen Guizot bereits zuvorgekommen und hatte durch Tommaseo die auf Frankreich bezüglichen Berichte zusammenstellen und auf Kosten der französischen Regierung 1838 in 2 dicken Quartbänden mit der französischen Uebersetzung herausgeben lassen. Dieser Sammlung ungeachtet vermochte Hr. Alberi, den die florentinische Gesellschaft zum Herausgeber ihrer Sammlung bestimmte, auch für Frankreich noch manches Neue, was Tommaseo entgangen war, aufzufinden und dem Ganzen eine Vollständigkeit zu geben, die, wenn sie auf gleiche Weise fortgeführt wird, nichts zu wünschen übrig läßt.

Diese große Sammlung zerfällt aber in 3 Serien. Die erste enthält die Berichte über die europäischen Staaten, Italien ausgenommen, im Ganzen bis jetzt 17 Relationen (6 über Frankreich, von Marin und Francesco Giustiniani, Marin Cavalli, Matteo Dandolo, Giov. Capello, Giov. Soranzo aus den Jahren 1535, 1538, 1546, 1547, 1554, 1558; 5 beziehen sich auf Carl V. und zwar von Gasparo Contarini, Nicolo Tiepolo, Marino Cavalli, Bernardo Navagero 1525, 1532, 1538, 1546, 1551; 2 auf den römischen König Ferdinand (1541, 1548); eine vom Jahre 1506 auf den Herzog von Burgund; 3 von Daniel Barbaro, Giov. Micheli und einem Ungenannten auf England (1551, 1557).

Die zweyte Serie umfaßt die Relationen über Italien und zwar 3 über Florenz, von Marco Foscari 1527, Carlo Capello 1530, Vincenzo Fedeli 1561; eine über Savoyen von An-

drea Boldu v. 1561. Hiebey hat der Herausgeber die lobenswerthe Einrichtung getroffen, alle Berichte über Rom und die Päpste in einer besonderen Unterabtheilung in chronologischer Ordnung zu geben; der zweyte Band der zweyten Serie wird bereits damit den Anfang machen. Die schätzenswerthe Relation Polo Capello's über Alexander VI., welche Ranke (die römischen Päpste III. S. 229) als die erste „venetianische, die er gefunden, und zugleich als diejenige anführt, welche ein günstiges Zeugniß für Lucrezia Borgia ablegt und Cesare eher als ihren Feind, denn als ihren Liebhaber darstellt, wird den Reihen eröffnen.

Die dritte Serie, die Berichte über Asien und Afrika enthaltend, zählt bis jetzt einen Band, dessen 9 Relationen 1534 — 1579 *) die türkischen Verhältnisse besprechen.

Der historische Werth dieser Berichte ist nun freylich ein sehr verschiedener, nicht bloß wegen der Verschiedenheit der Verfasser und der Frage, ob diese im Stande waren, die Wahrheit zu erforschen, ob sie dieselbe auch wirklich darstellen wollten; sondern auch deßhalb; weil die eigentlichen geheimen Berichte und Verhandlungen sorgfältig von diesen, schon von Anfang für ein größeres Auditorium und auch nicht eingeweihte Personen bestimmten, unterschieden werden müssen. Die Ungleichheit, sowie die Unzuverläßigkeit wird übrigens bey den römischen Relationen, von welchen Ref. einen nicht unbeträchtlichen Theil selbst durchgesehen hat, noch mehr einleuchten, als bey den jetzt vor uns liegenden, gedruckten. Wenn sie aber in historischer Beziehung auch nur einen untergeordneten Werth hätten, — es giebt in Italien Personen, welche ihnen nicht einmal diesen lassen, indem man von dem Wirken einzelner Diplomaten der Gegenwart einen Rückschluß auf die früheren, venetianischen sich erlaubt — so verdienen sie doch in Betreff der statistischen Angaben und als Bemerkungen geistreicher, wenn auch nicht immer unbefangener Männer alle Beachtung. So ist es wohl keine Frage, daß bereits die von Tammaseo über

*) Zwey von diesen, B. Navagero und M. A. Barbaro, hat Ranke im ersten Bande der Fürsten und Völker benützt.

Frankreich herausgegebenen Relationen zum Theile einen wahren Schatz trefflicher Beobachtungen über die Zustände der Parteyen enthalten und der Herausgeber hat völlig Recht gehabt, diese auch in seiner Sammlung aufzunehmen. Alberi hat jedoch dieselbe mit zwey anderen Berichten zu vermehren gewußt, welche Tommaseo's Nachforschungen entgangen waren. Der erste, Matteo Dandolo's, zeigt uns Heinrich II. unmittelbar nach seiner Thronbesteigung, wie er die Venetianer und P. Paul III.*) zu einem Bündisse gegen Carl V. zu bewegen strebt, das aber die vorsichtigen Gesandten abzulehnen suchten. Heinrich, als Dauphin melancholisch, blaß und grün (pallido e verde), war als König heiter, roth und vortrefflich aussehend geworden. Schon damals befürchtete der Gesandte bey der Leidenschaft des Königs für ritterliche Spiele zuletzt einen üblen Ausgang, wie denn auch Heinrich bekanntlich dadurch sein Leben verlor. Sein Einkommen betrug 6 Mill. Thaler jährlich. Als er König geworden, habe er Gott gebeten, ihm die Krone nur dann lange zu lassen, wenn es seinem Volke zur Wohlfahrt gereiche. Treffend schildert sowohl Dandolo, als auch Soranzo die Franzosen, so daß Alberi, höflich genug, einige Entschuldigungen anzubringen sich bemüßigt fand. Soranzo, dessen Relation vom Jahre 1558 Tommaseo gleichfalls nicht kannte, rechnet auf Frankreich 132 Städte, auf Paris eine Bevölkerung von 400,000 Einwohnern, darunter mehr als 20,000 Studenten. Das Einkommen eines Königs von Schottland schlägt er auf 50,000 Thaler an; das des Herzogs von Lothringen dagegen, der seit der Einnahme von Metz als Geisel am französischen Hofe lebte, auf 300,000 Thaler. K. Heinrich, glaubt Soranzo, liege nur Eines am Herzen, die Macht seiner Krone zu erweitern und größeren Ruhm zu erlangen. *)

„Er pflegt alle seine Pläne durch verschiedene Vorwände zu bedecken und sich den Anschein zu geben, als unternehme er alles nur zum Dienste anderer.

*) S. I. 2. 182.

**) Tutte le operazione sue sono a fine di lasciare il regno tutto unito ed anco stato maggiore al delfino, poco curando di dare stato agli altri figliuoli. S. 428.

So vertheidigte er die Königin von Schottland, als die Engländer sie zwingen wollten, ihren König Eduard VI. zu heirathen. Der König ließ sie hierauf nach Frankreich bringen und behielt die schottischen Festungen in seinen Händen. Er verband sich mit den deutschen Fürsten gegen den Kaiser und legte sich den Titel eines Befreyers von Deutschland bey; nichts desto weniger bemächtigte er sich der Stadt Metz, einer freyen, deutschen Reichsstadt, und hätte er nach Straßburg dringen können, so glauben viele, er hätte es eben so gemacht. Um sich, trotz der Neutralität dieses Landes, Lothringens zu versichern, sandte er den Herzog nach Frankreich und obwohl er ihn zum Eidam bestimmt hat, ist er doch in Wahrheit nur sein Geisel. Er nahm Siena in seinen Schutz; allein wie viele glauben, mehr um die Festung für sich zu besitzen, als um die Freyheit der Republik zu erhalten. Er vertheidigte die Kirche und das Haus Caraffa gegen den Herzog von Alva; allein das Hülfsheer, welches Guise nach Italien brachte, war wohl mit der Hoffnung entsandt, hiebey das Königreich Neapel zu erobern. Als dieses nicht gieng, suchte man Florenz zu erobern. S. 429 ꝛc.

Auch die Schilderung der Königin Catharina, ihres guten Verhältnisses zu Heinrich, der Unterwürfigkeit ihres Sohnes und der allgemeinen Liebe zu ihr, ist sehr interessant (S. 430) und widerstreitet der gewöhnlichen Auffassungsweise. Die Liebe des Königs zu dem Herzoge von Guise schreibt sich von Kindsbeinen her, da beyde miteinander erzogen wurden. *) Die Ursachen des letzten italienischen Krieges **) besonders, in wie ferne sie auf die Eifersucht der Guise und Montmorency beruhten, werden mit großem Scharfsinne angeführt. In Bezug auf das Verhältniß des Königs zu Diana von Poitiers bemerkt Soranzo: in publico non si è veduto mai atto alcuno disonesto. Vorzüglich lag die Vertheilung kirchlicher Pfründen in ihren Händen. (S. 437.) Der Königin erwies sie alle nur denkbare Achtung.

Uebrigens stand der König, was einen kläglichen Ausgang der großen und kostspieligen italienischen Kriege bewies, Venedig ausgenommen, mit allen italienischen Staaten schlecht; er hatte sich auch ganz von Italien abgewendet — natürlich da ihm

*) Come per essere in molte cose assai conformi di natura. S. 435.

**) Sieh hierüber auch S. 446 ꝛc.

die Verbindung mit deutschen Fürsten leichtere und größere Vortheile verhieß, und er seine jüngern Söhne nicht, wie Franz I. gethan, auf Kosten der Krone versorgen wollte.

Die Relationen über Carl V. stimmen alle wenigstens in 2 Dingen überein, in dem Lobe des Kaisers, dessen Schilderungen überaus glänzend sind, und in dem schlechten Zustande seiner Finanzen. Schon N. Tiepolo erzählt, wie Karl bey Neapel statt Einnahmen nur Ausgaben habe, Spanien die Ausgaben decke, Indien manches Jahr 250000, manchmal nur 30000 Ducaten trage. Der Kern aller seiner Streitkräfte bestand damals aus 10000 Veteranen, die in Italien standen. *)

Die Verhältnisse von Deutschland beschreibt Tiepolo nach der Stellung des Kaisers zu den Parteyen; er zeigt die gewaffnete Haltung der lutherischen Fürsten, die Gründe, warum der Kaiser den Weg der Güte und der Unterhandlung der Entscheidung durch Waffengewalt vorzog und seine Begierde, **) alle christlichen Fürsten zu einem großen Zuge gegen die Osmanen zu vereinigen. Unstreitig ist dieses Aufflackern ächtritterlichen Geistes eine der schönsten Seiten in dem Charakter Karls V. und es läßt sich nicht läugnen, daß er besonders dadurch sich so über die andern Fürsten erhob, daß namentlich die französischen, gegen ihn gehalten, von dem Vorwurfe niedriger Denkungsart wohl kaum werden frey gesprochen werden können.

*) Die genaueste Beschreibung der inneren Zustände der einzelnen Staaten Carls V. enthält der Bericht Gaspar Contarinis v. J. 1525, Alb. I. 2. S. 9, welche bisher zu den seltensten Relationen gehörte. Alberi entnahm sie dem k. Hof-Archive zu Turin. Sie verdient wegen der feinen Beobachtungen über den Charakter der Völker, über Gesetze und politische Einrichtungen die genaueste Berücksichtigung. Historische Ereignisse werden nur beziehungsweise erwähnt. Ein Exemplar dieses Berichtes sah Ranke auch in der Bibl. Altieri zu Rom. R. Päpste III. S. 265. Sie würde für den ersten Band der Fürsten und Völker von großem Werthe gewesen seyn. Die in diesem benützte Relation Contarini's ist vom Jahre 1550.

**) S. I. 1. S. 71.

(Schluß folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Bd. II. Heft. Würzburg 1840 8.

I.

Auszüge aus den Urkunden des röm. Kaisers Friedrich III. in Beziehung auf das ehemalige Fürstenthum Würzburg.

(Mitgetheilt vom k. Legationsrath Hrn. Dr. Scharold.)

Diese Urkunden-Auszüge, welche des VI. Bandes 2tes Heft des Archivs von Unterfranken ꝛc. eröffnen, sind entnommen aus „Chmel's Regestachronologico-diplomatica Friderici III. Romanorum imperatoris (Regis IV). Auszug aus den im kk. geheimen Haus-, Hof- und Staats-Archive zu Wien sich befindenden Reichsregistraturbüchern v. J. 1440 — 1493. Wien 1840. 4.“ —

Aus dem überreichen diplomatischen Materiale, welches mit Einschluß eines noch zu erwartenden Supplementheftes an 10,000 urkundliche Notizen enthält, hat Hr. Sch. im vorliegenden von den Jahren 1452 — 1492. dasjenige ausgehoben, was zunächst das Fürstbisthum Würzburg angeht. Den Schluß macht eine in extenso mitgetheilte Urkunde K. Friedrichs d.d. 2. Septemb. 1465. Neuwstat, wodurch er die zum Nachtheile der Regalien des Hochstifts Bamberg mit Würzburg getroffene Einigung kassirt; welche indeß mit dem Urkunden-Auszuge S. 5. 22. Februar 1465, Schannat, Sammlung I. 151. nicht zu verwechseln ist. Diese Letztere kannte Fries, die erstere dagegen nicht.

Die Bischöfe von Würzburg (Johann III. von Grumbach) und Bamberg (Georg von Schaumberg) hatten unter sich und mit Pfalz und Bayern-Landshut eine Einigung geschlossen, welche Johann von Würzburg nach Georgs von Bamberg Dafürhalten zu seinem Vortheil benutzte; denn Geleit, Landgericht, Zent-, Zoll ꝛc. sollten der Einigung gemäß, im Falle von Streitigkeiten hierüber, durch Austrag entschieden werden. Allein Georg, dem im Streite mit Christoph Fuchs von Bimbach wegen des Niederheider Schaftriebes Johanns Benehmen parteiisch vorgekommen war, verstand sich nur voll Mißtrauen und Furcht — Fuchs hatte 1200 Pferde geworben — zur Haltung der auf den Tagen zu Würzburg und Augsfeld (zwischen Haßfurt und Zeil) bestimmten Punkte, erklärte den pfälzischen Räthen und dem Herzog Ludwig von Landshut auf einem Tag zu Nürnberg die zu Augsfeld gemachte „Richtung“ für eine erzwungene, und begehrte: Johann III. solle die ihm abgenöthigte Verschreibung wieder herausgeben. Zwar wurden beyde Bischöfe, — von denen Fries sagt: „sie hätten beede harte Köpfe“ — auf dem erwähnten Nürnberger Tag durch die Bemühungen von Pfalz und Bayern verglichen; allein in Beyder Gemüth hatten Argwohn und Mißtrauen zu sehr überhand genommen und es bedurfte der nächsten besten Veranlassung, um das Feuer der Zwietracht wieder anzufachen. Auch jetzt noch bemühte sich Bischof Wilhelm von Eichstädt, das gute Vernehmen wieder herzustellen. Als jedoch der Markgraf Albrecht von Brandenburg auf den Tag zu Coburg, wo die Händel beygelegt werden sollten und woselbst beyde Bischöfe sich eingefunden hatten, das kaiserliche Schreiben vom 22. Februar 1465 überschickte; weigerte sich Georg von Bamberg auf den Grund desselben, auf weitere Unterhandlungen sich einzulassen. Johann III. von Würzburg seiner Seits appellirte von diesem kaiserlichen Schreiben, welches „auf unbeständigen leeren Bericht ausgebracht sey,“ an den besser zu unterrichtenden Kaiser, und beyde Theile ritten, sammt den vermittelnden Fürsten, im December 1465 (nicht 1466) unverrichteter Dinge und erbittert davon. Es kam, nachdem sie in Briefen einander sogar ihre Gebrechen, — Johann hatte dem Georg Blödigkeit des Gesichts und Georg seinem Gegner blödes Gedächtniß — vorgeworfen, zum offenen Krieg, als der Abt von Theres, gestützt auf Johanns von Wirzburg Verbot, vom Bamberger Bischof die Investitur zu empfangen sich weigerte. Das kaiserliche Schreiben vom 2. September 1465 muß den Partheyen kaum vor Beginn des Jahres 1466 zugekommen seyn; war es aber doch der Fall, so diente es seinem ganzen Inhalte nach sicher dazu, den Bischof Georg in seinem Benehmen zu ermuthigen. Der Ueberfall von Theres 31. December 1465, die Verwüstungen der Bamberger im Amte Zabelstein 1466 bewogen Johann, die Rüstungen wider Bamberg eifrigst zu betreiben. Er bot in Kraft der Einigungs-Verträge mit Pfalz und Bayern-Landshut den Churfürsten Friedrich von der Pfalz und Herzog Ludwig den Reichen als seine Bundesgenossen auf. Da überraschte ihn am 11. April 1466 der Tod. — Georgs Hartnäckigkeit wurde durch Pfalz und Bayerns Drohung besiegt, beyde würden sich des Würzburger Capitels, welches demüthig um Frieden gebeten hatte, nachdrücklich annehmen. Einen friedlichen Austand bis auf den 16. October 1466 machte endlich mit Bewilligung des Würzburger Capitels und des Bischofs Georg der Graf Wilhelm von Henneberg. Doch war diese Angelegenheit nicht gänzlich ausgeglichen und Fries behauptet: Georg habe durch seine „Practiken erwirkt,“ „daß die Sache gegen Rom für den Papst gezogen ward.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. August.

Nro. 155. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Relazioni degli ambasciatori veneti al senato, raccolte, annotate, ed edite da Eugenio Albèri etc.

(Schluß.)

Zwey Tugenden, sagt N. Tiepolo, scheinen mir in dem Kaiser die vorwaltenden zu seyn. Die eine ist, daß man ihn gar nicht besonders geneigt sieht, neue Staaten zu erlangen, oder sich und seinen Nachfolgern zum Nachtheile der Angelegenheiten der Christenheit eine bedeutende Größe zu verschaffen; die andere, daß er ungemein den Frieden liebt.*) Diese Darstellung geht durch alle Berichte hindurch und dürfte doch endlich deutsche Historiker zum Nachdenken über die dem trefflichen Kaiser angedichteten Eroberungspläne bringen, mit welchen Vorwänden die zahlreichen Gegner Carls V. ihre eigenen Endzwecke zu bedecken suchten. Tiepolo zeigt aber ausführlich, welch große Opfer Carl dieser Liebe zum Frieden brachte, wie er den italienischen Fürsten verzieh, um Italien zur Ruhe zu bringen, deßhalb seinen Bruder mit Ausschluß seines Sohnes zum Könige der Deutschen beförderte, Genf den Schweizern ließ, Asti an Savoyen gab, aber auch nicht duldete, daß der König von Frankreich den Fuß nach Italien setzte, da er in diesem Lande alles in Unordnung gebracht haben würde. In Betreff des Bauernkrieges sagt der Gesandte sehr bezeichnend: „wenn dieser Aufstand bloß gegen die geistlichen Fürsten gerichtet gewesen wäre, wie er es anfänglich war und die deutschen Herren und Adelichen glaubten, und wenn er sich nicht sogleich gegen Alle gewendet hätte, so würde er erlangt haben, was er wollte, und alle Zwecke erreicht haben. Kaum bemerkte aber der Adel diese Wendung, so beklagte er sich darüber, während er früher froh war, dem Aufstande zustimmte und zufrieden zusah, wie die Prälaten geschlagen wurden; jetzt aber erhoben sich alle einstimmig und ergriffen vereint die Offensive.“ *)

Auch über den ganzen Zustand der Dinge, wie er sich seit dem Jahre 1517 in Deutschland bildete, ist der Bericht von großem Interesse. Man wird von Tiepolo keine theologischen Abwägungen der Glaubensartikel verlangen; allein das ruhige und besonnene Urtheil eines aufmerksamen Beobachters über den politischen Werth der großen Vorgänge in Deutschland, die möglichen Folgen derselben, wie ihre Ursachen, sind für den Historiker schon deßhalb bemerkenswerth, weil hier ein Zeitgenosse spricht, der dem Partheygewühle ferne steht. Ueberall gewahrt er eine Abneigung gegen den römischen Stuhl, einen gewaltigen Haß der Weltlichen gegen alle geistliche Herrschaft und jede Art religiöser Personen, der bereitwillig jede Meynung annimmt, welche

*) L. c. S. 77.

*) Eine ähnliche Auffassungsweise hat auch Maria Giustiniani I. 2 S. 153: per tal razione hanno favorito e difeso tutti i principi germanici parlando universalmente questa setta luterana — non perchè zelus fidei li mova, ma perchè con la religione hanno voluto tirar nell' opinione loro tutti i popoli contro questi due gran fratelli (Carlo V. e Ferdinando), de' quali molto temono. Espero i principi si movoni per la grandezza di Cesare e del fratello, i popoli per la religione.

von einem auch nur halbwegs angesehenen Gelehrten kömmt, sobald sie nur gegen den Clerus ist. Daher auch ein Chaos verschiedener Ansichten, Lehren, daß nothwendig zuletzt alles darunter und darüber gehen müsse (udiremo un giorno andar tutto sotto sopra) und Deutschland keine größere Unternehmung mehr zu wagen vermöge. Wohl aber sey zu fürchten, es möchte unter den Deutschen selbst irgend ein großer und verwickelter Krieg entstehen, welcher den Städten wie den Ländern das äußerste Verderben bringen müßte (S. 131). So hat der unselige 30jährige Krieg schon ein Jahrhundert früher 1532 seinen Verkünder gehabt.

Bernardo Navagero, welcher seine Relation im Jahre 1546 verfaßte, macht gleich Anfangs auf den Vortheil aufmerksam, den der Fürst eines gerundeten, in sich geschlossenen Reiches über den Besitzer so vieler, entlegener und durch Sprache Sitte und Verfassung geschiedener Länder — den Franz I. über Karl V. habe. Bernardo hat den Kaiser auf dem französischen Feldzuge begleitet und ist voll Anerkennung der Tapferkeit, Besonnenheit und des Feldherrnblickes Carls V. Bey den Schilderungen der verschiedenen Nationen, die an dem Kriege Theil genommen, kommen übrigens die Deutschen am schlechtesten weg. Nachdem er ihre Eigenschaften hervorgehoben, schließt er laconisch: in somma è la peggior gente che posa darsi. Doch gehört dieser Bericht im Allgemeinen wohl nicht zu den ausgezeichneten, obwohl er eine gute Schilderung des französischen Krieges enthält, der mit dem Frieden von Crespy endigte. Eben so ist auch von Bedeutung zur Kenntniß des Zustandes von Deutschland die Abwägung der Gründe, in wie ferne es gerathener sey, einen Krieg mit den lutherischen Fürsten zu beginnen. Da der Krieg um diese Zeit vor der Thüre stand (reputandosi la guerra certa), ist eine solche Darstellung natürlich von Interesse. Dem Gesandten zufolge herrschte bey dem Kaiser vorzüglich der Gedanke vor, es möchte, wenn nicht mit Waffengewalt eingeschritten werde, auch in den Erblanden, vor allem in Friesland und Holland eine Religionsveränderung vor sich gehen. Der Krieg müsse aber für den gefährlichsten gehalten werden, den der Kaiser bisher geführt, und zwar gefährlich nicht bloß für diesen, sondern für die ganze Christenheit und für Italien insbesondere. Man fürchtete eine Diversion der Türken, Franzosen und Engländer zu Gunsten der lutherischen Fürsten, einen Zug derselben gegen den Papst. Navagero persönlich hält den Krieg von Seite des Kaisers für nothwendig, seine Sache für die gerechte. Der ganze Abschnitt S. 358 — 365 verdient eine besondere Beherzigung aller derjenigen, welche diese so merkwürdige Zeit unparteyisch würdigen wollen.

An die Relation Navagero's über Karl V. vom Jahre 1546 schließt sich die Lorenzo Contarini's vom Jahre 1548 an. Sie enthält über die Pläne des Kaisers bey dem Ausbruche des schmalkaldischen Krieges, so wie über die Hauptpersonen in diesem sehr bezeichnende Bemerkungen. Nie, sagt Lorenzo, hatte der Kaiser die Absicht Deutschland zu unterjochen; wohl aber, einen Bund aufzurichten, durch welchen die von Deutschland getrennten Staaten wieder mit demselben vereinigt würden und die nothwendigen Kriege durch die ganze Kraft Deutschlands und der Erblande geführt werden könnten.

Würde es hier der Raum erlauben, so möchte Ref. sehr gerne eine Vergleichung zwischen der Darstellung der Zustände Deutschlands und des Papstes nach Lor. Contarini S. 436 — 447 und der Ranke's in den römischen Päpsten I. S. 258 — 269 ziehen. Dem letzteren zufolge „fühlte sich P. Paul III. (bey dem schmalkaldischen Kriege) als ein Verbündeter der Protestanten.“ — „Wunderbar, ruft Ranke aus, wie auch dießmal die Entzweyung des Papstthums und des Kaiserthums, hervorgerufen von der politischen Stellung des ersten, den Protestanten zu Hülfe kam. — Der Kaiser mußte erleben, daß der wesentlichste Theil seiner Pläne an dem Abfall seines Verbündeten scheiterte“ ꝛc. Fassen wir aber die Stellung des Kaisers nach Lor. Contarini in das Auge, so ergiebt sich Folgendes.

Karl V. hatte eine doppelte Absicht, 1) den schmalkaldischen Bund zu Grunde zu richten. Dieß gelang ihm durch die Niederlage und Gefangennehmung des Churfürsten von Sachsen und des Landgrafen von Hessen völlig. Das zweyte war die Aufrichtung eines Bundes, welcher die niederländi-

schen, wenn möglich die italienischen und alle Staaten K. Ferdinands nebst Deutschland in sich schließen sollte. Dieser Plan mißlang in Folge der Abneigung der deutschen Fürsten. An dem Gelingen des ersten hatte der Papst Antheil, an dem Mißlingen des zweyten — keinen.

Von dem Bunde selbst, wenn er zu Stande kam, konnte Frankreich, dem Papste, den Venetianern und den Schweizern Gefahr drohen. Ein Jahr, so glaubte man, würde hinreichen, ihn zu Stande zu bringen, und als hierauf der Papst sich mit König Franz verband, so war diese Liga so weit entfernt, dem Kaiser ein Hinderniß zu bereiten, oder den wesentlichsten Theil seiner Pläne scheitern zu machen, daß die kaiserlichen Minister öffentlich erklärten, sie kümmerten sich um diese Liga nicht, so lange nicht auch die Venetianer daran Theil genommen hätten. Die Folgen dieses Bundes, zu welchen noch Heinrich II. die Venetianer zu bereden suchte, fielen auch nicht sowohl auf den Kaiser, wie Ranke's Darstellung zu erkennen giebt, als auf den Papst. Denn jetzt suchte Karl V. „ohne alle Rücksicht alles in Sicherheit und auf den besten Standpunkt zu bringen, wie denn jetzt im Gegensatze zu dem früheren Benehmen des Kaisers, Piacenza weggenommen und gegen den Herzog von Würtemberg neue Schwierigkeiten erhoben wurden.“ Der Papst, bemerkte Lorenzo ferner, Venedig und Frankreich würden sich durch den nothwendigen Unterhalt der stehenden Heere erschöpfen, der Kaiser aber könne seine Angelegenheiten in Ordnung bringen. Sollte jedoch ein Krieg entstehen, und Lorenzo hielt diesen in mancher Hinsicht den Interessen Venedigs zuträglich, so würde der Kaiser, da der Reichstag sich für die Wiedereröffnung des Concils erklärt hatte, leicht diesen Vorwand für sich gebrauchen können, wenn auch der Krieg selbst für ihn vielleicht nicht den günstigsten Ausgang nehmen dürfte.

Es wird, wenn diejenigen Bände dieser Sammlung erscheinen werden, die sich auf Rom beziehen, wohl noch öfter der Fall sich ergeben, die Darstellung der „römischen Päpste“ in etwas zu berichtigen.

Die Mittheilung der Relation N. Tiepolo's über die Zusammenkunft zu Nizza ist dankenswerth, doch in noch höherem Grade die des Marin Giustiniano über K. Ferdinand (1541). Die kritische Lage der Katholiken dem gewaffneten schmalkaldischen Bunde gegenüber, die großen Rüstungen der Bundesfürsten werden mit Scharfsinn beschrieben. In Bezug auf die Möglichkeit einer Beendigung der Wirren werden die Wege, die hiezu führen könnten, Krieg, gegenseitige Ausgleichung, Concil besprochen; ja selbst die Frage wurde erörtert, was wohl geschehen würde, wenn K. Karl lutherisch würde, wodurch er sich, wie einige meynten, in den unbestrittenen Besitz des ganzen Reiches zu setzen vermocht hätte. Marino zeigt jedoch das Trügerische einer solchen Annahme, und wie für den Kaiser hieraus nur der Abfall seiner Staaten und das höchste Verderben hervorgehen könne.

Wenn Ref. zum Schlusse noch der Relationen über England gedenkt, so geschieht es zum Behufe der Ehrenrettung einer Königin, deren Namen man gewöhnlich nur mit Abscheu nennt, der sogenannten blutigen Maria, einzigen legitimen Tochter Heinrich's VIII. Möchten doch alle diejenigen, welche sich berufen fühlen, den Stein der Verdammniß auf die unglückliche Fürstin zu schleudern, erst ihre qualvolle Lage ermessen, in welcher sie durch ihre Geburt, die traurige Erfahrung ihrer Jugend, als sie, mit den ersten Königen der Christenheit verwandt, zum Bastarde erklärt, den Kebsweibern ihres Vaters dienen mußte, durch ihre religiöse Ueberzeugung, ihre Heirath und vor allem durch das nagende und kummervolle Gefühl, den Parteyen Englands gegenüber kommen mußte, daß sie, ohne einen leiblichen Erben ihre Krone und ihre Grundsätze, das Werk ihrer Regierung doch nur der Zerstörung durch diejenige hinterlassen könne, welche von allen Menschen auf dem weiten Erdenrunde ihr die verhaßteste seyn mußte — durch Elisabeth. Die Characterschilderung, welche Micheli (S. 323 und 324) und eben so auch die andern Berichte von Maria entwerfen, zeigt eine nicht gewöhnliche Kraft der Seele, eine Hoheit des Geistes, welcher andererseits nur ihre Demuth und Religiosität gleich kam. Allein die unaufhörlichen Empörungen des niederen Volkes, welche das Reich nicht zur Ruhe kommen ließen, und die Heucheley der Großen, welche jetzt, weil die Königin es wollte, in die katholischen Kirchen giengen und Klöster wieder aufbauten, wie sie sie zuerst aus gleichem Anlasse zerstört hatten und, wenn es befohlen würde, auch wieder zerstören wür-

den, stürzte sie in ein Meer des Mißtrauens und verlieh ihrer Regierung einen Character der Schärfe und der Unpopularität, den alle ihre persönlichen Tugenden nicht abwenden konnten. Interessant ist noch, was Micheli in Bezug auf Elisabeth und Philipp II. hinzufügt, daß der Letztere es verhinderte, als Maria ihre illegitime Schwester durch einen Parlamentsbeschluß zum Bastarde erklären lassen und aus dem Reiche entfernen wollte. Als 23jährige Princessin war Elisabeth, von Angesicht weniger schön als graciös, schön gebaut, ihr Teint stach etwas in das Olivenfarbige;*) sie besaß eine besonders schöne Hand, mit der sie zu kokettiren pflegte, **) war von bewunderungswürdigem Geiste und hatte eine Kenntniß der Sprachen, durch welche sie die, übrigens sehr unterrichtete Königin noch übertraf.

Höflex.

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Bd. II. Heft.

(Fortsetzung).

Passend bemerkt derselbe Historiker über den ganzen mit der Feder wie mit dem Schwerte geführten Streit: „Ich finde, daß die Nutzung zu Heid des Schaftriebs, daraus der Hader anfänglich herkommen, jährlich über 3 fl. nicht ertragen habe, so werden auch die 3 Stücke des angezogenen Vertrages, nämlich Geleit, landgericht und zoll ein gantzes jahr über 30 fl. nicht geschätzet. Das war die schöne Helena, darum die beeden Fürsten, so zuvor gute freunde und nachbarn mit einander waren, schier einen Trojanischen krieg angerichtet hätten."

II.

Weisthum der ehemals würzburgischen Stadt Meiningen vom J. 1450.

(Mitgetheilt von demselben; und hier nach einer gleichzeitigen Abschrift abgedruckt.)

Im reichhaltigen, 387 Nummern enthaltenden Verzeichnisse von Weisthümern, welches J. Grimm seinen deutschen Rechtsalterthümern beygegeben hat, ist das Meiningische nicht befindlich. Wie hoch Grimm diese eigenthümliche Art von Rechts- und Geschichts-Quelle anschlägt, ist aus seiner Vorrede zu obigem Werke S. IX — XI ersichtlich. Deßhalb ist auch das hier mitgetheilte Weisthum eine sehr erwünschte Gabe. — Denkwürdig ist die Art und Weise, wie die „gewonliche recht," welche „von alter Herkommen sindt", verzeichnet wurden, worüber der Eingang folgenden Aufschluß ertheilt.

„Die Obgemelten" (Schultheiß, Burgermeister und die Schöpfen des Raths, der Gemeinde, Burgermeister und die 8 vom Rath der Gemeinde) „gaben für, wie das ettlich personn vnd menner von den eldesten der genantenn Stadt den wol wissentlich were von sulchen altherkomende friheubten gewonheyten vnd rechten dieselben menner ettlich Sechtzigk Jare ettlich Sibinzig Jare ader elder gedacht vnd alt waren die von todß wegen abgehen mögten . . . vnd sie besorgten das Jne in kunfftigen gezeiten Jnlegung mögt gschen Jn sulche Jre alt Herkomende das sie ein sulchs vorkomen mögten Beachten sie für dieselbin Nachgeschrieben menner (folgen die Namen) . . . baten die . . . Menner zu uerhören vnd sie zu fragen waß Jne wissentlich were von sulchen freiheyten gewonheiten rechten vnd alt herkommen die Jne denn stuckweise also von Wortt zu Wortt gelesen wurden darauff die obgenanten menner alle vnd Jglicher besunder mit aufgerackten fingern leiplichen zu godt vnd sennen Heiligen gesworn haben das Jne wol kunth vnd wissen sei vnd auch von Jren eldern nicht anders gehort gesehen oder vernomen haben Dann das sulch alt freyheit gewonheit vnd recht von alter also herkomen vnd gewest sey ꝛc." — Des andern Tags brachten Schultheis, Burgermeister und Schöpfen für den Notar Heinrich Nune von Luternbach zwey 80jährige Greise, welche gleichfalls einen leiblichen Eid schwuren: „Wie sie etwa lange zeidt vnd Jare zu dem radt vnd Jn den radt zu Menningen gegangen sindt vnd diese hirnach geschribine gewonliche recht Jne auch gantz wol kunth vnd wissen sindt vnd die also mit dem radt auch zu vil malen gehandelt habin vnd von den eldisten des radts zu der Zeidt nye anders gehort oder verstanden habin dann sulche gewonliche recht von alter Herkomen sindt." — Alsdann folgen die einzelnen Artikel des Weisthums selbst.

(Fortsetzung folgt.)

*) Bella carne ancorchè olivastra.

**) Della quale ne fa professione.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. August.

Nro. 156. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Geschichte des deutschen Kaiserthums im vierzehnten Jahrhundert. Von Heinrich VII. bis auf den Tod Karls IV. 1308 — 1378. Von Dr. W. Dönniges corr. Mitgliede der Akademie von Turin u. Privatdocenten an der Universität zu Berlin. Erste Abtheilung. Erster Abschnitt. Berlin 1841. Verlag der Nicolaischen Buchhandlung X. 343 S. 8.

Nicht ohne großes Interesse nahm Ref. das vorliegende Buch in die Hand, da es eine Periode beleuchtet, die er selbst nicht nur mit Aufmerksamkeit erforscht, sondern auch aus den Quellen zu beschreiben beabsichtigte. Jedoch mit dem Unterschiede von dem Verf., daß Ref. unmittelbar an den großen Wendepunct in der Geschichte des Abendlandes, welcher mit dem Tode K. Friedrich II. (1250) beginnt, anknüpfen wollte, und die gewaltige Pest, welche Europa um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts heimsuchte, sich als sein Ende bezeichnete. Selbst die Geschichte der deutschen Päpste, so sehr sie nach dem Erscheinen des zweyten Bandes ein abgeschlossenes Ganzes bildet, war ursprünglich nur Vorarbeit zu dem größeren Werke über den Partheykampf vom Jahre 1250 bis 1350, zu dessen Abfassung Ref. während seines Aufenthaltes in Italien das nöthige Material sammelte. Ref. mußte deßhalb dem Buche des Hrn. Dönniges, der ähnliche Zwecke zu verfolgen schien, mit Spannung entgegensehen und freute sich, als ihm nach mehrjährigen anderen Arbeiten die Muße zu den alten, ihm theuer gewordenen Studien wieder gegeben ward, den Faden früherer Forschungen damit wieder aufnehmen zu können.

Nach einem kurzen Vorworte, in welchem der Verf. Rechenschaft ablegt, warum er sein Werk den Manen Niebuhrs widmete, und die Entscheidung über dessen wissenschaftlichen Werth den Männern unterstellt, „die sich mit der Erkenntniß der Geschichte des vierzehnten Jahrhunderts beschäftigt haben," folgt „eine Einleitung zur Critik der Quellen für Heinrich VII." — Man erwartet, daß der Verf. hiebey sein Verhältniß zu Bartholds Römerzug König Heinrichs von Lützelburg, welches für ihn eine überaus nützliche Vorarbeit seyn mußte, oder zu Gervinus' interessanten Betrachtungen über florentinische Geschichtschreiber darlegen werde; allein der letztere wird nur ein paarmal citirt und von dem ersten S. 24 gesagt: „Alles dasjenige also, was von meinen Vorgängern für Heinrich VII. besonders in dem sehr fleißigen, reichen Buche von Barthold — geleistet ist, wo ich nicht davon abweichen mußte, was freylich an vielen Stellen geschah (Ref. erinnert sich nur bey einer bedeutenden Stelle S. 103 die Abweichung bemerkt gefunden zu haben) setze ich als bekannt voraus." Statt einer dem Gegenstand angemessenen Einleitung erhält also der Leser eine in dem bekannten philosophischen Styl der Berliner Schule geschriebene Abhandlung, um zu beweisen, „daß die Kritik das Erste der Erkenntniß ist."*) Der

*) Unter Anderem liest man S. 13. auch folgenden Satz: „die Praxis des Denkens in der Historie ist die Anwendung des Allgemeinen auf den vorliegenden historischen Stoff." Was würde Tacitus hiezu sagen?

zu hoch gespannte, fast widrige Ton, welcher mit dem Inhalte in keinem richtigen Verhältnisse steht, macht in dem Leser den Gedanken rege, der Verf. möchte ihm und Niebuhrs Manen doch nur Bruchstücke eines ehemaligen Collegienheftes vorgelegt haben, und die gesuchte Bescheidenheit, welche S. 1. der Eingang nicht ohne eine gewisse Schwerfälligkeit kund giebt, erzeugt unwillkührlich den Wunsch, so schnell wie möglich den Verf. auf diesem Gebiet zu verlassen. Uebrigens mag sich der Leser mit seinem Tadel wohl in Acht nehmen, damit nicht etwa seinen Gedanken eine üble Absicht untergeschoben werde. Denn da der Verf. verspricht, „den folgenden Theilen der Darstellung (Ludwig des Bayern und Carl IV.) immer ähnliche Untersuchungen vorauszuschicken," enthüllt er auch die geheime Absicht, welche ihn dabey leitet, „damit nämlich das gelehrte und vorurtheilsfreye Publikum, welches nicht vom Neide gegen Alles dasjenige, was etwa Tüchtiges ist und leistet (?), ausgehet, entscheiden möge, ob redlicher Fleiß an die Arbeit gewandt sey und welches Talent sich mit dem Fleiße verbinde." Referent glaubt den Verf. versichern zu dürfen, in vorliegender Schrift keinen Grund des Neides gefunden zu haben.

Sieben Quellenschriftsteller, Nicolaus von Butronto, Albertinus Mussatus, Ferretus von Vicenza, Johann von Cermenate, der unbekannte Geschichtschreiber Balduins von Trier, Johann Villani und Dino Compagni wurden von dem Verfasser einer kritischen Sichtung ihrer Berichte unterworfen. Jedoch macht nicht die Kritik dieser Quellen, wie man vermuthen möchte, den größeren Theil des Werkes aus, sondern eine Uebersetzung der florentinischen Chronik des Dino Compagni, die abgesehen von ihrer verhältnißmäßig geringen Bedeutung für die Geschichte Heinrich VII. in einer so eigenthümlichen Sprache geschrieben ist, daß jeder, der auch nur etwas italienisch versteht, selbst der gelungensten Uebersetzung den Originaltext, der in manchen Stellen geradezu unübersetzbar ist, vorziehen wird. Wäre es nicht besser gewesen, statt dessen etwa den Werth sämmtlicher Localschriftsteller jener Zeit, lucchesischer, pisanischer ꝛc. *) oder das Verhältniß Dante's zu Heinrich VII., die auf ihn bezüglichen Stellen der Commentatoren der divina comedia und insbesondere den Werth einer der Hauptschriften für die innere Geschichte jener Zeit, Dante's Buch de monarchia zu erörtern und dessen Einfluß auf die Staatsrechtslehre der damaligen Zeit, mit Berücksichtigung des defensor pacis, des Buches de planctu ecclesiae etc. zu ermitteln? Die italienischen Bibliotheken, welche der Verf. gleichfalls benützte, enthalten noch einen wahren Schatz von staatsrechtlichen Schriften jener Zeit und es gehört in der That zu den interessantesten Forschungen, die Danteschen Ideen über Kaiser und Staat durch das vierzehnte Jahrhundert bis zu dem Augenblicke zu verfolgen, wo sie durch den Streit der Concilien mit den Päpsten in das kirchliche Gebiet umschlugen. Unstreitig erwartet dieser Theil der Geschichte des Trecento einen Professor der Staatswissenschaft zu seiner erschöpfenden Behandlung und H. Dönniges hätte sicher seyn dürfen, würde dieser Gegenstand mit dem gehörigen Fleiße und wahrem Talente behandelt worden seyn, nicht nur keinen Neid, sondern die gebührendste Anerkennung zu finden.

Der Weg, welchen der Verf. bey der kritischen Sichtung der Quellenschriftsteller einschlägt, ist ungefähr folgender: er erklärt die Absicht, welche dem Autor bey Abfassung seines Werkes zu Grunde lag; berichtet, wo es möglich ist, die näheren Lebensumstände des Verfassers, in wie ferne aus ihnen sich eine persönliche Bekanntschaft mit den vorzüglichsten Personen ihrer Geschichte, eine nähere Kenntniß der Umstände und Ereignisse ergiebt; zeigt, in wie ferne somit der Verfasser Wahrheit berichten konnte und — wollte; durchgeht endlich die Quellen, aus denen dieser nach seinem eigenen Geständnisse schöpfte, oder die man mit Recht als die seinigen anzunehmen vermag. Es ist dieß eine Behandlungsweise, die bekanntlich weder neu noch dem Verf. eigenthümlich ist, da schon Muratori in seinen Vorworten zu den von ihm mitgetheilten Quellen auf ähnliche Weise verfuhr und sie in neuerer Zeit vor allen Ranke in seiner Kritik der italienischen Schriftsteller ausübte. Jedermann sieht aber

*) Sollte dem Verf. während seines Aufenthaltes in Italien z. B. das für Heinrich VII. interessante chronicon Johannis Judicis unbekannt geblieben seyn?

ein, daß, wenn hiebey nicht ein sehr genau bestimmtes Maß eingehalten wird, die größte Willkührlichkeit statt finden kann und Ref. gesteht, bey solchen Bemühungen den Wunsch nicht unterdrücken zu können, es möchte recht zeitig sich die Wiedervergeltung einstellen und die literarische Vivisection an denen statt finden, welche damit gegen Andere so freygebig sind.

So ist es z. B. keine zu schwierige Sache, den Albertinus Mussatus kritisch zu beleuchten, da sein literärisches und politisches Wirken ziemlich klar vor uns liegt. Viel schwieriger aber ist es, wenn, wie der Verf. es sich auch zur Aufgabe machte, Fragen der Art, untersucht werden, ob dieser und jener Schriftsteller, einen andern z. B. Ferretus den Mussatus benützte. Ferretus sagt nein, der Verf. ja und beruft sich S. 77. auf das Ergebniß der Vergleichung der schlagendsten Stelle (der Erzählung von der Belagerung Brescia's) bey beyden Schriftstellern. Während aber der Verf. glaubt, seine Meynung unumstößlich erwiesen zu haben, geht aus der Vergleichung der gesperrten Stellen insbesondere doch nichts anderes hervor, als daß die Thatsachen bey beyden übereinstimmen. Hierauf aber einen solchen Schluß zu bauen, dürfte Unbefangenen unzulässig vorkommen, besonders wenn die Uebereinstimmung nur darauf hinausläuft, daß z. B. jemand von 30 Bewaffneten angefallen wurde, (S. 78). Ein solches Factum kann man doch nicht mit einer andern Zahl ausdrücken und wenn alle diejenigen, die über einen solchen Gegenstand berichten und statt 30 nicht 40 oder 20 setzten, einander ausgeschrieben haben müßten, so dürfte, wer solches behauptet, schwerlich sich großer Zustimmung erfreuen. Mit ebensoviel, ja vielleicht mit noch größerem Glücke ließ sich deshalb aus den, Seite 77 — 80 angeführten Stellen, gerade das Gegentheil von dem erweisen, was der Verf. darin sieht und er liefert dadurch nur selbst den Beweis, daß eine bis auf die Spitze getriebene Kritik — sich selbst zerstört.

Bey der Kritik des Anonymus von Trier treffen wir auf die Hauptabweichung des Verf. von Barthold. *) Dieser versichert, wie ihm „des Anonymus Nachrichten ganz unentbehrlich gewesen"; daß, „so lange der Erzbischof Balduin um die Person des Kaisers war, die Angaben des Verf. der gesta Baldewini mit den besten italienischen übereinstimmen und sie oft an Genauigkeit übertreffen." Dagegen behauptet der Verfasser, der Anonymus kenne auch nicht im entferntesten die Verfassung der italienischen Städte, führt jedoch nur eine Stelle an, in welcher der Verf. den Geschlechtsnamen Visconti mit der Würde eines Vicecomes verwechselte. Ferner sey die Erzählung des Aufstandes Guido's oberflächlich, er berichte fabelhafte Geschichten, sehr viel von Vergiftungen, von Wissenswerthem wenig. Der Verf. scheint jedoch übersehen zu haben, daß das Lob, welches Bartoold dem Anonymus spendet, nur ein Bedingtes war, und die Behauptung des Textes, „weil die italienischen Städtenamen bey ihm ganz corrumpirt sind, sey gar nicht daran zu denken, daß der Verfasser in Italien gewesen," scheint, sonderbarer Weise, Herr Dönniges in der Note 1 S. 103 selbst wieder in etwas zurückzunehmen.

Bey der Kritik Villani's „führt der Verf. im Voraus an, daß eine zweyte Recension der storie fiorentine nicht anzunehmen sey (S. 113)" und zeigt mit großer Wahrscheinlichkeit, daß Villani erst lange nach 1300 an die Zusammenstellung und Ausarbeitung der schon früher von ihm gesammelten Nachrichten ging, hiebey aber noch „eine ungemeine Menge von Nachrichten aus dem Gedächtnisse und aus dem Hörensagen hinzugefügt habe." Wie verdienstvoll wäre es nicht gewesen, bey dieser Gelegenheit eine fortlaufende Kritik Villani's zu geben!

S. 124 — 128 wird das Ungegründete der Erzählung Villani's über die Stipulation des Erzbischofs Bertrand de Got (Clemens V.) mit Philipp von Frankreich zum Behufe der Erlangung des Papstthums aus inneren Gründen nachgewiesen und dabey bemerkt, äußere Gründe gegen die Wahrheit dieser Erzählung seyen schon von Mansi und Schlosser angegeben worden. Würde der Verf. die süddeutsche Literatur besser kennen — so möchte eine Hinweisung auf Döllingers Lehrbuch der Kirchengeschichte 1838 II. 1. S. 278 statt einer ausführ-

*) Eine kleinere in Betreff der Benützung der Reden Seite 68.

licheren Besprechung dieses Gegenstandes genügt haben.

In die ausführliche Würdigung Dino Compagni's einzugehen, haben wir schon deßhalb keinen Beruf, da derselbe bey Weitem mehr Localschriftsteller als Quelle für die Geschichte Heinrich VII. ist. Excerpte aus einem Turiner-Codex der Briefe Petrus de Vineis, die sich jedoch auf Heinrich VII. nicht beziehen, beschließen das Ganze.

Höfler.

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Bd. II. Hft. ꝛc.

(Fortsetzung.)

III.

Die Begräbnißmünzen der Regenten von Würzburg.

(Vom k. Studienlehrer, Hrn. Dr. G. J. Keller.)

Der Ausdruck in vorstehender Ueberschrift: „Begräbnißmünzen der Regenten von Würzburg" ist ohne Zweifel deßhalb vom Hrn. K. gewählt worden, weil zwischen die Bischöfe Franz von Hatzfeld und Johann Philipp von Schönborn der berühmte Bernard von Weimar, Gustav Adolphs Liebling, sich eingedrängt, dem der König, da der sächsische Prinz kinderlos gewesen, ein treffliches Gebiet mit der Gründung seines neuen Herzogthums Franken, zu dessen Sitz Schweinfurt bestimmt war, aus beyden Bisthümern Bamberg und Würzburg zu verschaffen gedachte. Indessen die Nördlinger Schlacht (7. September 1634) vernichtete das in solcher Weise neue fränkische Herzogthum; denn bereits am 18. October 1634 ward Würzburg von den Kaiserlichen erobert, so daß die Herrlichkeit dieses Herzogthums im Ganzen seit der feyerlichen Einführung Bernards in seine neue Würde am 29. Jul. 1633 länger nicht, als 1 Jahr, 2 Monate und 20 Tage, — rechnet man aber vom Datum der Schenkungs-Urkunde der Königin Christine, 10. Juny, Heidelberg, 1633 an, alsdann 1 Jahr, 4 Monate und 8 Tage gewährt hat.

Die Reihe der Würzburger Münzen dieser Art eröffnet die auf des Bischofs Melchior von Zobel, klägliche Ermordung (15. April 1558) gefertigte Denkmünze, von welcher in Silber ausgeführt Hr. K. 3 von einander abweichende Exemplare beschreibt. Eine zinnerne Medaille, im Ganzen der Nr. 2. geschilderten ähnlich, wird nunmehr Eigenthum des histor. Vereins von Würzburg seyn.

Wahrscheinlich weder auf Befehl, noch auf Kosten des Würzburger Stiftes und Capitels, oder Melchiors unmittelbaren Nachfolgers im Bisthum (Friedr. v. Wiersberg) ist diese Münze auf Zobels Ermordung gefertigt worden, sondern aus Spekulation von Privatleuten, Goldarbeitern und Gießern in Nürnberg, welche Stadt vorzugsweise im 16. Jahrhundert einen großen Reichthum dieser Art von Kunstprodukten entfaltete.

Der Typus der Würzburger Sterbmünzen, die im Grunde erst mit Julius beginnen, war im Allgemeinen und bis auf die Zeit der Säcularisation herab folgender. Der Avers enthält im quadrirten Schilde die Wappen des oder der Bisthümer, denen der Verstorbene vorgestanden, sammt dem Familienwappen. Die Legende der Vorderseite theilt den ganzen Titel des Fürstbischofs in mehr oder minder abbrevirter Weise mit. Auf dem Revers ist die bald in 6, bald in 9, hie und da auch in 10 Zeilen eingetheilte Inschrift zu lesen, welche bey Julius, Gottfried von Aschhausen, Philipp Adolph von Ehrenberg Jahr und Tag des Todes, Jahre, Monate, Tage der Regierung angiebt; seit Franz von Hatzfeld und allen folgenden aber mit dem Geburtstag und Jahr anhebt, dann das Datum der Erwählung, des Hinscheidens und das Alter nach Jahren, Monaten, Tagen hinzufügt. Es ist diesen Würzburgischen Sterbmünzen noch das eigen, daß sie (abgesehen von goldenen Sterbmünzen) zugleich cursirende Münzen, 6 oder 3 kr. Stücke, waren. Dem Hochstifte Würzburg gebührt ferner der Ruhm, daß es zuerst unter allen Stiftern des deutschen Reiches und lange vor Chur-Mainz, Chur-Trier, Chur-Kölln, Paderborn, Worms, Speyer ꝛc. derartige Münzen ausgehen ließ. Jedoch waren jene bey Julius feyerlichem Leichenbegängniße vertheilten nummi emortuales nach einer im Besitze des Würzburger historischen Vereines befindlichen Aufzeichnung „zu Nürnberg gemünzt worden."

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. August.

Nro. 157. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Karl Wilhelm Göttling, Geschichte der römischen Staatsverfassung von Erbauung der Stadt bis zum Tode C. Cäsars. Mit einer lithographirten Tafel. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1840. XVI und 352 S. 8.

Wenn sich in einer Zeit bedeutende Kräfte mit besonderem Eifer einem wissenschaftlichen Gebiete zuwenden, so hat dieß für den neuen Bearbeiter neben großen Vortheilen doch auch gewisse Nachtheile. Beyde beruhen auf den Vorzügen der vorangegangenen und gleichzeitigen Leistungen; in demselben Maße, in welchem ihm solche zu Gut kommen, erhöhen sie auch die Anforderungen an sein Werk und steigern den Maßstab für dessen Beurtheilung.

Ueber die Geschichte des römischen Staats und Rechts haben uns die letzten Jahre eine Reihenfolge bedeutender Werke von Juristen wie von Philologen gebracht *), in welchen wir ohne Ausnahme mehr oder weniger eine Bereicherung der Wissenschaft zu erkennen haben. Der Kritik aber bietet sich so von selbst nicht nur ein reicher Stoff dar —, die Vergleichung so vieler trefflicher Arbeiten wird von selbst ihren Standpunkt erhöhen und die Bedingungen vermehren, unter welchen wir ein neues Produkt als wahren Gewinn für die Wissenschaft begrüßen dürfen. Scharfsichtige, besonnene Kritik und schöpferische Combination, vollständige Beherrschung des Quellenstoffes und ein Geist, der denselben zu beleben versteht, geistvolle und gesunde Auffassung des einzelnen und tiefes innerliches Eindringen in das Wesen und die Entwicklung des Ganzen — dieß alles muß sich vereinigen, wenn die Arbeit auf diesem Felde der Geschichte fruchtbar ausfallen soll.

Das oben verzeichnete Werk will die zwey Perioden der Größe und des Verfalls der römischen Republik schildern, und zwar sind es nicht bloß Resultate, die uns geboten werden, es sind auch viele Untersuchungen, wenigstens den Hauptpunkten nach eingeflochten. — Ohne Frage nimmt dasselbe unter den rechtsgeschichtlichen Leistungen der neuesten Zeit nicht die geringste Stelle ein. Die früheren Arbeiten des Verf., in denen er einzelne Punkte der römischen Staatsgeschichte mit Scharfsinn und Gewandtheit behandelt hat, geben uns die Gewähr, daß dasselbe die Frucht langjähriger gewissenhafter Studien ist, und dieses günstige Vorurtheil wird bey genauerer Betrachtung nur bestätigt. Der Verf. bewährt überall eine ausgebreitete Kenntniß des gesammten classischen Alterthums, einen regen, oft glänzenden Scharfsinn in der Auslegung und Verbindung der alten Zeugnisse, und eine große Geschicklichkeit, was der Sache dienlich seyn kann, herbeyzuziehen, und so oft wie aus weiter Ferne Schlaglichter auf den dunklen Punkt zu werfen. In der Hauptsache den Ansichten Niebuhr's huldigend, weiß er dennoch durch neue Argumente, durch größere oder geringere Abweichungen und Modificationen seiner Forschung die Würde und den Werth der Selbständigkeit wohl zu bewahren. Für Philologen erhält das Buch noch eine besondere Brauchbarkeit dadurch, daß es auch solche Theile der Al-

*) S. Gelehrte Anzeigen Bd. IX. S. 778 f. Bd. XII. S. 657. f.

terthümer ausführlich abhandelt, welche von den juristischen Bearbeitern der Rechtsgeschichte übergangen oder nur flüchtig berührt zu werden pflegen, so das jus sacrum, die Kriegsverfassung u. dgl.

Je bereitwilliger wir aber hiemit die Vorzüge des Werkes im Allgemeinen anerkennen, desto eher mag uns auch erlaubt seyn, die schwächeren Seiten desselben freymüthig hervorzukehren. Auf eine gründliche und überzeugende Weise kann dieß freylich nur im Einzelnen geschehen, und die nachfolgenden Bemerkungen werden manche Bedenken vorzubringen haben. Sollen wir aber gleich von vorneherein einige allgemeine Andeutungen über Charakter und Methode des Werkes geben, so vermissen wir hauptsächlich jenes tiefere Eindringen in das Wesen der Einrichtungen und ihre Entwicklung, worin wir gegenwärtig eine Hauptaufgabe einer wissenschaftlichen Bearbeitung erblicken müssen. Zwar ist dem Verf. dieses Bedürfniß nicht verborgen geblieben und er läßt es nicht an Versuchen fehlen, dasselbe zu befriedigen, wie denn schon die Vorrede den Gang der römischen Geschichte wie im Mikrokosmus vorführen soll. Allein der Verf. ist offenbar zu sehr in einem gewissen abstracten historischen Rationalismus befangen, er versteht es zu wenig, sich in den eigenthümlichen Geist und Charakter jener Verfassung zu vertiefen, und so muß sich der Leser, statt eine wahre Einsicht zu erlangen, häufig mit einer allgemeinen verwaschenen Phrase, mit Analogien abspeisen lassen, welche nicht nur aus dem griechischen Alterthum, sondern aus den allermodernsten Staats-Einrichtungen hergenommen sind (wie wenn z. B. die servianischen Centuriat-Comitien mit einem Zweykammersystem, die Censoren mit Finanzministern verglichen werden). Es ist in der That nur ein Aggregat von Einzelnheiten, was uns der Verf. vorführt, welche zwar äußerlich aber nicht innerlich und organisch zusammenhängen, und in dieser Hinsicht wird sein Buch von zwey andern Leistungen der neuesten Zeit (den Werken Rubino's und Puchta's) ohne Frage weit zurückgelassen. — Sehen wir auf die Behandlung des Stoffes im Einzelnen, so fehlt der Forschung nicht selten eine gewisse Besonnenheit und Reife; der verführerische Reiz, neue Entdeckungen zu machen und vom Alten abzuweichen, hat zu mancher unrichtigen und schiefen Ansicht verleitet, und die Verschmähung des einfachen, was gleichsam vor den Füßen lag, hat sich häufig dadurch gerächt, daß nur etwas Gekünsteltes und Gezwungenes an die Stelle gesetzt werden konnte. Auch noch in andern Hinsichten läßt sich das Werk von dem Vorwurfe einer gewissen Uebereilung nicht freysprechen, welche sich auch in manchen äußern Nachlässigkeiten kund giebt (dahin gehört S. VIII „Niebuhrs aller Bedrückung des frey sich entwickelnden Lebens feindselige Seele," S. X die ruhige Allmählichkeit, die Aufgabe (d. h. der Verzicht) des Rechts des caput S. 52, die vermögentlichen Verhältnisse S. 53; Perioden wie die S. 82: „die Römer haben diese Erfordernisse, der Kinderzeugung, des gegenseitigen Schutzes, der Hilfe, ursprünglich durchaus nur als durch die Ehe, und zwar die Monogamie zu gewähren angesehen;" Citate wie S. 58: Pomponius de orig. jur. 3 statt L. 2. §. 3. D. O. J. aus des Pomponius lib. sing. enchiridii, u. s. w.).

Doch das genauere Eingehen auf den Inhalt des Werkes selbst wird weit besser als solche allgemeine Bemerkungen geeignet seyn, den Leser mit den Verdiensten wie mit den Mängeln des Buches bekannt zu machen. Daß von diesem Inhalt über die Hälfte der alten Verfassung bis zur Gründung der Republik zufällt, wird jeder begreiflich finden, der mit der Beschaffenheit der Quellen und dem Reichthum der Literatur über diese ältesten Zeiten bekannt ist.

Die ausführliche Darstellung, welche der Verf. den Anfängen Roms widmet, erhält ein eigenthümliches Interesse durch den Unterbau, welchen er derselben zu geben sucht (S. 1 — 41). Er hat es nämlich unternommen, die zerstreuten und dürftigen Notizen, welche uns die alten Geschichtschreiber über jene nationalen Elemente des römischen Gemeinwesens, die Sabiner, Latiner und Etrusker (der Verf. sieht diese in den Luceres) hinterlassen haben, zusammen zu stellen und daraus ein charakteristisches Bild eines jeden einzelnen zu gewinnen, um so den Einfluß zu erkennen und zu würdigen, den jeder dieser Volksstämme auf die Bildung der ältesten Verfassung und des ältesten Rechts gehabt hat. Der Verf. hat seine Aufgabe

mit einem bedeutenden Aufwand von Gelehrsamkeit und Scharfsinn zu lösen gewußt; er findet, um das Resultat seiner Untersuchung anzudeuten, den Grundcharakter der Sabiner in einem einfachen aber scharf ausgeprägten patriarchalisch-theokratischen Zustand, im Frieden von keinem höheren Verein als dem des Stammes und der Familie zusammengehalten, ohne Städte und Mauern, ohne Anerkennung eines Völkerrechts, mit einem strengen und ausgedehnten Recht der väterlichen Gewalt, kurz in einem patriarchalischen (?) Zustand, dem Zustande der Cyklopen zu vergleichen, wie ihn Homer schildert (?), fast ohne politische Einigung, als welche nur im Krieg und in der Religion hervortritt. — Dagegen erscheinen die Latiner sofort in wirklich geordneten politischen Gemeinwesen und Staaten, in Städten mit Mauern, mit monarchischer Verfassung, ausgebildetem Coloniesystem, sie erkennen ein Völkerrecht an, die einzelnen Völkerschaften sind durch ordentliche Bünde vereint, welche gemeinschaftliche Concilia, Connubium und Commercium haben u. s. w. — Das Verdienstliche dieser Vorarbeit wird jeder gerne anerkennen, der die Wichtigkeit bedenkt, welche solche, wenn auch noch so spärliche Notizen für unsere Einsicht in das älteste römische Wesen haben. Auch kann man mit dem Verf. über den allgemeinen Charakter jener Volksstämme wohl übereinstimmen. Im einzelnen aber ist vieles weit unsicherer, als der Verf. gesteht, und es ist sehr die Frage, ob das, was als unanfechtbar übrig bleibt, hinreicht, um daraus eine allgemeine Charakteristik jener Stämme in der Weise zu bilden, daß wir aus dieser letztern auf uns unbekannte Punkte einen zuverlässigen Schluß wagen dürfen. Jedenfalls wird sich der reine Gewinn einer solchen Untersuchung erst an der Anwendung ihrer Resultate erproben. Hier ist aber eine doppelte Gefahr sehr nahe, die eine, daß man aus Freude über die neue Entdeckung einen übertriebenen und ungehörigen Gebrauch von derselben macht; die andere besteht darin, daß man bey der Bemessung des Einflusses jener verschiedenen Elemente „nach den Sitten und Einrichtungen, die von dem Volke, aus dem sie stammen aus irgend einer Zeit berichtet werden," leicht den Fehler begeht, „Zeit, Ort und Einwirkung von Gegensätzen außer Acht zu lassen." (Puchta, Cursus der Institut. 1. Bd. S. 126. Not.) Wir werden sehen ob der Verf. diese Klippen immer glücklich vermieden hat.

Was nun Roms erste Gründung selbst anlangt, so geht auch unser Verf., wie seit Niebuhr fast alle, davon aus, daß das älteste Rom auf dem Palatinus von Latinern gegründet worden, welche eine Zeit lang ein Gemeinwesen für sich bildeten, bis sie mit andern Stämmen in eine Verbindung und Einigung getreten sind. Unser Verf. begnügt sich aber nicht mit jener allgemeinen Thatsache, er will aus der mythischen Umhüllung auch den specielleren historischen Kern jener ersten Gründung herausfinden. Er sieht in der Sage des Romulus eine Allegorie, deren Inhalt die politische Geschichte jener Gründung seyn soll; daraus ergebe sich aber, daß Rom seine Entstehung einer Secession von Alba Longa aus verdankt, welche letztere durch die in dieser Stadt herrschenden politischen Unruhen hervorgerufen werden; es sind darum ausgesetzte, den Eltern, der Familie entfremdete Brüder, welche die Stadt gründen; sie haben keinen legitimen Vater, den Kriegsgott Mars selbst sehen sie als ihren Vater an, d. h. sie haben mit dem Schwerte einen neuen Staat errungen. — Wir wollen dieser euhemeristischen Deutung jenes großen Mythus, auf dem der religiöse Glaube an Roms Macht und höchste Berechtigung zur Weltherrschaft beruhte, das Verdienst des Scharfsinns nicht streitig machen, halten es auch für nicht unwahrscheinlich, wenigstens für möglich, daß Roms Anfänge mit einer Secession aus einer benachbarten Stadt zusammenhängen; allein jene Deutung der alten Sage scheint uns eben so unzulässig, als die vor einiger Zeit so beliebte physikalische Auslegung der alten Mythologie im Großen. Wer mag es glauben, daß ein Volk sich seine historischen Ereignisse zuerst so in eine Allegorie überträgt, um dann dieses Product der eigenen Phantasie zu dem, Gemüth und Seele beherrschenden Gegenstand seines religiösen Glaubens und seiner Verehrung, zum religiösen Grundpfeiler seines Staats (man denke an die Auspicien und vergl. diese Anzeigen, Bd. XII. S. 667) zu erheben?

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Band, II. Heft.

(Fortsetzung.)

Die Vertheilung der 3 und 6 kr. Stücke (die einfachen und doppelten Goldgulden waren für anwesende höhere Geistlichkeit („Leichenpresenz") z. B. für den päpstlichen Nuntius, für die Glieder des Capitels, die Leichenredner u. s. w.) geschah an „alle Geistliche, Edel und Unedel, auch den Rathsherrn und sonsten ansehnlichen Burgern, auch den Edlen und andern ehrbaren Weibern" — und zwar an jene Individuen, die von dem auf den Altar gelegten Opfer (geld) zurückkehrten. Um Unordnungen hierbey zu vermeiden, wurden zuerst bey der Begräbnißfeyerlichkeit des Fürstbischofs Christoph Franz von Hutten († 1729, 25. März, begraben 26. April dess. J.) vor der Thüre der Cathedrale zugleich mit der gedruckten Leichenpredigt und dem Trauergedichte auch diese 3 und 6 kr. Stücke ausgetheilt. Dieß änderte sich, nach Hrn. K. in den letzten Zeiten des Bisthums dahin ab, daß die betreffenden Sterbe-Münzen „nicht nur an alle Bedienstete nach ihren verschiedenen Graden vertheilt, sondern auch während des Trauergottesdienstes von den Erkern des jetzigen Stadtgerichtsgebäudes unter das Volk ausgeworfen" wurden.

Eben diese große Masse an das Publikum vertheilter Münzen hat dieselben über alle Theile des Frankenlandes verbreitet, und manche der hier von Hrn. K. beschriebenen mögen aus dem nachbarlichen Bamberg nicht vor sehr langer Zeit nach Würzburg zurückgewandert seyn. Natürlich muß der Numismatiker wünschen, daß alle Abdrücke von Sterbmünzstempeln zu seiner Kunde und Einsicht gelangen. Die Serie dieser Sterbmünzen selbst von Julius Echter von Mespelbrunn bis auf Georg Karl von Fechenbach, diesen ausgeschlossen, ist im vorliegenden Aufsatze gut beschrieben. Von Julius bis Christoph Franz von Hutten inclusive kann der Wißbegierige, welcher die An- und Einsicht der Originalien entbehren muß, die Abbildungen der nummi emortuales bey Gropp. Collect. I. II. einsehen, und Nr. 6. der K'schen Beschreibung ist bey demselben Gropp. I. 430 nicht nur abgebildet, sondern Tom. III. 367, 368 auch beschrieben.

Fragt man nun nach dem Werth dieser Münzen, wie sie Hr. K. in möglichster Vollständigkeit hier dargelegt hat, für die Geschichte; so dürfte man dieselben allerdings hoch anschlagen. Denn was kann über Datum der Geburt, Wahl, und des Absterbens auf vollgültigere Weise belehren, als solche Münzen, die auf Befehl und Kosten des Capitels kurz nach dem Ereignisse, welches sie dem Andenken bewahren sollen, unter Aufsicht der treffenden, für diesen Fall bestens unterrichteten Behörde geprägt sind? — Sollen nun dergleichen Denkmale durch den Druck zum Gemeingut des Publikums gemacht werden, so wäre allerdings zu wünschen, daß die Verzeichnungen der auf solchen Münzen befindlichen Um- und Inschriften, besonders was darin Wahl- oder Sterbedatum angeht, mit möglichster diplomatischer Treue wieder gegeben würden. Leider, ist dieß nicht durchgehends der Fall!

So müssen wir z. B. Nro. 34. in Bezug auf Peter Philipp von Dernbach's Wahl zum Bischof von Bamberg das Datum 22. APRIL statt MARTY, und Nro. 43., den Sterbetag Fridrich Karls von Schönborn D. 15. JULY für 25. JULY geradezu als sinnstörende Druck- oder Setzfehler bezeichnen. Noch einige minder-erhebliche sind die gleich hier folgenden:

S. 40 Nro. 4. Rev. ao. 1667 für 1617.

S. 42 Nro. 10. „das — — — — — quadrirte Wappen von Bamberg (im letzten und vierten Felde)," statt im ersten.

S. 46 Nro. 19. An. MDIV, dafür lies MDCLV, wie im Reverse von Nro. 21. richtig, aber mit arabischen Ziffern steht.

S. 50 Nro. 31. Die Inschrift des Reverses zeigt in der zweyten Zeile bey Gropp eine kleine Verschiedenheit von der hier mitgetheilten, indem dort zu lesen ist SEPTEMB. 1609.

Zu Nro. 41. fehlt die kurze Beschreibung des quadrirten Schildes, nämlich: im ersten Felde der Rechen, im zweyten und dritten das Hutten'sche Familienwappen, im vierten die Fahne.

Bey Nro. 29. Avers erkennen wir im Hinblick auf die Abbildung bey Gropp gern an, daß dem Kupferstecher es kaum möglich gewesen seyn dürfte, den großen, wenn schon bis zu einzelnen Buchstaben abgekürzten Titel dieses Churfürsten in den engen Kreis zu bringen: deßhalb steht auf der Abbildung bey Gropp II, 462 bloß nach Joann. Phil. S. S. M. A. E. S. R. I. P. E. E. H. W. F. O. DVX. während der vom Hrn. K. mitgetheilte volle Titel also lautet: Joann. Phil. S(anctae). S(edis). M(oguntiae) A(rchi) E(piscopus) S(acri) R(omani) I(mperii) P(er) G(ermaniam) A(rchi) C(ancellarius) P(rinceps) E(lector) E(piscopus) H(erbipolensis) et W(ormatiensis) F(ranciae) O(rientalis) DVX.

Die hier unterstrichenen Worte fehlen auf der Gropp'schen Abbilduag.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. August.

Nro. 158. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Karl Wilhelm Göttling, Geschichte der römischen Staatsverfassung ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die Religion hatte in Rom allerdings einen politischen Charakter, aber nicht so, daß die Römer ihre Könige zu Göttern, sondern vielmehr so, daß sie ihre Götter zu Königen machten. Die Geschichte der Entstehung Roms ist ohne Zweifel eine verhüllte Mythologie, aber in der Weise, daß die Römer die Gegenstände ihres religiösen Bewußtseyns in ihre Geschichte aufgenommen, daß sie „ihre Götter in Könige verkleidet haben.“ *)

Auch die Erklärung des Namens Rom aus der latinischen Art und Weise der Städtegründung möchte nicht glücklich seyn. Der Verf. leitet den Namen her von gruma, was den Punkt bedeutet, in welchem sich bey der Absteckung des Pomöriums nach den Gesetzen des Auguralrechts die beyden Linien schneiden, welche den zur Stadt festgesetzten Raum bestimmen. Wir wollen die, gewiß sehr erheblichen etymologischen Schwierigkeiten einer solchen Ableitung dahin gestellt seyn lassen; sie scheint uns schon der Sache nach ganz unmöglich, da der Name einer Stadt doch immer etwas specifisches andeuten muß, eine gruma aber in jeder latinischen Stadt mit einem nach Auguralrecht abgesteckten pomoerium vorhanden war.

Ueber den genaueren Vorgang der allmähligen Vereinigung der drey Volksstämme zu einem Gemeinwesen kann die Forschung über den Bereich des Wahrscheinlichen nicht hinausdringen. Der Verf. folgt darin der Grundansicht Niebuhr's, daß er die Niederlassung auf dem cälischen Berg, welche er ohne weiters als eine etruskische nimmt, zu den Römern in ein abhängiges Verhältniß treten läßt, während den Hauptgegensatz gegen die latinische Niederlassung eine sabinische auf dem Capitolinus bildete, welche nach vorausgegangenem feindseligen Verhältnisse zu einem Gemeinwesen geeiniget wurden, welchem jener dritte Stamm in einer zwar politisch berechtigten aber nicht vollkommen gleichen Stellung zugeordnet wurde. Indem nun aber somit das eine römische Gemeinwesen constituirt ist, nöthigt uns dieser Bildungsact unmittelbar das Problem auf, den nachhaltigen Einfluß zu bestimmen, den Sinnesart und Sitte jener verschiedenen Stämme auf die Gestaltung und Ausbildung des neuen Ganzen geübt haben. Unser Verf. glaubt, den Schlüssel für die ältesten Zustände Roms darin gefunden zu haben, daß er dieß gesammte Stamm- und Familienrecht dem sabinischen Stamm zuschreibt; von diesem sey es auf die andern Stämme erst allmählig übergegangen, während das öffentliche Recht oder das Staatsrecht von den politisch höher gebildeten Latinern der Hauptsache nach ausgebildet und festgestellt worden, die Etrusker dagegen zum Staatsrecht wenig mehr beigesteuert haben, als einige äußere Abzeichen der Beamten und der Stände. In anderer Beziehung sieht er in den Latinern überhaupt das vorwärts schreitende, in den Sabinern das hemmende Element in der römischen Verfassung. Es ist im Grunde eine verwandte Ansicht, aber weit feiner und besonnener gefaßt, wenn der neueste treffliche Bearbeiter der römischen Staats- und Rechtsgeschichte den Einfluß des römischen und

*) Puchta a. a. O. S. 115.

sabinischen Elements in der Art vertheilt, daß er auf das römische die Thätigkeit nach außen, auf das sabinische die innere Ordnung zurückführt (woher der bekannte Gebrauch des Wortes Quirites). So scharfsinnig und geistvoll aber auch Puchta dieß Princip durchzuführen versteht, so kommt uns doch eine solche Trennung der bestimmenden und treibenden Kräfte für das organische Leben eines Staats viel zu fein und scharf, überhaupt viel zu abstract und ideal vor, obgleich wir nicht anstehen, mit Puchta das Eigenthümliche des römischen Volkes vorzugsweise dem sabinischen Elemente zuzuschreiben, während sich aus dem latinischen Bestandtheile Roms die Verwandtschaft mit griechischer Nationalität erklärt. — Mit dem obigen Dogma unsers Verf. können wir uns aber, so wie er es hingestellt, hat, gar nicht befreunden. Es ist geradezu unglaublich, daß die beyden andern Stämme das Stamm- und Familienrecht des sabinischen Stammes wenn auch nur allmählig angenommen haben; das ist jeden Stammes unmittelbarstes, mit seinem ganzen Daseyn identisches, eifersüchtig bewahrtes Besitzthum. Allerdings hat eine Verschmelzung Statt gefunden, diese ist aber nothwendig als gegenseitig zu denken, und wohl am wenigsten als eine bloße Uebertragung, sondern vielmehr als eine allmählige Entwicklung und Fortbildung der verschiedenen Einbringnisse zu einem gemeinschaftlichen Neuen. Wie dem auch sey, den Leser hoffen wir bald zu überzeugen, wie mißlich es mit der Durchführung jenes angeblichen Grundsatzes im Einzelnen aussieht.

Der Verf. stellt uns zuerst (S. 61 — 146) das Stamm- und Familienrecht dar. Auf diesen vorherrschend rechtsgeschichtlichen Theil des Werks müssen wir den Ausspruch anwenden, daß das Gute darin weder neu, noch das Neue immer gut ist. Man kann den Wunsch kaum zurückhalten, daß der Verf. von dem vorhandenen Guten mehr, wenn auch nur benützt, von seinem eigenen Neuen weniger dazugethan haben möge. Dieß Neue ist aber hauptsächlich aus dem Bestreben hervorgegangen, durch Verknüpfung und Combination verwandter Begriffe, durch Aufspürung gewisser Grundanschauungen, durch die Entdeckung des nationalen Ursprungs der einzelnen Einrichtungen neue und tiefere Aufschlüsse zu geben. Wie weit ihm dieß gelungen ist, und ob er sich dabey von solchen Mißverständnissen, welchen Nichtjuristen so leicht ausgesetzt sind, frey zu halten gewußt, mag ein näheres Eingehen auf die wichtigeren Puncte dieses Abschnitts aufzeigen.

Als die Begriffe, in welche der Römer die Rechte des freyen Bürgers theils im Allgemeinen in Beziehung auf den Staat, dann im besondern auf Stamm, Geschlecht und Familie, theils endlich auf das Vermögen gelegt haben, werden zunächst die Worte Caput und manus, „Hauptrecht und Handrecht“ (wer denkt nicht gleich dabey an das Besthaupt und an das Faustrecht?) und zwar in der Weise vorangestellt, daß caput die politischen stammlichen und geschlechtlichen, manus die väterlichen, ehelichen, vermögentlichen Vollrechte (?) in sich begreife. Niebuhrs einzig annehmbare Erklärung des Wortes caput — als die Rubrik jedes Römers in der censorischen Bürgerliste, mit dem, was dabey über seine persönlichen Verhältnisse bemerkt war, — wird deßhalb verworfen, weil sie durch keine Stelle der Alten unterstützt werde. Man muß sich aber verwundern, wie der Verf. diesen Vorwurf und seine eigene Ansicht in einem Odem aussprechen konnte. Denn so geläufig auch der entwickelten römischen Jurisprudenz der Begriff der capitis deminutio ist, so kömmt doch der Ausdruck caput für sich allein in jener abstracten Bedeutung eben so wenig vor, als manus; manus heißt überall, wo es technisch gebraucht wird, die Gewalt des Ehemanns über die Frau in der strengen Ehe; in andern Zusammensetzungen, wie mancipium, liegt der natürliche Sinn der Herrschaft und Gewalt zu Grunde. Wäre nicht unser Verf. aller Mystik so abhold, so könnte man ihn im Verdacht haben, daß bey diesem Haupt- und Handrecht (später ist sogar die Rede von einer ganzen und halben Hand) physiologische Reminiscenzen aus einem einige Jahre ältern Werke im Spiele seyen.

Mit gleichem Undank müssen wir auch die weitere Entdeckung aufnehmen, daß das ganze Verhältniß der Frauen als sabinisch aufzufassen sey. „Denn die ächt römische Sage kennt dasselbe nicht, bevor die Sabiner dem römischen Staatsverband

hinzugetreten sind.“ Die Sage hatte eben früher keine Veranlassung, und wozu brauchen wir die Sabiner zur Erklärung einer Sache, die den Römern mit allen alten Völkern gemein war, die in der Natur der Dinge selbst gegründet ist? Der Verf. giebt uns eben keinen besonders klaren Begriff von jenem Verhältniß, wenn er sagt, das caput der Frauen war nur aufs Familienrecht beschränkt, und eine Manus wird ihnen gar nicht zugeschrieben. Es ist dieß unrichtig, auch wenn wir diese Worte in des Verf. eigenem Sinne gebrauchen, denn eine freye, in Geschlechtstutel stehende Römerin war des streng römischen Eigenthums (die manus begreift ja auch die „vermögentlichen Vollrechte“) ohne allen Zweifel fähig; andere Bemerkungen über diesen Punkt übergehen wir.

Da indeß ein Bürger nur in so ferne der obigen Rechte theilhaftig werden kann, als er einer stammverwandtschaftlichen Corporation angehört, so führt dieß den Verf. sofort auf die Betrachtung der Grundpfeiler des alten römischen Staats, der Tribus, Curien und Gentes. Den Verf. beschäftigen besonders die Namen der Tribus, der etymologische Zusammenhang zwischen Roma und Ramnes, und die etruskische Herkunft der Luceres. Für die letztere hat er aber nichts entscheidendes neues beybringen können. Die Ableitung jenes Namens von Lucumo bleibt problematisch und wenn die römischen Geschichtschreiber selbst in den Luceres Etrusker gesehen haben, so ist dieß keineswegs ein historisches Zeugniß sondern eben auch nur eine historische Speculation. Der Verf. steht aber seiner Annahme durch die anderweitige Behauptung selbst am meisten im Wege, daß die Etrusker zum Staatsrecht wenig mehr beygesteuert haben, als einige äußere Abzeichen der Beamten und der Stände (S. 51). Haben die Etrusker wirklich ein Glied des alten Roms gebildet, so können sie nach ihrer ganzen Bildungsstufe (vrgl. den Verf. S. 28) keinen so geringen Einfluß auf den ganzen Organismus des Staats geübt haben. — Den solennen Ausdruck populus Romanus Quirites hat Niebuhr, wie man weiß, sehr scharfsinnig auf die beyden Haupt-Bestandtheile des römischen Gemeinwesens, Latiner und Sabiner bezogen; der Verf. verwirft dieß und will unter Quirites nichts weiter als „die politisch miteinander verbundenen“ verstanden wissen. Nun ist allerdings, wenigstens im spätern Sprachgebrauch, Romani der historische und politische Name der Römer nach außen gegen andere Völker, Quirites der politische nach innen in Beziehung auf den eigenen Staat und die Mitbürger als ein Ganzes (S. 61). Allein ursprünglich muß jener Name eine viel concretere und charakteristische Beziehung gehabt haben, und es giebt keine näher liegende und einfachere, als die auf das in der Einheit noch immer unterschiedene Doppelvolk. Die obige Erklärung ist eben so kahl und inhaltsleer, als wenn (S. 57) das Wesen der Inauguration der Tribus darein gesetzt wird, daß sie in der Volksversammlung, die unter Zuziehung der Auguren gehalten wurde, als bestehend anerkannt wurden.“ Als wenn nicht die Hauptsache bey der Inauguration die religiöse Weise gewesen wäre!

In jeder der 30 Curien sind 10, somit in sämmtlichen Tribus 30 Decurien enthalten, diese Decurien sind aber nichts andres als die gentes. Diese gentes, welche also im Beginn der römischen Verfassung eine geschlossene Zahl von 300 hatten, muß man gleichsam als politische Familien betrachten; jede gens umfaßte von Anfang mehrere Familien, die später in noch mehrere auseinander gehen konnten. — Diese Entdeckung Niebuhrs hat man mit Recht (Puchta a. a. O. S. 127) eine der fruchtbarsten für die richtige Einsicht in die alte Verfassung genannt; unser Verf. (S. 62) bestreitet sie in mehrfacher Hinsicht. Er läugnet zuvörderst die Identität der Decurien und der gentes und will unter den ersteren eine unbestimmte Anzahl von gentes verstanden wissen. Denn nach Dionysius sey an der Spitze einer jeden Decurie ein Decurio gestanden; es sey ferner ausgemacht, daß im Verlaufe der Zeit gewisse Geschlechter verwandter Nationen unter die gentes d. h. in die Decurien der gentes aufgenommen worden, und dazu kommt noch die Bemerkung, daß es nicht möglich gewesen wäre die 300 gentes immer vollzählig zu erhalten. Der letzte von diesen Gründen hebt offenbar, wie schon Puchta bemerkt (a. a. O. S. 127 Not.), den vorhergehenden auf; denn die Erhaltung jener vollen Zahl wurde eben durch die Aufnahme neuer Geschlechter möglich. Was aber den ersten Grund an-

langt, so ist dieser von gar keiner Bedeutung; einen Vorstand hatten die gentes ohne Zweifel (einen Geschlechtsältesten); und warum soll der Name decurio, der wohl zunächst eine militärische Beziehung hat, mit ihm unverträglich seyn? — Es ist eine Consequenz der obigen Unterscheidung der Curien von den gentes, wenn der Verfasser die letzteren auf das Band der natürlichen Verwandtschaft gründet.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Bd. II. Hft. ꝛc.

(Fortsetzung.)

IV.

Fränkische Regesten.

(Vom Hrn. C. Heffner.)

Die Fortsetzung der im ersten Hefte des sechsten Bandes begonnenen Regesten. Ueber das Nützliche und Nothwendige dieser Arbeit haben wir uns schon im Bericht über das frühere Heft dieses Archivs ausgesprochen. Zum gegenwärtigen Regesten-Abschnitt vom Jahre 774 bis zum Jahre 815, 7. May reichend, haben die Traditiones Fuldenses bey Pistorius und Schannat — wir hätten auch Schöttgens und Kreyßig's Nachträge hier beygezogen gewünscht — das Hauptmateriale geliefert; ein Beweis für unsere früher aufgestellte Ansicht: die Gründung des Klosters Fulda dürfe in fränkischen Regesten keineswegs fehlen; denn wohin in fränkischen Landen hat nicht die Wirksamkeit der Mönche des heiligen Bonifacius gereicht? — „Wenn man," meint W. E. Tenzel, „dergleichen Bücher (wie die Traditt. Fuld.) von andern Teutschen Provinzen übrig hätte, so würde eine unvergleichliches Liecht in der Historie dadurch angezündet werden." — Doch ist der Fuldaer Traditionen hoher Werth so allgemein anerkannt, daß jedes weitere Lob dieser schätzbarsten Quelle für die fränkische und die deutsche Geschichte überhaupt wohl überflüssig seyn dürfte.

Wir haben zu vorliegenden im Ganzen gut abgefaßten fränkischen Regesten folgende Bemerkungen zu machen. Die 41 Jahre, welche sie umfassen, bieten für die gesammte fränkische Geschichte keine besonders reiche Ausbeute dar. Die Heirath Karls des Großen mit Fastraden, die Fahrt auf der Saale zur Salzburg, der begonnene Kanal und Karls Fahrt bis zum heiligen Kilian, die Sachsentransplantation, der Friede mit dem byzantinischen Hofe, die Beendigung der sächsischen Kriege, eine zu Salz angeblich 804 gehaltene Reichsversammlung und Karls Tod; dieß werden so ziemlich die in obiger Beziehung verzeichneten Facta seyn. Es scheinen uns aber die gleich hier aufzuzählenden Ereignisse auch einer Stelle in den fränkischen Regesten würdig zu seyn:

778. Vom Lahngau aus wollten die bis an den Rhein verwüstend vorgedrungenen Sachsen eine auserlesene Schaar ihres Heeres nach Fulda zu Plünderung und Mord entsenden; deßhalb ließ Sturmi den Leichnam des heiligen Bonifacius, der seit 24 Jahren in der Kirche zu Fulda geruht, erheben und gegen Hammelburg zu flüchten.

Vita S. Sturmi bey Pertz M. G. H. II. 376.

Annales Lauriss. et Einhardi bey Pertz I. 158, 159.

783, 25. März. Stiftung des Klosters Milize durch Emhilt. Pistorii Trad. Fuld. Lib. II. fol. 508, 509.

Wilhelm Ernst Tenzels hennebergische Zehnden, abgedruckt in Johann Paul Reinhard's Sammlung seltener Schriften ꝛc. 1 Thl. Coburg 1763. 8. p. 7 — 12. — Ueber die Lage dieses Klosters in der Würzburger Diöcese eine halbe Stunde von Römhild nach Königshofen zu, Reinhart a. a. O. p. 38. — Vergl. Eckhart animadvers. p. 89. 90.

785/86. Hardrad's Verschwörung; im Sommer 785 entdeckt, im August 786 bestraft.

Annal. Nazariani continuati bey Pertz I, 41. 42. 43.

Annales Lauriss. et Einhardi bey Pertz I. 168 — 169.

Einhardi vita Caroli c. 20. bey Pertz II, 454. 455.

Thegani vita Ludovici Imp. cap. 22 nennt den Hardrad einen dux Austriae, bey Pertz II, 596. — Siehe noch Pertz III. 50. Vorbericht u. s. w.

Neuere: Eckhart Fr. Or. I. 712, 714. Wenk hess. Landesgesch. II. 336, Jäger Gesch. Frankenlandes I. 125. Viehbeck Geschichtsfreund, 109, 110. — Böhmer, Regest. Karol. 14, 15. ꝛc.

* Ein Harterateshuson im westlichen Grabfeld erscheint zum J. 871 als königliches Eigenthum. Trad. Fuld. bey Schannat p. 207 Nro. 516.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. August.

Nro. 159. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Karl Wilhelm Göttling, Geschichte der römischen Staatsverfassung von Erbauung der Stadt bis zum Tode C. Cäsars.

(Fortsetzung.)

Er weiß aber dafür außer den nichts beweisenden Stellen des Varro (in hominibus quaedam sunt agnationes ac gentilitates etc.) und Verrius Flaccus (gentilis dicitur ex eodem genere ortus) nur noch eine etwas starke petitio principii vorzubringen, indem er aus der Gerichtsbarkeit der gens über die gentiles, dann aus dem Vormundschafts- und Erbrecht derselben ihre Verwandtschaft herleiten will. Die gentes mögen ursprünglich allerdings eine verwandtschaftliche Basis gehabt haben, sie haben jedenfalls dieselbe sehr bald verloren, indem sie durch die frühzeitigen Cooptationen zu einer Art politischer Corporationen wurden, welcher Charakter derselben durch die bekannte Definition Cicero's hinreichend festgestellt ist. — Was sollen nun aber jene Decurien des Verf. für eine politische Bedeutung haben? Es läßt sich erwarten, daß auf sie diejenige übertragen wird, welche man sonst den gentes beylegt. Sie sind, sagt der Verf., diejenigen Unterabtheilungen der Curien, durch welche eine Repräsentation derselben in Hinsicht auf die drey Gewalten des Staats möglich gemacht wird, der gesetzgebenden im Senat und seinen Decurien, der richterlichen in den Richtern und ihren Decurien, und der ausführenden in den Rittern und ihren Decurien; sie sind also, ähnlich wie die attischen Naukrarien, Wahlcollegien. Es wird sich später zeigen, daß die Voraussetzung dieser ganzen Annahme eine irrige ist, indem weder die Senatoren noch die Ritter aus einer Wahl der Gentes selbst hervorgiengen, und damit verlieren diese von den Gentes unterschiedenen Decurien vollends allen Halt und alle Bedeutung.

Das Erbrecht der Gentilen, nimmt der Verf. an, sey nach den verschiedenen Tribus verschieden gewesen, und dieß sucht er durch eine Reihe von Combinationen zu erweisen, deren Kühnheit zu überraschend ist, als daß wir sie dem Leser vorenthalten sollten. Aus den Münzen der Aelier wird nämlich geschlossen, daß diese die Dioskuren verehrten; aus diesem Cultus so wie aus dem Augurium des Spechts, „das den Aeliern so hoch stand," ist „vollkommen sicher zu schließen," daß die Aelier dem sabinisch-samnitischen Stamm angehörten; nun erzählt weiter Plutarch von dieser Gens, daß alle „älischen männlichen mündigen Gentilen zusammen mit Weib und Kind in einem kleinen Hause als gemeinem Eigenthum gewohnt haben," daraus folgt, — daß nach sabinischem Recht das Erbe eines Gentilen gemeinsam wurde! Da hingegen von Julius Cäsar berichtet wird, er sey reich geworden durch gentilicische Erbschaften, da ferner die gens Julia latinisch ist, so ergiebt sich daraus, daß bey den Ramnes die andere Sitte der Erbvertheilung galt, wornach der älteste der gens das Ganze erhielt. — Der Leser mag daraus ermessen, welche weitere Entdeckungen er von einer solchen überschwenglichen, man möchte sagen mikroskopischen Spürkraft noch zu gewärtigen hat; wir wünschen ihm gerne jene Schwungkraft der Phantasie, ohne welche er dem Verf. auf diesem Felde unmöglich wird folgen können.

Die folgenden Abschnitte S. 73 f. stellen das Familienrecht selbst dar. Wir finden hier so ziemlich das Bekannte wieder, mit einer oft eigenthümlichen Zusammenstellung und mit mancher origineller Zugabe, welche aber nicht immer als Gewinn zu betrachten ist. Gleich am Anfang (S. 77) zeigt sich ein Beyspiel, wie wenig sorgfältig der Verf. mit juristischen Begriffen umgeht, indem er gewissen Kreisen innerhalb der Familie „eigenthümliche Corporationsrechte“ zuschreibt. Er meynt die Propinqui, deren Rechte und Pflichten nach Klenze dargestellt werden. Er weicht dabey in einem Punkte mit gutem Grunde von diesem ab. Klenze nimmt an, daß der Hausvater nur unter Zuziehung des Familiengerichts das Hauskind habe zur Strafe ziehen können. In der That konnte aber der Vater das Kind, das sich vergangen hatte, schon kraft seiner patria potestas strafen und die Beyziehung des Verwandtenkreises hatte nur die Bedeutung einer sittlichen Rechtfertigung des Vaters, nicht die einer rechtlichen Bedingung (S. 78).

Aus der Darstellung des alten Eherechtes wollen wir auf zwey Behauptungen des Verf. näher eingehen, um daran das ganze Verfahren desselben in diesem Theile der Geschichte anschaulich zu machen. Die eine ist die, daß er die confarreirte Ehe als ein sabinisches Institut ansieht. Die Beweise hiefür sind aber nicht besonders stark. Den pontifex maximus und die flamines für sabinische Priester zu erklären, dazu finden wir auch in dem, was §. 80. ausgeführt wird, keine Veranlassung; die 10 Zeugen können eben sowohl auf die 10 Curien derjenigen Tribus deuten, welchen die Neuvermählten angehören, warum gerade auf die 10 Curien des sabinischen Stammes? Wasser und Feuer spielen bey der Confarreation nur eine untergeordnete Rolle, und wenn gleich erst Numa die Römer gelehrt hätte, das tostum far zu essen (die Stelle, Plin. H. N. 18. c. 2, nicht c. 8, scheint aber vielmehr nur von der Anwendung des tostum far bey Opfern zu sprechen), so folgt doch daraus keineswegs, daß er den Gebrauch desselben bey jener Ceremonie eingeführt habe; endlich hatte die sabinische Vermählungsfeyerlichkeit (Seite 9) etwas entschieden kriegerisches, was mit der rein religiösen Confarreation gar keinen Vergleichungspunkt bietet. Wenn der Verf. hinzufügt, daß „man im Raube der Sabinerinnen selbst eine Anerkennung sabinischer Ehegebräuche durch die Römer zu sehen berechtigt seyn möchte,“ so bekennen wir, diese Bemerkung nicht zu verstehen.

Daran knüpft sich aber die weitere Thesis, daß die in manum conventio ein der confarreatio ursprünglich allein zugehöriges Verhältniß gewesen und nachher erst auf die andern Eheformen übertragen worden sey. Es soll nämlich zuvörderst die Coemptio den Latinern angehört und ursprünglich in einem gegenseitigen Kauf bestanden haben; die Idee einer manus sey auf die Coemptio erst bey der Vereinigung der Latiner und Sabiner zu einem Staate übertragen und dadurch der ursprüngliche Sinn eines Kaufs verwischt worden. — Dieß ist alles eben so unerwiesen als unglaublich. Die Coemption war nach dem Zeugnisse der römischen Juristen eine einseitige Mancipation, ein einseitiger symbolischer Kauf, wenn auch von beyden Seiten dabey sollenne Worte ausgesprochen wurden (Huschke Studien, S. 185; v. Schröter in s. Zeitschr., Bd. 14, S. 150). Es fehlt an aller Veranlassung, diese Form nicht auch für die ursprüngliche zu halten. Die späteren Grammatiker, auf welche man sich dabey berufen könnte, haben die Sache nicht aus eigener Anschauung gekannt, definiren aus der grammatischen Wortbedeutung, und können schon darum kein Gewicht haben, weil ihre Definition keineswegs auf die ältesten Zeiten gehen soll und somit der der Juristen widerspricht. Was soll denn nun aber von Anfang die coemtio bewirkt haben, wenn nicht die manus, da zur bloßen Eingehung des matrimonium als solchen zuverläßig von je der bloße Consens genügt hat? Und wie kann man also annehmen, daß diese Wirkung erst später auf dieselbe übertragen ist? — Nun gibt es aber noch einen dritten Erwerbungsgrund der manus, die in manum conventio durch Usus (der Verf. leitet davon, gegen alle Regeln der Etymologie, sogar den Namen uxor her, indem er sich seltsamer Weise auf Odysseus und Ulixes beruft). Der Leser hat es wahrscheinlich schon errathen, was diesem für eine Bestimmung zufällt; der usus kann nichts

anderes seyn, als die Form, in welcher „die in manum conventio nach römisch-sabinischem Gesetze für die Etrusker festgesetzt worden ist," denn die Etrusker hatten die strenge Ehe nicht gehabt. — Letzteres soll sich aus Gajus (I. §. 108) ergeben, der die manus ein jus civium romanorum proprium nenne; allein die Erwähnung der manus ist eine Ergänzung Göschens und in keinem Fall hat Gajus dabey an die alten Stammtribus gedacht. Ferner führt der Verf. eine Erzählung des Plutarch (Camill. c. 15) an, diese ist indeß augenscheinlich eine Ausmahlung einer Notiz, welche Livius (5, 33) viel einfacher und kürzer hat, und aus welcher sich auf die Form der etruskischen Ehe kein Schluß ziehen läßt. Es ist aber die ganze Annahme unstatthaft, daß für Latiner und Etrusker verschiedene Formen der in manum conventio bestanden haben. Wenn die Etrusker wirklich einen Bestandtheil des römischen Staats gebildet haben, so hatten sie nothwendig das commercium und damit die Fähigkeit zur mancipatio und zur coemtio. Der Usus aber ist hier wie in andern Rechtsverhältnissen nur eine Ergänzung der Mancipatio, also ein Surrogat der coemtio. Die Fähigkeit zur coemtio und zum Usus läßt sich somit nicht trennen. Einen desto entschiedeneren Gegensatz bietet zu diesen rein juristischen Vorgängen die religiöse Confarreatio: es hat das meiste für sich, in der letzteren die ursprünglich patricische Form zu erblicken, während die coemptio und der usus dem plebejischen Recht angehört. — Fälschlich legt dabey der Verf. der usurpatio per trinoctium den Zweck unter, dem Vater sein väterliches Recht über seine verheirathete Tochter zu sichern; aus Cicero (pro Flacco c. 34) wissen wir, daß Frauenspersonen, die noch unter väterlicher Gewalt stehen, durch Usus in die manus des Mannes gar nicht kommen konnten, der Usus hatte bey ihnen gar keine Wirkung.

Hinsichtlich der Ehescheidung macht der Verf. die Entdeckung, daß divortium die Auflösung der strengen, repudium die der freyen Ehe bedeute. Es gehört dieß zu den vielen etymologischen Einfällen des Verf., von denen die wenigsten stichhaltig sind. Richtiger wird die Stelle des Gellius (X. 23, vir cum divortium fecerit etc.) erklärt, nur ist dem Verf. entgangen, daß Hasse selbst seine frühere Ansicht aufgegeben und im Rhein. Mus. f. Jurispr. (II. S. 106) die richtige Auslegung angenommen hat.

In der Abhandlung über die Rechte des Vaters tritt uns zunächst die Ableitung von peculium entgegen. Dieß Wort soll ursprünglich das junge Vieh bedeuten, welches herdenweise Sklaven auf eigene Hand (?) der Herde ihres Herrn einverleibten, und darauf soll der bekannte Ausspruch der römischen Juristen gehen: peculium nascitur, crescit, decrescit, moritur. Es ist aber wohl keine Frage, daß die römischen Juristen dieß lediglich in einem juristischen, idealen und nicht im natürlichen Sinne nehmen. Weit wichtiger ist die Behauptung, daß das castrensische Peculium schon von Servius Tullius eingeführt worden sey. (S. 108). Leider ist der erste Grund, der für diese ganz neue Ansicht vorgebracht wird, eine offenbare petitio principii, der zweyte ist irrelevant. Der Verf. führt nämlich die Thatsache an, daß Servius Tullius bey der Stimmung in den militärischen Centuriatcomitien des Volks die Jüngeren von den Aelteren trennt, um sie in ihrer Suffragation von der väterlichen Gewalt vollkommen unabhängig zu stellen. Danach sollte man glauben, es sey ganz ausgemacht, daß die Centurien der juniores ausschließlich oder doch überwiegend aus Hassöhnen bestanden hätten, während vielmehr gewiß ist, daß sie in den auf dem Census beruhenden Stimmcenturien gar nicht seyn konnten, eben weil sie kein Vermögen hatten noch haben konnten, und und ihnen namentlich auch die Kriegsbeute nach ganz klaren Zeugnissen erst in der Kaiserzeit eigenthümlich verblieben ist. Wenn ferner der Verf. die Thatsache herbeyzieht, daß der Nachfolger des S. Tullius, Tarquinius Superbus zuerst einen gerichtlichen Streit zwischen Vater und Sohn hat schlichten müssen (Liv. I. 50), so wissen wir weder, ob der Sohn noch in väterlicher Gewalt gestanden, noch ob der König als eigentlicher Richter oder vielmehr als Schiedsrichter aufgetreten sey.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Bd. II. Heft. Würzburg 1840 8.

(Fortsetzung.)

794, Junius. Bischof Bernwelf von Würzburg wohnt in dem von allen Bischöfen des Frankenreiches (cunctis Regni Francorum seu Italiae, Aquitaniae, Provintiae episcopis etc. Pertz III, 71.) besuchten Concilium zu Frankfurt am Mayn bey, auf welchem die Ketzerey des Elipandus von Toledo und Felix von La Seu de Urgel (orgellitanae sedis episcopus) abermals (792 das erstemal) verdammt wurde.

Pertz I. 351. Einhardi Annales ad ann. 794.

Pertz III. 71. — Böhmer, Reg. Karol. 18.

Nur das dringendste Geschäft oder Krankheit konnte Bernwelf von dieser Kirchenversammlung fern halten.

805, Frühling. Karl M. schickt drey Heere in das Land der Slawen, die Beheimi genannt werden; das eine drang mit dem Könige Karl durch Ostfranken nach dem Fichtelgebirge (hircano saltu trajecto) und durch dasselbe nach Böhmen vor. Von Norden her kamen Sachsen und unzählige Slawen, und das dritte Heer setzte sich aus Bajoarien gegen Böhmen in Marsch. Der Herzog Lecho wird getödtet, das Land 40 Tage lang verwüstet.

Einhardi Annal. bey Pertz I. 192. "

Böhmer, Reg. Karol. p. 24.

Biehbeck Geschichtsfr. 119.

Daß die Ostfranken in diesen Krieg gezogen, leidet keinen Zweifel.

806, 8. Februar. Karl M. theilt zu Thionville sein Reich unter seine drey Söhne. Karl der älteste erhielt Francien und Burgund, mit Ausnahme desjenigen, was Ludwigen zugetheilt wird, dann Alamannien, Pippins Theil ausgenommen, Austrien, Neustrien, Thuringia, Saxonia, Frisia und jenen Theil Bajoariens, der Nordgau heißt (also die Länder nördlich der Donau, darunter auch Franken begriffen). Karl regierte unter der Leitung seines Vaters die ostfränkischen Lande bis an seinen Tod, 2. December 811. Ueberhaupt hob das Dahinsterben seiner beyden ältern Söhne die Reichstheilung van 806 mit allen ihren Punkten und Vorschriften wieder auf, indem nach seiner Brüder Hinscheiden Ludwig der einzige Sohn und Erbe seines großen Vaters wurde.

Pertz III. 140. seqq. — Pertz I. 193.

Böhmer, Reg. Karol. 24. Nro. 181. gibt abweichend von Pertz als den Tag der Theilung den 6. Febr. 806 an.

806. Zweyter Zug nach Böhmen.

Einhardi Annal. bey Pertz I. 193.

cf. Eckhart Fr. Or. II. 46, 47.

807. Hungersnoth und Sterblichkeit herrscht in Deutschland.

Pertz III. 143, 149. Capitulare Aquense anni 807. März ꝛc.

Pertz I. 120.

cf. Eckhart Fr. Or. II. 50.

Wir lassen nun einige Bemerkungen zu den einzelnen Jahren vorliegender Regesten folgen.

Ganz richtig setzt Herr H. als das Jahr der Einweihung des Klosters Lauresheim 774 an; eben so ist wahr, daß nebst andern Bischöfen, z. B. dem Erzbischof Lullus, Wiomadus von Trier, Angilramus von Metz und Waldricus von Passau, auch der Bischof Megingoz von Würzburg dieser Feyer beywohnten. Den Tag derselben bestimmt der Codex Lauresh. I. 18. „in Capite Calendarum Septembrium" d. i. 14. August. Wenn übrigens der am Ende des 12. Jahrhunderts zu Lauresheim verfertigte Codex unter den bey dieser Feyer Anwesenden nebst Karln und seiner Gattin Hildegarde auch dessen drey Söhne, Karl, Pippin und Ludwig mit aufzählt, so ist dieß, was Pippin und Ludwig angeht, schon aus dem Grunde rein unmöglich, weil Pippin den 14. April 776 und Ludwig gar erst 778 geboren wurden. Vergleiche Böhmer Reg. Karol. 9. Pertz I. 118 und 348.

Die Schenkung von Holzkirchen an Fulda ist zum November 776 aufgeführt, allein schon Eckhart Fr. Or. I. 638, 639. u. Böhmer, Reg. Karol. 10 Nro. 79. geben richtiger das Jahr 775, und nach Schöttgen und Krenßig wäre der Tag der Vergabung der 3. November besagten Jahres.

Das Datum in der Schenkungsurkunde von Hammelburg an Fulda (1. Januar 777), so wie den Ort Jtarital halten wir für Fehler des Setzers; es muß aber 7. Januar (Septimo Idus Januarii Mon. Boic. 28. 1. p. 2.) und Harital heißen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. August.

Nro. 160. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Karl Wilhelm Göttling, Geschichte der römischen Staatsverfassung von Erbauung der Stadt bis zum Tode C. Cäsars.

(Fortsetzung.)

Sofort ist nicht abzusehen, warum die Adoption, wie der Verf. S. 110 annimmt, erst später eingeführt worden seyn soll als die Arrogation; es sind dieß ja nicht verschiedene Formen für eine Sache, sondern für verschiedene Sachen. — „Weiber konnten in der Zeit der Republik nicht adoptiren, weil ihnen das Recht der väterlichen Gewalt abgieng, erst in der Kaiserzeit wurde ihnen dieß gestattet.“ (S. 112.) Der Grund blieb auch hier fortbestehen, und einer eigentlichen Adoption wurden die Weiber nie fähig, nur eines Analogon. Auffallend ist es auch, als eine dritte Art der Adoption die durch ein Testament angeführt zu finden. Dem Verf. scheint die gründliche Ausführung Dirksens entgangen zu seyn, welcher überzeugend nachgewiesen hat, daß die sogenannte adoptio per testamentum, die besonders in der ersten Kaiserzeit vorkömmt, keine wahre Adoption, sondern nichts als eine Erbeinsetzung unter der Bedingung war, daß der Bedachte den Namen des Testators annehme, ferner, daß die Bestätigung der testamentarischen Adoption Octavians durch Cäsar in den Curiatcomitien als ein ganz einzeln stehender Vorgang zu betrachten sey.

Ueber die capitis deminutio (S. 114 f.) haben die neuesten juristischen Untersuchungen (von Savigny, Puchta) vielfach neues Licht gegeben, wir wollen daher auf die Darstellung des Verf. nicht näher eingehen und beschränken uns auf eine Angabe der neuen Hypothese, mit welcher bey dieser Gelegenheit die Auslegung des licio cinctus lancem habens, des Costüms, in dem man nach altem Recht seine gestohlne Sache in einer fremden Behausung zu suchen hatte, bereichert wird. Nach dem Verf. heißt lanx nicht eine Schüssel, wie man gewöhnlich annimmt, sondern es bedeutet eine Wagschale, „das Symbol der Gerechtigkeit, des Mein und Dein, zum Zeugniß, daß er nur das Seinige suche“ (S. 116). Es ist in der That sehr glaublich, daß die alten derben Römer, wenn sie auf das Diebsfangen ausgiengen, auf so sinnige Weise eine symbolische Verwahrung gegen argen Verdacht eingelegt haben, und daß sie sich überdieß dazu eines Symbols bedienten, welches ihnen in der obigen Bedeutung erst ziemlich spät durch die griechische Kunst zugeführt worden ist, um abzusehen davon, daß lanx eben nur die Wagschale nicht die Wage selbst bedeutet.

Auch die Darstellung des alten Vermögensrechts (S. 120 f.) bietet uns weniger Stoff zur Beystimmung als zu Zweifel und Verneinung. Das Bemühen, dem Bekannten eine interessante Seite und Wendung abzugewinnen, das vermeyntliche innere Wesen hervorzukehren, hat hier besonders oft den Verf. zu unhaltbaren und übereilten Behauptungen verleitet, und wir haben uns beym Durchlesen dieses Abschnitts an vielen Stellen des Eindrucks nicht erwehren können, den man empfindet, wenn wir ein wohlbekanntes Angesicht plötzlich in irgend einer Verzerrung erblicken. So ist gleich S. 120 die Erklärung des römischen commercium (der Fähigkeit zum quiritarischen Vermögensrecht) durchaus schief. Es soll die rechtliche Gewähr seyn für das Vermögen

oder die gesetzliche (!) Bestimmung, unter welchen Formen von dem zum commercium berechtigten nach dem streng quirit. Rechte erworben (vindicirt) und veräußert werden konnte, während von jenem Besitz, der unter andern Formen erschien, bloß gesagt worden, er sey in bonis einer Person." Fast jedes Wort ist hier eine Ungenauigkeit. Das commercium ist weder eine Gewähr noch eine gesetzliche Bestimmung von Formen. Das in bonis rem habere ist eben so wenig ein Besitz, der „unter andern Formen erscheint," und bildet durchaus keinen Gegensatz zum commercium, da auch die römischen Bürger, somit solche, welche das commercium hatten, etwas bloß in bonis haben konnten; der Gegensatz des in bonis ist, wie jeder weiß, das ex jure quiritium.

In der Geschichte der Testamente überrascht uns die Entdeckung, daß die 7 Zeugen des prätorischen Testaments, da dieses vor dem Praetor urbanus abgegeben wird, die Repräsentanten der urbs Roma oder des Septimontium seyen. Bey dem unverkennbaren inneren Zusammenhang, in welchem die 7 Hügel Roms mit dem Privattestamente stehen, ist diese Vermuthung gewiß sehr annehmbar. — In wieferne die Ausdrucksweise in dem alten Rechtssatze, daß die Mancipation vor nicht weniger als 5 Zeugen vorgenommen werden soll, darauf hindeute, daß von S. Tullius eine andere Zahl festgesetzt war, ist uns eben so unverständlich als es uns unglaublich vorkommt, daß die Römer in solchen Dingen je die ursprüngliche Form verlassen haben. — Sehr unklar und verworren ist die Darstellung des nexum (S. 123). Der Verf. bringt dieß in Verbindung mit dem mancipium. In diesen Zustand soll ein freyer Bürger kommen durch väterliche Gewalt (? d. h. wohl in Folge des Verkaufs des Hauskinds Seitens des Vaters) oder durch eigene Verschuldung, und zwar letzteres ex noxali causa (da diese letztere nur Hauskinder betrifft, welche vom Vater dem Beschädigten mancipirt werden, so fällt dieß mit dem ersten Grund zusammen), oder wegen Insolvenz bey aes confessum. Wer ein Darlehen in der Mancipationsform aufnimmt ist nexu vinctus; wenn er wegen Nichterfüllung seiner Schuld vom Magistrat seinem Gläubiger addicirt und zum mancipium gegeben ist, heißt er ein nexus (i). In dieser Darstellung ist mehr als ein Irrthum. Der Verf. mengt die addictio auf ganz ungehörige Weise in das nexum hinein, und indem er der nexi obligatio bloß die Wirkung beylegt, eine Addiction herbeyzuführen (welche letztere nach altem Rechte jeden insolventen Schuldner traf, s. Walter Geschichte des röm. Rechts, 1840, S. 642, 766), raubt er dem nexum alle selbständige Bedeutung. Ein anderer Irrthum ist der, daß er der addictio die Wirkung des mancipium beylegt; die adiudicati wie die nexi waren aber in einem dem mancipium nur ähnlichen Zustand. Der Verf. hat sich an Niebuhr gehalten, die neuern Forschungen haben aber in diesem Punkte die Unhaltbarkeit seiner Ansicht zur Genüge dargethan (S. neuerlich besonders Walter, S. 642).

Eine neue Ansicht stellt der Verf. (S. 125) über die res mancipi auf. Dieß sollen ursprünglich alle den Römern bekannte Gegenstände des ältesten wahrhaft quiritischen Commerciums gewesen seyn, die auf einen bestimmten namhaften Werth zurückgeführt werden können, bis S. Tullius sie für den Census genauer einzeln selbst benannte, welche letztere dann nach buchstäblichem Recht die einzigen res mancipi geblieben seyen. Diese Erklärung erklärt aber gar nichts. Denn darum handelt es sich eben, warum sich auf jene Gegenstände ursprünglich ausschließlich der quiritische Verkehr beschränkt habe. Ganz anders ist dieses Problem in dem neuesten Werk (Puchta's) über Rechtsgeschichte (S. 133) gefaßt und auf geistvolle und scharfsinnige Weise der Zusammenhang mit dem ältesten Staats- und Rechtswesen nachgewiesen.

Doch lenken wir nach diesem rechtsgeschichtlichen Florilegium mit dem Verf. wieder auf das Staatsrecht ein. Der Darstellung der ältesten römischen Verfassung liegt in der Hauptsache die Auffassung Niebuhrs zu Grunde, wonach die höchste Gewalt beym Volk war und von diesem auf den König übertragen wurde; was der Verf. aus seinem Eigenen hinzuthut, besteht in einem gewissen Schematisiren und Construiren und außerdem in Abweichungen über einzelne Punkte. Wir müssen es bezweifeln, ob unsere Einsicht in das Wesen jener Verfassung durch den Verf. gefördert, jene Auffassungsweise selbst eine tiefere Begründung er-

halten habe. Wir fühlen uns vielmehr zunächst schon verstimmt, wenn wir sehen, wie der Verf., statt sich in die Eigenthümlichkeit jener Zeit und jenes Volkes zu versetzen, in den Vorstellungen und Schlagworten der modernen Staatsweisheit herumtreibt, und durch solche im besten Falle halbwahre Analogien und Vergleiche einen neuen Aufschluß über die älteste Verfassung zu geben vermeint. Sieht es doch in der That nach des Verf. Darstellung in dem ältesten Rom nicht viel anders aus, als in dem ersten besten modernen constitutionellen Staat! Da wird vor allen Dingen (S. 146) gezeigt, wie das Zusammenfassen der verschiedenen Momente des Stamm- und Familienlebens zum Staat dem Stamm der Latiner vorbehalten war, der dem „politischsten" Volk des Alterthums, den Griechen, seine Abstammung verdankt, wie ferner (S. 146) das gesammte öffentliche Recht des römischen Staats sich in eine bürgerliche, kirchliche und militärische Verfassung scheiden, desgleichen wie in ihm eine berathende, eine beschließende (oder legislative und richterliche) und eine ausführende Gewalt lebendig hervortreten mußte. Die legislative Gewalt aber hat zwey Organe, den Senat als die berathende, die Volksversammlung als die beschließende Gewalt (eine berathende Gewalt ist eine contradictio in adjecto). Der Senat bildet eigentlich (?) die Intelligenz des Volks, die dreyhundert Senatoren sind die Repräsentanten der politischen Intelligenz und darum mußte (die Nothwendigkeit dieser Folgerung ist allerdings sehr einleuchtend) derselbe hervorgehen aus einer freyen Abordnung des Volks durch wirkliche (?) Repräsentation. Ebenso sind die 300 equites die Hauptrepräsentanten (?) der militärischen Macht. Der König ist der erste Beamte der bürgerlichen Verfassung. Was er dem Senat vorlegt, bezieht sich theils auf die inneren Angelegenheiten, die Legislation und die Finanzen, theils auf die äußern Angelegenheiten. Er wird durch das Stimmenmehr in den Curiatcomitien zum rex, d. h. zum ersten Beamten der bürgerlichen Verfassung und erhält die potestas; darauf durch die zweyte lex curiata erhält er das imperium, d. h. er wird der erste Beamte der militärischen Verfassung (!), wodurch er zugleich Richter- und Strafgewalt erhält; durch die Inauguration endlich erhält er die Vorsteherschaft über die kirchliche Verfassung, und so werden in drey verschiedenen Volksversammlungen drey verschiedene Vorsteherschaften auf denselben Mann übertragen u. s. w. Wie schön und logisch das alles ist! Sollte man nicht glauben, daß die alten guten Quiriter ihren Montesquieu oder richtiger ihren Pölitz gehabt haben, der sie so hübsch systematisch verfahren gelehrt? Oder was soll man sonst zu einer solchen historischen Maskerade sagen?

Sehen wir aber auch von dieser modernen Folie ganz ab, so findet sich in der specielleren Darstellung gar manches ungenaue und unrichtige. Die Senatoren sind nicht durch die Curien sondern vom König nach freyem Ermessen, wenn auch nach gebotenen Rücksichten ernannt worden (S. Rubino Untersuchungen, I, Seite 127). Der Volksversammlung wird ein doppelter Zweck beygelegt, indem sich das Volk entweder wegen Beschlüsse über das Famlienrecht oder wegen Beschlüsse über das öffentliche Recht versammelt. Die Versammlungen der zweyten Art sollen wieder eine dreyfache Beziehung haben, sie sollen sich entweder auf die bürgerliche Verfassung oder auf die kirchliche oder auf die militärische beziehen. Wie viele Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten hier gehäuft sind, wird derjenige leicht ermessen, der erwägt, daß bey den calatis comitiis das Volk gar kein suffragium abzugeben, sondern nur als Zeuge anwesend zu seyn hatte, wie wenig also die Mitwirkung der Curien bey einem Testieract, bey der Arrogation, der detestatio sacrorum, dann bey der Inauguration des rex sacrorum (bey welchem Acte nichts als die Zeichen der Götter und die Auslegung derselben durch die Auguren zur Entscheidung mitwirken konnte), deßgleichen bey der Wahl der flamines, deren Bestellung den Pontifices zustand — als Beschlüsse über das Familienrecht und die kirchliche Verfassung (!) bezeichnet werden können.*)

*) Siehe besonders die treffliche Ausführung Rubino's, Untersuchungen u. s. w. Bd. I. S. 24.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Bd. II. Heft.

(Fortsetzung.)

Ueber Karls des Großen Fahrt auf der Saale 790 wäre noch zu erwähnen gewesen, was Gropp Collect. IV. 594 not. d. und v. Lang im Jahresbericht des Rezatkreises 1830 S. 19 — 27 beygebracht haben.

Wir wollen die Möglichkeit nicht in Abrede stellen, daß Bischof Bernwelf dem Regensburger Concil 792 beygewohnt; aber schon Eckhart Fr. Or. I. 745, 740 hat des Bischofs Anwesenheit beym Kriegszug von 791 als wahrscheinlich, keineswegs jedoch als gewiß betrachtet.

Ob die Verpflanzung der 10,000 Sachsen gerade in die Mayn-Rednitz-ꝛc. Gegenden, und eben auch im Jahre 798 vor sich gegangen; darüber hat schon Koeler in seiner bekannten Dissertatio de Saxonum transplantatione Zweifel erregt. Die transplantirten Sachsen scheinen durch das ganze Frankenreich vertheilt worden zu seyn. So sagen Einhardi annales bey Pertz I. 191, aber freylich erst zum J. 804, „omnes, qui trans Albiam et in Wihmuodi habitabant Saxones, cum mulieribus et infantibus transtulit in Franciam“ etc. oder auch: cum mulieribus et infantibus Deo auxiliante sapientissima dispositione de Saxonia per diversas vias dirigens, funditus exterminavit, et per Gallias ceterasque regiones regni sui (also nicht bloß in den Mayn- und Rednitz-Gegenden) sine ulla laesione exercitus sui dispersit.“ Nur die Annales Sti. Armandi, welche Hr. H. hier auch citirte, haben zum J. 798: „et hospites Capitaneos 1000 inde adduxit et per Franciam divisit,“ unter welchem Lande man wieder nicht blos unser Franken, sondern das Frankenreich überhaupt zu verstehen hat. Auch Einhard (vita Caroli, cap. 7 bey Pertz II, 447), der die Zahl 10,000 angiebt, sagt: „decem milia hominum — — transtulit, et huc atque illuc per Galliam et Germaniam multimoda divisione distribuit.“ Durch diese Verpflanzung aber ward, wie Einhard zu verstehen giebt, der Krieg beendigt. Die Hauptversetzung geschah also nach beyden Stellen Einhards zu Anfang des 9ten Jahrhunderts; indessen steht die Transplantation vom J. 798 nach oben mitgetheilter Stelle der Annales Sti. Amandi nicht wohl zu läugnen.

Nähere Aufschlüsse über den Ort, oder richtiger die Orte, wohin ein Theil der Sachsenhäuptlinge (der Westphalen, der Ostphalen, und Angrarier, 37 an der Zahl) gebracht worden, giebt das Mandatum de Saxonibus obsidibus Imperatori Moguntiae praesentandis, vom Januar oder Februar 802 bey Pertz III. 89, 90. Die Bischöfe von Basel, Constanz und Augsburg, der Abt von Reichenau, und alamannische Grafen hatten sie in ihrer Obhut und sie mußten auf kaiserlichen Befehl media quadragesima zu Mainz vor Karln erscheinen, wohin sie Haito, der Bischof vor Basel, und Hitto, der Graf von Albwinipara zu geleiten hatten. Schade, daß nicht ein ähnliches Mandat für die in den ostfränkischen Ländern sich aufhaltenden Sachsen sich erhalten hat! Denn im Mandatum bey Pertz a. a. O. werden bloß die nach Alamannien in Verwahrung gebrachten namhaft gemacht. Man sieht aus dem bisher Gesagten, daß die Main- und Rednitz-Gegenden nicht der Hauptsammelplatz der transplantirten 10,000 Sachsen gewesen, sondern daß die Versetzten durch alle Provinzen dieß- und jenseits des Rheines (per Gallias, oder per Galliam et Germaniam) vertheilt (multimoda divisione distribuit) worden waren.

Daß die Arnulfischen Bestätigungs-Urkunden vom J. 889 dieser in Ostfranken gebliebenen sächsischen Bevölkerung — die indeß lange nicht so beträchtlich gewesen, als Fries und die übrigen Neueren sich vorstellen — ganz und gar nicht gedenken (Mon. Boic. 28. 1. p. 92 — 99), hat einfach seinen Grund darin, daß Arnulf den ganzen Inhalt der Stiftungs-Urkunden von Wirzburg in seinen Confirmations-Diplomen getreu wieder giebt. Zur Zeit der Stiftung von Wirzburg aber waren bekanntlich noch keine Sachsen verpflanzt worden. Auch Conrad I. (M. B. 28. 1. p. 153, 154, 918, 4. July) hält sich genau an den Text der von Ludwig dem Frommen i. J. 822 19. December (Böhmer Reg. Karol. p. 37 nr. 353.) ertheilten Bestätigungs-Urkunde der Immunität und des Königsschutzes für das Bisthum Wirzburg. Erst unter Otto III. und Heinrich II. aus der sächsischen Kaiser-Dynastie (906 15. Sept. M. B. 28. 1. p. 268 — 1018. M. B. I. cit. p. 478.) kommen neben den „aecclesiae servis, vel sclauis sive parochis, quos bargildon dicunt“ „auch saxones, qui northelbinga dicuntur,“ und zwar in jeder dieser beyden Urkunden zweymal vor (seu in hominibus. seruis. slauis. saxonibus et caeteris accolis). Aus der Urkunde Conrads II. von 1025, 20. May (M. B. 29. 1. p. 14) hingegen sind sie wieder verschwunden (quatinus nullus judex publicus sclavos, servos, sive accolas etc.) und erscheinen erst wieder im Diplome von 1032, 6. July gerade wie im Henricianischen von 1018: ebenso wie in der Urkunde von Heinrich III. 1049, 14. Decemb. (M. B. 29. 1. p. 98. 99). Seitdem aber ist keine Rede weiter von diesen Sachsen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. August.

Nro. 161. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Karl Wilhelm Göttling, Geschichte der römischen Staatsverfassung ꝛc.

(Fortsetzung).

Es ist ferner unrichtig, wenn den Curien die Entscheidung über Krieg und Frieden beygelegt wird, da sich nachweisen läßt, daß die Mitwirkung der Comitien bey Friedensschlüssen erst in der Republik aufkömmt und auch ihre Mitwirkung bey Kriegs-Erklärungen keine Entscheidung genannt werden kann. (Rubino a. a. O. S. 242 f.). — Was aus Anlaß der königlichen Richtergewalt über perduellio und parricidium vorgebracht wird, bietet zu vielen Bemerkungen Anlaß; wir begnügen uns, auf die vortrefflichen neueren Forschungen über diese Punkte (von Rubino, Köstlin, Osenbrüggen, vrgl. diese Anzeigen, d. J., S. 162) zu verweisen und heben nur der Ergötzlichkeit halber hervor, wie sich das latinische und das etruskische Element in den armen perduellis gleichsam theilen: er wird nämlich zuerst auf latinisch mit Ruthen gestrichen und sodann auf gut etruskisch an die infelix arbor aufgehenkt (S. 159). — Der König, sagt der Verf. S. 164, nachdem er in den Curiatcomitien gewählt ist, versammelt hierauf die Volksversammlung, gewiß unter dem Vorsitz des tribunus celerum, um sich lege curiata das imperium übertragen zu lassen. Dieß ist ein offener Widerspruch. Der Magistrat, der die Comitien beruft, sitzt ihnen auch vor, und dieß ist in Beziehung auf die lex de imperio außer allem Zweifel (Rubino S. 377). — Es drängt sich beym Durchlesen dieses ganzen Abschnitts unwillkührlich die Behandlung desselben Gegenstandes in zwey andern neuern Werken (Rubino und Puchta) zur Vergleichung auf. Wie sehr contrastirt mit dem glücklichen und tiefen Eindringen in den Geist des Alterthums, das wir in beyden finden, (wenn gleich der Verf. des einen einem gewissen systematisirenden Triebe zu viel nachgegeben haben möchte, mit der immer auf der Oberfläche sich bewegenden Methode unseres Verfassers!

Wir überspringen die Darstellung der „kirchlichen“ (S. 167 — 216) sowie der „militärischen Verfassung“ (S. 217 — 221), eilen auch über Tullus Hostilius und den ältern Tarquinius hinweg (in der Auffassung der Plebs folgt der Verf. Niebuhr), um für die Verfassung des Servius Tullius mehr Raum übrig zu behalten. Der Verf. vindicirt diesen König dem Stamm der Latiner, indem er die bekannte Notiz in einer Rede des K. Claudius, welche ihn zum Etrusker stempelt, scharfsinnig so erklärt: „Latiner war er durch Geburt und Herkommen, Etrusker schien er geworden, weil er den Luceres beygeordnet wurde.“ Es beruht diese Deutung, wie man sieht, auf der Ansicht, welche der Verf. von der Nationalität der Luceres hat. Wer ihm darin nicht beystimmt, muß auch jenen Vereinigungsversuch verwerfen. — Was nun aber die Einrichtungen jenes Königs anlangt, so vermissen wir vor allem einen leitenden, das Wesen derselben aufhellenden Ueberblick, wie einen solchen z. B. Puchta a. a. O. S. 157 so schön gegeben hat. Im Einzelnen beschäftigt den Verf. (S. 233) zunächst die örtliche Tribuseintheilung; er folgt im wesentlichen Niebuhr, bringt aber viel gelehrtes Detail über die

genauere Beschaffenheit jener Abmarkung bey. Die Patrizier schließt der Verf. mit Niebuhr von dieser Eintheilung aus, was jedenfalls in factischer Hinsicht richtig ist, da es den Patriziern, wenn sie auch dazu berechtigt gewesen, lange Zeit kaum einfallen konnte, das Tributum zu zahlen und den Tributcomitien beyzuwohnen (Vrgl. Puchta, S. 160). — Sodann kommt der Verf. auf das Centumviralgericht, und indem er dessen Einrichtung (nach Niebuhr) dem Servius Tullius zuschreibt, bestimmt er zugleich das Verhältniß jenes Gerichtshofs zu den Decemviri stlitibus judicandis dahin: da beyden dieselben Gegenstände zur Erledigung zugeschrieben werden, so schienen die Xviri den Magistrat (?) gebildet zu haben, welcher die Streitfragen soweit untersuchte und erledigte (?), daß sie den Cviris als Richtern vorgelegt werden konnten, in einer gleichen Weise wie sich die Thesmotheten in Athen zu den Heliasten verhielten. Der Verf. ist offenbar durch das Irrlicht dieser letztern Analogie zu seiner ganzen Ansicht verleitet worden. Die große Aehnlichkeit, meynt er, welche zwischen der Gesetzgebung des Solon und der römischen des S. Tullius Statt finde, lasse nicht bezweifeln, daß S. T. bey der Einrichtung seines neuen Gerichtshofes die Zusammensetzung und das Verfahren der Solonischen Heliäa vor Augen hatte. Ein derartiges Herüberziehen griechischer Analogien ist aber mehr als bedenklich. Die Selbständigkeit und Originalität der römischen Rechts- und Staats-Entwicklung ist im Allgemeinen und Wesentlichen so unverkennbar, daß jede Einwirkung griechischer Rechts und Staatsansichten im Einzelnen genau begründet und wahrscheinlich gemacht seyn muß, um auf unsern Glauben Anspruch machen zu können. In keinem Falle aber darf man jene angebliche und eingebildete allgemeine Einwirkung griechischer Einrichtungen und Gesetze auf die römischen dazu benützen, um ein griechisches Institut als specielles Modell für dunkle und räthselhafte römische Einrichtungen aufzustellen. Allein auch abgesehen hievon, so ermangelt die obige Annahme in einem weit höheren Grade aller Wahrscheinlichkeit, als irgend eine der zahlreichen Hypothesen über jenen Gerichtshof. Ein solches Verhältniß zweyer Gerichtsbehörden, wie es der Verf. andeutet — dem Verhältniß unserer deutschen Unter- und Obergerichte in Criminalsachen vergleichbar, ist in der römischen Rechtsgeschichte ganz unerhört; auch die spätere Stellung des Magistrates zu dem judex privatus ist eine ganz andere und in der Eigenthümlichkeit des prätorischen Amts begründet. Sodann werden die Xviri stl. jud. und die Cviri überall als zwey verschiedene, selbständige Gerichte erwähnt; die Existenz beyder ist aus ziemlich verschiedener Zeit bezeugt, die der Xviri aus dem Jahr 305 (Liv. III. 55), die der Cviri aber erst aus der Zeit, wo die plebejischen Tribus auf 35 angewachsen waren (Festus. v. Centumv. jud.); aus der unbestimmten Angabe des Dionysius (IV. 25), daß S. Tullius Richter für Privatrechtsstreitigkeiten eingesetzt habe, läßt sich nichts sicheres ableiten ꝛc., jedenfalls ist es nach dem bisherigen noch viel wahrscheinlicher, daß die Xviri als daß die Cviri von jenem Könige eingesetzt worden sind. (Vrgl. Puchta, a. a. O. S. 171).

In der Darstellung des Census und der Centuriatcomitien würde der Verf. manche Mißverständnisse und irrige Behauptungen vermieden haben, wenn er sich die ganze politische Bedeutung dieser wichtigen Einrichtung, die Grundbeziehung derselben zu dem Militärdienst, das Verhältniß der militärischen Centurien zu den politischen klarer gemacht hätte. So nimmt der Verf. an, daß die Classen nicht bloß für die Plebejer sondern auch für die Patricier bestimmt waren, und dieß soll das Beyspiel des Tarquitius darthun, von welchem Livius (3, 27) erzählt, daß er, obgleich Patricier, seiner Dürftigkeit wegen die Feldzüge zu Fuß mitgemacht habe. Jene Annahme ist aber der Sache nach ganz unmöglich, da die Hauptbedeutung der Centuriatcomitien und der Vermögensclassen die war, festzusetzen, wie viel Mannschaft und von welcher Ausrüstung von den verschiedenen Bürgerclassen gefordert werden soll; die Classeneintheilung umfaßte nur die für den Fußdienst in Anspruch genommenen Bürger, den Patriciern gebührte die Ehre des Ritterdienstes, und wenn auch S. Tullius die Rittercenturien den Plebejern geöffnet hat, so konnte er doch nicht daran denken, die Patricier zum Fußdienst zu zwingen, obgleich dieser natürlich keinem, der nicht zum activen Ritterdienst berufen

war, verwehrt gewesen ist; weiter nichts als dieses letztere wird durch das Beyspiel des Tarquitius dargethan, welches überdieß auffallend genug seyn mußte, da es sonst wohl nicht besonders hervorgehoben seyn würde. Es wird also wohl bey der herrschenden Ansicht bleiben müssen, daß die Patricier nur durch ihre Rittercenturien repräsentirt waren, und daß sie in den Classen nur durch ihre Clienten Einfluß hatten. — Ein bereits gerügtes Mißverständniß ist es, wenn G. S. 248 in den centuriis juniorum auch filii familias annimmt. Zu dieser Annahme, welche ganz unzuläßig ist, da die filii familias in jener Zeit kein Vermögen, also auch keinen census und somit auch keine Classe und Centurie haben können, scheint der Verf. vornämlich dadurch gekommen zu seyn, weil er sich die filii fam. nicht anders denn als einen beträchtlichen Bestandtheil des Heeres denken konnte. Auch waren ohne Frage in den militärischen Centurien viele filii fam.; allein diese müssen eben von den politischen (Stimm-) Centurien wohl unterschieden werden; beyde hatten zwar für jede einzelne Classe dieselbe Zahl, aber nicht dieselbe Zusammensetzung. Die Centurienzahl einer jeden Classe enthält die Bestimmung, wie viele Centurien diese Classe zum Heere auszurüsten habe, und zugleich, wie viele Stimmen den Angehörigen dieser Classe in der Volksversammlung zustehen. Es versteht sich von selbst, daß diese letztern nur von den Hausvätern ausgeübt wurden, da nur diese einen Census hatten. Dagegen zum Kriegsdienst in Person waren nur die juniores verpflichtet, und auch diesen wird es ohne Zweifel vergönnt gewesen seyn, einen wehrhaften Sohn als Vertreter zu stellen. (Vrgl. Puchta a. a. O. S. 167).

Den Centurien der Kriegsgewerke und Spielleute legt der Verf. (S. 250) die Bestimmung unter, in jeder Classe eine „Majorität in der Abstimmung hervorzubringen, wenn etwa sämmtliche centuriae seniorum einer Classe für die Sache, sämmtliche centuriae juniorum aber dagegen gestimmt hätten.“ Daraus folgert er dann, da es 5 Classen gibt, daß jener Majoritätscenturien, wie er sie nennt, ebenfalls 5 gewesen seyen. — Wie kann man aber glauben, daß man bey der Einrichtung dieser Centurien den Ausschlag diesen Nebencenturien in die Hand zu geben beabsichtigte, daß so etwas überhaupt der Zweck dieser Centurien gewesen seyn könne? Und wo steht denn, daß in der Volksversammlung unter dem Namen dieser Centurien gerade die Musikanten u. s. w. selbst gestimmt haben (wie Puchta S. 167 treffend bemerkt)? Jene Centurien haben keinen andern Sinn als den, daß die erste Classe außer 80 Centurien Schwerbewaffneter noch 2 Centurien Kriegshandwerker auszurüsten hatte, eben so die zweyte bis vierte Klasse noch 2 Centurien Spielleute (Puchta, S. 163); demgemäß hatten jene Classen auch 3 Centurien mehr. — Die accensi, velati, capite censi und die Proletarier sieht der Verf. mit Recht als Unterabtheilungen der einen Centurie an, welche nach der fünften Classe kam (S. 250); über die Censusabstufung dieser verschiedenen Abtheilungen lassen sich nur Vermuthungen aufstellen, entschieden unrichtig aber ist es, wenn der Verf. die mit 4000 As noch zur 5. Classe ziehen will; Polybius (6, 19) sagt dieß keineswegs. Ueber das Verhältniß dieser Bürger unter der fünften Classe zum Kriegsdienst möchte die Annahme Puchta's (S. 161) das Meiste für sich haben, daß sie keine Stellung im Heer hatten, wiewohl sie angehalten werden konnten, zu dienen, wenn ihnen die Ausrüstung gegeben war.

Zu längerem Verweilen giebt uns noch Anlaß, was der Verf. über die Rittercenturien vorbringt. Wie man weiß, kommen in den Centuriatcomitien 18 Rittercenturien vor, 12 unter dem Namen equitum centuriae, 6 als die VI suffragia. Seit Niebuhr sieht man gewöhnlich (Walter, Huschke, Puchta, S. 163) in den letzteren die patricischen Rittercenturien, in den 12 andern die plebejischen, welche S. Tullius neu errichtet. Diese Ansicht beruht auf den klaren ausdrücklichen Zeugnissen des Livius I. 36 und 43; wie ersehen daraus, daß S. Tullius einmal die alten 3 patricischen Rittercenturien, welche unter Romulus inaugurirt und hierauf durch Tullus Hostilius und Tarquinius Priscus auf einen Inhalt von 1200 Rittern gebracht waren*),

*) Die Zahl bey Livius, 1800, muß, wie Walter S. 28. mit Recht bemerkt, aus Cicero rep. II. 20 so verbessert werden; wenn Cicero sagt, prioribus equitum partibus secundis additis M. ac CC

auf sechs erhöhte; er fügte den drey von Romulus eingerichteten Centurien drey neue hinzu unter den alten Namen, unter welchen jene inaugurirt waren, somit als Ramnes posteriores etc. und machte so aus den drey alten patricischen Rittercenturien sechs*). Dieß deutet entschieden darauf hin, daß diese Vermehrung patricisch war. Außerdem schuf er aber noch 12 neue Rittercenturien ex primoribus civitatis, was offenbar auf die edeln Plebejer geht und auf die Patricier gar nicht bezogen werden kann. So klar und zusammenhängend aber auch diese Zeugnisse des Cicero und des Livius sind, so werden sie doch von unserem Verf. verworfen. Er legt eine Stelle des Festus (Verrius Flaccus) v. sex suffragia, zu Grunde und nimmt an, daß bereits Tullus Hostilius die Rittercenturien auf 6 gebracht, daß Tarquinius Priscus diese Zahl auf 12 erhöht habe, demnach S. Tullius bereits 12 patricische Rittercenturien vor sich gefunden und seine ganze Neuerung darin bestanden habe, sechs neue plebejische Rittercenturien hinzuzufügen, welche eben die VI. suffragia seyen. — Die Gründe des Verf. haben aber keine überzeugende Kraft. Man muß zuvörderst schon jener Stelle bey Festus die Würde, zur Grundlage für diese Frage zu dienen, absprechen, denn sie ist anerkannt verderbt. Und auch so läßt sich in ihr recht wohl der Sinn finden, daß die VI. suffragia aus den drey alten Rittercenturien des Tarquinius gebildet seyen, und aus den drey neuen, welche ihnen von S. Tullius hinzugefügt wurden; von ganz neuen Centurien mit verschiedenem politischen Charakter hätte der Antiquar wohl nicht sagen können: adfectae sunt. — Es ist aber ferner ganz aus der Luft gegriffen, daß bereits Tullus Hostilius die Zahl der alten romulischen Rittercenturien auf 6, Tarquinius auf 12 erhöht habe. Beyde Könige haben zwar die Stärke der Centurien, aber nicht ihre Anzahl vermehrt, ja von dem letztern König wissen wir, wie er letzteres beabsichtigt, aber daran gehindert worden; die 1200 Ritter, welche in den Centurien enthalten sind, bilden deßwegen noch keine 12 Centurien, eine Centurie ist nur ursprünglich ein Inbegriff von 100, so ferne sie aber zugleich eine politische Corporation wird, ist die Zahl der Mitglieder das untergeordnete. Weiter beruft sich G. auf die Verschiedenheit der Ausdrücke bey Livius; von den 12 R. C. sagt dieser, S. Tullius „scripsit," von den VI. suffragia dagegen: „fecit." Letzteres deute auf eine neue Schöpfung, während „das erstere sprachgemäß von einer schon vorhandenen Einrichtung gelte." Jenes fecit mag immerhin etwas Neues andeuten; S. Tullius erscheint, auch wenn wir die VI. suffragia als patrizisch annehmen, allerdings als Schöpfer, da er aus drey Centurien sechs gemacht hat; ob aber scribere in jener Beziehung nicht gerade so gut als facere von einer ganz neuen Einrichtung gesagt werden kann, wollen wir dem Urtheil aller Sprachkundigen anheimgeben. Endlich meynt der Verf. noch, würde es ganz unpassend seyn, wenn die Stimmen der plebejischen Ritter die der patrizischen überwogen hätten. Allein die ganze Servianische Verfassung ist eine große Begünstigung der Plebs und 6 Centurien mehr oder weniger konnten den Patriziern in keinem Fall ein Uebergewicht geben. — Daß die 12 Rittercenturien nicht patrizisch waren, ergiebt sich aus einer Stelle, welche der Verf. zum Beweise dafür anführt, daß dieselben praerogativa geheißen. Allerdings darf diese Stelle nicht (mit Niebuhr) von Tribut-Comitien verstanden werden, in welchen die Tribuni militum gewählt worden seyen. Wenn man die Stelle genauer ansieht, sagt sie dieß nicht einmal.

fecit equites numerumque duplicavit — so soll das Letztere nicht noch auf eine weitere Verdoppelung deuten, sondern ist ein erklärender Zusatz: „und verdoppelte so die Zahl der Ritter."

*) Sex item alias centurias tribus ab Romulo institutis sub iisdem quibus inauguratae fuerant nominibus fecit. Göttling S. 254, spricht dem Ablativsatz von tribus bis nominibus seine Berechtigung ab. Man weiß nicht warum.

*) Liv. V. 18 . . . haud invitis patribus praerogativa P. L. C. creant.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. August.

Nro. 162. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Karl Wilhelm Göttling, Geschichte der römischen Staatsverfassung von Erbauung der Stadt bis zum Tode C. Cäsars.

(Fortsetzung.)

Denn wenn der alte Licinius Calvus nach bereits begonnenem Wahlact, permissu interregis jure vocatis tribubus, den Wählern an seiner Stelle seinen Sohn empfiehlt, so kann man unter den jure vocatae tribus nicht die Wahlcomitien verstehen, die ja schon begonnen hatten; es ist vielmehr eine den Wahlact unterbrechende Berufung der Tribus zu einer Concio, in welcher Calvus seinen Sohn empfiehlt und zu welcher Avocation er die Einwilligung des Interrex nach bekannten Regeln bedarf. Darauf deutet auch seine Anrede „Quirites". — In Beziehung auf Centuriatcomitien kann der Ausdruck praerogativa immer nur in einem factischen Sinn von Livius gebraucht seyn.

In der Centurie ni quis scivit sieht man gewöhnlich eine eigene Centurie für alle, die sich in ihrer eigentlichen Classe verspätet haben. Nach dem Verf. wäre dieß aber keine besondere Centurie, sondern immer je die nächste Centurie, die noch nicht abgestimmt hatte und in welche der später gekommene eintreten konnte, um abzustimmen. Aus Festus ergiebt sich indeß die Besonderheit jener Centurie ganz unzweifelhaft. Was hätte auch sonst seine Bemerkung für einen Sinn: „sed in ea centuria neque censetur quisquam etc."?

Wir sind dem Verf. bisher so ziemlich Schritt für Schritt gefolgt, und es würde uns nicht an Stoff fehlen, dasselbe Verfahren bis zum Ende des Werkes fortzusetzen. Wir befürchten aber durch das hier unvermeidliche Eingehen auf das Einzelnste nicht nur die Geduld der Leser zu ermüden, sondern auch den dieser Anzeige gegönnten Raum zu überschreiten, und wollen uns daher darauf beschränken, zur Charakteristik der zweyten, kleineren Hälfte des Werks, von der Gründung der Republik bis zu Cäsar's Tod (S. 268 — 516), nur einige wichtigere Puncte zur Besprechung auszuheben. Wir wählen dazu zunächst die Volkscomitien.

Die Centuriatcomitien haben die Wahl der höhern Magistrate, sie haben die Bestätigung der Gesetze. In ersterer Hinsicht ist das Verhältniß der vorausgehenden Senatus auctoritas und der nachfolgenden Lex curiata, wodurch dem Gewählten das imperium ertheilt wurde, zu dem eigentlichen Wahlacte von dem Verf. vollkommen richtig erkannt und dargestellt. In der zweyten Beziehung nimmt er, nach Niebuhr, ebenfalls die Nothwendigkeit einer Bestätigung des Centurienschlusses durch eine nachfolgende lex curiata an; dieses Veto sey den Curien erst durch die Lex Publilia Philonis (v. J. 416) genommen worden,*) wonach sie ihre Zustimmung im Voraus zu geben hatten, so daß diese dadurch zu einer bloßen Formalität gemacht sey. — Es ist aber dieses ganze angebliche legislative Bestätigungsrecht der Curien den Centuriat-Comitien gegenüber eine reine Fiction, zu welcher offenbar Analogien moderner Einrichtungen, namentlich das Verhältniß des Oberhauses zu dem Hause

*) Ut legum quae comitiis centuriatis ferrentur ante initum suffragium patres auctores fierent.

der Gemeinen, verleitet haben. Nur da wo ein Beschluß eine religiöse Weihe erhalten mußte, welche die Centuriatcomitien nicht ertheilen konnten, wo es sich um Aenderung der Verfassung, Einführung neuer Magistrate handelte, bedurfte es eines Curienschlusses (s. Puchta S. 174.). Im übrigen hätte derselbe gar keinen Sinn, da das Interesse der Patricier in dem Senate, ohne dessen Gutheißen kein Gesetzesantrag bey den Centuriatcomitien zur Vorlage kommen konnte, bereits hinreichend vertreten war. Die patrum auctoritas ist nach dem constanten Sprachgebrauch des Alterthums*) nichts anderes als die senatus auctoritas, welche jedem Centurienschluß vorangehen mußte, und diese alte Bestimmung hat die Lex Publilia wieder eingeschärft, im Gegensatze zu der Sanction einer andern Lex von demselben Urheber, welche die Gültigkeit der Plebiscite von der nachfolgenden senatus auctoritas abhängig macht. (S. Puchta S. 209.)

Des Zusammenhangs wegen wollen wir gleich hier die Ansicht des Verf. über die Ausbildung der Tributcomitien darstellen. Sie ist folgende. Die Lex Publilia Voleronis v. J. d. St. 282 verschaffte den Tributcomitien das Recht, ein legislatives Plebiscit zu bilden, d. h. sich über alle Gegenstände des gemeinen Wohls auf Antrag eines der plebejischen Tribunen zu berathen und Beschlüße zu fassen. („Der Tribun hat diesen Antrag ohne Zweifel auf dem gewöhnlichen Wege durchgesetzt, indem er ihn dem Senat zur Begutachtung mittheilte und dann von der Gemeinde der Centurien annehmen ließ;" dieser angebliche gewöhnliche Weg war ganz unmöglich, ein Tribun hatte weder das jus agendi cum senatu noch cum populo.) Ein S. C. wird zwar in der Regel vorausgehen, aber die Comitien sind keineswegs daran gebunden. (Dieß soll wohl heißen, der Tribun bedarf zur Einbringung seiner Rogation keiner Ermächtigung des Senats in der Weise, wie die höhern Magistrate zur Rogation der großen Comitien.) Um allgemeine Gültigkeit auch für die Patricier zu haben, bedarf es noch der Bestätigung der Curien (S. 309). Den Vorberathungen des Senats entzogen sich die Tribunen immer mehr, bis die Lex Publilia i. J. 416 d. St. dieß gesetzlich machte; denn indem dieß Gesetz die vorgängige senatus auctoritas für die Centuriatschlüsse sanctionire, folge daraus von selbst, daß dieselbe für plebiscita nicht nöthig seyn sollte. Der Vormundschaft der Curien entzogen sich die Tributcomitien schon durch die Lex Valeria Horatia v. J. 305, es muß aber die alte Einrichtung restituirt worden seyn, weil sie sich bis zur Lex Publilia vorfindet. Die Lex Hortensia endlich v. 465 verweist alle Patricier aus den Tributcomitien. — Diese ganze Auffassung dieser wichtigen Veränderungen ist nicht glücklich. Mag man auch immerhin trotz des Schweigens von Livius auf die Autorität des Dionysius und Zonaras (mit Niebuhr u. A.) eine Lex Publilia Voleronis v. J. 283 obigen Inhalts über die Plebiscita annehmen, so ist doch nicht abzusehen, warum solche Beschlüsse durch die hinzukommende Bestätigung der Curiatcomitien allgemeine Gültigkeit bekommen haben sollen (so auch Walter S. 87). Wir müssen vielmehr offenbar davon ausgehen, daß jene den Tributcomitien eingeräumte Befugniß das System der übrigen Verfassung zunächst unverändert bestehen ließ. Danach wurden aber alle Gesetze auf den Antrag der höheren Magistrate nach vorgängiger Senatus Auctoritas durch die Centuriatcomitien beschlossen; die Curiatcomitien konnten zwar auch dazu gebraucht werden, waren aber wohl schon lange in dieser Beziehung außer Anwendung. Die einzige Bedeutung eines Plebiscits lag in der durch dasselbe ausgesprochenen Ueberzeugung und Willensmeynung der Plebs, dadurch konnte es die Veranlassung werden zu einem S. C. und in Folge desselben konnte eine Lex auf gewöhnlichem Wege d. h.

*) So verhält es sich auch mit den beyden Stellen, welche der Verf für seine Ansicht anführt. In Cic. de rep. II. 32 kann die patrum auctoritas nichts andres seyn, als die senatus auctoritas, da in der ganzen Stelle von den patres d. h. vom Senat die Rede ist Was soll aber vollends Livius beweisen, wo Appius ironisch vorschlägt „nec centuriatis nec curiatis comitiis patres auctores fiant"? Daß unter den patres auctores die Curiatcomitien hier nicht gemeynt seyn können, ergiebt der Zusammenhang. — Die libera ab auctoribus patriciis suffragia (in Sallusts Fragmenten) können ganz füglich ebenfalls auf den Senat bezogen werden.

durch einen Centuriatschluß hervorgerufen werden. Warum sollten gerade hier die Curien die Centuriatcomitien vertreten? Zwar hat man einen inneren Grund darin finden wollen, daß ja die Plebs sich bereits in den Tributcomitien ausgesprochen habe, es also überflüßig scheinen mußte, die Centuriatcomitien zu befragen; man brauchte bloß noch die Einwilligung der Patricier und diese gaben die Curiatcomitien (Walter S. 87 Note). Diese Argumentation übersieht, daß die Plebs in den Tributcomitien in ganz andrer Weise stimmte als in den Centuriatcomitien, so daß leicht der Beschluß in den letztern anders ausfallen konnte als in den Tributcomitien, und geht überhaupt von der unzulässigen Vergleichung der verschiedenen Comitien mit verschiedenen Häusern eines Parlaments aus. — Aber auch Dionysius beschreibt den Geschäftsgang bey mehreren Gelegenheiten so, als wenn die Plebiscite von den Curiatcomitien bestätigt worden. Allerdings, aber er verdient hierin wenig Glauben, da ihm dieser ganze Theil des römischen Alterthums nicht klar geworden ist und an andern Stellen nennt er ausdrücklich die Centuriatcomitien als die bestätigende Behörde (X. 32). Die Stellen, die unser Verf. S. 309. Not. 9 anführt, sind so unbeweisend, daß sie gar keine nähere Würdigung verdienen. — Der Inhalt der Lex Valeria Horatia (305) und der Lex Publilia Philonis (416) so wie der L. Hortensia (467) wird in den Quellen ganz mit denselben Worten angegeben. *) Daß gleichwohl jede derselben etwas neues bestimmt und jenen Comitien größere Freyheiten ertheilt habe, ist eine gewagte Voraussetzung (vrgl. Rubino a. a. O. S. 358). Die Lex Valeria Hor. hat sich höchst wahrscheinlich damit begnügt, nach dem Sturze der Decemvirn die Tributcomitien überhaupt wieder einzusetzen und den alten Zustand, wie er vor den XII Tafeln war, wieder zurückzuführen. Dagegen rechtfertigt die Vergleichung des früheren Zustandes mit späteren Veränderungen allerdings die Annahme, daß die L. Publilia Phil. etwas neues durchgesetzt habe. Nach dem bisherigen kann dieß aber nichts anderes gewesen seyn, als daß die Bestätigung der Centuriatcomitien für überflüßig erklärt wurde; die diesem Centurienschluß vorausgehende Senatus Auctoritas ist aber geblieben, und so erhält das Plebiscit durch das nachfolgende S. C. Geltung. Darauf deutet das andere Publilische Gesetz über die Centuriatcomitien (s. oben), und nicht, wie G. will, auf die Befreyung der Tributcomitien von der Nothwendigkeit einer vorhergehenden Senatus auctoritas, welche nur eingebildet ist, da die Tribunen bey ihren Rogationen an die Meynung des Senats in keiner Weise gebunden waren. Diese nachfolgende Bestätigung des Senats wurde aber wahrscheinlich durch die L. Hortensia abgeschafft; denn von dieser Lex sagt Gajus, daß durch sie die Ausgleichung der Plebiscita mit den leges vollendet worden sey. — Es ist das Verdienst Puchta's, diesen Zusammenhang klar nachgewiesen zu haben (a. a. O. S. 107).

Von den Tributcomitien liegt der Uebergang auf die Tribunen ziemlich nahe. Anlaß zu Bemerkungen bietet uns zuvörderst, was über ihre Wahl gesagt wird. Den Nachrichten, welche die Wahl dieser Vertreter der Plebs gegenüber den Patriciern vor der Lex Publilia Voleronis (282) den patricischen Curiatcomitien beylegen, hat man aus naheliegenden Gründen von jeher den Glauben versagt. Man legt ihre Wahl den Centuriatcomitien bey, entweder schlechthin (Niebuhr), oder mit nachfolgender Bestätigung durch die Curien (Walter S. 85). Nach unserem Verf. haben sich die Tribunen ihre Nachfolger selbst ernannt und die Curien haben diese Ernennung bestätigt. — Alle diese Annahmen leiden an innerer Unwahrscheinlichkeit. In den Centuriatcomitien wurden zu allen Zeiten bloß magistratus populi erwählt; hätten ferner diese Comitien die Wahl der Tribunen einmal gehabt, so würden sie dieselbe schwerlich verloren haben. Noch unglaublicher ist eine Bestätigung dieser Wahl durch die Curien, wenn man die Bedeutung berücksichtigen will, welche dieselbe bey den höheren Magistraten gehabt hat. Von einer Erwählung der Nachfolger durch die vorausgegangenen Tribunen wissen aber die Quellen gar nichts. Die Cooptation derselben kommt nur zur Ergänzung des Tribunencollegiums fürs laufende Jahr vor, und auch dieß nur als etwas außerordentliches *) (Liv. V. 10). Am ein-

*) — ut Plebiscita omnes Quirites tenerent.

*) Wenn Livius II, 33 von den beyden ersten Tri-

fachsten dürfte man sich jene Theilnahme der Curiatcomitien an der Wahl der Tribunen vielleicht so denken. Sie bestätigten die in den Versammlungen der Plebs ohne Zweifel designirten, und übernahmen dadurch gleichsam in concreto und immer wieder von Neuem die Garantie ihrer Unverletzlichkeit, welche sie in den leges sacratae bereits im Allgemeinen zugesagt haben, und welche ihre Hauptbedeutung ohnehin gegenüber den Patriciern hatte.

(Schluß folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Bd. II. Heft.

(Fortsetzung.)

Im Frühlinge des Jahres 804 kann Karl M. kaum auf der Salzburg gewesen seyn, und dort eine Reichsversammlung gehalten haben, wohl aber war er im Sommer d. J. 805 daselbst (Pertz III. 125.). Im December d. J. 805 befand sich der Kaiser zu Aachen und im Frühlinge und Sommer des folgenden 806ten Jahres hielt er sich in Sachsen auf, von wo er erst im September an den Rhein (Köln) zurückkehrte (Böhmer, Reg. p. 23).

Gerhart und Ippin's Vergabung ihrer Güter in Vuazar losun geht, wie uns scheint, das Würzburger Land ganz und gar nichts an; sondern dieser Ort lag im Fürstbisthume Bamberg, wie aus dem topographischen Zusammenhange, den wir anderswo nachgewiesen, deutlich zu entnehmen ist. Vrgl. Ebirhards Summar. p. 282, nro. 22, Schöttgen u. Kreysig I. 41, nro. 54. Elalibechin (Ebelsbach), Bunahu (Baunach); das Bunahu des Diploms vom 24. März 815, ist nicht Baunach unfern der Baunacher Mündung in den Mayn, sondern, nach Junker, das beym Schloße Wildberg am Haßberge gelegene, oder Bundorf unterhalb der Baunach-Quelle, oder endlich vielleicht ein ausgegangener Ort), Eibingo (Ebing), Bratigun (Prechting), Ebelesfelt (Ebensfeld), Hengesfelde (Pfersfeld), Wazerlosum (Dürren- oder Weich-Wasserlos) loca circa Mogum.

Folcher's Schenkung seiner Güter in dem Orte Juzzelenheim (vielleicht Gössenheim) ist vom 27. März (VI. Kalend. Aprilis) des Jahres 811 datirt und mit dem Beysatze „die Palmarum" versehen. Da aber das 43ste Jahr der Regierung Karls d. Gr. gleich 811 ist, in diesem Jahre jedoch Ostern am 13. April, folglich Palmsonntag am 6. April fiel, so muß das Datum dieses Diplomes an irgend einem chronologischen Fehler leiden.

Ueber die 814, 15. Februar vorkommenden Lahbouma findet Hr. H. befriedigenden Aufschluß im Codex Lauresh. I. p. 24 (770, 1. Junius), in den Legibus Bajuvar. ed. Mederer p. 187, 188 und bey J. Grimm deutsche Rechtsalterthümer. Daraus wird Hr. H. ersehen, daß ein Theil der Einkünfte Ferting's von den Lahbouma nicht gemeynt seyn könne, sondern eine pars Capturae in bestimmt angegebenen Gränzen (de illis arboribus, quae nuncupantur ad duas virgas, usque ad locum etc.) welche an Fulda vergabt wurde.

V.

Geschichtliche Beschreibung der Burg Hohenburg ob der Wern. Mit deren Grundriß.

(Vom Herrn Dr. Franz Nicolaus Wolf.)

Am Schluße der Beschreibung führt Hr. W. seine „Beweisstellen" an. Den ersten Platz behaupten: „Archivalische Notizen und Urkunden, mitgetheilt vom Hrn. Landstand Binder, Gutsbesitzer des vormals von Drachsdorfischen Ritterguts Adelsberg." — Sodann folgen: „Dorfbuch von Bühler vom J. 1584, alte Rechnungen über die Beneficien auf Hohenburg, gesammelte, zerstreute Urkunden, Andres fränkische Chronik vom Jahre 1805, S. 465," endlich: „die geöffneten Archive für die Geschichte des Königreichs Bayern, 2ter Jahrgang, 3tes Heft, S. 209 folg." —

In diesen geöffneten Archiven nun ist ein vom kgl. Archivar Johann Ignaz Seidner im December d. J. 1822 verfaßter Aufsatz zu lesen, welcher den Titel führt: Diplomatische Nachrichten über den Erwerb der Herrschaft Hohenberg (Homburg) an der Wern in Franken gelegen, durch das Hochstift Würzburg und Schicksale derselben, nebst einigen sich darauf beziehenden Notizen von den erloschenen Geschlechtern der Ritter von Hohenburg und der Dynasten von Bickenbach."

(Fortsetzung folgt.)

---

bunen sagt: hi tres collegas sibi creaverunt, so ist der Sprachgebrauch zu beachten, nach welchem creare von dem Magistrat gesagt wird, der die Wahl seines Nachfolgers oder Collegen leitet (Rubino a. a. O. S. 17). Bey Livius III. 35 ist bloß die Rede davon, daß die abtretenden Tribunen sich selbst wieder wählen lassen (ut semet ipse creare posset quod praeter tribunos plebis et id ipsum pessimo exemplo nemo unquam fecisset.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. August.

Nro. 163. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Karl Wilhelm Göttling, Geschichte der römischen Staatsverfassung ꝛc.

(Schluß).

Unnöthige Schwierigkeiten macht sich der Verf. über die lex tribunicia prima, welche bey Festus h. v. vorkommt. Sie ist offenbar nichts andres als die erste Einsetzung der Tribunen in dem zwischen beyden Ständen abgeschlossenen Bundesvertrag. Gerade so nennt Cicero (in Verr. I. 16) das Gesetz, wodurch Pompejus die durch Sulla so sehr beschränkte tribunicische Gewalt wieder hergestellt hat, legem tribuniciam. — Die Ausübung des den Tribunen zustehenden Anklagerechts wegen Verletzung der leges sacratae soll nach dem Verf. von einer vorausgegangenen Genehmigung des Senats abhängig gewesen seyn. Dagegen sträubt sich aber nicht nur die Natur der Sache, es fehlt auch an allen geschichtlichen Beweisen. Zwar werden Senatsschlüsse in Beziehung auf solche Anklagen erwähnt, aber diese haben eine politische, keine juristische Bedeutung; sie sind Demonstrationen des Senats, welche den Tribunen erwünscht seyn mußten, weil sie das Gewicht ihrer Anklage verstärkten, aber sie konnten ohne Zweifel auch ohne diese Genehmigung des Senats eine Anklage verfolgen. — Das Veto, welches dem Tribunen gegen seine Amtsgenossen selbst zusteht, konnte gewiß, wie auch der Verf. S. 293 mit Recht annimmt, nur gegen positive Maßregeln derselben gebraucht werden, aber nicht gegen ihre Intercession. Ein Veto gegen das Veto ist schon gegen den Grundsatz: prohibentis melior conditio; denn durch das letztere Veto würde die positive Maßregel, gegen welche das erstere gerichtet ist, aufrecht erhalten (A. M. Puchta, S. 181).

Die Censoren (S. 328) wurden bekanntlich in den Centuriatcomitien gewählt und in denselben Comitien auch bestätigt, nicht in den Curiatcomitien wie die andern höhern Magistrate, weil sie kein Imperium haben. Der Verf. erklärt diesen zweyfachen Wahlact dahin, in der ersten Versammlung werde den Censoren die Censio, in der zweyten die Censura ertheilt. Dieß ist unmöglich. Die Censura d. h. wohl die Sittenrichtergewalt, war ein unmittelbarer Ausfluß ihres Amts, den Census abzuhalten und die Bürger nach ihren verschiedenen Ständen zu verzeichnen, über die Reinheit der politischen Abtheilungen zu wachen u. s. w. — Eine andere unrichtige Behauptung ist die, daß von der censorischen Rüge und Strafe eine Appellation des Gestraften an das Volk Statt fand (S. 340), „welches, wenn der Beklagte die Unrichtigkeit jenes Erkenntnisses (?) darzuthun vermochte, sich zuweilen bewogen fand, die Strafe wieder aufzuheben.“ Die ganze Stellung der Magistrate gegenüber dem Volk, die Bedeutung des Amts der Censoren, zu dem es gehörte ut moribus praeessent, widerlegt diese Meynung vollständig. Die angezogenen Stellen sind Beyspiele, wo Männer, welche die Censoren für unwürdig erklärt, später vom Volke geehrt worden sind, was mit einer Aufhebung der censorischen Strafe in keiner Weise etwas zu thun hat.

Eine eigenthümliche Ansicht unsers Verfassers ist es, daß er auch für die spätere Zeit keinen besondern census equester statuirt, diesen vielmehr mit dem Census der ersten Classe identificirt, so daß

letzterer die Fähigkeit und die Verpflichtung gegeben, als eques zu dienen. Der Verf. führt dafür die Thatsache an, daß dem Angeber der bacchanalischen Umtriebe, P. Aebutius, vom Senat eine Belohnung von 100000 As und zugleich die Freyheit vom Kriegs- und namentlich vom activen Ritterdienst zuerkannt worden. Bereits Puchta (S. 227) hat dem Verf. vorgehalten, daß jener Aebutius nach allen Umständen der Erzählung von seinem Vater ein beträchtliches Vermögen geerbt haben müsse und also zur Zeit jenes Geschenks keineswegs für bettelarm gelten könne. Jene Ansicht unseres Verf. spielt aber eine wichtige Rolle bey seiner Construction der spätern Centuriatcomitien, welche wir zum Schlusse noch kürzlich besprechen wollen.

Der Verf. setzt diese Umgestaltung in die Zeit, wo die Zahl der 35 Tribus bereits geschlossen war, d. h. nach dem J. 521; warum? lediglich weil er es so für seine übrige Auffassung braucht. Ueber das Wesen jener Veränderung giebt es überhaupt zwey Ansichten. Die eine sieht die alten Classen als fortdauernde Grundlage der neuen Comitien an, und beschränkt die ganze Aenderung darauf, daß in jeder Classe, statt der bisherigen Centurien, Tribuscenturien stimmen, indem jede Tribus zu jeder Classe 2 Centurien der Jüngern und der Aeltern stellt. Die andre Ansicht läßt die Classenunterschiede verschwinden und sieht die neuen Comitien als modificirte Tributcomitien an. Auf eine feine und scharfsinnige Weise hat diese letztere Auffassung Puchta ausgebildet (a. a. O. S. 220). Dem ersteren Systeme huldigt unser Verf. Er bringt 350 Centurien heraus und findet eine schlagende Bestätigung dieser Zahl — in den Tagen des Mondjahres, weil auf das Fest der Perenna, der Göttin des Mondjahrs, das Fest der Wiedervereinigung der Plebs gefallen sey. — Man sieht nicht ein, was diese Reform mit dem Feste jener Wiedervereinigung zu schaffen hat, und ohnehin hat man sich in jenen spätern Zeiten bey solchen Aenderungen gewiß nicht von Kalendermystik, sondern von freyer politischer Reflexion leiten lassen. Auch bringt der Verf. jene Zahl nur durch die völlige Eliminirung der Ritterscenturien heraus, indem er den ordo equester für identisch mit der ersten Classe ansieht; dieß ist aber ein entschiedener Irrthum und wird durch klare Stellen vollständig widerlegt.*) D.

*) Cic. Phil. II. 16. — sortitio praerogativae, deinde prima classis vocatur, tum suffragia, deinde II. classis vocatur. Die Emendation dieser Stelle (tum suffragatur II. classis) hat, von anderem abgesehen, schon den Grundsatz der Kritik gegen sich, wonach die schwerere Lesart den Vorzug verdient. Es ist leichter erklärlich, wie unter der Hand eines unwissenden Abschreibers das ihm unverständliche suffragia sich in ein suffragatur verwandeln konnte, als umgekehrt. — Ferner Liv. XLIII., 16. Hier werden die XII Equitum centuriae ausdrücklich erwähnt, und zwar stimmen sie vor der ersten Classe. Daß Cicero in der obigen Stelle diese Centurien nicht erwähnt, darf wenig Bedenken erregen. Es war ihm dort um eine ganz genaue Schilderung der Abstimmung keineswegs zu thun.

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Bd. II. Hft. ꝛc.

(Fortsetzung.)

Seidner behauptet, in der grauen Vorzeit hätte das Bergschloß Hohenberg den Rittern von Tief gehört, welche sich erst im 14. Jhrhdte (1363 Lupoldus de Hohenberg miles dictus de Tief, et Henricus frater ejus) von ihrer Burg Hohenberge genannt hätten. Derselbe Gelehrte bemerkt zum Tode des Dietrich von Hohenburg 1381 — 1385, daß mit diesem das hohenbergische ritterbürtige Geschlecht erloschen sey. „Die Grafen und Dynasten, setzt er bey, sind von den Rittern dieses Namens bekanntlich ganz verschieden.“

Ungeachtet dieser genealogischen Asserte Seidners hat Hr. W. dennoch für gut gefunden, uns, nach vorgängiger kurzer Beschreibung der Burg und Mittheilung einiger vordem in der Schloßkapelle, nun an der Kirchenmauer zu Gössenheim befindlichen Grabsteine mit Inschriften **) die frühere Geschichte der Ritter von Hohenburg darzulegen.

Urkundlich, sagt er, reicht ihre Abstammung bis in das 10te Jhrdt. hinauf. Otto von Hohenburg sey zu Hessen 992 gestorben. Arnold von Hohenburg lebte

**) 1391 † Dietrich de Hohenburg. 1429 ein Bickenbach ohne Vornamen, 1449 Heinrich de Bickenbach.

972 zu Homburg an der Lahn und hatte von seiner Hausfrau 2 Söhne, Adolph und Reinhard, welche beide aus Hessen 1018 ausgezogen seyen. Der Erstere habe Adolphsbühl — nun Adelsberg an der Werra —, Letzterer 1018 auf dem Setzberg ob der Werra eine kleine nach seinem Geschlechtsnamen benannte Burg — Hohenburg — gegründet. Gegen die räuberischen Ueberfälle der Besitzer der Burgen Trimbeck und Saleck hätten beide Brüder gemeinschaftlich die nun in großartigen Trümmern liegende Burg Hohenburg in den Jahren 1028 — 1031 erbaut. Hr. W. beruft sich zur Begründung dieser Tatsachen auf 2 Lapidar-Inschriften am Eingang der Burg und an der Wohnung des Burgherrn, welche General von Draisdorf, Herr zu Adelsberg, am 21. März 1751 aufnehmen und hierüber ein Notariatsinstrument fertigen ließ. Inschriften aus dem 3ten Decennium des XI. Jhrhdts. und zwar an Burgen befindlich, welche so vielfältigem Wechsel der Schicksale ausgesetzt waren, gehören, zumal wenn sie in deutscher Sprache abgefaßt sind, — wie dieß mit der 2ten Inschrift der Fall ist — zu den ganz außerordentlichen Seltenheiten. Eben auch eine historisch-genealogische Raritat sind die von der Burg entnommenen Geschlechtsnamen im XI. Jhrhdt. und Hr. W. mag es uns schon nachsehen, wenn wir, bis bessere Beweise vorgebracht werden, weder an das hohe Alter dieser Hohenburge, noch an den Inhalt dieser Inschriften aus dem XI Jahrhundert in solcher Fassung glauben können. — Mit Jobst von Hohenburg (gest. 1425) erlosch Adolphs Mannsstamm. Die hier aus seinem Testamente von 1221 mitgetheilten Stellen scheinen wiederum der Zeit der Abfassung desselben nicht anzugehören.

Nicht viel länger als Adolphs Stamm blühte Reinhards Mannsstamm, von welchem in gerad absteigender Linie Lohmann 1172, Kurt, Lohmanns Sohn, und Kurts Söhne, Dietrich und Heinrich abstammen. Der Erstere, Dombere zu Würzburg, bestieg den bischöflichen Stuhl, den er von 1223 — 1225 behauptete. Heinrich, sein Bruder, mit Anna Macia von Caselt († 1255) vermählt, hatte drey Kinder; Conrad († 1229), Magdalena, die den Dynasten Günther von Bickenbach ehelichte, und Agnes, welche im Kloster Schönau den Schleyer nahm.

Hierauf werden kürzlich die Gränzen der hohenburgischen Besitzungen angegeben und bemerkt, die Ritter zu Hohenburg auf dem Setzberge wären des Bisthums Würzburg und Herzogthums Franken Erbmarschälle gewesen. Kein Wort ist gesagt von Lupold miles de Tief und seinem Bruder Heinreich, nichts von seinem ältern Sohn Dietrich, der die Hohenburgischen Besitzungen durch Erwerb in der Umgegend vermehrte. Wir erfahren auch nicht, wie Dietrich der Jüngere, dessen Hausfrau Elisabeth gewesen, mit Lupolds älterem Sohne Dietrich im genealogischen Zusammenhange stehe. Wir werden vielmehr von Heinrichs Descendenz im 15ten Jhrhdt. sogleich zu Dietrich dem Jüngern im 14. Jhdt. fortgerissen, befinden uns jedoch sofort auf historisch-diplomatisch wohlbegründeten Boden; denn was nun in der Darstellung des Hrn. W. folgt, ist wortgetreu aus Seiders obenangeführter Abhandlung genommen. Nur ist nach den Worten Seiders: „Das Leibgeding des jungen blödsinnigen und kranken Bickenbach ist sogleich auf die Gefälle der Stadt Hasnurr versichert worden," — ein Brief des Vetters von Bickelten von 1471 eingeschoben, worin sich dieser gegen die von Conrad IX. von Bickenbach 1469 geschehene Veräußerung Hohenburgs an das Stift Würzburg verwahrt, welche Differenz jedoch 1475 ausgeglichen wurde. Desgleichen ist eingeschoben eine abhanden gekommene Lapidarschrift, welche besagt, daß der Fürstbischof Rudolph von Scherenberg Schloß und Amt zum Stift Würzburg gekauft, 1471. Dann wird im Abdrucke des Seiderschen Werkes fortgefahren bis S. 105, 1-6, wo der Kauf der beyden Dörfer Bühler und Münster durch Bischof Rudolf, und eine alte Gewohnheit, die in diesen Dörfern hinsichtlich ergriffener Missethäter herrschte, eingeschaltet sind.

S. 109 ist in Seiders Abhandlung die auf Hohenburg haftende Schuldenlast von 17000 fl., welche Bischof Julius abgelöst, und dessen auf die Burggebäude verwendeten Summen eingeschoben; auch ein Blick auf dieses Bischofs Bemühungen geworfen, die katholische Lehre im Hohenburgischen herzustellen. Hierauf ist wieder Seidner zur Hand genommen, dann des Bauernheeres mißlungener (1525) Angriff auf Hohenburg, und der Oberamtmänner und Keller bis zu Ende des 17. Jhrhdts., sowie der Veränderung mit dem Amtssitze bis 1838 gedacht.

Wiederum sind nun Seiders Worte gebraucht bis: Endlich veräußerte noch die Herrschaft das Hofseld zu Sachsenheim — — laut Kaufbriefs vom 1. Juny 1814, wo Hr. W. an die Stelle des Wortes Herrschaft unbedenklich Hochstift gesetzt hat, mit dem es bekanntlich i. J. 1814 längst vorüber war.

Im Ganzen kann man annehmen, daß in dieser geschichtlichen Beschreibung der Hohenburg 18 Seiten aus Seiders Werk entnommen und hier mit wenigen Einschiebseln wieder abgedruckt worden sind. Der Grundriß, neben dem sich auch eine Ansicht der Burg befindet, ist gut und wohl das Verdienstlichste am Ganzen.

VI.

Ueber den Geist der Statuten, welche der große Fürstbischof Julius zu Würzburg seiner neubegründeten Universität gab.

(Vom k. Universitäts-Professor Hrn. Dr. Fröhlich.)

Ein Redewerk, welches, wie uns scheinen will,

nach Inhalt und Fassung ganz und gar nicht in diese Zeitschrift gehört.

VII.

Reformacion halszgerichtz zu wurtzpurg.

(Aus einer Papierhandschrift vom Ende des XV. Jahrhunderts, mitgetheilt von Herrn Prof. Dr. Reuß.)

Diese „vernewte Ordnung des halsgerichts“ beschäftigt sich zumeist damit, wie es mit einem des Todes schuldigen Verbrecher gehalten werden soll. Aus dem Gefängniß kommt er in den Stock vor dem Rathhauß. Schultheiß, Zentgraf, die 7 Stadtgerichtsschöpfen von Wirzburg und 5 auswendige Schöpfen — 2 von Zelle aus der Gassen, 2 von Buttelbrun, 1 von Hüchberge — besetzen das Gericht jenseits des Mayns an der Brücke, während der „schadbar“ (schedlich) Mann im Stocke sitzt. Der Kläger mit seinen Freunden erbittet sich vom Schultheißen einen Fürsprecher, und, gestattet es dieser, so nimmt der Kläger einen aus den 12 Schöffen. Angegeben ist die Formel des Fürsprechers wegen Nichtannahme dieses Amtes Krankheitshalber. Ist er aber durch Rechtsspruch in diese Verrichtung, wofür er 1 fl. empfängt, eingewiesen oder bestätigt, so fordert er die Vorführung des Beklagten. Das Geleite nimmt der Zentgraf, gefolgt vom Kläger und seinen Freunden, in der Art vor, daß er mit den ihn begleitenden Gerichtsknechten zum Stock reitet, den Beklagten aus demselben thut, und vor das Gericht hinausführt, indem er ihm mit dem Stabe vorreitet. An den Stellen, wo man den Missethäter zu beschreien pflegt, hält der Zentgraf still (die Formel des Geschreyes: „Waffnet hie über unnsern und des lanndts schedlichen man.“ „Dieb, Diebjo.“ —) Bey den Seylern gegen den alten rewssen über wird zum 1t u male, unterm Thor von St. Gottharts Kirche zum 2ten male, beym Zollhäußlein auf der Brücken zum 3ten male, jedesmal 3mal vom Kläger und seinen Freunden gerufen.

Angekommen vor Gericht, beschauen ihn die Schöpfen, um ihn recht zu erkennen. Der Zentgraf, aufgefordert vom Schultheiß, der wieder des Klägers Fürsprecher angeregt, betheuert bey seinem Amts-Eid, daß er den schadbaren Mann nach Recht und Urtheil hieher gebracht. Der Fürsprech fragt die Richter, wie der Kläger seinen Spruch auf den schadbaren Mann bringen soll, damit ihm sein Recht geschehe, und bittet um Erneuerung des Spruches. Der schadbare Mann hat nun gleichfalls seinen Fürsprech aus den Schöpfen. Der römische König hat die Ordnung der sibner und Nachfolger, den Schwur zu leisten, abgethan. — Die Verwirkung eines jeden Uebelthäters, die er selbst bekannt, oder die ihm durch den Beschädigten zu Recht genug bewiesen ist, bedingt das Urtheil. Doch soll durch Tortur kein Bekenntniß übereilt werden. Des Missethäters Bekenntniß soll öffentlich verlesen werden. Er spreche nun „jo oder nayn,“ so kann sein Urtheil gesprochen werden. Der Fürsprech des Klägers fragt, wie man den schadbaren Mann strafen wolle? Folgt nun die Strafbestimmung: Henken, Ertränken, Köpfen, Verbrennen, Rädern, je nach der begangenen Uebelthat u. s. w. Nach gefälltem Urtheil erheben sich Schultheiß, Zentgraf und Schöpfen und ziehen zur Richtstatt, ohne daß vorher dem Schuldigen der Stab hingeworfen würde. Dieß geschieht erst, wenn er gerichtet ist. Der Zentgraf reitet mit seinem Stabe vor dem schadbaren Mann, und geleitet ihn und den Kläger nebst seinen Freunden bis zur Richtstätte u. s. w.

VIII.

Geschichte und Verfassung des adeligen Damenstifts Waizenbach.

(Mitgetheilt vom k. Legationsrath, Hrn. Dr. Scharold.

Magdalena Regina von Jöstelsberg, die Wittwe des Generals von Truchseß errichtete am 1. Oct. 1755 im ritterschaftlichen Schlosse und Dorfe Waizenbach, Cantons Rhön-Werra, 2 Stunden von Hammelburg gegen Saalmünster gelegen, ein adeliges Damenstift, anfänglich für 4 fränkische Fräulein, die das 18te Jahr erreicht haben, der evangelisch-lutherischen Religion zugethan waren, und ihre 8 Ahnen zählten. Zwey Präbenden blieben für ein Fräulein von Stetten und ein Fräulein von Truchseß besonders bestimmt, welche auch von Erlegung der Receptionsgelder von 400 fl., so bey einem Fräulein vom fränkischen —, von 800 fl. frk. bey einem Fräulein von auswärtigem Adel, befreyt waren. Als Vorstand des Stifts war der Ritterort Rhön-Werra aufgestellt. Dreymal in der Woche sollten die Stiftsfräulen Betstunden halten. Keine durfte über 4 Monate im Jahre bey Strafe eines halben Gulden für den Tag abwesend seyn. Ganz arme Fräulein wurden ohne Bezahlung des Receptions-Geldes aufgenommen. Die Bezüge der Pröbstin, der Stiftsfräulein, die Stiftsgüter und Capitalien, eben so auch die Passiva mit ihren Zinsen und die Kosten der Administration sind aus der großherzoglich-würzburgischen Hofrechenkammer (1808) angegeben.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. August.

Nro. 164. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Skizze der geognostischen Verhältnisse der nächsten Umgegend Aschaffenburgs, entworfen von Martin Balduin Kittel. Mit einer geognostischen Karte und einem Blatte Gebirgsdurchschnitte darstellend. Aschaffenburg 1840. 4. IV. und 63 S.

A. F. Speyer's Recension dieser Skizze in den Heidelberger Jahrbüchern 1842. S. 264.

Bey der großen Vernachlässigung, welche die Geognosie auf unsern höheren Unterrichtsanstalten bisher erfahren hat, kann es nicht befremden, daß die Kenntniß der geognostischen Verhältnisse Bayerns noch höchst mangelhaft ist. Von keinem unserer größeren Gebirge ist in neueren Zeiten eine geognostische Beschreibung oder die Aufnahme einer Karte erschienen. Noch sehen sich die Felsenhäupter unserer Alpen vergebens nach dem Naturforscher um, dem sie das Geheimniß ihrer räthselvollen Strukturverhältnisse entdecken könnten. Des bayerischen Waldes finstere Schluchten sind seit Flurl's Zeiten von keinem Geognosten wieder beleuchtet worden. Das fränkisch-pfälzische Juragebirge ist, so zu sagen, vor zwey Decennien erst entdeckt worden und, zur Zeit nur in seinen Hauptverhältnissen erörtert. Die große fränkische Ebene mit ihren Hügelzügen ist fast noch von keinem Geognosten eines Blickes gewürdigt worden.

Unter solchen Umständen ist jeder Beytrag zur geognostischen Kenntniß unseres Landes eine willkommene Gabe und deßhalb haben wir auch die vorliegende Skizze des Prof. Kittels mit Dank aufgenommen. Ohne an seinen Vorgängern eine sonderliche Stütze zu haben, hat er mit großem Fleiße und Eifer der geognostischen Erforschung der Aschaffenburger Gegend sich zugewendet und die erlangten Resultate in einer kurz gefaßten Beschreibung und in zwey schön gezeichneten Karten dargelegt. Ref. hat dieser Arbeit das ihr gebührende Verdienst schon im vorigen Jahre in diesen Blättern zuerkannt. *)

Bey all dieser Anerkennung wird es natürlich immerhin einzelne Punkte geben, hinsichtlich derer sich eine Differenz zwischen dem Verf. und dem mit dem Gegenstande vertrauten Leser herausstellen kann. Ref. selbst hat zuerst bemerklich gemacht, daß die Schilderung der Flötzformation in Prof. Kittels Skizze nicht genügen könne; er will weiter hinzusetzen, daß er die vielen neuen Namen, womit der Verf. große Varietäten von Gebirgsarten bezeichnet, nicht nothwendig findet, und daß er die Darstellung der Glieder der Kieselreihe einfacher gewünscht hätte. Diese Ausstellungen können gleichwohl der gedachten Skizze ihren Werth nicht nehmen, und der billige Leser wird über den einzelnen Mißständen, die ihm aufstoßen, die lobenswerthen Bemühungen des Verf. um Ausmittlung der zum Theil sehr schwierigen geognostischen Verhältnisse der Umgegend Aschaffenburgs nicht verkennen. Man bedenke nur, daß dieß ein erster Versuch ist und ein altes Sprichwort meynt schon, aller Anfang sey schwer. Was ferner die Darstellung der Flötzformation anbetrifft, so

*) Beyträge zur Kenntniß der Zechsteinformation des Spessarts im 15ten Bande der Münchn. gelehrten Anzeigen S. 270.

ist ihre Auffassung im Spessarte sehr erschwert und eine richtige und vollständige Kenntniß der Zechsteinformation insbesondere kann daselbst über Tage kaum erlangt werden. Wer nicht Gelegenheit hatte ihr Verhalten durch den Kahler Bergbau, der nun wohl für alle Zeiten zum Erliegen gekommen ist, kennen zu lernen, kann leicht über ihre einzelnen Glieder getäuscht werden, und wer nicht aus eigner Anschauung mit dem Mannsfelder Kupferschiefergebirge, als dem klassischen Terrain für diese Formation, sich vertraut zu machen vermochte, wird bey Vergleichung der ersteren mit der letztern kaum vor einzelnen Irrungen gesichert seyn. Referent wenigstens gesteht gerne zu, daß er ohne die Mittheilungen seines sel. Freundes Bezold's, ehemaligen Bergmeisters zu Kahl, der mit dem Mannsfelder Kupferschiefergebirge eben so bekannt war als mit dem des Spessarts, zur Publication seiner Abhandlung, über die Spessarter Zechstein-Formation niemals gekommen wäre.

Ganz Anders als Ref. es gethan, wird Kittels Skizze in den Heidelberger Jahrbüchern behandelt. Von einem Recensenten, der sich als A. F. Speyer unterzeichnet hat, hat sie eine eben so böswillige als beschränkte und im Ausdruck ungeschickte Beurtheilung erfahren.

Böswillig nenne ich sie, weil sie statt in ruhiger wissenschaftlicher Besprechung den Gegenstand zu behandeln, in hämischem Tadel sich gefällt, weil sie über das Gute und Löbliche der Arbeit hinweggehend an Kleinigkeiten sich festhält, und überall eine Veranlassung sucht, den Verf. im gehässigen Lichte darzustellen.

Beschränkt habe ich die Recension genannt, weil der Standpunkt, auf den sich der Recensent gestellt hat, eben so beschränkt ist als es seine Kenntniß von den geognostischen Verhältniffen des Spessarts zu seyn scheint.

Wie man bald gewahr wird, steht er im guten Glauben an die Wahrheit der geologischen Theorien, die ihm von seinen Lehrern beygebracht worden sind. Dieß wollten wir ihm nun nicht so sehr verdenken, da ein eignes Urtheil sich zu bilden, nicht Jedermanns Ding ist, aber eine große Beschränktheit ist es zu wähnen, daß man außerhalb der Schule, oder um mit den Recensenten zu sprechen, daß „der andere Ansichten besitzende (!) Mineralog“ — die Hypothesen ebenfalls für Axiome gelten lassen würde, und daß man demnach berechtigt sey, aus dem Standpunkte hypothetischer Ansichten die Richtigkeit positiver Thatsachen zu verwerfen. Der größte Theil des Tadels, den der Recensent in reichlichem Maaße und hämischer Weise über diese Skizze verbreitet, rührt davon her, daß ihr Verfasser seine Darstellungsweise nicht nach der Schule, zu welcher sich der Rec. bekennt, gemodelt hat. Dieß erkennen wir aber gerade für ein Hauptverdienst des Verfassers an, daß er die Thatsachen nicht nach vorgefaßten irrigen Schulansichten, sondern nach dem Befunde in der Natur geschildert, daß er seinen eigenen Weg eingeschlagen hat, wenn er ihn auch zu „dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft widerlichen Deductionen“ geführt haben sollte. Wenn der Recensent in seiner Afterweisheit fragt: „wer möchte wohl heut zu Tage geschichteten Felsarten zugehörige (sic!) Theorien auf Massengebirge anwenden, oder gar Struktur mit Schichtung verwechseln,“ so haben wir für ihn die Antwort bereit: alle werden es thun, die die Schulbrille nicht aufgesetzt haben und dieselbe Erscheinung daher mit demselben Namen benennen, gleichviel, ob sie bey Ur- oder Flötzgebirgen sich einstellt, ob diese oder jene Doktrin hiedurch gefährdet wird oder nicht. Statt pedantischer Weise um die Terminologie und Hypothesen seiner Schule sich zu ereifern, hätte Recensent besser gethan, wenn er zur genaueren Kenntniß der geognostischen Beschaffenheit des Aschaffenburger Distrikts einen Beytrag geliefert hätte. So aber schweigt er gerade da, wo es, wie z. B. bey der Formation des Todtliegenden und Zechsteines um Berichtigungen und Erweiterung der Untersuchungen zu thun gewesen wäre, oder wenn er einmal in einer faktischen Berichtigung auftreten will, gelingt ihm solche nicht immer zum Besten. Wenn er z. B. den Grünstein läugnet, so kann ich dagegen versichern, daß ich und mein seliger Freund Bezold den Grünstein im Spessart anerkannt haben. Wenn der Recensent die 69 Angaben des Verf. über das Streichen und Fallen verschiedener Urgebirgsarten mit der Bemerkung abzufertigen ver-

meynt, daß solche mühsame Abmessungen wenig Nutzen darbieten, so hätte er dieß im vorliegenden Falle durch Wiederholung dieser Abnahmen nachweisen, außerdem schweigen sollen. Denn der Verf. der Skizze leitet gerade aus diesen Abnahmen Folgerungen her, die der Schuldoctrin des Recensenten höchst unangenehm seyn müssen die aber durch einen Machtspruch nicht um ihren Kredit gebracht werden können.

Endlich habe ich diese Beurtheilung ungeschickt im Ausdruck genannt, weil sie, während sie dem Verf. Ansichten ohne Begriff, ohne Theorie, ohne Logik vorwirft, gleichwohl nicht im Stande ist ihren Gegenstand im strengen Begriff zu erfassen und im gehörigen logischen Ausdrucke mitzutheilen. Es ist in dieser Recension ein so mühseliges Ringen nach dem Ausdruck, die Sprache ist so ungeschickt gehandhabt, daß der Recensent die formelle Darstellung gar nicht hätte berühren sollen, um die Kritik nicht gegen sich zu kehren.

Vorstehende Bemerkungen werden hinreichen, um das Verhältniß der angezeigten Recension zu ihrem Gegenstande ins gehörige Licht zu stellen. Suum cuique. A. Wagner.

Die Waldverderber und ihre Feinde, oder Beschreibung und Abbildung der schädlichsten Forstinsekten und der übrigen schädlichen Waldthiere, nebst Anweisung zu ihrer Vertilgung und zur Schonung ihrer Feinde. Ein Handbuch für Forstmänner, Oeconomen, Gärtner und alle mit Waldbäumen Beschäftigten, von Dr. J. T. C. Ratzeburg, Professor an der k. preuß. höhern Forst-Lehranstalt ꝛc. Mit 6 in Stahl gestochenen colorirten, 2 lithographirten schwarzen Tafeln und einem Holzschnitte. Berlin 1841. XVI und 118 S. 8. Preis 2 Thlr. 15 Gr.

Unter den Schriftstellern über Forst-Zoologie nimmt Ratzeburg unstreitig den ersten Rang ein. Dieß hat er hauptsächlich durch sein umfassendes Werk über „die Forstinsekten“ erwiesen, das in technischer, wie in wissenschaftlicher Hinsicht gleich vortrefflich zu nennen ist. Indeß, theils der hohe Preis, theils die streng wissenschaftliche Behandlung desselben hat es vielen nicht zugänglich werden lassen, bey denen gleichwohl die Behandlung der Waldbäume ihr einziges oder doch ein hauptsächliches Geschaft ausmacht. Um dem Bedürfnisse dieser Praktiker zu entsprechen, hat Ratzeburg vorliegendes Buch abgefaßt. Wie er selbst sagt, gieng seine Absicht dahin: „die wichtigsten Forstinsekten und Wirbelthiere so zu beschreiben, und die verschiedenen Zustände der Forstinsekten und deren Fraß durch genaue, größtentheils kolorirte Abbildungen so zu versinnlichen, daß der Forstmann, Oekonom und Gärtner, selbst der minder Gebildete, im Stande wäre, jene darnach zu erkennen, und sich alsdann mit den wichtigsten Zügen der Lebensweise und den zu ergreifenden Maßregeln zur Verminderung der schädlichen, zur Erhaltung der nützlichen, umständlich bekannt zu machen.“

Was der Verfasser mit diesen Worten versprochen, hat er in vollem Umfange geleistet. Diese Versicherung wird genügen, um nicht näher ins Einzelne eingehen zu müssen, und wir wollen nur wünschen, daß recht viele Forstmänner und Oekonomen aus diesem Buche die Belehrung sich erholen mögen, die sich in selbigem in reichem Maaße vorfindet. Dann wird auch immer mehr das Vorurtheil verschwinden, als ob bey großen Waldverheerungen durch Insekten weiter nichts als das Zerstörte wegzuräumen zu thun wäre; man hat bereits in vielen Fällen wirksame Mittel zur Vernichtung der schädlichen Insekten, also zur Erhaltung der Wälder gefunden, mit denen Jeder, der einen Forst zu verwalten hat, wohl bekannt seyn soll. Vermittelst der sehr genau und schön ausgeführten Kupfertafeln lernt er leicht die waldverderbenden Insekten in ihren verschiedenen Zuständen kennen und weiß dann je nach der Verschiedenheit ihrer Lebensweise, die schicklichen Mittel ihren Verwüstungen Einhalt zu thun auszuwählen.

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Band, II. Heft.

(Schluß.)

IX.

Ueber den Vorschlag des Herrn geistlichen Rathes Haas in Bamberg zu einer fränkischen Münzsammlung.

(Vom Hrn. Professor Dr. Jos. Gutenäcker.)

Hr. G. kommentirt des Hrn. geistl. Rathes Haas Vorschlag zu einer allgemeinen fränkischen Münzsammlung in der Art, daß er das Schwierige, ja, das Unmögliche desselben zeigt; dann aber darauf dringt: Jeder der historischen Vereine Frankens solle die Münzbeschreibung und Abbildung für sein Territorium als besondere Aufgabe betreiben. Er wünscht deshalb die Gründung eines historischen Vereines zu Aschaffenburg, dessen Aufgabe dann in dieser Beziehung die Sammlung, Beschreibung und Abbildung der Fuldaer und Mainzer Münzen seyn müßte. Gleichfalls beantragt er die Gründung eines historischen Vereines zu Eichstädt. Er giebt genau an, welche Münzen in der Münzsammlung aufzunehmen wären, zeigt den großen Werth solcher speciellen Sammlungen, sowie die ungegründete Befürchtung des Hrn. Haas: „einzelne örtliche Sammlungen würden niemals weder das große wissenschaftliche Interesse, noch den äußern Glanz des Reichthums, der Mannigfaltigkeit und den Ueberblick der gravirenden Kunst entfalten, wie eine größere Sammlung," indem er auf eine möglichst vollständige Sammlung Würzburger Münzen den Blick zu richten bittet. Zur schnellern, sicherern und mit geringerem Kostenaufwange verbundenen Anlegung der bezeichneten Sammlung schlägt Hr. G. vor: „Nicht bloß die . . . histor. Vereine in Franken, sondern überhaupt alle jene Vereine, welche die Numismatik von ihrer materiellen Seite behandeln, verbinden und verpflichten sich wechselseitig zum Ankauf all der Münzen und Medaillen, welche zum Bereiche der zu gleichen Zwecken verbundenen Vereine gehören, und geben diese entweder austauschweise oder um den Ankaufspreis an die betreffenden Sammlungen ab. Auf alle jene Münzen und Medaillen, welche um den Kurs- oder Metallwerth angekauft werden können, wird unbedingter Auftrag gegeben, für andere läßt sich nach ihrem Alter, ihrer Schönheit, Seltenheit ꝛc. ein allgemeiner Aufgabspreis bestimmen, in wichtigen Fällen mögen besondere Anfragen zum Ziele führen. Doch hier genügt die bloße Andeutung, und ins Einzelne gehende Bestimmungen müssen von der in dieser Absicht sich verbindenden Gesellschaft festgesetzt werden ꝛc."

Ob nun die hist. Vereine in Franken ernstlichst geneigt sind, auf eine solche wechselseitige Verpflichtung und Verbindung einzugehen, dieß muß die Zeit lehren. Zum Schluße wünscht Hr. G., die Vereine Frankens möchten sich vor Ausarbeitung des wissenschaftlichen und technischen Theiles der Münzkunde über die dabey zu beobachtenden allgemeinen Grundsätze, sowie über äußere Ausstattung der zu edirenden numismatischen Werke vereinigen.

X.

Mannigfaltiges.

(Vom Hrn. Prof. Dr. Gutenäcker.)

1. Die Münze des Grafen Johann von Wertheim. Wir haben in unserm Bericht über das III. Heft des V. Bandes dieses Archivs, Nr. XI. schon auf Hrn. G's. Ansicht aufmerksam gemacht.

2) Horatii ars poetica. Auch dieser hier gegebenen Berichtigung und genaueren Beschreibung des Mts. ist bereits früher gedacht worden.

Die Beylagen zu diesem II. Hfte. des VI. Bdes. enthalten.

1) den 10ten Jahresbericht des hist. Vereins von Unterfranken ꝛc. für 1839/40, erstattet den 27. August 1840. vom Director des Vereins, Hrn. Dr. Karl Gottfr. Scharold.

2) Das Verzeichniß der sämmtlichen Erwerbungen für die Vereinssammlung von Hrn. Conservator G. Seuffert.

3) Die Namen der Ausschuß-Mitglieder.

4) Das fortgesetzte Verzeichniß der ordentlichen,

5) der Ehren-Mitglieder.

Dr. G. Th. Rudhart.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1842 Nr. 4.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. August.

Nro. 165. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

In der allgemeinen Versammlung der k. Akademie der Wissenschaften am 16. Juny 1842 eröffnete der neuernannte Vorstand derselben, Hr. Staatsrath Baron von Freyberg die Sitzung mit folgendem Vortrage:

Meine Herrn!

Seyen Sie mir vor allem auf das freudigste gegrüßt bey diesem ersten Zusammentreffen in einer allgemeinen Sitzung sämmtlicher drey Classen unseres gelehrten Vereines. Seyen Sie mir hiebey aber auch auf das ernsteste gegrüßt. Denn wenn Akademieen zu jeder Zeit den Beruf haben, sich vorzugsweise mit den Grundlagen und der Richtung der ihrer Pflege und Förderung überwiesenen Wissenschaften zu befassen — so wird dieser Beruf ein um so ernsterer in einer Zeit seyn, in welcher diese Grundlagen selbst sich auf bedenkliche Weise in Frage gestellt — diese Richtungen großen Schwankungen sich ausgesetzt finden. Ich betrachte aber den Zeitpunkt, in welchem mir der ehrenvolle Beruf zu Theil geworden ist, an Ihre Spitze zu treten, wirklich als einen solchen, in welchem die Wissenschaften in der bemerkten Beziehung in einer höchst bedeutungsvollen Krisis sich befangen finden.

Die Bemühungen auch der größten Geister des letzten Jahrhunderts, auf dem Wege einer unbedingten Freyheit des Denkens zu einer Lösung der letzten und höchsten Lebensfragen zu gelangen, wollen zu keinem befriedigenden Resultate führen.

Das Bedürfniß des menschlichen Geistes nach absoluter Wahrheit und positiver Gewißheit ist aber ein so wesentlich in seiner Natur begründetes und schlechthin unabweisbares, daß es mit der Hinweisung auf bloße Möglichkeiten und Denkbarkeiten in die Länge nicht beruhigt werden kann. Wenn daher die Philosophie bey ihren Antworten auf jene Fragen, sich wirklich auf keine Autorität als eben immer nur auf jene unbestimmte Erkenntniß-Quelle berufen, und also den Fragenden immer wieder nur auf sich selbst zurückweisen könnte, — so möchte ihr Kredit überhaupt zuletzt in Gefahr kommen. Daß es aber jetzt wirklich nahe an dem sey, kann der Unbefangene sich wohl nicht länger verhehlen. Eine Gefahr dieser Art abzuwenden, die wahre Philosophie bey Würde und Ehren zu erhalten, stellt sich denn auch — und zwar gegenwärtig mehr denn je, als die ernste Aufgabe denjenigen heraus, welche in einer Verbrüderung gemeinschaftlicher Kräfte und Pflichten vorzugsweise berufen sind, über dem Heiligthume der Wissenschaften zu wachen. Darum seyen Sie mir, ich wiederhole es, auf das ernsteste und freudigste gegrüßt, denn ich erkenne in dem tiefernsten Momente der Krisis, in welchem der menschliche Forschungsgeist eben jetzt begriffen ist, zugleich die Frühlingsdämmerung einer schönen Zeit, in welcher derselbe — des Irrens müde — heraustretend in voller Freyheit aus seiner Selbstbefangenheit, und aus der lebendigen Quelle der Wahrheit und des Lichtes schöpfend, auch um so viel mehr wahres Licht und lebendige Wahrheit um sich her verbreiten wird.

Die Wichtigkeit des Berufes — gerade unserer Akademie, mitzuwirken bey der großen Aufgabe;

die ewigen und positiven Grundlagen der Wissenschaften in Evidenz zu stellen, und die Haupt-Richtpunkte für die Forschung anzudeuten — geht aus der Sache von selbst hervor. Das Maaß der Pflichten und der Verantwortlichkeit aber, — mit denen sich dieser Verein den persönlichen Verhältnissen seiner Mitglieder und dem Umfange der ihm zu Gebot gestellten Mittel nach belastet findet — müssen stets der Gegenstand unserer ernsten Erwägung bleiben. Viele dieser Mitglieder sind zu Staatsämtern — viele zu dem Lehramte berufen und mit der Verwaltung der wissenschaftlichen Sammlungen und Hülfsmittel betraut. Und so finden sich Kräfte und Erfahrungen bey uns vereint, welche in der Theorie, so wie im praktischen Leben zu wirken berufen sind, und an welche um so größere Anforderungen gestellt werden, je größer das Maaß des in sie gesetzten Vertrauens ist.

Und ist nun die Zeit in welcher solche Anforderungen an uns gestellt werden, schon an sich — eben wegen der Krisis in welcher die Ansichten über die Fundamente des wissenschaftlichen Besitzes und in Folge dessen auch über die Methode des Forschens sowie des Lehrens sich befinden, eine höchst bedeutungsvolle — so kömmt noch überdieß die so mächtig anschwellende Masse der Kenntnisse, als Frucht einer mannigfaltigen Thätigkeit hinzu. Die Aufgabe, jene Massen des Stoffes zu beherrschen, die bezeichneten Thätigkeiten zu charakterisiren und ihnen, in so weit sie es verdienen, zu folgen — ja was noch mehr ist, selbst die Signale für weitere Forschung selbst zu geben — gewinnt also gleichzeitig an äußerem Umfange wie an innerer Tiefe.

Um aber eine solche Aufgabe mit Besonnenheit und Gründlichkeit, ja mit wenigstens annähernder Vollständigkeit zu lösen, ist es wohl zunächst ein Haupterforderniß, den Zuwachs auf allen unserer Pflege unterstellten wissenschaftlichen Gebieten, sowie die wichtigeren litterarischen Erscheinungen sich möglichst evident zu halten, und in einem lebendigen, nachhaltigen Verkehr mit allen jenen Instituten und Personen zu bleiben, von welchen Zuwachs und Förderung auf den bezeichneten wissenschaftlichen Gebieten zu erwarten ist.

Und daher habe ich die nähere Erörterung einiger sich hierauf beziehenden Fragen zum Hauptgegenstand unsrer heutigen Besprechung ausgesetzt.

Doch bevor wir zu dieser Berathung schreiten, habe ich der verehrten Versammlung Nachricht von dem zu geben, was seit der letzten allgemeinen Sitzung bey der Akademie vorgekommen ist.

Nachdem der Herr Vorstand die Sitzung mit diesem Vortrage eröffnet hatte, gab er Nachricht von dem, was seit der letzten allgemeinen Sitzung zur Förderung der akademischen Correspondenz mit auswärtigen gelehrten Gesellschaften geschehen war, und noch zu verfügen seyn möchte. Derselbe beantragte auch die Herausgabe eines akademischen Almanachs, zu dessen Abfassung unverweilt die geeigneten Beschlüße gefaßt wurden.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 10. Juny 1842.

Herr Professor Dr. v. Kobell hielt einen Vortrag: 1) Ueber einen Zinkspath von Nertschinsk.

Bekanntlich kann man Zinkspath und Kieselgalmey auf naßem Wege leicht unterscheiden, aber auch vor dem Löthrohr zeigt sich ein Unterschied, wenn man beyde mit salpetersaurer Kobaltauflösung befeuchtet und glüht. Der Zinkspath nämlich verhält sich wie Zinkoxyd und nimmt wie dieses eine deutliche grüne Farbe an, der Kieselgalmey aber nimmt eine blaue Farbe an, welche nur durch einzelne grünliche Stellen unterbrochen ist. Diese Reaction rührt offenbar von seinem Gehalte an Kieselerde her, denn sie zeigt sich auch bey ganz thonerdefreyen Varietäten. Im Kieselgalmey ist daher der Zinkgehalt vor dem Löthrohre vorzüglich durch den Beschlag der Kohle erkennbar, wenn man die Probe mit Soda gehörig glüht und dann in die Nähe des Beschlages einen Tropfen Kobaltauflösung fallen läßt und die beschlagenen Stellen zum Glühen erhitzt. Man erkennt dann den Beschlag leicht als von Zinkoxyd herrührend, indem er so be-

handelt beym Erkalten grünliche Flecke zeigt, wie ich zuerst in meinen mineralogischen Tafeln hierauf aufmerksam gemacht habe.

Bey einer solchen Untersuchung mit mehreren Galmeyarten fiel mir das Verhalten eines Zinkspaths von Nertschinsk auf, indem dieser durch die graue Farbe, welche er beym Erhitzen annimmt, einen Eisengehalt verrieth, welcher das Erscheinen der grünen Farbe mit Kobalt hinderte. Ich stellte daher eine Analyse damit an und wählte dazu ausgezeichnet reine Stücke, welche mit lichten gelben Farbe durchscheinend waren.

Als die salzsaure Auflösung durch Abdampfen in die Enge gebracht wurde, zeigten sich glänzende nadelförmige Krystalle von Chlorblei. Sie wurden im Wasser wieder aufgelöst und Schwefelwasserstoff durch die Auflösung geleitet und das Schwefelblei abgesondert. Es verrieth vor dem Löthrohre durch den braunrothen Beschlag, der sich neben dem des Bleyoxyds zeigte, Spuren von Cadmium.

Die Auflösung wurde weiter eingedampft, das Eisenoxydul durch Salpetersäure aufs Maximum oxydirt und dann mit kohlensauerm Baryt gefällt. Der überschüßige Baryt wurde mit Schwefelsäure abgeschieden, filtrirt und das Zinkoxyd mit kohlensauerm Kali in der Wärme gefällt. Die weitern Bestimmungen waren die gewöhnlichen. Vorläufige Versuche hatten schon gezeigt, daß von Kalk- und Talkerde nur unbedeutende Spuren vorhanden waren.

Auf diese Weise wurde erhalten:

Kohlensaures	Zinkoxyd	96,00
„	„ Eisenoxydul	2,03
„	„ Bleyoxyd	1,12
		99,15

Um mich zu überzeugen, daß der Bleygehalt nicht zufällig von eingemengtem Bleyglanz herrühre, wiederholte ich die Probe hierauf mit ganz durchscheinenden Stücken von blaßer Schwefelfarbe.

Ich löste sie in Salpetersäure auf, versetzte die Auflösung mit Aetzammoniak bis zur Fällung und fügte dann Schwefelsäure zu. Dadurch wurde der anfangs entstehende Niederschlag bis auf das schwefelsaure Bleyoxyd aufgelöst, welches letztere vor dem Löthrohre leicht zu reduciren war.

Es ist eigenthümlich, daß in der Klasse der vicarirenden Mischungstheile, wozu sie gehören, Bleyoxyd und Zinkoxyd nur selten zusammen vorkommen. Kersten allein hat in dem Bleyspathe von Monte Poni in Sardinien einen Gehalt von kohlensauerm Zinkoxyd aufgefunden; der Galmey von Nertschinsk giebt das entgegenstehende Beyspiel von einem bleyhaltigen Zinkspath. Vielleicht findet man noch mehrere und an Bleyoxyd reichere dergleichen Zinkerze, wenn man darauf achtet. Die Untersuchung ist leicht, wenn die salpetersaure Auflösung mit Aetzammoniak gefällt, der Niederschlag mit Schwefelsäure wieder aufgelöst und der Rückstand mit Soda vor dem Löthrohre behandelt wird.

2. Ueber einen Meerschaum von Theben in Griechenland.

Durch Hrn. Director von Gärtner erhielt ich vor einiger Zeit ein problematisches Mineral von Theben, welches ich einer nähern Untersuchung unterwarf. Es ist von einer gelblichrothen mit etwas Grau gemischten Farbe, unebnem, groberdigem Bruche matt, auf dem Striche glänzend und saugt begierig Wasser ein.

Vor dem Löthrohre ist es unschmelzbar, farbt sich graulichschwarz und reagirt auf die Magnetnadel. Von Säuern wird es zersetzt und scheidet gallertartige Kieselerde aus, ohne eine vollkommene Gallerte zu geben.

Das Resultat der Analyse war:

Kieselerde . .	48,00
Eisenoxyd mit einer Spur von	
Thonerde . .	12,40
Talkerde . .	20,06
Wasser . . .	19,60
	100,06

Eine besondere Untersuchung erwies, daß nur eine sehr geringe Quantität des Eisens als Oxydul enthalten sey.

Man könnte dieses Mineral als eine besondere Species ansehen, wollte man ein Eisenoxydsilicat darin annehmen, ich bin aber der Meynung, daß der größte Theil des Eisenoxyds als solches oder als Eisenoxydhydrat nur beygemengt sey, wofür auch das Vorkommen eingewachsener Parthieen von Eisenocker sprechen dürfte.

Abstrahirt man also vom Eisenoxyd, so ergiebt sich ein Talkerdesilicat von der Formel $MgSi^3$ und dazu eine Quantität von 2 Mischg. Wasser, wenn von letzterem ein Theil, wie es unzweifelhaft ist, theils dem Eisenoxyd angehört, theils als hygroskopisch betrachtet werden muß.

Die Formel $Mg\,Si^3 + 2\,Aq$ ist aber die des Meerschaums, wie solcher nach den Analysen von Berthier und Döbereiner zusammengesetzt ist. In der neueren Zeit hat jedoch Lychnell die Formel $Mg\,Si^3 + Aq.$ dafür aufgestellt, indem er das Mineral vor der Analyse, um es von hygroskopischem Wasser zu befreyen, über Schwefelsäure im luftleeren Raume trocknete. Ich muß bemerken, daß bey Mineralien, welche ihr Wasser leicht abgeben, diese Art, das hygroskopische Wasser zu entfernen, nicht wohl mit Sicherheit angewendet werden kann und es ist meines Wissens schon vor längerer Zeit durch Hofr. Vogel gezeigt worden, daß auf demselben Wege der Kupfervitriol entfärbt werden kann.

Wenn man aber die Charakteristik des blauen Kupfervitriols geben will, so würde man mit Unrecht für diesen Zweck denjenigen analysiren, welchem auf irgend eine Art 2 oder mehr Mischungsgewichte Wasser entzogen wurden, also auch nicht den unter der Luftpumpe mit Schwefelsäure weiß gemachten, und deßhalb bin ich der Ansicht, daß die ältere Formel des Meerschaums, welche mit den direkten Angaben der Analysen meistens genau übereinstimmt, vor der von Lychnell aufgestellten den Vorzug verdiene.

Der Meerschaum von Theben enthält kleine rundliche Geschiebe verschiedener Gesteine eingemengt und soll, frisch aus der Grube genommen, weich und plastisch seyn.

3. Ueber die Krystallisation des Ammoniakbrechweinsteins.

Herr Dr. Buchner übergab mir vor einiger Zeit Krystalle eines Weinsauern Antimonoxyd-Ammoniaks, welches derselbe gegenwärtig analysirt und von welchem er glaubt, daß es dem Kalibrechweinstein analog zusammengesetzt sey. Diese Krystalle gehören zum rhombischen Systeme und sind deßhalb merkwürdig, weil sie einen ausgezeichnet hemiedrischen Charakter haben, wovon im rhombischen System außer am Bittersalz und Weinsauern Kali kein ähnliches Beyspiel bekannt ist.

Die meisten dieser Krystalle bestehen aus einer Combination zweyer Rhombenpyramiden mit der basischen Fläche, nach welcher vollkommene Spaltbarkeit stattfindet.

Mit ziemlicher Genauigkeit konnte die Neigung der Pyramidenflächen zur basischen Fläche, annähernd die ebenen Winkel der Basis gemessen werden. Mit diesen Daten berechnen sich die Winkel der einen Pyramide P, welche man als die vorherrschende zur Stammform wählen kann, wie folgt:

$$\left.\begin{matrix} 103^\circ\ 42' \\ 108^\circ\ 57'\ 4'' \end{matrix}\right\} \text{Scheitelkantenwinkel}$$

116° Randkantenwinkel.

$$a : b : c = 1.0965 : 1 : 0.9407$$

Bey der zweyten Pyramide ergab sich der Werth von $a = 1{,}9897$ aus dem Neigungswinkel der Flächen zu P berechnet, wobey wegen Kleinheit und Unebenheit der Flächen die Messung zwischen $166\frac{1}{2}$ u. 167° schwankte. Setzt man diese Pyramide $= 1\frac{4}{5}$ P, so wird die Tangente $a = 1{,}9737$ und berechnet man daraus die Neigung der Fläche zu P, so findet man $167^\circ\ 9'$, daher es sehr wahrscheinlich ist, daß dieser Pyramide, welche untergeordnet erscheint, das Zeichen $1\frac{4}{5}$ P. zukomme.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1842 Nr. 5.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. August.

Nro. 166. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 10. Juny. 1842.

(Fortsetzung.)

Herr Professor Dr. v. Kobell hielt einen Vortrag:

3. Ueber die Krystallisation des Ammoniakbrechweinstein.

Die Pyramide P hat einen entschieden hemiedrischen Charakter, weßhalb die Krystalle Tetraederähnlich erscheinen, aber auch die Flächen von $1\frac{4}{5}$ P. treten häufig nur zur Hälfte auf.

Bey einer Vergleichung dieser Krystalle mit den bekannten des Kalibrechweinsteins zeigt sich ein unverkennbarer Isomorphismus und es läßt sich in diesem Falle wohl mit Sicherheit voraussagen, daß die Mischung beyder eine analoge seyn werde, wodurch ein neuer Aufschluß über das Vicariren von Kali und Ammoniak zu erwarten ist. Die Winkel beyder Salze sind:

	Ammoniakbrechweinstein.		Kalibrechweinstein.	
P.	103° 42′		„ 103° 3′	Bernhardi.
Scheitelktw.	108° 57′ 4″		„ 108 10′	
Randktw.	116°		„ 116° 40′	
$1\frac{4}{5}$ P : P =	167° 9′		„ 166° 40′	Brooke.

Außerdem werden am Kalibrechweinstein von Soret noch die Flächen von ∞ P. mit den Winkeln von 86° 40′ und 93° 20′ angegeben. Ob von diesen Krystallographen am Kalibrechweinstein auch Hemiedrie beobachtet wurde, weiß ich nicht, da mir die Originalabhandlungen zur Vergleichung fehlen.

v. Kobell.

Herr Conservator Lamont gab nachstehende Notizen über:

1) Mittlere magnetische Declination in München und ihre jährliche Abnahme. Wenn die neuesten Beobachtungen im magnetischen Observatorium der königlichen Sternwarte mit denen von der letzten Hälfte des Jahres 1840 zusammengestellt werden, so ergiebt sich die jährliche Abnahme der magnetischen Declination = 6′ 40,8″. Wird nun aus den zweystündigen Beobachtungen von 1840 die mittlere Declination für jeden Tag abgeleitet und die sämmtlichen so erhaltenen Bestimmungen vermittelst der oben angegebenen jährlichen Bewegung auf den 1. August 1840 reducirt, so erhält man für diese Epochen als Endresultat

Mittlere Declination = 17° 0′ 21″ westlich.

Die Beobachtungen erweisen übrigens, daß, wenn die magnetische Declination eine jährliche Periode hat, solche sehr gering seyn müsse.

2) Verbesserung der absoluten Intensitäts-Bestimmungen wegen des in den Magneten inducirten Magnetismus. Die Bestimmung der absoluten Intensität umfaßt

zwey Operationen, nämlich Schwingungs-Versuche und Ablenkungs-Versuche. Bey den erstern ist der Magnet ein magnetischer Meridian, bey den letztern bildet er einen Winkel mit dem Meridian. Wenn nun durch die erdmagnetische Kraft Magnetismus in dem Stahl inducirt wird, so ist das magnetische Moment in beyden Lagen nicht gleich, und die Berechnung (bey welcher das Moment als gleich vorausgesetzt wird) bedarf einer Verbesserung. Die im hiesigen Observatorium angestellten und mehrfach abgeänderten Versuche haben eine große Anzahl von Bestimmungen geliefert, woraus folgende Sätze abgeleitet worden sind:

a) in jedem Magnet wird durch die erdmagnetische Kraft eine nicht unbedeutende Quantität Magnetismus inducirt.

b) Die Quantität des inducirten Magnetismus ist nach Umständen sehr verschieden, und hängt vorzugsweise von der Härte des Stahles ab. Uebrigens scheint es nicht wohl möglich diese Quantität mit andern meßbaren Eigenschaften der Magnete, so in Verbindung zu bringen, daß es nicht nöthig wäre für jeden einzelnen Magnet, den man gebrauchen will, die Untersuchung eigens vorzunehmen.

Die Verbesserung, welche an den im hiesigen Observatorium früher gemachten Beobachtungen anzubringen ist, findet sich $= -0{,}0019$: wären Magnete gebraucht worden von ungefähr demselben Grade der Härte, wie jene sind, welche von Meyerstein in Göttingen gemacht werden, so würde die Verbesserung mehr als das doppelte der oben erwähnten Größe betragen haben.

3) Neue Einrichtung des Differential-Instruments für Horizontal-Intensität. Die bisher in dem hiesigen Observatorium gebrauchte Einrichtung erfordert, daß jedesmal auch auf die Variationen der Declination Rücksicht genommen werde: Durch folgende Abänderung wird das letztere überflüßig gemacht. Man nähere die beyden Ablenkungsmagnete der freyen Nadel bis sie die Einwirkung des Erdmagnetismus vollständig aufheben; aldann befestige man über oder unter der freyen Nadel einen kleinen Magnet, horizontal und senkrecht auf den magnetischen Meridian, so wird sich die freye Nadel ebenfalls senkrecht auf den magnetischen Meridian stellen, und die Aenderungen der Horizontal-Intensität anzeigen.

4) Neue Methode die absolute Inclination zu bestimmen. Ueber einer horizontalen Messingschiene, die sich im magnetischen Meridian befindet, hänge man eine Doppelnadel, welche durch den Erdmagnetismus nicht afficirt wird, auf, und befestige darüber oder darunter einen kleinen Magnet, wodurch die Doppelnadel ebenfalls senkrecht auf dem Meridian gehalten wird. Nun stelle man südlich eine weiche Eisenstange auf die Messingschiene in dem magnetischen Meridian und unter dem Winkel x gegen den Horizont geneigt, so wird dadurch die Doppelnadel abgelenkt werden: aldann lege man nördlich einen Magnet auf die Schiene, der die Doppelnadel in ihre frühere Lage zurückführt.

Die Kraft, womit der Magnet auf die Doppelnadel wirkt, (und die man aus seiner bekannten Entfernung und Stärke berechnen kann) dient als Maaß der Kraft, welche der im weichen Eisen inducirte Magnetismus ausübt. Wir wollen diese Kraft f nennen.

Hierauf drehe man die Schiene um 180° ohne die Stellung des Eisenstabs gegen die Doppelnadel zu ändern und messe wieder auf die oben angezeigte Weise die Kraft des inducirten Magnetismus, die $= f'$ seyn soll, so lehrt die Theorie, daß die Tangente der Inclination

$$= \frac{f + f'}{f - f'} \text{cotg. } x$$

sey. Um x zu eliminiren, bringe man den weichen Eisenstab in eine Lage, daß er den Winkel $90 - x$ mit dem Horizont bilde (was mit einer sehr einfachen Vorrichtung geschehen kann) und wiederhole die obigen Messungen. Sind dießmal die Kräfte $= f''$ und f''', so haben wir wieder die Tangente der Inclination

$$= \frac{f'' + f'''}{f'' - f'''} \text{ tg. } x;$$

aus beyden Gleichungen ergiebt sich endlich die Tangente der Inclination

$$= \frac{\sqrt{f + f' \quad f'' + f'''}}{f - f' \quad f'' - f'''}$$

Der etwa im Eisenstabe befindliche permanente Magnetismus muß durch Umkehren desselben eliminirt werden, auch ist der Einfluß des Magners, womit die Messungen gemacht werden, auf den Eisenstab, in Rechnung zu bringen.

Ein Aufsatz des Hrn. Dr. Buchner jun. wird mitgetheilt über das Weinsteinsaure Antimonoxyd-Ammoniak. (Ammoniak-Brechweinstein).

Dieses dem gewöhnlichen oder Kalibrechweinstein analoge Doppelsalz wird erhalten, wenn saures, weinsteinsaures Ammoniak in wässeriger Auflösung mit Antimonoxyd digerirt wird, und seine Bildung bietet eines der schönsten Beyspiele vom Uebergang des amorphen Zustandes eines Körpers in den krystallisirten dar. In der That tritt hier die Krystallisation nicht eher ein, als bis die Auflösung durchs Abdampfen eine solche Consistenz erlangt hat, daß sie beym Erkalten eine steife, durchsichtige Gallerte bildet. Mitten in derselben bilden sich nach und nach die ausgebildetsten Krystalle, welche Hr. Prof. v. Kobell näher zu bestimmen die Güte hatte.

Manchmal ereignet es sich, daß, wenn man aus der Gallerte mit einem Glasstabe die Krystalle herausnehmen will, durch diese Bewegung das Ganze wieder dünnflüssig wird und zugleich eine große Menge eines krystallinischen Pulvers sich ablagert. Ich habe mich durch die Analyse überzeugt, daß dieses Pulver dieselbe Zusammensetzung habe, wie die ausgebildeten Krystalle.

Da Hr. Prof. v. Kobell durch die krystallographische Untersuchung zu dem interessanten Resultat gelangt ist, daß die Krystalle des Ammoniak-Brechweinsteins dieselbe Form haben, wie die des Kalibrechweinsteins, jener also mit diesem isomorph ist, so war ich begierig, durch die chemische Analyse bestättigen zu können, was durch die krystallographische Untersuchung bereits vorhergesagt wurde, nämlich, daß der Ammoniakbrechweinstein

auch eine dem Kalisalz analoge Zusammensetzung besitze.

Dieses ist auch wirklich der Fall: der Ammoniakbrechweinstein besteht aus 1 Aeq. Antimonoxyd, 1 Aeq. Ammoniumoxyd, 2 Aeq. Weinsteinsaure und 2 Aeq. Krystallwasser, oder mit anderen Worten, er hat dieselbe Zusammensetzung, wie der gewöhnliche Brechweinstein; nur ist in ihm das Kali durch ein Aequivalent Ammoniumoxyd (Ammoniak und Wasser) ersetzt.

Das Ammoniaksalz wird an der Luft auch trübe und porzellanartig, wie das Kalisalz, nur verliert es sein Krystallwasser langsamer und schwieriger.

Der Ammoniakbrechweinstein verdient die Aufmerksamkeit der Aerzte; er löst sich in Wasser viel leichter auf, als das Kalisalz und hat, wie die Versuche bereits gelehrt, eine energische Wirkung auf den menschlichen und thier. Organismus.

Ich beschäftige mich jetzt mit dem Studium mehrerer anderer weinsteinsaurer Doppelsalze, welche bis jetzt wenig oder gar nicht gekannt waren. Das weinsteinsaure Antimonoxyd Natron will nicht deutlich krystallisiren, sondern bildet mehr eine fulzige, krümmliche Masse. Das weinsteinsaure Antimonoxyd Lithion oder der Lithionbrechweinstein bildet eine durchsichtige Gallerte, in welcher erst nach langer Zeit einige kleine prismatische Krystalle zum Vorschein kommen. Das weinsteinsaure Wismuthoxyd-Kali erhält man als eine weiße krystallinische Kruste; völlig amorph sind das weinsteinsaure Eisenoxyd-Ammoniak das weinsteinsaure Chromoxyd-Ammoniak und das weinsteinsaure Thonerde-Ammoniak.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 9. July 1842.

---

1. Herr Conservator Lamont trug vor:

1) Ueber die Sonnenfinsterniß vom 8. July. Er bemerkte, daß die vollständige Reduction der theils von ihm selbst am Refracter theils von den HHrn. Leonhardt und Kozubowschky am Heliometer gemachten Beobachtungen noch nicht habe bewerkstelliget werden können. Was die Hauptmo-

mente betreffe, so seyen sie in folgender Weise beobachtet worden:

Anfang,	mittlere Zeit	
5^h	33′	5″,3 Lamont
5	33	0,5 Leonhardt
5	33	18,8 Bauer und Hoffmann

Ende,	mittlere Zeit	
7^h	31′	42″,7 Lamont
7	31	42,8 Leonhardt
7	31	51,2 Baur und Hoffmann.

2) Ueber das Drehungsmoment, welches ein horizontaler, senkrecht über oder unter einer freyen Nadel befindlicher Magnet, auf diese ausübt. Er bemerkte, daß bey den meisten Lagen, in welchen ein Magnet auf eine freye Nadel ein Drehungsmoment ausübe, man ein sehr complicirtes Verhältniß erhalte, so daß, wenn es darauf ankomme, die Größe des Drehungs-Moments anzugeben, mancherley Schwierigkeiten sich darbieten: namentlich sey dieß der Fall, wenn die Größe des Drehungsmoments aus der Entfernung berechnet werden soll. In dieser Beziehung erlange man einen großen Vortheil dadurch, daß man den Magnet senkrecht über oder unter der Mitte der freyen Nadel stelle: man habe nämlich alsdann nur den horizontalen Winkel zu messen den der Magnet mit der Nadel mache, das Drehungsmoment sey dem Sinus dieses Winkels vollkommen proportional. Dieß sey ein höchst einfaches zugleich für die Messung vortheilhaftes Verhältniß, welches nicht bloß bey der in der vorigen Sitzung erwähnten absoluten Inclinationsbestimmung sondern auch in vielen andern Fällen Anwendung finde.

---

2. Herr Konservator Zuccarini giebt Nachricht über eine monströse Feige.

Man hat mit Recht schon längst die sogenannte Frucht der Feigen nicht für eine wahre Frucht, das Resultat einer einzigen Blüthe, sondern für eine Anhäufung von vielen Blüthen, für einen eigenthümlichen Blüthenstand angesehen, dessen fleischiger Stiel sich gleichsam eingestülpt hat und dadurch die sehr zahlreichen einhäusigen Blüthen dicht gedrängt neben einander in einer ringsum geschlossenen und selbst vom Scheitel durch Deckblättchen gesperrten Höhlung eingeschlossen hält. Die Analogie mit andern Urticeen, wo der Stiel sich zwar nicht umstülpt, aber sich doch in eine fleischige Scheibe ausbreitet, wie z. B. bey Dorstenia, ja selbst die Anhäufung der Blüthchen in den Köpfchen der Korbblüthigen gaben dieser Ansicht die größte Wahrscheinlichkeit. Aber bis zur Evidenz war die Sache doch nicht erwiesen, weil noch keine Uebergänge zwischen der geschlossenen Höhlung der Feige und der flachen Fruchtscheibe z. B. von Dorstenia vorlagen.

Vor einigen Tagen brachte mir nun einer meiner Zuhörer eine noch unreife, monströse Feige, welche diesen Uebergang deutlich nachweist und noch manches Interessante weiter darbietet. An derselben waren nämlich nicht allein die Blüthen sämmlich an der geöffneten Spitze der Feige aus der Höhlung frey an das Licht hervorgetreten, sondern die grüne Wandung der Höhle selbst zeigte sich auch als aus verwachsenen Brakteen zusammengesetzt. Im normalen Zustande sind diese Brakteen völlig zu einer homogenen Masse, der fleischigen später saftigen Wandung der Feige verschmolzen, in der Monstrosität zeigten sie sich aber nicht nur am Gipfel frey voneinander, sondern erschienen auch fast der ganzen Länge nach durch Furchen zwar nicht getrennt aber doch umrissen. Dadurch erhielt der Blüthenstand die größte Aehnlichkeit mit dem periclinium einer Composita dessen Schuppen sowohl mit einem fleischigen Clinanthium, als unter sich zu einer Masse verschmolzen wären.

Die ans Licht hervorgetretenen Blüthen hatten größtentheils ihre normale Bildung behalten, nur war der 3 — 5 spaltige Kelch derber geworden und hatte sich grün, an der Spitze blaßroth gefärbt. Sämmtliche Blüthen waren weiblich, Fruchtknoten und Griffel gut ausgebildet. Sie standen theils einzeln auf ziemlich langen etwas keulenförmigen und mit 2 Deckblättchen versehenen Stielchen, theils waren auf ähnlichen Stielen 3 — 5 Blüthen in dichotomer Vertheilung vereinigt, wie in der Familie der Urticeen und Artokarpeen die gablige Verästelung der Blüthenstände ohnedieß häufig vorkommt.

Ich behalte mir vor, an einem andern Orte diese interessante Monstrosität durch genaue Abbildungen weiter zu erörtern.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1842 Nr. 6.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. August.

Nro. 167. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 9. July 1842.

Ueber die Tension oder Spannkraft der concentrirten Schwefelsäure in getrockneter Luft. Von Dr. A. Vogel, jun. Adjunct am chem. Laboratorium des K. General-Conservatoriums.

Faraday hat gezeigt, daß Queckſilber ſtets eine Schicht von Queckſilberdämpfen über ſich ſtehen hat, auch bey gewöhnlicher Temperatur, wodurch Goldblätter amalgamirt werden. Der Kochpunkt des Queckſilbers iſt + 360° C., die Schwefelſäure kocht aber ſchon bey + 326 ° C, alſo bey einer niedrigeren Temperatur, als Queckſilber. Es war daher kaum zu bezweifeln, daß die Schwefelſäure eine Tenſion, wenn auch eine noch ſo geringe haben müſſe. Daß die Tenſion der Schwefelſäure bisher nicht beachtet wurde, rührt nur von dem Umſtande her, daß concentrirte Schwefelſäure aus der Luft Waſſer anzieht, ſich verdünnt und mithin bey der gewöhnlichen Temperatur keine Tenſions-Erſcheinungen zeigen kann. Anders verhält ſich dagegen die Schwefelſäure in trockner Luft.

Die Frage über die Tenſion der Schwefelſäure iſt in neuerer Zeit von Berzelius angeregt und wichtig geworden, indem derſelbe bey Beurtheilung der von Dumas und Staß mitgetheilten Verſuche über die Beſtimmung des Atomgewichts der Kohle durch Verbrennung reiner Kohle, Bedenken darüber äußert, daß das zur Verbrennung verwendete Sauerſtoffgas, nachdem es vorher durch kauſtiſches Kali getrocknet war, noch über concentrirte Schwefelſäure geleitet wurde.

Es ſey mir erlaubt, das hieher Bezügliche mit ſeinen eigenen Worten *) anführen zu dürfen: „ — wenn das Gas (nämlich das zur Verbrennung der Kohle verwendete Sauerſtoffgas) auf die bey Dumas' und Staß' Verſuchen angegebene Weiſe durch Schwefelſäure geleitet wird, ſo muß im Fall die Schwefelſäure eine Tenſion hat, eine kleine Menge davon in dem Gas abdunſten, die, nach der ungleichen Temperatur, welche die Säure durch ihre größere oder geringere Entfernung von dem Feuerherd während eines mehrere Stunden lang fortgeſetzten Verſuches erhalten hat, auf der Wage bemerkbar werden kann, da ſie aus dem Gaſe durch das Kalihydrat aufgenommen wird. Davon wird dann die Folge ſeyn, daß die verbrannte Kohle mehr Kohlenſäure gegeben zu haben ſcheint, als ſie wirklich hervorgebracht hat. Gewiß verdient es ausgemittelt zu werden, in wie weit die Schwefelſäure eine ſolche Fehlerhaftigkeit des Reſultats veranlaßt."

Dieſe von Berzelius geäußerten Zweifel waren es, welche mich veranlaßt haben, über die Tenſion der Schwefelſäure einige Verſuche anzuſtellen.

Zur Auffindung der Schwefelſäure wird Chlorbarium ſtets als das ſicherſte Reagens angewendet, weßhalb ich mich auch dieſes Körpers bey meinen Verſuchen bediente. Die Schwefelſaure, die ich verwendete, war chemiſch reine rectificirte engliſche Schwe-

*) S. Berzel. Jahresber. 21. Jahrg. 2. H. S. 69.

felsäure, welche vorher noch aufgekocht wurde, um die allenfalls darin sich befindende schwefligte Säure zu entfernen. Um das Chlorbaryum vollkommen von seinem Wassergehalt zu befreyen, wurde es zum feinsten Pulver zerrieben und mehrere Tage lang stark getrocknet. Nachdem ich nach dem Trocknen noch von seiner vollkommnen Auflöslichkeit in Wasser mich überzeugt hatte, brachte ich in den obern Theil einer kleinen Glocke, welche mehrere Tage hindurch vermittelst Chlorcalcium über der Queckfilberwanne ausgetrocknet war, einen Theil des gepulverten Chlorbaryum in einer dünnen Schichte auf Papier ausgebreitet. Die Schwefelsäure befand sich in einer flachen Schaale auf einem Teller unter der Glocke, unfähr 1 Zoll von der Chlorbaryumschichte entfernt. Nachdem die Glocke mit Queckfilber gesperrt war, ließ ich sie während 3 Tagen an einem kühlen, wenigstens vor dem directen Einwirken der Sonnenwärme vollkommen geschützten Ort ruhig stehen. Es fand sich bey der Untersuchung, daß die über Schwefelfäure auf die angegebene Art fuspendirte Schichte Chlorbaryum sich nicht mehr vollkommen in Wasser auflöste, sondern die Auflösung war schwach milchicht. Die Trübung verschwand auch nicht auf Zusatz von chemisch reiner Salzfäure, welche ich anwendete, um den durch die Kohlensäure der Luft möglicherweise gebildeten kohlensauren Baryt aufzulösen.

Unter eine andere Glocke mit trockner Luft brachte ich 2 kleine Cylinder Gläser, das eine mit Schwefelfäure, das andere mit getrockneten Chlorbaryum gefüllt. Auch in diesem Falle, wo nur sehr kleine Oberflächen geboten waren, zeigte sich nach 3 Tagen eine sehr bemerkbare Unauflöslichkeit des Chlorbaryums in Wasser.

In dem folgenden Versuche bemühte ich mich, die Tension der Schwefelfäure annähernd zu bestimmen. Unter eine durch Chlorcalcium mehrere Tage getrocknete mit Queckfilber gesperrte Glocke brachte ich eine Schaale mit 6 Unzen concentrirter Schwefelfäure und darüber ungefahr $\frac{1}{2}$ Zoll von der Oberfläche der Schwefelfäure entfernt auf einem flachen Teller eine dünne Schicht gut getrocknetes Chlorbaryumpulver. Nach 5 Tagen untersuchte ich das angewendete Chlorbaryum und fand, daß es sich nicht mehr vollständig in Wasser, welches zur Vorsicht mit Salzfäure versetzt war, auflöste, sondern es blieb ein Rückstand von 1,011 Gran. Daß dieses Ungelöste wirklich schwefelsaurer Baryt war, zeigte sich bey der Behandlung mit Kohle. Ich glühte nämlich die geringe Menge des unlöslichen Rückstandes mit dem dreyfachen Gewichte Kohlenpulver in einem verschlossenen Platintiegel und übergoß alsdann die geglühte Masse mit Salzfäure. Es entwickelte sich dadurch hydrothionfaures Gas, welches sowohl deutlich durch den Geruch, als durch das leichte Schwärzen eines darüber gehaltenen Bleypapiers deutlich erkannt wurde. Statt des Chlorbaryum wendete ich in einem andern Versuche kaustisches Kali an. Nachdem ich mich überzeugt hatte, daß dasselbe keine Spur von Schwefelfäure enthielt, indem der darin durch Chlorbaryum entstandene Niederschlag sich vollkommen in reiner Salzfäure wieder löste, brachte ich eine Quantität dieses chemisch reinen Kali, nachdem ich es vorher geschmolzen, unter eine trockne Glocke über concentirte Schwefelfäure, wie dieß in den oben beschriebenen Versuchen mit Chlorbaryum geschehen war. Nach drey Tagen löste ich das angewendete Kali in destillirtem Wasser auf; und präcipitirte mit Chlorbaryum. Der Niederschlag löste sich nicht mehr vollständig in reiner Salzfäure auf, sondern es blieb eine sehr bemerkbare Trübung, woraus hervorgeht, daß sich durch das in der trocknen Luft abgedunstete Schwefelfäuregas etwas schwefelfaures Kali gebildet hatte.

Die mitgetheilten Versuche zeigen, wie es mir scheint, daß im lufttrocknen Raume über concentrirter Schwefelfäure sich stets eine Schicht von Schwefelfäuregas befinde, wie es Berzelius in der oben angeführten Stelle seines Jahresberichtes aus der Analogie schließend schon angedeutet hat.

Dumas und Staß leiteten das zu ihren Verbrennungen der Diamanten nöthige Sauerstoffgas, nachdem es durch Kalihydrat schon getrocknet war, zur völligen Austrocknung noch durch ein Rohr, welches mit kleinen in concentrirter Schwefelfäure getränkten Bimssteinstücken gefüllt war. Um zu beobachten, in wie fern dieses Verfahren durch die Tension der Schwefelfäure eine Fehlerquelle werden könne, ließ ich einen durch Chlorcalcium getrockneten Luftstrom durch ein Rohr streichen, welches mit in con-

centrirter Schwefelsäure getränkten Bimssteinstücken gefüllt war. Die Mündung des Rohres wurde an dem einen Ende in eine gebogene Spitze ausgezogen und tauchte in ein Glas mit gesättigter Chlorbaryumlösung. Nach mehrstündigem Durchströmen der Luft war eine leichte Trübung der klaren Lösung nicht zu verkennen. Jedoch konnte der Niederschlag wegen seiner zu geringen Quantität durch das Gewicht nicht bestimmt werden.

Ob in den Versuchen von Dumas und Staß das Austrocknen des Sauerstoffgases über concentrirter Schwefelsäure wirklich Veranlassung zu weniger genauen Resultaten gegeben habe, wage ich nicht zu entscheiden. Jedenfalls aber möchte es in Berücksichtigung der mitgetheilten Versuche vorzuziehen seyn, bey sehr delikaten Arbeiten die nöthigen Gasarten nicht über Schwefelsäure zu trocknen.

In der Sitzung der historischen Classe vom 25. Juny las Herr Ministerialrath v. Fink nachstehende Abhandlung zur Geschichte der i. J. 1599 erschienenen Landes-Ordnung in der Oberpfalz.

Die bayrischen Landstände hatten im 15. Jahrhunderte öfter sowohl die Erklärung der Landesfreyheiten, als auch eine allgemeine Landes- und Polizeyordnung auf den Landtagen zur Sprache gebracht. Das Jahr 1516 machte in beyden Hinsichten Epoche, indem in erster Hinsicht ein Landesgrundgesetz, und in letzter Beziehung eine Landes-Ordnung — gewissermaßen ein Polizey-Codex zu Stande kamen.

Als nach Vereinigung der Churlande mit dem gesönderten, neumarktischen Herzogthume in der Oberpfalz eine gesammte Landschaft gebildet worden, ward die Erinnerung rege, daß die Oberpfalz einst ein Bestandtheil von Oberbayern gewesen, womit das Verlangen nach gleichen Rechten mit den bayerischen Landständen erwecket worden ist.

Daher kam es, daß schon auf dem oberpfälzischen Landtage v. J. 1527 die Anträge in beyden obenerwähnten Rücksichten zur Erwägung gebracht wurden. Diese Sache erhielt jedoch keinen weitern Vorschritt, als daß dem Landschafts-Ausschuße zur Berathschlagung ein Tag (auf Vocem Jucundidatis) in Amberg angesetzt worden. *)

Diese Tagsatzung ist ohne Erfolg geblieben.

Zu einer erklärten Landesfreyheit ist es in der Oberpfalz unter pfälzischer Regierung nicht gekommen. Die Churfürsten der Pfalz beschränkten sich darauf, auf die Beschwerden der oberpfälzischen Ritterschaft die Entschließungen v. 1567, 1579 und 1598 zu ertheilen.

Was die Städte und Märkte belangte, gaben ohnehin die einzelnen Privilegien Ziel und Maß. Für Gegenstände der Landespolizey erließen die Churfürsten der Pfalz von Zeit zu Zeit einzelne Landgebote. Dahin gehören z. B. die Jagdverbote in Beziehung auf das kleine Wildpret v. 1511, 1524, 1527, 1529, 1546, 1552 und 1554, das Landgebot v. 1534, die Wollordnung v. 1545, die Waldordnung v. 1563 u. m. a.

Gleichwohl fand es Churfürst Friedrich III. für zweckmäßiger, dem ständischen Ausschuße im J. 1567 den Entwurf einer vollständigen Landes- und Polizey-Ordnung vorlegen zu lassen. **) Da die Absicht des Churfürsten bey den Landständen keinen Eingang fand; so möchte es hier an seinem Platze seyn, sowohl die Personen als auch die Gründe der ständischen Opposition näher zu bemerken, indem der Geist der späteren Gesetzgebung hieraus zu beurtheilen ist. Der Ausschußtag zu Amberg dauerte vom 27. Jänner bis 10. April 1567. Hiebey waren gegenwärtig Johann Georg von Gleissenthal, Prälat zu Speinshart; Enveistätter, Verwalter zu Kastel und Johann Georg Groß, Verwalter zu Michelfeld als Abgeordnete des Prälaten Standes. Von der Ritterschaft erschienen Veit Hanns von Brand Landmarschall, Leonhard Beckstainer Doctor, Christoph v. Plassenberg und Jobst von Kindsberg. Die Abgeordneten von Amberg, Neumarkt, Nabburg, Weiden, Kemnath, Kam, Neunburg und Auerbach, so wie von den Märkten Pressat und Bruck vertraten den dritten Stand.

*) Ob.-Pfälz. Wochenblatt 1801 S. 333.
**) Ob.-Pf. Wochenbl. S. 1801. S. 354.

Seit dem 1. April verstärkte sich dieser Ausschuß mit Michael, Abt zu Reichenbach und Friedrich Kurz, Verwalter zu Walderbach, aus dem Prälatenstande; und von der Ritterschaft mit Bernhard von Turlingen, Jorg von Freudenberg, Alexander Pflug, Raphael von Bertholdshofen, Ludwig von Eib, Endres Jorg von Murach, Jakob Fuchs und Wernher Türrigel.

Die Stände verglichen sich zu einer Erklärung auf das ihnen vorgelegte Libell, welches den Namen einer Polizey- und Landsordnung des Fürstenthums der Pfalz in Bayern erhalten sollte.

Schon gegen den Eingang oder die Vorrede wurden Erinnerungen gemacht. Es war nämlich als Motiv angeführt worden: „daß in diesem Fürstenthume bey männiglich, über allerhand der löblichen (Regierungs) Vorfahrer ausgegangene gute Ordnungen und Mandaten vielfaltige sträfliche Laster und andres ärgerliches unchristliches Leben und Wesen sammt allerley Anordnungen dermassen eingerissen und überhand genommen haben, daß der Churfürst nothwendig auf solche Mittel zu denken verursacht worden, damit diese Laster und Unordnungen ab- und dagegen zu Führung eines stillen, ruhigen christlichen Lebens uud Wesens andere heilsame und nützliche Ordnungen angestellt wurden.

Hierdurch fanden sich die Landstände gekränkt. Sie stellten vor: „wiewohl eine Zeit her in diesem der Pfaltz Fürstenthum, (wie auch in andern (anderswo) mehr) viele sträffliche Laster im Gange seyen; so haben doch die Stände sich jederzeit dahin beflissen, damit den ausgegangenen Ordnungen und Mandaten, soviel möglich gehorsam gelebt und nachgesetzt worden. Sollten nun in diesem Libell oder Polizey-Ordnung, jetzt oder künftig dieses Fürstenthums Stände und Unterthanen deßwegen insonderheit und vor andern (wie in der Präfation geschehen) angezogen werden; so sey gnädigst zu ermessen, zu was für schimpflichen Nachreden und Verkleinerung solches (wo es durch den Druck zu den benachbarten Orten kommen sollte) allgemeiner Landschaft gerathen und gedeihen möchte."

Die Stände baten daher: „ihrer hierunter (und in andern Artikeln, da von den Amtleuten von Adel Meldung geschehen geschehen soll) gnädigst zu verschonen, und dagegen derselben Vorältern vielfältigen, geleisteten getreuen Dienste bey dieser churfürstlichen Pfalz mit Gnaden eingedenk zu seyn."

Schon diese Einleitung läßt auf eine Mißstimmung der Stände schließen. Die weitere ständische Aeußerung über sechs Hauptpunkte nebst der schließlichen Erklärung klärt die damalige Lage der Dinge noch näher auf.

Der erste Punct bezog sich auf das erste Buch des Libells, welches von Besuchung der Kirchen und von dem Kirchendienste handelte, worüber besonderes Gesetz und Ordnung vorgenommen, auch künftig überdas eine sonderbare Kirchenordnung gemacht werden soll.

Die Stände erwiederten: „Dieses sey in anderen publicirten Polizey- und Landes-Ordnungen im Reiche deutscher Nation eines Theils gar unterlassen, anderen Theils aber dergleichen Satzungen auf die angerichtete und der Augsburgischen Confession gemäß gestellte Kirchen-Ordnung gewiesen worden. Weil aber in diesem Titel des Libelles von der Augsburgischen Confession keine Meldung geschehe, noch viel weniger die Stände wissen können, ob die künftige Ordnung der Augsburgischen Confession gemäß und gleichlautend seyn werde oder nicht; so können sie, die Stände, bey diesem Punkte auf ein mehreres nicht einwilligen noch eingehen, sie haben denn eine lautere Erklärung, daß dieselbe mit der Augsburgischen Confession und darüber gestellten Apologie, deßgleichen mit den Ceremonien und Gebräuchen, wie diese nach Ausrottung des Papstthums in dieser churfürstlichen Pfalz angestellt worden und noch sind, übereinstimmen soll." Die Stände trugen darauf an, „daß dieses ausdrücklich in den bemerkten Artikel gesetzt werden sollte."

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1842 Nr. 7.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. August.

Nro. 168. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Fortsetzung der Abhandlung, welche in der Sitzung der historischen Classe vom 25. Juny Herr Ministerialrath v. Fink „zur Geschichte der im J. 1599 erschienenen Landes-Ordnung in der Oberpfalz“ vorlas.

Hierin bestand ein Zwiespalt derselben mit dem, der reformirten Confession ergebenen Churfürsten Friedrich III., welcher sich auf dem Landtage von 1566 gegen die Lehren der Augsburgischen Confession, insbesondere über deren Lehrbegriff vom Abendmahle (de coena domini) mit einer Art von Härte ausgesprochen, wohl selbst den Unterthanen gemäß Religions-Friedens bloß das Recht der Auswanderung bevor gelassen hatte. Gleichwohl standen die oberpfalzischen Landstände nach dem damaligen teutschen Staatsrechte in einem bessern Rechte, indem die reformirte Confession das deutsche Reichsbürgerrecht noch nicht (sondern später im W. F.) erhalten hatte. Ueberdas war die hauptsächlich aus eigenem Antriebe angenommene Augsburgische Confession bey den Einwohnern der Oberpfalz in Fleisch und Blut übergegangen, woraus der Widerstand zu erklären ist, welcher dem Eindringen der reformirten Confession nachmals unter blutigen Scenen — entgegengesetzt worden ist.

Der zweyte Punkt betraf die politischen Sachen und Ordnungen, worüber sich das zweyte Buch des Libelles verbreitete. Die Stände fanden hierin, „daß der Römisch-Kaiserlichen Majestät und des heiligen Reichs Landfriede angezogen und bekräftiget, nicht minder über denselben allerhand, dem Stande der Ritterschaft insbesondere beschwerliche Satzungen angeordnet worden sind. Sie erachteten es für eine Nothdurft, wo je in diesem Fürstenthum eine Polizey-Ordnung angerichtet werden sollte, daß jener Landfriede gleichergestalt von Wort zu Wort derselben einverleibt, die Stände auch dabey gelassen (wie sie denn demselben nachzuleben sich jederzeit schuldig erkennen) und dagegen die überbeschwerlichen Anhänge dieses Libelles umgangen würden.“

Zum dritten Punkt „haben die Stände auf gepflogenes fleißiges Nachsehen und Gegenhalten befunden, daß in den nachfolgenden vier Büchern, und fast das ganze Werk durchaus (allein mit Ausnahme des Titels: vom Kirchendienst und etlicher weniger Artikel) aus des heiligen Reichs Ordnungen und Abschieden, desgleichen aus den hievor in dieser churfürstlichen Pfalz publicirten Mandaten und der Städte gemeinen Satzungen, insonderheit aber und mehrern Theils aus des Fürstenthums Bayern in Druck ausgegangenen Lands-Ordnungen gezogen, allein die Titel und Artikel nicht in ihrer Ordnung gelassen, sondern geändert, hin und wieder versetzt, auch etliche mit sonderbaren neuen Eingängen und Vorreden gemehrt worden sind.“ „Wo in benannter bayerischer Landes-Ordnung dem Stande der Prälaten, der Ritterschaft auch Städten und Märkten kraft habender Privilegien und alten Gebrauches, es sey in Ertheilung von Satzungen, Strafen und Wändelsachen oder auch in anderen Fällen etwas zu gut gelassen und gegeben wird, davon ist in diesem

Libell oder Polizey-Ordnung nichts gemeldet, sondern alles dasjenige, so zu Erhaltung aller, dreyer Stände von Römischen Kaisern, Königen, Chur- und Fürsten habenden Privilegien, Freyheiten, Rechte, Gerechtigkeiten, Gewohnheiten, alten Herkommen und Gebräuchen dienstlich und förderlam seyn sollen und mögen, umgangen worden, nur daß bisweilen in vorfallenden Sachen die Wörter: ordentliche, gerichtliche und Hofmarks-Ober- und Gerechtigkeiten gesetzt worden sind, womit aber diejenigen Stände, welche nicht ordentliche oder gerichtliche Obrigkeit oder auch Hofmarksgerechtigkeit hätten, der niedern Gerichtsbarkeit auf ihren Unterthanen und Gütern in zutragenden Fällen stillschweigend (wie zu vermuthen) entsetzt seyn und bleiben müßten, ungeachtet, was dieselben dagegen befreyt oder vor Alters her im Gebrauch gewesen wären." *)

Zum vierten Punkt bemerkten die Stände: „es ist in der bayrischen Ordnung sonderlich auch dieses vorgesehen, wo ansehnliche und hochwichtige Satzungen und Ordnungen bey sonderbaren Strafen gesetzt, daß der Herzog von Bayern dieselben nicht für sich selbst, sondern mit Rath und Bewilligung seiner Landschaft ordnet, und also mit ihrem Vorwissen die Handhabung und Vollziehung verschaffet, welches aber in diesem Libell oder Polizey-Ordnung nicht behalten, sondern die Strafe unmittelbar, den Ständen sowohl, als andern Unterthanen auferlegt wird. So werden auch solche Verbote wider den Gebrauch der bayrischen Lands-Ordnung dermassen geschärft und mit Leib- und Geldstrafen belegt, daß den Unterthanen (wie auch den Landständen selbst) nicht wohl möglich, denselben zu entfliehen, und sollten dann die Geldstrafen darauf eingebracht werden, gereichte solches zu der Unterthanen Verderben."

Zum fünften Punkt wurde erinnert: „es sind über das alles die vornehmsten Artikel in allen sieben Büchern dermaßen gestellt, daß wegen deren zweifelhaften Verstandes in künftiger Zeit zwischen den churfürstlichen Amtleuten, desgleichen den Ständen mehr Ursach zur Disputation nnd Weitläufigkeit gegeben; dann (der Stände Besorgniß und Vermuthen nach) Richtigkeit gemacht wurde."

*) Die angeregte Streitfrage erläutert sich zunächst aus der Geschichte der Einführung des summarischen Civilverfahrens in der Oberpfalz. (Verh. des hist.

Für das Sechste wurde entgegnet: „Demnach in diesem Libelle oder Polizey-Ordnung von allerhand mehreren Ordnungen Meldung geschieht, als da sind: Kirchenordnungen, Ehgerichtsordnung, Amtsordnung, Hochzeitordnung, Wollordnung, Jahr- und Wochenmarktordnung ꝛc. davon die Stände, ehe eine durchgehende Polizeyordnung beschlossen und ratificirt wird, nothwendiges Wissen haben sollen, als welche sich an künftige und unbewußte Dinge nicht wohl binden lassen können; darum könne, nach Erachten der Stände, ehe das geschehen, dieses Libell den Namen einer bekräftigten Polizey- oder Landesordnung füglich nicht haben." „Ueberdas habe der durchleuchtige Herr Herzog Wolfgang Pfalzgraf die Stadt Weiden wegen des Gezirks Parkstein von jetziger Berathschlagung abgefordert."

Der Bezirk Parkstein war nämlich unter gemeinschaftlicher Hoheit der Landesherrn der Oberpfalz und des Fürstenthumes Pfalz Neuburg, daher die zur oberpfälzischen Landschaft berufenen parksteinischen Stände nach angehörter Proposition von dem Landtage abzutreten pflegten. *)

Dazu bemerkten die Stände: „in dem Libelle werden bey den vornehmsten Punkten die Stände sämmtlich an die ausgegangene Waldordnung, um derselben nachzuleben, gewiesen, die doch wegen des Stifts Waldsassen, so in dem bemeldten Parksteiner Gezirk gelegen, von Herzog Reichard **) Pfalzgrafen nicht angenommen, deßgleichen von dem Stand der Ritterschaft, ihn damit zu verschonen, unterthänigst gebeten worden. Es ist daher zu besorgen, daß von beyden hochermeldten Herren Pfalzgrafen diese oder eine andere Polizey-Ordnung künftig nicht angenommen werden möchten."

Vereins für den Regenkreis IV. Jahrg. I. Heft. S. 102, 103 ff.)

*) Feßmaier Staatsgeschichte der Oberpfalz Bd. I. S. 278. Mehreres in der Zeitschrift: die geöffneten Archive III. 3. S. 193 ff.

**) Herzog Reichard, ein Bruder des Churfürsten Friedrich III., erhielt mit Einwilligung des Churfürsten als Landesfürsten, Erbschutzherrn und Kastenvogts durch Cession des Administrators Heinrich Rudolf von Wetze im Jahre 1560 die Administration des Stiftes Waldsassen, wozu im J. 1563 alle Rechte auf dieses Stift von dem Prior und Convente gegen Pensionen abgetreten wurden.

Die Stände fügten schlüßlich die Erklärung bey:

„Sowohl aus diesen und anderen oberzählten vornehmsten, dergleichen viel mehreren erheblichen Ursachen, (welche jetzt der Kürze halben umgangen, aber künftig und auf dem Fall der Noth ausdrücklich vorgebracht werden können) will es — dem Ausschusse — und den andern Ständen sämmtlich ganz beschwerlich seyn, sich dießfalls in Etwas einzulassen, viel weniger eine Polizey-Ordnung, wie die jetzt verfaßt ist, zu bewilligen; denn wie schwer solches — dem Ausschusse — und allgemeinen Landständen, derselben Erben, desgleichen der jetzt abwesenden und nachkommenden halben zu verantworten seyn würde, haben Se. fürstl. Gnaden — der Statthalter in der Oberpfalz Herzog Ludwig, Churprinz — gnädig und hochverständig zu ermessen."

„Damit aber Se. Chur- und fürstl. Gnaden sehen und spüren, daß die allgemeinen Landstände und der Ausschuß alles dasjenige, so zum Nutzen, Wohlfahrt und Aufnehmen dieses Fürstenthums und dessen Unterthanen gedeihen mag, zu fördern begierig und geneigt sind; so soll ihnen in aller Unterthänigkeit nicht zuwider seyn, wofern Se. Churfürstl. Gnaden über hievor in diesem Fürstenthum wohlangerichtete Gesetze und Ordnungen je eine sonderbare (Ordnung) aufrichten zu lassen vermeinen, daß demnach von Sr. Churfürstl. Gnaden etlichen derselben Räthen, so des Landes und der Unterthanen Gelegenheit und Vermögen wissen *), neben der Landschaft aus den drey Ständen dazu verordneten Befehl gethan werde, welche alsdann in Sr. Churfürstl. Gnaden Verlag und Kosten alle dieses Fürstenthums Gelegenheit mit Fleiß erwägen, und also mit gutem, zeitlichen rathsamen Bedacht aus hievor ausgegangenen löblichen und nützlichen Mandaten, auch in Städten, Märkten und auf dem Land gebräuchlichen Ordnungen und Satzungen eine solche Polizey-Ordnung verfassen, und begreifen, welche diesem Fürstenthum seiner Gelegenheit halben dienlich und annehmlich, dazu jedem Stande an seinen von Röm. Kaisern, Königen, Chur- und Fürsten habenden Privilegien, Freyheiten, Rechten, Gerechtigkeiten, alten Herkommen und Gebräuchen unabbrüchig sey."

„Und wo überdas neue Satzungen und Ordnungen zu machen seyn würden, (sollte) das durch derselben beiderseits Geordnete nicht nach eines andern, sondern dieses Fürstenthums und also jeden Orts und Bezirks der anstossenden Benachbarten Gelegenheit nach, gleichfalls (durch) dieselben (doch alles auf Sr. Churfürstl. Gnaden Ratification) auch bedacht und aufgerichtet, forthin solche Polizey-Ordnung neben Sr. Churfürstl. Gnaden auch durch die Stände verfertigt, dazu die Clausel — dieselbe zu ändern, mindern und mehren — ebenergestalt auch auf die Stände gestellt werden, wie sich dann Ihre Churfürstl. Gnaden in dem überantworteten Libell im Beschluß zum Theile selbst gnädigst erboten haben, damit also neben eines Landesfürsten auch der armen Leute Ehre, Nutzen und Wohlfahrt zugleich gefördert werde."

Klar ist zu entnehmen, daß es sich bey den Ständen darum handelte, das bisherige Recht der Autonomie gegen die neue Gesetzgebung zu retten, ein Recht, welches in den Augen römischer Rechtsgelehrten nur ein Gräuel seyn konnte.

Es stand hiemit der innern Verfassung des Fürstenthums der Pfalz in Bayern eine wesentliche Veränderung bevor. Für den Fall dieses Schiffbruches klammerten sich die Stände wenigstens an die bisher bestandenen autonomischen Satzungen und Gebräuche an, und wollten auch das Rettungsboot ihrer Theilnahme an der Gesetzgebung nicht fahren lassen.

In zwei Hauptpunkten trennten sich daher die Interessen des Landesfürsten und der Stände, nämlich in Beziehung auf Gewissensfreyheit und auf Autonomie, worüber eine Vereinbarung ganz unmöglich schien.

Indessen machten die Stände noch folgenden Vergleichs-Vorschlag:

„Im Falle aber dieses, (der) allgemeinen Landschaft unterthänigst rathsame Gutachten Seiner Churfürstlichen Gnaden nicht gefallen sollte, (dessen sich

*) Offenbar war hier ein Bedenken gegen die churpfälzischen Doctoren des römischen Rechtes stillschweigend zu verstehen gegeben.

doch die Stände unterthänigst nicht getröſten) ſo iſt der Stände ſammtlich unterthänigſt Bitten, Se. Churfürſtl. Gnaden wollen denſelben, neben vorigen ſonderlich bey den Städten und Märkten habenden Ordnungen und Gebräuchen, des Fürſtenthums Bayern publicirte Landsordnung ſammt derſelben Erklärung (wie dann im Fürſtenthum Neuburg dergleichen geſchehen) ſoviel dieſes Fürſtenthums Gelegenheit jeden Orts erleiden mag, gnädigſt vorlegen, bewilligen und zulaſſen; ſintemal dieſes Fürſtenthum in vielen Gelegenheiten mit dem bayriſchen Fürſtenthum vermengt iſt, und participiret.“

„Außer deſſen wiſſen die Stände nichts zu bewilligen, inmaſſen ſich dann auch dieſelben unterthänigſt getröſten, Se. Churfürſtl. Gnaden werden ohne derſelben Bewilligung dieſe oder eine andere beſchwerliche und nachtheilige Ordnung ihnen den Ständen nicht aufdringen noch publiciren laſſen!“ *)

Unter dieſen Vorſchlägen hatte das Beyſpiel von Pfalz-Neuburg einen ſcheinbaren Grund, indem dieſes Fürſtenthum im J. 1554 Landesfreyheiten mit der Erklärung derſelben nach bayeriſchem Vorbilde erhielt. Allein dieſe Vorſchläge ſcheinen zum Voraus für Churpfalz nicht annehmbar geweſen zu ſeyn, ſowohl weil jene Erklärung bei dem Hofe zu Heidelberg keinen Anklang fand, als auch weil die Erhaltung der ſtädtiſchen Autonomie hiemit verbunden worden.

Die Folge war, daß die landesfürſtliche Propoſition auf ſich beruhend blieb.

Churfürſt Friedrich III. ſtarb im J. 1576, ohne ſeinem Eifer für die Ausbreitung der reformirten Religion den beabſichteten Erfolg verſichert zu haben.

Seine Churnachfolger Ludwig VI. hatte hatte als ehemaliger Statthalter der Oberpfalz eine Vorliebe für dieſes Gebiet und für die damit weſentlich verbundene Augsburgiſche Confeſſion gewonnen.

Wenn auf den Landtagen von 1577, 1579 und 1583 das ehemalige Projekt der Landes-Ordnung nicht mehr zur Sprache kam; ſo beweiſet dieſes, daß die Hauptſache der Abſichten des Hofes zu Heidelberg, nämlich die Religionsveränderung in der Oberpfalz nicht mehr beſtanden hatte.

Als Friedrich IV. nach zurückgelegter vormundſchaftlicher Leitung, welche ihn mit dem Geiſte ſeines Großvaters beſeelte, die Zügel der Regierung ergriff, war in der Oberpfalz das Vertrauen in der Art geſchwunden, daß allenthalben, unter der Verzweiflung an einer geſetzlichen Reichshülfe des unthätigen Kaiſers Rudolf II., in den oberpfälziſchen Städten die geſetzlichen Bande ſich löſeten und Aufſtände entbrannten. *) Nachdem dieſer fruchtloſe Widerſtand mit den Waffen in der Hand zertreten war, wurde zu Neumarkt im J. 1598 ein Landtag in Gegenwart des ſiegreichen Churfürſten eröffnet **) Eine Frucht hievon war die Landes-Ordnung, welche im J. 1599 im Drucke erſchien. Da dieſes Druckwerk unter die Seltenheiten gehört, ſo möchte zuvörderſt eine kleine Ueberſicht hievon hier ſtatt finden. Daſſelbe enthält einen Eingang oder eine Vorrede, einen Inhalt von ſechs und dreyßig Titeln und einen Beſchluß. Der Inhalt theilet ſich in die Polizey-Ordnung Tit. I. (S. 1 — 64), in die Almoſen-Ordnung Tit. II. (S. 65 — 94), in die Vormundſchafts-Ordnung Tit. III. (S. 95 — 132), und in die Landes-Ordnung im engern Sinne Tit. IV. — XXXVI. (S. 133 — 384). Hier iſt der Ort nicht, jenen Inhalt ausführlich zu erörtern.

*) Nach Landtags-Acten im Mſpte.

*) Feßmaier angeführte Staatsgeſchichte B. I. S. 257 ff.

**) Das Nähere bei Feßmaier a. a. O. S. 274 ff.

(Fortſetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1842 Nr. 8.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. August.

Nro. 169. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Schluß der Abhandlung, welche in der Sitzung der historischen Classe vom 25. Juny Herr Ministerialrath v. Fink „zur Geschichte der im J. 1599 erschienenen Landes-Ordnung in der Oberpfalz“ vorlas.

Im Allgemeinen ist jedoch nicht unbemerkt zu lassen, daß die bereits entmuthigte Landschaft sich bloß auf ein Uebereinkommen über zwey unerhebliche Punkte, nämlich über Gewicht, Elle und Maß, sodann über die Taxen der Inventuren, Rechnungen Schreibgebühren und anderer Amtsverrichtungen vorbehaltlich beschränkte *). Geduldig nahm sie dahin, daß in der Vorrede der Landes-Ordnung von Lastern und Unordnungen in der Oberpfalz Erwähnung geschah, daß dagegen die Augsburgische Confession mit Stillschweigen umgangen, daß die allgemeine Verbindlichkeit der Landes-Ordnung erklärt, daß die zeitweise Bekanntmachung derselben angeordnet, und stillschweigend die bisherige Autonomie aufgehoben wurde. Somit war das System der Einheit der innern Verfassung, und der gleichförmige Mechanismus der Verwaltung eben so geltend gemacht, als wenn die Gelehrten eines spätern philosophischen Jahrhundertes zu Rathe gesessen wären.

Uebrigens wurde bey dem Punkte künftiger Erläuterungen, Mehrungen und Besserungen von der Mitwirkung der Stände keine Meldung gemacht, und ihrer ehemaligen Selbstständigkeit dadurch der Todesstoß gegeben.

*) Feßmaier a. a. O. S. 282.

In der Sitzung vom 23. July las Hr. Prof. Höfler eine Abhandlung über einige Gegensätze im Kampfe K. Heinrich's IV. mit Papst Gregor VII., welche im Auszuge mitgetheilt wird.

Das große Werk einer kirchlichen Reformation, welches von den deutschen Päpsten mit so großer Umsicht eingeleitet und mit ungemeiner Ausdauer fortgeführt worden war, schien in dem letzten Regierungsjahre Papst Nikolaus II. nicht bloß gehemmt zu seyn, sondern auch durch eine gewaltige Reaction gegen den römischen Stuhl selbst verdrängt zu werden. So sehr Kaiser Heinrich III. durch die tüchtigste Benützung des Einflusses, welchen er als Schutzherr der römischen Kirche auf die Besetzung des päpstlichen Thrones erlangt hatte, durch die Erhebung der würdigsten Männer auf die Bischofssitze des Reichs, durch die Förderung der religiös-wissenschaftlichen Anstalten seinerseits ins Werk zu setzen trachtete, was Clemens II., Damasus II., Leo IX., Victor II., dann nach des Kaisers Tode Stefan IX. und Nicolaus II. durch Wort und That, durch Vorbild und Ermahnung, durch Schärfung der ältern und Erlaß von neuen Gesetzen durchzuführen gesucht, so gelang es doch weder ihm, noch den Päpsten, den Clerus von Deutschland und der Lombardey so zu reformiren, wie es die Bedürfnisse der Kirche und des Reichs erforderten, und ihr eigenes, nur auf die Förderung des Friedens und der christlichen Ordnung gerichtetes Streben verlangte. Der Tod hatte wie den Kaiser, so auch diese Päpste in der Blüthe der Jahre und inmitten der Durchführung jener Plane überrascht, die mit seltner Consequenz dem einen von dem andern überantwortet

waren und die jeder mit aller Kraft auszuführen suchte. Wenn aus irgend etwas mußte die Nothwendigkeit der gegen das Concubinat der Priester und die Simonie in ihrer dreyfachen Gestaltung ergriffenen Maßregeln gerade aus dem Umstande hervorgehen, daß von 5 Päpsten, trotz der nicht unbedeutenden Verschiedenheit ihrer Stellung und Persönlichkeit, jeder die Bahn seines Vorgängers betrat. Schon unter Papst Leo hatte sich eine mächtige und gefährliche Opposition unter den deutschen Prälaten geäußert, welche zwar, als das Haupt derselben, Gebhard von Eichstädt, als Victor II. Papst geworden war, wieder verschwand, allein nur, um unter Papst Nicolaus desto stärker und zwar in einem Augenblicke wieder aufzutauchen, wo die in den Tagen P. Stefans des IX. begonnene Opposition der Lombarden bereits das Schwert zur Entscheidung aufgerufen hatte, und Mailand der Tummelplatz der laren und der strengen Partey geworden war. Als unter diesen Verhältnissen Papst Nicolaus II., um wenigstens den römischen Stuhl dem Gewirre der Parteyen zu entreißen, durch sein Wahlgesetz das vollendete, was Papst Leo IX. durch die Erhebung so vieler Ultramontanen zu Kardinälen begonnen, so steigerte er hiedurch nur die Opposition; ja gerade das gesetzliche und heilsame Mittel, zu dem er griff, veranlaßte, daß die unkirchliche Partey der Lombarden auf eine Unterstützung von Seiten der Deutschen rechnen, diese für gewisse Fälle selbst der Beystimmung der Römer versichert seyn konnten. *)

So lange aber aus dem Cardinals-Collegium oder den, den letzten Päpsten befreundeten Männern ein Papst gewählt wurde, war für diejenigen, welche sich der Strenge der Canonen entziehen wollten, keine Hoffnung auf Nachsicht für ihr sündhaftes Treiben vorhanden. Da aber der letzte Papst Bischof von Florenz gewesen, und von den fünf letzten nur Stefan vor seiner Erhebung eine Würde in Rom selbst bekleidet, warum sollte jetzt nicht die Wahl auf den Erzbischof von Ravenna oder Mailand, oder den Bischof irgend einer lombardischen Stadt fallen können, von dessen Milde und Nachsicht gegen die herrschenden Laster man überzeugt

*) Siehe Giesebrecht annales Altahenses. II.

seyn konnte? Diese Partey hatte an Guibert von Parma, den die Kaiserin Agnes zu ihrem Kanzler in Italien ernannt hatte, einen einflußreichen Beschützer und während sich nun nach der Wahlordnung des verstorbenen Papstes die Cardinäle zu einer neuen Wahl anschickten, begaben sich die Hauptleiter des Complots, Guibert und die simonistischen Bischöfe von Vercelli und Piacenza und wohl auch der von Parma an den Hof der Kaiserin, die Wahl eines Mannes „aus dem Paradiese Italiens *)“ zu betreiben, welcher mit ihren Schwächen Mitleid habe. Auch ohne hievon eine Ahndung zu haben, befanden sich die Cardinäle bereits in einer höchst mißlichen Lage. Das römische Volk, welches schon bey der Wahl Papst Stefans gezeigt hatte, wie müde es sey, aus der Hand des Kaisers einen Papst zu erhalten, verlangte von ihnen mit täglich wachsendem Ungestüm, sie sollten zur Wahl schreiten; andererseits trat ihnen aber das Wahldecret des verstorbenen Papstes entgegen, welches ihnen bey Strafe des Bannes gebot, nicht nur sich an die von ihm bestimmte Ordnung zu halten, sondern auch die Rechte des künftigen Königs und Patriciers zu wahren. Band sie so einerseits das von P. Nicolaus erlassene Wahlgesetz **), so war es doch andererseits nichts weniger als in dem Sinne dieses Papstes gelegen, daß der päpstliche Stuhl nach dem Gutdünken eines unmündigen Knaben besetzt werden sollte. Als nun unter dem römischen Volke die Parteywuth so furchtbar zunahm, daß zu fürchten war, es möchte, würde die Papstwahl länger verschoben werden, ein blutiger Kampf zwischen den Bürgern entstehen, entschloß sich das Cardinals-Collegium schnell einen Papst zu wählen, ***) vereinigte sich aber auf den Bischof Anselm von Lucca, einen strengen und entschiedenen Mann, welcher außerdem dem Kaiserhause

*) Der Lombarden Bonizo ap. Oefele II. S. 807. deliberant non aliunde se habere Papam nisi ex paradiso Italiae talemque, qui sciat compati infirmitatibus eorum.

**) Sieh die merkwürdige disceptatio synodalis inter regis advocatum et Romanae Ecclesiae defensorem. Harzheim concil. Germ. III. S. 132.

***) So erzählen den Vorgang der defensor R. ecclesiae nnd der Bischof von Ostia III. c. 20.

innig befreundet war. *) Zwar war damit das Wahlgesetz Papst Nicolaus II. überschritten; allein da der Ausbruch des Bürgerkrieges im entgegengesetzten Falle unvermeidlich, die Gefahr dringend war, erachtete das Collegium es für besser, die Verantwortung auf sich zu nehmen, als zum Blutvergießen Anlaß zu geben. Und da noch bey Lebzeiten des Papstes Nikolaus die kaiserlich gesinnten Bischöfe Deutschlands **) alle Akten des Papstes, damit aber auch das Wahldecret sammt der Clausel zu Gunsten des Königs für null und nichtig erklärt hatten, und der Cardinal Stefan, welcher die Bestimmungen des römischen Concils dem Könige zu überbringen hatte, gar nicht vorgelassen worden war, so daß er nach fünftägigem Warten unverrichteter Dinge wieder abreisen mußte, ***) so konnte wohl am wenigsten von Seite der Deutschen verlangt werden, daß die Cardinäle das Wahldecret als bindend erachteten und sich in ihrer Wahl dadurch bestimmen ließen. Was aber jetzt von ihrer Seite geschehen war, war unstreitig nicht bloß im Interesse des Friedens und der Aussöhnung, es lag dieses Bestreben auch so unverkennbar vor, daß die Verblendung der Parteywuth allein dasselbe mißdeuten konnte.

Und dennoch ward dieß der erste Keim zu jener unseligen Verwirrung, welche die Erhebung des erstes Gegenpapstes, Cadalous von Parma, dann einer Reihe anderer, endlich den 50jährigen Kampf Heinrichs IV. und V. gegen die Päpste und den Umsturz der friedlich eingeleiteten Reformation, die Vernichtung dessen zur Folge hatte, was die deutschen Päpste in so großen Bemühungen versucht, Kirche und Reich zu Einem Ziele zu lenken.

Hatte man von Seiten der Rathgeber der Kaiserin Agnes schon unter Papst Nicolaus keine Scheu vor maßlosen Schritten getragen, so fiel diese jetzt völlig hinweg. Leicht beredeten die lombardischen Bischöfe, an welche sich der Graf Gerard von Galeria angeschlossen, der unter Papst Nikolaus durch den Herzog Gottfried seiner Güter und des bis dahin behaupteten Uebergewichts in Rom beraubt, von dem Concil aber excommunicirt worden war *) — die Kaiserin, es sey das Recht des jungen Königs verletzt worden. Ein Concil ward in Basel versammelt und daselbst Cadalous von Parma zum Papst gewählt, ein Mann, dessen größte Bedeutung in seinem großen Besitzthum lag.

Es war dieß ein Ereigniß von größerer Wichtigkeit, als man gewöhnlich ihm beyzumessen pflegt.

Die Bahn, welche Deutschland seit 16 Jahren — den wichtigsten dieses Jahrhunderts — befolgte, war damit verlassen, die Grundsätze der Reformation, deren Durchführung Heinrich III. einen Glanz verliehen, daß die Geschichte ihn zu den größten Fürsten nicht bloß des Mittelalters zählen muß, waren aufgegeben, die Entwicklung Deutschlands mußte eine neue Richtung nehmen, als der in Basel gewählte Papst, der Mittelpunkt, die Stütze und Hoffnung der Simonisten und beweibten Geistlichen unter dem Schutze der Kaiserin mit einem beträchtlichen Gefolge nach Rom zog, den canonisch gewählten Nachfolger Nikolaus II., Alexander II., den Freund Leo's IX., der sich zu dessen Grundsätzen bekannte, aus der Stadt der Apostel zu treiben.

Es ist nicht unsere Absicht, die Einzelheiten des Kampfes zu beschreiben, sondern vor Allem darzustellen, wie sich in seinen Wechselfällen das Nationalgefühl der Deutschen aussprach, welche Stellung in ihnen jene Männer behaupteten, die Deutschland mit besonderm Rechte seine Kinder, seinen Stolz und seine Lust nennen darf.

Es kann freylich Niemand sagen, wohin die Dinge gekommen wären, wenn statt Alexander II. Honorius II. — so nannte sich Cadalous, — als Papst wäre anerkannt worden. Allein wenn man bedenkt, welche Verwirrung der weltliche Regent eines einzigen Reiches, Heinrich IV., durch Begünstigung der Simonie und seine, wenn auch nicht absichtliche, doch factische Verhinderung der Durch-

*) Qui regis tanquam domesticus et familiaris erat. Leo. Ost.

**) Daß die Stelle der disceptatio: rectores autem S. 137 nur auf P. Nikolaus bezogen werden kann, geht unwiderleglich aus dem Zusammenhange hervor.

***) disceptatio S. 138.

*) Bonizo S. 806.

führung der Cölibatgesetze hervorbrachte, so ist es möglich, die Wirkung zu ermessen, die ein Papst, welcher der so oft schon durch die Concilien geächteten Richtung zugethan war, auf die ganze Christenheit hervorgebracht haben würde. Die Erblichkeit der priesterlichen Würde, das Aufhören aller göttlichen und sacramentalen Ordnung der Dinge, die Auflösung aller bestehenden Verhältnisse, eine kirchliche und politische Revolution und zuletzt eine allgemeine Anarchie würden die unausbleiblichen Folgen dieser Wendung der Dinge gewesen seyn. Daß aber diese nicht eintrat und neben der unabwendbaren destructiven Entwicklung, welche aus der Aufstellung und Begünstigung des Gegenpapstes hervorgehen mußte, ein steter, wahrhaft germanischer, das Beste fördernder Gegensatz läuternd und reinigend Bahn zu brechen vermochte, war eben die Frucht jener trefflichen Einrichtungen der vorhergegangenen 16 Jahre, war das Resultat des von den deutschen Päpsten und Kaiser Heinrich III. dem deutschen Volke gegebenen Aufschwunges, verdankte Deutschland den Männern, die theils aus der Schule jener Päpste hervorgegangen, theils ihren Grundsätzen zugethan waren und diese in ihrem Kreise geltend machten. Ihrer Treue gegen die Kirche und deren Bestimmungen verdankte Deutschland gleich sehr die Erhaltung seiner politischen, wie seiner religiösen Freiheit, des Christenthums und der ganzen darauf beruhenden Bildung.

Der Entschluß des Erzbischofs Anno von Cöln und des Herzogs Otto von Bayern, den jungen König aus den Händen seiner Mutter zu entreißen und dieser und ihrem vornehmsten Günstlinge, dem Bischof Heinrich von Augsburg, die Regierung abzunehmen, brachte, als ihm die Ausführung auf dem Fuße nachgefolgt war, eine durchgreifende Veränderung der Dinge in Italien, wie in Deutschland hervor. Der Entfernung des Bischofs Heinrich folgte die Absetzung Guiberts als Reichskanzler, und der Erzbischof, welcher die Zügel der Regierung ergriffen *), übernahm jetzt auch die ehrenvolle, aber höchst schwierige Aufgabe, selbst nach Italien zu

*) Mit welchen Modificationen sieh Lamb. Aschaff. ad ann. 1062.

gehen und die gestörte Eintracht des Reiches und der Kirche wieder herzustellen *).

Es war dieß unstreitig die glänzendste Epoche in dem thatenvollen Leben dieses durch die Schärfe seines Geistes, wie durch die Reinheit seiner Gesinnungen und den hohen Ernst seines Wesens hervorragenden Kirchenfürsten. Er hatte das gefährdete Ansehen des künftigen Reichsoberhauptes bewahrt, die Freyheiten der deutschen Völker, die gleich sehr in den eigenen Rechten wie in denen ihres Königs begründet waren, sicher gestellt; er erschien seiner Zeit gleich einem Jojodas des neuen Bundes. Petrus Damiani selbst forderte ihn auf, **) mit allen Kräften zu arbeiten, daß der römische Stuhl in der öffentlichen Meinung nicht sinke und die Christenheit nicht dadurch in Irrthum gerathe. Er möge daher sein Möglichstes beytragen, daß ein allgemeines Concil***) statt finde, um das Toben des Cadalous zu bändigen und dem König- und Priesterthum den gewünschten Frieden zu schenken. Der Gegenpapst hatte unterdessen versucht, mit Gewalt ein Rom einzudringen, und war, als ihn das erste Mal Herzog Gottfried daran gehindert hatte****), in dem nächstfolgenden Frühjahre wieder vor Rom erschienen. Schon war die St. Peterskirche in seinen Händen, als er plötzlich von seinen Schaaren verlassen, in die Engelsburg flüchten mußte, wo er von Cencius in Haft gehalten wurde, bis er sich um 300 Pfund Silber einen schmählichen Abzug erkaufte †).

*) Anno sic melius cogitans, quam ut regnum sacerdotio uniretur etc. Bonizo p. 808.

**) Harzh. concil. III. S. 148.

***) So wenig gegründet ist, was Giesebrecht (Annal. Altah. II. Abschn. V.) über die Absichten der kirchlichen Partey gegen ein Concil schreibt.

****) Vita Alexandri II. a Card. Aragonio.

†) Bonizo p. 807. unoque clientulo contentus, unius jumenti adjumento inter oratores Bercetum aegre pervenit.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1842 Nr. 9.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. August.

Nro. 170. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Fortsetzung der Abhandlung über einige Gegensätze im Kampfe K. Heinrich's IV. mit P. Gregor VII., welche in der Sitzung vom 23. July Hr. Prof. Höfler las.

Allein indem die streitige Frage unerwartet auf eine für Alexander II. so günstige Weise entschieden wurde, war sie es noch nicht im Geiste jenes Mannes, welcher damals im Namen des 12jährigen Heinrich die Geschicke Deutschlands leitete. Anno hatte, als er diesen seiner Mutter abnahm, das ganze Episcopat für die Ruhe und die Rechte Deutschlands zu betheiligen gewußt, indem er dem Bischofe der Diöcese, in welcher sich der König jedesmal aufhielt, einen bestimmten Antheil an der Regierung zuwandte. Einem Manne wie Anno, der keinen andern Lebenszweck kannte, als die strengste Erfüllung der Pflichten des Evangeliums, war aber so lange nicht zur Genüge geschehen, als nicht auch die Rechtsfrage entschieden und die Wiederkehr ähnlicher Verwirrungen wo möglich für alle Zeiten verhindert war. Tief fühlte der Erzbischof, in welch innerer Verbindung das Priesterthum und das Königthum ständen, und wie das Gedeihen des Volkes auf ihrer einträchtigen und gegenseitigen Durchdringung beruhe. Nicht das Interesse irgend einer Kaste *), sondern das Wohl und Weh des Reichs, die Principien, nach denen Kaiser Heinrich III. ruhm- und segenvoll regiert, standen auf der Spitze; riß jetzt das Priesterthum sich vom Reiche los, indem es den Königen keinen Einfluß auf die Besetzung des Papstthums gestattete, oder trennte sich das Königthum vom Priesterthum, indem es dasselbe seinen Zwecken unterwarf und es durch Anstrebung eines ungebührlichen Einflusses zu den äußersten Schritten drängte, so war die alte Ehe vernichtet, die Kaiser Karl der Große und Papst Leo III. zwischen Priesterthum und Königthum geschlossen, die innere und äußere Einheit, auf der die Cultur des Abendlandes, das Uebergewicht Europas beruhte, wohl für immer zerrissen. Die Erhaltung so theurer Güter hing jetzt von dem mehr oder weniger umsichtigen Auftreten des Erzbischofs, des Hüters von Deutschland ab: er knüpfte es noch einmal an Rom und Italien, an die Sache des Christenthums und der gesellschaftlichen Ordnung.

Bey dieser Sachlage war jedoch Anno keineswegs gewillt, unveräußerliche Rechte des Reiches aufzugeben, und wenn Alexander widerrechtlich gewählt war, denselben im Namen des Reiches anzuerkennen; allein schon im Herbste 1062 hatte sich die Stimmung der Deutschen auf dem Concil zu Augsburg entschieden gegen Cadalus erklärt, und als sich nun immer mehr die Gewißheit herausstellte, daß dieser sich nicht als Papst zu halten vermöge, bewog Anno in Rom den Papst Alexander, den Zwiespalt einer Synode zur Entscheidung zu überlassen. Als aber diese im Jahr 1064 *) in Mantua zusammen kam, erschie-

*) Wie Giesebrecht meint, das Interesse der hohen Aristokratie Deutschlands.

*) Wie Giesebrecht gegen Pagi erwiesen.

nen hiezu alle lombardischen Bischöfe, von den Fürsten des Reiches Herzog Gottfried und der Bayernherzog Otto, welcher zur Veränderung der Regentschaft so Vieles beygetragen, und da Cadalus gar nicht gewagt hatte, mit Alexander II. zusammenzutreffen, so wurde dieser nicht nur allgemein als Papst anerkannt, sondern auch die Ansprüche des Cadalus von Allen verworfen. Als die abgefallenen Bischöfe sich des Schutzes von Seiten des Reiches beraubt und das Ansehen Alexanders so fest begründet sahen, zögerten sie nicht länger, die nöthigen Schritte zur Aussöhnung zu thun, und da auch in Mailand nach harten Kämpfen die Partey der Patariner die Oberhand gewann 1066, schon früher in Florenz Petrus der Feurige gleich Arialb und Erlembald in Mailand, und der Papst in dem römischen Concil des Jahres 1063 durch Bekräftigung der Verordnungen Leos IX. und Nicolaus II. die Simonie und das Concubinat geächtet hatten, so war der Sieg der Kirche über die Welt entschieden und es schien durch die vereinten Bemühungen so vieler Männer und von allen Nationen der Durchführung der von den deutschen Päpsten beabsichtigten Reformation nichts mehr im Wege zu stehen.

Es war diese aber nicht bloß Sache einer Partey, wie man sie denn gewöhnlich auf den Kanzler der römischen Kirche, Hildebrand, und auf den von ihm geleiteten Papst zurückzuführen sucht. Der Same, welchen der deutsche Leo IX. in allen Theilen des Abendlandes ausgestreut, gieng fröhlich auf; wie an ihm alle bessern Richtungen der frühern Periode einen Mittelpunkt gefunden, so war von seiner Zeit an ein immer größerer Ernst, ein immer stärkeres Streben nach Abschälung des Kirchlichen von aller menschlichen Zuthat, nach einer Umgestaltung des ganzen Lebens fühlbar. Diese ward von den Päpsten, dem regulären, von der großen Mehrzahl des Weltclerus begünstigt, von zahllosen Laien gewünscht; es kam jetzt nur auf die Fürsten an, dieser Bewegung sich anzuschließen und dadurch das richtige Verhältniß der weltlichen Macht zur geistlichen zu bestimmen.

Es war jedoch eine eigenthümliche Fügung, daß gerade in diesem verhängnißvollen Augenblicke an der Spitze der deutschen Nation ein Kind stand, welches der Leitung seiner Mutter hatte genommen werden müssen, und, zu früh mit der Macht vertraut, diese zum Spielzeuge seiner Launen herabwürdigte. Und wie Deutschland eines kräftigen und besonnenen Herrschers entbehrte, so gieng es, die Normannen ausgenommen, fast allen übrigen Staaten. Hiezu kam noch, daß jene Generation in Deutschland, welche an den schönen Tagen Kaiser Heinrichs III. thätigen Antheil genommen, dem Grabe zueilte, jedoch durch eine nicht minder merkwürdige Fügung erst hineinsank, nachdem der Hauptsturm glücklich bestanden, der sich schon damals von allen Seiten zusammenzog. Noch hatten sie damals jene Stellungen inne, die ihnen auf das Reich wie auf die Kirche einen gesetzlichen und wohlthätigen Einfluß gestatteten und ehe sie nicht eine allgemeine Umwälzung hieraus verdrängte, war für jene keine Hoffnung des Emporkommens vorhanden, die durch Vernichtung der kirchlichen Freiheit den Umsturz der weltlichen Rechte, das Emporkommen der Willkühr und damit ihre eigene Macht zu befördern suchten.

Es fällt nicht in die Zwecke dieses Aufsatzes, darzuthun *), wie Heinrich IV. immer mehr jene Männer von sich zu entfernen suchte, welche gleichsam eben so viele Repräsentanten des alten Systems seines Vaters, eben so viele Säulen der kirchlichen und politischen Freiheit des deutschen Vaterlandes waren. Die beschränkte Auffassung jener Zeit, wie sie sich aus einem unvernünftigen Hasse gegen alles das, was man hildebrandisch zu nennen beliebte, und aus einer ebenso beschränkten Vorliebe für alles dasjenige gestaltete, was zu den Planen Heinrichs gehörte, den man in merkwürdiger Verdrehung als einen Beschirmer der politischen und Geistesfreiheit betrachtete, hat vor Allem den richtigen Gesichtspunkt in Betreff des wahrhaften Interesses und des Bedürfnisses der Deutschen außer Acht gelassen, Anschauungen späterer Zeiten in diese ohnehin verwickelten Umstände herübergetragen und dadurch Alles in Zerrüttung und Verwirrung gebracht. Es

*) Um so weniger, als diese Verhältnisse in neuerer Zeit von einem Mitgliede unserer Akademie auf das Gründlichste und Klarste auseinandergesetzt wurden. Döllinger Lehrbuch der Kirchengeschichte II. 1. Abthlng. Regensb. 1838.

kann jedoch einerseits nicht genug gesagt werden, wie der Streit, der unter Papst Gregor VII. eine so gewaltige Höhe erreichte, nicht bloß ein deutscher, sondern ein allgemeiner war, der alle Völker des Abendlandes, gleichviel aus welchem Stamme, betraf, und wie eine allgemeine Lebensfrage und Seelenprobe der Reihe nach alle betreffen mußte; andererseits, daß schon damals von Heinrich IV. der Versuch gemacht wurde, alle Verhältnisse in Deutschland seiner Willkühr unterzustellen, wodurch dann stets neue Ungerechtigkeiten nothwendig wurden, um sich auf dem einmal eingeschlagenen Wege erhalten zu können. — —

Die Legende erzählt, in den Tagen Kaiser Heinrichs II. oder des fränkischen Conrad's II. hätten sich zu Paris *) der gleichen Studien wegen drey deutsche Knaben aus guten Häusern befunden, Gebhard aus einem angesehenen schwäbischen Geschlechte**), Adalbero aus dem Hause der bayerischen Grafen von Lambach, der von mütterlicher Seite aus Ostfranken stammte **), und Altmann ***) von edler westphälischer Abkunft. Als sie eines Tages an einem Brünnlein sitzend ihr Brod aßen, seyen sie, auf Knaben Art von der Zukunft schwatzend, endlich übereingekommen, sie müßten Bischöfe werden. Gebhard habe sich den ehrwürdigen Sitz des hl. Rupert, Adalbero den des hl. Kilian †), Altmann aber die ehemalige Metropole von Lorch zugedacht *). Dann aber, wenn ihnen dieß gelungen, wollte jeder Gott zu Ehren ein Kloster gründen **). Und so sey es denn auch gekommen. Die 3 Knaben wuchsen zu 3 Bischöfen empor und wurden, als Erzbischof Anno zu Anfang des großen Kirchenstreites 4. Dec. 1075 gestorben, die festesten Säulen der von dem Könige untergrabenen Ordnung der Dinge. Gebhard ward unter P. Leo im Jahre 1055 Priester und erster Kaplan Heinrichs III., endlich 1060, nachdem er als einer der Angesehensten des königlichen Hofes gegolten und Kanzler des Königs geworden ***), der Nachfolger des Erzbischofs Baldwin von Salzburg, von Heinrich IV. mit Ring und Stab belehnt, von Papst Alexander mit dem Pallium beschenkt und zum päpstlichen Legaten in Deutschland ernannt. Adalbero wurde (1045) Bischof in Würzburg, und führte als solcher Gebhard als erwählten Erzbischof zur Consecration nach Salzburg ****). Altmann †) aber erst Canonicus und Vorstand der Schule in Paderborn, dann Probst zu Aachen und Caplan Kaiser Heinrichs III., kam mit der Kaiserin Agnes nach Passau, machte dann die große Wallfahrt nach Jerusalem im Jahre 1064 mit, und ward bey seiner Rückkehr nach dem Tode des Bischofs Engelbert durch den Einfluß der Kaiserin auf den bischöflichen Stuhl in Passau erhoben; er empfieng von seinem Jugendfreunde, dem Erzbischofe Gebhard die Consecration ††).

Ungefähr um dieselbe Zeit, in welche die Anfänge dieser 3 Kirchenfursten fallen, ward auch der Keim der Größe eines andern deutschen Mannes gelegt. Ulrich, der Sohn Bertolds, eines der angesehensten Bürger in Regensburg, welcher bey

*) Daß Paris schon damals von Deutschen, der Studien wegen besucht ward, bezeugen unter andern auch die Nachrichten über Willram, Mönch von Fulda und Scholastiker von Bamberg, qui in Parisiensi gymnasio philosophiam multis annis gloriose docuerat. Io. Trithem. chron. Monast. Hirsaug. ad a. 1064.

**) Alto Suevorum stemmate. Vita S. Gebehardi AEpi Salisb. ap. Canisium lect. antiq. VI. S. 1227. Ingolstad. 1604. 4°.

***) Vita Adalberonis episcopi ap. H. Pez script. rer. Austriae II. S. 7. fol. — Bavariam, terram patrum suorum. S. 11.

****) Vita prior et altera B. Altmanni in Act. ss. Bolland. ad diem VIII Augusti. Antwerp. 1735. Mens. Aug. Tom. II. p. 360. 378 fol. — in Westfalia claris parentibus editus.

†) Ussermann. Episcopatus Wirceb. Adalbero starb 6. Oct. 1090.

*) Vita prior Altmanni c. 1. n. 7. Er starb 10. Aug. 1091.

**) Dieß erzählt die Vita S. Gebhardi noch besonders. S. 1230.

***) Hansiz Germ. sacr. II. p. 174.

****) Hansiz l. c.

†) Vir apostolicae conservationis et magnarum in Christo virtutum. Lamb. Aschaff.

††) Hansiz Germ. Sacr. I. p. 256.

Kaiser Heinrich III. in großen Gunsten stand, war an dem kaiserlichen Hofe aufgewachsen, vertauschte jedoch den weltlichen Dienst bald mit dem kirchlichen, und ward durch seinen Oheim, den Bischof von Freysing *), Diakonus, dann Propst. Als er hierauf nach Jerusalem gezogen und nach großen Gefahren glücklich in die Heimath zurückgekehrt war, begab er sich nach Regensburg, wo in ihm der Gedanke erwachte, wenn möglich, ein Kloster zu gründen. Da jedoch wegen der daselbst herrschenden Verwirrung der gelegene Augenblick nicht gekommen schien, vertheilte er all sein Hab und Gut unter die Armen, und überredete den Scholastikus der Stadt, Gerardus, mit ihm nach Clugny zu gehen und dort das Mönchsgelübde abzulegen. Beyde wurden auch von dem Abte Hugo unter die Mönche aufgenommen. Ulrich blieb im Kloster und erlangte durch die Heiligkeit seines Wandels bald ein solches Ansehen unter den Seinigen, daß der Abt ihn dazu verwandte, neue Klöster des Cluniacenser Ordens auf deutschem Boden zu gründen. Er war es auch, der auf Bitten des Abtes Wilhelm von Hirsau die Gewohnheiten der Cluniacenser beschrieb **), und damit Sitte und Gebrauch derselben, wo er nicht selbst durch sein eigenes Beyspiel sie lehren konnte, anderen zur Befolgung eröffnete ***). Als er dann, ein unermüdlicher Streiter für die glorreiche Sache des Heilands, am 14. July 1091 starb, hinterließ er nicht nur den Seinigen das vollendetste Beyspiel christlicher Tugend ****), sondern neben dem unauslöschlichen Andenken an seine engelgleiche Erscheinung auch den Ruhm, noch spät zu den Männern gerechnet zu werden *), welche in dem Zeitalter geistiger Anarchie dem geistigen Leben feste Normen, dem Evangelium thatsächliche Geltung zu geben suchten.

Während aber Ulrich, seitdem er das Ordenskleid genommen, dem Klosterleben ausschließlich angehörte und deutscher und französischer Entwicklung zum Verbindungsgliede diente, ward Gerard erst zum Großprior von Clugny verordnet **), und da er sich durch seine Weisheit, wie durch die Strenge seiner Sitten so auszeichnete, daß er unter so vielen Prälaten und Mönchen für würdig befunden wurde, der Nachfolger des hl. Petrus Damiani zu werden, ernannte ihn P. Gregor VII. zum Cardinalbischof von Ostia, als welcher er, in sein Vaterland zurückgesendet, von dem deutschen Könige Kerker und Schmach für die Vertheidigung der Freyheit und der Reformation der Kirche ärndtete.

An diese Männer, von welchen nicht die geringsten theils durch ihre Geburt, theils durch ihre Wirksamkeit Bayern angehören, schließt sich die Reihe derjenigen an, welche mit Anno von Cöln in innig er Verbindung auch nach seinem Tode seine Grundsätze aufrecht erhielten. Hieher gehören aber nicht bloß die Brüder Annos, Werinher, Erzbischof von Magdeburg, und Burchard, Bischof von Halberstadt ***), welcher selbst sein Blut für die Sache der Kirche verspritzte, nachdem er zuerst schon in dem Streite des Cadalus für Alexander II. Partey genommen. ****)

*) Wahrscheinlich Nitker. Cf. Mabillon All. Ord. S. Benedicti spec. VI. p. II. p. 785. u. b. Meichelbeck hist. Frising. I. p. I. erwähnt unsern Ulrich nicht.

**) d'Achery spicilegium T. IV.

***) Quorum conscriptio tam per Alemanniae quam et aliarum regionum monasteria longe lateque pervolavit. Vita B. Udalrici c. 34.

****) Cf. Vita B. Udalrici monachi Cluniac., prioris monasterii de cella in silva nigra ap. Mabill. AA ss. spec. VI. T. II. p. 779. S. 33 etc.

*) Pauli Bernriedensis de reb. gest. Gregorii VII. c. 118. — IV praecipui rectores fuere, videlicet canonicae vitae renovator eximius Altmannus episcopus de Patavia et be. rec. Odalricus prior de Cluniaco, venerandi patres Wilhelmus de Hirsaugiae et Sigefridus de S. Salvatoris cella.

**) Sapientia, consilio ac morum gravitate insigniter praepollens. Vita S. Udalrici c. 12.

***) Pauli Bern. l. c. c. 120.

****) Harzh. concil. III. S. 128.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1842 Nr. 10.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. August.
Nro. 171. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Fortsetzung der Abhandlung über einige Gegensätze im Kampfe K. Heinrich's IV. mit P. Gregor VII., welche in der Sitzung vom 23. July Hr. Prof. Höfler las.

Auch Hermann Bischof von Metz, welcher später zweymal durch Kaiser Heinrich aus seinem Bisthum vertrieben wurde, reiht sich als Schüler Annos an diesen an und wird mit unter den Verfechtern der Kirche genannt, die weder Verfolgung noch Verführung von ihrer Treue abwendig zu machen vermochte. *) Nicht minder Benno von Meißen, ein Schüler Bernwards von Hildesheim, und damit eines der Verbindungsglieder, durch welche die Blüthe der sächsischen Periode auf die der fränkischen Kaiser überkam, und den im Jahr 1060 Werner von Magdeburg zum Bischof weihte **); endlich wohl auch Wernher von Merseburg, von welchem ein Chronist erzählt, er habe zu seiner Zeit allein in Sachsen an der Kirche festgehalten ***). — —

Diejenigen unter den Neuern, welche die Geschichte Heinrichs IV. geschrieben haben, legen in der Regel den Anstalten wenig oder gar keinen Werth bey, welche in aller Stille von einzelnen Prälaten zur Förderung des kirchlichen Lebens gegründet worden sind. Diese haben aber nicht bloß eine Bedeutung in Bezug auf die Kirchengeschichte, sondern in gleichem Grade auch auf die Geschichte des Völkerlebens; sie dienten zur Befestigung der Sitte in einer Zeit allgemeiner Immoralität, zur Verbindung verschiedener Völker untereinander; sie brachten die Kunde ihrer Zeit auf eine ferne Generation, und standen so als Vermittler verschiedener Geschlechter und Länder da. Alle Zeugnisse der Schriftsteller reichen sich aber ebenso die Hand, um die Nothwendigkeit einer Reformation der zügellos gewordenen Mönche zu erweisen, als die Bemühungen der bessern Bischöfe in den verschiedenen deutschen Ländern in dieser Beziehung in Einklang stehen. Zugleich greifen hier auch die Anstalten der frühern deutschen Päpste ein und bewirken, daß so von mehreren Seiten auf den einen Punkt hin gearbeitet wurde. In Italien war als ein wirksamer Damm für die Ausgelassenheit der Geistlichen das gemeinsame Leben unter einer bestimmten Regel eingeführt worden; auch war in jüngster Zeit durch Petrus Damiani nach dem Vorbilde des hl. Romuald und durch den hl. Johannes Gualbertus eine Reformation des Mönchthums durchgeführt worden. An der Gränze von Deutschland und Frankreich blühte in noch ungeschwächtem Glanze unter dem hl. Hugo das Kloster zu Clugny, das damals durch den hl. Ulrich seine Zweige über Breisgau und den Schwarzwald nach Deutschland herein ausbreitete. Der hl. Anno, welcher in Italien die verbesserte Mönchsordnung kennen gelernt hatte, beschloß, die Canonici, welche seit den Zeiten Kaiser Ludwigs des Frommen an den deutschen Stiftern und in den Klöstern die Oberhand gewonnen hat-

*) Vie de Herimanne de Metz in der hist. liter. de la France VIII. S. 330.

**) Ossilegium S. Bennonis. Monach. 1765. 4. S. 8.

***) Berth. Const. ad an. 1093.

ten, zu entfernen, und dieselben italienischen Mönchen und den nach ihrer Disciplin reformirten Deutschen einzuräumen.

Demnach entfernte er im Jahre 1071 die Canonici aus Saalfeld und setze statt ihrer Mönche ein. Als er aber Siegeberg gründete, führte er aus dem Kloster Fructuaria Mönche dahin, die ein Spiegel der Zucht für Andere wurden. Dieses wirkte auf die übrigen Erzbischöfe und Bischöfe dergestalt ein, daß nun die einen aus Clugny, die andern aus Görz *), wieder andere aus Siegeberg selbst Mönche kommen ließen und ihnen die Reformation der Klöster ihrer Sprengel anvertrauten. **) So ward im Stillen jene übernatürliche Ordnung der natürlichen und weltlichen entgegengesetzt, welche nicht auf die Vernichtung, wohl aber auf die ununterbrochene Beherrschung des Sinnlichen gerichtet war. Immer mehr tritt die bestimmte, nach besondern Gesetzen geordnete Entwickelung der vagen, beschränkt nationalen und äußerlichen entgegen, sucht diese zu durchdringen, umzugestalten und den höhern Zwecken des allgemein christlichen Lebens unterzuordnen. Es war aber, je mehr die weltliche Macht sich mit den Anforderungen der Kirche in Zwiespalt setzte, die ganze deutsche Bildung in Frage gestellt worden. Gerade in Beziehung auf diesen Punct hatte Deutschland noch keine ernsthafte Probe ausgestanden, da die Einführung und Fortbildung des Christenthums unter dem Schutze, ja mit besonderer Begünstigung der frommen Fürsten früherer Tage geschehen war. Daß der König und künftige Kaiser selbst mit dem Beyspiele der Auflösung voranschritt, war neu und mußte ebendeßhalb alle Verhältnisse im Innersten erschüttern, wo nicht gar umkehren. Und dennoch war der König, über welchen nachher, als der am meisten berufen war, diesem Treiben zu steuern, die ganze Fluth der Ereignisse sich ergoß, in mancher Beziehung mehr der leidende, als der handelnde Theil, indem der schlechtere Theil der Mönche, welcher sich lediglich auf den Gelderwerb geworfen, alle Vornehmen und Großen bestürmte, um zu dem Besitz von Abteyen und Bisthümern zu gelangen, welche sie aber nur zur Wiedererlangung jener Summen benützten, die sie zu deren Habhaftwerdung ausgegeben *). Und da die Habsucht nie bey dem einem Erwerbe, die Ungerechtigkeit nie bey der einen Bedrückung stehen bleibt, so war damit ein ganzer Kreis von Unthaten gegeben, welcher in der Regel damit endigte, daß das Kloster ausgesogen, alle Mönche in die gleiche Bahn des Verderbens geschleudert und einer solchen Verachtung Preis gegeben wurden **), daß eine Reaction eintreten mußte und nun die Reformation durch Berufung „transalpinischer Mönche“ mit Leichtigkeit durchgeführt werden konnte.

Die Bemühungen Papst Leo's IX., das Kloster Hirschau wieder herzustellen, **) waren nicht sogleich mit einem günstigem Erfolge gekrönt worden. Erst im Jahre 1060 ward von dem Grafen Adalbert von Calw vorzüglich auf Dringen seiner Gemahlin Wiltrude der Grundstein zu der Kirche gelegt; aber noch ehe dieselbe nebst den übrigen Baulichkeiten fertig geworden, betrieb die Gräfin, welcher die Unzuverlässigkeit ihres Gemahles für die Vollendung des ihnen von ihrem Oheim so sehr eingeschärften Unternehmens Sorge machte, die Berufung von Mönchen. Diese kamen von Einsiedeln ***), wo die kleine Celle des hl. Menrads bereits zum stattlichen Kloster und zur trefflichen Schule emporgewachsen war †), 12 an der Zahl, an ihrer Spitze Friedrich, der, aus einem angesehenen schwäbischen Geschlechte,

*) Welche Wirkung dieß an manchen Orten hervorbrachte, zeigt sich am besten in Bamberg, als Egbert von Görz daselbst Abt wurde; die schlechten Mönche ergriffen sogleich die Flucht „tanquam folia“ setzt Lambert hinzu; „quae vento raptantur.“

**) Vita B. Annonis I. c: 23.

*) Sieh die lange Stelle bey Lamb. ad ann. 1071.

**) Ista dominici agri zizania - totum sacri gregis corpus quasi tabe quadam infecerant, ita ut omnes similes aestimaremur nec esse in nobis putaretur, qui faceret bonum, non esse usque ad unum. Lamb.

***) Deutsche Päpste Bd. II. S. 66.

****) 4. Dec. 1064. Mabill, aa, ss- T. cit. p. 231. de venerabili Friderico abb. Hirsaug.

†) Quorum fama laudis in omnem terram longe lateque cum honore et admiratione se diffuderat. Mab. S. 232.

jetzt der Abt des wiederhergestellten Klosters wurde. Da aber derselbe von dem Grafen völlige Befreyung von aller weltlichen Macht verlangte, schenkte dieser falschen Anklagen Gehör und entsetzte den Abt, welcher in seiner Niedrigkeit eben so sehr ein Vorbild der Geduld wurde, wie er es früher in Demuth und Enthaltsamkeit gewesen war. Als nun wenige Monate vor seinem Tode *) Wilhelm aus Bayern Abt geworden war **), wußte dieser den Mönchen, deren Zahl er von 15 auf 150 brachte, eine so eigenthümliche und ersprießliche Thätigkeit einzuhauchen, daß die Verdienste des Klosters um Wissenschaft und Religion gleich groß wurden, und Abt Wilhelm selbst den gegründeten Ruf eines der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit erlangte. ***)

Als aber der Streit zwischen dem Kaiserthum und Papstthum wirklich ausbrach, reichten wenige Jahrzehnte hin, um Alles, was seit den Tagen des großen Carls gegründet worden war, in Frage zu stellen. Da sollte zuerst ein ganzes deutsches Volk der Rachelust des Königs aufgeopfert werden; bald wurden die Privilegien der Bayern, durch die das fränkische Kaiserhaus groß geworden, endlich aller übrigen von dem Könige verletzt, und ein Land nach dem andern der Schauplatz des Kriegs, der mit kurzen Unterbrechungen an 47 Jahre dauerte. Zwey Kaiser, sechs Päpste, fünf Gegenpäpste, vier Gegenkönige traten auf; wie in den Zeiten Rothars, des Longobardenkönigs, hatte in Deutschland beynahe jedes Bisthum einen zweyfachen Hirten. Nur von 1075 — 1092 wurden 12 große Schlachten geliefert. Sachsen war der Schauplatz eines mehr als 7jährigen Kriegs. Wie die größern deutschen Städte Metz, Augsburg, Würzburg ꝛc. wiederholt erobert und wiedergenommen wurden, so war auch vor allem Rom der Tumelplatz der wildesten Fehden geworden; als es Robert Guiscard im Jahr 1084 verließ, legte er den größten Theil der Altstadt in Asche. Auf dem Zuge K. Heinrichs nach Schwaben, im J. 1078 wurden an 100 Kirchen verwüstet; ein Rachezug der Sachsen trug die Verheerung nach Ostfranken; das Elsaß, Bayern, die österreichische Mark, die Rheingegend, Sachsen, Franken, Schwaben, Thüringen, erfuhren wiederholt die Gräuel eines verheerenden Krieges.

Mit Unwillen hatte Erzbischof Gebhard den Kampf gegen die Sachsen wahrgenommen, den der König bis zur Vernichtung des deutschen Volksstammes zu treiben suchte, und war wohl schon dadurch in die Ungnade des Königs gefallen. Doch begann für ihn die eigentliche Wendung der Dinge erst mit dem Wormser Concil 1076. Auf diesem hatten, obwohl sie anfänglich mannhaft dem bösen Treiben Widerstand geleistet, selbst Adalbero von Würzburg und Hermann, Bischof von Metz, zuletzt die an den Papst gerichteten Synodalschreiben unterzeichnet. Gebhard hatte das Concil gemieden; bey der Aufregung, welche die Decrete des Papstes und des römischen Concils gegen die Priesterheirath in Deutschland hervorgebracht, sich mit großer Umsicht und Ruhe benommen *) und da von der Gewaltthätigkeit der Zeit Alles zu erwarten war, die Zugänge zu seinem Hochstifte mit festen Schlössern verwahrt. Dennoch aber vermochte er weder den Krieg noch die Verfolgung von seinen Gränzen ferne zu halten, sondern es riß sich damals, was zu Ungarn gehörte, los und griffen die nächsten Anhänger des Königs nach den umliegenden Gütern des Erzstiftes. **) Als hierauf Heinrich nach seiner Aussöhnung mit dem Papste nach Regensburg kam, ertheilte er dem Erzbischof sicheres Geleit zu seiner Verantwortung wegen der wider ihn vorgebrachten Klagen. Der Erzbischof weigerte jedoch jedwede Rechenschaft abzulegen, so lange seiner Kirche die unrechtmäßig entrissenen Güter vorenthalten würden und be gab sich endlich, an der abschlägigen Antwort des Königs dessen wahre Absicht erkennend, um alles Blutvergießen zu vermeiden, aus seinem Stifte hinweg (Oct. 1080) in freywilliges Exil, erst nach Schwaben, und dann nach Sachsen.

*) 1070 Mabill. l. c. S. 236 n. 13.

**) Wilhelmus Bavariorum prosapia, religiosis parentibus exortus. Vita ejusd. auct. Heymone coaequali et B. Wilhelmi discipulo, ap. Mab. AA. ss. saec. VI. Tom. II. p. 717. etc.

***) Mabillon l. c.

*) Gregor hatte ihn selbst (1074) zu größerer Strenge ermahnt. Calles annal. V. p. 638. 639.

*) Unusquisque vicina sibi quasi ex permissione regis vendicans. Vita S. Gebehardi c. 3. p. 20.

Schon fand er daselbst Genossen gleicher Ausdauer und gleichen Unglücks.

Bereits 4 Jahre früher hatte Bischof Altmann, von Heinrich auf Bitten der unkeuschen Geistlichen vertrieben, seiner Diöcese den Rücken gekehrt. Als er die Beschlüsse des römischen Concils erhalten, hatte er sogleich von seinem Clerus die Entfernung der widerrechtlich genommenen Weiber verlangt, und als die Geistlichen widerstrebend, sich auf die Nachsicht früherer Bischöfe beriefen, verkündete der Bischof selbst dem ganzen Volke das geschärfte Gebot der Keuschheit, rettete jedoch nur mit Mühe vor dem Andrang der wüthenden Concubinarier sein Leben. Sein eigener Probst, den nachher, als der laxen Observanz zugethan, Heinrich IV. zum Erzbischof von Trier ernannte, stellte ihm entgegen die Lehre auf, wie es dem Könige erlaubt sey, kirchliche Würden für Geld oder wie er sonst wolle, zu vergeben, ohne daß deßhalb die Kirchenstrafen auf ihn ausgedehnt werden dürften. Altmann schloß dafür den Urheber einer solchen Doctrin, die die Kirche der Willkühr und Habsucht der weltlichen Macht Preis gab, von der Genossenschaft der Gläubigen aus; sah sich aber, während der Propst die Partey des Gegenpapstes verstärkte, selbst genöthigt, vor Heinrichs Grimm zu entweichen. Er begab sich nach Sachsen, wohin um eben diese Zeit aus harter Gefangenschaft Bischof Burchard von Halberstadt, nachdem er seinen Wächtern entronnen, zurückgekehrt war, dann nach Rom zu dem Papste, mit dem er Schmach und Verläumdung ertragen, und legte sein Bisthum, das er wie die übrigen deutschen Bischöfe aus Laienhand empfangen, in dessen Hände nieder. Allein schon im Jahr 1076 sandte ihn Gregor VII. mit dem Patriarchen Sigehard von Aquileja als päpstlichen Legaten zu dem Reichstage nach Tribur, wo Altmann die Erz- und Bischöfe von Trier, Straßburg, Verdün, Lüttich, Münster, Utrecht, Speyer, Basel, Constanz von dem Banne lossprach,*) und sich mit ihnen eidlich verband, wenn Heinrich nicht Genugthuung leiste, ihn nicht mehr als König anzuerkennen.

*) Hansitz nach einer reichhaltigen Handschrift des Berthold von Constanz (Germ. sacra I. p. 264).

Zu diesen beyden Bischöfen gesellten sich bald nachher Adalbero von Würzburg, Hermann von Metz und die sächsischen Bischöfe, die Heinrich aus der Haft entlassen hatte, während der Bischof von Augsburg bald in sein Bisthum eingesetzt, bald daraus vertrieben war, an der Stelle der treuen Bischöfe, die königlichen unter dem Schutze der Waffen in ihren neuen Bisthümern gleich Miethlingen hausten und Heinrich sich der Güter der Vertriebenen bemächtigte.

Ein eigenthümlicher Unterschied tritt uns aber bey der Thätigkeit der einzelnen Bischöfe, vor allem der bedeutendsten unter ihnen, Gebhards und Altmanns, entgegen. Beyde hatte das Exil einem eifrigen und segensreichen Wirken entnommen. Gebhard hatte das Bisthum Gurk in Kärnthen und inmitten des Gebirgs Kloster Admont gegründet und so nach der Weise seiner Vorfahren, die Salzburg als eine Hochwacht des Christenthums und deutscher Civilisation betrachteten, an der Gränze deutscher und slavischer Völkerschaften dem Glauben und der Sitte eine feste Stätte bereitet. Altmann aber hatte zur Unterstützung der Passauer Bischöfe das Kloster des heil. Nicolaus in der Vorstadt von Passau gegründet, und daselbst Mönche aus verschiedenen Klöstern aufgenommen *); ein zweytes, Godwich, das durch die wissenschaftliche Bildung seiner Mönche einen besondern Ruhm erlangte, ward von ihm um dieselbe Zeit erbaut. Ja sein Eifer, den Clerus zu reformiren und ihn zur Erkenntniß der Pflichten seines Standes zu bringen, gieng so weit, daß ihn P. Gregor wiederholt zur Mäßigung ermahnte, um nicht durch zu weit getriebene Strenge die Schwachen der Kirche noch mehr zu entfremden. Bis dahin hatten die beyden Jugendfreunde ganz ähnliche Bahnen verfolgt; unter den außerordentlichen Verhältnissen jedoch, die jetzt eintreten, ergiebt sich bey der Verschiedenheit des Charakters auch eine größere Verschiedenheit des öffentlichen Benehmens.

*) Ideo fundavimus ut praelati ejusdem tanquam intimi secretarii et summi capellani successores nostros in suis debeant oneribus supportare.
Diploma fundationis.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1842 Nr. 11.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. August.

Nro. 172. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Fortsetzung der Abhandlung über einige Gegensätze im Kampfe K. Heinrich's IV. mit P. Gregor VII., welche in der Sitzung vom 23. July Hr. Prof. Höfler las.

Altmann ergriff auf das entschiedenste Partey für die Sache P. Gregor's VII. und beförderte, um eine politische Stütze zu erlangen, unumwunden die Wahl des Gegenkönigs Rudolf. Vergebens beraubte ihn Heinrich aller seiner Güter und überließ diese seinen Getreuen. Selbst als Rudolf die Gunst der Deutschen schnell wieder verloren und Ostern des J. 1077 nur 3 Bischöfe an seinem Hofe zu Augsburg erschienen, war Altmann mit seinem Jugendfreunde Adalbero, den die Partey Heinrichs aus seinem Bisthume vertrieben hatte *), unter diesen. In demselben Jahre findet man ihn auf Seiten des päpstlichen Legaten, welcher den Kaiser bannte; dann auf dem römischen Concil des J. 1078, dann wieder in Sachsen, von wo er mit seinem Leidensgefährten Hermann von Metz mit Mühe den Verfolgungen der Königlichen entrinnend sich aufs Neue 1079 nach Rom begab. Erst im Jahre 1080 kehrte er und zwar als päpstlicher Legat nach Deutschland zurück, während um dieselbe Zeit Clemens III., das Geschöpf Heinrichs, zur Bekämpfung P. Gregors nach Italien aufbrach. Jetzt ward Altmann die Seele der deutschen Opposition gegen den abgesetzten König. Auf seinen Antrieb wandte sich Welf von Bayern gegen den kaiserlichen Bischof von Augsburg, den er verjagte; er bewog den Markgrafen Leopold von Oesterreich mit andern Fürsten gegen Heinrich in ein Bündniß zu treten, vertrieb die sittenlosen Mönche aus St. Florian und Kremsmünster und hielt so das kleine Häuflein der der Kirche treu ergebenen muthig zusammen. Wie in Italien eine Frau, die große Gräfin Mathildis, welche selbst unter der Leitung des vortrefflichen Bischofs Anselm von Lucca stand, hielt in Deutschland unter den schwierigsten Verhältnissen B. Altmann die Sache der Kirche aufrecht. Zahlreiche Briefe des Papstes an ihn beweisen, welche große Stütze Altmann ihm war und wie auf seiner Umsicht und Thätigkeit der Sieg der Kirche in Deutschland beruhte. Als der Tod des K. Rudolfs, den der Pabst viel später als Altmann anerkannt hatte, die Verwirrung in Deutschland auf den Gipfel brachte, so erging von Seite Altmanns bereits an den Ungarkönig Ladislaus, den Gemahl der Schwester H. Bertholds, welcher mit H. Welf und Markgraf Leopold die Sache des Papstes vertrat, die Einladung, die Königskrone anzunehmen. Allein Papst Gregor selbst ermahnte den Bischof und die Getreuen der Kirche, mit der Wahl eines deutschen Königs nicht zu rasch zu verfahren. Auf keine Eigenschaft sollten sie aber hiebey so sehr sehen, als auf Gehorsam gegen die Kirche; nur wer gehorsam, demüthig und nützlich sey *), werde der Kirche genehm seyn. Er übersandte auch dem Bi-

*) Ussermann Episcop. Wirceburg. p. 52.

*) Obediens et S. ecclesiae humiliter devotus ac utilis.

schof eine Eidesformel für den neuen König, der sich verpflichten sollte, der Lehensmann des hl. Petrus und des Papstes zu seyn. In der That gelang es ihm auch, die Wahl des Landgrafen Hermann zum deutschen Könige zu bewirken und den Osten Deutschlands den Anhängern Heinrichs bis zu seinem Tode dergestalt streitig zu machen, daß er den Erzbischof Gebhard nach Salzburg zurückführen und als apostolischer Legat die Wahl Thiemo's *) zu dessen Nachfolger vornehmen lassen konnte. Adalbero, welcher, nachdem er gleichfalls im Kampfe mannhaft ausgehalten, sein Stammgut Lambach, wohin er sich, aus Würzburg vertrieben, zurückgezogen, in ein Kloster umgewandelt hatte, leistete nebst dem Bischof Maynward von Freysing seinem Freunde in der Consecration des neuen Erzbischofs die canonische Beyhülfe und starb dann in demselben Jahre am 6. October 1090. Nur 10 Monate überlebte ihn Altmann, worauf Erzbischof Thiemo ihm den letzten Liebesdienst erwies und die Leiche nach Gotewich brachte. Schon in der nächst folgenden Zeit ward er als ein Heiliger verehrt.

Auf einen anderen Standpunkt als Altmann hatte sich Gebhard von Salzburg gestellt. Auch er war in Forchheim bey der Wahl des Gegenkönigs gewesen und obwohl die Kärnthner, Bayern, Oesterreicher und Böhmen anfänglich auf Heinrichs Seite standen, hatte Gebhard dennoch nicht gezaudert, so vielen Feinden beynahe allein sich entgegen zu stellen. Als aber hierauf Heinrich den Grafen von Mosburg, Berchthold, zum Erzbischofe von Salzburg ernannte, Gebhard 9 volle Jahre in dem Exile verweilen mußte, ward er nicht müde, durch die überzeugendsten Gründe die streitenden Parteyen zum Frieden zu bewegen, damit der Kampf, welcher bereits unvermeidlich geworden, nicht mit Schwert und Lanze, sondern mit geistigen Waffen geführt und entschieden werde. Alle Denkmäler seines Wirkens, die auf uns gekommen sind, tragen diesen ehrenvollen Charakter, der ihn hoch über alle Parteyen stellte. Nicht als ob es ihm an Muth oder

*) Dieser erduldete später in Palästina, nachdem er nur mit Mühe dem Tode durch die kaiserliche Partey entgangen, den Märtyrertod durch die Saracenen.

Festigkeit der Ueberzeugung, an Anhänglichkeit an die Sache P. Gregors gefehlt hätte. Allein in ihm sprach das Gefühl des Unheilvollen der Zustände, die er erlebte, für beyde Parteyen so lebhaft; er baute so sehr auf die überzeugende Kraft der Wahrheit, daß er rücksichtslos für sich selbst mitten im Feldlager nicht aufhörte, Worte des Friedens zu sprechen. Das gränzenlose Unglück der Zeit und die beyspiellose Verwirrung aller Begriffe über die Schranken der weltlichen und geistlichen Macht, so wie das tiefe Gefühl von der erhabenen Würde des bischöflichen Amtes, Heinrichs erkauften Bischöfen gegenüber, veranlaßte ihn — das undankbarste und schwierigste Geschäft zu übernehmen, die Sprache der Liebe, der Vernunft und der Religion zu denen zu reden, welche an der Kirche nichts als ihre Güter liebten. Gerade deßhalb war aber der Beytritt eines so ruhigen, umsichtigen und durch Tugenden aller Art hervorleuchtenden Mannes zu der Sache des Gegenkönigs für Heinrich IV. ein Verdammungsurtheil vor Welt und Nachwelt, dessen Last den Beytritt seines gesammten Anhangs aufwog. Und es gehörte der Leichtsinn und die vorurtheilsvolle Befangenheit dazu, mit welcher Jahrhunderte lang der Streit zwischen Papst Gregor VII. und Heinrich IV. aufgefaßt wurde *), um ein so wichtiges Moment zu übersehen.

Zweymal wurde deßhalb Gebhard von den Sachsen erwählt, bey Besprechungen mit ihren Gegnern das Wort zu führen. Noch ist die Rede **) erhalten, welche er einmal den kaiserlichen Bischöfen von Cöln, Trier, Bamberg, Speyer und Utrecht gegenüber hielt. Er erinnerte sie, welche Unbilden auf ihn gehäuft worden, als er mit dem eifrigsten Willen noch dem Könige diente; wie oft er vergeblich die Bischöfe aufgefordert, sich für ihn zu verwenden, damit doch nicht für seine Treue alles erdenkbare Elend auf ihn gehäuft werde. Sie möchten bedenken, wie der König Priester, ohne daß sie

*) Ein neuerer Schriftsteller, v. Sybel, weiß von Gebhard nur zu erzählen, wie er erklärte, er werde auch einem lasterhaften Papste anhangen. Mehreres Stenzel, ohne ihn jedoch, wie wir glauben, so gewürdigt zu haben, wie er es verdiente.

**) In colloquio silvae Capuanae.

eines Verbrechens überwiesen oder auch nur gesetzlich angeklagt worden, gleich Räubern in den Kerker geworfen; diejenigen, deren er nicht habhaft werden konnte, aus ihren Sitzen vertrieben; die Kirchengüter, von welchen die Bischöfe theils selbst zu leben, theils den Armen den Unterhalt zu spenden hatten, an die Genossen seiner Laster verschleudert habe. Das Erzstift sey verwüstet, seine Verwandten und Lehensleute seyen ohne einen Anlaß zum Kriege gegeben zu haben, ermordet worden *). Vergeblich habe er selbst den König und die Anwesenden zu einem rechtlichen Verfahren zu bewegen gesucht. Die Bischöfe möchten erkennen, wie sie die Hirten und nicht die Verderber der Seelen seyn sollten; die Fürsten und Ritter, daß ihnen das Schwert zur Vertheidigung der Unschuldigen, nicht zu deren Ermordung gegeben sey; sie sollten ihre christlichen Brüder, ihre Stammgenossen und Verwandte nicht mehr mit Feuer und Schwert verfolgen. Gerne sey alles verziehen, was sie Böses gethan, nur möchten sie künftig ihre Sache mit Gründen, nicht mit Morden verfechten **). Noch immer seyen er und die Seinigen bereit, des großen Elends ungeachtet, das der König ihnen zugefügt, ihm Treue und Unterwerfung eidlich zu versprechen und gerne zu leisten; nur könnten sie sich nicht überzeugen, daß Heinrich, so lange er auf den eingeschlagenen Pfaden verharre, ohne Verletzung der Gewissen und Beeinträchtigung der Seelen als König anerkannt werden könne. Würde die Gegenpartey sie eines Besseren belehren, so wollten sie gerne der Wahrheit Gehör schenken. So verlange er denn nichts weiter, als jene möchten beweisen, daß Heinrich noch mit Recht König seyn könne, oder ihm den Beweis führen lassen, daß er es nicht seyn könne; jedenfalls aber sollten sie davon abstehen, mit Feuer und Schwert zu verfolgen ***)

*) Janingius a. a. O. VI. p. 156.

**) Causam rationibus non caedibus agite.

***) Der Ausgang dieses Gespräches ist in folgenden Worten aus dem Schreiben des Erzbischofs Hermann von Metz enthalten c. 3: nihil profecimus — nobis audientiam denegantes aliis quibus valent et quantum valent, sinistra de nobis insinuant, nos seductos et seductores, nos perfidos, nos imminentium malorum caput.

So war die Sprache des Mannes, der in Deutschland nach dem Könige beynahe das größte Ansehen genoß, der von Heinrich auf das Empfindlichste gekränkt, verfolgt und vertrieben worden war. Jeder, auch der Befangenste, wird gestehen müssen, wie der Geist des Evangeliums wohl mit Heinrichs Gegnern, nicht aber mit dessen Anhängern war, die sich der Sprache des Rechts und der Wahrheit verschlossen.

Auch noch auf einem anderen Gespräche, dem zu Pertestadt finden wir Gebhard in ähnlichen Bemühungen *). Am meisten aber giebt der lange, einer Abhandlung zu vergleichende Brief Gebhards an den Bischof Hermann von Metz Zeugniß von seiner Friedensliebe und der Trefflichkeit seiner Gesinnungen **).

Er drang hiebey auf die alte, von den bewährtesten Kirchenvätern aufgestellte Lehre, daß es den Gläubigen nicht erlaubt sey, mit den Gebannten Umgang zu pflegen, jeder also eine bestimmte Norm empfangen habe, von welcher eine Abweichung aus weltlichen Gründen nicht zugegeben werden könne. Daß aber in diesem, über allen Zweifel erhabenen Punkte unter den Bischöfen und Priestern ein Meynungszwiespalt eingetreten, habe das Verderben der Völker herbeygeführt, sey die Wurzel vieler Uebel geworden. Was die Parteyen in ihrer Raserey hervorgebracht, was bey der gegenwärtigen Aufregung der Dinge von den Untergeordneten Uebles geschehen, falle mit Recht auf die Häupter der falschen Lehre zurück. Nicht von denjenigen, welche der alten und unveräußerlichen Lehre der Kirche folgten, sey der Bruch des Kirchenfriedens entstanden. ***) Deßhalb werde aber auch dereinst das vergossene Blut von denen gefordert werden, welche der Lehre der Apostel untreu, die Eintracht der Gläubigen zerrissen, die Meynungen der Väter verkehrten und dadurch

*) 1085 Calles VI. p. 812.

**) Janingius a. a. O. VI. p. 157 — 165.

***) c. 2.

die bischöfliche Würde verächtlich machten; die die Zwietracht zwischen Bischof und Volk zum Ausbruch brachten und wie sie die hl. Schrift willkührlich interpretirten, so auch die richterlichen Aussprüche der Kirche in sträflicher Willkühr hintansetzten und gänzlich verachteten. Selbst wenn die Excommunication nach der Behauptung des Getroffenen unrechtmäßig verhängt worden, *) sey Unterwerfung nothwendig; indem wohl niemals ein Excommunicirter eingestehen werde, er habe den Bann verdient, und somit alle Ordnung sich auflösen müssen. Gänzlich rechtlos sey aber auch nicht minder das Verfahren wider den Papst, der doch am wenigsten ungehört und von den ihm untergebenen Bischöfen habe verurtheilt werden dürfen. **) Clemens III., der weder von dem Clerus gewählt noch von dem Volke verlangt worden, könne gar nicht als Bischof anerkannt werden; die Furcht der ewigen Verdammniß müsse von ihm jeden Katholiken ferne halten. Die Verläumdungen, welche die Gegenpartey auf den Papst häuften, seyen vollends in Bezug auf die Rechtsfrage ohne allen Werth, da dem Papste nicht nach Ansehen seines Lebens, sondern seiner Würde wegen Gehorsam geleistet würde **); das ganze Treiben könne zuletzt unmöglich zu etwas Anderem führen, als daß das Unrecht zum Rechte würde, daß die selbst mit Schuld Beladenen mit Gebannten Umgang pflügen und nach der Willkühr der weltlichen Macht den Gehorsam gegen jene Macht abschüttelten, welche der Heiland zur Grundlage seiner Kirche aufstellte. Den Feinden des römischen Stuhles würde dadurch Hülfe und Unterstützung geleistet. Unter dem Vorwande, von dem einmal geschworenen Eide nicht abweichen zu können, verübten ihre Anhänger die blutigsten Gräuel; sie selbst aber läugneten, des Eides entbunden werden zu können, während im bürgerlichen Leben der Fall so oft eintrete, daß die Absolution von ungerechtem Eide ertheilt werde. Woher käme es jedoch, daß sie diesen Eid so

*) c. 3. **) c. 4.

**) Diese erst unlängst wieder verdrehte Stelle (bey Sybel) lautet so: Si de vita illius agitur, nos non pro vitae suae consideratione illi obedimus, sed pro ministerio collatae in illum dignitatis. c. 4 n. 35.

gewissenhaft hielten und sich dessen nicht mehr erinnerten, den jeder Bischof bey seiner Ordination dem Papste schwor. Offenbar setzten sie diesen der Conspiration nach, in welche sie sich am Hofe Heinrichs eingelassen. Darüber sey doch wohl kein Zweifel, daß diejenigen, auf deren Rath und Unterstützung hin der König wagte, was er unternahm, in geistlicher wie in weltlicher Beziehung den Eid der Treue brachen und als die allgemeinen Feinde anzusehen seyen *). So weit sey aber jetzt die Verwirrung gestiegen, daß diejenigen, welche einst Treue geschworen, in Kraft dieses Schwures zur Apostasie und Treulosigkeit gezwungen, und treulos genannt würden, wenn sie nicht eine Treulosigkeit begehen wollen **). Die katholischen Bischöfe hätten jedoch nichts beschworen, als was sie unbeschadet ihres Amtes vollziehen könnten. Das aber liege nicht in dem Amte und den Pflichten eines Priesters, dazu Hülfe oder Rath zu schaffen, daß ein christlicher Fürst die Leute zur Abweichung vom christlichen Gesetze zwinge und die widerstrebenden verfolge; daß er die Priester vertreibe und die Heiligthümer wie nach dem Rechte der Erbschaft in Besitz nehme; daß er die Gaben der Gläubigen, die für die Armen bestimmten Güter, zu seinem und der Seinigen Zwecken verwende, wie ein zweyter Nero die Apostel und deren Glieder verfolge, und den falschen Simon gegen den wahren (Petrus) errege; daß er die Orte, welche mit dem Blute der Heiligen geweiht sind, mit dem Morde der Diener des Apostelfürsten beflecke. Dieses alles werde aber von den neuen Kirchenlehrern noch als Treue gegen den apostolischen Stuhl ausgelegt, indem sie diesen von dem gegenwärtigen Papste trennten.

*) c. 5. n. 49.

**) c. 6. no. 54.

(Schluß folgt.)

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1842 Nr. 12.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. August.

Nro. 173. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Classe am 20. August 1842 der k. Akad. d. Wissenschaft. las Hr. Min.-Rath von Fink folgenden Aufsatz vor: „Zur Entwickelungsgeschichte der städtischen Autonomie in der Oberpfalz mit Rückblick auf ihren Untergang."

Hier soll von der Entwickelung der Autonomie der oberpfälzischen Städte gehandelt werden. Auch bey den Klöstern und bey dem Ritterstande, selbst bey Landgemeinden trat dieser Fall ein, was aber anderweitigen Auseinandersetzungen vorzubehalten ist. Und wenn hier, wie in anderen Aufsätzen des Vers. nur von der Provinz Oberpfalz die Rede ist, so möge die Erwägung statt finden, daß für die Uebersicht der allgemeinen teutschen Rechtsverhältnisse der Vergangenheit, gleichwohl auch die Aufklärungen des Rechtszustandes einzelner, ehemals deutscher Reichsgebiete als sachdienliche Beyträge und Hülfsmittel zu erachten seyn dürften.

Belangend den Ursprung jener städtischen Autonomie, welcher hauptsächlich aus der von Kaiser Ludwig dem Bayer gewährten Begünstigung des Bürgerstandes sich ableitet, ist sich auf den Aufsatz in den Gelehrten Anzeigen Nr. 127 vom 28. Juny 1842 zu beziehen. Hier handelt es sich sonach um den weitern Gang der Entwickelung, welcher für den gegenwärtigen Zweck nur im Umrisse darzustellen ist.

Zuvörderst ist auf die ehemalige Hauptstadt Amberg Rücksicht zu nehmen, indem sie ein leuchtendes Vorbild für die übrigen Provincialstädte gewesen ist, wie sie denn von dem Freyheitsbriefe v. J. 1310, nach welchem der Rath oder die bürgerlichen Schöffen der Stadt zu (autonomischen) Satzungen ermächtigt waren, einen fruchtbaren Gebrauch gemacht hat.

Daher entsprangen die Stadrechte dieser Stadt, welche allmählig von 1360 bis 1381 ihre Entstehung erhielten, und auf das Gerichtsverfahren, auf Privatrechte, auf Polizey- und Handwerks-Sachen, auf Bauten, Mühlen- und Hammerwerke, auf das Erzbergrecht, auf Handwerks- und Ehehafts-Gebräuche, auf die Bergordnung und auf den Stadtzoll sich erstreckten. *) Hiezu kamen noch weitere Satzungen über das Siegeln der Briefe v. J. 1368 und 1379, über die Rathsordnung 1367 und 1370, über die Besichtigung der Marken, über die Verpachtung der Stadtwage und über die Bestallung des Nachrichters. **)

Im Jahre 1552 erschien in Folge eines Beschlusses des innern und äußern Rathes der Stadt eine Bau- und Portungsschau-Ordnung, welche in 36 Artikeln bestand. ***)

Durch den Freyheitsbrief des Kurfürsten Frie-

*) Schenkl: Sammlung der Freyheiten, Rechte, Gesetze, Gewohnheiten und Polizeyordnungen der Stadt Amberg aus dem 14. bis 16. Jahrhundert. Amberg 1820. 8. S. 9 bis 65.

**) Schenkl angef. Samml. S. 66 — 69.

***) Schenkl angez. Samml. S. 71 — 107.

drich II. v. 24. April 1553 erhielten jene autonomischen Befugnisse eine nähere Bestimmung, wie denn den Bürgermeistern und Rathe zu Amberg jene bisher allein — ohne Beyziehung des kurfürstlichen Landrichters — verhandelten Wändel, welche wegen Uebertretung bürgerlichen Gehorsams, der Gebote und Verbote, mit Bierbrauen, mit Bäckern, Metzgern und in andern dergleichen Fällen sich ergeben haben, auch für alle Zukunft allein zu bestrafen überlassen worden, was jedoch nur auf die der gemeinen Stadt mit Pflichten zugethane Bürger und Einwohner, so wie auf deren Angehörige zu verstehen war. *)

Gestützt auf den erwähnten Freyheitsbrief und das bisherige Herkommen, nach welchem das besondere Gesetzbuch der Stadt Amberg jährlich nach gehaltener Rathwahl öffentlich verkündet worden, erließ der Bürgermeister und Rath am 24. Sept. 1554 eine Kundmachung des erneuerten, mit den jüngst erlangten Freyheiten vermehrten, und sonst an vielen Orten geänderten und gebesserten Gesetzbuches **).

Hier wird es genügen, den Inhalt der einzelnen Titel zu bemerken, aus welchen das Gesetzbuch besteht, nämlich: Tit. I. Polizey-Satzungen §§. 1 — 51; Tit. II. von (dinglichen oder) sächlichen Verträgen, §§. 52 — 57; Tit. III. von Ehepakten, Erbschaften, Testamenten und Vormundschaften, §§. 58 — 63; Tit. IV. von Burgerrechten, deren Erwerbung und Verlust, §§. 64 — 70; Tit. V. von Schulden, Bürgschaften und Pfandschaften, §§. 71 — 84; Tit. VI. von Bestandschaft, Leihe, Miethe, Hinterlage und von veruntreuetem oder gestohlenem Gute, §§. 85 — 89; Tit. VII. von den Handwerkern, Item von Taglöhnern und Ehhalten, §§. 90 — 101; Tit. VIII. von Kramm- und Markt-Polizey, §§. 102 — 108; Tit. IX. von Ungesperrtheit und Reinlichkeit der Gassen und öffentlichen Plätze, §§. 109 — 111; Tit. X. wozu eine besondere Begünstigung des Rathes erforderlich ist, besondere Privilegien des Raths und der Bürgerschaft, §§. 112 — 120; Tit. XI. Nachtrag von Polizeygesetzen, §§. 121 — 140.

Damals befand sich die Stadt Amberg auf dem Culminationspunkte ihrer Autonomie, welche aber noch unter der churpfälzischen Regierung durch die Landesgesetzgebung, nämlich durch die Landes-Ordnung von 1599 und durch das Landrecht von 1606 vollends verdrängt worden ist, so weit sie gegen die besondere churfürstliche Entschließung vom 9. December 1597 *) noch bestehen konnte.

Nächst Amberg ist die Stadt Neumarkt in Rücksicht zu nehmen, in welcher das Bewußtseyn einer Reichspfandschaft und einer besondern Verbindung mit der Reichsstadt Nürnberg einen aufstrebenden Geist erweckte, wozu die Bestätigungen ihrer Rechte, Freyheiten, Handvesten und Gewohnheiten durch Kaiser Ludwig im J. 1331, so wie durch die nachfolgenden Römischen Kaiser nicht wenig beytragen mochten **).

Es ist daher begreiflich, daß diese Stadt durch eigenthümliche Statuten die Verhältnisse der Gerichtsordnung, der Privatrechte, der polizeylichen Gegenstände mit Einschluß der Vormundschaften und des öffentlichen Gemeindeverhältnisses autonomisch festgesetzt hatte***). Sie wachte mit solcher Sorgfalt gegen die Schmälerung ihrer Rechte, daß sie sogar im Jahre 1580 ihre Beschwerden bis an das Reichskammergericht in Speyer gelangen ließ, worüber noch im J. 1592 durch kurfürstliche Commissarien Verhandlungen gepflogen worden †)

Der Widerstand gegen die Einführung der reformirten Confession ††) bahnte auch hier den Weg

*) v. Löwenthal Geschichte der Stadt Amberg Urk. LXXII. S. 81 und 82.

**) Schenkl: der churfürstl. Stat Amberg Gesatzbuch ꝛc. 1554, herausgegtben 1825. 8.

*) v. Löwenthal Gesch. der Stadt Amberg S. 301 ff. und Urk. N. LXXXVII. S. 112. ff. Zu vergleichen ist Feßmaier Geschichte der Oberpfalz B. I. S. 237 ff.

**) v. Löwenthal Geschichte des Schultheißenamts und der Stadt Neumarkt S. 159 ff. und Urk. VIII. S. 221.

***) v. Löwenthal ang. Gesch. S. 153 — 155 und Urk. VI. (von 1319) S. 219.

†) v. Löwenthal a. a. O. S. 156.

††) Feßmaier Gesch. der Oberpfalz I. B. S. 238 ff.

wie anderwärts in der Oberpfalz, zum Sturze der Autonomie.

Die Stadt Nabburg, welcher schon in ihrem ersten Freyheitsbriefe die Theilnahme an den Rechten der Stadt Amberg zugestanden worden, machte hievon bey der Autonomie einen ausgedehnten Gebrauch, wie dieses aus einem Statutenbuche, unter der Benennung instituta civilia vom J. 1405 erhellet, wozu noch die Rathsbeschlüße im 15. und 16. Jahrhunderte kamen. Die Gegenstände solcher Statuten betrafen das Gerichtsverfahren, das Privatrecht, darunter insbesondere die Pflichten der Grundholden (genannt Mannschaften), die Polizey mit Hinsicht auf Sicherheit, auf Nahrungsmittel, Weidenschaften, Handwerke und Gewerbe, wohin auch die Bräu-Ordnungen gehörten. Dazu kamen die Bestimmungen für die Vormundschaften, die Schulmeisterordnung und die Rathsordnung *).

Die Aufregung gegen die Einführung der reformirten Confession war so groß, daß zu Nabburg am 6. July 1592 ein Auflauf entstand, wobey der churpfälzische Pfarrverwalter Sebastian Praidtschedel von den Aufrührern ermordet worden. Kurfürst Friedrich IV. ließ hierüber der strengen Gerechtigkeit ihren Lauf, und beschränkte in einer Urkunde vom 11. Februar 1597 die Freyheiten der Stadt auf solche Weise, daß ohne Anwesenheit des churpfälzischen Pflegers kein Rathsbeschluß künftig zu fassen war, womit die bisherige Autonomie ihr Ende erreichte **).

Daß die dritte Chur- und Gezirksstadt Kemnat und neben der bereits erwähnten Gezirksstadt Neumarkt die übrigen Gezirksstädte Auerbach, Kam und Neunburg vor dem Walde ihres Orts in dem Gebrauche der Autonomie nicht zurückgeblieben seyen, kann ohne besondere urkundliche Nachweisung schon aus dem Geiste der damaligen Zeit geschlossen werden. Unzweifelhaft kann der Bestätigung hievon entgegengesehen werden, wenn die Urkunden dieser Städte, so weit sie nicht durch die häufigen Brandunglücke zu Grunde gegangen sind, zur Veröffentlichung sollten gebracht werden.

Die Autonomie der oberpfälzischen Städte hatte früher zum Abfall der Provinz von der römisch-katholischen Kirche und für die Verbreitung der Augsburgischen Confession wesentlich mitgewirkt *). Sie kämpfte nachmals vergeblich gegen die landesherrliche Reformationsgewalt des Kurfürsten Friedrich IV., wobey die Städte Auerbach, Eschenbach, Kemnat, Nabburg und der Markt Kirchenthumbach mit der in offene Empörung übergetretenen Stadt Amberg eine besondere Verbindung eingegangen haben **). Ein gleiches Loos theilten sie in dem Untergange ihrer Autonomie.

Einen großen Einfluß hatte übrigens die Autonomie auf die Ausbildung der sogenannten vogteylichen Gerichtsbarkeit ***); was jedoch einer anderweitigen Entwickelung vorzubehalten ist.

*) Nach den Urschriften. Man sehe Auszüge hievon in dem Vers. einer Geschichte des Vicedomamtes Nabburg S. 93, 94, 97, 102, 103, 109—111, 114 — 122, 128, 131, 133, 147, 153, 155, 156.

*) Nach ungedruckten Quellen.

*) Feßmaier angez. Gesch. S. 199 ff.

**) Feßmaier angef. Gesch. S. 257 ff.

***) Man pflegte auch die vogteyliche Gerichtsbarkeit im 16. und folgenden Jahrhunderte mit dem Ausdrucke: niedere Gerichtsbarkeit zu bezeichnen, was besonders bey der reichsunmittelbaren Vogtey zu wichtigen Mißverständnissen führen mußte.

Schluß der Abhandlung über einige Gegensätze im Kampfe K. Heinrich's IV. mit P. Gregor VII., welche in der Sitzung vom 23. July Hr. Prof. Höfler las.

Allein selbst wenn in den Concilien die Strenge das Maß der Sanftmuth überschritten hätte *), würde es rechtgläubigen Bischöfen geziemt haben, einem katholischen Fürsten zu rathen, seine Unbilden nur in so weit zu rächen, daß er nicht die göttliche Rache auf sich lade, die Gesetze der Kirche nicht gänzlich mit Füssen trete, und nicht mit Mord, Brand und Verheerungen das betreibe, was nur mit kirchlichen Besprechungen zu betreiben war. Nun aber konnten sie nicht einmal die Ausrede gerechter Wiedervergeltung für sich in Anspruch nehmen, indem, ehe noch der Papst den Bann gesprochen, sie sich im J. 1076 zu Worms versammelt und ohne daß Papst Gregor etwas davon ahnden konnte, sich von ihm losgesagt hätten **). Bis dahin habe noch zwischen dem Königthum und dem obersten Priesterthum die Eintracht bestanden; zu Worms aber sey ein neues Gesetz aufgerichtet worden, des Inhaltes, daß der Knecht eines Fürsten das Recht habe, dem obersten Bischofe den bischöflichen Stuhl zu verbieten. Zu diesem Schritte seyen sie aber durch keinen Vorgang veranlaßt worden, ohne einen weiteren Grund seyen sie somit Störer des Friedens, Zertrümmerer göttlicher und menschlicher Gesetze geworden. Möchte ihnen der allmächtige Gott doch wenigstens die Gnade verleihen, daß sie nicht zu einem solchen Anfange ein ähnliches Ende hinzufügten.

Man sieht vor Allem aus diesem Briefe, wie damals alle jene Fragen, deren Lösung Jahrhunderte hindurch Deutschland in Bewegung erhielt, angeregt wurden. Niemand wird aber dem Manne seine Bewunderung versagen, welcher, obwohl selbst dem Aeußersten Preis gegeben, was den Einzelnen betreffen kann, doch weder die Ruhe noch das Maß verlor, und so sich auf eine Höhe des Ueberblicks und der richtigen Durchdringung der Verhältnisse erschwang, die weit über seine Zeit hinaus gieng und ihm selbst ebenso zum Ruhme, wie seinem Gegner zum vernichtenden Tadel gereichte. Faßt man aber die vereinzelten Bemühungen jener Männer zusammen, die während des größten inneren Sturmes, der bis jetzt Deutschland betroffen, die alten und wahren Principien des Reiches, wie sie aus der schönsten Blüthe desselben herstammten, verfochten; bedenkt man, daß der Kampf mit geringer Unterbrechung bis zum Jahre 1122 dauerte und von den fränkischen Kaisern mit allen Mitteln der Gewalt und der Hinterlist geführt wurde, so wird man eingestehen müssen, daß, was Deutschland in Bezug auf seinen inneren Fortschritt wirklich Gutes daraus errang, es vor Allem jenen Männern zu verdanken hat, die gleich bey dem Ausbruche des Streites allen Versuchungen, die Bahn des Rechts zu verlassen, muthig widerstanden, und je mehr die Welt sich ins Arge verkehrte, wenn auch in verschiedenen Sphären, doch zu gleichem Zwecke kraftvoll wirkten und so zuletzt die empörte Fluth wieder bezwangen.

*) Etsi in illis synodalibus judiciis districtio mansuetudinem incessisset, ita ut domnus Apostolicus plus solito et non pro materia super eos manum congravarit, decuerat tamen orthodoxos episcopos catholico principi suadere etc. c. VI. n. 57. Auf diese Stelle scheint Stenzel, Geschichte Deutschlands unter den fränk. Kaisern, den sonderbaren Ausspruch gestützt zu haben (S. 513): „er (Gebhard) selbst gab zu, daß Gregor übereilte Urtheile gefällt!!“ Offenbar berechtigt diese Stelle zu keiner solchen Auslegung.

**) Hoc fermentum totam ecclesiae massam corrupit. c. 6. no. 59.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1842 Nr. 13.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. September.

Nro. 174. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der phil. philos. Klasse der k. Akademie der Wissenschaften den 2. July 1842 hielt Herr Prof. M. J. Müller nachstehenden Vortrag: Ueber den Ursprung des Namens Pehlvi.

Bevor in die Untersuchung, woher der Name der Pehlvisprache komme, eingegangen wird, muß noch eine Vorfrage erörtert werden, die freylich, wenn es sich um den Namen irgend einer andern Sprache handelte, ziemlich überflüßig erscheinen dürfte. Diese Frage ist: ob denn wirklich der Name Pehlvi der Sprache gebührt, die wir jetzt so benennen d. h. derjenigen, in welcher die heiligen Bücher der Ormuzdanbeter der zweyten Epoche geschrieben sind, und die, obwohl im Grunde vollkommen arisch, sich durch einen bedeutenden Zusatz von semitischen Elementen characterisirt.

Daß wir Recht haben, daran zu zweifeln, geht aus folgendem hervor: Nie wird in irgend einem Texte der heiligen Bücher selbst dieser Name genannt: wenn er vorkömmt, so ist dieß bloß in Ueberschriften, Unterschriften oder sonst zufälligen Notizen, die der neuern Zeit angehören, und also nur beweisen, daß die jetzigen Parsen, etwa nur aus Bequemlichkeit, sich dieses Namens bedienen. Man kann hier nicht einwenden, daß die Tradition ein nicht leicht zu beseitigendes Gewicht habe; denn ich hoffe zu zeigen, wie diese Tradition entstanden ist. Auch ist die Beylegung eines falschen Namens nicht ohne Beyspiel: und um nicht zu weit von meinem Kreise mich zu entfernen, nenne ich bloß das Zend, welches Wort bis auf, uns ganz nahe, Zeiten nie jene Sprache, in der die ältesten zoroastrischen Bücher geschrieben sind, noch eine Sprache überhaupt bedeutet hat. Zend (djanda) bedeutet Buch oder Text, wie das aus Neriosengh dem gelehrten Parsen, der mehrere zoroastrische Bücher in das Sanskrit übersetzt hat, hervorgeht (cf. Burnouf. commentaire sur le Yaçna, avantpropos p. XVI.); und wenn man zu einer gewissen Zeit anfieng zu sagen lughati zend, لغتی زند so war dieß gewiß nicht zu übersetzen: Zendsprache, sondern Sprache des Zend, d. h. des heiligen Buches, wie wir etwa sagen, die Sprache der Bibel: das ist übrigens noch mehr bewiesen durch den Zusatz pâzend لغتی زند وپازند der sich so häufig seit Akbars Zeit und seit der Abfassung des Ferhengi djihângirî findet. Obwohl auch dieses Wort, pâzend, jetzt für den Namen einer Sprache genommen wird, so ist dieß doch eben so falsch, als das zuvor angeführte. Wenn Zend Buch heißt, so kann Pazend (oder eigentlich Pâizend) nur bedeuten: die Stütze des Buches, und ist darunter der Commentar zu verstehen, wie denn dieß schon aus Masudi, einem der ältesten und gelehrtesten Forscher der Araber, erhellt.

Fragt man aber, was hat man nach den uns zugänglichen Documenten für eine Sprache unter Pehlvi anzunehmen: so scheint dieß schwer zu beantworten. Bey arabischen Schriftstellern und bey den Persern, die die alten Sprachen ihres Vaterlandes aufzählen, (Masudi, Ibn mokaffa, Jacut, Hamza Ispahani, Ibn Haukal, die Verf. des

Borhâni qati, Ferhengi djihangiri, Heft kulzum, Abulfaradj elwarrak) wird zwar das Pehlvi nie vergessen, als eine Sprache, die der alten Zeit Irans angehört; da aber bey keinem irgend eine charakteristische Eigenschaft (wie etwa Mischung zweyer verschiedener Idiome) noch auch ein Wort aus derselben angeführt wird, so läßt sich für unsern Zweck nichts daraus gewinnen: eben so wenig als aus andern Schriftstellern, die bloß nebenher und im Allgemeinen über das Pehlvi als eine alte heilige Sprache sich äußern, wie denn z. B. Hafiz die Nachtigall, als Sinnbild der nach Gott strebenden Seele, im Pehlvi die Geheimnisse der Liebe aussprechen läßt.

bulbul zi schâchi serv begulbângi pehlevi
mi ch"and dûsch dersi makâmâti ma'nevi

(Gazel aus Jai. Münch. Hdsch. S. 125. Vers.)

Aber näher kommen wir vielleicht durch Nachrichten von Schriftstellern, die das Pehlvi selbst verstanden haben oder verstanden haben wollen.

Der erste ist Firdusi, dieser größte Epiker der Perser, ja des neuen Orients überhaupt. Bekannt ist, daß er seine Sagen aus in Pehlvi geschriebenen Büchern genommen hat, ja er gibt nicht undeutlich zu verstehen, daß er eine Kenntniß dieser Sprache gehabt. Hiebey fällt nun vor allem auf, daß unser Pehlvi als Priestersprache, höchstens Staatssprache, auf Monumenten ꝛc. schwerlich wohl für Epopöen, die doch wohl dem ganzen Volk angehören und in einer für es verständlichen Sprache geschrieben seyn müssen, passen konnte: wobey noch das bedeutendere Moment zu berücksichtigen ist, daß das Pehlvi, so lange es lebte, nur einem ziemlich abgegränzten Theil des iranischen Reiches unter den Sassaniden zuzuschreiben ist, einem Theile, der außerhalb des eigentlichen Persiens liegt, wo das persische Element nicht einmal das vorwaltende war, und gerade am weitesten von Chorasan entfernt, wo zuerst Liebe für alterthümliche Romanzen sich wieder erhob, und wo sicherlich nie ein Wort unseres Pehlvi gesprochen worden ist. Was mir aber am evidentesten erscheint, ist der Umstand, daß im ganzen Schahname kein specifisch pehlvischer Ausdruck sich findet, in sechzigtausend Doppelversen nicht einer; und wäre dieß zu vermeiden gewesen, wenn Firdusi nach pehlvischen Exemplaren arbeitete? Obwohl ich mich nicht rühmen kann, das ganze Schahname durchgelesen zu haben, so darf ich doch wohl die obige Behauptung wagen, da mir die Glossarien zu Firdusi, gedruckt (in Macans Ausgabe) ungedruckt (in Pariser Handschriften) zu Gebote standen, wo doch die seltnern Worte des Dichters aufgezählt und erklärt sind. *)

Ja man kann noch weiter gehen, und vielleicht positiv die Unkenntniß Firdusis in Bezug auf pehlvi Schrift und Sprache nachweisen. Jedermann kennt die Geschichte der drey Söhne Feriduns Selm, Iradj und Tur, die von Firdusi und selbst nach ihm, von persischen Historikern erzählt wird. Auch in den Pehlvibüchern kommen jene drey Namen vor: aber dort z. B. Bundehesch (Paris. Hdsch. p. 214) heißt der letztere nicht Tur, sondern Tûtsch, woraus die Parsibücher Tûdsch **) oder Tuz machen (dsch und z wechseln im Parsi, wie noch im Neupersischen). Wie kam nun Firdusi auf Tur? im Pehlvi konnte er nicht auf eine Verwechslung des Tsch und R fallen, auch nicht im Parsi, wenn dieses in Zendcharakteren geschrieben war: hatte er aber ein Parsibuch in neupersischer Schrift, so war der Name hier تور, woraus freylich mit Weglassung des Punktes تور werden konnte. Daß aber Tur nicht etwa als Schreibefehler für Tuz bloß dem Copisten des Schahname zur Last fällt, dieß wird hinlänglich durch die Absichtlichkeit widerlegt, womit Firdusi jene Namen durch ein Wortspiel in Verbindung mit Turan bringt.

diger tûr râ dâd tûrân zemîn

(Schahname, Mohl's Ausg. I. 138.)

Ein anderes Wort ist Dizhukht, das Firdusi aus dem Pehlvi erklären will als rein, oder vielmehr Gengi dizhücht als „reines Haus" der

*) Schon durch die obige Bezeichnung „specifisch pehlvische Ausdrücke," sind natürlich alle jene Worte ausgenommen, die schon in frühester Zeit aus dem Pehlvi in das Parsi übergegangen waren, und die Firdusi im Munde des Volkes vorfinden mußte: worüber bey einer andern Gelegenheit.

**) Diese Form haben auch moslemische Forscher z. B. Hamza Jsfahani, der aber freylich eine gelehrtere Kenntniß des alten Persiens hatte als Firdusi.

erhabene Palast des Dhahhak (Zohak), der dann, wahrscheinlich in Folge dieser Erklärung, mit dem geheiligten Hause (Jerusalem) oder Beitulmokaddes identificirt wurde.

— — Be beitulmokaddes nihâdend rûi. — (Tschu ber pehlevânî zebân rândend, Hemi gengi dizhûchtesch ch^{u}ândend; Betâzî kunûn chânei pâk ch^{u}ân Berâverde eivâni dbahhâk dân *).

Aber dizhûcht ist weder pehlvisch, noch bedeutet es rein. Offenbar ist dizhûkht das pârsische دزهوخت (duzhukht), das so häufig zwischen دشمت duschmat und دزهورشت duzhuverscht vorkömmt (schlecht gedacht, schlecht gesprochen, schlecht gethan), entgegenstehend dem humat, hûcht und huvarscht (gut gedacht, gut gesprochen, gut gethan). Jenes heißt aber mit einem härteren Laute in Pehlvi dusch hucht. Dieser Name als δυσώνυμος paßt auch sicherlich besser für die Wohnung des verruchten Dhahhak. Daraus folgt aber hinlänglich, daß Firdusi nicht pehlvi verstand, und nicht aus in pehlvi geschriebenen Büchern schöpfen konnte. Alles weist darauf hin, daß, was er Pehlvi nennt, eine ältere Form des Neupersischen war, worin die Volksbücher in den letzten Zeiten der Sassaniden abgefaßt wurden, und die zunächst nichts mit der ältern Priestersprache zu thun hatte, die wir jetzt Pehlvi zu nennen gewohnt sind.

Bevor ich noch einen andern Auctor, der pehlvi verstanden hat, berühre, muß ich noch eine Zwischenbemerkung machen, die aber selbst für meinen Satz ein bedeutendes Gewicht hat; nämlich unsere Sprache hat wirklich bey den Parsen einen ganz eigenthümlichen Namen, huzvâresch oder uzvâresch **), oder vielmehr huzuaresch. Nun findet sich dieser Name schon ziemlich früh, zur Zeit des Abbassiden Manßurs, bey einem bekannten Schriftsteller, Ibn Mukaffa, von dem im kitabulfihrist eine Stelle hierauf bezüglich enthalten ist (cf. M. Quatremère mémoire sur les Nabatéens J. as. mars 1835. 256. vergleiche kitabulfihrist. cod. Vindob. p. 15 vers.) Ibn Mukaffa spricht von dem Uzvaresch (oder wie er es nennt Zevaresch, wobey das vorangehende hu oder u abgefallen ist, wie in zebân oder zevân aus huzvân) zwar nicht als Sprache, sondern als Schrift: die zwey Worte, die er aber anführt, sind genau die aus dem Aramäischen in das Pehlvi übergegangenen Ausdrücke für Fleisch und Brod, wie ich in der angeführten Stelle des Journal Asiatique gezeigt habe. Wenn sich auch dieser Schriftsteller in der Annahme des Uzvaresch als bloßer Schrift geirrt hat, so ist dieß für unsere These noch beweisender; denn gerade er führt das Pehlvi neben andern noch als eine der alten Sprachen Persiens an, ohne zu erwähnen, daß dieß mit dem Huzvaresch etwas zu thun habe. Ja, was die Sache vollends entscheidet, Ibn Mukaffa ist gerade der Mann, der alte Volksbücher, wie das Königsbuch (Chodaname) und die Apologensammlung Kalila we Dimma aus dem Pehlevi in das Arabische übersetzte. Er verstand also Pehlevi und es fiel ihm auf, daß im Huzvaresch sich semitische Worte finden

*) Mohls Ausgabe p. 96. Macan p. 39. In einer etwas andern Folge, und mit unbedeutenden Varianten stehen die Verse im Ferhangi djihangiri s. v. (Paris. Hdschft.)

**) Ich habe dieses Wort im Journal Asiatique Avril 1839 p. 339 seq. erklärt als zusammengesetzt aus hu εὖ und zuar, zuhr (Opfer), also: Sprache des Gottesdienstes und eine Stelle aus einem Riwajet (manuscr. d'Anquetil VII. fonds p. 106) angeführt, der ich hier noch eine andre beyfüge. Sie findet sich im Manuscr. d'Auquetil VI. fonds p. 94. und lautet (aus dem Zend-Charakter transscribirt): çarè. bun. vân. yast. ba. khata. awçtâ. yâ. khata. çĕvât. avâit. navèst. kè. uzvârs. bèt. Ohne in die Erklärung der ersten Worte einzugehen, die etwas zweifelhaft sind, gebe ich bloß die Uebersetzung der Hauptparthie, die für unsern Zweck hinreicht. „Das . . . . muß man mit der Schrift des Avesta (sogenannte Zendschrift) oder mit der Schrift von Sewad, die das Uzvaresch ist, schreiben.“ Daß hier uzvaresch bloß für die Schrift gilt, macht nichts: das Wort bedeutet sowohl dieses, als auch Sprache, wie das sonst und speciell in der im Journal Asiatique angeführten Stelle aus Mspt. VII. F. anerkannt ist. Es ist hier bloß um den Namen zu thun. Sewad ist nichts anderes als der bekannte District in Irak; worüber später. (In den Worten çĕvat, avâit, bèt sollte das schließende t mit einem Punkt unten versehen seyn. Dieser Character fehlt in der Druckerey: er entspricht dem neupers. ت oder vielmehr nach alterthümlicher Weise dem ت als Auslaut.)

und gerade solche, die er auf jeder Seite der Werke hätte treffen müssen, die er aus dem Pehlevi übersetzte. Diese Sprache, das wahre Pehlevi, muß also, wie wir schon oben mit großer Wahrscheinlichkeit vermuthet haben, eine von semitischen Einflüssen unangetastete Volkssprache Persiens gewesen seyn; und hat nichts zu thun mit unserm fälschlich sogenannten Pehlvi *).

Ein letztes Moment ist folgendes. In dem Tarichi guzide finden sich pehlevische Gedichte, deren Sprache in der That ganz von unserm Pehlvi abweicht. Ich verdanke die Indication dieser Strophen der Freundschaft des Hrn. Baron v. Hammer, in dessen Manuscript S. 335 vers. und 340 rect. sich dieselben befinden, das eine von Izzeddin hamadani, das andere von Djulahe Ebheri (djûlâhe ebheri bezebâni pehlevi asch'âri nîkû dâred, minhâ schi'r — — Jzzeddin hamadâni asch'âri pehlevi khob dared, schi'r — —). Ich wage nicht zu sagen, daß ich jene Gedichte vollkommen verstehe, aber dieß ist sicher 1) daß kein specifisch pehlvisches Wort oder eine derley Form vorkömmt, 2) im Gegentheil, daß alles schon die weicheren parsi oder neupersischen Laute hat, 3) daß Nomina wie tscheschm, chûn etc. gebraucht werden, wo man ainman, damia etc. erwartet hätte, und Verbalformen wie kerd, was in pehlvi rein unmöglich ist, da hier dieses Verbum sein *r* nicht allein im Präsens, sondern auch im Präteritum in *n* verwandelt hat (kant).

Nach diesen Erörterungen können wir nun zu der Frage übergehen, woher der Name Pehlevi?

Die gewöhnliche Meinung ist *), daß es vom persischen pehlu, die Seite, herkomme, und also

*) Um kein neues Wort zu gebrauchen, fahre ich fort, unsre Sprache Pehlvi (in der corrupten Form) zu benennen, und reservire den Namen Pehlevi für den Dialect, der ihn allein verdient, und den wir so eben erkannt haben.

*) Die zuletzt noch von Hr. J. Mohl Iournal Asiatique März 1841 p. 162 in Schutz genommen worden ist. Hr. Mohl citirt einen Vers des Schahname

etwa die Grenzsprache bedeute; natürlich in der Voraussetzung, daß Pehlvi die Sprache Mesopotamiens oder des arabischen Irak ist, des am meisten gegen Westen vorgeschobenen Striches von Iran. Dieß angenommen, jedoch nicht zugegeben, so möchte doch schwierig seyn, der persischen Sprache die Bedeutung „Gränze" für das Wort pehlou zu vindiciren. Kömmt es wirklich auf diese Art gebraucht vor (was ich aber nicht weiß), so muß dieß in der Verbindung mit andern Worten seinen Grund haben; die Bedeutung wäre dann keine wesentliche, dem Wort inhärirende, sondern eine bloß zufällige: und sollte aus einem solchen ein so allgemeiner Gebrauch des abgeleiteten Adjectivs haben entstehen können? Ist es annehmbar, daß man, weil latus in einem gewissen Nexus Gränze bedeuten kann, man überhaupt und allgemein eine Gränzsprache „Lateralsprache" nenne.

Annehmbarer ist die Vergleichung des Wortes Pehlevi mit Pehlevan, Heros, Kämpe; also Pehlevi etwa die Sprache der Pehlevanen, der Helden: und da diese die alte Zeit Persiens repräsentiren, die Sprache des alten Persiens überhaupt.

bedân dîn ki ch^{u}âni werâ pehlevi
(ed. Macan 1247)

und bemerkt: „ce vers prouve que l'on prononçait également pehloui et pehlewi et montre que la dérivation qui fait venir pehlewi de pèhlou „frontière" est parfaitement légitime." Abgesehen davon, daß hier pehlevi ein Epitheton der Religion ist, und ganz allgemein altpersisch heißt, abgesehen davon, daß pehloui hier gelesen werden soll, wogegen noch viele Einwendungen zu machen sind, so kann sich doch jene Legitimität bloß darauf beziehen, daß es grammatikalisch erlaubt ist, aus der Endung *u* im Nisbet *ewi* zu machen. Ob dann das Wort pehlu Gränze oder etwas anderes bedeute, wäre damit noch nicht abgemacht.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1842 Nr. 14.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. September.

Nro. 175. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der phil. philos. Klasse der k. Akademie der Wissenschaften den 2. July 1842 hielt Herr Prof. M. J. Müller nachstehenden Vortrag: Ueber den Ursprung des Namens Pehlvi.

(Schluß.)

Diese Meynung findet sich schon bey den Persern selbst, z. B. in den Wörterbüchern Heft kulzum und Ferhengi djihangiri. Bey den letztern z. B. (Vorrede p. 14. Handschr. der asiatischen Gesellschaft zu Paris) heißt es: djem'i marküm çâchte end ki loghati râ ki pehlevânân i pâi tachti kejân bedân tekellum mikerde end pehlevî mî nâmend. Gestehen muß man aber, daß die Ableitung grammatikalisch sich nicht rechtfertigen läßt.

Gegen eine andere Meynung, die sich ebenfalls in den genannten Lexicis findet, und pehlev in der Bedeutung Stadt nimmt, so daß pehlevî so viel als Sprache der Städter bedeutet, könnte man anführen, daß ja der Landedelmann, Dihkan, sein Königsbuch in Pehlevi schrieb.

Eine letzte Ansicht, die von den besten Gewährsmännern unterstützt ist, und die sich auch durch ihre Natürlichkeit empfiehlt, scheint mir allen andern, auch wenn sie nicht die gerügten Mängel hätten, vorzuziehen. Ich werde nicht die secundären Quellen wie z. B. Heft kulzum, Ferh. djihangiri etc. citiren, sondern nur die beyden Hauptschriftsteller, aus denen die spätern schöpften, vorführen, Schriftsteller, die anerkanntermaßen als gelehrte Forscher nnd älteste Zeugen allen Glauben verdienen. Es sind Hamza isfahani und Ibn mokaffa. Die Stelle des einen wird von Jakut in seinem Marasid ulittila, unter dem Worte فهلو (Leidner und Pariser Handschrift), die des andern von dem Verfasser des Kitabulfihrist Seite 14 der Wiener Handschrift citirt. Bey Jakut heißt es: „Fehlv (der Vocal des Lam ist nicht angegeben: nach dem Heftkulzum ist es ein e). Man sagt auch Fehleh. Hamza Isfahani sagt: die alten Perser hatten fünf Sprachen. Die fehlevische, derische, farisische, chuzische (so muß gelesen werden) und sorjanische. Was die fehlevische betrifft, — so hat sie ihren Namen von Fehleh, womit die fünf Districte Ispahan, Rei, Hamadan, Mah Nihawend und Adherbeidjan bezeichnet werden — " *) Ohne irgend eine wesentliche Veränderung sagt dasselbe Ibn Mukaffa. In Ferh. djihang. ist noch Dinaur beygefügt.

*) فهلو با فتح ثم السكون ولام يقال فهلة قال حمزة الاصبها في كان كلام الفرس قد يما يجرى على خمسة السنة الفهلو يةو الدر ية وبالفا رسية والخوزية و السر يا نية فا ما الفهلو — — وهي لغة منسوبة الي فهلة وهو اسم يقع علي خمسة بلدا ن اصبهان و الري وهمد ان وماه نهاندواذر بيجا ن

Diese Districte machen aber gerade das alte Medien in seinem vollen Umfang aus. Und wir hätten somit das wahre Pehlevi als die Sprache Mediens. Daß man in späterer Zeit, wo alle jene früheren ethnographischen und linguistischen Verhältnisse verwischt waren, den bestimmten Begriff von pehlevi aufgab und bloß etwas altpersisches, gleichviel aus welcher Epoche und welcher Gegend darunter verstand, hat durchaus nichts Auffallendes: es ist in Europa etwas ähnliches mit dem Worte gothisch vorgefallen.

Gehen wir nun zu dem grammatikalischen Ursprung des Wortes über. Die Schwierigkeiten sind hier größer, weil die Worte, die einen ähnlichen Laut mit Pehlevi haben, nur wenige sind. Doch findet sich sehr häufig eines, nämlich פהלום oder פהרום im Pehlvi; pahlum im Parsi, verdorben manchmal in puhulām, puhulūm ꝛc. Dieses Adjectiv entspricht ganz genau dem zendischen vahista, vortrefflichst, heiligst und kommt besonders ganz regelmäßig in der Verbindung פהלוכאהיאן pahlum ahvan (entsprechend dem zendischen ahum vahistem) vor, die vortrefflichste Existenz oder Wohnung: nämlich der Himmel, wie denn Anquetil auch immer auf diese Weise übersetzt, obgleich oft mit Unrecht.

Es wäre vielleicht unmöglich eine Etymologie für dieses Wort zu finden, wenn es sich nur unter dieser Form zeigte: aber man trifft neben demselben noch eine andere, nämlich pâschum oder paschum באשום פשום in pehlvi: und zwar so, daß oft das eine Manuscript paschum, das andere pahlum hat, oder das nämliche Mpt. beyde Formen die eine als Erklärung der andern, so daß ihre Identität vollkommen bewiesen ist; eben so im Parsi paschum, faschum, paschām. Dieses letztere ām kommt wahrscheinlich davon her, weil das â vor einem Nasal wie a°, o ja sogar wie u von den jetzigen Persern ausgesprochen wird. Ich finde unter den Rivajets in einem kleinen Briefe der im Samarkand-Dialect geschrieben zu seyn scheint, كدوم statt كدام, was das Umgekehrte wäre, ûm statt âm.

Daß aber pahlum und paschum auch grammatikalisch ganz genau dasselbe Wort darstellen, geht aus einer Bemerkung hervor, die ich in der Pehlvilautlehre gemacht habe, daß nämlich ein alter Zischlaut sch sich im Pehlvi und Parsi in die Gruppe hr oder hl umsetzt. So wird

parvahr (ferouer) aus fravaschi
çpahr*) oder çpihr „ thwâscha
ahlub „ aschava

ja selbst die Namen der Stammältern des menschlichen Geschlechts Meschi und Meschiane finde ich bey Hyde und bey Masudi (kitâb uttenbih. Paris. Mpt. p. 59 rect.) als Mehli und Mehline aufgeführt. Obwohl ich diese Form noch in keinem parsischen Mspt., das mir zu Gebote stand, traf, so glaube ich doch annehmen zu dürfen, daß Masudi hier einer bestimmten Parsitradition folgt. Es wäre sogar nicht unwahrscheinlich, daß auf diese Weise aus dem Worte casd (Casdim) der Name der Chaldäer entstanden ist, indem der Zischlaut in hr oder hl verwandelt würde, also kahrd oder kahld. Da die Griechen die Aspiration in der Mitte nicht ausdrücken konnten, so warfen sie dieselbe auf den anfangenden Consonanten, etwa wie φροῦδος aus πρὸ ὁδοῦ.

Auf diese Weise sind wir nicht nur nicht beschränkt, auf pahlum zu operiren, sondern haben auch gewonnen, daß diese Form die secundäre, pashum aber die ursprüngliche ist; bestimmen wir die wahre Bedeutung des Wortes.

Man würde sich vielleicht irren, wollte man unser pahlum mit pehlu zusammenbringen, so daß es wie pehlevan einen starken (Mann) bedeutete, wozu der Sinn von pehlu als Hüfte, Seite einige Berechtigung gäbe. Aber die Texte der heiligen Schriften sind durchaus entgegen. Ueberall entspricht es, wie schon bemerkt, dem zendischen vahista. Daher in den solenellen Verbindungen mit ahvân vortrefflichste (Wohnung), = zend. ahu vahista, und mit ahlâisch vortrefflichste (Reinigkeit) = zend ascha vahista, oder für sich: az. hçtān.

*) Die Verwandlung des thw in çp ist durchgängiges Gesetz.

pahulum (Cod. Anq. VI. (.7.) „der Vortrefflichſte von allen, die da waren.“ In Ormuzd jeſcht (Cod. Anq. V. fonds. p. 95.) me. tat. nâma. framrûidhi. achâum. ahuramazda. yat. tê. açti. mazistêm tcha. vahistêmtcha. çraêstêmcha: „nenne mir, o reiner Ormuzd, jenen Namen, der dir iſt, den größten, vortrefflichſten, beßten“) entſpricht ebenfalls in der Pehlviüberſetzung das Wort pahlum dem zend. vahista, das ſich auf den Namen des Ormuzd bezieht, wo über die wahre Bedeutung der Commentator keinen Zweifel übrig läßt. Die drey zendiſchen Epitheta mazista, vahista, çraêsta ſind auf folgende Weiſe erklärt: גיהסם פן טן פהלים פן כסם גיכשתם פן ארדונטן d. h. „der größte dem Körper (der Ausdehnung) nach, der trefflichſte dem Werthe nach, der ſchönſte zu ſehen“: alſo Superlative des Guten nach Materie, Gehalt und Form, wie wir uns ausdrücken würden: und gerade der Gehalt, das Innerlichſte trifft unſer pahlum. — Im Sad der Bundeheſch, einem ſpätern Buche, das aber offenbar aus alten Quellen geſchöpft hat (Cod. Anq. XII. 108. coll. 787.) ſpricht Ormuzd zu den Feruer der Heiligen: schomârâ mardumi paschâm nâm kunem: ya'ni ân heme merdumân ki der giti bude end we bâschend, schumâ ez îschân hem bihter bâschid we der bihischt gorutmân djâigâhi schumâ bulendter uchoschter dihem: „Ich will euch den Namen merdumi paschâm zulegen, das heißt, von allen Menſchen, die in der Welt waren und ſeyn werden, ſollt ihr die beßten ſeyn, und im höchſten Himmel den erhabenſten uud ſchönſten Platz haben.“ (in der zweyten Stelle beynahe wörtlich ſo). Die Worte ſind formell und beweiſen zugleich, daß in einer andern Stelle (Afrin Rapitan Cod. VII. f.,) fravahrê yalân paschâm mrdân) paschâm nicht wie Anquetil, der es durch brave (zend. avest. II 71) überſetzt, meint, ein müßig Zuſatzer zu yalân iſt, ſondern eine neue Qualification. Der Verfaſſer des Afrin will nicht überhaupt die Helden, die als ſolche ja auch Sünder ſeyn können, feyern, ſondern jene, die zugleich tugendhaft und würdig der himmliſchen Wohnungen ſind.

Wäre irgend eine Verbindung des Wortes pahlum mit pehlevân, ſo müßte man eher ſagen, daß pehlevan von dem erſtern herkomme, als umgekehrt, ſo daß nämlich das Wort ſeine urſprünglich religiöſe Bedeutung verloren und eine weltliche bekommen habe, was in der That nicht unwahrſcheinlich iſt bey dem mehr oder weniger theocratiſchen Zuſtande jener alten Völker, der allmählig in einen mehr äußerlichen übergieng.

Es frägt ſich nun, welche Etymologie finden wir für pahlum oder paschum. Nach vielen Verſuchen, die gerade hier bedeutende Schwierigkeiten haben, weil ſie nicht analytiſch ſondern bloß ſynthetiſch oder combinatoriſch ſeyn können, alſo eine größere Anzahl von Möglichkeiten darbieten, verglich ich dieſes Wort mit andern, in denen ein sch vorkömmt, und die die Eigenthümlichkeit haben, daß ſie vor dem Ziſchlaut ein R oder L auswerfen, z. B. schaná aus lischana; âtasch aus atarsch; kischvar aus kêrêschwar, kesch aus kêrêsch etc. Nach dieſer Analogie könnte man für paschum eine Wurzel parsch aufſtellen. Dieſe findet ſich wirklich in den ſemitiſchen Dialecten, und iſt auch in das Pehlvi aufgenommen worden, mit der gewöhnlichen Endung פרשתן, das mit dem parſiſchen vetchârtan alternirt: im Vokabular iſt es durch vezârden erklärt, die erweichte Form des ſo eben angeführten parſ. Verbums, wo es aber Anquetil falſch durch paſſer überſetzt, indem er vezârden und vedorden verwechſelt, Worte, die aber vollkommen getrennt ſind, wenn ſie gleich im neueſten Perſiſchen vermöge gewiſſer Lautgeſetze auf dieſelbe Weiſe ausgeſprochen werden. Dieſes Verbum vetchartan = parschuntan heißt aber segregare, separare, discernere, genau wie das ſemitiſche parasch. Unter der Vorausſetzung, daß unſer paschum damit zuſammenhängt, wie wäre es in der Verbindung mit ahvan (Wohnung) zu denken? Das nächſte wäre locus discretus ab orco, oder vielleicht discretus a mundo mixto (gaêtha): aber wie dann, wenn das Adjectiv einen Mann bezeichnet, wie in früher angeführten Beyſpielen, oder verbunden mit dem Worte ahlâisch (Reinigkeit)?

Man muß ſich erinnern, daß in den aramäiſchen Sprachen parasch auch in einem religiöſen Sinn gebraucht wird, deo separare z. B. afra-

schuth, perischuth (v. Buxtorf) purschono, porus-chuto (v. Michaelis) etc. etc. Auf dieselbe Weise erklärt sich der Name Jehovas schem hammephorasch bey den Rabbinen d. h. der Name, der exclusive der Gottheit gehört. Um diese Combination zu verstärken, braucht man nur noch an die semitischen Wurzeln kdsch und hhrm erinnert zu werden.

Wenn diese Discussion einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit mit sich führt, so muß ich doch gestehen, daß sie keine vollkommene Evidenz gewährt. Es fehlen einige Mittelglieder von der einen Seite: auf der andern ist es unangenehm, zu einer semitischen Etymologie die Zuflucht zu nehmen, da die Pehlviendung um mir bisher bloß bey Wörtern aus der arischen Sprachclasse vorgekommen ist. — Ich muß aber noch einer sonderbaren Coincidenz erwähnen.

Das Zendwort pĕrĕçu (Seite, sanskrit parçvam) ist im Pehlvi in pahluk übergegangen. Kann man das ç, das sich in pĕrĕçu findet, mit dem sch in ascha etc. (siehe oben) vergleichen, so mag man wohl dieselbe Umwandlung des Zischlautes in hr statuiren: wir würden dann annehmen, daß das r in pĕrĕçu abgestossen worden ist, eine Unregelmäßigkeit, die wir aber bereits bey einigen andern Pehlviwörtern nachgewiesen haben. Von allen Wörtern nun, die im Zend vorkommen, hat unstreitig pĕrĕçu die größte Analogie mit den Namen Persiens (pârç): ferner das Pehlviwort pahluk ist in seiner äußern Form ganz identisch mit pehlu, wodurch, wie wir gesehen haben, ein Theil Irans und zwar das alte Medien bezeichnet wurde. Könnte nun nicht von da das Wort pahlum herkommen, das specifische Epitheton eines Anhängers des Zoroaster, der es wirklich ist, dann des Paradieses, das ihm speciell bestimmt ist, endlich der altiranischen Helden, der Pehlevani?

Speciös ist dieß sicherlich in Bezug auf äußere Conformität: aber die Unmöglichkeit einer Verbindung zwischen den Begriffen Seite und Heiligkeit ist zu schlagend, als daß wir uns dabey verweilen dürften. Darf man eine Vermuthung in dieser Sache aussprechen, so könnte man etwa auf diese Weise folgern: der Sinn der Heiligkeit, Gottgeweihtheit scheint für den Stamm pasch oder parsch erwiesen, wenn auch vielleicht noch einige Zweifel über die Etymologie obwalten. Ist es unmöglich, daß die alten Medier ihr Land, das heilige, gottgeweihte genannt haben? Sicherlich nicht. Hat ja doch ein anderer Name, den das parsische und indische Volk sich beygelegt haben, aryya, airya, woher noch der heutige Name Persiens (Iran) stammt, eine ähnliche Bedeutung: verehrungswürdig. — Daß der Name pârc Persien, dieselbe Bedeutung habe, dagegen streiten die Lautgesetze nicht unbedingt: ja es kann sogar noch ein positiver Grund angeführt werden, nämlich das Wort pârçâ oder pârçâi, das noch jetzt im Neupersischen einen frommen, gottgeweihten Mann bedeutet. Ist dieß richtig, so wären die Namen der beyden Hauptprovinzen Irans, Persis und Media vollkommen identisch dem Ursprunge nach, jedoch mit dialectischer Verschiedenheit *). Daß aber ein Name für mehrere Provinzen gilt, kann durch ein ganz nahes Beyspiel belegt werden: nämlich airya, das allerdings eigentlich das ganze arische Volk bezeichnet, aber speciell auch einzelne Provinzen Arran, Airyama (Clam), ja selbst Irâk, wie ich nach positiven Zeugnissen nachgewiesen habe. (Journ. asiat. l. c. 298 seq.)

Ueber die Entstehung unsers Pehlvi und seine geographische Ausbreitung ein anderes Mal.

*) Ich mache hier noch auf eine orientalische Genealogie aufmerksam, wonach als Sohn des Noachiden Sem Pehlev aufgeführt ist, und als dessen Sohn Pârç. Kann man hier nicht die Andeutung des historischen Factums finden, daß die persische Dynastie auf die medische (pehlevische) folgte.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1842 Nr. 15.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. September.
Nro. 176. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Hr. J. M. Müller legte ferner der Klasse noch einen Bericht vor: über die arabischen Manuscripte, betreffend die drusische Religion, im Besitze Sr. Majestät des Königs.

In Folge der Occupation Syriens durch die ägyptischen Heere erwarb sich Herr Clotbey, der verdienstvolle Vorstand des Medicinalwesens in den Ländern des Vicekönigs Mohammed Ali, mehrere arabische Handschriften, die auf die Religion der Drusen Bezug haben.

Um dieselben der europäischen Wissenschaft zugänglich zu machen, sandte er sie an verschiedene Bibliotheken, einen ansehnlichen Theil derselben aber an Se. Majestät den König von Bayern, Allerhöchstwelche sie den Schätzen der kgl. Hof- und Staatsbibliothek einzuverleiben geruht haben.

Viele Jahre hindurch hatte der unsterbliche Silvestre de Sacy sich mit den Dokumenten der drusischen Religion in den Handschriften der Pariser Bibliothek beschäftigt, und noch kurz vor seinem Tode erschien von diesem unermüdeten Forscher ein Meisterwerk, die Exposition de la réligion des Druzes in zwey Bänden. Nur sein für die Wissenschaft allzufrühes Hinscheiden verhinderte die Herausgabe von drusischen Schrifttexten als pièces justificatives jener Darstellung. Wenn nun auch die gelehrte Welt durch dieses Buch eine Menge reicher Aufschlüße über jene höchst interessante Religionsformation des Orients erhalten hat, so mußte sie doch bedauern, nicht auch die Originalien selbst zu besitzen, die denn doch für den selbstständigen Forscher selbst neben einer so meisterhaften Entwicklung, wie die Sacysche, unentbehrlich ist. Diesem Bedürfnisse hat Herr Clotbey durch Verbreitung dießfälliger Handschriften, die früher so schwer zu erhalten waren, auf eine zum Dank verpflichtende Weise abgeholfen; ja es hat sich herausgestellt, daß wir dadurch zum Besitze von Schriften gelangt sind, die dem verewigten Sacy gar nicht bekannt waren, und die ihm von größtem Nutzen für seine Untersuchungen hätten seyn können.

Wir geben zuerst das Verzeichniß der Manuscripte, und werden dann noch einige Worte über den wissenschaftlichen Gewinn, der aus ihnen zu ziehen ist, beyfügen.

1) Handschrift nro. 7. 19 Blätter, klein Octav; neu, hübsch geschrieben.

Sie enthält vorerst einen Katechismus der drusischen Lehre, wie sie jetzt aufgefaßt wird, und zwar, wie bekannt, ziemlich abweichend von der primitiven Idee derselben. Er ist bereits gedruckt in Museum borgianum und in Eichhorns Repertorium für bibl. und morgenl. Literatur XII. p. 202 — 221. Dann folgt die Bekenntnißformel mithâku welijji zzemân; vergl. Sacy Chrestomathie arabe (arab. Text p. 82. Eichhorn am angeführten Orte p. 222). Zuletzt kömmt der Tractat der Geheimnisse errisâletu lmausumetu bilesrâr, worüber Sacy Exposition de la réligion des Druzes I pag. CCCCXCV.

2) Handschrift nro. II. 110 Blätter in Octav;

nicht geradezu schön, aber deutlich geschrieben mit kräftigen Zügen und sehr correct.

Sie enthält 35 von den 113 kleineren Tractätchen, Risalets (vergleichbar den Briefen der Apostel), aus denen Sacy seine Darstellung des drusischen Religionssystems schöpfte. Mehrere derselben sind mit Glossen und Randbemerkungen versehen.

Hier die Angabe ihres Inhaltes, verglichen mit der Notice des manuscrits druzes in Sacy's Exposition de la rél. des Druzes. tom. I.

1) Risalet ul arab 12 Seiten. Sacy. nro. lix.
2) Risalet ul yemen etc. 11 Seiten. Sacy. nro. lx.
3) Risalet ul hind etc. (an die Unitarier von Hind und Hindâstân, wie es im Texte heißt) 10 Seiten. Sacy. nro. lxi.
4) Errisaletu lmausumetu biltakri' iwelbeyâni etc. 10 S. Sacy. lxii.
5) Err. lmaus. bitadibi lweledi etc. 10 Seiten. Sacy. lxiij
6) Taubichu Sehlin. 12. Seiten. Sacy. lxxxii.
7) Risalet ulbenâti 'lkebiretu 7 Seiten. Sacy. lxxxv. (gedruckt in Sacys Chrestomathie).
8) Risalet ulbenâti ssaghiretu 4 Seiten. Sacy. lxxxvi. (gedruckt.)
9) Almakâlatu fi rreddi ala lmonadjdjimîn. 10 Seiten. Sacy. lxxxvii.
10) Errisal. lm. bibedvi lchalki. 7 Seiten. Sacy. lxxxviij. Ein sehr interessanter Tractat über die drusischen Speculationen, bezüglich auf Cosmogonie, den Sacy für seine Exposition nicht benützte, wie er es wohl verdient hätte. Die Angabe: „c'est une reponse à un unitaire qui avait consulté Moktana sur la nature de l'ame," läßt nicht im geringsten vermuthen, was hinter dieser Abhandlung steckt, die offenbar nebst dem Keschfulhhakâjik die Grundlage der philosophischen Auffassung des Drusismus in den ersten Zeiten seines Entstehens enthält. Ihr Verfasser ist der fünfte Minister Moktana; also eine der ersten Auctoritäten.
11) Elmau'iza. 4 S. Sacy. lxxxix.
12) elmuwâdjeha. 3 S. Sacy. xc.
13) Mukâtebatuschscheichi abi luetâyib. 2 S. Sacy xci.
14) Menschûrun ila âli abdillahi. 5. S. Sacy. xcii.
15) Djewâbu kitâbi ssâdeti. 4 S. Sacy. xciij.
16) elkitâbu 'lmonfedhu ala yadi Serâyâ. 5 S. Sacy. xciv.
17) Tedhkiret. 3 S. Sacy. xcv.
18) Mukâtebetu nasri bni fotûhh. 7. S. Sacy. xcvj.

Diese 3 letzten Abhandlungen enthalten scheinbar nichts Religiöses. Sacy hat die Vermuthung ausgesprochen, sie möchten Allegorien seyn *); eine Vermuthung, die sehr wahrscheinlich wird durch die Randbemerkungen unseres Manuscriptes. So wird in Nro. 16 die Einnahme Siciliens durch die Griechen als ein Ueberhandnehmen der Anhänger des äußerlichen Gesetzes erklärt. Noch deutlicher wird in Nro. 17 jener trügerische Verwalter (Sacy l. l. „cet écrit — paraît — dirigé contre un administrateur de quelque village ou métairie, qui s'était attribué la propriété de ces biens) geradezu als jener Sikkin *) bezeichnet, der, wie aus Sacy selbst bekannt ist, aufgenommen in die Gemeinschaft und Hierarchie der Druſen sich eine unabhängige Gewalt anmaßte, ja wegen seiner Aehnlichkeit mit Hakim bi emr illah den Gottchalifen selbst zu spielen wagte. Dieselbe Erklärung, mit Angabe noch mehrerer anderer Punkte, die sonst räthselhaft geblieben wären, findet sich in den Glossen von Nro. 18. Der Besitzer des Landgutes, das von dem schlechten Verwalter (Sukein) veruntreut wird, ist Moktana, der fünfte Minister, und der Divan ist der Divan des Verstandes d. h. des Hamza selbst, des ersten Ministers u. s. f. Uebri-

*) Für die ersten zwey Nummern: „il serait possible cependdent que cet ecrit et le précédent ne fussent que des allégories" für die dritte „on peut appliquer à cet écrit ceque j'ai dit des deux pièces précédentes."

*) Welche Gründe Sacy für die Schreibung des Namens Sikkin hatte, weiß ich nicht. In unsern Manuscripten finde ich die Punctation Sukein.

gens spricht schon der pathetische Ton, in dem alle 3 Schriftchen gehalten sind, für die Richtigkeit dieser allegorischen Auffassung.

19) Essidjillu lwâridu ila nassr. 2 Seiten. Sacy. xcvii.

20) Menschûru sscheichi abi lma'âli. 3 S. Sacy. xcviii.

21) Menschûrun ila djemâ 'ati abi Turâb. 3 S. Sacy. xcix.

22) Risaletu djebeli ssummâk. 1 S. Sacy. c.

23) Menschûrun ila âli abdillah etc. 3 Seiten. Sacy. ci.

24) Menschûru abi Alî. 3 S. Sacy. cii.

25) Men. remz. liabilchair. 6 S. Sacy ciii. Die von Sacy vermuthete (übrigens schon durch den Titel angedeutete) allegorische Bedeutung dieses Tractates wird durch die Glossen unserer Handschrift bestätigt.

26) Menschûru 'sscharti welbatti. 7 S. Sacy. civ.

27) Mokâtebetun ila sschoynchi llewâbîn. 5 S. Sacy. cv.

28) Men. fi zikri ikâlati Saad. 6 Seiten. Sacy. cvi.

29) Mok. ilasscheichi abi lma'âli. 4 S. Sacy. cvii. Auch hier geben die Glossen Aufschluß: sie nennen wiederum den Sukein.

30) Men. ila lmahalli lazhari' sscherif. 10 S. Sacy. cviii. Die Glossen wichtig. Der auch von Sacy erwähnte Diwan der Glückseligkeit ist der Diwan des Moktana selbst.

31) Men. Nasr. 7 S. Sacy. cxix.

32) Mok. remz. ila âli abi Turâb. 6 S. Sacy. cxx.

33) Errisaletu 'lwasiletu ila 'ldjebeli lenveri. 7 S. Sacy. cxxi.

34) Mok. esscheichi abi lma'âli. 7 S. Sacy. cxxiii.

35) Menschûru 'lghaibet. 5 S. Sacy. cxxiii.

3) Handschrift VIII. 8. 34 Blätter: „Keschful khakâjik, Enthüllung der Wahrheiten." Eine der wichtigsten und ersten Schriften der drusischen Religion, von Hamza, dem ersten Minister selbst geschrieben: sie enthält die Geburt oder vielmehr die successive Emanation der fünf Minister nebst der Entstehung des Bösen. Sie ist aufgeführt in Sacys Notice des manuscrits druz. p. CCCCLXIX unter Nr. XIII., näher beschrieben im zweyten Band Seite 42. Die Schrift, obwohl in groben Zügen, ist deutlich und correct. Die Conjectur Sacys l. c. p. 52, der inda mâ hhâra setzt statt des in seiner Handschrift befindlichen sinnlosen inda mâra, wird vollkommen durch die unsrige bestätigt.

4) Handschrift nro. IV. 4. 148 Blätter: deutlich und correct geschrieben. Die französische Notiz giebt als Inhalt des Buches an: Questions et explications sur la réligion des Druses. Daß es am Anfang verstümmelt ist, zeigt gleich der erste Satz: „dann kehren wir zurück zu dem geistigen Widersacher"; daß es den Commentar eines Werkes enthält, ist bey dem ersten Blicke offenbar: dieses Werk ist aber gerade das in unsrer Handschrift nro. VIII. enthaltene; das treffliche Keschful khakâjik, von p. 11 an, mit Ausnahme von fünf Blättern, die einem andern Werk angehören (Hdschrft. nro. VI.) Obwohl der Commentar nicht vollständig ist (doch umfaßt er mehr als zwey Drittheile), so ist er doch im höchsten Grade schätzbar, da gerade von da an, wo er beginnt, auch die wichtigsten Punkte des Systems vorgetragen werden, und der Verfasser ausführlich, klar und erschöpfend (sowohl im Grammatikalischen als Dogmatischen) ist und sicherlich einer der am tiefsten eingeweihten Theologen war. Sacy hat dieses Buch nicht gekannt.

5) Handschrift nro. VI. 4. 120 Blätter: ungefällige Schrift. Der aufgeklebte französische Zettel giebt den Inhalt des Buches so an: Passages du pentateuque, des pseaumes, de l'évangile et du Koran expliqués à l'avantage de la réligion druze, im Ganzen zwar richtig; doch ist der wahre Verhalt der Sache folgender. Voran stehen zwey Blätter, die die Inhaltsanzeige der citirten Stellen aus den genannten Büchern geben; dann folgen 8 Blätter, von einer ganz andern Hand, als der Haupttheil des Buches, geschrieben, und aus der Mitte eines andern Buches herausgenommen. Nun folgt das eigentliche Werk, ohne Titel, mit den fol-

genden Worten beginnend, بل تفضل منه ورحمة عليكم وانجاز ما اوعدكم به علي السن حدود بعوده وعبيد دولة و حدانيته d. h. (nicht euer Verdienst ist es, daß der Herr euch durch mich seine Offenbarung mittheilt) „nein sondern Gnade von seiner Seite und Barmherzigkeit und damit erfüllt werde was er euch versprochen hat durch den Mund der Minister seines Predigtrufes und der Diener des Hofes seiner Einzigkeit.“ Hierauf folgen nun Stellen *) aus den heiligen Schriften der Hebräer, Christen und Moslimen, sowohl der Buchstaben Gläubigen (aus dem Koran) als der allegorisirenden Batenier (aus dem Tawil), um zu beweisen, daß selbst in den Documenten der frühern Religionen alles auf die letzte Offenbarung Gottes in der Person Hakems hinweise, und Juden und Christen und Moslimen Unrecht haben sich an die Vergangenheit zu halten.

Jener Satz aber, mit dem unser Buch beginnt, und woran es sich ganz anschließt, ist genommen aus der Schrift des Hamza Keschful hhakâjik, in unsrer Handschrift nro. VIII. Blatt 4 vers. Nun muß aber noch angeführt werden, daß die dem Buch vorausgehenden 8 Blätter, die erst später beygelegt zu seyn scheinen, den Commentar über das Stück aus dem keschfulhhakâjik enthalten, das von Blatt 4 rect. Zeile 6 unserer Handschrift**) bis zu der oben angeführten Stelle geht, und ebenfalls enthält das letzte Blatt, das ganz neu eingeklebt ist, noch die Erklärung des Satzes felehu lhhamdu wesschukru wahhdahu, der unmittelbar auf jene Stelle folgt. Ob wir also in unsrer Handschrift einen mutilirten Commentar des Keschfuhhakâjik besitzen, oder ob in der That ein Ganzes, das sich bloß an die angeführte Stelle jenes Buches anknüpft, mag zweifelhaft erscheinen. Doch glaube ich mich für das letztere entscheiden zu müssen, und zwar aus folgendem Grunde: Mitten in der Handschrift IV finden sich 5 Blätter (66 — 70), die weder mit dem Vorhergehenden noch Nachfolgenden irgend einen Zusammenhang haben, und so betitelt sind: نبذة من كتاب الشواهد تكملة للكراس wovon die ersten vier Worte bedeuten: „Ein Stück aus dem Buch der Beweisstellen oder Citationen (schewâhid) *).“ Nun enthalten diese Blätter gerade einen Auszug aus unsrer Schrift, von Blatt 99 rect. bis Bl. 109 verso. Und so hätten wir für diese auch den Titel gefunden, nämlich Kitâbusschewâhid.

Ich bemerke noch, daß der Verfasser unter Taurat (Tora) nicht bloß die fünf Bücher Mosis begreift, sondern auch andre alttestamentliche Bücher, wie denn z. B. gleich die erste Stelle aus Isaias ist, die auch Moktana zu ähnlicher Beweisführung in einem andern Buche benützt. Siehe Sacy Exp. II. p. 485.

Am Ende ist noch ein Gedicht beygefügt, schlecht geschrieben, ohne Titel und Anfang, verstümmelt.

6) Handschrift nro. III. in kleinem Octavformat 166 Blätter, ohne Titel: klein und undeutlich geschrieben.

Sie enthält die verschiedensten Aufsätze, die sich auf den Drusismus beziehen; eine allgemeine Darstellung der religiösen Ideen, und Erklärung einzelner Punkte, Aufzählung der verschiedenen canonischen Schriften, Erzählung von Djebr ben djabir, Gebete, die bey verschiedenen Gelegenheiten z. B. nach Lesung gewisser heiliger Tractate zu sprechen sind, und eine Menge Gedichte, Hymnen auf Gott, auf die Minister u. s. f. Von dieser ganzen poetischen Literatur der Drusen kannte Sacy bloß das schi'r unnefs, den Lobgesang der allgemeinen Seele.

*) Solcher Citationen (schewâhid) sind 105.

**) welâna fakad dâret iledwâr etc.

*) كراس kennt Freytag bloß als Plural von كراسة und übersetzt dieß durch pars libri. Kuras ist aber speciell ein Heft von 5 halben Bogen oder 10 Blättern, ein quinternio, wie denn aus solchen die orientalischen Manuscripte bestehen. cf. Lane, manners and customs of the modern Egyptians I. 265. Die zwey letzten Worte heißen also: „zur Ausfüllung des Quinternio.“

(Schluß folgt.)

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1842 Nr. 16.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. September.

Nro. 177. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Hr. J. M. Müller legte ferner der Klasse noch einen Bericht vor: über die arabischen Manuscripte, betreffend die drusische Religion, im Besitze Sr. Majestät des Königs.

(Fortsetzung).

7) Handschrift Nr. V. klein Quart. 62 Blättern von einer deutlichen Hand correct geschrieben, sehr alt dem Ansehen nach; die erste Seite und wenig andre etwas abgerieben. Die französische Notiz giebt den Titel ziemlich richtig an: kitâb unnokat weddewâjir: le point et le cercle (oder besser: das Buch der Punkte und der Kreise, oder: der Centra und Peripherien) mit dem Beysatz: livre tres estimé pour les dogmes de la réligion druse. In der That ist es ein vortreffliches Buch und bisher ist noch keine Schrift bekannt geworden, die das drusische System so vollständig darstellte wie diese. Die Cosmogonie, wenn man so sagen darf, die Hervorbringnng der wirkenden Ursachen oder Minister (hhodûd), ihr Verhältniß zu einander, Entstehen der Seelen und der Natur, eine Psychologie, dann die Entwicklung der Religionen durch die successiven Manifestationen der Gottheit bis zu ihrer letzten vollkommnen Erscheinung in Hakem, wird alles in großer Ausführlichkeit und mit philosophischem Sinne dargestellt. Die speculative Entwicklung schließt sich zunächst an die Tractate Keschfulhhakâjik von Hamza und Bedvulchalk von Moktana an. Wir haben sicherlich hierin das Werk eines der ausgezeichnetsten drusischen Theologen. Schade, daß Sacy es nicht gekannt hat: er hätte manches deutlicher machen, ja selbst richtiger darstellen können. Vielleicht finden wir Gelegenheit, das gelehrte Publikum näher mit diesem interessanten Werke bekannt zu machen.

8) Handschrift Nr. IX. enthaltend 34 lose Blätter, Privatbriefe gemischten Inhalts.

9) Handschrift Nro. I. in Quart, 169 Blätter mit einer kritzlichen Hand geschrieben, sehr anstrengend für das Auge, wozu noch der Mangel vieler diakritischer Punkte kömmt. Die französische Notiz besagt, das Buch handle de l'unité de dieu d'après l'opinion des Metoualli. (Metoualli oder eigentlich Muteewwila heißen die Schiiten überhaupt, von der allegorischen Erklärung des Korans, speciell aber die in Syrien wohnenden zwischen dem Libanon und Antilibanon). Der Titel des Buches ist „Kitâb ullewâmi 'i lilahijjeti fi lmebâhhithi 'l kelâmijjeti: Buch der göttlichen Strahlen enthaltend theologisch-scholastische Untersuchungen" sein Verfasser: elmikdad ibn Abdallah essijûri elesedi: vom Jahre 804 der hidjra: unser Manuscript wurde nach einer Copie des Originals gefertigt im Jahre 849. Wie schon aus der obigen Angabe hervorgeht, ist das Buch kein druzisches: hat aber an sich Interesse genug: nicht bloß von der Einheit Gottes handelt es, sondern umfaßt in streng wissenschaftlicher Form die ganze speculative Theologie der Imamiten, d. h. der Anhänger Alis nebst seinen 11 Nachfolgern: es beginnt mit der Entwicklung der nothwendigen philosophischen Kategorien, geht auf Gott, dann auf die Prophetenschaft, und (der wichtigste Theil) auf das Imamat über, und endlich auf das Weltende. Es

ist reich an Details, nicht bloß in Bezug auf die imamitische Auffassung des Islams, sondern auch in der Polemik gegen fremde Religionen und die divergirenden Secten des Muhammedanismus. Am Ende findet sich noch ein kurzes Credo der Imamiten.

Aus dem vorliegenden Verzeichnisse ersehen wir, daß unsre Sammlung einen großen Theil der von Sacy benützten Quellen enthält, außerdem aber noch sehr viele andere, die derselbe nicht kannte, und zwar mehrere davon von größtem Werthe, so daß ihr Besitz nur als eine Zierde unsrer Hofbibliothek betrachtet werden kann.

Wenn dem eifrigen Forscher in der Geschichte menschlicher Entwicklung oft schon ein kleiner Beytrag zur Aufhellung jener großen Arbeiten des Menschengeschlechtes in Bildung von Religionen werth ist, so muß ihm noch mehr willkommen seyn, wenn ihm auf einmal die beynahe vollständige Literatur einer der merkwürdigsten Secten des Orients zu Gebote steht. Und als solche darf der Drusismus bezeichnet werden, nicht nur an und für sich, sondern im Zusammenhange mit der gesammten Entwicklung des Islams, von dem er eine Seite bis zur letzten Consequenz geführt hat.

Es kann kein Zweifel seyn, daß den Kern des Islams eine Ausschließlichkeit Gottes bildet, die alles Menschliche unendlich transcendirt, und somit also auch den Begriff der Vermittlung, wie er im Christenthum angenommen wird, vollkommen läugnet. Aber merkwürdig gerade diese Idee der Mediation insinuirte sich in die geistigen Bewegungen des mohammedanischen Orients und schien eine vollkommne Zerstörung des ursprünglichen Glaubens vorzubereiten. Jene Idee schloß sich unmittelbar an Ali und dessen Nachkommen an, die in einer fortlaufenden Kette die Menschheit mit dem ersten Stifter der Religion, und da dieser einer göttlichen Offenbarung gewürdigt worden, mit der Gottheit selbst verknüpfen sollten; und damit ja kein Aufhören dieses Bandes Statt habe, wird der letzte Imam als nicht gestorben betrachtet, sondern bleibt reservirt in irgend einem verborgenen Orte bis zum Ende der Welt. Die Prädicamente Alis und seiner Descendenten wurden immer höher gefaßt, bis man zu ihrer Apotheose schritt und sie als Manifestationen der Gottheit selbst ansah. Das äußere Hülfsmittel dazu war das Tawil oder die allegorische Erklärungsweise der heiligen Bücher, im Gegensatz zu dem Tenzil, der Offenbarung nach dem bloßen äußerlichen oder Buchstabensinn aufgefaßt. Durch viele Stufen verlief diese Glaubensentwicklung; ihre letzte war der Drusismus.

Es würde den Raum dieses Vortrages überschreiten, wollte ich eine vollständige Darstellung des drusischen Systems nach unsern neu erworbenen Quellen mittheilen. Nur etwas weniges über Punkte, worin sie ein Mittel geben, die Sacysche Exposition in ein helleres Licht zu setzen oder zu verbessern.

Wir nehmen zu diesem Zwecke die wichtige Stelle aus dem Keschful hhakâjik, die Sacy im II. Theil p. 47 folg. mittheilt, und die über die Entstehung der Qualitäten des Bösen handelt.

Der universelle Verstand, die erste Emanation aus dem strahlenden Lichte der Gottheit, die den Herrn entbindet selbst mit der Welt sich zu vermischen, hatte Gehorsam dem Schöpfer geleistet durch sein Hintreten und Zurückweichen auf seinen Befehl. Da sah er sich einzig und ohne Nebenbuhler und glaubte auch so durch alle Zeiten zu existiren. „Mais notre Seigneur haut et digne de louanges, produisit de son obéissance la rebellion, de sa lumière les tenèbres, de son humilité l'orgueil et de sa sagesse l'ignorance; ce qui fit quatre qualités élémentaires, opposées aux quatre qualités élémentaires bonnes, qui sont l'Intelligence et ses qualités, savoir la chaleur de l'intelligence, la force de la lumière, le repos de l'humilité, le froid de la sagesse et l'humidité de la matière, laquelle fait partie des substances élementaires et cependant leur est étrangère."

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der seit dem 24. July 1841 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

I.

Vom Inlande.

a. Von gelehrten Gesellschaften.

Von dem historischen Verein von Oberbayern:

Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte dritter Band 2. u. 3. Heft. München 1841. 8.

Von dem historischen Verein von Schwaben und Neuburg:

Jahresbericht desselben für das Jahr 1841. Augsburg 1842 8.

Von dem historischen Verein von Oberpfalz und Regensburg:

Verhandlungen desselben, Regensburg 1841.

Von dem historischen Verein von Oberfranken:

Vierter Bericht über das Bestehen und Wirken desselben.

Von dem historischen Verein von Mittelfranken;

Zehnter Jahresbericht desselben, Ansbach 1841.

Von dem historischen Verein von Unterfranken:

Eilfter Jahresbericht desselben, sammt Mitglieder-Verzeichniß, Würzburg 1841. 8.

Archiv des hist. Vereins VI. Bd. II. Heft, Würzb. 1840. 8.
VII. = I. = = 1841. 8.

Pfälzische Gesellschaft für Pharmacie und Technik und deren Grundwissenschaften:

a) Jahrbuch für practische Pharmacie und verwandte Fächer Bd. IV. Heft 1 — 8. Landau, 1841. 8.
= V. = 1 — 3 incl. = 1842. 8.

b) Reden, gehalten den 14. Novbr. 1841 in der Festsitzung derselben, Kaiserslautern 1842. 8.

c) Die in der Pfalz und den angränzenden Gegenden üblichen Volksheilmittel gewürdigt von Dr. Pauli. Gekrönte Preisschrift der pfälzischen Gesellschaft. Landau 1842. 8.

Königliche Botanische Gesellschaft in Regensburg:

a) Denkschriften derselben III. Bd. Regensburg 1841. 8.

b) Bericht über die erste von derselben Gesellschaft zu Regensburg veranstaltete Blumen-, Gemüse- und Frucht-Ausstellung, Regensburg 1841. 4.

b) Von einzelnen Gelehrten.

Von dem Herrn v. Hagen, ersten rechtskundigen Bürgermeister in Bayreuth:

Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken I. Bd. Bayreuth 1841 8.
II. = 1. Heft = 1842 8.

Von dem Herrn Dr. A. Mayer, freyres. Stadtpfarrer von Eichstädt, z. Z. in Zürich:

Einleitung in die alte röm. Numismatik. Zürich, 1842. 8.

Von dem Hrn. Dr. Ofann, k. b. Hofrath u. Prof. der Physik u. Chemie ꝛc. in Würzburg:

Die Anwendung des hydroelectrischen Stromes als Aetzmittel, Würzburg 1842. 8.

Von dem Hrn. Prof. Dr. Rudhart in Bamberg:

Aelteste Geschichte Bayerns und der in neuester Zeit z. Königr. Bayern gehörigen Provinzen, Bamberg 1841. 8.

Von dem Hrn. L. F. Strehler, Lehrer an der Gewerbsschule zu Ingolstadt:

Uebersicht der um Ingolstadt wildwachsenden phanerogamischen Pflanzen. Ingolstadt 1841. 4.

Von dem Herrn Prof. Dr. Andreas Wagner in München.

Bericht über die Leistungen in der Naturgeschichte der Säugethiere während der beyden Jahre 1839 — 1840, Berlin 1841.

Von dem Herrn Ritter Carl Friedrich von Wiebeking in München:

Exposé des travaux de Thomas Telford, ingenieur civil, Munich 1842. gr. 4.

II. Vom Ausland.

a) Von gelehrten Gesellschaften.

Von der naturforschenden Gesellschaft in Basel:

Bericht über die Verhandlungen derselben vom August 1838 bis July 1840. IV. Basel 1840. 8.

Von der k. preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin:

Abhandlungen derselben aus dem Jahr 1839. Berlin 1841 4.

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen:

a) aus dem Jahre 1841 (Juny bis December) 8.

b) aus dem Jahr 1842 (Januar bis April inclus.) 8.

Von der Academia Caes. Leopold. Carolina naturae Curiosorum Bonnae:

Nova Acta.

Tom. XIV. suppl. Vratislaviae et Bonnae 1829 4.
XV. p. I u. II. „ „ 1831 =
XV. suppl. „ „ 1831 =
XVI. p. I. 1832. p. II. 1833 „ — =
XVI. suppl. I. Vratislav. et „ 1834 =
XVII. p. I u. II. „ „ 1835 =
XVII. suppl. „ „ 1836 =
XVIII. p. II. „ „ 1838 =
XVIII. suppl. I. „ „ 1841 =
XIX. „ II. „ „ 1841 =

Von der Académie R. des sciences et belles lettres de Bruxelles:

a) Bulletins de l'Académie des sciences etc.
Année 1840. T. VII. 1 u. 2 partie Bruxel. 1840. 8.
= VIII. 1 partie „ 1841 =
Bulletin de la Séance
du 6. Nvbr. 1841. Nr. 10. T. VIII. 1841 =
4. Dcbr. 1841. „ 11. T. VIII. 1841 =
du 14. et du 15. D. 1841 „ 12. T. VIII. 1841 =

b) Annuaire de l'académie royale etc.
7. Année. Bruxelles 1841 12.
8. Année „ 1842 12.

c) Nouveaux mémoires de l'Académie royale des sciences etc. T. XIII Bruxelles 1841 4.
T. XIV „ 1841 4.

d) Memoires couronnés par l'Acad. R.
T. XIV II. partie 1839—1840 Bruxel. 1841 4.
T. XV. I. partie 1840—1841 Bruxel. 1841 4.

e) Des moyens de soustraire l'exploitation des mines de houille aux chances d'explosion. Bruxelles 1840. 8.

f) Sur les phénomènes que présente une masse liquide libre et soustraite a l'action de la pesanteur (Extrait du tome IX. no. 1. des Bulletins) 8.

g) Instruction pour l'observation de phénomènes periodiques. (Extrait du tome IX. no. 1. des Bulletins.) 8.

h) Nouveau catalogue des principales apparitions d'étoiles filantes. (Extrait du tome XV. des memoires.) 8.

i) Programme des questions proposées pour le concours de 1843. par l'académie royale des sciences et belles lettres de Bruxelles. 4.

k) Compte-rendu des séances de la commission r. d'histoire, ou recueil de ses bulletins
Tome V. Séance du 3 Juillet 1841. I. Bulletin. Bruxelles 1841. 8.
Tome V. Séance du 15 Decbr. 1841. II. Bulletin. Bruxelles 1842. 8.

l) Collection de Chroniques Belges inedites. Publiée par ordre du Gouvernement. (commission roy. d'histoir.)
Tom. I. Bruxelles 1836. 4.
Tom II. Bruxelles 1838. 4.

Von der Philosophical Society of Cambridge:

Transactions of the Cambridge philosophical Society. Volume VII. Part. II. Cambridge 1841. 4.

Von der Société helvétique des sciences naturelles:

Actes de la société helvétique des sciences naturelles. 25. Session. Fribourg 1841. 8.

Von der Oberlauſitz'ſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Görlitz:

a) Lauſitziſche Monatsſchrift 1793 — 1808. Görlitz 12.

b) Neues Lauſitziſches Magazin: I. — IX., dann XIII. — XVIII. XIX. 1. 2. u. 4. Heft. Görlitz 8.

c) Anzeigen der Oberlauſitziſchen Geſellſchaft der Wiſſ. zu Görlitz. Neue Folge I. bis VIII. St. v. 1833 — 1841. 8.

d) Scriptores rerum lusaticarum: I. und II. Band, jeder 2 Lieferungen. Görlitz 1837 — 1839. 8.

e) Die Bibliothek der oberlauſitz. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, alphabetiſch verzeichnet. 8.

f) Verzeichniß der oberlauſitziſchen Urkunden
I. Band in VIII Heften v. J. 965 — 1490.
II. Band IX. — XX. Heft v. J. 1490 — 1803.

Von der k. Societät der Wiſſenſchaften in Göttingen:

a) Götting'ſche gelehrte Anzeigen für das Jahr 1840. 1. u. 2. Bd. Göttingen. 8.
do. 190 — 192. Stück. Göttingen 12.
do. der I. Band auf das Jahr 1841. Göttingen 1841. 8.

b) Commentationes societatis regiae scientiarum Gottingensis. Volumen VIII. Göttingen 1841. 4.

(Fortſetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1842 Nr. 17.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. September.

Nro. 178. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Hr. J. M. Müller legte ferner der Klasse noch einen Bericht vor: über die arabischen Manuscripte, betreffend die drusische Religion, im Besitze Sr. Majestät des Königs.

(Schluß.)

Hiebey sind nun folgende Punkte undeutlich;

1) woher die guten Qualitäten des Verstandes kommen;
2) die Bedeutung der verschiedenen Qualitäten;
3) warum statt vier Qualitäten auf einmal fünf genannt werden;
4) was humidité de la matiére vorstellen soll.

Auf diese Fragen dürfen wir nur die betreffende Stelle des Buches der Punkte und Kreise herstellen, um den erwünschten Aufschluß zu erhalten: (p. 4 vers.)

„Und als der Verstand seinen (Gottes) Ruf vernahm und das Geheimniß seines Sinnes verstand, und hinantrat zu dem, wozu ihn Gott einlud, und zurück trat von dem, was er ihm verbot; da entstand in der Substanz des universellen Verstandes die elementare Bewegung der Sehnsucht gegenüber seinem Elemente und seinem Erschaffer, und er bewegte sich gegen seinen Schöpfer und Hervorbringer: da wurde in seiner edeln Substanz aus dieser Bewegung die Wärme des Verstandes, die da ist der Gehorsam; dann als er ruhte und fest stand in dem Bekenntnisse der Einheit seines Schöpfers und sich unterwürfig bezeigte vor der Ehre der Gegenwart (unmittelbarer Wahrnehmung), da wurde aus dieser Ruhe und Unterwerfung die Kälte der Weisheit *). So waren nun in seiner vollkommnen Substanz zwey sich gegenüberstehende, sich entsprechende, gepaarte Naturen, eine active und passive. Hernach wirkte die Wärme des Verstandes auf die Kälte der Weisheit durch die Vermittlung der göttlichen Belehrung (Inspiration) und es entstand aus der Mitte beyder eine dritte Natur, die da ist die Kraft des Lichts, welche resultirt zwischen der Verstandeswärme und der Starrheit der Weisheitskälte; jedoch das Präponderirende darin kömmt von Seite der Verstandeswärme. So wurde die Lichtkraft eine trockene reine Natur; dann wirkte die Verstandeswärme noch einmal auf die Weisheitskälte, und es ward zwischen beyden eine vierte Natur, die Ruhe der Demuth, welche resultirt aus der Mitte der Wärme und der Feuchtigkeit der Kälte: und die Demuthsruhe ist eine vierte Natur, in welcher das Präponderirende von Seite der Weisheitskälte herkömmt. Was aber die Weichheit der Materie betrifft, so ist sie die erste Natur, die in der Substanz des universellen Verstandes vor allen seinen Naturen geschaffen war, ihr Princip und ihr Geist ist, und deren Kraft durch alle genannten Naturen durchgeht, ihre Ordnung zusammenhaltend. **)“

*) hhilm; vielleicht eher ruhige Ueberlegung, was besser zu der Kälte stimmt und zu der andern, moralischen, Bedeutung des Wortes Sanftmuth.

**) Als Probe des Styls dieser metaphysischen-theo-

Hiemit ist vollkommen erklärt, wie diese Naturen entstehen und was sie für einen Sinn haben. Zugleich zeigt sich der Mangel der Darstellung im Keschful hhakâjik in Bezug auf die Zahl derselben, indem hier die vier abgeleiteten nicht streng von der Grundqualität unterschieden werden: auch scheint die Sacysche Uebersetzung: l'humidité de la matière, la quelle fait partie des substances élémentaires, et cependant leur est étrangère nicht genau zu seyn. Ich würde so übersetzen, und

logischen Darstellung setzen wir den arabischen Text her:

فلما سمع العقل نداه فعلم سر معناه
واقبل لما دعاه وادبر عما نهاه فبدت في
جوهر العقل الكلي صلوات الله عليه حركة
الشوق العنصرية الي مقابلة عنصره ومبديه
وتحرك نحو مبديه وباريه فتكون في جوهره
الشريف من تلك الحركة حرارة العقل وهي
الطاعة ثم لما سكن واستقر في توحيد
باريه وخضع لعزّ المشاهدة فتكون من
تلك السكون والخضوع برودة الحلم فصار
في جوهره الكامل طبعين متقابلين
متضادين مزدوجين فاعل ومفعول
ثم انفعلت برودة الحلم بحرارة العقل
بوساطة المادة الالهية فتكون من
بينهما طبعا ثالثا وهو قوة النور
وهو طبع مستفاد من بين الحرارة العقلية
وجمود برودة الحلم والغالب في قوة
النور من جهة حرارة العقل ولذلك
صار قوة النور طبعا يابسا صافيا
ثم انفعلت برودة الحلم بحرارة العقل

wie mir scheint sogar wörtlicher: welche eingeht in die Naturen *), und doch außer ihnen (für sich) bleibt.

Eine bedeutende Abweichung ist noch der Name dieser Fundamentalqualität, der bey Sacy: humidité de la matière ist. Welche Lesart auch der große Orientalist vor sich gehabt haben mag, das darf kühn behaupt werden, daß sie falsch seyn muß: denn erstens hat nicht nur unser Manuscript des Keschful hhakâjik ليونة الهيولي „Weichheit der Materie", so wie auch die übrigen Quellen, sondern es kann auch dem ganzen Zusammenhang nach kein anderer Begriff an dieser Stelle stehen. Wie bey den dualistischen Systemen haben wir auch im Drusismus ein gewaltiges Mittel der Interpretation in dem Parallelismus und Contrast der Ideen, die sich auf die zwey Welten des Guten und Bösen, des Himmlischen und Irdischen ꝛc. beziehen. Was steht nun dem ليونة des Verstandes in der Natur seines Widersachers gegenüber? Es ist معاندة d. h. das Widerstreben, die

ايضا فتكون من بينهما ايضا طبعا رابعا
وهو سكون النوا ضع وهو طبع مستفاد
من بين الحرارة ورطوبة البرودة
فصار سكون النو اضع طبعا رطبا و
الغالب فيه من جهة برودة الحلم
واما ليونة الهيولي فهي الطبع الاول
المغطور في جوهر العقل الكلي قبل
الطبايع كلها وهو اصلها ورحها
وقوته سارية في الطبايع المذكورة
وضابطة لنظامها

Kleine Unrichtigkeiten, die der Kenner des Arabischen leicht verbessert, habe ich stehen lassen.

*) Ich glaube auch besser tabî'a durch Natur zu geben, und Substanz, was einen andern Sinn hat, für djauher reserviren zu müssen.

Widerspänstigkeit. Und welcher Begriff ist diesem in der umgekehrten Ordnung der Dinge mehr correlat, die Feuchtigkeit oder die Weichheit? Offenbar die letztere. Die Weichheit repräsentirt das absolute Hingeben an die Gottheit (die elementare Sehnsucht des Verstandes zu seinem Elemente), wie das Widerstreben schon durch den Namen die Abwendung vom Göttlichen ausdrückt.

Aber auch die Entstehung des Widersachers ist viel bestimmter in unserm Buche der Kreise, als in der Quelle Sacys. Nicht, wie es hier steht, zog Gott aus den guten Eigenschaften der Intelligenz die schlechten des Rivals heraus (was so, simpliciter, ohne irgend ein Mittelglied, vollkommen unverständlich ist); sondern erst nachdem er ungehorsam geworden war, entstanden die letztern natürlicherweise, correspondirend den guten.

Hier die Darstellung (pag. 11. vers.)

„Da nun der universelle Verstand seit seiner Schöpfung mit großen Gaben ausgestattet war, sah er auf sich selbst mit dem Auge der Isolirung, der Verehrung und der Macht, wie geschrieben steht: da sah er es *) ohne einen Gleichen, der ihm ähnelte, ohne Nebenbuhler, der sich gegen ihn erhübe, ohne Gegner, der sich mit ihm vergleichen könnte. In diesem Moment trat aus ihm der Punkt der Finsterniß hervor, das ist, der geistige Nebenbuhler, dessen Ausgang von dem Lichte des universellen Verstandes ohne Vermittlung zwischen beyden geschah. Und es näherte sich ihm der Hochgelobte von seinem Range; und der gesegnete Verstand führte ihn zu ihm und leitete ihn zu der Erkenntniß seines Schöpfers und Herrn. Er nahm die Leitung an und wurde geführt. Der Erhabene rief ihm zu, heran zu treten und ihm Gehorsam zu leisten. Er trat heran und war gehorsam. — Darauf befahl ihm der Erhabne, Hochgelobte, gehorsam zu seyn dem Verstande; aber er weigerte sich **), den Befehl zu vollführen, und bewegte sich zum Ungehorsam. Da entstand in seiner dunkeln Substanz aus dieser Bewegung die Wärme des Ungehorsams, dann als er ruhte und fest stand (verharrte) in der Feindseligkeit, da wurde aus dieser Ruhe die Kälte der Thorheit. Auf diese wirkte die Wärme des Ungehorsams durch Vermittlung des göttlichen Willens und es entstand aus ihrer Mitte eine dritte Natur, die Trockenheit der Finsterniß. Hernach traten nochmals in Wechselwirkung die genannten zwey Naturen, und es entstand aus ihnen eine vierte Natur, die Feuchtigkeit des Stolzes. (Was das Präponderirende in den zwey letzten Eigenschaften sey, wird eben so deducirt wie bey der Theorie des Verstandes.) Was die Natur des Widerstrebens (عصيان Widerspänstigkeit) betrifft, so ist sie die Kraft, die durch die genannten Naturen hindurchgeht, ihre Ordnung zusammenhaltend. Und so steht sie der Weichheit der Materie in den Naturen des Verstandes gegenüber.“ Diese letzte Qualität, das Widerstreben, die doch absolut nothwendig ist, fehlt bey Sacy.

Auch aus dem Commentar des Keschf. (Handschrift nro. IV.) ließen sich manche Berichtigungen der Sacyschen Uebersetzung dieser Exposition geben; so wird die Stelle (Sacy II 50): „sa force s'insinue dans les canaux du sang“ die kaum verstanden werden kann, ganz einfach so erklärt: „seine Kraft strömt so durch den Menschen, wie das Blut in den Adern,“ was auch dem arabischen Original sich mir näher anzuschließen scheint.

*) Die Stelle ist aus Keschfulhh. p. 7. Das es bezieht sich auf ein vorhergehendes عينه sein Individuum; seine Individualität.

**) Niemanden entgeht die Analogie dieser Erzählung mit den Versuchen, die in andern Theologien des Orients gemacht wurden, um zu erklären, wie die Sünde in die Geisterwelt gekommen.

Verzeichniß

der seit dem 24. July 1841 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Fortsetzung.)

Von der Hollandsche Maatschappy der Wetenschappen te Harlem:

Naturkundige Verhandelingen derselben. Tweede Verzamling. 1. Deel. Harlem 1841. 4.

Von der k. dänischen Akademie der Wissenschaften in Kopenhagen:

a) Deren philosophiske og historiske Afhandlinger
I. Deel Kopenhagen 1823. 4.
II. Deel Kopenhagen 1824. 4.
III. Deel Kopenhagen 1827. 4.
IV. Deel Kopenhagen 1830. 4.
V. Deel Kopenhagen 1836. 4.
VI. Deel Kopenhagen 1841. 4.

b) Oversigt over det Kongelige danske Videnskabernes Selskabs Forhandlinger og dets Medlemmers Arbeider i Aareh 1841. 4.

Von der R. Astronomical Society of London:

Derselben memoirs Vol. XI. London 1840. 4.

Von der Linnean Society of London:

The transactions etc. Vol. XXIII. Parth the Fourth. London 1841. 4.

Von der Zoological Society of London:

a) Procedings. Part. VIII. 1840. London 1840. 8.
„ Januar bis Septbr. 1841. London. 1841. 8.

b) Transactions, Vol. II. Part. 5. London 1841. 4.

Von der Société R. d'Agriculture de Lyon:

Annales des sciences physiques et naturelles d'agriculture et d'industrie
Tom. I. année 1838. Lyon 1838. 8.
„ II. „ 1839. „ 1839. 8.
„ III. „ 1840. „ 1840. 8.

The London- Edinburgh and Dublin Philosophical Magazine and Journal of Science. Nro. 121. July 1841. London 1841. 8.

Von der k. Academia di Scienze, Lettere ed Arte di Modena:

Albo offerto agli sposi eccelsi Francesco Ferdinando d'Austria d'Este e Adelgonda Augusta di Baviera. Modena 1842. gr. 4.

Von der Société Impériale des Naturalistes de Moscou:

Bulletins. Année 1840 N. I—IV. Moscou. 1840. 8.
Année 1841 N. I. „ 1841. 8.

Von der allgemeinen schweizerischen Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften in Neuchatel:

Neue Denkschriften derselben Band V. Neuchatel 1841. 4.

Annals of the Lyceum of natural history of New York I — IV. Vol.

Von der Académie des Sciences à Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances.
Tom. IX. Juillet—Décembre 1839. Paris 1840. 4.
„ X. Janvier—Juin 1840. „ „ 4.
„ XI. Juillet — Decbr. 1840. „ „ 4.
„ XII. Janvier — Juin 1841. „ 1841. 4.
„ XIII. Juillet — Decbr. 1841. „ 1842. 4.
„ XIV. No. 14. 4. Avril 1842. „ „ 4.
„ XIV. No. 15. 11. Avril 1842. „ „ 4.
„ XIV. No. 16. 18. Avril 1842. „ „ 4.
„ XIV. No. 17. 25. Avril 1842. „ „ 4.
„ XIV. No. 18. 3. Mai 1842. „ „ 4.
„ XIV. No. 19. 9. Mai 1842. „ „ 4.

Du Mouvement scientifique et litteraire en Europe, pendant l'anné 1840. (extrait de la revue de Bibliographie analytique. Décembre 1840.) Paris 1841. 8.

Von der kais. russischen Akademie der Wissenschaften in Petersburg:

a) Memoires de l'académie imp. etc.
IV. T. 3. und 4. Lief. Petersburg 1841. 4.
VI. Serie IV. T. 6. Lief. Petersburg 1841. 4.
VI. Serie V. T. 1. u. 2. Lief. Petersb. 1840. 4.
VI. Serie V. T. 3. u. 4. Lief. Petersb. 1840. 4.
VI. Serie T. IV. Premiere partie. Sciences math. et phys. 5. u. 6. Lief. 4.
VI. Serie T. V. Seconde partie. Sciences naturelles. 5. u. 6. Lief. 4.
VI. Serie T. VI. Seconde partie. Sciences naturelles. 1 — 5. Lief. 4.

b) Bulletin scientifique publié par l'Académie etc.
No. 163 — 168 T. VII. 19 — 24.
No. 169 — 192 T. VIII. 1 — 24.
No. 193 — 204. T. IX. 1 — 12.

c) Recueil des actes de la séance publ. etc. tenue le 29. Decbr. 1840. Petersburg 1841. 4.

Von dem Corps des ingenieurs des mines de Russie (durch Herrn v. Cancrin):

Annuaire magnétique et météorologique etc. Année 1839. Petersburg 1841. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1842 Nr. 18.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. September.

Nro. 179. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung zur Feyer des Allerhöchsten Geburts- und Namensfestes Seiner Majestät des Königs, am 25. August 1842.

Vorwort des stellvertretenden Vorstandes der Akademie, Herrn Hofrath Thiersch.

Indem die königliche Akademie ihrer Verfassung zu Folge mit dem Auftrage beehrt ist das Allerhöchste Geburts- und Namensfest Seiner Majestät des Königs als ihres allerdurchlauchtigsten Beschützers in einer allgemeinen öffentlichen Sitzung zu feyern, bietet sich ihr auch dieses Jahr die erwünschte Gelegenheit den allgemeinen Gefühlen und Erwägungen des Vaterlandes, die ein solcher Tag in dem Herzen des bayerischen Volkes erregen muß, Worte zu geben. Wir preisen vor Allem die göttliche Vorsehung, daß sie des Königs kostbares Leben auch dieses Jahr erhalten und ihn von einer Reise, die er zur Erholung von anstrengender und schwerer Arbeit seines k. Berufes nach den ihm theuern und gesegneten Fluren eines südlichen Landes unternahm, neugestärkt und erquickt in die Mitte seines treuen Volkes zurückgeführt hat. Mit gleichen Gefühlen des Dankes erinnern wir an den göttlichen Seegen, der sich in demselben Jahre über das k. Haus verbreitet hat. In Folge desselben ist es geschehen, daß das Herz Seiner Majestät durch die Vermählung einer geliebten Tochter, der Erbin aller mütterlichen Tugenden erfreut wurde, einer Vermählung, welche die Gewähr dauernden Glücks in sich selber trägt, und daß in dem gleichen Zeitraume die von seinem ganzen treuen Volke getheilten Wünsche des Monarchen der Verwirklichung entgegen reifen, die Vermählung seines Erstgebornen in einer Weise vollzogen zu sehen, welche mit dem Glück seines Lebens zugleich die Dauer jener Eintracht und jenes aufrichtigen und herzlichen Zusammenwirkens für das allgemeine Wohl des deutschen Vaterlandes auch für die Zukunft verheißt, deren Gründung und Wahrung für die Gegenwart das edle Gemüth Seiner Majestät so lebhaft erfüllt und die er sich zu einer der höchsten Aufgaben seines erhabenen Regentenberufes gestellt hat. Im Sinne desselben Berufes ist es geschehen, daß während die zum Schirm von Bayern schon früher vorgekehrten Arbeiten durch unverdroßene Beharrlichkeit fortgesetzt und durch den Beginn neuer ergänzt wurden, im Laufe dieses Jahres ein anderes glorreiches Unternehmen seinem Ziele entgegengeführt war, das bestimmt ist, die beyden mächtigen Ströme Deutschlands für die Schiffahrt zu verbinden und dem Königreich an der großen Begebenheit jenen Antheil des Handels und der Gewerbe zu sichern, der ihm bey seiner Lage im Herzen von Deutschland, bey dem Reichthum seines Bodens, bey der rüstigen Thätigkeit und geistigen Regsamkeit seiner Bewohner und der wachsamen Einsicht seiner Regierung gebührt. Während aber die Arbeiten an jenem großen Unternehmen im Kampfe mit den Schwierigkeiten der

Natur ihrem Ziel entgegen strebte, ward ein anderes nicht weniger umfassendes großes und bedeutsames Werk entworfen und begonnen, welches die beflügelte Verbindung der Völker unter einander mit allen ihren unberechenbaren Folgen von Norden herein auch über Bayern ausdehnt und uns in die Zauberkette des neuen Weltverkehrs verschlingen soll, die bald alle Länder des deutschen Bodens unter sich und mit Ungarn, Italien, Frankreich und Polen und Rußland verknüpfen wird.

Nicht ohne nähern Grund gedenkt aber die Akademie der großartigen Unternehmungen in dieser Stunde, denn außer dem Glanze, welchen sie auf eine Regierung werfen, deren bedeutsamen Abschnitt wir heute feyern, bestimmt uns auch ihrer zu gedenken die Pflege der mathematisch-physikalischen Wissenschaften, welche der Akademie in einem ihrer Haupttheile vertraut ist und die in der Anwendung auf die Bedürfnisse und Anforderungen jener großen Wahrnehmungen einen ihrer vorzüglichsten Triumphe feyert.

Doch im Geist vorschauender Weisheit, welcher mit den materiellen Interessen der Völker die idealen Bedürfnisse und Anforderungen umfaßt, hat unser huldvoller Monarch und Beschützer in derselben Zeit, wo dem Verkehr diese großen Wege geöffnet und der Größe von Deutschland ein fester Grund gelegt wurde, ein Werk zum Ziele geführt, das er vor mehr als 30 Jahren in Zeiten unserer tiefsten Erniedrigung beschlossen und in den Tagen der wieder gewonnenen Freyheit auszuführen begonnen hat, und das er im Begriffe steht, noch diesen Herbst als ein Denkmal früherer Größe und als ein Bollwerk künftiger Eintracht von Deutschland zu eröffnen. Es geziemt aber vorzüglich an dieser Stelle und in diesem feyerlichen Augenblicke dessen zu gedenken, daß die Eröffnung der Walhalla durch den erhabenen Gründer selbst in einer Schilderung ihrer Genossen eingeleitet wurde, in welcher sein mächtiges Wort verkündiget, wodurch Deutschland in der Vergangenheit stark und schwach geworden, was seine Freyheit und Größe gebaut und untergraben hat. Während diese Worte und Mahnungen über Deutschland weithin erklingen, vereinigen wir uns alle zu dem Wunsche, in der Erwartung, daß in dieser Zeit großer Hoffnungen und Gefahr sie nicht umsonst aus königlichem Gemüthe geschöpft wurden.

Ist es gestattet und durch die Stellung der Akademie geboten, von der Erinnerung an das Allgemeine, Oeffentliche und Große auf unsere eigene geräuschlose und allein den Wissenschaften gewidmete Thätigkeit überzugehen, so dürfen wir mit einigem Vertrauen hervorheben, daß auch in den Monaten, welche seit der letzten öffentlichen Darlegung unserer Thätigkeit verflossen sind, die Akademie des Schutzes nicht unwerth gewesen ist, dessen sie Seine Majestät auch in dieser Zeit gewürdiget hatte.

Die Arbeiten der Klassen hatten ihren ungestörten Fortgang, in der ersten oder philosophisch philologischen Klasse wurden außer mehreren wissenschaftlichen Aufträgen Gegenstände der orientalischen und klassischen Literatur und Philosophie behandelt und der Druck der dritten Abtheilung des III. Bandes ihrer Denkschriften mit der Abhandlung von Sulp. Boisserée über eine durch ihre bildlichen Vorstellungen höchst merkwürdige Kaiser-Dalmatika und einer andern von Herrn Baron von Hammer über die rechtmäßige Thronfolge nach den Begriffen des moslimischen Staatsrechtes begonnen, mit deren Vortrag ihr berühmter Verfasser uns heute vor einem Jahr an diesem Orte selbst erfreut hat.

Wir bemerken, daß der zu ihr gehörige arabische Druck mit den neuen Lettern vollzogen wurde, welche durch die Vermittlung der Akademie eine Officin dahier erworben und durch unmittelbare Anweisung unseres Mitgliedes, des Hrn. Prof. Joseph Müller in Gebrauch gesetzt hat. Die Akademie ist dadurch in den Fall gekommen, auch die Folge von wichtigen Abhandlungen über orientalische Literatur liefern zu können, die Herr Prof. Müller seit einer Reihe von Jahren vorgetragen hat und die aus Mangel an passenden Typen bis jetzo ungedruckt bleiben mußten; sie werden den folgenden Theilen unserer Denkschriften zur Zierde gereichen. Noch in den letzten Tagen kam das Werk zur Vorlage, welches Hr. geh. Rath v. Klenze, Mitglied der I. Klasse, über die Walhalla geliefert und in welchem er in einer des großen Baues würdigen Weise diese durch Schilderung und Kupfertafeln auf das zweckmäßigste erläutert hat.

In der zweyten oder mathem. phys. Klasse kamen außer einer Reihe von Bearbeitungen, wissenschaftlichen Aufträgen der allerhöchsten Stelle und Abhandlungen oder Berichte über physikalische, chemische, naturgeschichtliche und physiologische Gegenstände zur ausführlichen Behandlung die in mehreren Gegenden Deutschlands wahrgenommenen und vorzüglich durch Einsendungen und Berichte aus der Pfalz zu unserer Kenntniß gekommene Krankheit der Kartoffel. Von den Mitgliedern dieser Klasse, den Conservatoren v. Martius und Zuccarini wurden umfassende Arbeiten darüber vorgelegt, welche gedruckt und über das Land verbreitet dazu wesentlich beytragen werden, daß dem gefährlichen Uebel gesteuert und es in so weit gehoben werde, als es nicht von trockener Witterung und andern klimatischen Ursachen erzeugt wird.

Herr Conservator Steinheil ist auch in dem letzten Semester bemüht gewesen, die Anfertigung berichtigter astronomischer Instrumente und die Entdeckung der Galvanoplastik zu verfolgen. Er hat ein neues unter seiner Leitung ausgeführtes und für die Wiener Sternwarte bestimmtes Photometer eigener Construction vorgelegt, eben so einen verbesserten tragbaren Meridiankreis, dessen optische Axe zugleich Drehungsaxe des Kreises ist, endlich einen optischen Messer des Gehaltes flüßiger Massen, welcher eine für den Gebrauch weit bequemere Construction zeigt, als die früheren, und dessen allgemeine Verbreitung und Anwendung zur Bestimmung des Gehaltes spirituöser Getränke und des Bieres durch königlichen Beschluß bereits eingeleitet ist.

Demselben ist es gelungen, die von Sturz angegebene Vergoldung direct auf Zink und Zinn zu firiren, was von der Akademie zu Paris als unausführbar ist bezeichnet worden. Ebenso hat er eine sehr wohlgelungene matte Vergoldung, dem Pariser Matt vollkommen ähnlich, durch galvanische Legirung einer geringen Quantität Quecksilbers erhalten; während diese Versuche gemacht wurden, war er auf eine wichtige, die Spiegeltelescope betreffende Entdeckung geleitet. Nachdem er nämlich mehrere Telekopspiegel galvanoplastisch vergoldet hatte, um sie vor Oxydation zu schützen, zeigte sich die höchst überraschende und folgenreiche Erscheinung, daß sie nach einer solchen Vergoldung $\frac{1}{5}$ mehr Licht reflectirten als vorher. Dadurch ward die Möglichkeit gegeben, die Telescopspiegel selbst galvanoplastisch zu bilden und die großen Schwierigkeiten und Unkosten der ausgedehnten Glasbildung zu vermeiden.

Diese wichtige Entdeckung verspricht der Katoptrik, nachdem sie während der letzten Zeit in Deutschland fast aufgegeben war, einen neuen Aufschwung; auch hat der thätige Erfinder dieser Spiegel-Vergoldung bereits über ihre Anwendung bey astronomischen Meßinstrumenten berichtet und die Vortheile nachgewiesen, welche sie bey dem Meridiankreis und bey der parallaktischen Aufstellung großer Teleskope in der Weltare gewährten, und welcher die Hoffnung rechtfertigt, daß man auf dem Weg galvanisch vergoldeter Spiegel zu einer neuen Potenz in den Dimensionen der Teleskope kommen werde.

Endlich hat ebenderselbe eine Abhandlung über die von ihm auf dem St. Petersthurm ausgeführte Einrichtung vorgelegt, nach welcher bey Nacht in der Umgegend jeder Ort, in welchem Feuer ausbricht, sich alsogleich auffinden und erkennen läßt.

Die Abhandlung ist im Auftrage des k. Ministeriums des Innern geschrieben, welches ähnliche Einrichtungen für ganz Bayern in Aussicht gestellt hat.

Hr. Prof. Kobell legte nebst neuen galvanoplastischen Bilderdrucken die große $2\frac{1}{2}$ Schuh im Geviert haltende galvanische Kopie einer gestochenen Platte vor, bey welcher nach der von ihm angegebenen Versilberung und Sicherung gegen das Verwachsen die Schwierigkeiten gehoben sind, welche der galvanischen Vervielfaltigung größerer Kupferplatten noch entgegenstanden. Bereits sind viele zum Theile kostbare Platten nach dieser Anleitung auf das Vollkommenste copirt worden und diese Kunst kann darum als in München praktisch eingeführt, betrachtet werden.

Herr Lamont, Conservator des k. Observatoriums, fuhr fort, die Beobachtungen des Erdmagnetismus zu leiten und die Gründung des meteorologischen Vereins in einer Weise zu besorgen, daß sie schon jetzt über die Grenzen von Bayern sich weit hinaus erstreckt. Seine in der Klasse zum Vortrag gekommenen Abhandlungen betreffen die

Bestimmung der Horizontalintensität des Erdmagnetismus nach absolutem Maaße, die mittlere magnetische Deklination in München und ihre alljährliche Abnahme, die Verbesserung der absoluten Intensitätsbestimmung wegen des in den Magneten inducirten Magnetismus und eine neue Einrichtung des Differential-Instrumentes für Horizontal-Intensität, endlich eine neue Methode die absolute Intensität zu bestimmen.

In einem Vortrage über das Erdbeben zu Athen wurde derselbe durch die von ihm gemachten Beobachtungen zu dem Schluße geführt, daß Erschütterungen des Erdbebens sich von dem Erzeugungsorte auf weite Strecken ausdehnen und da wo sie nicht mehr stark genug sind um mittelbar wahrgenommen zu werden, sich noch an den magnetischen Instrumenten vermöge der Empfindlichkeit ihrer Aufhängungsart zeigen, auch von starken und plötzlichen Aenderungen der erdmagnetischen Kraft begleitet sind und außerordentliche Bewegungen der Magnetnadel zu Folge haben.

Der Druck der neuen Abtheilung ihrer Denkschriften hat die Klasse mit der Beschreibung des Pyroskops von Steinheil begonnen, welches durch eine panoramatische Zeichnung der Umgegend von München auf 8 großen Tafeln erläutert ist, daran schließt sich eine Arbeit von Prof. Schönbein in Basel, welche die Natur des eigenthümlichen Geruches erläutert, der sich sowohl am positiven Pole einer Säule während der Wasserelectrolyse, wie auch beym Ausströmen der gewöhnlichen Electricität aus Spitzen entwickelt. Dieser Abhandlung folgen Arbeiten von Herrn Professor Wagner und Conservator Lamont, von jenem über die spezifischen Differenzen verschiedenen Hyänen-Gattungen in Bezug auf Schädel und Gebiß, von diesem über die obenerwähnte Horizontal-Intensität des Erdmagnetismus nach absolutem Maaße.

In der dritten oder historischen Klasse ward außer der Bearbeitung mehrerer Aufträge der Allerhöchsten Stelle eine Reihe von Abhandlungen theils vorgetragen, theils durch Circulation zur Kenntniß der Mitglieder gebracht, welche Geschichte und Einrichtung mehrerer zum Königreich gehörigen oder an dasselbe angrenzenden Länder in früheren Jahrhunderten beleuchteten, wie vom Herrn Ministerialrath v. Fink über die städtischen Verfassungen in der Oberpfalz vor der Theilung zu Pavia, von eben demselben Beyträge zur Geschichte der im J. 1599 erschienenen höchst wichtigen oberpfälzischen Landesordnung und von Herrn Legationsrath v. Koch-Sternfeld über die Geschichte des südlichen Deutschlands von Böhmen bis Krain im 13. Jahrhundert nebst einem Codex diplomaticus.

Der Druck der monumenta boica wurde unabläßig fortgesetzt und umfaßt auch in der letzten Zeit besonders die zum Bisthume Augsburg gehörigen Urkunden. Zugleich wurde die Herausgabe eines General-Inder über die ersten 14 Bände eingeleitet und die Redaction des umfassenden Werkes dem Mitgliede der Klasse, Hr. Dr. Wittmann übertragen.

Die zweyte Abtheilung des III. Bandes ihrer Denkschriften neuer Folge beschloß die Klasse durch die Abhandlung ihres Mitgliedes des Hrn. Prof. Phillips, welche Beyträge zur Geschichte von Deutschland enthält und wird die dritte Abtheilung mit der Abhandlung des Hrn. Prof. Höfler über Bonifacius VIII. beginnen.

Mit den historischen Vereinen des Königreichs hat die Klasse einen ununterbrochenen die ihnen gestellte Aufgabe fördernden Verkehr gepflogen.

Ein allgemeines Organ ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit besitzt die Akademie außer an ihren Denkschriften an den gelehrten Anzeigen, von welchen im Laufe des letzten Semesters der 14te Band geschlossen und der 15te Band begonnen hat. Sie liefert auch in diesen Theilen ausführliche Nachricht über die Arbeiten, Vorträge und Berichte der drey Klassen und zum Theile sehr umfassende und gründliche Beurtheilung von Werken aus dem Gebiete der Wissenschaften, die uns zur Pflege empfohlen sind.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1842 Nr. 19.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. September.

Nro. 180. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung zur Feyer des Allerhöchsten Geburts- und Namensfestes Seiner Majestät des Königs, am 25. August 1842.

(Schluß.)

Da diese Anzeigen zu Folge der früher getroffenen Einrichtung über das ganze Land verbreitet werden, so geben sie eine erwünschte Gelegenheit, wissenschaftliche Mittheilung und Belehrung von der Akademie aus nach allen Seiten hin zur öffentlichen Kunde zu bringen und es darf nicht unerwähnt bleiben, daß es ein Hauptbestreben der bey ihnen betheiligten Redactoren und Mitarbeiter ist, überall auf Kunde und Beleuchtung des Neuesten und Wissenswürdigen, wie in der Litteratur so in Mathematik und Naturwissenschaften und auf dem ganzen Gebiete der Völkerkunde und Geschichte hinzuweisen. Die Akademie sieht die auf dieses Institut gewendete Mühe auch dadurch belohnt, daß der Ernst, die Unbefangenheit, und die Gründlichkeit, mit der es geführt wird, auch über die Gränzen von Bayern hinaus eine steigende Anerkennung gefunden haben.

Durch den Tod einheimischer und auswärtiger Mitglieder waren im Personal der Akademie bedeutende Lücken entstanden, welche durch die im Laufe des Sommers eingeleiteten vollzogenen und von Sr. Majestät dem König unterm 18. August l. J. bestättigten Wahlen ergänzt wurden. Folgendes ist das allerhöchste Rescript welches diese Bestättigung ertheilt:

Königreich Bayern.

Ministerium des Innern.

Seine Majestät der König haben die von der k. Akademie der Wissenschaften am 30. v. Mts. vorgenommenen und durch das vorgelegte Wahlprotokoll constatirten Wahlen Allerhöchst zu genehmigen und demnach zu bestättigen geruht:

I. Als Ehrenmitglied.

Duca Loviso di Serra di Falco in Palermo.

II. Als ordentliche Mitglieder.

A. Bey der philos. philologischen Klasse:

1) Johann von Gott Fröhlich, Rektor am alten Gymnasium zu München.
2) Heinrich Maßmann, ordentl. Prof. der Universität zu München.
3) Friedrich Windischmann, Domcapitular in München.

B. Bey der math. physik. Klasse.

1) Franz v. Kobell, ordentl. Professor an der Universität zu München.
1) Andreas Wagner, ordentl. Professor an der Universität zu München.

III. Als außerordentliche Mitglieder und zwar für die math. phys. Klasse:

1) Franz Deßberger, Rector der polytechnischen Schule zu München und außerordentlicher Professor an der Hochschule dortselbst.

2) Dr. Schafhäutl zu München.

IV. Auswärtige Mitglieder.

A. Für die philosophisch-philologische Klasse:

1) Avelino, Secretär der academie ercolanese und Director des Museo Borbonico in Neapel.
2) Graf Castiglione in Mayland.
3) Ritter Micali in Florenz.
4) Prof. Uckert in Gotha.

B. Für die mathem. physik. Klasse:

1) Beßel in Königsberg.
2) Richard Owen in London.
3) Auguste St. Hilaire in Paris.

C. Für die historische Klasse:

1) Baron v. Reiffenberg, Sekretär der Akademie in Brüssell.
2) Dr. Frd. Hurter in Schafthausen.
3) Dr. de Ram, Rektor der Universität zu Löwen.
4) Bibliothekar Böhmer in Frankf. a. M.

V. Als correspondirende Mitglieder.

A. Für die philosophisch-philologische Klasse:

Professor Dr. Zeus in Speyer.

B. Für die math. physik. Klasse:

1) Don Jose Louis Casaseca, Professor der Chemie in Havannah.
2) Professor Grunnert in Greifswalde.
3) Adrian de Jussieu in Paris.

C. Für die historische Classe:

1) Cavaliere Bianchini in Palermo.
2) Oberlieutenant v. Sprunner in Würzburg.

Außerdem geruhten Seine Majestät in Gemäßheit der Allerhöchsten Verordnung vom 22. Nov. v. J. folgende ordentliche Mitglieder der Akademie unterm 18. August Allerhöchst zu ernennen:

A. Für die philos. phil. Klasse:

Dr. Franz von Paula Hocheder, ordentl. Prof. an der Universität zu München.

B. Für die mathem. physik. Klasse.

1) Hofrath Dr. Hermann, ordentl. Prof. an der Hochschule zu München.
2) Geheimen Rath Dr. v. Ringseis, ordentlicher Professor an der Hochschule zu München.

C. Für die historische Klasse.

Dr. v. Görres, ordentlicher Professor an der Universität zu München.

Erst nachdem jene Wahlen eingeleitet waren, hat die Akademie durch den Tod zweyer ihrer Mitglieder, des Herrn geh. Raths v. Wibeking dahier und des Prof. J. Kopp in Erlangen neuen Verlust erlitten, jener vielfach bethätigt auf dem Gebiete des Wasser- und Straßenbaues und an die Spitze dieses wichtigen Dienstzweiges in Jahren gestellt, welche durch wiederholte kriegerische Katastrophen die ganze Energie eines erfahrenen Mannes in Anspruch nahm und auf dem Gebiete seiner Wissenschaft durch eine lange Reihe zum Theil sehr umfassender Werke über Wasser- und Straßenbau und Civilarchitektur allgemein bekannt. — In Joseph Kopp verloren wir einen von jenen seltenen Gelehrten, welche das Gebiet ihrer Wissenschaft bis in das fernste und tiefste zu durchdringen sich zur ausschließlichen Aufgabe eines stillen und zurückgezogenen Lebens gemacht haben, aber glücklich in dem eigenen Besitze unermeßlicher Schätze ihres Wissens, weniger von dem Bedürfnisse der Mittheilung durch Wort und Schrift getrieben werden. Doch wird seine Ausgabe des Damascius Damascenus, die erste dieses neuplatonischen Philosophen, und werden die in den gelehrten Anzeigen niedergelegten umfassenden Arbeiten über Aristotelische und Platonische Philosophie und über Wilhelm Humboldts großes Werk von der Kavi-Sprache ihm auch in der gelehrten Welt eine dauernde Achtung sichern, welche sich steigern wird, wenn aus seiner reichen literarischen Hinterlassenschaft eine vergleichende Darstellung der lateinischen und griechischen Syntaxis und ein Lexicon Aristotelicum, ein Werk von mehr als dreyßigjährigem Fleiße, zur öffentlichen Kunde gebracht wird.

Es erübrigt, die verehrlichen Mitglieder, welche für diesen Tag öffentliche Vorträge angekündigt haben, zur Haltung derselben aufzufordern.

Hierauf hielt Herr Staatsrath von Stichaner einen Vortrag über die Subsidien in Bayern vom Jahre 1740 — 1762. Nach demselben las Hr. Prof. Höfler Betrachtungen über die Ursachen, welche im Laufe des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts den Verfall des deutschen Handels herbeyführten.

Verzeichniß

der seit dem 24. July 1841 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Fortsetzung.)

Von der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften in Prag:

Abhandlungen derselben. Fünfter Folge I. Band von d. Jahren 1837 — 1840. Prag 1841. 4.

Von der Société d'histoire naturelle de Strassbourg:

Memoires, T. I. 1. Liefr.
T. II. 1. 2. 3. Liefr.
T. III. 1. Liefr. Paris 1840. 4.

Von der k. Akademie der Wissenschaften zu Stockholm:

a) Kongl. vetenskaps-academiens Handlinger för Av 1839. Stokholm 1841. 8.

b) Ärsberättelse om framstegen i Fysik och Kemi etc. Stokholm 1837. 8.

c) Ärsberättelse om Technologiens framsteg etc. Stokholm 1840. 8.

Von der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft in Zürch:

Verhandlungen derselben bey ihrer Versammlung den 2. 3. und 4. August 1841. Zürch 1841.

b. Von einzelnen Gelehrten.

Von dem Hrn. Dr. Adrian in Gießen:

Catalogus codicum manuscriptorum bibliothecae academicae Gissensis. Frankfurt a/M. 1840. 4.

Von dem Herrn F. M. Avellino, secretario perpetuo in Napoli:

a) Conghietture sopra un iscrizione sannitico, Napoli 1841. 4.

b) Descrizione di una casa dissoterata in Pompeji negli anni 1832. 1833. 1834. Napoli 1840. 4.

Von den Herren C. v. Baer und Gr. v. Helmersen in Petersburg:

a) Beyträge zur Kenntniß des russischen Reiches und der angränzenden Länder Asiens. 4 Bde. Petersburg 1841. 8.

b) Reise nach dem Ural und der Kirgisensteppe 5 Bd. 1 Abth. Petersburg 1841. 8.

Von dem Herrn Dr. Carus in Dresden:

Entwicklung der Form eines Angesichts auf einem cyclopischen Auge (acta Acad. Caes. Leop. Carol. Nat. Cur. Vol. XIX. P. II.) 4.

Von dem Herrn Dr. Gustav Crusell in Petersburg:

Ueber den Galvanismus als chemisches Heimittel gegen örtliche Krankheiten. Petersburg 1841. 8.

Von dem Herrn Dr. Franz Czech, Prof. in Wien:

a) Schicksale eines von menschlicher Bildung ausgeschlossenen Taubstummen. Wien 1828. 4.

b) Darstellung des Seelenzustandes der ungebildeten Taubstummen. Wien 1830. 4.

c) Berichtigung irriger Ansichten über Taubstumme und Taubstummenbildung. Wien 1830. 4.

d) Ueber den Einfluß der Willensbildung auf das Leben. Wien 1830. 4.

e) Versinnlichte Denk- und Sprachlehre mit Anwendung auf die Religions- und Sittenlehre und auf das Leben. Wien 1838. 4.

f) Nothwendigkeit der allein einzuführenden Elementarbildung der Taubstummen. Prag 1840. 4.

Von dem Herrn Dr. Fr. Czyzanek in Wien:

Gedrängte Skizze der durch Uebertragung des Roßgiftes auf den menschlichen Organismus sich bildenden Krankheit. Wien 1841. 8.

Von dem Herrn Fried. Drieberg, k. preußischen Kämmerer:

Beweisführung, daß die Lehre der neuen Physiker vom Druck des Wassers und der Luft falsch ist. Berlin 1841. 4.

Von dem Herrn Baron Charles Dupin in Paris:

a) Tableau des intérêts de la France, relatifs a la pro-

duction et au commerce des sucres de canne et de betterave. Seconde edition. Paris 1841. 8.

b) Observations exposeés au conseil général d'agriculture. Paris 1842. 8.

c) La vérité des faits sur les cultures comparées des colonies et de la métropole et principalement sur la question des sucres. Paris 1842. 8.

Von dem Herrn Gustave d'Eichthal, Secretaire de la societe ethnologique in Paris:

Histoire et origine des Foulahs ou Fellans. Paris 1841. 8.

Von dem Herrn Dr. Eichwald, Akademiker in St. Petersburg:

Ueber das siturische Schichtensystem in Esthland. Petersburg 1840. 8.

Von dem Herrn Ritter v. Fischer, Direktor des botanischen Gartens in St. Petersburg:

Enumeratio plantarum novarum. Petropoli 1841. gr. 8.

Von dem Herrn Dr. Fitton in Edinburg:

The silurian system from the Edinburgh revew April 1841 N. CXLVII. 8.

Von dem Herrn Dr. Foelix in Paris:

Revue étrangère et française de legislation, de jurisprudence et d'économie politique etc.

II. Serie. — 8. Année. — 1841. Tom. IV. No. 8. Aug. Paris 1841. 8.

II. Serie. — 8. Année. — 1841. T. IV. No. 9. Sept. Paris 1841. 8.

II. Serie. — 8. Année. — 1841. T. IV. No. 10. Oct. Paris 1841. 8.

II. Serie. — 8. Année. — 1841. T. IV. No. 11. Novbr. Paris 1841. 8.

II. Serie. — 8. Année. — 1841. T. IV. No. 12. Decbr. Paris 1841. 8.

III. Serie. — 9. Année. — 1842. T. I. No. 1. Janvier. Paris 1842. 8.

III. Serie. — 9. Année. — 1842. T. I. No. 2. Fevr. Paris 1842. 8.

III. Serie. — 9. Année. — 1842. T. I. No. 3. Mars. Paris 1842. 8.

III. Serie. — 9. Année. — 1842. T. I. No. 4. Avril. Paris 1842. 8.

III. Serie. — 9. Année. — 1842. T. I. No. 5. Mai. Paris 1842. 8.

III. Serie. — 9. Année. — 1842. T. I. No. 6. Juin. Paris 1842. 8.

Von dem Herrn Dott. Ambrogio Fusinieri in Vicenza:

Annali delle scienze del regno lombardo-veneto, Bimestre V. 1841. Vicenza 1842. 4.

Von dem Herrn Dr. Wilhelm Gesenius in Halle:

Ueber die Himjaritische Sprache und Schrift. Halle. 1841. 8.

Von dem Herrn G. B. Greenough, Präsident der geograph. Gesellschaft in London:

a) Memoir of a geological Map of England (sammt 6 Karten) London 1840. gr. 8.

b) Address to the royal geographical society of London. London. 1841. 8.

Von dem Herrn Joh. Aug. Grunnert, Prof. zu Greifswalde:

Archiv der Mathematik und Physik. I. Thl. 1 — 4. Heft. Greifswalde 1841. 8.

Von dem Herrn J. Hausmann, Sekretär der k. Societät in Göttingen:

Versuche zur Bestimmung der Elasticität und Festigkeit verschiedener auf den k. hannöverischen Eisenhütten verfertigten Stabeisen-Sorten. 8.

Von dem Herrn Holmboe, Professor und Univers. Präsident:

Diem natalem Augustissimi regis Caroli Joannis ab universitate regia Fridericiana etc. Christianiae 1841. 8.

Von den Herren van der Hoeven, Prof. in Leiden, und de Vriese, Prof. in Amsterdam.

Tijdschrift voor natuurlijke geschiedenis en physiologie.

Achtste Deel. 2. Stück. Leiden 1842. 8.
" " 3. " " " 8.
" " 4. " " " 8.
Negende " 1. " " " 8.

Von dem Herrn Dr. med. Jvánchich in Wien:

Kritische Beleuchtung der Blasenzertrümmerung, wie sie heute dasteht. Wien 1842. 8.

Von dem Herrn Karl Kreil, Adjunkt der k. Sternwarte zu Prag:

Magnetische und meteorologische Beobachtungen zu Prag. Prag 1841. 4.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. September.

Nro. 181. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Commentar zu Horaz's Oden, Buch I — III. Von Dr. Friedrich Lübker, Conrector an der k. Domschule zu Schleswig. Schleswig bey M. Bruhn. 1841. XIV. und 552 S.

Der unerschöpfliche Reichthum eines jeden wirklich klassischen Erzeugnisses der alten Literatur vermag der fortschreitenden Einsicht der Wissenschaft stets neuen Stoff zu Forschungen darzubieten, und noch ist kein Zeitalter mit einem Schriftsteller eigentlich fertig geworden. Wenn man vor etwa 50 Jahren berechtigt seyn konnte, durch Jani und Mitscherlich die Erklärung des damals noch in unbestrittener Glorie strahlenden Dichters für abgeschlossen zu halten, so haben wir in unsern Tagen nicht nur durch Jahn und Meineke die Kritik, durch Orelli die Interpretation des Einzelnen einen neuen Aufschwung nehmen, sondern auch den ganzen Horaz durch das Läuterungsfeuer Peerlkampischer Beurtheilung gehen, ja seinen Werth überhaupt, seinen Anspruch auf den von ihm so sehnlich gewünschten Platz unter den Lyrikern mit allem Nachdruck bestreiten sehen. Was dieses letztere betrifft, so glauben wir behaupten zu können, daß man, ohne das Wesen und die Bedingungen der antiken Lyrik zu erforschen, an den römischen Dichter einen rein modernen Maaßstab angelegt hat, daß man jeden Unterschied von moderner Weise sofort für Mangel und Fehler genommen, hingegen von den Vorzügen des Dichters, in welchen das eigentlich Poetische seiner Muse liegt, kaum eine Ahnung gehabt hat. Peerlkamp hingegen hat das unbestreitbare Verdienst, eine Menge Fragen, die zu einem tieferen Verständniß des Dichters führen, angeregt und durch seinen herausfordernden Angriff viele Kräfte zur Vertheidigung geweckt und eben damit den Besitz, den er gefährden wollte, zum größten Theil aufs neue gesichert zu haben. Aber eben weil er so sehr vieles problematisch gemacht hat, kann ein jetziger Erklärer des Horatius nicht mehr wie sonst den ruhigen Weg fortlaufender, stätiger Erklärung einschlagen; wenige Schritte kann er thun, ohne genöthigt zu seyn einen Feind zu bekämpfen, eine Frage zu erörtern, ein Problem zu lösen. So ist denn auch Hrn. Dr. Lübker's vortreffliches Werk kein Commentarius perpetuus im gewöhnlichen Sinne des Worts; denn er übergeht sogar nicht wenige Oden z. B. im ersten Buche Ode 5. 8. 9. 10. 11. 13. 18. 19. 23. 25. 26. 27. 29. 30. 36. 38, und behandelt in den andern nach vollständiger Einleitung meist nur einzelne Stellen; sondern es besteht vielmehr aus einer Reihe von Abhandlungen, größeren und kleineren Umfangs, theils über Struktur und Tendenz, über den öffentlichen Werth der commentirten Oden, theils über horazische Probleme der mannigfaltigsten Art. Durchgängige Rücksicht wird auf die Peerlkamp'sche höhere Kritik, seltener auf die Verbalkritik, genommen; die chronologischen Fragen finden Erörterung; auch fehlt es an grammatischen, archäologischen, mythologischen Ausführungen nicht. Der Charakter des Buches aber ist durchgängig ein conservativer; denn obwohl der Herr Verf. in der Vorrede p. XII. die Möglichkeit eines namentlich frühen Verderbnisses zugibt und bey Zurückweisung der meisten Angriffe Peerlkamps gleichwohl einige Stellen als zweifelhafter Natur und Abkunft hinstellt, so will er doch über keine einzige

entschieden abgeurtheilt haben, und spricht sich über die ganze Streitfrage in folgenden uns aus der Seele geschriebenen Worten aus:

„Horaz war dem Schicksal der Verderbung wohl weniger unterworfen als Andere; seine Eigenthümlichkeit in Form und Inhalt ist so groß, daß an ihm ohne Weiteres jede Copie vor dem Originale zurückweichen wird; sein dichterischer Haushalt ist so einfach und so kunstlos, verwendet so wenige und so natürliche Mittel, daß keiner es ihm darin gleich thut, jeder Nachahmer, je ähnlicher er ihm zu werden strebt, um so mehr sich von ihm entfernen wird."

Wir glauben daher unsere Dankbarkeit gegen Herrn Lübker nicht besser ausdrücken zu können, als wenn wir, eingehend auf seine conservativen Bestrebungen, den Versuch wagen, theils seine Vertheidigungen angegriffener Stellen zu verstärken, theils Anstände, über die er selbst nicht völlig hinwegkommt, zu beseitigen, theils überhaupt einige Gesichtspunkte anzugeben, durch deren Anwendung die Interpretation des Dichters noch mehr belebt, sein Werth noch fester begründet werden kann.

Gleich in der ersten Ode weiß Herr L. den meisten Schwierigkeiten, welche die Interpreten aufzufinden geneigt sind, sehr gut zu begegnen; nur wären wir in Verlegenheit, wie wir mit derjenigen Auffassung der zwey letzten, nunmehr auch von Gottfried Hermann sammt V. 1 und 2 verurtheilten Verse, welche p. 5 gegeben ist: zumal wenn es mir dabey, bey meiner Beschäftigung mit der Dichtkunst, gelingen sollte, auch Anderen, wie namentlich dir, Freude damit zu machen, in deren Augen ein Dichter zu seyn, das Maaß meiner Glückseligkeit erschöpft, — wie wir mit dieser Auffassung den Verdammungsgrund Eichstädts widerlegen sollten, der durchaus ein quod si tu me lyricis vatibus inseres fordert. Fehlen kann das Pronomen nur, wenn der Nachdruck des Gedankens nicht in der Person des Mäcenas sondern in einem andern Worte ruht, und wir glauben bey richtiger Interpretation des vielen so anstößigen, für uns absolut nothwendigen si V. 32 dies Wort in lyricis gefunden zu haben. Nämlich die Worte me doctarum hederae praemia frontium Dis miscent superis, me gelidum nemus — secernunt populo besagen nur im Allgemeinen: mich erfreut

in stiller Abgeschiedenheit vom Weltgetümmel die Poesie; das nunmehr folgende si neque tibias Euterpe cohibet etc. soll, das si genommen in dem äußerst häufigen Sinne von εἴ γε, si quidem, die Gattung bezeichnen, der er sich weiht: „Mich erfreut die Poesie, nämlich wenn oder in so fern als mich die lyrische Muse begeistert." Hieran schließt sich mittelst des kräftig, wie in Od. 3, 1, 41, fortschließenden Quod si vollkommen genau der Gedanke: wenn du mich also (nicht also bloß für einen Epoden- oder Sermonen-Dichter, sondern) für einen Lyriker anerkennst, so hab ich die höchste Stufe der Glückseligkeit erreicht. —

In der zweyten Ode will Hr. L. in V. 5 — 12 die ganze Beschreibung von der deukalionischen Fluth, deren Erneuerung nach den Vorzeichen zu befürchten stehe, mit den Kritikern lieber fahren lassen, wenn man in derselben nicht eine ächt horazische Ironie sehen dürfe auf die Gemeinheit und Blindheit der Alltagsmenschen, die vor jeder außerordentlichen Regung der Naturkräfte zittern, und dagegen die Strafe nicht sehen, die sie mit ihrem eigenen Blute bezahlen. *) Mit dieser Ansicht können wir uns durchaus nicht vereinigen. Man mag von des Dichters persönlichem Glauben an die Wunderzeichen halten, was man will, in dieser Ode, welche die Blutschuld bekennt, die in Folge des Bürgerkriegs auf dem Volke lastet, welche den sühnenden, rettenden Heiland sucht und in Augustus zu finden wähnt, dienen sie dem Dichter lediglich als poetisches Motiv, um den Ausdruck des Schuldgefühls einzuleiten, welcher den Mittelpunkt der Ode bildet. Und daß er als Dichter nach dem alten Volksglauben in gewöhnlichen Naturerscheinungen die Hand der Götter und drohende, durch die gewöhnlichen Mittel gar nicht mehr sühnbare Prodigia

*) Dieses „und dagegen" bezieht sich auf Lübker's Auffassung von V. 21 ff. audiet cives acuisse ferrum etc.: „aber stärker und richtiger als in diesen Naturzeichen vergegenwärtigt sich uns unsere Schuld an dem vergossenen Blute der Bürgerkriege." Wir sehen in diesen Versen ein durch die drohenden Zeichen veranlaßtes Sündenbekenntniß: „Ja es ist wahr; die Nachwelt wird von einer großen Schuld des Römervolkes hören."

sieht, ist dieß etwas Anderes, als schöpferische Belebung und gleichsam Beseelung des todten Naturereignisses, welche dem Dichter sowohl ansteht? Und selbst in der fast lächerlich gescholtenen Beschreibung der deukalionischen Fluth vermeynen wir einen Hauch des Horazischen Geistes darin zu spüren, daß dieselbe nicht in passiven Zuständen, sondern in Handlungen, nicht in einem unbelebten, sondern bewegten Gemälde veranschaulicht wird. Einen Fisch sich vorstellen, wie er im Wipfel der Ulme zappelt, hat allerdings etwas Lächerliches; aber so will eben der Dichter nicht aufgefaßt seyn. Der Fisch, soll man sich denken, schwimmt ahnungslos und wohlgemuth in seinem Element umher; plötzlich fühlt er sich von den Zweigen der Ulme gehalten. Die Zeitwörter egit, haesit, natarunt sind Aoriste, keine eigentlichen Perfecte. Proteus ferner ist nicht, wie Peerlkamp meynt, eine virgilische Reminiscenz aus Georg. 4, 394, sondern eine homerische; wie Od. IV. Proteus seine Robben an den Strand der Insel Pharos treibt, so mußte er sie bey der Fluth, um sie sonnen zu können, auf die höchsten Berge treiben. Endlich ist zu superjecto sicherlich terris zu suppliren; vrgl. Tac. Ann. 13, 55: solem deinde respiciens et cetera sidera vocans quasi coram interrogabat, vellentne contueri inane solum; potius mare superfunderent adversus terrarum ereptores. Ergänzt man damis, so daß man an die ertrinkenden Rehe denken muß, so setzt man das hier in speciellster Beziehung auf das schwimmende Reh so malerische pavidae zu einem bloßen Schmuckwort herab. Uebrigens ist die episodenartige Beschreibung der Fluth, mit welcher das Hauptthema für einen Augenblick unterbrochen wird, ganz analog der episodischen Schilderung von der Sangesgewalt des Orpheus in Ode 12, zu welcher wir nun übergehen wollen.

Bey keiner Ode läßt sich unsers Bedünkens in der Weisheit Peerlkamps schlagender ein völliges Mißverständniß der Kunst des Dichters aufzeigen, als in diesem zwar schlicht gehaltenen, aber äußerst kunstreich angelegten, überhaupt bewundernswürdigen Erzeugniß horazischer Poesie. Und worin beruht diese Kunst? In der einfachen Anwendung einer steigenden Klimax bey Ankündigung und einer fallenden bey Durchführung des Thema's, so daß dem quem virum aut heroa quem deum in umgekehrter Ordnung der Preis der Götter, der Halbgötter, der Menschen entspricht, während die letzte Stufe dieser fallenden Klimax, die Reihe preiswürdiger Menschen, mit vortheilhafter jedoch freyer Benützung historischer Ordnung, wiederum in Augustus culminirt. Was ist hiedurch gewonnen? Ein kostbares Herab- und Hinansteigen der lyrischen Bewegung, durch welches Augustus als die Krone und gleichsam das Ziel der Schöpfung mit dem zusammengeschlossen wird, von dem die ganze Schöpfung ausgeht. Der vom Preise des höchsten Gottes ausgehende und durch die ganze Welt des Großen im Himmel und auf Erden sich bewegende Dichter kommt am Ende bey dem Preise des höchsten Menschen an, und vermeidet den Eckel nackter Schmeicheley durch die Form der Fürbitte, in welche er den Preis desselben einkleidet. Dieses Herabsinken und Wieder-emporwogen des Gesanges vernichtet Peerlkamp, der in der eiteln Meinung befangen, als müsse Auguſt gleich auf die Götter und Heroen folgen, v. 33 — 48 ohne Barmherzigkeit streicht. In diesem Gange des Liedes liegt wie die beste Widerlegung Peerlkamps, so auch die deutlichste Hinweisung auf des Dichters Absicht, die Stellung Augusts zu Jupitern und zwar von ihrer doppelten Seite der denkbaren Coordination und frommen Subordination zu zeigen, eine Absicht, deren sittlicher Gehalt bey der künstlerischen Beurtheilung der Ode nicht in Frage kommt.

(Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß

der seit dem 24. July 1841 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Schluß.)

Von dem Hrn. Dr. Kaiser, Prof. in Leyden:

a) Het observatorium te Leyden. Leyden 1838. 8.
b) Eerste Metingen met den mikrometer, volbragt op het observatorium van s'rijks hoogeschool te Leyden. Leyden 1840. 4.

Von dem Herrn Laine, Negociant Droguiste in Paris:

Gelatine. Quelques erreurs a son egard. Paris 1842. 4.

Von Herrn Christian Lassen, Prof. in Bonn:

a) Zur Geschichte der Griechischen und Indoskythischen Könige in Baktrien, Kabul und Indien. Bonn 1838 8.

b) Die altpersischen Keilschriften von Persepolis. Entzifferung des Alphabets und Erklärung des Inhalts. Bonn 1836. 8.

c) Gymnosophista sive Indicae philosophiae documenta. Bonn 1832. 4.

Von dem Herrn Humphrey Lloyd, Prof. in Dublin:

Account of the magnetical observatory of Dublin, and of the instruments and methods of observation employed there. Dublin 1842. 4.

Von dem Herrn James Millingen in Florenz:

Considerations sur la numismatique de l'ancienne Italie, principalement sous le rapport de monumens historiques et philologiques. Florence 1841. 8.

Von dem Herrn A. F. Mandait, corresp. de l'institut roy. de France:

a) Erreurs très graves, signalées comme existant dans toutes les traductions d'Homère etc. Paris 1841. 4.

b) Réponse à Monsieur Raoul Rochette. Paris. 1841. 4.

Von dem Herrn Charles Morren, Prof. in Lüttich:

Histoire littéraire et scientifique des tulipes, jacintes, narcisses, lis et fritillaires etc. Bruxelles 1842. 8.

Von dem Herrn Grafen Carl Münster, Präs. der asiatischen Gesellschaft von Großbritanien ꝛc.:

Katalog arabischer Handschriften.

Von dem Herrn Dr. Christoforo Negri in Mailand:

a) Del vario grado d'importanza degli stati odierni. Milano 1841. 8.

b) Quadro politico d'antica istoria. Milano 1842. 8.

c) Sulle vicende dell' interno diritto publico di Roma antica. Milano 1842. 8.

Von dem Herrn Dr. Osann in Würzburg:

Die Anwendung des hydroelektrischen Stromes als Aetzmittel. Würzburg 1842. 8.

Von dem Herrn Dr. Osenbrügger, Privatdoc. in Kiel:

Ciceros Rede für T. Annius Milo mit Einleitung und Commentar. 8.

Von dem Herrn Pictet, Professeur de Zoologie in Genève:

Histoire naturelle générale et particulière des insectes nevroptères. 1. Lieferung. Geneve und Paris 1841. 8.

Von dem Herrn Quetelet, Directeur a Bruxelles:

Resumé des observations sur la météorologie, sur le magnetisme etc. Bruxelles. 4.

Von dem Signor José Victorino dos Santos e Sousa Mattos:

Nova theoria de universo. Rio de Janeiro 1840. 8.

Von dem Herrn Geheimerath von Savigny in Berlin:

System des heutigen Römischen Rechts. V. Band. Berlin 1841. 8.

Von dem Herrn Prof. Aug. Wilhelm von Schlegel in Bonn:

Indische Bibliothek, eine Zeitschrift. III. Bd. 1. Heft. Bonn 1830. 8.

Von dem Herrn N. C. Seringe, Prof. in Lyon:

Le petit agriculteur ou traité élémentaire d'agriculture. Lyon 1841. 12.

do do (questionaire.) Lyon 1841. 12.

Von dem Herrn F. G. W. Struwe, Dierector der Sternwarte zu Dorpat:

Observationes astronomicae institutae in specula universitatis caesareae Dorpatensis. Vol VIII. seu novae seriei Vol. V. Dorpat 1830. 4.

Von dem Herrn J. Vaucher, Professeur de l'academie de Genève:

Histoire physiologique des plantes d'Europe. Tome premier-quatrième. Paris 1841. gr. 8.

Von dem Herrn Paul Wiegand, Stadtgerichtsdirector in Wetzlar:

Die Corveyschen Geschichtsquellen. Ein Nachtrag zur kritischen Prüfung des Chronicon Corbeiense. Leipzig 1841. 8.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. September.

Nro. 182. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Commentar zu Horaz's Oden, Buch I — III. Von Dr. Friedrich Lübker, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Haben wir aber des Dichters Absicht hiemit richtig aufgefaßt und namentlich die Vorstellung beseitigt, als könne der Dichter in seinem Liede nur sittliche Größen verwenden, so fällt auch jeder Einwand gegen Tarquinius Superbus v. 30, den selbst Lübker in den superbis Tarquini fascibus zu finden Bedenken trägt, während wir doch fragen möchten, ob es des Dichters Absicht seyn könnte, durch die Wahl seines Ausdrucks einen ganz unabweisbaren Eindruck in der Voraussetzung hervorzurufen, daß die pede claudo nachkommende Reflexion denselben schon wieder vernichten werde. Und paßte denn Tarquinius Superbus, unter welchem Rom nach Außen mächtiger als je war, zu den politischen Größen nicht, paßte zum Gegensatz des letzten Großen aus der Königszeit die letzte streng republikanische Größe nicht? Mit kunstvoller Unterbrechung der historischen Folge tritt Cato unter die Helden der nunmehr abgeschlossenen republikanischen Vorzeit, und unter diesen am weitesten zurück, um ihn zur Vermeidung eines störenden Contrastes, wie schon von Andern bemerkt worden ist, nicht in die Nähe des jetzt regierenden Geschlechtes, der neuen Ordnung der Dinge zu bringen. Daß endlich unter Marcellus nur Augusts Schwestersohn, wie Lübker anerkennt, und unter Julium sidus nicht, wie derselbe glaubt, weil sidus eigentlich ein Complex von Sternen sey, das Julische Geschlecht, sondern eigentlich Augustus verstanden werden müsse, folgt aus unserer Auffassung, wenn sie richtig ist, von selbst.

Wir gehen zu einem weiteren horazischen Problem, der vielbesprochenen 28sten Ode des ersten Buches fort. Wir loben Herrn L., daß auch er den Irrthum aufgibt, als sey dieß Gedicht ein Dialog zwischen Archytas und einem nauta; daß er aber in demselben auch keinen Monolog anerkennt, den Monolog des Schattens eines ungenannten Schiffbrüchigen, der in der Nähe von Archytas Grab ans Land geworfen ist, und nun zuerst den bereits bestatteten Archytas, dann einen zufällig vorüberfahrenden Schiffer anredet, daß er vielmehr in der ganzen Ode von einem Ende bis zum andern nur Worte und Gedanken aus der Seele des Dichters findet, die derselbe in seiner Person auch vortragt, dieß können wir unmöglich billigen. Wir würden dem Dichter abermal den Vorwurf zu machen haben, daß er mit seinen Worten unabweisbare Eindrücke in der Voraussetzung hervorrufe, daß eine hinterdrein kommende Reflexion dieselben schon wieder zerstören werde, wenn wir Herrn Lübker glauben wollten, daß in den Versen 21 f.: me quoque devexi rapidus comes Orionis Illyricis Notus obruit undis, in den Worten: ne parce malignus arenae ossibus et capiti inhumato particulam dare, zusammengehalten mit precibus non linquar inultis, nichts liege, was zur Annahme eines im Schiffbruch Umgekommenen zwinge. Das Colorit der ganzen Ode verbläßt nach unserem Gefühl ganz unerträglich, wenn wir uns in den Stellen, wo dem Wortlaute nach ein Indivi-

duum zu einem Individuum spricht, diese Individuen geradezu wegdenken, bey dem nauta keinen in dem Augenblicke vorüberfahrenden Schiffer, bey den Gebeinen und dem unbestatteten Haupte nicht den Leichnam des redend eingeführten Schattens in unsere Vorstellung aufnehmen sollen. Und warum soll uns dieß verwehrt seyn? Weil es, sagt Herr L. p. 164, „gewiß nicht in dem dichterischen Wesen des Horaz lag, anders als wo er satyrisch die handelnden Charaktere aus dem wirklichen Leben vorführt, in rein objektiver Darstellung und dramatischer Form eine Scene zu fingiren, da in dieser Beziehung seine Poesie ganz subjektiv ist, durchaus von der Person des Dichters ausgeht und zu ihr in Beziehung bleibt.“ Allein, fragen wir, ist denn in Ode 15: Pastor cum traheret etc., in welcher der Herr Verf. vollkommen richtig keine Allegorie, sondern ein freyes Kunstwerk erkennt, nicht auch in rein objektiver Darstellung und monologischer Form eine Scene fingirt? Tritt in der genannten Ode die Person des Dichters auch nur in die geringste Beziehung zum Stoffe des Gedichts? So gut dort Nereus lediglich in seiner Person dem angehaltenen Frauenräuber Paris die Folgen seines Verbrechens prophezeyt, so gut kann dieß hier das εἴδωλον des Schiffbrüchigen, dem vorüberfahrenden Nauta gegenüber thun, wenn derselbe die allgemeine Menschenpflicht der Bestattung versäumen würde. Wenn es erlaubt ist, zu behaupten, daß in der Horazischen Lyrik unter der Benennung Ode gar Manches cursirt, was sich in der modernen Poesie seiner Eigenthümlichkeit nach von der Ode gesondert und als besondere Gattung constituirt hat, so haben wir in den beyden angeführten Oden eigentlich ein paar antike Romanzen.

Einen höchst wichtigen grammatischen Gegenstand bespricht der Herr Verf. zu den Worten der 31sten Ode: non opimas Sardiniae segetes feracis, non aestuosae grata Calabriae armenta, bey Gelegenheit der auch von Orelli recipirten Lesart feraces. Uns dünkt in solchen Fällen, wo Sinn und Gedanke nicht entscheiden kann, für die Lesart maaßgebend die Figur des Chiasmus und der Anaphora, unter welcher letzteren wir nicht bloß die Wiederholung desselben Wortes, sondern im weiteren Sinne die Wiederkehr derselben Wortfolge verstehen. Beyde Figuren sind vereinzelt oder mit einander verschmolzen fast die dominirenden Mächte in der lateinischen Wortstellung, und wirken besonders in ihrer Vereinigung einen ganz eigenthümlichen Reiz. So haben wir hier erstens Adjectiva mit Substantiven verbunden. Bezeichnen wir diese mit a, jene mit b, so finden wir das erste jener beyden Satzglieder chiastisch (b a a b), das zweyte anaphorisch gestaltet (b b a a). Aber es sind auch Accusative mit Genitiven zusammengestellt. Hiezu wählt der Dichter in beyden Gliedern die anaphorische Folge, im ersten jedoch mit dem Vortritt des Accusativs, im zweyten mit dem des Genitivs: b a b a; a b a b. Diese Mischung der chiastischen Stellung der Nomina mit der anaphorischen Casusstellung im ersten Gliede, sowie die Verzweigung zweyer verschiedenen Anaphoren im zweyten Gliede, das hiedurch ermöglichte umgekehrte Verhältniß des zweyten Gliedes zum ersten, dieß Alles bringt ein Leben, eine Bewegung in die Diction, wie sie die Darstellungsmittel der modernen Sprachen kaum annäherungsweise hervorzurufen vermögen.

Zur 34sten Ode bemerkt Hr. L. p. 185 folgendes:

„Anschauung und natürliches Gefühl sind zwar wohl der erste Ausgangspunct unserer Erkenntniß, aber wir dürfen nicht dabey stehen bleiben; die Vorsehung waltet sowohl im Gebiete der Natur als des Geistes, aber weit lebendiger und eindringlicher hier als dort. Wohl habe ich, sagt der von solcher Ueberzeugung geleitete Dichter, das von Allen als furchtbares Prodigium angesehene Niederfahren des Blitzstrahls aus heiterer Höhe erlebt; aber klarer als in diesem abergläubisch gefürchteten Phänomen erkenne ich das unbeschränkte Walten der Vorsehung in Geschichte und Menschenleben; da macht mich der schnelle Thronwechsel zwischen dem Phraates und Teridates zum aufmerksamen und erfolgreichen (?) Beobachter der Lenkungen einer höheren Macht.

Wir müssen gestehen, daß wir in der Struktur dieser Ode von einem zwar — aber nicht die leiseste Spur entdecken können. Wir construiren die Gedanken vielmehr so: ich werde von nun an den Göttern, deren Daseyn mir zweifelhaft oder wenigstens gleichgültig geworden war, wieder reichlicher und häufiger opfern; denn ein Blitz aus hei-

terem Himmel, den ich mir aus natürlichen Ursachen nicht zu erklären vermag, hat mich vom Daseyn der Götter, von ihrem Wirken in der Welt und auf dieselbe völlig überzeugt. Ja, es ist wahr! Die Gottheit hat das Geschick der Sterblichen in ihrer Hand. — Ob der Dichter hiemit seinen Uebertritt von der epikuräischen Schule zu irgend einer andern habe ausdrücken, ja ob er nur eine wirklich in seiner Ueberzeugung vorgegangene Veränderung habe darstellen, oder nur die ihm gewordene Anschauung eines merkwürdigen Phänomens zu einem poetischen Bilde benützen wollen, wagen wir nicht zu entscheiden; aber so viel scheint uns unzweifelhaft, daß das Valet ima summis mutare nicht wie ein das Vorhergehende überbietender Gegensatz, sondern wie ein aus demselben resultirendes Bekenntniß klingt. Auch die Frage Lübkers, wie sich der Dichter das Verhältniß von Diespiter, Deus und Fortuna gedacht habe, beantworten wir einfacher als er mit der Analogie von einigen äschyleischen Stellen; Agam. 661 ff. Pors.: *ἡμᾶς γε μὲν δὴ ναῦν τ', ἀκήρατον σκάφος, ἤτοι τις ἐξέκλεψεν ἢ 'ξητήσατο θεός τις, οὐκ ἄνθρωπος, οἴακος θιγών· τύχη δὲ σωτὴρ ναῦν στελοῦσ' ἐφέζετο.* S. Theb. 549: *πύργοις ἀπειλεῖ τοῖσδ' ἃ μὴ κραίνοι θεός·* ibid. 426: *πύργοις δ' ἀπειλεῖ δείν' ἁ μὴ κραίνοι τύχη*, an welcher letzteren Stelle *θεὸς* bloß eine unnöthige Vermuthung Blomfields ist. Man sieht, daß die beyden Begriffe alterniren können, daß aber wenn sie innerhalb des Bereiches einer und derselben Stelle vorkommen, *τύχη* gedacht wird als die dem Willen der Götter dienstbare Macht, gerade wie bey Homer Themis dienendes Organ des Zeus ist. Was aber Deus und Diespiter betrifft, so ist ersteres das Abstractum, die Gottheit, welchem die Vorstellung nach Belieben den höchsten Gott oder den Gesammtwillen aller Götter substituiren kann.

Auch in der Auffassung eines Theils der folgenden Ode ad Fortunam bedauern wir dem Hrn. Verf. nicht beystimmen zu können. Der Grundgedanke des Gedichts ist der einfachste von der Welt: Fortuna erhalte Cäsarn, der Kriegsheere gegen den barbarischen Norden und Osten rüstet; und die Gräuel der Bürgerkriege puro pioque duello sühnt. An den Namen der Göttin knüpft sich eine Schilderung ihrer Macht in Form der Aufzählung ihrer alle Stände, Völker und Fürsten der Welt in sich begreifenden Verehrer, eine Aufzählung, welche deßwegen gerade mit dem Tyrannen schließt, weil derselbe, gemeiner Vorstellung nach, auf der höchsten Stufe menschlicher Gluckseligkeit steht, folglich die Ungunst der Göttin am schmerzlichsten empfindet, und zweytens weil sich was der Sterbliche von ihr zu fürchten hat am grellsten in dem Bild einer Revolution abspiegelt, deren Schilderung, belebt durch das tonmalerische gedoppelte ad arma, nur an die Erwähnung des Tyrannen angeschlossen werden kann. Was Alle von der Göttin zu fürchten haben, wird an dem letztgenannten gezeigt, ne – proruas hängt strenge von metuunt ab, was eben so wenig zweifelhaft ist, als daß in dieser Strophe weder an die Bürgerkriege gedacht, noch ne proruas als ein für sich stehendes Gebet betrachtet werden darf. Die stans columna ist die Tyrannis, nicht die Säule der Volkswohlfahrt und Staatsmacht (p. 199). Was nun die beyden folgenden Strophen von der Necessitas und Spes sammt Fides betrifft, so scheint uns der poetische Fehler der ersten, welche die Attribute der Necessitas angiebt, nicht darin zu bestehen, daß uns hier ein Eindruck durch das Ohr afficiren soll, der nur dem Auge zugebracht werden kann, sondern umgekehrt darin, daß jene festen Bindemittel der Baukunst in der Hand der Nothwendigkeit kein schönes Bild geben, daß sich dasjenige, was durchs Gehör vor das Auge des Geistes gebracht werden soll, nicht gut sehen läßt. Ferner können wir unmöglich glauben, daß der Dichter deßwegen Hoffnung und Treue der Fortuna zu Begleiterinnen giebt, um dieselbe „als eine sittliche Macht zu bezeichnen, die dem Redlichen, Genügsamen, Vertrauensvollen beysteht und von selbst angehört, während sie umgekehrt das sich erhebende Haus, das mit seiner Größe und seinem Stolze oft auch den Grund zu seinem Sturze legt, meidet“ (p. 200). Wenn wir uns schlecht und recht an die Worte des Gedichtes halten, so finden wir die Göttin nur von Seite ihrer Macht geschildert und zwar in den Wirkungen dieser Macht. Daß diesen Wirkungen der Stempel der Unveränderlichkeit aufgedrückt ist, dieß be-

deutet die Necessitas; nicht, wie Herr L. meynt, daß Fortuna selbst keine unabhängige, willensfreye Macht ist, die durch ein Gewebe von Umständen und Fügungen mit unerbittlichem Zwange bedingt wird. Hiedurch würde ja der Dichter dem hohen Begriff, den er von der Macht Fortuna's geben will, den bedeutendsten Eintrag thun. Daß aber dem unwandelbaren, und in seiner Unwandelbarkeit nur erschrecklichen Wesen der Göttin tröstende Genien beygegeben sind, die Hoffnung und die Treue, das bloß und nichts weiteres besagt die folgende Strophe, deren grammatische Schwierigkeit sich unsers Bedünkens durch klare Erkenntniß ihrer Ursache hebt. Die Treue, heißt es, läßt nicht von Fortuna, wenn diese mutata veste aus den Palästen der Mächtigen feindselig auszieht. Denkt man sich nun die Fortuna im Trauergewand, so ist sie das Bild der Mächtigen selbst, welche in Trauerkleidern den glanzvollen Palast zu räumen genöthigt sind. Wird sie nun aber zugleich inimica genannt, so stellt sie nicht diese Mächtigen, sondern eben deren Feindin vor. Alle Schwierigkeit beruht also darauf, daß dem Leser zugemuthet wird, die Fortuna, welcher die Treue folgt, einmal als Bild der verfolgten Menschen, das andere Mal als die verfolgende Göttin, und zwar beydes in einem Satze, zu fassen.

Wir schließen die Besprechung einzelner Stellen mit dem gewagten, aber wenigstens nicht frivol gewagten Versuche, eine seit Sanadon heftig angegriffene und selbst von Lübker aufgegebene Stelle zu vertheidigen, die bekannten 4 Verse der von Peerlkamp ganz verworfenen 17ten Ode des dritten Buchs:

Aeli, vetusto nobilis ab Lamo,
Quando et priores hinc Lamias ferunt
Denominatos, et nepotum
Per memores genus omne fastos
Auctore ab illo ducis *) originem,
Qui Formiarum moenia dicitur etc.

*) So alle Handschriften statt der ganz unnöthigen Vulgata ducit.

Lübker hat nicht nur Peerlkamps Bedenklichkeiten gegen das Ganze der Ode sehr gut zurückgewiesen, sondern auch richtig in dem Gedichtchen einen Scherz erkannt. Mit diesem einzigen Zugeständniß sind wir schon zufrieden. Gestützt auf dasselbe sprechen wir gleich die Anrede in launigem Ton: Aelius, hochadeliger Sproße des uralten Lamus! und sehen in dem Folgenden nicht etwa eine Beschränkung, sondern eine possirliche Begründung dieser Anrede. „So muß ich dich ja nennen, da für des Lamus Stammvaterschaft zwey so gewichtige Gründe sprechen. Erstlich der Gleichklang der Namen Lamus und Lamia; die ganze Welt sagt (ferunt, ein Ausdruck nicht des Zweifels, wie unser Soll, sondern historischer Ueberlieferung; vrgl. Lübker zu dem dicitur des 5ten Verses), euere Ahnherren seyen nach jenem Lamus benannt worden; zweytens die über allen Zweifel (scilicet) erhabene Tradition der Geschlechtsregister; in diesen allen prangt der Name Lamus an der Spitze eueres Stammbaumes. Daß die Lamier in allen Geschlechtsregistern (per memores fastos) von dem alten König abstammen, und daß bey der bekannten Sucht der Römer, ihre Stammtafeln mit mythischen Ahnherren zu schmücken, diese Tafeln urkundliche Beweiskraft haben sollen, gerade das ist der Scherz, den sich der Dichter gegen den hochgeborenen Freund erlaubt. Wir müßten sehr irren, wenn sich mit dieser Auffassung nicht alle Bedenklichkeiten Lübkers beseitigen ließen. Erstens schwindet aller Zweifel an der Richtigkeit des quando, welches genau wie in Serm. 2, 5, 9 für quoniam d. h. zur Bezeichnung eines ausgemachten, allgemein anerkannten Grundes steht, somit gerade hier der Begründung einen komischen Anstrich giebt. Zweytens treten die beyden mit et — et verbundenen, bisher für tautologisch genommenen Glieder in richtigen Gegensatz. Endlich ist die Verbindung originem ducis per fastos; wenn nur das per richtig verstanden wird, just eine der Pointen des Scherzes.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. September.

Nro. 183. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Commentar zu Horaz's Oden, Buch I — III. Von Dr. Friedrich Lübker.

(Schluß).

Stellen wir nun vollends noch, was so leicht geht, das urkundliche ducis wieder her (du ganzes Enkelgeschlecht leitest u. s. w.), so möchte wohl schwerlich ein begründeter Zweifel ungelöst bleiben, und an einem ziemlich eklatanten Beyspiel der Beweis geliefert seyn, wie sehr die höhere Kritik Ursache hat, vorsichtig zu seyn. So verzweifeln wir auch noch nicht an der Rettung der Strophe Testis mearum centimanus Gyges etc. (III. 4, 69 — 72), obwohl sie Lübker gleichfalls aufgiebt; es ist dieß einer der wenigen Punkte, in welchen wir mit seiner vortrefflichen Behandlung des großen Odencyklus III. 1 — 6 nicht übereinstimmen können.

Wir erlauben uns noch einige allgemeine Gesichtspunkte anzugeben, von denen bey der Erklärung der Horazischen Oden, wie uns dünkt, noch häufiger ausgegangen werden sollte, während der an sich höchst achtbare Scharfsinn und die große Gelehrsamkeit, womit man heutzutage die Zeit der Abfassung fast aller Oden zu bestimmen sucht, für das poetische Verständniß in vielen Fällen unläugbar sehr wenig ausgibt.

Die moderne Lyrik hat nach und nach die Eigenthümlichkeit angenommen, daß sie die Empfindungen und Regungen des Gemüthes, statt sie bloß in Worte zu kleiden, zergliedert und gleichsam analysirt. Hiemit im Gegensatz durchforschen die Antiken, wenn sie Gefühlen einen Ausdruck leihen, das Wesen derselben bloß nach Innen so wenig, daß sie kaum irgend eine subjektive Bewegung ausgesprochen haben, als sie schon wieder Behufs der Darstellung nach Bildern und Anschauungen der Außenwelt greifen; nicht als ob sie nicht auch einer starken und innigen Empfindung fähig gewesen wären, sondern weil sie auch in der Sphäre des Gefühlslebens lieber im hellen Tageslichte der sichtbaren Welt, als in den unsichtbaren Tiefen der Seele verweilen wollen. Daher kommt es, daß in unserer Zeit, die nicht gesund genug ist, um das trübselige Wesen kraftloser Melancholie und jene verrufene Koketterie mit dem Schmerz entbehren zu können, Stimmen laut geworden sind, als hätte den Alten die rechte Gluth der Empfindung und eben deßwegen das Feuer des lyrischen Geistes gefehlt. Allein dieß ist gewiß nur zum Theile wahr. Gefühl und Empfindung fehlt nicht sowohl, als daß sich das innere Leben des Geistes recht klar nach Außen herausstellt, und statt sich auf mystisch heimliche Weise in sich selber zu vertiefen, nach Form und Gestaltung, nach einer Abschilderung fürs Auge, mit einem Worte nach Malerey strebt. Oder sollte der Dichter nicht tiefgehender Empfindung fähig gewesen seyn, der in der zweyten Ode des dritten Buches das berühmte Bild entwarf: illum ex moenibus hosticis matrona bellantis tyranni prospiciens et adulta virgo suspiret: Eheu ne rudis agminum sponsus lacessat regius asperum tactu leonem, quem cruenta per medias rapit ira caedes. Lübker bemerkt hiezu p. 311: „Dieß ist die Kunst des Dichters, der mit Worten zu malen versteht; es ist nicht Poesie, sondern Malerey; nicht den innern Sinn, sondern das Auge

muß man darauf richten.“ Vortrefflich! Aber warum sollte das nicht Poesie, nicht ποίησις im edelsten Sinne des Wortes seyn, wenn die Tapferkeit eines jungen Römerhelden in einem Gemälde dargestellt wird, welches nicht nur eine Fülle von Anschauungen vors Auge führt, sondern auch in diesen Anschauungen eine kleine Welt von Gefühlen, die sich uns mittheilen, verkörpert? Und so ists mit den meisten und schönsten Gemälden des Dichters; man darf sich der Anschauung, die er uns bereiten will, nur hingeben, und man wird bald gewahr werden, wie viel Gemüth, wie viel Innerlichkeit diesen Anschauungen das Daseyn gegeben. Und diese Verbindung einer reichen Gemüthsentfaltung mit der Pracht oder Lieblichkeit objektiver Anschauung ist das erste, was wir von den Auslegern mehr berücksichtigt wünschten. Wie viel schlagender hätte Lübker die Peerlkamp'sche Mißhandlung der 25sten Ode des dritten Buchs widerlegen können, wenn es ihm gefallen hätte, das Gemälde auszuführen, das der Dichter in den Worten skizzirt: Non secus in jugis exsomnis stupet Emus Hebrum prospiciens et nive candidam Thracen ac pede barbaro lustratam Rhodopen etc. In heller Mondscheinnacht, denn eine solche muß bey der Weite der angegebenen möglichen Aussicht vorausgesetzt werden, feyern die Mänaden das nächtliche Fest ihres Gottes auf einem Gebirge Thraciens, und warum nicht auf dem Hämus? Eine derselben arbeitet sich in bacchischer Begeisterung durch Waldesdickicht den Berg hinan; plötzlich tritt sie, noch ehe sie es ahnen konnte, auf einen nicht mehr bewachsenen Gipfel heraus, und, vom Monde beschienen, liegt das schneebedeckte *) Thracien vor ihren Füßen (vgl. Liv. 40, 21); links strömt in seinem weiten Bogen der Hebrus, rechts bildet das rhodopeische Gebirge den majestätischen Hintergrund. Welches Gemälde! Eine mondbeleuchtete Schneelandschaft, geschaut von solcher Höhe herab, in solcher Ausdehnung, von solchem Strome belebt, mit solcher Begrenzung! Peerlkamp findet hier nichts im Dichter als wohlklingende Worte; Lübker meint nur, das habe Peerlkamp nicht bewiesen; wir unseres Theiles sind der Ueberzeugung, daß kein Dichter dasjenige stupere und mirari, dessen übermannende Gewalt ins innerste Leben des Menschen dringt, prachtvoller und ergreifender dargestellt habe.

Eine zweyte von den Interpreten noch nicht genugsam hervorgehobene Kunst des Dichters ist die der Gruppirung. Als Beyspiel wählen wir Carm. I. 31, 3 — 12, um abermal einen Beytrag zur Würdigung Peerlkampischer Kritik zu geben, indem dieser Gelehrte V. 9 — 16 dieser Ode für unächt erklärt. Mit Lübkers Gegenbemerkungen sind wir nicht ganz einverstanden; wir fügen ihnen noch Folgendes bey. Nachdem das Gedicht mit der Frage begonnen: Quid dedicatum poscit Apollinem vates? etc., schildert er zunächst, was er sich nicht wünscht (3 — 15), nämlich kein reiches Besitzthum. Indem er aber diesen Ausdruck poetisch variirt, thut er es zuerst in einer Reihe bloß gegenständlicher, keine Handlung enthaltender Bilder. Diesen stehen die wogenden Kornfelder Sardiniens den stattlichen Heerden auf calabresischer Trift, die ruhende Pracht des Goldes und Elfenbeins der anmuthigen Einsamkeit eines vom Liris bespülten Landgutes gegenüber. Zweytens aber führt er die Vorstellung des Reichthums in belebten, handelnden Bildern aus. Wir sehen die kostbaren Weinberge von Cales von fleißigen Winzern bearbeitet; wir sehen dagegen die städtische Pracht des reichen Kaufherrn, der den köstlichsten Wein aus goldenen Humpen trinkt. Und diese Strophe, in welcher des Dichters Phantasie so augenscheinlich nach den vorhergehenden Naturanschauungen gegensätzlich zu lebendigen Bildern des Reichthums fortschreitet, soll nach Peerlkamp, dessen sonstige Ausstellungen wahre Kritteleyen sind, tautologisch klingen. Er verräth hiemit, daß er keinen Sinn für die Gruppirung hat, welche noch etwas anderes ist als die ihm von Lübker entgegengehaltene chiastische Struktur der ganzen Ode, von welcher wir uns besonders deßwegen nicht überzeugen können, weil wir Lübkern nicht glauben, daß premant Calena falce nur die Beschäftigung mit dem Besitz, nicht den Besitz selber bezeichne, und daß me pascant olivae mit premant etc. dergestalt correspondire, daß jenes erstere die äußeren Mittel zum Ziel Horazischer Glück-

*) Daß die bacchischen Trieterica im Winter gefeyert wurden, findet sich ausdrücklich bezeugt bey Ovid. Fast. I, 394.

seligkeit gegenüber den das Glück des Reichen bedingenden Mitteln darstelle. Wir finden ganz einfach folgenden Gegensatz: ich wünsche mir von Apollo nicht Reichthum, sondern bin genügsam (paseunt, nicht paseant, ist die am besten beglaubigte Lesart); aber mein bescheidenes Glück möge der Gott mir erhalten sammt derjenigen Frische des Leibes und Geistes, die mein Alter vor Thorheit und Mißachtung schützt und des Saitenspieles nicht verlustig gehen läßt. — Mit dieser Bemerkung gegen Lübker wollen wir uns zugleich gegen das künstliche Aufspüren von Gruppen verwahrt haben, das Lübker selbst an mehreren Stellen mit so vielem Recht an Monich tadelt.

Drittens wünschen wir von den Auslegern in den Oden dasjenige schärfer ins Auge gefaßt, was wir uns erlauben die lyrische Handlung zu nennen. Wir verstehen darunter den Wechsel und Fortschritt der Stimmung, die Bewegung und den Verlauf der Gefühle des Dichters. Es bleiben sich diese in vielen Oden nicht gleich; es geht innerhalb des Liedes etwas vor. Wir würden diese Bemerkung als trivial unterdrücken, wenn wir nicht sehen müßten, daß von jener lyrischen Handlung gerade bey derjenigen Ode geschwiegen worden ist, in welcher sich dieselbe am deutlichsten und, wo wir nicht irren, auch am schönsten ausdrückt, bey der Ode nunc est bibendum. Lübker spricht zwar p. 201 von dem außerordentlich raschen, beynahe stürmischen Lauf dieser Ode, deutet auch auf eine Art von politischer Nothwendigkeit, den letzten Schritt der Königin anzuerkennen, hin; aber hiemit ist das Wesen der inneren Bewegung der Ode noch nicht ausgesprochen. Die Ode beginnt mit lautem Siegesjubel. Dieser Jubel geht über in Römerzorn, daß das üppige Weib des Fremdlands mit ihrem schnöden Heere gewagt hat, ihre Hand nach einer römischen Königskrone auszustrecken (quidlibet impotens sperare). Den Erfolg des rasenden Beginnens malt das Bild vom Habicht und der Taube; der Zorn des Römers geht über in Hohn. Da tritt ihm vor die Seele, daß diese Taube dennoch edler Art war, und Jubel, Zorn und Hohn lösen sich im versöhnten Gemüthe de Dichters in die Stimmung bewundernder Anerkennung auf.

Das Vorhandenseyn oder Fehlen dieser lyrischen Handlung muß relevant werden für die höhere, besonders ästhetische Kritik des Dichters; denn wenn wir uns auch durch letzteres nicht sofort bestimmen lassen, eine Ode für unächt auszugeben, so wird doch der Werth einer solchen minder hoch anzuschlagen seyn. So bekennen wir z. B., daß wir, wenn es uns andere Rücksichten gestatteten, bey keiner Ode so sehr versucht wären, auf Peerlkamps Verwerfungsurtheil einzugehen, als bey der 15ten des zweyten Buchs: jam pauca aratro jugera regiae moles relinquent etc.; nicht als ob nicht manches Einzelne ganz ächt horazisch klänge, sondern weil ihre ganze Composition in dem, wie Lübker richtig sagt, nackten Gegensatz des Jetzt und Früher aufgeht. Indem dieser Gegenstand ohne alle Bewegung in der Form des bloßen Nebeneinander sich darstellt, wird die Ode hölzern, und der Dichter müht sich vergebens, durch künstlichen Ausdruck den Mangel innerer Bewegung zu verdecken.

Kaum wagen wir bezüglich der Auslegung des Dichters einen vierten Wunsch laut werden zu lassen, da derselbe auf einer Voraussetzung beruht, die man nicht sogleich gelten lassen dürfte, daß nämlich der Dichter die Reihenfolge seiner Oden bey der Herausgabe mit Sinn und bestimmter Absicht geordnet hat. Doch wenn man erwägt, daß, wie auch Lübker anerkennt und nachweist, die sechs ersten Oden des dritten Buches wenn auch nicht disjecta membra eines größeren gnomischen Gedichtes sind, doch im unverkennbarsten Zusammenhange stehen, so dürfte die Vermuthung nicht allzukühn seyn, daß der Dichter auch anderswo einige Oden mit kenntlicher Absichtlichkeit zusammen geordnet hat, und dieß von seinen Lesern wahrgenommen und empfunden wissen wollte. Von der kleinen letzten Ode des ersten Buchs Persicos odi, puer, apparatus in ihrem Verhältniß zu der vorhergehenden nunc est bibendum hat Orelli schon das Nämliche bemerkt. Und in der That bekommt auf diese Weise betrachtet das kleine Gedichtchen einen ganz eigenthümlichen Werth. Wir kommen von den großen Geschicken der Römerwelt, von dem erschütternden Tode einer in maaßloser Begierde untergegangenen Königin her, um eingeführt zu werden in das behagliche Stillleben eines genügsamen Dichters. Wir sehen diesen in einer Reben-

laube, in herbstlicher Jahreszeit (rosa sera), so daß wir uns die Laube wohl mit Trauben behangen vorstellen, wie er sich anschickt, eine heitere Stunde zu verleben; aber wir finden ihn nicht bey einem lärmenden Gelage; er ist mit seinem Mundschenken allein. Freylich will er der Sitte gemäß sein Haupt bekränzen, aber nicht mit seltenen, nicht mit künstlich geflochtenen Blumen; es genügt ihm ein einfacher Myrthenzweig. In diesem Gemälde ist so viel Ruhe, ein so wohlthuender Hauch vergnügter Befriedigung, in jenem andern so viel Sturm und Drang, so viel Ungestüm begehrlicher Leidenschaft, daß man sich schwerlich entschließen wird, die Nebeneinanderstellung dieser Contraste dem Zufall und nicht der ordnenden Hand des Dichters zuzuschreiben. Leider hat Herr Lübker die kleine Ode nicht commentirt, so daß wir seine Ansicht über den besprochenen Gegenstand nicht wissen. — Nicht minder drängte sich uns die Vermuthung absichtlicher Zusammenstellung bey der sechsten und siebenten Ode des zweyten Buches auf. Beyde sind an Freunde, an innig geliebte Freunde gerichtet, von denen Septimius der Genosse seines Alters, ja derjenige seyn soll, der ihm den letzten Liebesdienst der Bestattung erweist, während der andre, Pompejus, ein alter Kriegsgefährte des Dichters, nach vielen Abentheuern vielleicht in Folge des von Sextus Pompejus mit den Triumvirn geschlossenen Friedens ins Vaterland heimgekehrt, mit Jubel begrüßt und zu heiterster Feyer des Wiedersehens eingeladen wird. Die erstere Ode ist durchaus ernsthaft gehalten und verklingt mit jenem unvergleichlichen: ibi tu calentem debita sparges lacryma favillam vatis amici im Tone sanfter Rührung; die zweyte dagegen ist humoristischer Natur; kein Wort in derselben ist in ernstem Muthe gesprochen; auch endet sie im grellsten Contrast mit der vorhergehenden im Tone bacchantischer Lust. Warum also nicht auch hier eine Wahl des Dichters in der Stellung dieser Oden anerkennen, und wenn dadurch ein helleres Licht über das Wesen beyder verbreitet wird, warum denn jene vielbesprochene Strophe tecum Philippos et celerem fugam etc., in welcher wir entschieden der Worterklärung Peerlkamps beytreten, und die gleich folgende homerische, hier launig verwendete Reminiscenz sed me per hostes Mercurius celeres etc. so gar ernsthaft nehmen? Es ist weder Geständniß persönlicher Feigheit, noch Mangel an Vaterlandsliebe, noch Verrath an der guten Sache, wenn ein paar alte Kriegsgefährten von 1806 nach dreyßigjähriger Trennung sich wiedersehen und nunmehr, nachdem unterdessen eine neue Ordnung der Dinge die Gestalt der Welt verändert hat, der Eine den Andern gutmüthig scherzend fragt: Weißt du noch, wie wir bey Jena miteinander davon gelaufen sind? Dort ist manches Gewehr weggeworfen, manche Tapferkeit zu Schanden worden, und mancher Prahlhanns hat um Pardon gebeten! Wir fühlen gar wohl, daß solcher Scherz nicht jederzeit am Orte ist, daß er in den auf das Unglück unmittelbar folgenden Jahren mehr denn unziemlich seyn würde; ist ers aber auch dann noch, wenn eine solche Niederlage bereits der Geschichte angehört und in ihren Folgen von der Gegenwart nicht mehr empfunden wird?

Doch es ist Zeit, die Freunde des Dichters, statt sie mit unsern Wünschen und Vermuthungen länger zu behelligen, auf die reiche Belehrung hinzuweisen, die selbst den reiferen Kenner der horazischen Muse bisweilen überraschen dürfte. Nur erlauben wir uns noch, den von uns hochgeehrten Herrn Verfasser im Fall einer neuen Auflage hin und wieder, z. B. gleich bey dem te rursus in bellum resorbens etc. derselben Ode, um größere Deutlichkeit der Auseinandersetzung zu bitten. Fortgesetzte Studien werden ihn zweifelsohne bey andern Stellen, wo er jetzt noch zwischen verschiedenen Erklärungen die Wahl läßt, zu definitiver Entscheidung befähigen. Auch gefällt es ihm dann vielleicht, alle Oden zu commentiren oder sich wenigstens über die Gründe, die ihn zur Weglassung nicht weniger bestimmt haben, zu erklären. Daß des Dichters Ruhm bis zur Erscheinung einer neuen Ausgabe der Lübker'schen Arbeit von gewissen Seiten her erschüttert seyn werde, fürchten wir wahrlich nicht. Göthe hat einmal gesagt: wo ich große Wirkungen sehe, pflege ich große Ursachen vorauszusetzen. Und es möchte nicht viel Dichter in der Welt geben, die sich in Absicht auf Wirkung dem venusinischen Sänger an die Seite stellen ließen.

Dr. C. Fr. Nägelsbach.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. September.

Nro. 184. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Charakteristik des Horaz. Ein Beytrag zur Literaturgeschichte, von Wilh. Sigm. Teuffel. Leipzig bey Otto Wigand 1842. 94 Seiten in 8.

Man kann folgende Stellen als Resultat dieser Schrift betrachten. S. 47: Die Satyren sind diejenigen von H's. Werken, in welchen sich sein innerstes Wesen am reinsten abspiegelt, und wodurch er sich ein ewiges Denkmal in der Geschichte der Literatur errichtet hat, ein Denkmal, vor dem man noch mit Liebe verweilen wird, wenn seine Oden längst vergessen sind (denn den Ballast der Vergangenheit wird die Zukunft doch einmal über Bord werfen müssen) oder höchstens dazu gebraucht werden, unsre Kenntniß von der griechischen Lyrik zu vervollständigen. Dann über Satyren und Episteln S. 62: In beyden ist dieselbe Tendenz, dasselbe Resultat, aber ein verschiedener Ausgangspunkt, sie sind aus einer verschiedenen Stimmung und Bildung des Subjekts ausgegangen. Endlich über den Lyriker S. 72: Zu einem ausgezeichneten Kritiker hat er alles Talent; an Geist, Geschmack, Scharfblick, Menschenkenntniß, Formbeherrschung sucht er seinesgleichen nicht bloß in der römischen Literatur; aber diese Eigenschaften konstituiren noch lange nicht einen wirklichen „großen, herrlichen" Dichter. S. 76: die horazische Lyrik ist ein Produkt der reinen Willkühr; sie ist, um bekannte Schlagwörter anzuwenden, nicht etwas Gewordenes, sondern etwas Gemachtes. Die Impulse sind ganz äußerliche. S. 85: Nicht sein Innerstes ist es, was H. in diesen Gedichten auslebt, sondern wir haben in ihnen nur die Früchte seiner Studien und Uebungen. — Um zu diesen Resultaten zu gelangen, ist der Verf. nach S. 21 auf das innerste Wesen des H. zurückgegangen. Im Allgemeinen argumentirt er in der Weise, daß er zeigt, es habe Horaz nach den gegebenen Umständen ein Solcher werden müssen; und ein Solcher sey freylich gemacht zum Satyriker, nicht aber zum Lyriker; und so sey er das Eine nicht, wohl aber das Andre geworden. Wer nun nicht bloß dem Dichter eine richtige Beurtheilung, sondern auch dem Verf. der Charakteristik das Gelingen seines Unternehmens gönnen möchte, wird hier zuerst fragen, was Hr. T. von des Dichters Natur gesagt, und wie er seine Ansicht von der Natur des Dichters begründet habe? Denn die Umstände, unter denen der Mensch lebt, Erziehung, Studien, Verhältnisse, kommen ja, wenn das „innerste Wesen" konstruirt werden soll, erst in zweyter Stelle an die Reihe. Hr. T. hat über die Natur H's. Manches gelegentlich bemerkt, aber derselben keine besondere Betrachtung gewidmet, und demnach auch keine wirkliche Begründung seiner Ansicht von H's. Natur gegeben. Wenn Hr. T. sein Urtheil über den Lyriker, welches die Hauptsache in der Schrift ist, aus dem innersten Wesen des Menschen ableiten wollte, so mußte er uns das innerste Wesen des Menschen an seinen Werken und insbesondere auch an den Oden nachweisen. Er hat aber nach S. 7. eigentlich bloß den apriorischen Theil ausgeführt; der aposteriorische fehlt hier fast ganz: wozu er S. 8 einen nach des Ref. Ueberzeugung unzureichenden Grund angibt. Uebrigens möchte man fragen, warum der Verf., wenn er einmal die lyrische Befähigung H's. einer Prüfung unterwerfen wollte, nicht den nächsten Weg eingeschlagen, nicht den Begriff des lyrischen Gedichts aufgestellt, und dann gezeigt habe, daß H's. Oden, welche für die besten gelten, diesem Begriffe nicht entsprechen? Man kann aber auch, wenn man sich den

Weg gefallen läßt, auf dem uns Hr. T. führt, sich des Eindrucks nicht erwehren, daß uns hier mehr ein sophistisches Kunstwerk, als eine Frucht unbefangener Forschung vorgeführt werde: wobey man allerdings das bedeutende Talent und die Studien des Verf. anerkennen muß. Schon die Vergleichung der griechischen und römischen Nationalität, die übrigens, wie die ganze Schrift, von Hegel'schen Sätzen ausgeht, treibt unter manchem Wahren die eine und die andere Eigenthümlichkeit so sehr auf die Spitze, daß sie, so ausgedrückt, die Wahrheit verliert. Dem Römer, heißt es S. 25, gelte für ruchlos, für Impietät, an der Verfassung zu ändern, während der griechische Staat immer neu geboren seyn wolle aus dem Willen seiner Mitglieder. Das Tribunal, die Censur und vieles Andre war eine Aenderung der römischen Verfassung; und, da dem Verf. Athen der ausschließliche Repräsentant des griechischen Geistes ist, so könnte man ihn fragen, auf welcher Seite, ob in Rom oder in Athen, mehr Aenderungen der Verfassung zum Vorscheine kommen? So hat nach S. 28 der Grieche das Verkehrte im Theater belacht, der Römer sich an der Thorheit gestossen, sich darüber geärgert, einen unwiderstehlichen Drang empfunden, das Unzweckmäßige, Extravagante zu vernichten. „Die tugendhafte Substanz, deren Werkzeug er in Allem war, ballte ihm die Faust, das ausgeartete Partikuläre mit einem gewaltigen Schlage niederzuschmettern.“ — „Die Satyre ist so alt als der römische Geist, nur trat sie früher in einer andern Gestalt auf, als Spruch des Censors, als stillschweigende oder thätliche allgemeine Verachtung dessen, was in einer spätern Zeit Gegenstand der Satyre wurde.“ Und so soll denn aus dem römischen Zorn die Satyre, wie aus dem griechischen Humor die Komödie mit einer gewissen Naturnothwendigkeit hervorgegangen seyn. Die zufällige Gestalt der Satyra gehört freylich den Römern an, aber die materielle Satyre allen civilisirten Völkern, nicht von vorne herein als Strafgerechtigkeit, sondern von dem Punkte ihrer innern Entwicklung an, wo, um einmal in des Verf. Weise zu reden, die Inkongruenz der Substanz mit der Idee in der Art hervortritt, daß das Unrechte, Unschöne und Unzweckmäßige mit einer gewissen Prätension als das Rechte, Schöne und Zweckmäßige gelten will. Der Boden der Satyre ist nicht der natürliche gesunde Zustand der menschlichen Gesellschaft, wie um die Zeit der Perserkriege und im fünften Jahrhundert Roms, sondern die Künstlichkeit des Daseyns, und ihr Gegenstand ist nicht das Partikuläre (wenn auch das Partikuläre als Mittel der Darstellung dienen muß), sondern das Allgemeine, nicht das Unmoralische an sich, sondern die Verkehrtheit. Ref. weiß nicht, ob Aristophanes, wie S. 27 gesagt wird, einer der größten Humoristen sey; aber das weiß er, daß derselbe ein unvergleichlicher Satyriker ist, wenn er gleich keine Satyra verfaßt hat. Der Humor ist nach Hrn. T. das Produkt des Verstandes, welcher die Inkongruenz des Seyns mit der Idee bemerkt und hervorhebt, andrerseits des Gemüths, das sich doch mit diesem Seyn innerlich zusammengewachsen fühlt, und *weint*, daß es darüber lachen muß. Von diesem Weinen hat Ref. bey Aristophanes nicht die leiseste Spur gefunden; aber die Satyre geht durch und durch.

In gleicher Weise, wie dem Griechen der Humor, dem Römer der Zorn zugetheilt wird, spricht der Verf. dem letztern die Anlage zur Lyrik ab, und nur dem erstern zu. Hätte er diese Anlage nach einem Mehr und Minder vertheilt, so wäre das eine freylich längst anerkannte Wahrheit gewesen. So aber wird des Verf. Urtheil geradehin unwahr, sowohl an sich selbst als in seinen Gründen. Der Geschmack des Römervolkes am „Metzgerhaften, Menschenfresserischen“ wird unter Andrem mit a. p. 185 sq. (**ne pueros coram populo etc.**) belegt, während man nur bis v. 188 zu lesen braucht, um zu sehen, wie gar nichts für diese Meinung in der Stelle liege. Die gemeine Wirklichkeit in der römischen Komödie, die sich als das Absolute geltend macht, die Schlauheit, die Pfiffigkeit ihrer Helden wird als der Ausdruck des römischen Volkscharakters gegenübergestellt dem in der attischen Komödie wehenden Geiste der Griechen, worin „das Spiel der kleinen Leidenschaften nicht als das in sich Berechtigte erscheint, sondern an sich selbst die Kritik vollzieht, indem es sich blamirt, sich lächerlich macht.“ Dieß sagt der Verf. von der *ganzen* attischen Komödie, ohne des Unterschieds in ihren Perioden zu gedenken, und ohne auch nur einige Rücksicht darauf zu nehmen, daß die römische Komödie selbst griechisch ist. „Nir-

gends," heißt es S. 33, „nach keiner Seite sehen wir für die Lyrik einen Platz in dem römischen Geiste, nichts veranlaßt uns aber auch, für sie einen solchen aufzusuchen." Die Frage, ob die römische Natur Anlage zur Lyrik gehabt habe, wird am sichersten durch die Sprache des Volks entschieden. Wenn die Sprache es vermag, wahre, zarte, starke und tiefe Empfindungen adäquat auszudrücken, so hat auch in dem Volke, dessen Geist die Sprache erzeugte, die Anlage zum Liede gewohnt. Und wer könnte jenes läugnen, der auch nur die Elegiker gelesen hat?

Auch da, wo der Verf. den Bildungsgang des Dichters darstellt, und wo die von ihm den Umständen vor der Natur eingeräumte Priorität besonders grell hervortritt, steigert er die seiner Ansicht günstigen Umstände bis zur Ungebühr. Er schreibt gegen H's. eigenes Zeugniß dem Homer nur geringen Einfluß auf dessen Bildung zu, dagegen desto mehr der Erziehung des Vaters, dem als Freygelassenen an der Substanz der Römerwelt nichts lag, der nach seiner kammerdienerischen Betrachtungsweise den Sohn zwar auch zu einer in sich tüchtigen, gesunden Persönlichkeit heranbilden wollte, diesen aber auch auf seinen philiströsen und engherzigen Standpunkt, sein Ich auf sich selbst stellte, ohne positiven Inhalt, ohne römisches Interesse. Um einen positiven Inhalt bey Dichtern und vornehmlich bey Philosophen zu gewinnen, geht H. in einer Art von Zerrissenheit nach Athen, und nach der kurzen politischen Begeisterung durch Brutus wieder nach Rom, wo er, auf seinen alten, rein kritischen Standpunkt zurückgeworfen, für's erste in einer nihilistischen Stimmung lebte. Daraus wird dann abgeleitet, daß H's. Auftreten als Dichter nur ein Verhalten seines Ichs zu andern Persönlichkeiten zeige. Bey Gelegenheit der Vermuthungen, womit man Anomalien in der a. p. zu erklären gesucht hat, sagt Hr. T. S. 66: Ich hasse alle solche Flucht ins gränzenlose, nebelhafte Gebiet der Möglichkeiten, und halte mich an das thatsächlich Vorliegende. Aber wie? sind denn diese seine Behauptungen über den Standpunkt, auf welchen H. vom Vater gestellt worden, über den Mangel an römischem Interesse, über Zerrissenheit, kritischen Standpunkt und nihilistische Stimmung etwas Andres als Möglichkeiten, denen zum Theile die vorliegenden Wirklichkeiten, zum Theile des Verf. eigene Zugeständnisse widersprechen? Was H. von seinem Vater berichtet, dient zum klaren Beweise, daß der Mann sich über seinen Stand und die utilitarische Ansicht weit erhob. Und wäre der Vater auch derjenige gewesen, den Hr. T. aus ihm macht, so bewiese des Dichters Sicherheit und Unabhängigkeit, selbst gegenüber von Augustus (S. 44), das Exklusive und Aristokratische in seinem Wesen (S. 58), so bewiese für sich allein Ep. I. 7, daß von des Vaters Betrachtungsweise auf den Sohn nichts übergegangen sey. Sein römisches Interesse, d. i. seinen römischen Kosmopolitismus, das natürliche Surrogat derjenigen Gesinnung fürs Vaterland, die keinen Boden mehr fand, bewies H. durch eine seiner frühesten Epoden: und daß dieses Interesse ihm fortwährend inwohnte, daß er die Idee eines römischen Kosmopolitismus nährte und ausbildete, zeigen viele Oden aus seinen reifen Jahren, vornehmlich des dritten Buches. Aber der ganze Grund, den der Verf. von diesem Mangel an römischem Interesse gegen H's Befähigung zum Lyriker hernimmt, ist in sich selbst vollkommen nichtig; wie von S. 73 an die Ausstellung gegen H., daß es nicht der höchste Inhalt gewesen, den er in sich gesaugt habe, daß er (was unrichtigerweise behauptet wird) überwiegend ganz abstrakte Themata in den Oden habe; daß er nicht die gewaltigen römischen Ideen von der Größe und Unvergänglichkeit des Römerreiches, nicht Ruhm, Sieg, Vaterland, Manneskraft, nicht die alten, starken Götter besungen, sondern sich an die allgemein menschlichen Begriffe, Freundschaft, Liebe, Wein gehalten habe. Dieß ist darum ganz und gar nichtig, weil vom Inhalt, also auch vom Interesse hinsichtlich des Gegenstandes gar kein Grund für oder wider die lyrische Befähigung des Dichters hergenommen werden darf; wozu Ref. nicht auf Hrn. T's. vornehmste Auctoritäten, Göthe und Hegel, sondern nur auf Anakreon verweisen will, welcher Herrn T. nach S. 83 ein Lyriker im strengsten Sinne des Wortes ist. Daß bey H. jene bedeutenderen Gegenstände nur eine sehr untergeordnete Rolle spielen, daß er vom Staate, von August, von den Göttern, vom Tode, von Ehren ohne lyrische Erhebung spreche, das sind eben nur Behauptungen, denen man mit gleicher Berechtigung

entweder ein einfaches Nein oder die Frage entgegenhalten kann: was damit bewiesen werde?

Ueberhaupt findet Ref. darin besonders den oben bemerkten Mangel an Unbefangenheit der Untersuchung in dieser Schrift, daß der Verf. mehr als einmal das als Beweis für seine Behauptungen nimmt, was entweder nichts, oder zu viel beweist, und daß er Zeugnisse des Dichters von sich selbst, die seinen Behauptungen zuwider lauten, ganz übergeht. Hr. T. erkennt ein ironisches Verhalten, die Reflexion des feinen Egoismus, welche keine ächte Lyrik aufkommen läßt, sogar in dem Schluße von donec gratus eram — gleich als ob das bey Anakreon und andern Lyrikern anders, ja gleich als ob nicht alle Liebe egoistisch wäre. Er findet für Gegenstände der Liebeslieder die eigentliche römische Frauenwelt absolut unbrauchbar, und einen großen Abstand zwischen den Mädchen Anakreons und Hs. gemeinlüsternen habgierigen Libertinen — gleich als ob nicht jener ausgerufen hätte: *μόνον ἄργυρον βλέπουσιν*, als ob griechische Hetären besser als römische Grisetten gewesen wären, als ob nicht Tibulls Elegieen durch ihre Innigkeit bewiesen, daß dort wenigstens eben so geliebt werden konnte, wie in Griechenland. Er ignorirt alle die Stellen der Oden, worin H. von seinem Dichterberuf spricht, und interpretirt aus der a. p. einen Beweis, daß H. von der Autonomie des Reichs der Poesie, seiner immanenten Abzweckung und seinem absoluten Werthe keine Ahnung hat, daß er die Originalität, die ihm selbst abgieng, überhaupt für unmöglich gehalten, daß er sich als Dichter selbst aufgegeben hat, während doch die offenbar besondere Absicht in welcher die a. p. verfaßt ist, mag nun die Absicht gewesen seyn, welche sie will, jedem Unbefangenen klar macht, daß H. das Eine übergehen, das Andere ins Licht stellen, gewisse Principien besonders klar machen, gewisse Schwierigkeiten recht stark darstellen wollte, so daß jede für sein Urtheil über lyrische Dichtung und über sich, und namentlich jede auf negativem Wege daraus gezogene Konsequenz durchaus willkührlich ist.

Es ist noch vieles der Art in Herrn T's. Schrift, wogegen Ref. zu protestiren hätte, wenn der Raum es zuließe, z. B. das Urtheil über Mäcenas, dem Vellejus und Seneca widersprechen, und die Behauptung, daß H. durch M. den Humor gelernt

habe; auch gegen das exegetische Verfahren Herrn T.'s hätte Ref. Mehreres einzuwenden. Er glaubt aber in Obigem Proben genug von der Verfahrungsweise des Verf. gegeben zu haben um zu zeigen, daß auf diesem Wege der Anspruch H.'s an den Namen eines Lyrikers nicht mit wirklichem Grund bestritten werden könne. Möglich, daß der Grundzug seines Charakters Reflexion ist; aber der Verf. hat dieß behauptet, nicht erwiesen. Demnach lautet der Schluß seiner Schrift fast zornig gegen die Altgläubigen. „Wer wird aus Dankbarkeit gegen die Puppen, mit welchen er die Tage seiner Kindheit durchgedämmert hat, ewig Kind bleiben wollen, nie wagend diese Puppen für das zu erklären, was sie sind, und sie wegzuwerfen! Eine solche Puppe ist auch die horazische Reflexionspoesie." W. v. Humboldt sagt einmal: Was einen Dichter gerade als den bezeichnet der er ist, läßt sich immer schwer auch nur ungefähr mit Worten angeben. Wenn das beym Epiker und Dramatiker schwer ist, so ist's doppelt schwer beym Lyriker, weil es eben nur das Subject ist, das sich im Liede ausdrückt. Es wird wohl auf das hinaus kommen, was seit Jul. Cäsar Skaligers Hyperkritikus ohne Zweifel mit ziemlicher Allgemeinheit gilt, daß dem Lyriker Horaz das Eine gelungen sey, das Andere aber nicht. Und gerade diese Wahrnehmung, daß es ihm am sichtbarsten mißlang, wo der Verstand lyrisch zu produciren suchte, wie namentlich im 4ten Buche der Oden, spricht in gewisser Art für den Lyriker, der mit Allen, welche produciren, Anspruch daran hat, daß sein ubi plura nitent bey ihm selbst angewandt werde. Der verewigte Thibaut hielt Palästrina nach seinem eigenem Ausdruck für einen Engel unter den Tonkünstlern, hatte aber doch sechs Messen von ihm, worin er nichts Ausgezeichnetes fand.

Wenn übrigens Ref. in Vorstehendem weder den Gang der Untersuchung, noch dasjenige Resultat als richtig anzuerkennen vermochte, um welches es dem Vrf. am meisten zu thun war, so muß er hinwiederum der geistreichen Art, womit Hr. T. Manches aufgefaßt und behandelt, und der treffenden Bemerkungen über des Dichters Verhältniß zu August S. 44. 45., über die Satyren und Episteln S. 61. fgd. ehrenvoll gedenken, und bey alle dem, was er auszustellen gefunden hat, die Schrift den Freunden der alten Literatur zur sorgfältigen Beachtung anempfehlen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. September.

Nro. 185. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

1. Märkische Forschungen. Herausgegeben von dem Vereine für Geschichte der Mark Brandenburg. Erster Band. Berlin 1841. Verlag von G. Gropius. gr. 8. 402 S.

2. Die Erwerbung der Mark Brandenburg durch das Luxemburg'sche Haus. Eine Denkschrift zur Feyer des 24. März 1840. Seiner Excellenz dem Königlichen Wirklichen Geheimen Staats- und Justizminister ꝛc. Herrn von Kamptz ehrerbietigst dargebracht von dem Vereine für Geschichte der Mark Brandenburg. Berlin bey G. Gropius. 1840. gr. 8. 48 S.

Der Verein für Geschichte der Mark Brandenburg ist zwar eine der jüngsten unter den vielen geschichts- und alterthumsforschenden Gesellschaften Deutschlands; das seit der kurzen Zeit seines Bestehens von ihm Geleistete reiht sich aber zuverläßig dem Gediegensten an, was wir auf diesem Gebiete unserer vaterländischen Literatur besitzen. Das Bedürfniß „eines Vereinigungspunktes der für die Geschichte und Landeskunde der Mark Brandenburg bisher vereinzelt und nicht immer mit hinlänglicher Unterstützung wirkenden Bestrebungen" rief den Verein ins Leben. Er constituirte sich nach sehr zweckmäßig abgefaßten Statuten im Laufe des Jahres 1837, die vollendete Einrichtung der äußeren Formen und Verhältnisse verzögerte sich jedoch bis zum Sommer des Jahres 1838. Der Verein versammelt sich, außer den jährlichen Generalversammlungen, nach drey zur bessern Ordnung und Sichtung der Geschäfte festgesetzten Realsectionen, welchen jedoch ohne Personalscheidung alle Vereinsmitglieder zugleich angehören, in monatlichen Sitzungen, so daß jeden Monat eine andere der drey Realsectionen unter eigenen Directoren und Secretären zusammentritt. Diese Realsectionen sind: I. Section für Sammlung und Aufbewahrung geschichtlicher Quellen. II. Section für Bearbeitung der äußern und innern Landesgeschichte. III. Section für Sprache, Kunst und Alterthümer. Eine Auswahl aus den in 11 Monatssitzungen vom December 1838 bis October 1839 gehaltenen Vorträgen und gelesenen Abhandlungen bildet neben dem an der Spitze stehenden ersten Jahresberichte des Vereines den Inhalt des vorliegenden ersten Bandes der unter dem Titel: Märkische Forschungen herausgegebenen Vereinszeitschrift, dessen (splendider) Druck übrigens bey der Unzulänglichkeit der dem Vereine bis dahin zu Gebot gestandenen Geldmittel nur dadurch ermöglicht wurde, daß der Geheime Staats- und Justiz-Minister von Kamptz den Ueberschuß des Erlöses aus den von ihm herausgegebenen Annalen der preußischen innern Staatsverwaltung zu diesem Behufe dem Vereine überließ. Die durchgängig sehr interessanten Abhandlungen dieses Bandes sind folgende:

1. Ueber die Hülfe Brandenburgischer Ritter zur Beseitigung eines im J. 1354 entstandnen Aufruhrs zu Verona. Von G. A. v. Tzschoppe. 2. Die Unterordnung der Bischöfe von Brandenburg, Havelberg und Lebus unter die Landeshoheit der Churfürsten von Brandenburg. Von G. W. v. Raumer. 3. Urbarmachung des Havelländischen Luches.. Gründung des Domainen-Amtes und einer ökonomischen

Lehranstalt zu Königshorst. Drey Abhandlungen von Dr. Riedel. 4. Die Brandenburger Markgrafen des askanischen Stammes als Dichter und von gleichzeitigen Dichtern besungen. Von Dr. von der Hagen. 5. Ueber das Verhältniß märkischer Sagen und Gebräuche zur altdeutschen Mythologie. Von Dr. Adalb. Kuhn. 6. Ueber Märkische Glossare und Märkische Sprucheigenthümlichkeiten. Von Dr. Alb. Höfer. 7. Klöster und Klosterruinen in der Churmark Brandenburg ausserhalb der Altmark. Von Dr. Riedel. 8. Die Landschaften des Havelbergischen Sprengels. Von L. v. Ledebur. 9. Ueber die Entstehung der jetzigen Besitzverhältnisse der bäuerlichen Einsassen in den Umgebungen von Berlin. Von Odebrecht. 10. Actenmäßige Nachrichten von den Hexenprocessen und Zaubereyen in der Mark Brandenburg vom 16. bis ins 18. Jahrhundert. Von G. W. v. Raumer. 11. Von dem Unterschiede zwischen den beschlossenen und den unbeschlossenen Geschlechtern der Brandenburgischen Ritterschaft. Von Dr. Riedel. 12. Beschreibung des Schatzkastens Johann I. zu Neu-Angermünde. Von Lösener. 13. Ueber einen Fastnachtsgebrauch im Dorfe Stralow bey Berlin. Von Dr. Adalb. Kuhn. 14. Verhandlung Churfürst Albrecht Achill's mit den Märkischen Landständen. Von G. W. v. Raumer. 15. Beschreibung des Taufsteines in der St. Marien-Kirche zu Neu-Angermünde. Von Lösener. 16. Ueber die Autonomie der Märkischen Städte besonders in Bezug auf die Raths- und Schöffenwahlen. Von Fidicin. 17. Ueber die Brandenburgische Lehensmiliz. Von Dr. Riedel.

Später abgefaßt als die vorstehend aufgezählten Abhandlungen, aber früher der Oeffentlichkeit übergeben wurde von Seite desselben Vereines die oben unter Nr. 2. mit ihrem vollständigen Titel aufgeführte Denkschrift:

> Die Erwerbung der Mark Brandenburg durch das Luxemburg'sche Haus.

Es betrifft diese Schrift nicht nur an sich schon einen Gegenstand, der die bayerische Geschichte unmittelbar betheiligt, sondern sie bringt auch unter Benützung völlig neuer Quellen und in einer ausgezeichnet klaren und trefflichen Darstellung über jene leider freudlose Episode der bayerischen Geschichte so ganz erwünschte Aufklärungen, daß wir sie in der That als einen höchst schätzenswerthen Zuwachs und wahren Gewinn der bayerischen Geschichtsliteratur betrachten können.

Die nächste Veranlassung und den vorzüglichsten Stoff zu dieser Denkschrift boten mehrere ungedruckte bisher weder von einem brandenburgischen, noch von einem böhmischen oder bayerischen Geschichtsforscher benutzte Documente.

Fünf dieser Documente, wovon eines aus dem königl. sächsischen Archiv zu Dresden stammt, vier aber von Hrn. Prof. Riedel (welchen wahrscheinlich auch der Text der Denkschrift zum Verfasser hat? —) aus einer Handschrift des geheimen Hof- und Hausarchivs zu Wien entnommen wurden, sind in diplomatisch treuem Abdruck mitgetheilt.

Wir werden unsern Lesern das Hauptergebniß der vorliegenden geschichtlichen Darstellung in einem kurzen Ueberblicke vorlegen, und dadurch von selbst auf die empfindlichen Lücken und Unrichtigkeiten aufmerksam machen, welche namentlich in bayerischen Geschichtswerken bezüglich des Verlustes der Mark Brandenburg für das bayerische Haus bisher obgewaltet haben.

Es war dem ländersüchtigen Bemühen Kaiser Karl's IV. gelungen, die neben Ludwig dem Aeltern (dem Brandenburger) in den Besitz der Mark Brandenburg gelangten jüngern Söhne Ludwig's des Bayern, Ludwig den Römer und Otto, zu Feindseligkeit gegen ihren ältesten Bruder, Herzog Stephan von Niederbayern, aufzustacheln, und sie ihrerseits zum Bruche des im Luckauer Vertrage (1351) eingegangenen Vorbehalts gegenseitigen Erbrechts zu vermögen. Damit waren die ersten Fäden zu dem Netze gelegt, in welchem sich die Churmark Brandenburg zu Gunsten der Krone Böhmen und zur Erweiterung der kaiserlichen Hausmacht fangen sollte. Die weitern ergaben sich bald. Durch den Ausspruch der goldenen Bulle (1356), daß das Recht der Chur von dem Churfürstenthume untrennbar seyn soll, ward der Luckauer Vertrag hinsichtlich der Bestimmung, daß die Churmark Ludwig dem Römer, das Churrecht aber Ludwig dem Aeltern eingeräumt werden soll, ohnehin umgestossen. Ludwig der Aeltere starb (1361). Die vorläufige Frage, an wen im Todesfalle des von ihm hinter-

lassenen unmündigen Sohnes Mainhard Oberbayern fallen sollte, reichte allein schon hin, daß Markgraf Ludwig der Römer zum Kriege gegen seinen Bruder Stephan sich rüstetete (1362).

„während Kaiser Karl IV. dagegen sich dem Markgrafen desto enger verband, und gleichsam zur Versicherung des Beystandes, welchen des Markgrafen Ansprüche bey ihm finden würden, seine Tochter Elisabeth dem seit 1360 als Mitregent in Mark auftretenden Markgrafen Otto verlobte. Den 18. März 1363 stellte Markgraf Ludwig schon einen Revers über die Mitgift aus, welche die Prinzessin erhalten sollte, und unter dem 11. May 1365 war die päpstliche Dispensation zu dieser Vermählung bereits ausgefertigt, obgleich die Vollziehung der Vermählung wegen der großen Jugend der Prinzessin erst nach sieben Jahren stattfinden sollte."

Mainhard starb wirklich (1363); Herzog Stephan nahm eigenmächtig Besitz von Oberbayern. Um des Kaisers Beystand gegen diese Gewaltthat sich zu erkaufen, schlossen die Markgrafen Ludwig und Otto am 18. März 1368 mit dem Kaiser einen Erbvertrag, worin die Succession in der Mark Brandenburg, für den Todesfall der Markgrafen ohne Hinterlassung von Leibeserben, mit Ausschließung der bayerischen Seitenverwandten, den Söhnen des Kaisers zugesichert wurde. Aber anstatt den Markgrafen den versprochenen Beystand in der Streitsache über Oberbayern zu leisten, schloß der Kaiser mit dem Herzog Stephan und dessen Söhnen ein Bündniß (11. Jan. 1364), kraft dessen er gelobte,

„die Markgrafen Ludwig und Otto von Brandenburg von der Geltendmachung ihrer Ansprüche auf Oberbayern abzuhalten oder dieselben hierin wenigstens ohne Unterstützung zu lassen. (!—) Der Markgraf Otto wurde inzwischen zur nähern Bearbeitung des Heirathsplanes in fortdauernden Verhandlungen mit dem Kaiser festgehalten und ihm mit der Hoffnung geschmeichelt, daß die Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer seiner verlobten Braut Elisabeth und dadurch ihm zufallen würden. Es wurde ihm das Versprechen abgefordert, das Heirathsgut seiner Braut auf brandenburg'sche Stücke versichern zu lassen; dann die Erklärung für den Fall, daß jene Erwerbung der Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer in Erfüllung gehen werde, die Neumark an Karl als König von Böhmen abzutreten, welche Erklärung er am 14. April 1364 ausstellte rc. Im Anfange des Jahres 1365 starb Ludwig der Römer unbeerbt, wodurch dem Markgrafen Otto die Alleinregierung der Mark, die Chur- und Erzkämmererwürde anheimfiel. Doch gleich zu Anfange seiner Alleinregierung ließ sich dieser Fürst von dem Kaiser bewegen, statt die Ausführung seiner Ansprüche auf Oberbayern von dem Beystande des Kaisers zu fordern, diesem sogar einen Theil der Mark Brandenburg unmittelbar unterzuordnen, indem der Markgraf Otto um Weihnachten des Jahres 1365, da er zu Prag anwesend war, der Altmark seinen Beschluß notificirte, diese Provinz unter eine Vormundschaft des Kaisers zu stellen, die 6 Jahre dauern sollte. Er ließ sich demnächst die Verwechselung seiner noch unerwachsenen Braut Elisabeth mit des Kaisers älteren Tochter Katharina, einer kinderlos gebliebenen Wittwe des (im J. 1364 gestorbenen) Herzogs Rudolph von Oesterreich gefallen. Auch duldete er — obgleich die päpstliche Dispensation zu dieser Vermählung schon unter dem 25. Februar 1366 ertheilt und der Vertrag wegen des Heirathsguts den 1. Nov. 1366 zu Stande gebracht war, — noch einen langen Aufschub der Vermählung. Der Geltendmachung von Ansprüchen auf Oberbayern wurde jetzt anscheinend gar nicht mehr gedacht; statt dieser Erweiterung seiner Herrschaft hatte Markgraf Otto sogar die Markgrafschaft Niederlausitz seinem künftigen Schwager Wenzel zur beständigen Vereinigung mit Böhmen unterm 14. Jan. 1368 erblich verkauft und diese Veräußerung den 11. October 1368 nochmals durch mehrere Urkunden bestätigt. Endlich besiegelte der Markgraf noch den Successionsvertrag mit Böhmen von Neuem am 14. May 1370."

Nun begann aber Markgraf Otto des Kaisers Achtung vor Briefen und Siegeln mit gleicher Münze zu bezahlen. Von dem mit ihm eingegangenen Successionsvertrage völlig Umgang nehmend, ließ er unterm 15. May 1371 seinem Neffen Friedrich, dem Sohne des Herzogs Stephan, der ihm mit einem bayerischen Heere zunächst gegen des Pommernherzogs Kasimir — vom Kaiser genehmigte — (!) Usurpation eines Theiles der Ukermark zu Hülfe gezogen war, durch die Stände der Neumark zur Anerkennung des Nachfolgerechtes der bayerischen Herzoge für den Fall seines kinderlosen Todes die Huldigung leisten, schloß mit diesem seinem Neffen eine förmliche Erbeinigung ab, und legte in der deßfalls ausgestellten Urkunde dd. Stendal, 10. Jun. 1371, (deren Abdruck aus dem im Dresdner Archive befindlichen Originale das erste Stück der Urkundenbeylagen bildet —) die Gründe

dar, aus welchen er all seiner Verpflichtungen gegen den Kaiser enthoben zu seyn glaubte. Aus dieser bisher völlig unbekannt gebliebenen Urkunde erfährt man insbesondere, daß der Kaiser den Markgrafen Otto nach Nürnberg entbot und ihn hier aufforderte, noch bey seinen Lebzeiten*) die Mark Brandenburg abzutreten, und als Otto dieses Ansinnen zurückgewiesen, demselben durch einen seiner Räthe Feindschaft habe ankündigen lassen ꝛc. Diese Ankündigung ward nicht nur durch einen förmlichen Absagebrief (dd. Prag 22. Juny 1371) bestätigt, sondern sofort auch in Vollzug gesetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Druckverbesserungen

nachträglich zum XIV. Band (J. 1842) der gel. Anzeigen Nr. 117 — 122, Meklenburg und die Meklenburgischen Urkun den betreffend.

Nr. 117. Seite 937 statt Kloster Dargau lies allenthalben: Dargun. Statt Nieder-Caranien l. Nieder-Slavanien. — S. 938 Wojemude l. Wojewode. st. Pelakien l. Polabien. st. Leuenburg l. Lauenburg. st. Glamard l. Hlaward. st. Lubien l. Lübice. — S. 939 st. genommen l. gewonnen. st. sich nur l. sich nun. — S. 941 st. Schröder l. Schröter. st. Perchim l. Parchim. — S. 942 st. des Wesens l. des Westens.

Nr. 118. S. 945 st. Und demnach l. dennoch. st. Abtey l. Abteyen. st. Dongers l. Dregers. — S. 947 einfache l. einfachen. st. sides l. sedes. st. glambike long l. loug. st. dalge long l. loug. — S. 948 st. scrucolong l. serucoloug. st. Lung l. Luog st. quereum l. quercum. — S. 949 st. vadi averint l. vadiaverint. st. Zeugschaft l. Zeugenschaft. — S. 950 st. Stratopolk l. Swantopolk. st. Kelent l. Kalant. st. Ludicolo l. Indiculo. — S. 951 st. Butterfang l. Buttenfang.

Nr. 119. S. 954. st. Gemeine l. Gewanne. — S. 955 st. Dobermnizel l. Dobermuizel. st. 1582 l. 1282. st. Melchin l. Malchin. S. 956 st. Aabe l. Aale. st. unegerath l. uncgerath. — S. 957 st. hindurch l. hiedurch. st. villum l. villam. st. specta l. spectat. st. cultus l. cultos. st. incultus l. incultos. st. und 200 M. l. um 200 M. st. erogone l. crogone. — S. 958. st. solidas l. solidos. st. solches l. solches Recht. st. prehibitu l. prehibita.

Nr. 120. S. 961 st. nur die l. eines der. — S. 962 st. absequiis l. obsequiis. st. omnis nostras l. omnes. st. absentium l. absentiam. st. neglectus l. neglectas. st. desolatus l. desolatas. — S. 963 st. prunest l. pruuest. st. in desseine l. in desseme. st. nig l. wij. st. nur l. wir. st. endlich l. redlich. st. der nascrenen l. de vorscæuen. st. uude l. unde. S. 964 st. nach Richtungen l. nach allen ꝛc. — S. 965 st. Kaiser l. der Kaiser. — S. 966 st. Ponzlin l. Penzlin. st. nultas l. multas. — S. 967 st. ydulatrie l. idolatrie. st. Sivenenit l. Szuentevit. st. invitus l. invitos. — st. nostrum l. nostram. — S. 968 st. feindlicher l. friedlicher. st. Staat l. Stadt. st. etim l. etiam.

Nr. 121. S. 969. st. loco honoris l. loco hororis. st. Sadelkandingen l. sadelbandingen. st. Tudendorp l. Todendorp. st. Rhetea l. Rhetra. st. Melchow l. Malchow. — S. 970 st. dato l. dote. st. ylawe l. ylowe. st. parochium l. parochiam. st. Ravensbuch l. Ravensberch. st. Atto l. Otto. st. Pribizlanus l. Pribizlaus. st. Guneclinus l. Guncelinus. st. Rizin l. Kizin. st. beyde neugeborne l. beyde eingeborne. st. provincia l. provinciam. — S. 971. st. Gruswin l. Groswin. st. pervenitusque l. pervenit-usque. st. Vizin l. Kizin. st. Werte l. Werle. st. autem l. autem. st. unfern Warnau l. unser Warngau. st. Ruda l. Suda. — S. 972. st. Ilowe magnus l. Ilowe II. magnas. st. konnte l. könnte. S. 973. st. Beunward l. Brunward. st. ist die l. ist der. st. Smagentiu l. Smakentin. st. Vizlav l. Wizlav. st. Triebjaß l. Triebseß. st. biscoponnizka l. biscopounizka. st. comparandas l. comparandos. st. Medawege l. Medewege. st. Borminus l. Borwinus. st. Jeromir l. Jaromir.

Nr. 122. S. 983. st. Gistrov l. Gistrow. st. im eigenthumtheilbaren ꝛc. l. im Obereigenthum unveräußerliche Stammgüter, im Nußeigenthum theilbare Gutscomplexe. — S. 984. Prolebarien st. Proletären. st. und Urproduction, l. der Urproduction. st. nur l. nun. st. ward l. werden.

*) So überträgt der Verf. der Denkschrift die Worte des Originals: „du wolt er vns enterbet haben bie vnſzerm lieben“ und es kann auch diese Stelle keinen andern Sinn haben; nur scheint hier eine Schreib- oder Druck-Unrichtigkeit obzuwalten, so daß: bi vnserm leben oder noch wahrscheinlicher bi vnserm liben oder libe zu lesen seyn dürfte.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. September.

Nro. 186. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

1. Märkische Forschungen.
2. Die Erwerbung der Mark Brandenburg durch das Luxenburgische Haus.

(Fortsetzung.)

Noch in demselben Monat zog der Kaiser gegen Otto zu Felde, um, wie aus der Instruction, die einer an den Papst geschickten kaiserlichen Gesandtschaft ertheilt wurde, (Urkundenbeylage Nro. II.) hervorgeht, ihn geradezu des Besitzes der Mark Brandenburg zu berauben. Dieses Vorhaben mußte er jedoch wegen der Uebermacht des vielfach verbündeten Feindes, namentlich wegen des zwischen Bayern und Ungarn bestehenden Schutz- und Trutzbündnisses wieder aufgeben, und sah sich vor der Hand (Oktober 1371) genöthigt, einen Waffenstillstand auf 1½ Jahr einzugehen. Der Kaiser benützte diese Zeit zu Unterhandlungen aller Art und nach allen Richtungen, um des Markgrafen Verbindungen zu trennen, sich selbst aber durch eigene zu verstärken. Er wandte sich abermals an den Papst mit dem Antrage (Urkundenbeylage Nr. III.), der apostolische Stuhl möge 1) den Churfürsten des Reiches befehlen, rechtlich zu erkennen, wer als Markgraf und Churfürst von Brandenburg zu betrachten sey; 2) den Markgrafen Otto und in ähnlicher Art 3) die Einwohner der Mark zum Widerruf aller zu Gunsten Bayerns stattgefundenen Verträge, Huldigungsleistungen ꝛc. auffordern und letztere (die märkischen Unterthanen) durch einen eigenen Nuntius von ihren den bayerischen Herzogen geleisteten Gelübden lossprechen. Diesem Antrage scheint zwar von Seite des Papstes in keinem Punkte willfahrt worden zu seyn; desto besser gelang es aber dem Kaiser mit seinen weltlichen Verbündeten. Der anderhalbjährige Waffenstillstand nahte seinem Ablaufe; der anbrechende letzte Tag desselben (29. May 1373) fand den Kaiser schon mit einem in aller Stille gesammelten zahlreichen Heere vor Luckau stehend. Ein höchst ungleicher Kampf begann. Von allen ihren Bundesgenossen verlassen, ringsum von weit überlegenen Feinden eingeschlossen, leisteten zwar Otto und Friedrich an der Spitze des kleinen Häufleins der ihnen treu gebliebenen Unterthanen und Vasallen 12 Wochen hindurch die tapferste Gegenwehr; als aber Veste um Veste erstürmt, und Karl schon bis Fürstenwalde vorgedrungen war, zogen sie „ein vertragsmäßiges Uebereinkommen einer voraussichtlich mit gänzlicher Niederlage und gewaltsamer Unterwerfung endenden weitern Fortsetzung des Krieges vor.“ Im Feldlager vor Fürstenwalde am 15. (17.?) August 1373 verzichteten Otto und Friedrich ungezwungen (!) für sich und alle Herzoge von Bayern auf die Mark Brandenburg zu Gunsten der Sohne des Kaisers.

„Der Kaiser aber verhieß den Herzogen von Bayern dafür 500,000 Goldgulden und raumte dem ehemaligen Markgrafen Otto mehrere Schlösser und Städte in der Oberpfalz mit der Bedingung ein, daß für den Fall Otto ohne männliche Erben absterben würde, dem Könige von Böhmen das Wiedereinlösungsrecht an diesen Orten zustehe, und die Einlösung mit der Summe von 100,000 Gulden bewirkt werden könne. Hinterließe Otto Töchter, so sicherte der Kaiser jeder derselben eine Ausstattung des Königs von Böhmen von 40,000 Gulden zu.“

Diese aus einer gleichzeitigen lat. Aufzeichnung des Wiener Archivs (Urkundenbeylage Nr. IV.) ent-

nommene Angabe über die wegen Abtretung der Mark Brandenburg von Seiten des Kaisers geleistete Abfindungssumme weicht von den bisher, zumal in bayerische Geschichtswerke über diesen Gegenstand aufgenommenen Nachrichten sehr bedeutend ab und scheint einer nähern Begründung zu bedürfen.

Andreas Presbyter und nach ihm Arnpeck, Fütterer, der ungenannte Chronist (Freyber'gs Samml. hist. Schriften I. 115.), Aventin, Westenrieder und Zschokke bestimmen jene Abfindungssumme zu 200,000 fl., wovon 100,000 fl. baar bezahlt, für deren andere Hälfte aber die oberpfälzischen Städte Lauf, Hersbruck, Reicheneck, Sulzbach ꝛc. verschrieben worden seyen. Brunner weiß nur von 100,000 Goldgulden (aureolorum millia); ihm folgten Finsterwald, Adlzreiter, Stadler u. Falkenstein; Aettenkhover befestigte die Brunner'sche Angabe sogar durch eine beygebrachte Urkunde (nr. XXXVII.), in welcher wirklich nur von 100,000 fl. die Rede ist, und fügte überdieß noch eine alte Archivalnotiz bey, gemäß welcher an jenen 100,000 fl. nur 4000 fl. wirklich abgezahlt worden seyen, welche Angabe wörtlich angenommen wurde von Feßmair, Lipowsky, Mannert und Böttiger.

Nach Lang (Ludwig der Bärtige S. 14.) bestand die Abfindung 1) in 30,000 Schock großer Prager Pfenninge; 2) in einer Verschreibung von 100,000 Goldgulden zu 10 Procent auf die Reichsstädte Donauwörth, Nördlingen, Dünkelsbühl und Bopfingen; 3) in der Herausgabe der oberpfälzischen Orte: Flos, Hirschau, Sulzbach, Rosenberg, Buchberg, Lichtenstein, Lichteneck, Breitenstein (halb), Reicheneck (Karls Antheil), Neidstein, Hersbruck, Lauf, sämmtlich als freyes unmittelbares Eigenthum, dann die Orte: Hauseck, Rupprechtstein, Reicheneck (übriger Theil), Holnstein, Waldau, Schellenburg, Hohenfels, Helfenberg, Haimburg in Lehensweise u. auf besondere zu 100,000 fl. bestimmte Wiederlösung. Von diesen Abfindungsquoten seyen jedoch nur die versprochenen 30,000 Schock großer Prager Pfenninge wirklich bezahlt, und für die verschriebenen 100,000 Goldgulden im Jahre 1376 einstweilen Donauwörth zu 60,000 Goldgulden angeschlagen, eingehändigt worden. „Die übrigen Abtretungen aber wurden so lange ins Weite gespielt, bis sich die Herzoge derselben unter K. Wenzel im Jahre 1384 mit Gewalt bemächtigt haben sollen. Außer obigen beyden Geldsummen hätte indessen Karl IV. dem Herzog Stephan von Bayern noch eine dritte (wohl nicht hieher gehörige —) Schuldverschreibung zu 100,000 Gulden, mit 10 Procent verzinsbar und erst in 8 Jahren fällig ausgestellt, wegen mehr als 70,000 Gulden Kosten und Auslagen, welche die Herzoge als angegriffene Leistungsbürgen an die Juden hätten machen müssen, an welcher Summe Karl IV. aber nie mehr als ein einzigesmal 4000 Gulden bezahlt haben soll." (Lang a. a. O. S. 15. 16.)

Bey der auffallenden Geringfügigkeit aller dieser angeblichen Abfindungsbeträge ist es freylich begreiflich, warum in Bayern die vermeintlich so beschaffene Entschädigung für den Verlust der Mark Brandenburg von jeher ein Gegenstand allgemeiner und laut ausgesprochener Indignation war, und daß z. B. schon Ludwig der Gebartete bey der Belehnung des Burggrafen Friedrich von Nürnberg mit der Mark und Churwürde Brandenburg (1417) sich nicht entblödete, dem Kaiser Sigmund offen vorzuwerfen, letztere hätte weit billiger dem Hause Bayern wieder verliehen werden sollen, da demselben von Kaiser Karl IV. nicht die Glockenstränge der Brandenburgischen Kirchen dafür bezahlt worden seyen. (Einige Schriftsteller sind hingegen der Meinung, die Mark, oder wie Finsterwald sehr naiv sie bezeichnet, „des heiligen römischen Reichs Sandbüchse" wäre wohl auch schon mit 100,000 Gulden hinlänglich bezahlt gewesen.)

Allein — keine von allen jenen Angaben ist richtig, und ihre auffallende Verschiedenartigkeit und Unbestimmtheit rührt lediglich von dem Umstande her, daß ein den Gesammtbetrag der dem bayerischen Hause gewordenen Entschädigung bestimmendes Document ausser der oben erwähnten Aufzeichnung im Wiener Archive, welche jedoch auf die Eigenschaft einer förmlichen Urkunde keinen Anspruch machen kann, gar nie ausgefertigt worden zu seyn scheint, oder wenigstens bisher noch nicht zum

Vorschein gekommen ist, sondern daß vielmehr für die einzelnen Entschädigungsobjekte auch eigene und einzelne unter sich in keinen Bezug gesetzte Urkunden ausgestellt, und daß obigen Nachrichten unverkennbar immer nur Urkunden über einzelne Entschädigungsbestandtheile zu Grund gelegt wurden.

Aber darüber muß man sich billig wundern, daß ein bereits im Jahre 1783 erschienenes allgemein zugängliches Geschichtswerk, in welchem jene einzelnen Entschädigungsbeträge bis zum Erscheinen der vorliegenden Denkschrift sich am vollständigsten zusammengestellt finden, ausser Buchner von keinem der neuern bayerischen Geschichtschreiber, und zwar weder von Feßmaier noch von Lang, die sich doch beyde auf ihre Umsichtigkeit und Verläßigkeit so viel zu Gute thaten, zur Berichtigung ihrer mangelhaften Quellen benützt worden sind. Wir meinen Pelzel's Geschichte Karl's IV., dessen Angabe über diesen Gegenstand die abweichenden Nachrichten in den bayerischen Geschichtswerken ergänzen und erklären hilft, übrigens aber nicht nur mit der in der Wiener Aufzeichnung ausgesprochenen runden Summe vollkommen in Einklang zu bringen ist, sondern insbesondere durch die im königlichen Reichsarchive dahier befindlichen im neuesten (neunten) Bande der Regesten mitgetheilten Urkunden ihre Bestätigung findet.

Im Zusammenhalte sämmtlicher urkundlichen und sonstigen archivalischen Notizen stellt sich nämlich das, was Markgraf Otto und resp. die Herzoge von Bayern neben dem Vorbehalte der Chur- und Erzkämmerer-Würde für Otto zur Entschädigung für Brandenburg erhielten, so heraus:

1) die oben genannten oberpfälzischen Städte und Schlösser, (die lehensweise überlassenen?) gegen 100,000 Gulden einlösbar. Eine Wiedereinlösung von Seite Böhmens fand nie statt.

2) eine Verschreibung von 100,000 Goldgulden zu 10 Procent auf die Reichsstädte Nördlingen, Donauwörth, Dünkelsbühl und Bopfingen, (18. August 1373 Reg. IX. 302) gleichzeitig bekräftigt von König Wenzel durch seinerseits geschehene Verpfändung der Städte Prag, Pilsen, Mies und Klattau. (Aettenkhover no. XXXVII.)

3) 200,000 Goldgulden in Fristen. Die letzte Frist mit 9000 Gulden ward am 27. Juny 1375 bezahlt. (Reg. IX. 331.)

4) Eine jährliche Gilt von 3000 Schock großer Prager Pfenninge, einlösbar durch 30,000 Schock solcher Pfenninge *). (Reg. IX. 302.) Das Einlöskapital mit 30,000 Schock wurde baar bezahlt am 26. October 1373. (Reg. IX. 302. Lang a. a. O. S. 15.)

5) Ein Wochengeld von 60 Schock großer Prager Pfenninge **). Reg. IX. 302.)

*) c. 40,000 fl. Convent. M. Es können nämlich hier nicht die im qualitativen Sinne sogenannten großen Prager Pfenninge (denarii Pragenses grossi i. e. Groschen), wovon das Schock (d. h. 60 Stück) anfangs den Werth einer Mark Silber hatte, sohin 20 fl., im Jahre 1361 aber nur mehr 10 fl. im 20 fl. Fuße ausmachte, verstanden werden, sondern eigentliche Pfenninge welche zwar in Bezugnahme auf die denarii grossi kleine Pfenninge (parvi Pragenses), zum Unterschiede von den Hellern (denarii Halenses), aber auch große Pfenninge genannt, wurden, u. deren 12 auf einen Groschen giengen. (v. Voigt, Beschreib. der bisher bekannten böhm. Münzen. Bd. II. S. 97. Bd. III. S. 24 ff. Note 56. S. 77 ꝛc.

**) Pelzel, a. a. O. II. 870 hält das Jahrgeld von 3000 Schock für identisch mit dem zwar gleichfalls jährlich (am St. Michaelstag) auszubezahlenden Wochengeld von 60 Schock. Allein

6) Pfandschaft auf Burg Adelburg zu 2400 Schock großer Prager Pfenninge. (Reg. l. c.) Hieher scheint auch noch zu zählen zu seyn

7) die vom Bisthum Regensburg dem Kaiser verpfändete an Otto abgetretene Veste Donaustauf. (Reg. IX. 308.)

Sollte auf die nach Lang's Angabe zu freyem Eigenthum überlassenen oberpfälzischen Orte, 12 an der Zahl, die Wiedereinlösung von 100,000 fl. nicht zu beziehen seyn, (womit freylich die undatirte Urkunde Reg. IX. 308 im Widerspruche steht)

er scheint nur durch den offenbar lückenhaften Abdruck der Urkunde Nr. CCXXXII. zu dieser Meinung verführt worden zu seyn. Die fragliche Urkunde (vom 11. October 1373) enthält nämlich im Fortgang ihres Contextes mit ausdrücklichen Worten die Zahlungsanweisung sowohl für das Wochengeld pr. 60 Schock als auch für die (damals noch nicht eingelöste —) jährliche Gilt von 3000 Schock, und wenn im Eingange der Urkunde wirklich nur von dem Wochengelde allein die Rede ist, so geschieht dieß nur in Folge eines Versehens auf Seite des Copisten, der den Vortrag der jährlichen Gilt ausgelassen, wie aus der Stelle: „dals wir yn das wochengelt der sechzig schock grozzer derselben pfeningen furbas allejerlich geben sullen“ unverkennbar hervorgeht, da sich nämlich hier auf die Gattung der Pfenninge eines voranstehenden Betrages bezogen wird, während doch in dem Pelzel'schen Abdruck der Urkunde ein derley Geldbetrag nicht vorausgeht.

Was den jährlichen Betrag dieses Wochengeldes pr. 60 Schock großer Prager Pfenninge betrifft, so würde sich derselbe nach der vorbemerkten Voigt'schen Berechnungsweise auf c. 4000 fl. im 20 fl. Fuße stellen. Hiemit nicht in Einklang zu bringen ist aber der Ansatz von Otto's Wochengeld in dem von Otto und seinen 3 Neffen

so wären auch diese in Geldanschlag zu bringen, der wohl nicht unter 100,000 fl. angesetzt werden könnte, so daß sich also ein Entschädigungs-Totalbetrag von circa 600,000 fl., jedenfalls aber von mehr als 500,000 fl. nach damaliger, und 1,500,000 fl. nach heutiger Währung entziffert, eine Summe, welche in Erwägung, daß dazumal die landesherrlichen Einkünfte der Mark Brandenburg, wie unsere Denkschrift aus dem Landbuche vom J. 1345 unter Mittheilung einer gleichzeitigen Beschreibung der Mark nach ihrem damaligen Bestande (Urkundenbeylage Nr. V.) berichtet, nur c. 6500 Mark Silbers abwarfen, nicht mehr als bloße Abfindung, sondern als Bezahlung des vollen Kapitalwerthes erscheint, zugleich aber auch beweiset, wie viel Karl IV. an der unverzögerten Erwerbung dieser Provinz gelegen war.

abgeschlossenen Vertrage über gemeinschaftliche Regierung und Gütertheilung dd. 29. Sept. 1375 (Reg. IX. 333. Vgl. Buchner b. Geschichte VI. 99.) Hier heißt es nämlich, daß das Wochengeld, welches Otto vom Kaiser habe auf seinen Leib, und dessen eine Hälfte er (Otto) von der Theilungsmasse ausnehme, alle Jahre „bei zweliff tausent guldein“ betrage. Diese Abweichung ad majus läßt sich wohl nicht anders als durch die Annahme erklären, daß ihr nicht bloß eine von der unsrigen ganz verschiedene Reduction der Pfenninge auf Gulden nach deren damaligen gegenseitigen Geltung zum Grunde liege, sondern daß vielmehr in jenen 12,000 fl. auch die 10,000 Goldgulden jährliche Zinsen für die auf die vier Reichsstädte gelegte Verpfändung pr. 100,000 fl. begriffen seyn müssen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. September.

Nro. 187. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

I. Sancti Patris nostri Gregorii theologi, vulgo Nazianzeni, Archiepiscopi Constantinopolitani Opera omnia quae extant vel eius nomine circumferuntur, etc. Post operam et studium Monachorum ordinis sancti Benedicti e Congregatione sancti Mauri, edente et accurante D. A. B. Caillau. Tomus II. Parisiis, curis et sumptibus Parent-Desbarres. M.DCCC.XL. in Folio. XXIV. 1396 S.

II. Animadversiones in S. Basilii Magni Opera, supplementum editionis Garnerianae secundae. Elaboravit Albertus Jahnius, Bernas Helvetius. Fasciculus I. continens Animadversiones in Tom. I. Accedunt emblemata Plutarchea ex Basilii Hom. in Psalm. XIV. Bernae. Impensis Huberi et Soc. MDCCCXLII. 8. XIII. 204 S.

III. S. Basilii M. Oratio ad adolescentes, quomodo possint ex gentilium libris fructum capere. Ad optimos libros denuo recensuit et adnotatione illustravit L. de Sinner. Paris. ap. L. Hachette bibliopolam. 1842. 8. 36 S.

IV. S. Basilii M. et S. Gregorii Nysseni contra feneratores Orationes binae Graece ad Codicum fidem denuo recensuit notasque adiecit L. de Sinner. Paris. ap. L. Hachette. 1842. 8. 46 S.

I. Ueber der von der Benedictiner Congregation zu St. Maurus unternommenen Bearbeitung der Werke des Gregorius von Nazianzus waltete ein ganz eigenes Geschick. Dom du Frische war der erste, der sich an diesem Schriftsteller, nach der Vollendung seiner Ausgabe der Werke des h. Ambrosius, versuchte. Er brachte zwey Jahre mit der Vergleichung der Handschriften zu, als er am 15. May 1693 im einundfünfzigsten Jahre seines Alters an einem bösartigen Fieber starb. Nach ihm übernahm diese Arbeit Dom François Louvart. Dieser wackere Gelehrte verfaßte mehrere kleine Schriften über die von ihm beabsichtigte Ausgabe des Gregorius und machte seinen Plan in einem im J. 1708 zu Paris gedruckten Prospectus bekannt. In den Mémoires de Trevoux vom Decemb. des nämlichen Jahres S. 2133 findet man eine umständliche Beschreibung davon. Allein seine Händel mit den Jesuiten, welche ihm Einkerkerung und Landesverweisung zuzogen, nöthigten ihn, von dieser Arbeit abzustehen, und sie seinem gelehrten Freunde Dom Maran zu überlassen, welcher, schon sehr betagt und durch andere Arbeiten gehindert, dieses Unternehmen eben so wenig auszuführen vermochte Jetzt kam die Reihe am Dom. Charl. Clemencet. Dieser Gelehrte war so glücklich i. J. 1778 den ersten Band, mit typographischer Eleganz ausgestattet, zu Tage zu fördern; allein am 5. April desselben Jahres schied auch er aus dieser Welt. Das Manuscript zu dem zweyten Bande, welcher

die Briefe und Gedichte enthält, gelangte an Dom de Verneuil. Es war so weit vorgerückt, daß es bald der Presse hätte übergeben werden können, als plötzlich die Revolution ausbrach und die Aufhebung der Klöster und die Zerstreuung der Ordensglieder nach sich zog.

Lange wußte man nicht, wohin dieser Nachlaß gekommen. Ob es mehrere Abschriften davon giebt, ist nicht ausgemacht; so viel aber ist gewiß, daß der verstorbene Cardinal Fesch eine doppelte Handschrift davon besaß. Als er nämlich die erste gleichsam als das ächte Benedictinermanuscript um einen hohen Preis gekauft hatte, und man sich bald von der Unächtheit überzeugte, ward ihm ein zweytes Exemplar angetragen, das er um einen noch höhern Preis an sich brachte. Utrum veriorem sincerioremque (i. e. codicem) asserat qui vidit, bemerkt Hr. Caillau; mihi enim illum videre non concessum. Romam enim deveniens et ad Eminentissimi pedes provolutus eo audaciae devenire sum ausus, ut tam pretiosum monumentum, stampis subito mandandum, describendi licentiam expostularem; quam quidem propter gravissimas sane, quas non discutere meum est, sed revereri, rationes obtinere non contigit.

Während er sich nun immer mit dem Gedanken beschäftigte, ob jener zweyte Band des Gregorius stets in dem Dunkel Einer Bibliothek vergraben bleiben werde, ob er nie an das Licht hervortauchen soll, hörte er auf einmal, daß sich die ächte Mauriner Handschrift zu Paris befinde, und daß Dom de Verneuil, Pfarrer zu St. Denis bey Paris, welcher Alle, die an dieser Arbeit Theil genommen, überlebte, dieselbe treu bewahrt, und zur Zeit des Kaiserreichs den Cardinal Fesch selbst inständig gebeten habe, sie dem Drucke zu übergeben, und daß sie nach de Verneuils Tode in den Besitz der nächsten Verwandten desselben gekommen sey.

Ungesäumt suchte nun Herr Caillau die Erben des Dom de Verneuil auszukundschaften, und war so glücklich, sie bald zu finden und mit ihnen die schätzbare Handschrift. Man unterwarf sie sogleich einer strengen Prüfung. Die Riesenarbeit zeugte von dem Geiste der Mauriner, die Reinigung des Textes, das Eigenthümliche der Anmerkungen, die Verbesserung der Uebersetzung, die Menge abweichender Lesarten, das Alter der Schrift, Alles bürgte für die Aechtheit. Auch fand man die Namen der Herausgeber, ihren Plan, die den Setzern zu ertheilenden Vorschriften und die im Ganzen zu befolgende Methode genau angegeben, so daß man nicht im Geringsten an der Wahrheit zweifeln konnte.

Nun handelte es sich um einen wackern und muthigen Verleger, der das Manuscript um schweres Geld käuflich an sich brächte und die bedeutenden Druckkosten nicht scheute. Während Manche den Antrag ablehnten und sich keiner Gefahr aussetzen wollten, erbot sich der durch viele Ausgaben von Schriftstellern und durch die Sammlung der Kirchenväter rühmlich bekannte Parent-Desbarres von freyen Stücken.

Betrachtet man dieses Werk von Seite seines Umfanges und der herrlichen und kostspieligen Ausstattung, so wird man kein Bedenken tragen, es den großartigsten Privatunternehmungen dieser Art in neuester Zeit beyzuzählen, und dem Eifer und der Ausdauer des neuen Herausgebers, so wie der Entschlossenheit und Uneigennützigkeit des Verlegers vollen Beyfall schenken.

Laut der Vorrede des Hrn. Caillau wurde dem Dom Clemencet bey der Bearbeitung dieses zweyten Bandes des Gregorius noch Dom von Cosniac als Gehülfe beygegeben.

Der Inhalt dieses Bandes zerfällt in zwey Hauptabtheilungen, in die der Briefe und in die der Gedichte. Die erstern (S. 1 — 200), welche in der letzten Billy'schen Ausgabe sich auf 232 und mit dem Morellschen Supplemente auf 242 belaufen, sind in dieser, da die dem Basilius angehörenden oder bey Billy zweymal aufgeführten weggelassen sind, mit den aus den Reden entnommenen und anderswoher hinzugekommenen auf 243 angewachsen, und chronologisch geordnet. Die Sammlung der Gedichte besteht aus zwey Büchern, von welchen das erste die theologischen, welche in dogmatische und moralische eingetheilt sind; das zweyte die historischen umfaßt. Letztere haben wieder zwey Abtheilungen.

Die erste enthält die den Verf. selbst betreffenden, die zweyte die an Andere gerichteten.

Die historischen sind überdieß nach der Zeitfolge geordnet; diejenigen aber, deren Zeitbestimmung nicht ausgemittelt werden konnte, am Ende angefügt.

Als Anhang folgt (S. 1206 — 1355) die dem Gregorius von Nazianzus nach dem Urtheile der größten Kritiker fälschlich zugeschriebene Tragödie Christus patiens, für deren Verf. der neueste Herausgeber einen gewissen Gregorius, Bischof von Antiochia, welcher gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts lebte, hält.

Zu den Briefen benutzten die Benedictiner 28 Codd. aus der k. Bibliothek. Die ältesten, aus dem X. XI. XII. und XIII. Jahrhundert stammenden, Pergamenthandschriften enthalten, mit Ausnahme der Mazarinischen, welche dem XI. Jahrhundert angehört, und 235 Briefe zählt, nur die Briefe an Kledonius, denen manchmal der an Nektarius, manchmal der an Evagrius, manchmal beyde zugleich beygefügt sind. Die vollständigern sind aus dem XIV. XV. oder XVI. Jahrhundert.

Dazu kamen noch ein Vaticanischer, ein Passioneischer, ein Harlayscher, ein Coislinischer und ein Mediceischer, von denen die nähern Angaben fehlen.

Geringer ist die Zahl der zu den Gedichten verglichenen, und nichts weniger, als genau angegeben.

Bey den Briefen wurde Billy's Lateinische Uebersetzung theils aus Achtung für diesen verdienstvollen Gelehrten, theils wegen der Richtigkeit des Sinnes, theils wegen der Eleganz des Ausdrucks zu Grunde gelegt und nur nöthigen Falls, wie bey den Reden, geändert. Anders verfuhr man bey den Gedichten. Da Billy's Uebersetzung metrisch, und bald zu weitschweifig, bald zu kurz, oft auch zu dunkel und ungenau ist, so hielt man es für das Beste, eine genau an den Urtext sich anschliessende, prosaische von allen Gedichten auszuarbeiten. Diese sollte dem Griechischen Texte gegenüber angebracht, die Billysche an den untern Rand gesetzt werden.

Außer der Berichtigung des Textes und der verbesserten, oder ganz neu bearbeiteten Lateinischen Uebersetzung gewann diese Ausgabe durch kritische und erklarende Anmerkungen.

Die Commentare des Elias von Kreta, des Niketas und des Psellus, welche beyden Pariser Ausgaben von den J. 1609 und 1630 am Ende des zweyten Bandes in Lateinischer Uebersetzung nebst einigen Scholien des Jacq. de Billy angehängt sind, wurden, weil das Nöthigere aus denselben in die Anmerkungen aufgenommen worden, ganz weggelassen, um den Käufern nicht zu große Kosten zu verursachen und die Leser nicht unnütz zu belästigen.

Von der Ausführung eines in dem ersten Bande P. XVII. gemachten Versprechens, alle Anschuldigungen und Vorwürfe, welche von verschiedenen Schriftstellern mehrmals der Lehre des Gregorius gemacht wurden, zu widerlegen, nahm man nach genauer Erwägung Umgang, weil die katholische Kirche die Lehre dieses Kirchenvaters fortwährend gebilligt hat.

Dieß über die Leistung der Mauriner in der Bearbeitung dieses Bandes.

Die Aufmerksamkeit des neuen Herausgebers war besonders darauf gerichtet, alle Papiere der Benedictiner nach der von ihnen angegebenen Weise zu ordnen und die im ersten Bande befolgte Methode zu berücksichtigen, die größte Sorgfalt bey der Correctur der Druckbogen zu beobachten, die alten poetischen Uebersetzungen, welche in Vielem durch die Fahrlässigkeit früherer Herausgeber entstellt worden, in metrischer Hinsicht zu berichtigen, oder wenigstens die Fehler derselben anzuzeigen; ferner eine neue metrische Lateinische Uebersetzung der von Toll und Muratori zuerst bekannt gemachten Gedichte zu verfertigen und vollständige Inhaltsverzeichnisse nach dem Muster des ersten Bandes auszuarbeiten.

Der ganze Nachlaß der Benedictiner zu Gregorius, welcher von Jedermann bey Hrn. Parent-Desbarres eingesehen werden kann, besteht aus drey Hauptabtheilungen. Die erste von diesen gibt die bey der Besorgung der Ausgabe zu befolgenden

Regeln an. Die zweyte besteht aus der alten Bilyschen Ausgabe, deren Rand mehrere abweichende Lesarten nebst verschiedenen Anmerkungen enthält. In der dritten findet man die Lateinische Uebersetzung der Benedictiner selbst mit sorgfältigen Bemerkungen, in welchen unter andern alle Fehler aufgeführt werden, welche in den vorhergehenden Ausgaben vorkommen, und die richtigen Lesarten, welche an die Stelle derselben gesetzt werden sollen, angegeben sind. Der Text der Briefe allein ist in Einem Bande handschriftlich vorhanden; doch ergab sich hier eine neue mühsame Arbeit, da dieses Manuscript von einer des Griechischen nicht hinlänglich kundigen Hand geschrieben worden und voll von Accentfehlern ist. Sonach mußte Hr. Caillau die alten Ausgaben mit den Anmerkungen der neuen vergleichen, die Accentfehler verbessern, und Briefe und Gedichte neu ordnen. Manche Fehler, welche die Benedictiner in der Uebersetzung nicht wahrnahmen, erlaubte er sich anzumerken oder auch zu berichtigen, überzeugt, daß sie es selbst gethan haben würden, wenn sie aufmerksamer gewesen wären.

(Fortsetzung folgt.)

1. Märkische Forschungen.
2. Die Erwerbung der Mark Brandenburg durch das Luxenburgische Haus.

(Schluß.)

Nach den Huldigungs- und Belehnungsfeyerlichkeiten zu Gunsten der Söhne des Kaisers und nach Ausstellung nochmaliger Entsagungs-Urkunden auf Seiten der bayerischen Herzoge (4. October und 23. November 1373) kehrte Otto nach Bayern zurück, nicht aber um das für die Mark Brandenburg erhaltene Geld, wie das Mährlein von der Gretelmühle ihm nachsagt, auf seinem Schloße Wolfstein an der Isar im Nichtsthun und ehebrecherischer Liebe zu vergeuden, sondern um in friedlichster Eintracht mit seinem Bruder Stephan und nach dessen im Jahre 1375 erfolgten Tode

mit seinen drey Neffen, den Herzogen Stephan, Friedrich und Johann, an der gemeinsamen Regierung der bayerischen Erblande thätigsten Antheil zu nehmen, wie aus den vielen von ihm vorhandenen Urkunden zur Genüge hervorgeht *). Unser verdienstvoller vaterländischer Geschichtsschreiber Buchner hat bereits, stichhaltiger als Vervaux, die Ehrenrettung dieses von der Geschichte so sehr verunglimpften bayerischen Fürsten übernommen, (Bayr. Gesch. VI. 106) und wir glauben als Nachtrag hiezu nur noch auf den bisher völlig unbeachtet gebliebenen Umstand aufmerksam machen zu müssen, daß Otto's Gemahlin Katharina, welche er als Jüngling von 19 Jahren ehelichen mußte, schon am 19. December 1373 mit Tod abgegangen, Otto sohin bereits als (sechsundzwanzigjähriger) Wittwer aus Brandenburg heimgekehrt war. Wenn er übrigens wirklich, wie Aventin erzählt, mit dem Schimpfnamen des „Finners“ („Finnius id est ignavus vulgo cognominatus est,“ mit der Randglosse: „Finnius ist ain rechte Fene“) und zwar deßwegen belegt worden seyn soll, weil er die Mark Brandenburg um einen zu geringen Preis dahin gegeben, („daß er also“ d. h. um 200,000 fl. „ein solchs Land verkaufft“) so dürfte die vorstehende Darlegung der thatsächlichen Verhältnisse zur Genüge dargethan haben, mit welchem Unrecht dem armen Otto dieser Vorwurf gemacht worden.

Föringer.

*) Wir wollen z. B. nur auf nachfolgende in dem neuesten (nur bis zum Jahre 1377 reichenden) Regestenbande vorkommenden Originalurkunden verweisen, die zum Theil das Itinerar des Herzogs Otto für diesen Zeitraum bilden: 1374 4. Oct. Nürnberg; 6. Decemb. München; 1375 27. Juny Nürnberg; 29. Septemb. Burghausen; 13. Oct. Echingen; 1376 24. 26. u. 28. März Ingolstadt; 7. May Landshut; 16. Jun. Landshut; 24. Jun. München; 25. July Landshut; 30. July Burghausen; 31. July Landshut; 6. Aug. Rain; 6. Decemb. Burghausen; 13. Decemb. Reichenhall; 1377 25. Jan. Landshut; 26. Febr. Landsberg; 15. May Regensburg; 18. May Sulzbach; 5. Aug. Freysing.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. September.

Nro. 188. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

I. Sancti Gregorii theologi Opera etc.

II. Animadversiones in S. Basilii Magni Opera. Elaboravit Alb. Jahnius.

III. S. Basilii M. Oratio ad adolescentes etc.

IV. S. Basilii M. et S. Gregorii Nysseni contra feneratores Orationes etc.

Bey der Sichtung der Varianten achteten die Mauriner nicht genug auf das Metrum. Dieß versetzte den Herausgeber in die Nothwendigkeit, dasselbe öfter, wenn es verletzt war, herzustellen, obgleich er manchmal keine Verbesserung anbringen konnte, entweder weil der Dichter selbst sich eine Freyheit erlaubt haben mochte, oder weil die Handschriften nichts boten, wodurch der Fehler beseitigt werden konnte.

Billy's, Löwenklau's und Morell's metrische Uebersetzungen wurden an dem untern Rande angebracht. Quorum primus, sagt Herr Caillau P. VII. in seiner Weise, felicior saepe, duo autem posteriores saepe infelicius admirandam Gregorii poësim in Latinam musam transtulere. Ita autem corrupta supersunt istarum versionum exemplaria, ut saepe deficiat metrum, et nullus etiam aliquando sensus possit deprehendi. Quoties deficiebat sensus, illum reparare studuimus, non semper autem restaurare metrum, quoties deficere videbatur; sed aliquando defectus signare, aliquando corrigere operae pretium duximus. Beydes geschah mit Cursivschrift und mit Angabe der Aenderung in den Anmerkungen. Diejenigen Verse, welche bey Billy entweder aus Vergessenheit des Uebersetzers oder durch Nachläßigkeit der Typographen ausgefallen, wurden auf die nämliche Weise ergänzt. Mehr als viertausend, welche in dieser Ausgabe das erste Mal gedruckt wurden, mußten von Hrn. Caillau metrisch übersetzt werden. Dieser undankbaren Mühe hätte er sich jedoch gar wohl entheben können, wenn er, nicht zu ängstlich an dem Plane der Benedictiner haftend, die metrischen Uebersetzungen ganz weggelassen hätte, da sie bey ihrer Weitschweifigkeit, dunkeln Kürze, Ungenauigkeit und Mangelhaftigkeit neben der getreuen prosaischen durchaus zwecklos sind, und bey dem großen Umfange der Gedichte des Gregorius, welche in dieser Ausgabe mit der prosaischen Uebersetzung 1149 Seiten einnehmen, bedeutend an Raum gewonnen und das Werk nicht unnütz vertheuert worden wäre.

Uebrigens müssen wir gestehen, daß des Herausgebers Lateinische Verse wider Erwarten weit besser, als seine Lateinische Prosa ausgefallen sind; denn seine Vorrede ist keineswegs geeignet, den Latinisten zu befriedigen. Wer wird dergleichen Ausdrücke, wie stampa, stampare, stampator und stamperia gut heißen; wer solche Redensarten, wie: Ecclesia tanto lumine (d. i. S. Gregorii Benedictino volumine) nunquam irradiata gaudebit? oder admirandam Gregorii poësim in Latinam musam transtulere; ferner quos (näml. versus), in poëtas subitaneos rerum necessitate transmutati, decantare coactifuimus und Billianam versionem metricam ad inferiorem paginae marginem dimisimus, wohl billigen können?

Wenn er Praef. p. I. den ersten Band dieser Ausgabe Benedictinorum Sancti Mauri, ita ali-

unde in suis operibus perfectorum, perfectissimum opus nennt, so ist dieß eine lächerliche Hyperbel; denn man könnte ihm, wenn hier der Ort dazu wäre, gerade das Gegentheil darthun.

Da die Benedictiner zu dem hundert und vierzehnten Briefe (dem ersten in den älteren Ausgaben), in welchem der schweigsame Gregorius den geschwätzigen Keleusius mit Attischem Spotte zurecht weist, keine handschriftlichen Hülfsmittel, um den Text verbessern zu können, besassen, so erlaubt sich Referent, auf zwey Münchner Codd. gestützt, hier einige Verbesserungsvorschläge zu demselben beyzufügen.

S. 102. C.: *Ἐπειδή μοι τὴν σιωπὴν ἐγκαλεῖς, καὶ τὴν ἀγροικίαν, ὦ καλὲ καὶ ἀσικὲ, φίρε σοι δὴ καὶ μυθολογήσω μῦθον οὐκ ἄμουσον*] Obgleich wir die Attische Feinheit in dem Gebrauche des Wortes ὦ καλὲ (o Trefflicher), welches ironisch zu fassen ist (s. Ast zu Plat. Protag. S. 212), keineswegs verkennen, so möchten wir doch mit den Münchner Handschriften 495 und 497 lieber ὦ λαλὲ, weil es zu dem Vorhergehenden und Folgenden besser paßt, lesen. Statt δὴ καὶ μυθολογήσω bieten die erwähnten zwey Handschriften διαμυθολογήσω, welches Platonisches Ansehen hat. S. Asts Lexic. Plat. Vol. I. pag. 486. f.

— *Ἐπέσκωπτον αἱ χελιδόνες τῶν κύκνων τὸ μὴ ἐθέλειν ὁμιλεῖν τοῖς ἀνθρώποις*] Beyde Codd. *θέλειν*.

— *Ἡμῶν δὲ, ἔφασαν* (näml. *αἱ χελιδόνες*), *εἰσὶν αἱ πόλεις, καὶ οἱ ἄνθρωποι, καὶ οἱ θάλαμοι, καὶ περιλαλοῦμεν τοῖς ἀνθρώποις*] *Εἰσὶν* lassen die Münchner Handschriften weg, und anstatt *τοῖς ἀνθρώποις* hat der zweyte *τοὺς ἀνθρώπους*.

— D. *τὸν Πανδίωνα*] Richtig die Münchner Codd. *τ. Πανδίονα*.

— *Οἱ δὲ* (d. i. *κύκνοι*) *μόλις μὲν αὐτὰς* (*χελιδόνας*) *ἠξίωσαν καὶ λόγου, τῆς ἀδολεσχίας μισήσαντες· ἐπεὶ δὲ ἠξίωσαν, Ἀλλ' ἡμεῖς μὲν ἕνεκεν ὧν, ὦ αὗται, κἂν εἰς τὴν ἐρημίαν ἀφίκοιτό τις, ὥστε ἀκοῦσαι τῆς μουσικῆς* und f. w.] Kräftiger die Münchner Handschrift 497. *ἐπειδὴ δὲ ἠξίωσαν*. Sodann beyde ganz vortrefflich: *Ἀλλ' ἡμῶν μὲν, ἔφασαν, ἕνεκεν, ὦ αὗται κτλ.*

S. 103. A. *Τμᾶς δὲ καὶ εἰσοικιζομένας οἱ ἄνθρωποι δυσχεραίνουσι*] Hier läßt der Cod. 497. den Artikel vor *ἄνθρωποι*, welchen man füglich entbehren kann, weg.

— *ἀλλ' αὐταί τὴν ἀφωνίαν ὑμῶν ὀδυρόμεναι καὶ τὸ ἐφ' ὑμῖν πάθος, ἔπειτά ἐσε λαλίσεραί τινος οὐχὶ τῶν εὐγλώττων καὶ μουσικῶν*] Die Handschrift 495 hat *τὸ ἐν ὑμῖν πάθος*, und statt *τινος* bietet sie *τινες*, welches nicht zu verwerfen ist; denn *τινες* ist dann in der Bedeutung quaedam, gewissermassen, zu nehmen, in welcher man es oft mit Adjectiven verbunden findet. S. Asts Lexic. Plat. Vol. III. p. 394. Nach *μουσικῶν* aber muß statt des Punktes ein Fragezeichen gesetzt werden.

— B. *Σύνες ὅτι λίγω, φησὶν ὁ Πίνδαρος*] Billy's Ausgaben richtig *ὅ, τι*. Besser noch die Münchner Handschrift 497. *ὅ τοι*, wie auch Boeckh z. Pind. Fragm. VII. *Ὑπορχ.* 1. Bd. II. Th. 2. S. 597. schrieb. Ebenso lesen die meisten und die besten Handschriften im Platonischen Menon S. 76. D., wo die nämlichen Worte als Pindarische angeführt werden (vergl. Ast z. Plat. Phädr. S. 300.), und die ältesten und besten vier Pariser, drey Münchner und die Rehdigerische zu Synes. über die Vorsehung S. 99. A. Ferner hat die nämliche Münchner Handschrift *φησὶ Πίνδαρος*, wofür in der oben erwähnten Platonischen Stelle *ἔφη Πίνδαρος* steht.

— *ἤ σοι παροιμίαν ἐρῶ, μάλισα μὲν ἀληθῆ, μάλισα δὲ σύντομον, ὅτι τότε ᾄσονται κύκνοι, ὅταν κολοιοὶ σιωπήσωσιν*] Die Münchner Codd. geben *μάλα μὲν — μάλα δέ*.

Wie dem ersten Bande, so sind auch diesem zahlreiche Indices beygefügt. Der erste, nach der Vorrede, umfaßt die in Gregorius Briefen und Gedichten vorkommenden Gleichnisse; der zweyte die Sprichwörter. An diese schließt sich ein doppelter über die Briefe, in deren erstem die neue Eintheilung mit der alten, in dem zweyten hingegen die alte mit der neuen zusammengestellt ist. Dann folgt ein alphabetischer über die Briefe; und an

diesen reiht sich wieder ein Doppelinder über die Gedichte nach der neuen und nach der alten Eintheilung. Am Ende des Werkes findet man ein ausführliches Sach- und Wortregister über die Briefe und Gedichte, und ein besonderes über den Anhang, welcher den Christus patiens enthält. Letzteres hätte jedoch füglich mit dem erstern zusammengeschmolzen werden können. Den Schluß bildet ein Index locorum Scripturae.

Die mühevolle Abfassung dieser Verzeichnisse ist des Herausgebers Werk. In der Alphabetisirung leistete ihm Herr Ballin de Saint-Paul, ein in der schönen Litteratur nicht unbewanderter Mann, hülfreiche Hand; in der Correctur der Druckbogen unterstützten ihn entweder durchgängig oder theilweise Herr Cirier, welcher schon früher bey der k. Druckerey angestellt war, Herr Doquin de S. Preur, Custos an der k. Bibliothek und Herr Valatours, Professor am College de Bourbon.

Ungeachtet das Druckfehlerverzeichniß ziemlich stark ist, so hätte es noch bedeutend vermehrt werden können. Besonders auffallend war dem Ref. in der Vorrede p. VII. nr. I. und III. die consequente Schreibung caracteres, caractere und caracteribus, und p. I. und 109. not. b. Dyonisius.

II. Die Anmerkungen zu Basilius des Großen Werken wurden eigentlich auf Verlangen des Herrn Ludwig von Sinner, welcher zum Behufe der von ihm zu Paris im Verlage der Gebrüder Gaume besorgten zweyten Ausgabe des Garnierschen Basilius den Herrn Prof. Jahn um eine Nachweisung der Quellen, aus welchen der geistreiche Kappadokische Kirchenfürst seine ganze antike und besonders seine philosophische Gelehrsamkeit schöpfte, angegangen hatte, ausgearbeitet.

Anfangs verfaßte Herr Jahn eine Probe über die Homilien de Hexaemero, und theilte sie seinem gelehrten Freunde mit, der ihr vollen Beyfall schenkte, und den Verfasser ermunterte, die so trefflich begonnene Arbeit auf den ganzen Basilius auszudehnen.

Dem Wunsche des Freundes gern entsprechend, hatte er, so wie es ihm Zeit und Umstände erlaubten, die Anmerkungen zu dem ersten Bande bereits vollendet, und theilweise nach Paris geschickt, in der Hoffnung, daß sie dem Drucke würden übergeben werden, als er ganz unerwartet die Nachricht erhielt, die geistliche Censur, welche die bey den Gaume erscheinenden Ausgaben der Kirchenväter überwache, habe seiner Arbeit das Imprimatur versagt. Abbé Sionnet, der Hauptcensor, nahm besonders Anstoß an der Erklärung zur S. 16. D. τὸ κακὸν ἐϛιν u. s. w., wozu Herr Jahn bemerkte: Est haec autem Originis de malo doctrina, Platonicorum ex fontibus derivata.

Um dem Verfasser für seine vergebliche Mühe einigen Ersatz zu geben, schickten ihm die Gebrüder Gaume von freyen Stücken ein Exemplar der neuen Ausgabe des Basilius, wodurch er in den Stand gesetzt ward, seine Anmerkungen als Ergänzung derselben weiter auszuführen und zum Drucke zu befördern.

Ungeachtet jener Zurückweisung, welche ihm eben so schmerzlich, als Herrn von Sinner fiel, legte er diese Arbeit doch nie ganz bey Seite, sondern sah sie aufs Neue durch, verbesserte und vermehrte sie; ja er merkte inzwischen bey mannigfacher Lectüre alles, was zur Erläuterung seines Schriftstellers dienlich seyn mochte, sorgfältig an, so daß, da ein Tag den andern lehrt, unter den vor mehr als drey Jahren niedergeschriebenen Bemerkungen keine sich findet, welche nicht erweitert oder verbessert worden wäre; und so kam es, daß das Ganze um das Dreyfache vermehrt wurde.

Am Ausführlichsten behandelte er die Homilien über die Schöpfungsgeschichte (P. 1. A. — 88. E.) p. 1 — 103. (P. 2. A. — 88. D.), so daß die Bemerkungen hierüber oft als ein vollständiger Commentar gelten können; in den Homilien über die Psalmen (P. 90. A. — 204. B.) p. 103—154. hingegen, über die Bücher gegen Eunomius, zu den Homilien über den Bau des Menschen, über das Paradies, über die Psalmen 14. 28. 37. 115. und 132., so wie über den Commentar zu Jesaias faßte er sich um so kürzer. Der Rest, welcher sich über den zweyten und dritten Band der Garnierschen Ausgabe verbreiten wird, dürfte, ungeachtet noch Zusätze und vollständige In-

dices hinzukommen werden, kaum mehr als dreyzehn Druckbogen betragen. Zugleich muß bemerkt werden, daß auch die von Garnier für unächt erklärten Schriften berücksichtigt wurden.

Wenn man bedenkt, welche vielseitige Bildung Basilius besaß, wie er in den Werken der Dichter, Redner und Geschichtschreiber bewandert, und besonders in den Schriften der Philosophen ganz heimisch war, so wird man leicht ermessen können, mit welchen Schwierigkeiten das Aufsuchen der Stellen der Alten, die er vor Augen gehabt, verbunden war, und dem unermüdeten Fleiße und der bewunderungswürdigen Gelehrsamkeit des Verfassers dieser Anmerkungen die verdiente Anerkennung nicht versagen können, wenn man auch hätte wünschen mögen, daß er hie und da das *μηδὲν ἄγαν* etwas mehr hätte beherzigen mögen.

Um uns so kurz als möglich zu fassen, wollen wir nur einige Punkte etwas näher untersuchen.

P. 2. C. *πᾶσαν σχολὴν ἀπὸ τῶν ἄλλων ἄγων καὶ ἐν τεσσαράκοντα ἔτεσιν τῇ θεωρίᾳ τῶν ὄντων ἀποσχολάσας*] Die von dem Verfasser verworfene Lesart des Cod. Reg. 6.: *τῇ θεωρίᾳ τῶν ὄντων ἐνατενίζων καὶ ἀποσχολάζων*, wo er *ἐνατενίζων* für ein Glossem erklärt, wurde von Herrn Bothe in den Heidelberger Jahrbüchern für Literatur Nr. 9. dieses Jahres S. 135. in so fern in Schutz genommen, daß er *ἐνατενίζων* für ein gewählteres Wort hält und *ἀποσχολάζων* für eine Erklärung von jenem ansieht, indem Erklärungen dieser Art, wie er sagt, durch *καὶ* verbunden, regelmäßig dem erklärten Worte nachfolgen, nie vorausgehen. Dieser Ansicht möchte jedoch Referent keineswegs beystimmen, da das Ansehen fast aller Pariser Handschriften, an welche sich auch drey Münchner anschließen, und der Sprachgebrauch des Basilius B. I. S. 382. E., wo er namentlich wieder von Moses sagt: *ἐπὶ τὰς ἐρημίας ἀναχωρήσας τῇ θεωρίᾳ τῶν ὄντων ἀπεσχόλασε* und S. 524. A., wo es wiederum von Moses heißt: *ὅτι τῶν ἀνθρωπίνων ἔξω ἐγένετο, ἀποσχολάζων τῷ νῷ πρὸς τὴν θεωρίαν τῶν λογίων*, für die Richtigkeit der Lesart *ἀποσχολάσας* spricht.

Ebenso ungegründet ist der ebendaselbst von dem nämlichen Gelehrten gegen die S. 6. C. mit einander verbundenen Worte *κρηπὶς καὶ βάθρον*, welche auch von den Münchner Handschriften 240. und 270. anerkannt werden (eine andere Münchner Nr. 192. hat *καὶ ὑποβάθρα*) erhobene Zweifel, als wäre *βάθρον* aus einem Glosseme geflossen. Schon das von Herrn Jahn S. 5. aus Isidor v. Pelus. Br. I. 235. angeführte Beyspiel hätte ihn von der Aechtheit überzeugen sollen. Unzweifelhaft ächt sind auch die Worte *μαστίζων καὶ κολάζων* in dem Commentare zu Jesaias S. 598. A., welche von drey Münchner Handschriften bestätigt werden.

S. 16. D.: *Ὅτι τὸ κακόν ἐστιν οὐχὶ οὐσία ζῶσα, καὶ ἔμψυχος, ἀλλὰ διάθεσις ἐν ψυχῇ ἐναντίως ἔχουσα πρὸς ἀρετήν, διὰ τὴν ἀπὸ τοῦ καλοῦ ἀπόπτωσιν τοῖς ῥᾳθύμοις ἐγινομένη*] Diese Ansicht sprach Basilius auch Bd. I. S. 264. BC. und Bd. II. S. 78. A. aus; ebenso Dionysius d. Areopag. de divin. nom. IV. 18., wie Herr Jahn gezeigt hat. Derselben war auch Basilius Bruder, Gregorius von Nyssa, in der Orat. catechet. Cap. V. S. 15. nach der Münchn. Ausg. und Cap. VII. S. 21. und in dem Dialoge über die Seele und die Auferstehung S. 194. C. 223. D. und 227. C., wo er vermuthlich des Plotinus Ennead. I. 8, 1. S. 72. B. C. und III. 2, 5. S. 259. C. vor Augen hatte. Damit stimmt auch Origenes z. Johann. Bd. II. S. 66. A. ed. De la Rue überein.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. September.

Nro. 189. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

I. Sancti Gregorii theologi Opera etc.

II. Animadversiones in S. Basilii Magni Opera. Elaboravit Alb. Jahnius.

III. S. Basilii M. Oratio ad adolescentes etc.

IV. S. Basilii M. et S. Gregorii Nysseni contra feneratores Orationes etc.

(Fortsetzung.)

Man könnte vielleicht einwenden, die aus Gregorius von Nyssa angeführten Stellen seyen unterschoben, wie Germanus, der Erzbischof von Konstantinopel, (s. Photius Biblioth. Cod. 233.) vorgab; doch höre man hierüber den gelehrten Denys Petau (theologg. Dogmatt. T. III. p. 208. ed. Paris. a. 1644.): Igitur Gregorio Germanus ita patrocinatur, ut pro certo et confesso habeat, illa, quae obiiciuntur e libris illius loca, qualia sunt ea, quae descripsi, Origenianum istud dogma complecti: neque de iis explicandis, aut quoquo modo conciliandis laborat, ut nonnulli hoc tempore pie magis, quam vere, aut etiam pudenter instituunt. Sed sola hunc exceptione defendit; nam libros eius ab Origenis fautoribus haereticis corruptos esse caussatur, iisque alienas istas insertas esse sententias. Verum non facile sibi hoc persuaderi sinet qui ad illa legenda iudicium et candorem adhibebit. Quippe tam stilus et dicendi character, quam reliqua consequens oratio germana et nativa illa esse demonstrat. Daß die drey Kappadokischen Kirchenfürsten überhaupt die Schriften des Origenes fleißig gelesen haben, ersieht man aus dem bisher Gesagten, aus dem, was Ref. zu dem Nyssener über die Seele und die Auferstehung S. 244. 271. 278. 283. u. 348. bemerkte, und aus dem siebenundachtzigsten Briefe (dem hundertundfünfzehnten nach der neuen Ausgabe) des Nazianzeners an Theodorus von Tyana, welchem er die φιλοκαλία des Origenes, eine Sammlung des Trefflichsten aus den exegetischen Schriften dieses geistvollen Mannes, die er und Basilius, in stiller Zurückgezogenheit im Pontus lebend, gemeinschaftlich ausgearbeitet hatten, zum Andenken überschickte.

Wenn nun Herr Jahn zu dieser Stelle des Basilius die oben angeführte Bemerkung fügte, so hatte der Pariser Censor wahrlich nicht Ursache, sich darüber zu ereifern.

S. 44. A.: *Τῇ ὑπερβολῇ γὰρ τοῦ κρύους ὑπερκαεῖς, πρὸς ἑτέραν καὶ χροὰν καὶ γεῦσιν μετέπεσεν*] Statt *ὑπερκαεῖς*, welches Ref. auch in den Münchner Handschriften 192. und 240. fand, liest Herr Jahn mit den älteren Ausgaben *ὑπεκκαεῖς*, was allerdings passender zu seyn scheint. Ueber das V. *καίειν* und seine Composita, welche der Grieche, wie der Römer urere und adurere, gebrauchte, um das Schmerzhafte und Verletzende der scharfen Kälte zu bezeichnen, hätte noch auf Xenoph. Anab. IV. 5, 3., wo Hutchinson und Weiske zu vergleichen sind, und auf Long. Hirtengedicht III. 10. z. A. hingewiesen werden können.

S. 45. B.: *σπέρμα — ἀκριβῶς ἄν τις ἐξετάζων ἐξεύροι*] Ref. hält mit Herrn Jahn die Lesart zweyer Handschriften bey Garnier, welche, wie die Münchner 240., *εὕροι* bieten, für die ächte, da der Abschreiber, in Gedanken noch an

dem vorhergehenden ἐξετάζων haftend, statt des einfachen εὕροι leicht ἐξεύροι (so der Münchner Cod. 192.) geschrieben haben konnte.

S. 73. B.: τὰ μὲν γὰρ αὐτῶν ἐσὶν ἀγελικά] Herr Jahn schlägt ἀγελασικὰ oder ἀγελαῖα zu lesen vor. Allein ἀγελικὰ befolgen auch beyde Münchner Handschriften.

S. 110. E.: Τί πολυτόκῳ θηρίῳ σαυτὸν παραζευγνύεις;] Der Verfasser schreibt hier πολυπλόκῳ, weil er eine Nachahmung des Platonischen Phädr. S. 230. A. vermuthet. So lesen auch beyde Münchner Codd. 141. und 357. Dessen ungeachtet aber möchte Ref. nicht von der bisherigen Lesart abgehen; denn das Nachfolgende: Τοὺς λαγωοὺς φασι καὶ τίκτειν ὁμοῦ καὶ ἐπικυΐσκεσθαι. Καὶ τοῖς τοκογλύφοις τὰ χρήματα ὁμοῦ δανείζεται καὶ γεννᾶται καὶ ὑποφύεται, spricht offenbar für die Beybehaltung derselben, weßhalb auch Herr v. Sinner keine Aenderung machte. S. dessen Anmerk. in Basil. M. Orat. contra feneratores Cap. III. nr. 4. Die Worte ὁμοῦ δανείζεται klammerte dieser ein, weil Eine Handschrift sie wegläßt; Herr Jahn S. 198. räth, sie zu streichen, sie für ein Glossem des bildlich gesetzten γεννᾶται erklärend.

S. 199. E.: τὸ γὰρ κυρίως ἀγαπητὸν ὁ θεὸς, ἐπειδήπερ ἀγαπητὸν ὁρίζονται εἶναι, οὗ πάντα ἐφίεται, ἀγαθὸν δὲ ὁ θεὸς καὶ πρῶτον καὶ τελειότατον τῶν ἀγαθῶν. Αὐτόν τε οὖν ἠγάπησα τὸν θεὸν, τῶν ὁρεκτῶν ὄντα τὸ ἔσχατον κτλ.] Das zweyte ἀγαπητὸν will Hr. Jahn in ἀγαθὸν verwandeln, was Beyfall verdient, wenn es auch die von dem Ref. eingesehenen Münchner Handschriften 141. und 357. nicht bestätigen. Statt αὐτόν τε müsse vielmehr, meint Herr Bothe, αὐτόν γε geschrieben werden. Da Herr Jahn nach τὸ ἔσχατον einen Gedankenstrich setzte, so hätte hieraus wohl vermuthet werden können, daß noch ein Satz folgen werde, welcher mit diesem durch καὶ verbunden ist.

Referent schließt diese Bemerkungen mit dem Wunsche, daß diese vortreffliche Schrift, welche als die beste Anleitung zu einem gründlichen Studium der Kirchenväter betrachtet werden kann, und auch den Verehrern Platonischer Studien höchst willkommen seyn muß, in recht Vieler Hände kommen, und dem Verfasser Veranlassung werden möge, sie recht bald zu vollenden.

Die zwey unter Nr. III. und IV. aufgeführten Schriften sind eigentlich als eine Probe einer Sammlung kleinerer patristischer Werke zu betrachten, welche unter dem Titel: SS. Patrum Graecorum Deleetus novus erscheinen wird. Von der ersten wurden seit dem Jahre 1819, wo Frémions kritische Ausgabe derselben mit gegenüber stehender französischer Uebersetzung, erklärenden Anmerkungen und einer fleißigen Zusammenstellung der aus zwanzig zum ersten Male sorgfältig verglichenen Pariser Handschriften zu Paris bey Brunot-Labbe *) herauskam, sowohl in Paris, als auch in einigen französischen Provincialstädten mehrere kleinere und wohlfeile Ausgaben zum Schulgebrauche besorgt. Da aber die Frémionsche zu theuer ist (denn die übrigen kommen hier nicht in Betracht, weil sie alles kritischen und exegetischen Werthes ermangeln), so hat sich Herr von Sinner durch diese sehr zweckmäßige und geschmackvolle Bearbeitung der von jeher am meisten gelesenen Schrift des Basilius ein neues Verdienst erworben.

Wie sehr man in Frankreich den Eifer und die Bemühungen dieses Gelehrten, um klassisches Studium und gründliche Bildung unter der Jugend zu verbreiten, zu würdigen weiß, kann man am besten daraus abnehmen, daß ihm die Regierung vor Kurzem das französische Bürgerrecht ertheilte, und der hochgefeyerte Boissonade in den ehrenvollsten Ausdrücken seine Ausgabe der Briefe des Philostratus widmete.

Die Hülfsmittel, welche der Herausgeber benutzte, waren

1) Potters Ausgabe, welche den Titel führt: Πλουτάρχου Χαιρωνέως βιβλίον· Πῶς

*) Sie hat die Aufschrift: Discours de S. Basile le Grand addressé aux jens gens sur l'utilité qu'ils peuvent retirer de la lecture des livres païens, traduit en Français; texte en regard etc. Par C. A. F. Frémion.

δεῖ τὸν νέον ποιημάτων ἀκούειν. Καὶ Βασιλείου μεγάλου Ὁμιλία πρὸς νέους, ὅπως ἂν ἐξ Ἑλληνικῶν ὠφελοῖντο λόγων. Cum interpretatione Hugonis Grotii. Variantes lectiones et notas adiecit Joh. Potter. Oxon. 1694. 8.

2) Discours Grecs, choisis de divers orateurs. Par Ath. Auger. Paris, 1788. 8. T. II.

3) Basilii M. ad adolescentes Oratio de modo e litteris Graecis utilitatem percipiendi etc. ed. F. G. Sturz. Gerae 1791. 8.

4) Frémion's oben erwähnte Ausgabe.

5) Rede des heiligen Basilius des Großen an christliche Jünglinge, über den rechten Gebrauch der heidnischen Schriftsteller, übersetzt und erläutert von Fried. Aug. Nüßlin. Mannheim. Verlag von Tob. Löffler. 1839. 8., und die in diesen gelehrten Anzeigen 1839 Nr. 203 — 206. darüber erschienene Recension.

6) Garniers zweyte Ausgabe, welche er selbst zu Paris bey den Gebrüdern Gaume 1839 besorgte, nebst der in diesen Blättern 1840 Nr. 227 — 229. enthaltenen Beurtheilung derselben.

7) Einige Bemerkungen aus dem in seinen Händen befindlichen Nachlasse des verewigten Grafen Leopardi.

8) Mehrere von dem Herrn Prof. Burnouf ihm mitgetheilte Bemerkungen.

Vor dem Texte steht Augers Analysis. Die Urschrift ist nach den oben genannten kritischen Hülfsmitteln sorgfältig verbessert, und an diese schließt sich die Annotatio, welche die kritischen Nachweisungen und Rechtfertigungen und die sprachlichen und sächlichen Erklärungen oder Andeutungen in möglichster Kürze und Gedrängtheit enthält.

In der Aufschrift gab Herr von Sinner nach Frémion: *Τοῦ μεγάλου Βασιλείου.* Ref. aber würde, dem Ansehen der früheren Ausgaben und mehrerer Handschriften folgend, *Βασιλείου τοῦ μεγάλου* vorgezogen haben. Die erste Ausgabe setzt sodann *λόγος παραινετικός*, und die Münchner Papierhandschrift 131 fügt zu diesen Worten noch *νέων παιδείαν*. Eine Florentiner (Plut. IV. Cod. 25. bey Bandini Catalog. Codd. MSS. Graecc. Biblioth., Laurent. T. I. p. 547.) hat *λόγος συμβουλευτικός*. Eine andere Florent. (Plut. IV. Cod. 8. bey Bandini T. I. p. 527. §. 37.), die älteste Münchner Nr. 141. und mehrere Pariser nebst den beyden Baseler Ausgaben, welchen die Pariser v. J. 1618 und die zu Frankfurt a. M. erschienene Maische beystimmen, lesen ganz unpassend *ὁμιλία*. Die Pariser Handschrift R und die Wiener, und Frémion fügen *λόγος* ein. Da aber mehrere Pariser Codd. weder das eine, noch das andere anerkennen, so ließ unser Herausgeber diesen Zusatz mit Recht weg.

Kap. I. S. 5. Z. 8. schrieb er mit vier Pariser Codd. nach Frémions Vorgang *ὥσπερ ὁδὸν τὴν ἀσφαλεστάτην ὑποδεικνύναι*, die Bemerkung beyfügend: Singularis enim numeri in hac structione nullum novi exemplum. Doch würden wir unbedenklich die Lesart *ὁδοῦ* (eigentlich sollte *τῆς ὁδοῦ* gesetzt werden), welche die beyden Baseler Ausgaben, so wie die Pariser v. J. 1618 und die Garnierschen anerkennen, und fünfzehn Pariser und drey Münchner Handschriften bestätigen, beybehalten haben. Reichliche Beyspiele über diese Constructionsweise findet man außerdem, was Heindorf z. Plat. Kratyl. S. 28. und Poppo in seinen Prolegg. z. Thukyd. S. 102. bemerkten, besonders bey Ellendt z. Arrian. Bd. II. S. 185. Vgl. auch Buttmanns griech. Gramm. 14. Auflage §. 132. 4, 2. Anmerk. 2. S. 369. und Matth. griech. Gramm. Bd. II. 791. Der Pariser Cod. o P hat *ὁδῶν*. Die Lesart *ὁδόν* aber, welche, wie Potter meinte, Grotius eingeführt haben soll, hat schon die erste Ausgabe. Ihr schenkten Mai, Patusas und Sturz Beyfall.

— S. 6. Z. 8 — 9., wo einige Pariser Handschriften und die erste Ausgabe, so wie die des Joh. Patusas *εἰσάπαξ* lesen, wurde der getrennten Schreibung mit Recht der Vorzug gegeben. Doch hätte auf Matth. Griech. Gramm. S. 1346. und auf Asts Anmerkk. zu Plat. Gorg. S. 8.

hingewiesen werden können. Ueber das folgende ὥσπερ πλοίου τὰ πηδάλια τῆς διανοίας ὑμῶν παραδόντας ist Basil. Homil. in princip. proverbb. B. II. S. 112. D. zu vergleichen, wo sich der Verf. auf ähnliche Weise ausdrückt: Ἔχε οὖν ἀσφαλῶς τῆς ζωῆς τὰ πηδάλια.

— S. 6. Z. 13. ἔνθεν ἑλών] Den häufigen Gebrauch dieser Homerischen Formel (Odyss. VIII. 500.) bey späteren Schriftstellern hat Ref. mit Bezugnahme auch auf diese Stelle schon z. Synes. üb. d. Königth. S. 202. erläutert.

Kap. II. S. 6 Z. 17. ff.: Οὔκουν περιφάνειαν, οὐκ ἰσχὺν σώματος, οὐ κάλλος, οὐ μέγεθος, οὐ τὰς παρὰ πάντων ἀνθρώπων τιμάς, οὐ βασιλείαν αὐτὴν — — μέγα, ἀλλ' οὐδὲ εὐχῆς ἄξιον κρίνομεν] Diese Worte enthalten offenbar eine Anspielung auf Epikurs Ausspruch bey Plutarch. de aud. poet. S. 37. A., wo es heißt: Τὸ εὐδαίμον καὶ μακάριον οὐ χρημάτων πλῆθος, οὐδὲ πραγμάτων ὄγκος, οὐδὲ ἀρχαί τινες ἔχουσιν, οὐδὲ δυνάμεις κτλ., wozu Wyttenbachs vortreffliche Anmerk. zu vergleichen ist. Aehnlich sagt auch Synes. üb. d. Königth. S. 7. A.: Οὐ γὰρ ἀπόχρη δυνασεία πρὸς εὐδαιμονίαν, οὐδ' ἐν ἰσχύϊ τὸ μακάριον ἔθηκεν ὁ θεὸς κτλ.

Ebendas. Z. 3. von unten hätte über καὶ ὅπη καὶ ὅπως auf Lobecks Paralipp. P. I. p. 57. und über die Structur der darauf folgenden Worte: μειζόνων — ἢ καθ' ὑμᾶς ἀκροατῶν ἀκούσαι auf Bergler z. Alkiphr. I. 17. S. 65, Perizon. z. Aelian H. V. II. 42., Villoison z. Long. S. 290., Bake z. Kleomed. S. 414. u. Ast z. Plat. Phädr. S. 395. hingewiesen werden können.

— S. 7. Z. 13. ff.: ὥσπερ ἐν σκιαῖς τισι καὶ κατόπτροις, τῷ τῆς ψυχῆς ὄμματι τέως προγυμναζόμεθα] Hier vermißt man die Andeutung des Platonismus. S. Jahns vortreffliche Bemerk. z. Basil. Werk. Fascik. I. S. 124. 145 und 188.

Ebendas. Z. 18 — 19.: Καὶ ἡμῖν δὴ οὖν ἀγῶνα προκεῖσθαι πάντων ἀγώνων μέγιστον] Diese von den Spätern häufig nachgeahmte Platonische Redeweise (Phädr. S. 247. B. u. Politeia S. 608. B.) hat Ref., auch mit Rücksicht auf die vorliegende Stelle, z. Synes. über d. Vorseh. S. 218. f. berührt.

Ebendas. Z. 21 — 22. καὶ ποιηταῖς καὶ λογοποιοῖς καὶ ῥήτορσι — ὁμιλητέον κτλ.] Ueber λογοποιός, welches hier von den Uebersetzern für συγγραφεύς, Geschichtschreiber, genommen; von Sturz als fabularum scriptor erklärt wird, und in dieser Zusammenstellung mit ποιητής, wobey Basilius vermuthlich auf Platon, welcher in der Politeia S. 392. A. ποιητὰς καὶ λογοποιούς, und ebendas. D. μυθολόγους ἢ ποιητάς, ferner S. 398. B. ποιητῇ καὶ μυθολόγῳ, so wie S. 392. B. ἄδειν τε καὶ μυθολογεῖν verbindet, Rücksicht nahm, in der Bedeutung von μυθολόγος, Sagen- oder Märchenerzähler (man vergl. unten Kap. IV. S. 9. Z. 21. ff., wo es heißt: Ταὐτὰ δὴ ταῦτα λέγειν καὶ περὶ συγγραφέων ἔχω· καὶ μάλισθ' ὅταν ψυχαγωγίας ἕνεκα τῶν ἀκουόντων λογοποιῶσι), zu fassen ist, wie bey Jamblich. im Leben d. Pythag. Kap. XXXII. S. 436., wo er sich so ausdrückt: περί τε τῶν κακῶς λεγομένων ἐν τοῖς μύθοις διῆλεγε τοὺς λογοποιούς τε καὶ ποιητάς, hätte man allerdings eine Erklärung erwarten sollen. Uebrigens ist hier, was die Sache betrifft, die Nachahmung der Isokratischen Rede an Demonikus Kap. VI. S. 11. ed. Coray nicht zu verkennen, so wie das Folgende: ὥσπερ οὖν οἱ δευσοποιοὶ u. s. w. an Plat. Politeia S. 429. E. f. (vgl. Asts Anmerk. S. 488.) erinnert.

Ebendas. Z. 2 — 1. v. unten: καὶ οἷον ἐν ὕδατι τὸν ἥλιον ὁρᾶν ἐθισθέντες, οὕτως αὐτῷ προσβαλοῦμεν τῷ φωτὶ τὰς ὄψεις] Auf die Platonisch-Plutarchische Nachahmung, welche diese Stelle verräth, wurde schon von Wyttenbach z. Plutarch. de aud. poet. 36. E. aufmerksam gemacht. Vgl. Jahn z. Basil. Werkk. S. 145.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. September.

Nro. 190. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Dr. Justus Olshausen, Ueber den Ursprung des Alphabetes und über die Vocalbezeichnung im alten Testamente. Kiel. 1841. (Eigens abgedruckt aus den Kieler philologischen Studien.*)

Die kurze aber gehaltvolle Schrift des geistreichen Verfassers zerfällt in zwey Abtheilungen: die erste handelt vom Ursprunge des Alphabets, die zweyte von der Vocalbezeichnung in den heiligen Schriften der Israeliten. Wir können über die erste uns um so kürzer fassen, da der competenteste Richter, Hr. Hitzig, an dessen Schrift über Erfindung des Alphabets (Zürich 1840) sich dieselbe unmittelbar anschließt, bereits sein anerkennendes und gewichtiges Urtheil ausgesprochen hat (Heidelb. Jhrb. 1842 Nr. 27); und geben unsern Lesern nur eine gedrängte Uebersicht der Olshausenschen Argumentation.

Obwohl das semitische Alphabet offenbar von Semiten für Semiten erfunden ist, so ist doch unrichtig zu sagen, es sey vollkommen selbstständig und von jedem andern unabhängig; es findet sich ja das Princip desselben (Bezeichnung eines Lautes durch die Abbildung eines Gegenstandes, dessen Name in der gesprochenen Sprache mit diesem Laute anfängt) bereits im phonetischen Systeme der Aegypter. Nie und nirgend sonst ist dieses Princip angewandt worden als bey Semiten und Aegyptern. Kann man annehmen, daß ein solches zweymal in einer solchen Nähe der Localitäten, bey bestimmten Verbindungen dieser Völker erfunden wurde? Die Aegypter sind ein wegen seiner Originalität und seiner hohen Cultur berühmtes Volk, dessen Monumente der Zeit nach über die ältesten Monumente aller andern Völker hinaus zu gehen scheinen, und eine nach jenem Princip gebildete Schrift zeigen; ein Volk, das sich streng gegen alles fremde abschloß. Sie schrieben schon, als die Kinder Israels zu ihnen kamen; diese selbst schrieben damals noch nicht, nach ihrem ganzen Habitus zu urtheilen; seit sie Aegypten verlassen, schrieben sie, und zwar eine Schrift, die auf gleicher Grundlage, wie die ägyptische beruht. Einzelne Individuen des israelitischen Volks sind mit ägyptischer Bildung bekannt geworden, und spätestens Moses war es, der aus dem Schatze ägyptischer Cultur mit dem Geschenke des Alphabets nebst andern Institutionen sein Volk zu einer höhern Stufe erhob; des Alphabetes, das dem ägyptischen zwar nachgebildet, aber in seiner Ausführung dem semitischen Stamme eigenthümlich war.

Daß nicht die Phönizier Erfinder des Alphabets waren, läßt sich aus mehreren Gründen behaupten. Bis zu Mosis Zeit, wo die Israeliten sicherlich schon schrieben, reicht keine Nachricht von der Schreibekunst bey den Phöniziern. Wollte man auf die Nothwendigkeit einer bequemen Lautschrift bey ihnen aus ihrem Charakter als Handelsvolk schließen, so könnte man das merkwürdige Factum gegenüber stellen, daß sie nicht einmal ein eigenthümliches Maß und Gewicht hatten, sondern dieses von außen entlehnten. Auch könnte man fragen, woher es komme, daß die Griechen, mit denen die Phönizier in so vielfältiger Berührung waren, erst so

*) Vergl. gel. Anzeigen XV. Bd. Nr. 145.

spät von diesen einen so mächtigen Hebel der Cultur, wie die Lautschrift ist, sich aneigneten.

Das Natürlichste bleibt also, daß Israeliten nach dem ägyptischen Princip sich ein für den Semitismus passendes Alphabet erfanden, die Phönizier es von ihnen lernten, und dann in die Länder am Mittelmeere verbreiteten, wo die ausgedehnteste und nachhaltigste Anwendung davon gemacht werden sollte.

Gegen die Annahme (des Hrn. Saalschütz), daß Hebräer und Phönizier ihre Schrift mit aus Chaldäa brachten, streitet der Umstand, daß dort eine ganz andere Schrift einheimisch war, die für die östlichen Länder das wurde, was die ägyptische für die vordern Semiten; daß die Spuren von hebräisch phönizischer Schrift in Chaldäa ganz vereinzelnt stehen gegen die Millionen Documente der babylonischen Keilschrift und wahrscheinlich einer spätern Zeit angehören.

Höchst interessant ist der zweyte Theil, der von der Vocalbezeichnung in den heiligen Schriften der Israeliten handelt. Der Verf. bewegt sich hier in der dunkelsten Region der Sprachbildung, wohin kaum ein Strahl des Lichts zu dringen scheint, aber mit solcher Sicherheit und gesundem Urtheil, daß das merkwürdige Resultat dem aufmerksamen Leser als höchst plausibel erscheinen muß, ein Resultat, das den Grund einer neuen Behandlung der hebräischen Sprache bildet.

Er geht aus von dem Resultat, das die Geschichte der bisher erforschten Sprachen liefert, daß nämlich die ältesten Sprachformen die reichste Entwicklung besitzen, die jüngern dagegen sich beständig abschleifen und decomponiren. Verglichen nun mit dem altarabischen zeigt sich das hebräische als eine Sprache, die einen frühern Reichthum abgestreift hat, als eine moderne Sprache, d. h. eine solche, die den Charakter der sogenannten modernen Sprachen schon in sehr früher Zeit angenommen hat. Die Araber, aus derselben Wurzel entsprossen, als die Kinder Israels, blieben bis zu Mohammeds Zeit abgeschlossen unter sich, waren nur vorübergehend im Contact mit den Fremden, und haben daher auch, bis Muhammeds Zeit, ihre vollen Formen mit vokalischen Ausgängen erhalten. Die Israeliten hingegen kennen wir schon im Lichte der dämmernden Geschichte als ein Volk vielfacher Bewegung:

„wandernd in Asien, wandernd aus Asien nach Aegypten, hier lange Zeit hindurch in unabweislichem beständigem Verkehr mit einem Volk fremder Zunge: dann zurück wandernd nach Kanaan; später wieder gezwungen die neue Heimath zu verlassen um in alle Welt zerstreut zu werden, theilweise auch das gelobte Land zum zweytenmal zu bevölkern.

Was Wunder also, daß dieß bewegte Leben dem in der Geschichte der Sprachen waltenden Gesetze gemäß, die alte Sprachform vernichtend, jene neuere hervorrief, die wir die moderne nannten, die zugleich zur Erleichterung des Verkehrs, zur Erlernung der Sprache durch Fremde die geeignetere ist?“

(Schluß folgt.)

I. Sancti Gregorii theologi Opera etc.

II. Animadversiones in S. Basilii Magni Opera. Elaboravit Alb. Jahnius.

III. S. Basilii M. Oratio ad adolescentes etc.

IV. S. Basilii M. et S. Gregorii Nysseni contra feneratores Orationes etc.

(Schluß.)

Kap. IV. S. 9. Z. 7 — 8. *ὥσπερ οἱ τὰ δηλητήρια μετὰ τοῦ μέλιτος προσιέμενοι*] Auch diese Worte haben Platonisch-Plutarchische Färbung. S. Plat. Gesetz. II. S. 659. E. Plutarch. üb. d. Erzieh. S. 13. D. u. Wyttenb. das. Man vergl. ferner Max. v. Tyr. X. 6. S. 109., Gregor. v. Nyssa geg. d. Schicksal Bd. II. S. 79. C. Themist. Red. V. S. 63. B. Red. VIII. S. 107. BC. u. Red. XXIV. S. 302. B. und Synes. üb. d. Königth. S. 2. AB.

Unten Z. 17.: *καὶ τούτοις αὖθις πρὸς τοὺς τέκοντας πόλεμός ἐστιν ἀκήρυκτος*] Plat. Gesetz. I. S. 626. A.: *πάσαις πρὸς πάσας τὰς πόλεις ἀεὶ πόλεμον ἀκήρυκτον κατὰ φύσιν εἶναι.* Vgl. Asts Anmerk. z. dieser Stelle S. 14. u. Segaar z. Clem. v. Alex. Quis dives salv. f. p. S. 252.

— S. 10. Z. 10 f.: *καθάπερ τῆς ῥοδωνιᾶς τοῦ ἀνθοῦς δρεψάμενοι.* Nach Pindar. b. Stob. Serm. LXXXVIII. Seite 465. Man ſ. Wyttenbachs vortreffliche Anmerk. z. Plutarch. de rect. aud. rat. S. 43. C. und Boiſſonade z. Philoſtrat. Heroïk. S. 327. f., wo man eine reichliche Leſe von Beyſpielen finden wird.

Kap. V. S. 11. Z. 9. v. u. *ἐν τῷ τότε εἶναι*] Ohne *εἶναι* der Verf. des angeblich Plat. Brief. XIII. S. 361. E. *ἐν τῷ νῦν.* Vergl. Heindorf z. Plat. Kratyl. S. 47 und Sturz Lexic. Xenoph. T. II. p. 50. §. 16. Auf dieſes Beyſpiel hätte unten Kap. X. Not. 2. zu *τό γε νῦν εἶναι* Rückſicht genommen werden können.

— S. 12. Z. 12. *Κεῖός που σοφιστής*] Daß *Κῖος* diplomatiſch richtiger, als *Κεῖος* iſt, davon hätte den Herausgeber das Ariſtophaniſche Wortſpiel in den Fröſchen V. 980: *οὐ Χῖος, ἀλλὰ Κῖος* überzeugen ſollen. Uebrigens wunderte ſich Ref., daß in der Anmerk. zu dieſer Stelle des B. S. 28. „Welcker im Rheiniſchen Muſeum für Philologie. Herausgegeben von Welcker und Näke. I. Jhrg. I. Heft. S. 1.“, welcher in dieſen gelehrten Anzeigen Jhrg. 1840. Nr. 227. S. 774 neben Aſt z. Plat. Protag. S. 44. angeführt wurde, weggelaſſen worden. Im Folgenden hätte der Homeriſche Ausdruck *ἀπόβλητος* (Il. II. 361. und III. 65.), deſſen ſich nach Platons Vorgang im Phädr. S. 260 A. ſpätere Schriftſteller öfter bedienten (ſ. Aſt z. dieſer Stelle der Plat. S. 516 u. Jacobs z. Philoſtrat. Bildern S. 660.; ferner Syneſ. üb. die Träume S. 133 D und 155. B), eine Bemerkung verdient.

Ebendaſ. Z. 18. *ἄνευ μέτρου*] Statt deſſen gebraucht Plat. im Gaſtmahl S. 177. B., wo er auf dieſe Schrift des Prodikos anſpielt, *καταλογάδην.*

— Z. 8 — 7 v. u. hätte bey den Worten *ὑπὸ κομμωτικῆς* auf Plat. Gorg. S. 465. B. u. Z. 6 v. u. bey *ἐσμὸν ἡδονῆς* auf deſſen Politeia S. 450. B. (vergl. Jahn z. Basil. Opp. p. 25 sq.) verwieſen werden können.

Kap. VII. S. 14, 9 — 10. *τῶν ἐξ ἀγορᾶς τις ἀνθρώπων*] Hier hätte auf die beſondere Stellung des pronom. indef. zwiſchen dem Artikel und ſeinem Subſtantiv, welcher ſich Baſilius auch unterhalb Z. 18 — 19 bedient, aufmerkſam gemacht werden ſollen. Reichliche Beyſpiele hierüber findet man bey Bergler z. Alkiphron III. 20 S. 32., bey Schäfer z. Long. S. 363 und in Matth. Gr. Gramm. S. 729, wozu noch Platon (Phädr. S. 274. C. und Kriton S. 53 B.) gefügt werden kann.

Kap. VIII. S. 16 Z. 17. *κατὰ τῶν πλοίων τὰ ἀνερμάτιστα*] Auch hier hatte Baſilius den Platon vor Augen. S. deſſen Theät. S. 144. A. Außer der Bemerk. des Front. le Duc zu dieſer Stelle unſeres Kirchenvaters vergl. man Boiſſonade's Anecdd. T. V. p. 384.

Kap. IX. S. 19. Z. 8 — 7 v. u. *μὴ ὀφθαλμοὺς ἐσχὰν ταῖς ἀτόποις τῶν θαυματοποιῶν ἐπιδείξεσιν*] Plat. im Timä. S. 27. B. *ἡ τῶν λόγων ἑστίασις.* Im Phädr. S. 227. B.: *ἢ δῆλον ὅτι τῶν λόγων ὑμᾶς Λύσιας εἱστία*; Vergl. Polit. IX. S. 571. D. Ueber die häufigen Nachahmungen dieſer Stellen bey ſpäteren Schriftſtellern verdienen Wyttenbach z. Plutarch. de recta aud. rat. S. 40. B., Aſt z. Plat. Phädr. S. 218 f. und Boiſſonade z. Zachar. v. Mityl. S. 430. nachgeſehen zu werden. Zu den von dieſen Gelehrten angeführten Beyſpielen füge man noch Syneſ. Brief 57. S. 195. C.: *ὦ πόσους πολιτῶν εἱσίασε δάκρυσι.*

—— Z. 1. v. u. würde Referent ſtatt Δαβὶδ lieber Δαυὶδ geſchrieben haben. S. Boiſſonade z. Pſell. de operat. daemon. p. 217.

— S. 20. Z. 2. ff.: *Λέγεται δὲ καὶ Πυθαγόραν, κωμασταῖς περιτυχόντα μεθύουσι, κελεῦσαι τὸν αὐλητὴν τὸν τοῦ κώμου κατάρχοντα, μεταβαλόντα τὴν ἁρμονίαν, ἐπαυλῆσαι σφίσι τὸ Δώριον*] Dieſer Anekdote erwähnt auch Jamblich. im Leben d. Pythag. Kap. XXV. S. 238. u. 240. und Kap. XXXI. S. 400 ed. Kiessl. Ueber die Doriſche Tonart ſehe

man Wyttenbach z. Plutarch. de sent. profectu in virt. p. 83. F. u. Aſt. zu Plat. Polit. S. 454.

Ebendaſ. Z. 14. *τὰς ἐν ἀφῇ καὶ γεύσει διώκειν ἡδονάς*] Trefflich Syneſ. üb. d. Königth. S. 14 D. — *μόνας ἡδομένους τὰς τοῦ σώματος ἡδονὰς καὶ τούτων γε τὰς ὑλικωτάτας, ὅσας ἀφή τε καὶ γεῦσις πορίζουσι, βίον ζῶντας θαλαττίου πνεύμονος.*

— — Z. 16 f. *πρὸς τὴν γαστέρα καὶ τὰ ὑπ' αὐτὴν συννενευκότας*] Ref. hätte gewünſcht, daß hiezu Boiſſonade's Anecdd. Vol. IV. p. 216, wo auch dieſer Stelle gedacht iſt, berückſichtigt worden wäre. Uebrigens wurde dieſe Ausdrucksweiſe von Hrn. Jahn z. Basil. Opp. p. 74 sq. vortrefflich erläutert. Aehnlich Greg. v. Naz. Red. XIV. S. 269 A. in der Maur. Ausg.: *καὶ δοῦλοι γαστρὸς καὶ τῶν ὑπὸ γαστέρα.*

— — Z. 21. *ὑπηρεσίαν φιλοσοφίᾳ κτωμένους*] Dieſe von Baſilius aus Platons Politeia S. 498. B. geborgten Worte ſchwebten auch dem Platoniker Syneſius vor Augen, welcher ſich in der Rede über das Königthum S. 26. A. ſo ausdrückt: *φιλοσοφία γὰρ οὐ διενεκτέον ὑπὲρ τῶν ὀνομάτων ὑπηρεσίαν τῇ διανοίᾳ ζητούσῃ.*

— S. 22. Z. 7 — 8 *ὅσγε* (näml. *Διογένης*) *καὶ βασιλέως τοῦ μεγάλου ἑαυτὸν ἀπέφηνε πλουσιώτερον*] Bemerkenswerth iſt, was über Diogenes den Kyniker Cicero in den Tuscul. Unterſuch. V. 32. am E. äußert: Et hic quidem disputare solebat, quanto regem Persarum vita fortunaque superaret. Sibi nihil deesse: illi nihil satis unquam fore. Se eius voluptatibus non desiderare, quibus nunquam satiari ille posset: suas eum consequi nullo modo posse. Man vergl. Davies z. dieſ. Stelle S. 415. und Wyttenb. z. Plutarch. de sent. profect. in virt. S. 78. C.

Doch genug! Ref. geht nun auf Nr. IV. über. Baſilius Rede gegen die Wucherer iſt unſtreitig eine der vorzüglichſten Homilien, die wir dieſem gefeierten Kirchenvater verdanken, und von jeher hochgeſchätzt worden.

Der Herausgeber benutzte dazu außer Garniers Apparat eine Collation zweyer Münchner Handſchriften, von welcher er dreymal im Texte und fünfmal in den Anmerkungen Gebrauch machte.

Sehr paſſend verband er mit dieſer Homilie die des Gregorius von Nyſſa über den nämlichen Gegenſtand; denn Gregorius erwähnt ſelbſt im zweyten Kapitel der Rede ſeines Bruders, ſich gegen jede Zumuthung ſeiner Zuhörer verwahrend, als wolle er mit ihm wetteifern, und verweiſt auch im zehnten Kapitel auf dieſelbe.

Da der Herausgeber den Griechiſchen Text dieſer Rede in dem Gretſerſchen Appendix zu Gregorius Werken, Paris 1618 Fol. S. 225 — 234 und in der zweyten Ausgabe der ſämmtlichen Werke des Greg. v. Nyſſa, Paris 1638. Fol. Bd. II. 225 — 234 von Fehlern aller Art entſtellt ſah, und auch die Lateiniſche Ueberſetzung ihn nicht befriedigte, ſo ſuchte er ſich eine genaue Vergleichung der einzigen Münchner Handſchrift, die man bis jetzt kennt, und nach welcher Gretſer ſeine Ausgabe dieſer Rede gefertigt hatte, zu verſchaffen.

Auffallend iſt es, daß ſich weder in der Pariſer, noch in der Wiener, noch in der Venetianer, noch in der Laurentianiſchen Bibliothek zu Florenz eine zweyte Handſchrift derſelben findet. Aus den von Gretſer am Rande der Münchner Handſchrift angebrachten Bemerkungen aber möchte Herr von Sinner ſchließen, daß der erſte Herausgeber doch noch eine andere Handſchrift benutzt haben dürfte.

Den Text hat der Herausgeber vielfältig verbeſſert. Die Interpunction aber iſt ganz ſein Werk.

Zu Kap. IV. S. 30. Z. 7. müſſen wir bemerken, daß auch die Münchner Handſchrift die Lesart *τῆς θήρας δέλεαρ* beſtätigt.

J. G. Krabinger.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. September.

Nro. 191. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Oeuvres philosophiques de Maine de Biran, publiées par V. Cousin. Tom I. — III. Paris et Leipsic, Jules Renouard et Comp. 1841. gr. in 8.

Der vorliegenden drey Bände starken Sammlung der Oeuvres philosophiques des im Jahre 1824 verstorbenen Maine de Biran ist bereits i. J. 1834 ein von eben demselben nachgelassenes Werk vorausgegangen, dessen Herausgabe gleichfalls Cousin besorgt hat. Dasselbe war unter dem Titel erschienen: Nouvelles considérations sur les rapports du Physique et du Moral de l'homme. In so ferne sich der Vorbericht Cousin's zu der gegenwärtigen Herausgabe der nachgelassenen Schriften Biran's zum größten Theil auf die Vorrede zu dem früher edirten Werke bezieht, wird es an der Stelle seyn, zunächst auf diese zurückzugehen und dasjenige daraus mitzutheilen, was Cousin über den literarischen Nachlaß des Hrn. v. Biran damals berichtet hat.

Einige Monate nämlich nach dem Tode des Hrn. Maine de Biran, erzählt Cousin daselbst, sey Hr. Lainé, der vertrauteste Freund und zugleich Testaments-Executor des Verstorbenen, mit der Bitte in ihn gedrungen, dessen sämmtliche in seinen Händen befindliche Papiere einzusehen und einer nähern Untersuchung zu unterwerfen. Dieß sey auch geschehen, und das mit aller Gewissenhaftigkeit aufgenommene Inventar habe folgende Resultate geliefert. Zunächst habe er in Gemeinschaft mit dem Sekretäre des Hrn. v. Biran eine Sonderung aller Papiere nach drey Classen vorgenommen, von denen die eine die politischen Schriften desselben, d. h. die Entwürfe zu den auf der Tribüne der Deputirtenkammer gehaltenen Reden, die Berichterstattungen an den Staatsrath und die Notizen über verschiedene Gegenstände der Administration und Politik, die zweyte Classe seine philosophischen Schriften und die dritte eine Sammlung von Memorabilien enthalten. Die sämmtlichen Schriften der zweyten Classe seyen ihm (Cousin) übergeben worden, und eine aufmerksame Durchsicht derselben habe ihn folgende Werke darin finden und unterscheiden lassen:

1) „Das Manuscript der von der Classe des sciences morales et politiques de l'Institut gekrönten Preisschrift sur l'Influence de l'habitude, welche damals in Druck erschienen. 2) Das Manuscript der von derselben Classe gekrönten Preisschrift sur la Décomposition de la Pensée. Mit Hülfe dieses Manuscriptes, welches sich in einem ganz guten Zustande befindet, wäre es ein Leichtes, den vollständigen Abdruck dieser Abhandlung, der schon einmal begonnen hatte, nachher aber wieder ausgesetzt worden, zu bewirken. 3) Das Manuscript der an die Akademie von Berlin eingesandten Preisschrift über die Frage: Ya-t-il une apperception immédiate interne? en quoi diffère-t-elle de la sensation? Dieses Manuscript ist vollständig und die Schrift eine ziemlich gute, aber sie ist am Rande mit Zusätzen von der Hand des Hrn. v. Biran bedeckt, welche schwer zu entziffern sind, und zuweilen bis in den Text hineingehen und ihn unleserlich machen. Wollte man dieses Memoire dem Druck übergeben, so wäre es gerathen, ohne Rücksicht auf die Randbemerkungen sich lediglich an den ursprünglichen Text zu

halten, der sich wohl nach einer Abschrift des Berliner Original-Manuscriptes collationiren ließe, welches wahrscheinlich in den Archiven der Akademie hinterlegt ist. 4) Das Manuscript der von der Akademie zu Kopenhagen gekrönten Preisschrift über die Frage: des Rapports du physique et du moral de l'homme. Dieses Manuscript ist das erste Concept des Verfassers und es ist auch eine ziemlich schlechte Abschrift davon vorhanden. Um dieses Memoire der Presse zu übergeben, müßte man sich ebenfalls eine Copie des Manuscriptes zu Kopenhagen verschaffen. Das Werk ist umfassend und von der größten Bedeutung. 4) Mehrere kleine Schriften von verschiedenem Datum; eine noch unedirte, an der Akademie zu Begerac gehaltene Rede, ohne Datum; einige, gleichfalls noch nicht herausgegebene Bemerkungen, welche für eine im J. 1814 entstandene philosophische Gesellschaft bestimmt waren; das Brouillon des ungedruckten Examen des leçons de M. Laromiguière; ein weiteres von dem Artikel Leibnitz in der Biographie universelle; Auszüge (französisch) aus dem ersten Theile meiner Ausgabe des Proklus, auf einer beträchtlichen Zahl völlig ungeordneter und zerstreuter Blätter. 6) Einige unbedeutende Papiere, die nicht von Hrn. v. Biran sind, sondern ihm wohl nur mitgetheilt worden. 7) Die Arbeit, womit sich Hr. v. Biran in den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte, nämlich der wiederholten Bearbeitung seiner beyden Preisschriften von Berlin und Kopenhagen, und deren Umschmelzung in Ein Werk, wovon zwey lange, vollkommen abgeschriebene Fragmente übrig sind. Das eine führt den Titel: Recherches sur une division des faits physiologiques et philosophiques, und ist ein vollständiges Bruchstück; das andere, ohne Titel, fängt erst auf der sechzehnten Seite an, gehört indeß augenscheinlich zu demselben Werke, über welches Hr. v. Biran oft mit mir gesprochen. 8) Ein Manuscript, betitelt: Considérations sur les rapports du physique et du moral, pour servir à un cours sur l'aliénation mentale, eine Schrift, die meines Wissens zwischen 1821 und 1822 verfaßt worden, und in zwey Abtheilungen zerfällt, welchen eine Uebersicht des Inhalts und eine Einleitung voransteht. Das Ganze ist bestens abgeschrieben und ganz zum Drucke bereit. Dieses Werk ist, meines Erachtens, die vorzüglichste Arbeit des Verfassers und der letzte Ausdruck seiner Denkweise. Die trefflich geschriebene Einleitung enthält eine Art von geschichtlicher Uebersicht über seine schriftstellerischen Arbeiten."

Mit diesen Manuscripten hätte sich nun, wie Cousin nach Darlegung dieses Inventars bemerkt, eine vollständige Ausgabe der philosophischen Werke des Hrn. v. Biran bewerkstelligen lassen. Dieselbe hätte aus vier Theilen bestanden, von denen der erstere, nach vorausgeschickter Einleitung über die Persönlichkeit und die Leistungen des Autors, die beyden von dem Institut de France gekrönten Preisschriften, deren eine schon ganz und deren andere zum dritten Theile gedruckt ist, der zweyte Theil die zwey Preisschriften von Berlin und Kopenhagen in ihrer ursprünglichen Fassung, der dritte die beyden sub Nr. 7. verzeichneten Stücke als gewichtige Fragmente eines nicht vollendeten Ganzen, der vierte endlich die Abhandlung des Rapports du physique et du moral, sammt den besseren der sub Nr. 5. angeführten kleinen Schriften, enthalten haben würde. Aber weder auf diesen Vorschlag wurde von Seite des Hrn. Lainé eingegangen, noch auf einen zweyten, der darin bestand, daß, wenn auch eine vollständige Ausgabe auf irgend ein Hinderniß stoßen würde, doch wenigstens das letzte Werk Biran's, die Considérations sur les rapports du moral et du physique sogleich dem Drucke übergeben werden möchten. Denn es sey, meynte Cousin, sicher die Absicht des Autors gewesen, dieses Werk sobald als möglich zu veröffentlichen, und das Manuscript sey, wie bereits bemerkt, für den Druck schon sichtlich zurecht gelegt gewesen; überdieß aber erweise man durch ihre Publication der Philosophie einen wahren Dienst, und lege damit den ersten Stein zu dem Denkmale, welches den Leistungen Biran's gebühre.

So standen die Dinge im Jahre 1825, und

Cousin sah sich endlich genöthigt, alle ihm anvertrauten Papiere Biran's an Hrn. Lainé wieder zurückzugeben, mit Ausnahme des Manuscripts des Rapports du physique et du moral, welches er mit Einwilligung des Genannten behielt und im Jahre 1834 dem Drucke übergab, unter Beyfügung des Examen des leçons de M. Laromiguière und des Article sur Leibnitz. Welches nun auch die weiteren Schicksale der Schriften Biran's seyen, äußert sich Cousin in seinem Vorworte daselbst, dieses Werk allein schon reiche hin, das Andenken des Verewigten vor jedem Untergange zu sichern. Es sey als die Summe aller übrigen Schriften des Verf. zu betrachten, indem es nicht nur alle Grundideen derselben in sich enthalte, sondern selbst ihre vorzüglichsten Kapitel ganz oder im Auszuge wiedergebe. Auch begegne man hier nicht mehr den mühsamen Versuchen eines noch nicht zur vollen Reife und Klarheit gediehenen Geistes, wie solche noch in dessen ersten Schriften sich bemerkbar machen; sondern man sehe, er habe jetzt ein festes Ziel vor Augen, und spreche sein letztes Wort über einen Gegenstand aus, dessen Studium ihn sein ganzes Leben hindurch beschäftigt. Nicht minder verrathe sich die Meisterhand des Autors in den als Anhang beygegebenen Arbeiten über Laromiguière und Leibnitz, und in der Antwort auf die Einwürfe welche der gelehrte Freund Stapfer gegen ihn erhoben. Diese Erwiederung setze eine bereits vollständig zum Abschluße gekommene Theorie voraus. Und so finde man denn hier den completen Ausdruck dieses Geistes, ganz so, wie er selbst (Cousin) ihn gekannt, und biete diese einzelne Publication, in Ermangelung der so wünschenswerthen vollständigen Ausgabe der Biran'schen Werke, dem philosophischen Europa wenigstens in so ferne Ersatz, als man den Autor hieraus in seinem eigensten und wahrsten Lichte kennen zu lernen im Stande sey.

Soweit Cousin — in seinem damaligen Vorworte — über den literarischen Nachlaß des Hrn. v. Biran und die Ursachen, weßhalb zu jener Zeit eine Gesammtausgabe der philosophischen Werke desselben unterblieben. Nachdem nun aber i. J. 1840 endlich dennoch eine Ausgabe der Oeuvres philosophiques, wie sie uns gegenwärtig vorliegt, erfolgt ist, wird wohl Jeder, der die erwähnte Vorrede gelesen, nichts anderes vermuthen, als daß die oben verzeichneten Papiere des Verstorbenen, welche Cousin früher an Hrn. Lainé zurückgegeben, nun von neuem in des Ersteren Hände gekommen. Aber dieß ist keineswegs geschehen, wie zwar von dem Herausgeber nicht ausdrücklich gesagt wird, aber doch aus dem Ganzen hervorgeht. Es scheinen demnach hier besondere, uns unbekannte Verhältnisse zwischen Hrn. Cousin und Hrn. Lainé obzuwalten, und dieselben absichtlich ganz mit Stillschweigen umgangen worden zu seyn. Jedenfalls aber ist höchlich zu bedauern, daß in Folge dieser Unzugänglichkeit und Nichtbenützung der eigentlichen und nächsten Quellen auch diese Ausgabe wieder als keine Gesammtausgabe betrachtet werden kann.

Doch hören wir, was Cousin im Eingange seines Vorworts zur nunmehrigen Ausgabe äußert. Er übergebe hiemit, sind seine Worte, dem Publikum einen wiederholten Abdruck der sehr selten gewordenen Preisschrift Biran's sur l'Influence de l'habitude sammt einer großen Anzahl noch unedirter Schriften desselben, welche er so glücklich gewesen seit jener Zeit, da er die Nouvelles considérations sur les rapports du physique et du moral de l'homme veröffentlichet, sich von verschiedenen Seiten her zu verschaffen. Diese Werke, deren Herausgabe jetzt zum ersten Male erfolge, seyen sämmtlich von der vollkommensten Authenticität. Die einen seyen ganz von der Hand Birans selbst geschrieben, die anderen seyen Abschriften, welche von diesem corrigirt worden. Ueberdieß habe er sie alle schon gekannt, und seyen sie auch in dem genauen Inventare verzeichnet, welches er von den Papieren des Hrn. v. Biran im J. 1825 bey Hr. Lainé aufgenommen, und das er im J. 1834 in jener Vorrede mitgetheilt habe. Diese neuen Schriften könne man nach zwey Classen ordnen: in deren erstere die kleineren Schriften von der damals sub Nr. 5. angeführten Gattung fallen, wogegen in die zweyte Classe die größeren Schriften zu stellen seyen, wie z. B. die zwey langen sub Nr. 7. erwähnten Bruchstücke.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Justus Olshausen, Ueber den Ursprung des Alphabetes und über die Vocalbezeichnung im alten Testamente. Kiel. 1841.

(Schluß.)

Wann die Umwandlung geschehen, wie lange sie brauchte, ist kaum zu ermitteln; entgeht ja doch nothwendig die Umwandlungsperiode dem Auge des Forschers:

„Es sind immer die bewegtesten Momente im Leben eines Volkes, während welchen jene vollbracht wird; Momente, in denen der Sturm der Zeiten jede erkennbare Spur von dem inneren Zustande der Nationen zu zerstören pflegt: die alten Sprachformen standen da; der Sturm bricht los und die begleitenden furchtbaren Symptome des Umsturzes verhüllen für uns den freyen Blick auf die Einzelheiten: es wird wieder hell, und die alten Sprachen stehen umgewandelt da, gleichsam entlaubt, verarmt, vermagert."

Daß in den heiligen Schriften der Israeliten hierüber keine Aufklärung sich findet, erklärt sich zum Theil daraus, daß die ältesten schriftlichen Documente des A. T. später eine neue Redaction erfahren haben, theils aber und vorzüglich aus dem consonantischen Character der Schrift, wie denn auch der Neuaraber kaum eine wesentliche Veränderung in der Orthographie, verglichen mit dem Altarabischen, vorzunehmen braucht. — Daß der Verfasser auch die analoge Umwandlung des Arabischen urgirt, das in seiner jetzigen abgeschliffenen Gestalt unendlich mehr hebräisch klingt, als in seiner alten, begreift jeder, der dieß merkwürdige Phänomen betrachtet hat. — Nachdem nun die hebräische Sprache ihre Fülle, die sich besonders durch vokalische Ausgänge am Nomen und Verbum zeigte, abgestreift hatte, trat sie in eine neue Periode, wo sie unter andern das frühere Sylbengesetz zerstörte, und nun jenen Reichthum von Hilfsvokalen und mobilen Schevas entwickelte, der das jetzige Hebräisch so besonders characterisirt.

Indem der Verfasser die Epoche berührt, wo die heilige Sprache allmählig aufhört, eine lebende zu seyn, und das Bedürfniß sich ergab, die Aussprache der damaligen Zeit durch Einführung der Vokalisation zu fixiren, geht er in eine nähere Betrachtung des Vokalsystemes bey den Hebräern ein, die eben so scharfsinnig als fruchtbar für die Grammatik ist; die wir aber, um nicht zu weitschweifig zu werden, übergehen.

Wir müssen aber noch ein Appergu des Verfassers beyfügen, wodurch die letzte Veränderung, die das Hebräische erfahren hat, bis zu seiner jetzigen Form gedieh, bestimmt wird. Diese geschah durch die sogenannte Accentuation. Hr. Olshausen macht es wahrscheinlich, daß fast jedes Wort in der hebräischen Sprache eine andere Aussprache hatte, als die, welche die jetzige Vocalisation andeutet. Sicher ist, daß die Accentuation die Bestimmung hat, den Vortrag der heiligen Schriften beym gottesdienstlichen Gebrauche zu reguliren; daß diese einen ausgedehnten Einfluß auf die Vokalisation hat, also die biblische Aussprache von der des gewöhnlichen Lebens abweichen mußte. So erklärt sich auch, warum man im rhythmischen Vortrag orytonirte (während die Juden noch jetzt immer paroxytoniren), weil nämlich nur so das Verschlucken der Endsylben mit Sicherheit verhütet und ein vollständiges Aussprechen des heiligen Textes erzwungen werden konnte.

Der Verfasser protestirt jedoch gegen die Insinuation, als wolle er die biblische Aussprache aufgeben, und eine andre aus Conjectur an die Stelle setzen, da jene doch das einzig sichere Fundament für die Erkenntniß der Gesetze der hebr. Sprache ist.

„Solche historische Betrachtungen bezwecken aber in keiner Weise den Umsturz des Bestehenden und die Herabwürdigung der biblischen Vokalisation, vor der Niemand größere Hochachtung haben kann, als ich. Das kann ich aber nicht läugnen, daß ich von meinem Standpunkte aus eine vollständige Reform in der Behandlung der Grammatik wünschenswerth halte, und daß bey einer solchen die Kenntniß der arabischen Sprache für das Hebräische erst recht nutzbar gemacht werden kann."

Indem wir unsere Leser mit den wichtigen und interessanten Resultaten der Olshausen'schen Schrift bekannt gemacht haben, bleibt uns nichts übrig, als dem geehrten Verfasser den Wunsch auszudrücken, mit jener in der citirten Stelle verheißenen Reform der hebr. Grammatik in ihrer ganzen Ausdehnung uns bald beschenken zu wollen.

M. J. M.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. September.

Nro. 192. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Oeuvres philosophiques de Maine de Biran, publiées par V. Cousin.

(Fortsetzung).

Ueber die kleineren Schriften sey von seiner, des Herausgebers, Seite, nichts zu bemerken, als daß sie ihm in der äußersten Unordnung und in einer beynahe unleserlichen Schrift zu Handen gekommen, so zwar, daß er sie der sorgfältigsten Revision habe unterwerfen, ja selbst hin und wieder corrigiren müssen, nicht um die Nachläßigkeiten einer ersten Redaction ganz zu tilgen, sondern nur zu vermindern. Uebrigens bedauere er keineswegs die Mühe, die ihm diese an sich undankbare Arbeit gekostet, weil alle diese Schriften, selbst die kleinsten davon, von größtem Belange seyen und die Urthatsache des Bewußtseyns entwickeln und aufklären, jenes Faktum nämlich, da der Mensch zuerst zur Erkenntniß seiner selbst gelangt, und dessen immer lichtvollerer und gründlicherer Auseinandersetzung von Stufe zu Stufe man in den größern Werken Birans begegne.

Das erste dieser größeren Werke, obgleich es den folgenden bedeutend nachstehe und sich ein davon verschiedener Charakter in demselben ausspreche, sey die Preisschrift sur l'influence de l'habitude, die im J. X. (1802) von der Classe des sciences morales et politiques de l'Institut gekrönt worden. Sie erscheine hier ganz so, wie sie Hr. v. Biran selbst beynahe unmittelbar, nachdem sie den Preis erhalten, im Jahre XI. (Paris chez Henrichs 1808) habe drucken lassen. Er (Cousin) habe aus den Archiven des Instituts den bis zur Stunde unedirten Bericht des Hrn. Destutt-Tracy hervorgesucht, den derselbe der Classe des sciences morales et politiques über die verschiedenen zur Preisbewerbung eingelaufenen Abhandlungen vorgelegt, und in welchem die Preisschrift Biran's durch einen competenten Richter der Analyse unterworfen und gewürdiget sey. Man ersehe aus diesem Bericht, so wie aus einer Stelle der Histoire de la classe des sciences mor. et pol. (Mémoires. T. IV. p. 11), daß die Frage de l'Influence de l'habitude von derselben Classe schon im Jahre VIII. zur Preisbewerbung ausgeschrieben, und keine Abhandlung preiswürdig befunden worden. Dennoch habe die Klasse schon damals eine von Hrn. v. Biran eingesandte Abhandlung der Auszeichnung für würdig erachtet, deren Handschrift in den Archiven des Instituts noch vorhanden. Man erkenne hierin einen der damaligen Philosophie noch viel ergebeneren Schüler, als in der im J. X. gekrönten Preisschrift, nachdem dieselbe Frage zu einem nochmaligen Concurse aufgegeben worden.

Mit jedem Jahre, mit jedem neuen Werke, habe sich jedoch Biran von dieser Philosophie mehr und mehr entfernt. Schon in der Preisschrift, die im J. XIII. (1805) dieselbe Classe des scienc. mor. et pol. gekrönt, und welche die Frage betroffen: De la décomposition de la pensée. Comment ont doit décomposer la faculté de penser, et quelles sont les facultés élémentaires, qu'on doit y reconnaître? — schon hier beginne der Durchbruch der neuen Ideen Biran's, wie schon anderwärts gezeigt worden. *) Vergeblich habe er

*) In der mehr erwähnten Vorrede nämlich, woselbst

(Cousin) in den Archiven des Instituts nach dem Original-Manuscripte dieser Preisschrift und dem Berichte, zu welchem sie nothwendig Veranlassung gegeben, Nachforschungen angestellt. Hr. v. Biran sey ohne Zweifel ermächtiget worden, sein Manuscript zurückzunehmen, um es dem Drucke zu übergeben. Aus dessen eigenen, bereits veröffentlichten Aeußerungen wisse man, daß der Druck dieser Abhandlung im J. 1807 eine Unterbrechung erlitten. Glücklicher Weise habe der Verf. die schon gedruckten Bogen damals Hrn. Ampère vertraulich mitgetheilt, und von diesem habe sie nun der Herausgeber erhalten. Das bereits Gedruckte umfasse wahrscheinlich einen großen Theil der gekrönten Abhandlung, und fülle den zweyten Band der gegenwärtigen Ausgabe bis zu S. 208.

Wir brauchen hier nicht erst zu bemerken, daß demzufolge in vorliegender Ausgabe ein bloßes Bruchstück von einer Schrift geliefert werden konnte, die doch in Hrn. Lainé's Händen (m. s. oben sub. 2.) als vollständiges und noch dazu in bestem Zustande erhaltenes Manuscript sich befindet.

Gleiche Bruchstücke von Abhandlungen, deren erste Entwürfe (m. s. o. sub Nr. 3 u. 4.) ebenfalls im vollständigen Manuscripte noch im Besitze des vorhin Genannten sind, folgen unter den beyden nächsten Ueberschriften. Weder von der 1807 zu Berlin, noch von jener 1813 zu Kopenhagen gekrönten Preisschrift war es Cousin möglich, in den Archiven beyder Akademien noch eine Spur aufzufinden. Statt dessen nun werden die beyden grösseren Fragmente mitgetheilt, von denen oben sub. Nr. 7. die Rede war, und die, wie der Herausgeber glaubt, so ziemlich das Wesentliche jener beyden Abhandlungen enthalten dürften.

Das eine dieser Fragmente entspreche ganz der von der Berliner Akademie gekrönten Abhandlung. Der Gegenstand, den sie durchweg behandelt, sey in der That das unmittelbare Innewerden jener Kraft, welche Ich ist, ein Innewerden, welches in der Willenskraft sich bethätige. Auch werde daselbst des Programmes der Akademie ausdrücklich erwähnt, und man stoße auf häufige Citationen Ancillon's, des damaligen Sekretärs dieser Akademie. Der Verf. gebe sich nämlich Mühe, seine Theorie an einige, freylich ziemlich vage Phrasen des Berliner Philosophen anzuknüpfen; und in dem Résumé der Abhandlung werde die unmittelbare Apperception des Ichs von den Sensationen und äußeren Vorstellungen, nach den Ausdrücken desselben akademischen Programmes, scharf geschieden. Was aber zuletzt noch die Composition und Redaction dieser Abhandlung anbelange, so verrathe sie wohl einen starken und tiefen Geist, der aber noch unsicheren Schrittes, mit sichtlicher Anstrengung und oft ohne Klarheit und festen Plan seinen Weg verfolge.

Das andere Bruchstück führe die Aufschrift: **Considérations sur les principes d'une division des faits psychologiques et physiologiques.** Es sey vollständig, bis auf einige wenig beträchtliche Lücken. Diese Schrift sey durch das Buch

---

Cousins Worte sind: „Als Maine de Biran zum zweytenmal concurrirte, saßen noch die nämlichen Männer (aus der Schule Condillac's) zu Gericht, und erwarteten wohl auch von Seite desselben Bewerbers noch dieselben Grundsätze. Aber hierin täuschten sie sich; denn dießmal gab Biran auf ihre Frage eine Antwort, die eine neue Richtung verrieth. Was war inzwischen in dem Geiste des jungen Laureaten vorgegangen? Welches Licht hatte sich in ihm entzündet, und von welcher Seite des philosophischen Horizonts war es ihm gekommen? Es konnte ihm weder von Schottland, noch von Deutschland her zu Theil geworden seyn; denn er war weder der englischen, noch der deutschen Sprache mächtig. Kein Genosse, keine Schrift aus jener Zeit hatte auf die Umwandlung seiner Denkart irgend einen Einfluß üben können; sein eigener scharfsinniger Geist war es, der ihn auf eine andere Bahn gebracht. Durch näheres Nachdenken über die herrschende Doctrin des Tages war der Schüler eines Cabanis und Tracy von selbst dahin gelangt, ihre Unzulänglichkeit zu fühlen, und das Bedürfniß und die Realität eines von der Sensation wesentlich verschiedenen Elementes inne zu werden. Dieß war begreiflich eine Art von Abfall von der herrschenden Lehre, und es ehrt die Richter ganz besonders und ist ein schönes Zeugniß ihrer Liebe zur Wahrheit, daß sie im J. 1805 die neue Preisschrift krönten, die ihnen bereits, freylich nur unter den mildesten Formen, einen Gegner verkündete."

des Hrn. Berard hervorgerufen worden, welches unter dem Titel erschienen: Doctrine des rapports du physique et du moral. Es scheine demnach auf den ersten Blick dieses Fragment die letzte Arbeit des Hrn. v. Biran, der, wie schon oben erwähnt, 1824 gestorben, gewesen zu seyn; aber eine genauere Durchsicht zeige, daß der Eingang dieser Schrift, worin von dem Buche Berard's die Sprache ist, erst hinterher beygefügt worden. Denn die ganze Abhandlung beziehe sich weder direkt, noch indirekt auf dieses Buch; sie behandle wohl denselben Gegenstand, aber dieser Gegenstand sey eben auch zugleich jener, den die Akademie zu Kopenhagen als Preisfrage aufgegeben hatte. Man finde auch hier noch nicht den reifen, gerundeten und kräftigen Gedanken-Ausdruck, den Biran in den letzteren Jahren seines Lebens gehandhabt, und der namentlich seinen Artikel über Leibnitz auszeichne. Es lasse sich daher wohl die Versicherung geben, daß dieses Werk in seinem Grunde und dem größten Theile nach die Abhandlung ausmache, welche an die Akademie zu Kopenhagen abgegangen, und daß auch die Nouvelles considerations sur les rapports du physique et du moral de l'homme, welche Hr. v. Biran zweifelsohne im J. 1821 verfaßt habe, und die von ihm (Cousin) im J. 1834 herausgegeben worden, dasselbe Werk seyen, nur in einer vom Verf. wiederholt versuchten Umarbeitung und Zurückführung auf eine einfachere und lebendigere Form.

So viel wünschenswerther und vorzüglicher es deßhalb auch gewesen wäre, über die Manuscripte der drey gekrönten Abhandlungen — Manuscripte, die er (Cousin) im J. 1825 mit eigenen Augen bey Hrn. Lainé eingesehen, verfügen und sie textgetreu veröffentlichen zu können, so könne sich doch das philosophische Publikum darauf verlassen, wenn auch nicht ihrer Form, doch ihrem Wesen nach, jene drey Preisschriften zu besitzen, in denen die originellen Forschungen Maine de Biran's, während der ersten Jahre des neunzehnten Jahrhunderts bis zur Epoche der Restauration, enthalten seyen. Alles, was derselbe von jenem Anfang an bis zu seinem Tode geschrieben, habe er (Cousin) nun theils schon früher, theils jetzt der Oeffentlichkeit übergeben, und er könne sich daher das Zeugniß geben, so viel an ihm war, die Pflicht der Pietät erfüllt zu haben, die für ihn darin bestanden, die Werke und das Andenken desjenigen zu erhalten und zu verbreiten, der einer seiner Lehrer gewesen, und den er noch jetzt, wie er es schon i. J. 1834 ausgesprochen, den ersten französischen Metaphysiker der Neuzeit nennen könne.

Was den Inhalt der einzelnen Bände dieser Ausgabe betrifft, so ist derselbe folgendermaßen vertheilt: Den ganzen ersten Band füllet die Preisschrift: Influence de l'habitude etc., sammt dem von Destutt-Tracy darüber erstatteten akademischen Berichte. — An der Spitze des zweyten Bandes steht die Preisschrift de la décomposition de la pensée, woran sich reihen: Nouvelles considérations sur le sommeil, les songes et le somnambulisme. — Note sur un passage très-remarquable du témoignage du sens intime. — Note sur les réflexions de Maupertuis et de Turgot au sujet de l'Origine des langues. — Remarques sur la Logique de M. de Tracy. — Note sur un écrit de M. Royer-Collard. — Réponse à M. Guizot. — Notes sur le deuxième volume de l'Indifférence en matière de religion. — Der dritte Band enthält zunächst die beyden oben besprochenen Bruchstücke de l'apperception immédiate und die Considérations sur les principes d'une division etc., auf welche sodann noch zum Schluße folgen: Prolégomènes psychologiques. — Critique d'une opinion de Cabanis sur le bonheur. — Note sur certains passages de Malebranche et de Bossuet. — Distinction de l'ame sensitive et de l'esprit selon Van Helmont.

Zur näheren Charakteristik der philosophischen Ansichten des Hrn. Maine de Biran, deren auch in der bekannten Vorrede Schelling's zu „Victor Cousin über französische und deutsche Philosophie" (S. VII — VIII.), jedoch nur im Vorbeygehen Erwähnung geschehen, möge Ref. gestattet seyn, nachfolgend noch einen kurzen Auszug aus der Darstellung, die Cousin hievon giebt, mitzutheilen.

Die herrschende Philosophie leitete, wie Cousin sagt, nachgerade alle unsere Vermögen und Ideen von der Sensation ab, welche sie durch die Erregung des Gehirns erklärte, nämlich als ein Er-

zeugniß der auf die Organe geschehenen Eindrücke. Der Mensch war ihr zufolge nichts Anderes als das Resultat der Organisation, und die ganze Wissenschaft vom Menschen ein bloßer Appendix der Physiologie. Maine de Biran dagegen hat im Verlaufe seiner Forschungen nachgewiesen, daß diese Lehre nur ein Aggregat von Hypothesen sey, und daß man, beym Zurückgehen auf die Beobachtung und Erfahrung, unter all' den reellen Thatsachen, die eine wahrhafte Wissenschaft vom Menschen begründen sollen, eine eben so reelle, wie die übrigen, finde, die sich allerdings mit der Sensation vermische, die aber aus ihr allein nicht erklärbar sey, die an organische Bedingungen gebunden, aber vom Organismus durchaus verschieden, ja sogar von ihm unabhängig sey, nämlich die Aktivität; und diese Aktivität hat er von allen dem unterschieden, was nicht sie ist; er ist zu ihrer Quelle zurückgegangen; er hat sie durch alle ihre Entwicklungen verfolgt, derselben ihre gebührende Stelle in dem geistigen Leben wieder eingeräumt; und aus dieser Gesammtheit von Ideen und Ansichten ist eine, wenn auch nicht umfassende, doch immerhin tiefe, an sich höchst wahre und in ihren Grundlagen unerschütterliche Theorie hervorgegangen, eine Theorie, welche eine vollständige Philosophie in sich aufnehmen und an ihre gehörige Stelle setzen muß.

Die Reihenfolge der erfahrungsmäßigen Wahrheiten, in welche man diese Theorie zusammenfassen kann, ist nachstehende: 1) Die wahre Aktivität liegt in dem Willen; 2) Der Wille ist Persönlichkeit, und zwar die ganze Persönlichkeit, das Ich selbst. 3) Wollen ist nichts anders als Verursachen, und das Ich ist sohin die erste Ursache, die uns gegeben ist. Diese drey Puncte bilden den Grund der Theorie des Hrn. von Biran; und sie sind in einer einzigen und selben Thatsache enthalten, die Jeder von uns alle Augenblicke wiederholen kann, in der Muskelbewegung. Bey jeder Muskelbewegung findet nämlich statt: erstens eine Muskelempfindung, die mehr oder minder lebhaft, angenehm oder unangenehm ist; und zweytens die Bewegung oder Kraftäußerung, durch welche jene Empfindung erzeugt wird. Die Muskelempfindung folgt aber nicht bloß auf die Bewegung, sondern das Bewußtseyn bezeugt, daß sie auch durch diese Bewegung hervorgebracht worden, und daß die Verbindung zwischen beyden in keiner bloßen Succession besteht, sondern daß hier ein Verhältniß von Ursache und Wirkung Statt hat. Und hiefür bedarf es nicht erst eines Beweises oder einer Erörterung: denn um die Muskelbewegung zu empfinden, genügt es, sie zu machen. Wir können zwar nicht wissen, wie durch die Bewegung die Empfindung erzeugt wird; aber darüber, daß sie durch jene erzeugt wird, können wir nicht im Zweifel seyn; und selbst wenn wir Ersteres wüßten, hätten wir dann vom Letzteren keine größere Gewißheit: unsere deßfallsige Ueberzeugung würde dadurch nicht einmal erhöht werden. Aber nichts bewegt oder äußert sich, was nicht den Willhat, es zu thun, und es giebt daher keine willenlose Kraftäußerung. Der Wille ist also der Grund der Kraftäußerung, und die Ursache ist in diesem Falle eine wollende Ursache. Andererseits sind es wir selbst, von denen die Kraftäußerung ausgeht; wir rechnen sie uns mit aller Bestimmtheit zu, und der Wille, der die Ursache hievon ist, ist unser eigener Wille. Persönlichkeit, Wille und Ursache sind demnach unter sich eins, sind identisch. Das Ich finden wir in der Ursache und die Ursache in dem Willen. Man nehme den Willen hinweg, oder mit andern Worten, die Kraftäußerung, und es giebt dann überhaupt für uns nichts mehr, und das ganze Faktum, von dem man ausgegangen, verschwindet.

Dieses Faktum nun, sagt Cousin, in seiner ganzen Tiefe erforscht und zu einer unwiderstehlichen Evidenz gebracht, sey das Princip der Theorie des Hrn. v. Biran. Diese Theorie aber werfe nach allen Seiten hin Licht, sowohl auf die Philosophie als auf die Geschichte der Philosophie.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. September.

Nro. 193. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Oeuvres philosophiques de Maine de Biran, publiées par V. Cousin.

(Fortsetzung.)

Das Ich erscheint hier unter dem Typus des Willens, und die Freyheit als der Grundcharakter des Willens. Die Freyheit des Ichs ist eins mit seiner Existenz und eine unmittelbare Thatsache des Bewußtseyns. Damit ist sie über alle Sophismen erhoben; denn sie ist dem Raisonnement entrückt. Eben so verhält es sich mit der Spiritualität des Ichs. Statt auf die vielen unfruchtbaren Untersuchungen darüber einzugehen, wird hier die Spiritualität des Ichs lediglich aus dessen Unität und Identität erwiesen, welche ebenfalls noch unmittelbare Thatsachen des Bewußtseyns sind. Auf diese Weise erhält der Spiritualismus in der Philosophie nicht nur wieder die ihm zukommende Stelle, sondern hat sogar nach seiner Grundlage die Erfahrung, wodurch er vor aller Extravaganz bewahrt bleibt. Und gleichwie durch diese Theorie alle unsere Geistesvermögen, welche Condillac und seine Schüler durch die Sensation, d. h. durch das passive Element erklärten, auf ihr actives Element, den Willen zurückgeführt werden, so erklärt dieser hinwieder beynahe alle unsere Ideen und Begriffe. Dieß ist zunächst der Fall mit dem Grundbegriffe der Metaphysik, dem Begriffe der Ursache, der in einer durch sich selbst evidenten Urthatsache, der Willensthätigkeit, enthalten ist.

Durch die Auffassung des Willens als der Persönlichkeit selbst kommt Licht in eine Menge von räthselhaften und dunklen Fragen, die schon lange Gegenstand des Streites waren. So sucht man noch immer nach einer Erklärung der oft so sehr ineinander fließenden Erscheinungen des Schlafes und des Wachens. Der Somnambulismus ist eines der Probleme unserer Zeit geworden. Die Controverse über die thierische Natur besteht noch fort, und in mehreren berühmten Schriften (von Pinel und Broussais) ist man noch weit davon entfernt, sich über den eigentlichen Charakter der psychischen Krankheiten zu vereinigen. Alle diese Fragen finden in der Theorie Maine de Biran's ihre Lösung. Der Zustand des Wachens ist die Lebenszeit, während welcher der Wille in größerer oder geringerer Thätigkeit ist; der Schlaf, nach seinen verschiedenen Graden, besteht in der Schwächung, Abnahme der Willensthätigkeit; ein gänzlicher (absoluter) Schlaf wäre eine vollkommne Aufhebung derselben. Der Somnambulismus ist ein Zustand, in welchem der Wille nicht mehr seine Herrschaft übt, und alle unsere Vermögen, besonders die Phantasie und die Sinne, thätig sind, jedoch auf eine regellose Weise, ohne Freyheit, Bewußtseyn und demzufolge auch ohne Erinnerung. Um die thierische Natur zu begreifen, darf der Mensch nur von seinem Willen abstrahiren und auf die bloße Sensibilität und Einbildungskraft zurückgehen. All' das, was in uns nicht Wille ist, ist thierisch, und der Mensch sinkt jedesmal in den Zustand der Thierheit zurück, sowie er die Herrschaft über sich selbst verliert. Wird endlich durch irgend eine moralische oder physische Ursache diese Freyheit, die ganz eigentlich unsere

innerste Persönlichkeit ausmacht, vernichtet, so ist damit zugleich der Mensch selbst aufgehoben, und es ist nichts mehr übrig, als ein Automat, in welchem zwar noch die organischen und selbst intellektuellen Functionen in Thätigkeit sind, aber ohne daß wir daran Theil nehmen, und ohne mehr ein Bewußtseyn davon zu besitzen, oder zurechnungsfähig zu seyn. Wir werden gleichsam uns selbst entfremdet: wir sind außer uns; und darin besteht das Irreseyn (die Alienation, alienus a se), der Wahnsinn (amens, a mente) und die Narrheit, deren verschiedene Abstufungen den Graden des Freyheitverlustes entsprechen. — Und in gleicher Weise versucht sodann Biran auch die Entstehung der Sprache durch seine Willenstheorie zu erklären. Auch die Sprache ist nach ihm nichts anderes, als ein Erzeugniß des Willens, welchen bey dieser Bildung der Instinct und die Natur unterstützen.

Ueber Biran's Verhältniß zu den übrigen philosophischen Systemen, nämlich den modernen, mit denen sich die französische Philosophie damals allein beschäftigte, möchte aus der Darstellung, die Cousin hievon gibt, noch Folgendes hervorzuheben seyn.

Maine de Biran hatte zuerst wieder das im achtzehnten Jahrhundert fast gänzlich gesunkene Ansehen des Carteſius aufgerichtet und es gewagt, Baco's Autorität etwas strenger, als bisher geschehen, ins Auge zu fassen. Baco's Grundlehre nämlich ist, von den Ursachen abzusehen, und sich auf die Erforschung der Thatsachen und die Induction ihrer Gesetze zu beschränken. Dieß genügt nun allerdings, oder kann bis zu einem gewissen Puncte genügen in den Naturwissenschaften; aber in der Philosophie ist eine Nichtberücksichtigung der Ursache so viel, als ein Hinweggehen über das Wesen der Dinge. Denn es heißt dieß z. B. in der Untersuchung über den Menschen nichts anderes, als von dem eigentlichen Grunde der menschlichen Natur, von der Wurzel aller Realität, dem Ich, diesem innersten Subjecte all' der Vermögen, um deren Erkenntniß es sich handelt, rein deßhalb absehen, weil dasselbe die Ursache aller der Thätigkeiten ist, von denen jene Vermögen nur die unter einer Allgemeinheit zusammengefaßten Begriffe sind. Baco also ist es, der durch die Vernachläßigung der Forschung nach den Ursachen der Dinge die Philosophie von der Wirklichkeit getrennt, und sie zu oberflächlichen Beobachtungen und künstlichen Classificationen verurtheilt hat. Locke, der zwey Erkenntnißquellen annahm, die Sensation und die Reflexion, hätte, wäre er anders seiner Theorie getreu gewesen, in der Reflexion das ganze intellektuelle und moralische Leben des Menschen finden können; aber die Sensation hatte bey ihm das Uebergewicht über die Reflexion. In Bälde sieht man, wie unter Condillac die Reflexion zu einer bloßen Modification der Sensation herabsinkt; und der Mensch mit dieser sinnlichen Empfindung ohne alle Activität, ohne allen Willen, ohne eigene Kraft und Persönlichkeit, ist nun nichts mehr, als ein durch Hypothesen erzeugtes Phantom, eine Abstraktion, eine bloße Gestalt. Von daher rührt der Nominalismus eines Tracy, oder auch wohl noch jene systematische Physiologie, die, indem sie in ihrer Lehre vom Organismus zum Theil Wort für Wort den Classificationen einer schwankenden Ideologie sich anschließt, auf nichts weiter ausgeht, als eine Hypothese auf die andere zu bauen. Gegen diese ganze sensualistische und physiologische Schule erhob sich Maine de Biran als ihr erster und gründlichster Gegner, indem er ihre falsche Methode und chimärischen Ansprüche aufdeckte. Carteſius dagegen galt ihm als der Begründer der wahren Philosophie. Derselbe sey mit Recht vom Bewußtseyn ausgegangen, und alle wahre Philosophie müsse hievon ihren Ausgang nehmen. Nur hätte er, statt in vager Weise zu sagen: „ich denke, also bin ich," sich vielmehr also ausdrücken sollen: „Ich will, also bin ich." Damit wäre gleich zu Anfang ein Ich als die Ursache seiner Thätigkeiten, statt einer Seele als bloßer Substanz ihrer wechselnden Zustände, eine Persönlichkeit gesetzt worden, welche sich nicht bloß, wie das Denken, von der Ausdehnung unterschieden hätte, sondern mit einer Kraft begabt gewesen wäre, die zur Erklärung aller ihrer Thätigkeiten und Begriffe ausgereicht hätte, ohne daß man zur göttlichen Dazwischenkunft seine Zuflucht hätte nehmen müssen. Vielleicht, daß dann auch die Carteſische Schule nicht die Richtung genommen haben würde, in welcher Malebranche und Spinoza sie fortgeführt. — Was

Leibnitz anbelangt, so ergab sich dessen Verständniß und tiefere Würdigung von dem Standpuncte aus, auf welchem Biran stand, von selbst. Auch hier war es wieder, wie Cousin bemerkt, Maine de Biran, der es sich zur willkommenen Aufgabe machte, diesem großen Namen wieder die gebührende Achtung zu verschaffen. Zum ersten Male, seit einem Jahrhundert, trat in Frankreich dieser Name, der fast nur noch in den mathematischen Wissenschaften genannt zu werden schien, wieder in seinem vollen Glanze auch in der Philosophie auf; und die Monadologie, die bis hieher unter die veralteten Hypothesen gerade von der auf die allermeisten Hypothesen gegründeten Schule verwiesen worden, ward jetzt von neuem einer gründlicheren Prüfung unterworfen, und ihr ein größerer Gehalt von thatsächlichen Wahrheiten, als der ganzen Philosophie des achtzehnten Jahrhunders, zugeschrieben. Leibnitz sagt nämlich ausdrücklich, man bedürfe, um den Begriff der Substanz vollständig aufzufassen und zu erklären, des Begriffes der Kraft und der Energie, und zwar einer solchen, welche sich von selbst, ohne fremde Einwirkung äußere, folglich Entelechie sey. Im Selbstbewußtseyn aber ist uns ein Ich gegeben, das Substanz und Ursache zugleich, einfache Kraft und eine Monade ist, die sich durch Activität entwickelt und zwar durch eine Activität, die Aeußerung einer Kraft ist. Dieß Alles, meynt Cousin, stimme mit der Theorie Biran's ganz wohl überein; nur sey hier nicht zu übersehen, daß dieß nur der Anfang des Leibnitzischen Systemes sey, bey welchem Biran stehen geblieben. Weiter sey er nicht in dasselbe eingedrungen; er habe gleichsam nur die Fackel angezündet, um den Eingang zu demselben zu beleuchten. Jeder fasse eben zunächst nur das auf, wozu seine eigenen Gedanken und Ansichten ihm den Schlüssel bieten. Er selbst (Cousin) gestehe unverholen, daß erst durch die eklektische Richtung, die er eingeschlagen, der eklektische, umfassende Charakter ihm klar und immer klarer geworden sey, der in den Werken Leibnitzens allenthalben ausgeprägt sey. Gäbe es aber auch in dem Leibnitzischen Dogmatismus Höhen, auf die sich die Psychologie Biran's nicht habe schwingen können, so sey sie doch ganz eigentlich dazu gemacht, um sich mit Vortheil gegen den Skepticismus eines Hume zu messen, und denselben durch siegreiche Widerlegung des bekannten Versuches über den Begriff der Kraft (des siebenten in dem Versuche über den Verstand) aus seiner letzten Verschanzung zu vertreiben. Schon Reid habe zwar gegen jene Hume'schen Argumente im Namen des sens commun und des allgemeinen Glaubens der Menschheit Einsprache gethan. Aber eine tiefer auf den Grund gehende Untersuchung derselben habe noch gefehlt, und diese sey Biran's Verdienst. Schritt für Schritt kämpfe er mit diesem furchtbaren Skeptiker, verfolge ihn in allen seinen Windungen und Krümmungen, und setze ihm eine eben so feine, aber zugleich viel gründlichere Analyse, als die des Gegners, entgegen. Auf die Lektüre dieser tief eingreifenden Polemik müsse daher verwiesen werden, wer irgend durch die Hume'schen Argumente und jene gerühmte Theorie sich habe verführen lassen, die das Verhältniß von Ursache und Wirkung lediglich durch das Princip der Ideenassociation erklären zu können vermeynte, jene phantastische Theorie, die dem allgemeinen Glauben und allen Thatsachen Hohn spreche, die alle wahrhafte Metaphysik untergrabe, und welcher der wenig getreue Nachfolger eines D. Stewart und Reid, nämlich Th. Brown, ein Mann zwar von Geist, übrigens ein sehr mittelmäßiger Philosoph, in England und selbst in Schottland, ja bis nach Amerika hin eine beklagenswerthe Popularität gegeben habe. *)

Dieß also sey im Wesentlichen die Lehre Biran's und ihr Verhältniß zu anderen Systemen, und bis hieher bekenne auch er (Cousin) sich ohne Rückhalt zu derselben, in so weit sie nämlich innerhalb ihrer Schranken bleibe. Sobald sie aber über diese hinausgehe — und dieß sey nun allerdings geschehen, müsse sie nothwendig auf Irrwege gerathen. Biran habe geglaubt, die gesammte Philosophie aus dieser seiner Theorie entwickeln zu können; dieselbe sey aber eine rein psychologische, und es müsse daher, um eine Begründung der ganzen

*) M. s. dessen: Lectures on the philosophy of the human mind (1802) wovon 1833 bereits eine siebente Auflage erschienen, und woraus in Amerika ein Auszug gefertiget worden, der, wie Cousin bemerkt, zum großen Theile die Grundlage des dortigen philosophischen Unterrichtes bildet.

Philosophie durch die Psychologie zu Stande bringen zu können, vor Allem die Psychologie selbst eine vollständige seyn, und alle Thatsachen des Bewußtseyns umfassen. Biran aber spreche überall nur von den beyden Thatsachen des Bewußtseyns, der Sensation und dem Willen, und habe die dritte ebenso reelle Ordnung von Thatsachen, die rationellen, oder die Vernunft, völlig verkannt und unbeachtet gelassen. Dieß sey sein Grundirrthum, der in seiner Psychologie eine gewaltige Lücke verursacht habe, und wodurch seine ganze Philosophie in einen Kreis eingeschlossen worden, welchen er später nur mittelst Hypothesen habe durchbrechen können. So habe er in seiner Abhandlung sur la décomposition de la pensée etc. geradezu behauptet, daß das Begriffsvermögen und das Willensvermögen unzertrennbar seyen, und daß daher die Metaphysiker sehr Unrecht gehabt, Verstand und Wille als zwey besondere Classen zu unterscheiden. Es gebe nur ein einziges, von der Sensibilität verschiedenes, intellektuelles und moralisches Princip, und dieß sey der Wille. Und die Vernunft sey deßhalb als ein für sich bestehendes, eigenthümliches Vermögen ganz und gar zurückzuweisen. Später jedoch, gedrängt durch seine (Cousin's) Einwürfe, habe sich Biran damit begnügt, sie möglichst zu umgehen, oder wenn er ihr auch hinther zuweilen einige Anerkennung zu Theil werden lasse, so geschehe es aus bloßer Artigkeit; denn er mache nirgends von ihr speciell Gebrauch, und sie spiele in seiner Theorie keinerley Rolle.

Wohin indeß eine solche einseitige und beschränkte Psychologie führe, leuchte ein. Fürs erste werde hiedurch das Princip aller Ideen und somit aller Erkenntniß unterdrückt. Auch könne man, so wie man einmal nur eine einzige Ordnung von Geistesvermögen, welche sämmtlich der Wille erzeugt, annehme, ebenfalls nur einer einzigen Ordnung von Ideen noch Raum geben, nämlich der Idee der Ursache und jenen, die aus ihr abgeleitet werden. Damit aber blieben eine Menge von Ideen unerklärt, die sich eben nicht auf jene zurückführen lassen. So leite der Wille wohl zum Begriffe einer actuellen Ursache; die Vernunft allein aber gebe den Begriff der potenziellen, an sich seyenden Ursache, nämlich den der Substanzen an die Hand. Völlig scheitere übrigens die Theorie Biran's an der Idee des Unendlichen. Das Ich als Substanz oder Ursache sey endlich und beschränkt, wie die Willensthätigkeit, die der Ausdruck davon ist. Weder der Wille, noch die Sensation, für sich allein oder verbunden, seyen im Stande, die Idee des Unendlichen zu erzeugen; dieß vermöge nur die Vernunft. Und wie mit der Erklärung von Ideen, so verhalte es sich auch mit der Begründung von Principien, namentlich solcher, denen ein so allgemeiner und nothwendiger Charakter inwohne, wie dieß unter anderen bey der Causalität der Fall sey. Aus der bloßen Wahrnehmung einer ganz individuellen und zufälligen Ursache lasse sich doch unmöglich so ohne Weiteres das Princip der Causalität, das anerkannter Maßen ein allgemeines und nothwendiges sey, deduciren. Dieß sey auch Biran nicht entgangen, und er habe deßhalb außer und neben der bloßen Idee einer in Wille und Persönlichkeit bestehenden Ursache, mit der er nicht ausgereicht, und an Stelle des ihm doch zuletzt unentbehrlichen Principes der Causalität, sich eine Procedur erdacht, auf die bisher noch kein Philosoph gekommen, und die zwar nicht das Princip der Causalität entwickle, aber doch etwas von gleicher Eigenschaft und Wirkung setze, — eine magische Procedur, über die ihr geistreicher Erfinder sehr flüchtig hinweggehe, und der er, ohne dafür irgend Gründe anzugeben, die wunderbare Eigenthümlichkeit und Wirkung zuschreibe, die Kraft des Ichs auch außerhalb desselben zu setzen und gewisser Maßen überall hin auszudehnen. Diese Procedur nenne er Induction. Aller Induction aber liege ein durchaus rationelles Verfahren zn Grunde, bey dem es sich nicht von Wille und Thätigkeit als Ausgangspunkten handeln könne, — ein Einwurf, an dem es allein schon genüge.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. September.

Nro. 194. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Blicke in's Leben von Karl Friedrich Burdach. Erster Band: comparative Psychologie. Leipzig bey Leopold Voß 1842.

Der berühmte Verfasser des hier vor uns liegenden Buches hat in seinem größeren Werke: die Physiologie als Erfahrungswissenschaft es gezeigt, wie sehr es ihm eigen sey, die Welt der Erscheinungen mit unbefangenem Sinne aufzufassen und dieselbe in ihrem großartigen Zusammenhange naturgetreu zu beschreiben. Ein redliches Forschen nach Wahrheit, nach jenem „obersten Princip," auf welches sich die Gesammtheit alles sichtbaren Werdens und Lebens zurückführen lässet, giebt sich in allen seinen Arbeiten kund, vornämlich aber in der, über welche wir hier zu sprechen gedenken: den Blicken in's Leben.

Als der Verfasser der „Physiologie als Erfahrungswissenschaft" die Hoffnung aufgeben mußte, dieses nach einem fast riesenhaften Plane angelegte Werk zu vollenden, da faßte er den Entschluß, „wenigstens den wesentlichsten Theil seiner noch rückständigen Arbeit, nämlich die Hauptmomente der Seelenlehre von naturwissenschaftlichem Standpunkte aus betrachtet" zu veröffentlichen. Bey diesem Unternehmen lag ihm vor Allem der leitende Gedanke nahe, daß die Seelenlehre nur dadurch zu einer „wirklichen Erfahrungswissenschaft" erhoben werden könne, daß ihr dieselbe vielseitige Begründung in der Geschichte des allgemeinen Lebens gegeben wird, welche bereits die Organenlehre durch die vergleichende Anatomie gewonnen hat. Er war hiebey eingedenk jener Worte des großen Humphry Davy: „daß nur die unreife Frucht vom Baume der Erkenntniß bitter und daß die zwiefache Siechheit des Geistes: Zweifelsucht und Unzufriedenheit, nur eine Folge des voreiligen Genusses sey." Deßhalb sucht er zu jenem reiferen Verständniß, zu jener unbefangenen, lauteren Anschauung des Ganzen vorzudringen, welche „eine gleiche Befriedigung unsers sittlichen und religiösen so wie unsers wissenschaftlichen Bedürfnisses gewähret." „Mich dünkt," so endigt der Verf. seine Vorrede zu den Blicken in's Leben, „manche unsrer Zeitgenossen, die auf die Aussprüche der Naturkenntniß provociren, haben nur jene unreife Frucht genossen, und ihnen gegenüber halte ich mein gegenwärtiges Unternehmen auch für zeitgemäß."

Die Natur kann nicht als Ganzes, sondern immer nur nach ihren einzelnen Theilen Gegenstand unserer unmittelbaren Erfahrung werden. Aber unter diesen für uns deutlicher erkennbaren Theilen finden sich solche, welche vorzugsweise den Charakter eines Ganzen an sich tragen: die organischen Wesen. Ihnen kommen, nach ihrem beschränkteren Maaße, jene Eigenschaften zu, welche die Natur, d. h. die Gesammtheit des geschaffenen Seyns im vollkommensten Umfange besitzt: in jenem Einzelnen wie im großen, einigen Ganzen finden sich derselbe Grund, dasselbe Gesetz des Seyns und Werdens wie der Wirksamkeit des Lebens. Nach allen Theilen hin zeigt sich das Geistige als das Allwaltende und Allbelebende. Dabey jedoch tragen die geistigen Momente, welche alles Daseyn bestimmen, einzeln genommen den Charakter der Vielheit und Beschränkt-

heit an sich; sie erscheinen als mehrfache, sich entgegengesetzte, einander beschränkende Kräfte, Gesetze und Zwecke; die wesentlichsten Merkmale des Geistigen: Einheit, Allgemeinheit, Unbeschränktheit kommen ihnen nur beziehungsweise und im Vergleich zum Materiellen zu. Sie lassen deßhalb noch einen letzten, höchsten Grund alles Daseyns voraussetzen: ein unbedingtes geistiges Wesen, welches ewig und unendlich, so wie in Bezug auf die Schöpfung alleinig und allumfassend ist: Gott, der als Weltgeist aus sich selbst hervorgeht, um die Vielheit und Besonderheit seinem Seyn gemäß, mithin in ewiger und unendlicher Weise zu erzeugen. Die Welt alles Sichtbaren und Aeußeren, durchwirkt vom Weltgeist, ist uns die Natur; sie ist das Offenbarwerden eines ewigen, göttlichen Wesens; ein lebendiger Organismus, welcher unbedingt und allein das Vermögen seines Lebens und Bestehens in sich trägt, da nichts außer ihm ist, das ihn bestimmen oder bedingen könnte.

Wie schon auf seiner niederen Stufe jeder organische Körper sein Verhältniß als Ganzes in sich selber wiederholt, und die Organe als untergeordnete Ganze in sich fasset, so gilt dieß auch vom Weltorganismus. Doch hat jene Wiederholung ihre Gränzen; je weiter das Allgemeine in Besonderheiten sich entwickelt, desto mehr entzieht sich zuletzt das Geistige in lauter materiellen Einzelheiten unserm Blicke; in Einzelheiten, welche schlechthin nur noch als Theile, als Bruchstücke da sind, die nur im Zusammenhange mit andren einen Beytrag zum Bestand, z. B. des Erdorganismus, darbieten. Solche sind die leblosen Körper, welche, weil sie keinen thätigen Gegensatz in sich schließen und keinen eignen, innren Zweck der Weiterentwicklung haben, das Endliche, Materielle am abgegränztesten darstellen. Dagegen wird jedes lebende Wesen durch seine Individualität ein Abbild des Weltorganismus; als solches ist es ein Ganzes, das eine Mannichfaltigkeit in sich fasset, welche freylich nur auf eine bestimmte Zahl von Formen und Thätigkeiten beschränkt ist. Wie im Weltorganismus so verräth sich auch im organischen Individuum ein inwohnend Geistiges, welches die Aeußerungen des Lebens zu gewissen Zwecken bestimmt. Weil jedoch ein solcher individueller Organismus im Raum beschränkt ist, so prägt er auch das ihm zu Grunde liegende Geistige nur in unbestimmter Form, als Typus aus, und vermag diesen nur in der Reihenfolge der Lebensalter vollständig zu verwirklichen. Der Weltorganismus ist eine ewig fortwährende Darstellung des Zeitlichen und Abhängigen; eben so bestehet auch im organischen Wesen ein Streben nach andauernder schöpferischer Wirksamkeit, das sich als Fortbildung und Wiedererneuerung kund giebt.

Aber bey dem Allen sind die organischen Wesen auch nur in dem Sinne ein Ganzes zu nennen, als dieses die einzelnen Organe oder Glieder sind, welche ihre Leiblichkeit in sich fasset, in deren jedem sich allerdings der Grundtypus des Gesammtleibes wiederholt. Während der unorganische Körper als ein Vereinzeltes unverändert fortdauert, wenn er auf alle uns mögliche Weise von den Außendingen getrennt und isolirt wird, kann das organische Einzelleben nicht aus dem Verbande mit seiner Außenwelt herausgerissen werden, ohne unterzugehen; es bedarf der Wärme, der Luft, des Wassers, des nährenden und tragenden Bodens; sein Wesen besteht nur in fortwährender Wechselwirkung und im ausgebreitetsten Verkehr mit der Außenwelt. Wie alle einzelnen Theile eines organischen Leibes in ihren Lebensthätigkeiten harmonische Uebereinstimmung zeigen, gegenseitig sich tragen, ergänzen, ernähren und verstärken, so stehen auch die gesammten organischen Individuen unserer Sichtbarkeit unter sich und mit ihrem Weltganzen in einem solchen Verhältniß der nothwendigen, lebendigen Vergliederung. Daher das wundervolle Zusammenstimmen, nicht nur des leiblichen Baues mit dem Aufenthalt und der Lebensweise, sondern das wechselseitige sich Entgegenkommen des Bedürfnisses und seiner Befriedigung, gerade zur rechten Zeit und am rechten Orte. Während sonst überall das erste Gesetz, welchem die Thätigkeit des Lebens gehorcht, Zweck der Selbsterhaltung ist, wird in vielen Fällen die Kraft dieses Gesetzes durch ein noch mächtigeres, durch jenes aufgehoben, welches die Erhaltung der Gattung gebeut; denn die Gatten- und Aelternliebe besiegt öfters die Liebe zum eignen Leben. Wenn wir aber zuweilen wie bey der Pflege des jungen, hülfsbedürftigen Kukuks durch fremde Vögel, selbst die Mutterliebe durch einen Trieb besiegt sehen, der

sein Wohlthun nach viel weiterem Kreise verbreitet, dann müssen wir erkennen, daß jenes Gesetz der Natur das allgemeinste und allbeherrschendste sey, welches nicht auf die Erhaltung des Individuums oder der einzelnen Gattung, sondern der Gesammtheit der Lebendigen abzwecket. Wie der Mond, während er bey seiner vierwöchentlichen Rotation der Anziehung der Erde gehorcht, zugleich jenem Zuge folgt, der ihn im Verlauf eines Jahres einmal in seiner Bahn um die Sonne führt, so folgt das Einzelleben zwar dem Triebe der eigenen Erhaltung so wie jenem der Gattung, es wird aber hierbey zugleich selber, mit Allem, was es ist und vermag, dem Zweck der Erhaltung eines höhern Ganzen dahingegeben.

Der Unterschied zwischen der Pflanze und dem Thier beruhet vornämlich darauf: daß das Lebensprincip des Letzteren nicht ganz im leiblichen Schaffen aufgehet und in diesem sich erschöpft, sondern über dieses hinaus ragt und hierbey einen Punkt erreicht, an welchem es nicht mehr neue Theile erzeugt, sondern nur die erzeugten erhält. Hierdurch gelangt es in seiner eigenen Wesenheit zur Erscheinung, als das rein innerliche, mit sich einige, sich selbst anschauende und bestimmende Leben: als Seele im höhern Sinne des Wortes. Aber das Thierreich selber bildet eine fortlaufende Reihe von jenen Wesen an, deren Seelenthätigkeit, im leiblichen Leben befangen, nur auf ein stumpfes Gefühl des Daseyns und auf die einfachsten zur Erhaltung nöthigen Bewegungen beschränkt ist, bis zu denen, welche Gott denken.

Selbst noch für die Natur des Menschen gilt es, daß die Seele zwar nicht mit dem Leibe, wohl aber mit dem Princip des leiblichen Lebens wesentlich eines sey, indem beyde in einem gemeinsamen, höheren Begriffe ihrer Wirksamkeit, nämlich in dem des Lebens überhaupt zusammentreffen. Aber dieser gemeinsame Begriff ist auf zwiefache Weise ausgeprägt. Von der Lebensthätigkeit unserer Gefäße, unserer Verdauungsorgane, werden wir im gesunden Zustand nichts gewahr; dieses leibliche Leben gehet in uns, nicht an uns vor sich; es ist eine unsrer Seele gleich wirkende, und doch in dem, was sie hervorbringt, von ihr verschiedene Macht. Indem beyde im allgemeinen Begriffe mit einander eins sind, im besondern aber als Bildung von lebendiger Materie und von Vorstellungen auseinander weichen, stehen sie oftmals in immer umgekehrten Verhältniß, so daß beym Sinken des leiblichen Bildungslebens die Seelenthätigkeit sich steigern kann und umgekehrt. Nur dadurch, daß leibliches und psychisches Leben in ihrem allgemeinen Begriffe eins sind, wird eine Wechselwirkung zwischen ihnen beyden möglich; das Innewerden der leiblichen Veränderungen so wie die willkührliche Bewegung; die Stimmung der Seele durch den Lebenszustand der Organe, so wie die Einwirkung der Gemüthsbewegungen und der Phantasie auf die leiblichen Lebensthätigkeiten, gründen sich allein auf das Einsseyn des Princips des leiblichen Lebens und der Seele in einem dritten Höheren: in dem geistigen Begriff.

Jene Einheit, welche zwischen den verschiedenen Richtungen des innern und äußern Lebens besteht, empfängt im höheren Thierreich ein eigenes Organ, am Nervensystem. Das Centrale im Nervensysteme (das Gehirn) stellt das Allgemeine, Umfassende dar, das Peripherische dagegen das Besondere, Vereinzelte; in der einen Richtung, wo der Leib auf die Seele wirkt, wird das Besondere in der Allgemeinheit (dem Centralen) aufgenommen; bey der entgegengesetzten Richtung tritt das Allgemeine (Centrale) in das Besondere (Peripherische) hinaus, so daß der Leib im Aeußern verwirklicht, was in der Seele als Innres vorgebildet war.

Was die Gestalt des Nervensystemes betrifft, so finden wir zwar im Allgemeinen, daß in demselben Maaße, in welchem das Seelenleben kräftiger oder stumpfer ist, auch das Nervensystem, namentlich in seinen Centralorganen mehr oder minder entwickelt sey, im Einzelnen aber zeigen sich hierbey viele Ausnahmen und räthselhafte Abweichungen: die Seele bewährt da ihre eigene Macht und Unabhängigkeit, indem sie bald bey einem niedern Formenverhältniß eine höhere, bey einem höheren eine niedere Wirksamkeit entfaltet.

(Fortsetzung folgt.)

Oeuvres philosophiques de Maine de Biran, publiées par V. Cousin. Tom I. — III. Paris et Leipsic, Julés Renouard et Comp. 1841. gr. in 8.

(Schluß.)

Insoferne jedoch diese Procedur bey Biran den Uebergang von der Psychologie zur Ontologie vermittle, und überdieß derjenige Mann Frankreichs, dessen Urtheil er (Cousin) sehr hoch anschlage, und der gleich ihm die Schriften und den Umgang Biran's sich zu Nützen gemacht habe, nämlich Royer-Collard, diese Theorie adoptirt und durch sein Ansehen noch bekräftiget habe, sey eine besondere Prüfung und Widerlegung derselben als nothwendig erschienen, und habe er auch eine solche bereits in seinen Vorlesungen von 1829 (Leçon 19.) versucht. Dort schon habe er nachgewiesen, daß alle Induction, deren Fundament und Werkzeug einzig und allein das Ich ist, vorausgesetzt, daß sie überhaupt möglich sey, in letzter Analyse nichts anderes zum Ergebniß haben könne, als das Ich selbst, d. h. nur Ursachen mit Wille und Persönlichkeit begabt; und daß sodann der Anthropomorphismus als universelles und nothwendiges Gesetz alles Denken beherrsche. Denn verfolge man diese Induction, so erscheine jeder Begriff von einer Ursache ohne Wille als unstatthaft. Auch die in der Natur wirkenden Ursachen seyen dann keine nothwendigen mehr, sondern freye und identisch mit der Ursache, die in unserm Willen liegt. Eben so sey der Gott, zu dem man auf solchem Wege gelange, zwar allerdings ein persönlicher, und schließe auch nicht den Begriff der Vorsehung aus; aber der Typus und das Maß dieser Gottheit sey doch im Grunde nur das menschliche Ich, und sohin der Begriff derselben ein höchst beschränkter und unvollkommener. Auf eine in so engen Grenzen sich bewegende Metaphysik lasse sich aber auch keine solide Moral bauen. Mit dem freyen Willen, mit der Persönlichkeit sey es hier allein nicht gethan; denn ein bloß subjectiver Wille könne nie sich selbst Gesetzgeber seyn. Endlich sey eine solche Philosophie auch unfähig, die gesammte Geschichte der Philosophie zu begreifen, indem sie überall nur den Maßstab einer lückenhaften Psychologie anlege und daher vor jedem umfassenderen Systeme vorurtheilsvoll zurücktrete.

Bekannt ist bereits aus der Vorrede Schellings zu Cousin ꝛc. die Vergleichung, welche der letztere zwischen Biran und Fichte angestellt. „Biran," heißt es dort, „hätte er länger gelebt, hätte geendet wie Fichte, dieser wahre Heros der Philosophie des Ichs oder des Willens." Das Schlußergebniß der ganzen bisherigen Darstellung und Charakteristik aber ist, Cousin zufolge: die Theorie Biran's ist an sich wahr und tief, aber einseitig und beschränkt. Biran hat eine reelle Ordnung von völlig verkannten und verdunkelten Thatsachen wieder ans Licht gezogen und an die ihnen gebührende Stelle gesetzt: er hat die freye Willensthätigkeit, die den Charakter der menschlichen Persönlichkeit ausmacht, von der Sensation unterschieden und in ihrer Unabhängigkeit nachgewiesen. Aber von dem, was er hierin geleistet, gleichsam erschöpft, gebrach es ihm an Kraft und Licht, um noch eine andere, unter den beyden ersteren verborgen liegende Ordnung von Erscheinungen aufzusuchen und zur deutlichen Erkenntniß zu bringen. Dieß sey indeß, bemerkt Cousin, das Loos der Schwäche des Menschen, der selten mehr als Einer Aufgabe gewachsen sey. Die Aufgabe aber, die Maine de Biran gelöst, sey eine große und bedeutungsvolle gewesen, und reiche hin, um den Ruhm seines Namens dauernd zu begründen. Ueberhaupt seyen häufig gerade die tieferen Geister von exclusiver Natur, wogegen diejenigen, deren Thätigkeit eine umfassendere sey, gar oft auf der Oberfläche bleiben, und selten eine gleich ergiebige Furche auf dem Felde der Wissenschaften zurücklassen.

H. Beckers.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. September.

Nro. 195. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Blicke in's Leben von Karl Friedrich Burdach.

(Fortsetzung.)

„So werden die Schnecken, obgleich sich bey ihnen schon ein einiges, aus Ganglien bestehendes ringförmiges Centralorgan, und hierdurch höhere Einheit des Nervensystemes findet, dennoch an Seelenkräften weit von den Insekten übertroffen, während bey diesen das Nervensystem in einer Vielheit von Ganglien, für jeden Abschnitt des Leibes, auseinander gelegt ist. Die Fische weichen im Bau ihres Gehirns ganz ungemein von einander ab und dennoch unterscheiden sie sich in Beziehung auf Seelenthätigkeit kaum merklich von einander; bey dem Hund und der Hyäne, dem Elephanten und Rhinozeros ist der Unterschied der Gehirnformen sehr unbedeutend und dennoch wie verschieden sind diese Thiere an Seelenkräften! So unterscheidet sich auch das menschliche Gehirn von dem der Säugethiere nicht durch eigenthümliche organische Gebilde, sondern bloß durch eigne Proportion derer, welche es mit ihnen gemein hat; ein Klümpchen Sand in seiner Mitte ist auf eine fast ironische Weise das Einzige, was es vor jedem andern Gehirne voraus hat.“

Indem wir hier den Vers. der Blicke ins Leben auf dem Wege seiner Betrachtungen über das Seelenorgan begleiten, ist es vor allem eine Stelle, welche uns in ihm den wahrhaft bescheidenen und darum tiefer gründenden Naturforscher erkennen läßt. Wir heben diese Stelle wörtlich aus:

„Das Nervensystem ist verschwiegen: nicht das leiseste Zucken, nicht die mindeste Veränderung des Aussehens verräth, was in ihm vorgeht; wir kennen nur den Anlaß und das Endresultat seiner Thätigkeit: diese selbst ist weder unserm Bewußtseyn, noch unsern Sinnen zugänglich, und gehört zu dem, was Haller das Innre der Natur nannte, in welches nur ein thöriger Dünkel eingedrungen zu seyn wähnt. Der menschliche Geist kann sich des Verlangens nicht erwehren, auch über dieses dunkle Gebiet seine Lichtherrschaft auszubreiten, und nach vielfachen mißlungenen Versuchen klopft er immer von neuem an die verschlossene Pforte. Erst spät erkennt er, daß er in den Combinationen seiner Phantasie nur Möglichkeiten aufgefaßt hat, denen noch der Stempel objectiver Wahrheit fehlt. Von dergleichen Träumereyen erwacht, verzichtet er auf eine wirkliche Erklärung. Er weiß, daß er hier, wie bey Betrachtung der Schöpfung und alles Ueberganges aus dem Geistigen in das Materielle und aus dem Letztern in das Erstere, das eigentliche Räthsel der Welt vor sich hat, welches er bloß im Allgemeinen zu deuten, nicht aber in den Einzelheiten der Modalität zu lösen vermag.“

Als eine Schöpferin zeigt sich die Seele, indem sie (als Lebensprincip) einen bestimmten Begriff an der Materie verwirklicht, den sie zerlegend in einer Mehrheit von Einrichtungen, Normen und Kräften ausprägt und so den organischen Leib begründet. Zum Inhaber jedoch und zum Herrn dieser Schöpfung wird die Seele erst durch das Innewerden jener eigenen so wie der durch Wechselverkehr damit verbundenen, äußern Welt erhoben. Die erste Stufe eines solchen Vorganges, wobey die Vielheit auf innre Einheit zurückgeführt, die Besonderheit des Einzelnen in Allgemeines aufgelöst wird, ist das Gefühl. Das Gefühl überhaupt bestehet in einem unmittelbaren Innewerden des eigenen Selbst, also dessen, was eigentlich von Anbeginn innen ist. Es ist der Uebergangspunkt aus dem universellen Leben in das individuelle,

aus dem bewußtlosen, unwillkührlichen, bloß von einer höhern Macht bestimmten Daseyn zu dem bewußten, willkührlichen. Früher hervortretend als das Erkenntnißvermögen, ist das Gefühl zwar ohne Klarheit, aber in seinem Dunkel wohnt eine Macht, welche die ganze Seele ergreift, durchdringt und bewegt. Das Gefühl allein, in seinen Gegensätzen des Schmerzens und der Lust, giebt dem Leben seine höhere Regsamkeit und Frische; es giebt den wesentlichen Bestimmungsgrund für die feine Selbstthätigkeit der Seele, wirkt auch zugleich auf das der Willensherrschaft entzogene leibliche Leben: auf die plastischen Organe bald erregend bald niederdrückend ein. Eben deßhalb, weil es als Anfangsgrund des individuellen Geistes dessen Stamme, dem universellen Geiste näher steht, der sich in ihm reiner offenbart, ist es auch selber der Willkühr des Individuums entzogen; es kommt so wie schwindet ohne unser Zuthun; trägt den Charakter der Unmittelbarkeit an sich; entscheidet in letzter Instanz, da seine Aussprüche eines weitern Beweises weder bedürftig noch fähig sind.

Das hier Gesagte gilt vornämlich von der höhern, dem Menschen eignen Form des Gefühles, welche auf das Geistige sich bezieht; in jener allgemeinen thierischen Form, welche mehr nur das leibliche und animalische so wie das Leben der Sinnorgane umfasset, wird das Gefühl zum Gemein-, zum Selbst- und zum Sinnen-Gefühl. In dem ersteren, dem Gemeingefühl, wird das beseelte Wesen inne, daß ihm eine räumliche Individualität zukomme; daß es einen Leib hat, der aus verschiedenen Theilen besteht und mannichfaltiger Zustände fähig ist, die auch durch ein Aeußres, Fremdes, veranlaßt seyn können. In dem Selbstgefühl wird die Seele bey einer regeren Thätigkeit sich selbst fühlbar; sie wird ihres Zustandes, ob angenehm oder unangenehm, mithin auch ihres Bedürfnisses gewahr. Bey dem Menschen bestehet das Selbstgefühl in dem unmittelbaren Innewerden des geistigen Befriedigtseyns, mithin auch des Grundes, worauf dieses beruht, nämlich des wahrhaften Wesens und der Bestimmung unsrer Seele. Hier umfaßt dasselbe die Region des Gemüthes, während es auf seiner niedern Stufe, beym Thiere bloß der Sinnlichkeit zugewendet ist. Auf dieser allgemeinen Stufe äußert sich das Selbstgefühl theils durch willkührliche Bewegungen, theils schon durch äußere Gestaltung. In beyden ist jene eigenthümliche Constitution oder Stimmung des lebenden Individuums begründet, welche wir Temperament nennen. Sie kann dem ganzen Leben oder doch einzelnen Perioden desselben ihr Gepräge aufdrücken. Die sanguinische Fröhlichkeit der Singvögel ist eine Folge jenes Uebergewichtes, in welchem bey ihnen das Nervensystem, namentlich das Gehirn zu der übrigen Leibesmasse stehet, dann der Leichtbeweglichkeit der Glieder, der Regsamkeit der Sinnorgane, des lebhaften Athmens und leichten Blutumlaufes, so wie der Lebensweise, welche der Befriedigung aller leiblichen Bedürfnisse höchst günstig ist. Eben so ist das phlegmatische Temperament der schwerfälligen Sumpf- und Wasservögel, das cholerische der Tagraubvögel, das melancholische der Nachteulen in der leiblichen Einrichtung und Lebensart begründet.

Das Sinnesgefühl, namentlich wenn es die höhern Regionen des Sehens, so wie des Hörens und Riechens betrifft, erregt manche vorübergehende, dabey aber momentan sehr mächtige Stimmungen und Affecten. Die letzteren vorzugsweise nur beym Thier, welches, wie das Pferd schon beym Anblick eines glänzenden Wasserstrahles oder blinkender Metallflächen heftig aufgeregt werden kann. Als anlockender Reiz oder Widerwillen erregend wirkt das Riechbare auf viele Thiere; so namentlich auf Fische, Tauben, Katzen, welche letztere durch Baldrian und Katzenkraut angezogen, durch den Geruch der Raute auch von ihrem Futter verscheucht werden.

Merkwürdiger als die Sinnesgefühle des Geruchs sind jene des Gehörorganes, da sie ungleich weniger mit dem Kreise der gewöhnlichen, niedern Lebensbedürfnisse in Beziehung stehen. Disjonval sah, daß eine Spinne sich an der Decke gerade über einer Dame setzte, welche auf der Harfe spielte, und wenn dieselbe ihren Sitz veränderte, rückte auch die Spinne an der Decke ihr nach; der Violonist Berthoner beobachtete einst, daß eine Spinne, so oft er sein Spiel begann, sich ihm näherte und zuletzt hiebey so traulich wurde, daß sie auf sein

Pult, ja auf seinen rechten Arm kam. Schlangen werden in Ostindien so wie in Aegypten durch den Ton einer Pfeife oder durch den summenden Gesang des sogenannten Schlangenbeschwörers aus ihren Schlupfwinkeln hervorgelockt, und Neale so wie Chateaubriand erzählen Fälle, in denen die Musik (Ton der Flöten) zähmend, oder doch besänftigend selbst auf Klapperschlangen gewirkt hatte. Eine Gans folgte einem Harfenspieler, so oft er spielte, und blieb bey ihm traulich stehen, bis sein Spiel zu Ende war. Eben so weiß man Fälle von dem musikalischen Sinn der Mäuse, Hirsche und Rehe. Wenn das mütterliche Kameel sein Junges nicht säugen will, dann bewegen es die Mongolen dazu durch eine klagende Melodie, in einem Tone, welche der Stimme des jungen Thieres ähnlich lautet. Ein Elephant in Paris, in dessen Gegenwart ein Conzert aufgeführt wurde, drückte bey einigen Stücken sein Vergnügen durch deutliche Bewegungen aus, während andre ihn gleichgültig ließen. So kommen nach d'Obsonville auch Affen aus ihrer Wildniß zum Anhören der Musik herbey und bezeigen durch ihre Gebärden ein Vergnügen darüber. Bennatis Pudel hörte nicht nur dem Fortepianospiel seines Herrn mit Theilnahme zu, sondern das vor vielen gelehrige Thier wurde zuletzt auch durch das Anschlagen von 7 diatonischen Glocken zu einem Nachsingen der Tonleiter abgerichtet. Nicht minder merkwürdig sind die von Fodoré, Esquirol und Ledret beobachteten Fälle von Blödsinnigen des tiefsten Grades, welche weder zu sprechen noch zu arbeiten noch sich anzukleiden vermochten, dabey aber dennoch jede Melodie, die sie einmal gehört hatten, behielten, und auf ihre Weise sangen, auch vom Pianofortespiel so aufgeregt wurden, daß sie dabey das leckerste Gericht, über welches sie sonst begierig herfielen, unbeachtet ließen.

Obgleich einzelne unter der Erde lebende Thiere so wie die Nachtthiere von verschiedenen Arten das Licht scheuen, ist doch sonst die Liebe zum Licht allen lebendigen Wesen gemeinsam. Selbst die Wasserthiere, wie Krebse, Fische, Frösche und Seehunde werden durch das Licht der Fackel oder der Feuerflamme herbeygelockt. Auf die heitre Stimmung, namentlich der Singvögel, äußert der Sonnenschein erregenden Einfluß. Gewisse Farben scheinen ganz besonders anreizend auf das Thierreich wirken zu können. So das Scharlachroth, bey dessen Anblick der Stier und das Rhinozeros, der Truthahn und der Lämmergeyer so wie der Alligator zum feindlichen Angriff aufgeregt; die Lachse aber von einer Scheu ergriffen werden, die sie mitten auf ihrem Wege hemmt und zurückscheucht.

Die Ahnung, in ihrer Richtung auf ein noch künftiges zeitlich, oder auf ein entferntes, räumlich Verborgenes gerichtet, kommt dem Einzelleben durch seine Verbindung mit jenem allgemeinen Leben, aus welchem dasselbe seinen Ursprung nahm. Obgleich deßhalb die Ahnung an solchen Wesen und in solchen Lebensperioden am stärksten sich äußert, welche dem Hervortreten des individuellen aus dem universellen Leben noch am nächsten stehen, verschwindet sie dennoch auch auf den höheren Stufen der Individualisirung des Seelenlebens niemals gänzlich. Aus der Ahnung geht vor Allem jenes Verlangen hervor, welches unabhängig von aller sinnlichen Erfahrung erwacht und welches auf keine Vorstellung weder des zu erreichenden Zweckes noch der dazu dienlichen Mittel gestützt seyn kann. Dieses Verlangen ist es, welches wir als Trieb zu benennen gewohnt sind. Der Trieb, weil er aus jenem universellen Verstande herstammt, der im leiblichen Leben sich bethätigt, zeigt sich in seinen Aeußerungen zweckmäßig, die Wahl seiner Mittel und Wege bewährt sich jederzeit als richtig; er führt blindlings so, wie der erleuchtetste Verstand, auf Erfahrung gestützt, es angegeben haben würde.

Die junge Biene, welche so eben aus der Puppenhülle hervorgetreten, fliegt sogleich mit aus, um Honigsaft und Blüthenstaub einzutragen; ein Hühnchen, welches Hall durch künstliche Wärme hatte ausbrüten lassen, erblickte, da es sich eben aus dem Ey herausgearbeitet hatte, eine Spinne, sprang sogleich nach ihr hin und packte dieselbe so geschickt als ob es schon längst im Insektenfang geübt wäre; gegen einen Mann, welcher das Ey eines amerikanischen Krokodills aufgeschlagen hatte, nahm (nach Davy) das herauskriechende Junge eine drohende Stellung an, biß wüthend in den Stock mit dem es berührt wurde und eilte sogleich ins Wasser. Ein Biber, welcher ganz jung gefan-

gen und von einem Weib gesäugt worden war, schichtete (nach Fr. Cuvier) die zerstückten Zweige, deren Rinde er gefressen hatte, in einem Winkel seines Käfichs auf und als man ihm Erde gab, formte er diese mit den Vorderfüßen in kleine Ballen, legte diese über einander, drückte sie mit der Schnautze fest und steckte ein Stück Holz darein. Der Trieb ist es auch, welcher das Thier, wie selbst die junge, von Galen aus dem Leib ihrer Mutter geschnittene Ziege zu dem genießbaren Futter hinführt, von dem schädlichen und feindlichen aber zurückhält. Douville nahm auf seiner Reise in Afrika zwey Affen als Voreser mit, und durfte stets versichert seyn, daß die Frucht, welche sie unter heftigem Geschrey von sich warfen, eine giftige war. Ein junger Schimpanese gerieth nach Grans bey dem ersten Anblick einer Riesenschlange in große Angst; Frettchen, welche über Blindschleichen und andere ungiftige Schlangen begierig herfallen, und sie auf jede Weise und an jedem Punkte angreifen, benehmen sich bey dem Fang der giftigen Kreuzotter, auch wenn sie noch niemals eine sahen, mit großer Vorsicht und suchen ihr vor allem den Kopf zu zermalmen. Dasselbe thut auch der Bussard.

Vor allem andern leitet die Ahnung, in der Form des Triebes die Thiere da, wo ihnen das Geschäft der Vorsorge für ihre Jungen, auch wenn diese noch gar nicht geboren sind, obliegt. Unter andern ist hiebey auch bemerkenswerth, wie die organische Natur von ganz andern Seiten her jenem Triebe des mütterlichen Thiers entgegenkommt. Die Eiche trägt verschiedene Arten von Galläpfeln, deren jede durch den Stich einer eigenen Art von Gallwespen entstanden ist und jene verschiedenartig modificirten Säfte aussondert, welche der in ihr wohnenden Insektenlarve gleich der Muttermilch zur ersten Nahrung dienen soll.

Der Trieb der Vorsorge für das eigne Wohlbefinden, so wie für jenes der Jungen zeigt sich namentlich auch in seiner vorausverkündenden Natur in Beziehung auf künftige Naturerscheinungen, wie z. B. Witterungswechsel, Erdbeben u. s. w. Um aus vielen nur an einige Fälle dieser Art zu erinnern, so öffnen sich nach Dicquemare die Aktinien und breiten ihre Fühlfäden aus, wenn anhaltend gutes Wetter zu erwarten ist, während sie bey bevorstehendem Sturm sich schließen und zusammenziehen; die Ameisen bringen vor eintretendem Regen ihre Puppen in Sicherheit; das Eichhörnchen verbirgt sich vor dem noch künftigen Sturm in sein Nest und schließt die Oeffnung desselben zu; eine nordamerikanische Art dieses Thieres sieht man nach Kalm, im Winter, einen Tag vor dem Einbruche der starken Kälte häufiger als gewöhnlich im Walde herumlaufen um sich noch recht zu sättigen und die Ansammlung der Wintervorräthe zu vermehren. Auch die wilden Kaninchen welche sonst nur am Abend und bey Nacht zu weiden pflegen, gehen, wenn es um diese Zeit regnen soll, nach Leroy, schon am Nachmittag aufs Grasen aus und fressen dann mit solcher Begierde, daß sie dabey die gewöhnliche Vorsicht ganz versäumen. Die meist im Freyen verweilenden Schafheerden des schottischen Hochlandes ziehen sich von selbst aus den Höhen in die Thäler herab, ehe der Sturm kommt, von dessen Annäherung auch der scharfsinnigste Hirt noch keine Spur bemerkt. Unter den Vögeln unserer Käfiche zeigt namentlich der Kreuzschnabel eine besondere Empfindlichkeit für künftige Witterungsveränderungen.

Die Aeußerungen eines Vorgefühls für nahe bevorstehende Erdbeben an Thieren der verschiedensten Klassen und Familien haben Bartels und Smith beschrieben. Die größere Strenge des nahen Winters, sowie Ueberschwemmungen oder anhaltende Dürre geben sich im Thierreich durch verschiedene Aeußerungen des vorsorgenden Triebes zu erkennen. Die Schildkröte macht ihr Winterlager nach Naumanns Beobachtung mehr oder minder tief, je nachdem der Winter härter oder gelinder werden wird; wenn Graugänse, Kraniche und andere Sumpf- und Wasservögel die Gegenden, wo sie im Beginn des Frühlings erschienen waren, bald wieder verlassen, dann steht (nach Neumann) dort ein heißer, trockner Sommer zu erwarten, welcher jenen Vögeln die Ernährung ihrer Jungen sehr erschweren oder unmöglich machen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. October.

Nro. 196. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Blicke in's Leben von Karl Friedrich Burdach.

(Fortsetzung.)

Dagegen ziehen vor großen Ueberschwemmungen die Feldmäuse (nach Keller) aus Kamtschatka schaarenweise hinweg und die Biber legen ihren Bau höher an. Es gehen diese Vorkehrungen, welche der Naturtrieb gegen noch künftige Naturereignisse trifft aus demselben Grunde hervor, der das dichtere Hervorwachsen des Pelzes mancher Thiere, vor harten Wintern bewirkt.

Ein Hineinfühlen in den Lebenszustand anderer lebenden Individuen nicht nur von denselben sondern auch von ganz andrer Art wird öfter im Thierreich bemerkt. Die Arbeiterinnen im Bienenstocke bauen die größeren Zellen für die Drohnenlarven gerade zu der Zeit, in welcher die Königin Eyer dieser Art legen soll. Einige Wespenarten bringen ihren Larven, gerade wenn das alte aufgezehrt ist, das neue Futter; die Ameisen öffnen das Gespinnst ihrer zum Auskriechen reifen Larven. Der Truthahngeyer fliegt nach Audubon gleichgültig über ein ruhendes oder schlafendes gesundes Thier hinweg, während er über einem im Sumpfe versinkenden schwebt, bis dasselbe umgekommen ist und nun ruhig von ihm verzehrt werden kann.

Am allgemeinsten kommt das räumliche Erngesicht, das den Trieb zu seinen Aeußerungen bestimmt, im Thierreich vor. Weder Mangel an Nahrung noch an Wärme können die meisten Zugvögel zu ihren Wanderungen bestimmen, wenn sie, zum Theil noch im warmen Spätsommer oder angehenden Herbst uns verlassen, auch bey dem Zurückkehren nach dem Ort ihres Nistens, im Frühling kann sie keine gewöhnliche Erfahrung der Sinne leiten. Wenn die Taube, die man im verschlossenen Käfig oder in einem Sacke an einen fremden Ort hinbrachte, zuerst der Haft entlassen emporsteigt und immer weitere so wie höhere Kreise in der Luft beschreibt, dann könnte ihr dieses allenfalls in solchen Fällen die Aussicht nach ihrer Heimath eröffnen, wenn diese nur wenig Stunden abgelegen ist, nicht aber wenn der Weg dahin ein so weiter ist, wie der zwischen Leipzig und Brüssel, und wenn sie diesen Weg dennoch mit unaufhaltsamer Eile (in 8 — 10 Stunden) zurücklegt. Auch über die hoch mit Schnee bedeckten Landschaften finden die Pferde und Hunde der nordischen Länder ihren Weg zur fernen Heimath oder zu der tief unter dem Schnee verborgenen Hütte; nach Günthers Erfahrung wählt hiebey selbst unser einheimischer Haushund nicht die Straße, welche er von seinem Wohnort nach einem andern Orte geführt worden war, wenn dieselbe große Krümmungen macht, sondern der geraden Richtung folgend läuft er selbst über unwegsames und waldiges Gebirge mit großer Sicherheit seinem Ziele zu. Nicht nur den fest in der Schaale verwahrten, für sie genießbaren Kern wissen die danach lüsternen Thiere beym ersten Anblick aufzufinden, und der Kernbeißer weiß hiebey den festen Kirschkern so geschickt zu drehen, daß der Druck seines Schnabels gerade auf die Nath desselben trifft; sondern der Eichelhahn entdeckt auch die unter dem Schnee verborgenen Buchnüsse und Eicheln; die Schafe scharren sich in Finnmarken, die Pferde in Sibirien tiefe Oeffnungen durch die

Schneedecke bis zu solchen Stellen, in denen ein für sie genießbares Gras wächst. Der Maulwurf gräbt sich aus weiter Ferne, in sicherer Richtung einen unterirdischen Gang nach einem Orte hin, wo viele Regenwürmer sind; Krähen fliegen auf grünen Weideplätzen nach Gewächsen hin, deren Wurzeln sie heraushacken, weil an ihnen genießbare Insektenmaden sitzen; eine Waldschnepfe, welche man gefangen hielt, fand alle Regenwürmer auf, welche man tief in den Boden versteckt hatte. In den meisten dieser Fälle scheint eine Anziehung des Bedürfnisses und des Gegenstandes seiner Befriedigung zu wirken, welche an die magnetischen Erscheinungen erinnert.

Zwischen der Seele des lebenden Wesens und der umgebenden Sichtbarkeit bilden die Sinnesthätigkeiten und die willkührlichen Bewegungen das vermittelnde Glied; man kann sie, namentlich auch wegen ihrer Lage an der Außenseite des Leibes, als die Außenwerke der Seele bezeichnen. Beyderley Functionen, sowohl die der Bewegung als jene der sinnlichen Empfindung fallen noch an einem und demselben Organ zusammen, nicht nur bey den Polypen und Cephalopoden, sondern selbst noch bey manchen vollkommner ausgebildeten Thieren, wie denn das Geruchsorgan — die Nase, noch bey dem Elephanten der vollkommensten willkührlichen Bewegung, die Zunge bey Manchen Säugethieren zum Herbeyziehen der Nahrung dient. Der Grad der Lebhaftigkeit an beyderley Außenwerken der Seele steht im Ganzen in einem sich entsprechenden Verhältniß; mit größerer, freyerer Beweglichkeit ist auch schärfere Sinnesthätigkeit verbunden. So fehlen den an ihrer Wohnstätte fest gewachsenen oder doch nur einer sehr geringen Ortsbewegung fähigen Muscheln (Acephalen) alle wahrnehmbare Sinnorgane. Die Larven der Bienen, welche von ihren Pflegemüttern mit allem Nöthigen versorgt werden, sind zur Fortbewegung ungeschickt und hiebey zugleich blind, während andere Insectenlarven, welche keiner solchen mütterlichen Pflege genießen, mit der Sinnesthätigkeit zugleich zur Bewegung befähigt sind. Wenn die Jungen der Cirripoden namentlich die Anatifen aus dem Ey hervorgehen und nun frey herumschwimmen, dann haben sie nach Burmeisters Beobachtung noch Augen, welche aus Hornhaut, Krystalllinse und schwarzem Pigment bestehen, nach vorne zwey muskulöse Fühlfäden mit Saugnäpfen, und an den Seiten 3 Paar Füße. Wenn sie jedoch mit den Saugnäpfen sich an einen Felsen oder einen andern Körper angesaugt haben und nun an diesem durch einen flüssigen Kiel festgewachsen sind, dann werfen sie mit der Haut zugleich die Fühlfäden so wie die Augen ab, während die Fußpaare sich verdoppeln, und in vielfach gegliederte gekrümmte Ranken verwandelt werden. Die weibliche Cernacocera cyprinacea gleicht in einer späteren Lebensperiode, wo sie sich mit ihrem Vorderleibe tief in das Fleisch eines Fisches eingesaugt hat, aus dem sie nun pflanzenartig festsitzend ihre Nahrung saugt, ohne ihn bis an ihr Ende wieder zu verlassen, einen einfachen Cylinder, an welchem weder Muskeln noch Nerven sondern nur Eingeweide und Eyer zu erkennen sind. Aber eben dieses Thier besitzt nach Nordmanns Beobachtung, wenn es aus dem Ey herauskommt und bis zu seinem Festsetzen noch frey herumschwimmt mit der gegliederten Gestalt anderer krebsartigen Schmarotzerthiere zugleich ein Paar Fühlfäden, zwey Paar Füße und ein Auge, welche Organe auch das frey bewegliche Männchen, das sich nicht fest saugt sondern von der Ueberfülle lebt, die der Körper des Weibchens aussondert, sein ganzes Leben hindurch behält.

Die sinnliche Erkenntniß gründet sich darauf, daß die Seele auf ihre Weise die äußern Gegenstände sich aneignet, d. h. das derselben zu Grunde liegende Kraftverhältniß, seiner materiellen Hülle entkleidet und zu seiner wesentlichen geistigen Form zurückgeführt, in sich aufnimmt. Indem die Seele hiebey die Materialität unverändert und unberührt läßt, saugt sie gleichsam den geistigen Gehalt der Körperwelt, deren Bedeutung, Form und Verhältniß ein als Nahrungsstoff für ihre Thätigkeit, um Eignes daraus zu schaffen. Der Umfang jenes Erkennens ist das sinnliche Empfinden und Wahrnehmen mittelst eigenthümlicher, hiezu besonders geeigneter Organe. Der Hauptcharakter des Sinnorgans liegt in der innigen Beziehung desselben zum Seelenorgan; sein Leben geht in diesem auf, und indem es nichts um seiner selbst willen erstrebt, bringt es nicht seinen eigenen Zustand, sondern das,

was diesen Zustand veranlaßt, der Seele näher; die Veränderung, welche das Fremde im Sinnesorgane hervorbringt ist gleichsam so durchsichtig, daß das Fremde selbst hindurchscheint. Jede Art der Sinnorgane entspricht einer eignen Seite der Erscheinungswelt und zwar so, daß die eigenthümliche Selbstthätigkeit des Organs der entsprechenden Bewegung in der äußern Natur verwandt und gleichartig ist. Darum können Einwirkungen, welche in einer gewissen Unbestimmtheit sonst nur gemeinartige Veränderungen in der Lebensthätigkeit herbeyführen, in jedem Sinnorgan die ihm eigenthümlichen Empfindungen hervorrufen, wie die Elektricität im Ohre den Ton, im Auge Lichterscheinungen, an der Zunge Empfindungen des Schmeckens. Und nicht bloß solche schon höher geartete Einflüsse wie Galvanismus, Elektricität u. s. sondern auch gemeine mechanische Anstöße, wie ein Schlag oder Druck auf Aug oder Ohr, oder abnormer Blutandrang und krankhafte Anregung dieser Organe können die eigenthümlichen Sensationen derselben bewirken.

Die äußere Einrichtung der Sinnorgane stehet in genauer Beziehung zu dem Wohnort und der Lebensweise der Thiere. Im Allgemeinen sind solche Thiere zum schärfesten und weitesten Sehen befähigt, deren Körper zur leichtesten und weitesten Bewegung, namentlich zum Aufsteigen in die Höhe eingerichtet ist, wie dieß die Insekten mit ihren mehrfachen künstlich gebauten Augen und die Raubvögel, so wie die insektenfressenden Vögel bezeugen, während schon die Wasservögel, welche meistens auf der Fläche des Wassers leben und in der Nähe desselben ihre Nahrung finden, kleinere Augen haben und die Sehkraft der in der Tiefe wohnenden oder trägen Thiere sehr schwach, ja ganz gehemmt ist. Dagegen hat die Spitzmaus bey kleinen blöden Augen einen scharfen Geruch, dessen Organ in dem langen, beugsamen Rüssel zugleich Bewegungsorgan ist; die Fledermaus ersetzt das, was ihr am Gesichtssinn abgeht, durch ihr feines Gehör; bey dem leisesten Summen eines ziemlich weit entfernten Insektes stürzt sie auf dasselbe zu und fängt es im Fluge, während sie keines anrührt, welches still sitzt und keinen Laut von sich giebt. Auch das Pferd besitzt bey mittelmäßiger Sehkraft eine große Feinheit des Geruchs und Gehörs; es wittert im Zustand der Freyheit den Menschen so wie das gefahrbringende Raubthier schon aus weiter Ferne, erkennt in gezähmten Zustand den befreundeten Wärter und selbst das Gewand, das dieser getragen, noch im Dunklen; das Saumroß der Hochalpen hört die ersten Bewegungen einer auf ferner Höhe sich lösenden Lawine, von welchen der Mensch auch nicht das Mindeste vernimmt, und wird dann unruhig, bleibt stehen oder kehrt um. Bey den Schlangen scheint die Zunge, welche sie beym Kriechen fortwährend bewegen, als messendes Sinnorgan für den Luftdruck und für die Beschaffenheit der nahe liegenden Körper zu dienen. Unter den Säugethieren sind die fleischfressenden mehr zum Hören des Klanges und Tones, die pflanzenfressenden zum Vernehmen des Geräusches geschickt.

Daß auch im gewöhnlichen Zustand des Lebens bey fest verschlossenen Augen z. B. ein Wahrnehmen des Lichtes möglich sey, bewiesen Colhouns Erfahrungen. Am meisten tritt jenes Wahrnehmen an der Gesichtshaut, besonders an der Haut der Stirne hervor. Der Armpolyp, obgleich kein eigentliches Sehorgan an ihm bemerkbar ist, beweist dennoch seine Empfindlichkeit für das Licht dadurch, daß er in einem zur Hälfte verdunkelten Glase sich aus dem Dunkel hinüberbegiebt nach der Helle. Der sonderbare, von Rathke genauer untersuchte Fisch (Amphioxus lanceolatus), welchem nicht bloß alle vier Sinnorgane des Hauptes, sondern auch das Gehirn und ein eigentliches Herz abgehen, erfasset dennoch wie ein sehendes Thier seine Nahrung. Im Ganzen entwickeln sich zwar die Stimm- und die Gehörorgane gleichmäßig, und es ist zu vermuthen, daß nur solche Thiere eine Stimme haben, welche sich mittelst derselben andern Individuen ihrer Gattung bemerklich machen, von diesen gehört werden können, dennoch zeigt sich unter andern bey einer Art der Mollusken (der Tritonia arborescens) keine Spur von einem Gehörorgane, obgleich dieselbe einen Laut von sich gibt, eben so wie bey andern Mollusken keine Spur eines eigentlichen Geruchorganes, obgleich dieselben sehr gut riechen. Wählt doch selbst die Taube, bey welcher nach Hanvoods Untersuchungen der Geruch sehr stumpf ist, aus verschiedenen Körnerarten die ihr am meisten beliebenden heraus, die

sich doch, in fester Hülle eingeschlossen, dem Geschmack gar nicht, und kaum dem Geruch der scharf riechendsten Thiere unterscheiden können. Es zeigt sich in vielen Fällen im Thierreich jener unmittelbare Wechselverkehr des Empfindungsvermögens mit der Außenwelt, welcher den Nachtwandler mit verschlossenen oder empfindungslos starrenden Augen auf seinen gefahrvollen Wegen leitet, oder ihn fähig macht, gleich als ob er die Federzüge sähe, mit ganz deutlicher, schöner Schrift zu schreiben, auch wenn man zwischen das Papier und seine Augen einen undurchsichtigen Körper hält.

Die Aufmerksamkeit des Thieres ist zwar zunächst nur auf solche Gegenstände und äußere Eindrücke gerichtet, welche zur Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse gehören oder Gefahr verkündigen, doch kann dasselbe künstlich auch zum Beachten solcher Erscheinungen gewöhnt werden, welche ganz außer dem Kreise seiner gewöhnlichen Lebensthätigkeit liegen. So merkte ein abgerichteter Hund, während er unter den um ihn herumgelegten Pappenstücken, auf welchen Buchstaben oder Zahlen verzeichnet standen, herumlief, auf das leise Knacken der Fingernägel seines Herrn, der hierbey die Hände in der Tasche oder auf dem Rücken hielt, ergriff auf dieses Zeichen den rechten Buchstaben oder die richtige Zahl, und schien so allerhand historische Fragen zu beantworten. Bey dem Menschen wird die Aufmerksamkeit auf die leisesten Bewegungen der Natur durch das Leben in der Einsamkeit und Stille bis zu einem fast unglaublichen Grade verstärkt, und die Kalmücken erkennen mit bloßem Auge Dinge, welche der Europäer durch seine terrestrischen Fernröhre nicht wahrnimmt. Doch kommen auch, namentlich bey den sichern Wanderungen mancher Wilden nach bestimmten Ziel und Gegenstand viele Erscheinungen vor, die nicht anders als durch Instinkt sich erklären lassen.

Das Gedächtniß, durch welches die Vorstellungen in der Seele Wurzel schlagen, ist die geistige Form der organischen Selbstbethätigung und Selbsterhaltung, als eines Strebens nach immerwährender Fortdauer. Sie entspricht auf ihrer Stufe jener leiblichen Form der organischen Selbst-

bethätigung und Selbsterhaltung, nach welcher z. B. die Muskeln und andere Theile geneigt sind, die früher vollzogenen Thätigkeiten zu wiederholen, so daß man die Ausübung künstlich erlernter Bewegungen als Aeußerungen eines organischen Gedächtnisses der Muskeln betrachten könnte.

Wenn aber die Seele, ihrer Abstammung aus dem Ewigen und Unendlichen gemäß ihrem innersten Eigenthum Fortdauer gewähren soll, dann muß sie nicht bloß im Gedächtniß die Gabe besitzen, ihre sinnlichen Vorstellungen vor dem Vergehen zu schützen, sondern es muß ihr zugleich in der Einbildungskraft die andre Gabe verliehen seyn, jene Vorstellungen durch geistige Gestaltung dem Gebiete der Endlichkeit zu entrücken und dieselben in das eigne Gebiet zu ziehen. Namentlich zeigen sich die vollkommner organisirten Thiere den Wirkungen der Einbildungskraft fast eben so ausgesetzt als der Mensch. Ein Hühnerhund z. B., welcher durchaus kein trocknes Brod fressen wollte, und gewohnt war, von seinem Herrn zuweilen Brodbissen, mit denen die Bratensauce auf dem Teller aufgewischt war, zu erhalten, schnappte begierig nach dem trocknen Brode, das vor seinen Augen auf einem ganz reinen Teller herumgestrichen worden war, und als man dieß, um ihn auf die Probe zu stellen, fortsetzte, hielt er mit der größten Eßlust seine ganze, reichliche Mahlzeit in trockenem Brode, indem die Einbildungskraft des sonst so feinsinnigen Thiers die Aussagen des Geruches und Geschmackes besiegte. Eine große Regsamkeit jenes Seelenvermögens verräth sich auch in den Träumen der Thiere. Selbst die Schnabelthiere sah Bennett im Schlafe solche Bewegungen mit den Vorderpfoten machen, als ob sie schwämmen; an schlafenden Jagdhunden kann man aus einem dem Laufen entsprechenden wechselnden Zucken der Beine und dem leisen Bellen den Inhalt ihrer Träume errathen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. October.

Nro. 197. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Blicke in's Leben von Karl Friedrich Burdach.

(Fortsetzung.)

Während beym sinnlichen Erkennen gleichsam nur die Vorhalle der Seele und die Oberfläche der Gegenstände miteinander in Berührung gekommen und durch ein Anblicken der Bilder des Daseyenden gewonnen worden sind, welche das Gedächtniß und die Einbildungskraft festhalten, besteht dagegen die Wirksamkeit des Verstandes in einer geistigen Einigung mit den Dingen, in einem Durchblicken durch ihr Erscheinen in ihr Wesen. Auf diesen gemeinsamen Stamm des Wesens führt der Verstand die Erscheinungen zurück; aus der allgemeinen Quelle der Ursache leitet er, urtheilend, die Wirkungen her. Sobald das Thier sich selber als Lebendes inne geworden ist, beginnt es auch das Aeußre wahrzunehmen; was wirklich wahrgenommen ist, muß als Geistiges auch beharren (im Gedächtnisse), als beharrend in thätigen Wechselverkehr treten (in der Einbildungskraft), und wenn zu diesem früher Wahrgenommenen das neu Wahrgenommene hinzutritt, dann wird das Uebereinstimmende oder von einander Abweichende in beyden durch das urtheilende (verständige) Vermögen der Seele erkannt. Der Begriff des Wesens, welcher durch die angeborne Verstandeskraft auftaucht, offenbart sich zuvörderst darin, daß an den einzelnen Gegenständen die Art erkannt wird, zu welcher sie gehören. Klügere Thiere stellen hierbey wohl auch das Individuum unter den Begriff seiner Gattung, selbst wo die Aehnlichkeit der Formen weniger augenfällig ist, wie jener Papagey, welcher den weißen Pudel im Hause, so wie er es von der Familie gehört hatte, „Koko“ rief, dann aber bey Erblickung jedes Hundes, er mochte von noch so verschiedener Farbe und Race seyn, denselben Namen herschrie.

Bey dem Unterscheiden des Individuums haftet das Thier öfters mehr an dem unwesentlichen Aeußern als an dem Wesentlichern. Ein Bisonstier in der Pariser Menagerie, welcher von einem Knaben gewartet wurde und ihm sehr gehorsam war, wollte denselben umbringen, als er in einer neuen Kleidung zu ihm kam; ein Löwe, den man zu der Zeit, als noch Hetze gehalten wurde, zu Wien in der dortigen Menagerie hielt, zerriß die Tochter des Thierwärters, welcher er immer ganz besonders zugethan gewesen war, als diese noch einmal in ihrem Brautschmucke ihn besuchen wollte. Auch ein gezähmter Lämmergeyer war gegen seinen Herrn, wenn dieser in einer ungewöhnlichen Kleidung zu ihm kam, anfangs scheu, erkannte ihn aber und beruhigte sich, als derselbe zu sprechen anfieng; so wie selbst Hunde, denen sich ihr Herr in einer Verkleidung nahet, erst wieder recht freudig an ihn anspringen, wenn er zu sprechen anfängt. Selbst im Verkehr des einen mit dem andren bemerkt man solche irrende Schlüsse des Thieres, dessen Unterscheidung am Unwesentlichen haftet. So pflegen sich zwey Widder einer und derselben Heerde, wenn sie vorhin aufs friedlichste zusammen lebten, zu verkennen und wie Fremde mit Wuth anzufallen, sobald sie geschoren sind; bey dem Zebra wird der Trieb des Geschlechts durch das bemalte Aeußre eines Esels getäuscht.

Dennoch verräth sich auch wieder auf der andern Seite ein Vermögen des Thieres, das der Kraft nach Wesentliche zu unterscheiden, durch verschiedene Handlungen desselben. Die meisten Thiere richten ihren Blick nicht auf die ihnen unmittelbar gefährlichen Arme und Waffen des Menschen, sondern auf sein Auge. In dieses vor Allem suchen Reiher, Störche und manche andre Vögel, selbst der muthige kleine Colibri den Jäger zu hacken, welcher sich ihrer noch lebend bemächtigen oder ihr Nest berauben will. Nach den Augen des Feindes richten auch mehrere Thiere, die zu ihrer Schutzwehr eine Flüssigkeit ausspritzen, diese Ausleerungen.

Auch darinnen, daß das Thier eine für dasselbe nützliche, wenn auch lästige Behandlung des Menschen ihrem Sinne nach erfasset, zeigt dasselbe Verstand. Ein verwundeter Elephant, den man, um ihn verbinden zu lassen, einige Male zum Hospitale geführt hatte, kam (nach d'Obsonville) bis zu seiner Genesung oftmals von selbst dahin, und hielt still, auch wenn die Wunde geschnitten oder ausgebrannt wurde, indem er höchstens aus Schmerz stöhnte; ein Steinadler, der sich in einem Fuchseisen gefangen und darin einen Fuß gebrochen hatte, machte, nach Brehm, keinen Versuch sich zu wehren, als man ihn schiente und verband, und nachdem dieses dreymal geschehen war, hielt er den Fuß immer von selbst hin, wenn man sich ihm näherte.

Zu den verständigen Aeußerungen der thierischen Seele darf man auch das Erkennen des Bezeichneten aus dem Zeichen zählen. Ein Eichhornaffe erkannte auf schwarzen Kupferstichen die Abbildungen der Wespen und Heuschrecken, von denen er sich nährt, und griff nach denselben; ein weiblicher Kapuzineraffe betrachtete die colorirten Abbildungen von Affen in Schrebers Werk über die Säugthiere mit menschenartiger Aufmerksamkeit, und näherte bey solchen Bildern, auf denen Affen mit einer eßbaren Frucht in der Hand dargestellt sind, den Mund dieser Frucht, ohne sie wirklich zu berühren, als wolle er damit nur sein Verstehen des Bildes andeuten. Auch die Zeichensprache und Gebärden des Menschen versteht das Thier sehr gut. So verwundete ein schwarzer Pavian, der ganz jung in die Pariser Menagerie gekommen und noch niemals geschlagen worden war, seinen Wärter lebensgefährlich durch einen Biß in den Schenkel, als der Mann drohend den Stock gegen ihn aufhob.

Einen Zusammenhang der Ursache mit der Wirkung, oder auch solcher Erscheinungen, welche mehrmalen nacheinander und miteinander eintretend wahrgenommen wurden, erkennt der Verstand der verschiedensten Thiere, wie dieß das Beyspiel der Karpfen bezeugt, die durch das Läuten eines Glöckchens zur Fütterung gerufen werden, oder jener Vögel, welche den Jäger, oder andre mit Schießgewehr bewaffnete Menschen ängstlich meiden, während sie dem Landmanne sorglos sich nahen und fressen. Ein Hund, welchen man, um ihn für ein physiologisches Experiment brauchbar zu machen, öfters Moschus unter die Nase gehalten und dabey jedesmal Peitschenhiebe gegeben hatte, wurde so empfindlich auch gegen die leiseste Annäherung von Moschus, daß er seine Furcht selbst vor einem thierischen Fleische äußerte, in welches aus den Verdauungsorganen des noch lebenden Thieres eine möglichst geringe Quantität von Moschus eingedrungen seyn mochte. Die Furcht übrigens, nicht nur vor der Züchtigung, sondern selbst vor dem Mißfallen des Menschen, in dessen Gemeinschaft ein gezähmtes Thier seit längerer Zeit lebte, ruhet als Folge solcher thierischer Handlungen, welche gegen die menschliche Zucht waren, auf einem tiefer gründenden Vermögen der Seele, welches dem Gewissen des Menschen verwandt ist. Selbst an einem gezähmten Murmelthiere wurden diese Aeußerungen bemerkt, obgleich dasselbe niemals körperliche Züchtigung von seiner Herrin zu erleiden hatte.

Von der Betrachtung des Empfindens und Wahrnehmens so wie der Verständigkeit der thierischen Seele gehet der Verf. der Blicke des Lebens zu der Beschreibung der Bewegungen und Willensäußerungen über. Es ist ihm daran gelegen, nur die Ursache des Lebens, welche im Thiere wirkt, „Seele“ im engern Sinne des Wortes zu nennen, die Pflanzen aber dem Thiere gegenüber als seelenlos zu betrachten. Nicht das Gewächs als Individuum ist es, welches sich selbst bestimmt, sondern

das in ihm wirkende Lebensprincip: der Begriff eines bestimmten lebendigen Daseyns, welcher sich durch Einzelheiten verwirklicht. Diese Verwirklichung erfolgt dadurch, daß eine Einzelheit vermöge des an sich bethätigenden Begriffes erstlich als Eignes allem Uebrigen sich gegenüber stellt, und zweytens, als Ganzes in einander polemisch entgegen stehenden Formen sich entfaltet. Dieser doppelte Gegensatz ist es, welcher die seelenlose oder willenlose Selbstbewegung vermittelt, die sich im Wachsthum der Pflanzen, in der allmähligen Entwicklung derselben, bis zur Blüthe und Frucht kund giebt. Auch in den ersten Perioden des thierischen Lebens und auf den niedersten Stufen desselben zeigt sich eine solche willenlose Selbstbewegung, obgleich darinnen immer zugleich schon die Spuren jener größern Freyheit und Ortsbewegung gefunden werden, wodurch das Thier im Allgemeinen von der Pflanze sich unterscheidet. Auch die Keimkörner jener Pflanzenthiere, welche nach erlangter Ausbildung lebenslänglich festsitzen, haben anfänglich eine freye Bewegung und schwimmen, meist mittelst wimperartiger Theile im Wasser herum, bis sie einen Punkt finden, an dem sie fest wachsen. Sobald die Keimkörner der Seeschwämme, nachdem sie einige Tage lang der Freyheit genossen, zum Ansitzen gekommen sind, verlieren sie die Wimpern, deren sie jetzt nicht weiter bedürfen. An den Keimkörnern der Polypen zeigt sich zum Theil schon eine mannichfaltigere Bewegung des Körpers; ein Zusammenziehen und Ausdehnen derselben; eine Reizbarkeit gegen Stiche der Nadel, außerdem auch die erwähnte Wimperbewegung. Die Keimkörner jener Cercarien welche in der Leber der Schnecken gefunden werden zeigen eine pflanzenartige Einsaugung mittelst der darmartigen Einstülpung ihrer Hülle, an der sich eine mundförmige Oeffnung findet.

Der Embryo von Schnecken und Muscheln dreht sich um seine Querare oder überschlägt sich fortwährend, indem er zugleich im Kreise an den Wänden des Eyes fortrückt. Diese gleichförmige, planetenähnliche, durch Schwingung von Wimpern hervorgebrachte Bewegung beginnt bey den Embryonen von Buccinum undatum nach Grants Beobachtung schon vor der Bildung eines Herzens, wird bey fortschreitender Entwicklung schwächer und verschwindet ganz, wenn der Embryo anfängt sich willkürlich zu bewegen. Selbst am Embryo im Ey der Fische beobachtete Cavalieri, an dem der Frösche und Salamander Spallanzani zuweilen ähnliche rotirende Bewegungen und auch im Ey der Säugthiere entdeckte Bischoff eine solche Umwälzung des Inhaltes. Dieses Rotiren, als die erste und letzte Aeußerung eines inwohnenden Lebensprincipes wird denn auch an angeschnittenen Stücken der thierischen Körper bemerkt. Bey den Abschnitten der Kiemen einer Salamanderlarve zeigte sich nach Steinbuch die Bewegung spiralförmig, an denen vom Leib einer Muschel war sie mehr rotirend, und auch im Leibe dieser Thiere sieht man Massen von unbestimmter und unregelmäßiger Form sich untereinander herumtreiben, welche aus den zerfallenden Organen entstanden scheinen. Das abgeschnittene Stück einer Planarie rotirte 12 Stunden lang.

Diese zuletzt betrachteten willenlosen Bewegungen werden zunächst durch die bereits erwähnten Wimpern oder feinen, farblosen Fädchen hervorgebracht, welche in dichten Reihen an den einander zugewendeten Flächen mehrerer Organe auch der vollkommneren Thiere stehend, sich ununterbrochen und schnell bewegen, indem sie sich drehen oder abwechselnd sich beugen und aufrichten, so daß ihre gemeinschaftliche Bewegung dem wellenförmigen Schwanken eines vom Wind bewegten Getreidefeldes ähnlich ist. Durch Purkinjus und Valentins Entdeckungen weiß man, daß dergleichen Wimpern selbst in den Gehirnhöhlen des Menschen vorhanden sind.

Ein großer Theil der thierischen Muskelfasern gehören den unwillkührlich beweglichen oder plastischen Organen des Leibes an. Diese erscheinen während ihres Lebens wie gesellige Thiere, welche mehr oder minder emsig sich regend auf einen gemeinsamen Zweck hinarbeiten. In manchen übrigens unvollkommenen thierischen Organismen erscheinen dergleichen Organe recht augenfällig wie für sich bestehende Thiere, welche der Trieb des Instinctes zu willkührlich gearteten Bewegungen anregt. So nach v. Sieboldts Beobachtung der Eingang im

Kratzerwurm (Echinorhynchus), dessen freyer, trichterförmige Anfang nach den in der Leibeshöhle schwebenden Eyern sich bewegt und dieselben einschluckt, auch die zufällig mit verschlungenen größern Massen wieder ausspeyt. Zwischen den unwillkührlich und willkührlich beweglichen Muskeln ist keine ganz scharfe Gränze, sondern beyde gehen ineinander über, wie sich dieß namentlich an den Enden des Darmkanals zeigt, welche, bey gleichem Bau ihrer Muskelfasern allmählig, je näher an der Außenfläche desto mehr unter die Herrschaft des Willens treten.

Die Bewegung ist in der Natur des Muskels selbst gegründet: sein ganzes Leben besteht darin, daß die beyden Enden seiner Fasern vermöge ihres Gegensatzes wechselweise zusammenrücken und aus einanderweichen. Diese abwechselnde Näherung und Entfernung der entgegengesetzten Enden äußert sich ohne Aufhören im lebenden Muskelfleisch als eine leise Schwingung, welche sogar dem angenäherten Ohre vernehmbar ist. Das beständig innwohnende Streben der einzelnen Muskeln, sich zu verkürzen, wird durch die gleichkräftige Wirkung der Antagonisten gehemmt und darnieder gehalten; die willkührliche Bewegung wird dadurch möglich, daß jenes Gleichgewicht gestört, und die eine Muskelpartie durch die auf sie wirkende Nerventhätigkeit über ihre Antagonisten überwiegend wird. Manche an sich willkührliche Bewegungen sind organisch unter einander verbunden: die Gliedmassen der rechten und linken Seite stehen in solchem Verhältnisse, daß sie, wie sich dieß schon am Zappeln des neugebornen Kindes zeigt, abwechselnd sich zu bewegen geneigt sind. So liegt bey den Functionen aller Gliedmassen, nicht bloß bey denen der gehenden Füße, eine seelenlose Selbstbewegung zum Grunde, deren sich jedoch die Seele bemeisterte, indem sie sich derselben nach ihrem Willen zu individuellen Zwecken bedient.

Der Instinkt der Thiere ist jene Wirksamkeit des inwohnenden Triebes, welche noch nicht unter die Herrschaft des Verstandes gestellt und zum Willen entwickelt ist. „Der Instinct ist der Verstand, welcher im leiblichen Leben sich als Universelles wirksam erwiesen hat und nur zu individuellem Leben anstrebt.“ Die individuelle Seele, indem sie dem Zuge des universellen Lebens folgt, empfängt, wie durch Inspiration ein Vorgefühl nicht nur von dem Ziele ihres Strebens, sondern auch von der nach ihm führenden Bahn. Im Ganzen haben die instinktmäßigen Handlungen gleichen Erfolg und ähnliche Producte als die Bildungskraft; der Typus der lebendigen Bildung wird das Muster, nach welchem der Instinkt arbeitet.

Ein charakteristischer Zug des Instinktes besteht darin, daß derselbe bey jeder Gattung der Thiere eigenthümlich sich artet, so daß jedes Individuum derselben eben so handelt wie alle übrigen, und kein Fortschreiten im Laufe der Zeiten statt findet, indem die Biene wie der Fink noch eben so ihre Zelle oder ihr Nest bauen, als zu Aristoteles Zeiten. Wie die Natur als organische Bildung sich immer gleich ist, so bleibt sie dieß auch im Instinkt; die Aeußerungen des letzteren stehen mit der Bildung des Leibes, wie das Bürstchen zum Abkehren des Blüthenstaubes und die Grube zum Auffammeln desselben an den Füßen der Arbeitsbiene, in nothwendiger Wechselbeziehung. Darum ändern sich bey manchen Thieren im Fortschreiten des Lebensalters Instinkt und Organisation übereinstimmend; das ganze Leben nimmt jetzt eine andere Richtung; die Raupe nagte mit ihren starken Kiefern die Blätter ab, um mit ihnen ihren weiten Magen zu füllen; der Schmetterling welcher statt der Kiefern einen Rüssel hat, saugt mit diesem den Honigsaft der Blumen; der Frosch nährt sich als Larve, deren Darmkanal verhältnißmäßig länger ist, von Pflanzenstoffen, im vollkommenen Zustand, wo sein Darmkanal verhältnißmäßig bedeutend kürzer geworden, von thierischen Körpern. Mit dem Anschwellen der Eyer im Eyerstock regt sich bey den Vögeln zugleich der Trieb zum Bau des Nestes.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. October.

Nro. 198. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Blicke in's Leben von Karl Friedrich Burdach.

(Fortsetzung).

Die instinktmäßigen Handlungen sind so beschaffen, als ob sie für die bestehenden Verhältnisse durch verständige Ueberlegung berechnet wären. Die Biber schneiden den Baum, den sie fällen wollen, auf der Seite nach dem Wasser zu an, wohin derselbe fallen soll und zwar in einer Höhe von etwa 8 Zoll, während sie auf der andern Seite den Einschnitt um 3 Zoll höher anlegen. Wenn sie bemerken, daß er bald fallen soll, setzen sie oft ab und blicken in die Höhe, um dem Falle auszuweichen. Beym Angriff oder bey der Abwehr weiß jedes Thier so gut und oft noch besser als der vergleichende Anatom die verwundbarste Stelle seines Raubes oder seines Feindes zu treffen, oder das gefährlichste Organ desselben zu lähmen; das Wiesel beißt bey andern Thieren vornämlich in den Hals nach der Drosselader, den Hamster aber zuerst in die Schnautze, damit er nicht beißen kann; der Wolf sucht die Pferde, wo er sie einzeln trifft von vorne, die Stiere von hinten anzugreifen; der Tiger richtet im Kampfe mit dem Elephanten seinen Angriff zunächst auf den Rüssel desselben; der Jaguar reißt dem Alligator den Hals an der Seite auf, wo die Schuppenhaut des Thieres am schwächsten ist. Geoffroy bemerkt, daß der Raubvogel jeden Vogel auf andre Weise jage, so wie seinerseits das gejagte Thier die geschicktesten Bewegungen macht, um seinem Feind zu entgehen.

Im Ganzen erlernt jeder Vogel den seiner Gattung eigenthümlichen Gesang, auch dann, wenn er von Vögeln einer ganz andern Art ausgebrütet und ernährt wurde. Nach Gardin's Bericht hat man Eyer von asiatischen und afrikanischen Singvögeln in Europa von Stieglitzen ausbrüten lassen, und die Jungen haben den eigenthümlichen Gesang so wie Nestbau ihrer Gattung behalten. Namentlich an den Hunden hat es Dureau de la Malle nachgewiesen, daß sich der Instinct immer auf einer bestimmten Stufe des Lebens entwickle.

Der Instinct sichert das Leben, wie es der Wille nicht vermöchte, leistet in jeder Hinsicht Größeres als dieser. Denn die Erkenntniß und der auf dieselbe sich gründende verständige Wille kommen der Seele als der zur Individualität gelangten, und deßhalb in bestimmte Gränzen eingeschlossenen, geistigen Kraft zu, sie tragen mithin selber das Gepräge der Beschränktheit, während die Seele im Instincte, wo sie unter der Leitung des allgemeinen Lebensgeistes steht, das Rechte ergreift ohne Kenntniß, Ueberlegung und Wahl, und sich immer in den zweckmäßigsten Handlungen äußert. Da übrigens die instinktmäßigen Handlungen des Thieres nicht auf deutlichen Vorstellnngen, sondern auf dunklen Gefühlen beruhen, können sie zuweilen auch unter Umständen vollzogen werden, unter denen sie ganz unnöthig sind. So verschließt nach Gaspari die Weinbergsschnecke ihr Gehäuse mit dem winterlichen Deckel auch wenn man sie in einer Umgebung hält wo sie Wärme und Nahrung genießt; das zahme Eichhörnchen, auch wenn es täglich reichlich mit Futter versorgt wird, trägt dennoch Vorräthe des

Ueberflußes in sein Nest, oder speichert dieselben im Winkel eines Zimmers auf; der Hamster, welcher den lebenden Vögeln, derer er habhaft wird, gewöhnlich zuerst die Flügel zerbricht, um sie zum Entfliehen unfähig zu machen, thut dasselbe nach Blumenbach auch an schon todten Vögeln.

Dringendes Bedürfniß, fast wie das Athmen, ist das Ausüben des Instinktes; viele Thiere sterben, wenn man sie gewaltsam an dem Eingehen in den Zug des allgemeinen Lebens hindert. Aber dieser Zug ist auch so unaufhaltsam, daß er die Schaaren der Lebendigen mitten durch das unbesiegbare Hinderniß zum Tode führt. Wenn nach Mackintosh die Termiten auf dem Wege, den der Instinkt sie führte, ein Feuer antreffen, ziehen sie geraden Laufes in dasselbe hinein, bis die Flame zuletzt durch die Tausende der in ihr Untergehenden ausgelöscht wird und die noch übrigen unversehrt darüber gehen können. Etwas Aehnliches begegnet auch den Lemmingen auf ihren Wanderzügen. Der Wallfisch, den der gewöhnliche Zug seines Instinktes wenn er von den Schaaren der Haifische oder anderer Raubthiere des Meeres angefallen wird, gerade hinab nach der Tiefe des Meeres führt, wohin jene Feinde ihm nicht folgen können, übt dieselbe Weise des Entfliehens, zu seinem Verderben, auch gegen den Menschen aus, wenn die Harpunen desselben ihn trafen. Die Bewegungen, welche der Instinct hervorruft, bleiben auch unter ausnahmsweise veränderten Umständen noch dieselben, wie nach Sparrman der Schlangengeyer, welcher in seinem freyen Zustand die Schlangen, von denen er vorzugsweise sich nährt, todt tritt, auch in der Gefangenschaft alle die Fleischnahrung, die man ihm darreicht, erst mit den Füßen zerstampft, ehe er sie zu sich nimmt.

Auch einzelnen Täuschungen ist der Instinkt ausgesetzt. Die Henne brütet, wenn der Trieb hiezu ihrer mächtig wird, auf einem in Eyform geschnittenen Stück Kreide; eine Spinne, welcher Dugès den Eyerbeutel genommen und statt desselben ein Knäulchen Baumwolle gegeben hatte, pflegte dieses eben so sorgfältig, als ob es der Bergungsort ihrer zukünftigen Brut wäre; die Raupe, deren Körper durch Ichneumonslarven ausgefogen ist, sorgt vor ihrem Tode noch mütterlich für diese Verderber, indem sie die Cocons derselben bespinnt. Wandervögel, namentlich aus der Familie der Drosseln, stürzen nicht selten, wenn sie sich im Frühling der vaterländischen Küste nähern, beym nahen Anblick derselben noch ins Meer und ersaufen, weil sie, wie es scheint, von ihrer Phantasie getäuscht, das nahe erblickte Land schon unter ihren Füßen wähnten. Eben so beginnen zuweilen die von Insecten lebenden Vögel das Geschäft des Brütens, oder haben schon Junge zu versorgen, wenn eine noch spät eintretende kalte Witterung ihnen selber, so wie der verlassenen Brut allen Unterhalt entzieht. Die Fische lassen sich öfters, vorzüglich bey bewegtem Wasser, durch künstlich aus Stahl nachgebildete Insekten an den Angelhacken locken, und die Schmeißfliege, durch den Aasgeruch der Blume getäuscht, vertraut ihre Eyer der Stapelia an.

Selbst bey dem Menschen, wo durch die Oberherrschaft des Verstandes die Macht des Instinktes sehr beschränkt ist, läßt sich dieser in vielen Fällen als Trieb der Selbsterhaltung noch bemerken. So in den unwillkührlichen Bewegungen, die wir zur Abwehr einer plötzlichen nahenden körperlichen Gefahr machen. Namentlich sieht man die Kinder der Wilden, auch wenn sie noch niemals in tiefem Wasser waren, beym unvermutheten Hineinfallen in dasselbe eben so gut durch Schwimmen sich retten als die vierfüßigen Thiere. Im kranken und selbst im gesunden Zustand unsers Leibes deutet oftmals der Instinkt das an, was dem leiblichen Leben heilsam und gut ist.

Während bey dem Instinkt die Kenntniß der Einzelheiten des Handelns, namentlich der zu gebrauchenden Mittel, angeboren erscheint, gilt dieses in Beziehung auf den verständigen Willen, der im Menschen vorwaltet, nur von dem Allgemeinen, von dem Vermögen Erfahrungen zu machen und nach deren Anleitung über das Künftige zu urtheilen. Der Instinkt geht von Gefühlen des Angenehmen oder Unangenehmen aus, und bestimmt zu Handlungen, deren Beziehung und Nutzen erst in der Folge offenbar wird; der verständige Wille hingegen beginnt mit den durch Wahrnehmung vermittelten Vorstellungen von den Verhältnissen. Den-

noch finden auch hiebey viele Angränzungen an die Natur und Wirkungsweise des Instinktes statt. Scheinbar nur ist dieses der Fall da, wo der geübte Verstand seine Operation nur abkürzt, gleich einem routinirten Rechner das vor ihm liegende Ganze mit einem Blicke übersieht, und sogleich das Resultat zur Anschauung bringt, ohne der Gründe in ihrer Einzelheit sich deutlich bewußt zu werden. Oftmals ist es aber auch ein unmittelbares Erkennen dessen, was unter den gegebenen Bedingungen das Rechte ist; und Selbstbestimmung, welche, wiewohl sie durch die Erfahrung vervollkommnet werden kann, doch von derselben unabhängig ist, und bey welcher sich die Seele von ihren Bestimmungsgründen keine deutliche Rechenschaft zu geben weiß. Bey dem praktischen Blicke drängt sich die Anschauung eines Verhältnisses der Seele auf, ohne daß diese durch Einsicht in die einzelnen Momente dahin gelangt ist, und der richtige Takt, als Fühlfaden des Verstandes, ergreift das Passende, ohne daß die Gründe dafür zum Bewußtseyn gebracht worden sind.

Dergleichen Eingebungen des eigenmächtigen Verstandes begründen nicht allein die außerordentlichen Leistungen des Genies, sondern kommen auch in Aeußerungen des gemeinen Lebens vor. Dahin gehört unter Anderm das Augenmaaß, oder das Vermögen die räumlichen Verhältnisse nach dem allgemeinen Eindruck der Gegenstände auf das Sehorgan zu schätzen und die darauf bezüglichen Bewegungen den mathematischen Gesetzen gemäß, jedoch ohne Bewußtseyn derselben im Einzelnen, auszuführen; ein Vermögen, welches zwar zum Theil auf Erfahrung sich stützt und durch Uebung ausgebildet wird, zugleich aber von einer Kenntniß der Gründe und Weise des Handelns unabhängig ist. Wenn man z. B. einen entfernten Gegenstand durch einen Wurf trifft, was dem Affen mit viel mehr Sicherheit gelingt als dem Menschen, dann geschieht dieß nicht durch Berechnung der Größe des Bogens, in welchem hiebey der Stein fliegen muß, sondern durch ein unbewußtes Anwenden der gehörigen Kraft und Art der Bewegung zum Erreichen des vorgesteckten Zieles. Wenn das Thier beym Sprunge über Klüfte und Felsenvorsprünge sein Augenmaaß anwendet, kommt ihm auch nicht immer die bereits gemachte Erfahrung zu Hülfe; ein junger in Paris geborner Affe verrichtete nach F. Cuvier schon seine ersten Sprünge eben so geschickt als ein alter.

Am stärksten zeigt sich die Leistung des Augenmaaßes bey Thieren da, wo der zu treffende oder zu vermeidende Gegenstand selbst in Bewegung, mithin die Zeitdauer, sowohl der fremden als auch der eigenen Bewegung zu beurtheilen ist. Manche laufende Insekten, wie z. B. die Mantis religiosa beobachten, nach Dugès, furchtsam die Annäherung des Menschen, entfliehen aber erst dann, wenn man sich dem Punkte nähet, wo das Thier mit Menschenschritt einzuholen wäre; Eidechsen nach denen man hinläuft, suchen zuvörderst sich in ihre Höhlen zu retten, sie verlassen jedoch diese Richtung und schlagen eine andere ein, sobald sie bemerken, daß ihr Verfolger schneller zum Ziele kommen würde als sie.

In vielen andern Fällen jedoch zeigt es sich auch deutlich, daß der verständige Wille des Thieres durch die Erfahrung im Verlaufe der Zeit vollkommner ausgebildet und in seinen Aeußerungen sichrer werde. Alte Vögel sind schwerer zu fangen und zum Schuß zu bringen als junge, auch bauen sie besser geformte und gesicherter angelegte Nester denn diese; alte Hirsche zeigen bey der Flucht mehr Schlauheit denn die jungen. Robben, Walrosse und viele andere Thiere der menschenleeren Regionen zeigen sich beym ersten Anblick des Menschen dreist und zutraulich, werden aber durch die Erfahrung bald schüchtern gemacht; in Gegenden wo bisher noch keine Fallen aufgestellt waren, fangen sich anfangs viele Thiere in denselben, bald aber lernen sie diese Gefahr kennen und vermeiden. Gefangene Vögel stecken anfangs öfters den Kopf durch das Drahtgitter des Käfigs und machen vergebliche Versuche heraus zu kommen, bis sie nach einigen Tagen die Unmöglichkeit aus Erfahrung begriffen haben und nun ruhiger das neue Loos ertragen; andere, die man frey im Zimmer fliegen läßt, lernen bald, durch Anstoßen mit dem Kopfe, die Undurchdringlichkeit des Fensterglases kennen und fliegen nicht mehr mit Heftigkeit dagegen. Wenn nach Loisels Bemerkungen kein Pferd vor dem siebenten Jahre zu ausgezeichneten Kunststücken abgerichtet werden kann,

während dieses auch bey ganz alten und an Körperkräften heruntergekommenen Thieren der Art möglich seyn soll, dann darf man annehmen, daß jenen alten Rossen ihre lange Uebung im Gehorsam gegen den Willen des Menschen hülfreich zu statten komme. Der Verstand des Thieres bleibt bey einförmigen Verhältnissen unentwickelt und bildet sich um so besser aus, je mannichfaltiger die Lagen sind, in welche das Thier kommt; so bleibt das zahme, im Stall verschlossene Schwein dumm, während nach Darwin das wilde Schwein viele Klugheit und natürliche Geschicklichkeit entwickelt; auch der Kettenhund wird schon gegen den Schäferhund, noch mehr aber gegen den Jagdhund psychisch sehr beschränkt und verkümmert gefunden.

Der thierische Verstand bleibt meist bey der Thatsache stehen, daß zwey Erscheinungen gleichzeitig oder in unmittelbarer Folge eintreten, ohne im Stande zu seyn, die Art und Weise des vorausgesetzten Zusammenhanges zu untersuchen. Dieses giebt dem Urtheil des Thieres eine Unvollkommenheit, über welche jene des Menschen erhaben ist, weil dasselbe mehr auf die Erkenntniß des Wesentlichen sich gründet, während das Thier am Unwesentlichen haften bleibt. Wenn man z. B. ein Pferd öfters längere Zeit im Freyen an einem Pfahl gebunden stehen ließ, dann bleibt dasselbe, nach Loiset, auch ruhig beym Pfahle stehen, wenn es nicht angebunden ist. Nach einer Beobachtung des Humphry Davy läßt sich zwar ein Fisch, der von der künstlichen Nachbildung eines Insektes getäuscht an den Angelhacken gerathen und von diesem wieder losgekommen war, auf die nämliche Weise nicht mehr in derselben Jahreszeit und an demselben Orte fangen, wohl aber zur andern Jahreszeit und an andrem Orte. In manchen Fällen kann jedoch der Widerwille eines Thieres durch eine einmal gemachte unangenehme Erfahrung so entschieden und fest werden, daß er dasselbe auch von seinen Lieblingsneigungen ablenkt. Ein Drang Utang, welcher vorher nach dem Genuß der Eyer sehr lüstern gewesen war, rührte keines derselben mehr an, seitdem man ihm bey einer Krankheit Ricinusöl und Calomel in einem Ey beygebracht hatte; Levaillants Affe ließ auf einmal seine Neigung zum Branntweintrinken fahren, als man ihm die Portion, welche er eben trinken wollte, angezündet hatte. Pferde, welche gern beißen, pflegt man dadurch von dieser bösen Gewohnheit zu heilen, daß man sie ein-, oder wenn dieß noch nicht genug hilft, etliche Male in einen siedend heißen Schinken beißen läßt; Vinkal gewöhnte seinem zahmen Fuchse dadurch das Stehlen von Eyern und Hühnern ab, daß er ihn an einem heißen, gesottenen Ey und an einem eben aus dem kochenden Wasser gezogenen Huhne sich brennen ließ. Ein Paar Kutschpferde hatten sich eines Tages geweigert, bergauf zu gehen, und als ihnen diese Unart durch die Nachgiebigkeit des Kutschers unbestraft durchgegangen war, blieben sie von nun an am Fuße jedes Berges stehen, ohne sich durch gewöhnliche Strafen hinauf treiben zu lassen. Endlich gerieth man bey einem ähnlichen Anlaß auf den Einfall, an den Hintertheil des Wagens ein Paar andre Pferde anzuspannen, welche, zu scharfem Trabe angetrieben, die beyden störrigen Thiere in umgekehrter Richtung mit sich fortrissen. Kaum waren diese Antipoden wieder abgespannt, als jene widerspenstigen Rosse wie von Furcht getrieben rasch bergan liefen und seitdem an jedem Berge sich anstrengten, ihn schnell zu ersteigen. Wenn der Bär durch Trommeln und Pfeifen zum Tanzen bestimmt wird, weil man ihn früher bey derselben Musik auf eine heiße Platte getrieben hatte, wo er, um sich so viel als möglich der Hitze zu entziehen, sich erst auf die Hinterfüße und dann abwechselnd nur auf einen derselben stellte, so geschieht dieß, weil die Musik in ihm die Erinnerung an das vormals erduldete Brennen der Fußsohlen erweckt.

Thiere von derselben Familie, dabey aber von verschiedenen Gattungen, zeigen in Beziehung auf dan Causal-Zusammenhang ihrer Handlungen und deren Folgen sehr verschiedene Grade der Fassungskraft.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. October.

Nro. 199. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Blicke in's Leben von Karl Friedrich Burdach.

(Fortsetzung.)

Das Haushuhn begreift bald, daß der Unwille seines Herrn den Einbrüchen gelte, die es in dem Blumengarten gemacht hat, und sucht, der Schuld sich bewußt, den verdienten Züchtigungen zu entfliehen, während das Perlhuhn und Truthuhn immer wieder ihre Einfälle in den Garten wiederholen, weil sie nicht begreifen können, daß diese ihnen die Bestrafung zuzogen.

Der Verstand des Thieres zeigt sich vornämlich in solchen Fällen wirksam, wo die ruhigen Aeußerungen des Instinktes auf Hindernisse stossen, welche die Erreichung des Zweckes schwierig oder unmöglich zu machen scheinen. Ein Paar Schwalben hatte nach Jessets Beobachtung sein Nest an die äußere Wand eines Kalkofens gebaut, dasselbe war jedoch wegen der Wärme des Gemäuers abgebröckelt und herunter gefallen. Den gleichen Erfolg hatten auch zwey andere Versuche der Art, bis auf einmal die fleißigen Thiere ein anderes erdiges Material auffanden, aus welchem sie das vierte Nest bauten, welches dann nicht mehr abfiel. Als sie im nächsten Jahre an derselben Stelle wieder ein ein Nest anlegten, schlugen sie sogleich beym ersten Male den rechten Weg ein und wählten zum Bau das gute, ausdauernde Material. Eine Raupe nahm statt der Baumrinde, welche sie sonst zu solchem Zweck benutzt, Papierschnitzel zu ihrem Gespinnst; eine gefangene Mooshummel bildete aus den Fasern der von ihr zerzupften Leinwand einen Filz, um diesen statt des Mooses über ihr Nest zu breiten. Zwey Biber, die man in eine Hütte eingesperrt hatte, schützten sich gegen die durch das Schlüsselloch und die Ritzen der Thüre hereindringende kalte Luft dadurch, daß sie aus einem für sie zugänglichen Wasserbehältniß Schlamm herbeyholten, diesen mit Holzspähnen zusammenkneteten und hiermit die Oeffnungen verschlossen. Im südlichen Afrika, wo Schlangen und Affen ohne Aufhören den Eyern und Jungen der Vögel nachstellen, umzäunt, nach Barrow's Bericht, der Sperling sein Nest mit Dornen, und die Schwalbe bringt vor der Oeffnung des ihrigen noch einen trichterförmigen Vorbau an.

Während das Pferd so wie das Maulthier bey vorhandener Gefahr vor Allem den Kopf hinwegzudrehen sucht, wußte ein Maulthier im Kampfspiel mit einem Löwen, der dasselbe immer von der Seite angreifen wollte, so geschickte Wendungen zu machen, daß beständig die Hinterhufe gegen den Feind gekehrt waren, mit welchen es diesem auf einmal einen so kräftigen Streich versetzte, daß es ihm noch vor seinem gefahrdrohenden Sprunge die Zähne einschlug. Die Bienen pflegen ihren Bau vor den Räubereyen der Dämmerungsfalter dadurch zu schützen, daß sie den Eingang durch künstliche Bauwerke von Wachs und Propolis gegen solche größere Thierkörper versperren. Ameisen, deren Bau Rennie in ein großes Glas gebracht und dieses so gestellt hatte, daß der Bau in beständiger Gefahr war einzustürzen, arbeiteten mehrere Tage, bis zur gänzlichen Erschöpfung an einer pyramidalen Unterlage, welche das Hauptgebäude stützen sollte. Als das Weibchen eines Kanarienvogels sein erstes Ey auf den Boden des Käfigs gelegt hatte, brachte

alsbald das Männchen weiche Materialien zum Nestbau herbey und beyde Gatten bauten an dieser Stelle ein Nest für das schon gelegte Ey, so wie für die nachfolgenden. Wenn Huber die Larven der Arbeitsbienen in einzelne Drohnenzellen brachte, spannen die Bienen dennoch zur Zeit der Verpuppung gerade solche Deckel darüber, wie sie für Puppen der Arbeiterinnen, nicht der Drohnen gehören.

Wenn der Zweck des Instinktes unter gewissen veränderten Umständen leichter als gewöhnlich zu erreichen ist, dann erspart sich der verständige Wille des Thieres die sonstige Mühe, oder kürzt seine Arbeit bedeutend ab. So trugen jene Ameisen, die sich an Reaumurs gläsernen Bienenstöcken angesiedelt hatten, nicht mehr wie gewöhnlich, nach Maaßgabe der Witteruug ihre Larven und Puppen bald aus dem Nest hinaus bald wieder herein, weil sie hier immer die gleiche Wärme genossen. Ein Vogel, welcher sein Nest in einem Treibhaus angelegt hatte, brütete nach Knights Beobachtung über seinen Eyern nur noch des Nachts, wo die Temperatur auf 19° R. sank und verließ am Tage das Nest, weil dann die Wärme des Hauses zum Ausbrüten der Eyer hinreichte. Dasselbe thut nach Naumann auch unser Sandregenpfeifer an heitern, heißen Tagen, so wie der Strauß, welcher sogar in den heißen Wüsten von Nigritien niemals auf seinen Eyern sitzt.

Auch in Beziehung auf den Trieb der Ernährung schlägt das Thier unter veränderten äußeren Umständen nicht selten eine ganz andre, neue Handlungsweise ein. Jene Honigbienen, welche man nach Barbados gebracht hatte, hörten nach einigen Jahren auf, Honig in ihre Baue zu sammeln, weil sie das ganze Jahr hindurch reichliche Nahrung in den Zuckersiedereyen fanden; dagegen blieben die, welche man in Jamaika eingeführt hatte, ihrem Triebe getreu, weil auf dieser Insel alljährlich mehrere Wochen lang eine rauhe Witterung das Ausfliegen hindert. Ueberhaupt verrichten die Bienen jederzeit nur die von dem Drang der Umstände gebotene Arbeit; sie tragen, wenn es an Waben fehlt, oder wenn diese einer Ausbesserung bedürfen, nur Wachssubstanz, keinen Honig ein; Propolis wird von ihnen nur herbeygebracht, wenn etwas am Bau zu befestigen oder eine Ritze zu verstopfen ist. Eben so bringen zwar die Bienen gewöhnlich im Herbst die Drohnen um, wenn aber die Königin gestorben ist und nun eine junge Königin aus der Larve einer Arbeiterin aufgezogen wird, dann lassen sie die Drohnen, als zur Fortpflanzung des Geschlechtes nöthig, am Leben. Bey unsren Hausmäusen und Hausratten, so wie bey dem Gartenschläfer, der sich jetzt von Früchten nährt, welche erst von auswärts her und durch die Cultur zu uns gekommen sind, muß mit dem ursprünglich in ihnen waltenden Instinkt eine große Umwandlung vorgegangen seyn, weil der Weg ihrer jetzigen Ernährung ein andrer ist, als er in der freyen Natur seyn konnte.

Kaninchen und Hasen sind sich in ihrem äußren Baue so verwandt, daß auf den ersten Blick jener Umstand: daß die Kaninchen so künstliche Baue machen, die Hasen aber nicht, eine Ausnahme von der Regel zu bilden scheint, nach welcher die verschiedenen Aeußerungen des Instinktes schon in der Verschiedenheit der Organisation vorgebildet sind. Dennoch zeigt sich unter veränderten Umständen, daß z. B. die Kaninchen in Gegenden, wo sie beständig durch Frettchen gejagt werden (nach Cuvier) keine Baue anlegen, während nach Bingham die Hasen einer sandigen Küstengegend, wo sie in Gefahr stunden, vom Sturm im Sande verschüttet zu werden, sich tiefe Höhlen mit zwey Ausgängen gruben.

Wie der verständige Wille des Thieres den Zug des Instinktes besiegen könne, zeigt uns namentlich das Beyspiel des Hundes, der aus reiner Anhänglichkeit an seinen Herrn und aus Verlangen nach dem Beyfall desselben sich allerhand Entbehrungen auflegt und selbst Schmerzen erträgt. Eine Art von Selbstverläugnung und Verachtung der Schmerzen beweist übrigens auch, aus Liebe zur Freyheit, das Thier der Wildniß, wenn es sich in der eisernen Falle gefangen den Fuß abbeißt, oder wie jener Fuchs, dem nach Winckel das Vorderbein zerschossen war, das ihm beym Laufen immer um den Kopf schlug, dieses mit den Zähnen schnell amputirt und von sich wirft.

Zuweilen sind die Handlungen des thierischen Verstandes von so eigenthümlicher und complicirter Art, daß sie das Gepräge der vernünftigen Ueberlegung und Klugheit tragen. Hieher gehören noch kaum jene instinktmäßigen Fälle, wie das physikalische Verfahren des Wiesels oder Iltis, wenn sie ein Ey durch eine kleine Oeffnung aussaugen wollen, und, damit der Druck der Luft von der andern Seite her dieß begünstige, feine Löcher durch die Klauen oder Zähne an demselben anbringen. Etwas weiter außer dem gewöhnlichen Kreise des instinktmäßigen Handelns liegen jene Fälle, in denen sich die thierische Klugheit gegenüber der menschlichen kund machet. Die Todtengräberkäfer untergruben ein schief gestelltes Stäbchen, an dessen freyem Ende Gleditsch ein todtes Thier mittelst ein Fadens schwebend befestigt hatte, bis es umfiel und der todte Körper zur Erde kam, obgleich das andre Ende des Stäbchens in einiger Entfernung in den Boden gesteckt war. Eben so stürzte nach Keller der Steinfuchs durch Untergraben eine Säule um, auf der man Fleisch vor seinen Räubereyen zu sichern suchte. Ein Kiebitzweibchen, über dessen Nest Brehm Schlingen von Pferdhaaren gelegt hatte, ließ sich etwa 30 Schritte davon herab, lief zum Neste, stutzte beym Anblicke der Schlingen, gieng einige Male um das Nest herum, schob dann die Schlingen mit dem Schnabel hinweg und setzte sich auf seine Eyer. Als man jetzt die Schlingen in das Gras um das Nest legte, lief es nicht mehr wie gewöhnlich zu diesen hin, sondern ließ sich unmittelbar im Fluge darauf nieder. Wenn der Orang Utang der Pariser Menagerie seine Neigung, noch länger auf einem Baum zu bleiben, dadurch gefährdet sah, daß ein Mann hinauf stieg, der ihn herabholen wollte, dann schüttelte er mit aller Kraft an den Zweigen, an denen dieser sich anhielt; ein andres Thier dieser Gattung, welches Grant beobachtete, sah aufmerksam zu, wenn man ihn anband, und löste dann alle Knoten des Strickes mit den Fingern und Zähnen wieder auf. Die Katze, welche de Delacroix unter die Glocke einer Luftpumpe gebracht hatte, hielt, da sich beym Verdünnen der Luft ihr Gefühl von Unbehagen steigerte, ihre Pfote auf die Oeffnung, so daß keine Luft mehr ausströmen konnte, und nahm die Pfote wieder hinweg, als man von neuem Luft einließ. Der Affe des Degrandpré wußte sich den Anisbranntwein, nach welchem er lüstern war, dennoch zu verschaffen, obgleich sein Herr die offne Flasche unten fest gepicht hatte, indem er Sand und Steinchen hinwarf, wodurch die Flüßigkeit emporstieg. Eben so lehrt die Noth den gefangenen Stieglitz, sich das Trinkwasser in dem an einem Kettchen befestigten Fingerhut, so wie das auf schiefer Ebene bewegliche Futterkästchen mit den Klauen hinaufzuziehen.

Kluge Thiere, welche im Verkehr mit dem Menschen leben, lernen diesem öfter die Mittel ab, die zu einem für sie erwünschten Zwecke führen. So hatte der Wachtelhund, welchen Dureau de la Malle zum ersten Mal vom Lande nach Paris gebracht hatte, als er auf die Strasse gekommen, gern wieder ins verschlossene Haus wollte, an dem Verfahren eines Fremden es bemerkt, daß beym Anschlagen mit dem Klopfer die Thür aufgethan werde, er übte nun selber diese Kunst, gleichwie aus Freude über seine Entdeckung am ersten Tage 6mal aus, und in der Folge immer, so oft er ihrer bedurfte. Eben so meldete sich Abilgaards Hund durch Klingeln an der Hausthüre, wenn er diese verschlossen fand; der Hund eines Bekannten von Burdach klingelte dem Bedienten, wenn dieser vergessen hatte, ihm Wasser hinzustellen. So pflegte auch ein Strauß, von dem die Annales des Sciences naturelles erzählen, um die Mittagszeit zum Essen zu läuten, und der Hund eines Studenten, welcher gewohnt war, diesem bis vor die Thüre der Hörsäle zu folgen und außen liegen zu bleiben, verhielt sich ruhig, bis es Mittag läutete, dann aber suchte er seinem Herrn durch Kratzen an der Thür ein Zeichen zu geben, daß es jetzt Zeit sey, zum Essen zu gehen.

Hunde so wie Katzen pflegen sich zuweilen die Thüren durch Aufspringen oder Aufdrücken auf die Klinke zu öffnen, ja nach Lenz hatte eine Katze den Menschen den Vortheil, womit diese den Milchschrank öffneten, so gut abgesehen, daß sie von nun an durch Hineinstecken ihrer Pfote in den Ring des Schlüssels dasselbe leistete. Noch weiter gehen hierin Affen, wie denn Cuviers Orang Utang eine

Thür aufschloß, indem er die ihm dargereichten Schlüssel so lange versuchte, bis er den rechten fand, auch, wenn das Schloß ihm zu hoch war, einen Stuhl herbeyholte, auf welchem er zu ihm hinan stieg. Dasselbe Thier pflegte sich zur Tischzeit die zum Speisezimmer führende Thüre, in deren Nähe kein andres Mittel zum Hinansteigen war, dadurch zu öffnen, daß er sich an einem Seile nach dem für ihn zu hoch stehenden Drücker schwang, und als man einst absichtlich 3 Knoten in das Seil gemacht hatte, wodurch es für seinen Zweck zu kurz geworden, stieg der Affe am Seil hinan und löste zuerst den obersten, zuletzt den untersten Knoten. Der Cap Affe, den Rengger gelehrt hatte, kleine Palmnüsse mit einem Steine aufzuschlagen, wendete dasselbe Mittel an, um Schachteln und Gefässe zu öffnen, bis man ihm zeigte, wie sich Kästchen mittelst eines Stäbchens aufthun ließen, dessen er sich nun auch in andern Fällen als eines Hebels bediente. Seitdem man dem nämlichen Affen einmal statt eines Bonbons eine eingewickelte Wespe gegeben, welche ihn stach, hielt er jedes Papier, ehe er es aufwickelte, vorher an das Ohr. Lauret erzählt von einem Sajou, welcher, aus seinem Käfich entronnen, in einen Corridor entlaufen war, die Thüre hinter sich zugeriegelt und in einem Schranke, dessen Schlüssel er zuvor abgezogen, sich versteckt hatte.

Unter den Hunden, auf denen Le Vaillants Affe, wenn er müde war, zu reiten pflegte, war einer, welcher alsbald, wenn der Affe auf ihm saß, unbeweglich still stehen blieb, bis der Reiter, aus Furcht von der Gesellschaft getrennt zu werden, diesen nachlief, und der Hund, behutsam hinter ihm bleibend, ihm folgte. Ein kleines Hündchen, dem das Spiel der Violine großes Mißbehagen erregt hatte, nahm nach Beendigung des Spieles den Violinbogen vom Tische hinweg und trug ihn unter das Bett. Abilgaards Hund wußte, um wieder zum Fahrzeug seines Herrn zu kommen, sehr geschickt, nach einem vorher mißlungenen Versuche, die Strömung des Flußes zu benützen; wenn in Sibirien die an den Schlitten gespannten Hunde der Spur eines Wildes folgen, weiß ein kluger Leithund sie durch allerhand Künste davon abzubringen.

Nicht selten hat man Hunde zum Brieftragen von einem Landgut zum andern abgerichtet, indem man ihnen den Brief unter das Halsband schob. Das Thier suchte dann, beym Ziele angelangt, zuerst den Herrn des Hauses auf, und empfieng hierauf in der Küche zum Lohn eine reichliche Mahlzeit. Wenn ein erfahrener Hühnerhund ein angeschossenes Wildpret verfolgt, dann versagt er seinem ihn rufenden Herrn den sonst pünktlichen Gehorsam und ruht nicht eher, bis er diesem die Beute überbringen kann.

D'Obsonville sah, wie zwey Elephanten, durch Versprechungen aufgemuntert, eine Mauer durch den umgebogenen, mit Leder bedeckten Rüssel umstießen, indem sie gemeinsam ansetzten und zur rechten Zeit, um nicht beschädigt zu werden, zurückwichen. Ein kluger Elephant zu Neapel, der unter andern Wasser in einem kupfernen Gefäß zu holen abgerichtet war, trug nach Sonnini das Gefäß selbst zum Kupferschmied, als es schadhaft geworden war.

Der Hund pflegt die Heilung seiner Wunden durch Lecken derselben zu befördern. Als jedoch ein solches Thier am untern Augenlied verwundet war, wohin es mit der Zunge nicht reichen konnte, leckte es den Rücken seines Fußes und strich dann mit dem Speichel die Wunde. Ein Büffel, dem man seiner Wildheit wegen eine eiserne Kette an den durchbohrten Nasenknorpel befestigt hatte, faßte die Kette, nachdem er sich durch Auftreten auf dieselbe beym Grasen mehrmal weh gethan, mit der Spitze des einen Hornes an ihrem Endring und legte sie so auf den Kopf zurück. Der Affe steckt zwischen die geöffneten Schaalen der lebenden Auster ein Steinchen hinein, damit sich dieselbe nicht wieder schließen kann; die Nebelkrähe zerschmettert Schaalthiere, indem sie dieselben hoch herabfallen läßt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. October.

Nro. 200. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Recherches d'anatomie comparée sur le Chimpansé. Par W. Vrolik. Amsterd. 1842. 51 S. mit 8 lith. Tafeln. Fol.

Unter allen Thieren hat der Orang-Utan und Schimpanse die meiste Aufmerksamkeit erregt, weil ihre Gestalt die größte Aehnlichkeit mit der menschlichen hat. Man hat sich daher auch nicht bloß mit einer müßigen Verwunderung dieser seltsamen Geschöpfe begnügt, sondern in neuerer Zeit mit Ernst sich bemüht, ihre innere Beschaffenheit kennen zu lernen, um solche mit der menschlichen zu vergleichen und hiernach die Verwandtschaften wie die Differenzen zwischen dem Typus und seinem karrikirten Nachbilde in ihren tiefer liegenden Verhältnissen bemessen zu können. Peter Camper war der erste, der den Orang-Utan einer anatomischen Untersuchung unterwarf, die jedoch aus Mangel an alten erwachsenen Exemplaren nicht vollständig werden konnte. Mit besseren Hülfsmitteln sind ihm Temminck, Owen, Schlegel und S. Müller und namentlich Sandifort gefolgt, ohne daß noch alle Puncte erledigt wären. Noch weniger ist dieß bisher hinsichtlich des Schimpanse's der Fall gewesen. Zwar ist sein innerer Bau schon 1699 durch Tyson geschildert worden, indeß konnte diese Arbeit dem jetzigen Standpuncte der Anatomie nicht mehr genügen. Ueber hundert Jahre verflossen, bevor ein neuer Beytrag zur anatomischen Kenntniß der Schimpanse's durch Traill hinzukam. Owen lieferte bald hierauf osteograpische, Sandifort myologische Beyträge. Den folgenden Zeiten blieb immer noch eine reichliche Nachlese vorbehalten.

Vrolik der Jüngere hat in ausgezeichneter Weise die Gelegenheit benützt, ein gut erhaltenes Exemplar eines Schimpanse, das sein Vater für sein Museum acquirirt hatte, einer anatomischen Untersuchung zu unterwerfen und die gewonnenen Resultate dem Publikum vorzulegen. Es ist dieß eine meisterhafte Arbeit: nicht bloß höchst genau im Detail, sondern mit sorgfältiger Vergleichung, der bey mehreren verwandten Thieren und beym Menschen vorkommenden Verhältnisse und mit interessanten Beziehungen auf ihre physiologischen Eigenthümlichkeiten; zugleich mit vortrefflichen bildlichen Darstellungen, von denen noch besonders die Rede seyn soll.

Das zur Untersuchung verwandte Exemplar war ein junges weibliches Thier. Seine Länge vom Scheitel bis zur Ferse, bey ganz ausgestreckten hintern Extremitäten betrug 0,74 M. = 2′ $3\frac{1}{2}$″′; vom Scheitel bis zum After 0,49 = 1′ 6″ 2‴. Die Länge der obern Gliedmassen vom Acromion bis zur Spitze des 3ten Fingers ist 0,5 = 1′ 6″ 5‴. Die Entfernung des obern Randes des Schambeins bis zur Mitte des Kniegelenkes ist 0,18 = 6″ 7‴, von der bis zur Ferse 0,20 = 7″ 4‴. Die Länge der Hand und des Fußes, von der Stelle, wo ihre Callosität beginnt, gerechnet ist 0,155 = 5″ $9\frac{1}{2}$‴.

In 8 Kapiteln behandelt der Verf. seinen Gegenstand: 1) vergleichende Osteologie des Schimpanse, 2) myologische Beschreibung, 3) vergleichende Anatomie der Muskeln, 4) vergleichende Neurologie, 5) vergleichende Angiologie u. 6) vergleichende Splanch-

nologie. Wir heben aus diesen Kapiteln einige der wichtigsten Puncte hervor; das frühere Bekannte ganz bey Seite lassend.

An der Handwurzel des Schimpanse's hat der Verf. nur die nämlichen 8 Knochen, wie Owen und Blainville gefunden. Vom Orang-Utan geben die Schriftsteller ebenfalls nur 8 an, denn obwohl Owen 9 zählt, so rührt dieser Ueberschuß doch bloß davon her, daß er das Erbsenbein als getheilt angiebt, was überdieß ganz unwesentlich zu seyn scheint, da der Verf. eine solche Trennung an den von ihm untersuchten Skeleten nicht wahrgenommen hat. Dagegen hat er bey dem Orang-Utan auf das Vorkommen desselben überzähligen Beines aufmerksam gemacht, das allen übrigen Affen zukommt, zwischen Kahn-, Kopf- und kleinern vielwinkligen Beine eingeschoben und von Ilg als überzähliges vielwinkliges Bein benannt worden ist. Der Schimpanse, indem ihm dieses Knöchelchen fehlt, hat hiedurch eine Aehnlichkeit mehr mit dem menschlichen Typus als der Orang-Utan.

Den breiten Rückenmuskel (latissimus dorsi) fand der Verf. ganz so wie bey andern Affen. Er inserirt sich nämlich an das Oberbein wie beym Menschen, aber von dieser Anheftungsstelle geht ein Muskelbündel ab, der sich am innern Condylus des Oberarmbeins und des Ellenbogenknorrens befestigt. Hiedurch muß die Wirkung des breiten Rückenmuskels, wie der Verf. mit Recht folgert, beym Schimpanse eine ganz andere als beym Menschen seyn; während er bey diesem fast nur dazu dient den Arm rückwärts zu wenden, muß er bey jenem ihn erheben, ihn einwärts richten und zugleich auf den Vorderarm wirken. Daß diese Insertionsweise des gedachten Muskels in Bezug auf das Vermögen zu klettern steht, leuchtet dem Verf. um so mehr ein, als er sie auch bey dem Gibbon und den Makakos, Merkel und Burdach bey andern Affen aufgefunden habe, und sie ebenfalls bey einem Thiere, das nur auf Bäumen sich zu bewegen im Stande ist, dem Unau wahrgenommen worden ist. Dasselbe Verhalten giebt der Verf. an drey andern kletternden Thieren, dem Lori, Bären und dem Opossum an.

Ref. erlaubt sich bey dieser Gelegenheit zu erinnern, daß er schon früher, indem er den Cercopithecus pygerythraeus, Cebus capucinus und Ateles subpentadactylus, in ihren myologischen Eigenthümlichkeiten schilderte *), darauf aufmerksam machte, daß die besondere Anheftungsweise des breiten Rückenmuskels vorzugsweise zum Heben und Schleudern des Körpers beym Klettern sich eignen möchte. Zu bedauern ist es, daß keine specielle Angabe über gedachten Muskel bey dem Orang-Utan vorliegt. Sandifort sagt bloß, daß er sich wie beym Menschen verhalte, woraus man also eigentlich zu folgern hätte, daß der Fortsatz zum Ellenbogenknorren fehle, wenn man nicht der Besorgniß Raum geben dürfte, daß er vielleicht doch nur übersehen worden seyn möchte. Vrolik äußert sich in dieser Beziehung gar nicht.

Den kurzen Beuger des kleinen Fingers hat der Verf. an Schimpanse und Gibbon so gut als ich bey den vorhin angeführten Affen gefunden. Ich führe dieß deshalb an, weil E. Burdach denselben an den von ihm untersuchten Exemplaren als fehlend angegeben hatte.

Als Streckmuskeln der Finger hat der Verf. drey oberhalb mit einander verbundene Muskelbäuche angegeben, welche den gemeinschaftlichen Fingerstrecker, den Strecker des Zeigefingers und den Strecker des kleinen Fingers repräsentiren. Dann setzt er hinzu: „Man wird bemerken, daß der Strecker des Zeigefingers kein getrennter Muskel ist, und nur eine Partie der gemeinschaftlichen Masse der Strecker ausmacht. Das Resultat davon muß seyn, daß er in keiner so isolirten Weise wie beym Menschen wird wirken können, und daß daher der Zeigefinger des Schimpanses nicht bestimmt ist, um den Act des Zeigens und Deutens auszuführen, noch den andern so charakteristischen, durch welchen der Mensch Stillschweigen oder Aufmerksamkeit empfehlen will. Dieser Mangel steht ohne Zweifel in Bezug zu der geringern Vollkommenheit der intellectuellen Anlagen und zu der Unmöglichkeit sich abstrakte Ideen zu bilden.“ Ref. hat a. a. O. dem eben besprochenen Mangel eine ähnliche Deutung unterlegt.

Sehr schön setzt der Verf. die Vorzüge der

*) Schreber's Säugth. Supplementband I. S. 171.

Menschenhand vor der der Affen und übrigen Säugthiere auseinander. Obschon die Affen in dieser Beziehung dem Menschen am nächsten stehen, so ist doch ihre Handfläche minder breit und länger, die Finger sind verlängerter und in ihren Bewegungen minder isolirt, der Daumen mehr rückwärts gestellt und in seiner Richtung weniger den andern Fingern entgegen gesetzt. Hiedurch wird die Hand bey ihnen weniger ein Organ zum Fühlen und Greifen, als ein Mittel, durch welches sie sich forthelfen in ihren Bewegungen, welche sie zum Ersteigen der Bäume ausführen. Diese Unvollkommenheit erreicht bey mehreren amerikanischen Affen den höchsten Grad, während sie sich beym Orang-Utan und noch mehr beym Schimpanse am meisten der des Menschen annähert. Obschon bey ersterem ziemlich vollkommen, hat sie doch noch eine übermäßige Länge, während beym Schimpanse die Finger kürzer, der Daumen besser gebaut und die Handfläche breiter ist. Verf. wagt hierüber nicht zu entscheiden, ob die Hand des Schimpanses sich hohl machen könne; dagegen hat er sich an einem lebenden Exemplare des Orang-Utan versichert, daß dieser es nicht kann. Wann dieses Thier sich seiner Hand bediente, so geschah dieß immer mit einer gewissen Ungeschicklichkeit. Der Menagerie-Inspektor belustigte sich öfters, dasselbe an seinem Tische speisen zu lassen; aber obschon der Orang Utan gelernt hatte, hiebey die Bewegungen eines civilisirten Menschen nachzuahmen, seine leeren Teller darzubieten, sein Glas zu stellen, mit einem Löffel zu essen, so zeigte er doch hinreichend, daß seine Hand ihm nicht gestattete die Derterität des Menschen zu erreichen. Wollte er z. B. einen Teller oder andern Gegenstand nehmen, so hielt er ihn niemals in der ausgebreiteten und geöffneten Hand, wie es der Mensch thut, sondern er schloß die Hand, indem er die Finger stark beugte. Verf. sah diesen Affen niemals die Finger vollständig ausstrecken. Dieß Alles beweist, daß die Hand des Orang-Utans eine große Geschicklichkeit zum Umspannen der Baumäste hat, daß sie aber in jeder andern Beziehung der des Menschen nachsteht. Dasselbe bemerkte der Verf. an zwey lebenden Gibbons (Hylobates leuciscus). Diese geringere Geschicklichkeit der Hand liegt in der übermäßigen Länge der Finger und hauptsächlich in der geringern Vollkommenheit und Situation des Daumens. Obschon der Daumen des Schimpanses sich am meisten dem des Menschen annähert, so fehlt doch demselben bisweilen der große Beugemuskel, und der kleine Abzieher und Gegensteller des Daumens sind viel weniger entwickelt als bey dem Menschen. Bey den andern Affen verschmelzen überdieß der große Abzieher und der kleine Strecker des Daumens.

Ueber die Beschaffenheit des Gehirn- und Nervensystemes des Schimpanses ist der Verfasser außer Stande, etwas zu sagen, da selbiges ganz zerweicht war; da er jedoch ein frisches Hirn des Orang-Utan zu untersuchen Gelegenheit hatte, so theilt er die Abbildung eines senkrechten Durchschnittes mit, der höchst interessant ist, als ein solcher bisher noch nicht dargestellt war, und aus selbigem eine Differenz vom menschlichen Gehirne hervorgeht, die bisher nicht hervorgehoben wurde. Diese besteht in der geringen Länge des Balkens. Während nämlich beym Menschen die hintere Partie desselben, oder das splenium, fast den hintern Vierhügeln entspricht, verlängert sie sich beym Orang-Utan noch nicht ganz bis zu den vordern Vierhügeln. Der Nervenlauf hat bey dieser Art die größte Aehnlichkeit mit der beym Menschen vorkommenden Anordnung, doch sind die Nerven beym Orang-Utan verhältnißmäßig stärker.

(Schluß folgt.)

Blicke in's Leben von Karl Friedrich Burdach.

(Schluß.)

Die Wespe, welche Darwin beobachtete, schnitt dem Bruststück der großen Fliege, deren sie sich bemächtigt und welche sie zertheilt hatte, die Flügel ab, als sie bemerkte, daß der Wind diese erfaßte und ihr den eigenen Flug erschwerte; eine Spinne wußte dem zwischen zwey Bäumen senkrecht angelegten Netze die nöthige Spannung dadurch zu

geben, daß sie an seinem untern Ende ein überspinnenes Keimchen befestigte. Wenn nach Kalms Bericht Vögel auf einem Felde von dem Mais gefressen haben, dessen Saat in einem Absud von weißer Nießwurz eingeweicht gewesen war, versuchten keine andern Vögel derselben Gattung mehr diese Räuberey. Während jedoch die Aasgeyer, welche vor der Ankunft der Franzosen in Algier jeden Vorübergehenden ganz nahe kommen ließen, vor jedem Europäer schon in ziemlicher Ferne die Flucht ergreifen, lernt der Pinguin niemals den Jäger fliehen; die dumme Lumme (Alca torda) setzt sich an dieselbe Stelle hin, wo so eben ihre Gefährtin geschossen worden; der große Brachvogel fliegt nach einem Fehlschusse nicht fort.

Durch Schlauheit vermag das Thier in vielen Fällen sich und seine Handlungen vor Beeinträchtigung zu schützen. Der kluge Kranich weiß, nach Naumann, sein Nest so gut zu verheimlichen, daß es äußerst selten von Menschen entdeckt wird, indem er schon von Weitem gebückt und versteckt heranschleicht; der Strauß nähert sich seinem Nest in einem großen Bogen. Ein Bussard, der mit einem Habicht zusammengesperrt war, trug das dargereichte Futter in einen Winkel und verzehrte es mit ausgebreiteten Flügeln, daß der Habicht es nicht sehen konnte; ein junger Affe, den Cuvier beobachtete, schnappte von den vorhandenen Früchten, sobald seine Mutter sich abwendete, etwas weg und kehrte ihr, so lang er es verzehrte, den Rücken zu; wenn Levaillants Affe in einiger Entfernung von seinem Herrn eine wohlschmeckende Wurzel gefunden hatte, dann fraß er dieselbe, unvermerkt nach dem Herrn hinblickend, in größter Eile auf oder versteckte sie, wenn Levaillant sich nahte.

Verstellung üben die Thiere auch nicht selten, um der Bestrafung des Menschen zu entgehen oder ihre Absichten vor ihm zu verheimlichen. So blickte Reneggers Affe, wenn er wegen des Stehlens von Eßwaaren bestraft worden war, auch die besten Leckerbissen scheinbar gleichgültig an, so lange sein Herr dabey war, stahl aber sogleich hinter dessen Rücken. Wurde er auf der That ertappt, dann schrie er aus Furcht, glaubte er dagegen unbemerkt gesündigt zu haben, dann that er so unbefangen, als ob nichts geschehen wäre. Eben so stellte er sich gegen die, welche ihn beleidigt hatten, ganz freundlich, ergriff jedoch die nächste günstige Gelegenheit zur Rache. Wenn der Fuchs einen Vogel fangen will, stellt er sich, als bemerke er ihn gar nicht, oder wohl gar, als wolle er schlafen; er achtet scheinbar nicht auf das Geschrey der Nebelkrähen, die ihn verfolgen, bis dieselben immer dreister werdend, ihm so nahe kommen, daß er sie erhaschen kann. Wenn der Hund bey Nacht umhergestrichen ist, schleicht er sich bey frühem Morgen ins Haus, stellt sich schlafend, blinzt aber von Zeit zu Zeit mit den Augen, um zu lauschen, ob sein Herr etwas merkte. Ein Elephant der Pariser Menagerie, der seinem Herrn aufs Wort gehorchte, wollte eines Tages in einen Verschlag gehen, worinnen Heu lag. Der Wärter verbot dieß und gebot ihm, die Thür zu schließen; der Elephant gehorchte nicht, und als der Befehl immer dringender wurde, gieng er an eine andre Thür, welche er, gleich als habe er den Befehl mißverstanden, zumachte.

Die List ist mehr activ und sucht irre zu führen. So bey den Vögeln, wenn sie Thiere oder Menschen von ihrem Nest hinwegzuleiten suchen. Zuweilen wird die List des einen Thieres von der des andern besiegt, so die eines Kaninchens, welches sich vom Hund gejagt unvermerkt seinem Baue zu nahen und in diesem zu verbergen wußte, bis einmal der Hund den Jäger allein mit der Verfolgung des Thieres sich beschäftigen ließ, während er indeß in der Nähe des Baues lauerte und das Kaninchen bey seinem Schlupfwinkel erhaschte.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. October.

Nro. 201. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Analyse raisonnée des travaux de Georges Cuvier, précédée de son éloge historique par P. Flourens. Paris et Leipsig 1841. 287 S. kl. 8.

Flourens, Professor der vergleichenden Physiologie am Museum der Naturgeschichte zu Paris und beständiger Sekretär der dortigen Akademie der Wissenschaften, hat im vorliegenden Werkchen eine analytische Darstellung der Hauptarbeiten Cuvier's gegeben und derselben die Gedächtnißrede, die er in der Akademie zu Ehren des Verstorbenen am 29 December 1834 gelesen hatte, als eine Art von Einleitung beygefügt. Da die Biographie des großen Naturforschers das meiste Interesse für unsere Leser haben möchte, so wollen wir dieselbe in ihren Hauptzügen mittheilen.

G. Cuvier wurde den 23. August 1769 zu Mömpelgard geboren, einer Stadt, die damals noch dem Herzog von Würtemberg gehörte, nun aber mit Frankreich vereinigt ist. Seine Familie stammt aus einem Dorfe des Jura ab, das noch den Namen Cuvier trägt. Zur Zeit der Reformamation, der sie sich zuwandte, ließ sie sich in dem kleinen Fürstenthum Mömpelgard nieder, wo einige ihrer Mitglieder ausgezeichnete Stellen einnahmen. Cuvier's Großvater war von einer armen Linie, und bekleidete das Amt eines Stadtschreibers. Von seinen zwey Söhnen trat einer in ein Schweizerregiment, das in französischen Diensten stand, und wurde seines guten Betragens wegen Offizier und Ritter des Verdienstordens. Fünfzig Jahre bereits alt, heirathete er eine noch ziemlich junge Frau, welche die Mutter von Georg Cuvier wurde. Mit eben so großer Verständigkeit als Liebe leitete sie die Erziehung ihres Sohnes, welcher frühzeitig große Anlagen zeigte. Ein Exemplar von Büffon, das er bey einem seiner Verwandten fand, erweckte plötzlich bey ihm die Lust zur Naturgeschichte. Augenblicklich machte er sich daran die Figuren zu kopieren und sie nach den Beschreibungen zu illuminiren.

Von größter Wichtigkeit für Cuvier war sein Aufenthalt in der vom Herzog Karl gegründeten Akademie zu Stuttgart, wo nach beendigtem philosophischen Kursus die Zöglinge in eine der fünf höhern Fakultäten, die für die Jurisprudenz, Medicin, Cameralwissenschaften, Militärwissenschaften und den Handel errichtet waren, übergiengen. Cuvier wählte sich das Cameralfach, weil man, wie er in seinen hinterlassenen autobiographischen Notizen sagt, in dieser Fakultät sich viel mit Naturgeschichte beschäftigte und er also auf häufige Gelegenheiten zu botanisiren und Kabinete zu besuchen rechnen konnte. Sein Hang für naturhistorische Studien trat immer entschiedener hervor. Einer seiner Lehrer beschenkte ihn mit der zehnten Ausgabe von Linné's Systema naturae und dieses Buch machte während mehr als zehn Jahren fast seine ganze naturhistorische Bibliothek aus. Was ihm aber an Büchern abgieng, ersetzte er durch unmittelbares Beobachten der ihn umgebenden Naturgebilde, und durch fleißige Anschauung derselben prägte er sich selbige tiefer ins Gedächtniß, als wenn er viele Werke zu seiner Verfügung gehabt hätte.

Seine naturhistorischen Studien hatten jedoch dem vorgeschriebenen Kursus so wenig Eintrag eingethan, daß er im Gegentheil immer alle Preise

davon trug, und zu den ausgezeichnetsten Schülern gehörte. Alle Aussicht war für ihn vorhanden beym Herzoge eine gute Anstellung zu erlangen, zum Glück aber für die Naturgeschichte erlaubten die Verhältnisse seiner Aeltern es nicht zu warten, und so mußte er denn, als er Stuttgart verließ, die Stelle eines Erziehers bey einer Familie in der Normandie annehmen, bey welcher er im July 1788 noch nicht ganz neunzehn Jahre alt, eintraf.

Von diesem Augenblicke an gewann seine Neigung zur Naturgeschichte neue Stärke. Die Familie Herici, bey der er sich befand, zog bald auf eines ihrer Landgüter bey Fecamp. Hier brachte er die Jahre von 91 bis 94 zu, umgeben von den verschiedenartigsten Producten des Meeres und Landes, deren Studium er sich hingab, fast immer ohne Bücher und Verkehr mit Jemand, dem er sich hierüber mittheilen konnte. Je weniger ihm von Außen her Hülfsmittel zukamen, um desto mehr mußte er sie in seiner eignen Thatkraft suchen; je weniger er von Außen geleitet wurde, um desto mehr mußte er an Selbstständigkeit in seinen naturhistorischen Studien gewinnen und neue Bahnen sich in selbigen eröffnen. So faßte er schon damals, als bey Fecamp einige versteinerte Terebratuliten ausgegraben wurden, den Plan, die fossilen Arten mit den lebenden zu vergleichen; zu gleicher Zeit brachte ihn die Zergliederung einiger Mollusken auf den Gedanken, eine Reform in der systematischen Anordnung der Thiere vorzunehmen. In solcher Weise entwickelten sich in dieser Periode bereits die Keime zu zweyen seiner wichtigsten Arbeiten, die er späterhin in Ausführung brachte.

Bald trat ein neuer, wichtiger Wendepunkt in Cuviers Lebensverhältnissen ein. Tessier, den die Stürme der Revolution in Fecamp zurückgehalten hatten, wo er seit einiger Zeit als Oberarzt im Militärspitale diente, lernte den jungen Naturforscher kennen und war voll Erstaunen über den Umfang seiner Kenntnisse. Er veranlaßte ihn anfänglich, botanische Vorlesungen seinen Spitalärzten zu halten, dann wandte er sich an seine Freunde am Pflanzengarten, um ihnen aufs angelegentlichste den jungen Docenten zu empfehlen. An Fussier schrieb Tessier unter andern: „Sie erinnern sich, daß ich es bin, der Delambre der Akademie gegeben hat; in einem anderen Fache wird dieser auch ein Delambre seyn.“ Auf solche Empfehlungen, die in Paris insbesondere von Geoffroy unterstützt wurden, gelang es, Cuvier an den Pflanzengarten zu bringen, wo er als Suppléant von Mertrud eintrat, dem damals die Vorlesungen über vergleichende Anatomie übertragen waren.

Wenige Monate nach seiner Ankunft in Paris, im Jahre 1795, hatte er bereits einen Ruf sich erworben, der bereits dem der angesehensten Naturforscher gleichkam, und noch in diesem Jahre, in welchem das Nationalinstitut errichtet wurde, wurde er Daubenton und Lacepede adjungirt. Im folgenden Jahre eröffnete er an der Centralschule des Pantheon seine Vorlesungen, die schnell den größten Beyfall erlangten. Daubentons Tod rief ihn 1799 auf einen noch viel wichtigeren Lehrstuhl, auf den der Naturgeschichte am Collége de France, nach Mertrud's Tode wurde er Titular-Professor am Pflanzengarten, und von 1803 an beständiger Sekretär des Instituts, in welcher Eigenschaft er einen merkwürdigen Bericht über die Fortschritte der Naturwissenschaften seit 1789 abstattete, der vom Kaiser außerordentlich günstig aufgenommen wurde. Seit seinem Eintritte in Paris erschien nun in rascher Folge eine Hauptarbeit nach der andern, durch welche die Zoologie, Zootomie und Petrefaktenkunde eine ganz andere Gestalt gewonnen. Zu gleicher Zeit mehrten sich die Aemter und Würden, die ihm nach und nach übertragen wurden. Im Jahre 1808 wurde er zum Mitgliede des Universitätsrathes und 1813 zum Maitre des requêtes ernannt. Die Bourbons konnten nicht anders als eine solche Celebrität respektiren. Nicht nur behielt er seine Stellung, sondern wurde auch allmählig Staatsrath, Präsident des Comité des Innern, Kanzler des öffentlichen Unterrichts und 1831 bey einer neuen Umgestaltung der politischen Gewalten Pair von Frankreich.

Wenn man bedenkt, daß die meisten dieser Aemter nicht bloße Titularwürden waren, sondern zum Theil seine Thätigkeit stark in Anspruch nahmen, so muß man nicht wenig erstaunen, wie der vielbeschäftigte Mann, noch im Stande war, so

bedeutende und zugleich umfangreiche wissenschaftliche Arbeiten, wie sein Recherches sur les ossemens fossiles, sein Regne animal, seine Histoire naturelle des poissons u. s. w. zu Tage zu fördern, und überdieß die ungeheueren zoologischen und zootomischen Sammlungen anzulegen und in Ordnung zu halten. Aber außer ungemeinen Geistesgaben und einem außerordentlichen Gedächtnisse besaß er die noch ungewöhnlichere Gabe, ohne Anstrengung von einer Arbeit unmittelbar zu einer andern übergehen zu können; eine besondere Gabe, die, wie Flourens bemerkt, mehr als jede andere beygetragen haben mag, seine Zeit und Kräfte zu vervielfältigen. Auch rühmt unser Biograph an Cuvier, daß wohl Niemand in der Welt ein so ununterbrochenes und methodisches Studium aus der Kunst keinen Augenblick zu verlieren, gemacht haben könne. Jede Stunde hatte ihre bestimmte Arbeit, jede Arbeit ein Zimmer, das ihr bestimmt war, und in welchem sich Alles, was sich auf diese Arbeit bezog, beysammen befand: Bücher, Zeichnungen, Gegenstände. Alles war vorgerichtet und vorgesehen, damit keine äußere Ursache ihn in seinen Meditationen und Untersuchungen hindern konnte.

Im Umgange zeigte sich Cuvier ernst — von einer politesse grave, wie sich Flourens ausdrückt, und die sich nicht in Worte ausbreitete — aber er hatte eine innere Güte und ein Wohlwollen, die vollkommen seinen Handlungen entsprachen. Man möchte sagen, fügt der Biograph hinzu, daß er auch in dieser Beziehung jeden Zeitverlust fürchtete.

Während Cuvier in seiner wissenschaftlichen und amtlichen Laufbahn an Ruhm und Ehre fortwährend zunahm, so daß nach dieser Seite hin auch der ungemessenste Ehrgeiz sich befriedigt hätte sehen müssen, erfuhr er dagegen in seinem häuslichen Leben schwere Heimsuchungen, die ihn an das Vergängliche des irdischen Treibens von Zeit zu Zeit mit eindringlicher Stimme erinnerten, und ihn davor bewahrten, daß er sich der durch Gottes Gnade ihm verliehenen Gaben nicht überhob. Mit einer trefflichen Frau, die ihn überlebte, verheirathet, erfuhr er das schwere Loos, seine vier Kinder frühzeitig ins Grab sinken zu sehen. Er selbst folgte ihnen am 13. Mai 1832 nach. Sein Namens Gedächtniß wird zwar nicht durch Söhne und Enkel auf die Nachwelt gebracht; aber in der Geschichte der Wissenschaften wird er, so lange diese selbst bestehen, als ein heller Stern den fernsten Zeiten leuchten.

Ref. will dem Verfasser nicht in die besondere Analyse der Cuvier'schen Werke folgen, sondern nur zum Schlusse noch die ersten Arbeiten desselben aufführen, da diese minder bekannt, zum Theil in Zeitschriften niedergelegt sind, die in den wenigsten deutschen Bibliotheken aufzutreiben seyn werden. Seine ersten Aufsätze datiren sich vom Jahre 1792 her, und sind im zweyten Bande des Journal d'histoire naturelle enthalten; ihre Titel lauten: 1) observations sur quelques Diptères, 2) mémoire sur les Cloportes, 3) anatomie de la Patelle commune. Zahlreicher und bedeutender sind seine Abhandlungen gleich von seinem ersten Auftreten in Paris an und in dem Magasin encyclopédique an III. enthalten. Darunter sind die wichtigsten: 1) Mém. sur une nouvelle classification des Mammifères et sur les principes qui doivent servir de base dans cette sorte de travail, lu le 1er floréal de l'an III. (Mai 1795) par les cit. Geoffroy et Cuvier. 2) Mém. sur la structure interne et externe et sur les affinités des animaux auxquels on a donné le nom des vers. 3) Second mém. sur l'organisation et les rapports des animaux à sang blanc, dans lequel on traite de la structure des Mollusques et de leur division en ordres. 4) Anatomie du grand Limaçon (Helix pomatia) in Bull. de la Soc. phil. 1795 und viele andere Aufsätze in diesem Jahre.

Recherches d'anatomie comparée sur le Chimpanse.

(Schluß.)

Das Blutgefäßsystem zeigt nicht weniger Aehnlichkeit mit dem menschlichen, als die andern Systeme. Zunächst ist der Ursprung der Stämme,

die von dem Aortenbogen kommen, der nämliche. Es giebt drey Stämme, die arteria innominata, die carotis und subclavia sinistra. Das Vorkommen dieser drey Stämme ist eine bemerkenswerthe Thatsache, indem der Schimpanse und, nach Sandifort's Beobachtung, auch der Orang-Utan die einzigen Thiere sind, welche diese Gefäßanordnung zeigen, indem bey den übrigen Säugthieren drey andre Typen hiefür sich einstellen. Es muß jedoch bemerklich gemacht werden, daß an vier jungen Orang-Utans, deren Herz der Verf. beobachten konnte, die arteria innominata, wie bey andern Vierhändern, drey Stämme (die rechte Schlüsselbeinarterie und die beyden Carotiden) abgab, der Ursprung der linken Carotis war indeß so tief, daß sie fast einen besondern Stamm bildete. Sie war aber in der That ein gesonderter Stamm in dem alten männlichen Orang-Utan, den Sandifort zergliederte, und der Verf. sieht es daher für möglich an, daß mit dem vorschreitenden Wachsthume die linke Carotis von der arteria innominata sich sondern möchte.

Unter den Eingeweiden verdient der Kehlkopf wegen der ihm anhängenden Säcke besondere Beachtung. Das Zungenbein des Schimpanses hat viele Aehnlichkeit mit dem des Menschen und differirt hauptsächlich von dem anderer Affen darin, daß seine Basis nicht schildförmig erweitert ist. Die kleinen Hörner konnte der Verf. nicht wahrnehmen. Schild-, Ring- und Gießkannenknorpel bieten nichts Besonderes dar. Vor dem Schildknorpel findet sich ein Sack, der mit dem linkel Ventrikel des Kehlkopfs communicirt. Sandifort sagt, daß die Kehlkopfs-Ventrikeln sich in Säcke ausdehnen, wovon der linke größer ist. Traill beschreibt sie als häutige Säcke und Röhren, die von den Ventrikeln ausgehen und deren linker ansehnlicher ist. Nach diesem scheint es, daß der bald einfache, bald doppelte Sack des Kehlkopfs nur eine Verlängerung der Ventrikeln des Larynx ist. Zur Ermittelung der Functionen dieser Kehlsäcke geht der Verf. in weitere Untersuchungen ein und zeigt am Orang-Utan, Makako, Maimon, Mandrill und Inuus Rhesus, daß die Größe derselben mit dem Alter zunehme und gewöhnlich beym Männchen ansehnlicher sey. Er sieht sie nicht sowohl für Stimmorgane als für Luftbehälter an, bestimmt, das Gewicht der obern Partie des Körpers zu erleichtern.

Der Magen ist dem des Menschen ganz ähnlich. Die dünnen Därme haben die nämliche Lage wie bey diesem und sind eben so wie diese mit valvulae conniventes und der Zellenhaut versehen. Der wurmförmige Anhang des Blinddarmes ist durch eine Einschnürung von diesem abgesondert, während ihn der Verf. beym Orang-Utan ohne Unterbrechung von diesem sich fortsetzend fand.

Ueber die Geschlechtsorgane ließ sich nichts ausmitteln, weil das Thier zu jung war.

Zum Schlusse fügt Ref. noch einige Worte über die eben so schön als genau ausgeführten 7 lithographirten Tafeln bey *), da sie zur Erhöhung des wissenschaftlichen Werthes dieser Arbeit wesentlich beytragen. Tab. I. stellt das Skelet des Schimpanse im Profile dar und ist auf 2/3 der Lebensgröße dieses Individuums reducirt. Tab. II. Muskeln und andere weiche Theile des Halses. — Tab. III. vordere Oberfläche der Bauchwandung, in der Weise präparirt, daß auf der rechten Seite sich die Aponeurose des großen schiefen Bauchmuskels, den geraden Bauchmuskel bedeckend, zeigt, während diese Aponeurose und der große schiefe Bauchmuskel auf der linken Seite weggenommen ist. — Tab. IV. vordere Extremität in der Art präparirt, daß alle weichen Theile, Muskeln, Gefäße und Nerven der innern Oberfläche sich so viel als möglich wahrnehmen lassen. — Tab. V. Vorderarme und Unterschenkel, hauptsächlich um die Musculatur zu zeigen. — Tab. VI. hintere Extremität, Herz, Kehlkopf und Leber des Schimpanse, zugleich mit der Handwurzel und dem Gehirne des Orang-Utans. — Tab. VII. hintere Seite des Ober- und Unterschenkels, hauptsächlich der Muskeln wegen. — Ueberdieß ist dem Titelblatte noch eine Vignette beygefügt, eine Copie von dem Porträt des Schimpanses, der in London lebte, und die denselben ganz naturgetreu darzustellen scheint.

A Wagner.

*) Die Darstellung des Gehirns und des Kehlkopfes sind die beiden einzigen Figuren, welche nicht befriedigend sind.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. October.

Nro. 202. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Die Vögel Europas. Gezeichnet und in Stahl gestochen von Johann Conrad und Eduard Susemihl. Text unter der Leitung Temminck's, mit Beyträgen von mehreren bewährten Naturforschern bearbeitet von Dr. Schlegel, Conservator am Museum zu Leyden. Stuttg. seit 1839. Lieferung 1—10. 4.

Die beyden Susemihl, Vater und Sohn, als Kupferstecher den Naturforschern wohl bekannt, haben sich an das Unternehmen gemacht, die Vögel Europas in kolorirten Stahlstichen darzustellen. Als Bearbeiter des Textes ist auf den beyden ersten Heften Dr. Gergens, Lehrer der Naturkunde, genannt *); von der dritten Lieferung an ist aber an dessen Stelle Schlegel eingetreten, ein Wechsel, der dem Gedeihen des Unternehmens nicht anders als höchst förderlich seyn konnte, da dem letzteren Hülfsmittel zu Gebote stehen, wie sie dem früheren Bearbeiter wohl nicht gewährt seyn mochten. Um über die Brauchbarkeit und Zweckmäßigkeit eines solchen neuen Unternehmens ein sicheres Urtheil fällen zu können, ist es nöthig, dasselbe in Vergleich mit den bereits vorliegenden Werken derselben Kategorie zu bringen, und es gegen diese in Bezug auf Billigkeit des Preises, auf wissenschaftlichen Inhalt des Textes und auf Schönheit der Abbildungen abzuschätzen.

Die Concurrenz, welche das Susemihlsche Werk zu bestehen hat, ist in einer Hinsicht groß, in einer andern klein zu nennen. Groß ist sie, wenn man die vielen Kupferwerke, welche die ornithologische Fauna der einzelnen europäischen Länder darstellen, mit in Rechnung bringt, was in so weit geschehen kann, als wenigstens die mitteleuropäischen Länder die meisten von den Arten, welche überhaupt der europäischen Fauna zustehen, bey sich aufzuweisen haben. Gleichwohl wird von dieser Seite her das Susemihlsche Unternehmen nicht sonderlich beeinträchtigt werden, da denn doch jeder speziellen Fauna immer noch genug europäische Arten abgehen, was für Deutschland, England und Frankreich, namentlich mit den östlichen Vögeln, und für beyde erstere Länder insbesondere wieder mit den südeuropäischen Arten der Fall ist. Diese in guten Abbildungen dargestellt zu erhalten, ist demnach auch ein Wunsch des Ornithologen, der sich bereits im Besitz von Abbildungen der ornithologischen Fauna einzelner Länder befindet; überhaupt aber ist es angenehm, die Gesammtheit der Arten einer Thierklasse von einem ganzen Kontinent in naturgetreuen Bildern in einem einzigen Werke sich vorgeführt zu sehen.

Die ornithologischen Lokalfaunen werden demnach den Susemihlschen Abbildungen keinen sonderlichen Eintrag thun; etwas anderes ist es mit den Bilderwerken, die sich mit der Darstellung sämmtlicher europäischer Vögelarten befassen. Indeß in dieser Beziehung ist die Concurrenz klein; dagegen

*) Der Titel der beyden ersten Lieferungen heißt: Abbildungen der Vögel Europas, herausgegeben, gezeichnet und in Stahl gestochen von J. C. Susemihl und E. Susemihl. Text nach Temminck's manuel d'ornithologie und den vorzüglichsten neueren Schriften und mit Beyträgen von mehreren bewährten Naturforschern bearbeitet von med. Dr. Gergens.

ist sie, wie hinzugesetzt werden muß, nicht ohne Gefahr. Es sind nur zwey Werke, die hier in Betracht kommen können. Das eine ist Werner's Atlas des oiseaux d'Europe, pour servir de complément au Manuel d'Ornithologie de Mr. Temminck. Dieser Atlas ist in der modesten Form von Oktav erschienen und um den ziemlich billigen Preis von 6 Franks für die Lieferung von 10 Tafeln; die Verbreitung desselben ist jedoch fast ganz auf Frankreich beschränkt geblieben, er scheint selbst in England wenig bekannt geworden zu seyn, da Swainson ihn in seiner Bibliography nicht aufführt, und hat jedenfalls in Deutschland noch weniger Beachtung als jenseits des Kanals gefunden. Bey uns kann demnach der Wernersche Atlas den Susemihlschen Abbildungen keinen Eintrag thun. Ungleich bekannter als das französische Unternehmen ist das englische, welches Gould unter dem Namen Birds of Europe in der prachtvollsten Ausstattung publicirt hat und welches als artistisches Prachtwerk mit Recht einen hohen Rang behauptet. Indeß auch dieses Werk wird der Susemihlschen Fauna nicht hinderlich in den Weg treten, als jenes einen Preis (72 Guineen) kostet, der seinen Absatz bey uns auf einige wenige Bibliotheken beschränkt, und der es der übergroßen Mehrzahl der deutschen Ornithologen ganz unzugänglich macht.

Dagegen empfehlen sich die Susemihlschen Abbildungen der Vögel Europas schon gleich durch ihren höchst billig gestellten Preis, und dieß ist ein Punkt, der auf dem Continente sehr in Berücksichtigung zu ziehen ist. Das Heft in der groß Octav-Ausgabe kostet 1 fl. und in der Quartausgabe 1 fl. 24 kr. Das ganze Werk soll in 50 Lieferungen vollständig erscheinen, so daß man also um den Preis von 50 Gulden sämmtliche europäische Vögelarten in colorirten Abbildungen erhalten kann, ein Preis, der um so leichter bestritten wird, als er sich auf mehrere Jahre vertheilt.

Indeß die Billigkeit des Preises ist es nicht allein, was dieß Werk der Empfehlung werth macht. Auch die Abbildungen zeichnen sich in sehr vortheilhafter Weise aus. In eben so schöner als naturgetreuer Darstellung des Habitus und in genauer Ausführung des Details reihen sie sich den besten ornithologischen Abbildungen an; in letzterer Beziehung sind sie selbst den Gouldschen Tafeln häufig vorzuziehen, welche das Detail mehr andeuten als ausführen. Nur ein Wunsch bleibt übrig, daß das Colorit bey mehreren Arten mehr Lebhaftigkeit und Frische erhalten möge. Während Gould häufig die Farben weit lebhafter, als sie die Natur zeigt, aufgetragen hat, sind die Susemihls nicht selten hinter ihr zurückgeblieben und entziehen also den Vögeln einen Schmuck, der sie so wohl kleidet. Dieß ist indeß ein Fehler, dem leicht abzuhelfen ist.

Einen Hauptwerth erlangt das Susemihlsche Werk endlich noch durch den von Schlegel gearbeiteten Text, und in dieser Beziehung kann die Gouldsche Fauna mit ihr in gar keine Concurrenz kommen. In letzterer ist der Text ganz in den Hintergrund getreten, und besteht nur aus kurzen Erläuterungen der Tafeln. Schlegel dagegen liefert eine ausführliche systematische Bearbeitung der europäischen Vögel, reich an eigenen neuen Untersuchungen, mit scharfer kritischer Prüfung der vorliegenden Literatur, und höchst sorgfältiger Berücksichtigung der geographischen Verbreitung der Arten. Von ihm ist bis jetzt vollständig bearbeitet die Gattung der Geyer, bey welcher er sich nicht bloß auf die europäischen Arten beschränkt, sondern, was sehr dankenswerth ist, auch die ausländischen kurz berücksichtigt und die Verwirrung in der Bestimmung der Arten, unsers Erachtens nach, auf das Befriedigendste gelöset hat. In gleicher Vollständigkeit ist die Gattung der Aasgeyer und Bartgeyer abgehandelt und mit der Familie der falkenartigen Vögel der Anfang gemacht; in der Einleitung zu dieser sind höchst interessante historische Untersuchungen über die Falkenbeize mitgetheilt.

So können wir denn, wie aus dem Vorstehenden erhellt, das Susemihlsche Unternehmen unsern Lesern aufs Beste empfehlen, und an demselben um einen ungleich billigeren Preis einen vollständigen Ersatz für das Gouldsche Luxuswerk erlangen und bezüglich des Textes noch weit mehr, als dieses zu geben vermochte.

A. Wagner.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

I. Hälfte. Januar — Juny.

Manuscripte.

Fragmente einer Handschrift von Thürheim's Rennewart.

Saalbuch des Kloster-Verwaltungsamtes Heidenheim d. a. 1400. Pergamentmanuscr. in Fol.

Expulsion de la religion de los Jesuitas de los Dominicos de España que fue a. 1707. 4.

Reino de S. Fe, nuevo reino de Granada. Fol.

Druckwerke.

Dr. J. G. Th. Gräffe, Lehrbuch einer allg. Literärgeschichte aller bekannten Völker der Welt von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Bd. II. Abth. 2. 2te Hälfte. Dresden 1842. 8.

H. Roux-Ferrand, Histoire des progrès de la civilisation en Europe depuis l'ère chrétienne jusqu'au XIX. siècle. Vol. 6. Paris 1841. 8.

Th. Fr. Dibdin, an introduction of the knowledge of rare and valuable editions of the Greek and Latin Classics. 4. Edit. Vol. 1. 2. Lond. 1827. 8.

Lowndes's British Librarian or book-collector's guide etc. Class I. Religion and its history. Part. 11. Lond. 1842. 8.

J. M. Quérard, La France littéraire, ou dictionnaire bibliographique etc. T. X. livr. 2. Paris 1842. 8.

— —, La litérature francaise contemporaine. 1827 — 1838. Continuation de la France litéraire. Vol. I. livr. 6. Par. 1842. 8.

Swensk Bibliographi eller allmän Förteckning öfwer utkomma Böcker, Musikalien ... för ar 1842. Stockholm. 8.

Catalogue des Manuscrits de la Bibliothèque de la Ville de Chartres. Chartres 1840.

H. Piers, Catalogue des Manuscrits de la bibliothèque de Saint-Omer. Lille 1840.

Giornale dell' J. R. istituto Lombardo di scienze, lettere ed arti e biblioteca italiana compilata da vari dotti nazionali e stranieri. Vol. 1 — 3. Milano 1841 — 42.

Dr. Jul. Petzholdt, Bibliothek des Hochstiftes zu St. Johannes zu Meissen. Meissen 1840. 8.

— —, Bibliotheken der Klöster und des Collegiatstiftes zu Freyberg. Dresden 1842. 8.

N. A. Polewoj, Skizzen der russischen Literatur. Petersb. 1839. 8.

Chr. Fr. Staelin, Zur Geschichte und Beschreibung alter und neuer Büchersammlungen im Königreich Würtemberg. Stuttg. 1838. 8.

Leo Graf von Thun, Ueber den gegenwärtigen Zustand der Böhmischen Literatur und ihre Bedeutung. Prag 1842. 8.

M. Villemain, Tableau de l'état actuel de l'instruction primaire en France. Par. 1841. 8.

Dr. J. Th. Vömel, Die Aechtheit der Urkunden in des Demosthenes Rede vom Kranze vertheidigt gegen Herrn Prof. Droysen. Frankf. 1841. 4.

Weidmann, Bibliothekar, Gesch. der Bibliothek St. Gallen seit ihrer Gründung um das Jahr 850 bis auf 1841. St. Gallen 1841.

M. Koch, Kurzgefaßte kritische Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst mit der ältesten Wiener und österreichischen Buchdruckergeschichte. Leipzig 1841. 8.

Actes de l'académie royale des sciences, belles-lettres et arts de Bordeaux. II Année, Trimestre 1 — 4. Bordeaux 1841. 8.

Annuaire historique pour l'année 1842, publié par la société de l'histoire de France. Par. 1841. 8.

Greenough, Address to the royal geographical society of London. Lond. 1841. 8.

A. Quetelet, Sur la longitude de l'observatoire royal de Bruxelles. Bruxelles 1839. 4.

— —, Catalogue des principales apparitions d'étoiles filantes. Bruxelles 1839. 4.

Transactions of the royal society of Edinburgh. Vol. 1 — 14. Edinb. 1788 — 1840. 4.

Carl Christ. Gjorwell, Samlaren. Del 1 — 9. Stockholm 1773 — 75.

Rivista Europea. Nuova serie del Ricoglitore italiano e straniero. Anno V. p. 1. Milano 1842. 8.

Antonii Dadini Alteserrae antecessoris olim Tolosani opera omnia. Cura et sumtibus Mich. Marotta. Vol. 1—11. Neap. 1777—1780. 4.

Theod. Wilh. Brortermann sämmtliche Werke, gesammelt und herausg. von Ed. Wedekind. Osnabrück 1841. 8.

Ph. O. Runge, hinterlassene Schriften. Th. 1. 2. Hamburg 1841. 8.

Raccolta di opuscoli scientifici e letterari di autori Italiani. Vol. 1—25. Ferrara 1779—96. 4.

M. Villemain, Mélanges philosophiques historiques et littéraires. 4. edition. Vol. 1 — 3. Bruxelles 1829.

Dr. Just. Olshausen, Ueber den Ursprung des Alphabetes und über die Vocalbezeichnung im alten Testament. Kiel 1841.

B. Biondelli, Atlante linguistico d'Europa. Vol. I. p. 1. Milano 1841. fol.

Fr. Cannes, Diccionario español-latino-arabigo. 3 Voll. Madrid 1787. fol.

Eugène Casalis, Etudes sur la langue Séchuana, précédées d'une introduction sur l'origine et les progrès de la mission chez les Bassoutos. Paris 1841.

Jac. Roorda, Grammatica Hebraea. Tom. 1. 2. Lugd. Bat. 1831.

Vollständiges hebräisch-chaldäisch-rabbinisches Wörterbuch über das alte Testament, die Thargumim, Midraschim und den Talmud. Liefer. 1 — 6. Grimma 1841 — 42. 8.

Constantinus Oeconomus, Examen de proxima cognatione Slavico-Russicae linguae cum graeca. Vol. 1 — 3. Petropoli 1828.

Jo. Agop, Grammatica latina Armenice explicata. Romae 1675. 4.

Fr. J. M. Raynouard, Grammaire Romaine ou grammaire de la langue des Troubadours. Par. 1816.

K. A. Hahn, Mittelhochdeutsche Grammatik. Abth. 1. Frankf. 1842. 8.

Dr. J. P. Thommerel, Recherches sur la fusion du Franco-Normand et de l'Anglo-Saxon. Par. 1840.

J. C. Biebahn, Neue praktische holländische Sprachlehre für Deutsche. Wesel 1841.

C. C. H. Burmeister, Ueber die Sprache der früher in Mecklenburg wohnenden Obdoriten-Wenden. Rostock 1841.

Dr. Wilh. Gesenius, Ueber die Himjaritische Sprache und Schrift. Berl. 1841.

Ant. Kronperger, Neue Grundlehre der Ungarischen Sprache. Wien 1841. 8.

Amed. Peyron, Grammatica linguae Copticae, accedunt additamenta ad Lexicon Copticum. Turini 1841.

Joh. Gust. Droysen, Phrynichos, Aeschylos und die Trilogie. Kiel. 1841. 8.

M. Patin, Etudes sur les tragiques grecs. Vol. 1. 2. Par. 1841. 8.

Kieler philologische Studien. Kiel 1841.

H. F. Talbot, Hermes or classical and antiquarian researches. Nr. 1. 2. Lond. 1839.

Herculanensium voluminum quae supersunt tomus VI. Napoli 1839. f.

Lesbia Erinna, Reliquiae. Petrop. 1836. 8.

Siculi Calpurnii, Eclogae, ed. C. C. Glaeser. Gotting. 1842.

Ahron ben Elia's aus Nicomedien, des Karäers, System der Religionsphilosophie u. s. w. Leipzig 1841. 8.

Odoardus Amthorus et Ar. Fritzschius, Horti Persici et Arabici. P. I. Molocabi 1842.

Gius. Cappelletti, Eliseo storico armeno del quinto secolo. Venezia 1840. 8.

Kammavakya. Liber de officiis sacerdotum Buddhicorum. Palice et latine primus edidit atque adnotationes adjecit Fr. Spiegel. Bonnae 1841. 8.

Michelangelo Lanci, Trattato delle sepolcrali iscrizioni in cufica tamurea e nischia lettera da' Maomettani operate composto. Mit Atlas. Lucca 1840. 4. (Hievon wurden nur 100 Exemplare gedruckt.)

Col. Miles, The Shajrat ul Atrak or genealogical tree of the Turks and Tatars. Lond. 1838.

G. Pauthier, Documents statistiques officiels sur l'empire de la Chine, traduits du Chinois. Par. 1841. 8.

Dr. E. Roediger, Versuch über die Himjaritischen Schriftmonumente. Halle 1841.

A translation of the history of Jounpoor, from the Persian of Fuqeer Khyr ööd deen Mööhummud. Calcutta 1841.

J. Gottfr. Lüdde, die Methodik der Erdkunde. Magdeburg 1842. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. October.

Nro. 203. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Histoire des sciences naturelles depuis leur origine jusqu'à nos jours, chez tous les peuples connus, professée au Collége de France, par Georges Cuvier, complétée, redigée, annotée et publiée par M. Madeleine de Saint-Agy. Paris 1841. Première partie, comprenant les siècles antérieures au 16e de notre ère. Tome premier 441 S. — Deuxième partie, comprenant les 16e et 17e siècles. Tome deuxième 558 S. — Troisième partie, comprenant la première moitié du 18e siècle. Tome troisième 338 S. 8.

Cuvier hatte in den letzten Jahren seines Lebens im Collége de France Vorlesungen über die Geschichte der Naturwissenschaften gehalten. Bey der lebhaften Theinahme, die sie fanden, gab sich bald der Wunsch zu erkennen, sie im Drucke zu besitzen. Da man wußte, daß der vielbeschäftigte Professor nicht Zeit zu einer solchen Publication hatte, für welche er wahrscheinlich auch sein Heft nicht einmal vorgerichtet haben mochte, so entschloß sich auf mehrfaches Zureden einer der Zuhörer, Magdeleine de St. Agy, zwey oder drey Tage nach Eröffnung des Cursus diese Vorträge dem Drucke zu überliefern. Er schrieb deßhalb an Cuvier und erhielt von diesem unter dem 10. April 1830 zur Antwort, daß er kein persönliches Motiv hätte, zu verhindern, daß seine Vorlesungen publicirt würden, daß aber die Menge von Anachronismen und Verstümmelungen der Namen der Autoren, welche sich in die Artikel der Journale eingeschlichen hätte, vermieden werden müßte, sonst würde das Bemühen des Herausgebers von geringem Nutzen seyn.

Auf diese Erlaubniß hin machte sich der Herausgeber an die Publication dieser Vorlesungen, die jedoch erst nach Cuvier's Tode zu Stande kam. Vor Allem fragt es sich nun bey einer solchen Bekanntmachung, in wie weit man sich auf genaue Wiedergabe des ursprünglichen Vortrages verlassen kann, wie viel in der That Dem, der die Vorlesungen gehalten, und wie viel Dem, der sie publicirt, zugehörig ist. Hierüber ertheilt uns M. de Saint-Agy folgende Aufschlüsse.

Von der zweyten Partie dieses Cursus, die vor der ersten gedruckt wurde, äußert sich der Herausgeber, daß er glaube, und daß dieß auch die Meynung der ihm bekannten Zuhörer Cuvier's sey, daß er sich nicht betrogen habe, indem er es für möglich erklärt hatte, die Vorlesungen dieses Professors genau wieder zu geben. Er hoffte, daß das Publikum dieselbe Genauigkeit auch in der ersten Partie finden werde. Was die zweyte Partie anbetrifft, bemerkt der Herausgeber weiters, so hätte er fast immer die Phraseologie von Cuvier, seine Redensarten, Ausdrücke und selbst einige seiner Wiederholungen, deren er als Uebergänge sich bediente, beybehalten; er hätte auch keine Veränderung in dessen Improvisation, die für einen Mann von seinem Talente etwas vernachläßigt, aber immer sehr klar gewesen wäre, vorgenommen, außer wenn es sich durchaus nicht anders hätte machen lassen, damit die Vorlesungen für das Lesen eben so ver-

ständlich als für das Hören würden. Dasselbe sey mit der dritten Partie der Fall, in der er das Portrait, wenn man so sagen dürfe, der Improvisation des Professors gegeben hätte.

Anders verhalte es sich aber, wie der Herausgeber ferner zufügt, mit der ersten Partie, das Alterthum und Mittelalter umfassend. In dieser sey ihm die Genauigkeit des Ausdruckes nicht möglich gewesen, weil diese Vorlesungen nicht, wie die andern, stenographirt worden seyen; er habe sie nach analytischen Noten und indem er aus denselben Quellen, wie der Professor schöpfte, gefertigt. Die Freyheit benützend, die er bey ihrer Redaction hatte, habe er selbst den Vortrag zusammengedrängt und in einem conciseren Styl gegeben, woraus folge, daß diese Vorlesungen etwas kürzer als die andern ausgefallen seyen.

Aus diesen Angaben des Herausgebers geht demnach hervor, daß man im zweyten und dritten Theile dieser Vorlesungen mit ziemlicher Sicherheit auf genaue Wiedergabe des ursprünglichen Vortrages rechnen darf, während im ersten zwar der Hauptgang desselben eingehalten ist, im Detail aber Cuvier nicht für alle Aeußerungen verantwortlich gemacht werden kann.

Obschon zu bedauern ist, daß die vorliegende Geschichte der Naturwissenschaften von Cuvier nicht selbst ausgearbeitet wurde, da sie in einem solchen Falle in einer ungleich vollendeteren Gestalt erschienen wäre, so wird sie von uns dennoch auch in der Form, die sie gegenwärtig hat, mit Dank angenommen werden, als wir denn doch hieraus ersehen können, wie einer der bedeutendsten und genialsten Naturforscher die Geschichte seiner Wissenschaft aufgefaßt, wie er die Leistungen seiner Vorgänger beurtheilt hat. Daß Cuvier von diesen nicht bloß oberflächliche, sondern die genauesten Kenntnisse besaß, daß er insbesondere in den von ihm speziell bearbeiteten Fächern alle Hauptwerke seiner Vorgänger selbst gelesen, aufs gründlichste studirt hatte, geht nicht bloß von Neuem aus diesen Vorlesungen hervor, sondern dieß war schon aus allen seinen frühern Leistungen bekannt. So oft der große Naturforscher durch eine neue Arbeit die von ihm gepflegten Wissenschaften weiter ausgebildet hatte, hatte er jedesmal in der Einleitung den Leser aufs genaueste von den Leistungen seiner Vorgänger in Kenntniß gesetzt, und dabey eine wahrhaft staunenswerthe Bekanntschaft mit der neuen, wie mit der alten Literatur an den Tag gelegt, auch mit gerechter Anerkennung immer älterer Verdienste gedacht. Cuvier's Standpunkt war stets ein historischer, daher auch, in der Wissenschaft wie im Leben, ein conservativer.

Die vorliegenden Vorlesungen Cuvier's über die Geschichte der Naturwissenschaften sind eben so umfassend als geistreich, eben so belehrend als unterhaltend, wie er überhaupt ein großes Talent besaß, unbeschadet der bewährtesten Gründlichkeit, einen an und für sich trocknen Gegenstand dem Leser oder Zuhörer angenehm zu machen. Von den ersten Anfängen der Geschichte ausgehend, gelangt er am Schlusse des dritten Bandes bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, und der Herausgeber verspricht, daß auch die andere Hälfte desselben uns noch vorgeführt werden wird. Von den bedeutendsten Männern ist nicht nur immer eine kurze Biographie gegeben, sondern ihre Werke sind ausführlich analysirt, und wie sichs erwarten läßt, von sehr scharfsinnigen Bemerkungen begleitet. Ein großer Uebelstand ist es, daß der Herausgeber, nach gewöhnlicher Weise der Franzosen und Engländer, die citirten Werke nicht mit ihren Originaltiteln aufgeführt hat, was in einer deutschen Uebersetzung, die wahrscheinlich nicht ausbleiben wird, nicht übersehen werden sollte.

Die Geschichte der Wissenschaften theilt Cuvier in drey große Hauptepochen ab.

Die erste ist die religiöse. Die Wissenschaft ist in ihr eine geheime und das Privilegium einiger Weniger, die sich selbige erblich übergeben. Diese dunkle Epoche beginnt und endigt im Orient.

Die zweyte nennt er die philosophische. Die Wissenschaften sind in ihr von der Religion getrennt und werden insgesammt von Weisen gepflegt, welche sie nicht mehr wie die Priester unter Enblemen, sondern frey allen ihren Schülern mittheilen Diese Epoche datirt sich von Thales und ist dem Occident eigen.

Die dritte Epoche, welche die ist, in der wir uns befinden, characterisirt Cuvier hauptsächlich durch die Theilung der Arbeit oder die Vertheilung der Wissenschaften in mehrere Zweige.

Wie Cuvier bemerklich macht, könnte man diese letzte Epoche bis auf Aristoteles zurückführen, der sehr gut die ineinander verschlungenen Zweige der Wissenschaften unterschieden, sie mit bewundernswerthem Scharfsinne geordnet und vortreffliche Regeln für ihr Studium gegeben hatte. Aber durch ein Mißgeschick, das nur zu oft eintritt, wenn ein Mann allzuhoch über seiner Zeit steht, hatte Aristoteles keine Schüler, die fähig gewesen wären, das von ihm angefangene wissenschaftliche Gebäude zu vollenden. Die Sekte, welche er gründete und mit dem Namen der Peripatetiker bezeichnet wurde, fiel selbst in Verachtung, und so kam es, daß erst im sechzehnten Jahrhunderte seine Methode angewendet wurde, d. h. daß sich Männer speziell der Mathematik, der Astronomie, Chemie u. s. w. widmeten.

Wir halten es für überflüssig, in eine genauere Analyse dieser Vorlesungen einzugehen, zumal solches nicht ohne große Weitläufigkeit geschehen könnte, doch können wir es uns nicht versagen, aus dem Schlusse des zweyten Bandes einige Worte über die Methode des naturwissenschaftlichen Studiums mitzutheilen, als solche zum richtigen, ersprießlichen Betreiben derselben höchst beachtungswerth sind.

Am Schlusse des ersten Cursus seiner Vorlesungen, wo er mit dem siebenzehnten Jahrhundert endigt, weist Cuvier seine Zuhörer auf den Weg hin, auf welchem die Naturwissenschaften ihre gegenwärtige Ausbildung erlangt hätten, nämlich durch genaue Erforschung des speziellen Thatbestandes und des hierauf gegründeten Raisonnements. Dann fährt er folgendermassen fort:

„Wir haben im Verlaufe unserer geschichtlichen Betrachtungen gesehen, welches die Arbeiten sind, welche die Einwirkungen der Zeit seit drey oder vierhundert Jahren vor Christo überstanden haben, und welches die sind, die ohne Nutzen für die Wissenschaft vorübergegangen sind. Man suche z. B. nach, was uns von den Hypothesen vor Plato, was uns selbst von denen Plato's in den Naturwissenschaften, was von den, aus dem Pythagorismus abgeleiteten Systemen übrig bleibt. Man sehe auch nach, was aus dem Alterthume in den physikalischen und naturhistorischen Wissenschaften Bestand behält: ein Theil der Werke von Aristoteles und Theophrast ist das einzige Erbgut, das wir uns aneignen konnten; der Rest kann höchstens unsere Neugierde anziehen. Alle Hypothesen, alle systematischen Auffassungen müssen so in Vergessenheit fallen. Und um von näher liegenden Zeiten zu reden, wer erinnert sich jetzt mehr an die fünf Principien des Paracelsus, an alle Hypothesen des Mittelalters und selbst an andere neuerer, die eine grössere geistige Anstrengung erforderten. Die Neugierde allein kann noch von den Wirbeln des Descartes Notiz nehmen, von seiner subtilen und cannelirten Materie u. s. w. — Ich könnte auch an alle Hypothesen erinnern, die in der Geologie aufgestellt worden sind, und wenn ich denen in der Physiologie nachgehen wollte, so könnte ich auch leicht zeigen, wie eine die andere über den Haufen geworfen hat."

Wie aber Cuvier einerseits den Hypothesen nicht allen Werth abspricht, so besteht er andererseits desto mehr auf Ergründung des Thatbestandes.

„Es sind jedoch alle diese Hypothesen nicht ohne Nutzen gewesen. Sie haben Untersuchungen bey denen, die sie hegten, und bey denen, die sie bestreiten wollten, veranlaßt; sie haben einen Wetteifer, eine Bewegung in den Geistern hervorgerufen, woraus immer etwas Nützliches hervorgeht. Selbst die Begierde, eine außerordentliche Autorität zu attakiren, kann glückliche Resultate haben. Wie dem auch sey, so wiederhole ich es, alle Hypothesen, von denen ich sprach, sind gefallen, und wahrscheinlich werden andere zu ihrer Zeit dasselbe Loos theilen. Die Thatsachen dagegen, die reellen, auf die Erfahrung begründeten Wahrheiten sind unbeweglich geblieben und werden es bleiben. Unter den tausenden von Schriftstellern, deren Leben ich in diesen Vorlesungen geschildert und deren Werke ich analysirt habe, die einzigen, welche man noch immer zu Rathe zieht, sind die, welche Thatsachen geben. Die geringste dieser Thatsachen, eine einfache Beschreibung einer Art, welcher Niemand einen Ruhm beylegt, zwingt Jeden, der sich mit der Wissenschaft befaßt, das Werk, in welchem diese einfache Thatsache verzeichnet ist, zu consultiren. Ich hoffe auf strengere Weise noch den Schluß begründen zu können, daß wahre Kenntnisse nur durch die Thatsachen gegeben sind."

An solche Aeußerungen großer Naturforscher zu erinnern, ist zweckmäßig, damit der rechte Gesichtspunkt für die Naturwissenschaften Keinem, der sich ihrem Dienste widmet, verrückt werden möchte.

Nomenclator zoologicus, continens nomina systematica generum animalium tam viventium quam fossilium, secundum ordinem alphabeticum disposita, adjectis auctoribus, libris in quibus reperiuntur, anno editionis, etymologia et familiis, ad quas pertinent, in variis classibus. Auctore L. Agassiz. Fasciculus I. continens Mammalia, Echinodermata et Acalephas. Soloduri 1842. 4.

Wenn man weiß, daß in der Zoologie gegenwärtig mehr als 17,000 Gattungen (genera) aufgestellt sind, so wird sich Niemand darüber wundern, daß darunter nicht selten derselbe Name verschiedenen Gattungen beygelegt ist, und daß jedes Jahr dieselbe Confusion vermehrt. Da seit der dreyzehnten Ausgabe von Linné's Systema naturae, d. h. seit dem Jahre 1788 keine Species animalium oder ein zoologischer Nomenclator erschienen ist, so war es ungemein schwierig, bey Aufstellung eines neuen Gattungsnamens es zu vermeiden, daß nicht etwa ein schon verwendeter und einer ganz andern Thiergruppe zuständiger Name nochmals in Vorschlag kam. War überdieß bey einem neuen Namen nicht gleich Klasse und Familie, in der er in Anwendung kam, beygefügt, so war es öfters auch den in der Literatur seines Faches am besten bewanderten Zoologen kaum möglich anzugeben, welche Gruppe von Thieren mit dem neuen Worte bezeichnet werden sollte.

Seit Jahren wurde von den Zoologen allgemein der Mangel eines Nomenclators beklagt, und seine Anfertigung als ein höchst dringliches Bedürfniß anerkannt, aber Niemand hatte den Muth, den ungeheuern Schwierigkeiten, die mit der Ausarbeitung eines solchen Verzeichnisses verknüpft sind, die Stirne zu bieten. Wir haben daher alle Ursache Hrn. Dr. Agassiz verpflichtet zu seyn, daß er sich an die Herausgabe einer solchen riesenhaften Arbeit gewagt hat. Auch konnte wohl nur in einer Stellung, wie es die seinige ist, ihm die Hoffnung einer glücklichen Lösung einer solchen Aufgabe kommen. Auf der Gränze zwischen den deutschen und französischen Völkerstämmen wohnend, durch Geburt und langen Aufenthalt unter diesen Nationen beyden gewissermassen angehörig, überdieß durch wiederholte Reisen auch in England mit den dortigen Fachgenossen in persönliche Bekanntschaften gebracht, war der Herausgeber nicht bloß mit den Literaturen dieser Völker aufs genaueste vertraut geworden, sondern konnte seine persönlichen Verbindungen benützen, um unter ihnen Mitarbeiter zu gewinnen, da eines Einzelnen Kraft zur möglichst vollständigen Ausführung dieses großen Unternehmens unmöglich ausreichend war.

Das erste Heft dieses Nomenclators umfaßt die drey großen Abtheilungen: Säugthiere, Stachelhäuter und Quallen. Die beyden letzteren sind von dem Herausgeber selbst bearbeitet; bey der Klasse der Säugthiere haben ihn H. v. Meyer, Waterhouse und Refer. unterstützt. Die Einrichtung ist von der Art, daß voran der Gattungsname nach alphabetischer Ordnung steht, dann folgt der Autor, der ihn aufgestellt, nebst dem Werke, in welchem er zu finden, zugleich mit dessen Druckjahr, was bey Prioritäts-Angelegenheiten von großem Werthe ist. Den Schluß macht die Etymologie des Namens und die Angabe der Familie, welcher die Gattung untergeordnet ist. Eine solche Anordnung bietet alle Vortheile dar, welche ein Nomenclator nur immerhin gewähren kann, auch solche, an welche man nicht sogleich denkt. So z. B. kann man die Literatur über irgend eine der hier aufgeführten Thierfamilien leicht zusammenfinden, wenn man unter dem Familiennamen die verschiedenen ihr angehörigen Gattungen zusammensucht. Ein General-Register, das am Schluße des Nomenclators ausgegeben wird, wird sogleich den Suchenden auf die rechte Klasse für jeden Namen verweisen.

Bey des Herausgebers bekannter energischer Thätigkeit dürfen wir auf baldigen Abschluß dieses Nomenclators rechnen und bey seinen Hülfsmitteln auf größt möglichste Vollständigkeit desselben. Den Zoologen hat er hiemit einen außerordentlichen und wesentlichen Dienst geleistet, indem er frisch gewagt und ehrenhaft in Ausführung gebracht, was außer ihm nicht leicht ein Anderer versucht hätte. A. Wagner.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. October.

Nro. 204. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie, von Justus Liebig. Braunschweig bey Vieweg 1842.

Wir dürfen das eben genannte Buch als eine der bedeutendsten, gehaltreichsten Erscheinungen betrachten, welche die Literatur der neueren Zeit im Gebiet der Naturwissenschaft hervorgebracht hat. Wie es von dem berühmten Verfasser desselben zu erwarten stund, hat dieser in seinem Werk zu der Lösung „der schönsten und erhabensten Aufgabe des menschlichen Geistes," zu der „Erforschung der Gesetze des Lebens" eine Aussicht eröffnet, welche, so nahe der Standpunct derselben auch zu liegen schien, dennoch in solcher erfolgreicher Weise nicht aufgefunden war. Während er sein Forschen zunächst auf jene Erscheinung wendet, welche des Lebens Anfang und Hauptwerk ist: auf das Athmen, bringt er selber einen lebendigen Odem in die Betrachtung der chemischen Kräfte, welche in unmittelbarer leiblicher Berührung wirken und sich „wie die letzten Ursachen, von denen die Lebenserscheinungen bedingt werden, überall thätig zeigen, wo sich differente Materien berühren."

Die „organische Chemie" unsers trefflichen Landsmannes ist weit von jener rohen Ansicht entfernt, welche uns den lebenden Thierkörper als ein chemisches Laboratorium erscheinen läßt. Indem sie überall nur die „Kreuzungspuncte der Physiologie mit der Chemie" hervorhebt und die Stellen andeutet, wo beyde Wissenschaften gegenseitig in einander greifen, läßt sie ein Licht auf die chemischen Vorgänge des thierischen Lebens fallen, durch welches diese selber in ganz andrer Gestalt erscheinen als jene ist, in welcher die bisherige Chemie sie anschaute. Nur auf diese Weise kann eine Verschmelzung der Chemie mit der Physiologie herbeygeführt werden, welche eben so nothwendig und folgenreich erscheinen wird, als die jetzt schon erreichte der Physik und Chemie, welche beyde Zweige der Naturwissenschaft vor Lavoisier, Scheele und Priestley sich auch nicht näher stunden als in diesem Augenblick noch die Physiologie der Chemie. Eine Verschmelzung, deren ohnfehlbare Folge eine neue Physiologie und rationelle Pathologie seyn wird.

Mit jener bescheidenen Vorsicht, welche dem ächten Naturforscher so wohl ansteht, spricht sich der Verf. (auf S. 7.) über die Gränzen aus, die er sich selber für den Gang dieser Untersuchungen gesetzt hat:

„Suchen wir vor der Hand die nicht psychischen Erscheinungen (des organischen Lebensprozesses) auf ihre letzten Ursachen zurückzuführen, und hüten wir uns vor Schlüssen, ehe wir eine Grundlage haben. Wir kennen genau den Mechanismus des Auges, allein weder die Anatomie, noch Chemie wird uns jemals Aufschluß geben, wie der Lichtstrahl zum Bewußtseyn gelangt. Die Naturforschung hat eine bestimmte Gränze, die sie nicht überschreiten darf; sie muß sich stets daran erinnern, daß mit allen Entdeckungen nicht in Erfahrung gebracht werden kann, was Licht, Elektricität und Magnetismus für Dinge sind, eben weil der menschliche Geist nur Vorstellungen hat für Dinge, welche Materialität besitzen. Wir können aber die Gesetze ihres Zustandes, der Ruhe und der Bewegung erforschen, eben weil sie sich in Erscheinungen äußern. Auf gleiche Weise können denn auch die Gesetze des Lebens, wenn auch nicht dieses selber, seinem eigentlichen Wesen nach erforscht werden."

Ueberhaupt, so darf man sagen, enthält das vor uns liegende Buch eine Philosophie der Natur in jenem Sinne, in welchem diese von den tiefest gründenden Naturforschern Englands bis auf unsere Zeiten angebaut worden ist; eine Philosophie, deren Inhalt wie äußere Form beyde von durchaus thatsächlicher Natur sind. Jeder, dem als ein Hauptkennzeichen der Wahrheit die Einfachheit, die Kunstlosigkeit gilt, so wie die allgemeine Erfaßlichkeit für den gesunden Sinn, der wird die innere Wahrheit, welche den physiologisch chemischen Betrachtungen d. V. zu Grunde liegt, nicht verkennen mögen. Ist doch jene Künstellosigkeit, welche sich der einfachsten Mittel zur Erreichung der größesten Zwecke mit Erfolg bedient, zugleich ein wesentlicher Charakterzug der höheren Ausbildung, wie dieß der V. bey einer andern Gelegenheit, wo er S. (79) von den natürlichen Vorzügen der Ackerbau treibenden Völker vor den bloß Fleisch essenden Jägern oder Fischern redet, in einem Satze ausspricht, welcher der größesten allgemeinen Beherzigung werth ist:

„Die Cultur ist die Oeconomie der Kraft; die Wissenschaft lehrt uns die einfachsten Mittel erkennen, um mit dem geringsten Aufwand von Kraft den größesten Effect zu erzielen, und mit gegebenen Mitteln ein Maximum von Kraft hervorzubringen. Eine jede unnütze Kraftäußerung, eine jede Kraftverschwendung in der Agricultur, in der Industrie und der Wissenschaft, so wie im Staate, charakterisirt die Rohheit oder den Mangel an Cultur.

Wir gehen nun zu einer nähern Betrachtung des Inhalts der „organischen Chemie“ über.

Alle Erscheinungen in dem Organismus der Pflanzen und der Thiere müssen einer ganz eigenthümlichen Ursache zugeschrieben werden, die in ihren Aeußerungen durchaus verschieden ist von allen andern Ursachen, durch welche Zustandsänderungen und Bewegungen in der irdischen Natur bedingt sind. Jene Ursache ist die Lebenskraft, an welcher sich uns, in den Erscheinungen des organischen Lebens eine Statik (Zustand des Gleichgewichts, bedingt durch einen Widerstand) und eine Dynamik zu betrachten giebt. Im weiblichen Ey des Thieres, wie im Samen der Pflanze findet sich die Lebenskraft im Zustand des Gleichgewichts, welcher unter den entsprechenden äußern Bedingungen in jenen der Bewegung übergeht, und hierbey eine Reihe von Formbildungen begründet, die, wenn auch zuweilen durch gerade Linien eingeschlossen, doch weit entfernt sind von geometrischen Gestalten, welche sich am krystallisirenden Minerale finden. Im Fortgang ihrer Formbildung nimmt die Pflanze als Nahrung nur solche Stoffe auf, welche, wenn auch organischen Ursprungs, doch wieder in den Zustand des Unorganischen übergegangen sind, und die Zunahme der Masse ist durch eine Zersetzung des Stoffes bedingt, bey welcher der Sauerstoff ausgeschieden wird. Das Thier dagegen bedarf organischer Nahrungsmittel und sein Leben äußert sich in einer unaufhörlichen Einsaugung und Verbindung des atmosphärischen Sauerstoffes mit den Bestandtheilen seines Leibes. Ueberdieß giebt sich die vegetative Lebensthätigkeit in der Pflanze nur unter Mitwirkung von äußeren Naturkräften, im Thiere auch auf unabhängigere Weise kund, indem sie hier durch Kräfte bedingt wird, die sich im Organismus (mittelst des Nervensystems) selber erzeugen. Hiezu kommt beym Thiere noch eben in diesem Nervensysteme ein eigener Apparat für das Empfinden und Bewegen.

Der äußere Stoff, welcher als Nahrung in den thierischen Leib aufgenommen wird, dienet hier entweder zur Vermehrung der Masse (Ernährung), oder zum Wiedererſatz (Reproduction) derselben, oder zur Erweckung von Kraft. Während die Ernährung und Reproduction ein Uebergang des Stoffes aus dem Zustand der Bewegung in den der Ruhe (des statischen Gleichgewichtes) sind, gelangt der Stoff durch den Einfluß des Nervensystemes in den Zustand der Bewegung. Die letzten Ursachen von beyden Zuständen sind die chemischen Kräfte. Denn die Ursache des Zustandes der Ruhe ist jener Widerstand des Bewegens, welcher durch die Anziehung (Affinität) der kleinsten Theile der Materie bey unmittelbarer gegenseitiger Berührung bewirkt wird; die Bedingung der Bewegung liegt in einer Zersetzung der leiblichen Stoffe, zu welcher das Aufnehmen des Sauerstoffes unumgänglich nöthig ist. Die Lebenserscheinungen gründen sich demnach auf einen ähnlichen Vorgang, als die elektrische Strömung in einer geschlossenen galvanischen

Säule, innerhalb welcher z. B. ein Metall durch die Berührung mit einer Säure chemische Veränderungen und Zersetzungen erleidet.

In jedem Zeittheilchen seines Lebens nimmt der Mensch Sauerstoff durch die Organe der Respiration auf; bey einem erwachsenen Menschen beträgt die aufgenommene Menge täglich über 2 Pfund (65 Loth), welche mit den flüssigen Stoffen des Leibes Verbindungen (zu Kohlensäure und Wasser) eingehen und als solche ausgeschieden werden. In 4 Tagen und 5 Stunden würde die Menge des aufgenommenen Sauerstoffgases hinreichen, um den ganzen Betrag des Kohlen- und Wasserstoffes, der sich in der Blutmasse eines Erwachsenen findet, die sich auf 24 Pfund belaufen mag, in Kohlensäure und Wasser zu verwandeln. Darum ist zur Unterhaltung des zum Leben nothwendigen Wechselverkehres der leiblichen Bestandtheile mit dem Sauerstoff ein Ersatz durch die Nahrungsmittel gegeben. Die Menge des Kohlenstoffes, welche in diesen aufgenommen wird, stehet in fest bestimmtem Verhältniß mit der Quantität des in den Körper einzehenden Sauerstoffes; ein erwachsener Mann verzehrt in einem Tage bey mäßiger Bewegung $27\frac{8}{10}$ Loth, ein Pferd $158\frac{1}{4}$, eine milchgebende Kuh $141\frac{1}{2}$ Loth Kohlenstoff, der beym Pferd durch 13, bey der Kuh durch $11\frac{2}{3}$ Pfund Sauerstoff in Kohlensäure verwandelt wird.

Je weniger ein Thier Sauerstoff in sich aufnimmt, desto weniger ist ihm auch die Aufnahme der Nahrung dringendes Bedürfniß, darum kann eine Schlange, welche unter der Glasglocke athmend in einer ganzen Stunde so wenig Sauerstoff einathmet, daß die entstandene Kohlensäure kaum bemerkbar ist, mehrere Monate lang ohne Nahrung bestehen, während der Vogel schon am dritten Tage des Fastens stirbt.

Da die Größe der Brusthöhle eines Thieres unveränderlich dieselbe bleibt, so kann bey jedem Athemzuge im Zustand der Ruhe oder mäßigen Bewegung immer nur dasselbe Volumen der Luft hineintreten. Aber die athmosphärische Luft ist bey höherer Temperatur ausgedehnter als bey niederer; sie enthält im Sommer Wassergas, während sie im Winter trocken ist; am Ufer des Meeres ist sie verdichteter, als auf Bergen. Derselbe Mensch athmet mithin im Winter, oder in einem kälteren, niederen Landesstrich mehr Sauerstoff, bey gleicher Zahl der Athemzüge ein als im Sommer oder in einem heißeren, oder höher gelegenen Landstrich; er bedarf mithin im ersteren Falle mehr Kohlenstoff der Nahrung, als im letzteren. Darum ist eine ewige Weisheit diesem Bedürfnisse schon durch die Verschiedenartigkeit der Nahrungsmittel entgegen gekommen, welche die verschiedenen Länder erzeugen, denn die Früchte, welche die heiße Zone zum Genuß darbietet, enthalten im frischen Zustand nicht über 12 pCt., der Speck oder Thran dagegen, den der Polarländer aus der ihn umgebenden Thierwelt gewinnt, 66 bis 80 pCt. Kohlenstoff. Im Zustand der Ruhe beträgt die Zahl der Athemzüge weniger als im Zustand der Bewegung und Arbeit, hiernach muß auch die Nahrung sich abmessen. Ein Ueberfluß von Nahrung und Mangel an eingeathmetem Sauerstoff (Bewegung) sind eben so unverträglich mit einander, als starke Bewegung und schwache Verdauungsorgane.

Die Wechselwirkung der Bestandtheile der Speisen und des durch die Blutcirculation im Körper verbreiteten Sauerstoffes ist die Quelle der thierischen Wärme. Nur in den Theilen, zu welchen arterielles (Sauerstoff haltiges) Blut gelangen kann, wird Wärme erzeugt; Thiere, welche beym Athmen viel Sauerstoff verzehren, zeigen eine höhere Temperatur des Leibes, als solche, welche in der gleichen Zeit weniger aufnehmen. Darum beträgt die Wärme eines Vogels gegen 32°, die eines Fisches oder Amphibiums nur gegen $1\frac{1}{2}$° R. Da sich die mittlere Temperatur im Innern des Menschenkörpers in allen Klimaten gleich bleibt, muß der Bewohner der kalten Zone den Verlust an Wärme, welchen seine kalte Umgebung ihm zuzieht, durch eine größere Menge des (brennbaren) Stoffes seiner Nahrungsmittel ersetzen, als der Bewohner der gemäßigten Zone, weßhalb der Samojede 10 Pfund Fleisch oder Fische und hiezu noch einige Dutzend Talglichter ohne Nachtheil als Mahlzeit eines Tages zu sich nimmt. Auch das Trinken des kalten Wassers, welches, sobald es die Temperatur des Blutes angenommen, wieder abgeht, bewirkt

Abkühlung und hierdurch eine Steigerung des Bedürfnisses zur Nahrung.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

W. F. Palmblad, Lörobok i den aldre och nyare physiska och politiska Geographien. Upsala 1835.

Campagne de circumnavigation de la Frégate l'Artémise, pendant les années 1837, 1838, 1839 et 1840 sous le commandement de M. Laplace. T. I. livr. 1. 2. Par. 1841. 8.

J. Dumont D'Urville, Voyage au Pole Sud et dans l'Océanie, sur les corvettes l'Astrolabe et la Zelée, executée pendant les années 1837—1840. Texte Vol. I. 1. 2. Atlas pittoresque in fol. Historique livr. 1 — 4. Par. 1841.

Jos. Russegger, Reisen in Europa, Asien und Afrika mit besonderer Rücksicht auf die naturwissenschaftlichen Verhältnisse der betreffenden Länder, unternommen in den Jahren 1835—41. Bd. 1. Abth. 2. Stuttg. 1842. 8.

Asah Grant, The Nestorians etc. Lond. 1841.

John L. Stephens, Incidents of travel in Central America, Chiapas and Yucatan. New-York 1841. Vol. 1. 2.

Rob. Herm. Schomburgk, Reisen in Guiana und am Orinoko während der Jahre 1835 — 1839. Leipzig 1841.

M. Isid. Loewenstern, Les états-unis et la Havane, Souvenirs d'un voyageur. Paris 1841.

G. Grey, Journals of two expeditions of discovery in North-West and Western Australia, during the years 1837, 1838, 1839, with observations on the moral and physical condition of the aboriginal inhabitants etc. Vol. 1. 2. London 1841. 8.

Charles Dembrowski, Deux ans en Espagne et en Portugal pendant la guerre civile (1838 — 1840). Paris 1841.

C. O. L. v. Arnim, Reise nach Paris, Granada, Sevilla und Madrid zu Anfange des Jahres 1841. Berlin 1841. 8.

Letters from the shores of the Baltic: described in a series of letters. Vol. 1. 2. London 1842 8.

Frèd. Mercey, Scotia, Souvenirs et récits de voyages. Vol. 1. 2. Paris 1842. 8.

Th. von Kobbe, Briefe über Helgoland. Bremen 1840. 8.

Dr. F. Epp, Schilderungen aus Ostindiens Archipel. Heidelberg 1841. 8.

Paul Emile Botha, Relation d'un voyage dans l'Yemen, entrepris en 1837 pour le Muséum d'histoire naturelle de Paris. Paris 1841.

W. S. W. Ruschenberger, Narrative of a voyage round the world during the years 1835, 36 and 1837. Vol. 1. 2. Lond. 1838. 8.

J. W. D. Moodie, Ten years in South Africa. Vol. 1. 2. Lond. 1835.

Fr. v. Hoggnér, Reise nach Lappland und dem nördlichen Schweden. Berlin 1841. 8.

Dr. M. Notter und L. R. v. Heufler, Geognostisch-botanische Bemerkungen auf einer Reise durch Oetzthal und Schnals. Innsbruck 1840. 8.

W. X. B. Webster, Narrative of a voyage to the Southern atlantic Ocean in the years 1828 — 30. Vol. 1. 2. Lond. 1834.

J. Webster, Travels through the Crimea, Turkey and Egypt, performed during the years 1825 — 1828. Vol. 1. 2. Lond. 1830. 8.

J. Stuart, Three years in North America. Vol. 1. 2. Edinb. 1830. 8.

J. Steuart, Bogota in 1836 — 37. New-York 1838. 8.

Ed. Spencer, Travels in Circassia. Vol. 1. 2. Lond. 1837. 8.

J. L. Stephens, Incidents of travel in the Russian and turkish Empires. Vol. 1. 2. London 1839. 8.

Pat. Shireff, A tour through North-America. Edinb. 1835. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. October.

Nro. 205. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie, von Justus Liebig.

(Fortsetzung.)

Wenn der Verlust an Stoff, den das Athmen (das Verbrennen der Kohle und des Wasserstoffes) dem lebenden Leibe zuzieht, nicht durch Nahrung ersetzt wird, dann reißt der täglich eintretende Sauerstoff Theile des Körpers des Hungernden mit sich fort. Darum sah Currie einen Kranken, der am Schlingen gehindert war, während eines Monates so abmagern, daß sein Körpergewicht um 100 Pf. vermindert wurde; ein fettes Schwein, das durch einen Bergsturz verschüttet war, hatte nach Martell 160 Tage lang ohne Nahrung gelebt und hiebey 120 Pf. an Gewicht verloren. Zunächst trifft in diesen Fällen die Abnahme das Kohlenstoff wie Wasserstoff enthaltende Fett, dann aber auch alle der Löslichkeit fähige feste Stoffe des Körpers. Wenn zuletzt bey Verhungernden auch das Gehirn von dem Oxydationsproceß ergriffen wird, dann entstehet Wahnsinn und Bewußtlosigkeit. Was in diesen Fällen durch die äußere Entziehung des Nahrungsstoffes herbeygeführt wird, das bewirkt der Verlauf aller chronischen Krankheiten auf innerliche Weise, indem bey diesen die Organe des Leibes die Fähigkeit verlieren, den äußerlich aufgenommenen Stoff zur chemisch-vitalen Verbindung mit dem Sauerstoff geschickt zu machen; daher geschieht auch dann dasselbe, was beym Verhungern eintritt: die eigene Substanz des Leibes, Fett, Muskeln, Gehirn und Nerven werden durch den fortwährenden Respirationsproceß verzehrt und zerstört.

Was namentlich noch die Entstehung der thierischen Wärme durch den allgemeinen Athmungsproceß des lebenden Leibes betrifft, so zeigt sich in ihr dasselbe, was auch das Resultat eines gewöhnlichen Verbrennens der Kohle und des Wasserstoffes in atmosphärischer Luft oder im Sauerstoffgas seyn würde. Wenn wir von dem Wasserstoffgas, das hierbey mit in Wirksamkeit tritt, ganz absehen, und nur den Kohlenstoff berücksichtigen, dann ergiebt sich folgendes Verhältniß der Wärmeerzeugung auf beyden Wegen. Nach Despretz entwickelt ein Loth Kohlenstoff bey seiner Verbrennung so viel Wärme, daß damit 105 Loth Wasser von ° auf 75° C. (60° R.) erwärmt werden können, im Ganzen mithin 105mal 75° = 7875° Wärme. Jene $27\frac{3}{10}$ Loth Kohlenstoff, welche sich nach der oben erwähnten Beobachtung im Körper eines Soldaten unsrer gemäßigten Zone in Kohlensäure verwandeln, würden mithin $27\frac{3}{10}$mal 7875° d. h. 218825° Wärme entwickeln. Mit dieser Wärmemenge könnte man 1 Loth Wasser auf diese Temperatur erheben oder $68\frac{4}{10}$ Pfund Wasser zum Sieden bringen, 185 Pfund bis zur Wärme des menschlichen Blutes (37° C. oder $29°\frac{6}{10}$ R.) erhitzen, oder 12 Pfund Wasser bey dieser Temperatur (von 37° C.) in Dampf verwandeln. Angenommen, daß die Ausdünstung durch Haut und Lunge in Zeit von 24 Stunden 3 Pfund betrage, so bleiben, die hiezu nöthige Wärmemenge abgezogen, noch 162093 Grad Wärme, welche durch Strahlung, durch Erwärmung der ausgeathmeten Luft und natürliche Abgänge aus dem Körper treten. Vielleicht möchte diese Wärme noch zu gering erscheinen, um in der Gesammtmasse eines erwachsenen Menschenleibes die beständige mitt-

lere Temperatur von 37° C. zu erhalten; wenn wir uns jedoch daran erinnern, das die Wärme, welche die Verbindung des Wasserstoffes mit dem Sauerstoff bewirkt, bey jener Rechnung gar nicht in Anschlag gebracht worden, und daß die specifische Wärme der Knochen, des Fettes, der Substanz der Organe eine viel geringere ist, denn die des Wassers, daß jene mithin durch eine ungleich mindere Wärme als dieses zur Temperatur von 37° C. erhoben werden können, dann kann die erwähnte Uebereinstimmung des Resultates des Verbrennungs- und des Athmungsprocesses nicht mehr so zweifelhaft erscheinen.

Da die Zunahme des thierischen Körpers an Masse, so wie seine Reproduction lediglich aus den Bestandtheilen des Blutes erfolgen, so können auch nur solche Substanzen Nahrungsmittel genannt werden, welche fähig sind, Blut darzustellen, was durch einen Vergleich der Zusammensetzung des Blutes und der Nahrungsstoffe zu ermitteln ist. Die beyden Hauptbestandtheile des Blutes, der Faserstoff oder das Fibrin und der im Blutserum enthaltene Eyweißstoff oder das Albumin, so verschieden sie dem Auge erscheinen, sind sich dennoch rücksichtlich ihres chemischen Bestandes vollkommen gleich. Beyde enthalten einerley organische Elemente und zwar in dem nämlichen Gewichtsverhältniß, so daß zwey Analysen, die eine von Fibrin die andere von Albumin in ihrer procentischen Zusammensetzung nicht mehr von einander abweichend erscheinen, als zwey verschiedene Analysen des einen dieser Stoffe. Auch gelang es Denis, das Fibrin künstlich in den Zustand von Albumin überzuführen, so wie beyde im Ernährungsprocesse zu Muskelfasern, diese aber wieder zu Blut werden können.

Alle Theile des Thierkörpers, welche eine bestimmte Form besitzen, welche Bestandtheile von Organen sind, enthalten Stickstoff. Außer diesem enthalten alle Theile Kohlenstoff und die Elemente des Wassers, obwohl die letztern niemals in dem Verhältniß, wie im Wasser. Die Hauptbestandtheile des Blutes enthalten nahe an 17 pCt. Stickstoff; die gleiche Menge findet sich in jedem Theil der einzelnen Organe und da es erweislich ist, daß der thierische Organismus kein chemisches Element aus andren Materien, in welchen dasselbe fehlt, hervorbringen kann, müssen auch alle Nahrungsmittel, welche zur Blutbildung dienen sollen, eine gewisse Menge Stickstoff enthalten, denn dieser kann nur aus Nahrungsmitteln, nicht aus der Atmosphäre entnommen werden. Die beyden hauptsächlichen stickstofffreyen Bestandtheile des Thierleibes: Wasser und Fett, sind zugleich formlos.

Während bey den fleischfressenden Thieren der Verdauungsproceß nur auf näherem, unmittelbarem Wege den thierischen Stoff in Blut zurückzuführen oder das fremde Blut in die mit ihm dem Wesen nach identische Masse des eigenen Bluts aufzunehmen hat, scheint die Ernährung der pflanzenfressenden Thiere auf den ersten Blick viel schwieriger zu erklären. Doch diese vermeintliche Schwierigkeit ist verschwunden, seitdem die neuere Chemie auch in den Bestandtheilen der Pflanzen ein Fibrin und Albumin nachgewiesen hat. Diese beyden Stoffe enthalten, wie die ihnen gleichnamigen des thierischen Körpers, einerley organische Elemente in dem nämlichen Gewichtsverhältniß, sind aber, was noch merkwürdiger ist, dabey ihrer Zusammensetzung nach mit den Hauptbestandtheilen des Blutes: dem thierischen Fibrin und Albumin so vollkommen identisch, daß sie sogar im Gehalt an Phosphor, Schwefel, Knochenerde und Alkalien von jenen Stoffen nicht abweichen. Außerdem enthalten auch alle Pflanzen eine gewisse Menge Eisen, so daß man sagen kann, die Pflanzen erzeugen und tragen in sich das Blut aller Thiere, dem Wesen nach, während das thierische Leben ihm nur noch seine eigenthümliche Form giebt. Der thierische Organismus ist eine höher potenzirte Pflanze, deren Entwicklung mit denjenigen Materien beginnt, in deren Erzeugung das Leben der gewöhnlichen Pflanze aufhört, welche jedoch von diesem ihm nothwendig gegebenen Anfangspunkte aus zu höheren, eigenthümlichen Bildungen bis zu jenen des Gehirns und der Nerven fortschreitet.

Das Pflanzenfibrin (grüne Satzmehl der Pflanzensäfte) findet sich vornämlich im Saft und noch mehr in den Saamenkörnern der Gräser und Getreidearten, das Albumin namentlich im Safte unserer Gemüsepflanzen und noch mehr in den ölichten

Kernen der Nüsse, Mandeln u. s. f. Außer diesen beyden, mit den Hauptbestandtheilen des Blutes identischen Nahrungsstoffen findet sich aber im Pflanzenreich noch ein dritter, an Stickstoffgehalt so wie seinen übrigen Elementen nach den beyden andern gleichender Stoff: das Casein. Dieser vorzugsweise in unsern Hülsenfrüchten, in den Saamenlappen der Bohnen, Erbsen, Linsen, enthaltene Bestandtheil gleichet vollkommen dem gleichnamigen Stoffe, der sich in der Muttermilch der Säugthiere findet. Das Casein der Muttermilch unterscheidet sich vom Fibrin und Albumin hauptsächlich durch seine außerordentliche Löslichkeit und Nichtgerinnbarkeit in der Wärme, überdieß dadurch, daß es eine weit größere Quantität von Knochenerde enthält, als das Blut, dem es sonst eben so in seinen Elementen gleichet, als die beyden andern Stoffe. Es würde mithin vollkommen zur Blutbildung und zur Beförderung des Wachsthumes des neugebornen Kindes hinreichen, dennoch sind ihm in der Milch noch zwey andere Bestandtheile: das Fett der Butter und der Milchzucker beygesellt, welche beyde eben so unentbehrlich als das Casein für das Leben des Säuglinges sind. Butter so wie Milchzucker enthalten keinen Stickstoff, keinen Kalk, Natron oder Kali, sie bestehen aus Kohlenstoff und den Elementen des Wassers, und zwar beym Milchzucker genau nur in jenem Verhältniß wie im Wasser, während in der Butter ein Theil des Wasserstoffes dem Kohlenstoff zugehört. Da diese beyden stickstofffreyen Bestandtheile der Milch zur Blutbildung nichts beytragen können, welche zu ihrem Fortgange nur das Casein verbraucht, welche andere Bestimmung soll ihnen verbleiben, als jene der Unterhaltung des Respirationsprocesses und hiermit der thierischen Lebenswärme?

Dieselbe Bestimmung des Kohlenstoffes, der sich in den Nahrungsmitteln der Thiere findet, wird auch durch andere Beobachtungen deutlich. Die Excremente, welche eine erwachsene Schlange, nachdem sie ein warmblütiges Thier verzehrt und verdaut hat, von sich giebt, enthalten nur $\frac{1}{4}$, jene eines Löwen oder Tigers noch weniger von dem Kohlenstoff, welcher in der Nahrung enthalten war, die fehlende Quantität des Kohlenstoffes und Wasserstoffes ist durch den Respirationsproceß eben so verzehrt worden, wie dieses durch ein Verbrennen des verzehrten Körpers in einem Ofen geschehen seyn würde; das Unverbrannte und Unverbrennbare, das im letzteren Falle als Ruß und Asche sich zeigen würde, erscheint dort in der Form des Excrementes.

Der Kohlenstoff und Wasserstoff, welche bey einem erwachsenen Thierleibe, der im Gewicht im Ganzen weder merklich zu- noch abnimmt, zum Respirationsproceß verwendet werden, kommen nicht unmittelbar aus den Nahrungsmitteln, sondern aus den abgenutzten, von neuem in formlosen Zustand (Auflösung) übergegangenen Theilen des Organismus selber, deren Abgang gleichmäßig durch neue Formbildung aus den Nahrungsmitteln ersetzt wird. Durch die Erweiterung der rechten (venösen) Herzkammer wird die Aufsaugung aller, mittelst der arteriellen Strömung in die Capillargefäße hinübergeführten aufgelösten Theile des Körpers, zunächst in mechanischer Weise (wie durch eine Saugpumpe) bewirkt. Die Circulation des Blutes durch die Lungen und Arterien führt allen Theilen des Körpers einen Strom von Sauerstoff zu. Die Träger dieses Sauerstoffes sind die Blutkörperchen, welche nachweisbar keinen Antheil an der Ernährung des Leibes nehmen, sondern nur die Bestimmung haben, den Sauerstoff der Verbindung mit dem Kohlenstoff und Wasserstoff der aufgelösten Theile zuzuführen, die sich in den Capillargefäßen finden. Hier entstehen dann Kohlensäure und Wasser, und zugleich entquillt aus allen Theilen und Regionen des Leibes, welche an dieser Circulation Theil nehmen, die Lebenswärme.

Das venöse Blut nimmt, ehe es zum Herzen gelangt, seinen Weg durch die Leber, wo sich der Kohlenstoff der umgesetzten Gebilde zur Galle wandelt; das arterielle Blut geht durch die Nieren, welche alle für den Ernährungsproceß untaugliche Stoffe davon scheiden, vor allem den Stickstoff der aufgelösten Theile, welcher im Harnstoff aus dem Verband des Leibes austritt. Nicht so wie der Urin, welcher als keiner weitern Anwendung für den Kreislauf des Lebens fähig, ganz ausgestossen wird, ist auch die Galle von ihrer Aussonderung an für den Lebensproceß nutzlos. Vielmehr dienen

die Bestandtheile derselben wesentlich zur Respiration und zur Hervorbringung der animalischen Wärme, indem ihr Kohlenstoff und Wasserstoff zur Verbindung mit dem Sauerstoff ganz vorzüglich geeignet sind, und zuletzt als Kohlensäure und Wasser durch die Haut und Lunge austreten.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

Capt. C. Rochfort Scott, Excursions in the mountains of Ronda and Granada. Vol. 1. 2. Lond. 1838. 8.

C. E. X. Rochet d'Héricourt, Voyage sur la côte orientale de la mer Rouge, dans le pays D'Adel et le royaume de Choa. Par. 1841. 8.

J. S. Polack, New Zealand. Vol. 1. 2. London 1838. 8.

W. Moorsom, Letters from Nova Scotia; comprising sketches of a young country. London 1830. 8.

John T. Irving, Indian Sketches, taken during an expedition to the Pawnee and other tribes of American Indians. Vol. 1. 2. London 1835.

John A. Heraud, Voyages up the mediterranean and in the Indian Seas. Lond. 1837. 8.

Henry Fulton, Travelling sketches in Russia, Poland, China, India etc. Vol. 1. 2. London 1840. 8.

M. Fox, Account of an expedition to the interior of New Holland. Lond. 1837. 8.

J. B. Fraser, A winter's journey from Constantinople to Tehran. Vol. 1. 2. Lond. 1838. 8.

L. St. Costello, A summer amongst the Boccages and the Vines. Vol. 1. 2. Lond. 1840.

Th. Bacon, First impression and studies from nature in Hindostan. Vol. 1. 2. Lond. 1837.

J. M. Schultz, Beytrag zu genaueren Zeitbestimmungen der Hellenischen Geschichten von der 63. bis zur 72. Olympiade. Kiel 1841.

R. T. Hampson, Medii aevi Kalendarium or dates, charters and customs of the middle ages with Kalendars from the tenth to the fifteenth century. Vol. 1. 2. Lond. 1841.

Ch. G. Addison, The history of the knights templars, the temple church and the temple. Lond. 1842.

E. v. Lasaulx, Die Sühnopfer der Griechen und Römer und ihr Verhältniß zu dem Einen auf Golgatha. Ein Beytrag zur Religionsphilosophie. Würzburg 1841. 4.

P. W. Forchhammer, Panathenäische Festrede. Kiel 1841.

Georges Ozaneaux, Les Romains ou tableau des institutions politiques, religieuses et sociales de la republique Romaine. Par. 1840.

Greg. Denkovszky, Die Götter Griechenlands, die zum Theil bey den alten, zum Theil bey den jetzigen Slaven noch leben, in ihrer eigentlichen und sinnbildlichen Bedeutung dargestellt. Preßburg 1841.

Th. Panofka, Terracotten des K. Museums zu Berlin. Heft 1 — 6. Berlin 1842. 4.

J. F. Champollion, le jeune, Dictionnaire Egyptien en écriture hieroglyphique, publié d'après les manuscrits autographes. Livr. 1. Paris 1841. fol.

Dr. Lud. Stephani, Der Kampf zwischen Theseus und Minotauros. Eine kunstgeschichtliche Abhandlung. Leipzig 1842.

Dr. R. Lepsius, Das Todtenbuch der Aegypter nach den hieroglyphischen Papyrus in Turin. Leipzig 1842. 4.

Bern. Peyron, Papiri greci del Museo Britannico di Londra e delle Biblioteca Vaticana tradotti ed illustrati. Torino 1841. 4.

Grivaud de la Vincelle, Recueil de Monuments antiques, la plupart inédits et découvertes dans l'ancienne Gaule. Vol. 1. 2. Paris 1817. 4.

Otto Jahn, Die Gemälde des Polygnotos in der Lesche zu Delphi erläutert. Kiel 1841.

E. Gerhard, Festgedenken an Winckelmann. Berlin 1841. 4.

Otto Jahn, Specimen epigraphicum in memoriam Olai Kellermanni. Kiliae 1841. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. October.

Nro. 206. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie, von Justus Liebig.

(Fortsetzung.)

Die Galle enthält Natron, wie das Gehirnfett und das Blutserum. Wenn die Natronverbindungen des Blutes in Muskelfasern, in Membranen und Zellengebilde übergehen, dann muß ihr Natron in neue Verbindung eintreten mit den Stoffen der aufgelösten Organe; eine dieser Verbindungen ist die Galle. Wäre die Galle bloß zur Ausleerung bestimmt, dann müßten wir sie verändert oder unverändert, wir müßten das Natron in den festen Excrementen wieder finden, in denen sich nur Spuren von Natronverbindungen finden. Denn obgleich der Mensch in einem Tage 1 bis $1\frac{1}{2}$ Pfund, ein großer Hund $2\frac{1}{4}$ Pfund, ein Pferd 37 Pfund Galle absondert, betragen dennoch die löslichen Theile, welche sich in den festen Excrementen des Pferdes finden, und welche Galle seyn könnten, nur 6 Unzen, die übrigen 36 Pfund und 10 Unzen müssen wieder im Innern des Körpers verwendet worden seyn. Und hierbey sind nicht einmal jene löslichen Theile als Galle zu nehmen, da ihnen das Natron abgeht. Dasselbe findet auch im menschlichen Körper statt, in welchem 45 bis 56mal so viel Galle abgesondert wird, als an etwa der Galle ähnlichen Stoffen in den festen Excrementen nachgewiesen ist.

Bey diesem Allen entspricht dennoch der Kohlenstoff, welcher in der Galle in einem höchst löslichen Zustand ausgeschieden wird, nur beyläufig zur Hälfte dem Bedürfniß der Respiration. Denn während sich in der Galle, die das Pferd im Verlauf eines Tages absondert, nur gegen 80 Loth Kohlensäure finden, athmet dieses Thier in derselben Zeit nahe doppelt so viel Kohle in der Form von Kohlensäure aus und ein ganz ähnliches Verhältniß findet bey dem Menschen statt.

Während das fleischfressende Thier bloß in seiner frühesten Jugend, in dem Milchzucker und in der Butter der mütterlichen Milch jene stickstoffartigen Substanzen zu sich nimmt, welche den zur Erhaltung der Respiration nöthigen Kohlenstoff liefern, genießt das Gras und Körner fressende Thier während seines ganzen Lebens solche Nahrungsmittel, die an jenen Bestandtheilen der Muttermilch reich sind. So das Amylon (Stärkmehl), das Gummi und den Zucker. Das Amylon wird durch das Malzen des Getreides, z. B. der Gerste, so wie durch das Reifen der Früchte und durch Behandlung mit Säuren in Zucker verwandelt, wobey nur eine einfache Aufnahme der Bestandtheile des Wassers die Umwandlung begründet, während sich übrigens Amylon wie Zucker und Gummi in ihrem übrigen Gehalte vollkommen gleichen.

Wenn wir den Gehalt der Nahrung eines Pferdes berechnen und das gefundene Resultat mit dem Betrag seiner Aussonderungen vergleichen, finden wir, daß in den 15 Pfund Heu und $4\frac{1}{2}$ Pfund Hafer, welche es täglich zu sich nimmt, $8\frac{9}{10}$ Loth Stickstoff enthalten sind, welche dem Gehalt einer Blutmasse von etwas mehr als 8 Pfund entsprechen. Zugleich wurden in dem stickstoffhaltigen Futter des Thiers $28\frac{9}{10}$ Loth Kohlenstoff eingeführt,

von denen jedoch 6 Loth zur Bildung des Harnstoffes, 7 Loth zu jener der Hippursäure in Abgang kommen, so daß nicht ganz 16 Loth für den Respirationsproceß übrig bleiben, während ein Pferd nach Bouffingault täglich gegen 158 Loth Kohle als Kohlensäure ausathmet. Der bey weitem größere Theil der zur Respiration nöthigen Kohle kam mithin dem Thiere aus den stickstofffreyen Bestandtheilen seines Futters, wie dem Amylon und Zucker. Offenbar ist es, daß in dem Organismus des pflanzenfressenden Thieres, dessen Nahrung eine verhältnißmäßig so kleine Menge seiner Blutbestandtheile enthält, der Act der Umsetzung der vorhandenen Gebilde und demzufolge ihrer Erneuerung weit langsamer vor sich geht, als bey den fleischfressenden Thieren; denn wäre dieß der Fall, dann würde eine tausendmal reichere Vegetation zu ihrer Erhaltung nicht hinreichen. Aber die schnelle Umsetzung der Gebilde ist dem pflanzenfressenden Thiere zur Erhaltung des Respirationsprocesses und mithin des Lebens auch nicht so nothwendig, wie dem fleischfressenden. Denn bey jenem kommt das nothwendige Material für den Respirationsproceß aus den stickstofffreyen Bestandtheilen der Nahrung, bey dem Raubthiere dagegen und bey dem bloß von Fleisch lebenden Menschen kann es bloß aus der Umsetzung der eigenen Organe erhalten werden, welche durch unaufhörliche Bewegung herbeygeführt und beschleunigt werden muß. Das Fleisch fressende Thier muß Kraft verbrauchen, nur um Stoff zum Athmen zu schaffen. Der Nachtheil, welchen die ausschließende Fleischnahrung mit sich führt, trifft am auffallendsten den Menschen. Da in 15 Pfund Fleisch nicht mehr Kohlenstoff enthalten ist, als in etwa 4 Pfund Amylon, bedarf der nur vom Fleisch lebende Indianer 5mal so viel thierische Kost, als der civilisirte Ackerbauer, der dem mäßigen Genuß des Fleisches jenen des Brodes hinzufügt.

Die Verschiedenartigkeit der Nahrungsmittel hat namentlich auch noch auf die chemische Beschaffenheit der Secretionen einen sehr merklichen Einfluß. Das pflanzenfressende Thier enthält in seinem Gehirn, Nerven, Knochen eben so den Phosphor und Phosphorsäure, bedarf mithin zur Reproduction dieser Theile nicht minder des Phosphors, als das fleischfressende Thier. Da jedoch dem ersteren in

seiner Nahrung ungleich weniger Phosphor zugeführt wird, als dem Raubthier, geht auch der Organismus mit der Ausscheidung dieses Stoffes aus den umgesetzten Theilen so sparsam um, daß wir in dem Urin der Pflanzenfresser kaum Spuren des phosphorsauren Alkalis finden, das in dem Harn der Fleischfresser so reichlich vorhanden ist; der Phosphor wird immer wieder bey der Reproduction der Organe verwendet und zuletzt der überschüßige Antheil desselben in der Form der unlöslichen phosphorsauren Erden mit den Excrementen ausgeschieden.

Eine ähnliche Oeconomie des thierischen Organismus mit dem bey der Respiration unentbehrlichen Sauerstoff giebt sich bey der Entstehung des Fettes kund. In chemischer Hinsicht unterscheidet sich das Fett von dem Amylon, so wie von Gummi und Zucker zunächst dadurch, daß in den letzteren Stoffen ungleich mehr Sauerstoff enthalten ist, als im Fett. Wie das Wachs, das seinen chemischen Elementen nach dem Fette gleicht, durch den Verdauungsproceß der Biene aus dem Honig (nach Gundlachs Beobachtungen nicht aus Blüthenstaub) erzeugt wird, so geht das Fett aus den andern Nahrungsstoffen hervor, indem der Organismus des Thieres eine ähnliche Ausscheidung des Sauerstoffes durch seinen vegetativen Lebensproceß herbeyführt, als der Pflanzenkörper im Fortgang seiner Formenentwicklung. Wenn, namentlich bey unsern in die Ställe eingeschlossenen Hausthieren mehr Nahrung aufgenommen wird, als zur Reproduction nöthig ist, wenn hiebey durch den Mangel an Bewegung und Abkühlung der Zugang des Sauerstoffs so sehr vermindert wird, daß derselbe zur Verwandlung des überschüssigen Kohlenstoffes in Kohlensäure oder zur Respiration im allgemeinen Sinne des Wortes nicht auszureichen vermöchte, dann ersetzt diesen Mangel der Sauerstoff, welcher bey der Fettbildung aus den Bestandtheilen der Nahrung und Umsetzung frey wird. Wenn sich hiebey 18 Aequivalente Sauerstoff vom Amylon trennen und mit 9 Aequivalenten Kohlenstoff aus der Galle, z. B. zu Kohlensäure vereinen, dann muß eben so viel Wärme entwickelt werden, als wenn jener Antheil des Kohlenstoffes geradezu wäre verbrannt worden. Die Wärmeentwicklung,

in Folge der Fettbildung, kann in solchem Falle nicht bestreitbar seyn.

Man kann die stickstoffhaltigen, zur Blutbildung dienenden Nahrungsmittel, wie Pflanzenfibrin, Albumin, Casein oder auch Fleisch und Blut der Thiere unter dem allgemeinen Namen der plastischen, die stickstofffreyen, wie Fett, Amylon, Gummi, Zucker, Wein, Bier, Branntwein unter dem Namen der Respirationsmittel zusammenfassen. An sich allein können die ersteren nur den Stoff zur Blutbildung darreichen; eine höhere organische Kraft als die in der Pflanze erzeugt dann aus dem Blute die Membranen, die Zellen, das Hirn u. s. f. Wenn sich die Kraft der Reproduction im ganzen Körper mit dem Zustand der Gesundheit ändert, dann kann bey gewissen Graden der Kränklichkeit die Fähigkeit zur Blutbildung noch dieselbe bleiben, während sich jene organische Kraft, durch welche das Blut zu thierischen Formenelementen umgewandelt wird, auffallend vermindert hat. In diesen Zuständen zeigt es nicht selten die Erfahrung, daß die löslich gemachten, leimgebenden Gebilde des thierischen Körpers (Gallert) einen heilsamen Einfluß auf das Befinden äußern, indem sie den Stoff, der zur Membranenbildung u. s. f. aus dem Blut gezogen werden muß, in einem zur unmittelbaren Verarbeitung vorbereiteten Zustand liefern und mithin zur Ersparung von Kraft dienen.

Der chemische Proceß der Umsetzung oder Metamorphose des Blutes in die Gebilde des thierischen Körpers beruht zuletzt auf sehr einfachen Principien. Jene stickstoffhaltigen Substanzen, welche das Blut bilden: Fibrin, Albumin und Casein, weichen, so sehr sie auch in ihren physikalischen Eigenschaften verschieden sind, rücksichtlich ihrer organischen Elemente durchaus nicht von einander ab. Wenn man diese Stoffe in einer starken Kalilauge löst, und die Flüssigkeit eine Zeitlang einer höhern Temperatur aussetzt, dann scheidet die Essigsäure aus ihnen einen gelatinösen, halbdurchscheinenden Niederschlag ab, der bey allen dreyen von gleicher Beschaffenheit und Zusammensetzung ist. Der Entdecker dieses Körpers, Mulder, gab ihm den Namen Protein, weil er in ihm den anfänglichen Grundstoff des Blutes und den Ausgangspunct der ganzen Reihe der übrigen Thiergebilde erkannte. Das Blut oder die Bestandtheile des Blutes sind nur Verbindungen des Proteins mit wechselnden Mengen von andern, nicht organischen Substanzen, mit Phosphor, Schwefel, so wie phosphor- und schwefelsauren Salzen. Dieses sich in seinem Gehalt an organischen Elementen: Stickstoff, Sauer-, Wasser- und Kohlenstoff immer gleichbleibende Protein wurde nun auch in den stickstoffhaltigen Pflanzentheilen nachgewiesen; auch der Organismus der Pflanzen erzeugt Proteinverbindungen. Das Entstehen aller organischen, stickstoffhaltigen Bestandtheile des Thierkörpers aus dem Protein wird zunächst durch das Aus- oder Eintreten der Bestandtheile des Wassers oder des Sauerstoffes und durch Spaltung in 2 oder mehrere neue Verbindungen begründet.

Das Hühnerey enthält außer dem Albumin keinen andern stickstoffhaltigen Bestandtheil, denn auch die Substanz des Dotters ist Albumin, gleich dem Weißen des Eyes, nur daß im Dotter noch ein gelbgefärbtes Fett gefunden wird, welches Cholosterin und Eisen in seinen Bestandtheilen hat. Wenn jedoch bey der Bebrütung der Sauerstoff der Luft zu dem von der Lebenskraft durchwirkten Albumin tritt, dann bilden sich aus ihm Federn, Klauen, Knochen, Blutkörperchen, Fibern, Membranen und Zellen, Arterien und Venen, während an der Bildung der Gehirn- und Nervensubstanz das Fett des Dotters Antheil haben mochte. Auf ähnliche Weise beginnt auch der Nutritionsprozeß im Innern des Thierkörpers mit einer Erzeugung des Albumins. Dieses bezeugt uns namentlich eine nähere Betrachtung des Verdauungsprozeßes.

Daß dieser von rein chemischer Art, eben so wie die Gährung und Verwesung sey, ist in der Physiologie anerkannt. Wie die Gährung des einen von ihr ergriffenen Stoffes auf andre (wie durch Ansteckung) übergetragen wird, so theilt der Magensaft den verschlungenen Speisen seinen eigenen Zustand der innern Auflösung mit.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

M. Raoul-Rochette, Notice sur deux vases d'argent du cabinet des antiques de la bibliothèque du Roi. Paris 1838.

Ch. Lenormant, Essai sur le texte grec d'inscription de Rosette. Paris 1840. 4.

P. W. Forchhammer, Apollons Ankunft in Delphi. Kiel. 1840. 4.

Eras. Pistolesi, Real museo Borbonico. Vol. 1. — 3. Romae 1838 — 40.

James Millingen, Considération sur la numismatique de l'ancienne Italie. Florence 1841. 8.

Curt. Bose, Ueber arabisch byzantinische Münzen. Grimma 1840. 8.

Jos. Arneth, Ueber das Tauben-Orakel von Dodona. Wien 1840. 4.

J. Heller, die Bambergischen Münzen chronologisch beschrieben. Bamberg 1839.

M. Michelet, Précis de l'histoire moderne, suivi d'un précis de l'histoire moderne de la Belgique par G. Guénot Lecointe. Vol. 1. 2. Bruxelles 1836.

Serre, Histoire politique de l'année 1841. 1re et 2e année. Paris 1842.

J. B. Schwerin, Grund-Linier till Staternas historia. Deel 1. 2. Upsala 1811.

Thomas Keightley, Outlines of history. Lond. 1830. 8.

Chr. Kapp, Die Weltgeschichte. Heidelberg 1842.

Fr. Henr. Florez, Clave historial, con que se facilita la contrada al canocimiento de los hechos scurridos desde el nacimiento de nuestro Señor Jesu Cristo hasta nuestros dias. Madrid 1817. 4.

Dr. L. O. Bröcker, Vorarbeiten zur Römischen Geschichte. Bd. 1. Tübingen 1842.

Alb. Forbiger, Handbuch der alten Geographie aus den Quellen bearbeitet. Bd. 1. Leipzig 1842.

Gio. Batt. Garzetti, Della storia e della condizione d'Italia sotto il governo degli imperatori Romani. Farc. I — VIII. Milano 1837 — 1841.

P. W. Forchhammer, Topographie von Athen. Kiel 1841.

A. Bianchi Giovini, Sulle origini Italiche di Angelo Mazzoldi osservazioni. Milano 1841.

C. G. Zumpt, Ueber den Zustand der Bevölkerung und die Volksvermehrung im Alterthum. Berlin 1841. 4.

G. W. Nitzsch, Die Heldensage der Griechen nach ihrer nationalen Geltung. Kiel 1841.

M. Fuhr, Pytheas aus Massilia; historisch-kritische Abhandlung. Darmstadt 1842.

Franc. Predari, Le Amazzoni rivendicate alla verità della storia. Milano 1839.

M. Ch. Lenormant, Cours d'histoire ancienne. Paris 1837.

G. Dankovszky, Fragmente zur Geschichte der Völker ungarischer und slawischer Zunge, nach den griechischen Quellen bearbeitet. Preßburg 1825.

Corpus scriptorum historiae Byzantinae. Joannes Zonaras Vol. I. Bonnae 1841. Leo Grammaticus. Eustathius. Bonnae 1842.

Daniel Zimmermann, Darstellung der pyrrhonischen Philosophie. Erlangen 1841.

Dr. G. Th. Rudhart, Aelteste Geschichte Bayerns und der in neuester Zeit zum Königreich Bayern gehörigen Provinzen Schwaben, Rheinland und Franken. Hamburg 1841.

Fürst Fel. Lichnowsky, Erinnerungen aus den Jahren 1837 — 1839. Th. 2. Frankfurt 1841.

Diego Ortiz de Zuñniga, Anales eclesiásicos y seculares de ciudad de Sevilla. T. 1 — 5. Madrid 1795. 4.

Edward Bell Stepheus, The Basque Provinces; their political state, scenery and inhabitants. Vol. 1. 2. Lond. 1837.

John Francis Bacon, Six years in Biscay. London 1838.

G. Carbone, Storia Fiorentina dai tempi Etruschi fino all' epoca presente. Vol. I. Disp. 7. Firenze 1841.

Dom. Crivelli, Storia dei Veneziani. Secoli 5 — 8. Venezia 1839.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. October.

Nro. 207. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie, von Justus Liebig.

(Fortsetzung.)

Die im Zustand der Veränderung begriffene, im Magensaft vorherrschende Substanz ist aber ein Product der Umsetzung des Magens selber, wie dieß Versuche mit ausgewaschenen und getrockneten thierischen Mägen gezeigt haben. Ein wesentlich zur Auflösung der Speisen beytragender Bestandtheil des Magensaftes: die Salzsäure, kommt aus der Zersetzung des Kochsalzes, dessen Natron bey dem Uebergang des Fibrins und Caseins in Blut verwendet worden ist. Außer dem Wasser nimmt sonst kein andres Element an der Wirkung des Magensaftes auf die Speisen Theil als der Sauerstoff, welcher mit dem schaumartig beym Kauen sich gestaltenden Speichel in den Magen kommt und hier Verbindungen eingeht, während der zugleich mit ihm eintretende Stickstoff durch Haut und Lunge ausgeathmet wird. Dieses Austreten des Stickgases durch Haut und Lunge wird durch das bekannte Vermögen aller thierischen Gewebe bestätigt, Gase jeder Art hindurch zu lassen, wie denn eine Blase, die man mit Stickgas, kohlensaurem Gas und Wasserstoffgas gefüllt hat, nach 24 Stunden statt jener Gasarten atmosphärische Luft enthält; der aufgetriebene Magen eines wiederkäuenden Thieres, in dem sich nach dem Genuß des Klees Gase entwickelt haben, nach einiger Zeit von selbst wieder klein wird, und vom Genuß eines in Gährung begriffenen Weins tödtliche Zufälle wie von Erstickung eintreten, weil die im Magen sich entwickelnde Kohlensäure unmittelbar (durch Magenwände und Zwerchfell) in die Lungenzellen tritt. Durch die Athmensbewegung werden alle Gase, welche die leeren Räume der Körpertheile ausfüllen nach dem luftverdünnten Raume der Brusthöhle hingetrieben, und hier zugleich mit der größern Menge der Luft, welche durch die Luftröhre eindringt, ausgeathmet. Denn die Menge der mit dem Speichel in den Magen kommenden atmosphärischen Luft beträgt schon in 18 Stunden wenigstens 135 Cubikzoll, mithin nach Abzug des innerlich verbrauchten Sauerstoffgases 108 Cubikzoll, würde mithin einen Raum von 3 Pf. Wasser einnehmen, wenn sie nicht durch die Gewebe des Leibes entwiche.

Daß die Verdauung mit einem Vorgang der Gährung oder Fäulniß zu vergleichen sey, bey welchem jedoch nicht die bey solchen Zersetzungen meist (wiewohl nicht immer) vorkommende Gasentwicklung eintritt, das wird namentlich schon dadurch bestätigt, daß alle die Materien, welche die Erscheinungen der Gährung und Fäulniß in Flüssigkeiten aufheben, auch die Verdauung stören und hemmen. So die brenzlichen, empyreumatischen Stoffe, wie Tabaksdampf, Kreosot, Queckſilbermittel u. s. w. Die Hefe der gährenden Pflanzenstoffe wie das faulende Fleisch bringen im Zucker, mit dem sie in Berührung kommen, ganz die den Zersetzungen des Verdauungsprozesses verwandten Erscheinungen hervor, indem sie denselben in Alkohol und Kohlensäure oder in Milchsäure und Schleim zerlegen.

Während die Bestandtheile des Blutes in ihrer chemischen Zusammensetzung eine vollkommne Ueber-

einstimmung zeigen, geht aus der Analyse jener organischen Gebilde, die aus dem Blute erzeugt werden, deutlich hervor, daß in ihnen eine größere Anzahl von Atomen des Sauerstoffes mit einer gleichen Anzahl von Atomen des Kohlenstoffes vereint sey. Bey einer gleichen Menge des Kohlenstoffes enthalten die Membranen und leimgebenden Gebilde (Sehne, Knorpel, Klauen, Hörner, Haare) mehr Stickstoff, Sauerstoff und Wasserstoff als das Protein, sie scheinen aus Albumin entstanden durch Hinzutreten des Sauerstoffes, der Bestandtheile des Wassers und des Ammoniaks, während dabey Phosphor und Schwefel ausgetreten sind. Die leimgebenden Gebilde enthalten kein Protein mehr, obgleich deßhalb ihr Genuß neben jenem von andern Nahrungsmitteln die Reproduction der gleichartigen Gebilde im Thierleibe erleichtern kann, sind sie doch nicht geeignet die Blutbildung zu begründen; ein Thier, welches ganz ausschließend mit solchen Substanzen gefüttert wird, stirbt Hunger.

Aus den Bestandtheilen des Blutes bilden sich im gesunden Verlauf des Lebens die Organe durch den Einfluß des zugeführten Sauerstoffes; die Sekretionen des Thierkörpers müssen die Produkte der unzersetzten Gebilde und zwar die Galle die kohlenstoffreichen, der Urin die stickstoffreichen enthalten. Wenn wir deßhalb von der Zusammensetzung des Blutes die Bestandtheile des Harns abziehen, dann müssen wir, den hinzugekommenen Sauerstoff und das Wasser abgerechnet, die Zusammensetzung der Galle erhalten, so wie umgekehrt, nach Abzug der Bestandtheile der Galle jene des Urins (harnsaures Ammoniak und Kohlensäure.)

Der Hauptbestandtheil der Galle ist eine Art von Natronseife, verbunden mit einer eigenthümlichen, (Choleinsäure genannten) Substanz. Diese letztere ist wieder zerlegbar in Taurin, Salmiak und Cholöidinsäure. Abgesehen von diesen nähern Bestandtheilen findet sich, daß wenn man die Zahlenwerthe der eigentlichen Elemente (des Sauerstoffs, Stick- Wasser- und Kohlenstoffs) mit denen der Elemente des harnsauren Ammoniaks zusammen addirt, genau die Zahlenwerthe der Elemente des Blutes herauskommen, mit einem Ueberschuß von 1 Atom Sauerstoff und 1 Atom Wasser, welche bey der Bildung der Theile zu jenen der Blutelemente hinzugetreten sind. Die Choleinsäure wie das harnsaure Ammoniak sind mithin Producte der Umsetzung der Muskelfaser. Namentlich bey der Erzeugung des Harnstoffes und der Harnsäure ist es augenfällig, daß sie in keiner Beziehung zu der in dem nämlichen Zeitraum genossenen Nahrung stehe, sondern nur von der Schnelligkeit der Umsetzung der Gebilde abhänge. Deßhalb wird bey einem Hungernden, der sich einer starken und anhaltenden Bewegung hingeben muß, mehr Harnstoff secernirt, als bey dem wohlgenährtesten Menschen im Zustand der Ruhe; eben so in Fiebern, bey rascher Abmagerung. Dagegen verschwindet bey dieser Zunahme von Harnstoff die Harnsäure aus dem Urin eines Menschen, welcher durch Haut und Lunge eine zur Oxydation der unzersetzten Gebilde hinreichende Menge von Sauerstoff in sich aufnimmt. Nach einer Wahrnehmung der französischen Aerzte finden sich die Bewohner der Stadt, welche an Steinbeschwerden leiden bald erleichtert, wenn sie aufs Land gehen und daselbst sich mehr Bewegung machen, indem die harnsauern Verbindungen (der Blasensteine) durch die vergrößerte Menge der Sauerstoffaufnahme in leichter lösliche oxydsaure Salze (Maulbeersteine) übergehen. Uebrigens ist auch die Nahrung hiebey nicht ohne mittelbaren Einfluß; bloß von Fleisch lebende Thiere erzeugen niemals Harnsteine; der Genuß von Fett und von manchen Weinen, in denen das zur Löslichhaltung der Harnsäure nöthige Alkali fehlt (was niemals bey den Rheinweinen der Fall ist) zieht die Erzeugung von Harnsäure nach.

Wenn dem menschlichen Körper durch Unmäßigkeit im Genuß der Nahrungsmittel ein Ueberschuß von Proteinverbindungen zugeführt wurde, dann zeigen sich die Blutgefäße mit Blut, die übrigen Gefäße mit Säften überfüllt; in den Eingeweiden entwickeln sich, wie bey Fäulnißprozessen Gase von verschiedner Art, die festen Ausleerungen werden abnorm verändert, selbst die Säfte in den Saug- und Lymphgefäßen gehen in abnorme Zustände über. Keine von allen diesen Erscheinungen dürfte sich zeigen, wenn die Nieren und Leber fähig wären, eine Zersetzung der löslich gewordenen, im Ueber-

schuß zugeführten Proteinverbindungen in Harnstoff, Harnsäure und Galle zu bewirken. Obgleich deßhalb anzunehmen ist, daß z. B. der Kohlenstoff der Galle bey den fleischfressenden Thieren nur aus den umgesetzten Gebilden des Leibes herkomme, so kann dieses dennoch nicht auch für die pflanzenfressenden Thiere gelten. Die Galle, welche bey diesen Thieren in viel größerer Menge abgesondert wird als bey den Fleischfressern, enthält weit mehr Kohlenstoff als aus der genossenen, stickstoffhaltigen Nahrung oder aus der Umsetzung der Gebilde hervorgehen könnte. Derselbe kann nur aus den stickstofffreyen Nahrungsmitteln gekommen seyn und er hat sich bey dem Entstehen der Galle mit einem stickstoffhaltigen Körper verbunden, der aus einer Proteinverbindung gekommen ist. Hiebey scheint das Amylon, dadurch, daß sich, wie bey der Entstehung von Fett eine gewisse Quantität Sauerstoff von seinen Elementen getrennt hat, das Meiste zur Bildung der Galle beygetragen zu haben. Die chemische Analyse sowohl als die Beobachtung des lebenden Thierkörpers unterstützen sich in diesem Falle gegenseitig; beyde führen zu dem Schluße, daß eine gewisse Quantität des Kohlenstoffes der stickstofffreyen Nahrungsmittel von der Leber der grasfressenden Thiere als Galle secernirt wird, während die weitere Forschung lehrt, daß bey diesen Thieren die stickstoffhaltigen Produkte der Umsetzung der Gebilde nicht direct und unmittelbar, wie bey den Fleischfressern zu den Nieren gelangen, sondern daß sie vor ihrem Austreten durch die Harnblase in gewissen andern Prozessen, und namentlich in der Bildung der Galle eine Rolle übernehmen. Mit den Elementen der stickstofffreyen Nahrungsstoffe werden sie der Leber zugeführt, kehren als Galle in den Körper zurück, dienen bey der Respiration und treten erst nach diesem geleisteten Dienst als Urin aus dem Leibe aus. Auch das Natron der Galle muß bey den pflanzenfressenden Thieren aus den Nahrungsmitteln gezogen werden, da das Natron der umgesetzten Gebilde bey weitem nicht hinreichen würde, um die große Quantität jener secernirten Flüssigkeit darzustellen.

Die Meynung, daß die stickstofffreyen Nahrungsmittel, in irgend einer Weise verändert, von dem Darmkanal aus geradezu der Leber zugeführt

werden, wo sie in Verbindung mit den Producten der umgesetzten Gebilde zur Galle werden, gewinnt dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß man im arteriellen Blute niemals eine Spur von Amylon oder Zucker auffindet, selbst bey Thieren, welche man ausschließend mit diesen Substanzen gefüttert hatte. Wie sich aber bey der Bildung der Galle und andern Absonderungen ein solcher unmittelbarer mitwirkender Einfluß der Nahrungsmittel zeigt, so muß dem Organismus auch in andern Fällen die Fähigkeit zuerkannt werden, fremde Materien, welche weder Theile noch Bestandtheile der Träger der Lebensthätigkeit sind, zu gewissen vitalen Zwecken dienstbar zu machen. Und so kennen wir auch viele Materien, welche auf den Act der Umsetzung der Gebilde wie auf den Ernährungsproceß einen bestimmten Einfluß ausüben, ohne ihre Elemente in den Verwandlungsproceß eingehen zu lassen. Es sind dieß solche Substanzen, deren Theile sich in einem gewissen Zustand der Zersetzung befinden, den sie auf alle Theile des Organismus übertragen, welche einer ähnlichen Umsetzung fähig sind.

Auch die Arzneystoffe und Gifte haben die Fähigkeit, durch ihre Elemente direct oder indirect Antheil an den Secretionsprocessen oder dem Stoffwechsel zu nehmen. Die erste Classe derselben, zu welcher die metallischen Gifte gehören, geht eine chemische Verbindung mit gewissen Theilen oder Bestandtheilen des animalischen Körpers ein, welche durch die Lebensthätigkeit nicht wieder aufzuheben ist. Die zweyte Classe (ätherische Oele, Campher, empyreumatische Materien, Antiseptica u. s. f.) besitzt die Eigenschaft, jenen Zustand der Umsetzung der Elementartheile der zusammengesetzten organischen Atome, den man als Gährung oder Faulniß benennt, zu hindern oder doch aufzuhalten. Endlich so nimmt die dritte Classe der Arzneystoffe durch ihre Elemente einen directen Antheil an den im Thierkörper vor sich gehenden Veränderungen, indem sie die vitale Thätigkeit einzelner oder mehrerer Organe steigert, so daß diese Arzneyen im gesunden Körper Krankheitserscheinungen hervorbringen können. Sie alle üben schon in sehr kleinen Gaben eine bemerkbare Wirkung aus; viele von ihnen wirken in größeren Massen als Gifte.

Die Wirksamkeit der Arzneymittel auf den Or-

ganismus läßt sich nur dadurch erklärbar finden, daß diese Stoffe im Magen gar keine eigentliche Veränderung ihrer Zusammensetzung erleiden; sie werden daselbst nur löslich gemacht, nicht aber zerstört, so daß sie ihre Eigenschaften selbst beym Uebertritt in die Blutmasse noch beybehalten, obwohl bey vielen von ihnen der Sauerstoff, der ihnen durch die Blutkörnchen in den Capillargefässen zugeführt wird, einen Stoffwechsel oder eine Formveränderung einleiten mag. In Folge dieser Aenderung kann dann der Einfluß solcher Arzneymittel auf die Secretionen und ihre Producte, welche ohne Ausnahme im thierischen Körper stickstoffhaltig sind, nicht ausbleiben.

Ihrer Zusammensetzung nach theilen sich die Arzneymittel in stickstoffhaltige und in stickstofffreye, von denen die ersteren die wirksamsten sind. Mit Ausnahme von drey solchen stickstoffhaltigen Substanzen (dem Coffein oder Theein, Theobromin und Asparagin) wirken alle stickstoffhaltigen Arzneymittel in gewissen Gaben als Gifte, unter denen das furchtbarste das Strychnin ist, während kein stickstofffreyes Arzneymittel in solchen Gaben giftig erscheint. Doch steht jene Eigenschaft keineswegs in geradem Verhältniß mit der Menge des Stickstoffes, indem gerade die stickstoffreichsten Pflanzenstoffe, welche man kennt, das in Kaffee und Thee enthaltene Koffein, so wie das Theobromin der Cacaobohne ganz ungiftig sind, während das Solanin und Picrotoxin, welche die geringste Stickstoffmenge enthalten, als starke Gifte wirken.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

Franc. Inghérami, Storia della Toscana. Fasc. 1. Fiesol. 1841.

Gius. Borghi, Sulle storie italiane dall' anno primo dell' era cristiana al 1840 discorso. Vol. I. Fasc. 1—6. Firenze 1841.

Giovanni Orti Manara, Di due antichissimi tempj cristiani Veronesi illustrazione. Verona 1840. 4.

Ferd. Tartini, Memorie sul buonificamento delle maremme toscane. Firenze 1838.

Alb. Schott, Die deutschen Colonien in Piemont, ihr Land, ihre Mundart und ihre Herkunft. Ein Beytrag zur Geschichte der Alpen. Stuttg. 1842.

Camillo Porzio, la Congiura de baroni del regno di Napoli contre il Re Ferdinando I. Pisa 1818.

Marco de Casotti, Le coste e isole della Istria e della Dalmazia. Zara 1840. 8.

Luigi Cibrario, Storia della monarchia di Savoia. Vol. 1. 2. Torino 1841.

M. J. Cordier, Mémoires sur les travaux publics. T. I. Sect. 1. 2. Paris 1841. 4.

Simonde de Sismondi, Histoire des Francais. Vol. 27. Paris 1842. 8.

Serpette de Marincourt, Histoire de France jusqu'à la mort de Louis IX. Vol. 1 — 3. Par. 1841.

M. J. M. Lehuërou, Histoire des institutions Mérovingiennes et du gouvernement des Mérovingiens jusqu'à l'édit de 615. Paris 1842.

M. A. Bazin, Histoire de France sous le ministère du Cardinal Mazarin. Vol. 1. 2. Paris 1842.

Petit de Baroncourt, Analyse raisonnée de l'histoire de France. Paris 1841.

Théodose Burette, Histoire de France, depuis l'établissement des Francs dans la Gaule jusqu'en 1830. Vol. 1. 2. Paris 1842.

M. Michelet, Précis de l'histoire de France jusqu'à la revolution française. Paris 1842.

Paul J. Jacob, Dissertations sur quelques points curieux de l'histoire de France et de l'histoire littéraire. Livr. 1 — 4. Paris 1838.

M. Mary-Lafon, président de l'institut historique de Paris, histoire politique religieuse et littéraire du midi de la France. Vol. I. Paris 1842.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. October.

Nro. 208. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie, von Justus Liebig.

(Schluß).

Es erscheint als Aeußerung eines inwohnenden Instinktes, daß die Menschen auf den Genuß eines heißen Aufgusses von Blättern gewisser Stauden oder der Abkochung gerösteter Saamen geriethen, und daß dieser Genuß ganzen Nationen zum Bedürfniß wurde; noch merkwürdiger aber ist es, daß die wohlthätigen Wirkungen auf die Gesundheit im Thee wie im Kaffee einer und derselben chemischen Substanz angehören, was bey so ungleichartigen Gewächsen aus so verschiedenen Pflanzenfamilien wie Erdstrichen auch die kühnste Phantasie nicht voraussetzen konnte. Wie der Fleisch essende Indianer im Tabaksrauchen ein Mittel entdeckte, das den Umsatz seiner Gebilde verlangsamet und hierdurch den Hunger erträglicher macht, so fanden die vorzugsweise von Pflanzenkost lebenden Völker, bey denen das Kaffee- und Theetrinken zuerst aufkam, in diesem Genuß ein Mittel, welches bey einem Ueberfluß an stickstofffreyen Nahrungsmitteln und bey dem Mangel der zum Umsatz der Gebilde nöthigen Bewegung die Erzeugung eines wesentlichen Bestandtheiles der Galle, des Taurins beförderte und hiermit den Respirationsproceß erleichterte und begünstigte. Denn die Bestandtheile des Koffeins oder Theeins so wie des Hauptstoffes der Spargeln (des Asparagins oder Althäins) können durch ein Hinzutreten von Wasser und Sauerstoff unmittelbar zu Taurin, das Theobromin zu Taurin und Harnstoff sich wandeln.

Die Wirkung der andern stickstoffhaltigen vegetabilischen Mittel, namentlich des Opiums, des Chinins u. s. f. äußert sich nicht in den Secretionsprocessen, sondern mehr an Gehirn und Nerven und es scheint, daß sie durch ihre Elemente an der Bildung oder Umsetzung der Gehirn- und Nervensubstanz einen Antheil nehmen. In der Cerebrinsäure, welche mit Natron verbunden den Hauptbestandtheil des Gehirnfettes ausmacht, erkennen wir eine Substanz, welche ihrer Zusammensetzung nach von den fetten Körpern wie von den stickstoffhaltigen Bestandtheilen des Blutes gänzlich abweicht, denn die Fette sind ganz frey von Stickstoff, die Proteinverbindungen aber enthalten gegen 17 pCt. Stickstoff, von welchen sich in der Cerebrinsäure nur $2\frac{3}{10}$ pCt. finden. Eben so erkennen wir in jenen wirksamsten Arzneystoffen ihrer Zusammensetzung nach ein Mittelding zwischen den Proteinverbindungen und den Fetten; sie alle enthalten eine gewisse Menge von Stickstoff, übrigens stehen sie zu der eben erwähnten Cerebrinsäure als organische Basen in einem Gegensatz des chemischen Charakters, denn die Gehirnsubstanz enthält einen viel größeren Antheil an Sauerstoff, als die organischen Basen. Auf dieselbe Weise demnach, in welcher man sagen kann, daß Fleischbrühe und Gallert, die beyde zur Blutbildung nicht dienen können, Nahrungsmittel für die ihrer Zusammensetzung entsprechenden Gebilde, Theein und Asparagin für die Leber sind, lassen sich auch die Arzneymittel, welche durch ihre Wirkung auf Gehirn und Nerven sich auszeichnen, als leicht assimilirbare Stoffe für jene unbekannten Organe betrachten, die zur Metamorphose des Blutes in Gehirnsubstanz bestimmt sind.

Was die Bewegungserscheinungen im

thierischen Organismus betrifft, so äußert sich, wie bereits erwähnt, die Lebenskraft als eine bewegende Kraft zuvörderst durch Aufhebung der zwischen den Bestandtheilen der Nahrungsstoffe wirkenden Kräfte (der Cohäsion und Affinität), durch Aenderung der Lage oder des Ortes, an welchen sich ihre Elementartheilchen befinden. Als eine Bewegung erzeugende Kraft giebt sich die Lebenskraft dadurch zu erkennen, daß sie die chemische Anziehung der Bestandtheile der Nahrungsstoffe überwindet und diese nöthigt, sich in einer neuen Ordnung mit einander zu vereinigen. Auf ähnliche Weise, als die Aeußerungen der chemischen Kräfte abhängig erscheinen von einer bestimmten Ordnung, in der sich ihre Elementartheilchen berühren, sind auch die Lebenserscheinungen unzertrennlich von der Materie; die Aeußerung der Lebenskraft in einem belebten Körpertheil wird bedingt durch eine gewisse Form des Trägers und durch eine gewisse Ordnungsweise seiner Elementartheilchen; heben wir die Form der Zusammensetzung des Organes auf, so verschwinden alle Lebensäußerungen.

Wenn wir uns denken, daß eine gewisse Quantität von Lebenskraft dazu verwendet werden mußte, um sich mit der chemischen Kraft ins Gleichgewicht zu setzen, dann bleibt noch immer ein Ueberschuß von Kraft, durch welchen die Zersetzung bewirkt wurde; in diesem Ueberschuß bestehet das Kraftmoment des belebten Körpertheiles; das fortwährende Vermögen, weitere Zersetzungen zu bewirken und seinen Zustand, seine Form und Beschaffenheit gegen äußere Einwirkungen zu behaupten. Dieser Ueberschuß kann nun auch hinweggenommen und in einer andern Weise verwendet werden, ohne daß das Bestehen des belebten Körpertheiles dadurch gefährdet würde, weil in solchem Falle nur ein Ruhe- oder Gleichgewichtszustand einträte. Zugleich aber würde freylich jener Körpertheil durch die Hinwegnahme des Ueberschusses seiner Kraft die Fähigkeit verlieren, an Masse zuzunehmen, weitere Zersetzungen zu bewirken und äußern störenden Einwirkungen zu widerstehen. Wenn ihm deßhalb in jenem Gleichgewichtszustande Sauerstoff zugeführt würde, dann stünde dem Streben von diesem, sich mit einem Element des belebten Körpertheiles zu vereinigen, nichts entgegen; je nach der Menge des zugeführten Sauerstoffes würde eine größere oder kleinere Portion des belebten Körpertheiles sein Leben verlieren und die Form einer chemischen Verbindung erhalten; es würde in ihm ein Stoffwechsel entstehen.

Von dem Zusammenhang dieses Vorganges mit den mechanischen Bewegungen, welche am Thierkörper vorkommen, giebt uns die Betrachtung der Voltaischen Säule ein erläuterndes Abbild an die Hand. Es ist hier nur die chemische Action, welche Säure und Zink auf einander ausüben, was die bewundernswerthen Thätigkeitsäußerungen des Drathes begründet, durch den die beyden Pole der Säule in Wechselwirkung gesetzt werden. Ein Theilchen Säure nach dem andren verliert seine, ihm zukommenden chemischen Eigenschaften und zu gleicher Zeit empfängt der Drath jene chemisch-galvanische oder magnetische Kraft, welche, je nachdem sie so oder anders geleitet wird, Lasten heben und in Bewegung setzen, oder andre Effecte der Art hervorbringen kann. Diese Kraft wird um so stärker, je größer die Menge der Säure und des Zinkes ist, welche durch ihre Verbindung eine Form- und Beschaffenheitsänderung erleidet.

Im thierischen Organismus geht die Bewegung des Blutes und der Säfte von Organen aus, welche, wie das Herz und die Eingeweide, die bewegende Kraft nicht in sich selbst erzeugen, sondern von andern Seiten her empfangen. Die Nerven sind die Leiter und Verbreiter mechanischer Effecte; durch sie wird die Bewegung nach allen Seiten fortgepflanzt; für jede Bewegung ist ein besonderer Nerv oder Nervenzweig als Leiter da. Die an einem Orte im Ueberfluß erzeugte Kraft wird dem andern durch die Nerven zugeleitet, durch diese empfängt das eine Organ den Ueberschuß der Lebenskraft des andern. Zugleich bemerken wir, daß alle willkührlichen wie unwillkührlichen Bewegungen, alle mechanischen Effecte im thierischen Körper begleitet oder abhängig sind von einer eigenthümlichen Form und Beschaffenheitsänderung in der Substanz gewisser belebter Körpertheile, deren Zu- oder Abnahme im engsten Zusammenhange steht mit der Quantität der Kraft, welche durch die Bewegungen verzehrt worden ist. Zunächst ist es ein Theil der Muskelsubstanz, welche in Folge der durch sie zur Aeußerung gelangten mechanischen Kraft ihre vita-

len Eigenschaften verliert und deren Substanz nun mit dem Sauerstoff in Verbindung tritt. Die Lebenskraft, die sich vorher in der Vermehrung der Masse und im Widerstand gegen äußere Störungen kund gab, hat jetzt zur Hervorbringung der mechanischen Kraft gedient, ist als Bewegung verzehrt worden. Der Stoffwechsel wie die mechanische Kraftäußerung stehen in diesem Falle in genauem Verhältniß mit der Menge des aufgenommenen, verbrauchten Sauerstoffes und des umgesetzten, belebten Stoffes.

Zur Unterhaltung der unwillkührlichen Bewegungen im Thierkörper wird in jedem Zeitmomente seines Lebens eine bestimmte Quantität Lebenskraft verbraucht und es findet deßhalb in den Organen jener unwillkührlichen Bewegungen ein unaufhörlicher Stoffwechsel statt, welcher jedoch bey der Gleichmäßigkeit der Bewegungen in einem beständig sich ausgleichenden Verhältniß der Zersetzung und Wiederergänzung steht. Anders dagegen ist es bey den willkührlich beweglichen Muskeln, in denen, wie an dem Schlußpunkt der beyden Drähte einer Voltaischen Säule, mittelst der von innen nach außen und von außen wieder nach innen gehenden Activität des Nervensystemes der Vorgang der Zersetzung und des mechanischen Effectes der Bewegung sich begegnen. Hier findet bey der Verwendung der Kraftmomente zu mechanischen Effecten ein Verbrauch und ein Austreten der Masse statt, welches aus zweyfachen Gründen eine Ergänzung durch den Schlaf bedarf. Einmal deßhalb, weil die während des Wachens durch die Umsetzung der Muskelgebilde frey werdende Kraft mittelst der Nerven dem Gehirn, von diesem aus aber den Sinnorganen mitgetheilt und hier verbraucht wird, dann aber auch, weil während des Bewegens keine Zunahme der Masse möglich war. Die erstere Art des Ausstrahlens der Kraft wird vorzüglich durch das Tageslicht und durch eine der Lebensthätigkeit zuträgliche Wärme bedingt und hervorgerufen; die Entziehung des Lichtes ist für die meisten der vollkommneren Thiere eine Ursache des Schläfrigwerdens. Die Kraft wird jetzt auf die Vorgänge des innern Haushaltes der Wiederergänzung und Ernährung der organischen Theile (auf Bildungseffecte) verwendet; während der Zunahme der Masse bleiben die organischen Effecte der willkührlich beweglichen Muskeln, wie die Thätigkeit der Sinnen ausgesetzt, und eben hierdurch characterisirt sich der Schlaf.

Die Pflanze bedarf deßhalb keines solchen Wechsels der Ruhe und Kraftäußerung, weil sich in ihrem Organismus keine Nerven, keine Ableiter der Kraft und kein Ausstrahlen durch die Sinne finden. Deßhalb hat sie das Vermögen, die stärksten chemischen Anziehungen zu überwinden und Zerlegungen, namentlich der Kohlensäure, so wie neue Zusammensetzungen der organischen Elemente hervorzubringen, deren die thierischen Organismen niemals fähig sind.

Die Kraft, welche in dem Körper eines erwachsenen Mannes zu mechanischen Zwecken ohne allen Nachtheil für das Wohlbefinden verwendbar ist, wird in der Mechanik zu einem Fünftel seines ganzen Körpergewichtes angenommen. Wenn wir dieses Gesammtgewicht eines männlichen Körpers auf 150 Pfund setzen, dann entspricht das von ihm verwendbare Kraftmoment einem Gewicht von 30 Pfunden, welches er acht Stunden lang mit einer Geschwindigkeit von 5 Fuß in 2 Secunden fortbewegen, mithin 72,000 Fuß weit tragen kann. Für jede Secunde ist sein Kraftmoment gleich 30mal $2\frac{1}{2}$ oder 75, für die ganze Tageszeit sein Bewegungsmoment 30mal 72,000 oder 2,116,000. Durch die Wiederherstellung seines Körpergewichtes in einem siebenstündigen Schlafe sammelt der Mann wieder eine Summe Kraft an, die ihm am nächsten Tag dieselbe Bewegung gestattet.

Der Schlaf, mit Beyhülfe der Nahrungsmittel, bewirkt diesen Wiedererſatz des Verlornen dadurch, daß in ihm die Bildungseffecte über die mechanischen Effecte (des Bewegens und der hiermit verbundenen Zersetzung) vorherrschend werden. Daher läßt sich dieses verschiedenartige Verwenden der Lebenskraft zu mechanischen oder Bildungseffecten in den verschiedenen Lebensaltern des Menschen selbst durch die Dauer des täglichen Schlafes andeuten. Der Säugling bedarf 20, der Mann 7, der Greis meist nur $3\frac{1}{2}$ Stunden zu seinem Schlaf. Bey dem Manne findet zwischen dem Verbrauch und Ersatz der Kraft ein vollkommnes Gleichgewicht statt, beym Säugling und Greis weichen Ersatz und Verbrauch von einander ab. Setzen wir im

männlichen Alter den größeren Kraftverbrauch während der 17 Stunden des Wachens gleich dem geringeren Kraftverbrauch zur Wiederherstellung des Gleichgewichtes im Schlafe, so daß die Summe der Bildungseffecte jener der mechanischen in 7 Schlafstunden und 17 Wachstunden sich wie 100 zu 100 gleich steht, dann ist das Verhältniß der mechanischen Effecte zu den Bildungseffecten beym Säugling wie 25 zu 250, beym Manne wie 100 zu 100, beym Greis wie 125 zu 50; das Verhältniß mithin der Zunahme zur Abnahme im Säugling wie 100 zu 10, im Erwachsenen wie 100 zu 100, im Greise wie 100 zu 250. In einem entsprechenden Maaße finden wir dann auch die Summe namentlich der unwillkürlichen Bewegungen, z. B. des Herzens (Pulsschlages) vom Säuglingsbis zum Greisenalter sich vermindern und das Kraftmoment, welches der Körper des Greises zu verwenden hat, beträgt statt 30 Pfund nur noch 12.

Ein jeder Stoff, jede chemische oder mechanische Thätigkeit, welche die Wiederherstellung des Gleichgewichtes in den Aeußerungen der Ursachen des Verbrauches und des Ersatzes in der Art ändert oder stört, daß sich ihre Wirkung den Ursachen des Verbrauches hinzufügt, heißt Krankheitsursache; es entsteht Krankheit, wenn die Summe von Lebenskraft, welche alle Ursachen von Störungen aufzuheben strebt, kleiner ist, als die einwirkende, störende Thätigkeit. Tod heißt der Zustand, in welchem aller Widerstand der Lebenskraft völlig aufhört; so lange dieser Zustand nicht eintritt, äußern die belebten Körpertheile stets noch einen Widerstand. Der Beobachtung giebt sich die Wirkung einer Krankheitsursache in dem gestörten Verhältnisse kund zwischen dem, einem jeden Lebensalter zukommenden Verbrauch und Ersatz. Ein Kind erträgt, leicht gekleidet Abkühlung durch hohe Kältegrade ohne Nachtheil der Gesundheit, während ein hoher Wärmegrad, der den Stoffwechsel hindert, bey ihm einen krankhaften Zustand nach sich zieht. Dagegen tritt bey hoch betagten Greisen und Greisinnen schon der Tod (wie ein schmerzloses Einschlafen) ein, wenn ihr Schlafgemach bis auf einen Grad abgekühlt wird, in welchem der Mann noch eines gesunden Schlafes genießen würde.

Der Widerstand eines belebten Körpertheiles gegen den Verbrauch ist nichts anders als Widerstand gegen die Einwirkung des Sauerstoffes, welcher den Stoffwechsel oder den Verbrauch begründet. Wenn jener Widerstand sich abnorm vermindert, dann nimmt in gleichem Maaße der Stoffwechsel, die innere Wärme und die Beschleunigung der Bewegungen zu. Dieser Zustand heißt Fieber, und wenn die im Uebermaaß durch den Stoffwechsel erzeugte Kraft auf die Apparate der willkürlichen Bewegung übergetragen wird: Fieberparoxysmus.

Umgekehrt wird dem Ernährungsproceß eine Gränze gesetzt, die Secretion der Galle und des Urins gehemmt und hiermit Abnahme der Wärme und im Verlauf des Zustandes der Tod (ohne Fieber) herbeygeführt, wenn die Blutkörperchen die Fähigkeit verlieren, Sauerstoff aufzunehmen und abzugeben, so wie die gebildete Kohlensäure fortzuführen, denn hiermit zugleich auch hört der Stoffwechsel auf. Jene Fähigkeit der Blutkörperchen scheint vornämlich mit dem Gehalt an Eisen in Verbindung zu stehen, von welchem 10 Pfund arterielles Blut $61\frac{1}{2}$ Gran im Zustand des Oxyds, 10 Pfund venöses Blut, $55\frac{1}{7}$ Gran im Zustand des Oxyduls enthalten, während diese $55\frac{1}{7}$ Gran Eisenoxydul sich zugleich mit $34\frac{4}{5}$ Gran Kohlensäure verbinden können, wobey sie in Gasform 73 Kubikzoll einnehmen würden. Das im Blut vorhandene Eisen, als Eisenoxydul gedacht, reicht demnach hin, um den Träger der doppelten Menge von Kohlensäure abzugeben, welche auf Kosten des in die Lunge eingeathmeten Sauerstoffs erzeugbar ist. Wie in der äußeren Natur die elektromagnetischen Prozesse, so scheint im thierischen Organismus die Lebenskraft auf das Eisen einen wesentlichen Einfluß zu haben; in ähnlicher Weise wie den Stoffen der äußern Natur die leitende Empfänglichkeit für die elektromagnetischen Kräfte, mag auch gewissen inneren Elementen des Thierleibes die Empfänglichkeit für den Wechselverkehr mit der Lebenskraft geraubt werden können, wie dieß auf eine plötzlich in die Augen fallende Weise durch das Einathmen des Schwefelwasserstoffs und der Blausäure geschieht. — So hängt der Anfang und das Ende des Lebens mit einem organischen Chemismus zusammen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. October.

Nro. 209. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Geschichte der goldenen Horde in Kiptschak, d. i. der Mongolen in Rußland. Von Hammer-Purgstall. Mit Beylagen, Stammtafel ꝛc. Pesth 1840. gr. 8.

Obwohl Hr. v. Hammer irgendwo von „Zusammenstoppeln mittelalterlicher Geschichten Griechenlands“ redet und dadurch ohne Zweifel seine Geringschätzung gewisser Arbeiten über Morea verräth, muß ich — gegen meine Gewohnheit — diesen kleinen Unglimpf dennoch übersehen, um den ausgezeichneten und berühmten Literaten nach Kräften gegen die etwas vandalische Behandlung deutsch-rußischer Akademiker beyzustehen. Zwar könnte sich Hr. v. H. am besten selbst vertheidigen und ist seine im Druck erschienene Preisbewerbungsschrift im Grunde die schönste Apologie. Allein die Beurtheilung der Handschrift durch die St. Petersburger Akademie scheint in mehrfacher Beziehung so ungerecht und leidenschaftlich, daß man sich mit Unterdrückung eigener Empfindlichkeit schon im Gefühle gekränkter Nationalehre gegen solche Abnormitäten auflehnen und verwahren muß. Seitdem es in Europa Preisfragen, Akademieen und Gelehrte gibt, hat sich — deß sey der Leser überzeugt — gegen wissenschaftliche Erzeugnisse eminenter Männer Niemand solch' hochmüthige, wegwerfende, durch nichts zu rechtfertigende Sprüche erlaubt, wie die beyden Akademiker Frähn und Schmidt zu St. Petersburg. Die Gedanken dieser Männer sind so unfreundlich und tückisch, der Ausdruck besonders in der Kritik Hrn. Schmidts in vielen Stellen so trivial und von der Anmuth, Eleganz und Feinheit europäischer Rede entfernt, daß man am Beurtheiler manchmal den achtbaren Gelehrten kaum mehr erkennt. Bey den gelehrtesten, von Humor und Geistesfülle überströmenden Bemerkungen des Verfassers exclamirt Hr. Schmidt durch alle Tonarten gemeiner Scurrilität: „Da haben wir's! Sie! Charmant! Wozu das Alles? Sehr einfältig! Nebel und Schwebel! Kein wahres Wort an Alle dem! Gehört gar nicht hieher! Sie! Sie!“ Und Hammers bewundrungswürdige Gewandtheit, gereimte Prosa und Sylbenmaaß orientalischer Werke im Deutschen bildlich nachzuahmen wird von Hrn. Frähn — vermuthlich eben so fein als kunstsinnig — bald mit „miserable Knüppelreime,“ bald mit „Brocken schaler Begeisterung“ taxirt.

In Europa bildet sich in solchen Fällen zwischen Preisbewerber und Beurtheiler gleichsam unbewußt eine Art Sympathie, eine geheime Allianz: der strenge Richter bey allem Gefühle für Recht und Billigkeit nimmt gleichsam die Partie des mühvoll und redlich werbenden Candidaten, preiset und hebt hervor das Gelungene, das Neue und Schöne, tadelt mit Maaß, verwirft Irriges mit Schonung, lobt, ermuntert und belohnt, wo nur immer das Gute in billiger Würdigung das Verfehlte überwieget. Selbst im Verneinen und Widersprechen wohlwollend, human und gerecht zu seyn, das ist Merkmal europäischer Gesittung. Und leider fällt die Härte und Ungerechtigkeit, über die sich jeder Billige beschweren muß, nicht National-Russen, sondern zwey Männern zur Last, die ihrem Namen nach dem Deutschen Volke angehören, und deren Verfahren wahrscheinlich von den ächt Moskowitischen Gelehrten selbst nicht gebilligt wird. Oder man müßte aus Art und Styl, wie zu St. Petersburg die gelehrteste und mühvollste Arbeit eines ruhmgekrönten Deut-

schen behandelt wird, den Schluß ziehen, daß man dort von einem auf Gleichheit und gegenseitige Achtung gestützten Verkehr mit uns auch in der Literatur nichts mehr wissen will.

Wie einst die in fünf Sprachen ausgefertigten Ordonnanzen des Groß-Chan's von Karakorum nach den vier Weltgegenden ausliefen, so gieng das akademische Programm von St. Petersburg russisch, deutsch und französisch über ganz Europa, um neben den einheimischen Gelehrten auch die Orientalisten der auswärtigen Völker zum Festmahle des Preises einzuladen.

Man forderte eine Geschichte des Ulusses Dschudschi's, oder der sogenannten goldenen Horde, kritisch bearbeitet nach Grundlage sowohl der orientalischen, besonders der muhammedanischen Geschichtschreiber und der Münzdenkmäler der Chane dieser Dynastie selbst, als auch der alten Rußischen, Polnischen, Ungarischen ꝛc. Chroniken und der sonstigen in Schriften gleichzeitiger Europäer zerstreuten Nachrichten.

Darstellung des Ursprunges und ersten Auftretens der Mongolen, Schilderung der Individualität dieses einst so merkwürdigen Volkes, der Eigenthümlichkeiten seiner Institutionen und Lebensweise, der ursprünglichen religiösen Begriffe desselben, sowie des Einflusses, den später angenommene Glaubensmeynungen des Islams und des Buddhaismus auf seine Cultur geübt, sollte Eingang des Werkes seyn. Der Bearbeiter sollte, nachdem er den Leser mit den frühern Schicksalen und Eroberungen dieses Volkes unter Tschingis-Chan in gedrängter Kürze bekannt gemacht, die Epoche ausmalen, wo die wilden Mongolen-Horden auf demjenigen Schauplatz auftraten, von dem aus der Schrecken ihres Namens zuerst über Rußland fuhr; er mußte dann ihre verheerenden Züge durch dieses Reich bis zu den westlichen Ländern, ihre Unterjochung Rußlands, die Gründung des Dschudschi-Ulusses, die Entwickelung und Ausbildung desselben, seine geographische Ausdehnung, seine Beziehung zum Mongolischen Groß-Chanat, seine Verhältnisse zu Rußland, die Wechsel seiner Schicksale im Verlauf der Zeiten, seine Schwächung durch innere Zwiste und Parteyungen, seine früheren Spaltungen und seine endliche Auflösung in mehrere kleine Chanate zusammenhängend und detaillirt erzählen, in so weit es wenigstens die menschlicher Betriebsamkeit erreichbaren Materialien gestatten wollen.

Anfangs Januar 1833 ward diese Preisaufgabe der politisch-historisch-philologischen Classe der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg bekannt gemacht, und der 1. August 1835 als äußerster Termin für Ablieferung der Arbeiten festgesetzt.

Obgleich die Frage eine höchst wichtige Epoche der Rußischen Geschichte umfaßt und für einheimische Literaten besondern Reiz haben mußte, war dennoch auf keine große Anzahl Bewerber, wenigstens im Inlande, zu rechnen, theils wegen der Kürze der Zeit, theils wegen des ungewöhnlichen Reichthums an Wissen und Gelehrsamkeit, ohne welchen sich Niemand an einen solchen Gegenstand wagen durfte.

Gegen alle Erwartung und zu großem Verdruß der kais. Akademie meldete sich aber im weiten Russen-Reiche Niemand, und gieng auch vom Auslande nur die Arbeit des Hrn. v. Hammer ein, aber eine Arbeit, die nachher im Drucke 542 Seiten in gr. 8. füllte und als ein erstaunenswürdiges Monument deutschen Fleißes, deutscher Kunst und Geistesschnelle gelten muß. Aber wie in Unwillen über eine mißlungene Speculation und zugleich um die Deutschen auf der empfindlichsten Stelle zu reizen und zu verletzen, ließ man das eingesandte Riesen-Elaborat mit éclat nicht nur durchfallen, sondern man machte auch — gegen alle Gewohnheit akademischer Procedur — die Kritik der verurtheilten Arbeit durch den Druck bekannt.

Denn aus dem Laufe der Verhandlungen stellt sich nicht undeutlich heraus, daß man nur hinterlistig die ausländischen Gelehrten in Bewegung setzen wollte, damit Einheimische die eingelaufenen Arbeiten als Material und Abendländische Contribution zum Bau ihres eigenen Werkes benützen könnten. Einen historischen Apparat wollte man durch fremdes Talent herbeyschaffen, um dann mit Hilfe Rußischer Archive den Preis und die Ehre patrio-

tisch selbst einzuthun. Diesen Preis und diese Ehre, oder auch nur eine öffentliche Belobung keinem Ausländer zu gönnen, scheint im Herzen der akademischen Commission, wie es scheint, schon im Anbeginn festgestellter Plan gewesen zu seyn.

Einer Riesenarbeit, wie dieser Hammer'schen von drey ausgesetzten Preisen keinen zuerkennen, ihr sogar auch noch eine belobende Anerkennung oder sogenannte Ehrenerwähnung versagen, ist in der That schon mehr als man ertragen kann. Allein über diese Demüthigung hinaus einen Mann von solcher Superiorität noch mit Insulten und Hohn überdecken, ist doch gewiß ein kaum zu rechtfertigender Act von Seite vortheilhaft bekannter und hochgestellter Literaten.

Daß sich ein Gelehrter vom Gewichte des Hrn. v. H. an das Thema machte, erregte gleich Anfangs die üble Laune der HHrn. Akademiker. Man suchte von einem so gefährlichen und gewagten Unternehmen abzuschrecken, weil vollständige Kenntniß der slavischen Sprachen und genaue, einem Fremden doppelt schwierige, wo nicht völlig unmögliche, Durchforschung der handschriftlichen in Rußischen Klöstern und Archiven verborgenen Chroniken für Lösung der Frage erforderlich sey. Herr v. Frähn rieth sogar brieflich ab und sandte die vom Verf. während der Arbeit erbetenen neuen Produkte der St. Petersburger Presse nicht.

Statt die Preisfrage, wie sonst üblich, nach erfolgtem Verwerfungsact der eingelaufenen Beantwortung sogleich wieder zum zweytenmale auszuschreiben, vertagte man sie auf mehrere Jahre „bis sich erst Rußische Orientalisten gebildet hätten, deren Schultern zu solcher Arbeit fähig." „Dann dürften Sie, schrieb Hr. v. Frähn dem Verf., freylich nicht wieder als der einzige Bewerber auftreten." Unter dem Dutzend namentlich aufgeführten Orientalisten Rußlands, die man als magnae spes altera Romae hinstellt, verschweigt Hr. v. Frähn sonderbarer Weise Wassilj Gregorieff, den einzigen, von welchem vielleicht eine genügend tüchtige Beantwortung der Aufgabe zu erwarten wäre.

Aber auf irgend einen Grund müssen die Hrn. Akademiker ihr Verwerfungsurtheil ja doch stützen, wäre es auch nur der Form wegen.

Was tadeln denn also eigentlich diese gelehrten Moskowiten an Hammer's Preisebewerbungsschrift? Was rief eine so herbe Kritik und eine so ungewöhnlich geschärfte Strafe auf das Elaborat herab? Der Ursachen des Zornes sind hauptsächlich drey: I. der materielle Umfang des Werkes, II. der Name des Verfassers und III. mehrere historische und insbesondere philologische Uebersehen im Texte des Werkes selbst.

Hrn. v. Frähn hat schon vor Oeffnung des Fascikels das Massenhafte der Arbeit erschreckt, Hrn. Schmidt aber — er sagt es selber — gar beym bloßen Anblick der dickleibigen Abhandlung Entsetzen befallen, und der gelehrte Akademiker hat sich „kennerhaft den Kopf schüttelnd" selbst befragt, wie es möglich sey, den wohlbekannten Apparat zu einer Geschichte der goldenen Horde zu einer so stattlichen Ausdehnung anzuschwellen.

Sey es Eitelkeit, oder Zufall, oder Nothwendigkeit, Hr. v. H. nannte sich in einer Stelle als Verf. des eingesandten Manuscripts, und dieser einzige Umstand rief gleich anfangs, wie Hr. Schmidt eingesteht, die ganze Strenge der Richter auf das umfangreiche Thema herab, weil man die Forderungen an die Arbeit eines so hochgestellten und gefeyerten Orientalisten weit höher stellen müsse, denn an einen gewöhnlichen, bescheidenen und weniger gepriesenen Concurrenten aus dem großen Haufen der Gelehrten.

Hr. v. Hammer, das soll er nicht vergessen, hat durch den unermeßlichen Bereich seines Wissens und durch den Glanz seines Ruhmes uns alle schon längst erbittert und eifersüchtig gemacht. Mit Freuden ergreift die Sippschaft der Gelehrten jede Veranlassung, den hochmüthigen Imperator zu demüthigen und dem schwellenden Strome seiner Herrschaft durch gemeinschaftliche Mühe Gränzen zu stecken. Ein Tyrann in der Litteratur ist ja noch weit unerträglicher als ein Dictator perpetuus im politischen Staatenverbande.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

J. Mahé, Essai sur les antiquités du Département du Morbihan. Vannes 1825.

A. C. N. de Lateyssonière, Recherches historiques sur le département de l'Ain. T. 1 — 3. Bourg. 1838 — 1841.

Charles Du Fresne Du-Cange, Histoire de l'état de la ville d'Amiens et de ses comtes. Amiens 1841.

M. Coste, Réunion de Strasbourg à la France. Strasb. 1841.

Cauchois-Lemaire, Histoire de la révolution de 1830. T. I. Par. 1842.

M. Vinet, Mémoires du Comte Belliard, Lieutenant-Général, Pair de France, écrits par lui-même. Vol. 1 — 3. Paris 1842.

M. Ch. Lacretelle, Dix années d'épreuves pendant la révolution. Par. 1842.

M. A. Thiers, De la monarchie de 1830. Paris 1831.

Dr. W. Dönniges, Geschichte des deutschen Kaiserthums im 14. Jahrhundert. Von Heinrich VII. bis auf den Tod Karls IV., 1308 — 1378. Abth. II. 1. Berlin 1842.

Dr. Ed. Gervais, Politische Geschichte Deutschlands unter der Regierung der Kaiser Heinrich V. und Lothar III. Th. 1. Leipzig 1841.

Heinr. Luden, Geschichte der Teutschen. Bd. 1. Jena 1842.

Karl Diet. Hüllmann, Geschichte des Ursprungs der deutschen Fürstenwürde. Bonn 1842.

Dr. H. Döring, Die Thüringer Chronik. Lief. 10 — 15. Erfurt 1841.

A. L. Grimm, Die malerischen und romantischen Stellen der Bergstrasse, des Odenwaldes und der Neckargegenden in ihrer Vorzeit und Gegenwart geschildert. Heft 1 — 11. Darmstadt 1842.

Dr. Ludw. Fr. Heyd, Ulrich Herzog zu Württemberg. Ein Beytrag zur Geschichte Württembergs und des deutschen Reichs im Zeitalter der Reformation. Th. 2. Tübingen 1841.

Fr. Köllner, Geschichte des vormaligen Nassau-Saarbrück'schen Landes und seiner Regenten. Liefer. 1. Saarbrücken 1841.

K. Schöppach, Hennebergisches Urkundenbuch. Th. 1. Die Urkunden des gemeinschaftlichen Hennebergischen Archivs zu Meiningen. Meiningen 1842. 4.

Fr. J. Löhrer, Geschichte der Stadt Neuß von ihrer Gründung an bis jetzt, nach gedruckten und handschriftlichen Quellen verfaßt. Neuß 1840.

Das pittoreske Oesterreich oder Album der österreichischen Monarchie. Heft 1 — 20. Wien 1841. 4.

Pietr. Nutrizio Grisogono, Notizie per servire alla storia della Dalmazia. Trevigi 1780. 4.

Joh. Ludw. Chr. Graf von Barth-Barthenheim, Oesterreichs geistliche Angelegenheiten in ihren politisch-administrativen Beziehungen. Wien 1841.

F. L. Bar. v. Medem, die beßten Pommerschen Chroniken. Abth. I. 2. Anclam 1841.

Dr. S. R. Schneider, Preußen und die Constitutionsfrage. Danzig 1842.

Theod. Schelz, Waren germanische oder slawische Völker Ureinwohner der beiden Lausitzen? Gekrönte Preisschrift. Görlitz 1842.

De la Prusse et de sa domination sous les rapports politiques et religieux, spécialement dans les nouvelles provinces. Par. 1842.

Langbein, Zur Beurtheilung der Schrift des Herrn von Bülow-Cummerow: Preußen, seine Verfassung ꝛc. Berlin 1842.

P. Willemsen, Die Rheinprovinz unter Preußen. Elberfeld 1842.

Bülow-Cummerow, v., Preußen, seine Verfassung, seine Verwaltung und sein Verhältniß zu Deutschland. Berlin 1842.

— — Ueber Preußens Finanzen. Berlin 1841.

Urkundliches zur Geschichte und Verfassung der Provinz Preußen. Berlin 1841.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. October.

Nro. 210. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Geschichte der goldenen Horde in Kiptschak, d. i. der Mongolen in Rußland.

(Fortsetzung.)

Schlimm wäre es für seine Neider, aber zugleich der größte Dienst für ihn selbst und die Wissenschaft, wenn es Hr. v. H. über sich vermöchte mehr in die Tiefe als in die Weite zu arbeiten, eben so abgöttisch der Form als der Materie zu huldigen, eine geringere Zahl Werke zu verfassen, aber etwas mehr Sorgfalt auf das Schnitz- und Schnörkelwerk und auf die Arabesken seiner litterarischen Prachtbauten zu verwenden, mit einem Worte, eben so rein und classisch im Style, eben so gewissenhaft, wachsam und nüchtern in Sichtung des Stoffes und in symmetrischer Anordnung des Einzelnen als zermalmend und cyklopenhaft im Zusammenhäufen des Ganzen und im Aufthürmen der Massen zu seyn. Ein einziges Werk, wenn vollendet, gibt die Unsterblichkeit. Aber wer den brennenden Thatendrang, die Unruhe, das expansive, bewegliche, ungeduldige, tobende ingenium des Hrn. v. H. kennt, weiß auch, daß jeder Rath dagegen verlorne Mühe, und Zähmung des wilden Elementes ihm selbst unmöglich ist. H. ist kein Mann des Details, der Feile, der multa litura, und giebt Blößen, die man bey Leuten niedern Namens zwar ausstellt, und kritisch beleuchtet, an diesem Manne aber mit ambitiösem Erstaunen bemerkt, mit Hohn und Bitterkeit marktschreyerisch herumposaunt und am Ende schadenfroh als Substrat allgemeiner Verwerfung oder Verdächtigung der unschätzbaren Hammer'schen Werke unterlegt. Seht nur einmal, heißt es, ob man nicht alles Vertrauen auf einen morgenländischen Uebersetzer verlieren muß, wenn er z. B. die Petschenegen Rauchtaback für Hirse essen, und statt aus Hirse, Wein aus Tabacksblättern pressen läßt? — Und wirklich hat Hr. v. H., natürlich nur aus Unachtsamkeit, die Türkische Phrase „Meekulleri duchn dür", ihre Speise ist Hirse, mit „Ihre Speise ist Rauchtaback" übersetzt, weil er in Eile das Arabische Wort duchn, die Hirse, mit duchan, der Rauchtaback verwechselte, und in der andern Stelle statt duchndan chamr ittichaf ederler, d. i. aus Hirse bereiten sie Wein, wieder duchandan, aus Rauchtaback, gelesen hat. Weniger tumultuarische Gelehrte sehen die Orthographie fremder Wörter genauer an und wissen دخن von دخان beym ersten Blick zu unterscheiden.

Mehr aber als alle philologisch-grammatische Sünden des Verf. erbitterte seine Moscowitischen Rhadamanten die höchst unglückliche Version einer die Rußische Nation betreffenden Stelle Ibn-Fozlan's. „Nie," heißt es in der Türkischen Copie dieses Arabers, „sah ich Menschen von vollkommnerem Körperbau als die Russen: sie sind wie Palmbäume und von röthlich weisser Farbe." In der Werbeschrift des Hrn. v. Hammer aber stand: „Ich sah keinen Rußen von vollkommenem Körper: sie sind gelb und weiß wie Datteln." Kimse gjörmedum heißt im Türkischen freylich: „ich sah keinen" aber den vorausgehenden Ablativ rosdan hätte der gelehrte Herr doch auch nicht übersehen sollen. *)

*) Der Comparativ wird im Türkischen durch den Ablativ des einen der beyden zu vergleichenden Gegenstände ausgedrückt, z. B. Du bist älter als ich, sen ben-den yaschlü sin. Die Tscherkessen sind schöner als die Russen, rosdán tscherkes güsél dür.

Nachl gibi heißt nicht „wie Datteln“ sondern „wie Palmbäume“, deren Früchte (die Datteln) man belah oder churma nennt, was Hr. von Hammer im Grunde so gut als jedermann gelernt hat. Hr. von Frähn will aber nun einmal nicht, daß seine Russen dattelgelb und verkrüppelt seyen. Könnte Hr. v. H. diese und ähnliche Stellen mit der frostigen Ruhe eines Schulpedanten lesen, hätte er sie eben so richtig übertragen als seine Kritiker.

Die Russen sind eitel und lassen sich gerne loben. Deßwegen hat auch Hr. v. H. groß Unrecht, der ruhmvollen Tataren-Schlacht bey Kulikow (8. Sept. 1380), wo die geplagten Moskowiter unter ihrem heldenmüthigen Dimitri Donskoi an die 200,000 ihrer muhamedanischen Peiniger erschlugen, in seinem Werke nur oberflächlich und gleichsam im Vorbeygehen zu gedenken. Eben so hat der Verf. die Eroberung des tatarischen Chanates Kasan durch den Czar Iwan glanzvoll auszumalen unterlassen, und auch den Schlachttag an der Kalka, obgleich für Rußland verderblich, nicht tragisch-preisend genug hervorgehoben. Hätte er diese drey Glanzpunkte des Rußenvolkes mit Farbenpracht und Wärme, ehrgeizig und leidenschaftlich herausgestellt, hätte man sicherlich viele Sünden verziehen, und ihm höchst wahrscheinlich einen der drey Preise mit Jahresfrist zur Verbesserung der Mängel zuerkannt. Trockene Correktheit allein genüget den Völkern im großen Panorama ihrer Geschicke nicht mehr,

Non satis est pulchra esse poëmata, dulcia sunto.

Mängel dieser Art entschuldigen indessen weder die Ungerechtigkeit des Hrn. v. Frähn, noch die in vielen Stellen erweislich unwissende Kritik des Hrn. Schmidt. Letztgenannter, des Türkischen und Persischen gleich unkundig, versteht nur Neu-Mongolisch und bürdet in seiner alles Maaß überschreitenden Tadelsucht häufig die eigene Unwissenheit dem Verf. als Verbrechen auf. Nicht zufrieden, rein Persisches und Türkisches für Mongolisch zu erklären, beurtheilt er die Hammer'sche Orthographie türkischer Wörter nach der Aussprache roher unwissender Steppen-Mongolen, deren höchst bezeichnende, von Wassaf ursprünglich persisch geschriebene und durch Hammer in gereimter Prosa meisterhaft nachgeahmte Schilderung Hr. Schmidt insulse und imperite lächerlich macht. „Bah!“ ruft Hr. Schmidt, „wenn die im Pfeilschießen und Pferderennen siegenden Mongolen „Mordio“ riefen, stammen sie ja von den Franzosen ab, die Mort Dieu! fluchen.“ Das ist gewiß eine witzige und sinnvolle Bemerkung und mit einer andern, äußerst feinen Randglosse desselben rußischen Kritikus über ein persisches Dichtercitat zur Parallele zwischen Mongolen und Türken auf gleiche Linie zu stellen: „Gehört dieses, wie so viel anderer Schofel, in die Geschichte der goldenen Horde?“

Billig im Urtheile und anständig im Ausdrucke war unter den drey Richtern nur das Votum des Hrn. Staatsrathes v. Krug. Dieser humane Gelehrte fand im Hammer'schen Elaborate einen solchen Schatz von ächtem historischen Wissen, von wahrhaft Neuem, von feinen und belehrenden Wendungen, daß er im Interesse der Wissenschaft selbst dem Verf. eine Jahresfrist zur Ergänzung und Verbesserung des Mangelhaften durch gemeinsamen Beschluß der akademischen Commission gönnen wollte. Aber Zorn und Wuth der beyden andern Votanten verhinderten den gerechten Spruch.

Dem Inhalte nach betrachtet ist dieses Werk eines der lehrreichsten und nützlichsten der neueren historischen Literatur, eben weil es sich mit dem Geschicke eines großen, Europa in vielfachem Sinne aufregenden und beunruhigenden Volkes beschäftiget und zum Verständniß seines Charakters, seiner Gemüthsart, seiner Anlagen und politischen Erziehung, seiner Vergangenheit und seiner Gegenwart neue Quellen eröffnet und unbekannte Daten liefert. Die Gegenwart ist ja nur aus der Vergangenheit zu erklären und aller Wirkung geht eine Ursache voraus.

Ueberhaupt sind Hammers Werke über den Orient eine historische Schule, in der jedermann lernet ohne den Meister zu nennen, wo jedermann sich Raths erholet, ohne es einzugestehen, jedermann wie in voll gespeicherten offenen Vorrathskammern seinen Bedarf herausnimmt, ohne zu sagen, woher Kunde und Einsicht gekommen. In diesem Punkte gerechter als andere, bekennet man gerne, daß ich eine das Trapezuntische Hosleben bezeichnende, aber corrumpirte und bis jetzt unverständliche Stelle im

spanischen Gesandtschaftsbericht des Ruy Gonçales Clavigo erst aus dieser Schrift des berühmten Universalmagisters orientalischer Dinge verstehen lernte. Gonçales Clavigo kam auf seiner Sendung an Timurs Hof bekanntlich durch Trapezunt (1402), wo ihn Kyr Manuel, Groß-Comnen und Kaiser des Orients, mit aller seinem Range gebührenden Auszeichnung empfieng: vinieron los à ver dos Caballeros los mas honrados de casa del Emperador, é los mas privados, y el uno avia nombre Horchi *), que quiere decir come page que lleva el arco ante el Emperador. Nun sollen uns die beyden giftigen Recensenten Frähn und Schmidt erklären, was dieses verstümmelte Wort ... horchi der castilianischen Handschrift bedeute und wie es eigentlich lauten soll. Der eine mit seiner Kasan'schen Numismatik vermag das Räthsel eben so wenig zu lösen als der andere mit seiner Abhandlung über die östlichen Mongolen. Hr. v. H. dagegen erläutert bey der Aufzählung der Mongolischen Hof- und Staatsämter die Sache vollständig aus Namisade's Türkischem Glossar. Gonçales schrieb in seinem Reisebericht ursprünglich „Sükürdschi," was an den Turco-Tatarischen Höfen, deren Ceremoniel bekanntlich nach Trapezunt und Byzanz übergieng, ursprünglich Speerträger, dann überhaupt die innersten und geheimsten Kammer-Pagen des Herrschers bezeichnet. Herr Schmidt, um dem Verf. keine Ehre zu lassen, will im benannten Sükürdschi nur eine Verstümmelung des Türkischen „Dschadirdschi, Schirmhalter" erkennen. Aber Namisade sagt ausdrücklich: Sükürdschian Itsch aghalardan Nisegüsarani chassa, d. i. von den Pagen die innersten Speerträger. Und so war es auch im angezogenen Falle. Der Sükürdschi von Trapezunt war eine viel bedeutende Person im kaiserlichen Palaste, alle Geschäfte giengen durch seine Hand, und Alles geschah, was er wollte, und wie er es wollte: die Niedrigkeit seines Ursprunges verbesserte er durch physische Vorzüge: era muy privado del Emperador, que non se facia en el Imperio salvo quanto él queria, e decian que era de baxo linage, e que era fijo de un fornero pero avia buen cuerpo.

*) sprich Chordschi.

Alles Nützliche, Glanzvolle und Neue dieses Werkes herauszuheben und anzupreisen kann nicht unsere Absicht seyn; Lobes genug, wenn man es für die Pandecten aller Mongolengeschichten erklärt, deren emsiges Studium die Zeiten selbst empfehlen. Oder sind die Kiptschakischen Chane nicht ein Exempelbuch, wie man große Reiche discipliniren, Massen bändigen und das Ungestüm der Zeiten innerhalb gesetzlicher Bahnen dämmen soll? Wer diese Lehrmeister waren, wie sie Unterricht ertheilten, belohnten, straften, item ihre politischen Katechesen, Praktiken und Axiome findet der Leser nirgend in solcher Ordnung und Begleitung zusammengestellt wie in diesem Buche. Diese Mongolenfürsten trieben das Regieren in's Große und hatten gewisse Maximen, von denen sie in keinerley Umständen abzuweichen für dienlich hielten. „Frucht der Schonung, sagten sie, sey nur Reue, und selbst Prinzen darf man gesetzlich prügeln." Schmutz an Leib und Gewand war den Mongolen Gebot, hochtrabende Titel und schmeichlerisches Floskelwesen in Decreten und Regierungs-Erlassen strengstens untersagt und an wohldienerischen kaiserlichen Geheimschreibern sogar mit dem Tode bestraft. Nicht thörichter Wortkram beweise Macht, sondern Tugend des Herrschers und die That. Die Mongolen waren in Verwaltungssachen durchaus praktische Leute, und oft möchte man die Schöpfer ihrer Staatsordnung und Gesetzbücher für einen Ausschuß des alten römischen Senates halten.

Aber wer sind diese Mongolen? wo ist ihre Heimat? wer hat ihre Größe begründet? warum heißt man sie in Rußland Tataren, und warum sind ihre Gesetze, ihre Reichsbefehle und Ordnungen sämmtlich in türkischer Sprache gleich ursprünglich verfaßt, und warum redete man in den tatarischen Chanaten überall das Türkische? Gehörten Attila und Tschingis-Chan einem und demselben Volksstamme an? Waren diese Weltgeißeln Türken, Tataren, Mongolen, und welche Sprache hörten die feigen Gesandten des jüngeren Theodosius im Holz-Palaste an der Theiß?

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

Dr. A. Zimmermann, Geschichte der Mark Brandenburg unter Joachim I. und II. Berlin 1841.

D. Rüscheler, Geschichte des Schweizerlandes. Bd. 1. Hamb. 1842.

Fr. Vogel, Memorabilia Tigurina. Zürich 1841. 4.

Christ. Schotanus, De geschiedenissen kerckelyck ende wereldtlyck van Friesland oost ende West. Amsterd. 1660.

Dr. B. Schotanus, Uitberlding der heerlykheit Friesland. s. l. 1718. f.

X. Marmier, Lettres sur la Hollande. Paris, 1841.

E. C. de Gerlache, Histoire de Royaume des Pays-Bas depuis 1814 jusqu'en 1830. Vol. 1 — 3. Bruxelles 1842.

Nothomb, Essai historique et politique sur la révolution Belge. Brux. 1834.

Joh. Her. Knoop, Tegenwoordige staat of historische beschryvinge van Friesland. Leeuwarden 1765.

Jjsbrand van Hamelsveld, De zedelijke toestand der Nederlandsche natie. Amsterdam 1791.

Ancient laws and institutes of Wales; cet. Lond. 1841. fol.

A. Strickland, Lives of the queens of England. Vol. 4. Lond. 1842.

Henry Cary, Memorials of the great civil War in England from 1646 to 1652. Edited from Original letters in the Bodleyan library. Vol. 1. 2. Lond. 1842.

Fr. v. Raumer, Die Korngesetze Englands. Leipzig 1841.

The great Metropolis. Vol. 1. 2. Lond. 1837.

Franc. Maseres, Select tracts relating to the civil wars in England, in the reign of King Charles I.; by writers who lived in the time of those wars and were witnesses of the events which they discribe. Lond. 1815.

Charles Cōote, Statistical survey of the county of Armagh. Dublin 1804.

Aug. v. Baggesen, Der dänische Staat oder das Königreich Dänemark mit dessen Nebenländern und den Herzogthümern Schleswig, Holstein und Lauenburg, geographisch und statistisch dargestellt. Lief. 1. Kopenhagen 1842.

Dr. N. Falck, Archiv für Geschichte, Statistik, Kunde der Verwaltung und Landesrechte der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. I. Jahrg. Hft. 1. Kiel 1842.

J. F. af Lundblad, Konung Carl X. Gustafs historia. Del 1. 2. Stockh. 1829.

Joh. Loccenius, Antiquitatum Sveo-Gothicarum libri tres. Upsala 1670.

J. Hallenberg, Ofver första delen af Sven Lagerbrings Svea Rikes historia anmärkningar. Del 1 & 2. Stockh. 1819 — 1822.

Carl af Forsell, Statistik öfver Sverige, grundad pa offentliga Handlingar. Stockh. 1833.

— — Anteckingar och Statistiska applysningar öfver Sverige. Stockh. 1839.

And. Botin, Utkast till Svenska folkets historia. Stochh. 1757.

Coupé de St. Donat et B. de Roquefort, Mémoires pour servir à l'histoire de Charles-XIV-Jean, Roi de Suède et de Norwège. Vol. 1. 2. Paris 1820.

Der Landtag zu Wenden 1692. Leipzig 1842.

A. J. Turgenevius, Historica Russiae Monumenta, ex antiquis exterarum gentium archivis et bibliothecis deprompta. T. I., Scripta varia e secreto Archivo Vaticano et aliis archivis et bibliothecis romanis excerpta continens, inde ab anno 1525 ad annum 1584. Petropoli 1841. 4.

Dr. K. F. Reiche, Peter der Große und seine Zeit. Lief. 1 — 7. Leipzig 1841.

Eug. Robert, Letters sur la Russie à son Excellence M. de Struve. Paris 1840.

Ferd. Perrier, La Syrie sous le gouvernement de Méhémed-Ali jusqu'en 1840. Paris 1842.

John Reid, Turkey and the Turks: being the present state of the Ottoman empire. London 1840.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. October.

Nro. 211. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Geschichte der goldenen Horde in Kiptschak, d. i. der Mongolen in Rußland.

(Schluß.)

Mittel- oder unmittelbar sind hier alle diese Fragen in schönster Form und in wissenschaftlicher Fülle zur Entscheidung gebracht. Bekanntlich werden die Tataren (ihre Heimath ist zwischen dem Baikalsee und der Wüste Gobi) in weiße und schwarze eingetheilt; die schwarzen waren häßliche Gestalten, hießen auch Wassertataren und traten am Ende des zwölften Jahrhunderts nach Chr. als Mongolen auf die Schaubühne der Welt. Sie waren ein kleines Barbaren-Volk, und saßen südöstlich am benannten See zwischen den Flüssen Onon und Kerulan. Mong heißet in ihrer Sprache trotzig, unerschrocken, und ein einziger Mann mit seiner Familie und seinem Genie erhob dieses arme, schwache und schmutzige Volk innerhalb eines Menschenlebens zum Range der Weltgebieter. Auch die Größe des Römischen Volkes war nach Sallustius die Frucht der Tugenden weniger, aber ausgezeichneter Männer *). Im Norden und Westen dieser schwarzen Wassertataren oder Mongolen, d. i. vom Irtisch und Jenisei bis an die Wolga und den Jaik war alles Land von türkischen Stämmen besetzt. Nach den Indo-Germanen, sagt Klaproth, sind die Türken das zahlreichste Volk des Erdbodens, und vom adriatischen Meere durch Europa und Asien bis Tomsk und Jeniseisk in Sibirien kann heute ein Türkisch Redender ohne Dolmetsch wandern. Die ersten Siege der Mongole-Tartaren wurden über Türkenstamme erfochten, Türken waren die Hauptmasse ihrer Unterthanen und ihrer Kriegsheere, und das mit dem Tatarischen ohnehin verwandte Türkisch ward in Kürze Hof-, Reichs- und Beamtensprache des weiten Reiches, namentlich am Hofe der goldenen Horde von Kiptschak, die über Rußland herrschte. Dagegen eigneten sich auch die türkischen Stämme den Namen ihrer weltgebietenden Herrscher an und gelten als Tataren, wie es nach gemeinem Sprachgebrauche in Rußland heute noch üblich ist. So nennen sich ja auch die Griechen mit allen christlichen Völkerschaften der Türkey heute noch Römer und ihr Land Romanien, als weiland Unterthanen der welterobernden Roma. Für den Leser ist es wohlthuend, endlich einmal wissenschaftlich überzeugt zu werden, daß Ghusen, Usen, Kunen (d. i. Hunen), dann Turkmanen, Kumanen, Polowzer (d. i. Feld-Usen) lauter Synonyma türkischer Völker, item daß die Patzinakiten der Byzantiner der Türkenstamm von Kiptschak, und die Petschenegen derselben Scribenten, Kiptschaks nördliche Nachbaren, die Bedschnak gleichfalls Türken sind. Attila mit seinen Hunen redete Türkisch, und von Peking bis Nowgorod hat dieses Volk durch die Größe seiner Fürsten und Kriegsmeister seit 1500 Jahren die Welt geängstiget und erschreckt. Und selbst die alte Sage, daß auch der Mongole Tschingis-Chan und sein Haus ursprünglich Türke sey, ist nach der Beweisführung Hammers mehr als wahrscheinlich. Das Bild der Mongolen, ihres Charakters, ihrer Sitten, ihres Aussehens, ihrer häuslichen und frie-

*) paucorum civium egregiam virtutem cuncta patravisse. Sallust. Catilina, cap. 53.

gerischen Gewohnheiten, wie es der Verf. im zweyten Buche seines Werkes entwirft, ist zum Theil ganz neu, jedenfalls das Vollendetste, was bisher in dieser Art erschienen ist. Wir verweisen auf das Buch selbst und setzen nur einige Züge hieher.

„Die Mongolen und ihre Stammverwandten, die Tataren, sind mittlerer Statur, breit von Schultern, dünn von Lenden, braune Glotzaugen sitzen im schiefen Winkel zu der Stumpfnase, zusammengedrückt und tief eingesenkt in den breiten, fleischigen, olivenfarbigen Wangen. Spärliche Barthaare scheinen um die dicke Oberlippe wie um das Kinn gleichsam zu fliegen, aber desto dichter wuchert der Haarwuchs auf dem Kopfe, dessen Vordertheil von dem Scheitel bis zu den Ohren herunter hufeisenförmig geschoren, gleichsam als Abzeichen der Centaurenkraft, womit ihrer Heere Huf die Cultur der von ihnen durchrannten Länder zertrat; auch rückwärts war der Kopf geschoren, und das stehengebliebene Haar hieng in Zöpfen über die Ohren. Die breite Stirn, die unförmliche Breite ihres Gesichtes gab denselben das Ansehen ihrer Schilde, und deßhalb bezogen die Moslimen auf dieselben die Ueberlieferung des Propheten, welche die Erscheinung eines Volkes mit breitem Gesichte gleich breit gehämmerten Schilden, als den Vorläufer des jüngsten Tages ankündet. Leicht, flink, waren sie von Jugend auf durch's Rennen nach Heerden von Pferden oder andern Thieren zu den geschicktesten Reitern, durch beständiges Schießen nach dem vorgesteckten Ziele zu den gewandtesten Bogenschützen ausgebildet, kampflustige, kampfgeübte, ungebändigte Nomaden."

Die Kopfbedeckung der Männer bestand in einer Plattmütze von verschiedener Farbe, vorn mit einem fingerbreiten Saum überschlagen, rückwärts eine Spanne lang hinunterhängend, mit zwey Bändern unter dem Kinne gebunden, und zwey andern fliegenden, mehr zum Schrecken als zur Zierde. Bey den Frauen hatte sie die Form eines aufeinander laufenden gestürzten Kegels, oder vielmehr einer umgekehrten Pyramide (denn das Dach war viereckig), eine Elle hoch, aus Weiden oder leichtem Holze verfertigt und mit Bändern unter dem Kinne befestigt. Beyde Geschlechter hatten kleinen Fuß, und nach einem von dem unserigen etwas abweichenden Geschmack galt die kleinste Nase für die größte Schönheit der Weiber. Ihre Nahrung war nur Fleisch, am liebsten das der Pferde, aus deren Gedärmen sie Blutwürste bereiteten; doch assen sie auch Mäuse, Hunde, Katzen und sogar gebratenes Menschenfleisch. Ihr größtes Fest war ein gebratener Hammel, dessen Fleisch sie mit einer Compote von Aepfeln und Birnen in Wein sotten. Das Fett leckten sie von den Fingern und schmierten damit ihre Stiefel; nur die Vornehmen wischten dieselben an einem Tuche ab. Sie wuschen sich weder vor Tisch die Hände, noch nach Tisch die Schüsseln; und spühlten sie Töpfe aus, so ward das Spühlwasser wieder als Suppe zugegossen. Sie fraßen Ungeziefer, und indem das Weib dem Manne, oder der Freund dem Freunde das Ungeziefer abklaubte und fraß, riefen sie dabey aus: „Könnt' ich so meines Freundes Feinde fressen!" Ihr liebstes Getränke war das gegohrne Kumis, aus Pferdemilch bereitet. Und wenn sie bey Mahlzeiten tranken, gab immer der Diener das Zeichen, indem er Ha! schrie; der Cytherspieler schlug in die Saiten und die Gäste klatschten in die Hände. Nachdem der Hausherr getrunken, schrie der Schenke wieder Ha! Der Cytherspieler verstummte und nun tranken die Uebrigen, aber, wie Rubruquis sagt, auf eckelhafte Weise.

Im Kriege trugen sie Helme, Harnische, Schilde, Bogen und Pfeil, selten Schwert und Keule. Gekrümmte Lanzen dienten ihnen, Reiter aus dem Sattel zu heben, und mit Feilen, die sie beständig neben dem Wurfgeschoß im Köcher führten, schärften sie die Pfeile zu zweyschneidiger Spitze, tödteten, wie die Parther, den Feind im Fliehen. Voraus sandten sie gewöhnlich leichte Reiterey, die weder sengte noch brennte, weder plünderte noch mordete, sondern bloß verwundete und verkrüppelte, um den Schrecken vor dem folgenden Heere zu vermehren. Flüsse übersetzten sie in ledernen Körben, worein Waffen und Kleider gelegt und die an den Schweif der Pferde gebunden wurden, während das Pferd durch einen voran schwimmenden Mann geleitet ward. Im ersten Anfalle schoß jeder drey bis vier Pfeile ab; wenn sie aber den Feind nicht im ersten Anfalle brachen, zogen sie sich auf eine große Entfernung zurück, und lauerten dem Vorübergehenden in Verstecken auf. Oft setzten sie Soldaten aus Lumpen gefertigt auf Pferde, die sie im Ueberfluß hatten, um den Feind über ihre wirkliche Stärke zu täuschen. Das Gefecht von Mann gegen Mann flohen sie nach Kräften, und suchten nur im Fluge

zu verwunden und zu tödten. In Belagerungen ängstigten sie die Städte mit Naphthageschossen, einer Art griechischen Feuers, zu dem sie auch Menschenfett als Bestandtheil brauchten. Den Belagerten sicherten sie Leben und Eigenthum zu, hielten aber fast nie Wort, und wenn sie die Bevölkerung einer eroberten Stadt nicht durch allgemeinen Mord vertilgten, so schonten sie doch nie der Reichen und Großen. Die im Kriege Gefangenen tödteten sie alle, bis auf die Handwerker, die sie als Sklaven mit sich schleppten. Der Mord der Gefangenen war regelmäßig eingerichtet, indem sie dieselben den Hunderten (Compagnien) zutheilten, deren jedem die Schlachtung der Seinigen oblag. Nach je geschlachtetem Zehntausend wurde ein Leichnam mit dem Kopfe zur Erde, die Füsse in der Höhe, als Trophäe aufgerichtet. Bey den Begräbnissen der Fürsten wurden ihre Beyschläferinnen und Gefangenen ebenfalls am Grabe abgeschlachtet.

Die Chronikenschreiber des Mittelalters haben nur Eine Stimme über ihre Raubsucht, Grausamkeit, Gottlosigkeit, Treulosigkeit, Undankbarkeit, Grobheit, über ihren Schmutz, Stolz und Blutdurst. Hingegen verschweigen Reisende von billigerem Urtheile (Moslime und Christen derselben Zeit) auch ihre guten und lobenswerthen Seiten nicht. Ihr Heldenmuth in der Schlacht, Seelenruhe in den größten Gefahren, unverwüstliche Geduld und Ausdauer in allen Beschwerden der Jahreszeiten und Umstände, in Hunger, Durst, Hitze und Kälte, ihr neidloses brüderliches Zusammenhalten unter sich, besonders aber abgöttische Ergebenheit und blinder Gehorsam gegen die Vorgesetzten in Frieden und Krieg werden als Nationaltugenden der Mongolen gepriesen.

Der wichtigste und lehrreichste Abschnitt des ganzen Werkes ist jedoch das fünfte Buch, welches von den Staatseinrichtungen, d. i. von den Gesetzen, der Religion, der Cultur, dem Heere, der Finanz, dem Gerichtswesen, dem Ceremoniel, den Hofwürden und Staatämtern der Mongolen handelt. Vieles ist hier wieder ganz neu und namentlich Tschingis-Chans Schilderung in seinen mündlichen Geboten vom höchsten Interesse und bisher völlig unbekannt.

Das unter Tschingis' Auspicien verfaßte große Gesetzbuch der Mongolen heißt Jasa (Befehl, Gebot, Verbot) und war gleich ursprünglich in Türkischer Sprache geschrieben. Sein Inhalt ordnet sich unter fünf Titel: 1) von den Todesstrafen; 2) von dem Kriege und den Mitteln desselben; 3) von der Familie und der Haushaltung; 4) von den anbefohlenen Tugenden und 5) von den verschiedenen verbotenen Dingen. Todesstrafe war über 14 Verbrechen verhängt, worunter Ehebruch und Lüge; wer ins Wasser oder auf Asche pißte, und ein zum dritten Mal anvertrautes Capital durchbrachte, mußte ebenfalls sterben.

Mit besonderer Sorgfalt war Uebung und Mannszucht des Heeres bedacht und der Stock im Allgemeinen als probates Mittel anerkannt. Geprügelt wurde in der Mongolen-Armee jedermann ohne Ansehen des Ranges und der Geburt und die Hiebezahl war von drey bis sieben und siebzig festgesetzt.

Unter den befohlenen Tugenden stehen Toleranz, Gastfreyheit, Einfachheit der Sitte und des Wortes und endlich Unreinlichkeit oben an. Selbst der Groß-Chan durfte nicht anders als bey seinem Namen angeredet werden. Tschingis' verbot alle Titel und Zunamen, und ein Sekretär, der ein anbefohlenes Aufforderungsschreiben an den Sultan von Syrien mit Floskeln verschönert hatte, büßte seine Rhetorik mit dem Tode. Dieser Widerwille gegen alle Verschönerung durch Worte und Verfeinerung der Sitte gieng so weit, daß Unreinlichkeit und Schmutz allen Mongolen geboten ward; weder sich noch ihre Kleider durften sie waschen; sie mußten sie tragen, bis sie vom Leibe fielen.

Gerade in diesem Abschnitte seines Buches hat der Verf. einen Schatz der seltensten Notizen über Regierungsmaximen der herrschenden Dynastie aus dem Hause des Tschingis-Chan, über Heerverpflegung, Besteurung, Stempel, Papiergeld, Münze, Gewicht und Handelsverkehr des großen Mongolenreiches niedergelegt, der unter des Akademikers Schmidt giftiger, oft unwissender und einige mal thörichter Kritik nur um so glänzender hervorleuchtet.

Zum Unglück für die Mongolen vermochten aber die Monita paterna und testamentarischen Predigten des großen Gesetzgebers: durch blinde Unterwürfigkeit der Prinzen gegen den Herrscher und durch vollkommene Familieneinigkeit die Macht des Hauses zu verewigen, ihre Kraft nicht lange zu bewahren. Jedermann weiß, wie die Weltmonarchie bald in Trümmer gieng, unter welchen die im neuerbauten Serai oberhalb Astrachan, unfern der Wolga, residirende goldne Horde der Chane von Kiptschak zugleich die westlichste, und wegen ihrer langen Herrschaft über Rußland für europäische Staatsverhältnisse die wichtigste war. Dritthalb hundert Jahre robotheten und bluteten die Rußischen Theil-Fürsten ununterbrochen unter den türkischen Geißelhieben der Chane von Kiptschak, zahlten Kopfgeld, zitterten, bettelten und prozessirten Jahre lang untereinander am Hoflager, schlugen bey jeder Audienz mit der fürstlichen Stirn neunmal die Erde, ertrugen Peitschenhiebe, Demüthigungen und Schmach bis auf den äußersten Grad, starben zu Dutzenden unter tatarischem Henkerbeil, galten in Styl und Rede des muhammedanischen Orients mit ihrem Volke als Sinnbild und letzter Ausdruck der Erniedrigung und des schmachvollsten Leidenstandes, gewannen aber am Ende dennoch das Spiel und bewiesen der Welt durch ihr eigenes Exempel, daß innerer christlicher Seelentrotz durch keine Tyranney zu bändigen und Geduld die sicherste Bürgschaft des Triumphes sey.

Die Feindschaft der Rußischen Slaven gegen die Türkenstämme ist keine politische, keine amtliche und kanzleymäßig befohlene, angelernte und ritterpflichtig durchgefochtene; sie ist tiefer unaustilgbarer Berufs- und Seelenhaß, den kein Reue versöhnt und keine Kunst entwaffnet. Der Moskowiter weiß, daß er auf die Welt gekommen, um Christi Dornenkrone und das verhöhnte Kreuz durch alle Mittel und um jeden Preis am Türkischen Feind zu rächen. Den Türken aller Zonen gegenüber sind die Russen das Weltgericht und letzte Instanz ohne Appellation.

Correct und gelehrt, wie es kein anderer vermöchte, registrirt Hr. v. H. die lückenhafte Chronik der Rußischen Knechtschaft ein, entsagt aber freywillig aller stylistischen Ambition, vermeidet Wärme des Ausdrucks, Kühnheit der Betrachtung und Gedankenschwung, was ich an dieser Arbeit weit eher tadeln möchte als das Paar Duzend philologischer und ethnographischer Schnitzer des Verfassers. Freylich war aber der Sturz der Tatarenherrschaft über Rußland durch keinen jener dramatischen und weithinschallenden Schläge einer grossen im Zorn sich aufraffenden Nation bewirkt, wie z. B. Napoleons Untergang in der Schlacht bey Leipzig. Die Rurikfürsten ergriffen nie die Initiative, appellirten in keinem Elend, in keiner Verzweiflung an den Enthusiasmus des Volkes, waren des Leidens nie satt, des Joches nie müde, der Arbeit nie überdrüßig, schmeichelten, krochen, bestachen, zahlten, und warben am Hofe zu Serai und waren grausam und unerbittlich zu Wladimir und Moskwa. Sie warteten ruhig, bis die Sache der Unterdrücker von Innen heraus verweste und das Sklavenjoch, wie die Kleidungsstücke vom Leibe der Mongolen, wurmstichig und faul stückweise vom Nacken der Rußen fiel.

Es war bey dieser Verwandlung kein Rast- und Feyertag im großen Birken- und Nadelholz-Walde der scythischen Slaven. Im Gegentheil, das Ende der Tragödie war so elend und zaghaft, daß im letzten Feldzuge des Chans der goldenen Horde gegen den passiv ungehorsamen Großfürsten Iwan (1480) beyde Heere, nachdem sie sich lange unthätig gegenüber gestanden, im panischen Schrecken, eines vor dem andern sich fürchtend, ohne Kampf auseinander liefen. Die feindlichen Häuptlinge zerrissen sich nachher selbst, und Kiptschak fiel ohne Zuthun der Rußen in die vier sich untereinander befehdenden Chanate von Sibirien, Astrachan, Desch-Kiptschak und Krim auseinander. Der Bestand der ersten drey war kurz; der christliche Großherr verleibte sie ohne viel Umstände seinem großen Reiche ein. Aber die Krim ängstigte und geißelte das geduldige Moskovien unter türkischer Oberhoheit noch an die dreyhundert Jahre bis sie endlich unter Katharina II. ebenfalls rußische Provinz ward.

Fallmerayer.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. October.

Nro. 212. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Histoire des institutions Merovingiennes et du Gouvernement Merovengien jusqu'à l'édit de 615 par M. I. M. Lehuërou, Professeur aggrégé de la faculté des lettres de Rennes et prof. d'histoire au collège royal. Paris, 1842. I. v. 8. p. 1. 524.

Mit Vergnügen machen wir die deutschen Geschichtsfreunde wieder auf ein Werk aufmerksam, das aufs Neue die schönen Fortschritte der historischen Studien in Frankreich beurkundet. Obgleich der Inhalt desselben dem Titel nicht vollkommen entspricht, indem darin eines Theiles keine vollständige Staatsgeschichte der Merovinger uns gegeben, andern Theils aber die Geschichte des untergehenden Römerreiches in Gallien sehr geistreich ausgeführt wird, so ist das Buch doch voll der gründlichsten Quellenforschung, mit sehr belehrenden Resultaten und eine wahre Förderung der Kenntnisse der ersten Periode der fränkischen Geschichte.

Dasselbe zerfällt in zwey Bücher, deren erstes, überschrieben Origines merovingiennes pp. 1 — 263: die Entstehungsgeschichte des gallofränkischen Reichs enthält. Darin soll vorzüglich gezeigt werden, daß die römischen Kaiser selbst die Schöpfer der germanischen Staaten in Gallien waren, nur daß, weil die germanischen Völker allmählig zur römischen Bildung herangezogen wurden, nicht das Deutsche, sondern das römische Element in den neu gegründeten Staaten vorherrschend werden mußte, deßhalb ist dem Verfasser auch die älteste fränkische Monarchie mehr eine Fortsetzung der kaiserlich römischen, als der Anfang einer gänz neuen Ordnung der Dinge. Der Verf. beginnt im Kap. 1. mit Cäsar und Augustus, und entwickelt die Politik der Römer gegenüber den barbarischen Völkerschaften Deutschlands p. 1 — 17, erzählt dann im Kap. 2. die Geschichte der römischen Feldzüge dießseits des Rheins bis zum Tode Herrmanns (p. 18 — 33), führt in Kap. 3 u. 4 dieselben weiter fort bis zu den Kriegen mit den Marcomanen (p. 33 — 75). Hier zeigt der Verf. wie die Römer auf zweyfache Weise die germanischen Völkerschaften benutzten und dadurch sich anschloßen 1) als Söldlinge in ihren Legionen, 2) als Letische (Militär) Colonien. In Kap. 5, 6 und 7. giebt derselbe eine Urgeschichte der Franken (p. 76 — 119), in Kap. 8. eine Darstellung der letzten Zeiten des Römischen Reiches und der Ursachen seines Zerfalls (p. 120 — 150), zeigt dann im Kap. 9 — 17 den wahren Charakter der Ansiedlung der Germanen und insbesondere der Franken in Gallien (p. 151 — 238) und endlich den Einfluß des Christenthums auf die politische Umgestaltung des Reiches (p. 239 — 263.).

Wir heben aus diesem Kapitel einige Hauptideen des Verf. heraus.

Nachdem die Kaiser sich überzeugt hatten, daß Germanien nicht wie Gallien dem römischen Reiche einverleibt werden konnte, suchten sie die Gränzen des Reiches gegen die deutschen Völkerschaften nun um so kräftiger zu schützen. Dazu bedienten sie sich größtentheils der Germanen selbst, die sich stets eine große Zahl derselben ihnen anboten, theils als Krieger, theils als Landbebauer. So war es ganz natürlich, daß sie 1) bald eine Menge germanischer Soldaten als foederati an-

warben, 2) nicht weniger coloni, deditii, homologi gewöhnlich Leti oder auch, was dasselbe ist, gentiles genannt, im Reiche aufnahmen. Alle, besonders aber die letzten waren hospites populi romani (S. 43 ff.) Auf diese Weise kamen mit der germanischen Bevölkerung germanische Streitkräfte in das Reich, die zwar der kaiserlichen Macht dienten, allein da sie von Jahrzehent zu Jahrzehent mächtiger wurden, während durch das Zusammenwirken der verschiedensten Ursachen die kaiserliche Regierung immer mehr zerfiel, so konnte es nicht fehlen, daß am Ende die öffentliche Gewalt auf die de facto im Westreich herrschenden Germanen überging (S. 54 ff.). Verschiedene Kaiser suchten dieß zwar aufzuhalten, zum Theil nicht ohne Erfolg, allein sie konnten die große Umwandlung der Dinge nur weiter hinaus schieben, nicht aber die römische Herrschaft in Gallien retten.

Unter den germanischen Barbaren nehmen die Franken die erste Stelle ein. Herr Lehuërou untersucht also sogleich (S. 76 ff.) ihre älteste Geschichte. Er nimmt die Ansicht von Leibnitz über den Ursprung derselben an. Das Wort Frank ist nach ihm nichts anderes als das Warg, woraus Wrag, Wrack (ferch ferox) und durch Einschiebung des Nasenlautes Wrank geworden. Es ist also hier dieselbe Ableitung versucht worden, die Mone im Anzeiger für die Kunde der deutschen Vorzeit Jahrgang 1835 S. 56. u. ff. ausgeführt hat. Im Norden hießen Wargen die ihrer Verbrechen wegen Verbannten, also die Exleges aus Scandinavien, welche an den Ufern der Elbe zu weilen pflegten. Die Gegend erhielt daher den Namen Wagria. Sie ist das älteste Frankenland, von wo aus diese wilden Abentheurer sich immer mehr südlich zogen bis an den Niederrhein. Hier verbündeten sie sich andere germanische Völkerstämme, als die Cherusker, Chauken, Bructerer, Sigambrer, welche bekanntlich seit der zweyten Hälfte des dritten Jahrhunderts den Namen Franken führten, ohne ihren Stammnamen deßhalb abzulegen. Der Verfasser hält daher noch im fünften Jahrhundert die Elbe für die nordöstliche Gränze des Frankenlandes; hier ist nach ihm die älteste Redaction des salischen Gesetzes geschrieben.

Eine ausführliche Kritik dieser Ansicht kann hier nicht gegeben werden. Es mögen allerdings ein Theil der Franken scandinavische Auswanderer seyn, wie später die Normanen; allein die Zeit dieser Auswanderung muß weit früher gesetzt werden. Im fünften Jahrhundert waren jene Gegenden gewiß von Sachsen bewohnt, die an der Ruhr an die Franken gränzten. Andere Strecken gehörten den Friesen. Westlich gränzten die Franken an die Thüringer. Die Ufer der Niederelbe sind gewiß nicht das Heimathland der Lex Salica, die durchaus in das heutige Brabant gehört und nicht, wie auch Hermann Müller abentheuerlich meynt, in die Gegend von Tournay, wohin er ohne hinlängliche Kenntniß der belgischen Geographie das Merowingerland versetzt.

Sehr glücklich schildert der Verfasser S. 120 — 150 die innern Ursachen der Auflösung des Reiches; es sind dieß die Fiscalität und der auf den Curien in den Städten so furchtbar lastende Druck, die Exemtion vieler privilegirten Classen, der immer mehr um sich greifende Colonat, und die bisher von den Historikern zu wenig beachteten Patrocinia, obgleich der codex Theodosianus., XII, 24, de patrociniis virorum, viel davon spricht. Man sieht, wie ganze Districte sich einem Gutsherrn, patronus, als Leibeigne hingegeben, um dem Finanzdrucke zu entgehen, und wie vergeblich die Kaiser dieser Umgestaltung des sich auflösenden geselligen Zustandes entgegen arbeiteten (S. 136 u. ff.).

Die Lage der sämmtlichen Unterthanen des römischen Kaiserreichs war so traurig, daß sie die Barbaren als ihre Befreyer begrüßten. Diese selbst lassen sich aber darin als hospites und Alliirte der Römer nieder. Sie nehmen die Stelle der in den Provinzen stationirten Legionen ein und wollen die Stütze der kaiserlichen Macht bleiben. So namentlich die Burgunder, die Westgothen und selbst die Ostgothen. Es ist also ganz natürlich, daß die ganze Einrichtung des römischen Staates für die alten Einwohner fortbestand, die nun zu einer Theilung ihres Grundbesitzes mit den neuen Gästen, ihren hospites, verpflichtet wurden. Allerdings treten manche Häuptlinge unter ihnen als Eroberer

auf eigene Rechnung auf; aber die gesammte Politik der germanischen Könige war im Allgemeinen anfangs die angedeutete; sie wollten unter den Kaisern nur Wohnsitze für ihre Völkerschaften im Reiche haben und dafür die von ihnen eingenommenen Länder schützen, S. 150 — 218.

Auch die Franken hatten anfangs diese Stellung im Reiche (S. 208 ff.). Im Orient und Occident gab es eine Menge fränkischer Cohorten im Heere, wie die S. 211 u. 212 angeführten Stellen der Notitia dignitatum beweisen. Es gab ferner eine Masse fränkischer Leten am Niederrhein und in Belgien. Sie vertheidigten diese Reichsgrenzen gegen die Sachsen, und gründen hier einen auf beyden Seiten des Rheines sich ausdehnenden Staat, in welchem ihre Gefolgshäuptlinge bald als Könige von den Römern selbst behandelt werden. Kräftige Leute und eroberungssüchtig rückten sie mehr und mehr im nördlichen Gallien vor, um da sich eben so Platz zu machen, wie im Osten die Burgunder, und im Süden die Gothen. Daß auch sie unter die Hoheit des Reiches sich stellen wollten, beweisen selbst die Freude Chlodwigs über den vom Kaiser ihm ertheilten Titel eines Consuls und Patricius, und die Annahme der gleichen Ehre durch seine Söhne, S. 208. 238. Das Christenthum, welches Germanier und Gallier zu einer großen Gemeinschaft verband, vollendete die Unterwerfung der Provinzen unter die neuen Herren, S. 239 — 264. Die Fortdauer der römischen Civilisation erklärt sich aus allem, was der Verfasser anführt, von selbst, nur geht er, wie uns scheint, darin zu weit, daß er dem germanischen Elemente in der Gestaltung der geselligen Verhältnisse zu wenig Einfluß gestatten will.

Das zweyte Buch führt die Ueberschrift: Gouvernement des Merovingiens, und enthält in neun Kapiteln *) die Darstellung nicht der gesammten Staatseinrichtungen und die politische Geschichte der Merovinger bis 615, sondern nur die Erörterung derjenigen Verhältnisse und Ereignisse, welche bey andern Historikern nicht mit der hier ihnen gewidmeten Aufmerksamkeit behandelt sind, und dem Verfasser vor allem wichtig erscheinen, um den wahren Character der fränkischen Geschichte von Chlodwig I. bis Chlotar II. vollkommen zu begreifen. Er bezieht sich z. B., was den Rechtszustand betrifft, auf die ersten Bände von Savigny's Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter, wo freylich dieser Gegenstand erschöpft ist. Eine ausführliche Darstellung der Gau- und der germanischen Gerichtsverfassung wird gleichfalls von ihm nicht gegeben. Dagegen dehnt er sich vorzüglich über die Frage aus, welches Abgabensystem in den von den Franken unterjochten Theilen Galliens bestanden habe? Diese „Question de l'impôt," worüber Dubos, Boulainvillier, Montesquieu und Mably so verschiedene Ansichten hatten, ist eine Hauptfrage, welche den Herrn Verf. beschäftigt.

Schon im ersten Capitel dieses Buches, S. 264, 320, macht derselbe sehr wahrscheinlich, daß auch die Franken, wie die übrigen germanischen Eroberer in Gallien eine Theilung von Grund und Boden vornahmen, ohne jedoch die Romani possessores, welche nicht vertrieben oder ausgewandert waren, zu zwingen, einen Theil ihrer Besitzungen mit fränkischen hospites zu theilen.

Er zeigt dann, daß 1) die unter der Kaiserregierung bestehende Grund- und Kopfsteuer der Provincialen unter den fränkischen Königen fortdauerte, 2) daß die Erhaltung der römischen Finanzeinrichtungen eine natürliche und nothwendige Folge des Regierungssystemes der Franken war, daß 3) die Grundlage und Repartition der Steuern bey ihnen dieselbe blieb wie bey den Römern, daß dieselben Perceptoren fortbestanden und in denselben Perioden (die Indictiones) die Heberollen nach der frühern Weise ausgefertigt wurden, 4) daß die frühern Exemtionen und Immunitäten fortdauerten, 5) daß die Abgaben wie unter den Kaisern theils in Geld, theils in Naturalprästationen bestanden, 6) daß aber die Verantwortlichkeit für die richtige Einnahme der Steuern von den Curialen auf die Grafen übergegangen war, und 7) daß das tributum

*) Wir übergehen die Inhaltsangabe derselben. Als Ergänzung des Buches kann zum Theil gelten die schon 1835 erschienene Notice sur les institutions Gallofrankes par M. Taillier. Douai. 16. 8.

oder der Census eine wirkliche Abgabe und nicht eine vom Grundbesitze bezahlte Rente war.

(Schluß folgt.)

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

Hammer = Purgstall, Geschichte des Ilchane, das ist der Mongolen in Persien. Bd. 1. Darmstadt 1842.

Diego Fernandez, Historia del Peru. Sevilla 1571. fol. (Sehr seltenes Werk.)

Thom. Jefferson, Memoirs, containing a concise history of the united states of America, from the acknowledgment of their independence. Vol. 1. 2. London 1839.

Karl Ritter, Die Colonisation von Neuseeland. Berl. 1842.

Alex. Gerard, Account of Koonawur, in the Himalaya. Ed. by G. Lloyd. London 1841.

G. Combe, Notes on the united states of North-America, during a phrenological visit in 1838 — 1840. Vol. 1 — 3. London 1841.

Patrick Matthew, Emigration fields. London 1839.

Illustrations of the history and practices of the Thugs, and notices of some of the proceedings of the government of India, for the suppression of the crime of Thuggee. London 1837.

Col. Flinter, An Account of the present state of the island of Puerto Rico. London 1834.

Col. Crockett, Exploits and adventures in Texas. London 1837. 8.

Leop. v. Orlich, Fürst Moritz von Anhalt = Dessau. Ein Beytrag zur Geschichte des siebenjährigen Krieges. Berlin 1842.

Jos. Walter, Sir Thomas More, his life and times. London 1840.

The opinions of Lord Holland, as recorded in the journals of the house of Lords from 1797 — 1841. Collected and edited by D. C. Moylan. London 1841.

Dr. J. H. Hennes, Andenken an Bartholomäus Fischenich. Stuttgart 1841.

Artaud de Montor, Histoire de Dante Alighieri. Paris 1841.

Abbé Lyonnet, Le Cardinal Fesch, archevêque de Lyon, fragments biographiques, politiques et religieux pour servir à l'histoire ecclésiastique contemporaine. Vol. 1. 2. Paris 1842.

Lebensbilder aus dem Befreyungskriege. Abth. 1. 2. Jena 1841.

Dr. Peter von Bohlen, Autobiographie, herausg. von J. Voigt. Königsberg 1841.

George Canning, Memoir, with his parliamentary operations, all his poems etc. by L. Th. Rede. London 1827.

Krug's Lebensreise in 6 Stationen, von ihm selbst beschrieben. Nebst Franz Volkmar Reinhard's Briefen an den Verfasser. Leipzig 1842.

J. Baron, The life of Edward Jenner. London 1827.

Dr. Fr. Lücke, Erinnerungen an Karl Otfried Müller. Göttingen 1841.

M. A. H. Taillandier, Documents biographiques sur P. C. F. Daunou. Paris 1841.

D. Fr. Ruiz de Vergara, Vida de Don Diego de Anaya Maldonado, arzobispo de Sevilla, fundador del Colegio Viejo de S. Bartolome. s. l. 1661. fol.

M. Audouin, Histoire de la vie, des ouvrages et des doctrines de Calvin. Vol. 1. 2. Paris 1841.

Karl Türk, Geschichtliche Studien. Bd. 1. Spanien und die Denkmäler seiner Geschichte bis 711 v. C. Rostock 1841.

G. Borrow, Gipsies in Spain. 2 Voll. London 1841.

Grunert, Archiv der Mathematik und Physik. Th. I. 1 — 4. Greifswald 1841.

Baron Paul de Bourgoing, Tableau de l'état actuel et des progrès probables des chemins de fer de l'Allemagne et du continent Européen comparés avec ce qui existe et ce qui se prépare en France à cet régard. Paris 1842.

Dr. J. F. Fries, Versuch einer Kritik der Principien der Wahrscheinlichkeits = Rechnung. Braunschweig 1842.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. October.

Nro. 213. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Vermischte Schriften von Heinrich Eduard Dirksen. 1. Thl. Berlin 1841. Verlag v. Wilh. Besser. VIII. und 255 S.

Die Forschungen Dirksens im Gebiete der Römischen Rechtsalterthümer, so ausgezeichnet durch gründliche Gelehrsamkeit und erschöpfenden Scharfsinn, sind für den Philologen kaum minder wichtig als für den Juristen, indem ihre Ergebnisse vielfach zu einem richtigeren Verständnisse der classischen Schriften des römischen Alterthums hinführen. Wir möchten daher die obige Sammlung der Aufmerksamkeit und Berücksichtigung aller Freunde des römischen Alterthums hiemit angelegentlich empfohlen haben.

Der vorliegende Band umfaßt in ungefähr gleichen Hälften theils neue, theils ältere wiederum durchgesehene Aufsätze. Die vier ersten Abhandlungen (über das Atilische Gesetz, über den Vers. des sogenannten Fragmentum de jure fisci, über die historische Glaubwürdigkeit der Berichte des Joh. Lydus in dessen Schrift de magistratibus romanis, Erklärung der Aeußerung des ältern Plinius über die Mancipation der Perlen) erscheinen jetzt zum erstenmal im Drucke, von den übrigen sind vier bereits im Rhein. Mus. für Jurispr. erschienen, der fünfte ist die Umarbeitung einer akademischen Gelegenheitsschrift. Besonders anziehend ist die Abhandlung über Lydus, S. 50 — 77, und wir können uns nicht enthalten, ihre Resultate kurz mitzutheilen.

Lydus hat besonders durch Niebuhr in neuerer Zeit bey manchen ein Ansehen gewonnen, welches seine ersten Herausgeber weit entfernt waren, ihm beyzulegen. Niebuhr ist durch einzelne Citate, durch die Anführung des Paternus, der ein Werk über Taktik geschrieben hat, dann durch das Citat von dem Zwölftafelcommentar des Gajus zu der Meynung gekommen, daß jener Byzantiner wichtige Quellen der ältern Geschichte Roms aus eigener unmittelbarer Anschauung gekannt und benützt habe, daß er namentlich aus jenem Commentar des Gajus und damit aus den diesem Commentar einverleibten unschätzbaren Ueberresten des Werks de potestatibus von Junius Gracchanus geschöpft habe; er stellt eben darum die Darstellung des Lydus über den Bericht des Pomponius in der L. 2. D. O. J. und spricht von den „ehrlichen Auszügen des Lydus", gegenüber „den angemaßten des Pomponius." Eine noch größere Ehre widerfährt dem Lydus in einer neuern Schrift; hier wird er an mehreren Stellen geradezu als ebenbürtig mit den classischen Quellen behandelt, neben Dionysius, Livius wird Lydus oder „eine Quelle des Lydus" erwähnt. *)

Um so verdienstlicher ist die Kritik, welcher Dirksen die Autorität jenes Schriftstellers unterwirft; sie fällt für diesen nicht eben günstig aus.

Die Untersuchung erörtert zuvörderst seine Glaubwürdigkeit als Berichterstatter über die frühesten

*) Vorarbeiten zur römischen Geschichte von L. G. Bröcker, Dr. und Privatdocenten der Geschichte zu Tübingen. 1. Bd. Tübingen 1842. M. s. S. 130, 194. S. 121 wird Lydus eine höchst wichtige Schrift für römische Theologie genannt. S. 117 „Plutarch, möglicher Weise auch eine Quelle des Lydus." S. 125 „in einer andern Quelle des Lydus als Paternus" — u. s. w.

Zustände des römischen Volks. Hat hier Lydus wirklich aus älteren Quellen selbstständig geschöpft? Es ist dieß schon von vorne herein nicht wahrscheinlich; schwerlich hat dieser knechtisch gesinnte Beamte sich erlaubt, aus andern Quellen zu schöpfen, als aus den Auszügen der classischen Juristen, die in der offiziellen kaiserlichen Sammlung enthalten waren, zu geschweigen, daß ihm solche Werke, wie der Zwölftafelcommentar des Gajus nach dem Abschluß der Justinianischen Compilation auch kaum zugänglich gewesen seyn mögen.

Unser Autor widerlegt aber die obige günstige Meynung selbst; er nennt das Werk des Junius Gracchanus ein längst verschollenes, er giebt in den einzelnen Abschnitten seiner Darstellung mehrfach zu erkennen, daß er die den ältern römischen Historikern beygelegten Angaben nicht unmittelbar aus ihren Schriften, sondern aus den bey spätern Referenten vorkommenden Citaten entnommen habe, so wie es auch nicht an Andeutungen fehlt, daß er mit Vorliebe die Historiker der spätern Zeit benutzt und namenlosen jüngeren Lexicographen den Vorzug gegeben hat vor den Deutungen Cato's und Varro's. In der That läßt es sich bis zur Evidenz darthun, daß Lydus die Bekanntschaft mit den juristischen Schriftwerken, die er namhaft macht, nicht dem Studium der Originale derselben, sondern der flüchtigen Anschauung der Auszüge zu verdanken hat, die Justinian's Pandekten davon enthalten. Sein Referat über die Quaestoren, bey welchem er sich das Ansehen giebt, das Werk des Junius im Original benützt zu haben, ist nichts als ein flüchtiger Auszug aus L. 1. de officio Quaest., l. 13 (Ulpian). Noch schlimmer steht es mit dem Citate des Zwölftafelcommentars von Gajus; die dem Gajus beygelegte Stelle ist nichts anderes als eine Uebertragung aus dem in L. 2. D. O. I. vorliegenden Excerpte des Pomponius, die Anführung des Gajus ist nichts als — eine Flüchtigkeit. Lydus hat offenbar die L. 1. und 2. des erwähnten Titels nur flüchtig angesehen und so den Bericht des Pomponius in L. 2. mit dem in L. 1. enthaltenen Auszug aus des Gajus Commentar identificirt. Er beweist dieß selbst: nachdem er eine Mittheilung des Pomponius wiederholt dem Gajus beygelegt hat, nennt er an einem andern Ort ausdrücklich als Verfasser einer aus demselben Fragmente entlehnten Notiz den Pomponius selbst.

Betrachtet man den Lydus als Gewährsmann der von ihm geschilderten öffentlichen Einrichtungen seines eigenen Zeitalters, so ist er im Allgemeinen allerdings ein nicht untüchtiger Zeuge, indeß ist er auch in dieser Hinsicht von dem Vorwurfe der Flüchtigkeit und der äußersten Einseitigkeit so wie der Plan- und Haltungslosigkeit in der Darstellung nicht freyzusprechen. Er verbindet die allgemeinen Mängel jener Zeit, Unzulänglichkeit in der Wahl des Stoffes und der Begränzung der Darstellung, Haschen nach gelehrten Abschweifungen, falsche Rhetorik, mit einigen ganz individuellen. Diese liegen hauptsächlich in seiner Vorliebe für die Unterbeamten der prätorianischen Präfectur, welchen er selbst angehört. Von dem beschränkten Gesichtspunkt eines solchen betrachtet er die ganze römische Verfassung und Geschichte, und so darf man sich nicht verwundern, wenn ihm jenes Amt als das wichtigste und wesentlichste erscheint, und wenn er unter anderem weitschweifig ausführt, daß die Verminderung der Rechtsstreitigkeiten, welche durch die Verarmung der römischen Unterthanen herbeygeführt worden, so wie die Schmälerung der Ehrenrechte des Präfectus Prätorio und vornehmlich die Verkürzung der baaren Gebühren für dessen Canzley-Personal zu den Gründen zu zählen seyen, welche den Verfall der römischen Herrschaft herbeygeführt haben. Ueberall ist er bemüht zunächst sich selbst, sodann aber auch allen denen ein ehrendes Andenken zu sichern, die zu seiner Amtsbeförderung sowie zur vortheilhaften Stellung seiner Privatangelegenheiten beygetragen haben. Dagegen fällt er über die in Ungnade gefallenen Vorgesetzten mit maßloser Leidenschaftlichkeit her und knüpft an ihre Namen die gehässigsten Insinuationen. Während er von den höhern Staatsbeamten mit der größten Unterwürfigkeit spricht, gedenkt er der bloßen Ministri mit äußerster Geringschätzung und diese wird nur noch überboten durch die Verachtung, mit der er auf die Unterbeamten der niedrigsten Rangstufe herabsieht. Unter den verschiedenen Klassen der Unterbeamten des Präf. Prät. ist er auffallend bemüht, eine Aristokratie anzuerkennen und diese auf den historischen Ursprung zurückzuführen; für ein-

zelne Unterbeamte der jüngeren Linie interessirt er sich nur in so fern, als er selbst die Stelle früher bekleidet hatte, wie denn z. B. die Commentarienses in begeisterter Rede als die früheren Stützen des peinlichen Gerichtsverfahrens geschildert werden. — Genug, die Schrift ist nicht bloß das Werk eines Byzantiners, was schon an und für sich genug sagt, sondern was noch mehr ist, eines kaiserlich byzantinischen Bureaubeamten, der sich als solcher auf Jedem Blatt zu erkennen giebt.

Histoire des Institutions Merovingiennes etc.

(Schluß.)

Der Druck dieser Steuern, welche die Könige ihrer Finanznöthen wegen zu steigern, und bald selbst auf den germanischen Theil der Bevölkerung auszudehnen versuchten, war nach dem Verfasser die Ursache aller Aufstände und der innern Kriege im Merowingischen Reiche bis zur Zeit, wo die Hausmaier an der Spitze der Regierung stehen. Die Geistlichkeit widersetzte sich zuerst der um sich greifenden Fiscalität (p. 329 — 341). Seit 548 suchten die Könige alle Franken zu besteuern, zogen sich aber so sehr den Haß ihrer Großen zu, daß die höchste Macht im Staate aus ihren Händen in die ihrer Proceres übergieng. Sogar den Kampf zwischen Brunhilde und Fredegunde will der Verfasser nicht aus dem Familienrechte, sondern aus der oben genannten Politik der fränkischen Könige erklärt wissen. Fredegunde verleitet ihren Gemahl, ganz den Grundsatz der Kaiser zu verfolgen, und alle seine Unterthanen zu besteuern. Brunhilde stand an der Spitze der opponirenden fränkischen Großen. Das Edict Chlotars II. v. J. 615 stellt die alte germanische Freyheit wieder her, und ist deßwegen die magna Charta des VII. Jahrhunderts (S. 433. 487). Die Hausmaier, welche je die Großen selbst zu wählen pflegten, sind in der Folge eine unüberwindliche Schutzmauer gegen die Rückkehr zu den frühern Versuchen der fränkischen Könige, ihre Macht in eine römisch kaiserliche Gewalt umzuwandeln, der Steuerdruck lastet daher einzig auf den Galloromanen, unter welchen bloß die Romani convivae regis den Germanen assimilirt waren.

Die innern Kriege hinderten die fränkische Verfassung nicht, sich auszubilden und zu befestigen; der Verfasser giebt davon eine Skizze. 1) Er characterisirt die Beamtenhierarchie, und die Attribute der Herzoge, Grafen und andern Beamten. S. 321. 333. 2) Er verbreitet sich über das Wesen der Gefolgschaften (Compagnonages, Comitatus), characterisirt das ursprüngliche germanische Königthum S. 342 — 350, und versucht 3) eine neue Erklärung der Entstehung des Lehenssystems, indem er diesem einen doppelten Ursprung beylegt, einen römischen und einen germanischen, S. 353, 374. Schon seit Alexander Severus und Probus kommen die beneficia im römischen Reiche vor als Grundbesitzungen, welche die Kaiser verdienten Kriegern oder Staatsmännern zum Lohne gaben unter der Verpflichtung zu weitern Diensten. Der Verfasser beruft sich auf Hyginus de limitibus constituendis p. 357. n. 5, den Codex Theodosianus XI. 20. c. 1, die Notitia dignitatum, wo die Scrinia beneficiorum aufgeführt werden (p. 351. n. 4.). Diese Beneficia sind nicht zum Eigenthum gegebene Grundstücke, sondern diesen, wie später den Allodien entgegengesetzt. Auf diese Weise war also der Kunstausdruck für die künftigen Lehen schon gefunden, wurde also von den Germanen nur beybehalten und genauer bestimmt, indem damit die den Gefolgsleuten unter der Verpflichtung zu Kriegsdiensten gegebene Belehnung mit Grundbesitz bezeichnet wurde.

Diese Belohnungen selbst sind germanischen Ursprungs, wie man aus Tacitus annimmt, nur bestanden sie früher nicht in Immobilien. Wir finden diese Erklärung, welche schon Jacobus Gothofredus andeutet, sehr befriedigend, und verweisen unsern Leser auf deren Begründung S. 356. 374. Im IV. Ch. setzt der Verfasser die Wichtigkeit und Macht der Großen auseinander und zeigt, daß erst nach der Eroberung Galliens durch die Gefolgschaften das fränkische Reich nur ein aristokratischer Staat werden konnte. Es gab aber zwey Classen von Mächtigen, Germanen und Romanen. Jene

ſtanden als Krieger, dieſe in Folge ihrer höhern politiſchen Bildung als Staatsmänner und höhere Civilbeamte an der Spitze des Reiches. Sehr lobenswerth iſt die Beleuchtung der verſchiedenen Stellung der fränkiſchen oder gallorömiſchen Magnaten ſo wie des Clerus, den merovingiſchen Königen gegenüber, S. 375 — 398. Beyde Elemente ſuchten ſich ſo viel Einfluß als möglich zu verſchaffen, bald herrſchten jene, bald dieſe. Daher der Gegenſatz in den älteſten Edicten und Verordnungen Chlotars I. (560), Childeberts (596) u. ſ. w., worin wir das urſprünglich germaniſche Strafſyſtem dem römiſch chriſtlichen untergeordnet ſehen. Es war ein unabweisliches Bedürfniß vorhanden, die öffentliche Ordnung um jeden Preis, alſo auch auf Koſten der altgermaniſchen Freyheit aufrecht zu erhalten, S. 399 — 424. Wir bedauern, daß der Verfaſſer bey dieſer Beleuchtung der älteſten merovingiſchen Geſetze nicht ausführlicher iſt, und daß er die von Pertz neu aufgefundenen im Bd. IV. der Monumenta Germaniae historica (legum II.) zum erſtenmal bekannt gemachten merovingiſchen Capitularien nicht berückſichtiget hat.

Hiemit ſchließen wir dieſe Anzeige des Werkes von Herrn Lehuërou, das einen ſo ſchätzenswerthen Beytrag zur älteſten Geſchichte des fränkiſchen Reiches enthält, daß wir kein Bedenken tragen, ihn den Essais sur l'histoire de France von Guizot und deſſen Cours d'histoire moderne an die Seite zu ſtellen, und mit den Récits merovingiens von Aug. Thierry, der histoire de la propriété foncière en Occident von Laboulaye, und der histoire de la Gaule sous l'administration des Romains von Amadée Thierry für das Ausgezeichnetſte zu erklären, was die neueſte franzöſiſche Hiſtoriographie an Monographieen aufzuweiſen hat.

L. A. Warnkönig.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortſetzung.)

Dr. M. Ohm, Der Geiſt der mathematiſchen Analyſis und ihr Verhältniß zur Schule. Abhandlung 1. Berlin, 1842.

Dr. C. Wilh. Dempp, Lehre von den Baumaterialien, mit Rückſicht auf ihr Vorkommen in der Natur. München 1842.

W. H. Leeds, Illustrations of the public buildings of London, with historical and descriptive accounts of each edifice. Vol. 1. 2. London 1838.

L. Negrelli, Die Eiſenbahnen mit Anwendung der gewöhnlichen Dampfwagen als bewegende Kraft über Anhöhen und Waſſerſcheiden ſind ausführbar. Wien 1842. 4.

Fr. Wilh. Beſſel, Aſtronomiſche Unterſuchungen. Bd. 1. Königsberg 1841. 4.

M. Letronne, Sur l'origine du Zodiaque grec et sur plusieurs points de l'astronomie et de la chronologie des Chaldéens. Paris 1840. 4.

Ad. Holtzmann, Ueber den griechiſchen Urſprung des indiſchen Thierkreiſes. Karlsruhe 1841.

F. Kaiser, Eerste metingen met den Mikrometer, volbragt op het observatorium van 'S Rijks hoogeschoot te Leiden. Leiden 1840.

Result of astronomical observations made at the honorable East India company's observatory at Madras by Thomas Granville Taylor. Vol. 1 — 5. Madras 1832 — 1839. 4.

F. Kaiser, Het observatorium te Leiden. Leiden 1838. 8.

Dr. Jul. Schaller, Geſchichte der Naturphiloſophie von Baco von Verulam bis auf unſere Zeit. Th. 1. Leipzig 1841.

K. Kreil, Magnetiſche und meteorologiſche Beobachtungen zu Prag. Jahrg. I. vom 1. July 1839 bis 31. July 1840. Prag 1841. 4.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. October.

Nro. 214. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Uebersicht des Entwicklungsganges der Philosophie in der alten und mittlern Zeit. Von Dr. Chr. Braniß. Breslau 1842. 459 S. 8.

Der durch selbstständige Werke rühmlichst bekannte Verfasser übergiebt mit der vorliegenden Schrift dem Publikum die Einleitung zu einer Geschichte der Philosophie seit Kant, deren baldiger Erscheinung wir erwartungsvoll entgegensehen. In dem ersten Abschnitte, welcher den Standpunct der Auffassung enthält, bestimmt er die Lösung seiner Aufgabe im allgemeinen dahin, „daß der menschliche Geist 1) die Idee der sich wissenden Natur und 2) die Idee des absoluten Geistes oder Gottes ist.“

So sehr es dem Begriffe der Philosophie entspricht, daß sie auf die Idee des Geistes zurückgeführt wird, indem sie als System der die Wahrheit wissenden Vernunft nichts anderes als Wissenschaft der Idee ist, durch deren Entwicklung der menschliche Geist die Gottheit, sich selbst und die Natur begreift, so erscheint uns des Verfassers in den obigen Worten ausgedrückte Auffassung des Problems dennoch in doppelter Hinsicht verfehlt.

Erstens kann man nur auf naturalistischem Standpuncte behaupten „der Geist ist die Idee der sich wissenden Natur“, und in der That ist der Verfasser auf diesem Standpunkte befangen, wenn er S. 6 sagt: „zur Erläuterung dieser Behauptung dürfe als bekannt und zugestanden (?) vorausgesetzt werden, daß der Mensch als Produkt der schöpferischen Natur auf einer bestimmten Stufe der Naturwesen sich befinde, die viele andere Stufen zu ihrer Voraussetzung habe; hierin liege die unmittelbare Aussage, daß die Bewegung der schaffenden Thätigkeit durch sämmtliche Naturstufen bis zum Menschen eine Entwicklung der Natur zum Bewußtseyn sey, daß also der menschliche Geist in seiner Selbstverwirklichung nicht bloß seine einzelne Ichheit sondern auch das Selbstbewußtseyn der gesammten Natur vollbringe, mithin an sich selber nächst der Idee des Subjects auch die Idee der sich wissenden Natur sey.“

Durch diese unbegründete Voraussetzung der Natur als schöpferischen und mithin absoluten Princips, kommt er nicht nur mit ihrem eignen Begriffe, wornach sie als System des objectiven äußerlichen und mithin selbstlosen Seyns Objectivirung oder Schöpfung des absoluten Geistes als Ursubjectes ist, sondern sogar mit seiner eignen Erklärung von dem Wesen des menschlichen Geistes in Widerspruch. Denn dadurch, daß er S. 12 die Freyheit als Charakter des seiner selbstbewußten menschlichen Geistes bestimmt, unterscheidet er ihn wesentlich von den Naturindividuen; und wird dieser wesentliche Unterschied anerkannt, so kann der zureichende Grund des menschlichen Geistes nicht in der Natur sondern nur in Gott als absolutem Geiste, gefunden werden, so daß die Schöpfung und Entwicklung der Natur nur als die Voraussetzung und Vermittlung zur Schöpfung und Existenz des Menschen als Vernunftwesen zu begreifen ist. Ist aber der Mensch an sich oder seinem Wesen nach sich selbst bestimmendes und wissendes Subject, so befindet er sich nicht auf einer besondern oder bestimmten Stufe der Naturwe-

sen, und der menschliche Geist ist nicht die Idee der sich wissenden Natur, sondern seine Natur, welche die individuelle Wahrheit oder die Vollendung der allgemeinen Natur bildet, ist nur Organ oder Verwirklichungsmittel seines geistigen Lebens, dessen Idee er in den Sphären eines ideellen Reiches zu realisiren und zu erkennen hat. Da er als Schlußpunkt der Naturschöpfung die Idee der Natur durch seine subjective Organisation vollendet, so steht er allerdings im wesentlichen Verhältniß zur äußern Natur, deren Idee nur in ihm und durch ihn zum Bewußtseyn kömmt — ein „Selbstbewußtseyn der Natur“ ist eine contradictio in adjecto —; aber sein Naturbewußtseyn ist nur Voraussetzung des ihm wesentlichen Bewußtseyns der von ihm hervorgebrachten und hervorzubringenden ideellen Welt, deren Vermittlungspunkt die Ichheit oder das Subject, als selbstständiges und selbstbewußtes Organ eines religiös sittlichen, intellectuellen Reiches ist.

Ist der Mensch, wie der Verf. S. 3 sagt, als Vernunftwesen Ebenbild Gottes, d. h. relative Einheit derselben Idee, deren absolute Einheit Gott an und für sich ist, so ist es zweytens jedenfalls ein unpassender Ausdruck, wenn der Verf. S. 5. behauptet: der Mensch sey die Idee des absoluten Geistes, ein Ausdruck, der den Schein des Pantheismus gegen sich hat. Die Wahrheit ist: daß der menschliche relative Geist in wesentlicher Beziehung zum absoluten göttlichen Geist seine Idee und zwar in der Sphäre der Religion zu verwirklichen hat.

Abgesehen von den erwähnten inadäquaten Begriffsbestimmungen, die der Verfasser seinem Werke zu Grunde legt, ohne sich darauf zu beschränken, wird jeder Unbefangene anerkennen, daß er einen großartigen Versuch gemacht hat, dir geschichtliche Voraussetzung der Philosophie zu begreifen, indem er der griechischen Philosophie eine sehr interessante Charakteristik des religiösen ästhetischen und politischen Lebens der vorchristlichen Völker vorausschickt und dadurch einen wichtigen Beytrag zur Philosophie der Geschichte gibt.

Den Unterschied der jonischen und dorischen Philosophie begründet der Verf. durch die entgegengesetzten Richtungen der Versenkung in die objective Welt und die Vertiefung in sich selbst, „welche Functionen sich eben so sehr in der Substanz des griechischen Volkes als zwey ursprüngliche Charakteranlagen zeigten, wie sie in seiner Geschichte auseinander getreten seyen.“

Die erste Periode der griechischen Philosophie, welche er als die epische Zeit derselben betrachtet, stellt er in der Form von Thesen und Antithesen dar, indem er dadurch den Gegensatz der jonischen und dorischen Denkart am treffendsten characterisiren zu können glaubt, was ihm auch in prägnanten Zügen gelungen ist, und es stimmt sowohl mit der chronologischen Ordnung, wie mit dem Sinne der Lehren des Diogenes von Apollonia und des Empedokles überein, wenn er in denselben das Resultat der jonischen und dorischen Philosophie zusammenfaßt.

Die Repräsentanten der zweyten Periode sind ihm Anaxagoras, der durch seinen weltordnenden Geist allerdings eine neue Epoche begründet, die Atomisten, welche die materielle Seite seiner Lehre selbstständig und ausschließlich ausbildeten, und endlich die Sophisten, deren Zusammenhang mit den Atomisten schon Ritter hervorhob.

Die erste Gestalt der dritten Periode oder der attischen Philosophie, Sokrates, ist dem Verfasser: die Philosophie als persönliche Gesinnung; und wenn er ihm auch keine gedankenmäßig durchgeführte Lehre zuschreibt, so betrachtet er ihn doch als den Repräsentanten und das Ideal der ächten hellenischen Philosophie.

Während nun die sogenannten Sokratiker nur einzelne Seiten seiner Denkart auffaßten und zu Extremen ausbildeten, ist die platonische Philosophie: „der objectiv gewordene Sokrates, nämlich die Darstellung des vom allgemeinen Geist durchdrungenen individuellen Geistes,“ und wie Sokrates die Wahrheit des hellenischen Bewußtseyns in der Gesinnung und im Leben darstellte, so wurde sie von Plato in einer Philosophie entwickelt, in welcher „die griechische Speculation ihre höchste Entwicklungsstufe erreichte.“ So geistreich der Verfasser Plato's Philosophie characterisirt, so verkennt er die Unvollkommenheit „des Bildes,“ welches er von derselben entwirft, keineswegs, und dieß liegt in der Natur

der Sache, denn sie ist so unergründlich wie der Genius selbst, dessen Product sie ist. Was wir in seiner Darstellung vermißten, ist die genetische Entwicklung der platonischen Philosophie, die, weil sie kein fertiges System ist, nur durch die Methode wahrhaft erkannt wird, welche den Bildungsgang des platonischen Geistes wiedergiebt, welcher mit der Bestimmung der Principien seiner Forschung begann, zu der speciellen Entwicklung dieser Principien in Beziehung auf die Hauptprobleme des speculativen Denkens übergieng, und in der speculativen Construction der allgemeinen Sphären der objectiven Wissenschaft, des Staates, der Religion und der Natur seine Philosophie vollendete. Durch diese genetische Entwicklung der platonischen Philosophie würde der Verf. nach Asts und Schleiermachers Vorgang die Ideenlehre Platos und namentlich seine Idee von der Gottheit, die er im Timäus als Schöpfer und Vater des Alls (ποιητὴς καὶ πατὴρ τοῦ παντός) erfaßte, so wie seinen Versuch: die Naturentwicklung als Schöpfungsgeschichte und die geistige Welt nach einem wahrhaft theokratischen Gesichtspunkte als Schauplatz der sittlichen Weltordnung Gottes zu begreifen, tiefer erfaßt haben. Adäquater scheint er uns das Aristotelische System begriffen zu haben, dessen durchgängige Bestimmtheit die wissenschaftliche Darstellung sehr erleichtert. Wichtig ist seine von der gegenwärtig herrschenden Ansicht abweichende Auffassung des aristotelischen Begriffs der menschlichen Seele, welche S. 192 „als sich selbst verwirklichende Möglichkeit nicht des Leibes, sondern ihre eigene Entelechie und als solche von dem Leibe unabhängige Wesenheit Geist sey," dessen Unsterblichkeit Aristoteles aufs entschiedenste behauptet.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

Frhr. Aug. Luis Cauchy, Ueber die Theorie des Lichts. Frey bearbeitet von Fr. Xaver Moth. Wien 1842.

F. J. Hugi, Ueber das Wesen der Gletscher und Winterreise in das Eismeer. Stuttgart 1842.

H. B. Waterkeyn, De la géologie et de ses rapports avec les verités revélées. Louvain 1841.

José Victorino dos Santos e Sousa Mattos, Nova theoria do universo. Rio de Janeiro 1840.

K. Kreil, Versuch, den Einfluß des Mondes auf den athmosphärischen Zustand unserer Erde ꝛc. Prag 1841. 4.

Abbé Frere, Examen du magnétisme animal. Paris 1837.

B. Zanon, Della solidificazione del corpi animali. Belluno 1839.

Dr. H. G. Lehmann, Lehrbuch der physiologischen Chemie. Bd. 1. Leipzig 1842.

Dr. J. Liebig, Anleitung zur Analyse organischer Körper. Braunschweig 1839.

Dr. F. X. Hlubek, Beleuchtung der organischen Chemie des Dr. J. Liebig in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie. Grätz 1842.

Ferd. Hoefer, Elements de chimie minérale. Paris 1841.

Annals of the Lyceum of natural history of New-York. Vol. 1 — 4. New-York 1824 — 37.

Archives du Muséum d'histoire naturelle, publiées par les professeurs de cet établissement. Vol. 1. 2. Paris 1839 — 1841.

M. N. Meissas, Résumés d'histoire naturelle. Minéralogie. Paris 1840.

Georges Cuvier, Histoire des sciences naturelles depuis leur origine jusqu'à nos jours, chez tous les peuples connus, complétée, redigée, annotée et publiée par M. Magd. de St. Agy. Vol. 1 — 3. Paris 1841.

J. Gould, Monographie der Ramphastiden oder Tukanartigen Vögel. A. d. Engl. von J. H. G. Fr. Sturm und Joh. Wilh. Sturm. Heft 1. 2. Nürnberg 1841.

H. Schlegel, Abhandlungen aus dem Gebiete der Zoologie und vergleichenden Anatomie. Heft 1. Leiden 1841. 4.

F. J. Pictet, Histoire naturelle générale et particulière des insectes neuroptères. Famille des Perlides. Livr. I. Genève 1841. 8.

Revue zoologique par la société Cuvierienne, association universelle pour l'avancement de la zoologique, de l'anatomie comparée et de la Palaeontologie. Journal mensuel, publié sous

la direction de M. F. E. Guérin-Méneville. Année 1842 N. 1 — 5. Par.

Ph. Fr. de Siebold, Fauna Japonica. Decas 5. Lugd. Bat. 4.

Joh. Conr. und Eduard Susemihl, Die Vögel Europa's. Text unter der Leitung Temminck's, mit Beyträgen von mehreren bewährten Naturforschern bearbeitet von Dr. Schlegel. Liefer. 5 — 10. Stuttg. 1842. 4.

W. Vrolik, Recherches d'anatomie comparée sur le Chimpansé. Amst. 1841. fol.

C. G. Ehrenberg, Das unsichtbar wirkende organische Leben. Leipzig 1842. 8.

Dr. H. Pompper, Die Säugethiere, Vögel und Amphibien nach ihrer geographischen Verbreitung tabellarisch zusammengestellt. Leipzig 1841.

Andr. Wagner, Bericht über die Leistungen in der Naturgeschichte der Säugethiere während der beyden Jahre 1839 und 1840.

— —, Bericht über die Leistungen in der Naturgeschichte der Vögel während der beyden Jahre 1839 und 1840.

Dr. S. Kutorga, Zwey Beobachtungen von Knochenbrüchen bey den Heerschnepfen (Scolopax Gallinago). Petersburg 1840.

J. F. M. v. Olfers, Die Ueberreste vorweltlicher Riesenthiere in Beziehung zu ostasiatischen Sagen und chin. Schriften. Berlin 1840. 4.

Dr. S. Kutorga, Zur Naturgeschichte der Phoca communis F. Cuvier. Petersburg 1840.

Dr. Ludwig Fick, Ueber Janusbildung. Marburg 1841.

George Robert Gray, A list of the genera of birds with their Synonyma and an indication of the typical species of each genus. London 1841.

P. Flourens, Resumé analytique des observations de Frédéric Cuvier sur l'institut et l'intelligence des animaux. Paris 1841.

Bruch und W. Schimper, Bryologia Europaea sen genera muscorum Europaeorum monographice illustrata. Fasc. 11. Stuttg. 1841. 4.

Dr. Theod. Hartig, Neue Theorie der Befruchtung der Pflanzen. Braunschweig 1842. 4.

Ch. Gaudichard, Recherches générales sur l'organographie et physiologie et l'organogénie des vegetaux. Paris 1841.

Cl. Schrenk, Enumeratio plantarum novarum. Petropoli 1841.

A. Putterlick, Synopsis Pittosporearum. Vindob. 1839. 8.

J. K. Wächter, Ueber die Reproductionskraft der Gewächse, insbesondere der Holzpflanzen. Hannover 1840.

Dr. v. Glocker, Ueber den Jurakalk von Kurowitz in Mähren ꝛc. Breslau 1841. 4.

L. Agassiz, Descriptions des échinodermes fossiles de la Suisse. Part. 3. Galérites et les Dysaster par Ed. Desor. Neuchatel 1842. 4. Part. 4. Anatomie du genre Echinus par G. Valentin. Neuchatel 1842. 4.

Dr. A. J. Wiegmann, Ueber die Entstehung, Bildung und das Wesen des Torfes. Gekrönte Preisschrift. Braunschweig 1837.

J. J. N. Huot, Nouveau manuel complet de Minéralogie, ou tableau de toutes les substances minérales. Vol. 1. 2. Paris 1841.

Dr. Chr. H. Plander, Beyträge zur Geognosie des russischen Reiches. Petersburg 1830. 4.

C. A. Lincke, Die sächsisch-altenburgische und belgisch-flandrische Landwirthschaft dargestellt und verglichen. Bd. 1. Leipzig 1842.

K. Göritz, Beyträge zur Kenntniß der Württembergischen Landwirthschaft. Stuttgart 1841.

Uebersicht der Arbeiten und Veränderungen der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur im Jahre 1839 und 1840. Breslau 1841. 4.

Th. G. Fr. Enslin, Bibliotheca Oeconomica. Leipzig 1841.

A. v. Weckherlin, Die Rindviehzucht Würtembergs. Stuttgart 1839.

Dr. F. K. Hlubek, Die Erhaltung der Pflanzen und die Statik des Landbaues. Gekrönte Preisschrift. Prag 1841.

J. B. Viollet, Theorie der artesischen Brunnen. Ulm 1842.

H. Rößler, Die Gewerbausstellung in Brüssel im J. 1841. Nebst einer kurzen Uebersicht über die Industrie in Belgien. Darmstadt 1842.

Fr. A. W. Netto, Die Glasdruckkunst oder Hyaloptie. Quedlinburg 1840.

— —, Das Geheimniß des Oelbilderdrucks, erfunden von Maler Liepmann in Berlin. Quedlinburg 1840.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. October.

Nro. 215. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Uebersicht des Entwicklungsganges der Philosophie in der alten und mittlern Zeit. Von Dr. Chr. J. Braniß.

(Schluß.)

Mochte Aristoteles immerhin die menschliche Seele in ihrer Beziehung zum Körper als vegetatives und empfindendes Princip fassen (ψυχὴ θρεπτικὴ καὶ αἰσθητική), dadurch, daß er sie in einem höhern Sinne als denkendes Wesen (ψυχὴ λογιστική) begriff, dachte er sie wesentlich als selbst bewußten Geist (νοῦς), welcher das Princip und den Zweck seines Lebens in sich selbst hat und daher nach der Trennung von dem Leibe, den Aristoteles nur als Organ oder Verwirklichungsmittel der Seele betrachtet, selbständig existirt.

Gleichfalls im Gegensatze gegen die herrschende Ansicht, aber nicht minder treffend, äußert sich der Verfasser über den Neuplatonismus S. 285:

„Wenn man diesen Platonismus mit den nacharistotelischen, meist populär verständigen und dem practischen Leben zugewandten Weltansichten vergleicht, wird man auf den ersten Blick versucht, einen speculativen Fortschritt in ihm zu finden. Das philosophische Interesse zeigt sich darin nach langer Zeit zum ersten Mal wieder rein esoterisch und auf die Idee selbst gerichtet; Platonische Anschauung und Aristotelische Begriffssonderung scheinen sich darin inniger durchdringen und zur Bildung eines sich systematisch abschließenden wissenschaftlichen Ganzen vereinen zu wollen — eine Tendenz, welche jedenfalls nach der langen philosophischen Dürre, und besonders dem völlig negativen Skepticismus gegenüber etwas erquickliches hat. Faßt man aber das Wesentliche und Eigenthümliche der entwickelten Lehre, nicht dasjenige also, was sie mit der ächten Platonischen Speculation gemein, oder vielmehr aus ihr aufgenommen hat, sondern das, worin sie sich von derselben unterscheidet, bestimmter ins Auge, denn in ihm allein könnte ja der etwaige Fortschritt liegen, so findet man, daß in ihr kein Fortschreiten der Philosophie, sondern ein bewußtes Herausschreiten derselben aus sich selbst, oder, um es noch näher zu bezeichnen, eine Rückkehr derselben in ihre geschichtliche Voraussetzung, in die unmittelbare Anerkennung des Absoluten, also in das religiöse Bewußtseyn sich ausspreche;“

welches religiöse Bewußtseyn, möchte Ref. hinzufügen, eine ekstatisch pantheistische Intuition war. S. 288:

„Im Grunde argumentirt der Skepticismus ganz einfach so: da das Allgemeine nicht im Ich seyn kann, so hat es auch für dasselbe keine Wahrheit, das Ich allein ist sich daher das Wahre. Dagegen lautet das Neuplatonische Argument: da das Allgemeine außer dem Ich, und doch das an sich Wahre ist, so muß das Ich, um in der Wahrheit zu seyn, außer sich selbst seyn, also in der That als Ich verschwinden, und sich in das Allgemeine verlieren.

Wie man sieht, opfert die Skepsis das Allgemeine dem Subjectiven, der Platonismus dagegen das Subjective dem Allgemeinen auf; sind sich nun hiermit auch beyde Geistesrichtungen entgegengesetzt, so haben sie doch das mit einander gemein, daß beyde gleich sehr die Philosophie aufopfern, deren Lebensprincip das In- und Füreinander des Allgemeinen und Subjectiven ist. Daß aber der Skeptiker die speculative Wissenschaft gering schätzt, während der Platoniker sie ehrt, macht im Wesentlichen keinen Unterschied, da sie dem Einen wie dem Andern doch nur ein Vehikel seyn kann, um aus dem Wissen überhaupt hinaus zu kommen, sey es nun in die objectlose Einfachheit des Ich, oder in die subjectlose Einfachheit des Allgemeinen.“

Es kommt in der Beurtheilung des Neuplatonismus in praktischer Hinsicht dieß in Betracht, was auch der Verfasser andeutet, daß er eben so sehr durch Mystik und Magie wie durch speculative Dialektik das positive Christenthum, dessen ethisches Princip: die Selbstverläugnung ihm zuwider war, zu überbieten suchte, und daher die Schwärmerey erzeugte, welche ihn characterisirt.

In einem ähnlichen Sinne, wie einige Neuere, welche dem Christenthum keinen Vorzug vor den heidnischen Religionen oder dem Islam zugestehen, und sich daher als Propheten einer philosophischen Weltreligion ankündigen, erklärte schon Proklus, der Philosoph müsse ein Hierophant aller Religionen seyn, und wollte ein Pantheon gründen, das aber seine Ironie eben so sehr in sich hatte, wie das römische Pantheon. Der Neuplatonismus ist somit der kühnste, aber sich selbst vernichtende Versuch, durch orientalische Mystik und occidentale Dialektik das Heidenthum, das sich bereits überlebt hatte, durch eine ihm inadäquate Idealisirung seiner Elemente zu verjüngen, oder wie der Verfasser S. 292 sich ausdrückt: „in einem mystisch-religiösen Cultus (dessen Grundcharakter Selbst- und Weltvergötterung war) dem siegreich entfalteten christlichen Leben gegenüber den Leichnam altgriechischer Religionsweise zu pflegen.“

An die Bemerkung, daß der Neuplatonismus im Verhältniß zur platonischen und aristotelischen Philosophie eher einen Rückschritt als Fortschritt bilde, schließt der Verfasser folgende Erklärung S. 296:

„Wäre die Ansicht von einer durch alle Zeitalter sich stets fortschreitend zur Vollendung entwickelnden Philosophie bloß als Hypothese ausgesprochen worden, so hätte es sich kaum der Mühe gelohnt, sie hier einer näheren Betrachtung zu unterwerfen; aber sie ist als ein tiefes wissenschaftliches Theorem aufgetreten, und hat sich auch in der Behandlung des historischen Stoffes durchzuführen versucht. Dieser Versuch, in wie unvokommner Gestalt er auch in den Hegel'schen Vorlesungen über Geschichte der Philosophie vorliegt, hat nach vielen Seiten hin so sehr imponirt, und die Verwandlung der philosophirenden Geister in Paragraphe der Hegel'schen Encyclopädie, obschon sie nur sehr theilweise gelang, ist für einen so entschiedenen Beweis der Wahrheit jenes Theorems genommen worden, daß jede es nicht anerkennende Auffassung fast die Pflicht hat, sich zu rechtfertigen, wenn sie anders dem für sie sonst sicherlich bereiten Vorwurf, daß sie sich nicht auf der Höhe der Intelligenz der Zeit befinde, entgehen will. So sey es denn hiermit erklärt, daß die hier gegebene und noch ferner zu liefernde Darstellung der Geschichte der Philosophie nicht deßhalb von dem erwähnten Theorem abweicht, weil sie sich nicht dazu zu erheben vermag, sondern weil es falsch ist in sich selber, und sich darum auch nur durch allerley Künsteleyen in dem historisch Gegebenen seine Bestätigung erschleichen kann.“

Die Vollendung der alten Geschichte erkennt der Verf. in Christus, welcher als Mensch gewordener Gott eben so sehr den Schlußpunct der alten wie den Anfangspunct einer neuen Welt bildet.

Nichts desto weniger scheint uns der Verfasser seine speculative Theologie und Christologie nicht mit wahrhaft wissenschaftlichem Geiste concipirt und durchgedacht zu haben, daher es seiner Darstellung an Widersprüchen nicht fehlt. Er deducirt zwar aus dem Begriff des Absoluten die Idee, die Transscendenz Gottes, indem er aber Gott nicht in dem Sinne als überweltliche Persönlichkeit*) faßt, wonach er eben so sehr als an und für sich seyender wie allgegenwärtiger d. h. allwirksamer Urgeist begriffen wird, ist er in der Alternative eines außerordentlichen oder innerweltlichen Gottes befangen, so daß er abwechselnd bald in die eine bald in die andere dieser widersprechenden Vorstellungen verfällt. Wenn er daher S. 344 und 345 Gott „sich in der Natur vom Seyn zum Bewußtseyn entwickeln, und ihn sich vorerst als Naturgeist sich affirmiren und sodann als Geschichtsgeist sich zum absoluten Geist vollenden läßt, andrerseits aber

*) Durch den Begriff der persönlichen überweltlichen Existenz und Wirksamkeit Gottes wird eben so sehr die Vorstellung seiner Außerweltlichkeit, wonach er durch die Welt begränzt wäre, wie seiner Innerweltlichkeit, wonach er in der Welt und durch sie sich entwickelte, aufgehoben, wie durch den Gedanken der Uebersinnlichkeit des menschlichen Geistes nicht nur seine selbstständige und selbstbewußte Wirklichkeit, sondern zugleich seine unräumliche Wirksamkeit, wornach er, wie Hegel sich ausdrückt, „allgegenwärtige oder allwirksame Einheit des Leibes“ ist, begriffen wird.

ihn S. 348 und 350 als wesentlich außerweltlichen „von der Welt absolut geschiedenen ewig in sich seyenden Geist“ faßt, so befriedigt er weder den pantheistischen noch den theistischen Denker. Der erstere wird nicht einsehen, warum der durch „den Entwicklungsprozeß des menschlichen Geschlechtes zum absoluten Geist vollendete“ Gott, einer persönlichen außerweltlichen Existenz fähig oder bedürftig sey, und der letztere wird diese Vollendung Gottes durch das zeitliche Leben des relativen endlichen Geistes für unmöglich erklären und die dieser Annahme widersprechende Vorstellung eines außerweltlichen von der Welt absolut geschiednen Geistes sowohl dem Begriffe der Absolutheit und mithin Unendlichkeit Gottes, wie dem religiösen Bewußtseyn, dessen wesentlichen Ausdruck schon Paulus in den Worten: In ihm leben, weben und sind wir, inadäquat finden.

Die einzige Weise über diesen Widerspruch hinaus zu kommen wird durch die Unterscheidung des Seyns oder der Existenz Gottes von seiner Wirksamkeit oder Manifestation vermittelt. Er existirt persönlich und unterscheidet sich als überweltliches Ursubject von der durch ihn begründeten Objectivität als der Offenbarung seiner selbst, aber als Schöpfer, Erlöser und Vollender der Welt ist er nicht von ihr geschieden, sondern er ist ihr absolutes allgegenwärtiges d. h. allwirksames Princip.

Aus demselben Grunde, aus welchem der Verf. das Verhältniß Gottes zur Welt im Allgemeinen nicht wissenschaftlich denkt, ist er auch unfähig die Vollendung dieses Verhältnisses in seiner Menschwerdung als seiner persönlichen Selbstoffenbarung zu begreifen, daher er die Erscheinung Christi „als Offenbarung des jenseitigen Gottes“ auf derselben Seite (350) behauptet, auf welcher er sie als Resultat des geschichtlichen Weltlebens bestimmt. Vermittelt ist die Erscheinung Christi allerdings durch die alte Geschichte, deren Vollendung sie ist, aber deßhalb ist sie nicht Resultat derselben, sondern nur die Gottheit kann die Voraussetzung oder das absolute Princip des Gottmenschen seyn.

Unerachtet dieser speculativ theologischen Unklarheit beweist der Verf. eine großartige Anschauung des Christenthums und seiner weltgeschichtlichen Bedeutung und wir finden es ganz sachgemäß, daß er die Entwicklung der christlichen Idee der Darstellung der scholastischen Philosophie, mit deren Grundlinien er den ersten Band seines Werkes schließt, vorausschickt.

Wir tragen kein Bedenken, das ideenreiche, gehaltvolle Werk des Verf. als eine der bedeutendsten Erscheinungen der philosophischen Literatur zu begrüßen und dem wahrheitsliebenden Publikum zu empfehlen.

Fischer.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

L. v. Orth, Ueber die mechanische Flachsspinnerey in Deutschland mit besonderer Rücksicht auf die k. k. österreichischen Staaten. Wien 1841.

Jos. Rußegger, Der Aufbereitungs-Prozeß gold- und silberhaltiger Pocherze im salzburgischen Montan-Bezirke. Mit Atlas. Stuttgart 1841.

Dr. C. J. B. Karsten, Handbuch der Eisenhüttenkunde. Bd. 1 — 5. Mit Atlas. Berlin 1841.

Jos. Schitko, Beyträge zur Bergbaukunde insbesondere zur Bergmaschinenlehre. Heft 1. 2. Wien 1834.

Alex. de Miltitz, Manuel des Consuls. T. II. p. 2. London 1842.

Gust. Höfken, Erweiterung des deutschen Handels und Einflusses durch Gesellschaften, Verträge und Ansiedlungen. Mit besonderer Beziehung auf die Errichtung einer süddeutschen Handels- und Colonisationsgesellschaft. Stuttgart 1842.

C. Einert, Entwurf einer Wechselordnung für das Königreich Sachsen. Dresden 1841. 4.

J. C. M. Laurent, Das älteste Hamburgische Handlungsbuch aus dem vierzehnten Jahrhundert. Hamburg. 1841.

Dr. Sieg. Becher, Statistische Uebersicht des Handels der österreichischen Monarchie mit dem Auslande

während der Jahre 1829 — 1838. Stuttgart 1841.

Karl Fried. Burdach, Blicke ins Leben. Bd. I. Comparative Physiologie. Bd. 1. Leipzig 1842.

Dr. H. Klencke, Grundriß der Anthropologie. Leitende Ideen zu einer physiologischen Geschichte des Menschenlebens. Leipzig 1841.

Frhr. v. Feuchtersleben, Zur Diätetik der Seele. Wien 1841.

Boucher de Perthes, De la création. Essai sur l'origine et la progression des êtres. Vol 1—5. Paris 1841.

E. Quinet, Du génie des religions. Paris 1842.

P. F. Stuhr, Allg. Geschichte der Religionsformen der heidnischen Völker. Th. 1. 2. Berlin 1838.

M. E. Jacquet, Recherches sur la religion des Malabars, ouvrage extrait d'un manuscrit inédit de la Bibliothèque royal. Paris 1841. fol.

F. Lamennais, Du passé et de l'avenir du peuple. Paris 1841.

Dr. Ed. Bobrik, Text, Uebersetzung und Beleuchtung der Cölner Urkunde. Zürich 1840.

Louis Reybaud, Etudes sur les réformateurs contemporains, ou socialistes modernes, Saint-Simon, Charles Fourier, Robert Owen. Paris 1841.

R. S. Acerrellos, Die Freymaureren in ihrem Zusammenhang mit den Religionen der alten Aegypter, der Juden und der Christen. Thl. 1 — 4. Leipzig 1836.

Ferd. Berthier, Histoire et statistique de l'éducation des sourds-muets. Paris 1836.

Dr. Th. Heinsius, Concordat zwischen Schule und Leben oder Vermittlung des Humanismus und Realismus aus nationalem Standpunkt betrachtet. Berlin 1842.

M. Xav. Rousselot, Etudes sur la philosophie dans le moyen-age. Vol. II. Paris 1841.

Dr. H. Ulrici, Ueber Princip und Methode der Hegelschen Philosophie. Ein Beytrag zur Kritik derselben. Halle 1841.

C. Frantz, Die Philosophie der Mathematik. Zugleich ein Beytrag zur Logik und Naturphilosophie. Leipzig 1842.

K. Rosenkranz, Geschichte der Kantischen Philosophie. Leipzig 1840.

Mirabaud, System der Natur. Deutsch bearbeitet. Leipzig 1841.

Dr. F. Exner, Die Psychologie der Hegelschen Schule beurtheilt. Leipzig 1842.

Dr. J. F. Reiff, Das System der Willensbestimmungen oder die Grundwissenschaft der Philosophie. Tübingen 1842.

Andeutungen über Glauben und Wissen oder über die wahre Philosophie im Gegensatz zu den Richtungen unserer Zeit. Münster 1842.

Dr. Jos. Hillebrand, Der Organismus der philosophischen Idee in wissenschaftlicher und geschichtlicher Hinsicht. Dresden 1842.

E. Aug. v. Schaden, System der positiven Logik. Erlangen 1841.

Dr. Ferd. Röse, Ueber die Erkenntnißweise des Absoluten. Basel 1841.

Franz v. Baader, Ueber die Nothwendigkeit einer Revision der Wissenschaft natürlicher, menschlicher und göttlicher Dinge. Erlangen 1841.

Dr. Franz Vorländer, Grundlehren einer organischen Wissenschaft der menschlichen Seele. Berlin 1841.

J. P. Romang, System der natürlichen Religionslehre. Zürich 1841.

Joh. H. Deinhardt, Der Begriff der Seele mit Rücksicht auf Aristoteles. Hamburg 1840. 4.

Dr. Fr. E. Beneke, Grundlinien der Sittenlehre. Bd. 1. 2. Berlin 1841.

Ant. Blanc St. Bonnet, De l'unité spirituelle ou de la société et de son but audela du temps. Vol. 1 — 3. Paris 1841.

Wm. Oke Manning, Commentaries on the law of nations. London 1839.

M. Jauffret, Lettres sur les fabulistes anciens et modernes. Vol. 1 — 3. Paris 1827.

J. B. Pérennès, Principes de littérature mis en harmonie avec la morale chrétienne. Paris 1837. 8.

Dr. W. Hebenstreit, Wissenschaftlich-literarische Encyclopädie der Aesthetik. Liefer. 1 — 4. Wien 1841.

Dante Alighieri's göttliche Komödie. Metrisch übertragen und mit kritisch historischen Erläuterungen versehen von Philalethes (Prinz Johann von Sachsen). Th. 1. 2. Dresden 1840. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. October.

Nro. 216. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Differenz der Schelling'schen und Hegel'schen Philosophie. Erster Band. Leipzig, Otto Wigand 1842. S. 204.

Es war ein nicht unerwartetes, aber unerfreuliches Zeichen der Zeit, daß Schellings Auftreten in Berlin, das er als eine Mission bezeichnete, den litterarischen Pöbel, der seinen Haß gegen alle christliche Wissenschaft rückhaltsloser als jemals an den Tag legt, reizte, ihm durch die schlechtesten Mittel, durch Intriguen und Mystificationen aller Art entgegen zu wirken. Konten diese Versuche nur auf Gleichgesinnte berechnet seyn, so war dagegen das Danksagungsschreiben, welches dem „hochgeehrten Lehrer" eine zahlreiche Zuhörerschaft, an deren Spitze Neander und Twesten genannt werden, überreicht, ganz geeignet, um ein günstiges Vorurtheil für ihn zu erwecken *).

Ob und wie weit Schelling seiner großen Aufgabe, eine positive Philosophie zu begründen, durch seine Vorträge entsprechen werde, diese Frage kann erst nach Herausgabe derselben beantwortet werden. Nichts desto weniger ist der Versuch, die Differenz der Schelling'schen und Hegel'schen Philosophie mit Rücksicht auf die Schriften dieser Denker vorläufig zu beleuchten, eine zeitgemäße Aufgabe und die Erwartung einer wissenschaftlichen Darstellung derselben wird um so größer, als Hegel unter demselben Titel das Schelling'sche Identitätssystem mit dem Fichte'schen Idealismus verglichen hatte. Wer aber auch nur die geringste Analogie in der Methode des vorliegenden anonymen Werkes mit Hegels meisterhaftem Versuche zu finden hofft, der findet sich total getäuscht.

Obgleich der Verfasser hohe Achtung vor Hegels Methode vorgiebt, und einem Michelet es zum Vorwurfe macht, daß sie nach seiner Auffassung weiter nichts als eine „consequent durchgeführte sophistische Windbeutelei wäre," und so pathetisch er sich als unpartheyischer Forscher und Sprecher der Wahrheit in der Vorrede ankündigt, so zeigt sich doch in seinem Gerede über Schelling und dessen Lehre auch nicht im entferntesten ein Bestreben, seine Philosophie wissenschaftlich darzustellen, sondern er giebt sich alle erdenkliche Mühe, den Mann, der nach dem allgemeinen Urtheil und selbst nach dem Urtheile seiner Gegner *) sich schon längst als Forscher erster Größe durch Begründung einer neuen Wissensepoche erwiesen hat, als einen genielosen unberechtigten Mitsprecher im Gebiete der Philosophie zu verdächtigen, der nicht nur „die Gedanken, sondern selbst den Ausdruck derselben von Andern entlehnt habe." Als Resultat seiner Untersuchung bestimmt der Verfasser das Urtheil: „Schelling hat kein neues Blatt in der Geschichte der Philo-

*) Vergl. z. B. die Worte: „Sie waren es, der von den Früchten Ihres vieljährigen stillen Denkens und Ihrer reich gesammelten Erfahrung uns nichts vorenthielt, um zu einer positiven, Begriff und Leben, Glauben und Wissen in Einklang bringenden Philosophie den Weg zu zeigen." Diese in mehreren Zeitschriften mitgetheilte Erklärung ist in Wuttke's Jahrbuch der deutschen Universitäten, Leipzig 1842 S. 234 zu lesen.

*) Vergl. z. B. die Vorrede von Gans zu Hegels Rechtsphilosophie.

sophie aufgeschlagen," ein Urtheil, das nur in dem Falle ein Resultat genannt werden könnte, wenn es sich aus der unbefangensten allseitigsten Prüfung ergäbe. Aber zu einem solchen Versuche fehlt dem Verfasser vor allem der gute Wille, und in der That läßt sich seine lächerliche Behauptung nur aus der enormen Gereiztheit erklären, die er auf jeder Seite zur Schau trägt. Weit entfernt, eine immanente Entwicklung von Schellings Philosophie durch eine adäquate Darstellung der bestimmten Formen und Stufen, in welchen er die Idee der Philosophie in seinen Schriften erfaßte und darstellte, auch nur zu versuchen, beschränkt er sich darauf, bald aus diesem, bald aus jenem Werke desselben aus dem Zusammenhange gerissene Stellen anzuführen, ohne auch nur die Zeitfolge zu beachten, in welcher sie erschienen sind, viel weniger daß er die wissenschaftliche Ordnung beachtete, in welcher sie zu erfassen sind, wenn sie als Bildungsmomente seiner Philosophie begriffen werden sollen. Wie wenig nun die Analogien folgender Systeme mit vorausgegangenen die Originalität der ersteren beeinträchtigen, dieß weiß jeder, der dieselben nicht bloß für subjective Versuche hält, sondern fähig ist, sie wissenschaftlich in der Einheit zu erfassen, in welcher sie besondere Gestaltungen der allgemeinen Idee der Philosophie sind, so daß es eben ein Beweis der Objectivität und Universalität eines Systemes ist, wenn es seine organische Hervorbildung aus früheren Philosophien dadurch beurkundet, daß es, wie Hegel fordert, ihre Principien nicht ausschließt, sondern sie als Momente eines neuen Ganzen in sich begreift.

Das neue Princip, durch welches Schelling über seine Vorgänger hinaus gieng, hat Hegel in der erwähnten kritischen Schrift so evident erwiesen, daß darüber kein Zweifel mehr ist, daher noch von keinem Sachkenner die Originalität der Schelling'schen Philosophie bestritten worden ist.

Nach derselben kleinlichen Auffassung und Beurtheilung, in welcher der Verfasser über Schelling raisonnirt, hat einst Schulze einem Leibnitz die Originalität abgesprochen und ihn, weil er „den perspectivischen Mittelpunkt fand," von welchem alle relativen Systeme als Momente eines Ganzen zusammengeschaut werden, für einen Eklektiker erklärt, eine Barbarey, für die er von Hegel die verdiente Zurechtweisung erhielt.

Wie wenig der Verfasser überhaupt Sinn für „geniale Conception" hat, beweist sein Urtheil über Fichte und Wolf, welchen letzern er einem Leibnitz nicht nur „ziemlich an die Seite stellt," sondern ihn auch dem erstern vorzieht, indem er von Wolf behauptet, „er habe das mit der Leibnitz'schen Philosophie wirklich gethan, was Fichte mit der Kant'schen habe vornehmen wollen." Wer den Philosophen, der zuerst den Gedanken faßte, das System des Bewußtseyns und des Seyns aus einem Principe abzuleiten, und dieses System durch die genialste Dialektik construirt, mit dem Repräsentanten des dem Inhalt äußerlichsten Formalismus, mit dem Pedanten unter den Philosophen vergleichen und diesen jenem vorziehen kann, der hat, obwohl er seine dürftige Bildung dem oberflächlichen Studium Hegels verdankt, keinen Grund, gegen Schellings einseitige, unbillige Bezeichnung des Hegel'schen Systems als eines neuen Wolfianismus zu protestiren.

Ist er unfähig, die Genialität, durch welche Fichte über Kants kritischen Idealismus, (der im Geständnisse, daß die Vernunft die Wahrheit der ihr gegenüber stehenden Objectivität nicht wisse, endigte) zur Idee eines die Objectivität aus der Subjectivität ableitenden Systemes fortgieng, zu fassen, so läßt sich schon aus diesem Grunde nicht erwarten, daß er Schellings absoluten Idealismus oder das System des absoluten Subjects begreifen werde.

Der höchste Gedanke, zu dem er sich, um Schelling das Verdienst, „daß er ein neues Blatt in der Geschichte der Philosophie aufgeschlagen habe," streitig zu machen, erhebt, ist die Erklärung: „Neue Blätter in der Geschichte der Philosophie werden nur durch eine neue Logik und Dialektik aufgeschlagen." Aber dann wäre die Philosophie seit Aristoteles auf demselben Blatt stehen geblieben, indem die Logik nach Kants Urtheil seit jenem keinen Fortschritt gethan hat, und Hegel hat nur dadurch eine Reform in der Logik begründet, daß er, was er selbst nicht läugnet, Schellings Philosophie zur

Voraussetzung seiner Dialektik hatte, indem er dieselben Kategorien, welche Schelling als objective Gesetze deducirte, als Bestimmungen des Denkens erwies. So zeitgemäß eine Darstellung und Kritik der Schelling'schen und Hegel'schen Philosophie ist, so hat sie doch nur als philosophischer Versuch Werth, aber philosophiren ist nicht bloß räsonniren und mehr als räsonnirt hat der Verf. im ersten Bande seines Werkes nicht. Ob er im zweyten Bande eine immanente Entwicklung von Schellings Systeme versuchen wird, steht zu erwarten. Die erste Bedingung derselben wäre, daß er sich der leidenschaftlichen hämischen Ausfälle gegen Schelling, wovon der erste Band wimmelt, entschlage. Möge er im zweyten Bande gewissenhafter als im ersten Bande erfüllen, was er am Schlusse des letztern in den Worten verheißt: „Daß die Wahrheit allein herrsche, ihr allein die Ehre gegeben werde, dieß ist das Ziel, dem ich nachstrebe, wie überall, so auch in dieser Schrift, persönliche Rücksichten, Rücksichten auf Umstände, kenne ich nicht!“

Die moderne Philosophie und die Persönlichkeit Gottes. Eine Kritik der Gotteslehre der modernen Philosophie und ihre Angriffe auf das christliche Dogma von Immanuel Paulus, Mitvorsteher und Lehrer der Philosophie und der griechischen Sprache an der wissenschaftlichen Bildungs-Anstalt auf dem Salon bey Ludwigsburg. Stuttgart. Verlag von Ebner u. Seubert. 1842.

Wer die Richtung der modernen Philosophie verfolgt, wird sich überzeugen, daß sie immer entschiedner von der Untersuchung untergeordneter Probleme zur Bestimmung des absoluten Princips alles Seyns und Wissens fortgeht, und daß demnach das Problem der Persönlichkeit Gottes das höchste Ziel der begründenden und der constructiven Denkthätigkeit ist, in dem Theismus und Pantheismus die Grundgegensätze der modernen Philosophie bilden.

Unter den Schriften, welche dieses Hauptproblem kritisch untersuchen, verdient das vorliegende Werk eine ehrenvolle Erwähnung, indem es sich durch Klarheit der Auffassung und Schärfe der Prüfung vortheilhaft auszeichnet.

Ueber die Absicht seiner Schrift erklärt sich der Verfasser in der Vorrede dahin, „sie sey zunächst polemischer Natur und suche die Angriffe, die in unserer Zeit auf ihren Gegenstand, die Persönlichkeit Gottes, gemacht worden seyen, als grundlose abzuweisen.“ „Nur zu gut,“ fügt der Verf. hinzu, „bin ich mir bewußt, daß hiemit noch nichts Positives geleistet ist; die Polemik soll daher auch nur dem Zwecke dienen, die bornirten, hohlen und sterilen Prätensionen einer selbstgenügsamen philosophischen Parthey abzuthun.“ Diesen Zweck hat der Verf. nach dem Urtheil des Referenten im Ganzen erreicht, und zwar in einer Methode, welche die Unbestimmtheit, die Confusion und die Inconsequenz der pantheistischen Denkweisen durch eine ins Einzelnste gehende Erörterung der zur Erkenntniß der absoluten Idee wesentlichen Begriffsbestimmungen erweist. Dadurch bildet sein Werk den entschiedensten Gegensatz zu den zahllosen oberflächlichen Erklärungen über das Wesen der speculativen Theologie und er hat sich eben damit ein großes Verdienst erworben, daß er die speculative Terminologie oder Phraseologie und die Scheindialektik oder die Sophistik des angeblich absoluten Denkens aufgedeckt hat, welches seine speculative Kunst darein setzt, „die Unterschiede flüssig zu machen und die Gegensätze in einander übergehen zu lassen oder umzukehren.“ Daß dieses, Gott und Welt, Jenseits und Diesseits, Ewigkeit und Zeit identificirende oder confundirende Verfahren eben so unlogisch wie der objectiven Erkenntniß der Wahrheit unangemessen sey, wurde schon vielfach erwiesen, aber noch Niemand hat sich die Mühe gegeben, die leeren, nichts erklärenden Definitionen, die logischen Erschleichungen, Sprünge, und Widersprüche, in die das pantheistische Denken geräth, so gründlich und ausführlich darzuthun, und die Begriffe, auf deren scharfe Bestimmung und

Unterscheidung in der speculativen Gotteslehre alles ankommt, so vollständig zu analysiren wie der Verfasser.

Die große Ausführlichkeit, mit welcher der Verf. sein Problem untersucht, erlaubt uns nicht, Auszüge aus den einzelnen Abschnitten mitzutheilen, wir müssen daher das Werk der eignen Lectüre des wahrheitsliebenden Publicums empfehlen. Wir begnügen uns die Resultate des Werkes mitzutheilen, welche der Verfasser in folgende Sätze zusammenfaßt:

1) Gott und Welt können auf keine Art und Weise zusammenfallen; will man also das Seyn der Welt nicht in Abrede stellen, was nur durch einen sinn- und verstandlosen Skepticismus möglich ist, so muß Gott als das absolute Seyn nicht nur angenommen, sondern ihm eine von der Welt ganz und gar verschiedene Existenz zugewiesen werden.

2) Das Seyn Gottes ist nur unter und in einer absoluten, sich in sich haltenden Form möglich. *)

3) Die Welt kann weder auf irgend eine Weise aus Gott hervorgehend gedacht werden, noch kann dieselbe auch wieder in Gott zurückgehen. **)

4) Die Form des Prozesses ist also weder auf das immanente noch auf das transeunte Wesen Gottes anwendbar, und alle Systeme, welche auf irgend eine Weise Gott und sein Verhältniß zur Welt unter diesem Schema vorstellen, fallen dem Pantheismus und hiemit der Unwahrheit anheim.

Dieß wären die Resultate, welche aus den voranstehenden kritischen Untersuchungen über die nothwendigen Formen des Seyns hervorgehen, und von denen wir glauben, daß sie als nothwendige Gränzen, innerhalb welcher sich jede Gottes-Lehre zu halten hat, anzusehen seyen: wobey wir die Leistung keines andern Dienstes für uns in Anspruch nehmen, als den, nachgewiesen zu haben, auch für das philosophische Bewußtseyn der Zeit, daß die alten Säulen der Offenbarung noch die Träger der allein richtigen Gotteserkenntniß seyen, und daß daher jede Ueberschreitung derselben zugleich eine Verirrung der Erkenntniß seyn muß, auf welche Art und Weise, und wo auch solche Ueberschreitungen vorkommen und vorgekommen seyn mögen. Denn wenn irgendwo, so gilt auf gar mannigfaltige Weise auch hier das alte Wort: peccatur et intra. Mehr als Winke für die Erfüllung des abgegränzten Territoriums zu geben, oder auf die Fragen, die sich auf diesem Gebiete allerdings vielfach erheben, einzugehen, verbot der Umfang und die Absicht gegenwärtiger Schrift, deren Zweck vollkommen erreicht ist, wenn das theologische Zeitbewußtseyn einerseits von der ganz ungegründeten Furcht vor dem Anlaufen der modernen Philosophie sich befreyt, andrerseits aber sich aufgefordert sieht, mit erneueter, unerschrockener und freyer Thätigkeit auf die geoffenbarten Gründe der Gotteserkenntniß zurückzugehen, an derselben festzuhalten und fest zu vertrauen, daß hier die Anschauung ist, auf welche jede auch noch so weit geförderte, philosophische Speculation in allem dem, was ihr Wahres zu Grunde liegt, immer wieder zurückkommen muß. Nur muß man etwa sich ergebende Bedenken nicht scheuen, und weichlich zu Accommodationen sich verleiten lassen. Daß außerhalb der von der Offenbarung gezogenen Gränzlinien in der Gottes-Erkenntniß nur absoluter Widersinn und schlechtsinnige Unmöglichkeit sich befinde, glauben wir auch für das Zeitbewußtseyn erwiesen zu haben, und es ist die Aufgabe nur die: innerhalb dieser Grenze diejenige Auffassung zu finden, die den gestellten Forderungen mit Klarheit, Consequenz und Einheit der Anschauung entspricht."

Was Ref. an des Verf. Werk vermißt, ist der von ihm selbst zugestandene Mangel einer positiven Methode der Kritik, welche nur durch speculative Dialektik möglich wird, die sich eben dadurch von der nur reflectirenden Methode unterscheidet, daß die Idee ihr Wesen und ihre Seele ist, wodurch die Widerlegung zur bloßen Voraussetzung der Entwicklung des sich positiv manifestirenden und bewährenden absoluten Inhalts bestimmt wird.

Fischer.

*) Diese Form nennen wir die Persönlichkeit; wobey oben nachgewiesen wurde, daß das Hegelsche System weder von der nothwendigen Form des Absoluten, noch von dem Begriffe der Persönlichkeit eine genügende Einsicht hat, und daher auch über Beydes keinen berechtigten Ausspruch thun kann.

**) Darum der Terminus der christlichen Dogmatik: Deus creavit mundum.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. November.

Nro. 217. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Histoire de l'Ecole d'Alexandrie comparée aux principales Ecoles contemporaines. Ouvrage couronné par l'Institut. Par M. Matter, inspecteur général de l'université. 2e. édition, entièrement refondue. Tome premier. Paris, chez Hachette etc. 1840. in 8. (X. u. 365 S.)

Der Verfasser des vorliegenden Werkes ist der gelehrten Welt bereits seit längerem auf das vortheilhafteste bekannt, sowohl durch die erste gekrönte Ausgabe seiner Histoire de l'Ecole d'Alexandrie, als auch durch verschiedene andere schätzbare historische Leistungen *). Eine kritische Analyse der gegenwärtigen zweyten Edition dürfte übrigens wohl erst an der Stelle seyn, wenn auch der zweyte und letzte Band derselben vorliegt, wßhalb sich diese Anzeige füglich auf eine kurze Mittheilung über das Verhältniß der nunmehrigen Ausgabe zur früheren beschränken kann.

Der Hr. Verf. äußert sich in dieser Beziehung gleich im Eingange seiner Vorrede: es seyen bereits 18 Jahre, daß er dieses Werk, von dem er jetzt eine neue Ausgabe veranstaltet, der Oeffentlichkeit übergeben, und während der ganzen Zeit habe er sich nur wenig von dieser Arbeit trennen können. Auch sey inzwischen die Aufgabe bedeutend gewachsen, und wenn gleich der Gegenstand, den er behandle, noch der nämliche sey, so sey doch sein Buch in der Gestalt, wie er es jetzt vorlege, kaum mehr dasselbe. Früher habe er nur die allgemeine Geschichte der Schule zu Alexandrien im Auge gehabt, ohne sich mit jener der verschiedenen Museen und Bibliotheken dieser merkwürdigen Stadt zu beschäftigen, und sey bey der Entwicklung des Neuplatonismus, dessen Ursprunge er nachgeforscht, stehen geblieben. Jetzt aber verfolge er die gelehrte Schule bis an ihr Ende, und widme eine besondere Aufmerksamkeit der inneren Organisation des großen Museums — als ihres eigentlichen Herdes, so wie den Schicksalen der großen Bibliothek — als ihres Leuchte. In seiner ersten Arbeit habe er die so lehrreiche Untersuchung über die gleichzeitige Existenz der verschiedenen Museen und Bibliotheken, welche der Ruhm und die Zierde der Stadt waren, kaum berührt; gegenwärtig aber umfasse er diese Institutionen in ihrer Gesammtheit, und füge, um über das Ganze eine größere Klarheit zu verbreiten, der allgemeinen Topographie der Stadt, die er mit einem neuen Plan begleite, Nachweisungen über jedes der Gebäude bey, die in der Geschichte der Wissenschaften von Bedeutung sind. Dieß seyen jedoch untergeordnete Dinge; denn er habe über noch viel bedeutendere Aenderungen Rechenschaft zu geben.

„Es sind die Schulen von Aegypten und Griechenland, welche die von Alexandrien in ihrem Gefolge

*) Histoire critique du Gnosticisme, dans ses rapports avec les Ecoles religieuses et philosophiques des six premiers siècles de notre ère. 2. édit. 3 Vol. (Sous presse.) — Histoire du christianisme et de société chrétienne. 4 Vol. 2. édit. 1839. — Histoire des doctrines morales et politiques des trois derniers siècles. 3 Vol. 1838. — De l'influence de lois sur les moeurs. 1 Vol. 1832. — Histoire de la Grèce. 1 Vol.

hatten. Hierüber fehlte noch die Nachweisung. Nunmehr bringe ich jene Institutionen in Beziehung zu derjenigen, welche an ihre Stelle zu treten und sie zu ergänzen bestimmt war: denn ich halte dafür, daß die Schule der Lagiden durch diese Zusammenstellung ein neues Licht gewinnt, und daß die Institutionen zu Memphis und Athen die Auffassung und das Verständniß derjenigen von Alexandrien erleichtern. Die Schicksale dieser letztern haben sich in die Monumente der Geschichte in tiefen Zügen eingegraben. In der That, sie sind geknüpft an jene der fünf vornehmsten Systeme der alten Philosophie (Platonismus, Peripatetismus, Skepticismus, Neuplatonismus, Synkretismus); an jene der fünf religiösen Entwicklungen, die den größten Raum in der Geschichte der Menschheit einnehmen (des ägyptischen, griechischen und römischen Polytheismus, des Judenthums, des Christenthums, des Gnosticismus und Mahomedismus); an jene endlich der fünf größten politischen Systeme der damaligen Epoche (jene des Alexander, Cäsar, Constantin, Theodosius, Mahomed). War es möglich, diesen Zusammenhang zu übersehen und, nachdem er erkannt war, ihn nicht nach Gebühr zu würdigen? Bestand aber auch dieser Zusammenhang in Wahrheit, und läßt sich in dieser denkwürdigen Reihenfolge von Institutionen und Doctrinen die Rolle jenes vorzugsweisen Asyles der Wissenschaft als eine wirklich so bedeutende in der Geschichte constatiren und verkünden? Welchen Einfluß überhaupt hat die große Schule von Aegypten auf die Ideen und Institutionen jener Zeit ausgeübt? Wenn die Schulen der Philosophie Griechenlands auf dieses Land eine unermeßliche Wirkung gehabt haben; wenn sie mehr, als irgend eine andere Institution, von Einfluß waren auf den Wechsel der praktischen und theoretischen Lehren der berühmtesten Schule unter allen Nationen, der Schule von Alexandrien, die reicher und zahlreicher als irgend eine derselben war, dieser mächtigen Schule, die eine Dauer von neun hundert Jahren hatte, die so viele Systeme sich erheben und fallen sah, hat wohl auch sie, diese Schule, eine Rolle von ähnlicher Bedeutung gespielt?“

Diese zweyte Reihe von Fragen, bemerkt der Verf., habe den ersteren in seinen Augen ein neues Gewicht gegeben. Zur Lösung so umfassender Probleme sey aber vor Allem nöthig gewesen, den gelehrten Instituten von Alexandrien alle jene gegenüber zu stellen uñd zu durchforschen, welche im Laufe der neun Jahrhunderte zu denselben in Beziehung getreten, nämlich die griechischen, jüdischen, christlichen und gnostischen Institutionen. Dieser Untersuchung habe er sich um so lieber unterzogen, je gewichtigere Arbeiten in der Gegenwart über die Jahrhunderte veröffentlichet worden, welche der Erscheinung des Christenthums theils unmittelbar vorangegangen, theils zunächst gefolgt sind, und je bedeutenderen Irrthümern man, seines Dafürhaltens, in diesen Arbeiten über Epochen begegne, auf die er von jeher seine Studien mit besonderer Vorliebe gerichtet. Hätte er freye Wahl gehabt, so würde er die Leistungen der Schule von Alexandrien an und für sich in Untersuchung gezogen haben, abgesehen von ihren Beziehungen zu den Systemen der Religion, der Politik und Philosophie, die sie beherrscht haben, oder von denen sie beherrscht worden; alsdann wäre der ganze schwierige Theil seines Buches beseitigt gewesen. Aber einmal habe sich der Gegenstand mit seinem ganzen Gewichte erst bey dessen umfassenderer Betrachtung dargestellt, nachgerade aber habe er auch, nachdem sich seine Ansichten über die Jahrhunderte, welche an die Wiege des Christenthumes streifen, sehr entschieden ausgebildet, es nicht mehr über sich vermocht, die Schule von Alexandrien aus ihrem natürlichen Verbande zu reißen. Ueber eine Institution schreiben, welche den Sturz des Heidenthums, das Zerfallen des Judenthums und die Entstehung und Ausbreitung des Christenthums mit angesehen, eine Institution, in deren Schooße oder an deren Seite die berühmtesten Schulen dieser drey Religionen sich gebildet, — hierüber zu schreiben, ohne diese Institution zugleich in ihren Kämpfen, oder in ihrem Einverständniß mit den letztern zu verfolgen und darzustellen, habe ihm von nun an unmöglich geschienen. Nachdem sich aber seine Aufgabe auf diese Weise in dem Maaße vergrößert habe, als er den Gegenstand in seiner ganzen Ausdehnung erfaßt und sich vorgesetzt habe, sey eine größere Beschleunigung der zweyten Ausgabe dieses Werkes unmöglich gewesen. Denn wenn gleich dasselbe, nachdem es 1820 erschienen, schon seit 1826 nicht mehr im Buchhandel vorräthig gewesen, und so sehr man auch deßhalb seither wohlwollend in ihn gedrungen, so seyen doch allzuviel neue Fragen zu behandeln gewesen, um dasjenige, was er jetzt darbiete, eher geben zu können.

„Heutigen Tages sind selbst die fundamentalen Fragen, die Fragen nämlich über den religiösen und politischen Zweck der Schule zu Alexandrien, den Charakter und das Gewicht ihrer philosophischen Arbeiten,

die Rolle, welche sie inmitten der gleichzeitigen Institute gespielt hat, und den Einfluß, den sie auf die Studien der in der Geschichte der Menschheit entscheidendsten Institute geübt hat, der Controverse unterworfen und werden es wohl für immer bleiben. Noch unlängst hatte man sie für ziemlich geringfügig erachtet und deßhalb nur wenig untersucht. Und ein Gleiches war den Institutionen des Alterthumes widerfahren, welche den Wissenschaften die allerwesentlichen Dienste geleistet, wie die Akademie, das Lyzeum, das Lyzeum des Theophrastus, der Porticus, der Cynosarg, das Epikurium. Alle diese Schulen, welche in ihren Beziehungen zum Staate und zur Religion noch nicht gewürdiget worden, habe ich unter diesem Gesichtspunkte betrachten zu müssen geglaubt. Die Bedeutung, welche diese Schulen im Staate hatten, entgieng uns dadurch, daß man die Fragen nach ihrer Organisation, der Succession ihrer Häupter, den Beziehungen dieser Häupter unter sich und zu ihren Schülern kaum berührt hatte. Ja man befindet sich selbst jetzt noch in den sonderbarsten Irrthümern über die Orte, wo mehrere dieser Philosophen lehrten, und viele Kritiker sind nicht weit davon entfernt, zu glauben, daß Aristoteles das Lyceum bewohnte, daß, so wie er, auch seine Nachfolger daselbst lehrten, daß es im Lyzeum ein Museum gab, daß die Bibliothek des Philosophen in diesem Museum aufgestellt war, und daß von da aus die Lagiden sie in ihre Hauptstadt bringen ließen. Es war daher an der Zeit, daß ein spezielleres Studium des Museums zu Alexandrien, eines Institutes, dessen Entstehung so viel Licht von der Geschichte der Schulen Aegyptens und Griechenlands erhält, nun seinerseits auch einiges Licht über jene von Athen, wo nicht über jene von Memphis verbreiten half."

Der Verf. verhehlt sich übrigens nicht die vielen Schwierigkeiten dieses Studiums. So seyen die Nachrichten, welche wir bey Strabo finden, einerseits zu wichtig, um nicht eine tiefere Erforschung und Begründung zu verdienen, andererseits aber auch wieder viel zu kurz und gedrängt, um sich schmeicheln zu können, sie recht zu verstehen. Deßhalb seyen sie ihm auch früher nur wenig zu Statten gekommen, und er habe sich beynahe Glück gewünscht, die Geschichte der Schule von Alexandrien abgesondert von jener der Schulen zu Athen und Heliopolis behandelt zu haben, während doch diese allein den Schlüssel zur Erklärung der ersteren an die Hand geben. Daran habe er nicht recht gethan, weßhalb er sich jetzt anschicke, dieses Unrecht so vollständig, als nur möglich, gut zu machen, und er sey überzeugt, eben dadurch, daß er seinen Ausgangspunkt von den Institutionen selbst genommen, welche denen von Alexandrien zum Typus gedient, die einen, wie die andern besser characterisirt zu haben.

Ueber den Plan, welchen der Verf. bey dieser Ausgabe befolgt hat, erklärt sich derselbe, wie folgt:

„Die vollständige Geschichte der Schule von Alexandrien ist zugleich jene der berühmtesten gelehrten Institutionen des Alterthums und jene der geistigen Entwicklung von acht bis neun Jahrhunderten. Sie umfaßt also zwey von einander verschiedene Gegenstände, von denen der eine mehr äußerlich, der andere mehr innerlich ist: 1) Die Geschichte des Museums oder vielmehr der verschiedenen Museen, der Bibliotheken, der Didaskaleen und der Syssitien, mit einem Worte jenes Ganze von Einrichtungen und von Gelehrten, welches man die Schule von Alexandrien nennt; und 2) die Geschichte der Leistungen dieser Schule, welche so umfassend waren und die der gleichzeitigen Schulen so weit übertrafen. Die erstere, die äußere Geschichte, bietet uns drey verschiedene Phasen dar. Die Dauer dieser Institution erstreckt sich nämlich von dem Jahrhundert Alexanders bis zu dem Mahomeds. Während dieses langen Zeitraumes steht dieselbe an der Spitze der geistigen Bewegung, oder im Kampfe mit den Lenkern derselben. Als Rivalin der Schulen zu Heliopolis, zu Memphis, zu Pergamus, zu Athen, zu Rom und Antiochia, und in alle Streitigkeiten ihrer Zeit verwickelt, schreitet sie durch alle Revolutionen der Ideen und Reiche, durch alle Arten von Schutz und Verfolgung, durch alle Begünstigungen des Schicksals und alle Katastrophen hindurch. Geschaart um die Paläste der Könige und abgetheilt in eine Menge von Spezialschulen von mehr oder minder freyen Syssitien, muß sie im Laufe der Zeit den Tendenzen der verschiedenen Zeitalter folgen, jenen des unbedingtesten Skepticismus, wie jenen des überschwänglichsten Mysticismus. Endlich aber durch die Gewalt der Umstände auch noch in den Kampf mehrerer Religionen, die sich befehdeten, gezogen, bietet diese Schule, deren Museen und Bibliotheken nach der Reihe allen Arten von Gewaltthat, dem Brande, der Plünderung und einer systematischen Demolirung preisgegeben sind, in ihrer Geschichte den Anblick eines Drama dar, in welchem eine Katastrophe auf die andere folgt."

(Schluß folgt.)

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

Bened. Varchi, Lezioni sul Dante, la maggior parte inedite tratte ora in luce dagli originali della biblioteca Rinucciniana per cura e opera di Gius. Aiazzi e Lel. Arbibo. Vol. 1. 2. Firenze 1841.

A. F. Ozanam, Dante e la filosofia cattolica nel tredicesimo secolo, con note di P. Molinelli. Milano 1841.

Alb. Nota, Commedie. Vol. 1. 2. Torino 1836.

D. T. A. Sanchez, Coleccion de poesias Castellanas anteriores al siglo XV. Paris 1842.

F. de Quevedo Villegas, El Parnasso español en dos cumbres dividido con las nueve musas Castellanas. Madrid 1713. 4.

Alonso Ercilla y Zuñiga, La Araucana, poema, cinco partes. Madrid 1733. fol.

Bonaventure Des Periers, Les contes ou les nouvelles récréations et joyeux devis. Avec des notes et un travail littéraire par Charles Nodier. Paris 1841.

Jean Joret, Poète Normand du XV. siècle. Le Jardin salutaire. Par J. G. A. Lutherau. Paris 1841.

Patrick Macgregor, The genuine remains of Ossian, litterally translated, with a preliminary dissertation. London 1841.

M. H. Lalouel, Les orateurs de la Grand-Bretagne depuis Charles Ier jusqu'à nos jours. Vol. 1. 2. Paris 1841.

Bibliothek der gesammten deutschen Nationalliteratur. Bd. 24. Der jüngere Titurel, herausg. von K. A. Hahn. Quedlinburg 1842.

Wilh. Wackernagel, Neuere Gedichte. 1832 — 1841. Zürich 1842.

Der Nibelungen Lied in der alten vollendeten Gestalt. Herausgegeben von Fr. Heinr. von der Hagen. Berlin 1842.

A. Crüger, Der Ursprung des Nibelungenliedes oder der Sage von den Volsungen und von Sigurd dem Safnis = Tödter. Nebst einer Nachricht von den gothischen Verschanzungen, südlich der Ostsee als Erläuterung des Gothenzuges. Landsberg 1841. 4.

Dr. Emil Rückert, Oberon von Mons und die Pippine von Nivella. Untersuchungen über den Ursprung der Nibelungensage. Leipzig 1836.

Dr. H. Gelzer, Die deutsche poetische Literatur seit Klopstock und Lessing. Nach ihren ethischen und religiösen Gesichtspunkten. Leipzig 1841.

Ed. Boos, Nachträge zu Göthe's sämmtlichen Werken. Th. 1 — 3. Leipzig 1841.

J. F. Willems, Belgisch Museum voor de Nederduitsche Tael-en Letterkunde en de geschiedenis des vaderlands. Aflevering 1. Gent 1842.

Jean dé Klerk, d'Anvers, Eduard III., roi d'Angleterre, en Belgique. Chronique rimée écrite vers l'an 1347, traduite par Octave Delepierre. Gand 1841.

Karla Hynka Máchy, Mag. Básenn. W Praze 1836.

Fr. Lad. Celakowského, Ohlas Pjsnj ceskych. W. Praze 1840.

— —, Ohlas Pjsnj Rusykch. W Praze 1829.

F. Génin, Lettres de Marguerite d'Angoulême, reine de Navarre, soeur de Francois Ier. Paris 1841.

F. de Lasteyrie, Histoire de la peinture sur verre d'après ses monuments en France. Livr. 14. 15. Paris 1842. f.

Giovanni Rosini, Storia della pittura Italiana. Epoca seconda da F. Lippi a Rafaello. T. III. p. 1. Atlas, dispensa 19 — 22. Pisa 1841.

Hippolyte Fortoul, De l'art en Allemagne. Vol. 1. 2. Paris 1841.

F. H. Maßmann, Literatur der Todtentänze. Leipzig 1841.

Vicomte de Pontécoulant, Histoire des instrumens de musique d'après les anciens écrivains et les monuments de l'antiquité. Livr. 1. Paris 1841.

Dr. Gust. Schilling, Geschichte der heutigen oder modernen Musik. Karlsruhe 1841.

E. Gambale, Die musikalische Reform. A. d. Ital. von F. A. Häser. Leipzig 1841.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. November.

Nro. 218. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Aesthetik oder Lehre vom Schönen und von der Kunst in ihrem ganzen Umfange. Von Dr. Franz Ficker, Professor der klassischen Literatur und Aesthetik an der Wiener Universität. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. Wien, im Verlage von J. G. Heubner. 1840. gr. 8. (XXVI u. 630 S.)

Vorliegende Aesthetik macht, wie der Verfasser schon in der Vorrede zur ersten Auflage (1830) bemerkt hat, keine Ansprüche auf völlige Eigenthümlichkeit; vielmehr ist das „einzelne Unschätzbare und Treffliche, was in verschiedenen Werken sich vielfach zerstreut findet, benützt worden, und das Hauptbestreben auf verständige Anordnung und lichtvolle Darstellung desselben gerichtet gewesen.“ Ueber die Motive und Tendenz seines Werkes spricht sich der Hr. Verfasser, wie folgt, aus:

„Die Aesthetik soll in jungen empfänglichen Gemüthern den Sinn und die Liebe für das Schöne wecken und nähren, soll ihnen die Ueberzeugung einflößen, daß die Kunstwerke unter die höchsten Bestrebungen des Menschen gehören, und dadurch Ehrfurcht unterhalten gegen die großen Genien aller Zeiten und Völker und gegen ihre Kunstschöpfungen. Die Geschmacksbildung soll aber nicht einseitig werden; wir haben ja Augen und Ohren für alle Arten von Schönheiten. Darum ward vom Verfasser eine vollständige, alle Künste, nach dem Verhältniß ihrer Wichtigkeit, umfassende Kunsttheorie bezweckt. Werden nicht in den meisten Werken der Art die einzelnen Künste entweder zu leicht abgefertigt, oder auch wohl ganz mit Stillschweigen übergangen? Warum soll die bildende Kunst stiefmütterlich behandelt werden, und hauptsächlich nur der Poesie die gebührende Ehre widerfahren? Durch diese Vollständigkeit der Kunsttheorie wird es aber auch dem angehenden Künstler, der nicht bloß nach Fertigkeit in der Technik strebt, möglich, von einem solchen Werke Nutzen zu ziehen, besonders leitende Winke zu erhalten über die Wahl der Gegenstände und deren Behandlung, und so mehreres zum klaren Bewußtseyn zu entwickeln, was er früher bloß in seinem Innern geahnet hat. Aber in dieser Beziehung wird es zugleich zweckmäßig seyn, sich nicht an ein herrschendes philosophisches System anzuschließen, eine fremde philosophische Terminologie zu gebrauchen, und immer auf dem höheren Standpunkte der Speculation stehen zu bleiben. Nichts desto weniger soll die Darstellung des Ganzen dieser Wissenschaft nach dem Zusammenhange eines Systemes streben; eine Idee soll, als Princip und fester Punkt des Ganzen, alle Theile gleichmäßig durchdringen, und so ein organisches Ganzes gestalten. Das Einzelne aber soll wissenschaftlich begründet und durchgeführt seyn. Darum soll, zumal in akademischen Vorlesungen, kein Satz aufgestellt, kein Raisonnement geführt werden, welche nicht an einem wirklichen Kunstwerke nachgewiesen werden können.“

Die gegenwärtige zweyte Auflage zeichnet sich vor der ersteren durch eine größere Fülle und Reichhaltigkeit von Beyspielen aus der Kunstwelt aus, welche den Zweck haben, die allgemeinen Regeln möglichst zu veranschaulichen und das Interesse des

Jünglings zu erregen. In der That scheinen uns sowohl hierin, als in der umsichtigen Eklektik und Anordnung des gesammten Stoffes die hauptsächlichsten Verdienste der Arbeit des Hrn. Verf. zu bestehen. Im Uebrigen aber theilt sie freylich auch alle jene Mißstände, die auf diesem und ähnlichen, nicht durchaus positiven Gebieten mit der Bearbeitung und Herausgabe eines für den Zweck der bloßen Belehrung geschriebenen Buches gewöhnlich mehr oder minder verbunden sind.

Für's erste ist schon gleich das Vorhandenseyn verschiedener Systeme und Theorien, von denen die neuesten gewöhnlich noch alles Abschlusses und des allgemeineren Verständnisses entbehren, ein Stein vielfachen Anstosses; und wie auch der Lehrer und Autor es damit anfange, stets wird er nicht geringe Mühe haben, die Rücksichten auf die Jugend, für welche aus dem Borne der Wissenschaft doch hauptsächlich nur das bereits Bewährte und Anerkannte geschöpft werden soll und kann, mit denjenigen Foderungen in der rechten Weise zu vereinigen, welche an ihn die Wissenschaft als solche in ihren unaufhaltsamen Fortschritten stellt. Hiezu kommt noch die so nothwendige spezielle Beachtung der Verhältnisse, unter denen ein Lehrer auftritt, und des Standpunktes der wissenschaftlichen Bildung, welchen er bey seinen Schülern voraussetzen darf, und der in den verschiedenen Ländern, ja selbst Provinzen und an den einzelnen gelehrten Anstalten ein oft so ganz verschiedener ist. Ein Lehrbuch daher, welches für einen bestimmten Zuhörerkreis völlig angemessen und entsprechend seyn kann, ist es vielleicht schon nicht mehr für den nächsten andern. Ist es nun hier schon schwierig, für das einzelne Bedürfniß die rechte Mitte zu treffen, das rechte Maaß zu halten, um wie viel schwieriger erscheint die Aufgabe, ein zur allgemeinen Einführung wo irgend bestimmtes Lehrbuch über nicht mehr bloß propädeutische, sondern wissenschaftliche Disciplinen zu schreiben! Hiezu kann, möchten wir beynahe sagen, nur derjenige Muth und Lust haben, der jene Schwierigkeiten entweder nicht in ihrem ganzen Umfange erwägt, oder sich darüber leicht hinwegsetzen zu können glaubt.

Ein weiterer Mißstand in der Mehrzahl wissenschaftlicher Lehrbücher ist aber auch noch der, daß ihre Verfasser durch die gleich von vorne herein abgegebene Erklärung, keine Ansprüche auf Originalität zu machen, wenn nicht ganz, doch größtentheils sich der Verpflichtung überhoben glauben, dasjenige, was sie aus andern Autoren entlehnt, an Ort und Stelle zu bemerken, und so das Fremde von Eigenem gehörig getrennt zu halten. Damit soll übrigens nicht gesagt seyn, als wäre eine solche Foderung wirklich durchweg zu stellen, oder auch nur überall ausführbar. Denn je fleißiger der gelehrte Sammler, gleich der Biene, aus den verschiedenartigsten Blumen und Blüthen sein Material zusammengetragen, und je mehr er dasselbe in sich verarbeitet hat, desto schwerer wird es in den meisten Fällen ihm hinterher, jener Anfoderung zu genügen, und ehe er sich dessen versieht, ist die gesammelte Masse compact geworden, und Eigenes und Fremdes so in einander geflossen, daß nun eine nachträgliche Scheidung des einen von dem andern oft kaum mehr möglich scheint. Aber die natürliche Folge hievon ist, daß zuletzt alle Eigenthümlichkeit der Quellen, aus denen man geschöpft, verwischt wird, daß selbst der gelehrte Kenner derselben nachgerade Mühe hat, sie noch alle zu unterscheiden, und daß durch jeden der nächstfolgenden Bearbeiter eines gleichen Lehrbuches diese völlige Amalgamirung und Unkenntlichmachung des combinirten Stoffes immer weiter getrieben wird. Hierin war, wie sich nicht in Abrede stellen läßt, eine frühere Zeit an Genauigkeit und Gründlichkeit der unsrigen voran. Schlagen wir irgend ein älteres Lehrbuch auf, so weisen uns wohl meist, in Ansehung der geschichtlichen Entwicklung jeder einzelnen Lehre, sogleich genügende Citaten zurecht, und wenn auch das Citatenwesen in jener Zeit oft in Unwesen ausgeartet, so hatte es doch wieder manche Vorzüge vor der jetzt zur Mode gewordenen Vernachlässigung fast aller Quellenangaben.

Gerne geben wir zu, daß z. B. das vorliegende Werk wohl kaum in diesem Umfange, dieser Abrundung, und für die Mehrzahl der Leser so ansprechend sich hätte behandeln lassen, wäre es die Absicht des Verf. gewesen, seine Darstellung überall mit Citaten zu belegen, und in dieser Beziehung hätte man auch Unrecht, den Mangel derselben zu rügen. Für denjenigen Leser aber, der

sich eines Lehrbuches der Art zum Selbststudium bedienen und in diesem Falle bey den einzelnen Partien gerne wissen möchte, welche Autoren der Verfasser selbst zunächst benützt habe, um sich sodann bey diesen noch weiteren Rath und Belehrung erholen zu können, für einen solchen wäre es allerdings erwünscht und unterrichtend, nicht bloß die Literatur über jeden Gegenstand im Allgemeinen (etwa in einem Anhange nach jedem Abschnitte, wie in dem vorliegenden Lehrbuche) kennen zu lernen, sondern auch noch insbesondere auf die nächsten Quellen aufmerksam gemacht zu werden, aus denen der Autor geschöpft, und welche er also in jedem einzelnen Falle für die beste gehalten.

Der Verf. der gegenwärtigen Aesthetik hat sich, wie eine nähere Vergleichung ergiebt, wenigstens was ihren Grundtert anbelangt, vorzugsweise an das Nüßlein'sche Lehrbuch angeschlossen. Doch gebührt ihm das Verdienst, nicht nur den dort zu Grunde liegenden Plan nach allen Seiten hin erweitert, sondern auch die einzelnen Materien zweckmäßiger geordnet, in's Detail ausgeführt und mit einer reichhaltigen Blumenlese aus der hieher gehörigen Literatur vervollständigt zu haben. Den geschichtlichen Ueberblick über die poetische Literatur hat der Verf. in der zweyten Auflage, wie es in der Vorrede zu derselben heißt, deßhalb weggelassen, weil er inzwischen seinen „geschichtlichen Ueberblick der gesammten schönen Kunst nach ihren einzelnen Sphären" als ergänzenden Theil der Aesthetik (Wien 1837) herausgegeben. Damit ferner, sind ebendaselbst seine Worte, die systematische Anordnung strenger und schärfer hervortrete, und so ein harmonischer, nirgend gestörter Bau dem betrachtenden Auge sich zeige, sey in der Poetik jeder Anhang und jede Ergänzungsklasse vermieden worden. Die Theorie der einzelnen Künste aber sey so geordnet worden, daß ein naturgemäßer Stufengang von dem Unvollkommensten bis zum Vollkommensten, Geistigsten und Höchsten statt finde, zumal da auch der geschichtliche Entwicklungsgang in den einzelnen Kunstkreisen nie aus dem Auge verloren werden sollte. Nun gehe aber in der bildenden Kunst geschichtlich die Baukunst der Plastik voran, und die Malerey sey erst der Plastik gefolgt.

Was den näheren Inhalt des Werkes betrifft, so folgt auf die Einleitung, welche mit der Geschichte und Literatur der Aesthetik schließt, zuvörderst der allgemeine Theil, welcher in die beyden Abschnitte: Lehre vom Schönen und Kunsttheorie — zerfällt, und sodann der besondere Theil, welcher nachstehende Gegenstände behandelt: Bildende Kunst (Architectur — Plastik — Graphik) — Tonkunst — Poesie (lyrische — didaktische — epische — dramatische) — Redekunst — Deklamation — Mimik — Tanzkunst — Schauspielkunst.

H. Beckers.

Histoire de l'Ecole d'Alexandrie comparée aux principales Ecoles contemporaines. Ouvrage couronné par l'Institut.

(Schluß.)

Der Verf. unterscheidet die Geschichte dieser großen Institution in sechs Perioden. Die erste ist nach ihm jene ihres Ursprunges und ihrer Anfänge unter den so glorreichen Regierungen ihrer beyden Gründer. (Vom J. 293 bis zum J. 246 v. Chr.) — Während der zweyten Periode kämpft die Schule von Alexandrien, aller Arten von Begünstigung unter dem Schirme der Lagiden sich erfreuend, glorreich sowohl mit denjenigen Schulen, in deren Fußstapfen sie selbst getreten, als auch mit denen, welche ihrerseits sie nachahmen. (Vom J. 246 bis z. J. 146 v. Chr.) — Während der dritten Periode, in welcher sie nach einander verfolgt, verlassen, oder durch Katastrophen, die sie zum Theil ihrer Hülfsquellen berauben, erschüttert, aber dessen ungeachtet noch durch mächtige Sympathien aufrecht erhalten wird, verbleibt sie im Besitze aller Mittel des Fortschrittes bis zu Ende der griechischen Herrschaft. (Vom J. 146 bis 47 v. Chr., — Die römische Herrschaft, welche die vierte Periode bezeichnet, eröffnet sich durch eine Katastrophe) den Brand der großen Bibliothek; aber durch kaiserliche Gunst erstehen neue Schöpfungen neben de-

nen der Lagiden, und die Schule blüht für eine kurze Zeit wieder auf. (47 v. Chr. bis 138 n. Chr.) — Die fünfte Periode erzeugt ihr eine Reihe von Nebenbuhlerinnen in Aegypten und anderwärts; sie führt über die Hauptstadt, welche diese Schule nährt, eine Folge von Katastrophen herbey, und schließt sich mit der Aufgebung der polytheistischen Institutionen von Seite des Oberhauptes des Reiches. (Vom J. 138 bis 312 n. Chr.) —

Von dem Zeitpuncte an, da das Christenthum sich auf den Thron des Reichs erhebt, und da Constantinopel über Rom das Uebergewicht erhält, gewinnt es auch Athen über Alexandrien. Die alte Schule dieser Stadt kämpft mit aller Anstrengung gegen eine so mächtige Rivalin und gegen mehrere Institutionen, die, nachdem sie in ihrem Schooße oder an ihrer Seite herangewachsen, nun an ihrem Untergange arbeiten, wie die christliche Schule und die gnostischen Schulen. Während dieser letzten Periode kämpft sie, der Begünstigungen der Macht, der Sympathien der Bevölkerung, ihrer berühmtesten Glieder, ihres ersten Asyles, ihrer Dotation und ihrer vorzüglichsten Einrichtungen beraubt, mit einer Art von Verzweiflung gegen die neue Ordnung der Dinge und der Ideen, nach welcher die Welt verlangt, und die von den Herrschern des Reichs unterstützt wird. Wenn sie indeß, als das letzte Asyl des Polytheism, bey weitem mehr unter dem Fortschritte der christlichen Institutionen, als unter den byzantinischen Verfolgungen erliegt, so erscheint sie als eine glorreiche Ruine selbst dann noch, da sie unter dem Mahomedismus aushaucht, der nun kömmt, um seinen triumphirenden Einzug in Alexandrien zu halten. (312 — 641).

So weit der Verf. in seiner Vorrede zur gegenwärtigen Ausgabe. Es übrigt also noch derjenige Theil des Werkes, welcher die innere Geschichte der Schule von Alexandrien zu behandeln hat, und es fällt diese Aufgabe zum Theil mit den beyden Preisfragen zusammen, von denen die eine von der Académie des Inscriptions et Belles-lettres schon im J. 1838 gestellt und 1841 erneuert, *), die andere von der philosophischen Section der Académie des sciences morales est politiques für das Jahr 1844 gegeben worden. **) Bey dem umfassenden Plane, den sich der Verf. für die Behandlung seines Gegenstandes entworfen, und bey der Gelehrsamkeit und dem ausdauernden Eifer, womit er diese so wichtige, als schwierige historische Aufgabe seit Jahren verfolgt, kann es wohl kaum fehlen, daß sein Werk, wenn es einmal vollendet, auch auf jene Preisfragen die verlangten Antworten geben und somit von neuem den Preis davontragen wird, was wir aufrichtig wünschen.

H. Beckers.

*) Ihre Aufgabe lautet: Tracer l'histoire des mathématiques, de l'astronomie et de la géographie dans l'école d'Alexandrie.

**) Sie verlangt: Examen critique de l'école d'Alexandrie. — Faire connaître, par des analyses étendues et approfondies, les principaux monuments de cette école, depuis le second siècle de notre ère, où elle commence avec Ammonius Saccas et Plotin, jusqu' au VI. siècle, où elle s'éteint avec l'antiquité philosophique, à la clôture des dernières écoles païennes, par le décret célèbre de 529; 2. insister particulièrement sur Plotin et sur Proclus. Montrer le lien systématique qui rattache l'école d'Alexandrie aux religions antiques, et le rôle quelle a joué dans la lutte du paganisme expirant contre la religion nouvelle; 3. après avoir reconnu les antécédents de la philosophie d'Alexandrie, en suivre la fortune à travers les écoles chrétiennes du Bas-Empire et du moyen-âge, et surtout au XVI. siècle, dans cette philosophie qu'on peut appeler philosophie de la renaissance; 4. apprécier la valeur historique et la valeur absolue de la philosophie d'Alexandrie; 5. déterminer la part d'erreur et la part de vérité qui s'y rencontre, et ce qu'il est possible d'extirer au profit de la philosophie de notre siècle."

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. November.

Nro. 219. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Skythien und die Skythen des Herodot, und seine Ausleger, nebst Beschreibung des heutigen Zustandes jener Länder, von Dr. Friedrich Ludwig Lindner, k. b. Legationsrath. Mit vier Karten. Stuttgart. E. Schweizerbart'sche Verlagshandlung. 1841. 259 S.

Der Geschichtschreiber Herodot handelt an der Stelle seines Werkes, wo er den Feldzug des Königs Darius gegen die Skythen zu beschreiben beginnt, mit solcher Ausführlichkeit von diesem merkwürdigen Volke und entwirft eine so ins Einzelne gehende Schilderung von der natürlichen Beschaffenheit des Landes zwischen dem Ister und dem Tanais, daß über die Zuverläßigkeit seiner Nachrichten kaum ein Zweifel obwalten zu können scheint. Es kann dem alten Forscher auch nicht schwer gewesen seyn, sich gründlich über den bezeichneten Landstrich zu unterrichten, auch wenn man nicht annehmen wollte, daß er selbst das Innere desselben gesehen habe. Denn waren es nicht Hellenen, die an den Mündungen der größern Ströme, so zu sagen vor den Thoren Skythiens, wohnten und in lebhaftem Verkehr mit den Barbaren standen? Gleichwohl lassen sich seine Angaben in einem wichtigen Punkte mit der Wirklichkeit nicht vereinigen, und die angesehensten Gelehrten, die denselben zum Gegenstande ihrer Forschung machten, haben daher keinen Anstand genommen, den Vater der Geschichte eines Irrthums zu bezüchtigen, so sehr sie sich auch von seiner Glaubwürdigkeit im Allgemeinen überzeugt halten mochten. Die Untersuchung kann aber — dieses ist der gegenwärtiger Schrift zum Grunde liegende Gedanke — so lange nicht als geschlossen betrachtet werden, als die Frage unerörtert ist, ob nicht eine andere Auffassung der betreffenden Stellen möglich oder eine Aenderung des griechischen Textes zulaßig sey. „Wer möchte bestreiten," heißt es hier S. 23, „daß sich Fehler in die Abschriften eingeschlichen haben können, die durch bloße Sprachkunde nicht zu entdecken sind? Bemerkt man diese nicht, so geräth man in Gefahr, dem Herodot irrthümliche Vorstellungen aufzubürden, an denen er unschuldig ist. Gegen diese Gefahr sich in geographischen Angelegenheiten möglichst zu sichern, giebt es eine einzige Controlle, die leider selten zugelassen wurde, es ist — die Vergleichung des Schriftstellers mit der Natur des von ihm beschriebenen Landes. Allerdings ist es schwer, den Grad und den Umfang der Länderkunde bey den Alten zu ermitteln; allerdings ist von Herodot nicht eine so genaue Aufnahme zu erwarten, als durch die neueren Hülfsmittel möglich wird. Doch darf man ihn, der nicht aus Büchern, sondern aus der Natur, nach eigener oder von ihm geprüfter fremder Anschauung, seine Nachrichten schöpfte, nicht ohne Noth in directen Widerspruch mit der Natur setzen. Vielmehr wo sich ein solcher zwischen seiner Angabe (wie sie bisher verstanden wurde) und der Wirklichkeit findet, ist ohne Furcht zu versuchen, ob derselbe nicht durch eine leichte, ungezwungene Veränderung des — übrigens grammatikalisch richtigen Textes gehoben werden könnte. Fände sich nun eine solche Correction, die den Autor in Uebereinstimmung mit der Natur und mit seinen eigenen, anderweitigen Angaben setzt: so ist die Berichtigung nicht aus bloßem Respekt für den Buchstaben zurückzuweisen, — es ist die Achtbarkeit

der geographischen Autorität, neben der philologischen, anzuerkennen.“ Und in der That, wäre Jemand im Stande, auf diesem Wege das Räthsel zu lösen und Herodot zu rechtfertigen, es würde ihm ein vorzügliches Verdienst um den Alten zugeschrieben werden müssen. Dieses Verdienst erworben zu haben ist sich der Herr Verf. bewußt; er ist überzeugt, daß seine Erklärung des Herodot in Bezug auf die Geographie Skythiens als unwiderlegbar werde anerkannt werden.

Ehe wir den Gegenstand, von welchem es sich hier handelt, näher ins Auge fassen und die Ansprüche des Hrn. Verf. untersuchen, wollen wir unsere Leser mit der Einrichtung des Buches, das Sr. Majestät dem Könige von Würtemberg gewidmet ist, bekannt machen. Es ist in sieben Abschnitte getheilt, denen eine kurze Vorrede und Einleitung vorausgeht. Der erste von Seite 7 — 10 enthält eine Uebersicht der von Herodot gegebenen Beschreibung. Der zweyte von S. 11 — 40 die Erklärungen und Ansichten neuerer Geographen und Historiker, von denen behauptet wird, daß sie sämmtlich auf einem Mißverständniß beruhen. Im dritten S. 40 — 78 wird eine ganz neue Erklärung aufgestellt, durch welche der alte Geschichtschreiber gerechtfertigt und die Wahrheit seiner Beschreibung bewiesen werden soll. Darauf folgt S. 78 — 125 eine Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der einst von Skythen bewohnten Gegenden. Der fünfte Abschnitt S. 125 — 191 gibt die bey Herodot nicht zusammenhängenden Nachrichten über Skythien und den Krieg des Darius in einer andern, leichteres Verständniß bezweckenden Folge zugleich mit manchen Erläuterungen, die theils dem Texte in Klammern beygefügt theils unter denselben gesetzt sind. Im sechsten S. 191 — 221 werden die Ueberlieferungen späterer Griechen und Römer verglichen und zuletzt S. 222 — 230 wird noch die Frage über die Abkömmlinge der Skythen zu beantworten gesucht. Man sieht, die eigentliche Basis des Buches bildet der dritte Abschnitt; ob diese fest und sicher sey, darüber soll durch das Folgende ein Urtheil möglich werden.

Herodot zählt in seinem vierten Buche acht skythische Flüsse auf, mit dem Bemerken, daß er nur die namhaften und schiffbaren Ströme des wasserreichen Landes nenne, und beschreibt eines jeden Lauf, indem er mit dem westlichen Gränzfluß, dem Ister, beginnt und die übrigen in der Richtung nach Osten bis zum Tanais, dem östlichsten, durchgeht. Was die zunächst nach dem Ister von ihm angeführten drey Flüsse betrifft, so kann über diese kein Zweifel obwalten; seine Angaben stimmen aufs genaueste mit der Natur überein: er bezeichnet den Dniester (Tyres), den Bug (Hypanis) und den Dnieper (Borysthenes). Anders verhält es sich mit den drey Strömen, die auf den Borysthenes folgen. Vergleicht man nämlich das von dem Pantikapes, dem Hypakyris und dem Gerrhos Gesagte mit den neuern Karten, so findet sich so wenig Uebereinstimmung, daß man an der Treue der herodotischen Darstellung zweifeln oder annehmen muß, Herodot habe ein anderes Terrain vor sich gehabt. Aus dieser Schwierigkeit glaubt nun der Herr Verf. uns helfen zu können und wundert sich nur, daß man die Worte des alten Geschichtschreibers so lange mißverstehen konnte; denn nicht von den Gegenden im Osten des Dnieper, wo man bisher jene Flüße vergeblich gesucht, sey die Rede, sondern der Schriftsteller weise offenbar auf die gerade entgegengesetzte Richtung, auf das an Flüssen reiche Gebiet zwischen dem Bug und dem Dnieper hin, und dort werde denn auch in der That das Original zu seinem Bilde gefunden. Diese Behauptung, die alle Gelehrte, welche sich mit dem Gegenstande befaßt haben, unter ihnen Männer von vorzüglichem Scharfsinn, einer unbegreiflichen Verblendung beschuldigt, muß gewagt erscheinen; sehen wir daher, auf welche Gründe sie sich stützt.

Der Pantikapes kommt nach Herodot von Norden, fließt in seinem untern Lauf durch eine waldige Landschaft, Hyläa genannt, und vereinigt sich hierauf mit dem Borysthenes. Mit Recht sucht der Hr. Verf. zuerst die Lage von Hyläa zu bestimmen, auf welche Alles ankommt, und die auch gegen jeden Zweifel festgestellt werden kann. Er findet diese Gegend im Norden und Westen des untern Dnieper, und nimmt den heutigen Fluß Ingulez, der von Norden kommt und sich in den Dnieper bey dessen Mündung ergießt, für den Pan-

tikapes des Herodot. Diese Annahme ist irrig und steht mit den klar ausgesprochenen Worten unseres griechischen Autors im schärfsten Widerspruch, wie wir vollständig erweisen werden. Im 17. Kapitel des vierten Buches werden die nördlich von dem sogenannten Emporium der Borysthenites wohnenden Völkerschaften, so weit sie zu Herodots Zeiten bekannt waren, aufgezählt, und am Ende des Kapitels wird hinzugefügt: dieses sind die Völker längs dem Hypanis westlich von dem Borysthenes. Aber, heißt es in dem c. 18 weiter, wenn man über den Borysthenes geht, so liegt zuerst vom Meere an die Landschaft Hyläa. Nichts ist klarer als der Gegensatz, der hier in den Worten „westlich von dem Borysthenes“ und „aber wenn man über den Borysthenes geht“ liegt; die Beschreibung, welche zuerst bey den im Westen des großen Stromes seßhaften Völkerstämmen verweilte, geht nun auf die jenseits desselben gelegenen Länder über. Der Hr. Verf. sagt zwar: „Was sollen hier die Worte „westlich vom Borysthenes? Sie stehen durchaus müssig und überflüssig. Der Hypanis fließt im Westen des Borysthenes; also versteht es sich von selbst, daß auch seine Bewohner in dieser Gegend zu suchen sind.“ Allein dieser Einwand ist schnell entkräftet, wenn wir ihm antworten: Jener Zusatz ist durchaus nicht überflüssig, sondern zur Verdeutlichung der Sache unentbehrlich, da jener Stelle die Beschreibung der Flüsse nicht schon vorhergegangen ist, sondern erst viel später nachfolgt. Dann fährt er fort: „Dagegen werden die Worte bedeutend und nothwendig, wenn man sie als Anfang des c. 18 anerkennt und also liest: c. 18. Im Westen des Borysthenes aber, wenn man vom Meere aus über diesen Strom geht, betritt man zuerst Hyläa. Es ist dieß durchaus keine Veränderung des Textes, wie jeder durch Ansicht desselben sich überzeugen kann. Wir finden daher nicht nöthig, die Stelle griechisch anzuführen: es ist im Original eben so leicht als im Deutschen, die drey Worte mit dem c. 18 zu verbinden. Es ist hier keine Verfälschung der Buchstaben, sondern nur ein Versehen in Abtheilung der Paragraphen zu berichtigen. Die bisherige Abtheilung aber hat nicht Herodot, es haben sie die Herausgeber zu verantworten. Unsere Abtheilung ist so einfach und ungekünstelt, entspricht so sehr dem Zusammenhange der Beschreibung, der Geographie der Gegend, und verbreitet ein so helles Licht über bisherige Dunkelheiten, daß man für letztere eine unerlaubte Vorliebe haben müßte, wenn man die Evidenz nicht anerkennen wollte.“ Schade, daß wir diesen Schein zerstören müssen! Was im Deutschen allerdings ohne Schwierigkeit geschehen könnte, ist im Urtext schlechterdings unstatthaft; an einer kleinen Partikel scheitert die ganze Combination. Die bisherige Abtheilung der Textesworte: *ταῦτα μὲν παρὰ τὸν Ὕπανιν ποταμὸν ἐστι ἔθνεα πρὸς ἑσπέρης τοῦ Βορυσθένεος· ἀτὰρ διαβάντι τὸν Βορυσθένεα ἀπὸ θαλάσσης πρῶτον μὲν ἡ Ὑλαία* ist unantastbar, weil, wie jeder nur etwas des Griechischen Kundige weiß, *ἀτάρ* so wenig als *ἀλλὰ* oder sed eine andere Stelle im Satze einnehmen darf, als die erste. Ist aber mit *ἀτάρ* der Anfang des Gegensatzes nothwendig gegeben, so ist auch die Beziehung von *ἀπὸ θαλ.* auf *διαβάντι* unzulässig. Und wie sollte denn in diesen Worten der Sinn liegen: wenn man vom Süden über den Strom geht? Als ob nicht dem untern Dniepr im Süden ein Land vorläge! Nein, Herodot geht auf der andern Seite, d. h. auf dem linken Ufer des Borysthenes vom Meere aus und eben das hier dem Strome südlich vorliegende Land ist Hyläa. Es ist dieß schon für sich einleuchtend und bedarf keiner weitern Bestätigung; verlangt man aber noch einen andern Beweis, so steht uns die Autorität eines Schriftstellers zur Seite, die der Hr. Verf. mit Unrecht verwirft. Strabo beschreibt sehr deutlich als den sogenannten Lauf des Achilles den wie ein Band lang und schmal nach zwey Seiten hin sich in das Meer erstreckenden Landstreifen im Südwesten des von uns für Hyläa erkannten Landes und setzt eben dadurch die Lage dieser Gegend, welche nach Herodot Buch 4, c. 76 *παρὰ τὸν Ἀχιλλήιον δρόμον* ist, so außer Zweifel, daß nur die Befangenheit des Herrn Verfassers, der S. 202 Strabo's Worte selbst anführt, dazu gehört, um die Wahrheit zu verkennen. Hyläa liegt also nicht im Norden und Westen des untern Dniepr und der Fluß Ingulez ist folglich nicht der Pantikapes des Herodot.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

R. G. Kiesewetter, Schicksale und Beschaffenheit des weltlichen Gesanges. Leipzig 1841.

M. v. Lavergne-Peguilhen, Grundzüge der Gesellschaftswissenschaft. Th. 1. 2. Königsb. 1841.

Dr. Lafaurie, Die materiellen Interessen. Eine kritische Beleuchtung der politischen Oekonomie in ihrer gegenwärtigen Gestaltung als Wissenschaft. Kiel 1841.

Karl Heinr. Brüggemann, Dr. List's nationales System der politischen Oekonomie, kritisch beleuchtet und mit einer Begründung des gegenwärtigen Standpunktes dieser Wissenschaft begleitet. Berlin 1842.

Dr. C. F. Wurm, Zur Geschichte des deutschen Zollvereins. Jena 1841.

J. G. Hoffmann, Die Befugniß zum Gewerbbetriebe, zur Berichtigung der Urtheile über Gewerbfreyheit und Gewerbezwang. Berlin 1841.

Dr. C. Jul. Bergius, Ueber Schutzzölle mit besonderer Beziehung auf den preußischen Staat und den Zollverein. Breslau 1841.

Dr. Meno Pöhls, Das Recht der Aktiengesellschaften mit besonderer Rücksicht auf Eisenbahngesellschaften. Hamburg 1842.

Dr. K. Thomas, Die Theorie des Verkehrs. Abth. 1. Die Grundbegriffe der Güterlehre. Berlin 1841.

Th. Fow. Buxton, The african slave trade and its remedy. London 1840.

Alex. Moreau de Jonnès, Recherches statistiques sur l'esclavage colonial et sur les moyens de le supprimer. Paris 1842.

Dr. Ed. H. Müller, Sammlung der medizinal-polizeylichen Gesetze und Verordnungen. Berlin 1841.

W. v. Willisen, Theorie des großen Krieges angewendet auf den russisch-polnischen Feldzug von 1831. Th. 1. 2. Berlin 1840.

Mémoires inédits du Marechal de Vauban sur Landau, Luxemburg et divers sujets, par M. Augayat. Paris 1841.

E. Isenbeck, Die Geschichte der Medicin und ihrer Hülfswissenschaften. Th. II. 1. Berlin 1842.

J. Cruveilhier, Anatomie pathologique du corps humain. Livr. 38 — 41. Ende des Werkes. Paris 1842. f.

The cyclopaedia of Anatomy and Physiology. Edited by Rob. B. Todd. Part. 1 — 23. London 1835 — 1842.

Dr. Rud. Wagner, Handwörterbuch der Physiologie mit Rücksicht auf physiologische Pathologie. Liefer. 1. 2. Braunschweig 1842.

Dr. B. Stilling und Dr. J. Wallach, Untersuchungen über den Bau des Nervensystems. Heft 1. Untersuchungen über die Textur des Rückenmarkes. Leipzig 1842. 4.

Filippo Pacini, Nuovi organi scoperti nel corpo umano. Pistoja 1840.

Achille Comte, Organisation et physiologie de l'homme, expliquées à l'aide de figures coloriées, decoupées et superposées. Paris 1842.

Dr. A. Fr. Günther, Beobachtungen über die Entwickelung des Gehörorganes bey Menschen und höheren Säugethieren. Leipzig 1842.

Dr. Jos. Schneider, Die Neuralgien in der Zeit der Pubertäts-Entwickelung oder des mannbaren Alters. Bd. 1. Leipzig 1842.

Dr. J. A. L. Hübener, Die Lehre von der Ansteckung mit besonderer Beziehung auf die sanitätspolizeyliche Seite derselben. Leipzig 1842.

Dr. J. Hayn, Die Nahrungsmittel in ihren diätetischen Wirkungen. Berlin 1842.

G. M. Burrows, An inquiry into certain errors relative to insanity, and their consequences, physical, moral and civil. London 1820.

Dr. Schönlein, Klinische Vorträge in dem Charité-Krankenhause zu Berlin. Redigirt und herausgegeben von Dr. L. Güterbock. Heft 1. Berlin 1842.

Dr. Eisenmann, Die Krankheitsfamilie Rheuma. Erlangen 1841.

Dr. C. A. W. Richter, Beyträge zur wissenschaftlichen Heilkunde. Leipzig 1842.

Dr. Vict. Szokalski, Ueber die Empfindungen der Farben in physiologischer und pathologischer Hinsicht. Gießen 1842.

J. B. F. C. Lefévre, Essai critique sur la peste. Stuttgart 1840.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. November.

Nro. 220. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Skythien und die Skythen des Herodot ꝛc.

Von Dr. Friedrich Ludwig Lindner.

(Schluß.)

Ist nun diese Argumentation von einer gesunden Auslegung der Alten geboten, so fällt auch nothwendig das ganze System des Hrn. Verf. zusammen, das je weiter fortgeführt desto mehr den deutlichen Angaben Herodots widerstreitet, Lücken voraussetzen und zu gewaltsamen Aenderungen seine Zuflucht nehmen muß. Wir brauchen eben deßhalb uns nicht in eine weitläufige Widerlegung alles Einzelnen einzulassen und beschränken uns auf die Berichtigung einiger wesentlichen Punkte.

Kapitel 55 heißt es bey Herodot: der Fluß Hypakyris mündet bey der Stadt Karkinitis und begränzt zur Rechten Hylăa und den Lauf des Achilles. Dazu macht der Hr. Verf. S. 48 folgende Bemerkung: „Die Begränzung von Hylăa zur Rechten hat die Ausleger irre geleitet: sie glaubten dabey an das rechte Ufer des Flusses denken zu müssen. Herodot geht aber in der Beschreibung der Flüsse vom Meere aus; er stellt sich nicht, wie wir, mit dem Gesicht gegen die Mündung, sondern nimmt seinen Standpunkt im Süden, das Auge gegen Norden. Er will, wie er §. 36 sagt, seinen Lesern die Zeichnung des Landes erleichtern, befolgt also die uralte Methode der Kartenzeichner, welche Norden oben und Süden unten setzen. Sagt er von einer Gegend, sie liege über einer andern, so heißt dieß: sie liege nördlicher als diese. Sagt er: zur Rechten, so heißt dieß im Osten; so wie: zur Linken — im Westen. Unsere Begriffe von rechtem und linkem Ufer sind bey ihm nicht vorauszusetzen. — „Der Hypakyris begränzt zur Rechten Hylăa“ heißt: an dem Flusse im Osten liegt Hylăa.“ Dieß würde der Hr. Verf. nicht geschrieben haben, hätte er die Bedeutung des an jener Stelle gebrauchten griechischen Ausdruckes richtig erkannt. Die dem Herodot sehr geläufige Redensart ἐς δεξιήν (ἐν δεξιῇ) oder ἐξ εὐωνύμου (ἐν ἀριστερῇ) ἀπέργειν heißt eigentlich zur Rechten oder zur Linken liegen lassen, und wenn dieselbe bey ihm von Flüssen so gut wie von Personen gebraucht wird, so stimmt dieß mit der antiken Anschauungsweise vollkommen zusammen. Vergleiche der Hr. Verf. nur, was Buch 1, c. 72 vom Fluß Halys gesagt wird: er fließt vom armenischen Gebirge herab durch Kilikien, dann hat er zu seiner Rechten die Matianer, auf der andern Seite die Phrygier; hierauf fließt er gen Norden und läßt rechts die syrischen Kappadoken, links die Paphlagonen. Wenn von einer Gegend gesagt wird, sie liege über einer andern, so heißt dieß nur, sie liege vom Meere entfernter, weiter im Lande, natürlich also nicht jederzeit nördlicher, als die andern. Der Herr Verf. wird sich davon überzeugen, wenn er z. B. Buch 2, c. 32, wo von Libyen die Rede ist, nachlesen will. Durch die Annahme, die Stadt Karkinitis habe oberhalb Olbia bey dem heutigen Nikolajew gestanden, setzt sich der Hr. Verf. ganz in Widerspruch mit Herodot. Denn da nach diesem der Hypakyris bey Karkinitis mündet, und zwar, weil es schlechtweg heißt: mündet, in das Meer, so lag diese Stadt an der Küste, wie es auch eine andere Stelle deutlich genug zeigt. Wir meinen

Kapitel 99, wo, nachdem die Bemerkung vorausgeschickt ist, es solle die Seeküste von Skythien bezeichnet werden, mit der Küstenstrecke vom Ister bis Karkinitis begonnen wird. Kurz, die Stadt lag nirgends anderswo, als am Karkinitischen Meerbusen.

Wahrhaft unbegreiflich ist uns, was über den Gerrhos gesagt wird, und wie der Hr. Verf. glauben kann, den herodotischen Ausdruck: der Gerrhos trennt sich vom Borysthenes, befriedigend erklärt zu haben. Wie wäre es denn möglich, zwey Flüsse, die, wie die Wys und der Tiasmin, verschiedenen Flußgebieten angehören und einen ganz entgegengesetzten Lauf haben, lägen auch ihre Quellen noch so nahe bey einander, für einen zu halten?

Wie leicht es ist, in Irrthümer zu verfallen, wenn man in solchen Untersuchungen zu sehr auf Uebersetzungen baut, davon findet sich S. 55 ein recht deutlicher Beleg. Man liest daselbst: „Herodot sagt (c. 53): der Lauf des Borysthenes sey von seiner Mündung 40 Tagreisen bis zum Lande Gerrhos bekannt; durch welche Länder er weiter hinauf fließe, wisse man nicht; es sey aber wahrscheinlich, daß er durch eine Wüste fließe bis an das Land der ackerbauenden Skythen, denn diese wohnten an seinen Ufern eine Strecke von 10 Tagreisen.“ Und weiter unten: „Es spricht aber Herodot von einer Strecke des Borysthenes, die über den bekannten 40 Tagreisen hinaus liegt. Die elf Tagreisen bis zur Nordgränze der Ackerbauer zwischen Borysthenes und Pantikapes waren bekannt; der Lauf des Borysthenes war es noch 29 Tagreisen weiter. Wenn also Herodot von seinem nördlichen Lauf als von einer bloßen Wahrscheinlichkeit spricht, so kann er dabey nicht an die bekannte südliche Strecke der Ackerbauer am Pantikapes denken. Er hat offenbar die Ackerbauer am Hypanis im Auge. — Diese westlichen Ackerbauer wohnten unfern von den Quellen des Hypanis, und konnten möglicherweise sich bis an den Borysthenes erstrecken. Herodot ist der Sache nicht gewiß, sondern hält nur für wahrscheinlich, daß der Borysthenes über die 40 Tagreisen hinaus von ackerbauenden Skythen bewohnt werde, und daß der Borysthenes zu ihnen aus einer Wüste komme.“

Hier hat sich der Verf. durch die Uebersetzung von Friedrich Lange irre leiten lassen, eine Arbeit, die zwar meisterhaft zu nennen ist, insofern sich in ihr Herodots ganze Art wiederspiegelt, die aber gleichwohl an nicht wenigen Stellen den Sinn verfehlt und der Verbesserung bedarf. (Ob vielleicht die zweyte Auflage in dieser Beziehung verbessert sey, ist uns unbekannt.) Herodot sagt nicht, es sey wahrscheinlich, daß der Borysth. durch eine Wüste bis zum Lande der Ackerbauer fließe; wäre das der Sinn, so müßte φαίνεται ῥέων, nicht φ. ῥέων geschrieben seyn. Dieses kann nur bedeuten: es ist offenbar, daß er durch eine Wüste fließt, wie denn auch die lateinische Uebersetzung bey Schweighäuser den Ausdruck constat hat. Daß der Schriftsteller auch gar nicht anders habe sagen können, geht aus der Vergleichung von cap. 18 hervor. Dort heißt es: das Land der ackerbauenden Skythen zwischen dem Borysth. und dem Pantikapes reiche im Norden so weit als man in elf Tagen stromaufwärts fahre, weiter nördlich folge dann eine ausgedehnte Wüste. Nun scheint es zwar, daß sich beyde Stellen einander widersprechen, indem c. 18 von einer elftägigen, c 53 nur von einer zehntägigen Fahrt auf dem Borysth. die Rede ist, und die Herausgeber, deren keiner, so viel uns bekannt ist, die Schwierigkeit beseitigt hat, dachten an ein Versehen, sey es des Autors oder der Abschreiber. Allein der Widerspruch ist nur scheinbar und bey genauerer Betrachtung zeigt sich Herodot vollkommen mit sich übereinstimmend. Bis zur Nordgränze der Ackerbauer war eine Fahrt von elf Tagen den Strom hinauf; ihre Wohnsitze an demselben erstreckten sich aber nichts desto weniger nur zehn Tagfahrten weit. Sehr natürlich. Denn warum vergaß man, daß als die erste Landschaft vom Meere aus Hyläa genannt wird, und erst nach dieser das Land jener Skythen folgte? Hyläa dehnte sich, wie Herodot uns schließen läßt, eine Tagfahrt weit aus, und die Strecke zwischen Hyläa und der Wüste, welche die Ackerbauer bewohnten, legte man in zehn Tagen zurück. Wir haben noch in Hinsicht der Benennung dieser Skythen einen Irrthum zu berichtigen, den der Herr Verf. ebenfalls mit Fr. Lange gemein hat. „Ueber Hyläa,“ sagt er S. 44, „wohnen die ackerbauen-

den Skythen, welche, weil sie am Borysth. wohnen, von jenem gleichnamigen Stamm am Hypanis Borystheniten genannt werden; sie selbst nennen sich Olbiopoliten.“ Hiemit wird dem Geschichtschreiber etwas ganz Anderes in den Mund gelegt als er wirklich sagt. Vergleichen wir seine eigenen Wort ἀπὸ δὲ ταύτης (Ἑλλάης) ἀνθρωποι οἰκέουσι Σκύθαι γεωργοὶ, τοὺς Ἕλληνες οἱ οἰκέοντες ἐπὶ τῷ Ὑπάνι ποταμῷ καλέουσι Βορυσθενείτας, σφέας δὲ αὐτοὺς Ὀλβιοπολίτας (cf. c. 18.), so finden wir zuerst, daß die Skythen am Borysth. nicht bey den Skythen am Hypanis, sondern bey den an diesem Flusse wohnenden Hellenen, wie auch Fr. Lange richtig übersetzt, Borysthenitен hießen. Und sodann, wo wird hier gesagt, daß die Borysthenitен sich selbst Olbiopoliten nannten? Würde denn diese Benennung, womit Bürger einer Stadt bezeichnet werden, auf die Bevölkerung eines ganzen Landes passen, noch dazu auf eine solche, wie die Skythen, die nicht in Städten wohnten? Nein, Olbiopoliten nannten sich die Hellenen am Hypanis d. h. die Bewohner von Olbiopolis oder Olbia, und legten den ihrem Emporium wegen der Nähe des Borysth. aber doch uneigentlich ertheilten Namen der Borysthenitен jenen Skythen am Borysth. bey, denen er eigentlich zukam.

Daß es für die Begränzung Skythiens von Wichtigkeit ist, die Lage des griechischen Handelsplatzes Kremnoi richtig zu bestimmen, hat der Hr. Verf. wohl eingesehen, ist aber in Ermittlung derselben nicht glücklich gewesen. Wenn Herodot von den königlichen Skythen sagt, sie erstreckten sich östlich bis an das genannte Emporium am See Mäotis, so ist, da nach einer andern unbezweifelbaren Angabe die ganze westliche Küste am Mäotis bis zum Fluß Tanais hin skythisch war, Kremnoi unmöglich so weit westlich zu suchen als der Hr. Verf. thut, der es in die Gegend von Kap Fedotowa setzt, sondern vielmehr in der Nähe der Mündung des Tanais. Nichts scheint uns daher gewisser, als daß der nach Odessa vorzüglichste Stapelplatz von Südrußland, dessen Handel auch heutzutage größtentheils in den Händen der Griechen ist, die Stelle des alten hellenischen Platzes einnimmt. Die Lage der Stadt Taganrok auf einem hohen Vorgebirg entspricht auch vollkommen der durch die griechische Benennung κρημνοὶ angedeuteten Oertlichkeit des alten Emporiums, und sie scheint uns in dem heutigen Namen nicht minder als in dem alten ausgedrückt zu seyn. *) Daraus ergiebt sich denn nun auch, daß als Südgränze des Skythenlandes nicht die Linie von der Mündung des Ister bis Kremnoi gedacht werden darf. Wie aber die Seiten des Vierecks, womit Herodot die Gestalt des Landes vergleicht, zu fassen seyen, das gedenken wir an einem andern Orte auseinander zu setzen, da es uns hier zu weit führen würde.

Um seine Hypothese von der Lage der obgenannten drey Flüße zu stützen, schlägt der Hr. Verf. S. 63 noch die Aenderung einer ihr widerstreitenden Stelle vor. Er will nämlich c. 54 statt μετὰ τούτους, wodurch die Aufeinanderfolge der Flüsse von Westen nach Osten angezeigt wird, μετὰ τούτων lesen in der Bedeutung: zwischen diesen beyden Flüssen (dem Borysth. und dem Hypanis). Allein abgesehen von der willkührlichen Behandlung des Textes und der Schwierigkeit, die Entstehung von τούτους aus τούτων zu erklären, würde durch diese Aenderung ein Gebrauch von μετὰ in dem Autor eingeführt, der weder ihm noch sonst irgend einem Prosaiker bekannt, ja wir dürfen geradezu behaupten, der griechischen Sprache überhaupt fremd ist. Denn das angeführte μετὰ ποσσὶν läßt sich nicht vergleichen. Um den gewünschten Sinn zu erhalten, müßte μεταξὺ geschrieben werden.

Da der Herr Verf. jene Flüße mit den anwohnenden Völkerschaften in den Westen des Borysth. versetzte und das Land der Skythen in engere Grenzen einschloß, so sah er sich auch genöthigt, ihre östlichen Nachbarn, die nach Herodot jenseits des Tanais wohnten, weiter nach Westen her zu rücken. Er faßt daher die Worte zu Anfang des 21. Kapitels: geht man über den Tanais u. s. w. eben so auf, wie den Uebergang über den Borysthenes und weist den Sauromaten und Budinen ihre Wohn-

*) Wir müssen zwar aus Mangel an Hülfsmitteln die Erklärung des Wortes tagan in den Namen Taganroka Andern überlassen, glauben aber in dem zweyten Theile desselben das romanische roc oder rocca erkennen zu dürfen.

sitze im Westen des Tanais an. Und doch nennt Herodot den Tanais einen skythischen Fluß! und doch schied der mäotische See die Sauromaten von einem Theile der Skythen, der bis an den Tanais reichte!

Wir brechen hier ab, um nicht diese Anzeige über Gebühr auszudehnen, und unsere Leser zu ermüden. Fassen wir unser Urtheil über des Hrn. Verfassers Leistung zusammen, so müssen wir uns, ohne dessen wohlmeynende Absicht, ohne den von ihm auf den Gegenstand verwendeten großen Fleiß zu verkennen, dahin aussprechen, daß ein Gewinn für alte Geographie und Geschichte aus derselben nicht hervorgeht. Ohne gründliche Kenntniß der alten Sprachen läßt sich eine von der Auslegung der Alten abhängige Untersuchung nie mit Glück führen; einen Versuch aber wie der im vorliegenden Falle billigen, hieße nichts anderes als die alten Autoren zerstören helfen.

Gottfried Herold.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

Dr. H. Klencke, Physiologie der Entzündungen und Regeneration in den organischen Geweben. Leipzig 1842.

Dr. H. A. Hacker, Neueste Literatur der syphilitischen Krankheiten von 1830 — 1838 nebst Nachträgen zu früheren Jahren. Leipzig 1839.

Dr. J. C. Jüngken, Die Lehre von den Augenkrankheiten. 3te Aufl. Berlin 1842.

F. A. v. Ammon und M. Baumgarten, Die plastische Chirurgie nach ihren bisherigen Leistungen kritisch dargestellt. Gekrönte Preisschrift. Berlin 1842.

Dr. Vict. Jvánchich, Kritische Beleuchtung der Blasensteinzertrümmerung wie sie heute dasteht. Wien 1842.

Ph. H. Wolff, Heilung der Schwerhörigkeit. Berlin 1841.

Baron Larrey, Relation médicale de campagnes et voyages de 1815 a 1840 etc. Paris 1841.

J. F. Dieffenbach, Ueber das Schielen und die Heilung desselben durch Operation. Berlin 1842.

J. Baron, Der gegenwärtige Zustand der Vaccination. Stuttgart 1840.

Dr. D. G. M. Schreber, Die Kaltwasserheilmethode in ihren Grenzen und ihrem wahren Werthe. Leipzig 1842.

Alb. Wilh. Bodenius, Untersuchungen und Erfahrungen über das kohlensaure Ammonium und seine Heilkräfte gegen das Scharlachfieber. Heidelberg 1842.

Dr. Gust. Crusell, Ueber den Galvanismus als chemisches Heilmittel gegen örtliche Krankheiten. St Petersburg 1841.

Dr. Jos. Ennemoser, Der Magnetismus im Verhältniß zur Natur und Religion. Stuttgart 1842.

Dr. C. Mühry, Medizinische Fragmente. Hannover 1841.

Dr. J. L. Bluhm, Die Seebade-Anstalten auf der Insel Norderney. Bremen 1840.

Dr. Jul. V. Schöller, Die künstliche Frühgeburt bewirkt durch den Tampon. Berlin 1842.

Dr. H. A. A. Danz, Lehrbuch der Geschichte des römischen Rechts. Th. 1. Leipzig 1840.

Dr. A. Schmidt von Ilmenau, Civilistische Abhandlungen. Bd. 1. Jena 1841.

Dr. H. Buchka, Der unvordenkliche Besitz des gemeinen deutschen Civilrechts. Preisschrift. Heidelberg 1841.

Codex Saxonicus, von Dr. W. M. Schaffrath. Bd. 2. Leipzig 1842.

Dr. C. G. Wächter, Handbuch des im Königreich Württemberg geltenden Privatrechts. Bd. 1. 2. Stuttg. 1842.

K. Schmitthenner, Deutsches Güterrecht der Ehegatten u. s. w. Neuwied 1842.

J. G. Chr. Thomas, Der Oberhof zu Frankfurt am Main und das fränkische Recht in Bezug auf denselben. Herausgeg. von Dr. L. H. Euler und bevorwortet von J. Grimm. Frankf. 1841.

J. D. H. Temme, Die Lehre vom strafbaren Betruge nach preußischem Rechte. Berlin 1841.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. November.

Nro. 221. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Platonis opera quae feruntur omnia. Recognoverunt Jo. Georgius Baiterus Jo. Caspar Orellius Aug. Guilielmus Winkelmannus. Accedunt integra varietas lectionis Stephanianae, Bekkerianae, Stallbaumianae, Scholia et nominum index. Turici, Impensis Meyeri et Zelleri, successorum Ziegleri et filiorum. 1839 — 42. 135 Bogen.

Mit dem in diesem Jahre erschienenen neunten Fasciculus ist das Unternehmen einer Gesammtausgabe der Platonischen Schriften in Einem Bande, zu dem sich die drey genannten Gelehrten verbunden hatten, vollendet. Ein gewisses günstiges Vorurtheil, das sich gleich von Anfang an kund gab, darf nunmehr, wo das Ganze vorliegt, als hinlänglich gerechtfertigt angesehen werden, indem sowohl Verleger als Herausgeber den gehegten Erwartungen vollkommen entsprochen haben. Die äußere Ausstattung ist im höchsten Grade wohlgefällig und zweckmäßig, wenn man von der Kleinheit der Letztern absieht, die einmal zu solchen Ausgaben in Einem Bande zu gehören scheint; und was den innern Werth betrifft, so wird Niemand nach genauerer Einsicht und Vergleichung Bedenken tragen, dieser Ausgabe wegen sorgfältigerer und erfolgreicherer Beachtung der handschriftlichen Lesarten, welche in dem kritischen Apparat von Bekker niedergelegt sind, den Vorzug vor den bisherigen Textrecensionen zuzugestehen. Man könnte sagen, und damit die Leistung der Herausgeber im Ganzen charakterisiren, daß ihre Ausgabe in gewissem Sinne als die Vollendung der Bekkerschen betrachtet werden darf, insofern die Intention Bekkers, den Text durchgängig auf die Autorität der besten Handschriften zu begründen, hier vollständiger erreicht worden, als es ihm selbst bey den noch zu überwindenden größeren Schwierigkeiten möglich war. Es ist immerhin schon viel gewonnen, wenn man sich bewußt ist, einen Gegenstand so weit gefördert zu haben, als die vorhandenen Mittel erlauben, und in diesem Sinne darf die Zürcher Ausgabe, wenn auch noch Besserungen im Einzelnen eintreten werden, den Anspruch machen, die Schriften Platons in möglichst genuiner Gestalt vorzuführen.

Da übrigens die Grundsätze, wornach der Text constituirt ist, so wie die Einrichtung der Noten, welche eine Uebersicht der drey bedeutendsten Recensionen von Stephanus, Bekker und Stallbaum mit den nöthigen handschriftlichen Belegen geben, ausführlicher bey der Anzeige des I. fasc. in diesen Blättern (Jahrg. 1840 Nr. 30 ff.) besprochen worden sind, so können wir gleich über den Inhalt des letztern fasc., der die weiteren Zugaben zu dem Texte enthält, referiren.

Zuerst erhalten wir die Scholien von S. 891 — 968, nach Ruhnkenius und Bekker, jedoch mit vielen Zusätzen aus dem Cod. Clarkianus, die bey Bekker fehlen, meistentheils von geringerem Umfange. Die von B. beygefügten Bemerkungen, darunter auch die wenigen Noten Ruhnkens, welche als Anhang zu den von ihm zuerst gesammelten Scholien nach dessen Tode herausgegeben worden, finden sich auch hier unter dem Texte mit beygefügten Namen. Dazu kommen aber zahlreiche Verbesserungen und Verbesserungsversuche von den Her-

ausgebern und auch von andern, deren Namen genannt werden, so wie die Nachweisung der Stellen in Platon und anderen Schriftstellern, auf die in den Scholien Bezug genommen wird.

Während nun aber die Ankündigung außer den Scholien nur noch ein kurzes Onomastikon versprach, erscheint als eine unerwartete Zugabe ein glossarium Platonicum. Es vereinigt dasselbe außer dem ebenfalls von Ruhnken zuerst herausgegebenen Lexikon des Timäus eine verhältnißmäßig größere Anzahl Glossen oder Scholien, wie sie zum Theil zu heißen verdienen, aus den übrigen griechischen Lexikographen, die nach alphabetischer Ordnung den Glossen des Timäus eingereiht werden. Die Herausgeber haben auf diese Arbeit große Bemühung und Sorgfalt gewendet. Die Lesart des einzigen Codex, in welchem sich das Lexikon des Timäus erhalten hat, ist nach einer neuen Vergleichung, die sie der Gefälligkeit des Hrn. Dübner in Paris verdanken, genauer als in der Ausgabe von Ruhnken dargelegt. Großen Fleiß aber erforderten die Auszüge, da der Vollständigkeit wegen auch solche Stellen aufgenommen wurden, in denen Platons Name zwar nicht genannt wird, aber Ausdrücke, die in seinen Schriften vorkommen, erläutert werden. In den Noten sind sowohl die Quellen angegeben, aus denen diese Auszüge genommen sind, als auch die Stellen im Plato nachgewiesen, auf die sich sämmtliche Glossen und Erläuterungen beziehen.

Die sich von selbst aufdringende Frage nach dem Werthe eines solchen Glossariums, und in wie fern die Besitzer der Ausgabe darin eine dankenswerthe Bereicherung zu erkennen haben, ist um so weniger zu umgehen, als in der Sache selbst ein verschiedener Gesichtspunkt der Beantwortung gegeben ist. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die grammatisch-lexicalischen Arbeiten aus früheren Jahrhunderten, in denen noch ein gewisser traditioneller Zusammenhang mit den blühenden Zeiten der griechischen Sprache und namentlich der attischen Prosa bestand, für die entsprechenden Bestrebungen der neueren Philologie als ein wichtiges Hülfsmittel sich erweisen mußten, und daß diejenigen Philologen sich ein großes Verdienst erworben haben, welche mit der gehörigen Belesenheit in den alten Schriftstellern ausgerüstet, solche in den Bibliotheken zerstreute Schätze aufgesucht und herausgegeben. Allein ganz anders stellt sich das Urtheil, wenn sie als Erläuterungsschriften zu einem Autor auftreten. Hier macht sich der verschiedene Standpunkt jener und unserer Zeit geltend. Schon die Scholien enthalten in der Regel mehr des Unbrauchbaren als des Brauchbaren, und legen jedem Herausgeber die Aufforderung zu einer gründlichen Durcharbeitung und Sichtung vor Allem nahe. Glossarien aber sind es am allerwenigsten, die ihrem Zwecke in Rücksicht auf unsere Zeit entsprechen, da sie auf einem wesentlich verschiedenen Verhältnisse beruhen. Sie stammen aus einer Zeit, wo die griechische Sprache noch gesprochen wurde, aber nachdem die innere Lebens- und Bildungskraft zugleich mit dem eigenthümlichen Volksleben sich erschöpft hatte, durch Vermischung mit fremden Idiomen in Zusammenhang mit den politischen Schicksalen des Volkes stufenweis fortschreitender Entfremdung und Verschlechterung unterlag, so daß selbst die Gebildeten die Ausdrucksweise der von ihnen gelesenen klassischen Autoren nicht mehr genugsam verstanden und solcher Erläuterungen durch Glossen wohl bedurften. Die ganze Sprachkenntniß der jetzigen Zeit hingegen ist auf eben diese Schriften basirt, und das lexikalische Bedürfniß darum ein wesentlich verschiedenes, dem jene älteren Lexika weder an Form noch Gehalt entsprechen. Es kann darum nur ein anderer Gesichtspunkt seyn, der die Herausgeber bey Anfertigung dieses Glossariums geleitet hat. Auch weist die ganze Einrichtung darauf hin, daß sie es als ein zu den Handschriften hinzukommendes Instrument der Textkritik betrachteten. In diesem Sinne ist es auch geschehen, daß Abweichungen von dem Platonischen Texte absichtlich nicht verwischt wurden, und, abgesehen von dem Timäus, der eine beträchtliche Anzahl nichtplatonischer Glossen enthält, auch aus andern Lexikographen Ausdrücke aufgenommen wurden, die sich in den Platonischen Schriften nicht nachweisen lassen. Dessenungeachtetet ist auch für die Textkritik kein unmittelbarer Gebrauch zu erwarten. Schon Ruhnken hat sich über dasjenige ausgesprochen, was der Benutzung des Timäus in dieser Beziehung Eintrag

thut; und doch war damals noch nicht ein so reicher handschriftlicher Apparat vorhanden, welcher jetzt die Grundlage des Textes geworden ist. In Verhältniß zu diesem leuchtet es von selbst ein, daß die zu gewinnenden Varianten nur eine secundäre Stelle einnehmen können, da ja der Text dieser Lexikographen, als ebenfalls durch Abschrift vermittelt, selbst höchst zweifelhaft und unsicher ist, und eher dazu geeignet, Berichtigungen zu empfangen als zu gewähren. Und was namentlich die angeführten Stellen betrifft, so sind offenbar Nachlässigkeiten und Ungenauigkeiten nicht zu verkennen, die für die Autorität dieser Quellen nothwendig im Ganzen ein ungünstiges Vorurtheil erwecken müssen. — Auf solche Weise scheint allerdings dieses Glossarium seine Stelle als eine Zugabe zu den Platonischen Schriften nicht genugsam zu rechtfertigen, wenn man nicht eine gewisse Vollständigkeit der Attribute für sich selbst schon als einen ausreichenden Zweck gelten lassen will. In diesem Sinne darf es als eine umfassende und sorgfältige Ergänzung und Bereicherung der Scholien angesehen werden, wobey es dem Herkommen ganz gemäß ist, wenn der innere Werth weniger in Berücksichtigung kommt.

Das darauf folgende Onomasticum ist nach Art des von Orelli und Baiter zu den Schriften Cicero's verfaßten Onomasticum Tullianum eingerichtet, und befaßt außer den Schriften Platons auch die Scholien. Alle in denselben vorkommende Namen werden nach der Zürcher Ausgabe angeführt, und zwar entweder bloß mit Benennung der Seite und Zeile, wo sie sich finden, oder, so weit dieß thunlich, mit vollständiger Aushebung der Worte im Zusammenhang, namentlich wo ein charakteristisches Moment darin enthalten ist. Es kann nicht fehlen, daß bey einem Schriftsteller wie Platon die Wahl der einen oder anderen Art auf Schwierigkeiten stößt, die in einzelnen Fällen zu einer Verschiedenheit der Ansicht führen können. Allein es zeigt sich, daß die Herausgeber, um jede Willkühr zu vermeiden, sich feste Grundsätze und Normen gebildet haben, die sie mit lobenswerther Consequenz befolgen. Auch die Reihenfolge, in der die einzelnen Stellen vorgeführt werden, schließt sich so viel möglich in der Sache selbst liegenden Gründen an. Eigene Erläuterungen der Herausgeber kommen im Ganzen nicht vor, höchstens hie und da einzelne Worte und Verweisungen auf andere Schriftsteller; selten auch nur werden die Worte des Textes zum Behufe kürzerer Fassung verändert. — So ist diese Arbeit nach der Absicht der Herausgeber eine sehr dankenswerthe Ergänzung des Ast'schen Lexicon Platonicum, welches die Eigennamen ausschließt..

Die sonst gewöhnlichen Attribute fehlen auch nicht: zunächst ein Index Scriptorum, ebenfalls Text und Scholien umfassend. Sodann der Index codicum, vollständig aus der Bekkerschen Ausgabe herübergenommen, so daß die nöthige Veränderung der ersten Person in die dritte, wie bey dem Cod. Clark., beynahe sonderbar auffällt. Auch die Zusammenstellung der zu den einzelnen Dialogen verglichenen Handschriften ist angefügt nach den Ueberschriften bey Bekker, in der Reihenfolge der Zürcher Ausgabe. Den Schluß machen ein Index alphabeticus zu den Dialogen und ein Inhaltsverzeichniß zu der Ausgabe.

Die Arbeit, welche den Gegenstand dieser Anzeige ausmacht, ist zu umfangreich, als daß es irgendwie möglich wäre, den vorangehenden allgemeinen Bemerkungen eine vollständige Prüfung des Einzelnen folgen zu lassen. Nur beyspielsweise mag es daher vergönnt seyn, einige Stellen einer nähern Beurtheilung zu unterwerfen. Wir wählen dazu den Parmenides, der in der Stephanischen Ordnung, welche in der Zürcher Ausgabe befolgt ist, so ziemlich unter den letzten seine Stelle gefunden hat. Dieser Dialog bietet auch in kritischer Hinsicht mannigfache Schwierigkeiten dar, zu deren Beseitigung die handschriftlichen Lesarten nicht zureichten und nicht selten Verbesserung durch Conjectur nöthig machten. Es läßt sich von den Herausgebern erwarten, daß das von früheren Geleistete die gehörige Berücksichtigung gefunden hat, und Verbesserungen, welche, wie es zum Theil bey den von Schleiermacher der Fall ist, auf evidenter Nothwendigkeit und zuweilen auf ganz geringer Veränderung beruhen, wurden darum unbedenklich und in größerer Ausdehnung als bey Bekker, in den

Text eingeführt. Gewundert haben wir uns in dieser Beziehung, daß in der Stelle 130 A die Vermuthung Heindorf's, ἀχθέσθαι für ἄχθεσθαι ganz unbeachtet geblieben ist, und nicht einmal einen Platz in den Noten gefunden hat. Wir gestehen mit der Vulgata keinen verständigen Sinn herauszubringen. Wie kann Pythodorus glauben, die Rede des Sokrates mache einen üblen Eindruck auf Parmenides und Zenon, wenn er sie doch lächeln und ihre Bewunderung ausdrücken sieht?! Wohl aber hat es ein ganz gutes Verständniß, wenn Pythodorus sagt, er habe bey jeder Stelle geglaubt, Parmenides und Zenon müßten oder würden es übel nehmen (womit er also nur den eigenen Eindruck, den er selbst empfangen, schildert), jene aber (P. und Z.) hätten aufmerksam zugehört und oftmals einander anblickend gelächelt, als bewunderten sie den Sokrates. Ob aber dieser Sinn aus dem bloßen Infinitiv des Präsens ohne beygefügtes ἄν (αὐτὸς μὲν οἴεσθαι ἐφ' ἑκάστου ἄχθεσθαι τόν τε Παρμενίδην καὶ τὸν Ζήνωνα) hervorgehen kann, zweifeln wir sehr, und wir gestehen, daß Heindorf's Vermuthung für uns große Wahrscheinlichkeit hat.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

Alex. Müller, Die deutschen Auswanderungs-, Freyzügigkeits- und Heirathsverhältnisse. Leipzig 1841.

M. Parant, Lois de la presse en 1834, ou legislation actuelle sur l'imprimerie et la librairie et sur les délits et contraventions commis par toutes les voies de publication. Paris 1834.

Codes de la legislation française. Paris 1841.

Alex. v. Reutz, Verfassung und Rechtszustand der Dalmatinischen Küstenstädte und Inseln im Mittelalter. Aus ihren Municipal-Statuten entwickelt. Ein Beytrag zur Kenntniß slavischer Rechte. Dorpat 1841.

Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von Dr. Hitzig und Häring. Th. 1. Leipzig 1842.

Jules Quicherat, Procès de la condemnation et réhabilitation de Jeanne d'Arc dite la Pucelle, publiés pour la première fois d'après les manuscrits de la bibliothèque royale. Vol. I. Paris 1841.

F. A. M. v. Woringen, Gegen Temme's und Nörners Beleuchtung des Prozesses Lafarge nach preußischem Strafrechte. Berlin 1841.

Geo. Fred. de Martens, Nouveau recueil de traités d'alliance etc. Continué par F. Murhard. Vol. 16. 1830 — 39. 2de partie. Gött. 1842.

Wilh. v. Schütz, Ueber Kirchen-Staatsrecht in der preußischen Rheinprovinz. Würzburg 1841.

Die Kriegsverfassung des deutschen Bundes nach den neuesten Bestimmungen. Mainz 1842.

Wilhelm Ostermann, Grundsätze des preußischen Staatsrechtes. Dortmund 1841.

Waarheid in Liefde, een godgeleerd Tijdschrift voor beschaafde christenen. Jaargang 1842. St. 1. Groningen.

Dr. H. M. Chalybaeus, Die moderne Sophistik. Kiel 1842.

Luis de Granada, Obras. Vol 1 — 9. Madrid 1781.

Liber Esterae ed. Calmberg. Hamb. 1837. 4.

Dr. H. E. Bindseil, Verzeichniß der Original-Ausgaben der Lutherischen Uebersetzung sowohl der ganzen Bibel als auch größerer und kleinerer Theile und einzelner Stellen derselben. Halle 1841. 4.

Carl Semisch, Justin der Märtyrer. Eine kirchen- und dogmengeschichtliche Monographie. Th. 2. Breslau 1842.

Glossarium mediae et infimae latinitatis, conditum a Carolo Dufresne domino Du Cange, auctum a monachis ordinis St. Benedicti, cum supplementis integris D. P. Carpenterii et additamentis Adelungii et aliorum digessit G. A. L. Henschel. T. I. fasc. 4 — 6. Paris 1841. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. November.

Nro. 222. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Platonis opera quae feruntur omnia. Recognoverunt Jo. Georgius Baiterus Jo. Caspar Orellius Aug. Guilielmus Winckelmannus. etc.

(Schluß).

Neue erwähnenswerthe Conjekturen finden sich einige von Herrn Sauppe mitgetheilt, der, obwohl selbst mit Herausgabe der griechischen Redner beschäftigt, doch eine fortwährende freundschaftliche Aufmerksamkeit dem Unternehmen seiner Collegen gewidmet zu haben scheint. Wir bedauern um so mehr, daß es uns nicht vergönnt war, die Vorrede zu der kleineren Ausgabe zu lesen, auf die bey den Bemerkungen des H. S. immer verwiesen wird, als dieselben von einer sehr sorgfältigen und scharfsinnigen Beachtung des Zusammenhanges zeugen; wie z. B. 145 D εἰ δὲ τοῦτο μὲν τὸ ἓν τῶν ἁπάντων ἐστί, τὸ δὲ ὅλον ἐν τούτῳ μὴ ἓν, πῶς ἔτι ἓν γε τοῖς πᾶσιν ἐνίσται; wo H. S. das μὴ vor ἓν getilgt wünscht. Die Stelle ist so, daß man zwar ohne Anstand darüber hinlesen kann und dabey einen ganz erträglichen Sinn hat, wie dieß die Note Stallbaums in seiner großen Ausgabe zeigt. Allein schon die kurz darauf folgenden Worte, in denen die vorausgehende Beweisführung zusammengefaßt wird: Μὴ ὂν δ'ἐν πλείοσι μηδ' ἐν ἑνὶ μηδ' ἐν ἅπασι τοῖς μέρεσι τὸ ὅλον — lassen ein Glied vermissen in der Ausführung, und sieht man genauer zu, so hat der ganze Gedankengang etwas Ungefüges und Lässiges. Es wird bewiesen, daß das Eins in sich selbst und in einem Anderen ist. Dazu wird es als Ganzes und als Gesammtheit seiner Theile betrachtet. Die Gesammtheit der Theile ist aber in dem Ganzen; es selbst also in sich selbst. Umgekehrt aber kann das Ganze nicht als in den Theilen bestehend gefaßt werden, weder in allen noch in einigen (oder einem); denn wenn es in allen, so müßte es auch in einem seyn; denn wenn es in irgend einem nicht wäre, so könnte es nicht mehr in allen seyn. — Nach der gewöhnlichen Lesart würde derselbe Gedanke nun wieder kommen, nur mit einem Uebergange, der selbst ganz unbegründet erscheint, und dazu ist der Beweis noch gar nicht vollständig; denn immer bliebe ja noch zu denken übrig, das Ganze sey eben in einem und allen Theilen; daß aber auch dieses ein Widerspruch sey, wird durch jene Worte, wenn man mit H. Sauppe das μὴ vor ἓν tilgt, ausgesprochen: „Wenn aber dieses Eins (das Theileins, von dem jetzt die Rede ist) von den allen ist, und in diesem das Ganze ist, wie wird es da noch in allen seyn d. h. wenn das Ganze in einem Theile ist, wie kann es da noch in allen seyn? und dadurch erst ist bewiesen, daß das Ganze nicht in allen Theilen ist, weil es das weder wenn es in einem ist noch wenn es in einem nicht ist, kann; und dann wird bewiesen, daß es auch nicht in mehreren seyn kann. In diesem Sinne erscheint Herrn Sauppe's Aenderung durchaus nothwendig. Freylich sind auch damit noch nicht alle Schwierigkeiten gehoben. Einmal läßt sich die von Schleiermacher empfohlene und von Stallbaum in den Text aufgenommene Aenderung ἔν τισι für ἔν τινι wirklich

schwer umgehen, da, wollte man es auch in allgemeinerem Sinne fassen, der Pluralis in diesem Falle viel passender hiefür ist als der Singularis. Dann könnte selbst in dem Folgenden das μηδ' ἐν ἑνί noch Anstoß erregen, da eigentlich nicht bewiesen worden, daß das Ganze nicht in einem Theile sey, sondern nur, daß es nicht in allen und nicht in mehreren oder einigen. Doch ist die Beweisführung für letzteres so, daß allerdings, wenn auch nicht explicite so doch implicite das andere darin enthalten ist, das dann der formellen Vollständigkeit wegen in der Zusammenfassung noch besonders erwähnt wird.

Eine andere glückliche Conjectur Hrn. Sauppe's, welche von den Herausgebern nicht bloß, wie die eben angeführte, einer beystimmenden Erwähnung in den Noten gewürdigt, sondern in den Text selbst aufgenommen worden, wollen wir nur nennen: 149 A. ἐὰν δὲ τοῖν δυοῖν ὁμόροιν statt ὅροιν welches die HHdschr. haben und die bisherigen Herausgeber sich begnügten in Klammern einzuschließen.

Noch eine andere Stelle verdient einer Erwähnung, wo unsere Ausgabe zuerst vermittelst einer ganz kleinen, gar nicht in Anschlag zu bringenden Aenderung nach dem Vorschlag Herrn Sauppe's die handschriftlichen Lesarten in ihr Recht einsetzt und auf die ungezwungenste Weise den richtigen Sinn gewinnen läßt. Es ist dieß 138 A, wo man bisher auch in der neuen Stallbaumschen Ausgabe folgendermaßen las: Ἀλλὰ μὴν αὐτό γε ἐν ἑαυτῷ ὂν κἂν ἑαυτὸ εἴη περιέχον, ὂν οὐκ ἄλλο ἢ αὐτό, εἴπερ καὶ ἐν ἑαυτῷ εἴη. Das ὄν vor οὐκ fehlt aber in den Handschriften und ist nur in zweyen mit dem οὐκ durch Correktur vermischt. Nun ist das ὄν zwar leicht aus dem vorausgehenden περιέχον zu entnehmen; aber eine andere Lesart der besten Handschriften: ἑαυτῷ statt ἑαυτό vor εἴη führt auf eine Construction, wodurch das ὄν ganz entbehrlich wird, wenn man nur mit H. S. statt αὐτὸ – αὐτὸ vor εἴπερ liest: das Eins, wenn es in sich selbst wäre, würde dann mit sich selbst nichts anderes als sich selbst umfassen. Die Herausgeber haben ganz recht gethan, nach ihrem Princip der Autorität der Handschriften zu folgen, wenn man auch nicht vergessen darf, daß in solchen Dingen eine unzweifelhafte Gewißheit nicht zu erlangen ist.

Es ließ sich vorher sehen, daß in Herstellung handschriftlicher Lesarten, die bey Bekker noch keine Aufnahme gefunden, die Herausgeber mit Stallbaum, dessen große Ausgabe jedoch von ihnen noch nicht benutzt ist, an vielen Stellen zusammentreffen würden, wie es denn auch wirklich geschehen ist. Wir erwähnen mit Uebergehung leichterer Fälle Beyspiels halber nur 131 C., wo beyde Ausgaben: καὶ οὐκέτι, ἐν ἑκάστῳ ὅλον, ἀλλὰ μέρος ἑκάστου ἄν εἴη nach den Handschriften herstellen.

Auch darf es nicht Wunder nehmen, wenn bey einem solchen Rettungsbestreben einmal des Guten zu viel geschieht, wie 141 E durch die unbeschränkte Herstellung des weder sprachlich noch in seiner stylistischen Verbindung hier zu rechtfertigenden: τοῦ ἔπειτα τοῦ μέλλοντος, dem auch die Zusammenstimmung aller Handschriften und sog. kritischen Ausgaben keine Geltung verschaffen kann. Stallbaum behält darum mit vollem Rechte die Klammern bey.

Auffallender beynahe dünkte es uns, wenn in einigen anderen Fällen handschriftliche Lesarten die Anerkennung, welche sie verdienten, nicht gefunden haben; z. B. in der Stelle 142 E, die wir darum um so lieber besprechen, weil hier zugleich der Sinn in Frage kommt und überhaupt mancherley Schwierigkeiten in kritischer Beziehung vorhanden sind. Bekker gibt die Stelle folgendermaßen: τῶν μορίων ἑκάτερον τούτων τοῦ ἑνός ὄντος, τό τε ἓν καὶ τὸ ὄν, ἆρα ἀπολείπεσθον ἢ τὸ ἓν τοῦ ὄντος εἶναι [μόριον] ἢ τὸ ὂν τοῦ ἑνός [μόριον]; so auch die Zürcher Ausgabe. Dem beyde Male in Klammern geschlossenen μόριον widerspricht so wie es steht der ganze Zusammenhang. Aus der Hypothesis: „Wenn das Eins ist" (mit Betonung des ist) wird gefolgert, daß es unzähliges ist. „Als seyendes Eins hat es näm-

lich Theile, das Eins und das Seyn. Aber auch als Theil kann das Eins nicht von dem Seyn, und das Seyende nicht von dem Eins lassen; so entstehen denn auch als Theile wieder ein seyendes Eins und ein Eins-Seyendes und so fort in's Unendliche." Daß μόριον an jener Stelle noch nicht stehen kann, ist klar, da erst durch die Vermittelung des Gedankens, daß auch das Theil-Eins mit dem Seyn und das Seyende mit dem Eins behaftet ist, die Folge weiterer Theilhaftigkeit dieses Eins als Theiles gewonnen wird. Allein genau besehen paßt auch die Ausdrucksweise: ἆρα ἀπολείπεσθον ἢ τὸ ἓν τοῦ ὄντος εἶναι κτέ nicht, da ja doch eigentlich damit nur negativ ausgedrückt werden soll, was im Folgenden positiv bezeichnet wird: τό τε γὰρ ἓν τὸ ὂν ἀεὶ ἴσχει καὶ τὸ ὂν τὸ ἕν. Man vergleiche auch weiter unten 144 E. οὔτε γὰρ τὸ ὂν τοῦ ἑνός ἀπολείπεται οὔτε τὸ ἓν τοῦ ὄντος; und so überall wo solche Begriffe wie ἀπολείπεσθαι, ἀποστατεῖν vorkommen, da hingegen eine Berufung auf das Vorhergehende: οὐκοῦν καὶ ἡ οὐσία τοῦ ἑνὸς εἴη ἂν κτέ. nicht statthaft ist. Nach jener Stelle möchte man sehr geneigt seyn, auch in unserer das εἶναι noch mit dem μόριον zu entfernen; und es wäre wahrhaft ärgerlich, daß nicht dieses, sondern das unmittelbar vor demselben stehende ὄντος in allen Handschriften Bekkers fehlt, wenn nicht die Ausweisung des ὄντος ganz eben die Dienste leistete, so daß es wirklich zu verwundern, wie keiner von den Herausgebern darauf gekommen; besonders da etwaige Bedenklichkeiten wegen des wechselnden Ausdrucks, die sich schon aus inneren Gründen heben ließen, durch eine ganz hieher gehörige Stelle, wenige Zeilen vorher: ἆρα οὐκ ἀνάγκη τὸ μὲν ὅλον ἓν ὂν εἶναι αὐτό, τούτου δὲ γίγνεσθαι μόρια τό τε ἓν καὶ τὸ εἶναι — vollkommen beseitigt werden. So wäre also zu lesen: ἆρα ἀπολείπεσθον ἢ τὸ ἓν τοῦ εἶναι ἢ τὸ ὂν τοῦ ἑνός; und die Uebersetzung, welche wir oben nach dieser Anordnung des Textes gegeben haben, glauben wir, wird sich selbst am besten rechtfertigen. Noch ist zu erwähnen der Versuch Stallbaums, das seit Heindorf und Schleiermacher ausgeschlossene μόριον zu retten; die meisten und besten Hdschr. haben nämlich an der zweyten Stelle den Genitiv μορίου und auch an den ersten zwey, obgleich mit Correcturen. Hr. St. will es beydemale hergestellt haben, und erklärt es dann als Apposition zu ὄντος und ἑνός, was dem ganzen Zusammenhange sehr entspreche. Wenn es auch auf den ersten Blick als die einzige Weise, das Wort zu retten, erscheint, so halten wir doch den Begriff für unstatthaft hier. Denn es soll ja nicht gesagt werden, daß der Theil an dem Theile als Theil (wie es Hr. St. erklärt: ὡς μόριον) festhält, sondern vielmehr, daß jeder Theil an dem Begriffe des andern Antheil hat, daß also das Eins als Theil auch seyend ist, und das Seyende Eins ist; und so fort ins Unendliche. Es gehört diese Stelle eben zu den mehreren im Parmenides, wo aus frühem Verderbniß ein sinnstörender Fehler auch in die besten Hdschr. eingedrungen ist und Verwirrung angerichtet hat.

Von diesem Gesichtspunkte scheinen die Herausgeber auch eine andere Stelle beurtheilt zu haben, 149 B. καὶ οὕτω δὴ ἀεὶ ἑνὸς προσγιγνομένου μία καὶ ἄψις προσγίγνεται, καὶ συμβαίνει τὰς ἄψεις τοῦ πλήθους τὸν ἀριθμὸν μιᾷ ἐλάττους εἶναι, wie sie, nach Bekkers Vorgang die auch von Schleiermacher gebilligte Conjectur Heindorfs aufnehmend, schreiben, während die Handschriften insgesammt τῶν ἀριθμῶν bieten. Wir glauben, daß diesen hier Unrecht geschehe. Es ist davon die Rede, ob das Eins sich selbst und das Andere berühre. Zwey Gegenstände geben eine Berührung, drey zwey, so daß die Zahl der Gegenstände die Berührungen immer um eins über-

steigt. Diesen Gedanken enthält der obige Satz. Man sieht, daß entweder der Ausdruck πλῆθος oder ἀριθμός die Dinge bezeichnet, welche die Berührungen geben. Heindorf scheint nun ersteres dafür zu nehmen, wodurch freylich die Aenderung in τὸν ἀριθμὸν als Acc. adverbialis, wie im Folgenden, ὅσα ἄρα ἐστὶ τὰ ὄντα τὸν ἀριθμόν - nöthig wird. Allein πλῆθος kommt nie wieder so vor, da hingegen wiederholt ἀριθμός, wie z. B. im nächsten Satze: καὶ ὁ ἔπειτα ἀριθμὸς πᾶς und gleich darauf: ἔν τε τῷ ἀριθμῷ προσγίγνεται καὶ μία ἄψις ταῖς ἅψεσιν. Dann würde πλῆθος die Größe der Zahl bedeuten, und auch der Pluralis τῶν ἀριθμῶν hat nichts Anstößiges, da ja das jedesmalige Verhältniß bezeichnet wird, entsprechend dem im folgenden gebrauchten Ausdrucke: ὁ ἔπειτα ἀριθμὸς πᾶς. Hr. Stallbaum nimmt auch die Lesart der Handschriften in Schutz, aber wir bekennen, seine Erklärung nicht zu verstehen, indem er so verbinden will: καὶ συμβαίνει τὰς ἅψεις μιᾷ ἐλάττους εἶναι τῶν ἀριθμῶν τοῦ πλήθους, ohne daß noch irgend ein weiteres Wort zur Erläuterung beygefügt wäre.

Mit diesen wenigen Bemerkungen mag es genug seyn, die, wenn sie auch nicht überall eine Zustimmung aussprechen, dennoch das allgemeine Urtheil nicht im mindesten beschränken sollen und können, daß, wem es um einen möglichst berichtigten Text der Platonischen Schriften zu thun, die Zürcher Ausgabe vor andern zu empfehlen ist.

Dr. Cron.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

Dr. Z. Frankel, Historisch kritische Studien zu der Septuaginta. Nebst Beyträgen zu den Targumim. Bd. I. Abth. 1. Leipzig 1841.

H. Fox Talbot, The antiquity of the book of Genesis illustrated by some new arguments. London 1839.

Ed. Reuß, Die Geschichte der heiligen Schriften Neuen Testaments. Halle 1842.

Ernst Bertheau, Zur Geschichte der Israeliten. Göttingen 1842.

Heinrich Ewald, Die Propheten des alten Bundes. Th. 1. 2. Stuttgart 1841.

Samuel Taylor Coleridge, Confessions of an enquiring spirit. Edited from the author's Manuscript by Henry Nelson Coleridge. London 1840.

André Archinard, La chronologie sacrée basée sur les decouvertes de Champollion. Paris 1841.

Ullmann, Die Sündlosigkeit Jesu. Eine apologetische Betrachtung. Hamburg 1842.

Dr. J. P. Munster, Betrachtungen über die christlichen Glaubenslehren. Hamburg 1840.

P. J. Carle, Du dogme catholique sur l'enfer. Paris 1842.

Cacheux, Essai sur la philosophie du Christianisme, considerée dans ses rapports avec la philosophie moderne. Vol. 1. 2. Paris 1841.

K. Ph. Fischer, Die speculative Dogmatik von Strauß. Bd. 1. Tübingen 1841.

A. P. Perceval, An apology for the doctrine of apostolical succession, with an appendix on the Englisch ordres. London 1841.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. November.

Nro. 223. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

ΦΙΛΟΣΤΡΑΤΟΥ ΕΠΙΣΤΟΛΑΙ. Philostrati epistolae quas ad codices recensuit et notis Olearii suisque instruxit Jo. Fr. Boissonade. Parisiis et Lipsiae, apud Brockhaus et Avenarius (!). MDCCCXLII. XX. 221.

Während die Didot'schen Pressen in Paris die ganze griechische Literatur in neuen mitunter vortheilhaft revidirten Abdrücken wiedergeben, von welchen wir bis jetzt noch keinen Band der Sammlung von einem französischen Gelehrten bearbeitet finden, überall lesen wir nur deutsche Namen, erscheinen die Arbeiten Boissonade's, der vor allen unter seinen Landsleuten sowohl durch umfassende Kenntnisse als durch kritische Sorgfalt befähigt wäre, bey jenem Unternehmen thätig mitzuwirken, in Deutschland; so sein Psellus in Nürnberg, die oben angeführten Briefe des Philostratus in Leipzig. Boissonade hat eine eigene Richtung genommen; nicht den vorzüglichsten Werken des Alterthums wendet er seinen Fleiß zu, sondern den unbedeutendsten Schriften, für welche sonst Niemand leicht Zeit und Mühe verlieren möchte. Auch liegt ihm oft weniger an diesen selbst, als daran, die Gelegenheit benutzen zu können, eine Menge Bemerkungen und Verbesserungen theils aus den reichhaltigen Schätzen der Pariser Bibliothek, theils aus eigenen Mitteln zu den verschiedensten Autoren niederzulegen, und seine Commentare zu einer Vorrathskammer zu machen, in welcher Alles zu finden ist, was man nicht sucht und nicht erwartet. Daß dieses Verfahren, das auch in Deutschland eine Zeit lang Eingang gefunden hat, nicht zum Ziele führe und derselbe Zweck weit besser nach Sitte der alten Philologen durch besondere Adversaria, Variae lectiones u. dgl., in welchen alles geordnet und in richtiger Folge gegeben werden kann, erreicht werde, bedarf keiner Erinnerung, aber es wäre vergebens, darüber mit dem Herausgeber zu rechten, da er selbst seinen Fehler erkennt und aufrichtig genug gesteht: S. XIX. nam hic meus est mos, verbis auctoris ad digressiones uti et abuti quoque. Vitium quidem est, fatebor enim; sed ferendum quadam tenus in auctoribus plerumque malis etiam pessimis, quos edendos mihi sumsi. Atque in ea sum opinione, sic me posse bibliopolarum rebus consulere. Nam qui auctorem spernit ipsum nec in manus sumere dignabitur, aegre tamen eius editione carebit homo criticus et philologus, in cuius commentario ad aliorum illustrationem et emendationem frequenter excurritur. Solche Ausläufe fehlen daher auch nicht in diesem Commentare; der Text umfaßt nur 40 Seiten, den übrigen Raum füllen außer Olearius' Noten, welche sich strenge an die Sache halten, aber oft nicht genügen, die Varianten von 7 Hand-

schriften und Verbesserungen zu Choricius, Cumathius, Planudes, Psellus und anderem unerquicklichen, was die spätere griechische Literatur je aufzuweisen hat. Hier ist der Herausgeber auf seinem Felde, er weiß die Nachbildungen genau anzugeben und aus dem Originale zu berichtigen (wie denn seine Gelehrsamkeit und Belesenheit vorzüglich zu nennen ist); was sparsam für die Schriften besserer Zeiten geboten wird, ist selten ansprechend. Manchmal lesen wir auch sonst sprachlich Interessantes z. B. 135 Millinus se dixit Eleutherophilum, male; qui sequi debuit Bentleium Phileleutherum. Plurimos alethophilos, bibliophilos et botanophilos vel anthophilos cum palaeophilis et archaeophilis et oenophilis, Tacitophilos quoque cum Διωνοφίλοις et Sinophilos cum Chinophilis plorare iubeo. Voltarius Burgelatum male vocavit hippophilum, ut male Philippus Melanchthon in Hippophilum Melangaeum mutatus fuit.

Zur Bearbeitung dieser Briefe, welche das Unbedeutendste des Philostratus sind, hatte Boissonade sich als Herausgeber der Heroica ein Recht erworben; außerdem mochten diese Spiele des Witzes den Franzosen besonders anziehen, wie sie aus demselben Grunde wiederholt einen französischen Uebersetzer gefunden haben. Was uns vorzüglich bemerkenswerth scheint, ist die Achtung, die der französische Gelehrte einem Deutschen, der ältere einem jüngern zollt. Boissonade beabsichtigte anfangs eine neue Ausgabe seiner Heroica; stand aber aus dem hier beygefügten Grunde ab: sed dum quaeritur typographus, dum alius et alius me a proposito labor avocat, rumor spargitur integris Philostratorum reliquiis sospitatorem exoriri Kayserum, a quo editae exstant praeclarum specimen Sophistarum vitae. Quem rumorem non falsum esse quum ab ipso viro doctissimo rescivissem, et intelligerem illi omnes esse in promtu codicum omnium lectiones summa cum diligentia et sumtibus non mediocribus undique conquaeritas (!), melioribus eius curis ac praestantiori doctrinae Heroica reliqui; und im folgenden S. XX: Si qui plura desiderabunt de cuiusque aetate materia continentia (!) origine, exspectent Kayseri praefationes, viri d. a quo nihil omittetur mentione dignum, et omnia melius atque dilucidius tradentur quam ego facere valerem, qui ab eo cum doctrinae amplitudine tum diligentia et accurata industria superari me confiteor. Diese Anerkennung gereicht dem Beurtheilenden zu nicht geringerem Lobe, als sie für den Beurtheilten ist und wir glauben nach der Ansicht der ersten Bogen der Gesammtausgabe des Philostratus die Versicherung aussprechen zu dürfen, daß diese neue Bearbeitung von Herrn Professor Kayser, die dem philologischen Publikum nur höchst willkommen seyn kann, alle Erwartungen mehr als befriedigen werde. Ihm wollen wir auch die Berichtigung alles dessen, was Boissonade in der Recension dieser Briefe entgangen ist, überlassen.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

(Schluß.)

J. v. Görres, Kirche und Staat nach Ablauf der Kölner Irrung. Weißenburg 1842.

M. Capes, An inquiry into the use of church authority, tradition and private judgment in the investigation of revealed truth. London 1838.

Vanbrugh Livingstone, Remarks on the Oxford Theology in connection with its bearing upon the law of nature and the doctrine of justification by faith. New York 1841.

K. A. Kahnis, Die moderne Wiſſenſchaft des Dr. Strauß und der Glaube unſerer Kirche. Berlin 1842.

Ant. Rosmini-Serbati, Risposta al finto Eusebio Cristiano. Milano 1841.

Lamennais réfuté par lui même à l'occasion de son ouvrage intitulé: Esquisse d'une philosophie. Paris 1841.

Dr. K. G. Bretſchneider, Ueber die Grundprincipien der evangeliſchen Theologie. Altenburg 1832.

Joh. Wycliffe, The last age of the church. Now first printed from a manuscript in the university library Dublin. Edited by J. H. Todd. Dublin 1840.

Rom und die deutſche Wiſſenſchaft. Berlin 1840.

C. A. Wildenhahn, Philipp Jakob Spener. Eine Geſchichte vergangener Zeit für die unſere. Th. 1. 2. Leipzig 1842.

Ad. Helfferich, Die chriſtliche Myſtik in ihrer Entwicklung und in ihren Denkmalen. Th. 1. 2. Gotha 1842.

Cartas pastorales de Joseph Antonio de S. Alberto, arzobispo de la Plata. Madrid 1795. 4.

The works of the right reverend Beilby Porteus, late bishop of London by Rob. Hodgson. Vol. 1 — 6. London 1811.

G. P. Philomneste, Predicatoriana ou Revélationes singulières et amusantes sur les Predicateurs. Dyon 1841.

Dr. Fr. Lücke, Miſſionsſtudien oder Beyträge zur Miſſionswiſſenſchaft. Göttingen 1841.

Th. Chalmers, Reden über chriſtliche Offenbarung in Beziehung auf die neuere Aſtronomie. Rinteln 1841.

Dr. Fr. C. K. Schuberth, Der Ritus der anglikaniſchen Kirche. Berlin 1842.

Fr. Hurter, Geſchichte Papſt Innocenz des Dritten und ſeiner Zeitgenoſſen. Bd. 4. Hamburg 1842.

Mondejar, Dissertaciones ecclesiasticas por el honor de los antiguos Tutelares, contra las ficciones modernas, añadidas y illustradas por Domingos Duarte. Vol. 1. 2. Lisboa 1747. f.

Rich. Murray, Outlines of the history of the catholic church in Ireland. London 1840.

S. R. Maitland, Six letters on Fox's Acts and monuments. London 1837.

— —, Remarks on the R. Cattley's defence of his edition of Fox's Martyrology. London 1842.

A. D. Thierry, Histoire de la ville de Toul et de ses Evêques. Vol. 1. 2. Paris 1841.

Alph. Pepin, Etat du catholicisme en France 1839 — 1840. Paris 1841.

Die neueſten Zuſtände der katholiſchen Kirche beyder Ritus in Polen und Rußland ſeit Katharina II. bis auf unſere Tage. Augsburg 1841.

G. Caſſander, Das Zeitalter Hildebrands (Gregors VII.) für und gegen ihn. Aus zeitgleichen Quellen. Darmſtadt 1842.

Abbé L. Maimbourg, Geſchichte des Abfalls der griechiſchen von der lateiniſchen Kirche. Von deſſen Anfange bis zur Eroberung Conſtantinopels durch die Türken. Aachen 1841.

Franc. Bouvet, Du catholicisme, du protestantisme et de la philosophie en France. En réponse à M. Guizot. Paris 1840.

J. W. Bowden, The life and Pontificate of Gregory VII. Vol. 1. 2. London 1840.

Dr. C. F. Nebenius, Die katholiſchen Zuſtände in Baden mit ſteter Rückſicht auf die im Jahre 1841 zu Regensburg erſchienene Schrift unter gleichem Titel. Carlsruhe 1842.

Darlegung der im vorigen Jahrhundert wegen Einführung der engliſchen Kirchenverfaſſung in Preußen gepflogenen Unterhandlungen. Leipzig 1842.

Benjamin Hanbury, Historical memorial relating to the Independents or Congregationalists, from their rise to the restoration of the monarchy A. D. MDCLX. Vol. 1. 2. London 1839 — 1841.

Saint-Beuve, Port-Royal. Part. II. Paris 1842.

Franc. Michel, Chronique des Abbés de Saint-

Ouen de Rouen, publiée pour la première fois d'après un Manuscrit du XIV. siècle. Rouen 1840.

Fr. Pedr. Jos. Parras, Gobierno de los regulares de la América. Vol. 1. 2. Madrid 1783. 4.

M. P. Lorain, Essai historique sur l'Abbaye de Cluny. Dijon 1839. 8.

C. G. Bretschneider, Corpus Reformatorum. Vol. 9. Hal. Sax. 1842.

Dr. C. Ullmann, Die Reformatoren vor der Reformation, vornehmlich in Deutschland und den Niederlanden. Bd. 2. Hamburg 1842.

P. Wieselgren, Hwilken ar Sweriges Religion? Stockholm 1827.

Dr. Ign. Joh. Hanuſch, Die Wiſſenſchaft des Slawiſchen Mythus im weiteſten Sinne. Lemberg 1842.

Dr. J. G. Scheibel, Archiv für hiſtoriſche Entwickelung und neueſte Geſchichte der lutheriſchen Kirche. Heft. 1. 2. Nürnberg 1841.

Coquerel, Histoire des églises du désert chez les Protestants de France depuis la fin du regne de Louis XIV. jusqu'à la revolution française. Vol. 1. 2. Paris 1841.

K. Chr. L. Franke, Geſchichte der Halliſchen Reformation mit ſteter Berückſichtigung der allgemeinen deutſchen Reformationsgeſchichte. Halle 1841.

Dr. A. G. Rudelbach, Hiſtoriſch-kritiſche Einleitung in die Augsburgiſche Confeſſion. Dresden 1841.

Annals of the general Assembly of the church of Scotland from the origin of the relief in 1752 to the rejection of the overture on schism in 1766. Edinb. 1840.

L. v. Bornſtedt, Der heilige Ludgerus, erſter Biſchof von Münſter und die Bekehrungsgeſchichte der Frieſen und Weſtphalen. Münſter 1842.

Sebastian de Portillo y Aguilar, Chronica espiritual Augustiniana. Vol. 1 — 4. Madrid 1731. fol.

Francisco de S. Joseph, Historia universal de la primitiva y milagrosa imagen de N. S. de Guadelupe, fundacion y grandezas de su santa casa y algunos de los milagros. Madrid 1743. fol.

Emil Chavin de Malan, Histoire de St. François d'Assise (1182 — 1220). Paris 1841.

James Beaven, An account of the life and writings of St Irenaeus, Bishop of Lyons and Martyr. London 1841.

Constituciones synodales del obispado de Jaen, hechas y ordenadas por D. Balth. de Moscoso y Sandoval, Cardenal y obispo de Jaen. Baeça 1626. f.

Jos. Cardinal de Aguirre, Collectio maxima Conciliorum Hispaniae epistolarumque decretalium celebriorum. Matriti 1784. f.

Constituciones synodales hechas y promulgadas en la synodo diocesana que se celebro en la ciudad y obispado de Cuenca. Cuenca 1626. f.

Fr. Ant. Lorenzana, Concilios provinciales, primero y segundo, celebrados en Mexico, presidiendo Alonso de Montufar en los años de 1555 y 1565. Mexico 1769. f.

And. Advocat. Barbèri, Magnum bullarium romanum summorum Pontificum Clementis XIII., Clementis XIV., Pii VI. et VII., Leonis XII. et Pii VIII. Fasc. 69 — 72. Roma 1841. f.

Tomm. Mich. Vinc. Salzano, Lezioni di diritto canonico publico e privato. Vol. 1 — 4. Napoli 1840.

Dominic. Cavallarii, Institutiones juris Canonici. T. 1. 2. Valentiae 1834.

Dr. Lud. Gißler, Handbuch des gemeinen und preußiſchen Kirchen- und Eherechts der Katholiken und Evangeliſchen. Th. 1. 2. Breslau 1841.

Jul. Laur. Selvagius, Institutionum Canonicarum libri tres. Vol. 1 — 3. Neap. 1839.

James Beaven, The doctrine of holy scripture and of the primitive church on the subject of religions celibacy. Lond. 1841.

Compendium der kerkelycke Wetten ván Vriesland. Leewarden 1771.

Kerkelijke wetten van Friesland, en kerken-ordeningen der Nederlandsche gereformeerde kerken. Leeuwarden 1771.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1842 Nr. 20.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. November.

Nro. 224. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13. August 1842.

1. Herr Conservator Steinheil erstattet der Klasse Bericht über seine Beobachtung der totalen Sonnenfinsterniß vom 8ten July, welche er im botanischen Garten zu Wien an einem Frauenhoferschen Achromaten von 5″ Oeffnung, mit einem Borchronometer von Molyneux und einem Pointeur von Breguet zugleich, anzustellen Gelegenheit hatte.

Der Breguet'sche Pointeur ergab die 4 Momente der Ränderberührungen

1842 July 7	17^h	51′	10.″ 1	Anfang der Finsterniß.
	18	48	45. 7	Anf. d. tot. Finsterniß.
	18	50	48. 4	Ende d. tot. Finsterniß.
	19	53	19. 0	Ende d. Finsterniß.

Außerdem konnte er die Zeiten des Molyneux, an welchem laut gezählt wurde, notiren und es ergab sich

Molyneux	6^h	3′	20.″ 0	I.
	7	0	54. 0	
	7	2	56. 0	
	8	5	26. 0	

Der Pointeur ward vor und nach der Beobachtung mit Molyneux verglichen. Es fand sich

17^h 46 Pointeur + 12′ 10.″ 8 = Molyn.
20 5 Pointeur + 12 6. 4 = Molyn.

Hiemit findet man durch Interpolation die Momente des Pointeur ausgedrückt in Zeiten von Molyneux

Pointeur	18^h	3′	20.″ 2	II.
	19	0	54. 12	
	19	2	55. 76	
	20	5	25. 40	

und aus I. und II. d. h. im Mittel der Beobachtungen am Pointeur und am Molyneux:

Mittel	18	3	20. 1
	19	0	54. 06
	19	2	55. 8
	20	5	25. 7

Da nun 20^h 32′ Molyneux — 11′ 32.″ 0 = mittl. Zeit der Wiener Sternwarte war und Molyn. genau mittlere Zeit ging, so finden sich diese Momente ausgedrückt in mittlerer Zeit der Wiener Sternwarte

July 7	17^h	51′	48.″ 10	
	18	49′	22. 06	
	18	51	23. 80	
	19	53	53. 70	

welche Zeiten noch einer nicht genau ermittelten Correction wegen des Abstandes des Beobachtungsortes von der W. Sternwarte bedürfen, die Prof. v. Littrow zu liefern versprach.

So weit die astronomische Beobachtung dieses Phänomenes, welche nicht alle Aufmerksamkeit auf

die physischen Umstände zu verwenden gestattete. Man bemerkte in letzter Beziehung jedoch sehr interessante Erscheinungen. Während der Lichtabnahme vermißte man die farbige Beleuchtung, die jeden Sonnenauf- und Untergang charakterisirt. Die Gegend erschien recht eigentlich in grauem Lichte. Mit der Annäherung des Momentes der totalen Verfinsterung war die Lichtabnahme überraschend schnell, mit ihrem Eintritt so bedeutend, daß die Angaben des Chronometer nicht mehr erkannt werden konnten. Dabey erschien für das freye Auge die Mondfläche vom Erdlichte etwas heller erleuchtet als der Hintergrund. Doch sah man keine Sterne — vielleicht weil sich dünne Streifwolken (die jedoch ganz durchsichtig waren) über den ganzen Himmel zogen, vielleicht weil das Auge von der kurz vorhergehenden Helle noch geblendet war. Gegen Norden hin erschien am Horizont das Himmelsgewölbe etwas heller. Wahrscheinlich weil in dieser Richtung die nächste Gränze der totalen Verfinsterung lag. — Als die Sonne ganz vom Monde gedeckt war, erschien ein hellerer concentrischer Lichtkreis, etwa $\frac{1}{4}$ Monddurchmesser breit um diesen. Seine Färbung änderte während der totalen Finsterniß. Erst war der Ring lichtblau, dann violet, dann rosa, und verschwand mit dem Wiederhervortreten des ersten Sonnenblickes. Ein sehr überraschendes Phänomen zeigte sich in diesem Lichtkreise durch Fernröhre ohne Sonnenglas betrachtet. Es erschienen nämlich an drey Stellen des Mondrandes hell leuchtende Zacken, Gebirgsspitzen ähnlich geformt, aber unter einem wohl 20mal größern Gesichtswinkel als die Mondsberge selbst. Jede Muthmassung über ihren Ursprung wäre voreilig. Doch können sie nicht von Streifwolken, die sich vor die Mondfläche projicirten, herrühren, da eben diese Erscheinung in Mailand und Padua beobachtet wurde. Eine speciellere Beschreibung dieses Phänomenes haben wir vom Conferenzrathe Schuhmacher zu erwarten, welcher die Erscheinung während ihrer Dauer einzeichnete. Die Temperaturabnahme betrug etwas über 2° R. Prof. Endlicher wird Näheres aus seinen Beobachtungen darüber mittheilen. Auffallend war die scharfe Begrenzung der ganz schmal auslaufenden Sonnenphasen. Keine Beugung an der Mondgrenze war bemerklich. Die Lichtlinie löste sich gleichzeitig an mehreren Stellen, wo Mondberge die äußerste Lichtgränze erreichten, während durch die Thäler noch Sonnenrand sichtbar blieb. Beym Wiederhervortreten der Sonne gieng ein purpurrother Saum dem ersten wirklichen Sonnenblicke einige Secunden voraus.

Was die Einwirkung auf die Thierwelt betrifft, war nur Gelegenheit zu bemerken, daß die Schwalben, die noch ganz munter in den Lüften kreisten, als die Sonne $\frac{2}{3}$ verfinstert war, sich später nicht mehr zeigten, und erst wiederkehrten, als schon etwa $\frac{1}{3}$ der Sonne sichtbar war. Eine Schafheerde, welche vom bot. Garten aus gesehen werden konnte, stellte sich mit eintretender Dunkelheit mit den Köpfen im Kreise zusammen. Auch der Eindruck auf die beschauenden Menschenmassen scheint bemerkenswerth. Denn es herrschte eine feyerliche Stille während der totalen Verfinsterung und erst mit dem wiederkehrenden ersten Sonnenblick belebten sich die zusammengetretenen Menschengruppen wieder im Gespräch.

Ferner berichtete er über die Moserschen Entdeckungen, dessen Experimente er wiederholt und welche die Daguerre'schen Lichtbilder auf eine allgemeine Naturerscheinung zurückführen. Er glaubt, diesen auch in physiologischer Hinsicht höchst interessanten Gegenstand der Aufmerksamkeit der Classe besonders anempfehlen zu dürfen.

---

2. Herr Professor v. Kobell legte der Klasse drey neue Blätter galvanographischer Abdrücke vor, nach Bildern, welche von August Schleich und Egid v. Kobell gemalt worden waren, und eben so eine gegen $2\frac{1}{2}$ Schuh im Geviert haltende galvanische Copie einer gestochenen Platte, nach seiner Anleitung von Herrn Minsinger gefertigt.

Herr v. Kobell bemerkt, daß mittelst der von ihm gegebenen Versilberung, als Sicherungsmittel gegen das Verwachsen, Herr Minsinger be-

reits viele, zum Theil sehr kostbare Platten auf das vollkommenste copirt habe und daß nun diese Kunst als in München praktisch eingeführt und geübt angesehen werden könne.

Ferner übergab derselbe eine der k. Akademie bestimmte Schrift „System der Krystalle von Frankenheim, Professor in Breslau“ im Namen des Herrn Verfassers.

---

3. Herr Professor Erdl hält Vorträge:

A. Ueber Aufbewahrung der Hühnerembryonen aus den frühesten Stadien.

Es war bisher immer ein großer Jammer der Physiologen, daß die frühesten Stadien der Entwicklung des Hühnchens so schnell zu Grunde gehen und man sie eigentlich nur zu einer einmaligen Beobachtung brauchen könne; selbst bey Vorträgen erschwerte dieser Umstand das Deutlichwerden der einzelnen Stadien, weil man bey Brutversuchen doch selten eine so ansehnliche Reihe verschiedener Stadien mit ihren Uebergängen gewinnt, daß dadurch Der, welcher sich in den Gegenstand einstudiren will, sogleich einen klaren Ueberblick über die Genesis der Embryonalhäute, über die Veränderungen in der Leibesform überhaupt und der einzelnen Organe insbesondere sich verschaffen könnte. Man versuchte oftmals die Aufbewahrung der frühesten Embryonen mit ihrer Keimhaut in Weingeist; allein sie waren nie wieder zu brauchen, weil sich alle Gebilde zu sehr zusammen zogen, die feineren Theile unkenntlich wurden, die Keimhaut sich zusammenrollte und faltete und, wollte man sie wieder ausbreiten, brach und mit ihr der Embryo in Stücke gieng. Da Ref. erst im verflossenen Frühjahre bey seinen Vorlesungen über Entwicklungsgeschichte wieder fühlte, wie nöthig es sey, eine große Reihe von Stadien dem Zuhörer zugleich vor Augen zu stellen, weil der Anfänger meistens noch ohne eine Ahnung davon ist, daß der thierische Leib mit seinen Organen eine so große Reihe von Formen durchlaufen müsse, bis er seine ihm eigenthümliche Gestalt erreiche — und der bloße Vortrag mit dem Vorzeigen einzelner Stadien nicht ausreichen will, die complicirten Erscheinungen ihm klar zu machen, die er nur dann begreift, wenn er die allmähligen Uebergänge neben einander mit Augen sieht, diese aber bis jetzt noch in keinem Werke in guten Abbildungen neben einander gestellt existiren, versuchte Ref. verschiedene Weisen, diese zarten Gebilde möglichst vollständig, in jeder Beziehung und zu jeder Zeit zum Unterricht völlig brauchbar aufzubewahren, was denn auch, wie vorliegende Präparate beweisen, so gelungen ist, daß für aufbewahrte Präparate kaum mehr etwas zu wünschen übrig bleibt.

Die Art und Weise, wie diese Präparate aufbewahrt wurden, ist ganz einfach. Das bebrütete Ey wird wie gewöhnlich geöffnet, die Kalkschaale unter warmem Salzwasser in zwey Hälften auseinander gebrochen, um Dotter und Eyweiß in das Wasser herausrollen zu lassen. Dann wird die Dotterhaut in einiger Entfernung vom äußeren Rande der Keimhaut ringsherum durchgeschnitten, mit zwey Pincetten gefaßt, über die Dottermasse abgezogen und so lange im Wasser hin und her geschwenkt, bis von ihrer inneren Oberfläche die Keimhaut mit dem Embryo sich löst und frey im Wasser schwimmt. Allenfalls noch anhängende Dottermasse kann leicht durch einen dünnen Wasserstrahl aus einem kleinen Stechheber entfernt werden. Die Keimhaut wird mit einem klaren Glastäfelchen, das als Objektträger für das Mikroskop dienen kann, aufgefangen, jedoch immer mit gehöriger Sorgfalt, damit die Keimhaut keine Falten bilde und sich vollkommen ausgebreitet auf das Glastäfelchen hinlege. So wird sie nun aus dem Wasser genommen, was jedoch mit sehr großer Vorsicht geschehen muß, weil das beym Herausnehmen über Glastäfelchen und Keimhaut ablaufende Wasser gar leicht, besonders, wenn das Glastäfelchen nicht ganz horizontal, sondern etwas geneigt gehalten wird, die Keimhaut hinunter schwemmt, oder doch in Falten zusammen schiebt. Ist das Präparat aus dem Wasser genommen, so wird das auf dem von der Keimhaut nicht bedeckten Theile des Glastäfelchens noch vorhandene Wasser vorsichtig mit feinem

Löschpapier entfernt und das Ganze an der Luft liegen gelassen. Hier verdunstet mit dem Verlaufe einiger Zeit das Wasser, das noch auf und in der Keimhaut ist, zuerst an den Rändern dieser, dann von da aus gegen den Embryo hin und der Rand der Keimhaut beginnt zu trocknen, indem er sich zugleich fest auf das Glas hinklebt. Anderthalb bis zwey Stunden reichen bey mäßiger Temperatur und gelindem Luftzuge hin, um einen hinreichend großen Theil der Peripherie der Keimhaut an das Glas antrocknen zu machen. Bey den frühesten Stadien, vom ersten und zweyten Tage der Bebrütung, droht aber in dieser Zeit auch die Anlage des Embryoleibes auszutrocknen, was man dadurch leicht verhindern kann, daß man von Zeit zu Zeit mit einem feinem Stäbchen Wasser auf ihn bringt, — jedoch nur in so kleiner Quantität, daß es beym Auseinanderfließen nicht bis zu dem Auftrocknen sollenden Rand der Keimhaut gelangt.

Ist der Rand der Keimhaut fest angeklebt, so bringt man das Glastäfelchen mit dem darauf befindlichen Präparate in alten Weingeist, der schon lange Zeit zur Aufbewahrung anatomischer Präparate gedient, seine Schärfe verloren hat und mit Stoffen, die er aus den Präparaten löste, geschwängert ist. Hier bleibt es vierundzwanzig bis sechsunddreyßig Stunden liegen, und wird dann in das zur Aufbewahrung bestimmte Glas mit klarem, gutem Weingeiste gebracht.

Im schlechten und guten Weingeiste löst sich die Keimhaut nie wieder vom Glastäfelchen los; sie bleibt so vollkommen ausgebreitet, wie sie gleich anfänglich beym Herausnehmen aus dem Wasser war und fest anklebend. Der gute Weingeist bringt einige Veränderungen im Präparate hervor, die aber gering und eigentlich nicht ungünstig sind: Rückenplatten und Wirbelplättchen werden weißlich, trüb, auch der Gefaßstoff der Keimhaut trübt sich und wird weißlich, der Fruchthof wird etwas neblich, bleibt aber durchsichtig. Herz und Gefässe im Embryo und in der Keimhaut, Hirnabtheilungen, Aug- und Gehörbläschen, Kiemenspalten, Mesenterialplatten, in den frühesten Stadien die Chorda dorsalis, die Kämme der Rückenplatten, die Wirbelplättchen, später das Amnion, die sich bildende Allantois, ihr Eindringen zwischen Amnion und seröses Blatt, kurz alle, auch die feinsten und jüngsten Gebilde bleiben auf das Klarste erkennbar.

Will man Embryonen mit ihren Häuten aus späteren Stadien, vom 4. — 5. Tage der Brütung an, gut und völlig erhalten aufbewahren, so muß die Allantois und das Amnion, welche vorher unter Wasser von einander und von der Keimhaut behutsam bis zu der Stelle, wo sie mit dem Leibe des Embryo in Verbindung treten, abgelöst wurden, sogleich, wenn man das Präparat in den alten Weingeist bringt, geöffnet und dafür gesorgt werden, daß ihre Flüssigkeiten sich entfernen, und statt ihrer Weingeist die Blasen wieder ganz anfülle. Zu diesem Zwecke macht man an zwey gegenüber gelegenen Stellen des Amnion und der Allantois kleine Einschnitte, füllt einen fein sich zuspitzenden, gläsernen Stechheber mit dem alten Weingeiste, und jagt diesen durch Luftdruck, der vom Munde ausgeübt wird, bey der einen Oeffnung hinein; bey der andern Oeffnung strömt die natürliche Flüssigkeit aus und in kurzer Zeit ist Amnion und Allantois, ohne an Ausdehnung verloren zu haben, mit Weingeist gefüllt. Ein gläserner Stechheber muß deßwegen gewählt werden, damit man sieht, wenn der Weingeist in ihm zu Ende geht und man nicht etwa nach ihm Luft in die Häute einbläßt, welche sie sehr leicht zerreißt.

Embryonen mit ihren Eyhäuten aus der zweyten Hälfte des vierten Tages, oder doch vom fünften Tage an können nicht wohl mehr auf Glastäfelchen aufbewahrt werden. Die Eyhäute selber sind schon zu groß, die Keimhaut, welche schon großentheils oder ganz um den Dotter herumgewachsen ist, läßt sich nicht mehr in eine Ebene ausbreiten, ohne sich in viele Falten zu legen, wodurch das Bild an Deutlichkeit nicht minder, als an schönem Ansehen verlöre.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1842 Nr. 21.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. November.

Nro. 225. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13.. August. 1842.

3. Herr Professor Erdl hält Vorträge:

A. Ueber Aufbewahrung der Hühnerembryonen aus den früheſten Stadien.

(Schluß.)

Man thut daher am Beſten, erſt unter Waſſer Amnion, Allantois und Keimhaut bis zur natürlichen Gränze von einander zu ſondern, den Sack der Keimhaut zu öffnen, mit dem Stechheber durch Eintreiben von Waſſer den Dotter aus ſeiner Höhle zu entfernen, das ganze dann in einem tiefen Uhrglaſe aus dem Waſſer zu nehmen, mit reinem Waſſer alle noch vorhandenen, trübenden Dotterkugeln hinwegzuſpühlen und das Präparat in alten Weingeiſt zu legen, wo, wie oben angegeben wurde, die Embryonalflüſſigkeiten entfernt und mit Weingeiſt erſetzt werden. Bey ſpäteren Stadien muß die Flüſſigkeit in Amnion und Allantois, um Niederſchläge zu vermeiden, ſchon während das Präparat noch im Salzwaſſer liegt, entfernt werden.

Das Präparat bleibt im alten Weingeiſte wenigſtens 36, beſſer 48 Stunden liegen, wird dann behutſam wieder in einem tiefen Uhrglaſe herausgenommen und in eine große, tiefe, mit gutem klarem Weingeiſte gefüllte Schüßel gebracht, wo man ſogleich die Eyhäute auseinander legt und von dem friſchen Weingeiſte durch Amnion und Allantois mittelſt des Stechhebers jagt. Schon ehe man das Präparat in den guten Weingeiſt bringt, bereitet man ſich ein Cylinderglas, in dem das Präparat aufgehoben werden ſoll und ein Brettchen von farb- und harzloſem Holze, das auf einer Seite mit wohl ausgewaſchenem, am beſten etwas abgetragenem ſchwarzem Tuche (Wollenzeug, Rocktuch u. dgl.) überzogen wird, welches man leicht mit Stecknadeln an den vier Enden auf das Brettchen befeſtiget. Das Brettchen ſoll ſo breit ſeyn', daß es mit genauer Noth und nur mit einiger Gewalt in das Glas hineingebracht werden kann, weil es ſonſt in die Höhe ſteigt, hin und her flottirt ꝛc. Das überzogene Brettchen wird in die Schüßel mit Weingeiſt gebracht, durch Auflegen von kleinen, ſchweren Gegenſtänden am obern und untern Ende auf den Boden der Schüßel niedergehalten und ſo am Aufſteigen an die Oberfläche des Weingeiſtes verhindert. Das Präparat bringt man nun auf die ſchwarze Unterlage, breitet die Eyhäute ſo aus, daß man ihre Form und ihren Zuſammenhang deutlich ſieht, ſteckt ſie mit feinen Inſectennadeln feſt und zwickt dieſe mit einer Kneipzange ſo kurz als es zweckmäßig iſt, ab. Iſt dieß geſchehen, ſo bringt man auch noch das zur Aufbewahrung beſtimmte Glas in die Schüßel mit Weingeiſt, ſchiebt unter Weingeiſt das Brettchen mit dem Präparate hinein und nimmt nun das Ganze, dafür Sorge tragend, daß das Glas ganz mit Weingeiſt ſich fülle, heraus.

Alle dieſe Manipulationen müſſen unter Weingeiſt geſchehen; denn wenn das Präparat an die

Luft gebracht wird, collabiren Amnion nnd Allantois und ihr natürliches Ansehen geht ganz und gar verloren. Dieß geschieht aber auch, wenn man nicht die Vorsicht gebraucht, sogleich, wenn das Präparat mit Weingeist in Berührung kömmt, Amnion und Allantois zu öffnen, um ihre natürlichen Flüssigkeiten auszutreiben und diese mit Weingeist zu ersetzen; das Amnion besonders schrumpft bey Umgehung dieser Vorsicht so zusammen, daß es sich enge an den Embryoleib anlegt, und nicht mehr sichtbar ist. Befolgt man aber genau die angegebenen Maaßregeln, so kann man sich die ganze Entwicklungsgeschichte des Hühnchens in allen Stadien in dauerhaften Präparaten verschaffen, die von höchst gefälligem Ansehen und sehr instructiv zugleich sind.

B. Ueber Wesen und Heilung der Caries des menschlichen Zahnes.

Die Nachweisung pflanzlicher Parasiten im thierischen Organismus ist wohl ausschließlich ein Eigenthum der neuesten Zeit, in welcher zugleich mit rascher Vermehrung der mikroskopischen Forscher, die sichs zur Aufgabe machten, die kleineren Formen der Organismen und die feinsten Strukturverhältnisse, besonders der animalischen Körper zu ergründen, auch die Gediegenheit der Beobachtungen, die Klarheit der Mittheilung derselben außerordentliche Zunahme zeigt. Wenn auch eines Theiles die reine Liebe für Wahrheit bey früheren Forschern, Leuwenhök, Swammerdam ꝛc. nicht zu verkennen ist und solche Männer, so lange die Welt steht, immer als groß dastehen und als Glanzpunkte gelten werden, von denen die Wissenschaft bis zu unseren Tagen weiter ausstrahlte, so kann doch nicht geläugnet werden, daß sowohl die Unvollkommenheit der Instrumente, deren sie sich zu ihren Untersuchungen bedienten, die Unvollkommenheit der Mittel zur Mittheilung die Quelle vieler Mängel wurde, als auch der damals noch viel beschränktere Gesichtskreis als Hemmschuh in jeder Beziehung ihre Schritte lähmte. Als aber die Zahl der Forscher und die Mittel sich mehrten, trat gar gerne Oberflächlichkeit und die Sucht Neues zu finden ein; man ließ sich verleiten, aus einzelnen flüchtigen Beobachtungen Theorien zu schmieden und entblödete sich nicht, viele, ihres naiven Aeußern wegen anziehende Fabeln, wie z. B. die von Trembley über Hydren, eine große Reihe von Jahren hindurch gläubig nachzubeten. Auch in unserem Jahrhundert zeigte sich mit dem Aufleben der Journale die Neuheitssucht und Liebe zu Unwahrheiten nicht minder deutlich, was leider die Widersprüche der Gelehrten auf jeder Seite dieser periodischen Schriften nur zu sehr beweisen. Desto erfreulicher aber müssen die Leistungen der jüngsten Jahre erscheinen, die offenbar das Gepräge der tieferen Gründlichkeit, der strengsten Wahrheitsliebe an sich tragen und wohl dadurch sich so gestalten, daß durch die vielseitige, fast in allen Ländern aufgestandene Controle jeder Einzelne sich zu größerer Vorsicht gemahnt sieht und wohl erkennt, daß er von dem, was er veröffentlichen will, jedes Wort genau erwägen müsse, sollte nicht ein großer Nachtheil daraus für seinen Namen entstehen. Zu diesen mehr persönlichen Gründen gesellte sich aber auch das Gefühl von der Wichtigkeit einer gründlichen Naturanschauung und von dem großen Einfluße, den sie vielfach auf das Leben übt. Damit soll aber keineswegs gesagt seyn, daß unsere Zeit nur Gutes, frühere Zeiten aber nur Schlechtes leisteten: die früheren haben sicherlich viel Brauchbares geliefert, aber das damals erzeugte Gute war sehr vereinzelt; später wurde es häufiger, aber das Schlechte nahm auch zu und verdeckte ersteres mit seiner gewaltigen Masse; in unseren Tagen fehlt es wohl auch an Schlechtem nicht, aber das Gute arbeitet sich allenthalben unter ihm hervor und gewinnt immer mehr das Uebergewicht. So wird nun auf der ernst betretenen Bahn mit festem Schritte vorwärts gegangen, alles, was dem Auge begegnet, von seinen verschiedenen Seiten aufgegriffen und überall ist das Bestreben nach Beobachtung nicht minder als nach Ergründung der Gegenstände erwacht. Dieser Richtung des Forschens verdanken wir auch die rasch sich erweiternde Kenntniß vom Parasitismus und zunächst die Kenntniß der Existenz pflanzlicher Schmarotzer im thierischen, und insbesondere auch im menschlichen Leibe.

Nachdem erst Bassi einen vegetabilischen Parasiten bey den Seidenwürmern nachgewiesen hatte, trat Schönlein mit der Untersuchung über die Pusteln des Prurigo hervor, und in kurzer Zeit wurden von Langenbeck, Hannover, Henle, Vogel hieher gehörige Beobachtungen bekannt gemacht, die an kranken Theilen von Menschen und Thieren angestellt wurden. In neuester Zeit haben auch J. Müller und Retzius vegetabilische Schmarotzer im Thierleibe nachgewiesen, und Ref. erlaubt sich, zu dieser neuen Lehre hier auch einen Beytrag zu liefern.

Schon im verflossenen Jahre machte Ref. in seiner Abhandlung über den Bau der Zähne (Abhandl. der mathemathematisch physikalischen Classe der k. Akad. d. W. Bd. III.) auf ein zartes Häutchen aufmerksam, welches am menschlichen Zahne den Schmelz überkleidet, epitheliumartig aussieht und durch Behandlung mit verdünnter Salzsäure leicht zur Untersuchung unter dem Mikroskope gewonnen werden kann. Bey genauerer Verfolgung dieses Gegenstandes ergab sich, daß an ganz gesunden, schönen Zähnen alter oder junger Individuen dieses Häutchen nicht existire, dagegen niemals fehle an Zähnen, welche ein krankhaftes Ansehen haben — bestehe diese nun bloß in Mißfärbigkeit, oder in beginnender oder schon entwickelter Caries. Dieser Umstand sprach schon deutlich genug dafür, daß das Häutchen kein integrirender Bestandtheil des normal beschaffenen Zahnes sey, sondern erst mit krankhafter Degeneration dieses auftrete. Sollte es aber, von dem nicht allgemeinen Vorkommen abgesehen, dennoch ein integrirender Bestandtheil seyn, so müßte es sich entweder als eine Fortsetzung des Epitheliums der Mundschleimhaut, oder als eine Fortsetzung der inneren Membran des Zahnsäckchens, in welchem der Zahn sich ursprünglich gebildet hatte, erweisen lassen; allein seine Struktur, die Form und Anordnung seiner Zellen weicht ganz und gar von den erwähnten Gebilden ab und kann daher mit diesen in keinen Zusammenhang gebracht werden. Ueberhaupt ist der Bau und die Entwicklung dieses Häutchens so beschaffen, daß es mit gar keinem der bis jetzt bekannt gewordenen mikroskopischen Bestandtheile des thierischen Leibes parallel zu stellen ist, aber ungemein viele Aehnlichkeit mit kryptogamischen Pflanzen der niederen Reihe zeigt, unter welche es auch wohl mit vollstem Rechte eingereiht werden dürfte.

Wird ein mit Mißfärbigkeit, oder schon deutlich entwickelter Caries behafteter Zahn in verdünnte Salzsäure gelegt, so hebt sich, sobald der Kalk des Schmelzes unter Entwicklung von Kohlensäure angegriffen wird, ein zartes Häutchen über die ganze, oder doch wenigstens über die seitlichen Flächen des Schmelzes empor und zwar ganz im Zusammenhange, wenn die Säure hinreichend verdünnt war, in einzelnen kleinen Fetzen aber, wenn die Säure zu concentrirt angewendet wurde, weil es dann von der zu stürmisch unter ihm sich entwickelnden Kohlensäure zerrissen wird. Man überzeugt sich leicht, daß nicht bloß über den durch Mißfärbigkeit ausgezeichneten, sondern auch über ganz gesund scheinenden Stellen der Zahnkrone das Häutchen sich erhebt, und an ersteren immer bräunlich, an letzteren dagegen gänzlich farblos ist.

Die farblosen, durchsichtigen Stellen des Häutchens erweisen sich unter dem Mikroskope aus schönen Zellen zusammengesetzt, die in Reihen symmetrisch neben einander liegen, an der äußeren Oberfläche platt, an der inneren (auf dem Schmelze aufliegenden), aber etwas konisch erhaben erscheinen und dadurch mitunter aussehen, als wären sie wie Dachziegel oder Schuppen übereinander gelegt. Die Zellen sind prall gespannt, mit deutlichen Conturen umgeben und in ihrer Mitte mit einem dunkeln Flecken begabt, den ich nicht — wenigstens nicht für einen Zellenkern — deuten kann, da ich keine bestimmte Abgränzung an ihm wahrnahm. Die Zellen liegen sowohl unter einander als mit ihren Reihen enge aneinander und zwischen ihnen ist keine Interzellularsubstanz.

Der braun gefärbte Theil des Häutchens ist immer etwas dicker als der eben beschriebene, und zeigt auch bedeutende Verschiedenheit im inneren Baue. Wo die hellere Partie allmählig in die braune übergeht, ist eine deutliche, strukturlose, oder mit feinen Molekülen durchsetzte Interzellularsubstanz vorhanden; die Zellen selber sind bald größer, bald kleiner, oft mit einem sehr scharf begränzten Nukleus

versehen und liegen, dem ersten Anblicke nach geurtheilt, unregelmäßig unter einander. Bey genauer Untersuchung jedoch bringt man die Anordnung in Reihen wieder heraus, die nur deßwegen leicht verkannt wird, weil die Zellen von verschiedener Größe sind.

War das Häutchen von einem Zahne, an dem sich die Caries schon deutlich entwickelt zeigte, genommen, so wird es gegen die kariöse Stelle hin immer dicker, brauner, undurchsichtiger, die Zellen reihen sich dann wieder enger hinter einander, und bilden anfangs knotige, variköse, noch näher der leidenden Stelle aber mehr gleichrandige Fasern. In letzteren findet man meistens die Zellen wieder deutlich heraus, nur sind sie länglich viereckig, aber häufig noch mit ihrem Kerne versehen. Manchmal ist das Häutchen mit zarten, oft schon dem unbewaffneten Auge leicht erkennbaren braunen Streifen versehen, zwischen welchen durchsichtige Linien stehen; hier findet man dann in den durchsichtigen Räumen die Zellen so, wie sie in dem zuerst beschriebenen farblosen Theil des Häutchens beschrieben wurden, in den braunen Streifen dagegen haben sie sich bereits zu Fasern angeordnet, auf denen häufig dunkelbraune, sehr feine Körner aufsitzen, die in bald dünneren bald dickeren bandartigen Massen sich quer über die Fasern hinlegen und meistens X förmig durchkreuzen. An der Stelle, wo die farblose Parthie des Häutchens in die braun gefärbte übergeht, zeigt sich die Farbe nicht in Linien, sondern in einzelnen flammenförmigen Flecken; die Zellen sind dann alle länglich viereckig, enge aneinander gelagert und das Objekt hat dann eine täuschende Aehnlichkeit mit dem Baue der Ulva purpurea oder der Conferva compressa, während die früheren Stadien theils mit der Gattung Coccochloris (besonders stagnina), theils mit Ulva lactuca große Uebereinstimmung zeigen, die ausgebildetste Form der Fasern aber sich mehr den Conferven nähert.

Beym Untersuchen der Caries sind immer zwey Momente zu berücksichtigen: einmal die Zahnsubstanz mit den Veränderungen, die in ihr vorgehen, und dann die Caries-materie, der vegetabilische Parasit, welcher als dunkelbraune Masse die angefressene

Stelle der Zahnsubstanz überdeckt und manchmal in ansehnlicher Quantität zugegen ist. Diese Caries-materie ist immer erst als das oben beschriebene Häutchen an der äußeren Zahnoberfläche aufgetreten, hat sich dann an der ausgehöhlten Stelle des Zahnes verdickt, wucherte immer weiter auf Kosten der Zahnsubstanz, drang so immer mehr in dessen Inneres und brachte dadurch die Aushöhlung hervor. Ihre Struktur bleibt dieselbe, wie die des Häutchens war, nur besitzt sie mehr Fasern, sonst aber auch alle Abstufungen der Bildung dieser und selbst noch einfache, frey liegende Zellen. Untersucht man die Zahnsubstanz an einer kariösen Stelle, so findet man sie stets braun gefärbt; die Farbe ist am intensivsten in der Nähe der Caries-materie und nimmt gegen die Pulpahöhle allmählig ab. Röhrchen im Elfenbeine und dazwischen gelegene Knorpelmasse sind deutlich zu unterscheiden: aber in beyden sind Veränderungen eingetreten. Die Kalkröhrchen sind fast ganz undurchsichtig, dunkelbraun, schmaler als im normalen Zustande, häufig etwas knotig; die dazwischen gelegene Knorpelmasse ist breiter und ausgedehnter. Je näher der Caries-materie man sie betrachtet, desto deutlicher ist sie durch Querstreifen in viereckige Stückchen abgetheilt, welche ganz den Zellen in den Fasern des oben beschriebenen Häutchens gleichen; weiter gegen die Pulpahöhle hin, wo, wie die blaßere Farbe schon zeigt, die Degeneration so weit noch nicht gediehen ist, sieht man nur schwache Querstreifen, oft auch keine Spur von ihnen. Ein scharfer Rand bezeichnet meistens die Gränze zwischen Caries-materie und kranker Elfenbeinmasse; demungeachtet aber ist auch wieder ein Zusammenhang beyder Substanzen ganz deutlich. Die knorpeligen Zwischenräume zwischen den Kalkröhrchen nehmen sich aus wie hohle Cylinder, in welchen die länglich viereckigen Zellen zu Fasern aneinander gereiht liegen.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1842 Nr. 22.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. November.

Nro. 226. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13. August 1842.

3. Herr Professor Erdl hält Vorträge:

B. Ueber Wesen und Heilung der Caries des menschlichen Zahnes.

(Schluß.)

Diese Fasern steigen an den Rändern der Cylinder frey hervor und gehen in die frey zu Tag liegende Cariesmaterie über. — Behält man die Bildung der Caries von außen nach innen im Auge, so würde das eben gegebene Bild so zu deuten seyn, daß die Fasern der Cariesmaterie in die knorpeligen Zwischenräume, die allmählig ausgehöhlt würden, hineinwüchsen.

Eine chemische Analyse dieses Parasiten hat Ref. noch nicht machen können, da zu große Schwierigkeiten einem solchen Unternehmen entgegen stehen. Einmal bekömmt man die Cariesmaterie immer nur in sehr kleinen Quantitäten, mit denen nur unsicher experimentirt werden kann, dann aber kann man auch nie beurtheilen, wie sehr oder wie wenig frey diese Substanz von andern Stoffen sey, die ihr entweder von außen durch Speichel, Schleim u. s. w. oder von innen durch allmählige Auflösung der Zahnmasse selber beygegeben werden, daher Ref. sich damit begnügte, das Verhalten dieser Materie zu den chemischen Reagentien mit freyem Auge und unter dem Mikroskope zu prüfen.

Da Ref. meistens verdünnte Salzsäure anwendete, um die Cariessubstanz zur Untersuchung sich zu verschaffen, dürfte wohl vorerst von dieser die Rede seyn. Salzsäure, concentrirt oder verdünnt, bringt bey nicht sehr langer Einwirkung keine Veränderung in Zellen und Fasern des Parasiten hervor, bey langer Einwirkung besonders der concentrirten Säure wird er aber erweicht und seine Struktur ist nicht mehr zu erkennen. Dieses Verhalten dient wohl auch als Beweis dafür, daß man durch Anwendung verdünnter Salzsäure sehr gut den Parasiten für die Untersuchungen vom Zahne loslösen kann, ohne ihn zu verändern. Daß die verdünnte Salzsäure auch auf die frey in der Natur lebenden niederen Kryptogamen nicht alterirend wirke, davon kann man sich leicht überzeugen, wenn man einen mit Protococcus überzogenen Kalkspath mit verdünnter Salzsäure behandelt. Hier hebt sich, wenn die Säure so verdünnt war, daß die Kohlensäure aus

dem Kalke nicht stürmisch, sondern langsam sich entbindet, der Protococcus in seiner ganzen Ausdehnung als ein Häutchen über die Oberfläche des Steines empor und zeigt dann noch dieselbe Struktur, die er vorher besaß. Salpetersäure im concentrirten Zustande wirkt langsam und zerstört nur bey anhaltender Einwirkung die Caries-materie; Schwefelsäure dagegen verkohlt schnell einen Theil des Parasiten und lockert das Uebriggebliebene auf. Von den schwächeren Säuern ist keine bedeutende Einwirkung bemerkbar; nur die Essigsäure macht feine Durchschnitte der Caries-materie etwas durchsichtiger. Die kaustischen Alkalien wirken sehr langsam; in ihnen quillt die ganze Masse auf und wird zum Theile aufgelöst. Chlor in Chlorwasser angewendet erzeugt nur nach langer Einwirkung ein kaum merkliches Erblassen der Farbe, aber keine Veränderung im Baue; wird aber Caries-materie in feinen Durchschnitten einem Strome von Chlorgas ausgesetzt, so verschwindet die braune Farbe größtentheils, selten aber ganz. Im Feuerkegel des Löthrohres wird die Caries-materie augenblicklich in eine, ziemlich leicht einzuäschernde Kohle verwandelt. — Von den übrigen Reagentien erwiesen sich als die wirksamsten Terpentinöl und Jodtinktur. Terpentinöl verwandelt den Parasiten in eine harte spröde, unter der Schneide des Messers sich zerbröckelnde Masse, in der die Struktur nicht mehr wahrzunehmen ist; Jodtinktur verbreitet sich in einem Nu durch die Caries-materie, macht die Zellen dunkelbraun und dann undeutlich, so daß sie endlich gar nicht mehr zu erkennen sind.

Offenbar üben die beyden letztgenannten Reagentien einen mächtig zerstörenden Einfluß auf den Parasiten, so daß dieser dadurch wohl getödtet werden muß und ihre Anwendung auf kariöse Zähne lebender Menschen guten Erfolg haben könnte. Versuche, die Ref. bisher mit Jodtinktur an Lebenden anstellte und anstellen ließ, haben nur günstige Resultate geliefert.

Einer rationellen Behandlung der Caries der Zähne nachstrebend glaubte Ref. den Grundsatz verfolgen zu müssen, daß durch die Entwicklung eines fremden, heftig auftretenden Prozesses im Inneren des Parasiten, der Lebensprozeß dieses selber aufgehoben werden könne. Diesen Zweck erreicht man mit allen chemischen Reagentien, die mit einander in Berührung gebracht, heftig aufeinander wirken, sich verbinden oder zerstören. Man bringt zu dem Behufe die Caries-materie erst mit dem einen solcher Reagentien in Berührung, bis sie davon durchdrungen ist, und dann wird das zweyte angewendet, welches nun sogleich das erste, bereits durch den ganzen Leib des Parasiten verbreitete aufsucht und mit ihm sich verbindet oder es zersetzt. Zu diesen Reagentien gehören besonders Alkalien (am besten kohlensaure, weil die Action dadurch stürmischer wird) und Säuern, Alkalien und Oele (am besten die sehr leicht sich verseifenden), Metallsolutionen und ihre Fällungsmittel, dann alle Substanzen, die miteinander in Berührung gebracht, sich schnell zersetzen, z. B. Creosot und Salpetersäure. Letztere und die sich schnell verseifenden Substanzen wirken, wenigstens der mikroskopischen Beobachtung nach geurtheilt, am allerkräftigsten, dann kommen die Metallsolutionen (besonders die, welche einen sehr copiösen Niederschlag geben); am wenigsten deutlich ist die Wirkung von Alkalien und Säuern.

Auf den ersten Blick dürfte die Application concentrirter Säuern, z. B. der Salpetersäure bedenklich und für den Zahn selber Gefahr bringend erscheinen; allein die Einwirkung der Säuern braucht nur eine ganz momentane zu seyn, um ihre Wir-

kung auf das bereits schon vorher angewendete Mittel zu äußern, und dann ist es in den meisten Fällen, wo nämlich nicht die kariöse Stelle eines Zahnes hinter einem gesunden verborgen liegt, bey nur einiger Vorsicht leicht möglich, die gesunden Stellen des Zahnes von der Säure frey zu halten und diese bloß auf den Parasiten zu bringen.

Referent kann mit Sicherheit behaupten, daß durch die angegebenen Mittel der Parasit sein Leben verliere, ob aber dann auch — wenigstens in sehr vielen Fällen der Zahnschmerz gehoben und der Bildung eines neuen Parasiten vorgebeugt ist, das ist noch eine wichtige Frage, welche kaum günstig beantwortet werden kann. Offenbar ist der die Caries bedingende Parasit anderer Natur und wohl auch anderen Ursprungs als ähnliche von andern Autoren beschriebene vegetabilische Schmarotzer des thierischen Leibes: diese nämlich scheinen mehr äußerlich aus Ablagerung von Materie, der sie ihre Entstehung verdanken, auf den Organen, besonders der äußern Haut sich zu entwickeln und gleichen auch immer mehr in allen ihren Theilen sowohl als in ihrer Lebensweise Cryptogamen, die häufig in der freyen Natur verbreitet leben, z. B. Torula, bringen in der Regel keinen Substanzverlust der Organe, auf welchen sie leben, hervor, sondern scheinen vielmehr oft in gar keiner innern Beziehung (rücksichtlich ihrer Genesis) zu diesen und zu dem etwa gerade in ihnen thätigen Krankheitsproceße zu seyn. Solche vegetabilische Parasiten finden sich auf Zähnen, besonders kranken auch, sind aber wesentlich von der Cariesmaterie in innerem Bau und Lebensweise verschieden, bleiben stets äußerlich in der Masse sich zersetzenden Schleimes und Speichels, welche auf der Zahnoberfläche liegt, fortwuchernd, und treten niemals mit dem Zahne selber in nähere Beziehung. Der Parasit aber, welcher die Caries erzeugt, steht in der innigsten Beziehung zum Zahne und wächst nur auf Kosten der Substanz dieses. Es ist wohl kaum zu läugnen, daß schon vor der Genesis des Parasiten im Zahne selber durch irgend eine krankmachende Affection eine Qualitätsveränderung hervorgerufen war und daß nun diese erst die Entstehung des Schmarotzers bedingte, welcher aber nicht im Innern des Zahnes, sondern an seiner Oberfläche zuerst auftritt, weil hier zu seiner Entstehung alle Bedingungen zusammentreffen (besonders Luft), die dazu nothwendig sind.

Wird nun durch die angegebenen Mittel die Cariesmaterie zerstört, so bleibt doch dem Zahne wahrscheinlich noch die schon vorher dagewesene Qualitätsveränderung, welche vielleicht durch die Anwesenheit des Schmarotzers nur mehr aufrecht erhalten und gesteigert wird, und nach dessen Zerstörung zur Bildung eines Nachfolgers Veranlassung giebt. Möglich wäre es jedoch immerhin, daß, wenigstens in vielen Fällen, durch den energischen, zur Zerstörung der Cariesmaterie eingeleiteten Proceß auf den Zahn selber umstimmend eingewirkt werden könnte, so daß seine normale Beschaffenheit sich dann von selbst wieder herstellte. Hierüber aber kann nur mit der Zeit durch reichliche Erfahrungen Aufschluß erlangt werden.

Erdl.

4. Herr Conservator Lamont legt der Klasse das erste Heft der Annalen für Meteorologie und Erdmagnetismus vor.

Derselbe erwähnt zugleich folgende in Beziehung auf den Zusammenhang zwischen Erdbeben und außerordentlichen Bewegungen der Magnetnadel merkwürdige Thatsache. Am 18. April d. J. nach 9 Uhr Morgens befand er sich zufällig im magnetischen Observatorium der k. Sternwarte und als er um 9 Uhr 13′ mittlerer Göttinger Zeit nach dem Stand der Instrumente sah, bemerkte er an denselben und zwar vorzüglich an der Declinationsnadel eine äußerst heftige Bewegung. Die Nadel, welche sonst niemals unter gewöhnlichen Umständen in Schwingungen geräth, oscillirte Anfangs mit einer Schwingungsweite von 80 Scalatheilen (40 Minuten in Bogen), wurde in wenigen Augenblicken ziemlich ruhig, nahm dann wieder eine große Schwingungsweite an, worauf wieder ein ruhigerer Zustand folgte. Diese Bewegung mit abwechselnd großen und kleinen Schwingungsbogen und so schnellen und häufigen Aenderungen, daß ein Aufzeichnen der einzelnen Momente unmöglich war, dauerte bis 9 Uhr 27′ 15″ wo fast völlige Ruhe eintrat. Nun findet sich in Nr. 438 des „Institut“ eine Mittheilung eines französischen Ingenieurs an die Pariser Akademie, wornach in Athen am 18. Apr. um 9 U. 10′ (Göttinger Zeit) also gleichzeitig mit der magnetischen Störung in München ein auch an andern Punkten Griechenlands wahrgenommenes heftiges Erdbeben statt fand. Zugleich ersieht man aus einem in der Gazetta di Milano vom 5. July d. J. abgedruckten Briefe des Herrn Colla, Directors des Observatoriums in Parma, daß an dem oben erwähnten Tage und in demselben Augenblicke als in Griechenland das Erdbeben war, eine heftige Bewegung der Magnetnadel sowohl in horizontaler als auch in verticaler Richtung in Parma beobachtet wurde.

Diese Thatsache in Verbindung mit der Wahrnehmung verticaler Oscillationen am 18. May 1841 gleichzeitig in München und Mayland, dann mit frühern Angaben des Hrn. Kreil in den Mayländer Ephemeriden, deutet mit Bestimmtheit darauf hin,

1) daß Erschütterungen des Erdbodens sich auf weite Strecken ausdehnen, und da wo sie nicht mehr stark genug sind um unmittelbar wahrgenommen zu werden, an den magnetischen Instrumenten vermöge der Empfindlichkeit ihrer Aufhängungsart sich zeigen,

2) daß Erdbeben auch von starken und plötzlichen Aenderungen der erdmagnetischen Kraft begleitet sind, wodurch außerordentliche Bewegungen der Magnetnadel erzeugt werden.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. November.

Nro. 227. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Geschichte der Wieliczkaer Saline. Verfaßt von Joh. Nep. Hrdina, k. k. Berg-Inspections-Adjunkten. Nach dessen Tode herausgegeben, und mit einer geognostischen Beschreibung der Salzformationen, technischer Erklärung der Gruben-Manipulation, und Anleitung für Fremde bey der unterirdischen Befahrung der Gasttour vermehrt durch Ludw. Emanuel Hrdina, k. k. Salinen-Markscheider. Mit 3 Karten und 12 pittoresken Ansichten der vorzüglichsten Grubenpartien. Wien 1842. 274 S. 8.

Wer nur immer einigen geographischen Unterricht auf Schulen genossen hat, wird schon in früher Jugend von dem weltberühmten Salzbergwerke Wieliczka gehört haben. Was uns von ihm bisher berichtet wurde, klang mehr wie die Mähre von einer Zauberwelt der Feen, als von einem Bestande der realen Wirklichkeit. In seinen unterirdischen Wohnungen, wie erzählt wird, hausen zahlreiche Kolonien, deren Glieder zum großen Theile hier geboren, selten an das Tageslicht kommen, das einige sogar ihr ganzes Leben hindurch nie geschaut haben. Sie wohnen hier mit Weib und Kindern in einer Menge Stuben, theils einzeln, theils in Haufen, wie in Dörfern. Alle Wohnungen, Straßen und Gänge, so wie die Kirche mit ihren Altären und Statuen bestehen aus krystallhellen Salzsteinen; sie werden beständig durch Lichter erleuchtet, welche durch die Strahlenbrechung einen unbeschreiblichen Glanz verbreiten, dergestalt, daß man in Gefahr steht blind zu werden, welches Loos den Arbeitspferden in der That bald zu Theil wird, die jedoch auch blind ihr Geschäft gut verrichten. Hier herrscht ein ewiger künstlicher Tag, der von keinem nächtlichen Dunkel unterbrochen wird. Schiffbare Flüsse durchschneiden diese Colonieen und ein Strom süßen Wassers tränkt ihre glücklichen Bewohner. Alles arbeitet hier in diesem zauberischen Wunderwerke mit Jubel und Freude unter Trompeten und Pauckenschall. *)

Wie sich's erwarten läßt, existiren von diesem Salzbergwerke viele Beschreibungen, die jedoch, da sie nicht von daselbst angestellten Beamten verfaßt waren, schon an dem Mangel an Vollkommenheit leiden mußten, indem nur ein langer Aufenthalt mit dem ganzen Umfang dieses unterirdischen Labyrinthes bekannt machen kann, dessen Ausdehnung, wenn alle Streckenlängen auf eine Linie zusammengesetzt werden, einem Wege von 86 deutschen Meilen gleich kommen würde. Der Verf. findet jedoch die über das Bergwerk von Wieliczka vorliegenden Berichte der Reisenden nicht bloß ihrer Mangelhaftigkeit wegen unbrauchbar, sondern auch, was den Leser anfangs etwas frappiren mag, wegen des mitgebrachten und nicht abgelegten Vorurtheils, darin Dörfer, Kirchen, Seen, Flüsse und andere dergleichen Weltwunder gesehen zu haben. „Sollten einige Fremde," sagt er in seiner Beschreibung der gewöhnlichen Gasttour, „auch Nachrichten über die viel besprochenen unterirdischen schiffbaren Flüsse, Dörfer, Fahrstrassen und dergleichen von mir erwar-

*) Vrgl. Zwack's Magazin der Naturwerkwürdigkeiten und Wagner's Naturwunder.

tet haben, so wolle ihnen zur Nachricht dienen, daß dieß bloß mährchenhafte Uebertreibungen sind, von deren Nichteristenz sich Jedermann überzeugen kann."

Wenn, wie gesagt, dem Leser diese offene Erklärung des Verfassers anfangs etwas unerwartet oder verdrießlich kommen mag, so können wir ihn doch mit der Bemerkung beruhigen, daß, auch nach Abzug des Erdichteten und Uebertriebenen, des Merkwürdigen an diesem Bergwerk noch so viel übrig bleibt, daß nach Durchlesung vorliegenden Buches gewiß Jedem der sehnsüchtige Wunsch kommen wird, das Erzählte und durch einige bildliche Darstellungen Erläuterte aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Der Ruf von Wieliczka ist durch eine sachgetreue wahrhaftige Darstellung keineswegs beeinträchtigt worden; es ist und bleibt eines der großartigsten Bauwerke, das der Mensch unter der Oberfläche seines Wohnortes ausgeführt hat.

Die beyden Verfasser der Beschreibung der Wieliczkaer Saline sind als Beamte an derselben mit allen ihren Verhältnissen aufs vollständigste bekannt geworden; der Herausgeber Ludwig Emanuel Hrdina macht bemerklich, daß er bereits seit einem Viertel-Jahrhundert als Grubenbeamter an dieser Saline angestellt sey, was ihm freylich volle Gelegenheit verschaffte, sich von allen ihren Einrichtungen, so wie auch von dem Verhalten der dortigen Salzablagerung in geognostischer Hinsicht genügend zu unterrichten. Dieses Verhalten ist nun auch im vorliegenden Werke vorzugsweise berücksichtigt worden, und der Verfasser hat sich hiebey als ein eben so besonnener als gründlicher Forscher im Gebiete der Geognosie gezeigt, und seiner Arbeit dadurch einen ganz besonderen wissenschaftlichen Werth zugesichert. Nächstdem wird mit Ausführlichkeit der Grubenbau und die Förderungsweise erörtert, was zunächst den Bergmann ansprechen wird. Von allgemeinem Interesse ist die Geschichte der Wieliczkaer Saline, so wie die Beschreibung ihrer Merkwürdigkeiten als Leitfaden für die Fremden bey Befahrung der gewöhnlichen Gast-Tour. In der Ordnung, wie der Verfasser diese vier Abschnitte abhandelt, wollen wir ihren Hauptinhalt in der Kürze unsern Lesern vorführen.

1. Geschichte der Wieliczkaer Saline.

Die Entstehung des Steinsalzwerkes zu Wieliczka ist so uralten Datums, das weder Urkunden noch sonst geschichtliche Angaben hierüber sich auftreiben lassen. Den gewöhnlichen Angaben der polnischen Schriftsteller zufolge, verdankt man die Auffindung der Salinen zu Bochnia und Wieliczka der heiligen Kunigunde; jene im Jahre 1252, diese ein Jahr später. Diese fromme Fürstin soll als Gemahlin Boleslaus des Schamhaften Gott inständig um Abhülfe des gänzlichen Salzmangels in ihrem Lande angefleht, und hiedurch Erhörung ihrer Bitte gefunden haben, „indem man nämlich einen von dieser Fürstin zur Zeit ihres Besuches bey ihrem Vater Bela IV. in Ungarn in einen Salzbrunnen geworfenen Ring durch wunderbare Wege zu Bochnia in einem Salzstücke aufgefunden und sie denselben als ihr Eigenthum erkannt haben soll." Von den polnischen Bergleuten wird sie noch jetzt als ihre Schutzpatronin verehrt.

Wenn in der Regel der mit Kritik zu Werke gehende Geschichtsforscher die Ansprüche, welche Familien, Städte und sonstige Institutionen auf hohes Alterthum ihrer Existenz erheben, um ein Bedeutendes reduciren muß, findet sich der Verfasser dagegen in Bezug auf die Wieliczkaer Saline in einem umgekehrten Verhältnisse. Er bringt nämlich mehrere Urkunden bey, aus welchen der Bestand dieses Werkes vor den Zeiten der heiligen Kunigunde hervorgeht, darunter die wichtigste und älteste bis auf das Jahr 1044 zurückweist, in welchem das Kloster zu Tyniec durch Uladislaus I. eine Schenkung an Salz von Wieliczka erhielt, was nothwendig das Salzbergwerk daselbst als schon bestehend voraussetzt. Dieß Datum führt aber schon um zweyhundert Jahre über die Zeit der heiligen Kunigunde zurück, so daß auf historischem Wege die Existenz des Wieliczkaer Salzwerkes für achthundert Jahre nachgewiesen ist. Ein noch höheres Alter folgt hieraus für die eigentliche Werkseröffnung, worüber jedoch alle historischen Quellen fehlen. Daß die Tradition die erwähnte Fürstin als Entdeckerin des Wieliczkaer und Bochniaer Salzwerkes angiebt, hat seinen Grund darin, daß nachdem Polen durch die Tataren fürchterlich verheert

worden war, die Herzogin Kunigunde durch ungarische Bergleute im Jahre 1226 die Salinen gewältigen ließ, wodurch sie wieder in Aufnahme kamen.

Da die Geschichte eines durch hohes Alterthum, wie durch Umfang und kunstreiche technische Vorrichtungen ausgezeichneten Bergbaues viel Interessantes darbietet, so theilen wir daraus Einiges mit, wie es uns am erheblichsten deucht; am liebsten mit des Verfassers eigenen Worten.

So wie über die eigentliche Entstehung des Steinsalzwerkes alle zuverläßigen Nachrichten mangeln, eben so wenig können über den ältesten Werksbetrieb und über die ursprüngliche Werksverfassung Nachrichten aufgetrieben werden. Die einzige und älteste Urkunde, welche hierüber einigen Aufschluß giebt, ist die von Kasimir III. im Jahre 1541 gemachte Bestätigung der Werksstatuten, welche Kasimir der Große im Jahre 1368 für das Wieliczkaer Werk festgesetzt hatte. Aus diesem Dokumente geht hervor, daß bis zum Jahre 1333 Steiger die oberste Werkleitung hatten, daß Fremden nur mit königlicher Erlaubniß der Einlaß in die Grube gestattet werden durfte, daß ferner das Werk bereits zu dieser Zeit mit vielen Schenkungen an Salz und Gelde an die umliegenden Klöster belastet war, und daß die erbauten Salzwässer und natürlichen Soolen zur Erzeugung des Sudsalzes benützt wurden.

Als erster Administrator ist Porinus Albertus genannt, der von 1334 — 1368 dem Werke vorstand und durch ausgezeichnete Verwaltung allgemeine Achtung erwarb.

Er war bemüht die Mängel des Werkes dadurch zu beheben, daß er sich um brauchbare Offizianten und Arbeiter, wie auch um bergbaukundige Steiger bewarb, welche er allen andern vorgezogen hat. Unter ihm wurden die Grubenregister und kleinere Bergmaasse eingeführt, dann der Gebrauch der Tinte angeordnet, um über die Arbeiten der Salzhauer genaue Verzeichnisse zu führen.

Ein anderer ausgezeichneter Administrator war G. Morstyn, von 1464 — 1474.

Er wird als ein gottesfürchtiger, kluger und rechtschaffener Mann geschildert, welcher das Werk in großen Flor gebracht haben soll, und da vermöge der älteren Werkseinrichtung die Grubenbeamten nur mit kleinen Besoldungen, dagegen aber mit Salzpensionen, freyer Tafel und Bekleidung für ihre Dienstleistungen bezahlt wurden, so soll dessen Tisch, an welchem er mit seinen Offizianten selbst zu speisen pflegte, immer zu Aller Zufriedenheit reich besetzt gewesen seyn.

Vom Administrator Buzenia Buzenski (1540 — 1542) wird gerühmt, daß er durch kluge Einrichtungen die Einkünfte des Werkes auf 24,000 poln. Gulden jährlich gebracht habe.

Als aber der König noch ein größeres Erträgniß des Werkes gefordert hatte und er, seiner genauen Kenntniß und Ueberzeugung zu Folge, mehr zu leisten sich nicht getraute, so legte er sowohl die Würde des Kronschatzmeisters als auch jene des Administrators dem Könige zu Füßen, und begab sich in das Privatleben zurück, in welchem er ein hohes und ehrenvolles Alter erreichte.

Unter der Administration von Gorski (1620 — 1640) war das Werk in starker Belegung, indem in 42 Salzkammern bloß an Salzhauern 122 Mann arbeiteten.

Muthwillige Beschädigungen der zur Sicherheit in der Grube als Tragpfeiler stehen gelassenen Salzmittel wurden unter Bedrohung des Händeverlustes untersagt, wie auch wirklich diese schreckliche Execution an zwey Salzhauern beynahe in Ausübung gekommen wäre und nur auf Fürbitte der Geistlichkeit unterblieben ist."

Die Amtsführung des Kronmarschalls Kazanowsky (1642 — 1647) hat sich durch einen großen Unglücksfall bemerklich gemacht, indem der Tagschacht Bonner durch einen Brand zu Grunde gieng, welcher bey Gelegenheit einer Heueinsenkung für die unten im Bergwerke gehaltenen Pferde entstund.

Der Schacht war nämlich durch die hinabgeworfenen Heupertionen beynahe zur Hälfte angefüllt, als das Heu durch einen unbekannten Zufall in Brand gerieth und das Feuer mit solcher Heftigkeit aus der Schachtmündung herausschlug, so daß das Dach des Schachthauses auf eine beträchtliche Entfernung weggeschleudert wurde. Dieses Feuer, welches gleich einer vulkanischen Feuersäule herausloderte, gestattete längere Zeit keinen Zutritt zu dem Schachte; als es aber durch die in der Nähe dieses Schachtes gelegenen Holzkästen täglich neue Nahrung fand und der erstickende Qualm, welcher bey der kraterähnlichen ausgebrannten Schachtmündung ununterbrochen her-

ausquoll, auch bey andern Schachten sich zeigte, stieg die Beängstigung der Einwohner auf das höchste, welche mit vollem Grunde einen allgemeinen Grubenbrand und den Zusammensturz der Stadt, als dessen Folge befürchten mußten. Jammernd und wehklagend waren aller Augen auf diesen Feuerstrom gerichtet, während die beherztesten Bergarbeiter unter Anführung des Bergmeisters Morstyn die Anwendung aller Löschmittel versuchten und mehrere dieser Braven als Opfer ihrer Kühnheit zu Grunde giengen. Schon dauerte der Brand einige Monate, und noch immer wußte dieses schreckliche Element die unermüdeten Anstrengungen unerschöpflich zu vereiteln. Endlich als alle Rettungsversuche durch Versetzung der Kommunikations-Strecken, theils wegen des erstickenden Rauches, welcher die ganze Grube eingenommen hatte, größtentheils aber wegen ihrer großen Anzahl fruchtlos blieben und keine menschliche Hülfe mehr zu ersinnen war, diesem beynahe schon acht Monate lang wüthenden Elemente Schranken zu setzen, erwarteten die Frommen nur Hülfe von oben und überließen den unbezwingbaren Brand seinem Schicksale, und so, als schon aller brennbarer Stoff verzehrt war, legte er sich endlich von selbst. Mit diesem Brande, welcher alle Stützpunkte in einer bedeutenden Umgebung verzehrte, sind mehrere Verhaue zu Grunde gegangen, welche gänzlich verstürzt werden mußten.

Neben diesem Brande ist der Administrator Kazanowski auch noch dadurch merkwürdig geworden, daß unter ihm die erste Karte von der Wieliczkaer Grube beendigt wurde; sie ist noch gegenwärtig im Originale vorhanden.

Von nun an war das Werk öfters in den Händen von Pächtern, die durch Vernachlässigung der Stützpunkte Veranlassung zu späteren Tag- und Grubenbrüchen gaben. Eine Commission, die 1660 zusammen trat, war nicht nur auf Einführung einer bessern Ordnung bedacht, sondern fand es auch für nöthig, den König auf die nothwendige Beschränkung seiner Freygebigkeit in Salz- und Geldverleihungen aufmerksam zu machen.

Die vielen Zahlungen, welche das Werk an Klöster, Schlösser, Bisthümer, Probsteyen, Kirchen und sonstige Stiftungen zu leisten hatte, überstiegen dermassen alle Kräfte, daß die Pächter unausweichlich Schulden machen mußten, wobey unter solchen Umständen, bey welchen sich kein Pächter erhalten konnte, weder die Ausfolgung der Besoldung von Offizianten, noch auch sonstige, von der Mildthätigkeit der vorigen Könige dem Werke aufgebürdeten Zahlungen geleistet werden konnten. Das Quantum an bloßen Salzverleihungen war schon so groß geworden, daß die angestellten Arbeiter kaum hingereicht hatten, dasselbe aufzubringen. Besonders hatte der Clerus diesen, dem Königreiche von der Vorsehung verliehenen Schatz so sehr in Anspruch zu nehmen gewußt, daß er in einem höhern Genuß der Einkünfte als der König selbst war.

Schon im nächsten Jahre, 1662 wurde wieder eine Commission angeordnet, die den bisherigen Pächtern die Saline abnahm und sie andern gegen jährliche Entrichtung von 212,000 polnischen Gulden übertrug. Die bey dieser Gelegenheit vorgenommene Grubenrevision fand nicht nur die meisten brüchigen Verhaue nicht versichert, sondern noch gefährlicher als die frühern Commissionen, was bey dem Raubbaue, den die Pächter trieben, nicht anders seyn konnte.

Nach gut polnischer Weise fehlte es nicht an Commissionen und Vorschlägen, wohl aber an ihrer Ausführung. Schon 1669 war wieder eine zahlreiche Commission beysammen.

Ben dieser wurde verordnet, daß Niemand eine Besoldung oder sonstige Genüsse aus dem Salinenfonde beziehen dürfe, so lange er sich nicht bey dem Salinenschreiber ausgewiesen habe, daß er zu Ehren der heiligen Kunigunda und um eine glückliche Regierung des Königs habe eine Messe lessen lassen. Für das Sanitätswesen glaubte man dadurch hinlänglich gesorgt zu haben, daß von einer damals berühmten Salbe ein Quantum für 300 Gulden aus der Krakauer Apotheke zum Besten der Arbeiter jährlich zu erkaufen bewilligt wurde.

Im Jahre 1674 erhöhte sich der Pachtschilling auf 466,000 polnische Gulden, wodurch die Pächter zu einem schwunghafteren Betriebe des Werkes genöthigt wurden. Ein neuer Grubenbrand ereignete sich im Jahre 1696 in einer der unterirdischen Kapellen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. November.

Nro. 228. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Geschichte der Wieliczkaer Saline. Verfaßt von Joh. Nep. Hrdina.

(Fortsetzung.)

Zu diesen Zeiten bestunden nämlich mehrere, theils in Salz gehauene, theils mit Holz verzierte Kapellen in der Grube, welche ein religiöser Sinn der damaligen Bergleute an verschiedenen Punkten errichtet hatte, vor deren Heiligenbildern jeder Arbeiter einen kleinen Theil seines Unschlittes ex voto zur Beleuchtung zu opfern pflegte. Diese Kapelle war gerade in einem feuergefährlichen, mit Holzkästen umgebenen Verhaue, bloß aus Holzmateriale errichtet und mit Vorhängen versehen, welche aus Unachtsamkeit durch eine nahe gestellte Grubenlampe in Brand geriethen und so das Feuer den nahe befindlichen Holzkästen mittheilten. Aller Löschungsanstalten ungeachtet, wobey zwey Arbeiter erstickt sind, war es dennoch nicht möglich, den Brand früher zu löschen, bis nicht aller brennbarer Stoff in der Umgegend verzehrt war. Durch dieses Unglück aufmerksam gemacht, wurde das Brennen der Lampen bey allen Kapellen untersagt.

Durch die Gewalt des Feuers angegriffen und aller Stützen beraubt, zeigten sich sogleich in der Umgebung Brüche nnd Wasser-Einsickerungen, welchen man durch schnelle Aufführung neuer Holzkästen zu begegnen bedacht war; aber der Eifer zur Sicherstellung dieses gefährlich gewordenen Verhaues scheint, wie der Verfasser bemerkt, nur so lange gedauert zu haben, als die Commission zugegen war, weil viele Jahre nachher die nachfolgenden Commissionen mit Mißfallen die Nichterfüllung dieser Aufträge gerügt haben. Die üblen Folgen blieben auch nicht lange aus; schon im Oktober 1698, als eben eine Commission beysammen saß, erfolgte der Tagbruch von zwey Verhauen.

Das Ereigniß war fürchterlich und hat die Inwohner der Stadt (welche gerade über dem Salzbergwerke erbaut ist) in großen Schrecken versetzt, weil zwey Häuser dergestalt gänzlich in die Grube versunken sind, daß keine Spur von ihrer Lage obertags mehr zu sehen war. Zum Glücke erfolgte dieser Bruch nicht augenblicklich, sondern bloß mit bemerkbarem Sinken, so daß sowohl die Menschen als auch ihre Habe größtentheils gerettet werden konnten. Als das erste Haus unter den Augen der jammernden Bewohner bereits versunken war, ahneten die nächsten Nachbarleute noch die Gefahr nicht, welche auch sie bedrohte, oder sie konnten sich von ihrer sonst glücklichen Bewohnung nicht leicht trennen, weil sie dennoch die Nacht in diesem Hause zubrachten, in welcher die Senkung auch des zweyten Hauses so unmerklich begann, daß die sorglosen Bewohner nicht einmal im Schlafe gestört wurden, worauf man sodann des Morgens bloß noch das Dach aus der Erde hervorragend angetroffen hat, aus welcher Lage die aufgeschreckten Inwohner weinend hervorkriechen und es mit ansehen mußten, wie ihre friedliche Hütte immer mehr in den Abgrund versank. Da diese Brüche längere Zeit gedauert haben, und man mit der ganzen Gefahr noch nicht bekannt war, so ließen die nächsten Bewohner es nicht mehr darauf ankommen, sich auf eine so fürchterliche Art überraschen zu lassen und flüchteten aus ihren Häusern.

Den wahren Grund zu diesem gewaltigen Einbruche verschwieg zwar die Commission dem Könige, doch ließ sie die gänzliche Versetzung dieser brüchigen Orte ausführen. Statt aber die Umgebungen dieses Tagebruches von nun an mit dem Salzabbaue zu verschonen, ließ man wenige Jahre nachher, mit unbegreiflichem Leichtsinne, in den dem Einbruche zunächst liegenden drey Kammern unbarmherzig auf Salzgewinnung losarbeiten, ohne daß man auf ihre Sicherstellung bedacht gewesen wäre, wo-

durch es denn auch geschah, daß im Jahre 1744 ein noch größerer Tagbruch sich ereignete.

Im Jahre 1700 erfolgte die Errichtung der unterirdischen St. Antonius-Kapelle, die ein Bergarbeiter aus eigenem Antriebe zu Stande brachte. Sie ist aus ganzem Salz gehauen und stellt, wenn auch kein kunstgerechtes, doch ein glücklich gelungenes Werk vor, welches zur kirchlichen Andacht für die Bergleute mit einem besondern königlichen und bischöflichen Indulte versehen und wobey ein besonderer Kaplan angestellt wurde.

War die Versicherung der Baue schon seit langer Zeit vernachlässigt worden, so war dieß noch mehr der Fall, als der schwedische Krieg das ganze Land zu verwüsten begann. Nachdem der Friede wieder hergestellt war, dachte die Regierung sorgfältig an eine Verbesserung des Werkes. Indeß das Uebel war bereits zu weit eingerissen, als daß schnelle Hülfe möglich gewesen wäre. Das ganze Werk war in einem brüchigen Zustande, so daß mehrere Unglücksfälle nacheinander erfolgten. Zum Glück trat nun ein Mann ein, der durch bergmännische Kenntnisse, wie durch achtbaren Charakter in gleicher Weise sich ausgezeichnet hat: Borlach aus Sachsen. Vom Jahre 1718 an diente er als Geometer an der Saline unter mehreren Pächtern, bis 1743 seine eminenten Verdienste ihn zur Würde eines Administrators erhoben, die er bis 1750 bekleidete. Wie weit Borlach durch seine auf mehreren Reisen erworbene Ausbildung an bergmännischen Kenntnissen den einheimischen Bergbeamten voraus war, beweist unter andern auch folgender Umstand. Ungeschickter Weise hatte bis zum Jahre 1728 kein Tagschacht eine größere Tiefe als bis auf die erste Etage, ungeachtet man schon in den tiefsten Mitteln das Salz zu gewinnen und durch 2 — 3 Mittelschächte zu fördern gezwungen war. Borlach wollte das Nützliche der einstölligen Schächte bei Förderungen einführen und ließ deßhalb einen Vorschlag an den König gelangen.

Aber gegen diesen mit aller bergmännischen Umsicht gemachten Antrag wurden von Seite der Regierung und Grubenbeamten grundlose Einwendungen gemacht, welche vorzüglich darauf fußten, daß, wenn mit diesen Schächten Salzmittel in der Tiefe zu erreichen Hoffnung vorhanden wäre, man schon vor Alters zu diesem Mittel Zuflucht genommen hätte.

Borlachs umfassende Verdienste um die Wieliczkaer Saline werden am besten daraus gewürdigt werden, daß noch jetzt die meisten seiner Einrichtungen beybehalten sind. Dem geognostischen Publikum ist er überdieß bekannt durch seine Karte der Wieliczkaer Grube, welche er bereits im Jahre 1719 anfertigte, die aber erst der letzte König Polens, Stanislaus August, im Jahre 1766 durch Nilson in Augsburg in drey Blättern stechen ließ.

Zur dauerhaften Durchführung von Verbesserungen waren jedoch die folgenden Zeiten nicht geeignet. Die innern Unruhen führten Polen seinem Untergange zu. Im Juny 1772 erfolgte von Seite Oesterreichs die Occupation, oder wie sie mit einem glimpflicheren Namen genannt wurde, die Revindication Galiziens, wodurch die Wieliczkaer Saline dem Kaiserhause zufiel. Der Zustand, in dem die neue Regierung das Salzwerk vorfand, war nicht viel erfreulicher als der der polnischen Republik selbst, und ohne das kräftige Eingreifen, das von jetzt an statt hatte, würde die Saline den Untergang ihres Mutterlandes nicht lange überstanden haben. Mit eben so großer Energie als Einsicht führte die österreichische Regierung die nothwendigen Verbesserungen durch. Die brüchigen Orte wurden mit ungeheuern Kosten gefestigt, die Wasserzusitzungen aus der ganzen Grube zu einem gemeinschaftlichen Schachte zusammen geführt, eine Grubenhauptkarte angefertigt, um für das seit Jahrhunderten planlos verhaute Werk einen sichern Leitfaden beym Abbau zu erhalten; überhaupt Alles gethan, was zur Emporbringung der Saline dienen konnte, so daß sie jetzt eines der ansehnlichsten Bergwerke des großen Kaiserstaates ausmacht.

2. Geographische und geognostische Lage von Wieliczka.

Die Stadt Wieliczka liegt am äußersten Ende des nördlichen Abfalles des galizisch-karpathischen Vorgebirges in einem, eine Viertelmeile breiten Thale, umgeben von flach hügeligem aufgeschwemmtem Lande. Die mächtige Steinsalzablagerung kommt

unmittelbar unter der Stadt vor, unter welcher sich der ältere Grubenbau und die meisten Tagförderniß-schächte mit ihren Schachthäusern befinden; die Grube hat jedoch bereits eine größere Ausdehnung als die Stadt selbst, da der Salinenbau in der Länge gegen 8700 Fuß, in der Breite bey 3000 Fuß und in der Tiefe 780 Fuß beträgt. Die muldenförmige Vertiefung, in welcher die Stadt liegt, hat sich durch allmählige Senkungen noch vergrößert, so daß alle ältern Gebäude eine solche Abweichung von der senkrechten Linie erlitten haben, daß sie nur durch Stützen mit massiv gemauerten Pfeilern erhalten werden können, auch die alte schöne Kirche abgetragen und durch eine leichtere ersetzt werden mußte. Da man in früheren Zeiten den Einsturz der Stadt in die Grube besorgte, so durften die Häuser nicht von Steinen, sondern nur von Holz aufgeführt werden. Mit den neueren Gruben-Versicherungsarbeiten, die seit der österreichischen Besitznahme ausgeführt wurden, ist jedoch die Besorgniß eines solchen Einsturzes immer mehr geschwunden und es werden jetzt solide gemauerte Gebäude aufgeführt. Die Stadt zählt gegen 500 Hausnummern und 6000 Einwohner, meist Bergleute und Professionisten, die ihren Erwerb aus dem Betriebe des Bergbaues ziehen.

Die geognostischen Verhältnisse anbelangend, so läßt sich zunächst das über der Salzablagerung aufgeschwemmte Gebirg in drey Schichten abtheilen: a) Dammerde nebst einer abwechselnd mächtigen Thonschichte, b) Triebsandschicht, c) graue, mergelartige, mit verschiedenen Geschieben versehene Gebirgsart, welche in den eigentlichen Salzthon übergeht. Das Steinsalzgebirge selbst macht ein Gemenge von Salzthon, Gips und Mergel aus; in diesem Salzthonmergel kommt das Salz bald in Massen, bald in Lagen und Flötzen vor.

In den obern Mitteln der Salzlagerung, welche das sogenannte Grünsalz umschließen, ist die Gebirgsart mehr thonig als sandig, auch finden sich viele Geschiebe eingemengt. Die Salztheile kommen zum Theil ganz rein, zum Theile auch mit mehr oder weniger thoniger Beymischung vor. Bey größerer Anhäufung der Salzkrystalle schwindet der thonige Antheil immer mehr und das Ganze bildet schon eine genießbare Waare, Grünsalz benannt, von der in das Grünliche spielenden Farbe; Anhäufungen der reineren Krystalle heißen Grünsalzkörper, letztere von der Größe eines Kubikfußes bis zu 3000 und noch mehr Kubik-Lachter, in formlos kugeligen Massen, von ganz regelloser Lagerung und bis in die größtbekannte Teufe der Saline anhaltend.

Als zweyte Salzart wird das Spiza-Salz unterschieden, das hinsichtlich des Vorkommens, äußerlichen Ansehens, der Farbe, Krystallisation und Gemengtheile von dem Grünsalze bedeutend differirt. Obgleich der Salzthon auch hier den Hauptbestandtheil der Gebirgsart ausmacht, auf und in welcher diese Salzart vorkommt, so ist doch immer Sand beygemengt und zwar so, daß es oft schwer zu entscheiden ist, ob das Salz in den Sandstein oder der Sandstein in das Salz übergehe. Das Spizasalz findet sich in kleineren Flötzen oder eigentlich Lagen, welche schon eine größere Ausdehnung mit einer Mächtigkeit von 1 — 8 Klafter wahrnehmen lassen und nur im reinen Zustande abgebaut werden dürfen. Von Farbe ist es dunkelgrau, kleinkörnig krystallisirt, hart, in kleinen schaligen Bruchstücken metallisch klingend; es scheint selbst einen Antheil von Bitumen zu haben, dem auch Braun-, Glanz- und Pechkohle nebst bituminösen Holztrümmern, nur in geringerem Verhältnisse als der begleitenden Gebirgsart, beygemengt sind.

Das Schybiker (Szybiker) Salz bildet hinsichtlich der Ausdehnung und Mächtigkeit eine förmlich anhaltende Flötzlagerung, welche im Allgemeinen sich gleichförmig bleibt. Es ist weiß, in der Krystallisation kleiner als Grünsalz und schon dem äußern Ansehen nach reiner als die beyden andern Salzarten. Die begleitende Gebirgsart besteht aus einem verhärteten, mit feinem Sande gemengten Salzthone, dessen Schichten mit Anhydritlagen abwechseln.

Ueber die ursprüngliche Bildung dieser merkwürdigen Salzablagerungen herrschen sehr verschiedene Meinungen.

So sehr sich jetzt einige Naturforscher bemühen, die Entstehung der Salinen im Allgemeinen dem Vul-

kanismus zuzuschreiben, so läßt sich der neptunische Ursprung, bezüglich der Wieliczkaer Saline, hier doch nicht verläugnen, indem die häufigen Niederschläge von Muscheln, in Drusen verschlossene Wässer und Wasserstoffgase, selbst Steinkohlenklüfte, derley Ansichten über vulkanischen Ursprung widersprechen.

Bemerkenswerth ist es, daß man bisher nicht ausmitteln konnte, auf welche Gebirgsart die Salzformation aufgelagert ist, indem nach Verletzung des Liegenden der Schybiker Salzflötze gleich süsse Wasser zum Vorschein kommen, welche als der gefährlichste Feind für eine Saline, jede weitere Untersuchung des Sohlengesteins unzulässig machen.

Die Ansicht einiger Naturforscher, welche auf dem Podgorzer Jurakalke die Auflagerung des kohlenführenden Sandsteines angeben und auf diesen die Salinenformation geschichtet vermuthen, worauf folgend erst der Karpathen-Sandstein gelagert erscheint, dürfte sich am ehesten der Wahrscheinlichkeit nähern.

Sehr merkwürdig ist auch die große Zertrümmerung und Verschiebung, welche das ganze Salzgebilde erlitten hat, wovon jedoch die Schybiker Salzflötze am mindesten, die Grünsalz-Ablagerungen am meisten berührt wurden.

3. Grubenbau und Förderung.

Die tiefe Lage der Saline bedingt die Unmöglichkeit, dieselbe mit einem Stollen anzufahren, daher schon die Alten genöthigt waren, das Salz durch Tagschächte aufzusuchen. Die beyden tiefsten Schächte führen den Namen Regis und Wodnagora, und haben eine Teufe, jener von 130, dieser von 130½ Klaftern. Der Salzabbau geschieht in sogenannten Kammern, worunter alle Arten Ausweitungen verstanden werden, welche durch die Gewinnung des Salzes nach allen möglichen Richtungen des Salzkörpers oder auch Salzflötzes entstehen.

Das Quantum des jährlich geförderten Salzes kann im Durchschnitte auf 800,000 bis 1 Million Zentner angeschlagen werden. Davon bezieht

Preußen	. . .	80,000 Ztr.
Polen	. . .	500,000 Ztr.
Ungarn	. . .	86,000 Ztr.
Mähren, Schlesien und Galizen		334,000 bis 370,000 Ztr.

Das hiezu erforderliche Personale beträgt gegen 800 Mann.

Die bearbeiteten Salzmassen werden in Balvanen, Formalsteine, Naturalstücke und Salzminutien unterschieden. Balvanen sind fäulen- und wellenförmig zugerundete, 330 Wiener Pfund schwere Salzkörper, von 31½ Zoll Länge und 16⅘ Zoll Durchmesser in der Ausbauchung; sie werden durch besondere Arbeiter, Balavanenhauer genannt, in den mächtigsten Salzkammern erzeugt. Formalsteine sind parallelepipedische, 90 Wiener Pfund schwere, 19″ lange, 10″ breite und 7″ dicke Stücke, die durch eigene Arbeiter, Formalsteinhauer, bearbeitet werden. Naturalstücke heißen unförmliche Salzstücke von 50 Pfund, welche von den mißlungenen Bändern der Balvanen- und Formalsteinhauer, aus den Hoffnungs- und Querdurchschlägen, vorzüglich aber aus den Salzaufdeckungsstrecken sich ansammeln. Die Salzminutien werden die kleineren Salzabfälle genannt.

Zur Betreibung der Fördernißmaschinen, die in der Grube aufgestellt sind, werden gegenwärtig zehn Paar Pferde unterhalten, während sonst ihre Zahl beynahe das Doppelte betrug. Die Grubenstallung ist sehr gut eingerichtet und für 24 Pferde bestimmt. Die Pferde bleiben gewöhnlich für die ganze Lebenszeit in der Grube, und nur bey wichtigeren obertägischen Arbeiten oder bedeutenderen Erkrankungen werden sie herausgehoben. Daß die Pferde erblinden und ihre Haare verlieren ist ein Mährchen; die Erfahrung zeigt im Gegentheil, daß die Grubenpferde eine glänzende Haut und ein wohlgenährteres Ansehen als die obertägischen erlangen, so daß oft abgemagerte Pferde zur Erholung in die Grube eingesenkt werden. Zur Tränkung fließt aus einer Grubenquelle ein sehr gutes trinkbares süsses Wasser bis zu einem unweit der Grubenstallung befindlichen Tränktroge.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. November.

Nro. 229. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Observations des phénomènes périodiques. Par Quetelet. 1841.

Herr Quetelet hat der k. Sternwarte dahier seine Denkschrift über periodische Phänomene des Jahres 1841 zugesendet.

Diese Denkschrift macht einen Theil des XV. Bandes der Brüsseler akademischen Verhandlungen aus, und sollte bey Anzeige dieses Bandes in Erwähnung kommen; jedoch hat der Gegenstand, worauf sie sich bezieht, in neuester Zeit die Aufmerksamkeit und die Thätigkeit der Physiker so allgemein in Anspruch genommen, daß ich der Schrift des Herrn Quetelet eine eigene kurze Anzeige widmen zu dürfen glaube.

Häufig ist die Klage in neuerer Zeit laut geworden, daß die Zahl der Sternwarten sich mehre, ohne daß neue Arbeiten zum Vorschein kämen. Während eine Sternwarte die Beobachtungen wiederhole, die längst an einer andern gemacht wären, vernachlässige man jene Theile der Physik, welche eben so wie die Bewegung der Gestirne ununterbrochene Beobachtung erfordern, und denen weit billiger als dem schon überflüssig bedachten Fache der Astronomie der Staat Förderung sollte angedeihen lassen.

In Bezug auf die Klagen gegen die Sternwarten, daß sie bloß thun, was bereits geschehen war, muß ich bemerken, daß, wenn sie in einem besondern Falle begründet ist, sie nicht die Anstalt, sondern den Vorstand trifft, indem das Firmament allen Sternwarten Stoff genug zur Untersuchung noch auf Jahrhunderte hinaus darbietet, ohne daß es nöthig ware, bereits Geschehenes zu wiederholen. Ob es übrigens zweckmäßig ware, den Sternwarten ihre Hülfsmittel zu entziehen, um physikalische Anstalten damit zu gründen — eine Ansicht, welche unter andern einer der berühmtesten brittischen Physiker *) vor ein paar Jahren ausgesprochen hat, scheint kaum nähere Betrachtung jetzt mehr zu verdienen, nachdem von Seiten der Mehrzahl der Astronomen ein in jeder Hinsicht geeigneterer Auskunftsweg dadurch eingeschlagen worden, daß sie, neben der Sternkunde, die damit vereinbaren Theile der Physik, insbesondere Meteorologie und Erdmagnetismus in ihren Wirkungskreis gezogen haben. Herr Quetelet gehört zu den ersten, welche, die neu sich gestaltenden Verhältnisse richtig beurtheilend, anfangs meteorologische, später auch magnetische Beobachtungen zu einem der Hauptobjecte der seiner Leitung anvertrauten königlichen Sternwarte (in Brüssel) gemacht hat. Sein Zweck gieng dabey nicht bloß dahin, die Data für Brüssel herzustellen, sondern auch zugleich ein Zusammenwirken der Meteorologen, ohne welches die Bewegungen der Atmosphäre niemals ergründet werden können, zu erzielen. Vorzugsweise ist ihm dieses gelungen in Bezug auf die 36stündigen Beobachtungen zur Zeit der Solstitien und Aequinoctien. Zwar wird es bey Vielen keine besonders vortheilhaften Erwartungen erwecken, daß Diejenigen, welche früher Aehnliches unternahmen, den Gegenstand wieder aufga-

*) Supplementary Report on Meteorology by Prof. Forbes, in den Reports of the British Association Vol. X. pag. 145.

ben, ohne erhebliche Resultate zu erlangen, und insbesondere Sir J. Herschel, nachdem er ebenfalls eine große Menge Beobachtungen zusammengestellt hatte, ausdrücklich deren fernere Fortsetzung unter den bey uns vorkommenden Verhältnissen für zwecklos erklärt hat *); unterdessen wird man billiger Weise annehmen müssen, daß Herr Quetelet gegründete Aussichten auf besondere Ergebnisse gehabt haben wird, als er die Beobachtungen so weit auszudehnen unternahm; auch verspricht er Resultate demnächst zu veröffentlichen.

Die Zahl der Stationen, wo für Herrn Quetelet diese 36stündigen Beobachtungen gemacht werden, beträgt bereits 36; sie dehnen sich über Belgien, Holland, Deutschland, Frankreich und Italien aus. Uebrigens werden die Beobachtungen selbst nur historisch in der vorliegenden Denkschrift erwähnt **); dagegen giebt sie eine vollständige Zusammenstellung der Resultate der täglichen Beobachtungen in Brüssel, umfassend Luftdruck, Luft-Temperatur, Dunstdruck, Boden-Temperatur, Windverhältnisse, Regenmenge, magnetische Declination, Vegetations-Beobachtungen unter verschiedenen Local-Verhältnissen. Bis zur Mitte des Jahres 1841 wurden die Beobachtungen nur fünf Mal des Tages aufgezeichnet, von dieser Epoche an ist aber das System der englischen magnetischen Observatorien mit zweystündiger Aufzeichnung vollständig durchgeführt worden. Es würde überflüssig seyn hier auf eine Würdigung der Beobachtungen einzugehen, da es wohl allgemein anerkannt ist, daß die Brüsseler Beobachtungen zu den glaubwürdigsten und umfassendsten Documenten gehören, worauf die künftige Theorie zu gründen seyn wird. Für wichtig halte ich es dagegen hier einen Umstand nicht unerwähnt zu lassen, der unmittelbar, die sorgfältigste Untersuchung zu fordern scheint. Bekanntlich sind die Aenderungen der magnetischen Kraft zwar an verschiedenen Orten weder vollkommen gleichzeitig, noch von genau ähnlichem Verlaufe *), jedoch nähern sie sich in beyden Beziehungen der Gleichheit so sehr, daß eine Uebereinstimmung der monatlichen Mittelwerthe mit Recht erwartet werden darf, um so mehr als die Störungen von ganz kurzer Dauer sind und kaum über die Periode eines Tages hinausgehen.

*) Ein Brief von Sir J. Herschel an Herrn v. Boguslawsky in obigem Betreffe ist in der „Uebersicht der Arbeiten und Veränderungen der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur 1839“ S. 2 abgedruckt; in den Bulletins de l'Académie R. de Bruxelles V. Bd. S. 631 findet sich ein Auszug aus einem Briefe an Herrn Quetelet, nahe desselben Inhaltes. Es ist die Ansicht Herschels, daß keine Resultate erlangt werden können, außer man würde die Beobachtungen eine sehr lange Periode hindurch fortsetzen: die Resultate aber, die Herschel im Auge gehabt hat, kann man auch durch die gewöhnlichen täglichen Aufzeichnungen erlangen, wenn sie nur gleichzeitig gemacht werden, und man braucht die stündlichen Beobachtungen der Aequinoctien und Solstitien nicht dazu, um so mehr als diese in zehn Jahren erst dieselbe Anzahl von Bestimmungen liefern, die man durch täglich dreymaliges Aufzeichnen in einem Jahre erlangt.

**) Man findet die Beobachtungen vollständig in den Bulletins de l'Académie Royale de Bruxelles abgedruckt.

*) Ich habe durch die correspondirend auf dem Hohenpeissenberge und in München angestellten Beobachtungen gezeigt, daß auch an zwey nicht weit von einander entfernten Orten die Aenderungen der Declination um 2 — 3 Minuten und wohl noch mehr von einander abweichen können. Noch viel größer sind die Abweichungen bey entfernteren Orten, wie die Terminbeobachtungen zeigen. Man darf annehmen, daß bey nicht großer Entfernung der Orte die Abweichungen den vierten Theil der überhaupt vorkommenden gewöhnlichen Bewegungen betragen. Wenn dessen ungeachtet in vielen Schriften die Behauptung vorkommt, daß die magnetischen Bewegungen an verschiedenen Orten vollkommen gleichzeitig und vollkommen ähnlich sind, daß man sie zur Bestimmung der geographischen Länge anwenden könne u. s. w., so sind dieß nur die ersten aus unvollständiger Beobachtung gezogenen Schlüsse, welche durch spätere Erfahrung sich nicht bestätiget haben. Gleiches gilt von der Behauptung, daß keine Local-Einflüsse vorkommen. Die letztere Behauptung wird übrigens durch den Satz, daß die Störungen von gewissen Puncten oder Quellen ausgehend auf einen größern oder kleinern Rayon sich ausdehnen, gänzlich aufgehoben, denn das ist es eben, was man insbesondere in die Meteorologie (wo ähnliche Verhält-

Vergleicht man nun den täglichen Gang der Declination, wie er aus den Brüsseler Beobachtungen und aus denen des hiesigen magnetischen Observatoriums hervorgeht, so erlangt man ein Ergebniß, welches weit entfernt ist, die erwartete Uebereinstimmung darzustellen. Hier folgen die Differenzen zwischen dem täglichen Gange beyder Orte in Secunden ausgedrückt.

1841.	July	August	September	October	November	December.
2h	—60″	+24″	— 1″	—37″	+ 2″	— 50″
4	—25	—84	—65	— 8	+ 8	— 8
6	+12	—30	—19	— 2	+55	— 21
8	+12	+24	0	+26	+15	— 14
10	+31	+42	+13	+ 1	—25	— 19
Mittag 12	+22	+24	—20	+46	—19	+ 39
2	+49	+24	— 7	+31	—21	+ 15
4	+17	+54	+74	—13	+38	+ 46
6	— 9	+30	+ 8	+ 1	—32	+ 63
8	+ 9	—54	—39	—45	+46	+ 12
10	— 3	+18	+32	—13	—12	— 14
12	—59	—72	+25	+27	+28	— 49

(Schluß folgt.)

Geschichte der Wieliczkaer Saline. Verfaßt von Joh. Nep. Hrdina.

(Schluß.)

Das in der Salzgrube zur Zimmerung verwendete Holz unterliegt keiner Fäulniß, das obertags schon angefaulte wird vielmehr durch die Grubenluft conservirt; es verkrustet hier das Holz mit der Zeit und gewinnt sowohl an Härte als auch an Dauerhaftigkeit.

Zur Gewältigung der Wässer ist unter der österreichischen Regierung außerordentlich viel geschehen, besonders dadurch, daß alle dem allgemeinen Wasser-Concentrationsschachte Wodnagora zugeführt werden, der mit einem 6½ Klafter tiefen Wassersumpfe versehen und bloß zur Wasserhebung bestimmt ist. Im Durchschnitte werden jährlich 20,001 Tonnen oder 200,010 W. Eimer Salzsoole gehoben, welche nach der Salzsoolenspindel gewöhnlich 18½ gradig ist. Da nun der Wiener Eimer einer 18 gradigen Salzsoole 28½ Pfund Kochsalz enthält, so wird in dem jährlich ausgeförderten Salzwasser ein Salzgehalt von 5,700,285 W. Pfund zu Tage gehoben. Diese Salzsoole fließt in Röhren in einen großen Teich, von wo aus dieselbe zeitweise in den Seravabach ausgelassen

nisse vorkommen.) Local-Einflüße genannt hat. Was die Erfahrung bisher in Beziehung auf gleichzeitige magnetische Aenderungen gelehrt hat, beschränkt sich darauf, daß eine allgemeine Aehnlichkeit in den Curven verschiedener Orte sich herausstellt, wobey eine große Menge Abweichungen sich zeigen, ungefähr in derselben Weise, wie es bey den Barometer-Curven verschiedener Orte der Fall ist.

wird und so mit süssem Wasser verdünnt der Weichsel zukömmt. In ältern Zeiten, wo noch Ueberfluß an Brennmateriale war, hatte die Soole ihren Abfluß in besondere Salzsiedereyen, die jedoch seit 1718 eingegangen sind. Die einzige Verwendung, die jetzt noch die Salzsoole hier findet, ist für das Badhaus und in Viehseuchen für das Vieh.

Wie auf die Pferde hat auch die stets trockene Grubenluft auf die Menschen einen sehr wohlthätigen Einfluß, daher man von der in andern Bergwerken gewöhnlichen sogenannten Bergkrankheit, die in eine abzehrende Bleichsucht ausartet, hier keine Spur findet, und selbst bedeutend lungenkranke Bergleute conserviren sich gut in der Grubenluft. Sogar den Mäusen scheint dieser Aufenthalt zuträglich zu seyn, da sich ihrer eine große Menge findet.

4. Merkwürdigkeiten bey Befahrung der gewöhnlichen Gasttour.

Am Schlusse giebt der Verfasser noch eine pittoreske Schilderung des Salzbergwerkes als Leitfaden für Fremde, welche dasselbe besuchen. Wir können ihm hier in unserer Darstellung nicht weiter folgen, da ohne Vorlage der 12 Ansichten der vorzüglichsten Grubenparthien, welche dem Buche beygegeben sind, die ausführlichste Beschreibung keine befriedigende Vorstellung von der Großartigkeit dieser unterirdischen Gewölbe gewähren kann. Von welchem Umfange diese sind und welch imposanten Anblick sie bey voller Beleuchtung, die freylich nur bey Anwesenheit hoher Gäste erfolgt, gewähren müssen, davon mögen einige numerische Angaben eine sehr schwache Andeutung geben. Die Kammer Michalowic ist 144′ lang, 84′ breit und 108′ hoch; zu ihrer Sohle steigt man auf 160 Stufen herab. Von ihrer Kuppel hängt ein Kronleuchter von 18′ Höhe und 9′ Durchmesser, aus Krystallsalz gearbeitet, herab, der bey feyerlichen Gelegenheiten mit 300 Kerzen besteckt wird, welche gleichwohl nicht ausreichend sind, die ganze Halle zu erleuchten. Weiterhin kommt man über eine kunstvoll erbaute Holzbrücke, welche über einen Abgrund von 270 Fuß Tiefe führt. Bey hohen Besuchen läßt man auf der Sohle desselben die Bergleute mit ihren Grubenlichtern in zwey parallelen Ellipsen einander entgegengesetzt sich bewegen und ein Bergmannslied anstimmen, während in der Mitte dieser Ellipsen ein mit 500 Kerzen beleuchtetes Vivat zu sehen ist. Obschon die berühmte Kammer Przykosz mit ihrem großen Salzsee im Jahre 1834 wegen ihres brüchigen, Gefahr drohenden Zustandes ganz mit Bergen verstürzt werden mußte, so sind doch noch 2 kleinere, durch einen Tunnel in Verbindung mit einander gebrachte Kammern vorhanden, welche dem Fremden den Genuß einer unterirdischen Schifffahrt gewähren; der Salzkapelle ist schon gedacht worden.

Außer den bereits erwähnten 12 pittoresken Ansichten in groß Octav sind noch 3 andere Tafeln in Folio dem Atlas beygegeben. Die erste stellt einen geognostischen Durchschnitt der Wieliczkaer Saline dar, und gewährt eine sehr deutliche Ansicht von den 3 verschiedenen Salzformationen; über Tags sieht man die Stadt, die gerade über dem Bergwerke steht. Die zweyte Tafel ist ein geognostischer Durchschnitt des Karpathengebirges aus der Lomnitzer Spitze bis zum Weichselthale. In derselben sieht man die merkwürdige Verrückung des Salzgebirges in zickzackförmig gebrochenen Lagen, die offenbar secundärer Art aus der ursprünglich horizontalen und continuirlichen Erstreckung hervorgegangen ist; letztere ist in einem besonderen ideellen Durchschnitte der ursprünglichen Niederschläge vor erfolgter Zerstörung des ganzen Gebildes anschaulich gemacht. Die dritte Tafel gibt einen Aufriß und Grundriß von dem obern Theile der Wieliczkaer Saline zur Uebersicht des Strecken-Betriebs und besonders der durch Fremde befahrenen Gasttour. Sämmtliche Tafeln sind von dem Verfasser sehr schön gezeichnet und auf Stein recht sauber ausgeführt.

Wir sind dem Verfasser für sein lehrreiches Werk sehr dankbar und wollen wünschen, daß sein Beyspiel auch die Beamten anderer Salinen anspornen möchte, uns mit denselben durch genaue Beschreibungen bekannt zu machen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. November.

Nro. 230. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Geschichte des Bayerischen Herzogs und Kurfürsten Maximilian des Ersten. Hauptsächlich nach den urkundlichen Quellen des königl. geheimen Haus- und Staats-Archives zu München. Von C. M. Freyherrn v. Aretin, k. b. Major à la suite, Oberstlieutenant und Districts-Inspector der Landwehr von Niederbayern, Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften zu München. Erster Band. Mit einer Abbildung des Denkmals auf dem Wittelsbacher Platze. Passau 1842. Druck und Verlag von Carl Pleuger. (Firma: Pustetsche Buchhandlung) 8. XII. 521 S.

Wir beeilen uns, unsere Leser auf diese höchst interessante Bereicherung der bayerischen und deutschen Geschichte aufmerksam zu machen, durch welche die Darstellung einer der merkwürdigsten Epochen der neueren Geschichte wesentliche Veränderungen erleidet. Der Herr Verf. hat sich schon früher durch die Urkundensammlung zu Bayerns auswärtigen Verhältnissen als tüchtigen Forscher, durch den erst in diesen Blättern besprochenen Text dieses Werkes seinen entschiedenen Beruf zum Geschichtschreiber erwiesen. Beydes zeigt sich in noch erhöhtem Grade in dem vorliegenden ersten Bande der Geschichte Max I., zu welcher „die königliche Großmuth“ dem Verfasser den reichen Schatz des Reichsarchives eröffnete. *) Aus eben diesen Gründen dürfte auch wohl eine tiefer eingehende Besprechung nothwendig seyn, auf die wir auch, nachdem wir den Standpunct des Verf. zu seinen Vorgängern ermittelt, sogleich einzugehen gedenken.

Die Erörterung, in welche der Verf. in der Vorrede eingeht, beweist, wie derselbe sein Verhältniß zu diesen, insbesondere zu Wolf, nicht als ein gemachtes, sondern als ein gegebenes betrachtet, jedoch auch gerade dadurch sich bestimmt fühlte, „ganz von Neuem zu beginnen und vor Allem eine tiefer eingehende Würdigung der bayerischen Zustände im sechzehnten Jahrhunderte dem ganzen Werke als Einleitung vorauszusenden.“

„Wenn, so endet das Vorwort, unermüdeter Forschungsdrang, verbunden mit strenger Wahrheitsliebe, die alle Gedanken und Gefühle zu prüfen und zu reinigen beflissen ist — wenn glühende Begeisterung für den Ruhm des Vaterlandes und des angestammten mit unerschütterlicher Anhänglichkeit geliebten Fürsten-Hauses — vor Allem aber das treue Wurzeln und Leben in unserm alten heiligen Glauben — Eigenschaften sind, welche vorzugsweise zur historischen Bearbeitung dieses vaterländischen Stoffes befähigen: so darf ich hoffen, daß mein eifriges Streben nicht vergeblich seyn, daß kein unparteyischer und geschichtskundiger Leser die Spuren jener Eigenschaften in meiner Arbeit vermissen werde.“

Der Inhalt des ersten Bandes zerfällt in 2 Abschnitte: Bayern im sechzehnten Jahrhundert, und: Maximilians Jugendjahre.

Referent übergeht der Kürze wegen die weitere

*) Die in dem Münchner Archive aus der Regierungszeit Maximilians I. vorhandenen Acten belaufen sich auf mehr als dritthalbtausend Bände und Fascikel.

A. d. V.

Ausführung des ersten Abschnittes, in wie ferne derselbe dem Wesen nach mit dem ersten Bande von Bayerns auswärtigen Verhältnissen übereinstimmt. Es ist jedoch sogleich zu bemerken, wie der Verf. seitdem sowohl das Material vermehrte, als auch an Sicherheit und Umsicht in Bezug auf die Behandlungsweise zunahm. Er zeigt, gegen Gförer, wie die bayerischen Herzoge nicht erst in Folge des Bauernkrieges als entschiedene Gegner des Lutherthums auftraten (S. 9); er weist Ranke zurecht, wenn derselbe, von welchem der Verf. in der Vorrede das, wie Ref. glaubt, treffende Urtheil fällte, daß er die Wahrheit häufiger gesehen, als gesagt habe, die Beschlüsse der katholischen Fürsten i. J. 1524 („die erste gegen die Neuerung getroffene allgemeine Verfügung") als einen Versuch zu innerer Restauration des Katholicismus bezeichnet, während sie sich selbst „als rein conservatorisch und reglementär darstellen." Mit nicht minderer Entschiedenheit, als unlängst in den Wiener Jahrbüchern der unbekannte Recensent von Ranke's deutscher Geschichte gethan, widerlegt der Verf. den „verbrauchten Kunstgriff" des eben genannten Historikers, die Ursache alles Uebels in der Reaction zu suchen, die bayerischen Herzoge, weil sie sich der Glaubenstrennung nicht angeschlossen, als willenlose Werkzeuge des römischen Hofes, ihr Benehmen als undeutsch und als tadelnswerthe Reaction darzustellen. Während Ranke behauptet, dem „päpstlichen Stuhle kam es zunächst darauf an, in Deutschland Fürsten zu finden, die es vorzögen, sich mit dem Papste zu vereinigen, statt die Beschlüsse einer allgemeinen Versammlung zu erwarten" und der Papst zu dem Ende die Herzoge von Bayern gewonnen habe, geht aus den von dem Verf. angeführten Thatsachen hervor, wie im Gegentheile der römische Stuhl erst aus Bayern auf die der Kirche gefahrdrohenden Wittenberger Ereignisse aufmerksam gemacht wurde. Die Abfertigung des Vorwurfes der Reaction mag der geneigte Leser selbst S. 15. lesen; in Betreff des undeutschen Benehmens aber braucht man kaum hinzuzufügen, wie seltsam es klinge, wenn eine solche obligate Phrase aus sonst achtbarem Munde wiedertönt. Bekannter Massen stellten die Venetianer zuerst den Grundsatz auf, **prima Venetiani e poi Cristiani.** Bis dahin aber hatte man geglaubt, man sey nur dann ein guter Venetianer, Deutscher ꝛc. wenn man seine Pflichten als Christ auf das Genaueste erfülle. Und würde dieser Grundsatz von allen deutschen Fürsten so sehr, wie von den bayerischen befolgt worden seyn, so ist kein Zweifel, das deutsche Reich stünde noch jetzt in voller Blüthe. Das einfache Staatsrecht jener Zeit dachte sich ferner das Oberhaupt der Kirche noch nicht als einen auswärtigen Monarchen, und ein Fürst, der diesem treu anhieng, lief deßhalb noch nicht Gefahr, seinen Patriotismus verdächtigt zu sehen.

Von großem Interesse ist die Darstellung der Bündnisse der katholischen Fürsten und der Hindernisse, welche sich einer größeren Wirksamkeit derselben entgegenstellten. Der Verf. zeigt, wie das Drängen von Seite Bayerns, der entschiedenen Haltung der Protestanten gleiche Entschiedenheit entgegen zu setzen, an der Doppelherzigkeit der kaiserlichen Minister scheiterte; wie bey Carl V. selbst stets die eine Absicht vorherrschte, „die Gesammtkräfte Deutschlands für seine großen, die Gränzen Europa's überschreitenden Pläne zu benützen, den Religionsstreit um jeden Preis zu beseitigen und, da eine innere Einigung der Gemüther nicht erzielt werden konnte, wenigstens einen übertünchten Friedenszustand herzustellen."

(Fortsetzung folgt.)

Giornale Astronomico ad uso commune etc. di Antonio Colla, Direttore del Osservatorio della D. Università di Parma.

Herr Colla hat die vier letzten Bände des Jahrbuches, dessen Titel eben angeführt worden, der hiesigen königlichen Sternwarte zum Geschenke gemacht, und ich halte es nicht für überflüssig, eine kurze Notiz des Inhaltes hier mitzutheilen, um so mehr, als die Schrift, obwohl sie besonders für Meteorologie und verwandte Fächer Interesse darbietet, wenig sonst bey uns bekannt ist. Zu den vielen Nachahmungen, welche das Annuaire pré-

senté au Roi par le bureau des Longitudes hervorgerufen hat, gehört auch das Jahrbuch des Herrn Colla; es enthält die astronomischen Angaben ungefähr in derselben Weise, wie das französische Annuaire, mit Zusätzen, worin die Stellung der Gestirne am Himmel beschrieben wird; außerdem kommen verschiedene Aufsätze, theils Astronomie, theils Gegenstände der Physik betreffend, vor. Um nicht zu weitläufig zu seyn, werde ich mich hier darauf beschränken, die Aufsätze des Jahrganges 1842 in Kürze ihrem Inhalte nach zu erwähnen, woraus man auf die Tendenz des Werkes hinreichend wird schließen können. Der erste Aufsatz ist von Hrn. Bianchi, Director der Sternwarte in Modena, und betrifft den veränderlichen Stern Mira im Wallfisch, über dessen Lichtperiode Hr. Bianchi und Hr. Professor Argelander in den „Astronomischen Nachrichten" nicht ganz übereinstimmende Angaben bekannt gemacht hatten. Die Verschiedenheit der Angaben bezog sich theils auf die Art und Weise der Schätzung — ob mit oder ohne Fernrohr — theils auf die Größe der verglichenen Sterne.

Die näheren Nachweisungen, welche Hr. Bianchi hier giebt, sind nicht sowohl geeignet, die streitigen Punkte zu entscheiden, als vielmehr die Nothwendigkeit neuer Hülfsmittel zu zeigen, wodurch man im Stande wäre, sicher und bequem die Sterngrößen zu bestimmen.

Der zweyte Aufsatz ist von Hrn. Professor Cassiani in Parma, und betrifft die von ihm beobachteten Bewegungen astatischer Nadeln, welche unter Glasglocken eingeschlossen und vor den Wallungen der äußern Luft geschützt waren. Es sind öfters an freyhängenden Declinations-Magneten sowohl als an unmagnetischen Körpern bey gleicher Aufhängungsweise Bewegungen bemerkt worden, die man den verschiedenartigsten Ursachen zuschrieb. Dahin gehören die Beobachtungen von Herrn Dutrochet, welche Hr. Cassiani anführt, deßgleichen die periodischen Bewegungen, die Herr Baily an dem von ihm bey Bestimmung der Dichtigkeit der Erde gebrauchten Coulomb'schen Pendel wahrgenommen hat und worüber er verschiedene Muthmassungen aussprach; ferner die Bewegungen, welche Herr Lefroy an einem Declinationsapparat in St. Helena beobachtete, wenn Jemand dem Magnetkasten sich näherte und dabey stehen blieb, was er einem unbekannten Einflusse des menschlichen Körpers zuschrieb, und andere ähnliche Thatsachen. *)

Alle diese Beobachtungen und Versuche finden eine eben so natürliche als leicht nachzuweisende Erklärung in der von mir im vorigen Jahre bekannt gemachten und durch Versuche erwiesenen Thatsache, „daß eine eingeschlossene Luftmasse bey vorkommenden auch geringen Temperaturveränderungen nicht in Ruhe verbleibe, sondern, daß auf einer Seite (der wärmern) die Theilchen steigen, auf der andern fallen, und daß hiedurch eine circulirende Bewegung der Luftmasse zu Stande kommt, welche einmal erzeugt lange fortdauert, und welche stark genug ist, einen darin frey hängenden Magnet um eine beträchtliche Größe von der wahren Richtung entfernt zu halten." Dieselbe Ursache liegt den von Herrn Cassiani beobachteten, aber von ihm nicht richtig gedeuteten Erscheinungen zu Grunde.

In dem vorliegenden Jahrgange finden wir noch die chemische Analyse des im Jahre 1841 in Genua gefallenen rothen Regens von Herrn. Prof. Canobbio; die übrigen Aufsätze und Notizen sind von Herrn Colla selbst und beziehen sich auf Sternschnuppen, magnetische Gewitter, Bestimmung der Temperatur und des Luftdruckes in Parma, Stürme und andere atmosphärische Störungen. Herr Colla gehört zu denjenigen, welche am eifrigsten die Erscheinungen der Sternschnuppen verfolgt haben; er bemüht sich nun, die Sternschnuppen mit dem Erscheinen der Nordlichter zu verbinden, und das periodische Vorkommen der letztern ungefähr in der Mitte des October nachzuweisen. Es folgen sehr vollständige Angaben über die sowohl in als außer Europa im Jahre 1841 beobachteten Stern-

*) Herr Baily hat kürzlich eine Denkschrift der astronomischen Societät übergeben, worin er den oben erwähnten Umstand berührt. Die Beobachtungen des Herrn Lefroy sind mir durch briefliche Mittheilung des Herrn Professor Lloyd in Dublin bekannt geworden.

schnuppen, dann ein Verzeichniß der magnetischen Gewitter oder Störungen des Jahres 1840, wie sie in Parma, Mailand, Prag und München beobachtet worden sind, endlich eine Uebersicht der meteorologischen Beobachtungen in Parma im Jahre 1840 nebst mehreren kürzeren meteorologischen Notizen.

Aus dieser kurzen Anzeige wird man ersehen, daß das Jahrbuch des Herrn Colla eine große Menge interessanter Angaben enthält; übrigens wird der Fachkundige hie und da diejenigen Angaben (besonders Zahlen-Angaben), welche bey theoretischen Untersuchungen nothwendig sind, höchst ungerne vermissen. Dieß gilt besonders von dem Verzeichnisse magnetischer Störungen, welches ohne Beyfügung der Größe ganz bedeutungslos ist, indem die Bezeichnung „magnetische Störung," wie sie jetzt allgemein gebraucht wird, so unbestimmt ist, daß man fast alle Tage des Jahres als Störungstage aufzählen könnte. Aus brieflicher Mittheilung ist mir übrigens bekannt, daß Herr Colla bey den künftigen Jahrgängen dieses Desideratum zu berücksichtigen suchen wird, was ihm bey seiner ausgedehnten Correspondenz wenig Schwierigkeit darbieten kann.

Lamont.

Observations des phénomènes périodiques. Par Quetelet. 1841.

(Schluß.)

Da die tägliche Periode in Brüssel etwas größer ist als in München, so würden die Zahlen der ersten Monate hiedurch etwas modificirt werden: bey den letzten Monaten wird dieser Umstand fast gar keinen Einfluß haben. Jedenfalls bleiben unerwartet große Differenzen übrig. Sollen wirklich solche Differenzen im täglichen Gange bestehen, oder liegt vielleicht die Schuld zum Theile an den Instrumenten, welche dabey gebraucht werden?

Die letztere Vermuthung könnte einigen Grund gewinnen, wenn man die Beobachtungsreihen berücksichtiget, welche im vorigen Jahre im hiesigen magnetischen Observatorium mit Instrumenten von verschiedener Construction gemacht worden sind, und wovon jedes einen von den übrigen verschiedenen täglichen Gang zeigte.

Daß jedoch die gegenwärtig in unserm Observatorium gebrauchte Construction die Bewegungen richtig angebe, habe ich theils durch die Uebereinstimmung mehrerer Differential-Instrumente von gleicher Art, theils durch die Uebereinstimmung der zu verschiedenen Zeiten des Tages vorgenommenen absoluten Messungen mit den Variationen dargethan: und die Versuche gewähren, wie mir scheint die volle Ueberzeugung, daß die Beobachtungen durch keine fremdartigen Einflüsse entstellt sind. Rücksichtlich der Brüsseler Beobachtungen enthält die Denkschrift des Herrn Quetelet keine auf die obigen Umstände sich beziehende Nachweisung, da jedoch, so viel mir bekannt, die Variations-Beobachtungen in dem großen Saale der Sternwarte, die absoluten Messungen dagegen mit andern Instrumenten im magnetischen Hause (im Garten der Sternwarte) gemacht werden, und da die letzteren ohne Zweifel zu verschiedenen Zeiten des Tages wiederholt worden sind, so werden die nöthigen Data jedenfalls vorhanden seyn, um über die Genauigkeit, womit die Angaben der Instrumente den Aenderungen der magnetischen Kraft entsprechen, zu entscheiden. Bis diese Data bekannt gemacht werden, ist kein weiteres Urtheil möglich: ich habe es aber für zweckmäßig gehalten vorläufig die Aufmerksamkeit derjenigen, die sich mit magnetischen Untersuchungen beschäftigen, auf die oben dargelegte Disharmonie der Brüsseler und Münchner Beobachtungen zu lenken, weil mir der Gegenstand von der größten Wichtigkeit scheint, und nothwendig zu einem neuen Resultate führen muß in so ferne als sich herausstellen wird, entweder daß die Uebereinstimmung der magnetischen Aenderungen an verschiedenen Orten weit geringer ist, als bisher angenommen wurde, oder daß die Aufstellung der Instrumente Vorsichtsmaßregeln erfordert, die man an den meisten Orten bisher vernachläßiget hat.

Lamont.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. November.

Nro. 231. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Geschichte des bayerischen Herzogs und Kurfürsten Maximilian des Ersten. Von C. M. Freyherrn v. Aretin.

(Fortsetzung.)

„Wenn wir, setzt der Verf. hinzu, alle diese Bestrebungen betrachten, denen sich Carl V. mit unermüdlicher Aufopferung unterzog, so können wir nur bedauern, daß so große Anstrengungen für einen von vorne herein unerreichbaren Zweck gemacht wurden. Das Benehmen des Kaisers i. J. 1541, der Erlaß der Regensburger Declaration und die gleichzeitige Ernennung der christlichen Einigung entzogen Carl V. vollends alles Zutrauen auf katholischer Seite. Der Pabst weigerte sich mit Recht, den auf solche Art zu Stande gebrachten Vertrag zu ratificiren; und der katholische Bund sank zur völligen Nullität herab, wie sich dieses bald darauf augenscheinlich zeigte, als die Schmalkalder einen der Bundesfeldherrn, den Herzog Heinrich von Braunschweig mit überlegener Kriegsmacht überfielen, sich seiner Lande bemächtigten und daselbst die neue Lehre gewaltthätig einführten."

Ward schon die Regierung Herzog Wilhelm des Standhaften durch das vorliegende Werk vielfältig in das wahre Licht gesetzt und von eingedrungener falscher Darstellungsweise gereinigt, so bietet die Geschichte H. Albrecht's V., für die Reformation von so ungemeiner Wichtigkeit, so viel Bedeutendes, daß, wenn auch der Abschnitt über Maximilians Jugendjahre gar nicht folgen würde, sie allein schon dem Verf. die größte Anerkennung und seinem Buche einen bleibenden Werth verschaffen müßte. Wir haben uns etwa an 25 Stellen bemerkt, wo die bisher übliche Darstellungsweise durch Hinzufügung neuer Thatsachen eine wesentliche Bereicherung erlangte, und von diesen haben bey weitem die meisten für die deutsche und allgemeine Geschichte einen eben so großen Werth, wie für die bayerische. Wir entnehmen jedoch von ihnen nur die hauptsächlichsten und verbinden damit die gelegentliche Vergleichung der Auffassung Albrecht's V. bey andern Historikern der Gegenwart.

Eine der Hauptaufgaben ist hiebey, den Grund zu erklären, warum sich in dem Benehmen H. Albrecht's V. ein Widerspruch der früheren Richtung mit der späteren, ein anfängliches Schwanken seinen protestantischen Unterthanen gegenüber und erst später eine völlige Entschiedenheit beurkundet. Ranke hat, auf Sitzinger gestützt, (R. P. II. S. 9,) die Behauptung ausgesprochen, „der Herzog selbst war dem (augsburgischen) Bekenntniß nicht so ganz entgegen, daß er nicht auch zuweilen einer protestantischen Predigt beygewohnt hätte." Aber der Verf. zeigt S. 66 und 71, wie die Bemühungen Albrechts um den Religionsfrieden, „durch welchen die Katholiken einige nicht unwesentliche Principien ihres Kirchenthums zwar nicht aufgaben, aber doch antasten ließen," und der Einfluß der K. K. Ferdinand und Maximilian denselben theils in das Licht einer nicht zu strengen Katholicität setzten, theils in ihm selbst die Meinung erzeugten, „man müsse den Neuerern Concessionen machen; durch Nachsicht und gütliche Belehrung werde man mehr ausrichten, als durch Strenge und entschiedenes Verfahren." Von einer irrigen Grundlage ausgehend, konnte dann freylich Ranke auch zu keiner richtigen Auffassungsweise des Uebrigen gelangen. Daher denn auch zur Würdigung der Motive des Herzogs aus dem

Mſ. der k. Hof- und Staatsbibliothek, das Ranke benützte und Aretin zum größeren Theile in „Bayerns auswärtigen Verhältnissen“ bekannt machte, mit Vorzug jene Stelle hervorgehoben wird, welche sich auf die Vermehrung oder Verminderung der fürstlichen Macht bezieht, während das Ganze der Correspondenz viel lauterere Beweggründe offenbart. Wie aber Ranke, dessen vorherrschende Methode bekanntlich in einem Zergliedern geheimer Beweggründe besteht, in diesem Punkte nur seine eigene Ansicht auf H. Albrecht übertrug, so ergeht es ihm auch an einer anderen, ungleich wichtigeren Stelle *). Es mußte jeden, der die bayerischen Zustände im Zeitalter der Reformation schärfer in das Auge faßte, befremden, warum H. Albrecht, nachdem er mit der größten Inständigkeit von Papst und Concil Vergünstigungen in Betreff des Laienkelchs verlangt hatte, als er sie erhalten, keinen Gebrauch davon machte. Ranke beantwortet sich auch diese Frage nach der ihm eigenthümlichen Anschauung:

„Seit geraumer Zeit (sagt er, N. P. II. S. 40) hatte Herzog Albrecht den Papst und Concilium mit viel Eifer auf die Erlaubniß des Laienkelchs gedrungen: das ganze Geschick seines Landes schien er daran zu knüpfen; endlich im April 1564 erhielt er sie: wer sollte es glauben? jetzt mochte er sie nicht einmal kekannt. Die Umstände waren verändert: eine von dem strengen Katholicismus abweichende Vergünstigung schien ihm jetzt eher schädlich als nützlich ꝛc.“

Anders suchte der Verfasser des bekannten Artikels im Besnard'schen Repertorium: H. Albrecht V. im Kampfe gegen die Glaubensspaltung in Bayern **), die Sache zu erklären, indem er auf die Aufforderung des Tridentinums hinwies, nachdem die strittigen Punkte entschieden, nicht mehr den Weg der Unterhandlungen einzuschlagen, sondern den Concilbeschlüssen die nothwendige Anerkennung zu verschaffen. Die Umstände waren freylich verändert, aber mehr in Bezug auf das Gewissen des Fürsten, als in Bezug auf seine politische Lage. Allein erst die von dem Freyherrn von Aretin mitgetheilten Aktenstücke beleuchten den wahren und factischen Zusammenhang.

„Ehe noch die päpstliche Concession (vom 16. April 1564 in Betreff des Laienkelches) in München eingetroffen war, hatte H. Albrecht, in Erwägung, daß die kirchlichen Verhältnisse des Herzogthums sich immer bedenklicher gestalteten, eine große Berathschlagung angeordnet, an welcher außer den gewöhnlichen geheimen Räthen auch die ersten Beamten der Provincialbehörden Antheil nahmen. Die Conferenzen, welche am 17. April eröffnet wurden, können als ein Wendepunkt in der Religions-Geschichte unseres Vaterlandes betrachtet werden.“

Es ist nun höchst interessant, zu sehen, wie hiebey Wiguleus Hund, der Geschichtforscher, und Simon Eck in ihren Meinungen differirten und der erstere geradezu meinte, man dürfe durch die Weigerung des Papstes und des Conciliums die Religion nicht zu Grunde richten lassen; als aber die Ansicht der Vorsichtigeren siegte, ließ der Herzog,

so dringend er bisher nach der Concession getrachtet hatte, so sehr es sich jetzt angelegen seyn, dieselbe nur mit größter Vorsicht und mit Beobachtung aller gelobenen Beschränkungen in Ausübung zu bringen. Nur an den von ihm namhaft gemachten Orten (in welchen schon seit längerer Zeit die Communion unter beyden Gestalten im Gebrauche war), wurden von den Bischöfen die Priester zur Spendung des Kelches ermächtigt; die Instruction wurde ihnen unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit mitgetheilt; sie durften sie nicht einmal in die Hände des Buchbinders geben ꝛc.

Der Verfasser kann sich nicht enthalten, selbst auf die große Abweichung aufmerksam zu machen, welche in Bezug auf diesen Gegenstand sich bey seinen Vorgängern findet. Besonders, sagt er, weiß Zschokke die Sache recht rührend darzustellen, wie „auch das letzte flehentliche Schreiben, in welchem der Herzog noch einmal den Papst zu mäßigerem Sinne (?) zu bewegen versucht hatte, fruchtlos geblieben.“ Er hätte hinzusetzen können, mit solchem Unbedacht behandelt man die wichtigsten Abschnitte der Geschichte; so sehr ist, wie wir schon früher bemerkten, eine Restauration dieser Wissenschaft nothwendig. Daß diese keineswegs alle Maßregeln des Herzogs lobenswerth finden werde, kann man aus der Darstellung des Verfassers hinlänglich entnehmen, welcher die begangenen Mißgriffe

*) Man vergl. hiemit auch S. 243. 244 Note 5.
**) Jahrgang 1841 N. 58 — 40.

unverholen aufdeckt. Andererseits ist aber durch das tiefe Eingehen in die Gründe der Begebenheiten, in ihren inneren und actenmäßigen Zusammenhang dem seichten und oberflächlichen Raisonnement wenigstens in so ferne ein Ende gemacht, daß jeder, der sich diesem hingiebt, sogleich des Irrthums überwiesen werden kann.

Von den religiösen Verhandlungen, welche bisher noch niemals so klar und erschöpfend dargestellt wurden, giebt der Verfasser über auf den bekannten Streit H. Albrechts mit seinen Landständen, vorzüglich mit dem Grafen Joachim von Ortenburg. In dieser Beziehung hat das oberbayerische Archiv des hiesigen historischen Vereins an der trefflichen Monographie des verdienstvollen Buchl's einen wesentlichen Beytrag geliefert, dessen wichtige Aufklärungen auch von dem Verfasser in vollem Maße anerkannt werden. Auch ist die k. Universitäts-Bibliothek im Besitze eines dickleibigen Folianten: Acta Ortenburgiana, dessen Inhalt besonders die auswärtigen Verbindungen des Grafen Joachim beleuchtet und so viel Ref. bey einer flüchtigen Durchgehung desselben zu bemerken glaubte, in einigen Stücken selbst Huschbergs Angaben erweitern dürften. Der Verf. hat denselben, so viel aus den Citaten hervorgeht, nicht benützt; da er aber andere archivalische Quellen von erheblichem Werthe gebrauchte, vermag Ref. auch nicht zu sagen, ob die Benutzung jener Acta für ihn noch nothwendig gewesen wäre.

Auch bey der Darstellung dieses Streites hat der Verf. den wesentlichen Punkt getroffen, da er die ortenburgischen Unruhen mit denen Wilhelm's von Grumbach und den Hoffnungen und Plänen der Reichsritterschaft in Verbindung bringt, von welcher das sechzehnte Jahrhundert an dem Beginnen Sickingens schon eine hübsche Probe erlebt hatte. Nicht bloß Würzburg, auch Salzburg war damals das Schicksal zugedacht, durch die Ritterschaft säcularisirt zu werden. In Bezug auf die so oft aufgenommene Untersuchung über die vermeintliche Verbindung des bayerischen Adels mit Sachsen entscheidet sich der Verfasser gegen Adlzreiter. Wir glauben, daß diese Geschichte des letzten Versuches des bayerischen Adels, die Territorialhoheit der Herzoge zu beschränken, für abgethan betrachtet werden kann.

Der nächste Abschnitt n. 7, S. 146 über das, was Ranke die Restauration des Katholicismus nennt, ist fast ganz neu und eine wesentliche Bereicherung der Geschichte. Man ist gewohnt, die Erhaltung der katholischen Kirche in Bayern der unerbittlichen Strenge der altgläubigen Landesfürsten und der Einwirkung der Jesuiten, einem undeutschen Benehmen, römischen oder doch ultramontanen Machinationen zuzuschreiben. Allein eine tiefere Auffassung der Zustände jener an Rechtsverletzungen so reichen Zeit, zeigt unwiderleglich, daß eine Veränderung und Beeinträchtigung germanischer Institutionen schon von früher und unabhängig von den kirchlichen Ereignissen im Gange war und die Verletzung des ächt deutschen Wesens von einer ganz andern Seite kam, als selbst gefeierte Schriftsteller (Ranke, R. Papste II. S. 35) uns glauben machen wollen. Man mag welch immer für einer religiösen Ueberzeugung zugethan seyn, so wird man zugeben müssen, daß nichts mehr der Entwicklung der deutschen Geschichte und dem deutschen Charakter überhaupt widerspricht, als Usurpation aller Rechte auf der einen, Herabwürdigung bis zur Rechtslosigkeit auf der andern Seite. Gerade aber dieses geschah ganz offen in jener Zeit in deutschen Landen, und nicht etwa, wie man uns glauben machen möchte, in Bayern, das wegen seiner Anhänglichkeit an den überlieferten Glauben nur zu oft von Halbwissern mit dem Geifer fanatischer Beschränktheit überschüttet wird — sondern gerade in jenen Staaten, welche mit der Veränderung des Kirchenthums auch ihre politische Grundlage veränderten. Es ist ein entschiedenes Verdienst des Verfassers der vorliegenden Geschichte, auf den Contrast aufmerksam zu machen, welcher zwischen der Behandlungsart Andersgläubiger in Bayern unter H. Albrecht V. und z. B. in Sachsen, dem Sitze der neuen Lehre, statt fand. Ueberhaupt erregt die Lectüre dieses Buches das wohlthätige Gefühl, daß in der Zeit, wo das deutsche Reich durch seine eigenen Glieder der Auflösung immer näher geführt wurde, Bayern sich vor allen durch Festhaltung an den Principien der deutschen Reichsverfassung auszeichnete, und seine Fürsten nicht bloß dadurch sich ei-

nen Namen machten, daß sie katholisch blieben, sondern in nicht minderem Grade, daß sie von Herzen deutsch waren, deutsch fühlten, dachten, handelten und weit entfernt unter der Firma der Rettung deutscher Freyheit den selbstsüchtigsten Interessen zu huldigen, mit Aufopferung ihrer Person, ihrer Lande und Leute, das Reich wie gegen die Factionen, so auch, wenn es Noth that, gegen einen pflichtvergessenen Kaiser selbst zu vertreten und zu beschirmen bereit waren. Andererseits waren sie aber auch hochherzig genug, wo das beschränkte Nationalinteresse mit dem christlichen in einen unvermeidlichen Conflict gerieth, dem höheren und universellen den Vorzug einzuräumen.

In dem achten Abschnitte stellt der Verf. im Zusammenhange dar, welche Maßregeln H. Albrecht in Bezug auf Schule und Unterricht ergriffen. Hier ist dann auch von dem Einflusse der Jesuiten und der nicht bayerischen Lehrer, die der Herzog in das Land gerufen, ausführlich die Rede. Dann werden die freundlichen Verhältnisse zwischen Oesterreich und Bayern besprochen; es wird der Einfluß erwähnt, welchen H. Albrecht auf die Sinnesänderung seines Schwagers, des K. Maximilian II. ausübte, und dabey auch gezeigt, wie die Verschiedenheit der Behandlung der landständischen Verhältnisse in beyden Ländern das Geschick derselben auf ein halbes Jahrhundert entschied. Denn das mögen diejenigen wohl bedenken, welche Albrecht V. sein festes Auftreten gegen die Landstände verargen, daß die Entschiedenheit, mit welcher Bayern gegen Ende des sechzehnten und im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts sich benahm, von der vorausgegangenen Ordnung seiner inneren Zustände bedingt war, und die politische Hinfälligkeit und Zerrissenheit Oesterreichs in derselben Periode auf das Genaueste mit den Concessionen zusammenhängt, welche von Max II. bis Ferdinand II. die östreichischen Fürsten bis zur Vernichtung des fürstlichen Ansehens den Ständen ertheilten. Wie wäre es aber wohl mit Deutschland gestanden, wenn die inneren Unruhen, welche Oestreich zerfleischten, auch in Bayern ihren Wiederhall gefunden hätten, die geistlichen Fürstenthümer, die katholischen Lande des Reiches damit ihrer Schutzmacht verlustig gegangen wären? Gäbe es heute wohl noch ein Deutschland?

Der Verf. führt diese Vergleichung der Zustände Bayerns mit denen anderer deutscher Länder noch weiter aus. In der Wüste des damaligen Treibens, wo die einzelnen Höfe sich in Völlerey und Unsittlichkeit überboten (vergl. S. 238. 239 die Schilderung K. Joachim's II. von Brandenburg und Christian's II. von Sachsen, „der durch unmäßiges Trinken und zügellose Wollust zum Krüppel geworden"), war Bayern einer lieblichen Oase zu vergleichen, wo Sitte und Anstand, Künste und Wissenschaften gepflegt wurden und das hievon nicht bloß äußerlich berührte Gemüth des Herzogs auch anderen eine angenehme Existenz zu sichern bemüht war.

Wir glauben wohl, daß die lange und ausführliche Besprechung der Regierung von Maximilians Großvater Manchen eine lästige und unnöthige Erweiterung des Gegenstandes bedünken möchte. Von 473 Seiten des Bandes reichen 234 nur bis zu dem Tode H. Albrechts (24. October 1579)! Und doch fühlen wir uns gedrungen, was wir sonst unbedingt tadeln würden, dießmal zu rechtfertigen. In keinem Theile der bayerischen und der deutschen Geschichte ist der Boden so wenig fest, als in der von dem Verf. behandelten Epoche. Die vielen neuen Belege, welche demselben zu Gebote standen, gestatteten ihm nicht, sich auf irgend eine vorausgegangene Bearbeitung zu stützen. Die Beziehungen der Geschichte Maximilians auf die seines Vaters und Großvaters sind ferner so innerlich und mannigfaltig, die ganze Stellung und das Wirken Max I. ist unverständlich, ohne eine genaue und tiefe Auffassung der Richtung, die Bayern unter den früheren Regierungen genommen; zugleich muß sich jeder der Mühe, die sich der Verf. genommen, in Wien und München die Archive zu durchstöbern, so verpflichtet fühlen, daß statt eines Tadels dem Verf. wohl gerechte Anerkennung zu Theil werden dürfte, und was etwa von Seite des strengsten Kritikers als Fehler in der Form betrachtet wird, erweist sich so dem Inhalte nach als wesentliche Bereicherung des Stoffes, als ein Vorzug so bedeutender Art, daß gewiß kein Historiker hierüber einen Tadel wird laut werden lassen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. November.

Nro. 232. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Histoire de Saint Bernard. Par l'Abbé Théodore de Ratisbonne. Paris librairie catholique de Perisse Frères. 1840. T. I. LXXVII. et 576, T. II. 568 p. in gr. 12.

Längst schon verdiente der große Kirchenlehrer des zwölften Jahrhunderts, der Ultimus inter patres, der currus Ecclesiae et auriga ejus, wie ihn ein Zeitgenosse nennt, eine eigene Darstellung wie nach seinem tiefen innern Leben, so nach seiner äußern Beziehung der Kirche in seiner zweyfachen Wirksamkeit als Lehrer und in der noch weit wichtigern und nachhaltigern als Geschäftsmann, — wenn es anders erlaubt ist, diesen Ausdruck neuerer Zeit auf einen Mann anzuwenden, bey welchem aller Ruhm nur Manifestation des Glaubens und der Glaube nur die vollendeste Lebensthätigkeit genannt werden darf. Es hat zwar seiner Zeit Neander dem verdankenswerthen Bemühen sich unterzogen, auf den heiligen Bernhard durch eine eigene Schrift aufmerksam zu machen. Wiewohl seinem Versuch billige Beurtheilung des Mannes nicht abzusprechen ist, mag er doch eher ein Umriß desselben als ein vollkommen getreues weil farbenreiches Bild genannt werden. Ein solches ließ sich auch kaum von einem andern als von einem solchen erwarten, welcher zu der Kirche, in welcher der heilige Bernhard nicht sowohl geboren, als von welcher er genährt und durch die er zu seiner Größe herangezogen worden ist, in voller und klar bewußter Beziehung steht. Zwar vernahm der Verf. der vorliegenden Lebensgeschichte, nachdem er in seiner Arbeit bereits weit vorangeeilt war, daß der Biograph der heiligen Elisabeth, Graf Montalembert, seine literarische Thätigkeit dem gleichen Gegenstande zugewendet habe; was ihn jedoch nicht bewegen konnte, sich von seinem Unternehmen zurückzuziehen, indem er richtig bemerkt, daß die Erörterung und Darstellung eines so hochwichtigen Gegenstandes durch die Behandlung zweyer, von einander unabhängiger Schriftsteller nur gewinnen könne. Bescheiden aber sagt er von seinem Werk: loin de suppléer à un ouvrage attendu avec une si juste impatience, notre travail la rendra plus nécessaire et n'aspire qu'à lui servir de precurseur. —

In der Einleitung zuerst den Begriff der Kirche aufstellend und darauf hinweisend, wie das nach Aussen Wirkende und das in das in der Tiefe Waltende, jedes aber das andere ergänzende und durchdringende Element der Kirche, jenes in dem heiligen Petrus, dieses in dem heiligen Johannes vorgebildet sey, sucht der Verfasser in raschem Ueberblick darzustellen, wie durch den Verlauf der Jahrhunderte je zu Zeiten, in welchen das thätige und erfolgreiche Einwirken der einen oder andern dieser Elemente eine Lähmung zu erleiden geschienen habe, die göttliche Vorsehung durch Erweckung irgend eines Regenerators oft unerwartet ins Mittel getreten die Lebenskraft der Kirche nach zeitweiligem Bedürfniß in ihrer Fülle wieder hervorgebrochen sey, die feindseligen Kräfte überwältigt, zurück getrieben habe. So sey der heilige Bernhard erschienen in einer Zeit, in welcher ein Schisma die Kirche in ihrem äußern Bestehen, der auftauchende Rationalismus

deren inneres Wesen, der Irrglaube, als des Letztern Eingeborner, beyde gefährdet habe.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte des bayerischen Herzogs und Kurfürsten Maximilian des Ersten. Von C. M. Freyherrn v. Aretin.

(Schluß)

Auf dem Grunde, den Albrecht V. gelegt, baute sein Sohn H. Wilhelm V. weiter fort und verschaffte Bayern jene auswärtige Bedeutung, welche der Landsberger Verein zum Theile schon in sich schloß und die in ununterbrochener Folge durch die gleiche und unermüdete Thätigkeit Albrechts und Wilhelm's endlich das Erbgut Maximilian's wurde.

Gleich anfänglich kann es hier dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen, in welchem Uebergewichte zu dem benachbarten Oestreich Bayern dastand, seitdem es seine inneren Verhältnisse glücklich geordnet. Die Bemühungen H. Wilhelm's, auch das Nachbarland seinen Wirren zu entreißen, bilden einen höchst interessanten Abschnitt des vorliegenden Werkes und zeigen, wie wenig das vereinzelt dastand, was Maximilian in gleicher Absicht durchführte. Der ganze Hof zu Grätz ward durch den Einfluß H. Wilhelm's neu besetzt. Vom Apotheker und Leibarzt gieng die Veränderung bis auf Thürhüter und Ofenheitzer. Und als deßhalb im Jahre 1582 Abgeordnete der lutherischen Landstände von Inneröstereich am Reichstage und die Kurfürstin von Sachsen bey der Erzherzogin, Wilhelm's Schwester, Beschwerden erhoben, ward in der, zu München entworfenen Antwort ausdrücklich und schlagend bemerkt: „ob ein einziger lutherischer Fürst den katholischen Unterthanen in seinem Lande gestatte, die heilige Messe lesen zu lassen oder sonst einigen katholischen Gottesdienst zu halten, sie seyen gleich Herren von Adel oder Bürger.“

Während die Schwäche Oestreichs trotz dem, daß die kaiserliche Würde bey diesem Hause blieb, Bayern zur katholischen Hauptmacht erhob, brachte das Auftreten des Calvinismus und die Cölner Irrungen demselben neues Ansehen und eine unverhoffte Gelegenheit zum überwiegenden Einfluß in Deutschland. Wer die Geschichte Bayerns in jener Zeit nicht geradezu mit vorurtheilsvollem Blicke betrachtet, wird zugestehen müssen, daß von allen deutschen Fürsten keiner so sehr an der alten Reichsverfassung hieng, an der Aufrechthaltung des Religionsfriedens so rastlos arbeitete, als H. Wilhelm V. Es ist in der That fast unglaublich, welche Verkehrtheiten gerade in Bezug auf den fortwährenden Versuch der Calvinisten, den Religionsfrieden umzustürzen, die deutschen Historiker und zwar nicht die unansehnlichsten, ihren geduldigen Lesern aufbürdeten, welcher literarischen Taschenspielerey man sich bediente, um zuletzt diejenigen, welche die deutsche Reichsverfassung aufrecht zu erhalten suchten, als die Feinde, die erklärten Gegner deutscher Freyheit, hinzustellen. Freyherr v. Aretin hat bereits im ersten Bande von Bayerns auswärtigen Verhältnissen, mit welchem in der Historiographie Bayerns eine neue Epoche beginnt, das richtige Verhältniß herzustellen gesucht. Noch mehr geschieht es in diesem Bande, dessen letzte Abschnitte diese Zustände, besonders den Deputationstag zu Worms 1586 und den berühmten Reichstag d. J. 1594 commentiren. Die Bemühungen der Calvinisten, Deutschland in ihren Bereich zu ziehen, erweckten in H. Wilhelm den Gedanken, einen „beharrlichen schirmbverein, wie ain defension wider einfallend unglükh und unrueh anzestellen — (Starnberg 2. Junii ao. 83); die Gemüther der obersten Potentaten und Obrigkeiten der Christenheit zusammenzubringen.“ Es war ein Gedanke, den die Nothwendigkeit eines gewaffneten Widerstandes wider allgemeinen Angriff eingab und welcher, als er in Deutschland scheiterte, wenige Jahre später von P. Sixtus V. aufgegriffen wurde, der die Worte H. Wilhelm's: „auch findet man in den Historien, daß gemeiniglich, wenn es ad desperationem gegangen, Gott einen Mann zur Wiedererbauung erweckt hat“ — zu erfüllen berufen zu seyn schien. Die Erlangung des kurfürstlichen Stuhles für H. Ernst und seitdem für die Secundogenitur des bayerischen Hauses ist ausführlich und auf eine Weise bespro-

chen, daß man daraus die fast unbeschreibliche Mühe kennen lernt, welche dieses für Deutschland und die katholische Kirche so wichtige Ereigniß dem Herzoge kostete. Wir führen hier des Verfassers eigene Worte an: (S. 280. 281)

„So sah nun H. Wilhelm diese Angelegenheit, welche Jahre lang seine unermüdliche Thätigkeit in Anspruch genommen hatte, zu erwünschtem Ende gebracht. Nur wenn man den Verhandlungen in alle ihre Einzelnheiten folgt, bekommt man einen Begriff von der unsäglichen Mühe, welche der bayerische Herrscher darauf verwendet und von den Widerwärtigkeiten und Verdrüssen aller Art, durch welche er den Erfolg erkaufen mußte. Nicht allein mit der erbitterten Leidenschaftlichkeit der Gegner, sondern auch mit der Lauheit und zum Theil selbst der Eifersucht der Glaubensgenossen, ja sogar mit der Kleinmüthigkeit des eigenen Bruders hatte er zu kämpfen. Aber der Lohn war des Kampfes werth; denn die katholische Kirche Deutschlands war in größerer Gefahr gestanden, als man beym ersten Anblicke glauben möchte. Dem Anscheine nach handelte es sich nur um ein einzelnes Erzstift, in der Wirklichkeit aber um den Bestand des katholischen Glaubens in ganz Deutschland. War der Damm des geistlichen Vorbehaltes einmal in dieser Weise durchbrochen, so stürmte die Fluth unaufhaltsam herein; ein Stift nach dem andern wurde dann verschlungen, und das vereinzelte Bayern konnte zuletzt gleichfalls nicht mehr widerstehen. Gesetzt aber auch, daß die Bewegung vor der Hand auf das Kurfürstenthum Cöln beschränkt geblieben, so hätten doch die Protestanten die Mehrheit im kurfürstlichen Collegium, und hiedurch die Macht erhalten, alle conservatorischen Reichsgesetze über den Haufen zu werfen, von welcher sie auch bey erster Gelegenheit Gebrauch gemacht haben würden, um den Katholicismus nach und nach aus ganz Deutschland zu vertreiben. Mit frohem Danke erkannten daher auch die hellersehenden unter den Zeitgenossen es an, daß dem bayerischen Hause der Ruhm gebühre, in dieser großen Gefahr den alten Glauben in Deutschland gerettet zu haben. „Man muß billig bekennen, schreibt der kurtrierische Kanzler, daß schier die ganze Erhaltung unseres ächt christlichen Glaubens, das Heil vieler Seelen und des heiligen Reichs meiste Wohlfahrt in dieser Zeit auf dem hochlöblichen christlich eifrigen bayerischen Blut beruhe.“

Was aber den bayrischen Fürsten des sechzehnten Jahrhunderts einen besondern und wahrhaft unvergänglichen Glanz verleiht, war die reine Gesinnung, welche sie beseelte und ihrer Politik einen höhern Stempel verlieh. Man hat an ihnen, wie auch insbesondere an Maximilian getadelt, daß sie ihr Interesse nicht verstanden, ihren wahren Nutzen nicht gekannt, die schönsten Gelegenheiten unbenutzt hätten verstreichen lassen. Je tiefer wir durch Forschungen, wie die vor uns liegende, in das Innere der bayerischen Geschichte eindringen, desto schaler und oberflächlicher erscheinen uns diese Vorwürfe wenigstens für die hier behandelte Periode. Gar viele Fürsten, vorher, in jener Zeit und nachher haben die Religion zum Hebel ihrer Politik zu gebrauchen gesucht; ihr Antheil ward aber in der Regel neben einem augenblicklichen, zeitlichen Vortheil nur der, daß sie einen gewaltigen Haß auf ihre Confession, das Werkzeug ihrer Politik, hervorriefen und gegen das Ende ihrer Tage die traurige Erfahrung ärndteten, daß sich nun einmal ohne größten und unausbleiblichsten Nachtheil mit gewissen Dingen nicht spielen läßt. Die bayrischen Herzoge befolgten in der Einfachheit ihres Wesens nur einen Grundsatz, die Lehre des Evangeliums: „Trachtet zuerst nach dem Reiche Gottes und dessen Herrlichkeit, das Uebrige wird euch von selbst zu Theil werden.“ Eine einfache Vergleichung der Herzoge Albrecht V., Wilhelm V. und Maximilian mit ihren Zeitgenossen *) — zeigt auch den glänzenden Unterschied ihrer Auffassungsweise und der rein weltlichen Politik anderer. Auch ist der Segen nicht ausgeblieben. Denn wenn auch der Zuwachs an Territorium fast gar nicht anzuschlagen ist, so erhielt doch das kleine Land eine solche Bedeutung, daß München einen Rang gleich Madrid oder Wien behauptete, und frägt man den Bayer um die Glanzepoche seiner Geschichte, so kann er mit Stolz auf die Regierung jener Herzoge hinweisen, die keine höhere Aufgabe kannten, als Gott zu dienen und ihrer Pflicht als Fürsten genug zu thun, indem sie rastlos an dem Wohle ihrer Völker arbeiteten.

*) Man sehe z. B. was der Verf. S. 245 über den Churf. August und dessen religiöspolitischen Bestrebungen „zur Erhaltung und Vermehrung seiner fürstlichen Autorität und politischen Gewalt“ aus Urkunden anführt.

So angesehen H. Wilhelm V. als Staatsmann in der Geschichte dasteht, so ungemein liebenswürdig erscheint er als Gatte und als Vater. Indem uns der Verfasser das herzogliche Familienleben aufschließt, die Sorge H. Wilhelm's für die tüchtige Heranziehung und Bildung seiner Söhne zeigt, hat er uns eines der lieblichsten Bilder der deutschen Geschichte erblicken lassen.

„Wenn," so schließt der Abschnitt hierüber, welchen Niemand ohne die freudigste Rührung lesen wird und dessen Inhalt allein H. Wilhelm einen unvergänglichen Ruhm unter dem bayr. Volke bereiten wird — „sein Bestreben vor Allem dahin gegangen war, in seinem ältesten Sohne (Maximilian) einen kräftigen Regenten heranzubilden, fähig, dem nahenden Sturme zu trotzen, als eine feste Stütze für seinen Glauben wie für sein Vaterland: so hatte er nicht minder Sorgfalt auf die Erziehung der beiden nachgebornen Prinzen gewendet, welche dem geistlichen Stande bestimmt waren. Zu lebhaft hatte er gefühlt, welche Wunden der Kirche durch ihre eigenen Hirten geschlagen worden, als daß er nicht Alles aufgeboten hätte, in seinen Söhnen Kirchenfürsten zu schaffen, welche, gleich ausgezeichnet durch Sitten-Reinheit wie durch Geistesbildung als Vorbilder für den gesammten deutschen Clerus dienen konnten."

Die innige Eintracht, welche zwischen dem H. Maximilian und seinem Vater obwaltete, sicherte dem Lande die Fortführung jenes Systemes, das H. Wilhelm begonnen und auf welchem auch wesentlich alles beruhte, was Maximilian während seiner langen Regierung Bedeutendes that. Der Verf. hat auch in diesen Abschnitten ungekannte handschriftliche Quellen benützt und dadurch die Forschungen Anderer, wie z. B. Wolffs (S. 362) wesentlich berichtigt. Wir freuen uns aber insbesondere, daß er von den Jugendjahren Maximilians und seiner Geschwisterte eine so ausführliche Erzählung mittheilte. Galten doch die bayrischen Prinzen gleich leuchtenden Sternen am politischen Horizonte. „Nur von Euch und Eures Gleichen — rief ihnen Justus Lipsius zu, ist Abhülfe der Verderbniß zu erwarten, an welcher nicht allein Deutschland, sondern ganz Europa leidet."

Ruhig konnte deßhalb H. Wilhelm, als er fühlte, wie nothwendig es sey, Finanzreformen zu treffen, deren Durchführung er sich selbst nicht gewachsen erachtete, die Last der Regierung seinem Sohne übertragen, dessen Erziehung, die eingesogenen Grundsätze und die Proben, welche er bereits in wichtigen Verhandlungen von seiner inneren Tüchtigkeit gegeben, eine hinlängliche Bürgschaft für das künftige Heil Bayerns waren.

Bis dahin, dem Regierungsantritte Maximilians im Jahre 1598 hat der Verf. den ersten Band geführt, er schließt mit den Worten:

„Es war eine schwere, verhängnißvolle Zeit, in welcher Maximilian die Regierung antrat; scharf blickende Geister erkannten bereits das Herannahen jenes furchtbaren Kampfes, welcher, so wie er eine nothwendige Folge der kirchlichen Umwälzung war, auch unser deutsches Vaterland, wo die Bewegung ihren Ursprung genommen, zum Hauptschauplatze seiner Verheerungen wählte."

„Auch den Herzogen von Bayern, Vater und Sohn, war es klar, daß der Ausbruch nicht mehr fern stand; dieß erhellt aus allen Anordnungen, welche sie trafen. Aber Maximilian war in jeder Beziehung der Mann, der nahenden Gefahr ruhig und unverzagt ins Antlitz zu schauen; auf ihn fand der Wahlspruch seines Großvaters seine volle Anwendung: Impavidum ferient minae."

Von S. 477 — 521 folgen mehrere interessante Aktenstücke, Briefe ꝛc., ein Excurs über die zweydeutige Rolle Lazarus von Schwendi ꝛc.

Das Titelblatt ziert eine vortreffliche Abbildung der Reiterstatue des Churf. Max auf dem Wittelsbacher Platz, in Golddruck. Die ganze Ausstattung des ersten Bandes mit schönen, großen Lettern ist rühmlichst anzuerkennen. Möge der zweyte Band dem ersten bald folgen und die bekannte Vorliebe der Bayern für vaterländische Geschichte sich in dem tüchtigen Studium dieses ausgezeichneten Werkes erweisen, das seinem Verfasser und der deutschen Literatur alle Ehre macht.

S. M. der König haben die Dedication der Geschichte dieses großen Vorgängers anzunehmen geruht.

Höfler.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. November.

Nro. 233. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Histoire de Saint Bernard. Par l'Abbé Théodore de Ratisbonne.

(Fortsetzung.)

Fassen wir die Jugendjahre und die ausschließlich in dem Klosterleben verlaufende Zeit des heil. Bernhard (welche der Verf. in zwey Perioden getheilt hat) in eine zusammen, da jene gewissermassen bloß Vorschule von diesem waren, so ist die Eintheilung seiner Geschichte in vier Hauptphasen: in das ascetische, in das politische, in das wissenschaftliche, in das apostolische Leben, durch dessen Verlauf und Bernhards wesentlichste Wirksamkeit in jeder derselben, in dieser oben bezeichneten Reihenfolge vollkommen gerechtfertigt, nur daß, seinem Stand zufolge, der Einfluß der ersten auf natürliche Weise durch die übrigen drey sich hindurch flicht.

Wie der heilige Bernhard, des edlen Herrn Tecelin dritter Sohn, im Jahr 1091 (nähere Zeitbestimmung ist uns nicht übrig geblieben), auf dem Schloß Fontaines in Burgund geboren, durch mütterlichen Einfluß zu seinem nachmaligen Stand vorbereitet, sammt andern Gefährten zu Chatillon ein Ascetenleben führte, noch bevor er mit diesen nach Citeaux aufbrach, das alles müssen wir übergehen, um bloß noch die merkwürdige Erscheinung zu berühren, wie um die gleiche Zeit Romuald und Johann Gualbert in Italien, Stephan von Auvergne, Bruno, Bernhard und Robert von Arbrissel in Frankreich, der Stiftsherr Norbert aus Deutschland und nicht viel später Guilbert, von Sempingham in England von dem Glanz, den Wagnissen und den Zerstreungen einer adelichen; oder von den größeren Gemächlichkeiten und dem Ansehen einer höheren kirchlicher Stellung geführten Lebens zu aller Strenge, allen Entbehrungen und allen Mühseligkeiten des strengsten Anachoretenlebens sich wendeten, sondern alsbald und vornehmlich aus denjenigen Ständen, denen sie zuvor angehört, so viele Gefährten fanden, die sich ihnen anschlossen, so viele Frauen, die ihnen es gleich zu thun sich angelegen seyn ließen, daß jeder derselben der Stifter eines neuen, in kurzem zum besondern Stamme sich erkräftigenden Zweiges der durch den heil. Benedict in die Kirche eingeführten Lebensweise und Lebensrichtung werden konnte. Staunt man über das kümmerliche Leben, welchem Bernhard und seine Gefährten nach ihrem Auszug aus Citeaux in das Wermuthsthal (ihnen aber gerade deßwegen als clara vallis erscheinend) sich unterzogen, so staunt man noch mehr über den unablässigen Zuwachs an Theilnehmern der äußern Mühsale und der innern Freudigkeit, der nicht allein eine stäte Erweiterung dieses zweyten Stammhauses, sondern bald die Anlegung neuer Colonien nothwendig machte. Und wen finden wir, gleichsam sich herbey drängend? — Grafen, Ritter, Edle, Bischöfe, Würdenträger der Kirche, hochangesehene Lehrer. Es ist dieß eine Thatsache, die unseres Bedünkens in ihren innersten und geheimsten Motiven noch nicht gehörig gewürdigt worden ist, am allerwenigsten aber mit den beliebten Ausdrücken: Fanatismus, Aberglaube, Finsterniß niedergetrumpft werden kann.

Vom Jahr 1113 an, in welchem Bernhard in das dem Absterben nahe Citeaux neue Lebenskräfte brachte (zwey Jahre vorher gründete er Clairvaux), bis zum Jahr 1130 führte er ausschließlich

sein Ascetenleben, jedoch in mannigfaltiger Wirksamkeit nach Außen, dessen Ausgangs- und Zielpunkt indeß immerhin jenes war und blieb.

In dieser Stellung und Thätigkeit erscheint er nun als rüstiger Kämpfer für alte Lebensstrenge, als ernster Tadler des cluniacensischen Glanzes, als muthiger Eiferer gegen alle eitle Hoffart oder Ungebühr der Weltgeistlichkeit, wo und in welcher Form er dieselbe vorfand. In dieser Stellung drängten sich zu ihm Besuche aus allen Weltgegenden, stand er in Briefwechsel nach allen Richtungen, ertheilte er Rath für ein zu Gott gewendetes Leben, ward er bey Mächtigen der Fürsprecher von Bedrängten, gewann er Brüder in Menge, zog er Fürstensöhne und Edelfrauen, selbst den eigenen Vater hinüber zu gleicher Richtung, fesselte er den großen Suger, daß er sein St. Denis aus einer succursale du Louvre in ein Gotteshaus nach alter Regel verwandelte, sandten berühmte Lehrer ihre Schriften ihm zu, suchte er unablässig durch Predigten (die ihm nachgeschrieben wurden 1, 213) in dem innern Leben in Christo zu begründen, welches in seinen Vorträgen über das hohe Lied so rein, so warm, so klar, so voll strömt. Mochte er auch einige Ordensbrüder zum Mitleid aufrufen mit ihm (Ep. 12 ed. Mabill.), den unablässige Arbeit dem federlosen, aus seinem Nest geworfenen, Ungewitter und Sturm preis gegebenen Küchlein gleich stelle, — über allem dem, was von außen an ihn sich herandrängte, lebte er doch nur ein innerliches Leben; denn wie er als Novize nicht wußte, ob die Decke der Schlafkammer flach oder gewölbt sey, ob das Bethaus am Ende Fenster habe oder nicht, (1, 74) so wurde er bey einem Besuch in der Karthause erst durch das Befremden eines dortigen Bruders darauf aufmerksam gemacht, daß er auf einem reich aufgeschirrten Pferde dahin gekommen sey. Mit dem Concilium von Troyes (aus dessen Auftrag er bekanntlich die Regel für den Tempelherrnorden verfaßte), zu dem er nur sich sträubend und in schuldigem Gehorsam gegen den ausdrücklichen Befehl des Papstes sich einfand, schließt sich die erste Periode seines Lebens.

In die äußern Geschicke der Kirche — damals der Weltbegebenheiten — griff Bernhard thätig ein mit dem Beginn des Schisma's (gewissermassen Folge des Investiturstreites), welches in der Erwählung des Cardinals Pierleone (Anaclet II.) gegen Innocenz II. sich erhob. Man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, es sey eigentlich der h. Bernhard gewesen, welcher diesen auf dem heiligen Stuhl gefestigt, jenen, trotz seiner mächtigen Beschützer, von demselben heruntergeworfen habe. Sein Ruf war zu weit verbreitet, sein Ansehen zu allgemein geltend, als daß Ludwig VI. bey dem Concilium, welches er nach Etampes berief, ihn hätte übersehen sollen. Er sandte ihm daher eine dringliche Einladung zu, worauf die versammelten Väter an seinen Entscheid appellirten, der dahin ausfiel: Innocenz II. sey der ächte Papst, das rechtmäßige Haupt der Kirche. Dem, der diesen Entscheid ausgesprochen, lag es auch ob, alles anzuwenden, um Innocenz II. Anerkennung durch die Christenheit zu verschaffen. Hiezu entwickelte der bis dahin bloß auf die Klosterzelle und die geistlichen Uebungen seines Standes angewiesene Ordensmann eine Thätigkeit, welche in Staunen setzen muß. Deßwegen sehen wir den heil. Bernhard nach England gehen, Innocenz zu Kaiser Lothar begleiten, nach Aquitanien eilen, um den Herzog Wilhelm zu gewinnen (was nur der merkwürdigsten Unerschrockenheit und Festigkeit gelingen konnte), mit des Kaisers Heer nach Italien ziehen, in den widerstrebenden Städten Frieden predigen, Lothars Krönung beywohnen, ihm nach seiner unerwarteten Rückkehr nach Deutschland folgen, dort die Hohenstaufen mit ihm aussöhnen, alsbald wieder in Italien erscheinen, den König von Frankreich bewegen, seine Bischöfe an das Concilium von Pisa ziehen zu lassen, in Mailand die innere Partheyung ausgleichen, Alles das zu jenem einen Zweck allgemeiner Anerkennung Innocenzens. Was ist alle Gewandtheit der Diplomatik, was sind alle Feinheiten der Staatsmänner, was ist alle politische Klugheit und Berechnung unserer Zeit gegen die siegreiche Geistesmacht eines solchen schlichten Gottesmannes in einem Jahrhundert, in welchem das Christenthum und die Kirche das Lebenselement alles Daseyns war! Wie nach allen diesen Erfolgen das Schisma unter dem Schutz des Normanenfürsten dennoch fortdauerte, war es wieder der heil. Bernhard, der

den Kaiser zum Heereszug gegen denselben vermochte, der ihm sich anschließen mußte, dessen Wort allein nach Lothars Tod Rogern entwaffnete, ihn mit Innocenz aussöhnte, und den Gegenpapst Victor (Anaclets Nachfolger) zur Unterwerfung unter das rechmäßige Oberhaupt der Kirche bewog. Aber eben die Stimme, welche zu dem König, wo er auf dem Wege des Unrechts wandelte, sagte (Ep. 221): „Bekehre dich wie der König von Ninive, denn schon ist die strafende Hand Gottes wider dich erhoben," ließ sich (in Bezug auf die nachherige Behandlung Victors) gegen den Papst vernehmen: „Gäb' es einen Richter, vor welchen ich Euch fordern könnte, ich wollte Euch zeigen, wie Ihr behandelt zu werden verdientet; da es aber einen solchen nicht giebt, so appellire ich von Euch an Euch selbst, denn Euch liegt ob Gerechtigkeit zu üben gegen Jedermann." Hat man Ursache, eine Civilisation zu preisen, welche dergleichen ungeschlachte Reden unmöglich macht?

Die dritte Phase (in unserm Werk vierte Epoche) von Bernhards Leben bezeichnet unser Verf. als vie scientifique desselben. Hauptmoment sind die Streitigkeiten mit Abälard, dessen Lehre im Zusammenhang mit andern vorangegangenen oder gleichzeitigen Erscheinungen eine etwas einläßlichere Erörterung gewidmet ist. Man könnte Abälard den Hermes seiner Zeit nennen. Ohne gerade von der Lehre der Kirche in irgend einem wesentlichen Punkte derselben bedeutend abzuirren, konnte er um so verderblicher dadurch werden, daß er, anstatt dem gesammten Inbegriff derselben den Glauben zum Substrat zu geben, sie auf den dürren und haltlosen Boden der menschlichen Vernunft bauen, und anstatt der christlichen Fundamentaltugend, der Demuth, das menschliche Erbübel, den Hochmuth zum Medium der Heilswahrheiten machen wollte. Was half es, das unangetastet zu lassen, wenn man dessen Boden untergrub. Da man von dem Verfasser nicht erwarten darf, daß er, gleich so manchem Schriftsteller unserer Zeit, dasjenige, was je in irgend einem Bestreben wider die Kirche sich erhoben hat, als Fortschritt oder als Beytrag zu einer heilbringenden Geistesemancipation präconisire, so darf man auch in seinem Werk keine Verdächtigung von Bernhards Verfahren gegen Abälard suchen, woran es freylich schon jener Zeit nicht fehlte. Klagt man aber denselben an, d'avoir déployé contre Abailard un acharnement peu digne d'une âme noble et sainte, so vergesse man doch nicht, wie ungerne er an dem Concilium zu Sens sich eingefunden (Ep. 189), wie er es abzulehnen gesucht, wie er sich unfähig erklärt habe, gegen einen so gewandten Dialektiker aufzutreten. Dafür erkennt unser Verf. in Abälards Widerruf den sieglenchtenden Strahl göttlicher Gnade.

Seine Lehre blieb aber nicht auf dem Gebiete der Speculation. Arnold von Brescia suchte sie auf den Boden der Praxis zu verpflanzen. Auch dieser fand an Bernhard den entschiedensten und einflußreichsten Widersacher. Diese Abtheilung des Buches spricht dann noch von B's. Verhältniß zu seinem ehemaligen Schüler Papst Eugen III., dessen Wahl und Umwandlung aus einem zaghaften, kaum der Leitung eines Klosters gewachsenen Mönch in ein kräftiges Oberhaupt der Kirche eine der merkwürdigsten (obwohl nicht beyspiellosen) Erscheinungen in dem Leben der Kirche ist; ferner über B's. union de l'âme avec Dieu, als dem obersten Princip seiner Lehre und dem wesenhaften Unterschied desselben von dem modernen Pantheismus, der bey verwandter Redeweise aber so entschieden antichristlich als jene entschieden christlich ist; endlich wird darin ein Blick geworfen auf das scheußliche Ketzerwesen, welches in dieser Zeit in den mannigfachsten Mißgestaltungen, jedoch in vereinter Feindseligkeit gegen die Kirche sich erhob.

Der letzte Abschnitt wird als vie apostolique der Heiligen bezeichnet, weil er in diesem vorzüglich um das Kreuz zu predigen durch die Länder zog. Der Verf. betrachtet den Kreuzzug Kaiser Conrads und Ludwigs VII, wiewohl in seinem Zweck auf schreckliche Weise mißglückt, als eine Veranstaltung Gottes zum Heil der Kirche, um die zu deren Verderben angeregten und bereits zu so manchen Verirrungen und Ausbrüchen veranlaßte menschliche Speculation durch einen andern Gegenstand zu fesseln, anneben die Christenheit von so manchen unsaubern Elementen zu säubern. Immerhin mag dieß eine Ansicht genannt werden, welche neben

mancher andern, welche Schriftsteller zu äußern sich erlauben, ihre Stelle einnehmen, von demjenigen aber, welcher eine immerwährende Fürsorge des Ewigen um die durch seine Barmherzigkeit in die Welt eingeführte Gnadenanstalt annehmen will, ungewürdigt nicht von der Hand gewiesen werden darf. — Nach Ankunft der Nachricht, Edessa sey von den Ungläubigen wieder erobert, hatte anfangs der König zu einer neuen Heerfahrt nur geringe, der Adel seines Reiches noch weniger Neigung. Der Abt Suger, gleichfalls auf diefer Seite stehend, rieth, man soll es Bernhardens Entscheid anheimstellen, was zu thun sey. Dieser drückte seine Gesinnung, die gegen Sugers Erwartung seyn mochte, in einem Brief an den Papst (Ep. 256) aus, und erhielt hierauf Befehl das Kreuz zu predigen. Der hagere, blaße, abgezehrte Mann riß hierauf in der Versammlung zu Vezelay nicht nur Alles hin, sondern unterzog sich seinem Auftrag im Weitern mit einer Rüstigkeit und Beweglichkeit die Alles in Staunen setzte. Wo er nicht in persönlicher Gegenwart durch das lebendige Wort wirken konnte, da geschah es durch das geschriebene. Er rief solche Begeisterung hervor, daß ihn nachmals die versammelten Krieger zu Chartres als Heerführer wählen wollten, was er aber mit noch größerm Recht ablehnte, als früher die versuchte Erhebung auf bischöfliche und erzbischöfliche Sitze. Aus Frankreich wendete er sich nach Deutschland und setzte in den rheinischen Städten der durch einen Mönch Rudolf hervorgerufenen Judenverfolgung (worüber der Bericht eines Zeitgenossen aus diesem Volk mit warmer Danksagung gegen B. noch vorhanden ist — s. Wilken Bd. III. Beyl. S. 12) ein Ziel. Der Ruf seiner allerwärts verrichteten Wunder (worüber II, 158 und das. d. Anmerkung) brachte die gesammte Bevölkerung in solche Bewegung, daß B. mehr als einmal in Gefahr stand von der Menge erdrückt zu werden.*) Einen ähnlichen Zug, wie denjenigen des Abts von Clairvaux von Frankfurt nach Constanz und von da wieder den Rhein hinab nach den Niederlanden, hat die Geschichte wohl schwerlich aufzuweisen.

Während die Heere auf dem Marsche nach dem Morgenlande begriffen waren, nahm Bernhards „apostolische" Wirksamkeit eine andere Richtung. Papst Eugen III. reihte ihn der Gesandtschaft an, welche er zur Bekehrung der bedrohlich sich mehrenden Irrgläubigen nach Südfrankreich ordnete. Daß an Einzelnen sein Bemühen nicht erfolglos geblieben seyn mag, ist mit Recht anzunehmen, daß es im Allgemeinen nichts fruchtete, lehrt die Geschichte. Kaum er in seine Einsamkeit zurückgekehrt war, lud ihn Erzbischof Adalbero von Trier zu der Kirchenversammlung, welche er zu Prüfung der Schriften und Gesichte der heil. Hildegard einberufen hatte, über welche und deren Verbindung mit dem hl. Bernhard der Verf. II. 255 ff. umständlichen Bericht erstattet. Nachdem ihm bald darauf zu Clairvaux die Freude eines Besuchs Papst Eugens III. wiederfahren, erscholl durchs Abendland die Kunde von dem unglücklichen Ausgang der Kreuzfahrt, worauf viele Stimmen gegen den vorhin so hoch gefeyerten Mann mit aller Bitterkeit sich erhoben, als trüge er die Schuld so schweren Unfalls, so allgemein verbreiteten Jammers. Noch anderer Kummer ward ihm zu schwerer Prüfung seiner letzten Lebenstage. Ein Mönch, den er mit seinem Vertrauen beehrte und zu seinem Schreiber ersehen, hatte sein Siegel nachgemacht, und unter diesem viele Briefe in seinem Namen erlassen, welche seine Ehre und seinen Ruf gefährden konnten; ein anderer Ordensbruder, den Eugen nach Rom berufen und zum Cardinalpriester von Ostia erhoben hatte, verläumdete ihn heimlich und öffentlich, was das XLV. Capitel dieser Geschichte: apologie de Saint Bernard veranlaßte.

(Schluß folgt.)

*) Welche zum Theil liebliche, zum Theil auch komische Erzählungen sich an den Aufenthalt Bernhards am Rheine knüpfen, mag der Leser in Geissel's interessanter Geschichte des Speyrer Dom's und Raumer's Hohenstaufen nachlesen. Wie in Speyer er unfehlbar erdrückt worden, hätte ihn nicht K. Conrad selbst auf seine Arme genommen und so aus dem Gewühle hinausgetragen; wie einer Schaar Ritter, die zum Turniere eilten, plötzlich alle Kampflust vergangen, als sie vom Biere getrunken, das er gesegnet, und sie nun die Waffen mit dem Mönchskleide vertauscht ꝛc.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. November.

Nro. 234. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

1. Historica Russiae monimenta, ex antiquis exterarum gentium archivis et bibliothecis deprompta ab A. S. Turgenevis. Tom. I, Petropoli 1841. XXII. 399 S. kl. Fol.
2. Historiae Ruthenicae scriptores exteri saeculi XVI. Collegit et ad veterum editionum fidem edidit Adalbertus de Starczewsky. I. Berolini et Petropoli 1841. II. 384 S. 1842. gr. 8.

Die beyden vorliegenden Bücher, obwohl von Privaten verfaßt, sind unter den Auspicien der russischen Regierung erschienen. Das zweyte ist dem Minister der Volksaufklärung, Hrn. von Uwarow gewidmet, und erfreute sich laut der Vorrede der besonderen und „königlichen“ Munificenz des Kaisers aller Reussen. Das erste, von Hrn. v. Turgenieff zum Theil unter höchst eigenthümlichen Verhältnissen, — jedermann in Rom weiß von seinem merkwürdigen Zusammentreffen mit Monsig. Marino Marini zu erzählen — gesammelt, ist auf Befehl des Kaisers publicirt worden, indem man hofft, „daß die Angelegenheiten von Polen und die Beziehungen Rußlands mit dem römischen Hofe“ dadurch in einem neuen Lichte erscheinen möchten.

Ohne uns auf die Nebenabsicht einzulassen, welche der Herausgabe beyder Werke zu Grunde liegt, können wir dennoch selbst von unserem rein wissenschaftlichen Standpunkte aus die Thatsache nicht übergehen, daß es sich hier um Erreichung eines besonderen Zweckes und zugleich nicht um eine vereinzelte literarische Erscheinung handelt. Denn wer Ciampi's Bibliografia critica delle antiche corrispondence politiche, ecclesiastiche etc. dell' Italia colla Russia und das Verhältniß des Verfassers zu Rußland kennt, in dessen Diensten früher dieser Schüler des bekannten Bischofs Ricci von Pistoja stand und in dessen Solde er noch jetzt steht; wer die Bezüge durchblickt, welche der Verf. in sein Werk einwebte und die eine von Anbeginn an feindliche Stellung der Päpste zu Rußland erweisen sollten, muß nothwendig das Erscheinen beyder Werke mit Ciampi's Buch und einer allen dreyen gemeinsamen Absicht in Verbindung bringen. Ferner darf auch nicht unerwähnt gelassen werden, daß, selbst als die Beschwerden des römischen Hofes über das Schicksal der unirten Griechen schon sehr lebhaft geworden, der Papst dem Archivar, den man zuerst durch klingende Ueberredungsmittel zur Herausgabe der gewünschten Documente zu bewegen suchte, gestattete, Hrn. v. Turgenieff die einschlägigen Urkunden aus dem vatikanischen Archive verabfolgen zu lassen, worauf Mons. Marino für seine Bemühungen die Decoration des St. Annenordens II. Classe empfieng. Fürwahr ein seltenes Beyspiel, demjenigen noch den Zugang zu den geheimsten Notizen zu gestatten, von welchem man keinen anderen als einen nachtheiligen Gebrauch erwarten kann.

Die vatikanischen Urkunden — mehr als 400 an der Zahl — bilden aber nur einen Theil der großen Sammlung für die russische Geschichte, welche das archäologische Collegium, dem die von Turgenieff gesammelten Documente zur Herausgabe zugetheilt worden waren, auf Befehl des Kaisers publicirt. Wir werden seiner Zeit nach dem

Erscheinen des zweyten Bandes über den Plan der Sammlung das Nöthige nachtragen und wenden uns gleich dem Inhalte des ersten Bandes zu.

Die 255 Documente (Bullen, Briefe, Relationen, Memorialen ꝛc.) stammen theils aus dem Vatican, theils aus Aldobrandinischen Collectaneen und reichen vom Jahre 1075 bis zum Jahre 1584, von P. Gregor VII. bis P. Gregor XIII. Leider stossen wir gleich anfänglich in der Vorrede auf eine Gesinnung, welche von dem Geiste, der in der Mehrzahl der Documente weht, himmelweit verschieden ist, und unter dem Scheine objectiver Erzählung hinlänglich die Absicht beweist, vor allem die päpstlichen Urkunden in das gehässigste Licht zu setzen. Auch schon in dieser Beziehung gehören die beyden vorstehenden Werke zu einander. So ist z. B. für Starczewski der in jeder Beziehung ausgezeichnete Jesuit Possevin, welcher den Frieden unterhandelte, dem Rußland verdankte, daß es ihm nicht geschah, wie es selbst später mit Polen verfuhr, nur ein nuntius papisticus, gleich als ob es den Beruf zum Geschichtsforscher bezeuge, wenn man die verdientesten Männer, wir wollen nicht untersuchen, welchen Rücksichten zu Liebe, mit gehässigen Partheynamen belegt. Doch es ist nur die alte Erfahrung, die sich auch hier wieder erweist, daß der Beruf, Materialien zur Geschichte zu sammeln, noch lange nicht den höheren in sich schließt, Geschichte zu schreiben, eine Thatsache, die freylich auch außer Rußland Vielen nicht recht einleuchten will. Es ist aber an der Zeit und deutschem Ernste und deutscher Tiefe angemessen, das buhlerische Kokettiren mit einer Wissenschaft, welche sich freywillig ihr gänzlich fremden Endzwecken hingiebt, als unwissenschaftlich abzuweisen und dem Auslande zu zeigen, wie wir die Wissenschaft um ihrer selbst willen ehren und betreiben.

So verschiedenartig die Bullen und Breven sind, so herrscht doch in allen nur Ein Geist vor; ihn zu verstehen reicht aber eine mittelmäßige, jedoch einsichtsvolle Kenntnißnahme der Schriften Possevins hin. Irren wir uns nicht, so giebt, was dieser in einer seiner bedeutendsten Schriften sagt, uns den Schlüssel zum Verständnisse der ganzen vorliegenden Sammlung: „Wenn nach dem florentinischen Concils Bücher, den Begriffen des Volkes angemessen, und in der Landessprache verfaßt, im Oriente verbreitet, Schulen für griechische Zöglinge eingerichtet worden wären, so hätte sicher der einzige Marcus von Ephesus nicht hingereicht, um ein so tüchtiges und göttliches Werk zu zerstören. Hätte man in Bezug auf die Russen eine gleiche Behandlungsart angewendet, so würde die Kirche eine reiche Aerndte gehabt haben. Wenn nebst Eugen IV., Innocenz III., Gregor X., Alexander VI., Leo X., Clemens VII. dieses Geschäft so angegriffen hätten, nicht aber mit der Berufung von Synoden oder der Absendung eines einzigen Mannes oder eines Sendschreibens zufrieden gewesen seyn würden; hätten sie vielmehr auf die verschiedenste Weise, wie sie immer den Gesandten Christi und den Aposteln eigen war, die Sache eifrig und fleißig betrieben; so würde wenigstens das polnische Rußland katholisch geworden seyn und wir besäßen daran ein festes Bollwerk, das zur Zertrümmerung des moskowitischen Schisma's angewendet werden könnte. Uebrigens hat, gleich den Aposteln der apostolische Stuhl die Aufgabe, alle Völker zu lehren ꝛc.“

Wenn man nun die Urkunden durchgeht, so ist es nur das Bestreben, der von Possevin zuletzt bezeichneten Aufgabe zu genügen, was uns entgegen tritt. Wie es früher in Betreff der Madscharen, der Polen gemacht worden, so geschah es auch in Bezug auf die nordischen Völker. Schritt für Schritt suchten, wie es ja auch in den germanischen Wäldern der Fall gewesen, die katholischen Missionäre vorzudringen. Hier wenden sie sich an die Könige, dort an das Volk; wird ihnen das Schicksal zu Theil, das den heil. Bonifacius unter den Friesen, den heil. Adalbert unter den Preußen betraf, so übernehmen die Schwertritter und deutschen Herren die Rolle, welche die carolingischen Könige auf deutschem, die sächsischen Kaiser auf slavischem Boden gespielt. Freylich wenn Jemand sich vorsetzte, in der Ausbreitung des Christenthums nur die Ausdehnung der päpstlichen Herrschaft zu erblicken und sich an den Berichten hierüber, als an Urkunden freut, welche das herrschsüchtige Treiben welscher Priester endlich einmal klar an das Tageslicht bringen, so haben wir mit einem so „aufge-

klärten Manne“ auch schon ausgesprochen. Aber nehmen wir die päpstliche Oberaufsicht über Christenthum und christliche Anstalten aus der Geschichte hinweg: welche Entwicklung wäre uns wohl zu Theil geworden? Irren wir uns nicht, so würde sie der russischen mit den gräßlichen Episoden der Mongolenherrschaft und eines Iwan Wassiljewitsch so ziemlich gleich gekommen seyn. Ueber solche Anfänge der Civilisation kann sich freuen, wer will; der Deutsche aber hat alle Ursache, Gott für die christlich germanische Civilisation zu danken, die solche Dinge von seinem Vaterlande ferne hielt.

Ein großer Theil der Urkunden bezieht sich auf Liefland, dessen Zustände von den Päpsten nach der Nothwendigkeit der Zeiten genau beobachtet und geregelt wurden; ein sehr bedeutender, besonders die letzten 125, auf Polen. Ueberall leuchtet die unablässige Sorgfalt hervor, den Nordosten in den großen Kreis der gemeinsamen christlichen Entwicklung zu ziehen, die Isolirung aufzuheben, welche einem Banne gleich auf jenen Völkern lag und sie zu keinem rechten Bewußtseyn ihrer selbst kommen ließ. Seitdem Litthauen und die Ostseeländer katholisch geworden, mußte die Scheidung greller, die Begierde nach Vereinigung von Seite des päpstlichen Stuhles größer werden, zumal da der Kriegsmuth der neubekehrten Völker nicht mehr zu zügeln war. Sobald aber auch nur ein kleiner Kreis zur großen christlichen Völkergemeinschaft geschlagen worden war, ward er sogleich unter den Schutz des heil. Petrus gestellt, und dadurch gegen alle seine früheren Feinde geschützt, zugleich die ihm eigenthümliche nationale Entwicklung gewährt.

Die meisten der früheren Bullen beziehen sich auf das dreyzehnte, 21 auf das vierzehnte, 4 auf das fünfzehnte, von 123 bis 255 alle auf das sechzehnte Jahrhundert. Von den letzteren erwähnen wir nur einige. Da wir einen neuen Band von Aug. Theiner's Geschichte der Versuche des röm. Stuhles, den Norden zu bekehren, erwarten und in den vor uns liegenden Bänden bereits Mehreres hier einschlägiges besprochen wurde, scheint es uns unnöthig, ausführlich darauf einzugehen. Es folgen Berichte Foscarini's v. J. 1557, Tiepolos v. J. 1559, Notizen über Rußland aus den Briefen des berühmten Cardinals Commendone, eine höchst merkwürdige Abhandlung über den Nutzen, welchen die Krone Polen aus der Erlangung von Liefland schöpfen würde. Ref. gesteht, daß ihm erst hieraus die Gründe, welche Schweden, Polen und Rußland zu so langem und hartnäckigem Kampfe um Liefland bewogen, völlig klar wurden. Es ist dieß unbedingt eines der interessantesten Documente der ganzen Sammlung und verdiente eine weitläufigere Beschreibung, als uns gegenwärtig möglich ist.

Doc. 179 wird als relatione di Moscovia fatta di Giovanni Pernstein, mandato ambasciatore a quelle corte dall' Imperatore Massimiliano II. (p. 253.) ausgegeben. H. v. Turgenieff hat sich viele Mühe gegeben, die Handschriften dieser Relation zu vergleichen, jedoch hiebey übersehen, daß dieselbe keine andere ist als die des Johann Cobencel von Poszek, als welche sie auch Starczewski aus einem Wiener Codex in Latein mittheilt (II. p. 13).

Ein anderes Document, das seiner Wichtigkeit wegen nicht übergangen werden darf, ist n. 212 die geheime Instruction, welche Possevin bey seiner Gesandtschaft nach Moskau erhielt. Der Endzweck ist einfach der, eine Verbindung des Czars mit den übrigen christlichen Fürsten auf die Grundlage völliger religiöser Einheit zu Stande zu bringen — was bereits Papst Pius V. und seine Vorgänger gesucht hatten. Die Mittel, deren sich Possevin zur Erreichung dieses großartigen Planes bedienen sollte, sind genau angegeben und eben so sehr Beweise der Klugheit als der Rechtlichkeit des römischen Stuhles. Von Spanien bis Persien sollten alle Könige aufgeboten werden, dem Erbfeinde des christlichen Namens, den Turken, den Todesstoß zu versetzen. Auf die Gesandtschaft Possevins beziehen sich nun die meisten der noch folgenden Urkunden, so daß wir das Detail genau überblicken können. Es fehlt jedoch hiebey das Schreiben Iwans *)

*) Auch das Schreiben Iwans an P. Gregor XIII., worauf die Antwort n. 252 folgte, fehlt, ob absichtlich oder nicht, wissen wir nicht. Jedenfalls sind dieß empfindliche Lücken.

an K. Stefan, welches dieser in dem berühmten Briefe: „cum Polotiam," welchen Karamsin erwähnte, beantwortete, und der unter den Verhandlungen gekrönter Häupter einzig dasteht. Es ist ein Sündenregister, welches jeden anderen als Iwan hätte zermalmen müssen, und füllt mit seinem furchtbaren Inhalte 30 Quartseiten aus (323 — 353). Die übrigen Documente enthalten Notizen über den neuen Feldzug K. Stefans, die Belagerung von Pskow, die Unterhandlung und den Abschluß des 10jährigen Waffenstillstandes, 1582. Von größerer Wichtigkeit ist das letzte Aktenstück, der Bericht einer kirchlichen Visitationsreise zum Behufe der Wiederbegründung der katholischen Kirche in Livland und Esthland im J. 1584, wobey sich eine merkwürdige Anhänglichkeit des gemeinen Mannes an der katholischen Religion beurkundete. Hiemit schließt der erste Band der Monimente des Hrn. v. Turgenieff.

Der ganzen Anlage nach konnte das Unternehmen des H. v. Starczewski dem Historiker das Interesse nicht bieten, welches das vorhergehende Werk gewährt. Mit ganz geringen Ausnahmen im 2. Bande finden wir nur Bekanntes, und wenn, wie der Herausgeber sagt, fast die Hälfte der Exemplare seines Werkes in Deutschland abgesetzt wurde, so mag dieses seinen Grund meist in der Bequemlichkeit haben, hier in Einem zu finden, was man sonst in vielen und manchmal nur schwer aufzutreibenden Büchern suchen mußte. Der erste Band enthält neben mehrerem anderen von minderer Bedeutung die Beschreibung des moskowitischen Reiches von Alexander Guagnini, welche für die Regierung und Person Iwan's des Grausamen werthvolle Nachrichten enthält, und Bredenbachs Beschreibung des livländischen Krieges. Die Benützung dieses Bandes ist nicht nur durch viele Druckfehler, sondern auch dadurch erschwert, daß jedes einzelne Stück besonders paginirt ist.

Das letztere ist in dem 2. Bd. vermieden; auch sind die Schriftsteller bedeutender. Reinhold Heidenstein, Paul Oderborn, Possevin finden sich unter diesen. Mit Unrecht sucht der Herausgeber Oderborns Leben des Zar Iwan als unkritisch zu verdächtigen. Wenn auch Manches sich daselbst vorfindet, was einen starken Glauben voraussetzt, so darf man andererseits auch nicht vergessen, daß jene Zeit reich an ungewöhnlichen Dingen war, und eine Vergleichung Oderborn's mit anderen Schriftstellern z. B. Guagnini beweist, daß derselbe oft gute Quellen bis zum Wortlaute benützte.

(Schluß folgt.)

Histoire de Saint Bernard. Par l'Abbé Théodore de Ratisbonne.

(Schluß).

Unter körperlichen Leiden aller Art (man sehe Ep. 510) war das letzte Jahr seines Lebens ein eigentliches Sterbensjahr, in welches jedoch abermals ein auffallender Beweis göttlicher Gnade sich flicht. Der Welt äußerlich bereits abgestorben, auf seinem Schmerzenslager des Rufes seines Herrn harrend, erhielt er, nicht lange bevor dieser ergieng, von dem Erzbischof von Trier die Nachricht von blutigem Zerwürfniß zwischen Adel und Volk in der Stadt Metz und die Aufforderung, der Friedensstifter der Entzweyten zu werden. Bernhard berieth sich nicht mit Fleisch und Blut, sondern ausgemergelt und todschwach wie er war, ließ er sich dennoch nach Metz bringen, wo er Alles in Zorn und Waffen einander gegenüber fand. Doch gelang ihm das Werk der Versöhnung, worauf er nach Clairvaux zurückkehrte, seine trauernden Brüder tröstete, hierauf am 20. August des Jahres 1153 des Morgens um neun Uhr hinübergieng zu seinem Herrn und Erlöser, in dessen Liebe er sein irdisches Leben begonnen, geführt und geendigt.

Hurter.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. November.

Nro. 235. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Oversigt over det Kongelige danske Videnskabernes Selskabs Forhandlinger og dets Medlemmers Arbeider i Aaret 1841. (Uebersicht über die Verhandlungen der k. dänischen Gesellschaft der Wissenschaften und die Arbeiten ihrer Mitglieder im Jahre 1841 v. CR. H. C. Oersted Secretär der Gesellschaft). 55 S. 4.

Indem wir uns auf die einleitenden Worte beziehen, mit welchen in Nr. 199 des vorigen Jahrgangs ein früherer Bericht dieser Art angezeigt worden, gehn wir ohne anderes daran, auch aus diesem, was von allgemeinerm Interesse scheint, auszuheben.

A. Mathematische Klasse.

a) Professor Ramus gab eine Abhandlung über den Rest in Lagrange's Reihe,

b) Professor Jürgensen einige Bemerkungen in Bezug auf eine Abhandlung Prof. Richelots in Königsberg über einige bestimmte Integrale.

B. Physikalische Classe.

a) Professor Jacobson hat bey seinen Versuchen über die Einwirkung verschiedener Chrompräparate auf coagulirtes Blut gefunden, daß Chromoxyd keine Veränderung in der Farbe desselben hervorbringt. Chrom-Oxydul-Hydrat äußert nur eine ganz schwache Einwirkung. Diesen Versuch mit Chromsäure zu machen, ist mißlich wegen der bedeutenden Verwandtschaft dieser Säure mit dem Eyweißstoff, welche macht, daß sich, wo sie in Berührung mit dem Blutkuchen kommt, dieser mit einer Lage geronnenen Eyweißes bedeckt.

Wird die Säure in sehr verdünntem Zustande angewendet, daß die Einwirkung auf das Eyweiß nur langsam vor sich geht, so erhält der Blutkuchen eine röthliche Farbe. Die Verwandtschaft dieser Säure mit dem Eyweiß ist so bedeutend, daß sie, wie auch Hünefeldt angiebt, ein sehr wirksames Reagens ist, es zu entdecken. Professor Jacobsen hat sich mittels derselben überzeugt, daß dieser Stoff im Urin von Patienten enthalten ist, welche an jener Art Wassersucht leiden, die in Verbindung mit Albuminurie steht, während die Wirkung anderer Reagentien unzureichend oder undeutlich gewesen ist. Unter den basischen Chromsalzen äußert das neutrale chromsaure Kali keine Einwirkung auf den Eyweißstoff und läßt sich in allen Verhältnissen damit vermengen, ohne daß es dabey eine Veränderung erlitte. Das saure chromsaure Kali geht Verbindung ein mit diesem Stoffe, jedoch ohne eine eigentliche Coagulation hervorzubringen, dagegen wirken beyde auf das Hämatin im Blutkuchen und verändern seine dunkle Farbe in eine hochrothe. Das saure Salz thut dieß langsamer und in minder hohem Grade als das neutrale. Dieses aber bringt an den Stellen, wo es den Blutkuchen berührt, sogleich eine schöne hochrothe Farbe hervor, die indessen nicht so lebhaft ist als die durch Kochsalz und Salpeter bewirkte.

Bey diesem Anlaß suchte Professor Jac. über eine interessante von Newbigging, einem englischen Arzt, gemachte Wahrnehmung ins Klare zu kom-

men, daß nämlich die grünen Porzellanfarben eine eigene Wirkung auf den Blutkuchen äußern. Wird bey einem Aderlaß das Blut in Schalen gesammelt, auf welchen mit grünen Chromfarben Ornamente gemalt sind, so zeigt sich, besonders wenn die Farbe etwas dick aufgetragen ist, auf dem Theil des Blutkuchens, der mit dem Gemalten in Berührung gekommen, eine Abbildung desselben in hochrother Farbe.

Bey den Versuchen, die er anstellte, fand er keine mechanische Wirkung der dick aufgetragenen Farben, aber auch keine chemische konnte er entdecken. Weißenbaum, welcher (Froriep's Notizen 1840. Januar p. 269) diese Beabachtungen bestätigt hat, nimmt an, daß diese Farbenveränderung zum Theil vom Licht bedingt und durch einen die ausströmenden grünen Lichtstrahlen begleitenden chemischen Prozeß bewirkt wird. Prof. Jacobsen hat aus seinen Versuchen folgende Resultate gezogen: Gerinnt Blut in Porzellanschalen, worauf breite grüne Streifen mit Chrom gemalt sind, so bietet sich nach einiger Zeit auf der untersten Fläche des Blutkuchens eine Abbildung der Streifen in hochrother Farbe dar. Jedoch fand er, daß diese Einwirkung weder der grünen Farbe allein, noch dem bloßen Chrom zuzuschreiben sey; denn dasselbe zeigte sich auf Blut, das in Schalen geronnen war, die man mittels Manganoxyd mit schwarzen, mittels Antimonium mit gelben Streifen bemalt hatte. Das Licht hat auf die Farbenveränderung keinen Einfluß, denn sie geht auch im Dunkeln vor sich. Um gewiß zu seyn, ob sich irgend eine sonderlich galvanische Wirkung wahrnehmen lasse, wurden Versuche angestellt mit einer nach Oersted's Methode construirten galvanischen Batterie von Kupferbechern und Porcellancylindern, die mit grüner Chromfarbe bestrichen waren. Die Farbe wurde durch die Wirkung der Batterie angegriffen, aber es ließ sich keine Aeußerung von Galvanismus entdecken. Er nimmt deßhalb an, daß die Wirkung, welche aufgestrichene Porzellanfarben auf das Blut äußern, daher kommt, daß die angewandten Flüsse Verbindungen eingehen mit Metalloxyden, welche auflöslich sind, und so auf das Blut wirken können; denn die meisten aufgelegten Farben sind immer bis zu einem gewissen Grad auflöslich, und die vollkommen eingebrannten äußern die fragliche Wirkung auf das Blut keineswegs. Um sich hierüber noch mehr aufzuklären, brachte er Papier, das mit verdünnten Auflösungen verschiedener Substanzen inprägnirt worden, mit diesen Farben in Berührung, und fand, daß sie darauf wirkten. Bey einigen dieser Versuche waren die dadurch veranlaßten Veränderungen von der Beschaffenheit, daß sie sich erst nach Anwendung anderer Reagentien zeigten.

(Fortsetzung folgt.)

Archivio storico italiano ossia raccolta di opere e documenti finora inediti o divenuti rarissimi riguardanti la storia d'Italia. Tom. I. Firenze presso G. P. Vieusseux editore al suo gabinetto scientifico letterario. 1842. 8. 450 S.

Neben der Sammlung der venetianischen Relationen, welche wir unlängst in diesen Blättern besprochen haben, muß auch eine rühmliche und anerkennende Erwähnung dieses Archives geschehen. Zwar sollte man es, nach dem was Muratori und die Herausgeber der beyden Folianten, die als toskanisches Supplement Muratori's dienen sollten (Flor. 1748. 1770.), der Faentiner Fortsetzung der Scriptores rerum italicarum (Opera J. B. Mitarelli Venet. 1771. fol.) und so vieler Localchroniken gethan, kaum für möglich erachten, daß die Bibliotheken Italiens noch einen großen Vorrath auch nur halbwegs bedeutsamer Quellen in sich schlößen. Allein bekanntlich blieben Muratori mehrere bedeutende Handschriftensammlungen gänzlich versperrt und andererseits ist es nun einmal das Eigenthümliche des italienischen Wesens, daß zu jeder Zeit Viele bemüht waren, dem Ephemeren, ehe es gänzlich verrauschte, durch Aufzeichnung eine feste und bleibende Gestaltung zu geben. Die Bibliotheken der römischen Fürstengeschlechter, bisher einem tieferen Eindringen fast unzugänglich, dürften, wenn der Tag ihrer Eröffnung anbrechen wird, kostbare Dinge enthüllen. Aus ihnen, glauben wir, möchte auch noch viel bedeutendes für die Geschichte

des Mittelalters zu erwarten seyn, was, das vaticanische Archiv ausgenommen, sich wohl nur mehr von dem geringeren Theile der übrigen Handschriftensammlungen Italiens hoffen läßt. Die Vorliebe der Florentiner, welche jetzt für die italienische Geschichte am thätigsten sind, ist an und für sich mehr auf die neuere, als auf die frühere Geschichte gerichtet. Sie können sich von der Periode nicht trennen, wo ihr Vaterland so viele bedeutende Staatsmänner und Parteyhäupter in sich schloß, und trotz aller dieser großen Talente, dieser wahrhaften Genie's politisch untergieng. Kann man bey dieser Vorliebe für das Jahrhundert, wo ihre Freyheit zum letzten Male, ihre Kunst und Wissenschaft eine zweyfache Epoche der Blüthe feyerte, die Furcht nicht unterdrücken, es möchten zu viel Detailangaben aufgeschichtet werden, so daß zuletzt ein Gesammtüberblick erschwert, wenn nicht gar unmöglich gemacht würde, so kann man andererseits der in dem vorliegenden ersten Bande geschehenen Auswahl seinen Beyfall nicht versagen. Zwar ist Jacopo Pitti, dessen florentinische Geschichte bis zum Jahre 1529 hier zum ersten Male gedruckt erscheint, im strictesten Sinne kein rechter Zeitgenosse der Begebenheiten, die er beschreibt. Denn wenn er auch im Jahre 1519 geboren wurde, so vermochte er doch wohl von der großen Katastrophe, die 11 Jahre nachher seine Vaterstadt betraf, das Werthvolle erst durch spätere Forschung*) in sich aufzunehmen, und da er unter den Großherzogen Cosimo und Franz I. schrieb und im Jahre 1589 starb, so kann er wenigstens nicht als Quelle erster Art gelten. Wir wissen daher nicht, ob es nicht besser gethan wäre, mit Cerretani anzufangen, dessen Geschichte von dem Tode Lorenzo's von Medici an sich unmittelbar an Macchiavelli's florentinische Geschichten anschließt, über die Partey Savonarola's, über die Vertreibung der Mediceer, das Gonfalonierat Soderini's treffliche Notizen enthält und zu gleicher Zeit nicht bloß für die Stadtgeschichte von Florenz wichtig ist. Andererseits ist freylich Pitti wieder von eigenthümlichem Werthe, weil er den Ereignissen und den Männern, der von ihm beschriebenen kritischen Epoche ferne, jedoch nicht zu ferne stehend, allen Parteyinteressen fremd seyn konnte und durch Geburt, Erziehung und Verhältnisse von allen jenen Vorgängen sich eine tiefe Kenntniß zu erwerben vermochte.

Gleich der Anfang seiner Geschichte — leider sind hievon nur 2 Bücher ganz erhalten — ist originell. Er beginnt mit kurzer Beschreibung der ersten Partheykämpfe in der Stadt und führt diese in schneller Uebersicht bis zu dem Auftreten der Mediceer fort. Hier wird er etwas weitläufiger, immer aber hat er nur den einen Gedanken im Auge, den Krieg des Jahres 1529 zu beschreiben, „den größten und ungeachtet des unglücklichen Ausgangs glorreichsten von allen, die das florentinische Volk bis dahin bestanden.“ Wie er aber in dem Eingange zu verstehen giebt, daß Florenz, obwohl von dem französischen Könige im Stiche gelassen und von den vorzüglichsten Soldaten Italiens, Spaniens und Deutschlands angegriffen, von seinen eigenen Bürgern (gelosi più della moneta che della libertà) verrathen worden wäre, so wird es nun Hauptaufgabe seiner Geschichte zu zeigen, wie eine so große Kurzsichtigkeit (tanto poco accorgimento, tanto poco amore della patria), eine so geringe Vaterlandsliebe im Laufe der Zeiten hat herrschend werden können. Der Vater Jacopo's, Francesco, war ein exaltirter Anhänger der Mediceer; der Sohn aber bemüht sich in seinem Geschichtswerke nachzuweisen, daß Florenz nicht durch die Feilheit oder andere Fehler der Populanen fiel, sondern durch die unverbesserliche Bosheit der mediceischen Parthey (Pallesehi), die Doppelgängigkeit und den Wankelmuth der Optimaten, die, je nachdem ihnen ein größerer Vortheil zu erwachsen schien, es jetzt mit der einen, dann mit der anderen Parthey hielten. Der Herausgeber Polidori, welcher auch den Cavalcanti herausgab und mit Noten begleitete, hat Stellen aus anderen Werken Pitti's, besonders aus der Apologia angeführt, welche diese seine Ansicht noch unumwundener aussprechen und welche auch in anderer Beziehung von Bedeutung sind. Es zeigt sich unter Anderm, wie die jüngere mediceische Linie es nicht ungerne sah, wenn von dem älteren Zweige nicht zu viel Gutes gesprochen ward, indem jene dadurch das Ansehen gewann, als sey sie berufen, alle die Unordnungen zu heben, welche dieser weder beseitigen konnte noch wollte. Von dem dritten und letzten Buche sind

*) Er stützt sich auf die Geschichte eines Piero Parenti, Tom. Cambi, Nardi, Varchi ꝛc.

nur Fragmente vorhanden und mitgetheilt. Es folgen hierauf verschiedene kleinere Stücke. Ein Tagebuch über den Aufstand von Arezzo 1502, Berichte über die Plünderung von Prato 1512, über die Hinrichtung Pietro Paolo Boscoli's und Agostino Capponi's von Lucca della Robbia 1513. Die letztere gehört zu den rührendsten Erzählungen der italienischen Literatur. Hieran reihen sich noch Urkunden und Discorsi an. Von den ersteren erwähnen wir namentlich die berühmte und wichtige Convention zwischen der florentinischen Republik und K. Karl VIII. von Frankreich vom 25. November 1494, wo dieser „gleich Gott den Florentinern ihre Vergehungen vergiebt," Wiederhersteller der florentinischen Freyheit und Vater des Vaterlandes genannt wird; ferner den geheimen Tractat zwischen P. Leo X. und K. Karl von Spanien vom 17. Jan. 1519, wobey Rom als urbs bezeichnet ward, quae semper communis patria est habita, weßwegen auch besondere Stipulationen über den Aufenthalt von Gegnern des Königs von Spanien daselbst folgten. Der Anschluß Karls an P. Leo war von entschiedener Wichtigkeit, da dadurch die Franzosen überholt wurden und der Weg zur Kaiserkrone gebahnt ward. Die Discorsi beziehen sich auf Florenz und sind von Alessandro di Pazzi, Vettori, Guiccardini über die Zustände von Florenz von 1522 — 1532 und die Mittel ihnen aufzuhelfen, geschrieben. Die sach- und kenntnißreiche Einleitung ist, wie auch größtentheils bey den Documenten, von der Hand des Marchese Gino Capponi.

Wir haben zum Schlusse nur den Wunsch auszusprechen, es möge die Sammlung einen raschen und durch Mittheilung allgemein wichtiger Quellen immer erfreulicheren Fortgang nehmen.

1. Historica Russiae monimenta.
2. Historiae Ruthenicae scriptores exteri saeculi XVI.

(Schluß.)

In dem 3. Bande verspricht der Herausgeber einige deutsche, italienische und englische Schriftsteller des 16. Jahrhunderts nebst mehreren ganz seltenen oder völlig unbekannten Autoren mitzutheilen. Ref. erlaubt sich hiebey, demselben Theiners Versuche zur Berücksichtigung zu empfehlen, von welchem wohl mit Zuverläßigkeit angenommen werden kann, er habe alles gesammelt, was die römischen Bibliotheken zu seinem Zwecke Bedeutendes enthalten.

Uebrigens kann Ref. diese Anzeige nicht schließen, ohne noch besonders auf die Wichtigkeit der vorliegenden Werke aufmerksam zu machen. Wer die Urkunden, wie die einzelnen Schriftsteller durchgeht, und die Beschreibung russischer Sitten, Gebräuche, Religion und Staatsverfassung mit neueren Zuständen vergleicht, muß bemerken, wie wenig sich in 3 Jahrhunderten Rußland in vielfacher Beziehung veränderte; wie gar manche Ansprüche und tiefeingreifende Bestrebungen auf der Richtung fußen, welche die Wassilj und Iwan Rußland gegeben. Insbesondere will es uns bedünken, kann weder das Auftreten Zar Peters, noch das System einer völligen Absperrung Rußlands in Absicht und Folgen ohne ein ernstes Studium der vorliegenden Werke völlig begriffen werden. Die Werke Possevin's allein enthalten schon einen wahren Schatz tüchtiger, tief eindringender Beobachtungen gerade über jene Zustände Rußlands, die ihrem Kern nach seit 3 Jahrhunderten unverändert geblieben sind, und auf deren Bestand die Verfassung des russischen Reiches beruht. Es wäre zu bedauern, wenn die Meinung fortdauern sollte, solche Dinge hätten etwa nur für den Kirchenhistoriker, höchstens auch noch für den Historiker von Fach einen Werth. Die neuesten Vorgänge dürften tiefer Blickende eines Bessern belehren und sie überzeugen, wie nothwendig es für die Deutschen sey, jene hochmüthige Ignoranz, mit welcher sie, ihre westlichen Nachbarn nachahmend, auf ihre östlichen herabblickten, abzulegen, um durch eine genaue Kenntniß des inneren Baues des russischen Reiches eine Lücke auszufüllen, welche lange genug und nicht zum Vortheil des allgemeinen Besten in zahlreichen Kreisen vorherrschte.

Höfler.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. November.

Nro. 236. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Oversigt over det Kongelige danske Videnskabernes Selskabs Forhandlinger og dets Medlemmers Arbeider i Aaret 1841.

(Fortsetzung.)

b) Unter die Eingeweidewürmer, diese für den Naturforscher wie für den Arzt so merkwürdigen Thiere, sind zu verschiedenen Zeiten Thiere, die keineswegs in diese Klasse gehören, ja sogar Substanzen gerechnet worden, die keine Thiere, ja nicht einmal thierischen Ursprungs waren. Daß daraus Ungewißheit und Verwirrung entstehen mußte, und daß nur eine strenge Kritik einen solchen Uebelstand zu verhüten und zu heben vermöge, ist leicht einzusehen.

Zu einer solchen critischen Untersuchung hat sich Prof. Jacobson veranlaßt gefunden, da ein seit lange schon zweydeutiger Eingeweidewurm aufs neue die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf sich gezogen hat. Dieses ist nämlich der in seiner Form so sonderbare Blasenwurm, dessen Leib von einer mit zwey Hörnern oder Armen versehenen Blase umgeben ist, der im Darmkanal des Menschen leben soll, von Sulzer vor 40 Jahren entdeckt und unter dem Namen Ditrachyceras rudis, Diceras oder Ditrachycerosoma unter die Entozoen aufgenommen und dem zoologischen System einverleibt worden ist.

Obschon bereits Bremser und Rudolphi ihre Zweifel geäußert haben, jener, ob dieses Wesen wirklich ein Thier, dieser, ob es, wenn ein Thier, unter die Entozoen gehöre, blieb die Sache, da keiner dieser berühmten Helminthologen den Gegenstand gesehen hatte, dennoch unabgethan, bis Prof. Eschricht (Müller's Archiv für Anatomie und Physiologie 1841 p. 437), welcher eine bedeutende Anzahl dieser Würmer erhalten hatte, die unter einer langwierigen und bedenklichen Krankheit von einem Kinde gegangen waren, bey Untersuchung derselben Grund fand, dieses Thier für ein wirkliches Helminth zu erklären. Doch sowohl die Gestalt und der ganze Habitus dieses vermeintlichen Thieres, als auch die Structur desselben erweckte Zweifel bey Prof. Jacobson, der es für ein Wesen vegetabilen Ursprungs ansah. Nach Untersuchung der verschiedenen Pflanzen, welche gegen die Würmer oder andere dergleichen Krankheitszufalle angewendet werden, fand er endlich die Pflanze, welche zu diesem Irrthum verleitet hatte. Der vegetabilische Diceras, den er gefunden, stimmt in Gestalt, Größe und Bau mit Sulzers Beschreibung und Abbildung genau überein, und Prof. Jacobson hat den Umstand aufgeklärt, daß unter der großen Menge dieser Pseudohelminthen nur wenige vollständig, nämlich mit Hörnern und Blase versehen waren, ja daß von vielen der Körper ohne diese Theile gefunden wurde.

Als Ergebniß dieser Untersuchung zeigt sich: 1) der Diceras, den Sulzer entdeckt und beschrieben hat, ist kein Thier, sondern Theil einer Pflanze. 2) Die Hörner sind die Stigmata, die Blase ist das Pericarpium, der Leib der Saame, sein Eingeweide das Rudiment vom Kerne. 3) Diese Diceras sind Theile einer zusammengesetzten Frucht, welche aus kleinen utriculi umgeben von saftvollen Perigonien besteht. 4) Bremser's Zweifel war ge-

gründet, und Sulzers Diceras sind Theile von halbverdauten — Maulbeeren.

---

c) Prof. Schouw hat der Gesellschaft ein Bruchstück von dem pflanzengeographischen Theil seiner Schrift über Italiens Clima und Vegetation vorgelegt, nämlich einen Blick auf die geographischen und historischen Verhältnisse, welche die italienischen Nadelhölzer (Coniferae) darbieten. Da die Folgesätze seiner Abhandlung auf viele einzelne Wahrnehmungen und Beobachtungen gebaut sind, die nicht wohl einen Auszug leiden, so mag eine kurze Anführung dieser Sätze selbst genügen. Italien hat, nach des Verf. Darstellung, 21 Arten von Nadelhölzern, welche nach Maaßgabe ihres geographischen Verhaltens auf drey Floren, die Flora der Alpen, die der Apenninen und die des Mittelmeeres zurückgeführt werden.

Auf den Alpen kommen alle die Arten vor, welche sich in den Ebenen und auf den Bergen des nördlichen und mittlern Europas darbieten, einige derselben gehören in den Alpen zur alpinischen oder subalpinischen Höhenregion, nämlich Pinus pumilio und Juniperus nana, andre finden sich nur in der obern Waldregion, die man Nadelholzregion nennt, nämlich der Zirbel- und der Lärchenbaum, wieder andere sowohl in der eben genannten als in der Laubholz-Region, obschon häufiger in jener, nämlich Abies excelsa, Pinus sylvestris, Picea pectinata, Taxus baccata, Juniperus Sabina; in die Po-Ebene herab geht nur Juniperus communis.

Da die auf Europas nördlichsten Gebirgen (den scandinavischen und brittischen) vorkommenden Nadelhölzer sich auch auf den Alpen finden, so besteht in dieser Hinsicht eine gewisse Aehnlichkeit zwischen diesen und jenen Bergen, obschon auf der andern Seite ein Theil der Nadelhölzer der Alpen dort abgeht. Größer ist die Aehnlichkeit der Alpen mit den Karpathen, Sudeten und den übrigen Gebirgen von Mittel-Europa. Auch mit den Pyrenäen ist große Uebereinstimmung und wahrscheinlich gilt diese auch für den Balkan. Einige von den Nadelhölzern der Alpen begegnen auf den höhern Regionen der Apenninen, während andere in der Südgränze der Alpen verschwinden; letzteres gilt von der Lärche, dem Zirbelnußbaume, der Rothtanne, und, wie es scheint, auch von der gemeinen Föhre; was die erstgenannte betrifft, so verschwindet sogar die Geschlechtsform.

In der subalpinischen Region der Alpen treten Formen auf, die der Zwergföhre und dem Zwergwachholder theils gleich, theils analog sind; in der Waldregion die Weißtanne, der Eibenbaum, die corsische Föhre (Pinus Laricio) und einige Wacholder (Juniperus communis, Sabina, Oxycedrus).

Auf der niedrigsten, der immergrünen Region der Apenninen und den Küsten-Ebenen fehlen die Alpenformen mit Ausnahme des gemeinen Wacholders, und an deren Stelle treten neue Formen, nämlich die Küstenföhre, die Pinie, die aleppische Föhre, der Wacholder mit großer Frucht, der phönicische Wacholderbaum und die Cypresse (Pinus pinaster, P. pinea, P. halepensis, Juniperus macrocarpa, Jun. phoenicea, Cupressus sempervirens).

Am Uebergang zwischen der immergrünen und der Waldregion steht die calabrische Föhre (Pinus brutia). Diese Arten finden sich größtentheils wieder auf der pyrenäischen und griechischen Halbinsel, in Kleinasien, in Nordafrika und charakterisiren auf solche Weise die Flora des Mittelmeeres. Auch scheint Uebereinstimmung zu obwalten zwischen den Nadelhölzern, die sich auf den höhern Regionen der Apenninen finden, und denjenigen, welche auf Griechenlands und Spaniens höhern Bergen vorkommen.

Der Verf. hat diese Verhältnisse durch Karten und andere bildliche Darstellungen anschaulich zu machen gesucht. Nach einer kritischen Untersuchung der Schriften des Alterthums, vornämlich des Plinius'schen Werkes glaubt der Verf., in den darin angegebenen Föhrenarten die gegenwärtigen zu erkennen mit Ausnahme von solchen, die entweder andern so sehr gleichen, daß man sie als unter denselben begriffen annehmen kann, oder in so abgelegenen Gegenden wachsen, daß sie den Römern unbekannt geblieben. Er nimmt daher Pinus an

für Pinie, Pinaster für Pinus Laricio und vielleicht zugleich Pinus pinaster, Tibulus für P. halepensis und brutia, Teda für Pinus silvestris. Der Zirbelbaum und die Zwergföhre werden als nicht bekannt gewesen betrachtet. Er findet keinen Grund eine Veränderung in Hinsicht auf die geographische Vertheilung der Arten anzunehmen. In des Plinius und des Vitruvius Schriften glaubt der Verf. Beweise zu finden, daß die Rothtanne im Alterthum wie jetzt nur wild auf den Alpen gewachsen, und daß dagegen die Weißtanne auch damals über die Alpen wie über die Apenninen verbreitet gewesen sey. Mehrere Stellen bey Vitruv und Plinius deuten darauf hin, daß der Lärchenbaum in der alten wie in der neuen Zeit auf die Alpen beschränkt gewesen.

Die Cypresse kann als ein nach Italien eingeführter Baum betrachtet werden; aber es läßt sich darthun, daß seine Cultur daselbst in ferne Zeiten zurückreicht. Der Alten Juniperus entspricht, nach dem Verf., dem gemeinen Wachholder, ihr Oxycedrus kommt mit Juniperus Oxycedrus und macrocarpa, ihre Citrea oder Cedrus (obwohl nicht immer) mit J. phoenicea überein; auf solche Weise unterschieden bereits die Alten die einheimischen am meisten abweichenden Wachholderbeerhölzer. Den Eibenbaum nannten sie Taxus. So kommt der Verf. auf das Ergebniß, das in Hinsicht auf die italienischen Nadelhölzer und ihr geographisches Verhalten seit der Römerzeit keine Veränderung stattgehabt; wobey er jedoch einräumt, daß es in alter Zeit mehr und größere Nadelwälder gegeben habe. Obschon Italien an Nadelholzarten reicher ist als Nord- und Mitteleuropa, was sich insonderheit als Folge der verschiedenen climatischen Verhältnisse, welche die Höhen-Regionen darbieten, begreifen läßt, so ist doch die Zahl der Bäume viel kleiner; und so spielt die hier besprochene Pflanzenfamilie eine bey weitem minder bedeutende Rolle in der italienischen Natur, und trägt viel weniger bey, ihren Pflanzencharacter zu bestimmen, als dieß im Norden der Alpen der Fall ist. Deßhalb ist auch ihre Verwendung im menschlichen Leben zu Häusern, Schiffen, Einfriedungen, Brücken, Bergwerken u. s. w. in Italien bey weitem geringer.

---

d) Prof. Zeise hat von Untersuchungen Kenntniß gegeben, die er über die Wirkung des Phosphor auf Aceton (Essig-Alkohol) und auf Aether angestellt hat. Diese Untersuchung hat unter andern auf das ziemlich unerwartete Resultat geführt, daß Aceton und Aether vom Phosphor ohne Mitwirkung andrer Stoffe zerstört werden, und daß dabey für jeden einzelnen dieser organischen Stoffe wenigstens 3 neue phosphorhaltige Säuern und eine indifferente kohlenstoffhaltige Phosphor-Verbindung entstehen.

Der Verf. hatte bemerkt, daß eine, längere Zeit stehende Auflösung von Phosphor in Aceton auf das lebhafteste sauer reagirte, und daß diese Reaction weder von Phosphorsäure, Phosphorsäuerling, Unterphosphorsäuerling, noch von irgend einer der phosphorhaltigen Säuern, welche nach Kane aus einer Wechselwirkung zwischen Aceton und Phosphorsäure entstehen, noch von Chlorphosphor herrührte, und so stellte er über dieses Verhalten Versuche an, welche deutlich lehrten, sowohl, daß das neue saure Product entsteht, auch wenn Wasser und Luft aufs sorgfältigste ausgeschlossen werden, als auch, daß selbst reines Sauerstoffgas auf Phosphor in Aceton nur schwach wirkt.

Sein gewöhnliches Verfahren zur Herstellung dieses sauern Productes war folgendes.

Reines Aceton mit einem großen Ueberschuß von Phosphor wurde 18 — 24 Stunden in einer dem Siedpunkt nahen Temperatur gehalten in einem Kolben mit langem und engem Halse, wovon eine Destillir-Röhre verbunden mit einer Vorlage aufstieg; die Kugel an der Röhre wurde durch eiskaltes Wasser in einer sie umgebenden Kapsel abgekühlt gehalten, wodurch das in der angeführten Zeit Aufgetriebene zurückgehalten wurde. Nun wurde nach Hinwegnahme des Abkühlungsmittels eindestillirt bis zu dünner Syrupdicke. Das vom übrig bleibenden Phosphor abgegossene Liquidum wurde hierauf im Wasserbad zu dicker Syrupsdicke in eine Flasche destillirt. Die hierauf mit 5 bis 6 Maaß Wasser vermischte und durch Filtrirung geklärte Feuchtigkeit ließ man nun (unter gehöriger Abschließung vor Luft und unter wiederholtem Rütteln) mit Bleyoxyd stehen, bis die Auflösung neutral oder

doch nur sehr schwach sauer geworden war. Das Unaufgelöste war ein weißer, voluminoser pulverförmiger Körper; in diesem sind die zwey, in der Auflösung die dritte der hier näher untersuchten Säuern. Die letztere bezeichnet der Verf. vorläufig mit dem Namen Acephosäure. Frey gemacht mit Schwefelwasserstoff und neutralisirt mit Kalk giebt sie ein sowohl in Wasser als in Alkohol auflösliches Salz, welches aus der alkoholischen Auflösung mit Aether gefällt werden kann. Der Verf. hat dieses Verhalten zur Ausscheidung von zwey andern Säuern benutzt, welche gleichfalls, obschon in geringer Menge, in jener Auflösung vorhanden sind, und von denen die eine ein in Alkohol unauflösliches, die andere ein in ätherhaltigem Alkohol auflösliches Salz giebt. Von den Säuern im Bleyniederschlag giebt die eine mit Kalk ein unauflösliches, die andere mit derselben Basis ein leicht auflösliches Salz. Daher wird die aus dem mit Schwefelwasserstoff behandelten Niederschlag erhaltene saure Feuchtigkeit ebenfalls mit Kalk neutralisirt. Das dadurch erhaltene aufgelöste Kalksalz wurde, weil es der Veränderung durch Eindampfen ausgesetzt, mit salpetersauerm Bleyoxyd gefällt. Das Unaufgelöste enthält einige Phosphorsäure. Der Verf. hat diese wegzuschaffen gesucht, indem er den Kalk durch Natron ersetzte und darauf die Auskrystallisirung des phosphorsauern Natron veranlaßte, so daß das Natronsalz mit der neuen Säure in der Auflösung zurückblieb. Von diesen zwey Säuern, welche beyde mit Bleyoxyd unauflösliche Salze geben, nennt er vorläufig jene, welche mit Kalk das leicht auflösliche Salz giebt, Phosphacetsäure, die andre aber, welche mit Kalk das unauflösliche Salz giebt, Acephosgensäure. Alle diese drey Säuern enthalten Phosphor, Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff. Die auflöslichen Salze einer jeden geben mit salpetersauerm Silberoxyd ein Präcipitat, welches in der Feuchtigkeit, wenigstens nach einiger Erwärmung desselben, schwarzbraun oder gar schwarz wird. Aber die dabey vorkommenden Erscheinungen sind übrigens bey jeder etwas verschieden. Acephosaurer Kalk giebt nämlich mit zugesetztem salpetersauerm Silberoxyd unter gewöhnlicher Temperatur erst nach längerem Stehen, durch Erwärmung aber augenblicklich eine braunschwarze Absonderung. Das phosphacetsaure Natron und der phosphacetsaure Kalk giebt mit salpetersauerm Silberoxyd zuerst einen reichlichen weißen Niederschlag, der bey gewöhnlicher Temperatur im Verlauf einer halben Stunde, bey Erwärmung augenblicklich schwarz wird. Das acephosgensaure Natron giebt mit salpetersauerm Silberoxyd ein gelbes Präcipitat, welches wie phosphorsaures Silberoxyd aussieht; aber auch dieses geht bey gewöhnlicher Temperatur langsam, bey erhöhter schnell in braunschwarz über; eine deutliche Reduction des Silbers hat der Verf. in keinem dieser Fälle wahrnehmen können; überall treten, versteht sich, diese Veränderungen ohne Mitwirkung des Lichtes ein. Weiter haben diese Säuern gemein, daß ihre Salze durch Erhitzung viel Luft und ein kohlenartiges Residuum geben; keine giebt im basisgebundenen Zustand selbstentzündlichen Phosphorwasserstoff. Die Säuern im freyen Zustand, gesondert von ihren Bleysalzen durch Schwefelwasserstoff, geben durch Verdampfung firnißartige, bleichgelbe Massen, leicht auflöslich in Wasser, von starkem sauern Geschmack und starker Wirkung auf Lackmuspapier. Bis zum Glühen erhitzt, verzehren sie sich unter Entwicklung eines dicken weißen Dunstes und geben nach dem Verglühen in der Luft zuletzt eine sehr kohlenreiche Masse, welche mit Wasser aufgelöste Phosphorsäure und zurückbleibende Kohlenfasern zeigt. Die Acephosäure gibt dabey keine selbstentzündliche Luft und die Phosphacetsäure nur hie und da ein schwaches Verbrennungsphänomen; aber aus Acephosgensäure erheben sich, unter lebhaftem Brausen und starker Aufblähung eine Menge kleiner phosphorartiger Flämmchen. Die Acephosaure-Salze geben im Allgemeinen entweder gummiartige oder pulverförmige Massen; sie sind leicht auflöslich, und werden daher, mit Ausnahme der Silbersalze, von keinem andern Salze, nicht einmal von basisch essigsauerm Bleyoxyd, niedergeschlagen; sie werden auch von Alkohol aufgelöst.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. November.

Nro. 237. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Oversigt over det Kongelige danske Videnskabernes Selskabs Forhandlinger og dets Medlemmers Arbeider i Aaret 1841.

(Fortsetzung.)

Das Bleysalz geht durch Eindampfung zum Theil in einen unauflöslichen Zustand über. Das Barytsalz reagirt stets sauer. Das Kalksalz wird vollkommen neutral, durch Erhitzung destruirt gibt es einen sauer reagirenden Körper. Nicht einmal lange anhaltendes Sieden mit concentrirter Salpetersäure bewirkt vollständige Oxydirung des Phosphors in diesem Salze; durch Verbrennung mit Salpeter oder chlorsauerm Kali und kohlensauerm Natron hingegen geschieht sie leicht. Das Natronsalz reagirt, selbst in Alkohol aufgelöst, schwach alkalisch; Ammoniaksalz wird durch Eindampfung in vacuum sauer. Die auflöslichen Phosphacetäure-Salze sind krystallisirbar, unauflöslich in Alkohol; sie werden nicht bloß von Bleysalzen, sondern auch von Eisensalzen, Kupfersalzen und Queckſilberoxydsalzen niedergeschlagen. Das Barytsalz giebt durch Eindampfung in vacuum blattförmige Krystalle. Erwärmt jedoch bloß zu 60° setzt es einen weißen pulverförmigen Körper ab; ja selbst das in gewöhnlicher Temperatur in vacuum verdampfte ist zum Theil in einen unauflöslichen Zustand übergegangen. Das Kalksalz erleidet besser die Eindampfung und gewährt ebenfalls Krystalle. Natron- und Ammoniaksalz krystallisiren undeutlich. Die Acephosgensäure gibt manche unauflösliche und schwer auflösliche Salze, weßhalb ihr Natronsalz von den meisten andern Salzen niedergeschlagen wird.

Der Verf. hat nicht wahrnehmen können, daß sich bey der Wirkung des Phosphors auf das Aceton irgend ein verdämpfbarer Stoff, folglich auch nicht, daß sich eigentliche luftförmige Körper, namentlich Phosphorwasserstoff gebildet hätte. Aber nach langwieriger in erhöhter Temperatur vorgenommener Behandlung einer Portion Phosphor mit neuen Portionen Acetons ist in nicht unbedeutender Menge eine graugelbe, wie Terpentin halbflüßige Masse zuwegegebracht worden. Erwärmt man dieselbe, nachdem man die letzte Portion jener dünnen syrupartigen die neue Säure enthaltenden Aceton-Feuchtigkeit abgegossen, mit Wasser, so erhält man eine Auflösung, welche wesentlich nur dieselbe Säure enthält, und es bleibt nun ein bleichgelber voluminoser pulverförmiger Körper, welcher sich selbst in der kochenden wässerigen Feuchtigkeit in diesem festen Zustande erhält. Behandelt man hierauf diesen Körper mit Silberkohlenstoff, so löst dieser etwas auf, was bloß Phosphor ist, und es bleibt ein dunklerer gelber Körper zurück, welcher auch bey etwas erhöhter Temperatur sich nicht in Luft verwandelt, und welcher bey starker Hitze Phosphor und ein kohlenartiges Residuum giebt. Dieser kohlenstoffhaltige Phosphor ist folglich das vierte Hauptproduct der hier besprochenen Einwirkung, und seine Bildung scheint anzudeuten, daß, während ein Theil des Kohlenstoffes des Acetons von einem Theil Phosphor aufgenommen wird, die übrigen Bestandtheile des destruirten Acetons, in verschiedenen neuen Maaß- und Mengeverhältnissen mit Phosphor vereint, die besprochenen neuen Säuren geben. In jener terpentinartigen Masse scheint sich ein Theil der neuen Säuren in Verbindung mit einer gewissen Menge Wassers zu befinden; und da diese Masse

selbst bey Anwendung von Aceton, welches aufs sorgfältigste von Wasser befreyt ist, erhalten wird, so scheint auch dieses Wasser mit ein Product der Einwirkung zu seyn. In Verbindung hiemit machte der Verf. die Mittheilung, daß Schwefel mit Aceton stehen gelassen, freylich unter noch langsamerer Wirkung, Producte giebt, welche denen, die durch Einwirkung des Phosphors entstehen, analog sind. Endlich that der Verf. Erwähnung einer begonnenen Reihe von Versuchen über die Wirkung von Schwefel und Phosphor in verschiedenen Mischverhältnissen auf Aceton, und bemerkte, daß die Producte der dabey eintretenden Wechselwirkung in einer eigenthümlichen Säure und einem stark leuchtenden, indifferenten, ölartigen Körper bestehen. Beyde werden ziemlich leicht in nicht unbedeutender Menge gewonnen und der Verf. hoffte darüber in Bälde eine ausführliche Untersuchung mittheilen zu können.

---

e) Professor Forchhammer hat der Gesellschaft die Resultate einer Untersuchungsreise nach Jütland vorgelegt, deren nächste Absicht auf Einsammlung von Nachrichten über die Erderschütterung vom 3. April 1841 gerichtet war.

In diesem Berichte, der viele bloß locale Beziehungen enthält, heißt es unter anderm: da, wo die Erschütterung an den Ufern des Limfjord am stärksten war, hatte auf diese Stärke die geognostische Beschaffenheit des Landes einen sehr wesentlichen Einfluß. An den Stellen, wo die Steinarten der Kreideformation zu Tag kommen, fühlte man die Erschütterung am stärksten, minder stark auf Thon, am mindesten auf Sand . . . Ein Kranker in Nykjöbing hatte sich den ganzen Tag über kleine Erschütterungen seines Lagers beklagt, eine Klage, die den Gesunden erst durch die auch ihnen fühlbaren stärkern Stöße erklärlich wurde. Der Küster Vorre in Vesterwig hatte gesehen, wie die Platten seines Bodenpflasters sich reihenweise aufrichteten und zu Furchen öffneten. . . . Aus Brunnen zog sich das Wasser zurück, andern ward ungewöhnlicher Zufluß. Dieses Erdbeben, welches der Berichterstatter nicht für eine Seitenbewegung einer anderweitigen, noch stärkern hält, indem er dessen Ausgangspunct bey Thy findet, scheint mit zweyen Erderhebungen in Verbindung gestanden zu haben, einer langsamen, bereits ein halbes Jahr lang vorher am Sinken des Wassers an einer gewissen Uferstrecke bemerkten, und einer plötzlichen und mit der Erschütterung vorübergehenden an einem andern Theile der Küste.

f) Dr. Lund gibt in einer aus Lagoa Santa in Brasilien eingesendeten Abhandlung fortgesetzte Bemerkungen über Brasiliens ausgestorbene Schalthiereschöpfung nebst einer vorläufigen Uebersicht über die fossilen Reste der Vogelclasse.

Das Verzeichniß der fossilen Säugethierarten ist seit seiner letzten Mittheilung durch zehn Arten vermehrt worden, so daß es dermalen 111, in 54 Geschlechter vertheilte Arten umfaßt, während sich die jetztlebenden nur auf 89, in 40 Geschlechtern begriffene Arten belaufen. Unter den neu hinzu gekommenen Thieren sind die wichtigsten: zwey Arten des Ameisenbärengeschlechts, die den jetzt lebenden sehr ähnlich sind, Myrmecophaga jubata und M. tetradactyla; zwey Arten vom Geschlecht Dasypus Wagl., die eine von der Größe des jetztlebenden Tatu mirim, die andere (D. sulcatus) etwas größer als die früher beschriebene fossile Art D. punctatus; eine Zwerg-Art vom Geschlecht Megatherium, wenig größer als der Tapir (Megatherium Laurillardi), ein neues Geschlecht von der Familie des Faulthiers, ausgezeichnet durch große, denen des jetztlebenden Faulthiergeschlechtes Choloepus (Oenotherium gigas) ähnliche Hauzähne; endlich ein bisher in fossilem Zustand nicht vorgekommenes Geschlecht, das Ottergeschlecht. Frühere Mittheilungen berichtigend erklärt der Verf. ein Raubthier, das er vordem zum Hyänengeschlechte gerechnet, nach vollständigeren seither gefundenen Resten desselben für ein eigenes zwischen das der Hyäne und Katze zu stellendes Geschlecht, für welches er auf den Grund der stark zusammengedrückten fast lanzettförmigen Hauzähne desselben den Namen Smilodon vorschlägt. Dieses Thier war von der Größe des Löwen, aber von schwerfälligerm Bau, und seine Hauzähne übertreffen an Größe die aller andern bisher bekannten Raubthiere. Streicht man die Hyäne von der Liste der vorweltlichen Thierschöpfung Brasiliens, so ver-

liert das früher aufgestellte Resultat über das Vorkommen der jener Weltperiode eigenthümlichen Thiere in Südamerica etwas von seiner Gültigkeit, da die übrigen Geschlechter, welche sich in diesem Verhältniß befinden, das Pferd, die Antilope, Cynailurus und Speothos nur eine bedingte oder minder entscheidende Beweiskraft ansprechen können.

Den größten Theil der Abhandlung nimmt eine Beschreibung des Knochenbaues des Platonyx ein, zunächst veranlaßt durch die von Blainville angestellten Untersuchungen über die Geschlechter Megatherium und Megalonyx, welche zu dem Resultat geführt haben, daß diese Thiere der Vorwelt keine Verwandtschaft haben mit den Faulthieren, und daß das erstere bestimmt ein Gürtelthier, das andere ein Uebergangsthier zwischen jenem und den Ameisenbären sey. Unsers Verf. Hauptergebnisse sind folgende: Im Bau des Kopfes und der Zähne zeigt Platonyx all die Charaktere, die dem Faulthiere eigen sind, dagegen keine Annäherung zu den Gürtelthieren oder Ameisenbären. Seine Hände bieten mehrere Züge dar, die sich beym Faulthier wiederfinden, während sie sich in andern Hinsichten dem Ameisenbären nähern, aber in den meisten Punkten nach einem Plane gebaut sind, der diesem Thiere ausschließlich eigenthümlich ist, wobey jedoch zu bemerken kommt, daß diese Eigenthümlichkeiten im Bau zu demselben physiologischen Resultat führen wie der Bau der Hände beym Faulthiere, nämlich dieselben geschickt zum Klettern, dagegen ungeschickt zum Gange zu machen. Diese Bemerkung gilt noch mehr von den Füßen, welche im Detail ihres Baues noch weiter als die Hände von allen bekannten Entwicklungsplanen für diese Organe abweichen, während doch von diesen Abweichungen, bey einem verschiedenen Mechanismus, alle dem Faulthiere charakteristischen Eigenheiten ausgehen, nämlich die Einwärtsdrehung der Fußsohle und die Bewegung des Fußes an dem Unterschenkel in einer auf dessen Achse lothrechten Ebene. Nach diesem Beweise, daß Platonyx im Wesentlichsten seiner Organisation genau verwandt ist mit dem Faulthiere, vergleicht der Verf. dieses Thier mit den zwey angrenzenden Geschlechtern Megalonyx und Megatherium und weist nach, daß der Grundplan zur Entwicklung dieser drey Geschlechter genau derselbe ist, so daß, was hinsichtlich der Stellung des ersten im System bemerkt ist, auch von den andern gilt. Hierauf schreitet er zur Erörterung der wichtigen Frage über die Hautbedeckung dieser vorweltlichen Thiere, und findet, daß nicht allein nichts die allgemein angenommene Meynung beweise, sie seyen mit einem Panzer versehen gewesen, sondern daß es in hohem Grad wahrscheinlich, wo nicht gewiß sey, daß sie einer solchen Bedeckung ermangelten. Die Frage, ob der Mensch gleichzeitig mit den ausgestorbenen Säugethieren vorhanden gewesen, auf eine bekräftigende Weise zu beantworten, sieht sich der Verf. wohl auch noch jetzt nicht im Stande, aber er giebt bey dieser Gelegenheit Nachricht von einigen wichtigen durch ihn gemachten Fünden theilweise versteinerter Menschenknochen. Endlich schließt der erste Theil der Abhandlung mit einem kurzen Bericht über die Entdeckung eines unbekannten jetztlebenden Thieres von der Familie der Raubthiere, welches ein neues Geschlecht zwischen der Familie des Vielfraßes und dem Hundegeschlecht bildet, und für welches er den Namen Cynogale venatica vorschlägt.

Die andere Abtheilung giebt eine vorläufige Uebersicht der Resultate seiner Untersuchungen über die ausgestorbenen Arten der nächsten Thierklasse, der Vögel. Es sind 33 fossile zu 26 Geschlechtern gehörige Arten bestimmt, wovon 1 zur Familie der Raubvögel, 18 der Singvögel, 6 der Klettervögel, 4 der Hühnervögel und endlich 5 der Stelzgänger gehören. Fast alle fallen in Geschlechter, die sich noch jetzt in derselben Gegend vorfinden, und deren einige dem südlichen Amerika eigenthümlich sind wie Anabates, Dendrocalaptes, Opetiorrhynchus, Crypturus, Rhea. Einige von den fossilen Arten zeigen eine auffallende Uebereinstimmung mit noch lebenden, wie Cypselus collaris, Anabates poliocephalus, Capito melanotes, Coccyzus cajanus, Perdix dentata, Crex minuta. Nur eine weiset sich aus als verschieden von den jetzt lebenden Vögeln und deutet auf eine ausgestorbene der Familie Alectorides Ill. von der Größe des amerikanischen Straußes.

Aus diesen Untersuchungen ergibt sich dem Verf. das Hauptresultat, daß alle Gesetze, die man in

Bezug auf das Verhältniß zwischen der längst verschwundenen und jetzt lebenden Säugethierschöpfung dieses Welttheiles aufgestellt hat, auch auf die Klasse der Vögel ihre Anwendung finden.

---

g) Prof. Eschricht legte die neuesten Resultate seiner fortgesetzten Untersuchungen über die Wallfische vor. Sie hatten hauptsächlich die Schleimfläche des Gedärmes, das Ohr und das Gehirn des Fötus zum Gegenstande.

---

h) Hr. Krőyer, der sich mit einer größern Arbeit über die nordischen Krebse beschäftigt, gab vorläufig eine Monographie des Geschlechtes *Hippolyta* Leach mit Hinsicht auf dessen nordische Arten. Man kannte bisher deren fünf; durch seine Arbeit wird ihre Zahl auf vierzehn gebracht.

---

i) Bekanntlich sind die Mittel zur Hervorbringung des Galvanismus in den letzten Jahren bedeutend verbessert worden. Unter anderm hat die vom Engländer Grove erdachte Zusammenstellung von Platin, Salpetersäure, verdünnter Schwefelsäure, Zink mit Recht Beyfall gefunden, und wird immer ein wichtiger Fortschritt bleiben, auch wenn man Grund finden sollte, in Folge eines spätern Vorschlags anstatt des Platins Kohle zu nehmen. Ein großes Hinderniß der allgemeinern Anwendung von Grove's Apparat war die Kostspieligkeit des Platins. Als mit der Erfindung hier Versuche im Kleinen angestellt wurden, war Oersted deßhalb sogleich bedacht, dem Apparat eine solche Einrichtung zu geben, daß eine kleine Masse des kostbaren Platins über eine große Oberfläche verbreitet werden könnte.

Von platinirten Metallen durfte man sich nicht viel versprechen, da jede noch so kleine Oeffnung im Platinüberzug der Salpetersäure gestatten würde, das Metall darunter anzugreifen. Er wählte daher platinirte Porcellancylinder, welche in der Copenhagener Porcellanfabrik mit erwünschtester Vollkommenheit verfertigt werden. Die porösen irdenen Gefäße, wodurch die Salpetersäure von der Schwefelsäure getrennt gehalten wird, ohne sie doch außer leitende Verbindung mit derselben zu setzen, sind eben daher zu beziehen. Die Wirkung des Apparats war ganz wie sie vorausgesetzt worden, und hat die Verbreitung der Grove'schen Erfindung sowohl in Copenhagen als auswärts beträchtlich erleichtert.

C. Historische Klasse.

a) Professor Madvig hat der Gesellschaft einen Tractat über die antike (griechisch-lateinische) Metrik vorgelegt, in welchem er für den metrischen Rhythmus überhaupt einmal eine sichere Grundlage zu gewinnen, die gewöhnliche Vorstellung über das Verhältniß des Verses der Alten zu ihrer prosaischen Aussprache zu berichtigen, und den Versbau in den neuern Sprachen mit jenem der Alten in gehörige Vergleichung zu stellen bestrebt ist. Der Gedankengang seiner Abhandlung ist in Kürze folgender.

Rhythmus ist die Uebereinstimmung in einer abwechselnden Bewegung, die durch die ausgleichende Wiederholung derselben, die Abwechslung enthaltenden, dem Sinne leicht faßlichen Bewegungsfiguren, durch die Wiederholung von Abschnitten, welche dieselbe Ausdehnung und dasselbe innere Verhältniß zwischen den verschiedenen und so die Abwechslung bietenden Grundtheilen haben, hervorgebracht wird. Schon im Raume ergiebt sich nicht bloß eine symmetrische Entwicklung in von einem Punkt aus entgegengesetzten Richtungen, sondern auch eine unter der Abwechslung mit sich selbst übereinstimmende Reihe in einer Richtung, wenn die Abschnitte, welche einzeln aus unter sich verschiedenen raumfüllenden Theilen in einem leicht faßlichen Verhältniß zusammengesetzt sind, mit demselben innern Bau sich wiederholen, es möge nun die Abwechslung bloß durch das Größeverhältniß der Grundtheile oder bey gleicher Größe durch andre Eigenheiten z. B. Farben hervorgebracht seyn. Diese Abwechslung und Uebereinstimmung auf Bewegung in der Zeit übergetragen, und sich in Abschnitten derselben darstellend ist Rhythmus.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. November.

Nro. 238. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Oversigt over det Kongelige danske Videnskabernes Selskabs Forhandlinger og dets Medlemmers Arbeider i Aaret 1841.

(Fortsetzung.)

Die Verschiedenheit in den einzelnen Momenten der Bewegung, welche in leicht erfaßbarem Verhältniß den Abschnitt bilden, in welchem eine bestimmte Figur oder Gesetz wieder kommt, kann entweder im Zeitverhältniß allein oder bey gleicher Zeitstrecke in einer andern die einzelnen Momente unterscheidenden Eigenheit liegen. Wenn ein Rad sich regelmäßig so dreht, daß es in einer gewissen Zeit eine langsame und darauf zwey schnelle Umdrehungen in einem einfachen bestimmten Verhältniß macht, z. B. daß jede von diesen die Hälfte der Zeitdauer der langsamen braucht, so wird hierin ein Rhythmus seyn, unabhängig von allen andern Eigenheiten, welche beytragen mögen, die Aufmerksamkeit auf diese Bewegungsform zu lenken, oder von ihr abzuwenden (A); aber auf der andern Seite wird ein Rhythmus statthaben und bemerkt werden, wenn alle Umdrehungen dieselbe Dauer haben, jedoch die erste, vierte, siebente u. s. w. von einer eigenen Erscheinung z. B. einer Lichtentwicklung begleitet ist (B). Die erste Art Rhythmus, die bloß auf dem Zeitverhältniß der Grundtheile beruht, wird sich auch dann, obschon viel schwächer, zeigen, wenn die Abschnitte zwar nicht aus denselben Grundtheilen in derselben Ordnung gebildet, aber doch gleich groß und, nach denselben Zahlen als Theilungsprincip, in Grundtheile aufgelöst sind, z. B. in $\frac{111}{244}$, $\frac{111}{424}$, $\frac{111}{442}$, $\frac{1111}{8442}$ im Gegenhalt zu $\frac{1111}{6633}$, $\frac{1111}{3663}$, $\frac{22}{33}$, $\frac{12}{33}$ (C). Allein da hier zugleich ein fester Gegensatz fehlt, der nothwendige Abwechslung hervorbringt und die Abschnitte bezeichnet, so erscheint dieser Rhythmus als unvollständig.

Ein hörbarer Rhythmus zeigt sich in einer Folge von Lauten, welche sich in Abschnitte theilt, die so, daß sich die angeführte Abwechslung und Uebereinstimmung ergiebt, aus einzelnen Lautmomenten gebildet wird. In der musikalischen Taktbewegung, die von der Art der Töne unabhängig ist, wird der Abschnitt, der einzelne Takt, mit Momenten ausgefüllt, die nicht anderswoher in einer bestimmten Zeitausdehnung gegeben sind, sondern die hier hervorgebracht und willkührlich verkürzt oder verlängert werden. Die Taktbewegung gehört also zu der schwächern Art Rhythmus (C), worin bloß die Abschnitte (jeder Takt) gleich groß und in einzelne Momente nach derselben Grundzahl (gerader, ungerader, Viertelstakt u. s. f.) eingetheilt sind, dagegen aber die Grundtheile in den Abschnitten nicht in derselben Ordnung oder in demselben Verhältniß des Andauerns folgen. Diese Art Rhythmus erheischt, um aufgefaßt zu werden, die größte Einfachheit in ihrem Grundverhältniß, so daß unsre Musik den fünftheiligen Takt nicht gebraucht. Der Takt ist ein minder bestimmtes, ein loseres Schema für den Bau der Töne als der metrische Rhythmus. Der Rhythmus der Rede oder der metrische entsteht aus der Anordnung der Sylben nach deren gegebener Beschaffenheit in gleichartige Abschnitte, welche sich als Grundfigur in der Bewegung der Rede wiederholen. Die Sylben müssen in sich selbst

Gegensatz und Verschiedenheit haben, um eine erkennbare und selbstständige Figur hervorzubringen. Das Verhältniß zwischen den Bestandtheilen dieser Figur muß ein einfaches seyn. Da die Bestandtheile hier nicht frey gebildet werden, wie die Takttheile in der Musik, sondern als feste und begränzte eintreten, so ist ihre Ordnung von wesentlichem Einfluß; während $\frac{2}{3}\frac{1}{3}$ denselben Takt bilden wie $\frac{1}{3}\frac{2}{3}$, so ist dagegen $-\smile$ (kurze und lange, betonte und unbetonte Sylbe) nicht derselbe Fuß wie $\smile -$. Der metrische Rhythmus zeigt sich in der Rede, nämlich in der richtigen Form derselben.

Der Gegensatz der Sylben muß in Eigenschaften liegen, die sie in der prosaischen Aussprache haben und die in dieser bemerkbar sind, so daß die Sylben selbst ihren Rhythmus in sich enthalten und geben, ihn keineswegs durch die Recitation erhalten, sonst wäre Alles Vers oder vielmehr nichts wäre ein Vers, aber alles könnte so gelesen werden. Allein diese Eigenschaft der Sylben muß zugleich die ihnen in jeder Sprache in der Aussprache wesentliche und charakteristische seyn, welche vorzugsweise gehört wird und zugleich die prosaische Rede in derselben modulirt. Vers ist der Rhythmus, der gehört wird, wenn die hiezu angeordneten Sylben, deutlich und bestimmt nach der prosaischen Aussprache angegeben, durch die darin hervortretende Uebereinstimmung in der Bewegung afficiren. (Uebrigens wird die Uebereinstimmung nicht immer unmittelbar durch Wiederholung desselben Abschnitts, Fußes, hervorgebracht, sondern mehrere Füße verbinden sich zu einem zusammengesetzten Abschnitt, der im Verse wiederholt wird, oder der ganze zusammengesetzte Vers gleicht sich mit nachfolgenden aus, oder eine Verbindung von Versen zu einer Strophe findet Ausgleichung im Wiederkommen der Strophe.) Keine Sprache stellt es frey, nach diesem oder jenem Princip unabhängig von der prosaischen Aussprache Verse zu schreiben, sondern kann nur nach dem in ihrer Aussprache herrschenden Princip Verse hervorbringen. Die Entstehung des metrischen Rhythmus aus der Anordnung gegebener Theile, in deren Eigenheiten er sich nachweiset, unterscheidet denselben auch dadurch von dem musikalischen Takt, daß die Pause, die in diesem natürlich mitgerechnet wird, da ohne Hinsicht auf die übrige sinnliche Beschaffenheit der ausfüllenden Theile bloß die Zeitmomente gezählt werden und der unausgefüllte Zeitmoment gleichfalls in Betracht kommen kann, im Verse keine Bedeutung hat; denn nur in ausgesprochenen Sylben wird das Gesetz des Gegensatzes und der Bewegung bemerklich.

Die Bedeutung des Rhythmus liegt nicht da, wo Hermann, Boeckh und Apel, obwohl unter sich uneinig, doch insgesammt dieselbe gesucht haben, in der Repräsentation eines gewissen andern Begriffes oder Verhältnisses der Existenz, sondern in seinem eigenen Wesen als wohlthuende Einheit und Ordnung in der Mannichfaltigkeit, als angenehme sinnliche Affection und als Eindruck, der eine geistige Reaction, ein geistiges Bewußtseyn anregt.

Solche charakteristische Momente, welche den Sylben einen zur Herstellung des Rhythmus geeigneten Gegensatz verleihen, sind nun der Accent und die Quantität.

In Sprachen, die wie die unsrige ausgesprochen werden, ist die Quantitätsverschiedenheit nicht verschwunden, aber untergeordnet, und afficirt das Ohr nicht als das wichtigste in der Aussprache; alle Sylben können also in dieser Hinsicht (im Verse) für gleich gelten, während sie dagegen durch die Betonung stark und bestimmt unterschieden werden. Der Rhythmus wird demnach dadurch bewirkt, daß die Sylben so geordnet werden, daß die durch Betonung ausgezeichneten oder nicht ausgezeichneten Sylben gleich lange oder gleich geformte Abschnitte (B) oder Combinationen von Abschnitten bilden. Der Umfang des Abschnittes, der Fuß, ist, außer der allgemeinen Bedingung leichter Auffaßbarkeit, gegeben mit den Grenzen der Möglichkeit, eine Reihe unbetonter Sylben nach einer betonten auszusprechen; dieß ist unsre Metrik.

Zu fragen, warum wir nach dem Accente Verse machen, fällt uns nicht ein, denn wir fühlen wohl, daß wir nicht anders können; aber den Alten gegenüber stellen wir eine solche Frage. Auf dieser Grundlage unsrer Metrik beruht die Ausschließung von Formen, die der antiken Metrik eigenthümlich sind. Da die Sylben nicht nach ihrer Länge, sondern nach einem andern Charakter gewerthet werden, so giebt es hier keine Auflösung oder Zusammen-

ziehung der Bestandtheile im Fuße, wie sich in der alten Sprache – zu ∪ ∪ auflöset (∪ ∪ ∪ für – ∪), oder ∪ ∪ zu – zusammenzieht (– – für – ∪ ∪); die Modification, die dort statt hat zwischen der reinen trochäischen Reihe (– ∪ – ∪ – ∪ – ∪) und der nur annäherungsweise dargestellten (– ∪ – ⏑ – ∪ – ⏑), fällt weg; da zwey wirklich betonte Sylben nur durch mühsame Kunst und in bestimmter, sehr eingeschränkter Form (in zwey einsylbigen Wörtern oder in einer betonten Endsylbe und einer solchen Anfangssylbe) zusammengebracht werden können, gebricht der Spondeus u. s. w.

Die Alten dagegen schrieben ihren Vers nach der Quantität, d. i. nach der Form, in welcher die Vocale und Sylben ausgesprochen werden, welche Form in der Schnelligkeit des Aussprechens ein bestimmtes Längenverhältniß darbietet, so daß die lange Sylbe zweyen kurzen gleich ist. Dieß thaten die Alten, weil sie in der tagtäglichen Rede die Wörter nach der Quantität aussprachen, dieselbe stark und deutlich, den Accent hingegen als etwas untergeordnetes hörten. Dieser Satz, dessen Mißkennung jeder begreiflichen Vorstellung von der Metrik der Alten im Wege steht, ergiebt sich nicht bloß aus den Versen selbst, die nur so Gültigkeit und Wirkung auf das Ohr und eine Norm für die prosodische Beschaffenheit der Sylben erhielten, sondern er wird, wie aus Einem Munde, von allen alten Rhetoren von Aristoteles wie von Dionysius aus Halicarnaß, von Cicero und Quintilian ausgesprochen, die wo sie von Wohlklang im prosaischen Vortrag reden, einzig und allein die Quantität der Sylben und die hierauf bezügliche Beschaffenheit der Sylbenreihe im Auge haben und mit großer Ausführlichkeit behandeln, ohne je dabey des Accentes Erwähnung zu thun. Dazu kommt ein höchst wichtiger Punct, der in seiner Bedeutung noch nicht hinlänglich vorangestellt und benutzt worden ist, obgleich er nach beyden Seiten ein klares Licht wirft, nämlich der Uebergang in einen andern Versbau in Folge des Ueberganges in eine andere Aussprache. Der Uebergang in die dermalige (neugriechische) Aussprache nach dem Accente (wie bey uns) hatte nach der Hand in den Jahrhunderten nach Christus Statt; (bey den Lateinern zeigen sich Spuren desselben im vierten Jahrhundert). In der damaligen ganz traditionellen und unfreyen Poesie wurde mittlerweile die alte Verskunst beybehalten, welche, auf eine verschwindende oder verschwundene Aussprache gebaut, dem Ohr fremd war, (wie auch wir lateinische Verse gegen unsere lateinische Aussprache schreiben); zugleich aber hört man Klagen der Gelehrten über Volksgesänge (πολιτικά), in welchen die Natur über die Doctrin gieng und die jeweilige wirkliche Aussprache befolgt wurde. Bald wurde es selbst den Gelehrtern zu beschwerlich, Verse nach der verschollenen Aussprache zu schreiben; man beschränkte sich also darauf, den in der Orthographie sichtbaren Quantitätsunterschied (η ω gegen ε ο) zu beachten, gab aber den bloß hörbaren (der nun nicht weiter gehört wurde) auf, so daß jedes α ι υ willkührlich als lang oder kurz gebraucht wurde. Endlich wird auch dieses Ueberbleibsel aufgegeben; man fügt sich der Natur und schreibt Verse lediglich nach dem Accente, so wie wir (mit ähnlicher Observanz und Freyheit, z. B. daß in mehrsylbigen Wörtern die unbetonte Sylbe, welche nicht an der Seite der betonten steht, einen Nebenaccent erhalten kann und z. B. συνεχεύθησαν gemessen wird ´ ∪ ´ ∪ ´); und diese Verse nach dem Accente sind die einzigen griechischen und lateinischen, die wir wirklich richtig so lesen, wie sie zur Zeit, da man sie schrieb, gelesen worden sind. Daß nun in der Aussprache der Alten die Quantität, nicht der Accent, herrschte, hängt aufs genaueste zusammen mit dem großen Unterschied zwischen dem übrigen Verhalten des Accentes in der alten Sprache und zwischen unserm Accent, ein Unterschied, der in den gewöhnlichen Erörterungen hierüber völlig übersehen wird. Unser Accent ist ein fester Accent (in der Regel auf der Stammsylbe der Wörter), welcher das für die Bedeutung Wesentliche hervorhebt, und welcher so im Gang der Rede rhetorisch wirkt. Der Accent der Alten, obschon von der Stammsylbe des Verbs ausgehend, ist beweglich unter der Herrschaft der Quantität, die im Griechischen vorschreibt, wo der Accent stehen kann, im Lateinischen, wo er stehen soll (τύπτω, ἔτυπτον, τυφθῆναι, τετυμμένος, τυφθησόμενος, τυφθησομένων, ámo, amávi, amavissem, amavissétis.)

Dieß steht nun wieder in innerer Verbindung mit dem grammatischen Bau der alten Sprache, der starken und gleichmäßigen Entfaltung der Wörter in den Flexions-Endungen im Gegensatz zur Concentrirung unsrer Wörter um den fest und stark betonten Kern. Der Accent spielte in der alten Sprache dieselbe Rolle, wie die Quantität bey uns, so wenig es bey uns zur richtigen Aussprache gleichgültig ist, ŏ oder ō zu sagen, eben so wenig gleichgültig war bey den Alten der Accent; allein er war nicht die Hauptsache. (Sowohl durch die größere Herrschaft der Flexionen über die Endungen der Wörter, als durch die Aussprache nach der Quantität selbst war der Reim von dem alten Versbau ausgeschlossen; der Reim setzt betont hervorgehobene Sylben voraus). Die Stellen, in welchen man im Griechischen zur Erklärung von Unregelmäßigkeiten im Verse wenigstens eine secundäre Rücksicht auf den Accent im Versbau genommen hat, sind ganz willkührlich aus einer Menge andrer ausgehoben, die eine solche Erklärung, welche zugleich die regelmäßigen Verse verwirrt, keineswegs zulassen. Es ist in der neuern Zeit eine allgemein verbreitete und in vielen metrischen, grammatischen und literarhistorischen Büchern angenommene Meinung, die ältesten Römer hätten nach dem Accente versificirt, aber die Dichter, die die griechische Poesie zum Vorbild genommen und eine Literatur geschaffen, hätten das griechische prosodische Princip eingeführt; als ob es bey den Dichtern gestanden hätte, ein Princip zu schaffen, das der Aussprache des Idioms zuwider und folglich dem Ohre des Volkes unfaßlich war. Die ganze Vorstellung von der Bedeutung des Accentes in dem ältesten römischen Versbau zeigt sich bey näherer Betrachtung als eine leichtgläubige Verirrung, die nicht weiter als auf Bentley's Ausgabe des Terenz, wo doch diese Verirrung lange nicht in dem Umfange wie später erscheint, und auf Bentley's wenig ältern Landsmann Wase zurückreicht.

Im Gegentheil ist der lateinische Accent, wie oben bemerkt, genau an die Quantität gebunden, indem er jederzeit auf der zweytletzten Sylbe, wenn sie lang ist, oder auf der drittletzten liegt. Daraus folgt, daß in gewissen Versformen, namentlich den trochäischen, die Reihe von betonten und unbetonten Sylben mit der Modulation des Verses nach der Sylbenquantität ziemlich genau zusammenfällt (Cäsar Gallias subégit, Nicomédes Cæsarem.) *)

Der Vers der Alten wird aus Abschnitten gebaut, die in der Abwechslung von langen und kurzen Sylben eine gewisse bestimmte Figur bilden. Der Gegensatz der Bestandtheile (Sylben) liegt hier nicht in einer Hervorhebung ohne die Zeitausfüllung, sondern in der Zeitausfüllung selbst; nur geben sich diese, völlig verschieden von den musikalischen Takttheilen, jede für sich mit einer bestimmten Zeitausfüllung und dazu mit einem eigenthümlichen Charakter, so daß die Figur des Abschnittes nicht bloß auf einer Grundzahl für die Eintheilung der Zeitmomente (⏑ – oder – ⏑ gleichgeltend), sondern auf einer bestimmten Vertheilung der Sylben und ihrer Folge (– ⏑ entgegengesetzt ⏑ –) beruht. Dadurch und zugleich aus andern (eine ausführlichere Darstellung erfordernden) Gründen bestimmt sich auch der Umfang der Substitution von Aequivalenten (⏑ ⏑ für – und – für ⏑ ⏑), welche dieser Metrik (im Gegensatz der unsrigen) eigenthümlich ist, weil die Zeitausfüllung den Bestandtheilen ihre Bedeutung giebt.

*) Man sagt, die Lateiner hätten einsylbige Wörter am Schlusse des Hexameters vermieden, um nicht in der letzten wichtigen Arsis eine tonlose Sylbe anzubringen; und man entdeckt subtile Wirkungen, welche von Dichtern, wo sie einen Hexameter mit einem einsylbigen Worte schlossen, bezweckt worden seyen. Die Sache ist, daß die Römer sehr selten einen Hexameter also schließen konnten; denn, wenn man Conjunctionen und Präpositionen, die aus anderm Grund keinen Vers schließen können, abrechnet, so haben die Römer im Ganzen nur vier einsylbige Verbe (est, sunt, es, vult) und wenige einsylbige Substantive, die auch außer dem Nominativ (im Neutr. Accusativ) einsylbig bleiben. Est steht, wie bekannt, häufig genug am Ende von Versen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. December.

Nro. 239. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Oversigt over det Kongelige danske Videnskabernes Selskabs Forhandlinger og dets Medlemmers Arbeider i Aaret 1841.

(Fortsetzung.)

Spondeen und Tribrachen sind nur solche Aequivalente, nicht aber an sich selbst rhythmische Füße, da sie keinen Gegensatz enthalten und da aus ihnen eigene Verse nicht gemacht werden können. (Uebrigens kann in gewissen Formen sowohl die Auflösung in kurze Sylben als die Contraction zu langen eine charakteristische Wirkung haben und darum feste Regel seyn.) Die bestimmte gegebene Form macht diesen Rhythmus hinlänglich leicht auffaßbar nicht bloß im Verhältniß 2 : 2 und 2 : 1, zwischen den entgegengesetzten Theilen, Arsis und Thesis, sondern auch im Verhältniß: 2 : 3 (– ⏑ ⏑ –, ⏑ – ⏑, Päon und Creticus). Es lag im antiken Verse ein mächtiges Band für die Taktbewegung der musikalischen Composition, denn diese Bewegung vermochte nicht die Vertheilung der Zeitmomente, die den Vers ausmachten, zu stören. Da sich die musikalische Taktbewegung an die Regelmäßigkeit des Verses anschloß, so wurde andrerseits der fünftheilige dem Päon entsprechende Takt (2 : 3) zuläßig.

Die rhythmische Bewegung wird gerade in der Succession der nach der Quantität verschiedenen Sylben und in der Figur dieser Succession, und in nichts anderm gefühlt. (Wo Aequivalente die Abwechslung verwischen, ruht der Rhythmus momentan, wird aber nicht gestört.) Entfernen muß man nicht bloß die bey Hermann und zum Theil bey Boeckh verbreitete Vorstellung von einem von der wirklichen Sylbenverbindung oft abweichenden und gleichsam unabhängig über ihr schwebenden Rhythmus (wie sich diese Vorstellung z. B. in der ganzen verworrenen Lehre von dem sogenannten dochmischen Verse kund giebt), man muß sich auch von einer viel allgemeinern und tief eingewurzelten Meinung losreißen. Man spricht von einem Versaccent, der auf des Versfußes langer Hauptsylbe (Arsis) liege, den Gang des Verses bezeichne und ihn hören lasse; und so recitirt man nun die antiken Verse. Allein da nun dieser Versaccent dem wirklichen prosaischen Accent der Wörter durchaus nicht entspricht, so frägt man, wie die Alten ein Gedicht, worin alle Worte mit einem falschen Accent ausgesprochen wurden, und diesem zulieb der richtige unterdrückt werden mußte, verstehen und wie sie dergleichen für poetischen Wohlklang halten konnten. Dieser Streit zwischen Wortaccent und Versaccent ist ein Streit zwischen einem schwachen Wesen und einem erdichteten Unding. Das schwache Wesen (wenigstens schwächer als wir uns gewöhnlich vorstellen und zugeben) ist der Wortaccent bey den Alten; ein Unding ist der Versaccent, ictus metricus, wie man ihn genannt hat, im antiken Verse. Durch den Versaccent, sagt man, machen wir den Gang des Verses kenntlich, und das mußten doch wohl auch die Alten. Die Sache verhält sich umgekehrt. Wir betonen die Wörter nach der tagtäglichen Aussprache (aber deutlich und mit zuläßiger Hervorhebung von Nebenaccenten) und so entsteht durch die Folge von Accenten der Vers,

der sich erst durch diese als solchen ankündigt. Die Alten sprachen die langen und kurzen Sylben bestimmt aus, damit war der Vers gegeben, und ließ sich in ihren Worten selbst erkennen. In einer geordneten Succession entgegengesetzter Theile stellt man kein anderes Merkmal für die Succession auf als die Entgegensetzung selbst. Wir haben den Versaccent von uns, denen der Wortaccent Stoff für den Vers ist, auf die Alten übergetragen, welche ihn weder ahnen noch nennen. Aber, sagt man, die Alten brauchen doch in der Metrik die Benennungen Arsis und Thesis für die Theile des Fußes und denken sich demnach, wie das Wort Arsis andeutet, eine Hebung der Stimme, die den Vers markirt. Für's erste haben diese Worte in der alten Musik, der sie entnommen sind, gerade die entgegengesetzte Bedeutung, so daß Thesis der gute, Arsis der schwache Takttheil ist, ein Sprachgebrauch, welchen Bentley und Hermann umgetauscht haben. (Doch ist schon bey Priscian, zu dessen Zeit die Accent-Aussprache vorherrschte, von Arsis als elevatio vocis die Rede.) Sodann ist bekannt, daß in der Musik selbst, wo doch die Takttheile in sich selber einen charakteristischen Gegensatz nicht enthalten und damit eine bestimmte Figur bilden, der sogenannte gute Takttheil nicht hervorgehoben werden soll, sondern daß man dem Ungeübten bloß gestattet, denselben zu markiren, auf daß die Taktbewegung fühlbar werde. Im Verse ist die lange Sylbe selbst das Merkzeichen, und es giebt in so ferne einen wirklich guten und starken Theil im Fuß, als zwey Zeitmomente zu Einer kräftigern Einheit zusammengeschmolzen werden. Hierauf einen Accent zu legen würde für die Alten dasselbe seyn, als ob wir dem Accente, den das Wort wirklich hat, im Verse eine Quantitäts-Verlängerung beylegen wollten. Das Wort ictus (nicht metricus) wird bey Quintilian und Horaz, wo von Versen die Rede ist, gebraucht zur Bezeichnung der Taktmessung durch Hand und Fuß, nicht durch Erhebung der Stimme: Pedum et digitorum ictu intervalla signant. (Quintil. IX. 4. 5.) Man spricht von einer Verlängerung durch Arsis, als ob Betonung, wenn sie doch hier statt hat, Verlängerung mit sich brächte; das Wahre ist, daß sich die Alten selten und innerhalb gewisser Grenzen die metrische Ungenauigkeit erlaubten, eine kurze Sylbe statt einer langen zu brauchen da, wo des Versschemas bestimmte Forderung nach einer langen der Deutlichkeit geschadet hätte, so wie unsere Dichter uns mitunter an der betonten Stelle eine nicht wirklich betonte Sylbe bieten. Es folgt aus dieser Entwicklung, daß wir heutzutage die antiken Verse unrichtig recitiren; allein da wir nicht die alte Aussprache nach der Quantität wieder herstellen und ihre Modulation hören können, ist eine vollkommen richtige Lesung antiker Verse für uns unmöglich.

Vergleicht man nun den antiken metrischen Stoff, die nach der Quantität gewertheten Sylben, mit dem unsrigen, so bietet jener die Möglichkeit einer weit größern Mannichfaltigkeit und Abwechslung dar, theils durch Substitution von Aequivalenten und deren Verwendung als charakteristische Modification, theils durch die Leichtigkeit, zwey Arsen zusammenzubringen (– ⏑ – – ⏑ –, ⏑ – – ⏑, ⏑ ⏑ – – ⏑ ⏑, Formen, die für uns, außer in einzelnen annäherungsweise gebildeten Wortverbindungen, unnachahmlich sind). Aber unsre Metrik ist, da sie in den Wörtern das für die Bedeutung Wesentliche hervorhebt, weit mehr rhetorisch als die antike, und indem sie, nicht selber auf Zeitgegensatz gebaut, dem musikalen Takt nicht vorgreift, ist sie für freye musikalische Behandlung viel mehr zugänglich. Uebersetzungen der Dichtungen der Alten im Versmaaße der Originale sind darum nur Annäherungen in mehr oder minder analogen Formen; bey Formen, die so ganz auf der Eigenthümlichkeit des antiken prosodischen Stoffes beruhen, in künstlichen Chorgesängen, bey Pindar u. s. w. thut dieß Uebersetzerbestreben unsrer Sprache Gewalt an und bringt eine Form hervor, welche einen höchst unklaren und ziemlich unerfaßlichen Eindruck macht, während sie für die Alten doch leicht und natürlich war.

(Der Abhandlung selbst sind einige speciellere Corollarien beygefügt, von denen dieser Auszug Umgang genommen. Es ist nicht des Verfassers Meinung, daß die hier gegebene Entwicklung in

allen einzelnen Theilen, wohl aber daß sie in ihrem Ganzen und Zusammenhange neu sey.)

---

b) Prof. David theilte einige Bemerkungen mit über das Verhältniß des männlichen und weiblichen Geschlechtes in den Geburten. Daß überall mehr Knaben als Mädchen geboren werden, ist eine bekannte Sache. Aber über die Ursachen dieser Erscheinung und namentlich wieferne das Klima darauf Einfluß haben könne, sind die Meinungen getheilt.

Prof. D. hat aus einer Vergleichung der Geburtslisten für Frankreich von 1817 bis 1836 und für die drey nordischen Reiche, Dänemark, Norwegen und Schweden von 1816 bis 1837 gefunden, daß, während das Verhältniß dort wie 1000: 1063, 9, hier wie 1000: 1050, 4 war. Aus einem ähnlichen Verhalten, das sich aus neuern dergleichen Listen für Italien und Rußland ergiebt, schließt er, daß in gemäßigten Ländern verhältnißmäßig mehr Knaben geboren werden als im Norden.

Auch hat er wahrgenommen, daß der Ueberschuß an männlichen Geburten in einer Reihe von gesündern Jahren größer ist als in einer solchen von minder gesunden, auf dem Lande größer als in volkreichen Städten, unter unehelichen Geburten kleiner als unter ehelichen. Zum Schluß gab er Bemerkungen über das Geschlechtsverhältniß in der Bevölkerung der meisten europäischen Staaten und zeigte, wie dieses sich in der Friedensperiode seit 1815 nicht ohne Einfluß auf den Nahrungszustand geändert habe.

---

c) In zweyen Vorträgen gab der Geheime Legationsrath Bröndsted 1) einen Bericht über die im Sommer 1812 ausgeführte Ausgrabung des großen heraslylen Apollotempels dorischer Ordnung auf dem Berg Kotylios in Arkadien und über die wichtigste Ausbeute dieses Unternehmens, nämlich die Aufdeckung des ganzen innern Marmorfrieses der Tempelcella, das sich nun im Brittischen Museum zu London befindet, und 2) eine Uebersicht der Historie und Archäologie der Stadt Phigalia und dieses ihres Apollotempels.

Wir übergehen hier jenen anziehend erzählenden Bericht, um Einiges auszuheben aus diesem zweyten archäologischen Vortrag, welchem die Angaben, die sich bey Polybius, Pausanias, Athenäus u. A. finden, zu Grunde gelegt sind.

Innerhalb der Ringmauern, die einst die Stadt Phigalia umschlossen, liegt heutzutage das Dorf Pavlizza mit seiner Feldflur. Noch ist auf den steilen Höhen gegen den Fluß Neda ein Theil jener Mauern, an sonstigen Resten aber wenig vorhanden. Als die im zweyten messenischen Krieg, besonders durch die Thaten des Aristomenes, berühmt gewordene Ira (Εἶρα) hat man den kegelförmigen malerischen Berg südlich von Phigalia am linken Ufer der Neda erkannt, an dessen einer Seite jetzt das kleine Dorf Kakolethri liegt. Aus einer Stelle bey Pausanias (VIII. Buch, 41. Cap. § 5.) *) schließt der Verf. in Hinsicht auf den fraglichen Tempel, daß der herrliche Bau nach (aber doch nicht lange nach) des Perikles Todesjahr, 428 vor unserer Zeitrechnung, 9 oder 10 Jahre nach Vollendung des Parthenon geführt worden sey. Nicht nur über die eigentliche Architectur, sondern auch über die decorative Sculptur des Tempels wird viel Licht verbreitet von dem historisch sichern Umstand aus, daß der attische Künstler Iktinos der von den Phigaleern zu diesem Werke berufene Unternehmer (ἐργολάβος) gewesen. Denn daraus wird leicht begreiflich, wie es zugegangen, daß ganze Reihen von Vorstellungen des Kampfes attischer Helden mit Amazonen und Centauren (welche mit den Traditionen eines arkadischen Hirtenvolkes gar keine Verbindung, dagegen ihre eigentliche Heimath in Athens alten Sagen haben) auf einen hohen arkadischen Berg wandern und seinen Tempel schmücken muß-

*) Einiges in dieser Stelle wird vom Verf. also gelesen und interpungirt: — — καὶ ὁ ναὸς τοῦ Ἀπόλλωνος τοῦ Ἐπικουρίου· λίθου καὶ αὐτὸς ὁ ὄροφος (scil. ἐστί), ναῶν δὲ etc.

ten. Noch mehr erklärt sich daraus die große Verschiedenheit in Styl und Ausführung, welche in den verschiedenen Figurengruppen des Frieses auffällt, denn die zahlreichen Marmorplatten des Tempelfrieses mit ihren mehr als hundert Figuren sind weder in Bassä noch in Phigalia ausgeführt, sondern Iktinos ließ dieselben von verschiedenen Künstlern zu Athen, nach Cartons oder andern Modellen, die in dieser kunstreichen Stadt in Ueberfluß vorhanden waren, wahrscheinlich in seiner eigenen Werkstätte ausführen, hierauf zur See nach einem Punkte der triphylischen Küste an der Mündung der Neda bringen, von wo diese Marmor-Reliefs durch Maulthiere auf den Berg geschafft wurden, ohngefähr auf dieselbe Weise, wie diese Kunstplatten, beyläufig 2240 Jahre nachher, im Jahre 1812, vom Berge herab nach Buzzi an Thriphyliens Küste wanderten, von wo sie zur See erstlich nach Zante, dann nach Malta und endlich nach London gebracht wurden, wo sie nun im Brittischen Museum aufgestellt sind.

Die Commission zur Verfassung eines Wörterbuchs der dänischen Sprache hat in 28 Sitzungen des Jahres 1841 die Revision des Buchstaben S vom Worte Söpas bis Sogneraad weiter geführt. Diese seit 50 Jahren bestehende Commission hat (mit Recht) einen Antrag auf Beschleunigung der Wörterbuchsarbeit gestellt. — Die Landesvermessungs-Commission hat den Stich der Generalkarte von Dänemark fortgesetzt und vollendet. Diese wird demnächst ausgegeben werden. — Das meteorologische Comitee läßt Beobachtungen auf Island und in Nordgrönland, so auch die durch Humboldts Aufforderung veranlaßten über die Meerestemperatur fortsetzen. Die Guineischen Observationen werden im Laufe des Jahres 1842 die Presse verlassen. — Der Bau des neuen magnetischen Hauptobservatoriums auf einer Wall-Bastion, dessen Einrichtung genauer beschrieben wird, ist vollendet. Es bildet ein reguläres Achteck von $19\frac{1}{2}$ Fuß Radius, und ist so orientirt, daß dessen einer kleinster Diameter mit dem magnetischen Meridian zusammenfällt. Der Magnetometer oder der eigentliche Declinationsapparat ist in Wirksamkeit, die zur Bestimmung der absoluten Declination nothwendigen Untersuchungen sind vorgenommen, so daß die im Novembertermin angestellten Variationsobservationen als eben so viele absolute Bestimmungen der Declination betrachtet werden können, deren Größe nach der Mittelzahl aus allen zu $17^{\circ}\ 11'\ 5$ westlich angesetzt werden kann. Außer dem Hauptobservatorium wurde auch ein bisher zu Variationsbeobachtungen verwendetes kleineres Haus eingerichtet, um theils zur Bestimmung der absoluten Intensität, theils zu verschiedenen andern Versuchen zu dienen, die im größeren, ohne die regelmäßigen Beobachtungen zu stören, nicht wohl angestellt werden können.

Die den Schluß der Oversigt bildenden Preisaufgaben wird es genügen, da wir dem Einsendungstermin für die Lösungen (Ende August 1843) bereits so nahe sind, ganz kurz anzudeuten. Die mathematische Classe wünscht eine Untersuchung, wie ferne sich die lineäre Differentialgleichung zweyter Ordnung mit 2 Variabeln

$$\frac{d^2y}{dx^2} + yf(x) = o$$

vollständig oder allenfalls mittels Quadraturen integriren lasse.

Die physicalische Classe bietet ihren Preis einer auf Beobachtungen einer nicht zu kurzen Reihe von Jahren gegründeten, leicht überschaulichen Vergleichung sowohl zwischen Europas und Nordamerikas, als zwischen des nördlichen, mittlern und südlichen Europas Witterungszuständen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. December.

Nro. 240. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Histoire littéraire et scientifique des Tulipes, Jacinthes, Narcisses, Lis et Fritillaires ou fragments d'une histoire de l'horticulture belge, par Charles Morren, Prof. ordin. à l'Université et Directeur du jardin botanique à Liége rel. Bruxelles chez Muquart 1842. 8. 68 S.

Der durch eine beträchtliche Anzahl von Arbeiten theils descriptiven, theils pflanzenphysiologischen und ökonomischen Inhaltes rühmlichst bekannte Herr Verfasser giebt in dem vorliegenden Schriftchen eine Probe, wie er die Geschichte aller wichtigeren Kulturgewächse behandelt wissen will. Er betrachtet es mit Recht als eine fühlbare Lücke in der Litteratur, daß hierüber noch so wenig geschehen ist, und verspricht sich von diesen Forschungen nicht unwichtige Beyträge zur Kulturgeschichte der Völker. Allerdings hat die neuere Zeit auch für eine solche Pflanzengeschichte mancherley Materialien geliefert, insbesondere sind in englischen Werken z. B. schon im hortus Kewensis, in Loudon's Gartenencyklopädie, in dem hortus Woodburnensis, den periodischen botan. Magazin, Register, Cabinet u. s. w. eine Menge höchst schätzbarer Thatsachen über die Einführung und Verbreitung einer großen Anzahl von Pflanzen in England niedergelegt. Aber noch hat Niemand alle diese Facta zusammengestellt, viel weniger sie an die so wichtigen Notizen angereiht, welche wir vorzüglich den botanischen Schriftstellern des 16. Jahrhunderts, Karl Clusius, Dodoens, Lobel u. A. verdanken. Bey ihnen finden wir fast über jede damals bekannte Pflanze Nachweis rücksichtlich ihrer Einführung, ihrer Verbreitung, Kultur u. s. w. Freylich lag die Möglichkeit hiezu auch näher, denn die Pflanzenkunde erweiterte sich in jener Periode fast lediglich durch die Gartenkultur. Man kannte und benützte noch keine Herbarien, wenigstens nicht in der Ausdehnung wie später, um aus ihren Mumien ausländische Gewächse zu studieren, man verwendete alle Sorgfalt darauf, so viele derselben als möglich lebend in den Gärten zu versammeln und hier im frischen Zustande zu beobachten. Dadurch haben wir aber über die jener Zeit bekannten und kultivirten Pflanzen größtentheils auch so ausführliche Nachrichten. Damals war die Zahl der überhaupt bekannten exotischen Gewächse und der kultivirten fast gleich, daher wußte man auch fast von einem jeden das Nöthigste über seine Lebensverhältnisse. Auffallend kontrastiren damit das 18. und 19. Jahrh., wo man unter 10 gekannten exotischen Pflanzen kaum eine kultivirte zählen kann, und fast alle Bestimmungen, Beschreibungen, ja selbst Abbildungen nach Herbarien gemacht werden. Diese Art der Bearbeitung aber, so wichtig, ja unerläßlich sie in vieler Beziehung auch ist, mußte eine gewisse Dürre des Studiums nach sich ziehen, welche in der neuern descriptiven Botanik sich jedem fühlbar macht. Die Beschreibungen mußten sich mit den Merkmalen begnügen, welche ein Bruchstück jeder Pflanze, dem Format eines Bogens Löschpapier sorgfältig angepaßt, noch gewähren konnte, und statt lebendigen Biographien erhielten wir meistens nur magre Personalbeschreibungen nach dem Muster der Reisepässe.

In dieser Sterilität ist es erfreulich, wenn sich Bemühungen geltend machen, eine wahrhafte Ge-

schichte, sey es auch nur einzelner Gewächse darzustellen, und somit Muster zu bieten, wie es in spätern Zeiten nach und nach mit dem ganzen Gebiete der Pflanzenkunde einmal gehalten werden muß, wenn wir anders die bisher in Reihe und Glied gestellten Skelete auch mit Muskeln und Haut überziehen und endlich einmal wieder als schöne lebendige Organismen uns darstellen wollen.

Wir geben nur einen kurzen Auszug der Thatsachen, welche ein in der That mühsames Quellenstudium dem Herrn Verfasser geliefert hat.

Zunächst spricht er im Allgemeinen über den Einfluß, welcher den Kreuzzügen auf Uebersiedlung und Verbreitung von Nutz- und Ziergewächsen gewöhnlich zugeschrieben wird, und stellt denselben als verhältnißmäßig wenig bedeutend dar. Er geht dabey auf die ersten Autoren zurück, welche der angeblich bey diesen großen Völkerzügen übergebrachten Pflanzen zuerst erwähnen und beweist daraus, daß die meisten dieser Gewächse erst im sechzehnten Jahrhundert und zwar überdieß fast alle aus dem Südosten von Asien, keineswegs aus Syrien und Palästina zu uns gelangten. Vom Buchweitzen, dessen Einführung man den Kreuzzügen zuschrieb, zeigt er, daß derselbe aus seiner Heimath dem nordöstlichen Asien nach dem nördlichen Afrika übersiedelt, von dort durch die Mauren nach Spanien und anderweitig später nach Italien gekommen sey. Seine Einführung in letzteres Land und noch mehr in die Thäler von Südtyrol, Friaul u. s. w. fällt aber erst in die Zeit, wo auch bereits der (amerikanische) Mays Eingang fand. Daher wurden die Namen dieser beyden Nahrungspflanzen, formentone und saracino so häufig verwechselt und unter frumentum saracenicum beyde verstanden. Der französ. Name der Pflanze sarrasin, welcher wie das italienische saracino auf einen Zusammenhang mit den Kreuzzügen gedeutet werden könnte, war überdieß selbst in Frankreich im Jahre 1557 noch so wenig üblich, daß ihn Clusius noch nicht kannte und die Pflanze unter dem Namen dragée aux chevaux aufführt.

Die regelmäßige Kultur der schön blühenden Zwiebelgewächse in Holland glaubt der Verfasser nicht über die zweyte Hälfte des 15. Jahrhunderts zurückführen zu dürfen, wenn auch der Geschmack für Gartenbau im Allgemeinen während des ganzen Mittelalters nie völlig erloschen war. In Italien war derselbe noch durch die einwandernden Griechen (nach dem Sturz des Kaiserthums), in Spanien durch die Mauern gesteigert und veredelt worden, in Deutschland bildete sich später besonders in Wien durch unmittelbaren Verkehr mit dem Morgenlande über Constantinopel ein Centralpunkt für Blumenzucht. Wie in den Niederlanden so auch hier wurde dieser Aufschwung durch Kaiser Karl V. ermuntert und begünstigt. Die wichtigste Epoche für diese Kultur war aber offenbar erst die zweyte Hälfte des 16. Jahrhunderts, wo die Tulpe und Hyacinthe nach Europa kamen und neben den Niederländern vorzüglich auch Clusius in Wien für ihre Kultur und Verbreitung sorgte. Von dieser Zeit an beginnt die Liebhaberey für ähnliche Gewächse, welche im 17. und 18. Jahrhundert sich bey Einzelnen bis zur wahnsinnigen Verschwendung steigert. Hier wollen wir dem Verfasser in der Aufzählung der einzelnen Details folgen, wie sie rücksichtlich der Entdeckung, der Kultur und des Kommerzes bey den wichtigsten Ziergewächsen sich ergeben.

1. Die Tulpe. Nach Geßner kam sie im Jahre 1559 in die europäischen Gärten. Man verdankt ihre Entdeckung und Uebersiedlung dem Gesandten des Kaisers Ferdinand I. am türkischen Hofe, Auger Gislen Busbecq. Er fand sie in größter Menge zwischen Adrianopel und Konstantinopel im Januar mit Narcissen und Hyacinthen blühend. Bey den Türken wurde sie schon damals cultivirt und hoch geschätzt, eine Vorliebe, welche sich bis zum heutigen Tage erhalten hat. Ihre Namen Tulipant, Dulpant oder Dulbent bezeichnet eigentlich die nationale Kopfbedeckung der Dalmatier, welche Aehnlichkeit mit der geöffneten Blume haben soll. In Europa blühte sie zuerst in Augsburg, wo sie Gesner beschrieb; 1573 erhielt sie Clusius in Wien von Busbecq, im Jahre 1577 wurde sie in England und Belgien eingeführt. Nirgends wurde ihre Kultur aber so weit getrieben als in Holland, wo freylich auch der Boden vor-

züglich günstig dafür ist. Im Jahre 1629 zählt Parkinson bereits 140 Spielarten auf, und in den Jahren 1634 — 40 erreichte die Tulpenwuth ihren Gipfel. So verkaufte im Jahre 1637 ein reicher Liebhaber zu Alkmaar 120 Tulpenzwiebel zum Vortheil des Waisenhauses um 190,000 fl. Linné erwähnt einer Zwiebel, die um 6700 fl. verkauft wurde, Munting einer andern, welche 200 Gran schwer auf 5500 fl. geschätzt war, aber keinen Käufer fand. Nicht minder hoch wurden sie im Tausch verwerthet. Ein solcher Anthophile, wie Linnäus die wüthenden Liebhaber nennt, tauschte eine Zwiebel des „Vicekönigs" ein gegen 36 Malter Weitzen, 72 Malter Reis, 4 Mastochsen, 12 Schafe, zwey Fässer Wein, vier Tonnen Bier und zwey Tonnen Butter! Ein Andrer gab für eine Zwiebel 12 Morgen des besten Landes, ein Dritter eine Mühle sammt Zugehör. Im Jahre 1637 fand sich die Regierung genöthigt, einzuschreiten und den unsinnigen Handel zu beschränken. Sonderbar ist, daß neben den Tulipomanen eben so heftige Feinde dieser Kultur, Tulipophoben, auftraten, unter welchen Aelian Vorst, obgleich Professor der Botanik an der Universität Leiden, so weit gieng, daß er alle Tulpen mit dem Stocke köpfte, die er erreichen konnte. Jetzt ist in Holland die Kultur der Pflanze vorzüglich auf die Gegend von Harlem koncentrirt, wo man noch 6 — 700 Spielarten zählt.

(Schluß folgt.)

Ueber das farbige Licht der Doppelsterne und einiger anderer Gestirne des Himmels. Versuch einer das Bradley'sche Aberrations-Theorem als integrirenden Theil in sich schließenden allgemeinen Theorie. Von Christian Doppler, Professor der Mathematik ꝛc. Leipzig 1842. 8.

In der obigen Schrift, welche aus den Abhandlungen der k. Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften abgedruckt ist, hat Herr Professor Doppler eine Idee entwickelt, welche unstreitig zu den wichtigsten und fruchtbarsten gehört, die in neuerer Zeit ausgesprochen worden sind. Die Idee ist so einfach, daß sie mit ganz wenigen Worten dargestellt werden kann.

Nehmen wir an, daß das Licht genau in derselben Weise wie der Schall durch Wellen sich fortpflanzt, so treffen die Wellen in ihrer eigenthümlichen Größe nur dann das Auge des Beobachters, wenn so wohl dieser als auch der Punkt, von welchem das Licht ausgeht, ihre relative Lage nicht ändern. So wie dagegen die Entfernung des Auges von der Lichtquelle kleiner oder größer wird, so ändert sich dadurch die Länge und Stärke der Wellen, und zwar wird im ersten Falle die Wellenlänge verkürzt und die Intensität vermehrt, im zweyten Falle erfolgt eine Dehnung der Wellen und Verminderung der Stärke. Die Wellenlänge bestimmt bekanntlich die Farbe des Lichtes, somit wird, bey zunehmender Entfernung des leuchtenden Punktes vom Auge die Farbe dem rothen, bey abnehmender Entfernung, dem violetten Ende des Spectrums sich nähern, und es hat keine Schwierigkeit, die mathematischen Verhältnisse zwischen Farbe, Intensität und Geschwindigkeit der Bewegung zu entwickeln.

So lange wir übrigens nur die Geschwindigkeiten in Betracht ziehen, welche auf der Erde oder im Sonnensystem vorkommen, so bietet sich keine Gelegenheit dar, die Richtigkeit der eben angedeuteten Verhältnisse zu erproben, weil alle diese Geschwindigkeiten gegen jene des Lichtes verschwinden. Gehen wir dagegen in den Weltraum hinaus, so treffen wir bald unter den Sternen Bewegungen an, die beträchtlich genug sind, um mit der Fortpflanzung des Lichtes in Vergleich zu kommen; ja wir sind sogar berechtiget, Geschwindigkeiten anzunehmen, welche jene des Lichtes weit übertreffen. Wie Herr Professor Doppler die bisher beobachteten Phänomene der Farbenverschiedenheit der Doppelsterne, der Farbenänderung, des Verschwindens und Wiedererscheinens einiger Sterne mit der Theorie in Uebereinstimmung bringt, muß in der Schrift

selbst nachgelesen werden: es bedarf übrigens kaum der Erinnerung, daß die Beobachtung bisher die Data nicht geliefert hat, wodurch die Theorie vollständig erwiesen oder widerlegt werden könnte. Das erste Element, dessen man dabey bedarf, nämlich die absolute Entfernung der Sterne von uns, bietet so große Schwierigkeiten dar, daß die bisherigen Versuche kaum Aussicht auf günstigen Erfolg eröffnen; die Größenbestimmung muß ebenfalls zu den schwierigsten Problemen gerechnet werden, und was die Bestimmung der Farbenverhältnisse betrifft, so sind eigentliche Messungen noch nirgends zu Stande gekommen *).

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Herr Professor Doppler durch die vorliegende Schrift ein neues Feld astronomischer Untersuchung eröffnet hat, und wenn der Umstand, daß seine Theorie eine Fortpflanzung des Lichtes durch Longitudinal-, nicht durch Transversal-Schwingungen fordert, ungünstig für dieselbe zu sprechen scheint, so darf nicht vergessen werden, daß es andere hinlänglich constatirte Phänomene giebt, die ebenfalls durch transversale Schwingungen nicht wohl erklärt werden können.

Lamont.

*) Fraunhofer hat mit einem vor dem Objective eines fünffüßigen Fernrohres befestigten Prisma das Licht mehrerer Sterne zerlegt, und die fixen Linien untersucht. Ich habe später denselben Apparat wieder einrichten lassen; einen weit besseren Erfolg aber erhielt ich mit dem großen Refractor der hiesigen Sternwarte, bey welchem ich hinter dem Ocular, d. h. zwischen dem Ocular und dem Objectiv, ein Prisma anbrachte, in solcher Weise, daß im Ocular ein breites (nicht erst nach Fraunhofers Einrichtung durch ein cylindrisches Glas breit gemachtes) Spectrum erscheint. Die angestellten Versuche lassen, wie mir scheint, keinen Zweifel übrig, daß die Farbenverhältnisse auf solche Weise genau bestimmt werden können.

Oversigt over det Kongelige danske Videnskabernes Selskabs Forhandlinger og dets Medlemmers Arbeider i Aaret 1841.

(Schluß.)

Die philosophische Classe wünscht eine Kritik der in unserer Zeit ausgebildeten Metaphysik mit Hinsicht auf die Frage, ob sie eine hinlänglich befriedigende Grundlage für die Forderungen der Ethik darbiete.

Die historische Classe lädt ein zur Sammlung, Prüfung und Bearbeitung der Daten und Nachrichten, die sich über die Lage und Ausdehnung der Waldungen in Dänemark aufbringen lassen, um dadurch eine so viel möglich vollständige Uebersicht der wichtigsten Veränderungen zu gewinnen, die von den ältesten Zeiten bis zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts in dieser Hinsicht vor sich gegangen sind.

Eine technische Preisaufgabe betrifft die Gesetze, nach denen die physischen Eigenschaften von Metall-Legirungen von ihrer Zusammensetzung abhängig sind, eine andere geht auf Nachweisung derjenigen im Handel vorkommenden Arten Kochsalzes, die zum Einsalzen der Fische die zweckmäßigsten sind, und wie man andern Salzarten die verlangten Eigenschaften mittheilen könne; endlich eine dritte besteht in der Frage: „Welches sind die Producte der trocknen Destillation und Verkohlung des Torfes, und nach welchen Methoden wird diese in Dänemark bewerkstelligt.“

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. December.

Nro. 241. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Karl Otfried Müllers Geschichte der griechischen Literatur bis auf das Zeitalter Alexanders. Nach der Handschrift des Verfassers herausgegeben von Dr. Eduard Müller. Erster Band 495 S. Zweyter Band 454 S. Breslau im Verlage bey Joseph Max und Komp. 1841. 8.

Erster Artikel.

Es ist unter den Philologen der neueren Zeit vielleicht keiner namhaft zu machen, welcher die Alterthumsstudien in einem so allseitigen Umfang bearbeitet hätte, als der in der Blüthe seiner Jahre verstorbene Carl Otfried Müller.

Seine erste Arbeit, die Aeginetica, gehörte zunächst der politischen Geschichte des Alterthums an, verrieth aber zugleich, wie die Wahl des Schema selbst, ein besonderes Interesse für die Archäologie und Kunstgeschichte, und O. Müller ward bald in allen Untersuchungen über die Kunst der Aegineten und ihre neuentdeckten Kunstwerke mit Achtung genannt.

Auch sein zweytes und umfassendstes Werk: „Zur Geschichte der hellenischen Stämme und Städte", über Orchomenos und die Minyer, dann über die Dorier führte ihn nach dem Standpunkt, den er gleich anfangs einnahm, alsbald aus dem engen Kreis der Ethnographie und Politik in das Gebiet der Mythologie über.

Bey der Behandlung derselben hatte er schon hier so selbständige und neue Grundsätze angewandt, daß er die Nothwendigkeit fühlte, in eigenen Prolegomenen zu einer wissenschaftlichen Mythologie (1825) sie ausführlicher zu entwickeln, und sich einen bestimmten Rangplatz unter den Mythologen zu sichern.

Durch gelegentliche Schriften über die Macedonier (1825), über Attica oder die Topographie von Athen (in der hallischen Encyklopädie) erwarb er sich specielle Verdienste um die alte Geographie.

Aber alle diese Arbeiten beschränkten sich auf das griechische Alterthum, bis ihn eine Preisaufgabe der Berliner Akademie reizte, sich mit seinen gelehrten Forschungen auch nach Italien zu wenden. In seinem trefflichen Werk, die Etrusker (1828), konnte er bey der Aufhellung der Verhältnisse dieses an sich unklassischen, halbbarbarischen Volkes nicht umhin, auch römischer Geschichtforscher zu werden, und die Hypothesen, welche sich daselbst gelegentlich über Porsenas Verhältniß zu Rom ganz unabhängig und sehr abweichend von Niebuhrs Ansichten aufgestellt finden, verdienen mehr Beachtung, als ihnen bisher zu Theil geworden.

Diese nämliche Aufgabe bot ihm Gelegenheit, auch auf die lateinische Sprachgeschichte also auf einen der verfänglichsten Theile der Sprachkunde einzugehen, so wie er auch schon früher in den Doriern keinen sich darbietenden Anlaß, von den rein historischen Untersuchungen in das Gebiet der Sprachforschung abzuschweifen, von sich gewiesen hatte. Alles was er hier über den dorischen Dialekt, dort über das phonetische Verhältniß des Lateinischen zum hetrurischen ausspricht, ist von einem

Geist der Uebersicht und der Einsicht durchdrungen, und wenn ihm hier auch die vollständigen Sammlungen der Vorarbeiten abgiengen, und im Einzelnen manches irrig erscheint, so genügte es doch, ein etwaiges Vorurtheil zu widerlegen, als wenn er über seinen historischen Forschungen den sprachlichen Interessen, an denen man jederzeit den Philologen von dem Historiker ex professo unterscheiden wird, sich entfremdet habe.

Was bey diesen Spracherörterungen besonders wohlthätig hervortrat, war, daß er sich von der beschränkten Weise der früheren Philologie losgerissen hatte, und mit dem von der altdeutschen Sprachforschung ausgegangenen Verfahren gleichen Schritt hielt.

Sein nächstes Werk war das Handbuch der Archäologie (1830), welches von allen Philologen, die sich nicht allzu einseitig auf die Sprachstudien beschränken, mit dem ungetheiltesten Beyfall und Dank aufgenommen wurde.

Als Sprachkenner und, was er noch nicht gethan, als Wortkritiker konnte er sich bald darauf auch durch seine Ausgabe und Uebersetzung von Aeschylus Eumeniden (1833) bewähren. In welchem Grad ihm die Palme in diesem Kampf durch den Veteranen und Heroen der streng philologischen Kritik streitig gemacht worden, lebt noch in frischem Andenken. Kein geübter Kritiker wird verkennen, daß Müller hier sich auf einem ihm neuen Felde befand, und daß, wenn namentlich die Conjecturalkritik einen gewissen Instinkt voraussetzt, dessen Mangel weder durch Geist noch durch Gelehrsamkeit aufgewogen werden kann, und wenn sie zugleich eine Art fast handwerksmäßiger Kunstgriffe und Vortheile verlangt, welche lediglich durch vielfachen Umgang mit einem oft geistlosen Geschäft zu erwarten ist, O. Müller in seinen deßfallsigen Leistungen weder jenen Instinkt noch diesen Takt in vorzüglichem Maaß beurkundet hat. Dagegen wird derjenige Theil der Ausgabe, zu dessen Bearbeitung sein Geist und Geschmack, seine allgemeine Gelehrsamkeit und Bildung ausreicht, seine deutsche Uebersetzung, auch von seinem strengen Beurtheiler in ihrem Werthe anerkannt. Auch seine späteren Arbeiten in diesem Fach, die Ausgabe des Varro de lingua Latina und zuletzt des Verrius Flaccus fanden nicht gleiche Anerkennung, wie seine früheren Leistungen und erschienen mehr als gelegentliche Arbeiten, zu denen ihn ein äußerer Zufall oder ein augenblickliches Interesse veranlaßt hatte.

Auf diese Weise hatte er ziemlich für jede philologische Disciplin einen Beytrag geliefert, mit Ausnahme derjenigen, welche am ersten geeignet ist, den Gegensatz der sogenannten Real- und Sprachstudien zu vermitteln — der alten Literaturgeschichte. Je ideenreicher alles war, was aus O. Müllers Feder kam, und je mehr man voraussetzen durfte, daß ein so lebendiges Interesse für die bildenden Künste und eine so tiefe Einsicht in dieselben sich gegen die altclassischen Werke der redenden Künste nicht abgeschlossen und ihre ästhetische Betrachtung nicht von dem Kreis seiner Studien ausgeschlossen haben werde, und je öfter er diese Voraussetzung auch durch kleinere Arbeiten, Recensionen literarhistorischer Untersuchungen, bestätigte, desto freudiger mußte die im ganzen unerwartete Erscheinung seiner Geschichte der griechischen Literatur bald nach seinem vielfach beklagten Verlust alle Freunde seiner Bestrebungen überraschen. Denn daß ein Werk dieses Inhalts schon ein Jahr vorher seinem größeren Theil nach, unter dem Titel History of the literature of ancient Greece by K. O. Müller Vol. I. in London bereits erschienen war, ist wohl einem großen Theil der deutschen Gelehrten unbekannt geblieben; Ref. hat es erst durch die Vorrede erfahren, mit welcher ein Bruder des Verfassers, Herr Eduard Müller in Liegnitz das opus postumum der gelehrten Welt übergiebt. Daß die Ausarbeitung des deutschen Werkes älter ist als das früher erschienene englische und keine Uebersetzung des englischen, hat an sich die Wahrscheinlichkeit für sich, und wird durch die Vorrede bestätigt; so wie wir aus derselben auch erst erfahren, daß es Otfried Müller, wenn auch als unvollendetes, doch als vollkommen druckfertiges Manuscript hinterlassen hat. Noch wichtiger für den Zweck einer Anzeige, wie die vorliegende, ist die Angabe der Bestimmung und des Umfanges des Werkes selbst, welche wir mit des Herausgebers eigenen schönen Worten am Schluß der Vorrede geben:

„Welchen Kreis von Lesern der Verfasser bey Ausarbeitung seines Werkes vornehmlich berücksichtigt hat, ist von ihm selbst in der Einleitung angedeutet worden. Doch besorge ich nicht der Täuschung Anderer geziehen zu werden, wenn ich auch den Unterrichtetsten und Gereiftesten von dieser Schrift, wiewohl ihr Verfasser vorzugsweise jüngere Leser bey Abfassung derselben im Auge gehabt zu haben erklärt, vielfache Anregung und Belehrung verspreche. Und obwohl unvollendet behandelt doch diese griechische Literaturgeschichte bey weitem den wichtigsten Theil der Literatur des hellenischen Volkes, die beyden ersten Perioden ihrer Geschichte nach der in der Einleitung gegebenen Eintheilung — nur Plato und Demosthenes wird man hier ungern vermissen — fast vollständig, und die bedeutendsten Ergebnisse der Forschung waren ohne Zweifel auch gerade auf diesem Gebiete von dem Verfasser zu erwarten. Auch bricht nun dieses letzte Werk des Verstorbenen gerade eben so ab wie sein Leben, ein Bild frischer Kraftäußerung, lebendiger, fröhlicher, die glänzendsten Höhepunkte hier erreichender, dort sich ihnen nähernder Entwicklung steht es uns vor Augen; von ermattender Kraft noch keine Spur.“

Die frey vor uns liegenden Bände bestehen aus 36 Kapiteln, deren letztes die Ueberschrift Isokrates trägt. Der erste Theil behandelt die Ausbildung der Poesie und Prosa vor der Zeit des Vorherrschens der attischen Bildung, der zweyte die Blüthe der Dichtkunst und Beredsamkeit in Athen, so daß die eigentliche Redekunst vor ihrem Culminationspunkt abbricht und die Philosophie ganz fehlt, auch die Historiographie nur bis zu Thucydides einschließlich fortgeführt ist; ein dritter Theil sollte die Zeit nach Alexander, weit weniger ausführlich als die Blüthezeit Griechenlands, darstellen.

Dieß ist der allgemeinste Ueberblick der Anordnung, welche von der Geschichte selbst unabweislich geboten wird und mithin von der bisherigen Behandlung dieser Disciplin nicht wesentlich abweicht. Aber die einzelnen Abschnitte beurkunden den wohlbewußten Zweck und das künstlerische Geschick einer genetischen Entwicklung des umfassenden Stoffes; daher theils Vieles bey Seite gelassen ist, was ähnliche Werke anschwellt und die Auffassung des Ganzen stört, z. B. die späteren und bedeutungslosen Sagen über die Vorzeit der griechischen Poesie, theils vieles aufgenommen, was scheinbar abseits liegt, aber zur Vermittelung und Verständigung nothwendig ist, z. B. das Capitel über die Entwickelung der griechischen Musik.

(Schluß folgt.)

Histoire littéraire et scientifique des Tulipes, Jacinthes, Narcisses, Lis et Fritillaires ou fragments d'une histoire de l'horticulture belge.

(Schluß.)

2) Die Hyacinthe. Sie wurde ebenfalls in der zweyten Hälfte des 16ten Jahrhunderts aus dem Orient über Italien eingeführt und soll aus der Umgegend von Aleppo oder von Bagdad stammen. Um das Jahr 1580 kultivirte sie Clusius bereits und verbreitete sie in andere Gärten, aber sie fand nicht so schnell die hohe Achtung der Tulpe, denn im J. 1614 kannte man erst drey einfache, aber doch auch schon eine gefüllte Spielart (Loudon setzt letztere mit Unrecht um das Jahr 1700). Die Mitte des 18. Jahrhunderts war der Kulminationspunkt der Hyacinthenkultur. Die seltensten Zwiebeln wurden mit 2000 fl. bezahlt und eben so viele Spielarten unterschieden. Jetzt kennt man noch 2 — 300 Varietäten, von welchen die theuersten kaum mehr 10 — 20 fl. kosten. Nichts desto weniger treibt Harlem noch einen sehr ausgedehnten Handel mit Zwiebeln, welchen die englischen und deutschen Gärtner bisher vergeblich an sich zu ziehen suchten. Klimatische Verhältnisse, Boden und sorgfältige Pflege scheinen gemeinsam das Monopol von Harlem aufrecht zu erhalten. Vorzüglich sorgfältig wird die Bodenmischung betrieben. Man wählt hiezu möglichst reinen Quarzsand aus den Dünen, abgelegenen Kuhdünger ohne Streu, Lauberde am liebsten aus Ulmen-, Linden- und Birkenblättern und gute Gartenerde. Eichen-, Nuß-, Buchen-

und Platanenblätter werden vermieden, theils wegen ihres Gerbestoffes, theils wegen ihrer langsamen Verwesung. Der Boden muß zu gehöriger Zersetzung der Mischung zwey Jahre abliegen. Zur Anlage der Beeten in den Gärten wird eine freye gegen Süden offne, gegen Nord und West geschützte Lage gewählt.

3) Die Narcissen *). Wenn auch die in Mitteleuropa einheimischen Arten, der weiße und gelbe Märzbecher (N. poëticus und Pseudonarcissus L.) hie und da schon früher in Gärten existirt haben mögen, so kannte man doch im Jahre 1554 außer ihnen erst eine dritte Art, N. polyanthes Lois. und die weiße Narcisse war noch bis 1614 in Holland sehr selten. Doch wurden von 1560 — 1600 daneben bekannt N. minor, triandrus, orientalis, odorus, bulbocodium u. A. Die Tazette, welche im 18. Jahrhundert die meisten Spielarten lieferte, wurde von Clusius im Jahre 1565 am Berge von Gibraltar, die Jonquille und N. serotinus auf den Wiesen von Cadix und Sevilla entdeckt und in die Gärten eingeführt. Zu Tournefort's Zeiten kannte man dagegen bereits 100 Arten und Spielarten von Narcissen, deren Zahl sich in der Kultur der Harlemer Gärtner später auf mehrere Hunderte ausdehnte.

4) Die Lilien. Die weiße Lilie war schon im Alterthum allgemein gekannt und als Symbol verschiedener Deutung geehrt. Doch scheint sie keineswegs die Pflanze zu seyn, welche von dem Jahre 1147 (unter Ludwig VII. beym Beginnen seines Kreuzzuges) bis zur Revolution das französische Wappenschild schmückte. Letztere war wahrscheinlich unsere gelbe Wasserschwerdtlilie (Iris Pseud-Acorus). Dieses scheint sowohl aus der Form des Wappenzeichens, als aus dem Umstande hervorzugehen, daß die weiße Lilie dießseits der Alpen bis zum Ende des 15. Jahrhunderts jedenfalls wenig bekannt war, da sie äußerst selten in den Miniaturen der Handschriften und zwar erst in solchen aus dem 15. Jahrhundert vorkommt. Auch heißen die Schwerdtlilien bis zum 16. Jahrhundert Lilium coeruleum und luteum, so wie die Hyacinthe noch zu dieser Zeit als Lilium rubrum (bey Clusius) genannt wird. Von Lilien kultivirte man damals L. candidum, croceum und Martagon. Letztere, vermuthlich der Hyacinthus ferrugineus des Virgil, soll ihren Namen von der Entstehung des Mars haben, welchen Juno empfieng, als sie auf Anrathen der Flora an der Blume roch.

In neuester Zeit hat die Lilienkultur in Belgien besonders rücksichtlich der von Hrn. v. Siebold aus Japan übersiedelten Arten großen Aufschwung genommen, indem eine Brut Zwiebel von L. speciosum und L. Brossartii mit 200 Franken bezahlt wird. Rechnet man nun, daß bey gehöriger Behandlung jede Mutterzwiebel jährlich 12 — 15 Bruten geben kann, so ergiebt sich ein Ertrag von 2400 bis 3000 Franken, ein Werthverhältniß, welches die hohen Tulpen- und Hyacinthenpreise früherer Zeiten noch übersteigt.

5) Die Kaiserkronen wurden um das Jahr 1570 aus Persien über Konstantinopel eingeführt und in der ersten Zeit vorzüglich um so höher geschätzt, je zahlreichere Blüthen sie in einer Dolde machten. Um dieselbe Zeit wurden auch Fritillaria persica, pyrenaica und Meleagris in unsern Gärten bekannt und wieder war es Clusius, welcher sich um ihre Kultur wie um die der übrigen Zwiebelgewächse die größten Verdienste erwarb.

So weit reicht das dießmalige Fragment einer Geschichte des belgischen Gartenbaues, deren weiterer Ausführung wir mit Verlangen entgegen sehen.

Z.

*) Die Fabel des Narcissus wurde von den Botanikern des sechzehnten Jahrhunderts zum Theil nicht sehr glimpflich behandelt. So nennt Ruellius den schönen Jäger einen puer stultissimus, qui umbram suam nesciret distinguere.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. December.

Nro. 242. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Mittheilungen über Griechenland von Christian August Brandis. Leipzig F. A. Brockhaus 1842. Erster Theil XII und 377 S. Zweyter Theil 401 S. Dritter Theil 304 S.

Wenn in der Vorerinnerung zu diesem Werke gesagt wird, Liebe zu Griechenland und das Bedürfniß, ungerechten Vorurtheilen gegen das griechische Volk und den griechischen Staat entgegen zu treten, habe diese Mittheilungen veranlaßt, so scheint dieß bey der jetzigen Stimmung der Gemüther nicht besonders geeignet zu seyn, Vertrauen in den Lesern zu erwecken, vielmehr dürfte es leicht zu der Voraussetzung führen, daß das hier Mitgetheilte, statt ein treues und der Wirklichkeit entsprechendes Bild zu gewähren, nur auf Wahrnehmungen eines befangenen Blicks beruhe und der Ausdruck eines bestochenen Urtheils sey. Einen solchen Verdacht würde jedoch bald eine nähere Ansicht des Buches als falsch erweisen. Der Herr Verfasser gehört nicht zu jenen, deren Herz einzig und allein für das klassische Land schlägt, er sieht die Dinge dort, wie sie sind, und bekleidet sie nicht mit einem Schmuck, dessen sie entbehren; aber es kann sich auch seine Liebe zu Hellas nirgends verläugnen, was ihm Niemand zum Vorwurf machen wird, der die unvergänglichen Naturschönheiten des Landes, die Kraft und Geistesfrische, so wie die trotz mancher Gebrechen im Grunde nicht entsittlichte Natur der Nation und die bey allen Gelegenheiten sich kund gebende treueste Anhänglichkeit derselben an die Person ihres Königs kennt. Je seltener uns Nachrichten von dorther auf andern Wegen zugehen, desto freudiger begrüßen wir solche Mittheilungen, die uns bestätigen, daß das neue Reich in sicherem, wenn auch langsamen Fortschreiten begriffen ist.

Der erste Theil dieses Werkes enthält Reiseskizzen, in denen ein übersichtliches Bild derjenigen Gegenden entworfen wird, die der Hr. Verf. theils im Gefolge der griechischen Majestäten, theils bey anderer Gelegenheit bereiste, ein Versuch, der zum Zwecke hat, der Phantasie des Lesers zur Belebung der Karte, deren Benützung vorausgesetzt wird, zu Hülfe zu kommen, und ihn zu ausführlicheren Werken hinzuleiten, um die hier gegebenen Umrisse sich auszufüllen. Von den zehn Nummern, durch welche diese Skizzen fortgehen, giebt die erste einen Umriß des nördlichen Gränzgebietes des Königreichs. Wandert man von Osten nach Westen, so läuft die Gränzlinie zuerst auf dem Rücken des Othrysgebirgs her, eines allmählich ansteigenden langen Gebirgszuges ohne hervorragende Spitzen, aber mit unzähligen vorspringenden wellenförmigen, mit dem schönsten Rasen bekleideten Hügeln, der an mehreren Stellen ohne Schwierigkeit, selbst mit schwerem Geschütz, überstiegen werden kann. Dieses Gebirg zieht sich bis in die Gegend von Lamia oder Zituni, dem jetzt wieder aufblühenden Hauptort der Provinz Phthiotis, fast in gerader Linie fort und wendet sich dann hinter dem Hafenorte Stylida nordöstlich, parallel mit der Meeresbucht laufend. An seinem südlichen Abhange nimmt man ungleich mehr Anbau wahr als auf dem nördlichen, ungeachtet dieser Gränzstrich den Ueberfällen durch Räuber aus dem türkischem Gebiete noch immer, wenn auch nicht mehr in dem Grade wie in frühern Jahren,

ausgesetzt ist. Während dann weiter westlich die Gränzlinie auf den dem Othrys sich anschließenden Waldbergen fortläuft, führt der anmuthigere und bequemere Weg in der Entfernung einiger Meilen von derselben durch das Thal des Sperchios (Helláda), das stromaufwärts immer enger wird, und mit den schönsten Platanen, Eichen und andern Bäumen und Gesträuchen bewachsen ist, und hierauf am südlichen Abhange des Weluki hin, eines hohen zum Theil bewaldeten Kegelberges, an dessen nördlichem Fuße der eben genannte Fluß entspringt.

(Fortsetzung folgt.)

Karl Otfried Müllers Geschichte der griechischen Literatur bis auf das Zeitalter Alexanders.

Erster Artikel.

(Schluß.)

Nach einer kurzen Einleitung handelt das erste Capitel von der Sprache der alten Griechen; vor allem von den Vorzügen, die ihr mit den alten indogermanischen Sprachen überhaupt gemein sind, wobey in der gerechten Voraussetzung, daß die ursprüngliche Identität dieser Sprachen keines Beweises mehr bedürfe, auf einzelnes nicht eingegangen wird; dann von den Eigenthümlichkeiten der griechischen Sprache, über ihren Wohllaut. Die kurze Parallele derselben mit der altindischen schließt der Verf. mit der Bemerkung,

> daß auch hier der Sinn für das rechte Maaß den Griechen zu einer glücklichen Mischung der konsonantischen und vokalischen Laute geführt hat, in Folge dessen die Sprache nie über der Anmuth die Kraft und über dem Wohllaute das Characteristische verloren hat, und zugleich in ihren verschiedenen Dialekten eine Vielseitigkeit bewahrte, die sie für die verschiedensten Gattungen der poetischen und prosaischen Rede geschickt machte.

Als eine weitere Eigenthümlichkeit, welche zunächst ihr nicht zur Empfehlung gereicht, werden die sonderbaren Launen erwähnt, mit welchen z. B. das griechische Zeitwort seine Formen bildet oder verschmäht, so daß „von einer Menge von Verben und Substantiven nur einzelne oder wenige Formen gleichsam wie Trümmer und Reste eines vergangenen Zeitalters stehen geblieben." Dieß wird durch die Völkerzüge und inneren Zerrüttungen in der Urzeit erklärt. Indeß zeigt die lateinische Sprache dieselbe Eigenthümlichkeit in nicht geringerem Grade, und mag sie aus denselben Gründen hervorgegangen seyn oder das lateinische Idiom sich von dem Griechischen in einer Periode abgelöst haben, in welcher die griechische Sprache jenes Schicksal bereits erfahren hatte, so hebt jedenfalls M. diese Eigenthümlichkeit des Griechischen allzu exclusiv hervor.

Zweytes Kapitel. Aelteste Religion der Griechen. Es zeugt von einer achtungswerthen Selbstbeherrschung und zugleich von einer ausgezeichneten Beherrschung des Stoffes, daß der Verf. diesen anziehenden und gewichtigen Gegenstand in nicht mehr als 4 Blättern behandelt. Er beschränkt die homerischen Vorstellungen von den Göttern, die man immer noch als allgemeinen Nationalglauben anzusehen gewöhnt ist, auf die Zunft der griechischen Helden,

> die sich in der Halle ihres Oberkönigs zu gemeinsamen Mahlen versammelten, und denen ein Phemios den neuesten Gesang von kühnen Heldenabentheuern vorsang. Aber was konnte eine solche Religion dem schlichten Landmann seyn, der bey Aussaat und Erndte während der Winterstürme und der Sonnenglut sich von göttlicher Hülfe beschützt glauben wollte, dem es ein inneres Bedürfniß war, den Göttern für alle einzelnen Arten des ländlichen Segens, für die Abwendung jeder Gefahr von der Saat und dem Vieh seinen Dank darzubringen?

Dem gemäß spricht sich der Verf. auch über die schwierige Frage von dem Alter der Mysterien, welche mit den Vorstellungen von Griechenlands ältester Culturgeschichte so nah zusammenhangen, unumwunden S. 25 dahin aus, daß Demeter gewiß in

altpelasgischer Zeit ein Hauptgegenstand des öffentlichen Cultus gewesen,

> aber indem die Vorstellungen und Empfindungen, die die Verehrung der Mutter und ihrer Tochter — die sie jeden Herbst mit tiefem Schmerz sich entrissen sieht und jeden Frühling mit unaussprechlicher Freude wiederempfängt — erweckte, immer mehr und mehr denen unähnlich wurden, die sich an die übrigen olympischen Götter knüpften, entfernten sie sich auch immer mehr aus dem Kreise derselben, und ihre Religion gewann durch diese Absonderung allmählich den Character der Mysterien, d. h. gottesdienstlicher Feyerlichkeiten, an denen Niemand ohne besondere Zulassung und Einweihung theilnehmen konnte.

Das dritte Kapitel handelt von der ältesten Poesie der Griechen. Der Historiker steht hier auf rein mythischem Boden und Niemand wird O. Müller den Versuch zutrauen, in den reichen Sagen von Orpheus, Linus und Andern die historischen Bestandtheile von den mythischen in Betreff ihrer Persönlichkeiten aussondern zu wollen. Seine Aufgabe konnte nur seyn, den Geist der ältesten, d. h. nicht bloß vor-homerischen, sondern vor-epischen Poesie theils aus den vorhandenen Sagen, theils aus dem Geist der griechischen Nation überhaupt, theils selbst aus aprioristischen Ansichten zu erkennen.

Der Charakter dieser ältesten Periode war ein lyrischer, „einfache Lieder, die sich auf die Jahreszeiten und ihre Phänomene bezogen, und die durch dieselben angeregten Empfindungen auf schlichte Weise aussprechen.“ Tief eingreifend ist die Bemerkung, daß mehrere dieser Lieder einen traurigen melancholischen Character hatten, z. B. des schon von Homer erwähnten *Λίνος*. Der Verf. nennt diese Beobachtung selbst merkwürdig, erklärt sie jedoch theils daraus, „daß die Götter Griechenlands, die mit dem Wechsel der Jahreszeiten, der Verjüngung der Natur“ (der Zusammenhang fordert hier den Zusatz: und ihrem alljährlichen Absterben) „in enger Verbindung gedacht werden, wie Demeter und Kora, Dionysos u. a. eben so sehr zu Festen der Trauer und Klage, als der Heiterkeit und Lust Veranlassung gaben,“ theils aus dem natürlichen Verlangen des menschlichen Herzens, von Zeit zu Zeit in Klagen ausbrechen zu dürfen. Tief eingreifend nennen wir diese Bemerkung, in so fern sie mit der wichtigsten Controverse über den Geist der altgriechischen Poesie überhaupt eng verbunden ist, indem ihr bekanntlich A. W. Schlegel eine heitere Ansicht des Lebens im Gegensatz der romantischen und christlichen Poesie zu Grunde legt, andere dagegen, am bestimmtesten Solger, eben jene elegische Stimmung als ihren Grundzug anerkennt, welche nur in der Form einer erhabenen Ironie, namentlich in der Tragödie, sich ausspreche. Welche natürliche Neigung allerdings das griechische Gemüth hatte, von der Natur und ihren Schönheiten sich zum Ernst und zur Trauer stimmen zu lassen, verräth sich unter anderm deutlich in ihrer eigenthümlichen Auffassung des Vogelgesangs als eines Klageliedes; nicht bloß der Nachtigall, die immer um ihren Itys klagt, auch den Vögeln überhaupt legt der griechische und, sympathisirend oder nachahmend, auch der römische Dichter regelmäßig querulas voces bey — ein Eindruck, der unserer modernen Empfindungsweise ziemlich entgegengesetzt ist.

Nachdem hierauf das Verhältniß des *λίνος* oder *ἰάλεμος* und des *παιήων*, *παιάν* als öffentlicher Klage- und Freudengesänge zu den *θρήνοις* und *κώμοις* als poetischen Ausdrücken der Trauer und Freude bey Familienereignissen so lichtvoll, als es der Stoff gestattet, auseinandergesetzt sind, sucht der Verf. am Schluß des Kapitels noch in die verschiedenen vielfach in einander verlaufenden Sagen über die Sänger der Urzeit einiges Licht zu bringen, indem er jeden einzelnen mit einem der Hauptgötterkulte in Verbindung setzt.

Demnach gehört

1) Olen, Philammon und Chrysothemis dem Apollocult in Delphi, Delos und Kreta an;

2) Eumolpos oder die attischen Eumolpiden und Lycomeden, nebst Pamphos und Orpheus stehen in Verbindung mit den unter sich verwandten Culten der Demeter und des Dionysos.

3) Marsyas und Olympos dienen dem phrygischen Cultus der Kybele und der Korybanten.

Auf die Deutung dieser Namen durch die Etymologie hat der Verf. stillschweigend Verzicht geleistet; bey der Bestimmung seines Buchs, mehr Darstellung der gewonnenen Resultate als neue kühne Combinationen und Hypothesen zu geben, allerdings nicht mit Unrecht. Indeß ist auf diesem Felde der Forschung ein Name und seine Bedeutung oft der Hauptanhaltungspunkt, und bey dem jetzigen Stand der Sprachforschung läßt sich auf diesem Wege eine festere Basis gewinnen als vor 100 Jahren. Denn es ist gewiß ein unschädliches Vorurtheil, diese sämmtlichen Namen von vorne herein als ursprüngliche Appellativen anzusehen, und demnach zu versuchen, ob sich ihr Stamm und Sinn eben so evident nachweisen lasse, wie in den Namen des Eumolpus und Musäus. Ref. erlaubt sich, die Müllerischen Untersuchungen durch einige Bemerkungen dieses Inhaltes versuchsweise zu ergänzen.

Orpheus wird bekanntlich bey Homer und Hesiodus nicht erwähnt, wird für uns zuerst von Ibycus genannt, und so ausgebreitet sein Ruhm in der spätern Zeit wurde, so wenig Garantien giebt es für ein hohes Alter seines Ruhmes und der Sage von ihm überhaupt. Um so weniger ist ein Grund vorhanden, den Namen Orpheus aus einer andern als der griechischen Sprache und nach anderen als den uns bekannten griechischen Wortbildungsgesetzen zu erklären. Ref. erkennt in Ὀρφεύς (oder bey Ibycus Ὄρφης) den Stamm ῥάψαι, ῥαφή, ῥαφεύς, und in dem Namen eine einfache Benennung des pindarischen ῥαπτῶν ἐπίων ἀοιδός oder des Rhapsoden. Das o protheticum (im vorliegenden Fall ein ἀθροιστικόν), durch dessen Vortritt das Wort vorne gewachsen und gleichzeitige Syncope in der Mitte verkürzt ist, gehört zu den häufigsten Erscheinungen in der griechischen Wortbildungslehre: Ὀρφεύς verhält sich zu ῥαφεύς nicht anders als ὄβριμος zu βρίμω, ὄδριξ zu δρῖξ, ὀπηδός zu πηδᾶν, und mit nachfolgender Syncope, wie ὄγμος von γαμεῖν, ὅλκοι von λύκοι, ὄμβρος von μύρειν.

Dieser gleiche Weg führt auch zu dem Stamm des Sängernamens Ὄλυμπος. Während der olympische Göttersitz von λάμπειν benannt seyn mag, weist der gleichlautende Name des Sängers auf λύπη hin, denn er ist der Erfinder des Trauergesanges, wandte zuerst die klagende, lydische Tonart bey Erlegung des Drachen Pytho an, und seine Nomen für die Flöte nennt Suidas θρηνητικούς und Pollux Onom. IV. 10, 2 ἐπιτυμβίους. Die Verstärkung des Lippenlauts durch ein eingefügtes μ ist zu häufig und zu regelrecht, um der Rechtfertigung zu bedürfen.

Auch der Name πάμφως scheint ein Appellativum, eine Syncope und Contraction von πανομφαῖος, was bey Homer als Epitheton des Zeus sich findet.

Doch wir brechen hier ab, noch ehe wir zur Würdigung der interessantesten und inhaltsreichsten Abschnitte, namentlich zu denen über die lyrische Poesie der Aeoler und Dorier gelangt sind. In der Aussicht und mit dem Vorsatze, in einem zweyten Artikel noch nähere Nachricht von dem Inhalt und den Resultaten dieses trefflichen Werkes zu geben, begnügen wir uns dießmal, nur noch eine Bemerkung über die Form zu machen. O. Müllers frühere Arbeiten in deutscher Sprache hatten den Vorzug nicht, daß sie, wie man zu sagen pflegt, sich gut lasen. Es war in seiner Sprache etwas absonderliches, welches sich noch nicht zu einer angenehmen und fertigen Individualität des Styles abgerundet hatte, weder die rechte Einfalt noch die rechte Künstlichkeit. Besonders haben die Prolegomena zur Mythologie diesen Eindruck bey uns zurückgelassen. Um so mehr freuen wir uns der klaren und lebendigen Darstellung, die in dieser Literaturgeschichte von Anfang bis zu Ende herrscht. Während in den oben genannten Schriften das Gefühl, als Gelehrter für Gelehrte zu schreiben, ihm die Unbefangenheit geraubt zu haben scheint, so daß er glaubte, seinen Ausdruck etwas hinaufschrauben zu müssen, so erkennen wir hier den freyen Erguß einer edeln und durchgebildeten Seele, gleichsam Jünglingen gegenüber, deren Anblick oder Vorstellung den seiner Ueberlegenheit vollkommen bewußten Lehrer nur anregte und erhob, statt ihn zu beengen und zu einer steifen Grandezza zu verleiten.

L. D.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. December.

Nro. 243. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Mittheilungen über Griechenland von Christian August Brandis.

(Fortsetzung.)

In rauher Gebirgsgegend liegt dort das Städtchen Karpenißi, in der Ermangelung eines ergiebigen Ackerbaues meist auf Kleinhandel und Gewerbe beschränkt, merkwürdig als der Ort, wo Markos Bózaris den Heldentod starb. Einen angenehmen Contrast bilden dagegen mit ihrer südlich prächtigen Vegetation die Thäler des Acheloos und seiner Nebenflüsse; im ganzen Norden von Akarnanien mangelt es nicht an schönen Waldungen. Auch viele Palàokastra und Ringmauern finden sich hier. Fruchtbar, aber ungesund ist die ambrakische Seebene, welche die Gränzlinie durchschneidet, daher die Landeigenthümer, wie so häufig in Griechenland, mehrere Stunden entfernt im Gebirge wohnen, und nur zur Saat- und Erntezeit ihre Hütten am Meere beziehen, neben welchen indeß, weil sie auch in der Zwischenzeit von den Leuten der größeren Besitzer bewohnt werden, Schiffer und Fischer sich angesiedelt haben. Karawasserà, in der Nähe bedeutender Ringmauern einer alten Stadt, wahrscheinlich von Limnäa, an einer von hohen kahlen Bergen umschlossenen Bucht des ambrakischen Meerbusens gelegen, hat sich im Verlaufe weniger Jahre durch den Handel mit den Gebirgsbewohnern und die Ausfuhr ihrer Producte aus einer armseligen Skala zu einem wohlhabenden und bevölkerten Hafenort emporgeschwungen. Aber zu bedauern ist, daß noch nicht die Austrocknung der sumpfigen Ebene von Wónitza ernstlich unternommen oder gesundes Bergwasser in die Stadt zu leiten versucht worden ist, um die Einwohner von den Fiebern zu befreyen, an denen sie drey Monate im Jahre leiden. Die Trümmer des alten Anaktorion, welche noch Leake 1809 bey Wónitza vorfand, sind seitdem von Ali Pascha, der Materialien für seine Bauten bedurfte, bis auf wenige Spuren zerstört worden.

Von hier wendet sich der Hr. Verf. in Nummer II. zu der Westküste Rumeliens, in deren nördlicher Hälfte steile Felsberge bis ans Meer treten, während in der südlichen Sümpfe den Raum zwischen Gebirg und Meer ausfullen. Wie rauh und öde auch die Außenwände des Gebirgs erscheinen, im Innern finden sich doch allenthalben schöne Wälder und liebliche Thäler. Auffallend ist die ungemein große Zahl alter Ruinen in diesen Gebirgslandschaften, und liefert einen deutlichen Beweis von der einstigen starken Bevölkerung Akarnaniens und Aetoliens. Gegenwärtig trifft man nur im Südwesten zwey größere Orte an, Anatolikó, das auf einer kleinen Insel gelegen in der schmalen Meeresbucht gleich einer Wasserlilie zu schwimmen scheint, und Mesolongi an den seichten Lagunen zwischen den Mündungen des Acheloos und Euenos, das sich aus seiner gänzlichen Zerstörung nur sehr langsam erhebt, indem kaum der dritte Theil nothdürftig wieder hergestellt ist, wovon theils die für den Handel nicht sehr günstige Lage die Schuld tragen mag, theils aber auch die geringe Betriebsamkeit der Bewohner, welche weder von dem höchst ergiebigen Fischfang in den Lagunen, noch von der Fruchtbarkeit der weiten Ebene den Gewinn zu ziehen weiß, der aus vermehrter Thätigkeit in Kurzem hervorgehen müßte.

Bey den Ruinen des alten Kalydon im Euenosthale über den rasch dahin fließenden Strom (jetzt Fidaris) setzend, gelangt der Hr. Verf. auf dem wegen seiner Gefährlichkeit zwar sehr verrufenen, aber auch mit herrlicher Fernsicht lohnenden Pfade der schlimmen Steige (κακὴ σκάλα) an steiler Felwand hoch über dem Meere herab in die Ebene von Antirhion, und beginnt hier (Nummer III.) zuerst die Küsten des korinthischen Meerbusens mit einigen raschen Strichen zu zeichnen, dann den Weg von Naupaktos über das Gebirg nach Sálona kurz zu beschreiben. Der folgende Abschnitt giebt eine Beschreibung der östlichen Küsten Rumeliens vom Hafen Kalamáki an. Am östlichen Abhange des unwegsamen Geraniagebirgs fortlaufend führt der Weg nach Megara anfangs durch eine reizende Wildniß, dann über die skironischen Felsen 4 — 800 Fuß senkrecht über dem Meere, abermals eine schlimme Steige mit Spuren alter Wagengleise, da unter Hadrian eine breite Fahrstrasse hier angelegt war. Megara liegt eine halbe Stunde vom Meeresufer entfernt und besteht aus kleinen einstöckigen, jedoch wohlgebauten Häusern, die sich an und zwischen zwey Hügeln hinaufziehen. Wie die ganze noch immer wenig angebaute Umgegend von Eleusis, so bietet der Ort dieses Namens selbst keinen erfreulichen Anblick; es ist ein ärmliches albanesisches Dorf am Felshügel der alten Akropolis, nur für Archäologen von Interesse durch die große Zahl bedeutender Trümmer des alten Tempels und anderer Bauten. Aber freudig überrascht wird der Wanderer auf der Höhe des Passes, durch den einst der heilige Weg gieng, jetzt eine neue Kunststrasse geführt ist; denn plötzlich sieht er vor sich die lang gestreckte attische Ebene, begränzt von den Gebirgen des Parnes, des Pentelikon, des Hymettos und vom Meere, den Oelwald längs dem Kephissos, und jenseits die leuchtende Akropolis, die Hügel des Museion, des Areopag, der Pnyx, der Tempel des Theseus, zu den Füßen der Burg die neue Stadt, seitwärts den hohen Lykabettos mit seiner Felskrone. Hunderte von Bildern, sagt der Verf. mit Recht, je von verschiedenen wohl gewählten Standpunkten genommen, würden kaum hinreichen, den Zauber Athens und seiner Umgebungen, erhöht durch die keiner Kunst erreichbaren Lichtreize, vollständig zu vergegenwärtigen. Ohne der Hauptstadt eine nähere Betrachtung zu widmen, was wir sehr bedauern, wendet sich der Hr. Verf. gleich zum Piräus, an dem jetzt, während noch Referent nichts als einige wenige armselige Magazine sah, eine wohlgebaute ansehnliche Hafenstadt steht, welche nach gelungener Austrocknung der frühern Sümpfe sich einer gesündern Luft erfreut als Athen, das wegen der vorspringenden Hügel des belebenden Seewindes entbehrt. Sofort werden wir eilends an der weitern Küste des Festlandes, deren Anbau übrigens sehr langsam fortschreitet, vorbeygeführt und werfen auch auf die Insel Euböa einen nur flüchtigen Blick. Die Stadt Chalkis zählt bereits wieder 7 — 8000 Einwohner, unter ihnen auch ein Paar hundert Türken in einem besondern Viertel; doch giebt es noch wenige neuerbaute Häuser, die meisten größern sind türkisch und zeigen im Innern noch einige Spuren der vormaligen Pracht. Einige Palmen, Cypressen und Orangenbäume sind die einzigen Reste der ehemals blühenden Gärten. Zur Zeit der Belagerung durch die Türken soll die Stadt gegen 24,000 Bewaffnete dem Feinde entgegen gestellt haben, gegenwärtig erreicht die Bevölkerung der ganzen Insel kaum diese Zahl, obwohl sie mit ihren reichen Wäldern, ihren beträchtlichen Braunkohlenlagern, ihrem Reichthum an Eisen, ihren fruchtbaren Thälern leicht mehr als zehnmal so viel ernähren könnte. Das Innere der Insel hat der Verf. nicht gesehen, weßhalb er sich darauf beschränken muß, anzumerken, was auf der weitern Küstenreise von der westlichen und nördlichen Küste Euböas in den Gesichtskreis fällt. Er nimmt seinen Weg wieder auf dem Festlande bald etwas mehr landeinwärts, bald am Ufer hin und gelangt vor manchen alten Ruinen vorbey durch meist unbebautes Land zu dem Ende seiner rumelischen Gränzwanderung, zu den Pässen der Thermopylen, die durch Anschwemmungen zu einem mehr als eine Stunde breiten Vorlande erweitert sind. Alle vier Flüsse, die sich nach Herodot in den sinus maliacus ergossen, finden sich noch jetzt, haben aber ihren Lauf und die Ebene verändert und dieselbe so erweitert, daß die Pässe als solche nicht mehr vorhanden sind, wenn auch ihre Lage unverkennbar ist. Der Weg nach Lamia führt im Sommer durch die neu entstandene Marschebene eine halbe Meile

und mehr von den Bergen entfernt, deren Abhänge reich bewachsen sind. Nicht weit von den Schwefelquellen sind zwey bewaldete Höhen, auf deren einer nach der Aussage der Eingebornen viele Gebeine gefunden werden, die man mit Ehrfurcht als die der Spartaner betrachtet.

Hierauf folgen allgemeine vergleichende Bemerkungen, die uns interessant genug scheinen, um sie hier im Auszuge mitzutheilen. Die Ostseite Rumeliens, sagt der Hr. Verf., unter gleichem Himmelsstrich wie die westliche und gleich bergig wie sie, unterscheidet sich wesentlich von ihr rücksichtlich des Klimas, der Bodenerzeugnisse so wie der Handelsverhältnisse. Nur der nördliche Theil des Ostens wird von einem nicht unbedeutenden Fluß, dem Sperchios, und seinen Nebenflüßchen bewässert; von da bis Kap Sunium gehen kaum namhafte Bäche ins Meer. Daher, wenn auch nicht lediglich daher, die Trockenheit der Luft an der Ostküste. In Attika vergehen oft vier bis fünf Monate ohne Regen, während er in den Umgegenden von Mesolongi, im Acheloosthale, auch in der kopaischen Seebene Böotiens eben nicht selten ist. Der größere Theil des Ostens, nicht bloß Attika, hat eine dünne Erdlage und auf verschiedenen Kalkgebirgen ist alles Erdreich weggespült. Vorherrschend sind Bäume und Gesträuche, die nicht tief wurzeln, wie die Meerpinie, die Zwergeiche, der Erdbeerbaum, die griechische Ceder, der Johannisbrodbaum, an feuchten Orten die schwarze und weiße Pappel, herrliche Platanen und eine Fülle von Oleander; auf den Höhen und in den Fluren die mannichfaltigsten Arten von aromatischen Kräutern und Blumen, vorzüglich auf dem Hymettos und Penteliken, woher der vortreffliche Honig. Wie schon in alten Zeiten, wird noch jetzt in Attika sehr wenig Weizen, aber viel Gerste gebaut (die Erndte beginnt gewöhnlich Ende May oder Anfang Junn), und zwar gedeiht die Gerste auf Bergabhängen und Feldern, die mit Steinen ganz bedeckt sind, was eben dem Boden seine spärliche Feuchtigkeit bewahrt. Weizen, Reis und Baumwolle gedeihen besonders gut in Böotien. Für den Weinbau zeigt der Grieche entschiedene Vorliebe, so daß gegenwärtig die Rebenpflanzungen vielleicht ausgedehnter sind, als sie vor dem Kriege waren, und bearbeitet den Boden zu diesem Behufe auf eine sehr sorgfältige und den klimatischen Verhältnissen ganz angemessene Weise. Oel- und Maulbeerpflanzungen, die freylich für Griechenland wichtiger seyn würden, sind schwerlich schon zur Hälfte hergestellt. Der Oelbaum findet sich in größter Schönheit, steht an Charakter und Mannichfaltigkeit kaum der Eiche nach, und übertrifft bey weitem seine Stammgenossen in Italien. In den neu errichteten Fabriken zu Sparta, Kalamata und Andros spinnt man Seide, welche der italienischen nicht nachsteht. Gartenkultur findet man mit Ausnahme der Inseln und weniger Striche auf dem festen Lande nur in Städten; die Bewohner der Dörfer bauen oft nicht einmal ihre Zwiebeln und Wassermelonen selber. In der Nähe von Athen giebt es viele Gemüse- und Fruchtgärten, in denen die Ueppigkeit der Vegetation, die Pracht der Feigen, Mandeln und Granaten, Rosen und Levkojen den Mangel einer kunstvollen Anlage ersetzt. Die Triebkraft des Bodens scheint unerschöpflich zu seyn, sobald er feucht erhalten wird, und unglaublich ist die Schnelligkeit, mit der er die verschiedenartigsten Gewächse empor treibt. Der attische Sommer, meint der Verf., entspreche der griechischen Bezeichnung καλοκαίρι (schöne Zeit) sehr wenig; wenn zu Anfang July Alles verdorre, die Temperatur Monate hindurch im Schatten auf 25 — 27° R. sich halte, und abwechselnd der brennende Nordwind oder der ermattende Südwestwind wehe, habe er der schönen Sommerzeit sich nicht freuen können. Doch räumt er ein, daß die heiße Jahreszeit an höher gelegenen Orten, wie Kephissia, oder am Meeresufer sehr erträglich, und die laue Sommernacht in ganz Attika überaus erquicklich sey, ohne allen nachtheiligen Thau, ohne zu großen und raschen Wechsel der Temperatur. Die Atmosphäre ist dann Nachts reiner als am Tage, und bey hellem Mondschein sieht man die Umrisse der Berge oft deutlicher, als durch den leichten Nebelflor, der am schwülen Tage den Horizont umhüllt. Gewöhnlich dauert der attische Sommer bis in die zweyte Hälfte des Septembers; die Hitze erreicht den höchsten Grad in den letzten Wochen des Augusts oder in den ersten des Septembers und weicht in der Regel erst einem heftigen Gewitterschauer, worauf sich die ganze Natur neu

belebt. Die Zeit der Gewitter fällt in den ersten Frühling und den Herbst, und im Sommer treten dafür häufig Wetterleuchten und andere elektrische Lufterscheinungen in den mannichfachsten Gestalten ein.

Von dem Peloponnes hat der Hr. Verf. nur die argolische Halbinsel genauer ins Auge gefaßt, von welcher in der nächstfolgenden Nummer gehandelt wird. Sodann wieder nach Rumelien zurückkehrend zeigt er in einem belehrenden Aufsatz den Zusammenhang und die Verzweigung der Gebirge des Festlandes von Hellas, und fügt hierauf noch Einiges über das Innere von Attika, Böotien, Phokis und Aetolien hinzu. Auf der unter IX. beschriebenen Inselfahrt besuchte er Zea (Keos), Thermiä (Kythnos), Andros, Tinos, Delos und Syra, hielt sich aber nur auf Andros länger auf, weßhalb er von dieser Insel mit einiger Ausführlichkeit spricht. Beym Einfahren in den Hafen von Korthi an der Ostseite der Insel fand er alle seine Erwartungen weit übertroffen, als er einen freundlichen Kreis zweystöckiger Häuser an der kleinen Bucht, ein mit Wein, Maulbeeren, Orangen, Feigen und Cypressen dicht besetztes langes Thal mit eben so reich bepflanzten Nebenschluchten, eingeschlossen von steilen Schiefer-Felswänden, und aus dem Grün hervorragende Dörfer mit wohlgebauten Häusern, oft von thurmähnlichen Flügeln flankirt, vor sich erblickte. Auch im Innern sind diese Wohnungen häufig wohl eingerichtet; in allen finden sich zum Behuf der Seidenzucht, des ersten Erwerbszweiges der Insel, große Hallen, die bey den Reicheren mit Cypressengebälk von schönstem Braun gedeckt sind, wie denn bey solchen auch Thüren und Fensterläden aus dem sehr dauerhaften und wohlriechenden Cypressenholze verfertigt sind. In dem durch seine reizende Lage wie durch seine Wohlhabenheit ausgezeichneten Aidoniä, dem Nachtigallenorte, wo sich der Hr. Verf. wie überall der freundlichsten Aufnahme erfreute, bestehen zwey Unterrichtsanstalten, eine Elementarschule des gegenseitigen Unterrichts und eine hellenische, welche von zwey ehemaligen Mönchen gebaut und mit dem Nöthigsten versehen worden ist. Die eigenthümlichste Anstalt aber, die man sehen kann, liegt außerhalb des jetzigen Hauptortes der Insel auf dem höchsten Punkte des Hügels, worauf das Städtchen (Andros) selbst erbaut ist. Es ist dieß das ursprünglich zur Erziehung von Waisen bestimmte, nun zu einer allgemeinen Bildungsanstalt gewordene Institut des Theophilos Kairis, der, ehemals Mönch in einem Kloster auf Andros, nachher Jahre lang Lehrer in Kydoniä an der kleinasiatischen Küste, im Freyheitskriege tapferer Kämpfer und bey mehreren Nationalversammlungen Vertreter der Insel, zuletzt den Entschluß faßte, eine Erziehungsanstalt zu gründen, und zu diesem Zwecke Reisen unternahm und zu Beyträgen aufforderte. Da von dieser Anstalt in der jüngsten Zeit auch in öffentlichen Blättern die Rede war, indem sie durch einen Spruch der heiligen Synode vorläufig geschlossen worden ist, so führen wir an, was der Herr Verfasser über sie und ihren Gründer berichtet.

Es gehören ihr nämlich drey größere und mehrere kleinere Gebäude an, alle vom Ertrage freywilliger Beyträge aufgeführt, die ihr Urheber in Griechenland, Frankreich, Holland u. a. gesammelt. Das größte jener Gebäude enthält an den Seitenwänden gegen 112 kajütenähnliche kleine Schlafzimmer, 8 bis 9 Fuß im Quadrat, je zwey übereinander, und in der Mitte einen breiten langen, durch beyde Stockwerke gehenden oder vielmehr bis zur Höhe des Daches reichenden Gang, nebst einer Anzahl gleich hoher Quergänge, und in ihnen alle für die Arbeiten und für die Mahlzeiten der Zöglinge nöthigen Tische. In einem zweyten kleinern, zwischen dem ersten und dritten gelegenen Gebäude finden sich die Sammlungen von Büchern, physikalischen Instrumenten und Naturalien; im dritten ein weit über 300 Personen fassender Hörsaal.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. December.

Nro. 244. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Mittheilungen über Griechenland von Christian August Brandis.

(Schluß).

Weit über 200 Zuhörer von 12 bis 60 Jahren sah ich in ihm versammelt, unter ihnen mehr wie (als) 20 Geistliche, und hörte drey Stunden lang Vorträge Kairis' über Stücke einer altgriechischen Chrestomathie (die goldenen Sprüche des Pythagoras wurden erklärt), über Sternkunde und über die Lehre vom Licht; in gleichem Maaße angezogen durch den klaren, belebten, eindringlichen Vortrag und durch die lebendige Theilnahme, mit der er so sichtlich von einem großen Theile der Zuhörer aufgefaßt ward. Wenn Kairis in Folge der Wunden, die er im Befreyungskriege erhalten, leidend war, hielt er täglich nur drey Stunden Vorträge, diese jedoch auch ohne alle Unterbrechung; fühlte er sich wohler, vier bis fünf. In seiner Jugend hat er auf italienischen Universitäten und in Paris vorzüglich mit philosophischen und naturwissenschaftlichen Studien sich beschäftigt, ist aber auch den historisch-philologischen Disciplinen nicht fremd geblieben, und wohl im Stande, über diese verschiedenen Gebiete, wenn auch nicht in die Einzelheiten gründlich eingehende, so doch sehr anregend einleitende Vorträge zu halten, und mehr noch wie sie wirkte die Begeisterung, mit der er lernte und lehrte, und der reine gute Wille, der sich in seinem ganzen Wirken aussprach. Alleiniger Vorsteher und Lehrer seiner Anstalt, war er von Morgens früh bis Abends spät unter seinen damals 96 Zöglingen, begann mit ihnen den Tag durch gemeinschaftliche Andacht, frühstückte mit Brod und Wasser, aß Reihe um an einem ihrer Tische zu Mittag, schlief gleich wie sie auf hartem Lager in einem der Kämmerchen, wollte von ihnen nur Bruder genannt werden, sie nur durch Liebe und Erweckung ihres bessern Ich leiten, — Erziehungsmittel, mit denen er auszureichen vermochte, weil die Ehrfurcht, von der Alle sich für ihn durchdrungen fühlten, die wilden Triebe in Schranken hielt. Bedienung hatte das Institut nur für die Bereitung der Speisen und fürs Waschen; alle übrigen Dienstleistungen, Verfertigen der Kleider, Bügeln u. s. w. mit einbegriffen, hatten die Zöglinge unter sich vertheilt. Ihre Kleidung war, wie sie auf einigen griechischen Reliefs vorkommt, den Kitteln unserer deutschen Knaben nicht unähnlich. Den Elementarunterricht der jüngern Knaben hatten die älteren zu besorgen. Außer den älteren unter den Zöglingen (die größtentheils gar nicht, die anderen nach Vermögen, immer noch wenig genug zahlten) nahmen an den Vorträgen weit über 100 Jünglinge und Männer Theil, die zu diesem Zweck nicht nur aus allen Ortschaften der Insel und selbst aus den Klöstern, sondern auch von andern Inseln und vom Festlande herbeykamen und in dem Städtchen sich einmietheten. Sie kamen und giengen, nach ihrem Dafürhalten, zahlten nicht und wurden nicht in Listen eingetragen. Der Donnerstag war zu Fragen und Unterredungen bestimmt, an denen wiederum auch jene freyen Zuhörer, so viel inneres Bedürfniß sie trieb, Theil nahmen. Gehalt von der Regierung

hat Kairis nicht annehmen wollen; von Gaben nahm er, was ihm von freyen Stücken geboten ward. Obgleich er Morgens oft nicht wisse, äußerte er mir, wie er den Tag über seine Waisen sättigen wolle, nie habe es an Hülfe gefehlt, wenn Noth an Mann getreten. — Mag immerhin ein solches Institut die gründliche Vorbildung eines wohl besetzten und wohl geleiteten Gymnasiums zu gewähren nicht im Stande seyn, mag der Unterricht desselben lücken- und mangelhaft bleiben, mag das ihm zu Grunde liegende Princip der Erziehung, unter anderen Verhältnissen und von einer weniger reinen und uneigennützigen Persönlichkeit angewendet, nicht zu rechtfertigen seyn, dennoch hat die Anstalt viel, sehr viel gewirkt durch Belebung des Sinnes für das reine uneigennützige Gute, durch Erweckung wahrer Liebe zum Wissen, durch Anleitung zum Studium. Schwerlich wird das durch die Eigenthümlichkeit Kairis' so ganz bedingte Institut ihn und sein beklagenswerthes Schicksal überleben, aber inzwischen Bedürfniß und Sinn für gründliche Belehrung in Gegenden geweckt haben, in denen sich früher so wenig davon fand, und wohl möchte es zu einer den demnächstigen Verhältnissen angemessenen Lehr- und Erziehungsanstalt sich umbilden lassen. Ich halte nicht viel von Uebertragung großer Namen der Vorzeit auf Persönlichkeiten unsers Zeitalters, ließ mir es aber wohl gefallen, wenn die Schüler und Zöglinge dieser Anstalt den Lehrer *ihren* Sokrates nannten; in selbstvergessener Liebe zum Guten und zum Wissen mag er dem alten Weisen wohl zu vergleichen seyn."

In dem Dorfe Ménides, das in einem der anmuthigsten Thäler der Insel zwischen Bäumen halb versteckt liegt, besuchte der Hr. Verf. die kleine Kirche des hl. Dionysius, in welcher eine reiche, den üppigst bewachsenen Felsen, auf dem sie liegt, hinabrieselnde Quelle entspringt, und von der die Tradition erzählt, sie stehe an der Stelle des von den Alten erwähnten Tempels des Dionysos mit jener wunderbaren Quelle, die zu bestimmten Zeiten in Wein sich verwandelt haben soll. Von der alten Hauptstadt der Insel haben sich noch bedeutende Mauerstücke, Substructionen von Tempeln und andere Trümmer erhalten, und es ist augenscheinlich, daß sie einen sehr beträchtlichen Umfang hatte, so wie auch ihre Lage auf einem breiten, terrassenförmig ansteigenden Bergrücken über einer weiten Bucht an der Westküste höchst angenehm war. Noch jetzt herrscht rings um die verlassene Stätte die üppigste Vegetation, obwohl die westlichen Thalschluchten in Folge der früher so häufigen Ueberfälle durch Seeräuber von Cuböa weniger angebaut wurden, als die nach dem Osten zu. Die zwey albanesischen Demarchien der Insel lernte der Herr Verfasser nicht kennen; sie sind aber viel ärmer und weniger angebaut, als die beyden griechischen, und von den 15 — 16,000 Einwohnern, welche die Insel zählt, soll ihnen kaum ein Drittel angehören. Merkwürdig ist, daß die Griechen auf der Insel durchaus nicht in die Verhältnisse der Dienstbarkeit treten, und alle Dienstboten, sowohl bey dem einen als bey dem anderen Theile, Albanesen sind.

Den Schluß dieser Reiseskizzen machen Wanderungen in Attika. Diese Bruchstücke aus den Briefen Zweyer, wie sie in der Ueberschrift bezeichnet werden, lesen sich zum größten Theil angenehmer als die vorhergehenden Abschnitte, die nur zu häufig an schwerfälligen, den Leser ermüdenden Perioden leiden. Frisch und anziehend haben wir besonders die Schilderung von Kephissiä, dem herrlichen Sommeraufenthalt, wo der Hr. Verf. einen schönen Monat hindurch an dem kühlen reinen Bergwasser, an den grünen Bäumen, an den Blüthen und Blumen jeder Art, und an dem Schlage zahlloser Nachtigallen sich labte, und die eines ländlichen Festes bey dem Kloster Pentéli gefunden, wobey es uns freute, auch hier das bestätigt zu sehen, was in unsern Beyträgen zur Kenntniß Griechenlands (Ansbach 1839) über die Mäßigung des Volkes im Genuß des Vergnügens, über seine naive Art und sein freundliches Benehmen gegen Fremde hin und wieder bemerkt worden ist.

Der zweyte Theil dieser Mittheilungen ist historisch, d. h. er gibt eine Zusammenstellung dessen, was in neugriechischen Berichten über die Begebenheiten des Freyheitskrieges zur Aufhellung dieser Geschichte von Belang sich findet, ohne auf eine

gleichmäßige Darstellung Anspruch zu machen, vielmehr, je nachdem die Quellen fließen, verbreitet er sich bald mit größerer Ausführlichkeit, wie über die Anfänge des Kampfes, die Anstrengungen der Sulioten, die Verhandlungen in den Nationalversammlungen, bald ist er dürftiger, wie in Betreff der ruhmvollen Thaten der Seemänner, die vielleicht das Meiste zum Gelingen des Aufstandes beygetragen haben. Wir können aber nicht umhin zu bekennen, daß wir nicht wohl begreifen, in welchem Zusammenhang dieser Theil mit dem Zwecke, den der Hr. Verf. bey der Herausgabe seiner Mittheilungen vor Augen hatte, und den wir oben im Eingange unserer Anzeige berührt haben, stehe, und warum, wenn einmal zur Geschichte des Krieges ein Beytrag geliefert werden sollte, dieses nicht lieber in einem besondern Werke geschah, was sowohl für die Käufer dieses Buches als auch für diejenigen, welche an jener Geschichte ein besonderes Interesse nehmen, weit vortheilhafter gewesen wäre. Uebrigens hat man gewiß die wichtigsten Aufschlüsse über Verhältnisse und Personen jener denkwürdigen Epoche von einem der ersten und einflußreichsten Theilnehmer am Befreyungswerke noch zu erwarten, wenn anders Alexander Mawrokordatos zur Ausarbeitung seiner Memoiren, die er wenigstens früher, wie Ref. aus seinem Munde weiß, beabsichtigte, die nöthige Muße findet.

Wir wenden uns nun zu dem letzten Theile des vorliegenden Werkes, in welchem von den Bewohnern des Königreichs und ihrem Charakter, von den Bildungsanstalten und der Literatur, von den bürgerlichen und kirchlichen Verhältnissen gesprochen wird. Was die Elemente betrifft, aus denen die heutige Bevölkerung Griechenlands hauptsächlich besteht, so fällt es dem Hrn. Verf., wie natürlich, nicht ein, ihre Zusammensetzung aus zwey, obschon jetzt einen Namen führenden, doch in Bau und Gesichtsbildung, in Sitte und Sprache durchaus verschiedenen Volksstämmen, Albanesen und Griechen, zu läugnen; er erklärt sich aber in Betreff der letzteren vorzüglich aus sprachlichen Gründen entschieden gegen Fallmerayers Annahme von dem völligen Untergange der Hellenen, wenn er auch zugesteht, daß die größere Mehrzahl der alten Bewohner durch die Slaven vertilgt worden seyn mag. Den Albanesen läßt er alle Gerechtigkeit widerfahren und erkennt ihre hohen Verdienste um die Befreyung des gemeinsamen Vaterlands und ihre dadurch erworbenen Ansprüche auf das volle griechische Bürgerrecht gebührend an. Gegen den Vorwurf der Trägheit, der den albanesischen Arbeitern gemacht zu werden pflegt, nimmt er diese in Schutz, eher möchte er sie für starrsinnig, jedenfalls für weniger betriebsam und gewandt als die Griechen halten. In Bezug auf den griechischen Volkscharakter wird zwar nicht verhehlt, daß in Folge der frühern Drangsale schlimme Gewöhnungen entstanden und sich fortgepflanzt haben, aber zugleich auch die feste Ueberzeugung ausgesprochen, daß diese Uebel keineswegs über die ganze Nation verbreitet, keine Grundübel sind, und mehr und mehr verschwinden werden, eine Ueberzeugung, die sich auf das Daseyn von Tugenden und Gesinnungen stützt, welche mit tiefem Sittenverderben unvereinbar sind. Ueber die raschen Fortschritte der geistigen Entwickelung des Volks und über den Zustand des öffentlichen Unterrichts enthalten wir uns hier jeder Bemerkung, da erst vor Kurzem ein ausführlicher Bericht über diesen Gegenstand aus der besten Quelle durch die Zeitungen veröffentlicht worden ist.

Den meisten Raum nehmen in diesem Theile Bemerkungen über die neugriechische Literatur ein, oder vielmehr Auszüge aus einigen der bedeutenderen Producte der neugriechischen Poesie mit hinzugefügter kurzer Beurtheilung, vorerst aus dem Erotókritos, einem im kretischen Dialekt abgefaßten romantischen Epos aus dem 16. Jahrhundert, das

gern gelesen und selbst in jüngster Zeit wieder abgedruckt wurde, sodann aus den größeren Dichtungen der beyden Sutzos, der hervorragendsten unter den jetzigen griechischen Dichtern, den Dramen des Panagiotis S.: der Wanderer und Messias, und seinem Roman: Leander, und aus des Alexander S. romantischem Epos: der Umherirrende, und dessen Roman: der Verbannte. Der dichterische Charakter beyder Brüder wird, nach unserm Dafürhalten, treffend folgendermassen dargestellt:

„Bey Beyden erscheint die Welt als Spiegelbild ihrer eigenthümlichen Empfindungsweise, gefärbt mit den Tinten der Leidenschaft. Dieses Bild durch einen reichen Wechsel der Formen und Gestalten zu beleben, so daß der Hörer oder Leser es leicht und gern in sich aufnimmt, ist ihre Phantasie in hohem Grade erfindsam. ja nicht selten schöpferisch. Aber in der Auffassung und Darstellung der Welt der Dinge und Wesen über die bloße Beziehung derselben zu ihrer Empfindung sich zu erheben, die Dinge und Wesen an sich und ihre Verhältnisse unter einander zu ergreifen und zu beleben, dazu fehlt ihnen das Organ, oder seine Ausbildung ist von der in ihnen vorwaltenden Ichheit und Selbheit verwahrlost worden. Daher denn ihre Dichtungen, gleichwie der alte Erotokritos, fast ausschließlich lyrisch und zwar subjectiv lyrisch sind. Eben darum ist die Charakterzeichnung, Anordnung und Entwickelung in ihren größeren Dichtungen, verglichen mit den glänzenden und ergreifenden Darstellungen der Empfindungen, schwach, und schwächer noch bey Alexander wie (als) bey Panagiotis. Eben darum fehlt dem Kreise ihrer Anschauungen, ihrer Kenntniß von der Natur, wie vom Leben und der Geschichte, ein ihrem poetischen Bildungsvermögen angemessener Umfang, und wiederum bey Alexander noch mehr wie bey Panagiotis. Liebe zur Freyheit und zum Vaterlande sind die beyden Musen, die, in Gemeinschaft mit Frauenliebe, sie begeistern; und doch scheint ihre Kenntniß von der Geschichte ihres Vaterlandes, von der Entwicklung und von den Formen der Freyheit, eine weder nur einigermassen tief eingehende noch umfassende zu seyn. — Die Schranken des bloßen Pathos und der Subjectivität zu durchbrechen, die Welt der Dinge treu und unbefangen in sich aufzunehmen und ebenso sie wiederzugeben, das können, das sollen die neugriechischen Dichter von Homer, Pindar, Aeschylus, Sophokles, Aristophanes und den andern großen Sängern des hellenischen Alterthums lernen. Gerade was diese am meisten auszeichnet und zu Mustern für alle folgende Zeitalter erhoben hat, wird bey jenen am schmerzlichsten vermißt und ihre glänzenden Seiten gehören ganz der neuern Zeit an, sind durchaus modern. Die Brüder Sutzos stehen, ohne im Entferntesten Nachahmer zu seyn, Lamartine, Victor Hugo und einigen andern Dichtern unsrer Zeit ungleich näher wie irgend einem Dichter des Alterthums.“

Von der wissenschaftlichen neugriechischen Literatur läßt sich, etwa mit Ausnahme der Historie, kaum noch mehr sagen, als daß sie sich zur Zeit auf Uebertragungen und Bearbeitungen ausländischer Lehr- und Handbücher beschränkt und wohl noch eine Weile zu beschränken haben wird. Seit 1840 erscheint in Athen eine wissenschaftliche Zeitschrift, die aber leider den Weg nach Deutschland nicht zu finden scheint, wenigstens uns trotz unserer Bemühungen noch nicht zugekommen ist.

Die beyden letzten Abschnitte, die von der Kirche und dem religiösen Zustande des Volkes und von der Entwickelung des Staatslebens seit dem Walten der königlichen Regierung handeln, machen einen würdigen Schluß des Werkes und legen Zeugniß ab von der Unbefangenheit, Unpartheylichkeit und ehrenwerthen Gesinnung des Hrn. Verfassers, dessen wohl begründete Hoffnungen auf eine schöne Zukunft Griechenlands wir mit getroster Zuversicht theilen.

Gottfried Herold.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. December.

Nro. 245. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

L. Annaei Senecae opera. Ad libros manuscriptos et impressos recensuit, commentarios criticos subiecit, disputationes et indicem addidit Carolus Rudolphus Fickert. Volumen primum, continet epistulas morales. Lipsiae sumptibus librariae Weidmannianae. MDCCCXLII. XXXIV u. 737 S. gr. 8.

Auch unter dem Titel:

L. Annaei Senecae ad Lucilium epistularum moralium *) libri XX. Ad libros manuscriptos et impressos recensuit, commentarios criticos subiecit C. R. Fickert.

Wie im Mittelalter, so wurde auch nach Erfindung der Buchdruckerkunst außer Cicero kaum ein römischer Schriftsteller häufiger gelesen und mehr verehrt, als Seneca; Ausgaben drängten sich auf Ausgaben, die namhaftesten Philologen widmeten ihm ihre Kräfte; demungeachtet wurde der Text seiner Werke der ursprünglichen Gestalt nicht um Bedeutendes näher gebracht. In unserer Zeit ist die unbegränzte Werthschätzung desselben einer strengeren Betrachtung gewichen; ja man gefällt sich sogar vorzugsweise in der Hervorhebung seiner Schattenseiten, so daß, wenn auch die in einem neueren Werke enthaltenen Angriffe eine eigene Vertheidigungsschrift hervorriefen, doch ein höchst achtbarer Gelehrter vor einer zahlreichen Versammlung deutscher Philologen *), ohne Widerspruch zu finden, einen Vortrag „über Seneca's Stellung zu seinem Zeitalter“ halten konnte, dessen Inhalt er am Schlusse in die Worte zusammen faßte:

„Die Völker des Alterthums sind durch die Freyheit groß geworden, dadurch ist ihre Eigenthümlichkeit begründet, das ist ihr Stolz, das ist ihr ewiger Ruhm. Von diesem Geiste erfüllt hat noch in späteren Zeiten Tacitus sich zur Höhe republicanischer Gesinnung empor geschwungen, und in Wort und That die Herrlichkeit des alten Roms bewährt. Die Verläugnung dieser Wahrheit hat an Seneca furchtbar sich gerächt. An Kenntnissen, Geist und Wissen moch-

*) Die etwas auffallende Schreibung des Wortes epistula beruht auf dem in der Vorrede ausgesprochenen Grundsatze: Nec scriptorem veterem edituro id spectandum est, quomodo ex sua quodque origine sit vocabulum scribendum, sed quae fuerit scriptoris consuetudo, und sie wird allerdings, wie auch das in den gewöhnlichen Ausgaben fehlende, von Schweighäuser aber bereits aufgenommene Benwort morales, durch die beßten Handschriften bestätigt. Uebrigens ist dieser für die Orthographie aufgestellte Grundsatz nicht überall mit gleicher Strenge durchgeführt.

*) Vgl. Verhandlungen der zweyten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Mannheim 1839. S. 46 — 54, und: Ehrenrettung des L. Annäus Seneca gegen die Angriffe Carl Hoffmeisters, zwey Programme des Conrectors Volquardsen in Hadersleben 1838 und 1839.

ten ihn Wenige übertreffen, an Gesinnung und Charakter stand er nicht über seiner Zeit. Darum trotz des Glanzes seiner Rede, trotz der psychologischen Schärfe, trotz des düstern Pathos seiner stoischen Lehre wird er auf gesunde Gemüther keinen tiefen Einfluß äußern, durch die Form der Rede kann er höchstens verderblich wirken. Vorzüglich haben die Franzosen ihn bewundert, auf deren heutige Geistesrichtung das Studium des Seneca befruchtend wirken könnte. Doch unser deutsches Vaterland mag den Geist des Alterthums aus reinerem Quelle schöpfen, damit der Genius deutscher Geistesbildung, Würde der Gesinnung, Geisteskraft und Tiefe, fortan sich bewähren möge."

Und dennoch ist eben in dieser Zeit, und gerade in Deutschland, von verschiedenen Seiten her das Bedürfniß laut geworden, die Werke Seneca's zu ihrer wahren Gestalt zurückzuführen; und es hat dasselbe auch die geeignete Abhülfe gefunden.

Ueber die Veranlassung, die ihn zur Herausgabe des Seneca bewog, hat sich Herr Fickert in dem im Jahre 1839 gerade zu der Zeit, wo jener Vortrag gehalten wurde, erschienenen Programme der königl. preußischen Landesschule Pforta: „Prolegomena in novam operum L. Annaei Senecae philosophi editionem" dahin ausgesprochen: „Cum ad Tacitum explicandum unde quid auxilii nancisceror, olim circumspicerem, inter alios scriptores eius fere aequales delatus sum ad Lucium Annaeum Senecam philosophum, ex cuius libris paucos ante mihi perlectos fuisse fateor. Primum Taciti gratia collocavi in Seneca operam, mox ipsius gravitas et virtutis studium adeo me tenuit, ut lectionem retractarem ac quasi habitare inciperem in eius scriptis. Tum facile inter legendum perspexi, quod ferebatur, multa adhuc in iis esse, quae aut emendationem desiderarent aut explicationem" etc.

Dieß steht mit der oben angeführten Ansicht geradezu in Widerspruch. Während dort Tacitus als Repräsentant der entschwundenen Größe des alten Roms dem Seneca als dem Sohne eines verknechteten Zeitalters gegenüber gestellt wird, finden wir hier, wie den Erklärer des Tacitus die Lesung des Seneca zu diesem hinüber zieht. Soll dieß aus einem undeutschen Sinne und einem durchaus verdorbenen Geschmacke erklärt werden? Ein solches Urtheil kann Referent am allerwenigsten aussprechen, da er anderswo bereits öffentlich erklärt hat, daß, wenn ihm Herr Fickert nicht zuvorgekommen wäre, er die Herausgabe der Werke Seneca's unternommen haben würde; es möchte aber überhaupt wohl nicht zu rechtfertigen seyn. Wird doch in der oben angeführten Stelle selbst dem Seneca psychologische Schärfe, so wie Kenntnisse, Geist und Wissen, nicht abgesprochen und ihm in jenem Vortrage außerdem ein lebhaftes, alles Hohe und Heilige leicht ergreifendes Gemüth zuerkannt, und zugegeben, daß seine Schriften viel Ueberraschendes, Blendendes, Anziehendes, selbst Ergreifendes enthalten! Indessen das ist die Hauptfrage, ob sich so viele Jahrhunderte in diesem Manne so getäuscht haben, daß wirklich seine Gesinnung und sein Charakter sich gar nicht über seine Zeit erhob? So viel läßt sich zugeben, daß Seneca, mit Tacitus verglichen, mehr in die Wirren seiner Zeit verwickelt war, daß er nicht den großartigen Charakter, wie jener, besaß, der ganz in der Erinnerung der früheren Größe der Römer lebte; daß seine Werke im Ganzen den Eindruck nicht hinterlassen, der sich bey der Lesung eines Taciteischen Werkes nicht verläugnen läßt; aber, wenn er auch in mancher Beziehung tiefer steht, als jener, so wird dadurch die Versetzung desselben in das andere Extrem noch nicht gerechtfertigt. Wer möchte behaupten, daß die sittliche Richtung in seinen Werken eitle Heucheley sey? Und ist dieses nicht der Fall, liegt nicht etwas Edles in dem Streben, sich herauszuarbeiten aus dem Pfuhle einer im Luxus stagnirenden Zeit und sich zu erheben über den Wechsel der menschlichen Schicksale, einem Streben, dessen Redlichkeit er durch seinen heldenmüthigen Tod verbürgte? Und eben dieses ist es, was bey Seneca anzieht, was die Lesung seiner Schriften belehrend und erhebend macht, wenn gleich nicht in Abrede zu stellen ist, daß die Form derselben gar Vieles zu wünschen übrig läßt.

Wollen wir übrigens die Beweggründe, durch

welche Herr Fickert zu einer anhaltenden Beschäftigung mit Seneca hingeleitet wurde, recht beurtheilen, so müssen wir noch das zweyte Moment in's Auge fassen, das in seinen oben angeführten Worten ausgesprochen ist, nämlich, daß er Vieles in demselben einer gründlichen Erklärung bedürftig und den Text desselben vielfach verdorben fand, so daß namentlich für die Kritik eine nicht unbedeutende Aernte zu hoffen war, die nur des Schnitters zu warten schien.

Das Verderbniß des Textes in den Werken des Seneca läßt sich aber keineswegs abläugnen, und sie kann uns, wenn wir auf die Eigenthümlichkeit und auf die Schicksale derselben sehen, nicht befremden. Daß durch häufiges Abschreiben die Texte der alten Schriftsteller nur verschlechtert wurden, und daß gerade von denen, welche in den früheren Zeiten am häufigsten gelesen wurden, von den alten Handschriften, in Folge der Abnutzung derselben durch den Gebrauch, nur wenige uns erhalten wurden, ist im Allgemeinen leicht erklärlich; bey Seneca tritt es aber an vielen Stellen deutlich hervor, daß seine Schreibart selbst die Verderbniß begünstigte, theils wegen der vielen weniger bekannten Ausdrücke, welche von den Abschreibern leicht mit andern vertauscht oder entstellt wurden, theils wegen der kurzen, häufig der Verbindungspartikeln entbehrenden Sätze, die bey der spärlichen Interpunction des Alterthums dem Irrthum Thür und Thor öffneten, wie wegen seiner raschen Uebergänge, welche nur dem zu folgen gestatten, der auf den Gedankengang genau Acht hat. Daß aber auch die Gelehrten, welche früher die Ausgaben des Seneca besorgten, nicht das leisteten, was eine gesunde Kritik erheischt, hat vorzüglich darin seinen Grund, daß es ihnen bey dem Schriftsteller, dessen Gedanken sie bewunderten und möglichst verbreitet wünschten, mehr um die Lesbarkeit des Textes, als um die ächten Worte des Seneca zu thun war, und daß sie, wenn sie ja Handschriften zu Hülfe nahmen, dieses nicht durchgreifend genug thaten, um die rechte Einsicht in die Verdorbenheit des Textes, den sie vor sich hatten, zu gewinnen, indem sie nur wenige, und diese meist nur an einzelnen Stellen zu Rathe zogen, und, wo sie eine Abweichung boten, die nicht ohne Weiteres zu passen schien, dieselbe entweder unbeachtet liegen ließen, oder durch allzufreye Conjectur so veränderten, daß sie jedenfalls nichts Richtigeres in den Text einsetzten, als sie vorgefunden hatten. Namentlich war dieß bey Muret der Fall, über dessen Bearbeitung schon Gruter nicht günstig urtheilte, Lipsius aber in seiner introductio lectoris sagt: Bona et laudabilia multa sunt: unum non attollas, imo non tolores, quod fidenter nimis saepe contra libros rescribit et Senecam non eorum fide, sed suo sensu facit loquentem. Ah, apage, et honos sit scriptoribus priscis, et religio etiam scripturae priscae: a qua si cum libuit abimus, quid puri aut germani mox erit? Indessen wurde von Lipsius so wenig als von den andern auf Muret folgenden Herausgebern diesem Unwesen kräftig genug gesteuert. Der erste, der ihm fest und beharrlich entgegen trat, war Schweighäuser in seiner 1809 erschienenen Ausgabe der Briefe (dem dritten und vierten Theil der zweyten Zweybrücker Ausgabe), welche Herr Fickert als eine so bedeutende Vorarbeit anerkennt, daß er nach seiner Vorrede nächst dem, daß hier die handschriftlichen Quellen am reichlichsten flossen, auch dieser sicheren Grundlage wegen, seine Ausgabe gegen die gewohnte Weise mit den Briefen begann. Wie viel aber auch nach einer solchen Vorarbeit zu thun war, ist selbst bey einer flüchtigen Vergleichung beyder Ausgaben ersichtlich.

Nachdem Herr Fickert bey seiner Beschäftigung mit Seneca sich anfänglich auf seine eigne Kraft beschränkt gesehen hatte, wurde ihm zuerst durch die Güte des Hrn. Prof. Kritz zu Erfurt die Benützung der dortigen Amplonianischen Handschrift möglich gemacht; bald kamen von andern Seiten mehrere hinzu; er unternahm eine Reise nach Paris, um die Schätze der dortigen Bibliotheken auszubeuten, und außerdem erhielt er durch die Verlagshandlung die Collationen von einer großen Zahl von Handschriften, welche einst zum Behufe einer Ausgabe zusammen gebracht worden waren, die (1796) der Doctor der Theologie J. A. Feßler, der Conrector des Lyceums zu Hirschberg, J. C. Chr. Fischer und der Rector derselben Lehranstalt, C. L. Bauer hatten veranstalten wollen,

und die dann, als dieser Plan aufgegeben worden war, von der Weidmannischen Buchhandlung angekauft und Ruhkopf übergeben wurden, der sie in einem sechsten Bande seiner Ausgabe bekannt machen wollte, welcher nie erschien.

Auf diese Weise bekam Hr. F. einen Apparat zusammen, wie er nur selten einem Herausgeber eines alten Classikers zu Theil wird; und die Nachricht hiervon bewog den Referenten, dem nach dem Erscheinen seines Programmes: Symbolae ad notitiam codicum atque emendationem epistolarum L. Annaei Senecae, Suevofurti ap. Wetzstein 1839, der Antrag, eine Gesammtausgabe von Senecas Werken zu besorgen, gemacht worden war, dieses Unternehmen wieder aufzugeben. Um so gespannter mußte seine Erwartung bey dem Erscheinen des ersten Bandes dieser Ausgabe seyn, indem er durch die große Zahl von Handschriften viele Schwierigkeiten beseitigt zu sehen hoffte, die ihm bey seinen geringen Hülfsmitteln unübersteiglich waren. Wenn diese Hoffnung nicht in vollem Maße in Erfüllung gieng, so liegt die Schuld davon nicht an dem Herausgeber. Es stellte sich nämlich heraus, daß die bisher schon bekannten Handschriften, und namentlich für das letzte Drittheil der Briefe, die früher von Schweighäuser verglichene Straßburger und die mit derselben fast durchaus übereinstimmende Bamberger, welche Ref. sowohl, als Hr. Fickert, benützt hatte, entschieden zu den beßten gehörten, und viele der Stellen, an welchen sie eine Abweichung von dem herkömmlichen Texte bieten, ohne daß sich aus ihren Lesarten entnehmen ließe, was Seneca wirklich schrieb, durch alle die übrigen Handschriften keineswegs ihre Verbesserung finden, indem uns in denselben entweder neue Verderbnisse oder gar offenbare Interpolationen entgegen treten. Daß in allen solchen Fällen Hr. Fickert sich nicht auf das unsichere Feld der Conjectur begab, sondern lieber, was er bey Schweighäuser vorfand, im Texte beybehielt, und seine Ansicht nur in den Noten mittheilte, oder Anderen die Untersuchung dessen, was den verdorbenen Lesarten der Handschriften zu Grunde liegen mag, überließ, ist nur zu loben, da so der Text durchaus lesbar erscheint, die handschriftliche Begründung oder Nichtbegründung desselben aber aus den Noten deutlich hervorgeht, so daß keine Täuschung dadurch hervorgerufen werden kann.

Daß auch manche Hoffnungen und Wünsche des Herrn Herausgebers unerfüllt geblieben sind, ist schon aus dem Aeußeren der Ausgabe ersichtlich. Er gieng nämlich darauf aus, die ursprüngliche Eintheilung der Briefe Seneca's in Bücher, welche auch Ref. durch die Bamberger Handschrift, wie durch eine Stelle des Gellius (N. A. XII. 2.) veranlaßt, in ihr Recht wieder einzusetzen versucht hatte, aus seinen Handschriften wieder herzustellen. Wir finden daher bis zum 8. Buche, das mit dem 70. Briefe beginnt, stets die Bezeichnung des Buchs und der Stelle des Briefes in demselben vorangestellt, und die gewöhnlichen, von Anfang bis zu Ende fortlaufenden, Zahlen in Klammern beygesetzt, z. B. Epistul. Mor. lib. VIII. ep. I. (70); dagegen ist in dem 71. Briefe und den folgenden bis zum 88. nur die gewöhnliche Zahl, und zwar in römischen Ziffern, vorgesetzt, z. B. Epistula LXXI.; vom 89. Briefe an aber wiederum die Bezeichnung des Buches mit der gewöhnlichen Zahl in Klammern, z. B. Epistul. Mor. lib. XIV. ep. I. (89.). Es fragt sich, ob eine solche Ungleichheit durch die Nothwendigkeit geboten war?

Bey dem 71. Briefe findet sich die Note: „Quum neque ex Pp neque ex aliis mstis satis antiquis et probis libri VIII. et proximorum ad XIII. fines possent constitui, cautius interim omittere videbar librorum distinctionem. Daß diesem Gegenstand die geeignete Berücksichtigung zu Theil geworden ist, zeigt außerdem die in der Vorrede S. XII. und XIII. gegebene Tabelle, in welcher die in den Handschriften und alten Ausgaben sich findenden verschiedenen Eintheilungen nach 20, 22 und 25 Büchern in ihrem Verhältnisse zu einander vor Augen gestellt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. December.

Nro. 246. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

L. Annaei Senecae opera etc..

(Fortsetzung.)

Daß die Eintheilung in 20 Bücher die allein richtige ist, geht daraus hervor, daß die in jener Stelle des Gellius aus dem 22. Buche der Briefe angeführten Worte in den uns erhaltenen Briefen sich nicht finden. Unter den vollständigen Handschriften hat diese nur eine Rehdigersche; außerdem schließen mit dem 20. Buche die beyden beßten Handschriften für den letzten Theil der Briefe, die eine Straßburger und die eine Bamberger ab, welche erst vom 89. Briefe mit dem 14. Buche beginnen. Auf den ersten Blick scheint demnach für die ersten 88 Briefe der vom Verf. in dem erwähnten Programm gemachte Vorschlag, der Rehdiger'schen Handschrift zu folgen, das Natürlichste; allein, wenn schon dadurch diese Handschrift an ihrem Ansehen verliert, daß sie in der Bestimmung des Anfangs des 18. und 19. B. nicht mit jenen beyden Handschriften übereinstimmt, so ist es Hrn. Fickert um so weniger zu verdenken, daß er derselben nicht ohne weiteres folgte, da sie mit seinen beyden beßten Pariser Handschriften in der Bestimmung der ersten 7 Bücher nicht übereinstimmt. Nachdem er aber diesen einmal in so weit gefolgt war, wurde ihm der Uebergang zu der Zählung der Rehdiger'schen Hdschr. dadurch unmöglich gemacht, daß in dieser das 9. Buch mit dem 69. Briefe beginnt, in jener aber mit diesem erst das 7. Buch schließt; es blieb ihm sofort nichts anderes übrig, als die Zählung nach Büchern aufzugeben bis zum 89. Briefe, mit dem die beyden eben genannten Handschriften beginnen. Ein Ausweg wäre noch übrig gewesen, nämlich daß sich Hr. Fickert mit der Eintheilung nach Büchern nach den drey Abtheilungen gerichtet hätte, in welchen die Briefe des Seneca nach der von Schweighäuser (vol. IV. p. 237.) gemachten Bemerkung, die durch die neuern Beobachtungen vollkommen bestätigt wurde, in den Handschriften gewöhnlich vorkommen (1 — 52, 53 — 88, 89 — 124). Bey dem Beginne der zweyten Abtheilung, d. i. bey dem 53. Briefe, trifft nämlich die Rehdiger'sche Handschrift mit den beyden Parisern, welche Hr. Fickert bey seiner Eintheilung zu Grunde legte, in dem Anfang des 6. Buches überein. Hier wäre also die Möglichkeit gegeben gewesen, die Eintheilung jener beyden Handschriften zu verlassen, und in der zweyten Abtheilung (53 — 88) der Rehdiger'schen Handschrift zu folgen, mit welcher nach einer durch Hrn. Bibliothekar Hase aus der Hand des Hrn. Fickert, der damals gerade in Paris war, erhaltenen Notiz, eine spätere Pariser Handschrift (8617. sec. XV.) in der Eintheilung der ersten 88 Briefe fast ganz zusammen trifft. Dieses würde Ref. gethan, und etwa die nach diesen neuern Handschriften gegebene Eintheilung in Klammern geschlossen haben; oder er würde durchaus die gewöhnliche, fortlaufende Zählung der einzelnen Briefe vorangestellt, und die Eintheilung nach Büchern, so weit sie sich nach zuverläßigen Handschriften durchführen ließ, in Klammern beygesetzt haben, um mehr Gleichförmigkeit zu erzielen. Höchst auffallend bleibt immer die große Verwirrung in der ursprünglich doch gewiß fest stehenden Vertheilung der Briefe nach Büchern. Die Vermuthung, daß

zuerst die Rubricatoren, welche die Anfänge der Bücher zu bezeichnen hatten, aus Versehen hier und da ihre Ueberschriften an falsche Stellen setzten, daß dann, als die vierte Abtheilung verloren gegangen war, worin Hr. Fickert (Vorr. XI.) der Ansicht des Ref. (Symb. p. 10.) beystimmt *), die noch vorhandenen drey Abtheilungen, um den Schein vollständigerer Exemplare zu gewinnen, von denen, welche Abschriften auf den Verkauf machen ließen, in eine größere Zahl von Büchern vertheilt wurden, und daß endlich von Manchen, welche weder die Wahrheit, daß sie nur 20 Bücher hatten, offen bekennen, noch durch eine vorgegebene größere Anzahl (22 oder 25) täuschen wollten, oder auch sich aus der Verwirrung, welche sie vorfanden, nicht mehr heraus finden konnten, die Eintheilung nach Büchern gänzlich aufgegeben wurde, möchte indessen den Hergang der Sache doch ziemlich erklärlich machen.

Um nachzuweisen, daß die hier benützten Handschriften trotz ihrer großen Anzahl bey der Constituirung des Textes oft nicht die zu erwartenden Dienste geleistet haben, wäre es ein Leichtes, eine ziemliche Anzahl von Stellen zusammen zu bringen, an welchen die Lesarten der Handschriften von der Vulgata abweichen, ohne daß sich eine genügende Aenderung aus denselben entnehmen ließe. Doch dazu ist hier der Ort nicht. Uebrigens ist auch in allen solchen Fällen durch die vorliegende Ausgabe wenigstens so viel gewonnen, daß man nicht für Worte Seneca's ansieht, was den Abschreibern oder den Herausgebern angehört, sondern daß man außer den Aufklärungen, welche die Lesarten der Handschriften geben, die Geschichte der Kritik einer jeden solchen Stelle durch alle Ausgaben hindurch verfolgen kann, welche mit gleicher Genauigkeit, als die Handschriften, benützt sind, was bey der großen Menge derselben eine Arbeit erforderte, die nur durch die größte Anstrengung und die festeste Beharrlichkeit durchgeführt werden konnte. Vielleicht ist es einem später Kommenden aufbehalten, hier und da das aufzufinden, was hinter dem hier Aufgespeicherten verborgen liegt. Es ist gewiß gerade an solchen Stellen die Genauigkeit, mit welcher Alles angeführt ist, ganz besonders anzuerkennen; denn es gehört keine geringe Selbstverläugnung dazu, solche Dinge zusammen zu tragen, welche für den eigenen Gebrauch unnütz, vielleicht erst in späterer Zeit eine Bedeutung gewinnen werden. Herr Fickert spricht sich selbst hierüber in jenem Programme (S. 7) folgendermassen aus: In hoc genere nihil omittendum mihi censeo, cum ut qualis mea fuerit in Seneca restituendo opera, possit intelligi, tum ut post meas curas liceat aliis quoque, quibus non eadem atque mihi fuerit librorum manuscriptorum et excusorum copia, succurrere Senecae emendationi. Etenim hanc a me absolvi posse et perfici non spero, sed fore post me et doctiores et feliciores Senecae restitutores confido, quibus viam munivisse ac studium excitasse operae pretium erit. Uebrigens konnte er sich für die an solchen Stellen für seinen nächsten Zweck vergeblich aufgewendete Mühe schon dadurch entschädigt finden, daß es ihm an unzählig vielen anderen Stellen, was bey seiner umsichtigen Bearbeitung der ihm vorliegenden Hülfsmittel nicht anders zu erwarten war, gelang, viele, bisher zum Theil noch nicht einmal erkannte Verderbnisse zu beseitigen.

Daß aber wirklich die Varianten mit großer Genauigkeit angeführt sind, kann Ref. in Folge seiner zu demselben Zwecke gemachten Studien mit gutem Gewissen bezeugen. Es kommt zwar hier

*) Wenn Hr. Fickert in der Recension des eben angeführten Programms Allg. Lit. Ztg. 1840 N. 159 sagt: „Ob indeß das verlorne Volumen 5 oder mehrere Bücher enthalten habe, läßt sich nicht ausmachen, und die Vermuthung, daß die Eintheilung in XXV Bücher von Jemand herrühren sollte, der noch das XXV. Buch wirklich gesehen hatte, entbehrt aller Wahrscheinlichkeit," so kämpfe er gegen einen selbst geschaffenen Feind; denn die Worte des Ref., auf welche sich dieses bezieht, lauten also: „Fieri enim potuisse, ut quemadmodum qui per libros XXII epistolas superstites digererent, Gellium secuti essent, sic qui libros XXV faceret, alia quaedam nunc deperdita ante oculos haberet, quae ex libro XXV essent desumta;" es ist also nur von einem Fragmente aus jenem Buche die Rede.

und da in Betreff der Lesarten der von Hrn. Fickert und ihm benützten Bamberger Handschrift eine kleine Verschiedenheit zwischen beyden Collationen vor; indessen läßt sich, ohne die Handschrift selbst zur Hand zu haben, nur selten mit Sicherheit angeben, auf wessen Seite das Recht ist. Daß Irrungen bey einem so mühsamen Geschäfte nie ganz zu vermeiden sind, ist eine immer sich wieder aufdrängende Bemerkung, deren Wahrheit Niemand in Abrede stellen wird, der selbst dergleichen versucht hat. Wollten wir daher auch alle vorkommenden Verschiedenheiten Herrn Fickert zur Last legen, worin wir ihm sicher Unrecht thun würden, so würde seinem Verdienste dadurch noch kein Eintrag geschehen.

Die Art und Weise, auf welche die Varianten zusammengestellt sind, verdient vorzüglich der Raumersparniß wegen alles Lob. Es sind nämlich nicht nur die Handschriften und Ausgaben mit einzelnen Buchstaben bezeichnet, sondern, was sonst noch von Worten dabey nöthig seyn würde, durch Zeichen angedeutet, welche ihren Zweck so gut erfüllen, daß nur in wenigen Fällen auf den ersten Blick eine Zweydeutigkeit entstehen kann, die sich aber bey genauerer Betrachtung sogleich auflöst.

Auch bey den Bemerkungen waltete das Bestreben, mit dem Raum so sparsam als möglich umzugehen, vor. Nirgends ist ein Prunken mit Citaten ersichtlich, nirgends ein Erheben über die Vorgänger. Alle evidenten Verbesserungen, deren Zahl nicht gering ist, lassen sich nur durch die bey den Abweichungen vorkommenden Zeichen als solche erkennen, so daß sich das Verdienstliche der Ausgabe in dieser Beziehung keineswegs auf den ersten Blick ergiebt, für denjenigen aber, welcher genauer beobachtet, auch ohne Beyziehung einer andern recht wohl erkennbar ist. Nur wo es galt, Zweifel zu heben, oder Undeutlichkeit zu vermeiden, sind Bemerkungen beygegeben, und auch dann mit möglichst wenigen Worten. Den meisten Raum nehmen die hier und da aufgenommenen Bemerkungen Anderer ein, die sich nicht immer so abkürzen ließen. Mit Freuden sah Ref. hiebey die günstige Aufnahme der von ihm in den öfters erwähnten Programmen versuchten Verbesserungen, namentlich die Rechtfertigung, welche mehrere derselben, die früher Herr Fickert in der Recension des Programmes (Hall. allg. Lit. Ztg. 1840. Sept. N. 159, 60.) beanstandet hatte, durch Beyziehung der größern Zahl von Handschriften gefunden haben, so daß nur selten noch eine Meinungsverschiedenheit obwaltet, und zwar dieß zum Theil in Fällen, wo Ref. inzwischen selbst seine Ansicht geändert hat. Die beyden früher in diesen Blättern gelegentlich vorgebrachten Vermuthungen, nämlich (1840 N. 78. S. 628. f.) ep. 34. §. 1. superieceris für supergrederis, und (1842. N. 55. S. 487.) ep. 86. §. 17. rapum für parum sind Hrn. Fickert unbekannt geblieben; er würde ihnen sonst wohl die Berücksichtigung, vielleicht auch die Aufnahme, nicht versagt haben. Wenigstens hält sie Ref noch immer für die beßte Abhülfe der Verderbnisse an jenen Stellen.

An der erstern hat Hr. Fickert geschrieben: intellego quantum te ipse (nam turbam olim reliqueras) super te egeris. Dieß hat er in einigen Handschriften gefunden, und nimmt an, daß daraus durch Ausfall des einen e die Lesart der meisten und beßten Handschriften super te geris oder supertegeris entstanden sey. Allein denkt man sich in den ältesten Handschriften SVPERIECERIS geschrieben, so konnte daraus offenbar leicht SVPERTEGERIS werden, und dieses als ganz sinnlos in super te egeris übergehen, welche Lesart vorzüglich das gegen sich hat, daß der Gegensatz zwischen dem te vor ipse und turbam reliqueras verloren geht, indem hier das te nach super mit turbam in Gegensatz tritt, während in te ipse superieceris der Gegensatz zu turbam olim reliqueras scharf ausgeprägt ist, der allein in den Sinn paßt, da es sich nicht darum handelt, wen er über sich erhoben, sondern über wen er sich erhoben habe. Daß aber das Wort superiacere in der Bedeutung von ὑπερβάλλειν, übertreffen, darüber hinaus gehen, auch de benef. III, 32. §. 4. dem Seneca vindicirt worden ist, und außerdem bey Livius vorkommt, ist am angeführten Orte nachgewiesen.

(Schluß folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik. Bd. LIV. (Zweyte Reihe Bd. XXIV. 1841.)

Der bisher immer beobachteten Ordnung gemäß beginnen wir auch die gegenwärtigen Auszüge mit der Lehre

A. von der Elektricität.

1) Vollkommen überzeugt, daß bisher weder die Größe der elektromotorischen Kraft einer inconstanten Kette (mit Einer Flüßigkeit), noch die Leitungsfähigkeit irgend einer Flüßigkeit mit Zuverläßigkeit bestimmt worden sey, prüfte der würdige Herausgeber dieser Annalen die bisher vorgeschlagenen Methoden, und fand sie alle unanwendbar, wurde aber gleichsam zufällig auf eine andere geführt, welche allen billigen Anforderungen genügt, d. i. die elektromotorische Kraft inconstanter Ketten erforderlich genau zu messen erlaubt, und aus der auf das Ohm'sche Gesetz gegründeten Theorie des Voltaismus hervorgeht.

Hrn. Poggendorff's Methode unterscheidet sich von allen bisher angewendeten wesentlich dadurch, daß bey ihr nicht der Strom einer Kette selbst gemessen wird, sondern bloß die Tendenz zu demselben, indem man den Strom einer Kette gar nicht zur Wirksamkeit kommen läßt, sondern ihn durch einen andern Strom compensirt, und dann die elektromotorische Kraft des letztern mißt, wozu man das Mittel in der Theorie der zusammengesetzten Kette (einer galvanischen Combination, wo mehrere Ketten wieder zu einer einfachen verbunden sind) findet, welche, wie die Theorie der Säule darauf beruht, daß der resultirende Strom aus der Superposition der partiellen Ströme hervorgeht, demgemäß für irgend eine dieser Ketten alle übrigen bloße Leiter sind.

Da es nun anderweitig anerkannt ist, daß a) die Stärke eines Stromes in jedem seiner Querschnitte gleich groß ist, der Strom mag verzweigt seyn oder nicht, b) daß in den Zweigen eines Stromes die Stromstärken sich umgekehrt verhalten wie die Widerstände, d. h. die elektromotorischen Kräfte einander gleich sind, und daß die gesammte elektromotorische Kraft einer Kette auch gleich sey der Summe der in den einzelnen Längenstücken der Kette vorhandenen elektromotorischen Kräfte, so konnte Hr. P. darauf (S. 161. — 191) eine, wie er sie nennt, Compensationstheorie bauen, und beschreibt hier zweyerley Verfahren, den Strom, den eine Kette zu erregen trachtet, vollkommen an seiner Entstehung zu hindern, und durch die Kraft, welche dazu nothwendig ist, die elektromotorische Kraft der Kette, gleichviel ob sie einen constanten oder inconstanten Strom liefern würde, numerisch zu bestimmen, oder in aliquoten Theilen der compensirenden Kraft auszudrücken.

Zwar konnte Hr. P. noch nicht Muße finden, um diese Compensationsmethoden in befriedigender Schärfe vielfältig anzuwenden. Aber ein Beyspiel mit amalgamirten Zinkkupfer und Zinkeisen gab in zwey Versuchen mit einer zur Compensation dienenden Grove'schen Kette, deren elektromotorische Kraft nach Ohm's Methode bestimmt einmal = 22, 882, das andere Mal = 24, 040, die elektromotorischen Kräfte das erste Mal = 13, 792, und 7, 399, das zweyte Mal = 13, 815 und 7, 442, woraus erhellt, daß, wenn diese Zahlenwerthe auch auf die letzte Genauigkeit nicht Anspruch machen können, doch der Werth der elektromotorischen Kraft der constanten Kette auf die der andern keinen Einfluß habe, und „man wird wohl (meint Hr. P.) die Ansicht theilen, daß dieß wichtige und bisher gleichsam unfaßbare Element durch die beschriebenen Verfahrungsweisen so genau in Zahlen ausgedrückt werden kann, als es beym gegenwärtigen Zustand der Wissenschaft nur irgend erforderlich seyn dürfte."

2) Hr. A. De la Rive beabsichtet hier auf eine sehr ausführliche Weise (S. 251 — 254. S. 378 — 408. S. 477 — 503) gewisse Punkte seiner vor drey Jahren bekannt gemachten Untersuchungen über die Eigenschaften der magneto-elektrischen Ströme (An. B. XXXXV.) besser auseinander zu setzen, als es früher geschehen ist. Da Hr. Lenz (An. B. XXXXVIII.) Bemerkungen gegen die erstere Abhandlung veröffentlicht hat, so sucht Hr. D. L. R. dieselben im ersten Theile dieser Abhandlung zu widerlegen. Diese Widerlegung verfolgt Schritt für Schritt die Bemerkungen des Hrn. P., indem sie a) von allgemeinen Betrachtungen über die magneto-elektrischen Ströme, deren gleiche Wirkungsweise Hr. P. läugnet, übergeht b) zu den Erscheinungen des Durchgangs dieser Ströme durch metallene Leiter und c) durch flüßige Leiter, dann d) auf den Einfluß der Größe und Gestalt der metallenen Leiter, welche die Ströme in die Flüßigkeit führen, e) auf die eigenthümlichen Erscheinungen an der Oberfläche der Metalle, welche zur Einführung der Flüßigkeiten in die magneto-elektrische Kette dienen, f) auf die Erscheinungen bey gleichzeitigem Durchgang der magneto-elektrischen Ströme durch flüßige und metallische Leiter.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. December.

Nro. 247. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

L. Annaei Senecae opera etc.

(Schluß.)

An der andern Stelle, wo von der Möglichkeit des Versetzens alter Bäume die Rede ist, hat Hr. Fickert nach allen seinen Handschriften geschrieben: parum autem arboris, antequam obruat, radix, und die Anmerkung beygegeben: „Quae recepi, hoc significant: radices arboris nuper depositae parum valent ad eam sustentandam et a ventis defendendam, antequam is, qui deposuit, obruat et terram calcando spisset. Referuntur haec quoque ad spissationem et cetera quae modo dicta sunt. Malim tamen inter se transpositas particulas autem et enim. Si vero quis cum Pinciano scribere voluerit radit, is necesse erit parum mutet in palum et probet nobis hanc vocem significare posse truncum vel caudicem: tunc radere id esset, quod Colum. v. 9. 11. dicit surculare.“ Daß sich die Lesart der Handschriften, in welcher namentlich obruat mit verändertem Subjecte, ohne daß dieses nur angedeutet ist, gar zu nackt dasteht, nur auf eine höchst gezwungene Weise erklären läßt, ist klar. Da aber Hr. Fickert selbst eine Vertauschung der Partikeln in diesem Satze und dem folgenden: Ex omni enim materia quae nudata est, ut ait, exeunt radices novae nöthig fand, in welchem ganz deutlich die Erklärung des Wortes radit liegt, so nimmt Ref. keinen Anstand, diese Conjectur des Pincianus für richtig zu halten, ohne jedoch radere mit dem surculare an jener Stelle des Columella zusammenzustellen, wo von dem Abschneiden der Zweige an dem über die Erde hervorragenden Theile des Stammes die Rede ist. *) Bey Plinius (N. H. XVII. 23. s. 34. §. 204. Sill.) Quod supra terram est e matre, radi iubetur ne fruticet, könnte eher für radere diese

*) So versteht wenigstens Ref. die Worte Columella's, welche nach der Mannheimer Ausgabe, der einzigen, die ihm zur Hand ist, lauten: Truncus autem aptior translationi est, qui brachii crassitudinem habet. Poterit etiam longe majoris incrementi et robustioris transferri quem ita convenit poni, ut si non periculum a pecore habeat, exiguus admodum supra scrobem eminet: latius enim frondet. Si tamen incursus pecoris aliter vitari non poterit, celsior truncus constituatur, ut sit innoxius ab injuria pecorum. Atque etiam rigandae sunt plantae cum siccitates incesserunt, nec nisi post biennium ferro tangendae; ac primo surculari debent, ita ut simplex stilus altitudinem maximi scrobis excedat: deinde arando, ne coxam bos aliamve partem corporis offendat. Hier ist zuvörderst das Comma vor ita zu streichen, und zu verbinden: ac primo surculari debent ita, ut u. s. w. was in Bezug auf primo seine Erklärung findet in den Worten des Plinius a. a. O. §. 207: Prima falce sex pedes a terra recidatur. Ist dieß richtig, so bezieht sich primo auf die Worte post biennium, und es ist also vom Beschneiden der Bäume nach dieser Zeit die Rede, nicht von etwas, was bey dem Versetzen geschehen soll. Das mißverstandene primo hat dann wahrscheinlich das deinde herbeygeführt, während Columella wohl geschrie-

Bedeutung in Anspruch genommen werden; doch bedeutet es wohl auch hier das Abschaben der Rinde zur Beseitigung der Knospen ähnlich wie a. a. O. §. 206. Nuper repertum dracónem serere juxta arborem (ita appellamus palmitem emeritum pluribusque induratum annis), hunc praecisum quam maxima amplitudine tribus partibus longitudinis deraso cortice, quatenus obruatur, (unde et rasilem vocant) deprimere sulco, reliqua parte ad arborem erecta, aus welcher letzteren Stelle deutlich hervorgeht, daß das radere das Abschaben des Theiles bezeichnet, welcher in die Erde eingegraben wird, was ganz für das vorgeschlagene rapum spricht, für welches wir die Worte des Hrn. Fickert selbst als Gewähr anführen können. Er hat nämlich §. 16. mit Schweighäuser ganz richtig nach den Handschriften geschrieben: Magnarum arborum truncos circumcisis ramis et ad unum redactis pedem cum rapo suo transtulit amputatis radicibus, relicto tantum capite ipso ex quo illae pependerant, und dazu bemerkt: Rapum hic significat caput radicum, quod proxime legitur.

Doch wir wollen uns nicht zu sehr ins Einzelne verlieren, und lieber noch einen Punkt besprechen, welcher bey Seneca seine besondern Schwierigkeiten hat, aber um so genauer ins Auge gefaßt werden muß, da das Verständniß sehr oft von demselben abhängt, nämlich die Interpunction. Im Allgemeinen hat Herr Fickert den richtigen Weg eingeschlagen, welchen auch die jetzt fast durchaus angenommene Gewohnheit vorschreibt; er hat sich bemüht, die überflüssigen Interpunctionen zu beseitigen, durch welche, selbst noch bey Schweighäuser der Text zerstückelt ist, ohne daß ein leichteres Verständniß dadurch erzielt wird. Nur in einzelnen Fällen scheint er auf Kosten der Deutlichkeit hierin etwas zu weit gegangen zu seyn. So ist z. B. Ep. 4. §. 2. interpungirt: Et hoc quidem peius est, quod auctoritatem habemus senum vitia puerorum, nec puerorum tantum sed infantum. Hier würde Ref. nach senum und nach tantum ein Comma gesetzt haben, da jedes Glied doch einen abgekürzten Satz für sich bildet, und die ohne Interpunction fortlaufenden Worte senum vitia puerorum nicht auf den ersten Anblick deutlich sind. Eine ähnliche Stelle ist ep. 57. §. 3. Itaque fortes quidam et paratissimi fundere suum sanguinem alienum videre non possunt, wo freylich die Interpunction nach sanguinem, welche das Verständniß erleichtern würde, nicht auf den Satzverhältnissen, sondern nur auf den einander gegenüber gestellten Gegensätzen beruhen würde; eben so ist es in den Worten Quicquid debebam nolle non possum ep. 67. §. 2, wo man der Deutlichkeit, wie des Gegensatzes wegen nach nolle ein Comma wünschen möchte. Ferner ep. 76. §. 12. in den Worten Si omne in animo bonum est, quicquid illum confirmat, extollit, amplificat bonum est wird man kaum bey dem ersten Ueberlesen den Sinn herausfinden, während er sich ganz leicht ergiebt, wenn man nach der namentlich in den neuern Ausgaben von Cicero's Reden vorkommenden Weise kein Comma zwischen die aufeinander folgenden Verba setzt und dagegen eines hinter dieselben: quicquid illum confirmat extollit amplificat, bonum est. In allen solchen Fällen, wo ein Relativsatz die Stelle des Subjects oder Objects vertritt und voransteht, möchte am Ende desselben ein Comma nicht zu verwerfen seyn, wenn man es sich auch zum Gesetze macht, keines zu setzen, wo ein Relativsatz innerhalb eines andern als Zwischensatz vorkommt; nothwendig möchte aber ein Comma in folgendem Falle seyn, ep. 57 §, 10. Quae conditio rerum eadem hominum est, wo der durch Auslassung von est abgekürzte Relativsatz sonst gar nicht als solcher erkannt wird, und man vielmehr glauben möchte, das Relativum in Quae conditio rerum bezöge sich auf etwas Vorhergehendes, nicht auf das folgende eadem. Außerdem giebt es viele Fälle, wo durch Versetzung der Interpunction eine veränderte Combination der Begriffe entsteht, in welchen immer verschiedene An-

---

ben hatte, nec in arando coxam bos u. s. w. Endlich ist aber auch scrobis verdächtig; man sollte bovis erwarten. Sollte die Aenderung zu gewaltsam erscheinen, so ließen sich auch annehmen, Columella habe nur maximi geschrieben, mit einer freylich harten Ellipse, indem entweder aus dem Vorhergehenden pecoris oder aus dem folgenden bovis zu ergänzen gewesen wäre, und es habe ein Erklärer sc. bovis darüber geschrieben.

sichten obwalten werden. Wir wollen nur ein Beyspiel anführen: Ep. 104. §. 22. schreibt Herr Fickert: Unus est enim hujus vitae fluctuantis et turbidae portus eventura contemnere, stare fidenter, apertum, tela fortunae adverso pectore excipere, non latitantem, nec tergiversantem. Auch Schweighäuser hat nach apertum ein Semicolon gesetzt; Ref. würde aber lieber die größere Interpunction nach eventura contemnere setzen. Dieß ist der eigentliche Ausdruck; das Folgende enthält die bildliche Umschreibung desselben: stare fidenter apertum (oder nach Trillers Conjectur adapertum. In jedem Falle möchte Ref. das Comma nach fidenter tilgen und fidenter apertum zusammen beziehen), tela fortunae adverso pectore excipere, non latitantem nec tergiversantem. Daß es so zusammen zu fassen ist, möchte sich auch noch aus den Gegensätzen: apertum – non latitantem und adverso pectore — nec tergiversantem ergeben. — Ep. 90. §. 1. hat Hr. Fickert die gewöhnliche Interpunction beybehalten: Quis dubitare, mi Lucili, potest quin deorum immortalium munus sit, quod vivimus, philosophiae, quod bene vivimus, itaque tanto plus huic nos debere quam dis, quanto maius beneficium est bona vita quam vita? Pro certo haberetur u. s. f. Das letzte Wort wird, als vom Ref. statt der frühern Lesart deberetur hergestellt, angeführt, die von ihm nach der Erlanger Handschrift (aus der Bamberger ist in der Collation nichts angemerkt) vorgeschlagene Interpunction: Itaque tanto plus huic nos debere quam dis, quanto maius beneficium est bona vita (quam vita, pro certo haberetur u. s. f., ist vielleicht nur durch ein Versehen unbeachtet geblieben. Ref. hält sie jetzt noch für die richtigere, da bey der gewöhnlichen Weise ein etwas harter Uebergang von der Construction quin . . . munus sit zum Accusativus cum Infinitivo nos debere statt findet. — Daß die Gedankenstriche, welche bey Schweighäuser so oft vorkommen, gänzlich getilgt sind, ist nur zu billigen; die Absätze innerhalb der Briefe hätten aber hier und da, wie ep. 74. §. 23 und 29. wohl beybehalten werden dürfen.

Nach allem Bisherigen erscheint die Tendenz dieser Ausgabe als eine rein kritische, und die Durchsicht des vorliegenden ersten Bandes zeigt uns nichts Anderes. Erklärende Anmerkungen finden sich nur, wo sie durch die Kritik geboten sind; nicht einmal die Stellen finden sich angegeben, an welchen die hier und da angeführten Verse zu finden sind. In gleicher Weise werden sich die beyden folgenden Bände, welche alle übrigen philosophischen Werke Seneca's enthalten sollen, anschließen; demungeachtet ist es nicht nur auf eine so ganz allein kritische Behandlung des Schriftstellers abgesehen. Hr. Fickert verspricht nämlich in seinen Prolegomenis S. 8. eine Untersuchung über die Quellen anzustellen, aus welchen Seneca schöpfte, so wie über sein Verhältniß zu Cicero, dem Vater der römischen Philosophie; ferner über die Eigenthümlichkeiten seiner Sprache, welche in einer besondern Grammatik und einem Lexikon im Einzelnen nachgewiesen werden sollen, endlich über sein Leben und die Reihenfolge seiner Schriften. Die Resultate dieser Untersuchungen, wie auch der auf dem Titel versprochene Index werden einen vierten Band ausmachen, mit dem die Ausgabe geschlossen wird. Wenn schon in dem ersten Bande billige Anforderungen durchaus befriedigt worden sind, so wird der Fortschritt, der hier in der Kritik des Seneca geschieht, bey den beyden folgenden Bänden, wenn gleich für diese die handschriftlichen Quellen nicht so reichlich fließen, gewiß noch deutlicher hervortreten, weil hier noch kein Herausgeber, wie Schweighäuser, voran gegangen ist, welcher das Vorhandene ausgebeutet hat. Wenn der vorliegende Plan vollkommen durchgeführt wird, und dieß wird der Fall seyn, wenn nicht Hrn. Fickert unvorhergesehene, nicht zu beseitigende, Hindernisse entgegentreten: so wird sich diese Ausgabe den trefflichsten Erzeugnissen der philologischen Literatur anreihen. Es ist daher nur zu wünschen, daß der Verf. so rüstig, als er begonnen hat, fortzuarbeiten im Stande sey, und der Verleger, dessen Verdienste um die Ausstattung dieses ersten Bandes nicht durch die Hervorhebung einiger weniger Druckversehen geschmälert werden sollen, durch den Erfolg des Unternehmens ermuthigt werde, für den weitern Fortgang desselben keine Kosten zu scheuen.

L. v. Jan.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik.

(Fortsetzung.)

Diese ganze polemische Arbeit ist aber keines gedrängten für diese Blätter passenden Auszuges fähig. Uebrigens bemerkt Ref. mit Vergnügen, daß dieser Streit auf eine des bekannten Genfer Physikers würdige Weise ohne einen Hauch von Anzüglichkeit geführt, mit offener Wahrheitsliebe der Werth der Bemerkungen, und manche selbst als richtig und gegründet anerkannt wird.

In dem zweyten Theile seiner Abhandlung nimmt Hr. D. I. R. seine frühere Behauptung der Oxydabilität des Platins unter unmittelbarer Wirkung des Sauerstoffes neuerdings auf, weil er sie nicht für hinlänglich begründet glaubt. Zu diesem Zweck tauchte er eine 20 Centimeter lange und 3 Centim. breite Platte von Platin am positiven, einen sehr dünnen und kurzen Platindraht am negativen Pol in verdünnte Salpeter- oder Schwefelsäure, und wechselte nach einiger Zeit die Pole. Die in beyden Fällen erhaltenen Gasmengen wurden genau gemessen und es ergab sich, daß immer weniger Sauerstoffgas entwickelt wurde, wenn die Platte mit dem positiven, der Draht mit dem negativen Pol verbunden war, als umgekehrt, und er schloß daraus, daß der mangelnde Sauerstoff zur Oxydation der Platte verwendet worden ist. Aehnliche Resultate erhielt Hr. D. I. R. wenn er für die Platinplatte Platinschwamm oder einen Platindraht, dessen Oberfläche mit Hülfe der von magnetoelectrischen Strömen bewirkten abwechselnden Oxydation und Reduction pulverförmig geworden, substituirte. Als er endlich in einem Eudiometer einen langen Platindraht mit pulverförmiger Oberfläche mit dem positiven, einen kurzen glatten aber mit dem negativen Pol verband, und die erhaltenen Gasmengen verpuffen ließ, blieb immer ein Ueberschuß von Wasserstoffgas = einem Zehntel des Gesammtvolums, welches bey der nicht pulverförmigen Oberfläche einer Platte, oder bey einem langen schraubenförmig gewundenen glatten Draht nicht geschah. Hr. D. I. R. zieht daraus den Schluß, daß a) vollkommen reines und blankes Platin sich unter Einwirkung von entstehendem Sauerstoff auf seiner Oberfläche oxydiren kann, b) daß dieses Oxyd sich in schwachen Säuren nur dann löst, wenn die Oberfläche pulverförmig ist, und c) durch Wasserstoff nicht reducirbar ist. Er begegnet zugleich dem möglichen Einwurf, als könne diese Erscheinung von der Auflösung der Gase in den Flüssigkeiten oder von einer bloßen Adhärenz bald des Sauerstoffes, bald des Wasserstoffes an der Oberfläche des Platins herrühren.

Nachdem sich Hr. D. I. R. von der Oxydirbarkeit des Platins überzeugt hielt, gieng er zu der Untersuchung des Einflusses über, den die Oxydation des Platins auf die Ströme der ganz aus diesem Metall zusammengesetzten Ketten ausübt. Es war aber schon früher, und zwar zuerst von ihm selbst gezeigt worden, daß zwey Platindrähte, welche zur Wasserzersetzung durch einen Volta'schen Strom gedient haben, selbst eine wirksame Kette bilden können, in welcher der Draht vom positiven Pol das negative und der vom negativen Pol das positive Glied bildet, und es ließen die Schlüße, zu welchen man durch das Vorausgegangene und die Versuche anderer Physiker geführt wird, eine wichtige Rolle der Oxydation und Desoxydation bey der Erzeugung secundärer Ströme vermuthen. Versuche mit Platin als Draht, Platte und Schwamm mit Platten, welche lange in destillirtem Wasser gelegen, deren eine an der Luft, die andere aber in Vacuo oder in Wasserstoff getrocknet worden, zeigen, daß immer die an der Luft getrocknete gegen die andern sich positiv verhält. „Offenbar ist bey allen diesen Erscheinungen eine chemische Action, von welcher die erregte Electricität herstammt, und die Oxydation des Platins hat einen großen Theil daran.“ Was aber diese Action sey, muß erst noch weiter gesucht werden.

Diese Wirkung zeigt sich auch an einer aphlogistischen Lampe, indem ein Platindraht durch die abwechselnde Oxydation und Reduction durch den Sauerstoff der Luft und die Alkoholdämpfe sich mit einer graulichen Oberfläche überzieht. Auch ein Platindraht, dessen man sich anstatt des Platinschwammes zur Entzündung des Wasserstoffes bedient, wird pulverförmig, und es kann nicht eingewendet werden, daß es Fälle giebt, in welchen die Wirkung gewisser Substanzen die Vereinigung von Sauerstoff und Wasserstoff herbeyführt, ohne daß man eine Reihe abwechselnder Oxydationen und Reductionen annehmen kann, und daß selbst der Platinschwamm gewisse Verbindungen veranlaßt, die man nicht auf dieselbe Weise erklären kann.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. December.

Nro. 248. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Anleitung zur qualitativen chemischen Analyse oder die Lehre von den Operationen, von den Reagentien und von dem Verhalten der bekannteren Körper zu Reagentien. Für Anfänger bearbeitet von Dr. C. Remigius Fresenius, Assistent am chemischen Laboratorium der Ludwigs-Universität zu Gießen. Mit einem Vorwort von Dr. Justus Liebig. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn. 1845. gr. 8. 248 S.

Man hätte glauben sollen, daß bey der großen Zahl von Schriften über analytische Chemie und über die Lehre von den Reagentien, welche in der neueren Zeit erschienen sind von Pfaff, Du Mesnil, Duflos, Winkelblech und von vielen Andern, es unnöthig oder wenigstens nicht dringend gewesen wäre, noch eine Schrift dieser Art zu veröffentlichen. Vor Allem hätte man sich der Meynung hingeben können, daß nach dem classischen und den Gegenstand gewissermaßen erschöpfenden Handbuche von Heinrich Rose, einem Werke, dem in kurzer Zeit so viele Auflagen gefolgt sind, es keinem Chemiker mehr in den Sinn kommen würde, jene mit so vielem Glück cultivirte Sparte der Chemie durch neue Verfahrungsarten noch verbessern und bereichern zu wollen. Diese Besorgniß, die vorliegende Schrift als etwas Ueberflüssiges zu erkennen, wird aber fast beym ersten Blick schon gehoben, wenn man die von Dr. Fresenius veröffentlichte Arbeit etwas ins Auge faßt und man überzeugt sich bald, daß diese Anleitung zur qualitativen chemischen Analyse dem trefflichen Werke von Heinrich Rose recht gut zur Seite stehen und als eine sehr zweckmäßige Vorschule desselben betrachtet werden kann.

Der Verf. hatte das Glück, den practischen Unterricht der jungen Analytiker in dem Universitäts-Laboratorium des Prof. Liebig zu Gießen mehrere Jahre zu leiten, wodurch ihm Gelegenheit geboten wurde, die mannichfachen Schwierigkeiten zu erkennen, welche dem Anfänger fast unvermeidlich entgegen treten, und um diesen zu begegnen, ließ er, nachdem ihm die Erfahrung gelehrt hatte, wie das wahrhaft Nothwendige von dem Entbehrlichen zu scheiden sey, das vorliegende Werk im Druck erscheinen. Bey Abfassung desselben nahm er sich vor, den angehenden Chemiker dadurch schnell zu einfacheren chemischen Untersuchungen zu befähigen und ihm einen klaren Ueberblick über diesen Fundamentaltheil der Chemie zu verschaffen.

Diese zweyte Auflage zeichnet sich außerdem noch von der ersten dadurch aus, daß sie nicht nur sorgfältig durchgesehen und wesentlich verbessert, sondern auch mit einer ganz neuen propädeutischen Abtheilung versehen ist, wodurch das Werk nun als ein zum gründlichen Studium der qualitativen Analyse sehr geeigneter Leitfaden angesehen werden kann und zu einem selbständigen Ganzen erhoben wird.

Das Studium der qualitativen Analyse beruht hauptsächlich auf 4 Puncten, nämlich erstens auf der Bekanntschaft mit den Operationen, zweytens auf dem Kennen der Reagentien und ihrer

Anwendung, drittens auf der Kenntniß des Verhaltens der Körper zu den Reagentien und viertens auf dem Verstehen des bey jeder Untersuchung einzuschlagenden systematischen Ganges. Da sich hieraus ergiebt, daß die chemische Analyse nicht nur ein Wissen, sondern auch ein Können erfordert, so liegt der Schluß nahe, daß eine bloß geistige Beschäftigung damit eben so wenig, als ein rein empirisches Betreiben derselben zum Ziele führen kann und daß dahin nur die vereinten Wege der Theorie und Praxis gelangen lassen.

Die vorliegende Schrift zerfällt in 2 Abtheilungen. Die erste enthält die Propädeutik der qualitativen chemischen Analyse und in der zweyten wird ein systematischer Gang der qualitativen Analyse aufgestellt.

Die erste Abtheilung über Begriff, Aufgabe, Zweck, Nutzen und Gegenstand der qualitativen Analyse, so wie über die Bedingungen, auf welchen ein erfolgreiches Studium derselben beruht, enthält im ersten Abschnitt eine sorgfältige Beschreibung der verschiedenen Operationen; dahin gehören nämlich: Auflösung, Krystallisation, Fällung, Filtration, Decantation, Abdampfen, Destillation, Glühen, Sublimation, Schmelzen, Aufschließen und Anwendung des Löthrohrs. Diese obengenannten Operationen werden sehr kurz, aber bündig und klar beschrieben, so daß es dem angehenden Chemiker leicht wird, sich davon ein deutliches Bild zu machen. Diesem ersten Abschnitt folgt ein Anhang, in welchem die unentbehrlichsten Apparate und Geräthschaften, als eine von Berzelius angegebene Weingeistlampe, das Löthrohr ꝛc. beschrieben werden.

Im zweyten Abschnitt der ersten Abtheilung werden die Reagentien oder gegenwirkenden Mittel in einer neuen bisher nicht befolgten Ordnung vorgetragen.

Je nach dem Zwecke, den man durch die Anwendung der Reagentien erreichen will, unterscheidet man allgemeine und besondere Reagentien. Unter den ersteren versteht der Verfasser diejenigen, welche dazu dienen, die Klasse oder Gruppe auszumitteln, zu welcher der zu untersuchende Körper zu rechnen ist, besondre aber nennt er solche, welche auf einzelne bestimmte Körper hinweisen.

Der Werth der Reagentien hängt davon ab, ob sie charakteristisch und ob sie empfindlich sind. Charakteristisch ist ein Reagens, wenn die Veränderung, die es auf einen Körper hervorbringt, so ausgezeichnet ist, daß sie keinen Fehlschluß zuläßt. Eisen ist z. B. ein charakteristisches Reagens für Kupfer, so wie Zinnchlorür für Quecksilber, weil die dadurch hervorgebrachten Erscheinungen, das Ausscheiden des metallischen Kupfers und der Quecksilberkügelchen, keine Verwechslung möglich machen. Empfindlich ist ein Reagens, wenn seine Wirkung auch bey einer höchst geringen Menge des zu bestimmenden Körpers noch deutlich ist. Z. B. Stärkmehl auf Jod. Es giebt aber auch Reagentien, welche beyde genannten Eigenschaften zugleich in sich vereinigen, wie z. B. Ferrocyan-Kalium auf die Oxyde von Eisen und Kupfer ꝛc.

Je nachdem man den zum Einwirken der Reagentien nothwendigen flüssigen Zustand durch Hitze oder durch nasse Lösungsmittel hergestellt, werden Reagentien auf nassem und auf trocknem Wege unterschieden.

A.

I. Allgemeine Reagentien auf nassem Wege.

a) Solche, welche vorzugsweise als einfache Lösungsmittel gebraucht werden, nämlich: Wasser, Alkohol und Aether.

b) Reagentien, welche als chemische Lösungsmittel Anwendung finden, nämlich: Chlorwasserstoffsäure, Salpetersalzsäure, Salpetersäure, Essigsäure, Chlorammonium.

c) Reagentien, welche besonders zur Abscheidung oder zur anderweitigen Charakterisirung von Körpergruppen dienen. Dahin gehören die verschiedenen Reagens-Papiere aus Lakmus, geröthetem Lakmus und Curcuma.

Der Verfasser empfiehlt vorzüglich das Georginen-Papier, welches aus einem geistigen Aufguß der violetten Corollenblätter von Georgina purpurea bereitet wird. Da das Georginenpapier von Säuren roth und von Alkalien schön grün gefärbt

wird, so können dadurch alle übrigen Reagenspapiere entbehrlich gemacht werden.

Ferner Schwefelsäure, Schwefelwasserstoff, Kali, Ammoniak, Chlorbaryum, Silbersalz ꝛc.

II Besondere Reagentien auf nassem Wege.

a) Solche, welche vorzugsweise zur Erkennung und Abscheidung einzelner Basen dienen, nämlich schwefelsaures Kali, phosphorsaures Natron, neutrales chromsaures Kali, Cyankalium, Oxalsäure, Ferrocyankalium, Ferridcyankalium, Zinnchlorür, Barytwasser, Platinchlorid ꝛc.

b) Besondere Reagentien, welche vorzugsweise zur Erkennung und Abscheidung der Säuren dienen, als: Aetzkalk, schwefelsaurer Kalk, essigsaures Bley, schwefelige Säure, salpetersaures Silber-Ammoniak, Chlorwasser ꝛc.

B. Reagentien auf trocknem Wege.

I. Aufschließungs- und Zersetzungsmittel, nämlich Gemeng von kohlensaurem Kali und kohlensaurem Natron, kohlensaurer Baryt, Salpeter.

II. Löthrohrreagentien, als Kohle, kohlensaures Natron, Borax, Phosphorsalz, salpetersaures Kobalt und Cyankalium. Das zuletzt genannte Reagens, Cyankalium, ist erst in neuerer Zeit durch Liebig's Versuche als das stärkste Reductionsmittel auf trocknem Wege erkannt worden. Es scheidet nicht nur aus den meisten Sauerstoffverbindungen, sondern auch aus Schwefelverbindungen die Radicale ab, indem sich im ersterem Falle durch Sauerstoffaufnahme cyansaures Kali und im letztern Schwefelcyankalium bildet. Schon im Porcellantiegel über der Weingeistlampe lassen sich durch Cyankalium aus antimoniger Säure, Schwefelantimon, Eisenoxyd ꝛc. reguliniſche Metalle darstellen. Auch die Reduction des Arseniks aus seinen Sauerstoff- oder Schwefelverbindungen geht auf die leichteste Weise von statten, wodurch das Cyankalium zu einem sehr schätzbaren Reagens erhoben wird. Selbst Körper, welche schwer reducirbar sind, wie Zinnoxyd, Schwefelzinn ꝛc. lassen sich durch Cyankalium mit der größten Leichtigkeit reduciren.

Im dritten Abschnitt der ersten Abtheilung wird das Verhalten der Körper zu Reagentien sehr ausführlich beschrieben. Es werden hier die Charaktere angegeben, wodurch man die Metalloxyde, nämlich die erste Gruppe Kali, Natron und Ammoniak leicht erkennen kann. Ebenso die zweyte Gruppe Baryt, Strontian, Kalk, Magnesia. In der dritten Gruppe befinden sich Thonerde und Chromoxyd, in der vierten die Oxyde von Zink, Mangan, Nickel, Kobalt und Eisen. Die fünfte Gruppe enthält die Charaktere, wodurch die Oxyde von Silber, Quecksilber, Bley, Wismuth, Kupfer und Cadmium leicht zu erkennen sind. Der Verf. schließt das Verhalten der Metalloxyde mit der sechsten Gruppe, in welcher begriffen sind Gold, Platin, Antimon, Zinn, so wie die arsenige und die Arsenikſäure.

Die Reduction dieser beyden Säuren und die Darstellung des Arseniks aus denselben im metalliſchen Zustand vermittelst Wasserstoff wird hier sehr deutlich beschrieben, wobey der Verf. die von ihm angegebenen Verbesserungen bezeichnet für den Fall, daß der metalliſche Arsenik-Spiegel von Antimon begleitet seyn sollte. Diese Verbesserung besteht darin, über den metalliſchen Anflug in der erwärmten Glasröhre nach der Angabe von Pettenkofer jun. einen ganz schwachen Strom von Schwefelwasserstoffgas zu leiten, alsdann einen Strom von trockenem Chlorwasserstoffgas ohne zu erwärmen, wodurch das Schwefelantimon entfernt wird und gelbes Schwefelarsenik mit dem aus dem Schwefelantimon allenfalls abgeschiedenen Schwefel allein zurückbleibt. Zieht man nun etwas Ammoniak in das Röhrchen hinauf, so wird dadurch das gebildete Operment aufgelöst und der aus dem Schwefelantimon abgeschiedene Schwefel bleibt in der Röhre allein zurück. Diese verschiedenen Reactionen in ihrer Vereinigung lassen über die Anwesenheit geringer Spuren von Arsenik nichts zu wünschen übrig.

Der Verf. bringt auch hier zur Reduction der arsenikſauern Salze und des Schwefelarsenik ein trockenes und zusammengeschmolzenes Gemeng von Soda und Cyankalium mit glücklichem Erfolge in Anwendung. Die dabey erhaltenen Metallspiegel sind von ausgezeichneter Reinheit. Diese Methode, Arsenikverbindungen mit Cyankalium zu reduciren, verdient wegen ihrer Einfachheit, so wie wegen der

Sicherheit ihres Resultats auch bey Gegenwart sehr kleiner Mengen von Arsenik, mit welchen sie ausgeführt werden kann, ganz besonders hervorgehoben zu werden. Vorzüglich geeignet ist sie zur directen Darstellung des metallischen Arsenik aus Schwefelarsenik, in welcher Beziehung sie alle bisher angegebenen Methoden an Einfachheit und Genauigkeit bey weitem übertrifft. —

(Schluß folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. E. Poggendorffs Annalen der Physik.

(Fortsetzung.)

Hr. D. I. Rive schreibt auch die Entstehung jenes eigenthümlichen Geruches, den man an dem am positiven Pol entwickelten Sauerstoff, bey elektrischen Entladungen und Blitzschlägen bemerkt, der Oxydation des Platins und Ueberführung zarter Metalltheilchen vom positiven zum negativen Pol zu, ohne wie Hr. Schönbein (B. L.) eine eigene neue Substanz, die er Ozon nennt, annehmen zu dürfen. Hr. D. I. R. führt für seine Meinung viele Gründe auf, und zeigt, daß selbst die von Hrn. Schönbein zur Begründung seiner Hypothese angeführten Erscheinungen nur Bestätigung dieser Meinung sind.

In der Folge wiederholte Hr. D. I. R. seine Versuche mit einer Daniell'schen Batterie von 10 Elementen und einem von Hrn. Bonjol construirten Commutator, als Wärmemesser diente ihm ein dünner Platindraht, der durch die luftvolle Kugel eines empfindlichen Thermometers gieng, welche mit einer senkrechten 30 Centim. langen in gefärbtes Wasser tauchenden Röhre versehen war. Die Resultate seines ersten Versuches waren a) daß unter denselben Umständen bey einer ganz metallischen Kette derselbe Strom eine geringere Stärke hat, wenn er discontinuirlich und alternativ, als wenn er continuirlich ist, und b) daß, wenn ein Theil der Kette flüssig ist, das Umgekehrte stattfindet, daß man aber den Intensitätsverlust, welchen die Elektricität beym Uebergang aus einem starren in einen flüssigen Leiter oder umgekehrt erleidet, null oder fast null machen kann, wenn man sich der abwechselnden Ströme anstatt der continuirlichen bedient.

Als Hr. D. I. R. sich eines Glastroges bediente, in welchem die Flüssigkeit durch 1, 2 oder 3 Metallwände getheilt werden konnte, kam er zu dem Resultat, daß die Intensitäts-Schwächungen, welche die bewegte Elektricität bey ihrem Uebergang aus einem flüssigen in einen metallischen Leiter erleidet, von Niederschlägen der Zersetzungsproducte, besonders durch Oxydation der Oberfläche verursacht wird.

Die Art der Interferenz, welche Hr. D. I. R. schon früher wahrgenommen zu haben behauptet hatte, studirte er neuerdings, und glaubt sich berechtigt, diese Behauptung nicht widerrufen zu dürfen; denn wenn er eine Platinschale mit einer Platinkugel durch einen dicken und kurzen Draht verbindet, so sinkt eine in die Kette gebrachte thermoskopische Substanz; ist der Draht aber lang und dünn, so steigt sie. Ist endlich der Draht sehr lang und sehr dünn, so nimmt man keine Bewegung wahr.

Bey weiterm Studium fand er, daß, um dieses Phänomen zu erhalten, a) die in Berührung stehenden Metallflächen sehr groß seyn, und die Flüssigkeit sehr gut leiten, b) die Metallflächen, obschon von gleichem Metall, doch nicht identisch seyn müssen, und glaubt endlich, diese Art der Interferenz habe ihren Grund in einem hydroelektrischen Strome. Diese Erscheinung erhielt aber Hr. D. I. R. nur durch eine Clarke'sche Maschine, aber nicht durch die Ströme einer constanten Säule, nachdem sie durch einen Commutator abwechselnd gemacht worden, und glaubt, dieß habe seinen Grund darin, daß die Säule ein weit unvollkommenerer Leiter ist, als der Metalldraht, in dem die magnetoelektrischen Ströme erregt werden.

In Rücksicht der chemischen Erscheinungen versicherte sich Hr. D. I. R. allererst davon, daß sie durch magnetoelektrische Ströme eben so wie durch Commutation an einer Säule hervorgebracht werden. Die Resultate waren im Allgemeinen, daß sich in verdünnter Säure, besonders Salpetersäure, alle Metalle mehr oder weniger oxydiren, und zwar Platin mehr als Gold. Alle überziehen sich während der Gasentwickelung mit einer pulverigten Schichte, mit deren Wachsen die Gasentwickelung abnimmt, dagegen die Temperatur zunimmt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. December.

Nro. 249. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Anleitung zur qualitativen chemischen Analyse oder die Lehre von den Operationen, von den Reagentien und von dem Verhalten der bekannteren Körper zu Reagentien.

(Schluß.)

Verhalten der unorganischen und organischen Säuren zu den Reagentien. Die Säuren, welche durch Chlorbarium aus neutralen Lösungen gefällt und in die erste Gruppe gereihet werden, sind, außer denen des Arseniks, die Chromsäure, Schwefelsäure, Phosphorsäure, Borsäure, Oxalsäure, Fluorwasserstoffsäure, und Kohlensäure.

Die zweyte Gruppe der unorganischen Säuren umfaßt diejenigen, welche nicht von Chlorbarium, wohl aber von salpetersaurem Silber gefällt werden, nämlich die Wasserstoffsäuren von Chlor, Brom, Jod, Cyan und Schwefel.

In der dritten Gruppe der unorganischen Säuren befinden sich diejenigen, welche weder von Baryt-, noch von Silbersalzen gefällt werden, nämlich Salpetersäure und Chlorsäure.

Die organischen Säuren werden unter drey Gruppen gebracht.

Die erste Gruppe enthält diejenigen, welche unter irgend einer Bedingung durch Chlorcalcium gefällt werden, nämlich Oxalsäure, Weinsteinsäure, Traubensäure, Citronensäure und Aepfelsäure.

Die zweyte Gruppe der organischen Säuren umfaßt diejenigen, welche von Chlorcalcium unter keiner Bedingung, von Eisenchlorid aber aus neutraler Lösung gefällt werden, diese sind Bernsteinsäure und Benzoesäure.

In der dritten Gruppe der organischen Säuren endlich sind diejenigen aufgestellt, welche weder von Chlorbarium, noch von Eisenchlorid unter keiner Bedingung gefällt werden, nämlich Essigsäure und Ameisensäure.

Es ist einleuchtend, daß die eben beschriebene Abtheilung in Gruppen dem Verf. eigenthümlich und folglich neu ist. Diese Gruppen gewähren dem angehenden Chemiker einen leicht faßlichen und schnellen Ueberblick, und setzen ihn in den Stand, alle Säuren und deren Verbindungen mit geringer Mühe zu erkennen, wodurch das Studium dieser Sparte bedeutend erleichtert wird.

Zweyte Abtheilung. Systematischer Gang der qualitativen chemischen Analyse. In dieser zweyten Abtheilung hat sich der Verf. vorgenommen, einen Plan zu entwerfen, nach welchem ein allen Fällen angepaßter, möglichst sicherer und einfacher, durch die Erfahrung erprobter und bewährter Gang in der chemischen Analyse zu befolgen ist.

Die Elemente und Verbindungen, welche darin umfaßt werden, sind dieselben, welche weiter oben aufgezählt worden sind.

Diese zweyte Abtheilung zerfällt in zwey Abschnitte, wovon der erste eine praktische Anweisung zum Analysiren enthält und der zweyte eine Erklärung des praktischen Verfahrens,

eine Auseinandersetzung der Gründe, worauf die Scheidung und die Erkennung der Substanzen beruht.

In dem ersten Abschnitt wird ein Weg vorgeschrieben, auf dem man gerade fortschreitend zum Ziele gelangen kann.

Die Unterabtheilungen dieser praktischen Anweisung sind: 1) einleitende Prüfung, 2) Auflösung, 3) eigentliche Untersuchung, 4) bestätigende Versuche. Bey der einleitenden Prüfung wird vor Allem empfohlen, die äußern sinnlich wahrnehmbaren Eigenschaften der zu untersuchenden Substanz zu beachten, nämlich Farbe, Form, Härte, Schwere, Geruch ꝛc., da sich daraus mancher Schluß ziehen läßt.

Wir werden dem Verf. bey der einleitenden Prüfung einer Substanz in Beschreibung der Einzelnheiten nicht folgen, können aber nicht unterlassen, beyspielsweise den von ihm eingeschlagenen systematischen Gang als Bruchstück bey Anwendung der Wärme mitzutheilen, nämlich bey Anwendung der schwachen Wärme mit Hülfe einer Weingeistlampe und der intensiven Wärme vermittelst des Löthrohrs.

Man erwärmt etwas von der zu untersuchenden Substanz in einem kleinen eisernen Löffel über der einfachen Weingeistlampe. Die stattfindenden Erscheinungen lassen über die Natur der Substanz Manches mit Sicherheit schließen, Anderes mit Wahrscheinlichkeit folgern.

a) Der Körper bleibt unverändert; keine organischen Substanzen, keine wasserhaltigen Salze, keine leicht schmelzbaren Stoffe, keine flüchtigen Körper.

b) Er schmilzt leicht und wird unter Ausstoßung von Wasserdämpfen wieder fest; Salze, welche Krystallwasser enthalten.

c) Er schmilzt ohne Ausstoßung von Wasserdämpfen. Man setzt etwas Papier zu der schmelzenden Masse; entsteht Verpuffung, so deutet sie auf salpetersaure, oder auch auf die seltneren chlorsauren Salze.

d) Er verflüchtigt sich ganz oder theilweise. Im ersteren Falle sind keine fixen Basen vorhanden, im letzteren ist ein flüchtiger Körper beygemischt.

α) Es verbreitet sich dabey kein Geruch. Alsdann hat man besonders auf Ammoniak-, Queckſilber- und Arsenik-Verbindungen Rücksicht zu nehmen.

β) Es verbreitet sich zugleich ein Geruch. Ist er der der schwefligen Säure, so ist Schwefel vorhanden; sind die Dämpfe violett und riechen sie nach Jod, so ist die Gegenwart dieses Körpers im freyen Zustande sicher. Mit gleicher Gewißheit kann freye Benzoesäure und manche andere Substanzen am Geruch ihrer Dämpfe erkannt werden.

e) Der Körper ist ein weißes Pulver und wird beym Erhitzen gelb, deutet auf Zinkoxyd oder Bleyoxyd. Letzteres bleibt auch bey dem Erkalten gelb, das Zinkoxyd wird dabey wieder weiß.

f) Es tritt Verkohlung ein; organische Substanzen. Braust der Rückstand mit Säuren übergossen, während der ursprüngliche Körper diese Erscheinung nicht zeigt, so deutet dieß auf an Alkalien oder alkalische Erden gebundene organische Säuren. Verbreitet sich ein Geruch nach Cyan, so wird die Anwesenheit einer Cyanverbindung dadurch angedeutet. Außerdem schwellen manche Substanzen bedeutend auf, wie z. B. Borax, schwefelsaure Thonerde; andere decrepitiren, wie Chlornatrium und Chlorkalium ꝛc.; diese Erscheinungen berechtigen jedoch weniger zu allgemeinen und sicheren Schlüssen.

Um eine intensivere Wärme in Anwendung zu bringen, legt man einen kleinen Theil des Körpers in ein Kohlengrübchen und bläst mit der inneren Löthrohrflamme darauf.

a) Der Körper verflüchtigt sich theilweise oder ganz. Dieß deutet außer auf Ammoniak, Queckſilber ꝛc. auch auf Antimonoxyd und einige andere Oxyde. Das genannte schmilzt, bevor es sich als weißer Rauch verflüchtigt. Außerdem ist zu bemerken, daß sich bey Gegenwart von

arseniger oder Arsenikſäure ein knoblauchartiger Geruch verbreitet, der ſtärker hervortritt, wenn man der Probe vorher Soda zuſetzt.

b) Der Körper ſchmilzt und zieht ſich in die Kohle; deutet auf Alkalien. Man bringt in dieſem Falle einen Theil des gepulverten Körpers auf das befeuchtete Ohr eines Platindrahts und leitet die Spitze der inneren Löthrohrflamme darauf. Violette Färbung der äußern Flamme deutet nur auf Kali, gelbe auf Natron, dem jedoch Kali in größerer Menge beygemengt ſeyn kann, da bey Gegenwart beyder Alkalien die Flamme ſtets gelb erſcheint.

c) Es bleibt ein unſchmelzbarer weißer Rückſtand auf der Kohle, entweder ſogleich oder nach vorhergegangenem Schmelzen im Kryſtallwaſſer; deutet beſonders auf Baryt, Strontian, Kalk, Magneſia, Thonerde, Zink und Kieſelſäure. Von dieſen zeichnen ſich Strontian, Kalk, Magneſia und Zink durch ein ſehr helles Leuchten in der Löthrohrflamme aus. Man bringt auf die geglühte weiße Maſſe ein Tröpfchen ſalpeterſaure Kobaltlöſung und erhitzt wieder ſtark. Schön blaue Färbung zeigt Alaunerde, röthliche Magneſia, grüne Zink. Bey Gegenwart von Kieſelſäure entſteht auch eine ſchwach bläuliche Färbung, welche man nicht mit der von Alaunerde herrührenden verwechſeln darf. Die Kieſelſäure iſt außerdem dadurch ausgezeichnet, daß ſie mit kohlenſaurem Natron bey gutem Blaſen unter Aufbrauſen ein klares Glas giebt.

d) Es bleibt ein unſchmelzbarer Rückſtand von anderer Farbe oder es erfolgt eine Metallreduction mit oder ohne Beſchlag. Man mengt etwas des Pulvers mit Soda und erhitzt auf Kohle in der Reductionsflamme.

a) Man erhält nach gutem Blaſen ein Metallkorn, ohne daß ſich die Kohle beſchlägt, deutet auf Gold, Silber, Zinn, Kupfer — Platin, Eiſen, Kobalt und Nickel werden zwar gleichfalls reducirt, liefern aber keine Metallkörner.

β) Es bildet ſich zugleich mit einem Metallkorn oder auch ohne ein ſolches ein Beſchlag auf der Kohle. Er kann herrühren von Zink, Wismuth, Bley, Cadmium, Antimon.

aa) Der Beſchlag iſt weiß, deutet auf Antimon und Zink. Der Beſchlag des Zinks erſcheint, ſo lange er noch heiß iſt, gelb. Das reguliniſche Antimonkorn entwickelt ohne weiteres Erhitzen noch lange einen weißen Rauch und umgiebt ſich endlich beym Erkalten meiſt mit Kryſtallen von Antimonoxyd. Unter dem Hammer iſt es ſpröde.

bb) Der Beſchlag iſt mehr oder weniger gelb oder braun, Wismuth, Bley, Cadmium. Der Beſchlag des Cadmiumoxyds neigt ins Orangenfarbene, die Beſchläge von Bley- und Wismuthoxyd gehen beym Erkalten aus dem Braungelben ins Hellgelbe über. Cadmium wird bey der Reduction ſogleich verflüchtigt. Die Bleykörner laſſen ſich leicht ausplatten, Wismuthkörner hingegen ſpringen unter dem Hammer.

Nachdem der feſte Körper aufgelöst worden, ſey es durch Waſſer, durch verſchiedene Säuren ꝛc., wobey ebenfalls die dabey vorkommenden Erſcheinungen, welche mehr oder weniger belehrend ſeyn können, genau angegeben werden, geht der Verf. über zur eigentlichen Unterſuchung und fängt damit an, die in der Auflöſung ſich befindenden Baſen aufzuſuchen, wobey wir ihm nun nicht mehr ins Detail folgen, was uns zu weit führen würde; alsdann geht er über zur Auffindung der Säure für den Fall, daß die Subſtanzen in Waſſer aufgelöst werden konnten, ſo wie er den Weg der Analyſe bezeichnet für die Fälle, wenn die Subſtanz weder in Waſſer noch in Säuren auflöslich iſt.

Es werden hier neben den einfachen auch ſehr complicirte Beyſpiele zur Analyſe als Muſter aufgeſtellt, aber immer ſind ſie begleitet hinſichtlich des Ganges der Unterſuchung mit den zweckmäßigſten Regeln, welche den genialen und mit ſo reichen Kenntniſſen ausgerüſteten Verf. überall beurkunden.

Im zweyten und letzten Abſchnitt werden Erklärungen über das praktiſche Verfahren mitgetheilt

und außerdem noch Zusätze und Bemerkungen nicht nur über die einleitende Prüfung, sondern auch über die Auflösung und über die eigentliche Untersuchung. Diese treffenden Bemerkungen, welche wir hier nicht specificiren, können dem angehenden Chemiker nicht anders als sehr willkommen und nützlich seyn.

Der Verf. beschließt die Anleitung zur chemischen Analyse damit, ein allgemeines Schema von hundert Beyspielen verschiedener Gemenge aufzustellen, nachdem er die Substanzen, welche zur Erlernung der qualitativen Analyse untersucht werden sollen, auf einander folgen läßt, und ist der Meinung, daß eine solche Anzahl zweckmäßig ausgewählter Analysen zur gründlichen Erlernung des Verfahrens im Durchschnitte hinreichend seyn dürfte.

Das vorliegende Werk hat, wie der schnelle Absatz der ersten Auflage am besten darthut, den Anforderungen der jungen Chemiker in besonderem Grade genügt und verdient nicht nur in Hinsicht auf Vollständigkeit des Inhalts, sondern auch auf Deutlichkeit der Darstellung im Einzelnen die vollste Anerkennung des Sachkundigen. Es wird darin keine der neueren wichtigen Thatsachen vermißt, die Sprache ist bestimmt, anschaulich und dem Geist der jungen wißbegierigen Chemiker ganz angemessen. Wir wünschen dem anspruchlosen Verf., welcher seinem berühmten Lehrer Liebig die größte Ehre macht, zu diesem Unternehmen Glück und haben die Ueberzeugung, daß es, den Bemühungen des Verf. entsprechend, von segensreichen Folgen seyn werde.

Druck, Papier und die dem Text eingedruckten Holzschnitte lassen nichts zu wünschen übrig.

A. V.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik. ꝛc.

(Fortsetzung.)

3) Hr. Prof. H. Schröder in Mannheim theilt Versuche (S. 57 — 83) mit, die ihm gezeigt haben, daß elektrische Ströme schon durch ungleichzeitiges Eintauchen homogener Metalle in Flüssigkeiten erregt werden. Diese Ströme sind aber immer nur schwach, und fordern daher einen sehr empfindlichen Galvanometer, welchen Hr. Sch. ausführlich beschreibt, „weil man vielleicht mehrfach vergeblich versuchen würde, dieselben Beobachtungen zu wiederholen, und zu controliren, falls man sich eines weniger empfindlichen Galvanometers bedienen sollte.“ Zugleich empfiehlt Hr. Sch. zur Ausführung dieses Instrumentes den Mechanikus Kauffmann zu Solothurn in der Schweitz.

Nachdem Hr. Sch. nun zuerst gezeigt hat, daß der hier entstandene Strom weder von einer chemischen Action noch von der Berührung des Metalles mit der Flüssigkeit, noch von dem Acte der Benetzung herkommen könne, aber, wie die Versuche zeigen, der früher eingetauchte Platindraht negativ gegen den später eingetauchten wird, so schloß Hr. Sch., daß das Platin eine negativ veränderte Oberfläche erhalte. Die sorgfältig und oft wiederholten Versuche durch ungleichzeitiges Eintauchen zweyer Metalldrähte in destillirtes chemischreines Wasser lehren, daß a) alle Metalle durch Benetzung mit destillirtem Wasser elektronegativ verändert werden, indem in den ersten Momenten ihrer Benetzung ein schlecht leitender Ueberzug entsteht, welcher die Ursache des Uebergangswiderstandes ist;

b) daß der Leitungswiderstand dieses Ueberzuges um so größer ist, je beträchtlicher die von ihm herrührende negative Veränderung des Metalles ist,

c) daß bey den edlen Metallen und bey Zinn die Wirkung des Wassers mit der Bildung dieses Ueberzuges vollendet ist,

d) bey Eisen, Zink, Bley u. s. w. die Bildung dieses Ueberzuges jeder chemischen Action vorausgeht, und diese Metalle daher nach dem ersten Moment des Eintauchens negativer als in den nachfolgenden sind. Aber der Ueberzug verschwindet wieder, und bildet sich wieder nach Maaßgabe der fortschreitenden chemischen Einwirkung.

Aehnliche zahlreiche Versuche stellte Hr. Sch. auch mit andern Flüssigkeiten an, und erhielt im Allgemeinen analoge Resultate. Allein bald fand er, daß es unvermeidlich ist, die Ströme durch ungleichzeitiges Eintauchen in jeder Flüssigkeit einer besondern und eben so ausführlichen Untersuchung zu unterwerfen, als es bey destillirtem Wasser geschehen ist, welches er sich nachzutragen vorbehält.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. December.

Nro. 250. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Repertorium Botanices systematicae. Auctore Guilielmo Gerardo Walpers. Tomus I. Lipsiae, sumtibus Friderici Hofmeimeister. 1842. fasc. 1. 2. 3. 8. 576 S.

Seit der verewigte De Candolle im Jahre 1824 den ersten Band seiner Prodromus systematis naturalis regni vegetabilis erscheinen ließ, sind 18 Jahre verflossen. Ihm war die Freude nicht gegönnt, das große Unternehmen zu Ende zu führen, welchem er von da an bis an sein Lebensende noch 16 Jahre lang den größten Theil seiner Thätigkeit widmete. Den siebenten Band vollendete er im Jahre 1839, während der Bearbeitung des achten ward er vom Tode abgerufen und konnte darum freudiger die Augen schließen, weil er wußte, daß sein vortrefflicher Sohn es für das heiligste Vermächtniß halten werde, die Riesenarbeit in seinem Sinne zu beendigen. Kein Botaniker des jetzigen Jahrhunderts dürfte sich rühmen, daß er bey so umfassender Gelehrsamkeit, bey so gewissenhafter Genauigkeit in descriptiver Beziehung auch so leicht und schnell arbeite, als es bey De Candolle der Fall war. Und doch konnte der ausgezeichnete Mann bey der unendlichen, während der Bearbeitung unter den Händen stets wachsenden Masse des Stoffes kaum 2 Drittheile seiner Aufgabe lösen, und durfte dabey nicht einmal zurücksehen auf das, was die allwärts aufgespornte Thätigkeit anderer Botaniker schon wieder denjenigen Pflanzenfamilien zugelegt hatte, welche er so eben erst als für die Jetztzeit erschöpfend bearbeitet aus der Hand gelegt hatte. Er sprach sich oft in Briefen darüber aus, daß er sich nicht mit Nachträgen befassen könne, wenn er sein Ziel erreichen wolle. Daher sind jetzt alle Bände des Prodromus bereits wieder unvollständig, nur in verschiedenem Maaßstabe nach der Zeit ihres Erscheinens, am meisten natürlich die ersten und ältesten. Herr Walpers hat in den vorliegenden 3 Heften das verdienstliche Werk begonnen, durch Nachträge diese Lücken des De Candolle'schen Prodromus auszufüllen. Wie viel Stoff hiezu vorhanden sey, ergiebt sich daraus, daß, so weit jetzt die Arbeit vorgerückt ist, bey ziemlich gleich compaktem Druck der einschlägige Text des Prodromus (der erste Band und 114 Seiten des zweyten) 854 Seiten, die Walperschen Nachträge aber 576 Seiten, also etwas über $\frac{2}{3}$ des Ganzen betragen. Wenn diese Arbeit auch durch die zweyte im J. 1841 vollendete Ausgabe des nicht minder verdienstlichen Nomenclator botanicus von Steudel rücksichtlich der Uebersicht des Materials erleichtert wurde, so blieb Herrn Walpers in der Anordnung des Ganzen, in der komparativen Feststellung der Definitionen, Ausscheidung der Synonymen u. s. w. reicher Stoff, um sich den Dank des botanischen Publikums zu erwerben, welcher ihm nicht fehlen kann, um so mehr, wenn seine Hefte rasch genug aufeinander folgen.

Die allgemeine Anordnung, so wie die äußere Ausstattung des Buches ist wie bey De Candolle, nur daß der deutsche Buchhändler für noch schärfere Lettern und weißeres Papier gesorgt hat. Die Reihenfolge der Familien und Gattungen ist ebenfalls die De Candolle'sche. Dagegen sind die Gattungen mit den fortlaufenden von ersterer vielfach

abweichenden Nummern in Endlicher's generibus beziffert, was füglich in einer Note am Anfang des Werkes hätte bemerkt werden können, da es jetzt erst errathen werden muß.

Eine weitere Bemerkung möchten wir uns darüber erlauben, daß der Hr. Verfasser keinen Gattungscharakter, sondern nur Definitionen der neu einzuschaltenden Arten giebt. Es dürfte dieses wohl bey denjenigen Gattungen der Kürze wegen zweckmäßig seyn, welche in De Candolle's Prodromus bereits vorkommen und deren Charakter seitdem keine wesentliche Berichtigung oder Veränderung erlitten hat. Bey allen seit jener Zeit neu aufgestellten oder emendirten Gattungen scheint aber eine Charakteristik für ein Repertorium um so nöthiger, da außerdem auch die Definitionen der Arten unbrauchbar werden.

Das Citat aus Endlicher reicht nicht aus, denn es setzt schon jetzt den gleichzeitigen Besitz dieses für Unbemittelte kostspieligen Werkes voraus und genügt später für alle Gattungen nicht, welche nach Vollendung der Endl. Arbeit publicirt werden. Darum sah sich der Verf. schon in diesen Heften genöthigt, auf eine zweyte noch ungedruckte, also auch noch nicht benutzbare Mantisse zu E. zu verweisen. Für die Gattungen haben wir also lediglich einen Nomenclator. Der Raum für die Charaktere hätte leicht gewonnen werden können, wenn mit den Citaten von neueren Abbildungen längst bekannter Arten sparsamer verfahren worden wäre.

Was die Aufzählung der Arten betrifft, so können wir damit nicht einverstanden seyn, daß bey den größeren Gattungen die Species ihrem Vaterland nach abgetheilt werden. Wir wissen wohl, daß De Candolle in den letzten Bänden des Prodromus hiezu das Beyspiel gegeben hat, aber damit ist die Sache nicht gerechtfertigt. Diese Art der Anordnung erschwert das Aufschlagen, statt es zu erleichtern, denn sie verhindert an und für sich die Aneinanderreihung der verwandtesten Arten, und ist in Gärten und Herbarien doppelt unbequem, wenn Pflanzen zur Bestimmung vorliegen, deren Heimath nicht angegeben ist. So wichtig die Kenntniß von der geographischen Verbreitung der Gewächse auch erscheint, so kann sie doch nie eine passende Basis zu systematischen Unterabtheilungen des ganzen Gewächsreiches oder einzelner Gruppen desselben geben, denn die Modificationen, deren der Grundtypus einer solchen Gruppe fähig ist, gehen nicht immer Hand in Hand mit den Modalitäten der Verbreitung. Die verschiedenen Arten einer Gattung, welche in differenten Welttheilen vorkommen, sind sich oft verwandter als die einer und derselben eng begränzten Flora. Weichen z. B. die deutschen Ranunculi nicht unter sich mehr ab, als von den nordamerikanischen Arten? Aus ähnlichen Gründen können wir auch nicht billigen, wenn einige Schriftsteller neuerlich das Vorkommen einer Gattung in zwey Welttheilen fast für ausreichend halten, um dieselbe in zwey zu zerspalten. Gerade in dieser Beziehung haben die Beobachtungen neuester Zeit bewiesen, daß selbst artenarme Gattungen auf eine früher kaum geglaubte Weise in den differentesten Weltgegenden auftreten. Wir erinnern nur an die nahe Verwandtschaft der Flora von Japan mit der der südlicheren vereinigten Staaten von Nordamerika, z. B. in Aronia, Hamamelis, Diervilla, Hydrangea, Illicium, Stuartia, Styrax, Torrèya, Sassafras u. s. w. Aus diesem Grund scheint uns auf das geographische Verhalten in jeder systematischen Aufzählung vor der Hand wenigstens kein zu hoher Werth gelegt werden zu dürfen, geschweige denn, daß es selbst zu einem zweckmäßigen Eintheilungsgrund dienen könne.

Die Literatur ist in dem Vorliegenden mit wenigen Ausnahmen vorzüglich in Beziehung auf Schriften gelehrter Gesellschaften, sehr fleißig und umsichtig benützt, es muß also schon in dieser Beziehung jedem Botaniker vom Fache sehr willkommen seyn. Möchte es der Herr Verfasser nur rasch zur Vollendung bringen und dadurch in jeder Weise seinen Werth noch erhöhen.

Z.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik. ꝛc.

(Fortsetzung.)

4) Hr. Buff zeigt (S. 503 — 514) aus seinen angestellten Versuchen, daß die Zwischenplatten an einer galvanischen Kette der Untersuchung nichts darbieten, was sich nicht in ähnlicher Weise wieder findet, wo die Elektricität genöthiget ist, aus einem Metalle (in eine Flüssigkeit und allgemein) in einen schlechtern Leiter überzugehen. Die Schwächung des Stromes wächst durch die Vermehrung der eingeschalteten Zwischenplatten nach einem bestimmten Gesetz, wie dieß die beobachtete Ablenkung eines genauen Galvanometers zeigt, indem sie von der durch Berechnung gefundenen nie um mehr als einige Decimalen abweicht.

Aber die Verhältnisse ändern sich sehr merklich nach der gebrauchten Flüssigkeit und den eingesenkten Metallen. Die verschiedenen Thatsachen weisen nach, daß zwar der Widerstand der Zwischenplatten nicht wesentlich von der Polarisation herrührt, wohl aber dieselbe Ursache, von welcher die chemische Action zwischen Metall und Flüssigkeit abhängt, so wie die größere oder geringere Zersetzlichkeit der letztern auf das Verhalten der Zwischenplatten einen bedeutenden Einfluß ausübt. Ob aber die mechanische Wirkungsweise, welche Hr. B. sich von diesem Widerstand vorstellt, der Theorie zusage, scheint Ref. sehr zu bezweifeln.

5) Hr. H. W. Dove sucht (S. 505 — 525) durch geeignete Versuche die Unterschiede zwischen den elektrischen Strömen, welche durch Eisen, das durch Entladung einer Flaschenbatterie vorübergehend magnetisch geworden, in einem in seiner Nähe befindlichen Draht inducirt werden, und denen, welche von Eisen, das vermittels galvanischer oder Thermo-Elektricität magnetisirt worden, inducirt werden, empirisch festzustellen.

Nachdem Hr. D. zu diesem Zweck zuerst an einem allgemeinen Schema gezeigt hat, daß 1) zwar eine vermehrte Elektricitätsmenge auch irgend eine bestimmte Wirkung des Stromes mehr steigern kann, als die Verzögerung des Stromes sie vermindert, daß aber 2) auch die durch die Vermehrung der Elektricitätsmenge gesteigerte Wirkung durch die Verzögerung des Stromes genau compensirt wird, und daß 3) die Verzögerung des Stromes eine bestimmte Wirkung mehr schwächen kann, als diese durch vermehrte Elektricitätsmenge gesteigert wird.

Hierauf wird der dazu neu construirte Apparat unter dem Namen eines „Differential-Inductor für Reibungselektricität“ beschrieben. Das Wesentliche desselben sind zwey Glasröhren, welche mit Kupferdraht-Spiralen überwunden und ganz in Schellack eingelassen sind und wegen ihrer Verbindung mit dem innern und äußern Beleg der Batterie den Schließungsdraht bilden. Auf diese werden in gleichem Sinne wie die innern gewundene auf Röhren von Pappe zwey andere Spiralen geschoben, welche die Inductionsspiralen bilden. In die inneren Spiralen können die Metallstangen und Drahtbündel gebracht werden, und man erhält von den gleichartig verbundenen Nebenspiralen den Schlag des inducirten Stromes, wenn die Batterie durch die innern Spiralen entladen wird. Der Strom aber wirkt weder auf eine Galvanometernadel, noch zu einer chemischen Wirkung auf Jodkalium, noch zur Magnetisirung weichen Eisens. Es kann daher die Richtung des Stromes nur mittels Harzfiguren, an einem Condensator, und durch physiologische Wirkung geprüft werden.

Die erhaltenen Resultate reduciren sich hauptsächlich auf folgende: a) Die Erschütterung ist eine Folge des schwächenden Einflusses des eingeführten Metalles auf die Spirale, in der es liegt, b) die Wirksamkeit der ersten Spirale entsteht durch einen in derselben erzeugten elektrischen Strom, die Wirksamkeit der zweyten dadurch, daß zwey gleiche elektrische Ströme ihren hemmenden Einfluß gegenseitig neutralisiren, c) man kann dadurch, daß man Messingdrähte in die leere Röhre legt, prüfen, ob ein in eine der Röhren gelegter Metallstab das physiologisch ermittelte Stromgleichgewicht aufhebt, daß er die Wirkung einer Spirale schwächt; d) auch Schmiedeisen, weicher und harter Stahl u. s. w. im massiven und hohlen Zustande schwächen die physiologische Wirkung des inducirten Stromes, obschon nicht immer gleich stark; e) dagegen aufgeschnittene Flintenläufe und besonders gut isolirte Drahtbündel von Eisen, wenn sie nicht von einer geschlossenen Messingröhre umgeben sind, verstärken dieselbe; f) massiver Nickel verstärkt die inducirende Wirkung. g) In Beziehung auf das Magnetisiren von Stahlnadeln sind die Erscheinungen ganz dieselben, das Magnetisiren mag durch galvanische oder Reibungselektricität hervorgebracht werden, und es findet hier nicht der Unterschied statt, welcher in Beziehung auf die physiologischen Effecte sich zeigt, d. h. Eisen in jeder beliebiger Form verstärkt die Stahl magnetisirende Wirkung des vom Schließungsdraht im Nebendraht inducirten Stromes. Im Allgemeinen also erhält man durch eine in die Spirale eingelegte massive Eisenstange vermittels Reibungselektricität keine Wirkung am Galvanometer, keine chemische Zersetzung und kein Magnetisiren des weichen Eisens. Geschieht hingegen das Elektrisiren des Eisens auf galvanischem Weg, so werden die physiologischen und thermischen Wirkungen, und die, weiches Eisen und Stahl zu magnetisiren, gesteigert. Bey Ein-

führung eines Drahtbündels aber steigern sich für Reibungselektricität die physiologischen, elektroskopischen und magnetisirenden Wirkungen der Spiralen, und nur ihre thermische wird geschwächt.

6) Der sogenannten chemischen Theorie der galvanischen Erscheinungen ist häufig der Einwurf gemacht worden, daß die bey der Gleichheit des Widerstandes von einer Volta'schen Kette in bestimmter Zeit entwickelte Elektricitätsmenge im Allgemeinen nie der vor dem Schluß der Kette stattfindenden chemischen Action weder der Intensität noch der Quantität nach proportional geht, aber von den Anhängern dieser Theorie ist immer geantwortet worden, daß dennoch kein Strom erregt werde, wo diese Action fehlt, und Hr. Faraday sagt sogar, er habe ernstlich nach einem Fall vom Gegentheil gesucht, aber keinen gefunden. Diese Behauptung kann aber nicht aus der Erfahrung hervorgegangen seyn; denn die Ergebnisse einer Combination von amalgamirtem Zink in der Lösung eines neutralen Salzes mit einem andern Metall zeigen, daß ein kräftiger Strom ohne alle chemische Einwirkung entsteht. Wenn aber auch schon Fälle angeführt werden können, in welchen mit dem Mangel an Angriff der Flüssigkeit auf die Metalle fast gänzliche Abwesenheit eines Stromes zusammenfällt, so können die Anhänger der chemischen Theorie daraus für diese Behauptung keinen Nutzen ziehen, indem ihre Wirkungen nachweisbar nicht vom Act einer Vereinigung oder Trennung der Körpertheilchen abgeleitet werden. Daher kann zwar die Einwirkung der chemischen Action auf das Erscheinen des Stromes nicht wohl geläugnet werden, aber ihr Antheil ist immer nur ein secundärer, und das Ausbleiben eines Stromes in solchen Fällen kann nur einer eigenthümlichen hemmenden Wirkung der Flüssigkeit zugeschrieben werden, so wie die Stromerregung durch Flüssigkeiten keineswegs durch chemische Action entsteht, und, wenn auch ein Theil des Stromes diesen Ursprung haben sollte, so läßt sich dafür doch für jetzt kein directer entscheidender Beweis geben, weil man noch keine Methode besitzt, die elektromotorische Kraft, die sich in der Berührung zweyer Flüssigkeiten entwickelt, numerisch zu bestimmen. Ein Beweis, daß bey einer Eisenplatinkette wenigstens nicht das Ganze der Kraft aus der wechselseitigen Berührung der Kalilauge und der Salpetersäure entspringe, müßte hervorgehen, wenn das Eisen in der Kalilauge gegen eine zweyte Platinplatte vertauscht wird. Da weder Platin noch Eisen von der Kalilauge angegriffen wird, so sollte durch diese Vertauschung kein Unterschied eintreten, wenn die Wirkung bloß auf der gegenseitigen Berührung der beyden Flüssigkeiten beruhte. Allein die Erfahrung zeigt das Gegentheil; denn Hr. Poggendorf fand, daß bey Anwendung von Eisen der Strom, wie die elektromotorische Kraft wenigstens doppelt so stark ist, als bey Anwendung von Platin. „Gewiß wird, schließt Hr. P., diese Erscheinung ein schwer zu lösendes Räthsel bleiben für eine Theorie, welche die Verschiedenartigkeit der physikalischen Natur der Metalle ganz außer Acht läßt, für welche alle Metalle gleich sind und gleich seyn müssen, sobald sie nur von der Flüssigkeit keinen, oder einen gleichen chemischen Angriff erfahren." (S. 355 — 367.)

7) Wohl nicht ohne Grund glaubt Hr. Pohl, im Streite zwischen der Contacttheorie und der chemischen Theorie liege die Wahrheit in der Mitte, und an der Spitze einer jeden auf Naturwahrheit Anspruch machenden Theorie müsse der Satz stehen, Chemismus sey in allen seinen Theilen polarisch, und alle seine Wirkungen seyen durch Polarität bedingt. Nach Hrn. P. geschieht aber im gewöhnlichen chemischen Prozeß die gleichzeitige Ausgleichung der primitiven und secundären Tendenzen in unbestimmt vielen auf der gemeinsamen Berührungsfläche der beyden Substanzen durcheinander vertheilten Punkten. Elektricität aber ist die Realisirungstendenz der secundären Effecte eines irgendwie angeregten chemischen Prozesses. Sie gehört daher immer nur der Außenseite eines im Hintergrund liegenden chemischen Prozesses an, und drückt zunächst nur Tendenzen zu Thätigkeitsrichtungen aus, welche den eigentlichen primitiven Thätigkeitsrichtungen der erregten Substanzen, als deren polare Secundäreffecte gerade entgegengesetzt sind. Die Elektricität ist daher keine Substanz, die zu strömen fähig wäre, und die in ihr gegebene Erregung muß aufhören, sobald mit der Realisirung oder Ausgleichung der Sekundärtendenzen die Spannung des bis dahin unbefriedigten Zustandes gehoben wird, die lediglich an der Berührungsfläche geschieht. Deßwegen ist in der ganzen Länge nichts auf den vor der Schließung bestehenden elektrischen Zustand Bezug Habendes, als die Reaction dieses Zustandes, die sich im Magnetismus ausspricht, und in der übrigen Masse nunmehr als Tendenz gegen die chemischen Effecte an den Extremen auftritt, für welche zuvor die in der Gestalt der Elektricität ausgesprochene Tendenz in gerade entgegengesetztem Sinne aufgetreten war. Beyde Zustände sind innig an einander geknüpft, sie bilden ein umfassendes Polarverhältniß gegenseitiger Abhängigkeit, so daß darin nicht nur der Magnetismus als Reaction der Elektricität, sondern auch diese als Reaction von jenem erscheint, wie es durch die Entdeckung der Magnetelektricität bethätigt, und schon vor dieser factischen Darlegung der Idee nach als nothwendig erkannt und ausgesprochen war.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. December.

Nro. 251. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Nouveau Tableau du Règne animal. Par R. P. Lesson. Mammifères. Paris 1842. 204 S. gr. 8.

Lesson, der fruchtbarste Schriftsteller unserer Zeit auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, hat uns schon wieder mit einer neuen Arbeit bedacht. Es ist dieß eine systematische Aufzählung der Arten der Säugthiere, und in der Vorrede wird ein ähnliches Verzeichniß über die Vögel, Reptilien, Molusken und Zoophyten verheißen, wozu das Manuscript bereits vorläge und der Presse übergeben werden solle, sobald der Absatz des vorliegenden Bandes ihn hiezu ermuntern würde.

Ein Verzeichniß der Säugthier-Arten ist, wenn man mit Fleiß die in den verschiedenen Zeitschriften und Reisen publicirten neuen Arten sammeln und mit Kritik sichten will, eine höchst schwierige Arbeit. Lesson hat sich jedoch dieselbe leichter zu machen gewußt. Bis zum Jahre 1830 hat Fischer in seiner, mit eminentem Fleiße bearbeiteten Synopsis mammalium die ganze auf diese Klasse bezügliche Literatur zusammen getragen. Auf diese Synopsis fußt Lesson sein Tableau, und fügt demselben noch die Arten zu, welche seitdem in den französischen und englischen Werken publicirt sind; die übrige Literatur existirt für ihn so viel wie gar nicht, oder es ist ihm nur gelegentlich aus dritter, vierter Hand eine Notiz von ihr zugekommen und ihm nicht immer richtig überliefert worden, wie z. B. Brandt's Gattung Holochilus bey Lesson nicht bloß als eine zweifelhafte bezeichnet, sondern auch in Holochyse verwandelt ist. Auch mit der Kritik hat er sich nicht sonderlich befaßt, sondern gewöhnlich die Arten, wie er sie von den Schriftstellern vorgeführt fand, an einander gereiht, sicher und unsicher bestimmte durch einander, mit fortlaufenden Zahlen bezeichnet, so daß er in solcher Weise die Gesammtzahl der Säugthier-Arten auf 1629 brachte. *)

---

*) In dieser Anzahl sind 3 Arten mit einbegriffen, die von Lesson als neu aufgestellt wurden, nämlich: 1) Macroxus Pyladei (!) Less. (S. 112) von Lesson's Bruder, Schiffsarzt der Brigg Pylades, in einem Exemplar aus der Gegend von San Carlos in der Provinz San-Salvador (Central-Amerika) mitgebracht. „Doppelt so groß als das französische Eichhorn. Der Schwanz ragt über 2/3 des Körpers hinaus, ist buschig, mit langen Haaren besetzt. Die der Oberseite sind schwarz, mit rein weißen Spitzen, die der Unterseite am Grunde roth, dann schwarz mit schneeweißen Spitzen. Der Schwanz scheint im Allgemeinen halb schwarz, halb weiß. Der Pelz auf dem Körper ist schwarz und roth melirt, wobey das Schwarz vorherrscht. Der Kopf ist grau, mit Schwarz auf dem Hinterhaupt. Die Ohren, innen nackt, sind schwarz bordirt. Ein runder Fleck von einer Art Isabellfarbe (d'un chamois franc) findet sich hinter dem Ohre. Die ganze Unterseite nebst den Gliedmassen, außen wie innen, ist von demselben isabellfarbigen Tone, ausgenommen der Hodensack, der graulich und der Umfang des Afters, der weiß ist. Die Hoden sind außerordentlich entwickelt. Die nackten Theile der Füße sind fleischfarben, die Nägel weißlich, Kinn und Wangen graulich, Schneidezähne orangefarben, Schnurren lang und schwarz." Wie Lesson zusetzt, ist die Aehnlichkeit mit Fr. Cuvier's Ecureuil de Californie sehr groß.

2) Macroxus Adolphei Less. (S. 112),

Wie gewöhnlich bey Lesson fehlt es wieder nicht an schauderhaften systematischen Namen, wie z. B. Dipodineae, Delphinusideae, Musideae, Bovesideae, Echymipera, Mysateles u. s. w. Der fabelhafte Mastonotus Popelartii rangirt mit den guten Gattungen und erlangt den neuen Namen Guillinomys chilensis von seiner Heimath Guillino in Chili. Die Kenntniß der Walle wird Hydromastologie benannt.

Vergeblich würde man in vorliegender Arbeit nach einer naturgemäßen Gruppirung der Gattungen in Familien sich umsehen. Da man zu einer solchen nur durch ein genaues Studium der innern wie der äußern Organisation gelangen kann, die Berücksichtigung der anatomischen Verhältnisse aber ihre besondern Schwierigkeiten hat, auch mehr Zeit kostet als Lesson auf literarische Unternehmungen verwenden will, so genügt ihm eine flüchtige Ansicht des äußern Habitus, um hienach die Gattungen zusammen zu stellen. So kommt es denn, daß Hapalotis mit Eriomys, Ascomys mit Cricetus, Hydromys mit Castor, Gerbillus mit Dipus u. s. w. in einer Familie sich vorfinden. Bey der größten Verschiedenheit im Schädel- und Zahnbaue und andern wesentlichen Merkmalen sind hier nach einigen unwesentlichen äußerlichen Analogien die verschiedenartigsten Gattungen zusammengestellt.

Aus den vorstehenden Angaben geht hervor, daß Lessons neueste Arbeit mit gleicher Flüchtigkeit wie seine früheren gearbeitet ist und daher von keinem großen Belange seyn kann. Wir zweifeln, daß das sachkundige Publikum ein sonderliches Verlangen nach den versprochenen Fortsetzungen tragen wird.

---

ebenfalls von des Verf. Bruder, Adolph Lesson mitgebracht, der Männchen und Weibchen in den Wäldern bey Realejo in der Provinz Nicaragua (Centralamerika) erlegte. „Dieses Eichhorn gleicht in seinem Ansehen dem M. Piladei, aber seine Färbung ist sehr verschieden. Stärker als selbiges, hat der Schwanz gleiche Länge mit dem Körper und ist von derselben Behaarung und Färbung wie M. Piladei, ausgenommen die Spitze, die einen schwarzen Busch und ein weißes endständiges Bouquet hat. Die Schwanzhaare sind auf der Oberseite roth, schwarz gewellt und weiß geendigt. Das Weiße ist an den Seiten und unten sichtlicher. Am Männchen ist die Oberseite des Kopfes braun, grau gesprenkelt; die Oberseite des Körpers glänzend schwarz und lebhaft roth in Wellen gescheckt. Die Oberseite der Gliedmassen ist ebenfalls rothbraun gescheckt, aber die Extremitäten sind oberwärts braun und rothgrau bespritzelt. Zwey große schneeweiße Büschel finden sich hinter den Ohren, wo M. Pyladei zwey isabellrothe hat. Alle untern Theile, die Innenseite der Gliedmassen sind rein weiß, die Wangen graulich, die nackte Haut der Pfoten schwarz.“ Das Weibchen ist eben so groß als das Männchen und von ihm in der Färbung wenig verschieden. Zuletzt fügt Lesson die Bemerkung bey, daß dieses Eichhorn viel Aehnlichkeit mit Fr. Cuvier's Capistrate á longue queue habe.

3) Mus subcoeruleus Less. (S. 138); „Augen schwarz; Pelz dicht, auf dem Körper und den Seiten schieferblau (bleu-ardoisé), auf den Beinen und unter dem Leibe aschblau; Schnurren lang, schwarz und grau. Schwanz schwärzlich, mit 250 bis 280 Ringen, jeder Ring mit Haarbüscheln garnirt, die gegen Ende eine Art Pinsel bilden, Füße fleischfarben. Diese Ratte lebt in den Speichern des Marine-Spitals zu Rochefort. Die Haus- und Wanderratten führen gegen sie einen Ausrottungskrieg. Sie kommt aus irgend einer entfernten Kolonie und ist ohne Zweifel durch die Kisten mit Medicamenten auf den königlichen Schiffen eingeführt worden.“

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik.

(Fortsetzung.)

Was Hr. P. in einer gedrängten Skizze im Allgemeinen ausgesprochen, sucht er durch Betrachtungen über die Wirkung von Ketten a) aus zwey differenten Metallen und einer homogenen Flüssigkeit (Ketten der ersten Art); b) aus zwey differenten Flüssigkeiten und einem homogenen Metall (Ketten der zweyten Art); c) aus zwey Metallen und zwey Flüssigkeiten (Ketten der

dritten Art) theils nachzuweisen, theils zu bestätigen. (S. 515 — 557).

8) In einer brieflichen Mittheilung (S. 417 — 430) an den Hrn. Herausgeber giebt Hr. Prof. Bunsen in Marburg vorläufige Nachricht über die Anwendung der Kohle zu Volta'schen Batterien anstatt des Platins, und sagt, daß er eine Kohle besitze, welche so wirksam ist, daß ein einziges kleines Paar (Kohlenzinkkette) einen Strom erzeugt, der einen 0,9mm. dicken und 205,0mm. langen Platindraht constant im Glühen erhält. Eine Vergleichung der absoluten Stromintensität einer Platinzinkkette mit der einer Zinkkohlenkette von gleicher Oberfläche mittels Salpetersäure und Schwefelsäure giebt ihm ein Verhältniß = 130, 20 : 185, 15, und mit rother rauchender Salpetersäure selbst = 190, 45 : 405, 85, also im zweyten Fall für die Stromintensität der Zinkkohlenkette ungefähr das Doppelte.

Zu dieser Nachricht fügt der Hr. Herausgeber einen Auszug aus den Annalen der Pharmacie (Bd. XXXVIII.) hinzu, in welchem Hr. B. sagt, daß er seine Kohle erhält durch heftiges Glühen eines Gemenges von Steinkohlen und Coaks, die sich mit den Werkzeugen der Holzarbeiter sehr leicht bearbeiten läßt, und b) eine Beurtheilung einer solchen Kohlenzinkbatterie, deren große Wirksamkeit er bestätiget, aber auch die Nachtheile und Unbequemlichkeiten, die damit verbunden sind, nicht verschweigt, ohne den Werth der Kohlenbatterien herabzusetzen. Hr. Poggendorff giebt gerne zu, daß sie neben denen aus Platin einen ehrenwerthen Platz behaupten, nur glaubt er nicht, daß sie dieselben verdrängen werden.

9) Hr. H. M. Jacobi hatte schon im May 1840 der Petersburger Akademie mehrere elektro-magnetische Apparate vorgelegt, und liefert nun (S. 535 — 553) die Beschreibung derselben. Es sind dieß ein elektromagnetischer Kraftheber, dessen Bestimmung ist, die Tragkraft der Elektromagnete zu messen. Der zweyte Apparat ist ein Regulator mit flüssigem Leitungswiderstand, der dritte ein Regulator mit festem Leitungswiderstand, und dient dazu, allmählig sich verändernde Drahtlängen in die Kette einzuführen. Da eine Beschreibung dieser Apparate ohne Zeichnung nicht wohl möglich ist, so begnügt sich Ref., dieselben hier nur angezeigt zu haben.

In einem Nachtrag bemerkt Hr. J., daß er der Behauptung des Hrn. Pfaff's (Bd. LIII.), der Elektromagnetismus hohler Eisenstangen wachse in einem höheren Verhältniß als dem einfachen der Masse, nicht beytreten könne. Es scheint ihm aber über allen Zweifel erhoben, daß die unter gleichen Umständen in Eisenstangen von gleicher Länge und ungleicher Dicke entwickelten Quantitäten von Magnetismus sich wie die Durchmesser dieser Stangen verhalten. Zugleich erinnert er an einen Aufsatz des verstorbenen Hrn. Prof. Parrot in Dorpat, nach welchem man bey Elektromagneten von großen Dimensionen eine bedeutende Ersparniß an Metallmasse wird haben können, wenn man sie hohl macht. *)

B. Magnetismus.

Während die meisten Erscheinungen und Eigenschaften, die in einem Naturdinge energisch hervortreten, sich in den übrigen in der Reihenfolge allmählig so abstumpfen, daß der Uebergang unmerklich wird, so scheint diese Stufenfolge in Beziehung auf magnetische und unmagnetische Metalle ganz zu fehlen, und die darüber seit Burgmann's ersten Versuch von Cavallo, Coulomb, Becquerel, Lebaillif, Ampère, De la Rive und Faraday angestellten Untersuchungen gaben kein endliches entscheidendes Resultat. Hr. H. W. Dove nahm daher (S. 525 — 535) die Untersuchung wieder auf, aber nach einer von der seiner Vorgänger ganz verschiedenen Methode, indem er die Magnetisirbarkeit der verschiedenen Metalle durch die electrischen Ströme prüfte, welche von ihnen bey dem Verschwinden des in ihnen erregten Magnetismus in einem sie spiralförmig umgebenden Leitungsdrath inducirt werden. Da zu vermuthen war, daß sich die sogenannten magnetischen Metalle in Beziehung auf die Eigenschaft des Stromes, Stahl zu magnetisiren, so verhalten wie Eisen für die elektroskopischen und physiologischen Eigenschaften, d. h. daß sie unmagnetisch erscheinen, weil die mit dem Magnetisiren gleichzeitig erregten elektrischen Ströme die Wirkung der magnetischen Polarität verdecken, daß sie es aber in der That nicht sind, so lag die Hoffnung nahe, daß durch Verhinderung der Bildung elektrischer Ströme (mittels Auflösung in Drähte) die Polarität hervortreten werde. Geht nämlich in diesem Fall der Strom von der mit dem Drahtbündel gefüllten Spirale aus, so ist das Metall ein magnetisches, geht es aber von der leeren aus, ein unmagnetisches.

In dieser Voraussetzung wurden von Hrn. D. Versuche mit a) Kupfer, b) Zinn, c) Quecksilber d) Antimon e) Wismuth f) Zink und g) Bley gemacht, von welchen a sehr merklichen Magnetismus zeigte, eben so entschieden b, c, d, e, schwächer f und sehr unbedeutend Bley.

Da aber die angewendeten Metalle meistens nicht ganz ohne Eisengehalt waren, so verspricht Hr. D. die Versuche sogleich zu wiederholen, wenn er ganz reine Metalle erhalten haben wird.

2. Die Herrn Capitän James Clark Roß und Commandant Crozier näherten sich auf ihrer Entdeckungs-

*) Sieh unten C. Licht 4. 5. 6.

reise im Jahr 1841 dem magnetischen Südpol bis auf 160 engl. Meilen, kamen nämlich bis 76° 12′ S. B. und 164° O. Grw. wo die Neigung 88° 40′ und die Abweichung 109° 24′ O. war. (S. 304).

C. Licht.

1. Es ist bekannt, daß Farben von Landschaften und dergleichen lebhafter erscheinen, wenn man sich bückt, und sie zwischen den Beinen hindurch, also mit umgekehrtem Kopfe, betrachtet. Sir Dav. Brewster untersuchte diese Erfahrung näher, und glaubt, durch die Erscheinungen bey einem entzündeten Auge veranlaßt, die Ursache dieser Farbenverschönerung darin zu finden, daß bey Umkehrung des Kopfes eine größere Menge Blut in die Gefaße des Augapfels tritt, und so ein Druck auf die Netzhaut erfolgt, welche dieser eine erhöhte Empfindlichkeit verleiht. (S. 137 — 139).

2. Wie krystallinische Körper das Licht doppelt brechen, so thun dieß auch gleichförmig dilatirte unkrystallinische Körper. Hr. K. E. Neumann untersuchte (S. 440 — 476) diese Erscheinung in einer Abhandlung, aus welcher in dem Novemberberichte 1841 der Akademie in Berlin ein Auszug bekannt gemacht wurde. Hr. N. findet den Grund dieser Erscheinung in einer veränderten Anordnung der Aethertheile, daher muß sie denselben Gesetzen folgen, welche Hr. Fresnel für die Doppelbrechung krystallinischer Medien entdeckt hat.

3. Schon Hr. Berard hatte behauptet, daß die chemischen Strahlen durch Reflexion unter demselben Winkel von 35° 25′ polarisirt werden, wie die Lichtstrahlen selbst. Hr. J. Sutherland nahm diese Versuche neuerdings auf, bediente sich aber dazu photogenischen (mit Chlorsilber bereiteten) Papieres. Das Resultat seiner Versuche mit Kalkspath und Glimmer in jedem farbigen Theile des Sonnenspectrums war, daß die chemischen Strahlen genau denselben Polarisationsgesetzen folgen, wie die wärmenden und leuchtenden. (S. 434 — 436).

4. Es ist bekannt, daß ein Theil des Sonnenlichts auf gewisse Substanzen, wie Chlor, Brom und Jod, chemisch einwirke. Hr. Edm. Becquerel machte es sich zur Aufgabe, die Reaction verschiedener Substanzen aufeinander unter dem Einfluß der chemischen Strahlen durch elektrische Ströme kennen zu lernen. (S. 18 — 35).

Zu diesem Zweck schichtete er in einem Gefäß zwey die Electricität leitende Flüssigkeiten über einander, und beobachtete die Einwirkung der einen auf die andere an der Berührungsfläche im Momente, in dem die Strahlen eintreten, wodurch sich ein elektrischer Strom bildet, welchen ein sehr empfindliches Galvanometer anzeigt, welches an seinen Enden mit in die Flüssigkeiten tauchenden Platinplatten verbunden ist.

Hr. B. machte seine Versuche zuerst mit Eisenchlorid (+) und Alkohol (—) und fand, daß die Ablenkung der Nadel im Lichte immer stärker war als im Dunkeln, er mochte im bloßen Tageslicht oder im Sonnenschein experimentiren. Die durch das Licht erzeugte Stromstärke stieg, wenn sie unter gleichen Umständen ohne Schirm und unter weißem Glase beobachtet wurde, im Tageslicht auf 3°,5 und 2°,0, im Sonnenschein aber auf 10° und 6°. Aehnliches Resultat gab b) Kupferchlorid (+) und Alkohol (—), c) Chlorcalcium (+) Alkohol, (—) d) Alkohol (+) Zinnchlorid (—), e) Holzgeist (+) Eisenchlorid (—).

Unter Schirmen von gleicher Natur, aber verschiedener Dicke ergab sich, daß die chemischen Strahlen eben so wie die Wärmestrahlen einen Schirm leichter durchdringen, wenn sie bereits einen andern Schirm derselben Art durchdrungen haben. Wurden farbige Schirme von derselben Natur angewendet, so zeigte sich die Reihenfolge ihres Durchlasses der chemischen Strahlen eben so wie die des Durchlassens der phosphorogenischen Strahlen des elektrischen Funkens, indem das violette Glas dieselben fast eben so gut durchließ als das weiße, während das rothe sie vollständig auffing, und selbst, wenn diese Schirme verschiedener Natur sind, aber nicht in Bezug auf die Intensität der Wirkung, da das Glas einen sehr großen Theil der phosphorogenischen auffängt, während der Bergkrystall den größten Theil durchläßt.

5. In einer zweyten Abhandlung (S. 35 — 42) untersuchte Hr. Becquerel, in welcher Ordnung verschieden gefärbte Schirme rücksichtlich der auf eine Thermosäule chemisch wirkenden Sonnenstrahlung stehen, und fand, daß sie eine ganz andere ist, als sie von Wärmestrahlen entstehen müßte, indem z. B. gelbes Glas, welches sehr diatherman ist, jede Wirkung des Sonnenlichtes auf die Platinplatten vollständig auffängt, und schloß, daß dieses Phänomen nicht durch Wärmestrahlung, sondern durch Strahlung, welche die brechbarsten Lichtstrahlen begleitet, entsteht, und weil die auf vorher bis zur Rothglut erhitzten Platin- oder Goldplatten keine elektrischen Ströme erzeugen, die auf die Platten wirkenden Strahlen brechbarer sind als die Wärmestrahlen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. December.

Nro. 252. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Verhandlungen der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft bey ihrer Versammlung zu Zürich, den 2., 3. und 4. August 1841. 26. Versammlung. Zürich. 315 S. 8.

Wie man auch immer über das politische Leben in der Schweiz urtheilen mag, über ihre rege wissenschaftliche Thätigkeit muß man im hohen Grade erfreut seyn. Daß daselbst die Naturwissenschaften eine ganz besondere Theilnahme gefunden haben, wird man leicht begreiflich finden. In einem Lande, wo die Natur in ihrer großartigsten Weise sich zeigt, ist ein ganz anderer Zug zu ihr als anderwärts vorhanden. Daher hat auch die Schweiz seit dem Erwachen der Wissenschaften in Europa kräftig zur Ausbildung der Naturwissenschaften mitgewirkt, und in den meisten Kantonen ist ein reger Wetteifer für sie vorhanden, der sich eben so wohl in Anlegung von naturhistorischen Museen als in Förderung wissenschaftlicher Arbeiten kund giebt. Man erstaunt, wenn man erfährt, welch große Leistungen auf diesem Gebiete durch das energische Zusammenwirken der Privaten wie der Regierungen in diesen kleinen Staaten hervorgegangen sind, und wir mögen es uns nicht versagen, aus der Eröffnungsrede, welche Schinz als Präsident der 26. Versammlung der schweizerischen Naturforscher gehalten hat, einige Angaben über den Stand der wissenschaftlichen Anstalten der Schweiz hervorzuheben.

Voran steht Genf, von dem Schinz rühmt, daß in keinem andern Kantone so Vieles durch freye Beyträge seiner Bürger zusammen getragen worden sey. Es besitzt eine große Bibliothek, einen botanischen Garten, der unter De Candolle's Leitung weltberühmt geworden ist, eine gut ausgestattete Sternwarte, und eine zoologische Sammlung, die 500 Säugethiere und 2300 Vögel zählt und auch in den übrigen Klassen reich ist. Das naturhistorische Museum des Kantons Waat ist in allen Fächern wohl bestellt, außerdem sind schöne Privatsammlungen vorhanden. In Solothurn ist die in ihrer Art einzige Petrefacten-Sammlung von Hugi Staatseigenthum geworden. Bern hat nicht nur sein Museum inländischer Thiere sehr vervollständigt, sondern auch nach und nach viele ausländische Thiere angeschafft. Eine ausgezeichnete geognostische Sammlung ist durch Studer angelegt worden; außerdem sind ansehnliche Privatsammlungen vorhanden. Basel hat seit der Trennung vom Lande seine Sammlungen sehr vervollständigt. Das naturhistorische Museum ist so bedeutend geworden, daß der Raum in dem dafür bestimmten Gebäude nicht mehr genügt. Die anatomische Anstalt ist gut ausgestattet; der botanische Garten neu, schön und zweckmäßig eingerichtet. Aargau besitzt eine schöne öffentliche Sammlung; die ornithologische von Frey hat in der Schweiz an Vollständigkeit kaum ihres Gleichen. Neuchatel hat das schönste Lokale zur Aufstellung seiner Sammlungen, die 350 Säugthiere, 2000 Vögel, 1000 Fische, 1500 Mollusken u. s. w. enthalten. Vaud ist Besitzer einer der vollständigsten Sammlungen europäischer Vögel, um so werthvoller, weil alle ausgezeichnet schön ausgestopft sind. In Zürich wurde der erste Anfang zu allen öffentlichen Sammlungen durch die im Jahre 1745 daselbst gestiftete naturforschende Gesellschaft gelegt. Da sie indessen dem Grundsatze

huldigte, sich von jeder besondern Unterstützung der Regierung unabhängig zu behaupten, und ihr Hauptaugenmerk immer auf ihre Bibliothek gerichtet hielt, so blieben ihr zur Verwendung auf Samlungen keine bedeutenden Mittel übrig; gleichwohl legte sie einen botanischen Garten, eine zoologische Sammlung und eine andere für Experimentalphysik an. Da jedoch in dieser Weise die Fonds zu sehr zersplittert wurden, so enthob sie sich, als die Universität begründet wurde, der fernern Sorge für diese Sammlungen und verwandte ihre Kräfte ausschließlich auf die Vermehrung der Bibliothek. Sie überließ also den botanischen Garten und das zoologische Museum dem Staate gegen eine geringe Entschädigung und verkaufte die physikalischen Instrumente. Diese Anstalten gelangten nun unter die Aufsicht des Erziehungsrathes, der ihnen eine jährliche Dotation aussetzte. Neben denselben und als Ergänzung dient aber bey den Vorlesungen noch die bedeutende Geßner-Rahn-Lavater'sche Sammlung, welche durch Actien angekauft und der Stadt geschenkt worden war. Der botanische Garten erhielt durch Versetzung in die ehemaligen Verschanzungen eine ganz neue, seinem wissenschaftlichen Zwecke besser entsprechende Gestalt. Zu dieser Veränderung trug die Stadt mit 50,000 Franken bey. Unter den Privatsammlungen Zürichs ist vor allen die ausgezeichnet reiche Insekten-Sammlung von Escher-Zollikofer zu erwähnen, welche nur von wenigen Museen Europas an Vollständigkeit übertroffen wird. Eine in ihrer Art wohl einzige Sammlung besitzt Bremi, vorzüglich bestimmt, die Kunstwerke der meisten inländischen Insekten, so wie die von ihnen bewirkten Verwüstungen zu erläutern.

Die genannten Sammlungen sind aber für die Schweiz nicht bloße Raritäten- und Curiositäten-Kabinete geblieben, sondern in wissenschaftlicher Beziehung fleißig genützt worden, theils in den Vorträgen über Naturwissenschaften, theils zu literarischen Zwecken. Wir wollen hier nicht näher auf die einzelnen naturhistorischen Arbeiten eingehen, die in großer Anzahl in neuerer Zeit von der Schweiz ausgegangen sind; lediglich wollen wir nur noch die Werke namhaft machen, welche durch gemeinsames Zusammenwirken und unter großem Kostenaufwande hier zu Stande gebracht worden sind. Es sind dieß erstlich die fünf Bände der neuen Denkschriften der allgemeinen schweiz. Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften. Ferner erscheinen in Genf die Mémoires de la société d'histoire naturelle de Genève und die Bibliothèque universelle; endlich in Neuenburg die Mémoires de la société de Neuchâtel, wovon bereits zwey Bände ausgegeben worden sind. Diese sämmtlichen Gesellschaftsschriften stehen an wissenschaftlichem Werthe auf gleicher Linie mit den besten akademischen Denkschriften, und sind ein sprechender Beweis, daß, wo man nur ernstlich will, auch in kleineren Staaten die Mittel zur Förderung der Naturwissenschaften aufzubringen sind.

Der uns gegenwärtig vorliegende Band der Verhandlungen vom Jahre 1841 führt uns wieder viele interessante Vorträge vor, die in den verschiedenen Sectionen der Versammlung gehalten wurden, und von denen hier Einiges eine Stelle finden mag.

Bey Vorlage einer geognostischen Karte des Kantons Glarus fügt ihr Verfasser, Escher von der Linth, schätzbare Bemerkungen bey, die auch in Bezug auf unsere bayerischen Alpen höchst beachtungswerth sind. Außerdem hat er auf sehr merkwürdige Uebergänge von Gebirgsarten aufmerksam gemacht, denen nach den modernen geologischen Ansichten sogar eine verschiedene Entstehungsweise zugeschrieben wird. Er weist nämlich nach, daß in den dortigen Sandstein-Conglomeraten, denen, seiner Meinung nach, jedenfalls nicht bloß ein mechanischer Ursprung zugeschrieben werden könne, mehr und minder vollkommen ausgebildete Mandelsteine und Thonporphyre sich einfinden, und zwar so, daß an diesen, jetzt gewöhnlich plutonischen Ergießungen zugeschriebenen Gesteinen keine Spur von gangförmigem Auftreten sichtbar ist, sondern daß sie auf große Strecken den Sandsteinen untergeordnete Lager zu bilden scheinen und theilweise allmählig in dieselben übergehen. Außerdem gehen auch diese Schiefer, namentlich ihre obern Massen, in talkschieferartige Gesteine, in kalkige Quarzitschiefer und durch Beymischung von Feldspathkörnern selbst in gneisartige Gesteine über. Ohne irgend eine merk-

bare Scheidung setzen diese Gesteine sich durch das ganze Vorder-Rheinthal fort und verbinden sich dort mit dem Gneise und Granite. „Man hat demnach hier," wie Escher zufügt, „einen vollständigen Uebergang aus Granit und Gneis durch quarzige und kalkige Schiefer in die rothen Sandsteine und Conglomerate von Mels u. s. f., und diese Gesteine stellenweise selbst wieder horizontal von Lias überlagert, scheinen Eine zusammenhängende Masse zu bilden, die sich als Decke über die Nummuliten, Fische und Vogelskelete enthaltenden Schichten hinwegzieht." — Wie auch diese Beobachtungen zeigen, wird es noch lange dauern, bis wir eine klare Auffassung von der geognostischen Struktur der Alpen erlangen; so viel aber geht ebenfalls aus ihnen hervor, daß die Natur überall im Widerspruche mit den modernen Theorien steht, und daß diese keinen Leitfaden abgeben, mit dessen Hülfe wir uns in dem Labyrinthe der Alpen zurecht finden können.

Ueber geographische Verbreitung und periodisches Auftreten der Maykäfer hat Oswald Heer einen sehr interessanten Vortrag gehalten. Bekanntlich sind es zwey Arten von diesen Thieren, die Melolontha vulgaris und die Melolontha Hippocastani, welche in unsern Gegenden durch ihre großen Verheerungen sich bekannt gemacht haben. Was nun den Verbreitungsbezirk der Melolontha vulgaris anbelangt, so weist Heer nach, daß dieser Käfer zwar noch im südlichen Schweden, nicht aber im nördlichen, auch nicht in Finland und um Petersburg vorkommt, und daß nördlich von Edinburg keine Spur mehr von ihm gefunden wird. Südwärts kennt man ihn noch von Madrid, Ober- und Mittelitalien, und einigen Theilen Griechenlands; in Sicilien, der Nordküste von Afrika und Syrien ist er nicht gefunden worden. Man darf daher mit dem Vers. als Südgränze der Verbreitung des gemeinen Maykäfers wohl den 40. Grad annehmen, und als nördliche ohngefähr den 58. Grad n. Breite. Noch größer ist aber die Längenzone. Die westliche Gränze erreicht ohngefähr den 8. Längengrad; weniger sicher ist die östliche Gränze zu bestimmen. In Podolien und Volhynien ist er noch sehr häufig, auch scheint er ebenfalls an der Wolga vorzukommen. Weiter östlich sind keine Punkte bekannt; von Barnaul weiß man bestimmt, daß er sich daselbst nicht mehr einstellt. Die östliche Gränze wird daher wohl den Ural nicht überschreiten und ohngefähr bis zum 67. Längengrad reichen. Aus diesen Angaben geht hervor, daß sich der gemeine Maykäfer in ganz Europa, mit Ausnahme der allersüdlichsten und allernördlichsten Theile, findet, nirgends aber außerhalb dieses Welttheils. Was seine vertikale Verbreitung anbelangt, so weist Heer nach, daß sie im nördlichen Theile der Schweiz nicht über 3000, und im südlichen nicht über 4000 Fuß Meereshöhe hinaufreiche; allen höher gelegenen Gegenden ist er unbekannt. Bonstetten erzählt, daß als zu Rotschmund das Berner Käfermandat verlesen wurde, die Bauern glaubten, Hanneton bedeute einen jungen Esel, und daß man also zur Einfangung von solchen Thieren aufgefordert werde.

Die andere Art, die Melolontha Hippocastani, hat dieselbe vertikale Verbreitung wie die vorhergehende; die horizontale dagegen ist viel größer und mehr in das östliche Europa und Nordasien gerückt. Um Barnaul findet sie sich noch in großer Menge, eben so am Kaukasus und in der Krimm; im nord- und südöstlichen Theile Deutschlands macht sie die Hauptmasse der Maykäfer aus. Nach Westen zu tritt sie nun aber immer mehr zurück; schon in der Schweiz ist sie viel weniger häufig als die M. vulgaris, und in Frankreich findet sie gegen Westen ihre Gränze. Jenseits der Pyrenäen, wie in England, ist sie nie gesehen worden. Wenn wir demnach ihre östliche Gränze auf den 110ten Längengrad setzen, so wird ihre westliche auf den 20ten zu bestimmen seyn, so daß sie um 31 Längengrade sich weiter ausbreitet als die M. vulgaris. Ihre Südgränze scheint sie mit letzterer zu theilen, dagegen steigt sie merkwürdiger Weise viel weiter nach Norden hinauf, indem sie noch um Petersburg, in Finnland und im nordwestlichen Schweden sehr häufig ist, in Lappland aber fehlt. Ihre nördliche Gränze wird daher auf den 65° n. Breite zu verlegen seyn, so daß die Breitenzone ihrer Verbreitung die der M. vulgaris um 7° übertrifft.

Zur Erklärung dieser merkwürdiger Thatsache, wie der Verbreitungsweise der Maykäfer überhaupt,

giebt uns Heer sehr befriedigende Aufschlüsse. Es hat nämlich die Melolontha vulgaris fast denselben Verbreitungsbezirk wie die Buche. Nun ist zwar das Buchenlaub für die Maykäfer eine sehr beliebte Nahrung, doch keine ausschließliche, indem sie sich bekanntlich auch sehr gerne an Eichen, Hagebuchen, Eschen, Ahornen, Pappeln, Roßkastanien und unsern Obstbäumen, so wie an Gesträuchen von Haselnüssen und Weißdorn aufhalten. Wir können daher die Buche keineswegs als einzige Lebensbedingung der Maykäfer betrachten; allein alle diese genannten Bäume kommen innerhalb des Verbreitungsbezirkes der Buche vor, so daß dieser überhaupt die Laubbäume mit weicherem krautartigem Laube umfaßt, welche als die eigentlichen Heckstätten der Maykäfer zu betrachten sind. Es fehlen aber diese im hohen Norden, wie auch im mittelmeerischen Europa, wo das Blattwerk der Bäume und Sträucher viel zäher und fester und mehr lederartig ist. Ueber die Buchengränze geht von Laubbäumen im Norden nur die Birke, welche bis zum 71° Br. vorgeschoben, und nach Osten wieder vorzüglich die Birke, welche noch in Sibirien sich findet, während die Buchen, Eichen, Haselsträucher u. s. w. nicht über Rußland hinaus rücken. Auf der Birke lebt aber in jenen Gegenden die M. Hippocastani, während die M. vulgaris das Laub dieses Baumes verschmäht, und mit Recht glaubt Heer hiemit den Schlüssel zur Erklärung gefunden zu haben, warum die M. vulgaris innerhalb der Buchengränzen sich hält, während die M. Hippocastani so viel weiter nach Nord und Ost vorgerückt ist; es erklärt sich aber auch zugleich, warum sie in der vertikalen Verbreitung mit einander übereinkommen, weil die Birke bey uns über der Buchengränze nur selten, und in vielen Gegenden gar nicht vorkommt.

Ueber die Lebensdauer der Maykäfer stellt Heer eine von der bisherigen sehr abweichende Meinung auf, indem er ihnen nur einen dreyjährigen Lebenscyklus zuschreibt, so daß sie bereits im vierten Jahre ihren vollkommenen Zustand erreicht haben. Nach den bisherigen Angaben ist jedoch bekanntlich allgemein eine längere Dauer für die Verwandlung angenommen worden. Es haben nämlich Rösel und Kleemann die Maykäfer vom Ey aus gezogen und hiedurch gefunden, daß diese künstlich gezogenen Maykäfer in der Regel im fünften, zuweilen aber auch erst im sechsten Jahre ausgewachsen zum Vorschein kommen, so daß hiernach diese Käfer einen vier- bis fünfjährigen Lebenscyclus hätten. Auf diese Beobachtungen stützen sich auch die Angaben von Ratzeburg, welcher ebenfalls dem Maykäfer eine vierjährige Dauer zuschreibt.

Hiegegen macht jedoch Heer bemerklich, daß die Versuche von Rösel und Kleemann nicht geeignet seyen, die Norm für die Lebensdauer der Maykäfer festzustellen. Sie hätten die Engerlinge in Medien aufgezogen, die für ihre Entwicklung sehr ungünstig gewesen wären, so daß die meisten zu Grunde gegangen seyen und nur wenige ihr Ziel erreicht hätten. Unter solchen ungünstigen Verhältnissen könne aber leicht ihre Entwicklung verzögert werden, daher seyen jene Beobachtungen zum Erweis einer vier- bis fünfjährigen Lebensdauer nicht ausreichend. Sie würden es allerdings seyn, fügt Heer hinzu, wenn alle vier Jahre sogenannte Käferflugjahre wären, wie dieß wirklich Ratzeburg und Bechstein angeben. Diesen Angaben setzt er jedoch die seinigen mit größter Entschiedenheit entgegen, und behauptet, daß aus einer Reihe von Beobachtungen der dreyjährige Lebenscyclus für die Maykäfer unwidersprechlich hervorgehe, und daß demnach Ratzeburg und Bechstein wohl Gegenden mit verschiedenen Flugjahren zusammengestellt hätten und dadurch zu irrigen Schlüssen verleitet worden wären.

Daß aber wirklich nicht alle Gegenden in den gleichen Jahren Käferflugjahre haben, glaubt Heer für die Schweiz mit voller Bestimmtheit nachweisen zu können.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. December.

Nro. 253. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

The Natural History of Horses. The Equidae or Genus Equus of Authors. By Lieut.-Col. Chas. Hamilton Smith. Illustrated by 35 coloured plates, with Portrait and Memoir of Gesner. Edinburgh 1841. 352 S. kl. 8.

Auch unter dem Titel:

The Naturalist's Library, conducted by Sir W. Jardine. Mammalia. Vol. XII. Horses. By Lieut.-Col. Hamilton Smith.

Hamilton Smith hat durch ansehnliche Reisen Gelegenheit gehabt, eine Menge von seltenen Thieren zu sehen, von denen er bey großer Kunstfertigkeit im Zeichnen auch meistentheils Zeichnungen sich entwarf und kurze Notizen über ihre Beschaffenheit beyfügte. Durch seine Theilnahme an Griffith's Animal Kingdom, Abtheilung Mammalia, ist er hauptsächlich bekannt geworden. Wie so viele Engländer kann er nur als Dilettant in der Zoologie betrachtet werden, hat aber als solcher einen wohlverdienten Ruf erlangt. Sein Hauptfehler ist, daß er nur das Aeußerliche berücksichtigt und ohne hinlängliche Begründung Arten über Arten creirt. Mit der deutschen Literatur fast ganz unbekannt, zeigt er dagegen mit der alten eine große Vertrautheit. Seine Naturgeschichte des Pferdes theilt die Vorzüge und Fehler, welche seine übrigen Arbeiten characterisiren. An neuen unzuverlässigen Arten ist kein Mangel, wie folgendes Schema erweist, nach welchem er die Arten der Pferdegattung gruppirt.

a) Pferdeform.

1. Equus caballus domesticus. Das braune wilde Pferd oder der Tarpan. Das weiße zottige wilde Pferd. Das schwarze — ? Das rückenstreifige dunkelbraune.
2. E. varius. Der Tangum oder Kiang.
3. E. hippagrus. Der Kamrah von Afrika.

b) Eselsform.

4. Asinus equuleus. Der Yo-to-tze.
5. A. onager. Der Wildesel.
6. A. hamar. Der Wildesel von Persien.
7. A. hemionus. Der Dschiggetai.

c) Getiegerte Form.

8. Hippotigris Zebra. Das Zebra.
9. H. antiquorum. Das Congo-Dauw.
10. H. Burchelli oder campestris. Das Dauw.
11. H. quacha. Das Quagga.
12. H. isabellinus. Das Isabell-Quagga.

Die Zahl der Arten ist demnach bey Hamilton Smith gerade doppelt so groß als in meiner Monographie dieser Gattung, von der natürlich er als Engländer keine Notiz hat, obschon sie ihm gut zu Statten gekommen seyn möchte, da mir durch die hiesige k. Veterinärschule eine Literatur zu Gebote stand, die dem englischen Bearbeiter größtentheils gemangelt hat. In vorliegender Anzeige will ich mich bloß auf eine Prüfung der von H. Smith neu aufgestellten Arten einlassen.

1. Equus varius H. Smith; der Tangum, das gescheckte Pferd. Dieses Pferd, das im Hausstande häufig gefunden wird, sieht H.

Smith für eine eigenthümliche Spezies an, aus dem Grunde, weil es mit seinen charakteristischen Zeichen ebenfalls in einem vollkommen wilden Zustande vorkommt und nicht mit wilden Pferden von anderer Gestalt und Färbung vermischt zu seyn scheint. Es ist dieß der Kiang von Moorcroft; auch gehören die wilden Pferde hieher, welche Gerard sah und von denen er sagt, daß man sie für gleichen Ursprungs mit dem zahmen Pferde halten sollte, wenn nicht ihre Unzähmbarkeit und ihre einförmige scheckige Färbung aus Falb und Weiß auf eine besondere Art hinweisen würde. H. Smith fügt hinzu, daß seine eigne Correspondenz mit brittischen Offizieren in Indien ihn zu demselben Schlusse führe, doch sey dieses Pferd vollkommen zähmbar, wie er es denn für erwiesen hält, daß hieher der größte Theil der Schecken von China an bis zu dem indischen Archipel, ferner in Persien und Europa gehöre, ja selbst die Centauren hieher zu rechnen seyen. In der Statur und Färbung giebt es einige Verschiedenheit. Die wilden Pferde dieser Art sind gewöhnlich die kleinsten, und haben die größte Zahl eckiger Flecken, während die gezähmten, die eben so an den Beinen und einem Theil des Rückens weiß sind, mit so großen braunen Flecken bezeichnet sind, daß zwey bis drey sich über den ganzen Leib, Kopf und Hals ausbreiten. Gewöhnlich ist der Kopf in die braune Farbe eingeschlossen. Von Statur ist der Tangum-Stamm untersetzt; zur Ertragung von Strapatzen ist er sehr geeignet, dabey auch gelehrig und willig. In Europa, sagt der Verf. weiter, ist die Rasse fast ausschließlich verwendet für Trompeter und militärische Banden in Husaren-Regimentern, und im Jahre 1815 seyen einige Schwadronen bayerischer Husaren mit Schecken beritten gemacht worden *). Obschon der Tangum sich freywillig mit den andern Rassen vermischt, so sind doch seine charakteristischen Auszeichnungen unvertilgbar. — So weit der Verfasser. Ref. hat nicht nöthig, viele Worte über die Haltlosigkeit dieser angeblichen Spezies zu verlieren, da H. Smith selbst mit aller Evidenz sich dadurch widerlegt, daß er die fruchtbare Vermischung dieser Schecken mit den andern Pferderassen zugesteht. Nur will Ref. seine Mißbilligung nicht zurückhalten, daß der Verfasser mit solcher Unbedachtsamkeit feststehende Begriffe, wie den der Art, in Verwirrung zu bringen sucht.

2. Equus hippagrus H. Smith; der Kumrah. Noch weit unhaltbarer als die vorige ist die zweyte Art, mit welcher er uns beschenken will. Der Kumrah (Koomrah) ist ein fabelhaftes Thier der nordafrikanischen Gebirge, in welchem die lebhafte Phantasie des Verf. Oppian's Hippagrus zu erkennen vermeint, der aber als Hausthier auch bey den arabischen Beduinen und Schelluks vorkommen soll. Von dem wilden und wirklichen Kumrah glaubt H. Smith ein lebendes Exemplar und das Fell von einem andern gesehen zu haben. Das erste rührt aus der Barbarey her; das zweyte starb an Bord eines Sklavenschiffes, das von der Küste von Guinea kam. Nach diesen Exemplaren ist der Kumrah 10 bis $10\frac{1}{2}$ Fäuste hoch, mit kurzem, spitzem, hinten dickem Kopfe, dünnem Halse, schlanken Beinen und von einförmiger, röthlich brauner Färbung, ohne irgend ein sonstiges Abzeichen. Da der Verf. die Gründe nicht angiebt, welche ihn zur specifischen Absonderung dieser Exemplare veranlassen, so sind wir ganz außer Stande, Merkmale zur Unterscheidung derselben von andern wilden oder zahmen Pferden anzugeben, und werden sie demnach bey Equus Caballus, dem sie ohne Zweifel angehören, belassen.

3. Asinus equuleus H. Smith; der Yo-to-tze. Diese neue Art beruht auf einem einzigen Exemplare, das von der chinesischen Gränze nordöstlich von Calcutta herstammen sollte. Es war an den Schultern nicht ganz 3 Fuß hoch, der Kopf fein, die Ohren kurz, der Hinterleib und die Beine eselsartig, wie denn auch den Hinterbeinen die Narben fehlten, der Schwanz kurz, mit langen Haaren spärlich bis zur Wurzel besetzt; die Stimme im Mittel zwischen der des Pferdes und Esels. Das Thier war gelehrig, und auf dem Rücken zeigten sich Spuren, daß es einen Sattel getragen hatte. — Wir befürchten nicht des Irrthums überführt

*) Ref. muß hiegegen erinnern, daß nach Erkundigungen, die er bey einem damaligen Offizier dieser Truppen eingezogen hat, zwar etliche Trompeter, aber keineswegs etliche Schwadronen auf Schecken ritten.

zu werden, wenn wir diesen Asinus equuleus für nichts weiter als einen Bastard von Pferd und Esel ansehen. Er wird daher auch mit dem Yo-tze der Chinesen nichts weiter zu schaffen haben, von dem man ohnedieß nichts als den Namen weiß, welcher Umstand freylich willkührlichen Deutungen höchst günstig ist.

4. Asinus Hamar H. Smith. Wenn die vorige Art doch noch auf einem lebenden Exemplare beruhte, so scheint dagegen die gegenwärtige bloß auf die Abbildung von Ker Porter begründet zu seyn. Nun muß man aber wissen, daß letztere nur nach der Erinnerung entworfen und wie de la Jarre zeigte, keinen hohen Grad von Verlässigkeit hat. Die Angabe des Rückenstreifes ist vergessen und die Färbung zu röthlich gehalten. Dieß Alles ist schon in meiner Monographie gesagt, allein wie sollte ein Engländer zum Lesen derselben kommen. Vergeblich hat deßhalb auch für H. Smith Wiegmann in seinem Archive umständlich nachgewiesen, daß der neuerdings von Is. Geoffroy abgebildete und beschriebene Dschiggetai keineswegs dieses Thier, sondern der Kulan ist. Dieser Nachweis kümmert unsern Autor nicht, da er ihn nicht kennt, und so reproducirt er guten Muthes die Abbildung eines Kulans für die eines Dschiggetais.

5. Hippotigris antiquorum H. Smith, der Congo-Dauw oder das Zebra von Pigafetta. Obschon der Verf. es selbst nicht für unwahrscheinlich ansieht, daß der Congo-Dauw von dem sogenannten Kap-Dauw (Equus Burchelli) nur eine Varietät seyn könnte, so will er jenen doch einstweilen, bis die Sache entschieden ist, als eigne Art behandeln. Von dem kapischen soll er sich dadurch unterscheiden, daß er gleich dem Zebra weiß ist mit einem bloßen Anfluge von Gelb, die Ohren sind mehr offen, mit zwey schwarzen Striemen und weißer Spitze; die Streifen, abwärts bis zum Knie und der Ferse, selbst bis zur Fessel herab verlaufend, sind sparsamer als am kapischen Zebra, mehr unregelmäßig, zerstreut und gabelig als beym kapischen Dauw; der Schwanz ist pferdartig und weiß, häufig mit Roth oder Schwarz am Ende.

(Schluß folgt.)

Verhandlungen der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft in Zürich.

(Schluß.)

In den Umgebungen von Basel fällt, wie er angiebt, das Flugjahr der Maykäfer auf die Jahre, welche sich durch 3 dividiren lassen, also 1842, 1839, 1836 u. s. w. Heer nennt dieß das Basler Flugjahr der Maykäfer. Im Kanton Bern auf die Jahre, welche durch 3 dividirt, 1 zum Rest geben, also 1840, 1837, 1834 u. s. w.: Berner-Flugjahr. Im Kanton Uri auf die Jahre, welche durch 3 dividirt, 2 zum Rest haben, also 1841, 1838 1835 u. s. w.: Urner-Flugjahr.

Das Basler-Flugjahr hat in der Schweiz den geringsten Umfang. Das dreyjährige Erscheinen der Maykäfer in der angegebenen Folge hat nach den Beobachtungen von Huber und Merian seit dem Jahre 1785 keine Störung erlitten.

Das Berner-Flugjahr hat der größte Theil der Schweiz mit Bern gemeinsam. Für Bern hat Studer aus den obrigkeitlichen Käfermandaten nachgewiesen, daß die dreyjährige Flugperiode seit dem Jahre 1693 dieselbe geblieben ist; so waren z. B.: 1702, 1705, 1708, 1711, 1717, 1726, 1771, 1801, 1804, 1807, 1816, 1831, 1834, 1837, 1840 in Bern Käferjahre, welche alle in diese Jahrfolge fallen. Aus dem Kanton Zürich weiß man, daß die Jahre 1762, 1765, 1768, 1771, 1801, 1804, 1807, 1816, 1828, 1831, 1834, 1837, 1840 Käferjahre gewesen sind.

Das Urner Flugjahr ist im Kanton Uri am schärfsten ausgesprochen, und es läßt sich hier aus den obrigkeitlichen Verordnungen nachweisen, daß diese Periode seit 177 Jahren constant dieselbe geblieben ist. In den Jahren 1664, 1730, 1817, also alles Jahren, welche in diese Reihenfolge fallen, wurden Verordnungen zu strenger Einsammlung erlassen und besonders beeidigte Käfervögte aufgestellt, welche die eingesammelten Thiere messen und sieben mußten. Dieses Flugjahr weist Heer auch

im Kanton Schwyz nach, so wie in einigen andern Kantonen, in einzelnen Landstrichen, die meist ganz scharf sich abgränzen.

Nach Erörterung der Käferflugjahre in der Schweiz wendet sich Heer der Beantwortung der Frage zu, welche Flugjahre im übrigen Verbreitungsbezirke der Maykäfer die vorherrschenden sind. Leider sind aber hier die Angaben, welche er auffinden konnte, so spärlich und die meisten so verwirrt, daß er nur einige Andeutungen statt einer vollen Antwort geben kann; doch glaubt er aus den darüber angestellten Untersuchungen den Schluß ziehen zu können, daß außerhalb der Schweiz auf dem Kontinente das Basler-Flugjahr das vorherrschende sey. Alle Angaben, die ihm aus Frankreich bekannt geworden, fallen auf das Basler-Flugjahr. Dasselbe gilt auch für einen großen Theil von Schwaben, für die Main- und Neckargegenden, das nördliche Deutschland u. s. w. *) Dazwischen scheint es indessen einzelne Landstriche zu geben, in welchen das Berner- oder Urner-Flugjahr sich einstellt. Um Nürnberg, meynt Heer, werden wahrscheinlich die drey Maykäferjahre an einander gränzen und in einander übergehen, da Roesel und Kleemann Jahre als Flugjahre anführen, die zu allen drey Perioden gehören.

Referent hat sich gerne länger bey Angaben über die dreyjährige Lebensdauer und die damit in Verbindung stehenden periodischen Verwüstungen der Maykäfer verweilt, um auf diese Beobachtungen auch bey uns die Aufmerksamkeit zu lenken und zu weiteren Untersuchungen aufzumuntern. Es soll nur noch bemerklich gemacht werden, daß Alles, was von den verschiedenen Flugjahren berichtet worden ist, von der Melolontha vulgaris und Hippocastani gemeinschaftlich gilt, und daß sich nicht genauer angeben läßt, wie viel in jedem Jahre die eine oder die andere Art an diesen Verwüstungen Antheil gehabt hat.

*) Für München scheint dasselbe Flugjahr zu gelten, da wenigstens im Jahre 1830 die Maykäfer in ungeheurer Menge vorhanden waren, so daß sie alles Laub im Hirschgarten abfraßen. Heuer waren sie nur in einigen Gegenden bey uns frequent. Für andere Jahre fehlen dem Ref. sichere Notizen, doch wird er von nun an solche aufzeichnen.

Unter den zoologischen Vorträgen machen wir noch auf einen aufmerksam, der von einigen für die Schweiz neuen Thieren berichtet. Schinz giebt an (S. 76), 3 Arten von Fledermäusen aufgefunden zu haben, wovon zwey, die Vespertilio discolor und Nattereri, bisher in der Schweiz nicht wahrgenommen worden waren. Die dritte Art sieht er für ganz neu an und legt ihr, ihrer Kleinheit wegen, den Namen Vespertilio minutissimus bey. Nach seiner Beschreibung ist der Rücken dunkel kaffeebraun, der Bauch schwarzbraun, fast schwarz. Ohren schmal, herzförmig, am äußern Rande ausgeschweift; Ohrdeckel breit, lanzettförmig, mit stumpfer Spitze. Die ganze Länge beträgt 2″ 8‴, wovon der Schwanz 1″; die ganze Breite nur 6″. Sie kam ihm zufällig in der Umgegend von Zürich zu Gesicht. Unter den Vögeln wurde Limosa Terek (Totanus javanicus Horsf.), Sterna leucopareia und Anthus Richardi von Bouga bey Neuenburg geschossen. Schinz erhielt zum zweytenmale ein junges Männchen von Otis Houbara aus dem Kanton Zürich.

Endlich erwähnen wir noch der anatomischen Untersuchung des Gehörorganes des Flußkrebses von Neuwyler. Derselbe bestätigt die Angaben von Brandt und Ratzeburg. Eigenthümlich ist ihm die Darstellung des Baues der apfelgrünen Drüse, welche aus einem vielfach zusammen gewundenen Schlauche besteht, der eigentlich nur eine unmittelbare Fortsetzung des Gehörsackes ist. In der Mitte der grünen Drüse ist eine dunklere Substanz, die sich nicht in einen Schlauch auseinander wickeln läßt und vom Verf. die „dunkle Zellenbildung“ genannt wird. Es dürfte übrigens schwer halten aus der bloßen Beschreibung, die von keiner Abbildung begleitet ist, ein klares Bild vom Baue dieser Drüse zu gewinnen. Ueber die Bedeutung dieses Gebildes weiß Verf. keinen sichern Aufschluß zu geben: als Gehörorgan, meynt er, könne man es nicht wohl deuten, weil er keinen Nerven zu ihm hingehend gesehen hätte; sollte es jedoch gelingen einen solchen darzustellen, so würde er es für ein Analogon des Labyrinthes halten.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. December.

Nro. 254. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Osservazioni sullo stato della Zoologia in Europa in quanto ai vertebrati nell' anno 1840 — 1841, lette li 27 Settembre 1841 alla terza riunione degli scienziati italiani da Carlo Luciano Principe Bonaparte, Principe di Canino e Musignano. Firenze 1842. 51 S. 8.

Auf der Versammlung der italienischen Naturforscher zu Turin war der Vorschlag gemacht worden, Jahresberichte über die Leistungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften zu entwerfen und solche auf den folgenden Congressen zur Vorlage zu bringen. In Folge dieser Aufforderung fertigte Karl Bonaparte, Prinz von Canino und Musignano, durch umfassende zoologische Arbeiten rühmlichst bekannt, einen Bericht über den Zustand der Naturgeschichte der Wirbelthiere in Europa im Jahre 1840 — 1841 an und übergab solchen der dritten Versammlung der italienischen Naturforscher, welche in der letzten Hälfte des Septembers 1841 zu Florenz gehalten wurde.

Der Gedanke, Jahresberichte über die Fortschritte der Zoologie zu entwerfen, ist nicht neu, sondern in Deutschland seit dem Jahre 1835 in Wiegmann's Archiv zur Ausführung gebracht worden, und zwar in der umfassendsten Weise, indem sich mehrere Zoologen in das Gebiet ihrer Wissenschaft getheilt haben. Auch vom Jahre 1840 — 1841 liegen solche in gedachter Zeitschrift vor, wobey A. Wagner die warmblütigen, Troschel die kaltblütigen Wirbelthiere übernahm. Der Bericht des Prinzen Bonaparte unterscheidet sich von dem deutschen dadurch, daß er nicht in systematischer Anordnung, sondern nach den Ländern seinen Gegenstand behandelt, daß er eben deßhalb mehr mit der Schilderung dessen, was die einzelnen Zoologen geleistet haben, als mit der Darlegung des Fortschrittes in der Kenntniß der Thierklassen selbst zu thun hat, daß er also mehr persönlich als sachlich gehalten ist, überdieß mehr beym Allgemeinen als beym Detail verweilt und in seiner Fassung zunächst auf Effect beym Vortrage berechnet ist. Durch äußere Umstände begünstigt, ist es dem Verf. möglich geworden, viele europäische Länder selbst zu bereisen und sich in persönliche Bekanntschaft mit ihren Zoologen zu setzen. Wo dieß der Fall ist, ist alsdann auch die Aufzählung der Zoologen und ihrer Leistungen in großer Vollständigkeit in diesem Berichte gegeben; wo aber die persönlichen Bekanntschaften fehlen, finden sich zuweilen große Lücken, so daß die Schriftsteller zugleich mit ihren Leistungen weder gekannt, noch genannt sind. Immerhin aber wird dieser Jahresbericht den italienischen Naturforschern von großem Nutzen seyn, da sie aus selbigem eine bessere Kenntniß von einem großen Theil der Leistungen des Auslandes schöpfen können, als es ihnen in ihrer isolirten Stellung bisher möglich war.

Mit England eröffnet der Verf. seinen Jahresbericht und spendet den Leistungen daselbst großes Lob. Sein Aufenthalt in jenem Lande hat ihn mit den englischen Zoologen wohl bekannt gemacht, und so finden wir die vorzüglicheren unter ihnen auch ziemlich alle erwähnt, doch hätte Richardson nicht vergessen werden sollen. Besonders schmei-

chelhaft wird der Birds of Australia von Gould gedacht: „lavoro veramente sublime e meraviglioso, valevole anzi ad accrescere la fama di tale che già sembrava non poter esse superata.“ Von Schweden wird gerühmt, daß es nicht aus der Stellung gewichen sey, in welche es Linné gesetzt hätte. Aus einem Briefe von Nilsson (der fälschlich immer Nillson geschrieben ist), theilt der Verf. S. 12 einen Auszug mit, woraus hervorgeht, daß der schwedische Zoolog mit Evidenz dargethan hat, daß der Lepus timidus von Linné, und namentlich der in der Fauna suecica beschriebene, nicht der gemeine Hase des europäischen Kontinents ist, der sich in Skandinavien nicht findet, sondern daß er der Lepus variabilis von Pallas ist, wie dieß zur Genüge die Angabe: aestate cinereus, hyeme semper albus, und eine andere: cauda abrupta semper alba, beweist *) Von demselben Hasen hat Nilsson zwey verschiedene Formen erkannt, die der Verf. lieber als eigene Arten ansehen möchte. Weiter wird angeführt, daß der genannte Naturforscher sechs schwedische Arten aus der sehr schwierigen Gattung Lemmus, einschließlich Arivola, unterscheidet, nämlich: norvegicus, amphibius, eine neue Art aus Lappland, die er medius nennt, ferner arvalis, rutilus und glareola. In Skanien, der nördlichsten schwedischen Provinz hat Nilsson Mus betulinus von Pallas aufgefunden und dabey die Entdeckung gemacht, daß diese Art nicht zu Mus, sondern zu Sminthus gehöre. Endlich macht der schwedische Zoolog in dem erwähnten Briefe gegen die Kritik, welche Temminck wegen der Kürze der Nägel auf Tab. 6. u. 7 seines Lagopus subalpinus erhob, noch bemerklich, daß diesem es nicht bekannt seyn möchte, wie mit der Befiederung auch die Nägel ändern, die nur im Winter sehr lang seyen. Retzius ist nicht erwähnt.

*) Referent erinnert daran, daß schon Schreber darauf aufmerksam gemacht hat, daß Linné unter Lepus timidus auch den Lepus variabilis zugleich mit verstanden wissen will, und führt ersteren nicht als Bewohner von Schweden auf.

Dänemark empfängt das Lob, daß es ebenfalls sich nicht fern gehalten hätte, zu den Fortschritten der Zoologie beyzutragen; um desto mehr fällt es auf, daß gerade einer der hauptsächlichsten Zoologen, Eschricht, nicht genannt ist. Von Rußland wird gesagt, daß es auch in den Wissenschaften riesenmäßig anwachse (ingigantiske); um desto weniger hätte Baer unerwähnt gelassen werden dürfen.

Von hier aus wendet sich der Verf. Deutschland und zunächst Preußen zu. Wiegmann, oracolo dell' Erpetologia, erfährt verdientes Lob. Aus der Pterylographia von Nitzsch wird eine Pterologia gemacht. Nach den Atti Naturae curiosorum werden gli Scritti dei varî Professori di Bonn angeführt, wobey jedoch Ref. bemerken muß, daß solche Schriften nicht existiren, sondern der Irrthum dadurch entstanden seyn mag, daß die Acta Naturae curiosorum in Bonn gedruckt worden sind. Süddeutschland sieht, wie der Verf. sagt, jeden Tag neue Werke erscheinen, die aber nach dem Tode von Spix, Wagler und Michahelles nicht mehr von solcher Wichtigkeit seyen. Die Complemente zu den Säugthieren von Schreibers (soll heißen Schreber) würden fortgesetzt; ein Werk über die europäischen Vögel, außer dem großen in Darmstadt, würde von Susemilh (soll heißen Susemihl) herausgegeben, ein anderes von J. Berge über die Fortpflanzung der Vögel; einige zoologische Artikel erschienen in dem Journal des Dr. Rohatzsch zu München, und Tiedemann sey fortwährend mit Wägen, Messen und Zergliedern der verschiedenen Gehirne beschäftigt. Dieß sind die gesammten Leistungen, die der Verf. von Süddeutschland zu nennen weiß. Der deutsche Leser, der nur einigermassen mit der Literatur seines Vaterlandes vertraut ist, wird sich aus Vorstehendem von selbst überzeugen, wie fremde dem italienischen Berichterstatter unsere Leistungen in dem Gebiete sind, über welches er seine Landsleute informiren will, und wie sehr es ihm daher anzurathen ist, sich selbst zuerst etwas besser auf dem Terrain zu orientiren, auf dem er andere herum führen will. Was durch Rudolph Wagner, Andreas Wagner, Rapp, Leuckart, Bi-

schoff, Jäger, Kaup u. A. auf diesem Gebiete geleistet worden, ist dem Verf., wie es scheint, auch nicht einmal dem Titel nach bekannt, während die Opere von Michahelles in einigen Journal-Aufsätzen bestehen, und das Journal von Rohatzsch für das ärztliche Publikum bestimmt ist. Die geringe Bekanntschaft des Verf. mit der deutschen zoologischen Literatur mag wohl davon herrühren, daß er unser Land nicht bereist zu haben scheint, und daher in selbigem weniger in persönliche Verbindungen als in Frankreich und England gekommen ist. Gleichwohl kann dieß jenes Uebersehen nicht entschuldigen, da es kein Land in der Welt giebt, von dem man, wie von Deutschland, so leicht Gelegenheit hat, sich mit seiner Literatur vertraut zu machen, indem die Leipziger Meßkataloge jedes Jahr alle bey uns erschienenen Werke aufführen. Was aber, insbesondere die zoologische Literatur anbetrifft, so wird dieselbe jährlich im Archiv der Naturgeschichte mit einer Vollständigkeit aufgeführt, die wenigstens für den deutschen Antheil keine wesentlichen Lücken lassen wird. Dem Auslande sind demnach von uns Mittel genug dargeboten, sich mit unsern zoologischen Leistungen bekannt zu machen; aber freylich muß es sich die Mühe geben, unsere Sprache zu erlernen, was denn doch wohl die Anstrengung lohnen möchte.

Mit Wien scheint der Verf. in besserer Verbindung zu stehen als dem übrigen Deutschland, da Natterer, Fitzinger und Heckel genannt sind. Zawadzki's Fauna der galizisch-bukowinischen Wirbelthiere, obschon im Jahre 1840 erschienen, ist nicht aufgeführt. Die Schweizer Zoologen sind, wie sichs erwarten läßt, sehr gut gekannt. Mit Recht sagt er: tutta l'Elvezia è popolata di valenti Naturalisti ed ornata di Musei.

Von Holland wird gerühmt, daß daselbst die Naturwissenschaften jetzt noch mehr blühen als sonst, doch ist weder van der Hoeven, obschon Herausgeber einer naturhistorischen Zeitschrift, noch S. Müller, obschon der hauptsächlichste Theilnehmer an den Verhandelingen, genannt, vielleicht weil ihre Schriften publicirt sind in quell idioma poco o nulla familiare all' universale. Auch hätten die beyden Brolik's und Schröder van der Kolk nicht vergessen werden sollen. Temminck's Monographie der Vespertilionen wird in Bezug auf die europäischen Arten einer strengen Kritik unterworfen und die begangenen Irrthümer nachgewiesen. Dieß ist alles Dankes werth, doch hätte Verf. nicht zu bemerken vergessen sollen, daß diese Berichtigungen bereits vor zwey Jahren durch die von ihm bey einer andern Gelegenheit citirten Naturforscher: Keyserling und Blasius in Wiegmanns Archiv publicirt worden sind.

Ueber Belgien wendet sich dann der Verfasser Frankreich zu, das, wie er sagt, seinen alten Ruhm in den Wissenschaften bewahre, trotz der Schmähungen derer, die ihm auch solchen verringern möchten. Mit den dortigen Verhältnissen ist er natürlich wohl bekannt. Die Comptes rendues de l'Acad., die Zeitschrift l'Institut und Echo nennt er sonore trombe che da Parigi proclamano il progresso delle naturali dottrine. Ueber Spanien und Portugal weiß er so wenig zu sagen als wir, und mit ihm beklagen wir den frühzeitigen Tod des Herzogs August von Leuchtenberg, der mit großem Eifer und Erfolge die Naturwissenschaften betrieben hatte. Am Interessantesten für den deutschen Leser wird des Verfassers Schilderung des Zustandes der Zoologie in Italien seyn, da der literarische Verkehr dieses Landes nicht bloß für das Ausland, sondern selbst für die einzelnen italienischen Länder unter sich mit großen Schwierigkeiten verbunden ist, die nur ein Mann wie der Prinz von Musignano leicht beseitigen kann.

Wir sehen mit Vergnügen den Fortsetzungen dieser Jahresberichte entgegen, und wollen nur wünschen, daß der von uns hochgeschätzte Hr. Verfasser den übrigen europäischen Ländern dieselbe Aufmerksamkeit, wie Italien, Frankreich und England zuwenden möge, um uns völlig befriedigt zu finden.

The Natural History of Horses etc.

(Schluß.)

Ob diese Merkmale an den Exemplaren von Guinea beständig, oder ob sie nicht auch denen vom Kap mitunter zukommen, müssen fernere Beobachtungen entscheiden. Ref. will nur noch bemerklich machen, daß der Name Dauw (eigentlich Dau oder Daub) weder dem Hippotigris antiquorum, noch dem H. Burchelli mit Recht zusteht, indem mit diesem Worte die Hottentotten das Zebra bezeichnen. Uebrigens sind wir in Bezug auf H. Burchelli mit dem Verf. der Meynung, daß man die Arten nicht nach den Namen der Personen benennen soll, so lange als man noch bezeichnende andere aufzutreiben weiß. Dieß ist auch der Grund, warum Ref. dem Tigerpferd, für das er Gray's Benennung Asinus Burchelli nicht passend, die von Fr. Cuvier (Equus montanus) ganz unrichtig fand, den Namen Equus festivus beylegte, der um acht Jahre älter ist als der von Hamilton Smith vorgeschlagene Hippotigris campestris.

6. Hippotigris isabellinus. H. Smith. Im brittischen Museum steht ein ausgestopftes Exemplar, das mit dem Quagga in dem pferdeartigen Kopf, Ohren, Leib, Kruppe, Schwanz und Schultern übereinkommt, aber durch Kleinheit, indem es kaum 10 Fäuste hoch ist, und noch mehr in der Färbung abweicht. Nase, Ohren und Mähne sind weiß; Kopf, Hals, Rumpf und Kruppe sind gelblichfalb, am Kopf mit braunen Streifen, am Halse, Schultern, Seiten und der Kruppe mit weißen Querstreifen, von denen einige gespalten sind. Unterleib und Beine sind weiß; das vordere Fesselgelenk und Ringe über den Hufen der Hinterfüße sind rußschwarz und die Hufe schwarz. Diese Merkmale kommen, wie der Verf. zufügt, keiner bekannten Art zu. Die Heimath des beschriebenen Exemplars ist unbekannt, doch wird als solche das Kap vermuthet. Ham. Smith sieht in ihm Le Vaillant's Ane isabelle, den freylich seitdem Niemand mehr beoachtet hat, so daß die Vermuthung nahe liegt, der Hippotigris isabellinus möchte doch nichts weiter als eine Farbenabänderung des Quaggas seyn.

Am Schluße handelt der Verf. von den mannigfaltigen Bastarden, die durch Vermischung verschiedener Arten der Pferdegattung mit einander erzeugt werden. Das meiste Interesse erregen die Erfahrungen, welche durch den Graf von Morton gemacht wurden, Sie sind zwar schon in den Philosophical Transactions von 1821 mitgetheilt, indeß haben sie bey uns nicht die Publicität bekommen, die sie verdienen. Eine Pferdestute wurde von einem Quaggahengste belegt und brachte ein Füllen mit der Streifung des Vaters. Dieselbe Stute wurde nachher dreymal von einem schwarzen arabischen Hengste belegt, gleichwohl waren die in drey nacheinander erfolgten Geburten zur Welt gebrachten Füllen ebenfalls noch mit mehr oder weniger Querstreifen versehen. Auf Tab. 26, 27, 29 und 14 sind diese Füllen dargestellt. Das Merkwürdige ist hiebey, daß die erste Paarung mit dem fremdartigen Quagga noch auf die drey nachmaligen, durch den gleichartigen Hengst bewirkten Zeugungen einen Einfluß ausüben konnte.

Bey dieser Gelegenheit will Ref. hinzufügen, daß gegenwärtig in der schönen Menagerie zu Schönbrunn bey Wien ein Bastard von einem Eselshengst und einer Quagga-Stute zu sehen ist. Er ist zunächst dem Esel ähnlich, auch in der Farbe mit dem Eselskreuz. Die Beine sind weiß, auf der Außen und Vorderseite der ganzen Länge nach mit schwarzen Querstreifen belegt.

A. Wagner.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. December.

Nro. 255. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Flora dalmatica sive enumeratio stirpium vascularium quas hactenus in Dalmatia lectas et sibi observatas descripsit digessit rariorumque iconibus illustravit Robertus de Visiani, Dalmata Sibenicensis, Med. Doctor, in patavina studior. univers. rei herbar. Professor hortique Praefectus etc. Tomus I. cum tabulis aeneis XXV. Lipsiae apud Fried. Hofmeister. 1842. 4. XII. und 252 Seiten.

Wenn bereits seit einer Reihe von Jahren die Flora Dalmatiens auch nicht mehr zu den unbekannten gezählt werden konnte, so waren doch die Materialien, welche wir bisher über dieselbe besaßen, meistens so in der periodischen Literatur zerstreut oder fragmentarisch, indem sie sich nur auf Beobachtungen und Entdeckungen einzelner Reisenden bezogen, daß selbst eine bloße Zusammenstellung derselben zu einem Ganzen eine verdienstliche Compilation gewesen wäre. Der gelehrte Herr Verfasser vorliegenden Werkes war indessen weit entfernt, sich dabey zu begnügen. Dalmatiner von Geburt beschäftigte er sich von früher Jugend mit der Kenntniß seines Vaterlandes und nachdem sein Beruf für Naturwissenschaften besonders für Pflanzenkunde sich entschieden hatte, richtete er seine Aufmerksamkeit unausgesetzt auf die Flora dalmatica. So untersuchte er vom Jahre 1820 bis 1837 auf vielen Reisen durch die einzelnen Districte Inseln und das Festland, verglich alle Sammlungen der vaterländischen Botaniker und erlangte damit nicht nur vollständige Uebersicht alles bisher Geleisteten, sondern bereicherte auch die Flora mit einer beträchtlichen Anzahl interessanter neuer Arten, welche theils jetzt zum ersten Male aufgeführt werden, theils in frühern Abhandlungen (vergl. Stirpium dalmaticarum specimen. Padua 1826, Flora 1829 ꝛc.) von ihm bereits vorliegen. Die Einleitung von S. 1—22 giebt Rechenschaft über diese Arbeiten, behandelt sodann das Wesentlichste der physikalischen und klimatischen Beschaffenheit des Landes, um daraus die vorkommenden Kombinationen der Vegetation näher zu erklären, und charakterisirt letztere selbst in ihren hervorstechendsten Formen. Es wird nicht uninteressant seyn, hiebey etwas zu verweilen.

Dalmatien, in der Ausdehnung, wie der Verfasser es bezeichnet, erstreckt sich an der nordöstlichen Küste des adriatischen Meeres von $44^{\circ}\,42'$ bis $42^{\circ}\,12'$ nördl. Br. und zwischen $12^{\circ}\,39'$ und $16^{\circ}\,38'$ östl. Länge von Paris. Es theilt sich in einen langgestreckten Küstenstrich, der sich gegen Osten an Kroatien und an die Herzogewina lehnt, südlich an Montenegro gränzt, und in die vorliegenden zahlreichen Inseln. Unter letzteren lassen sich die nördlicheren liburnischen, welche der Küste parallel ihre größte Ausdehnung von Norden nach Süden haben, unterscheiden von den südlicheren dalmatischen, welche von Westen nach Osten gestreckt mit ihrer östlichen Spitze beträchtliche Winkel mit dem Festlande bilden. Das Festland ist von vier Bergketten durchzogen, deren höchste Gipfel jedoch nicht bis 6000′ hoch sind (Dinara 5515, Biokowo 5371′). Auch die Inseln haben ihre Berge, welche jedoch an Höhe denen des Festlandes weit nachstehen: als der be-

deutendste wird der San Vito aus Brattia mit 2400′ angegeben.

Außer gegen Norden und Nordosten sind die Gebirge von Waldung entblößt. Sie gehören zur Jura-Kalkformation. Der Kalk bildet mächtige derbe Schichten, wechselnd mit Lagen von Muschelversteinerungen und dem sogenannten istrianer oder dalmatiner Versteinerungsmarmor. Einzeln kommen auch schöne bunte und rein weisse Marmore vor. Ebenso sind die Inseln beschaffen. Die geringe Höhe der Berge bedingt, daß nirgends ewiger Schnee vorkommt; die der Küste zunächst gelegnen sind außerdem durch Sonne und heiße Winde unfruchtbar und von aller Vegetation entblößt. Auf den Inseln finden sich häufig dieselben fossilen Säugthierknochen in röthlicher eisenhaltiger Breccie, welche auch auf den Balearen, an den italienischen Küsten und in Griechenland vorkommen. Von Metallen hat man nur Spuren von Eisen und Bley, doch wird darauf kein Bergbau betrieben. Die Goldgruben, deren die Alten erwähnen, mögen östlich in den türkischen Provinzen zu suchen seyn, wo Urgebirge und heutzutage noch Silbergruben sich finden. Steinkohlen sind häufig, hie und da Bitumen. Besonders auf den Inseln kommen zahlreiche Höhlen zum Theil von großer Ausdehnung vor.

Der Boden ist im Allgemeinen fruchtbar, wenn auch häufig hügelig und steinig, wo dann bey guter Pflege Olive und Rebe trefflich gedeihen. Die Bewässerung wäre durch mehrere Flüsse in den Thälern reichlich gegeben, wenn solche nicht während der heissen Jahreszeit, von keinem Alpenschnee noch Bergquellen genährt, austrockneten. Landseen sind mehrere vorhanden, und große an den Küsten brakische Sümpfe entziehen noch immer beträchtliche Strecken fruchtbaren Landes der Kultur.

Die Temperatur ist sehr gelind. Selten fällt im Winter in den Ebenen Schnee und die dalmatinische rauhe Jahreszeit würde von der neapolitanischen wenig abstehen, wenn nicht die heftigen und oft lang andauernden Nordwinde (Bora) das Land oft so plötzlich erkälteten. Ueber die Gränzberge von Bosnien einbrechend und in den Thälern sich fangend, versengen diese eisigen Stürme nicht nur alle Vegetation, sondern sie entwurzeln Alles, selbst krautartige Gewächse, die ihnen im Wege stehen. Der Frühling beginnt schon im Februar, ja Mandelbäume und andre Gesträuche blühen oft, freylich der Fröste wegen meistens vergeblich, schon im Januar. Von Februar bis May dauert die lieblichste an seltnen Gewächsen reiche Blüthenzeit, während welcher Felsspalten, Hügel und Ebenen sich mit Blumen und vergänglichem Laubwerk schmücken. Glühend heiß währt dann der trockne Sommer bis Ende September, erst gegen seinen Ausgang durch Regen gemildert. Zu dieser Zeit ist alle Vegetation versengt, wenn nicht Gewitter die Erde tränken und so nicht selten einen zweyten Frühling für einzelne Gegenden hervorrufen. Der Herbst beginnt spät und ist regnerisch bey herrschendem Westwind.

Die Zusammensetzung der Flora entspricht der Milde des Klima's und wir werden auf ihre Eigenthümlichkeiten zurückkommen. Die Küste und ihre Hügel ernähren die Myrte, an höheren Orten gedeihen Oelbaum und Mandel, auf kahlen Felsen die Agave, längs den Bächen blüht der Oleander. Mit geringer Pflege werden Citronen, Pomeranzen Opuntien, Mimosen u. s. w. überwintert, ja einzeln reift nach des Verf. Angabe bey gutem Schutz sogar die Dattel. Mastix und Manna werden gewonnen und im Handel geschätzt. Wein und Obstfrüchte sind vortrefflich.

Die natürliche Vegetation theilt der Verfasser in drey Regionen:

1) **Küsten-Region.** Inseln und Littorale bis zu 1400′ ü. d. M., repräsentirt durch Olea sylvestris, Arbutus Unedo, Laurus, Nerium, Pinus halepensis u. Pinea, Pistacia Lentiscus, Phylireen, Rosmarin, Alaternus, Cistrosen, Trichonema, Crozophora, Andrachne, Arum ternifolium u. s. w.

2) **Berg-Region** von 1400—3500′ in den innern Bergzügen und höhern Thälern. Re-

ben deutschen Waldbäumen und Vorgebirgspflanzen kommen als eigenthümlich vor: Quercus Cerris, Cytisus Weldeni, Teucrium Arduini, Primula suaveolens, Centaurea tuberosa, Helleborus multifidus, Cerastium grandiflorum etc.

3) Voralpen-Region von 3500′ bis zu den Gipfeln der höchsten Berge, besonders im innern Nordosten des Landes. Charakteristisch: Arenaria Arduini, gracilis, Campanula pumilio und serpyllifolia, Silene graminea und Tomasinii. Die deutschen Gebirgspflanzen, welche vorkommen, finden sich bey uns alle schon am Fuße der Alpen, wie Dryas, Rosa alpina, Arabis alpina, Lonicera alpigena etc.

Die geringe Höhe der Gebirge unter dieser Breite und in so geringer Entfernung von der Küste erklärt den gänzlichen Mangel einer Hochalpen-Flora.

Von den drey Regionen ist die unterste, die Küstenregion, der deutschen Flora am fremdesten. Wie fast überall um das Mittelmeer hat sich eine eigenthümliche Vegetation in den Niederungen der deutschen Ebenenvegetation untergebreitet und diese so zu sagen an den Höhen hinaufgeschoben, obgleich noch viele Repräsentanten derselben auch in der Ebene verweilen. Im Ganzen beträgt indessen der Antheil, welchen die eigentliche deutsche Flora (diesseits der Alpen) an der dalmatinischen hat, kaum mehr die Hälfte der Arten, und es ist merkwürdig, wie arm dabey manche bey uns sehr speciesreiche Gattungen werden. So zählt Carex in Deutschland über 90, Salix bey 40 Arten, in Dalmatien jene 9, diese 8. Dieses erscheint um so auffallender, da wir selbst aus Griechenland gegen 30 Carices und wenigstens 8 Weiden besitzen. Von deutschen Waldbäumen finden sich noch die Föhre, Weißtanne (Rothtanne und Lerche fehlen), Eibe, Buche, Hainbuche, Stieleiche, Haselnuß, Schwarzerle, Weiden, Silberpappel, Espe, Esche, Ulme, der weiße Ahorn u. s. w.

Nach des Verfassers Angabe folgen sich als die artenreichsten Familien in der Flora Compositae, Leguminosae, Gramineae, Umbelliferae, Cruciferae, Labiatae etc. In Deutschland und der Schweiz ist nach Koch die Reihenfolge Compositae, Gramineae, Leguminosae, Cyperaceae, Umbelliferae, Scrophularineae, Labiatae. Dabey sind unter den Compositis in Deutschland die Cichoraceae, in der mediterraneischen Flora die Carduaceen häufiger, unter den Leguminosen sind die meisten deutschen perenn, die mediterraneischen großentheils einjährig; die Cyperaceen sind in Deutschland so reich durch die überwiegenden Careceen, welche in Italien sich sehr verringern, so wie überhaupt die Familie bis gegen die Wendekreise hin sich sehr in ihrer Bedeutung verliert, bis sie durch die Menge der eigentlichen Cypereen, Sclerien, Fuirenen u. s. w. und zahlreiche Scirpeen sich wieder am Aequator verstärkt. Die Scrophularineae nehmen eben so in Italien ab und die noch vorkommenden sind größtentheils einjährig.

Interessant ist die Aufzählung vikariirender Arten, welche der Verfasser in zweyerley Weise giebt, indem er nachweist, wie einestheils in den Niederungen Dalmatiens viele gemeine deutsche Pflanzen fehlen, aber durch sehr analoge der dalmatischen Flora zum Theil bisher eigenthümliche ersetzt werden, anderntheils aber auch solche eigenthümliche dalmatinische Gewächse der Ebene in den höhern Lagen der zweyten und dritten Region wieder durch analoge deutsche abgelöst werden. Als Beyspiele ersterer Art führt er unter andern an, daß statt der deutschen Asperula cynanchica A. longiflora, st. Lycopsis arvensis L. micrantha, st. Anchusa officinalis A. microcalyx, st. Primula veris Pr. suaveolens, st. Gentiana Amarella G. crispata, st. Triglochin palustre Tr. Barrelieri. st. Cytisus Laburnum C. Weldenii etc. vorkommen. Dagegen wird bey dem Eintritt in die Bergregion Thymus acicularis durch Th. Serpyllum, Salvia verbenaca durch S. pratensis, Thesium divaricatum durch Th. Linophyllum, Onopordon illyricum durch O. Acanthium u. s. w. ersetzt.

Im Verhältniß der Artenzahl ist die Flora reich an neuen sonst noch nirgends aufgefundenen Arten. Der vorliegende erste Band, dessen Text die Familien nach der Bartlingschen Methode von den Characeen bis zu den Amarantaceen aufzählt,

enthält auf den weiter, bis zu den Rubiaceen, beygefügten 25 Tafeln mehr als 30 Abbildungen neuer Arten und leicht mag noch das Doppelte bis zum Schlusse des Ganzen zu erwarten stehen. Dieser Reichthum an, wenigstens größtentheils mit Recht, als neu beschriebenen Arten weist schon auf eine beträchtliche Differenz zwischen der dalmatischen und der eigentlichen italischen Flora hin, wie sich solche bald noch näher herausstellen wird.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die große lombardische Ebene, das Stromgebiet des Po, einen eigenthümlichen Querabschnitt in der Flora Oberitaliens bildet. Die Vegetation des südlichen Alpenhanges zwischen Mailand und Venedig, welcher gegen Norden die Ebene einschließt, ist südlicher als die Niederung selbst und in ihrer Combination wesentlich von letzterer verschieden. In Toskana und dem größten Theil des Kirchenstaates macht der Apennin das Land mit Ausnahme der Küstenränder ebenfalls rauher als es der Lage nach seyn sollte, und man kann so ziemlich sagen, daß erst südlich von Rom an eine Vegetation eintrete, welche als directe Fortsetzung derjenigen des südlichsten Alpenabhanges betrachtet werden kann. Sie weicht aber, obgleich durch so viele ausgezeichnete Botaniker schon fleißig untersucht, überall wesentlich von der dalmatinischen ab, wenn man natürlich die allgemeinsten und verbreitetsten Repräsentanten der mediterraneischen Flora, besonders die uralten gemeinsamen Nutz- und Ziergewächse Lorbeer, Myrte, Pinie, Cypresse, Granate ꝛc. in Abzug bringt. Eben so verschieden zeigt sich die Flora von Genua, welche mit der der Seealpen von Nizza herüber in genauerem Zusammenhang steht. Daß der ganze westliche Theil des Mittelmeeres, Korsika, Sardinien, die Bretagne und die spanischen Küsten schon von der eigentlich italischen Flora beträchtlich abweicht, ist längst nachgewiesen, noch mehr differirt er von der dalmatinischen. Dagegen wird Jeder, dem die griechische Flora genauer bekannt ist, eine große Verwandtschaft dieser mit der dalmatinischen und unter den neu abgebildeten dalmatischen Arten viele ihm schon von Griechenland als noch unbeschrieben vorliegende erkennen. Leider kennen wir die albanischen Küsten, ja selbst die Flora der jonischen Inseln noch zu wenig, um den directen Zusammenhang nachweisen zu können, gewiß ist es aber, daß die dalmatische Flora sich am nächsten in ihrer Zusammensetzung der griechischen anschließt und damit die Ansicht befestigt, daß die Vegetation des gegen Süden vorspringenden Continentes zwischen dem adriatischen und ägäischen Meere in vielen Grundzügen verschieden sey von der italischen Halbinsel und in vieler Beziehung viel mehr Verwandtschaft mit den östlichen Regionen gegen das schwarze Meer hin an den Tag lege.

Es wäre vorschnell, über sämmtliche als neu beschriebene und abgebildete Arten, großentheils ausgedehnten und schwierigen Gattungen angehörig, bereits ein Urtheil versuchen zu wollen. Die bekannte Genauigkeit des Hrn. Verfassers sowohl als seine heimathliche Vertrautheit mit der Flora des Landes dürfte die Untersuchung auch ziemlich unfruchtbar machen. Bemerkt muß indessen werden, daß unter den Abbildungen, welche zum Text dieses Theils gehören (Tab. I — IV.), Aegilops biuncialis Vis. in der Aufzählung gar nicht vorkommt, Ornithog. saxatile und Scilla amethystina Vis. der Abbildungen dagegen als Synonymen zu Orn. comosum L. und Scilla pratensis W. K. gezogen werden. Tab. V — XXV. sind im Texte noch gar nicht behandelt. Wünschenswerth wären größere Vollständigkeit und hiezu auch stärkere Vergrößerung der Analysen gewesen. Die äußere Ausstattung des Werkes gereicht dem Verleger zur Ehre.

Z.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. December.

Nro. 256. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Strassburgische Chronik von Fritsche Closener. Stuttgart gedruckt auf kosten des literarischen vereins 1842. (Druck der Officin von J. Kreuzer in Stuttgart). 127 u. XIV. S. gr. 8.

Der Umschlag dieses Werkes giebt dasselbe als „erste Publication des literarischen Vereins zu Stuttgart“ zur Herausgabe älterer Druck- und Handschriften und ausschließlicher Vertheilung derselben an seine Mitglieder kund. Dieser Verein ist bekanntlich erst seit einem Jahre in's Leben getreten und verspricht seinen Mitgliedern, welche jährlich 11 fl. erlegen, für sein erstes Verwaltungs- und Wirkungsjahr außer oben genannter Chronik noch das Leben des schwäbischen Edelmannes Georg von Ehingen, das Handlungsbuch eines Ulmer Kaufherrn aus den Jahren 1420—1480, höchst wichtig für die Geschichte des deutschen Handels; eine Reise des bekannten Ulmer Mönches Felix Fabri nach Palästina zu Ende des 15. Jahrhunderts, ferner die catalonische Chronik des Raymund Montaner, endlich den Wiederdruck des portugiesischen Cancioneiro. Wir bleiben hier billig bey der ersten sehr sauber ausgestatteten Publication des besagten Vereines stehen.

Die in derselben vor uns liegende Straßburgische Chronik von Fritsche (Friedrich) Closener, einem gebildeten Straßburgischen Priester des 14. Jahrhunderts, welche dem Jahre 1360 ihre Entstehung verdankt (s. S. VIII. der Vorrede) und deren ursprüngliches Exemplar nach langer Verschollenheit erst in Paris (k. Bibliothek Nr. 15,444) wieder auftauchte, wird uns durch die genaue Abschrift des für elsaßische Geschichte so sehr thätigen Professor A. W. Strobel zu Straßburg dargeboten. Seine Vorrede giebt von S. I. — IX Nachricht über ihren Verfasser, so wie über ihr Verhältniß zu früheren elsassischen Chroniken. Diesem Berichte fügt Prof. Albert Schott von Stuttgart eine besonnene Rechenschaft über die beym Abdrucke der dem Vereine überlieferten Abschrift beobachteten Grundsätze der Rechtschreibung bey, deren Maßhaltung nur belobt werden kann. Mit Recht wird auf das frühe Vorkommen der fz (statt z) und u (statt ue d. i. uo, ua) aufmerksam gemacht, welche das Schriftdeutsch ganz durchgeführt hat. —

Diese Chronik ist nach dem Geiste ihrer Zeit eigentlich eine Weltchronik, sie fängt ab ovo an, d. h. wenn auch nicht gerade von Erschaffung der Welt, so doch nach allen Päpsten („Unser herre Jhesus Christus, der erste und der oberste habeft etc. . .; Petrus, der zwelfbote, besas noch unsers herren martel den priester-stul in der osterlanden iiij jar, uñ fang do sin ersten messe u. s. w.) mit allen römischen Kaisern von Julius Cäsar an (Julius was der erste keiser zu Rome S. 12); denn es war Bedürfniß, das Imperium oder das Reich der Deutschen geschichtlich rechtlich durch ununterbrochenen Uebergang von Julius Cäsar (von dem, wie das Annolied V. 271 sagt, noch hiude küninge heizint keisere) an, auf und durch Karl den Großen zu begründen, bey dem es darum auch hier wieder S. 19 heißt: Sus kam daz romesche rich an die Frantzofen (d. i. Franken oder Deutsche) über do man zalt von Gots geburte DCCCI.

Es war somit eine gedrängte Weltchronik beabsichtigt, die von sich selbst sagt: „Dis ist die Kronika aller der bebeste und aller der rômeschen Keiser, die sit Criſtus geburte sint gewesen. — Man vindet ouch, fährt sie fort, hie geschrieben wer fú sint, alle die iâre die fú gewesen sint unde ouch gerichsent hânt, unde ouch etteliche getât, die fú in denselben jâren getân hânt unde begangen. Wie die Päbste aber auf S. 1 — 12 von Christus bis Clemens („Der was der erst, der den stul von Rome gen Avion zoch, do er noch ist") nur ganz kurz verzeichnet stehen, so werden auch, bis auf einige (Constantin, Julian; Justinus, unter dem von Dietrich von Bern erzählt wird; Karl der Große ꝛc.), die römischen Kaiser nur in gedrängter Uebersicht aufgeführt und zwar zuerst die Kaiser zu Rom (S. 12. Hie hebet an die Kronika aller romeschen keiser), darnach die Kaiser zu Byzanz (S. 15: Sus kam daz rich an die Kriechen unde bleib an in untz an den grofzen Karlen), worauf die deutschen Kaiser folgen; von diesen zuerst die karolingischen (S. 19) dann die fränkischen und sächsischen (S. 20), wo bey Otto III. des Wahlrechtes gedacht wird mit den Worten: Dise iij Otten hetent daz rîche besefzen also in erbendes wise. Dô nôch wart ûf gesetzet, wann dirre hünderst Otte keinen sun hatte, daz die vij kurfürsten einen romeschen keiser welen sullent" (S. 21).

Erst mit den Hohenstaufischen Kaisern (S. 22) wird Klosener ausführlicher und lebendiger; schon bey Kaiser Friedrich II. (S. 23 — 24.), noch mehr aber bey Rudolf von Habsburg, dem er (S. 26 — 47.) die umfassendste Darstellung widmet; eben so bey Kaiser Adolf von Nassau (S. 47 — 55), nach welchem er mit Kaiser Karl IV. in wenigen Zeilen und mit den Worten „Der wart gekrônet zu Rôme, dô man zalt MCCCLV jôr" abbricht.

Nach diesem langen Anlaufe geht der Straßburger Priester endlich auf die Geschichte seiner Stadt über und erzählt uns, nachdem er (S. 55 — 57) ganz kurz bloß aller bischof namen, alse fú nôch ordenunge gewesen sint zu Strôfzeburg (S. 55 — 57) bis auf Johannes von Lichtenberg (welcher im schon genannten Jahre 1360 Beschwerden gegen den Magistrat von Straßburg erhob) aufgeführt hat, zunächst sehr ausführlich (S. 57 — 72) „Wie die stat zu Strôsburg streit mit bischof Walther von Geroltzecke" im Jahre 1260 (S. 57)., wobey der Geißelfahrt 1262 gedacht wird. Dieser Erzählung folgt S. 72 — 75. die fernere Reihe der Straßburger Bischöfe von 1262 — 1362, wonach allerley die Stadt Straßburg betroffen habende Feuersbrünste (76 — 77) Kriegszüge (77 — 82), Judenverfolgungen (82 — 83), Geißelzüge, (83 — 98), Seuchen (98 — 99), Bürgerzwiste (100 — 109), darnach untermischte Nachrichten über Bauten, Witterung über Naturbegebenheiten (108 — 114) und Kriege wegen streitiger Wahlen (S. 114 — 117) verzeichnet werden; hienach abermals Geschichte der Hohenstaufen von Philipp bis auf Konradin (117 — 126), welche, wie wir noch weiter sehen werden, als Nachholung von Vergessenem oder Vermischtem angesehen werden muß. Denn mit diesen Worten schließt der Sammler, welcher ganz am Ende sich nennt, S. 127: „Dônôch wart gröfe Rudolf von Habesburg rômesche kunig, als dô vor geschriben stât. Unde wie daz fi, daz ouch dô vorgeschriben ist von keiser Frideriche unde Cunrât, sime sune, unde von Cunrât, desselben Cunrâts sun, doch hân ich hie iregetete etliche stucke gentzlicher geschriben, dann dô vor. dô lese ein man, wels er welle."

2.

Diese Closener'sche Chronik ist uns in doppelter Hinsicht beachtenswerth. Einmal (was Herrn Professor Strobel auch zur Wiederherausgabe veranlaßte) wird nach der bisherigen Schilderung keinem Kenner der deutschlateinischen Chronikenwelt des Mittelalters entgangen seyn, daß wir es hier mit dem Vorbilde zu thun haben, das Jakob Twinger von Königshofen seiner straßburgisch-elsäßischen-Chronik geeigneten Ortes (denn sein Werk schwillt vielmehr zur wirklichen Weltchronik an) wörtlich zu Grunde legte. Hatte doch auch schon ein Johannes Twinger 1362 den arbeitsamen Priester Closener zu seinen die Stadt

Straßburg betreffenden Arbeiten veranlaßt (S. 72 und VIII). Dieses Verhältniß beyder Geschichtswerke liegt durch Professor Strobels Verdienst zu Tage; ein anderes, vielleicht noch wichtigeres entgieng ihm, obschon eine Pergamenthandschrift der Straßburger-Bibliothek ihn darauf hätte leiten können; doch lag das sich hier Bietende nur in anderortigen Handschriften (München, Berlin, Bremen, Wolfenbüttel rc.) recht klar zu Tage. Aber auch schon das Chronicon Luneburgense bey Eccard hätte einen nähern Wink an die Hand geben können. Wie wir nämlich nach dem Geiste der früheren Jahrhunderte auch Königshofen seine Vorgänger unbefangen wörtlich benutzen sehen, so hat auch sein nächster Vorarbeiter Klosener nur wieder die Arbeit eines früheren und zwar wörtlich, in großen Abschnitten aufgenommen.

Professor A. Schott deutet S. XIII. schon an, daß der Unterzeichnete, welcher auf jüngster herbstlicher Durchreise durch Stuttgart bey ihm die Aushängebögen sah, eine bezeichnende Stelle von Kaiser Adolph von Nassau, die er noch eben vor seiner Abreise von München in einer ganz anderartigen Chronik gelesen hatte, bey Closener wörtlich wieder erkannt habe. Wenn Prof. Schott dabey auf eine beyden Chronisten gemeinsame lateinische Quelle schließt, so ist dieß ein leicht sich aufdrängender Irrthum; denn grade jene so eben angedeutete anderweitige und zwar deutsche Chronik, die wir sogleich näher schildern wollen, ist Closeners unmittelbare Quelle gewesen und sie wurde es für ihn grade in den seiner Zeit näher stehenden Jahrhunderten oder Kaisergeschichten. Wenige Gegenüberstellungen, außer der von Schott bereits mitgetheilten über Adolfs von Nassau Persönlichkeit, werden jene Behauptung einfach bestätigen und Closeners wörtliche Benützung grade dieser deutschen Chronik zur Ueberzeugung bringen. Schott schließt auf lateinische Quelle (für beyde Arbeiten), weil Closener (S. 72; doch nur von dem vereinzelnten Kriege der Straßburger Bürger mit dem Bischof Walther von Geroldseck) sagt „Nu sol man wiszende, daz dirre krieg unde strît beschriben sint unde wurdent zu latine . . unde wart die geschrift gar vollebrôhte von diseme kriege an deme ôstertage, dô man zalte von Gottes geburte 1290 jôr;“ und diese Beschreibung allein war es, von welcher es daselbst weiter heißt, daß sie Friedrich Klosener — durch bete willen Johannes Twingers, eins burgers zu Strôsburg von latine zu tütscher sprôchen bröht, do man zalte von Gots geburte 1362 jôr. u. s. w.

Jene in der Vorrede schon angedeutete, im Cod. mon. germ. membr. N. 55 enthaltene deutsche Chronik, von der wir bisher keine nächste lateinische Quelle haben entdecken können (obschon des Martinus Polonus Anordnung und Gang nicht zu verkennen ist), dürfte aber schon nach dieser Münchener Handschrift zum wenigsten nicht über das Jahr 1300 hinausgehen. Denn diese eben wieder vor uns liegende Handschrift schließt, wie Closener mit dem seiner Abfassung nahen Jahre 1355 (mit Karls IV. Krönung) abbrach, mit den ersten Jahren Kaiser Ludwigs des Bayern: nachdem seine Wahl im Jahre 1314 zu Frankfurt und seine Weihe zu Achen kurz erzählt worden ist (dô weiht vnd chront in pischof peter von Maegentz ze Römischem chünig), heißt es gleich darauf Dor ân waz er . . . . . iar mit gewalt vnd doch mit grôzzer arbeit; wonach noch 18½ Zeile folgen, ohne daß nur die Vorderseite des letzten Pergamentblattes vollgeschrieben worden wäre. Jene für die Jahre seiner Regierung offen gelassene Lücke, in welche erst eine sehr späte Hand Ainßvndreissig eingetragen hat, spricht doch wohl für eine Endung dieser durchaus von Einer Hand geschriebenen Handschrift nahe um das Jahr 1314,*) wohin auch ihre Sprache weist, wie die größere Lebendigkeit und Wärme, mit welcher die zunächst vor Kaiser Ludwig vorausgehenden Kaiser („Hainrich von Lutzelnburch, chunich Albrecht, Adolf graf von Nazzowe, kunich Rudolf, bis auf Friedrich den zweyten, ja auf „den ersten kaiser Friedrich“) geschildert werden. Aber wir werden sogleich sehen, daß andre Handschriften desselben Werkes sicher ins dreyzehnte Jahrhundert zurückweisen.

*) Wir werden sehen, daß auch eine Straßburger Handschrift mit 1312 schließt.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik. ꝛc.

(Fortsetzung.)

Aehnliche Versuche mit oxydirbaren Metallen (Messing und Silberplatten) und ebenso mit Chlor-, Brom- und Jodsilber führten zu den Resultaten, daß

a) Strahlen, welche die brechbarsten Strahlen des Sonnenlichtes begleiten, auf Metallplatten, die in eine Flüssigkeit getaucht sind, eine solche Wirkung ausüben, daß daraus elektrische Effecte entspringen, die man nicht von der Wärme ableiten kann, und

b) daß die Zersetzung des Chlor-, Brom- und Jodsilbers unter Einfluß des Lichtes elektrische Effecte hervorbringt, die zur Vergleichung der activen chemischen Strahlen dienen können.

6) Seit Schele sind häufig Untersuchungen über den Einfluß der chemischen Strahlen des Sonnenlichtes angestellt worden, und auch Hr. Becquerel machte die Wirkung des Sonnenspectrums auf Silbersalze (S. 45 — 56) zum Gegenstand seines Studiums. Er benützte dazu vorzüglich Bromsilberpapier, und fand, daß das Licht einerseits begleitet wird von den gewöhnlichen chemischen Strahlen, die auf die Silbersalze einwirken, und sich von der Gränze des Grün und Blau bis über das Violette erstrecken, andernseits aber von Strahlen, welche zwar dieselbe Umwandlung bewirken, jedoch sie nicht anfangen, sondern nur, wenn sie begonnen ist, fortsetzen. Diese erstrecken sich vom Roth bis zum Blau, und vielleicht noch weiter. Hr. B. nennt die erste Klasse dieser Strahlen erregende (excitateurs) die andere fortsetzende (continuateurs), ein Unterschied, welcher sich wie im Sonnenspectrum, so auch hinter farbigen Schirmen kund thut.

In Rücksicht des Lichtes eines widerholten elektrischen Funkens ergab sich, daß auch dieses von erregenden chemischen Strahlen begleitet ist, und daß Bromsilberpapier unter weißen, violetten und blauen, aber nicht unter gelben und rothen Gläsern nur zum Theil alterirt wird, und daß daher die erstern einen Theil der chemischen Strahlen durchlassen. Allein es bedurfte einer nachherigen Wirkung gewisser Strahlen, um eine Färbung zum Vorschein kommen zu lassen, und man scheint daher zu den Schlüßen berechtiget, daß a) die chemischen Strahlen, welche das Sonnenlicht begleiten und auf Silbersalze wirken, wenigstens zweyerley Strahlen (erregende und fortsetzende) umfassen, b) die fortsetzenden die rothen, orangefarbenen gelben und grünen, die erregenden aber die blauen und violetten begleiten, und selbst jenseits des Violetten liegen c) Schirme lassen entweder bloß die fortsetzenden, oder beyde Klassen der Strahlen durch. d) Die fortsetzenden Strahlen unterhalten auch eine chemische Action, die unter dem Einfluß des das elektrische Licht begleitenden chemischen Agens angefangen ist.

7. Hr. Franz Graf Schaffgotsch beschreibt (S. 193 — 201) sehr einfache Apparate zur Hervorbringung subjectiver sowohl temporärer als localer Ergänzungsfarben, und glaubt, daß beyde Arten denselben Grund haben; denn auch die localen Ergänzungsfarben (farbige Schatten) beruhen auf der unbewußten Zeitfolge verschiedenartiger Gesichtseindrücke, weil sonst die Netzhaut an einer Stelle abgestumpft werden müßte, welche gar keinen Reitz durch Farben erlitten hat. Die wahre Ursache, glaubt Hr. Gr. Sch. liege in der unaufhörbaren Schwankung (Oscillation) der Sehaxe beym Anblick einer Fläche; denn wenn z. B. Weiß neben Roth liegt, so fällt das Licht eines jeden weißen Punctes auf eine Stelle der Netzhaut, welche zuvor vom Lichte eines rothen Punktes getroffen worden, und deßhalb nur für Grün empfänglich ist. Die Aneinanderreihung aller subjectiv grünen Punkte liefert alsdann das Bild einer grünen Fläche.

Am Ende glaubt Hr. Gr. Sch. daß die von Einigen aufgestellte Behauptung, diese subjectiven Farben seyen keineswegs einer Abstumpfung der Netzhaut, sondern einem ihr innwohnenden Triebe zur Hervorbringung der Contraste zuzuschreiben, nicht wohl angenommen werden könne, und die Theorie der Abstumpfung erkläre alle Erscheinungen vollständig.

D. Wärme.

Die Leser werden sich erinnern, daß die Hrn. De la Rive und Marcet bey ihrer gemeinschaftlichen Arbeit über die specifische Wärme des Diamants ein anderes Resultat (0,1192) als später Hr. Regnault (0,14687) erhalten haben. Die Ursache dieser Verschiedenheit lag wahrscheinlich darin, daß dieser ganze Diamanten, jene aber äußerst zartes Diamantenpulver angewendet haben. Ungeachtet dieser Verschiedenheit zeigen übereinstimmend beyde Untersuchungen, daß die specifische Wärme des Diamants etwa um die Hälfte geringer ist, als die der gepulverten Kohle.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. December.

Nro. 257. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Strassburgische Chronik von Fritsche Closener.

(Fortsetzung.)

Der selige Docen nannte im Neuen Literärischen Anzeiger von 1806 (S. 289 — 295 und 1807 S. 659) jenen Münchener Codex von dieser „ältesten deutschen Chronik“ die einzige Handschrift, und dieses wurde noch im 5. Bande des Frankfurter Archives der Gesellschaft für deutsche Geschichtsquellen (S. 651) von Dr. Böhmer wiederholt. Indeß hat der Unterzeichnete bereits in einer früheren Beschreibung der fraglichen Chronik (in Spangenbergs Neuem Vaterländischen Archive: Lüneburg 1825. Heft II, S. 233 — 248 und S. 383) eine ziemliche Anzahl anderer Handschriften nachgewiesen, zu denen später noch mehrere hinzugekommen sind.

Dort und seitdem ist die fragliche Chronik die „Repgauische“ genannt worden, weil in einer gereimten Vorrede vor mehreren Handschriften derselben, wie beym Sachsenspiegel, Ecko von Repgau genannt wird und das Werk sonst nicht gut eine andere besondere Kennzeichnung erlaubt, *) wenn auch vielleicht jene bezüglichen Worte „lugene sol uns wesen leit. Daz ist des von Repgouwe rât“ nur einen Bezug auf die Vorrede zum Sachsenspiegel enthalten sollten. **) Doch bleibt immer bezeichnend, daß durch des von Repgau Nennung für unsere Chronik gerade eine solche Stellung zum Sachsenspiegel herauszutreten scheint, wie wir vor dem Schwabenspiegel meist einer prosaischen Auflösung der Kaiserchronik begegnen.

Mir sind jetzt folgende Handschriften der fraglichen ältesten deutschen Chronik bekannt:

I.

a) Cod. Argentor. membr. fol. (ohne Bezeichnung), näher geschildert im Frankfurter Archiv III, 239; vom 14. Jahrhundert, enthaltend ein eigenthümliches Durchmischen der gereimten

*) Im genannten Archiv III, 239 ꝛc. wird jedoch unsere Chronik auch die Repgauische genannt. Auch besitzen wir bekanntlich bey Menken (Script. rer. german. III. 359 — 359) eine kurze sogenannte Repgauische Chronik. Auf unsere größere Chronik und deren gereimte Vorrede scheinen sich die Worte im Deutschen Poeten von Kurandom (d. i. M. Balthasar Kindermann, Conrector zu Brandenburg) Wittenberg 1664. 8. zu beziehen (S. 45): „Es wird auch unter die Zahl dieser Meister Sänger gerechnet Ecke von Repkorn, der den Richtspiegel in eine Ordnung gebracht und Glossen darüber geschrieben, und eine Sächsische Chronika gesangsweise, vom Anfange der Welt bis auf seine Zeit, gemacht hat.“

**) Sie selbst heißt in der Berl. Handschr. „der Koninge buch; aber so nennt sich auch die sogenannte Kaiserchronik (der kunige buoch). Wolfb. A. beginnt mit der Ueberschrift: Hie hebt sich an die zal der romischen kuninge. Die Bremer Handschrift wurde 1523 bezeichnet (Bl. 1.) als De romische cronike.

Kaiserchronik (diese oberdeutsch) und unsrer repgauischen Chronik (diese aus niederdeutscher Vorlage, woher der Schreiber schon damals mir und mich lustig verwechselt).

b) Cod. Guelfb. Ms. Aug. 4. mhr. N. 23, 8. 14. Jahrh. (A).

c) Cod. Berol. membr. 4., 14. Jahrh. (als N. in Grote's Tristan S. LXVIII. bezeichnet und näher beschrieben).

d) Cod. Brem. mbr. 14. Jahrh. (näher beschrieben im Frankfurter Archiv VI, 377 — 382) von Johann von dem Berghe gesendet dem Grafen Gerhard von Holstein, welcher 1281 starb.

e) Cod. Monac. germ. N. 55. mbr. 4. (von Docen schon beschrieben im Neuen Literarischen Anzeiger 1806. S. 289 — 295 und 1807 S. 659).

f) Cod. Gothan. membr. N. 90. 15. Jahrh. Anf. (Pertz's Archiv VI, 384), aus welchem Eccard einen Theil der Chronik als Chronicon Luneburgense in seinem Corp. Hist. med. aevi (Leipzig 1723) S. 1315 — 1412 (und Vorrede XIV) abdruckte.

II.

g) Cod. Guelfb. Ms. Aug. fol. chart. N. 83, 12; 15. Jahrh. (B).

h) Cod. Guelfb. Ms. Aug. fol. chart. N. 44, 19; 15. Jahrh. (C).

i) Cod. Palat. N. 525. chart. 4. 15. Jahrhundert.

k) Cod. Monac. germ. 425. chart. Bl. 1^a — 13^b (darnach die Chronik des Andreas Ratisbon. durch Leonhart hefft von Eygstet zusammengetragen).

l) Cod. Vindobon. 2917 (histor. prof. n. DLXXXIX.) vom 15. Jahrhundert (Frkf. Archiv III. 239 — 245; Graff Diutiska III, 343), nach Bl. 84^b geschrieben im Jahre 1467.

m) Cod. Hamburg. Histor. univers. fol. N. 10^b. 15. Jahrh. doch nur bis 1218 (1229) gehend. (Pertz Archiv VI.)

n) Endlich der Abdruck bey Leibnitz (in seinen Scriptor. rer. brunsvic. III, 277 — 423) als Chronicon Bothonis aus einem hannoverischen Codex abgedruckt, welchen 1537 Johannes Kerkener kaufte und nach seinem Tode nach Wernigerode in die Bibliothek bestimmte, welche Konrad Bothe Bürger in Braunschweig und der Bürger de Bothe in Wernigerode selbst stifteten.

Leibnitz hielt diesen Conradus Botho, civis Brunsvicensis aus Wernigerode *) für den Autor. **) Er ist wie wir aber sehen, nur der Besitzer der Handschrift geworden.

Die Straßburger, Gothaer, Wolfenbüttler C, Bremer Handschrift ꝛc. sind niederdeutsch geschrieben, die Berliner niederrheinisch; die Münchner Handschrift ist rein oberdeutscher Mundart. Aus einer niederdeutschen Handschrift wurde diese Fassung der Chronik, welche im Eingange viel wegläßt um schnell zu den Sachsen zu gelangen, bereits 1489 bey Peter Schöffer in Mainz als „Chronekke der Sassen" gedruckt, welche Joh. Pomarius 1588 in Magdeburg, 1589 in Wittenberg ***) als Chronica der Sachsen vnd Niedersachsen wiederholte und Scheller 1828 nach der Halberstädter Handschrift wieder abdrucken ließ.

*) Im Cod. monac. mbr. fol. N. 50. (vom 12. Jahrhundert) stehen hinten Omeliae Botonis monachi (in Preflingen). Boto, niedd. Bodo, (jetzt Bode, Bothe) ist der Bote (nuncius).

**) Als solche läuft das Werk natürlich fortan immer um, von Koch's Compendium (I, 63) und Panzers Annalen (S. 196) an. Erst Scheller im Abdrucke der „Kronika van Sassen in Nimen" (bis 1279) Braunschweig 1826 aus Cod. Guelfb. Ms. Aug. fol. N. 81, 14. (s. Leibnitz Ser. brunsv. III. und Nachdruck Frankf. 1566) erkennt S. XII — XIII. richtig, daß Botho nicht Verfasser der Repgauischen Chronik sey.

***) Verschieden davon ist das Sachsen Chronicon durch Matheum Dreßer. Wittenberg 1596 (doch benutzte er unsere Chronik) und die Sächsische Chronik. Frankfurt bey Feyrabend 1585.

Die Chronik war demnach, wie auch die Papierhandschriften (Wien, Heidelberg, München, Wolfenb. B. und C. ꝛc.) beweisen, im fünfzehnten Jahrhundert noch beliebt; dem vierzehnten fallen die Berliner, Münchener, Straßburger, Bremer, Gothaer, Wolfenbüttler A. Handschrift anheim. Selbst die Wiener Papierhandschrift (1467 abgeschrieben) geht nur bis 1395; die Münchener bis 1314, die Straßburger bis 1312; aber die Bremer führt sogar nur bis 1260, die Wolfenbüttler nur bis 1236 (1210) und die Berliner nur bis 1230; wobey (1229) auch sogar die Hamburger Papierhandschrift stehen bleibt. Diese verweisen die Chronik demgemäß ins dreyzehnte Jahrhundert; und wie wir dieselbe in der Münchener Papierhandschrift N. 425 vor der Chronik des Andreas Mang von Regensburg benutzt finden, so hat dieselbe im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts bereits Heinrich von München in seiner gereimten Weltchronik (worin er Enenkel's Reimchronik, das große gereimte Passionale und andere Vordermänner verarbeitete und verwässerte) umreimend benutzt, eben so aber schon im dreyzehnten Jahrhundert der Dichter des Lohengrin, dessen Schlußabschnitte über die deutschen Kaiser von Heinrich dem Vogler an gänzlich wörtlich aus unserer Repgauischen Chronik entnommen sind, welche, wenn wir die Beziehung ihrer gereimten Vorrede *) auf Ecko von Repgau auch hiefür geltend machen wollten, dadurch sogar in die erste Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts hinaufgerückt werden dürfte.

Nach diesen Nachweisungen über die handschriftliche Verbreitung so wie über das Alter unsrer fraglichen Chronik bleibt uns die Pflicht, die Benützung derselben durch Closener näher nachzuweisen. Eine solche kann nach dem oben angegebenen Inhalte und Gange seines Textes natürlich erst da eintreten, wo er selbst ausführlicher wird, von den Hohenstaufen an. Hier nun ist gleich für die ganze Art und Weise, wie Closener überhaupt, ziemlich abgerissen, zufällig und bunt, sammelte und an einander reihte, sehr bezeichnend, daß während und weil er Konrad III., Friedrich I., Heinrich VI., Friedrich II., Wilhelm von Holland, Richard von Kornwallis und Konradin (S. 22 — 26) nicht aus unserer Repgauischen Chronik entnahm, er diese Abschnitte von Kaiser Philipp, den er vorn ganz ausließ, *) an bis auf Conradin (inclus.) S. 117 — 127 ganz wörtlich ohne Auslaß **) einer oberdeutschen Handschrift derselben Repgauischen Chronik nachholt, welche unserer Münchener Handschrift (so wie dem Texte der übrigen, auch der niederdeutschen) fast durchweg entspricht.

(Fortsetzung folgt.)

*) Diese befindet sich in der Berliner, Bremer, Wolfenbüttler C. (also niederdeutschen) Handschriften.

*) Im Nachtrage S. 119 sagt er selbst deßhalb von ihm: „Disen kunig schribent etliche nit in die ordenunge der andern keisere oder römescher kunige, dar umbe daz er zu Rôme nit gekrônet wart.“

**) S. 118, Z. 11. ist daher auch keine Lücke, wie die Puncte andeuten zu sollen scheinen.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. E. Poggendorffs Annalen der Physik.

(Schluß.)

Die Untersuchungen des Herrn Regnault über verschiedene Arten der Kohle, hatten zugleich offenbar dargethan, daß bey der specifischen Wärme die physische Beschaffenheit eine eben so große Rolle spielt, als die chemische Natur derselben. Dasselbe zeigen nun auch die Untersuchungen der Hrn. D. l. R. und M., indem sie die specifische Wärme

der nicht gelöschten Papoelkohle	= 0,2964
der gelöschten . . .	= 0,2094
der Kohle von Terpentinöl .	= 0,1801
der Zuckerkohle . . .	= 0,1592

gefunden haben (125 — 150).

E. Meteorologie

1) Hr. Arago zeigte in der Akademie von Paris ein von dem verstorbenen Hrn. Savary angegebenes Hot-

grometer, welches der Hauptsache nach aus einem spiralförmigen Metallthermometer bestand, und auf der durch Verdünstung einiger Tropfen Aether entstandenen Kälte bewirkten Niederschlagung der Dünste beruht. (S. 147. 148.)

2) Einem andern von H. G. A. Majochi (S. 148. 151) angegeben Hygrometer liegt die Idee zum Grunde, die Spannung zu bestimmen, welche dem in der Luft befindlichen Dampfe an seinem der jedesmaligen Temperatur entsprechenden Maximum fehlt, woraus sich, da dieses Maximum bekannt ist, durch bloße Subtraction die vorhandene Spannung und Menge des Dampfes herleiten läßt. Deßwegen nennt es der Erfinder auch Igrometro a tensione (Spannungshygrometer.)

Ohne entfernt eine Priorität geltend machen zu wollen, bemerkt Hr. Herausgeber in einem Zusatz, daß es vor länger als einem Jahrzehnt dieselbe Idee zu verwirklichen gesucht habe. Er konnte aber mit seinem Instrumente keine recht zuverläßigen Ergebnisse erhalten, und hat es deßwegen auch nie beschrieben.

3) Herr Marian Koller, Benedictiner von Kremsmünster und Director der Sternwarte daselbst, giebt (S. 595 — 600) den Gang der Luftwärme in Kremsmünster aus Beobachtungen, welche von 1833 bis 1836 täglich neunmal, und von 1837 — 1839 täglich achtmal aber zu andern Stunden am hunderttheiligen Thermometer angestellt worden sind. Die Resultate dieser sechsjährigen Beobachtungen gaben die mittlere Temperatur für

Januar — 3°,23, Februar — 1°,01, März + 2°,69, April + 6,18, May + 12,83, Juny 16,72, July + 18,01, August + 16,69, September + 13,55, October + 8,29, November + 2,59, December + 0,26.

Die mittlere Temperatur des ganzen Jahres war = 7°,815 C., aber zwanzigjährige Beobachtungen von 1820 — 1839 hatten sie = 7°,858 C. gegeben.

Außerdem beobachtete Hr. Koller auch die Temperatur dreyer in der Nachbarschaft 169, 192, und 199 Toisen über dem Meere liegender Quellen, und fand die mittlere Temperatur = 9°,211, 9,614, 9,663, im Mittel also = 9°,499, und daher um 1°,651 höher als die mittlere Lufwärme 7°,858 C.

4) Die Resultate vierjähriger Beobachtungen vom April 1838 bis October 1841 der Temperatur in Algier von Hrn. Aime geben als höchstes Mittel im July 24°,03, im August 24°,71, als niedrigstes Mittel im Januar 11°,65 und als Mitteltemperatur des Jahres 17°,84, während (nach Hrn. Mahlmann's Angaben) in dem $1\frac{1}{8}^{0}$ nördlichern Palermo das höchste Mittel im July 24°,3, im August 24°,6, das niedrigste im Januar 10°,8, im Februar 10°,7, und die Mitteltemperatur 17°,2 C. ist. (S. 448.)

5) Die Gestalt des Blitzes wird häufig sehr irrthümlich angegeben, und in vielen Fällen ist das, was man für elektrische Entladung nimmt, nichts anderes als der beleuchtete Rand der Wolken, hinter welchem die Entladung vor sich geht. Dieß ist der Fall oft, wenn man einen Blitz von einer Wolke zur andern übergehen zu sehen glaubt, wenn man gekrümmte Blitze beschreibt, wenn sich der Blitz in zwey Arme zu theilen scheint u. s. w. Die Wolken erscheinen uns nämlich oft als dichte Massen, und bestehen doch in der That aus vielen untergeordneten und wohl geformten Massen, die erst, wenn es hinter ihnen blitzt, ihre Gestalten und Linien wahrnehmen lassen. (Hr. Faraday S. 98 — 100.)

6) Hr. Prof. W. H. Miller in Cambridge theilt dem Hrn. Herausgeber die Vermuthung mit, daß der im Bd. XXIV. dieser Annalen aufgeführe Meteorsteinfall am 25. October 1770 zu Hesargand identisch sey mit dem in Gilberts Annalen Bd. L. S. 264 auf den 25. October 1740 aufgezeichneten. Zugleich giebt er Nachricht von einem wenig oder gar nicht bekannt gewordenen Meteorsteinfall, welcher sich am 15. Februar 1830 bey Lauton unweit Bicester in Bedfordshire ereignet hat. Der Stein wiegt 2 Pfund, und ist im Besitz des Dr. F. Lee zu Colworth-House Bedfordshire. (S. 291.)

7) Ein angeblicher Meteorsteinfall am 10. August 1841 bey Iwan im Oedenburger Comitate Ungarns hat sich bey näherer Untersuchung durch Hrn. Adjuncten am k. k. Mineralien-Kabinete zu Wien, Karl Rumler und Hrn. C. G. Ehrenberg als eine Masse erwiesen, welche in Körnerform schon lange vorher in der Erde enthalten waren. (S. 160. 279. 283. 284.)

8) Hr. A. Perry in Dijon hat der Pariser Akademie eine sehr detaillirte Abhandlung über die vom IV. bis XVIII. Jahrhundert von den Historikern erwähnten Erdbeben übergeben, woraus hervorgeht, daß im Ganzen 987 sich ereignet haben, wovon auf das XVI. Jahrhundert 109, auf das XVII. 176, auf das XVIII. 506 fallen. In Rücksicht auf die Jahreszeiten kommen auf den Winter 212, auf den Frühling 172, auf den Sommer 148, auf den Herbst 206. (S. 304.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. December.

Nro. 258. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Strassburgische Chronik von Fritsche Closener.

(Fortsetzung.)

Wo er die Repgauische Chronik, wie wir sogleich weiter sehen werden, vorn in seinem Texte einflicht oder benützt, läßt er die genaue Zählung der deutschen oder römischen Kaiser von Augustus an, wie sie jene, die überhaupt als ein merkwürdiges Bemühen um historische Gewißheit uns entgegentritt, regelmäßig durchführt, fort; in jenem Nachtrage aber begegnet ihm S. 120 auch diese treue Abschrift, er sagt bey „Friderich, des keiser Fridriches sunes sun“ — und was keiser Heinriches sun, kam an daz riche, uñ was deran xxxiij jòr; der was der fünfe und nüntzigeste von Augusto.“ Dieses ist nämlich die durchgehende genaue Bezeichnungsweise der Repgauischen Chronik.

Aber weiter! Wir sagten oben, daß Closener seinen Rudolf von Habsburg, den er am Ausführlichsten behandelt (S. 26 — 42), im Wesentlichen gleichfalls nicht aus unserer Chronik entnahm; wohl aber den Schluß dieser seiner Erzählung, worin er den Grund angiebt, warum Rudolf nie nach Rom kam. (Wir werden diese Stelle nebst einigen andern zum Vergleiche mit Closeners Texte weiter unten aus der Münchener Handschrift mittheilen. S. 42, nach Zeile 8 und 23 ließ Closener Einiges aus).

Vom folgenden Adolf von Nassau sind Z. 1 und 2, hienach S. 46, Z. 6 — 21 (Schlacht bey Gelnheim) und wieder S. 47, Z. 22 — 27 (die von Schott S. XIV der Vorrede aus der Münchener Handschrift bereits mitgetheilte Schilderung von Adolf's Persönlichkeit) ganz wörtlich aus der Repgauischen Chronik entnommen. Letztgenannte Stelle aus dem Anfange ihres Abschnittes über Adolf; das bey Closener S. 47, Z. 27 darauf bis S. 48, Z. 4 folgende bildet den wörtlichen Schluß jenes Abschnittes in der Repgauischen Chronik.

Vom nachfolgenden Kaiser Albrecht sind S. 48, Z. 1 — 9 und S. 49, Z. 15 — 50, 9 wieder wörtlich aus Repgaus Chronik. *) Der nachfolgende Kaiser Heinrich von Lützelnburg S. 50 — 53 ist gänzlich aus derselben, eben so der Anfang von Kaiser Ludwig dem Bayer (S. 53, Z. 7 — 18, wonach die Münchener Handschrift, wie wir oben schon bemerkten, gleich der Straßburger, die 1312 schließt, bald abbricht).

3.

Es bleibt uns hienach übrig, einige Stellen zum Vergleiche zu bieten. Wir wählen dazu, wie gesagt: 1) Rudolfs von Habsburg Ausspruch über Italien:

*) Die unklare unterste Zeile S. 49 (do er einig mit im was . . . . . koment fehlt in der Münchener Handschrift; wart Z. 9. S. 50 ist richtig vermuthet.

Cod. Mon. 55, Bl. 696 b.

Alſo geſigt der chünich den pehaimen an vñ do von wart er alſo wert. daz in die h'ren offte an muoten daz er ze Rom füre vnd kayſer wurde. Der kunich waz ein weis chündich man. er antwurt den h'ren der rede. alſo mit dem peiſpel. Ez wurden vil tier geladen fur einen perch. nu chom der fuchs auch dar. diu tier giengen elliu in den perch. der fuchs belaib alain hie auzzen ſtan. vnd warte wence diu tier her wider giengen der chom dehainz her wider auz. do wolt der fuchs in den perch niht. Mit dem peiſpel gab der chunich den herren ze verſten daz vor im manich chünich uber daz gepirg in waelſchev lant fur: die alle dor inne beliben dor vmb wolt er ze waeliſchen landen noch ze Rom niht.

Do wart pei der zit Akers verlorn do er niht fur. vñ dor zv waz dez heiligen landes in d' chriſten gewalt waz. alſo belaib er ze dautſchen landen. daz waz dem lande gut. wan er als gut geriht vñ fride dor inne ſchuf. daz manigen enden in dem lande die chauflaeut ir laftcharren vñ ir waegen liezzen ſten wo ſi benahten. dor an getorſt ſi niemant beſchedigen.

Closener S. 41 — 42.

Wie frumme diſer kunig was, ſo kam er doch nie gen Rome, daz er were gekront zu keiſer. Do fragetent in die herren dicke, war umbe er daz liefze:

Des antwurtet er mit eime biſpel uñ ſprach: es wurdent vil tierlin geladen für einen berg, uñ kam der fuhs ouch dar; die tiere giengen alle in den berg, wan der fuhs der bleib allein husze ſtonde, uñ wartete, wanne die tiere herwieder us giengent; do kam ir keins herwider us, do von wolte der fuhs in den berg nit. Domit gab der kunig den herren zu verſtonde, daz for im manig kunig uber daz gebirge in welſche lant were kumen, die alle dinne blibent. Darumbe wolt er zu welſchen landen noch zu Rome nüt.

Do von bi ſiner zite wart verlorn Ackers, uñ waz des heiligen landes was in der kriſten gewalt. Alſe bleib er in tutſchen landen, daz was dem lande gut, wand er alſe gut gerihte darinne ſchuf, daz an manigen enden in dem lande die kouflute ire karrich uñ ire wegene liefzent ſtan, wo ſu benahtent; daran getorſte ſú nieman geſchedigen.

In einer andern Stelle unter Rudolf verwebt Closener die Worte ſeiner Repgauiſchen Handſchrift eigenthümlich unter die von ihm anderswoher noch genauer entnommene Schilderung der Vorgänge; wir ſetzen dieſe Stelle gleichfalls hier gegenüber, wobey wir bemerken, daß die Worte der Repgauiſchen Chronik in ihrer unzerrißenen Aufeinanderfolge zu denken ſind.

Closener S. 85.

Do noch in demſelben jore ſchihet der bobeſt Honorius ein legaten in tútſche lant, der was genannt Johanes, ein biſchof von Tuſchan; uñ geleitet in der biſchof von Baſel, der ein barfufze was. Der beſcheis uñ vergiftet daz gantze rich in tútſchen landen mit sinre ſimonie. Zu dem erſten Mole lies er ſich nider

Cod. mon. fol.

Nach dem wort honorius der fumfte. vñ hiez iacob von Sabelle. der waz lam an allem finem leib. doch waz er auz rihtiger ſinne.

Der ſant einen cardinal ze dautſchen landen

Clofener S. 35.

zu Bafel in der ſtat, uñ ſchuf do, derumbe er gefant was; doch allez under kunig Rudolfes ſchirme. Do bleib er etwie lange, uñ samente einen micheln ſchatze, uñ fur do gen Strofzeburg, do bleibe er iij tage an enander, uñ nam do gut von den burgern, uñ beſtete etlich friheit, die ſú hettend vormals uñ gab inen ouch etelich friheit von núwen uf. Daz widerrufte er do noch, one redeliche ſache, wande ime villichte nút alſe vil gutes was worden als er wolte. Dannan fur er gen Spire, do noch gen Wormesze, allez mit kunig Rudolfes helfe, uñ do er etwie lange do was geweſen, do leit er uñ gebot ein concilium, daz iſt ein geſpreche, gen Wirtzeburg uf einen benemeten dag. Zu dem concilio koment ertzebiſchove uñ biſchove, ebbete uñ prelaten, uñ ouch vil leien mit kunig Rudolf, der ouch do was, uñ wondent vil wiſer lere do von im enpfohen. Do hette er alle ſine meinunge•gerihtet uf die guldin uñ ſilberin müntze: die hetter für ſin ougen geſetzet, uñ hette ouch alle ſin zuverſiht daran geleit, wand er verkoufte uñ vergrempete Gots goben offenlichen do unde do er des concilies geſetzede vor alle menegelichen hette verkundet, do vordert er daz vierde teil aller der nütze, die die prelaten in den nehſten iiij joren niefzen ſoltent. Do was der biſchof von Kolle, der appellierte mit allen den, die im zugehellen woltent, von dem legaten uñ ſinen geſetzeten an den ſtule zu Rome. Do noch ſtund uf biſchof Kunrad von Tullienſt oder Tole, der was genant der biderbe, von barfuſzen orden. uñ was bürtig von Türingen. Der ſeite des legaten bosheit vor allen den, die do worent, uñ ſtunt uf den toufſtein, uñ appellierte wider in uñ alle ſin getot an den ſtule zu Rome. Do wart ein murmeln uñ ein runen uber den legaten, uñ griszgrametent alle uber in, uñ woltent alle wider in ſin: do nam in der kunig uñ fuert in, do er ſicher was. Do er gefach die unſtumekeit dutſches volkes, do wünſchet er daz er zu Rome were; do half im der kunig, daz er gen Wormesze kam, un dannan gen

Cod. mon. fol.

ze wirtzburch. der gebot ein cöcilium

dar chom

chunich Rudolf vñ vil furſten.

do vodert der cardinal den vierden tail aller der nützz, den die prelaten in den naehſten vier jaren niezzen ſolten. Dez erſchrachen die erzbiſchöf vñ piſchof vaſt. und getorſten do wider niht geredn).

wan ainer de war piſchof ze Culients.
der was ein barfouzz geweſen vñ war burtich von tüingen der

ſtunt getürſtichlichen uf den heiligen taufſtain vñ appelliert für ſi alle.

Clofener S. 35.

Metze, uñ bleib do etwie lange. Darnoch, mit des hertzogen helfe von Lutringen, kam er in Luthringen zu der núwen ſtat; dannan ſtal er ſich heimelich, uñ fur wider heim, uñ lut do den biſchof von Toll fur den bobeſt. Der kam dar uñ verantwurte ſich getorſteclich vor dem bobeſt, uñ fatte ſich wider den legaten zu kriegende. Do der legate geſach des biſchofes geturſtekeit, uñ unlange mit im gekrieget hette, do lies er die ſache ligen vor ſchame, uñ geſweig ir mit grofzen ſchanden. An den bischof von Kolle hette er kein vorderunge, wand er wüſte wol, daz er anders hette geworben, dan im der bobeſt bevolhen hette. Sus wart der feckelſnider geleſtert vor den cardinalen uñ vor dem bobeſt, uñ wart dem biſchof urloup geben, wider heim ze varende, mit grofzen eren. Etliche ſprechent: dem biſchof würde daz biſtum genomen, uñ wart wider in barfuſzen orden geſtofzen.

* * *

4.

Verweilt hier Clofener mit ſichtbarem Behagen bey der Erzählung, ſo enthält auch ſonſt die Nepgauiſche Chronik der betreffenden Bemerkungen und Geſinnungsäußerungen ſo viele und eigenthümliche, daß ſchon deßhalb ſowie als älteſte deutſche Proſachronik ohne alle Frage der nach den vielen glücklich erreichbaren Handſchriften bereinigte Text (vielleicht des Gegenſatzes willen in niederdeutſchem Gewande) den Abdruck durch den literariſchen Verein von Stuttgart nicht minder als Clofener verdienen dürfte.

Keiner wird die folgende Stelle nicht edel, großartig, eben ſo beredt und gelungen nennen: Von unſers herren geburt biz an die zît Conſtantîns wâren driu hundert vnde XI jâr: Daz was diu reine kintheit der heiligen kriſtenheit. wie ſi dar inne lebten, daz wellen wir kurzlichen ſagen und wellen ſin beginnen von unſerm herren Jeſu Criſto.

Cod. man. fol.

do von wart er mit ſchanden von dem piſtum verworfē vnd wider in parfüzzen orden geſtozzen.

* * *

Dô unſer herre Jeſus Criſt von menſchen bilde wolte born werden, dô brâhte er die minne, diu er ſelbe iſt, in die werlt. er wolte uns arme liute teilhafte machen des êwigen rîches. Wie wir daz gewinnen ſuln, daz hât er uns gelêret mit den worten, diu er ſprach: lernet von mir, wan ich bin ſanft und diemuetiges herzen. Wie ſenfte er ware, daz mügen wir merken, daz der himeliſche künic wol in dirre werlte dem irdiſchen keiſer zins geben und ſînen junger Petrum geben hiez.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. December.

Nro. 259. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Strassburgische Chronik von Fritsche Closener.

(Schluß.)

Daz wir criften in dirre werlte niht gewiffers haben fullen denne den tôt und daz wir nâch werltlichen êren niht ftreben fullen, daz bewifet er dâ mite. Er warnet ouch fin kriftenheit, waz noete fi liden folle; als fi habent geliten drin hundert jâr von finer gebürte unz an Constantînus zît. Er fprach alfô „ir werdet in hazze allen liuten umbe mînen namen; und an einer andern ftat fpricht er ouch, daz ein jegelicher der iuch flehet, wânet gote dienft erbieten; und fpricht ouch mèr: niht fol wundern iuch, ob iuch diu werlt hazzet; wizzet daz fi mich ê gehazzet hât. Ze difen worten gap er in deheinen trôft in dirre werlte wan ein wênic urloubes: fô fi iuch jagen üz einer ftat, fo vliehet in ein andere. Nu fûle wir merken an dem himelifchen künege, an der engel herren und fchepfaere alles dinges, der erloupte finen rittern die vluht und was felbe gedultic unz in den tôt. Sus getân was fin trôft ze dirre werlte; ze jener werlte al anders, dô er fprach: ir werdent faelec, fô iuch hazzent die liute und iuch fcheident und veritewîzent und iuren namen verwerfent als daz übel umbe den fun der meide. Vreuwet iuch unde erhoehet iuch ir gerehten, wan fehet iuwer lôn ift michel in dem himel.

In dem trôfte wâren die zwelfboten und die fich ze gote kèrten von ir prèdige und von den zeichen der zwelfboten; der was mêre danne V. tûfent, die alle ein herze und eine fêle hieten in der minne Jefu Criftî. Allez, daz fi heten, daz was gemein; under in was niemen arme; wan wie wênic fi haeten, des genuogte fi. Sehet, ir füeze gemeinfchaft zebrach Ananias und fin wîp Saphyra mit ir eigenguote, daz fi verftâlen, dô fi ez an die gemeinfchaft gâben. daz wart in ze leide: fi fturben gâhes tôdes vor fant Peters vüezen, als man lift an der zwelfboten buoche. Sider wurden die zwelfboten von den Juden mit befemen geflagen und übel gehandelt. des wâren fi vil vrô und vreuten fich daz fi durch unfers herren namen pin folten liden, als dâ ift gefchriben. Die zwelfboten giengen vrôlichen von fcheidunge des concilii, wan fi fint gehabt wirdic ze liden laster in dem namen Jefu Criftî. Si vuoren prêdigen und tâten zeichen vil; fi liten hunger und durft und grôze arbeit, wan fi den lîp ze jungeft dar zuo tâten. In den arbeiten volgeten in die guoten pfaffen, die guoten ritter, die guoten vrouwen und andere guoten liute genuoge, der gemüete was mit gote in dem himel und der lîp ûf der erde. Si enruochten ouch, waz gefchaehe dem libe: fi enheten ouch dehein eigen in der werlte. fi enwâren ouch deheinen tac ficher ir libes. Si getorften ûf der erden niht offenbaere gefin: die bâbefte und die bifchove kruchen under der erden, als fi gotes dieneft folten begên. Daz mac man ze Rôme noch wol fehen an der marterer gefchrift, die under der erden fin.

die liten grôze nôt: man vienc ſi, man hienc ſi, man briet ſi, man ſôt ſi, man ſante ſi in daz ellende; ſi muoſen arbeiten, die arbeit ungewont wâren. Diz wâren die, die die werlt mit ir vrümekheit ûfhielten und der diu werlt niht wirdic was. Diz was der edel wîngarte, den unſer herre Jeſus Criſt ſelbe gewidemet hete mit ſînem bluote unde gedunget mit ſiner ſüezen lêre. Dar umbe habent gearbeit die zwelfboten und die heiligen martrer. Des wîngarten wuocher iſt wol gedigen an ſîner vrühte und arbeit, als noch die liute arbeitent, die in diſeme ellende nâch dem êwigen rîche arbeitende ſint. Diz ſint unſer veter, die den êwigen ſteic hin ze dem himel gevarn ſint; diz ſint die, der lêre iſt über al die werlt komen; diz ſint die, der jârzît man êret mit lobe und geſanc über al die criſtenheit. Ez ſint in ir namen ouch gewîhet diu grôzen munſter und die ſchoenen kirchen. Wir geiſtlîche liute, diz geiſtlîche leben ſolte wir haben under ir namen.

Diu grôzen dörfer, vil hôhe bürge und lant und vil eigener liute von ir namen wir haben; dar zuo rîchen vîch, met und wîn und maneger hande rîht. Wir haben ouch der ſchoenen kleider vil und ſtolzer kleider genuoc. Dar nâch wellen wir haben werltlîchen ruom und der valſchen loeter lop. Wir ſchinden und ſchreien witiben und weiſen, daz wir den herren und rihtaeren müegen geben. Wir haben in ouch unſchuldiclîche daz ir abe genomen dicke und abe geſaget: Diz iſt alſô getân: wir müezen vor der heilegen kirchen ſtân, ez werde danne widertân. Ich gedinge hin ze Criſte, der ungetouften marteraere niht vergezzen ſî, wan ſi ſint getoufet in ir eigen bluote. Die marteraere habent mêr verdienet mit ir grôzen gedult, den wir mit grôzem gedult. Si habent ouch in den drîn hundert jâren die zwelfboten von marteraeren und von bihtigaeren ein ſô getâne gruntveſte gewunnen und gebûwen ûf den vels Jeſu Criſti, daz diu kirche niht gevallen mac. Dô Conſtantîn kriſten wart, diu heilege kirche gewan grôze ſicherheit und grôzen vride; dô wart ouch als man liſet an der ſchuole hiſtorie: diu grôze ſicherheit macht die grôzen verlâzenheit. Die wiſen pfaffen bediuten ſi fêre durch ir hôhen muot: ſi machent maneger leie vorhte und daz ſi ſelbe ê tâten mit vorhte, daz tâten ſi ſider offenbâre. Ez weſte ouch niemen, wie er gelouben ſolte von den ungerehten lêraeren. In den ſelben zîten wâren ouch biſchove und pfaffen, die mit grôzer gedulte wâren wider die irraere unz an ir tôt und an die minne Jeſu Criſti. Diu nôt wart dô als grôz in der criſtenheit und under den Juden, als ſi ſider was under den heiden in dem unvride. Si was ouch mit ungelicher wirdekheit ze unſerm herren Jeſu Criſto, der muoz uns durch ſînen heilegen tôt helfen ze dem rîche, daz er uns gewunnen hât mit ſîner gotelichen gedulte. Amen.

Die Geſchichte der deutſchen Kaiſer im zwölften bis vierzehnten Jahrhunderte kann aus ſolchen zeitnahen Schilderungen in deutſcher Rede nur lebendige Veranſchaulichung gewinnen: die Zeit ſpricht in trauter Mutterſprache ſelber und gewiß iſt lehrreich, wo möglich das den Ereigniſſen unmittelbar oder doch nahe folgende Urtheil zu vernehmen. Die Kaiſerchronik des zwölften Jahrhunderts weiß von Kaiſer Heinrichs IV. Aufenthalte zu Kanoſſa gar nichts, ſondern läßt ihn drey Tage wie verloren ſeyn und auf das Gerücht hin hätten die Fürſten den Sohn zu Bonn erwählet. Die Zeit ſchien das Unerhörte nicht glauben zu können.

Mit der vürſten willen
Ein hervart vuor er (H. IV.) ze Pulle
(Apulien).
dâ was er manigen tac.
eines ſites er dô phlac,
daz er gerne aleine
reit ſîn birſeweide.
eines morgenes vruo
ſînen vianden quam er zuo:
dâ was er mit ſorgen
uuz an den vierden morgen.
die vürſten begunden in alle klagen:
ſi wânden in verlorn hân.

Daz maere in diutiſc lant kom
daz der keiſer waere verlorn.
die vürſten famenten ſich ze Bunne:
Heinrichen den jungen
den lobeten ſi gemeinliche:
ſi bevulhen im daz rîche,
daz es des gerihtes phlaege,
nu ſîn vater verlorn waere.
Dar nâch in lützeln ſtunden
der alte künec wart vunden.
er reit ze Rôme in die ſtat
ze keiſere er gewîhet wart.
dô kârte er in diutiſc lant widere
und er quam in daz gebirge.
dâ hôrte er waerliche ſagen,
man ſolde in erſlahen.
mit micheln liſten er entran
mit vil unmanegen man.
Ze Regensburc der houbetſtat
ein grimmeger hof geſprochen wart.
dar quam der alte:
dem hulfen dô gemeine
Sahſen unde Bêheime
und andere, die im willic wâren.
Beiere unde Swâbe
die hulfen dem jungen
und alle, die in lobeten ze Bunne u. ſ. w.

Die Repgauiſche Chronik dagegen ſagt hiſtoriſch nackt „Dar nâch vuor der künic Heinrich ze Rôme und ſuochte des bâbeſtes genâde. daz was ſinen vienden leit En vant den bâbeſt üf einem Caſtel: der künic ſtuont vor der porten drî tage wüllîn unde barvuoz, biz in der bâbeſt enphienc und in üz dem banne lie. Er lobte ouch ſines lebens bezzerunc. Beyde Chroniken gehen übrigens von Geiſtlichen aus.

Die im 13. Jhd. vorgenommene Verjüngung und Fortſetzung der geannten Kaiſerchronik, die bis zu Friedrichs II. Tode (1250) reicht, ſchließt über ihn mit den Worten:

Die pfaffen wurden im gehaz.
ſine weſten ſelbe umbe waz,
wande er was ein vrum man.
dâ von er den haz gewan.
vil manegem hiute daz geſchiht,
den man in grôzen êren ſiht:
haz man demſelben treit.
ſîn êre iſt vil manegem leit.
der ſîn ſchaden nie gewan,
wie vil wol der hazzen kan.
Dem maere wil ich ende geben.
der keiſer niht mê ſolde leben.
daz rîche hete er vürwâr
aht unde vierzec jâr.
In Pulle verſchiet keiſer Friderich.
Wê wenne wirt uns ſîn gelîch!

Unſere Repgauiſche Chronik (und aus ihr Cloſener S. 121 — 122) zählt die Vorwürfe auf, welche der Papſt dem Kaiſer machte, ehe und als er ihn bannte (auch daz er haete geret daz drî herren haeten al die werlt verirret — Moyſes die Juden, Jeſus die kriſten, Machmet die heiden). Die Münchener Handſchrift, welche unter Ludwig dem Bayer geſchrieben wurde, hat dieſe ganze Seite (66 b) durchgeſtrichen, wie der ſelige Docen (im N. liter. Anzeiger 1806, Nr. 19. Sp. 295) ſagt, „vermuthlich um dadurch anzuzeigen, daß ſie falſche Anſchuldigungen geweſen.“ Der Ebengenannte hat dort auch die Stellen der Münchener Handſchrift hervorgehoben, welche vom Wachsthum der Kirche unter Conſtantin dem Großen (der dem ſtuole ze Rôme ze einem grôzen valle wart), vom Tempelherrnorden, von den 11000 Jungfrauen (ob daz alſô ſi, daz lâze wir hinze gote) u.ſ.w. handeln. Es wäre wichtig, alle Handſchriften der Chronik in ſolchen Stellen zu vergleichen, um zu ſehen, ob der Fortſetzer der Münchener oder bayeriſchen Handſchrift ſolche derbe Stellen erſt unter Kaiſer Ludewig dem Bayern einfügte, was aber im Vergleich mit ähnlichen Stellen nicht wahrſcheinlich iſt.

Die Repgauiſche Chronik beruft ſich oder verweiſt mehrfach auf verſchiedene Quellen. So ſagt ſie vom römiſchen Reiche (wie ez herkomen ſi) Bl. 8 b. Swer vürbaz wizzen wil, der les Cronicam oder Lucanum oder den guoten Oroſium, von den Königen Roms (8 b) der leben vindet man in Cronicis; bey Alexander (von dem ſie auch weiß, daß von ſime here kômen

die Sahſen und die Swâbe, wie Otfried, die Kaiſerchronik, das Annolied ꝛc.): Der diſiu maere elliu wolte wizzen, der leſe den grôzen Alexander oder daz buoch der Macchabai. Bey Julians Tode (27 b) heißt es: Alfô ſtarp der verdamte man, des vreuten ſich die criſten alle. Daz vint man allez volleclich geſchriben an ſant Blaſien leben. Unter Juſtinus (31 a) ſagt ſie von Theodorich: In den zîten liez der künic Dieterîch Symmachum ze Rôme ze tôde ſlahen, dar zuo Patricium und den guoten meiſter Boetium. Er tôte ouch den bâbeſt Johannem hungers in dem karkaere. Dar nâch ſtarp der künic Dieterich gaehes tôdes. Danz was Dieterich von Bern, Dietmâres ſun, von des geſlehte die Amelunge kômen. Swer nu welle wizzen von ſînem leben und von ſînem geſlehte und von ſînem urliuge, der leſe die hiſtori gottorum. Ez wirt noch von im manc gelogen maere geſeit. Er hiez ouch von Berne, wande er aller êreſt Berne gewan und dar ûz betwanc diu lant. ê wâren die gutten unſtaete von lande ze lande, wan ſi ſider Burgunde gewunnen, dâ ſi noch hiute tages ûf ſizzent (daher es 21 a auch heißt von Aurelianus: er überwant ouch die gutten, die nû ſint Burgundaere, mit grôzen êren). Von den Hunnen heißt es (28 b): Die Heunen, die dâ wânten daz niemen in der werlt mêr waere wan ſi, die volgten dem ſteige nâch, den diu hinde gelouſen het über daz mos [ſ. Jornandes de reb. Getarum] und kômen in daz lant der Guten, die vor allez lant betwungen heten. Si betwungen ze jungeſt den keiſer von Rôme bî künec Etzels zîten. Diz vint man allez ganzlîch geſchriben an der Heunen hiſtorie.“ Bey Gottfried von Bouillon (54 a) heißt es: Diz geſchach bî dem herzogen Gotvriden ze Jeruſalêm. dâ welle wir ein wênic von ſagen. Wer ez vür baz wizzen wil, der leſe daz buoch von der hervart (van der ſelven herevard S. 1349 bey Eccard).

Von dieſem erſten Kreuzzuge ſagt ſie ferner (54 b): Urbanus der bâbeſt machte dô ein concili ze Spanigen. dô liez er prêdigen daz kriuze. daz was daz êrſte kriuzeprêdigen, daz ie geſchach. Dô vuor ein grôz her ze Jeruſalêm mit einem prieſter Gotſchalch geheizen: die verdurben alle. Man ſagt ouch, daz der ſelbe bruoder Gotſchalch ein valſcher bruoder waere. Ez volget ouch ein grôz her einem münech, der was geheizen Peter. die vuoren unbeſcheidenlîch und fluogen alle Juden in allen ſteten, swâ ſies vunden. Dô vuor ouch der herzoge Gotevrit von Lutringen und ſîn bruoder Baltwîn, der grâfe Ruodolf von Flandern und der grâve Reimbot von Sant Ylien und der grôz herre Bohemunt von Sicilien und ſîn neve Tanchret und ein biſchof von welîſchen landen. Diz her was grôz von wîben und von mannen: der man lie den pfluoc ſtên ûf dem velde, der hirte daz vich, doz wîp lief mit der wiegen, der münich ûz dem klôſter; die nunnen vuoren ouch dâ mite. Si vuoren tumbliche: ſi vuorten mit in ein gans und wânten daz der heilige geiſt mit der gense vüere, und wanten dez der künec Karl erſtanden waere und mit in vüere und ſi beleite. Si teilten ouch diu lant, ê ſi ſie gewunnen, umbe ſô getân miſſehellunge tet got ſinen flac: ez muoſe erlûteret werden die helwe von dem korne. Die Diutſchen dûhte diſiu vart ein ſpot: ſi wolten niht varn durch den werren, der zwiſchen dem bâbeſt und dem keiſer was. Sider vuoren ſi, als die andern tâten, und wâgeten ir lîp durch got.

Von Kaiſer Friedrich I. und Herzog Heinrich dem Löwen heißt es (61 a): Der herzoge Heinrîch von Brûnswîge vuorte ouch dem keiſer vünf tûſent ritter über daz gebirge. dô er wider varn ſolte, der keiſer bat in beliben: er enwolte. Dô vielim der keiſer ze vüezen daz er belibe. des mohte niht geſîn. Dô ſprach der herzoge truchſaeze „herre, in iſt diu krône komen ûf den vuoz: ſi ſol iu ûf daz houbet komen.“ Daz überwant herzog Heinrîch wider den keiſer nimmer mêre.

H. F. Maßmann.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. December.

Nro. 260. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Des Schwabischen Ritters Georg von Ehingen Reisen nach der Ritterschaft. Stuttgart, gedruckt auf Kosten des literarischen Vereins. 1842. 28 u. VII. Seiten gr. 8.

Es freut uns, so unmittelbar nach obiger Anzeige, die schon abgeschlossen war, diese zweyte Leistung oder Lieferung des erst besprochenen Literärischen Vereins zu Stuttgart anzeigen und anreihen zu können: ein kleineres Büchelchen, aber von höchst anziehendem Inhalte. Kein Roman, sondern wirkliche „Reisen nach der Ritterschaft;“ um so anziehender und lesenswerther, als sie der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts angehören, in welchem sich die mittelalterliche Welt löste und in die Neuzeit umzugestalten begann. Zugleich erhalten wir die Nachrichten von jenen Fahrten oder Reisen des frommen d. i. tapfern schwäbischen Ritters von seiner eigenen Hand, besser geschrieben als die des noch viel späteren Götz von Berlichingen, denen die ziemlich gleichzeitigen des freylich viel gebildeteren Thomas Platter von Basel in der Form bey weitem vorzuziehen sind.

Die vor uns liegenden Schilderungen von den Ritterzügen des Georg von Ehingen wurden im J. 1600 zu Augsburg auf 19 Bl. Fol. bereits einmal gedruckt unter dem Titel „Itinerarium d. i. Historische Beschreibung wayland Herrn Georgen von Ehingen raisenn nach der Ritterschaft ꝛc.“; allein dieser Druck ist theils wie S. VI. richtig gesagt wird, höchst ungenau und lückenhaft, theils hat er sich so selten gemacht, daß ein neuer Abdruck eines so anziehenden, für den Einblick in das Stilleben wie laute Treiben eines Jahrhunderts so lehrreichen Büchelchens keiner Rechtfertigung bedarf.

Dasselbe beginnt mit Nachrichten über seines Verfassers Geschlecht. Sein Großvater war Burkhart von Ehingen mit dem Zopfe (um 1388) welcher anfangs für, später da man ihm vil schuldig ward, gegen Graf Eberhart den Greiner focht. „Darumb man in nant mit dem zopff, hett die ursach: er dient ainem hertzogen von Oesterrich im Oesterland, der hett ain ritterliche gesellschafft; daz war ain zopff, hette uff ain zeit ain schöne fraw abgeschnitten und im den geben; also macht er der selbigen schönen frawen zuo eren ain ritterliche gesellschafft darausz.“ Im Kampfe erschlagen, hinterließ derselbe zwey Söhne: Wolf von Ehingen, der 1425 zu Wien starb und im Stephansmünster daselbst „eerlich begraben lijt“ und Rudolf von Ehingen, Marschall Kaiser Sigismunds und der Grafen von Zill: der ist her Jörgen von Ehingen vatter gesin. Von dieser seiner Verwandtschaft aber sagt unser Georg

(S. 2): Item in der zyt und darnach feind 5 edelman mit iren ellichen hauszfrawen zuo Entringen uff dem fchlofz by ainander gefeffen. die haben früntlich und fridlich mit ainander gelept und hundert kinder geboren. Item, her Hans von Halffingen, ritter und fraw N. von Nipenburg, gebaren 20 kinder. Item Ruodolff von Ehingen und fraw Angnesz, truchfeffin von Haimertingen, gebaren 19 kinder. Item Merk von Halffingen und fraw Urfla von Buobenhofen, gebaren 19 kinder. Item N. von Hailffingen und fro Kabin, gebaren 21 kinder. — Item N. von Gültlingen und fraw N. gebaren 21 kinder. — Item her Jörg von Ehingen, ritter, hatt unter difen 100 kindern fie alle überlept und ift am letzten under in allen abgeftorben." (S. 3.)

„Item difer Ruodolff von Ehingen ift gewefen gar ain kriftenlich, redlich und hochverftendig man. Er ift och von der perfchon gantz wolgeftalt und lidmeffig gewefen. Er hat och vil kirchen helffen bauwen, die ftifftungen und guotatten der eltern, wa die abgên wöllten, geüffet und wider herneuwert. Er hatt vil arbait gehapt, wa fich die comunen, die prelaten, graffen oder edelleüt gezwaiet haten, zuo vertragen; ift och gantz fchidlich gewefen: wa er fich ainer handlung underftand, fo bruht ersz gemeinlich zuo friden. Ufz den dingen allen ift er by feinen ziten virnem geacht worden und von aller erbarkait lieb gehapt."

In feinen alten Tagen theilte er fein groß Gut unter feine vier Söhne und an fromme Stiftungen, und gieng felbft in ein Karthäuferkloſter: Item als er nun in das Kartüffer kloſter zum Gietelftain kumen was (hette vorhin fein wonung beftellt und vir fich und ain diener fin aigen gemechlin, ftüblin und kemelin), alfo verfercket (fertigte) er die fier fün ab und gab inen gar guote vernünfftigè underwyfung, wie fie fich gegen gott dem allmechtigen und gegen der werlt in allem irm thon und lon (Thun und Laſſen) halten follten. Item alfo belibe er bifz in feinen dot by den feligen vettern. Er afz nimmer kain flaifch, und mit groffem flysz ernft und andacht fo gieng er tag und nacht zuo kirchen zuo allen zeiten, die dann gefungen und gelefen wurden; und wie wol er dafz klaid des ordens nit antruog, fo verglycht er fich dannocht in allen dingen aim geiftlichem Karteufer ꝛc. (S. 5).

Rührend iſt die Schilderung ſeiner letzten Stunde (1467), zu der er ſeinen Sohn Georg, den er under allen virbindig (ausbündig) lieb hette, beſchied, welche mit den Worten ſchließt: Und fieng alfo an zuo fterben, zündet ufz wie ein liecht. Nun hette er alfo geordnet, do der dahin kumen war, dafz der antritt oder ſchemel vor feinem bett war fein bar; darinn lag ain duoch, darin er gefchlagen und genet werden follt u. ſ. w.

Wir kommen zu Georg von Ehingen, der ſich nun ſelbſt einführt: „Ich Joerg von Ehingen ritter bin in meiner jugent gefchickt worden als ain knab an hoff gen Ynfpruck. Da zuo mal hielte hoff da felbſt ain junger fürft von Oefterrych, hertzog Sigmundt genant; hett ain küngin von Schotland zuo ellichem gemahel. Alfo ward ich geordnet der künigin zuo dienen. Als ich ain zeit ir gedient, ward ich gedachter künigin virſchnider und difchdiener. Und aber als ich auffwuochs zuo den manbaren jaren und meiner ſterkin befand, beduchte mich

mir bafs anzuoftend, zuo ainem arbätfamen fürften zuo kumen, mich in ritterlichen handlungen zuo gebruchen und alle ritterfpil zuo lernen, dann alfo in der ruow und wolluft zuo Ynfzpruck zu verligen.“

Und gieng nach Oeſterreich, wo er zuerſt Herzogs Albrecht zu Oeſterreich Kämmerer wurde (S. 9.), mit dieſem, der mit 500 Pferden in Prag einritt, zur Krönung des Königs Ladislaus zog. Zu dieſem Zuge richtet ihn der Vater mit den Worten aus „Lieber ſun, ich wil dich uff difen zug erlich und wol ufzrüſten, wie dan ainem ritterlichen man wol zimpt; und darump ſolt du dich in allen ritterlichen ſachen und ritterſpillen bruchen; und ſo man dann ritter ſchlahen und machen würde und ander deins gelychen und höher annemen, ſo ſolt dufz och annemen und mit dir wider zuo land bringen. Alſo ward ich mit aim gantzen harniſch und küriſz, och mit hengſten, pferden, knechten, klaidern und anderm, ritterlich und wol uzgeriſt“ (S. 9 — 10). Und Georg hielt hier tapfer zu den ritterlichen Uebungen: „darnach haben mir all vier in hohen zügen ein kampfſtechen gethon; das gieng iber die mafz hart zuo.“ (S. 10). Der rüſtige Vater trieb den Sohn ſtets von Neuem zu ritterlicher Thatkraft an: „Da berüfft er mich in ſin ſtüblin, dafz noch uff dem thor (zu Kilperg) ſtat, tette ain ſchöne lange red mit mir, wafz die ritterſchaft wer, wie ich mich och halten ſöllt, und ſchenket mir 400 gulden in die ritterſchafft, die er dan by im verdegt in aim beckittften hette. Darbey rett er, dafz ſin will nit wer, dafz ich alſo nach difer zyt die ritterſchafft in diſen landen in der ruow an der fürſten höff und in herbergen alſo da hinden niderſizen ſöllt, aber efz würde uf den künftigen frieling ain treffenlicher zug von den fant Johanſern hern gen Rodiſz geſchehen, ufz urſach dafz der grofz dürkiſch kaiſer underſteen wellt, ſich mit groſſer macht uff land und waſſer darfür mit ſim leger zuo ſchlahen, der mainung Rodiſz zuo herobern. Zuo ſollicher raiſz ſolt ich mich als ain newer ritter och rüſten und alſo ſchicken, uff den künfftigen frieling mit den Rodiſſern hinein gen Rodiſz zuo ziehen, und ſo dann die ſelbig raiſz ain end nem (wo mir dan got der herr ſo vil lebens verlühe), ſo ſolt ich vir in zum hailigen grab krifti und dem hailigen land ziehen; dann wiewol er all ſein tag ain groſſe begirde gehapt hette, die hailigen ſtett und land zuo ſuochen, dafz dann ſinthalb ufz vil groſſen, tapffern urſachen nie hette mügen geſin, wie er dann vor mehrmaln mir geſagt, ſo wer im doch ein fröd, dafz ich die ſelbigen hailigen land und ſtött ſuochen und dahin ziehen ſollt, dar zuo er mich dann uzrüſten wöllt nach ſeinem vermügen. Diſe rede nam ich alſo mit fröden von im an und gab im mein willen zuo erkennen, dafz ſelbs mein will und gemiet nit anders ſtönde, den der ritterſchafft mit allem ernſt nach zuo ziehen.“ (S. 11).

Die Reiſe (auch mancher Franzoſe und Spanier ſchloß ſich an) gieng über Venedig (S. 12) nach Rhodus, wo Georg von Ehingen einen Dorn von der Krone Chriſti empfieng, den er aber Vorſicht halber dort verließ, doch auf ſeiner Rückkehr nicht vergaß, ſondern ſeinem Vater heim brachte in ſin kapell, dar ab er ein ſunder groſze fröd hette (S. 14). Von Rhodus, wo er 11 Monate liegen bleiben mußte, gieng er über „Barutto, Tiro, Saffedo und Appolloſſo“ gen „Naſſareth, dannen gen Jeruſalem.“ — „Als ich nun die hailigen

ſtett gefuocht und den mertail durchgangen und 15 tag zuo Jeruſalem und darinn beliben war, ſtand mein gemüet witer zuo ſant Catherina und gen Baballonia zuo ziehen und gefellt mich zuo ettlichen kaufflüten und barfüſſermünchen. Och überkam ich gar ain erlichen walbruoder, der war ain gefchickt man und genant der Münch von Baſel (S. 13), der ihm aber, ehe ſie nach Zypern kamen, ſtarb und ward von der galeen ins mer geworfen. ab ſollichem tod ich gantz beſchwert ward. Gott well ſiner ſel gnaedig und barmherzig ſin (S. 14). Die Uebrigen kamen bis Damaskus, wo ſie ſich auslöſen mußten. Alſo ward unſer raiſz wendig, dann wir mochten vor den haiden und Araben nit verner kumen (S. 13). Weßhalb ſie über Alexandrien nach Zypern zogen und dort vom Könige Philippus wohl empfangen wurden. Darnach kehrte Georg von Ehingen über Venedig im J. 1454 zu ſeinem Vater heim, von dem er frölich und wol empfangen ward (S. 14).

Aber er, der auf Rhodus ehrlich gegen die Türken gefochten hatte (In den dingen begaben ſich manger handel uff waſſer und uff land, daſz wir uns mit dem krieg üebeten gegen den Türken: (S. 12), mochte daheim, obgleich an Herzog Albrechts von Oeſterreich Hofhaltung zu Rotenburg am Neckar als oberſter Kämmerer wohl gehalten („Sin gnaden ſchankt mir och die fürſtlich geſellſchaft des Salamanders S. 15) und munter in Turneyen, nicht lange ſtill liegen, ſondern beſchloß mit „Jörg von Ramſyden“ (der war uſz dem Saltzburger gebürg, da hett er ſine ſchloſz und gueter S. 15), da ſich in den zyten kain handlung oder kriegiſch uffruor by kaynem küng oder fürſten haben mocht ... . ſo lang von aim rych in daz ander zu ziehen, biſz ſie zuo ernſtlichen groſſen ſachen und handlungen komen möchten (S. 15). Sie giengen zuerſt nach Frankreich. Von König Karls Hof aber zogen ſie bald weiter, denn esz war kain funderlich ritterlich üebung an ſeinem hoff, dann er war ain ernſtlicher küng von guotem alter“ (S. 17), nach Spanien, wo ſie gegen den heidenküng von Granaten (und Tunis S. 17) zu kämpfen hofften, welcher Zug aber wendig ward (S. 18), weßhalb ſie nach einigem Aufenthalte am Hofe zu Navarra nach Portugal giengen, um gegen den Heidenkönig von Feß (S. 18) zu dienen. In Liſſabon waren ſie wegen dieſer Abſicht wohl empfangen: „Uns ward ſo vil ern (Ehren) erzögt und ſo vil fröd gemacht, als vor by kainem küng oder fürſten ie gefchach. Wir wurden och zuo vil malen in der küngin frawen zimer gefüert und gar ſchön däntz gehalten; och zuo dem waidwerk; der glichen mit ſpringen, ringen, werfen, fechten, rennen der pferd und genetten (türkiſchen Pferden), darzuo mit banketen: virwar eſz was guot da ſin!

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. December.

Nro. 201. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Des Schwaebischen Ritters Georg von Ehingen Reisen nach der Ritterschaft. Stuttgart, gedruckt auf Kosten des literarischen Vereins. 1842. 28 u. VII. Seiten gr. 8.

(Schluß.)

Der küng war genant Allfonfufz und war ain hüpfcher wolgeftalter fürft und der allerkriftelichft, wertichft und gerechtifte küng, den ich ie erkent hab. Er hielt och ain künglichen hoff, hette zwen markgraffen und vil graffen, herren und ritterfchaft by im und über die mafz ain fchön frawen zimer. Mir übebten uns och deglichen mit allen ritterfpillen zuo rofz und zuo fuofz, mit jottdiern (juftieren, tjoftieren) und mit battälla (früher Buhurten) in gantzen harnifchen; darab dan der küng ain funder grofz fröd und wolgefallen hett. Mein gefell war der fterkift man, den ftain und die yffinbar zuo werffen, doch fo die nit lycht, funder fchwer war, dan er war ein langer ftarker man, und mocht im kainer den fchweren ftain hinwerffen; aber mit ringen och zuo rofz und zuo fuofz. In den gantzen harnifchen darin tette ich allen flyfz, dann zuo den felbigen dingen war ich ettwas gebruchter, dann min gefell." (S. 19 — 20). Man erkennt hier leicht den Gegenfatz zwifchen dem Ritter vom Schwabenlande und den vom Tyrol, vom Gebirgslande. Wer gedenkt nicht an Herzog Chriftoph von Bayern und der Schweizer noch heutiges Steinftoßen? *)

Georg von Ehingen kämpfte wirklich in Afrika gegen den König von Fetz mit und fchildert S. 21 — 23 den Kampf ausführlich und anfchaulich. Er felbft that fich fehr hervor, ja man kann fagen: er entfchied den Kampf auf ritterliche Weife. Einem ungeheuren Heere ftand man mit 400 Pferden und 1000 zu Fuß gegenüber. Als efz nun wol uff den abend ward, kumend ettlich der unfern und fagten, efz wer ain mechtiger haid, der begerte ains kriften ritters, der fich

*) Man vergleiche „Ueber den Stein und die drey Nägel in der k. Reſidenz zu München" als Anhang zu des Referenten Schrift über „Die öffentliche Turnanſtalt zu München." München, Lindauer. 1837. 8.

mit im ſchlahen ſöllte, glychen platz zwiſchen bäden huffen (Haufen). Alſo bat ich den kapitany, daſz er mir ſöllichesz zuo thon vergünden wöllt, dan ich war gar wol gerüſt und gantz geregnig (gewandt) in ringharniſch; ſo hette ich och ain ſtarken werlichen jennetten, der mir vom küng geſchenkt ward. Daſz ward mir vom kapetany vergüntt. Alſo lieſz unſer kapetany den ſcharmitzern abblaſen; die ruckten all zuo dem huffen. Da macht ich ain krütz mit meinem ſpieſz vir mich und rukt allgemach von unſerm huffen gegen dem häden zuo tal. Da die haiden das herſahen, rucktend ſie och zuo irem huffen. Alſo ſchickt unſer kapitany ain trumpeter gegen der haiden huffen; der bliesz und gab zaichen. Alſo gar geſchwind ruckt ain häden, uff ainem ſchönem barbarieſchen pferd daher gen tal, der ebne zuo. Der Kampf war heiß, Jörg von Ehingen ſiegte: Alſo gab ich im erſt ain rechten ſtich in ſin angeſicht und ſtach in uff die erden nider und trang alſo uff in und ſtach im den hals ab. Alſo ſtand ich uff, nam ſin ſchwert und trat zuo meinem pferdt. Do ſtonden bäde pfärd by ainander: ſie waren den gantzen tag faſt gearbät (angeſtrengt) worden und waren gar zem (zahm). Do die häden ſachen daſz ich geſigt, rugkten ſie mit irem huffen hin weg. Aber die Portigalläsz und kriſten ruckten ettlich herzuo, und huwen dem haiden ſin haupt ab, namen ſin ſpieſz und ſtackten eſz daruff, zugen im ſin harniſch ab, u. ſ. w. (S. 24). Jörg von Ehingen ward (auch vom Könige ſpäter) hochgeehrt „und geſchah mir die allergröſt er, der ich nit wert war. Got der allmechtig ſtritt uff die ſtund vür mich, dann in gröſſer not kam ich nie. Der haid war ain treffenlich ſtarker man: ich befand och wol, daſz ſin ſterkin die min wyt übertraff. Gott der her ſy ewiglich gelopt.“ (S. 25).

Von hier zog Georg wieder nach Spanien und Granada, gegen die Araber von Tunis zu kämpfen (S. 26). Hier ward er im Kampfe vor einer kleinen Stadt mit einer ſtabſchlingen (Schleuder) am Schienbein verwundet „und wie wol ich darnach wol gehailt, brach mir daſz ſchinbein, als ich gen Schwaben kam, wider uff, und behielt alſo biſz in min alter ain löchlin im ſchinbain und ain fluſz (S. 27).

Darnach blieben die beyden Reiſe- und Kampfgenoſſen noch zwey Monate am königlichen Hofe; da geſchah uns gar vil eren mit banketen, dantzen, jagen, rennen der jenneten und anderm (S. 27). Darnach nahmen ſie Urlaub nach Portugal. Der küng gabe uns bäden fine orden geſelſchafften, namlich die Iſchpaniſch: das iſt ain halsband, brät und geſchüebt, wie die groſſen fiſchſchiepen. Die ander das iſt la banda de kaſtillia: das war ain roter ſcharlatrock und ain guldiner ſtrich oder band, zwaier domen (Daumen) brät, iber die link achſeln, vornen zwerche (quer) herab biſz zuo end des rock uff der rechten ſyten und von dem ſelbigen ort, unden am hindertail des rock zwerch wider heruff, biſz wider uff die link achſel. Die dritt orden geſelſchafft iſt die von Grannatten: ain granatepffel, der

uff kloben iſt mit aim ſtil und ettlichen blettern dar an. Er gab uns och 300 dockaten und jedem ain ſchönen jenneten. Alſo ſchieden wir erlich, loblich und nutzlich von diſem kriſtenlich künig Hainrichen, in dem jar als man zalt von der geburt unſers herren 1455 (S. 28). Auch der König von Frankreich gab ihm ſin orden geſelſchaft.

Mit dieſer Ordensſchilderung (man ahnt die neue Zeit, die uns unter Anderm in der Selbſtbeſchreibung des ſchleſiſchen Ritters Hans von Schweinichen ſchon ſo umgewandelt entgegentritt) ſchließt eigentlich Georg von Ehingen ſeine Selbſtbeſchreibung, die, an ſich wie geſagt, nicht groß, nur den Einen Wunſch zurückläßt, daß er nicht wie S. 12 von den Händeln, die ihnen auf der Fahrt von Venedig nach Rhodus begegneten, geſagt haben möchte, — dafz ich allefz ump kürtze underlafz“ oder S. 10 von Wien und Prag „nem alles zuo vil zuo ſchryben,“ und wie gern möchte man ihm zugelauſcht haben, wie er dem Herzog Albrecht zu Rothenburg erzählte von ſiner meervart (S. 15). —

Der äußerſt ſauber und richtig gedruckte Text dieſer Reiſen nach der Ritterſchaft iſt nicht nach dem Eingangs dieſer Anzeige genannten Drucke von 1600 wiederholt, ſondern einer Handſchrift der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart vom Ende des 15. Jahrhunderts entnommen. Der Bearbeiter oder Bereiniger des Textes, Herr Franz Pfeiffer aus Solothurn, ſpricht ſich im kurzen Vorworte bündig über die Grundſätze aus, die beym Abdrucke befolgt wurden und darauf hinaus gehen, die wild und wüſtgewordene Rechtſchreibung jener Zeit von ihren allzu üppigen Schößlingen zwar zu bereinigen, ihr dagegen Alles, was der Zeit im Allgemeinen oder der ſchwäbiſchen Mundart insbeſondere eigenthümlich zugehören dürfte, zu belaſſen. Die einzige Frage könnte hier noch aufgeworfen werden, ob Georg von Ehingen ſelber ſin oder ſein, ein oder ain, haiden oder häden geſchrieben habe: wir leſen hier beydes bunt durch einander, ja bald hädiſch (20. 25), und hädiniſch, bald haidenſch (21); eben ſo bald ieben bald ieben. Auch wäre Ausgleichung von Schreibungen wie jennetta, jenette, genette, eben ſo der Ortsnamen, wo bald Baballonia (13) bald Babilónia (14), bald Zezublia (17) und kurz darauf Zezillien, bald Feſſa (18), bald Weſſa (19) geſchrieben wird, wohl nicht unrathſam geweſen. Aber man hat darin wohl das Schwanken des ehrlichen Ritters ſelber zu erblicken, der mit manchem ſpaniſchen und welſchen Worte ſich ſchmückt neben recht friſchen deutſchen: ein zwingelhof (Citadelle) mitten in Afrika (S. 21) und Septa (Zeuta) klingt ſeltſam neben der ſpaniſchen udigentz (S. 18); ringe pferde (chevaux legers) neben dem regal baner (S. 27), welches Wort hätte getrennt und erklärt werden dürfen, ſo gut wie ſtabſchlinge (S. 27), oder verfercken (S. 5) und abgeferket (S. 18), eben ſo (S. 18) zum vinſtern ſtern d. i. Cap Finis terrae. Sonſt ſind die dem Texte untergefügten kurzen Erklärungen zweckmäßig und treffend, mit geeigneter Verweiſung auf Schmellers bayeriſches und auch Schmids ſchwäbiſches Wörter-

buch. Die S. 16 vorkommende Zusammenstellung „fackman oder trosser, der unser kläder fierte zeigt gut den allmähligen Begriffs-Uebergang des ersten Wortes zu dem von Räuber: die Troßbuben werden zu Nachzüglern und diese zu Merodeurs. Der Spanier kennt diesen Sacomano wie der Franzose (facheman), und facman machen, dem facman rüefen hieß in Deutschland rauben, plündern. S. 19 ist solliem dicht neben söllichem wohl Druckfehler und S. 25, 1 dürfte und zu tilgen seyn. — Zum Schlusse sey folgende kleine Bemerkung erlaubt. Durch die Grimmische Sprachschule, wie schon durch den seeligen Docen, ist bekanntlich auf wissenschaftlichem Gebiete mehrfach bereits der Versuch mit Entfernung großer Anfangs-Buchstaben in den Hauptwörtern gemacht worden. Bey Ausgaben älterer deutscher Dicht- und Sprachwerke von J. und W. Grimm, K. Lachmann, M. Haupt, und anderen lag dieses nahe; eben so ist es in des Letztgenannten Zeitscheift für deutsches Alterthum. Andere sind natürlich der Weiterung gefolgt, namentlich H. Leo in Halle in seinen angelsächsischen und keltischen Schriften und vor einigen Jahren schon ein niederrheinisches juristisches Werk. Eben so Professor A. Schott in Stuttgard in seinen Deutschen in Piemont. Auf eine heitere Weise nun hat diese Neuerung denn auch auf dem Titel der von diesem Letztgenannten besorgten Closenerischen Chronik (aber nur hier) Platz gegriffen: hier heißt es gedruckt auf kosten des literarischen vereins, während Franz Pfeiffer dieses auf Kosten der langen Gewohnheit noch nicht gewagt hat, hier heißt es ehrsam gedruckt auf Kosten des literarischen Vereins, von dem wir nunmehr mit dem neuen Jahre schon die dritte versprochene Lieferung gewärtigen dürfen.

H. F. M.

Mit diesem Stücke wird das Inhalts-Verzeichniß des vierzehnten und fünfzehnten Bandes der Gelehrten Anzeigen ausgegeben.

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey,
im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Inhalts-Verzeichniß

der Gelehrten Anzeigen von 1842, Band XIV. und XV.

Die römiſche Ziffer verweist auf den Band, die arabiſche auf die Seite des Bandes.

Agassiz, L., *nomenclator zoologicus.* Fasc. I. Soloduri 1842. XV. 599.

— — Unterſuchungen über die Gletſcher. Solothurn 1841. XIV. 849.

Alberi, Eug., *Relazione* degli *ambasciatori* veneti al senato, edite da . . . . Serie I. II. III. Vol. 1. XV. 201.

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VI. Bd. 1. Heft. 1840. XIV. 126.

— — — 2. Heft. XV. 207.

Aretin, C. M. Frhr. v., Bayerns auswärtige Verhältniſſe ſeit dem Anfange des 16. Jahrhunderts. 1. Bd. Paſſau 1839. XIV. 109.

— — — Geſchichte des bayeriſchen Herzogs und Churfürſten Maximilian I. Paſſau 1842. XV. 809.

Basilii M. et S. Gregorii Nysseni contra feneratores orationes binae — ed. L. de *Sinner.* Paris 1841. XV. 465.

Basilii, M. S., oratio ad adolescentes quomodo possint ex gentilium libris fructum capere — ed. L. de *Sinner.* Paris 1842. XV. 465.

Bibliotheca Patrum ecclesiasticorum Latinorum selecta. Curante E. G. *Gersdorf.* Vol. I — IX. Lips. 1838 — 40. XV. 89.

— — — Ecclesiae catholicae, qui ante Orientis et Occidentis schisma floruerunt. Tom. I. Oxon. et Lond. 1833. XV. 89.

— — — de l'école des Chartes. Tom. I. II. Paris 1839 — 41. XV. 105.

Biondelli, B., Atlante *linguistico* d'Europa. Vol. I. XV. 65.

Bonaparte, Car. Luc., osservationi sullo stato della *Zoologia* in *Europa.* — Firenze 1842. XV. 1001.

Brandis, Carl Aug., Mittheilungen über Griechenland. Leipzig 1842. Thl. 1—3. XV. 905.

Braniß, Dr. Chr., Ueberſicht des Entwicklungsganges der Philoſophie in der alten und mittleren Zeit. Breslau 1842. XV. 681.

Brogniart et Malagoti, ſ. Extrait des Archives du *Muséum d'histoire naturelle.*

Buff, Dr. Heinr., Lehrbuch der Stöchiometrie. 2. Aufl. Nürnberg 1842. XV. 33.

Burdach, K. Fr., Blicke ins Leben. Bd. 1. Leipz. 1842. XV. 521.

Carus, Dr. C. G., Grundzüge einer Craniosko-pie. Stuttg. 1841. XIV. 529.

— — Carl Guſt., Zwölf Briefe über das Erd-leben. Stuttg. 1841. XIV. 865.

Ciceronis, M. T., de finibus bonorum et malo-rum libri V. Recensuit.. D. Jo. Nicolaus *Mad-vigius*. Havniae, 1839. XIV. 417.

Cuvier, Georges, Histoire des sciences natu-relles — professé an Collège de France — publiée par Madel. de *Saint-Agy*. P. I. II. Paris. XV. 593.

Dictionnaire universelle d'Histoire natu-relle, dirigée par M. Charles d'*Orbigny*. Tom. I. Paris 1841. XIV. 521.

— — — des *Sciences naturelles*. Supplé-ment. Paris 1840. Tom. I. XIV. 521.

Differenz der Schelling'ſchen und Hegel'ſchen philoſophie. 1. Bd. Leipzig 1842. XV. 697.

Dirkſen, H. E., Vermiſchte Schriften. 1. Thl. Berlin 1841. XV. 673

Dönniges, Dr. W., Geſchichte des deutſchen Kaiſerthums im 14. Jahrhunderts. Erſte Abth. 1. Abſchn. Berlin 1841. XV. 217.

Doppler, Chriſt., über das farbige Licht der Dop-pelſterne. Leipzig 1842. XV. 893.

Dumont d'Urville ſ. *Voyage* au *Pole-Sud*.

Ehrenberg, C. H., das unſichtbar wirkende organiſche Leben. Berlin 1842. XV. 193.

El-Mas' údi's Historical Encyclopaedia, entitled „Meadows of gold and mines of gems,“ translated from the Arabic by Alois *Sprenger*. Vol. 1. London 1841. XIV. 585.

Erdl, Dr., Tafeln zur vergleichenden Anato-mie des Schädels. München 1842. XIV. 559.

Erwerbung der Mark Brandenburg durch das Luxemburg'ſche Haus. Eine Denkſchrift zur Feyer des 24. März 1840. Berlin 1840. XV. 449.

Eſterl, P. Fr., Chronik des adelichen Benedikti-ner-Frauenſtifts Nonnberg zu Salzburg. Salzburg 1841. XIV. 501.

Euripidis Medea. Recognovit et in usum scho-larum ed. August. *Witzschel*. Lips. 1841. XIV. 1593.

Extrait des Archives du Muséum d'histoire naturelle. Premier et second Mémoire sur les Kaolins ou Argiles à Porcelaine par M. M. Alex. *Brogniart* et *Malagati*. Paris 1841. XIV. 809.

Ficker, Franz, Aeſthetik oder Lehre vom Schö-nen. 2. Aufl. Wien 1840. XV. 715.

Flourens, P., Analyse raisonnée des travaux de Georges *Cuvier*, précédée de son éloge histo-orique. Paris et Lips. XV. 577.

Forchhammer, P. W., Die Geburt der Athene. Kiel 1841. XIV. 806.

Fragmenta Comicorum Graecorum collegit Augustus *Meineke*. Vol. I — IV. Berol. 1839 — 1841. XV. 157.

Freſenius, Dr. C. Remig., Anleitung zur qualita-tiven chemiſchen Analyſe, oder die Lehre von den Operationen u. ſ. w. Mit einem Vorwort von Juſt. Liebig. 2. Aufl. 1842. XV. 953.

Georg von Ehingen, des ſchwäbiſchen Ritters G. v. E. *Reisen* nach der Ritterſchaft. Stuttg. 1842. XV. 1064.

Geppert, E. E., über den Urſprung der homeri-ſchen Geſänge. 2 Thle. Leipzig. 1840. XIV. 313.

Glocker, Dr. Ernſt Friedr., Mineralogiſche Jahreshefte. Heft 6 und 7. Erſte Hälfte. Nürnb. 1841. XIV. 202.

Göttling, Karl Wilh., Geſchichte der römiſchen Staatsverfaſſung von Erbauung der Stadt bis zum Tode C. Cäſars. Halle 1840. XV. 225.

Gould, J., the birds of Australia. Part. III. u. IV. London 1841. XIV. 145.

— — monograph of the Macropodidae, or Family of *Kangaroos*. Part I. London 1841. XIV. 145.

Gray, George Rob., a list of the Genera of *Birds*. 2. edit. London 1841. XIV. 554.

Gregorii, S. Patris nostri Gr. theologi vulgo Nazianzeni — opera omnia — edidit D. A. B. *Caillau*. Tom. II. XV. 465.

Grey, George, Journals of two Expeditions of discovery in *North-West* and *Western Australia*, during the years 1837, 38, 39. II. Vol. Lond. 1841. XV. 177.

Grimm, Jacob, über zwey entdeckte Gedichte aus der Zeit des deutſchen Heidenthums. 1842. XIV. 729.

Günther, Dr. A. F., Beobachtungen über die Entwicklung des Gehörorgans. XV. 194.

Hammer-Purgſtall, Geſchichte der goldenen Horde in Kiptſchak d. i. der Mongolen in Rußland. Peſth 1840. XV. 641.

Harris, Capt. Cornwallis, Portraits of the Game and *Wild Animals* of *Southern Africa*. Part I — III. Lond. 1840 — 1841. XIV. 257.

Hefner, Dr. Joſ. v., das römiſche Bayern in antiquariſcher Hinſicht, Münch. 1841. XIV. 489.

Historiae Russiae monimenta ed. *Turgenevis*. Tom. I. Petrop. 1841. XV. 841.

Historiae Ruthenicae scriptores exteri saeculi XVI, colleg. Adalb. de *Starczewsky*. Tom. I. II. 1842. XV. 841.

Hoefer, Ferd., éléments de *Chimie minérale*. Paris 1841. XIV. 217.

Horatius, G. H. Flaccus, die Epiſteln des —, überſetzt von Joſ. Merkel. XIV. 441.

Hrdina, Joh. Nep., Geſchichte der Wieliczkaer Saline, herausgeg. von Ludw. Em. Hrdina. Wien 1842. XV. 785.

Jahnius, Albert., animadversiones in *Basilii Magni* opera. Fasc. I. Bernae 1842. XV. 465.

Jahn, Otto, Pentheus und die Mänaden. Kiel 1841. XIV. 801.

Kieler, philologiſche Studien. Kiel 1841. XV. 145.

Kittel, M. B., Skizze der geognoſtiſchen Verhältniſſe der Umgegend Aſchaffenburgs. 1840. XV. 281.

Langenn, Dr. Friedr. Alb. v., Moritz, Herzog und Churfürſt zu Sachſen. Thl. 1 u. 2. XIV. 881.

Lehuërou, M. J. M., histoire des institutions *Merovingiens* et du Gouvernement Merovingien jusqu' à l'édit de 615. Paris 1842. XV. 665.

Leo, H., Rectitudines singularum personarum; nebſt einer einleit. Abh. über Landanſiedlung u. ſ. w. der Angelſachſen. Halle 1842. XV. 65.

Lerſch, Dr. Laurenz, Centralmuſeum rheiniſcher Inſchriften. 3 Heften. Bonn 1839 — 1842. XIV. 489.

Lesson, R. P., nouveau Tableau du régne animal. *Mammifères*. Paris 1842. XV. 977.

Liebig, Juſt., die organiſche Chemie in ihrer Anwendung auf Phyſiologie und Pathologie. Braunſchweig 1842. XV. 601.

Lindner, Dr. Friedr. Ludw., Skythien und die Skythen des Herodot. Stuttg. 1841. XV. 711.

Liſch, G. C. F., Mekleuburgiſche Urkunden. Roſtock und Schwerin, 1837 — 41. XIV. 957.

Lübker, Dr. Friedr., Commentar zu Horaz's Oden. Buch 1 — 3. Schleswig 1841. XV. 417.

Maine de Biran, oeuvres philosophiques, publiées par V. *Cousin*. Tom. 1 — 3. Paris 1841. XV. 497.

Märkiſche Forſchungen. Herausgegeben von dem Vereine für Geſchichte der Mark Brandenburg. Erſt. Bd. Berlin 1841. XV. 449.

Matter, M., histoire de l'Ecole d'*Alexandrie*. 2. ed. Tom. I. Paris 1840. XV. 705.

Mittheilungen der antiquariſchen Geſellſchaft in Zürich. Erſter Bd. Zürich 1841. XIV. 777.

Morren, Charles, histoire litéraire et scientifique des *Tulipes*, *Jacinthes* etc. Brux. 1842. XV. 889.

Movers, Dr. F. C., die Phönizier. Unterſuchungen über die Religion der Phönizier u. ſ. w. Erſter Band. XIV. 602.

Müller, Dr. Hermann, der heilige Bonifacius auf der Salzburg. Würzburg 1841. XIV. 393.

— — K. O., Geſchichte der griechiſchen Literatur bis auf Alexanders Zeitalter. Bd. 1. 2. Breslau 1841. XV. 897.

Oettinger, Dr. L., die Reihenfolge der Elemente. Freyburg 1841. XIV. 544.

Olshauſen, Dr. Juſt., über den Urſprung des Alphabets und über die Vocalbezeichnung im alten Teſtament. Kiel 1841. XV. 489.

Oversigt overdet Kongelige danske Videnskabernes Selskabs *Forhandlinger* og dets Medlemmers arbeiter i Aaret 1841. XV. 849.

Pacini, Filippo, *nuovi organi* scoperti nel corpo umano. Pistoja 1840. XIV. 529.

Palacky, Franz, Geſchichte von Böhmen. Bd. 2. Abth. 2. Prag 1842. XIV. 505.

Papencordt, Dr. Felix, Cola di Rienzo und ſeine Zeit. Hamburg 1841. XIV. 497.

Paulus, Imman., die moderne philoſophie und die Perſönlichkeit Gottes. Stuttgart 1842. XV. 701.

Philostrati epistolae ed. Jo. Fr. *Boissonade*. Paris et Lips. 1842. XV. 753.

Platonis opera, recognov. Jo. Geo. *Baiterus*, Jo. Casp. *Orellius*, A. Guil. *Winkelmannus*. 1839 — 42. Turici. XV. 737.

Poggendorff, J. C., Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen phyſikaliſchen Inhalts in P. Annalen der Phyſik. Bd. LII. XIV. 231.
Bd. LXIII. — 879.
Bd. LIV. XV. 943.

Quetelet, observations des *phénomènes périodiques*. 1841. XV. 801.

Rapp, Dr. K. M., Verſuch einer Phyſiologie der Sprache. Vierter Bd. Stuttg. 1841. XV. 57.

Ratisbonne, Th. de, histoire de H. *Bernard*. 2 Tom. Paris 2840. XV. 815.

Ratzeburg, J. T. C., die Waldverderben und ihre Feinde. Berlin 1841. XV. 285.

Raumer, Friedr. v., Geſchichte der Hohenſtaufen und ihrer Zeit. Zweyte Aufl. 6 Bde. Leipz. 1840. XIV. 905.
XV. 41.

Report of the tenth Meeting of the British Association for the Advancement of Science, held at *Glasgow* in August 1840. London 1841. XIV. 564.

Riemer, Dr. Friedrich Wilh., Mittheilungen über Göthe. Bd. 1. 2. Berlin 1841. XIV. 281.

Rudhart, Dr. G. Th., Aelteſte Geſchichte Bayerns und der in neueſter Zeit zum Königreiche Bayern gehörigen Provinzen Schwaben, Rheinland und Franken. Hamburg 1841. XIV. 449.

Rudolf von Ems, der gute Gerhart. Herausg. von Dr. Moriz Haupt. XIV. 561.

Ruſſegger, Joſ., Reiſen in Europa, Aſien und Afrika mit beſonderer Rückſicht auf die naturwiſſenſchaftlichen Verhältniſſe der betreff. Länder. Bd. 1. XIV. 977.

Rousselot, M. Xavier, études sur la *philosophie dans le moyen-âge*. Premier parti. Paris 1840. XIV. 833.

Schlegel, H., Abhandlungen aus dem Gebiete der Zoologie und vergleichenden Anatomie. Leiden 1841. 1. Heft. XV. 198.

— — — Dr., die Vögel Europa, gezeichnet von Susemihl. Lief. 1 — 10. Stuttgart. XV. 585.

Schomburgk, R. H., Reisen in Guiana und am Orinoko während der Jahre 1835 — 1839. Herausgegeben von O. A. Schomburgk u. s. w Leipz. 1841. XIV. 153.

Schott, Dr. Albert, die deutschen Colonien in Piemont, ihr Land, ihre Mundart und Herkunft. Stuttgart 1842. XV. 73.

Senecae, L. Annaei, opera — ed. Carol. Rud. *Fickert*. Lips. 1842. XV. 929.

Smith, Hamilton, the natural history of *horses*. Edinb. 1841. XV. 985.

Stilling, Dr. B., und Dr. J. Wallach, Untersuchungen über den Bau des Nervensystems. XV. 196.

Strassburgische Chronik von Fritsche *Closener*. Stuttg. 1842. XV. 1015.

Struve, Ern. Aud., de *Eupolidis Maricante*. Kiliae 1841. XV. 169.

Sybel, Dr. Heinr. von, Geschichte des ersten Kreuzzuges. Düsseldorf 1841. XIV. 233.

Teuffel, Wilh. Sigmund, Charakteristik des Horaz. XV. 441.

Tiedemann, Fr., von den Duvernoy'schen, Bartholin'schen oder Cooper'schen Drüsen des Weibes. Heidelberg und Leipzig 1840. XIV. 529.

Todd, B., the Cyclopaedia of *Anatomy* and *Physiology*. Vol. II. Dia — Ins. London 1839 — 1841. XIV. 129.

Ulrici, Dr. Hermann, über Princip und Methode der Hegelschen Philosophie. Halle 1841. XIV. 265.

Verhandelingen over de Natuurlijke Geschiedenis der Nederlandsche Overzeesche Bezittingen .... *Zoologie*. Leiden 1840 — 1841. XIV. 545.

Verhandlungen der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft bey ihrer Versammlung zu Zürich. 26. Versamml. Zürich 1841. XV. 985.

Vincke, Ludw. v., der zweyte punische Krieg und der Kriegsplan der Karthager. Berlin 1841. XV. 129.

Visiani, Rob. de, *Flora dalmatica*. Tom I. 1842. XV. 1009.

Voyage au Pole Sud et dans l'Océanie sous le commandement de M. J. *Dumont d'Urville*. — Histoire du voyage par M. Dumont d'Urville. Tom. I. partie 1 u. 2. 1841. 1842. XIV. 993.

Vrolik, W., Recherches d'anatomie comparée sur le Chimpansé. Amsterdam 1842. XV. 569.

Wagner, R., Lehrbuch der Physiologie für akademische Vorlesungen. Abh. 1 — 2. Leipzig 1839 — 1840. XIV. 529.

— — — Icones Zootomicae. Handatlas u. s. w. XIV. 529.

— — — physiologicae. 1839. XIV. 529.

Walpers, Guil. Ger., repertorium *Botanices* systematicae. Tom I. fasc. 1 — 3. Lips. 1842. XV. 969.

Weber, Beda, Tyrol und die Reformation. Inspruck 1841. XIV. 409.

Wilde, W. R., narrative of a voyage to Madeira, Teneriffe, and along the shores of the mediterranean. II. Vols. 1840. XIV. 9.

Wolf, Ferd., über die Lais, Sequenzen und Leiche. Beytrag zur Geschichte der rhythmischen Formen und Singweisen der Volkslieder. Heidelberg 1841. XV. 60.

Wycleffe, John, the last age of the church. Edited by James Henthorn *Todd*. Dublin 1841. XIV. 543.

Bulletin (Intelligenzblatt).

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Allgemeine Sitzung vom 16. Juny 1842. Vortrag des Vorstandes, Herrn Staatsrath Baron von Freyberg. XV. 289.

Oeffentliche Sitzung zur Feyer des Allerhöchsten Geburts- und Namensfestes Sr. Majestät des Königs, am 25. August 1842. Rede des stellvertretenden Vorstandes, Herrn Hofrath Thiersch. XV. 401.

Verzeichniß der seit dem 24. July 1841 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke. XV. 389.

Sitzungen der Classen;

Philosophisch-philologische Klasse:

am 24. April 1842:

Spengel, über die unter dem Namen des Aristoteles erhaltenen Schriften XIV. 49.

am 12. Februar 1842:

Schmeller, Erinnerung an Joseph von Scherer's literärische Bestrebungen. XIV. 641.

am 2. July:

Müller, M. J., über den Ursprung des Namens Pehlvi. XV. 361.

— — — über die arabischen Manuskripte, betreffend die drusische Religion, im Besitze Sr. Majestät des Königs. XV. 377.

Historische Klasse:

Sitzung am 20. November 1841:

Koch-Sternfeld, v., historische Erinnerungen auf einer Reise durch Oesterreich. XIV. 65.

am 19. Februar:

Höfler, über Werth und Inhalt der Chronik Salimbene d'Adami's von Parma. XIV. 673.

am 23. April:

Fink, v., zur Geschichte der ehemaligen städtischen Verfassung in der Oberpfalz. XIV. 1017.

am 25. Juny:

Fink, v., zur Geschichte der im Jahre 1599 erschienenen Landes-Ordnung in der Oberpfalz. XV. 309.

am 23. July:

Höfler, über den Kampf K. Heinrichs IV. mit Pabst Gregor VII. XV. 321.

am 20. August:

Fink, v., zur Entwicklungsgeschichte der städtischen Autonomie in der Oberpfalz mit Rücksicht auf ihren Untergang. XV. 353.

Mathematisch-physikalische Klasse:

Sitzung am 11. December 1841:

Martius, v., über die Vegetation der unächten und ächten Parasiten. XIV. 553.

am 8. Januar 1842:

Martius, v., Auszug aus einem Briefe von C. Wilh. Griffith in Serampore. XIV. 697.

am 5. Februar:

Lamont, Vorlage meteorologischer und magnetischer Instrumente. XIV. 699.

Buchner, über die Bitterstoffe im allgemeinen und insbesondere die der Cinchoneen. XIV. 705.

Martius, v., über kranke Kartoffeln von Frankenthal in der Pfalz XIV. 709.

— — — Auszug aus einem Briefe des Hrn. Capitäns W. H. Smith in Cardiff. XIV. 710.

am 12. März:

Ennemoser, über die Würde und den Standpunkt des Magnetismus. XIV. 715.

Steinheil, über einen von ihm construirten tragbaren kleinen Meridiankreis. XIV. 715.

Buchner, über die Angelika-Wurzel. XIV. 716.

Vogel jun., über das Verdauungsprincip Pepsin. XIV. 717.

am 9. April:

Buchner, über neue chemische Analysen der Salzsole und deren Mutterlauge von der Saline Rosenheim. XIV. 1035.

— — — über zwey neue Bereitungsmethoden des milchsauren Eisenoxyduls. XIV. 1034.

— — — über das Linin. — 1035.

am 13. May:

Steinheil, über seine Photometer zur Meßung der Lichtmenge der Gestirne. XV. 9.
— — — über Ruolz's Methode der Vergoldung mittels galvanischer Ströme. — —
— — — Teleskopspiegel, galvanoplastisch copirt und nachgebildet. — 10.
— — — Anwendung der Teleskopspiegel zu astronomischen Meß-Instrumenten. — 10.
Wagner, A., über die Ursrechte der antediluvianischen Höhlenbären. XV. 11.

am 10. Juny:

Kobell, v.; über einen Zinkspath von Nertschinsk. XV. 294.
— — — über einen Meerschaum von Theben in Griechenland. XV. 294.
— — — über die Krystallisation des Amoniakbrechweinsteins. — 296.
Lamont, mittlere magnetische Declination in München und ihre jährliche Abnahme. XV. 298.
— — Verbesserung der absoluten Intensitäts-Bestimmungen. — —
— — neue Einrichtung des Differential-Instrumentes. — 299.
— — neue Methode die absolute Inclination zu bestimmen. — 300:
Buchner jun., über das Weinsteinsaure Antimonoxyd-Ammoniak. — 301.

am 9. July:

Lamont, über die Sonnenfinsterniß vom 8. July. — 302.
Zuccarini, über eine monströse Feige. XV. 363.
Vogel jun., über Tension und Spannkraft der concentirten Schwefelsäure in getrockneter Luft. XV. 305.

am 13. August:

Steinheil, über seine Beobachtung der totalen Sonnenfinsterniß vom 8. July. XV. 761.
Kobell, v., Vorlage von 3 neuen galvanographischen Abdrücken. XV. 764.
Erdl, Aufbewahrung der Hühnerembryonen aus den frühesten Stadien. XV. 765.
— — über die Caries des menschlichen Zahns. XV. 771.
Lamont, Vorlage des ersten Hefts der Annalen für Meteorologie und Erd-magnetismus. XV. 783.

Königl. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs im Jahre 1841, zweyte Hälfte July bis December 1841. XIV. 705.
— — — — — — — — im Jahre 1842, erste Hälfte Januar bis Juny. XV. 589.

Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Sechzehnter Band.

München,
gedruckt in der k. Central-Schulbuchdruckerey.

Gelehrte Anzeigen.

Januar bis Juny.

1843.

München,

im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 1.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Januar.

Nro. 1. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Classe am 19. Novemb. v. J. las Herr Professor Höfler „Ueber die universalhistorische Bedeutung des Investitur-Streites.

Der Streit, welcher sich in der zweyten Hälfte des eilften Jahrhunderts im Herzen von Europa zwischen Kaiser und Papst entzündete, hat in seiner ersten Gestaltung so lange angedauert, so tiefe Wurzeln geschlagen, sich dann unter verschiedenen Formen so lange hingezogen, und Deutschland und Italien, das Papstthum und das Kaiserthum, so gewaltig erschüttert, daß der Gedanke nicht ferne liegen konnte, in ihm sowohl die Quelle alles Uebels als der größten Anstrengung des weströmischen Reiches, in seiner langen Dauer sowohl die Glanzepoche, als die des Verfalles desselben zu erblicken. Je nachdem die eine oder die andere Ansicht überwog, ward denn auch dieser Kampf mit Unmuth oder mit einer, nicht minder die Wahrheit gefährdenden Vorliebe betrachtet. Hiezu hat aber nicht bloß der Umstand beygetragen, daß man Wünsche und Ansichten der Gegenwart auf diese frühe Zeit übertrug, sondern auch, daß man überhaupt den nationalen Standpunkt nicht verlassen wollte, obwohl, wie früher bewiesen*) ward, dieser ein ganz anderer war, als man ihn bisher zu betrachten gewohnt gewesen ist.

Ueberblickt man aber die Zustände von Europa um die Zeit, als P. Gregor VII. fortführend, was die deutschen Päpste unternommen, die verfallene Disciplin durch das Verbot der Priesterehe und der Investitur zu schärfen begann, so gewahrt man eine durchgängige Scheidung nach 2 Principien, die sich zwar desselben Stammes rühmten, allein gerade jetzt auf dem Punkte standen, entweder sich gleichzustellen, oder sich für immer zu trennen.

Von der Gründung christlicher Staaten bis zum Einbruche der Longobarden und Araber hatte das oströmische Reich das Principat in Europa, ja in der civilisirten Welt behauptet, und lange Zeit später betrachtete es noch die neuen germanischen Reiche nur als glückliche Usurpationen, denen der Rechtstitel erst dann zukam, wenn und insoferne der Autokrator der Romäer ihnen denselben ertheilte. Während bey diesen das Christenthum, die unterscheidende Grundlage europäischer Bildung, nur langsam und allmählig, meist jedoch ohne Zuthat des byzantinischen Reiches Wurzeln schlug, das seinen Impuls nicht über Mähren hinaus erstreckte, galt dieses im Auge der Römer als das wahre Asyl, welches die Heilslehre auf Erden gefunden. Wie früher in Altrom alle Götter der Welt ihr Pantheon gefunden, so ward Constantinsstadt jetzt der Mittelpunct der christlichen Welt, wohin die Imperatoren sorgsam zusammentrugen, was an alten ehrwürdigen Resten der Orient Heiliges in sich schloß. *) Und es ist kein geringes Moment in

*) Ueber einige Gegensätze im Kampfe Kaiser Heinrichs IV. mit Gregor VII. Bullet. der k. Akad. der Wissensch. 1842 Nr. 12.

*) Sieh die lange Liste desselben, was nachher die

der Stellung der Völker des Mittelalters zu einander, daß das weströmische Reich gerade durch den König des fränkischen Volkes erneut wurde, welches im Gefühle seiner weltgeschichtlichen Bedeutung sich selbst die gens nannte, auctore Deo condita, gleichwie von der Hauptstadt des oströmischen Reichs, der Residenz des Autokrators und des Weltpatriarchen*), gesagt wurde, sie sey auf Antrieb Gottes gegründet worden. Auch war die welthistorische Aufgabe der Franken eine dem byzantinischen Reiche ursprünglich analoge, bis bey dessen Erstarrung jene als die überwiegend thätigeren es förmlich abzulösen begannen, und dieses immer mehr zu einer passiven Rolle herabsank.

Denn gerade das eigenthümliche Gepräge, welches schon früher das Christenthum daselbst annahm, gab dem byzantinischen Reiche auch eine Richtung, die es nicht wieder zu verlassen vermochte. Seit den Tagen Constantins die Heimath der Secten, welche wie die Würmer dem verwesten Leichname, so dem Arianismus entstiegen, war das Reich der Willkühr seiner Kaiser verfallen, die bald dem einen bald dem andern Glaubensbekenntniße anhiengen und nur zu oft, wenn von Außen Ruhe war, durch ihre Dictatur in Glaubenssachen die heftigsten Spaltungen erzeugten. Der Kaiser galt nicht nur als höchste Autorität in weltlichen und geistlichen Dingen, sondern als Stellvertreter des Heilands auf Erden. Nicht nur trug er als Scepter das Kreuz, und war dasselbe an allen Theilen der kaiserlichen Kleidung angebracht, sondern es bestand auch die Gewohnheit, an bestimmten Tagen geistliche Vorträge zu halten, **) die kaiserliche und Reichsdogmatik zu erklären. Alles was von dem Kaiser ausgieng oder ihn berührte, galt als heilig. Der Grundsatz des alten römischen Rechtes, der Kaiser sey von gewissen Gesetzen*) entbunden, ward auf alle Gesetze übergetragen und nur beyläufig bemerkt, es sey nichts so sehr der kaiserlichen Würde angemessen, als dem Gesetze **) gemäß zu leben. So weit aber ward die Omnipotenz des Kaisers ausgedehnt, daß es für ein Sacrilegium galt ***), auch nur an der Fähigkeit eines vom Kaiser ernannten Beamten zu zweifeln. So ward diesem die Infallibilität selbst für seine Handlungen ganz weltlicher Natur zugeschrieben, und erst als die Omnipotenz des Kaisers von dem Juristen Theophilus †) auch auf die Eigenthumsverhältnisse der Unterthanen ausgedehnt wurde, fand diese Folgerung eine Opposition, welche sich in den übrigen Beziehungen, da ihr die rechtliche Vertretung fehlte, fast nur in jenen vielfältigen Palastrevolutionen und gewaltsamen Entthronungen Luft machen konnte, welche der

---

Soteiner großentheils in ihre Heimath schleppten, bey Hurter Innocenz III. B. VIII. Merkwürdig aber ist hier noch, was der unbekannte Verfasser der schönen Reise-Skizzen aus dem Morgenlande (Zweybrücken 1841) berichtet, daß das Schiff mit den heiligen Denkmälern aus dem Orient beladen, welche dem Sitze des schismatischen Patriarchen von Stambul den Vorzug vor Rom verschaffen sollten, scheiterte und untergieng.

*) Τῆς οἰκουμένης.

**) Ich entlehne dieses einem Aufsatze unseres gelehrten Mitgliedes, des Hr. Prof. Fallmerayer, über die weltgeschichtliche Bedeutung der byzantinischen Monarchie, welcher unter dem Titel: Politik des Orients in der A. A. Zeitung erschienen ist.

*) Der lex Julia et Papia.

**) Licet enim lex imperii solemnibus juris imperatorem solverit: nihil tamen tam proprium imperii est, quam legibus vivere. Cod. Theod. lib. VI. 5. XXIII. 3.

***) Sieh die Beweisstelle in dem erwähnten Aufsatze Fallmerayers.

†) Sciebant (veteres Romani) magistratum multis subjacere suspicionibus quod vel amicitiae gratificans vel dona accipiens vel ob odium judicans sic pronuntiaverit: Βασιλεὺς δὲ τούτων ἁπάντων· οὐτε γὰρ χρυσῷ δελεάζεται (ὃς οὐ μόνον τῆς ἡμετέρας περιουσίας, ἀλλὰ καὶ αὐτῶν τῶν σωμάτων ἐστὶ κύριος) οὐδὲ, φιλίᾳ ὑπερβαίνει τὸ νόμιμον (φιλῶν γὰρ βασιλεὺς, ἑτέρως ὠφελῆσαι δύναται, ἐξ ὧν μᾶλλον εὐδοκιμεῖ) οὐδὲ δὲ ἐχθρον τι ποιεῖ (οὐ γὰρ μισεῖ τινὰ βασιλεὺς τῶν ὄντων ὑπὸ τὴν αὐτοῦ πολιτείαν· εἰ δέ τις εὑρεθῇ, τοῖς τελευτῶσι συναριθμήσεται.
Theophili paraphrasis Instit. §. VII. lit. I. tit. II. Hiezu als Gegensatz, der jedoch schlau wieder einlenkt, vergleiche man: Lydi de magistrat reip. Rom. I. §. 6. (p. 20).

Verf. der Geschichte des trapezuntischen Kaiserthums mit so großer Beredsamkeit als eine der hauptsächlichsten Ursachen des unaufhaltsamen Verfalles des byzantinischen Reiches schilderte.

Dieser Zustand der Dinge, welcher durch seine große Aehnlichkeit den natürlichen Uebergang von dem moslemischen Kalifate zu den Gestaltungen des Abendlandes vermittelte, drohte aber um die Mitte des eilften Jahrhunderts auch im Abendlande herrschend zu werden, und dasselbe mit all seiner noch jugendlichen Thätigkeit einer frühen Erstarrung zuzuführen.

Die dem Anscheine nach inhaltslose Thatsache, daß der apostolische Stuhl im Westen und nicht im Osten, den Germanen und Slaven gegenüber und nicht der Heimath der Saracenen zu oder in der unmittelbaren Nähe des byzantinischen Hofes gegründet wurde, hatte auf die Gestaltung des Abendlandes schon bis dahin einen unberechenbaren Einfluß ausgeübt. Wenn im fünfzehnten Jahrhunderte den Anklagen der Deutschen entgegen P. Nicolaus V. die Behauptung aufstellte, daß sie ihre ganze Bildung und das Christenthum selbst dem päpstlichen Stuhle verdankten, so hatte dieses seine volle Wahrheit, wenn man darunter nicht bloß die Gründung, sondern auch die Pflege und Wartung begreifen wollte. Während das heidnische Rom den eroberten Ländern ihre Rechte und Freyheiten raubte und sie dem geistigen und politischen Tode übergab, hatte das christliche Rom seine Aufgabe so gelöst, daß es sich schon in dieser Zeit mit einem blühenden Kranze von Völkern umgab, welche die Veredlung ihrer Sitten, die Begründung ihrer Rechts- und Standesverhältnisse, ja selbst die Gewerbe des Friedens und mit den urbar gemachten Landstrecken die Früchte des Ackerbaues als erste Segnungen der christlichen Kirche empfiengen. Seit der Wiederherstellung des weströmischen Reiches hatten die zerstreuten Völker auch einen äußerlich vereinigenden Mittelpunct erhalten, war ihrer wilden Tapferkeit die Aufgabe geworden, das Schwert nicht gegen die Bekenner des Einen Glaubens, sondern gegen jene zu zücken, welche die frohe Botschaft der Erlösung verwarfen. Es bedurfte aber die Kirche des Kaisers, wie diese und das Reich durch unauflösliche Bande an Rom gekettet waren. *) In großen Drangsalen, als in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts die Hauptländer des Occidents, Deutschland und Italien sich von einander getrennt hatten, war diese Wahrheit bekräftigt worden. **) Und als P. Johann XII., der weltliche und geistliche Beherrscher Roms, dem deutschen und lombardischen Könige Otto I. die Kaiserkrone auf das siegreiche Haupt setzte, ward dieser dadurch nicht minder Römischer Kaiser, als wenn ihn der einstimmende Jubel begrüßt hätte, mit welchem in den Tagen P. Leo's III. Carl den Großen das römische Volk zu seinem Augustus und Kaiser erhob. Es war der Bund jener beyden Länder wieder aufgerichtet und besiegelt worden, welche, sie mochten sich scheinbar fliehen, sich doch durch ein Naturgebot auf das mächtigste anzogen, welche in ihrer Vereinigung stark und mächtig dem übrigen Europa geboten, seit ihrer Trennung der Herrschaft oder doch der gebieterischen Einmischung der Fremden verfielen und indem sie die Wagschaale Europa's übermüthigen Händen Preis gaben, der Peripherie das Gewicht einräumten, das dem Centrum allein zukommen sollte. Während aber der Kaiser eine Machtfülle bekleidete, die ihn weit über alle Gewaltigen der Erde erhob, erinnerten ihn die Krönung aus den Händen des Papstes, die Insignien seiner Würde, der Eid, den er dem Oberhaupte der Kirche leistete, daß seine Macht nicht eine von ihm genommene, sondern ihm ertheilte sey. Und wenn er auch die Consecration empfing und zu diesem Behufe unter die Canonici des hl. Petrus aufgenommen wurde, so wurde ein solcher Act dennoch sorgfältig von der Priesterweihe unterschieden, und kam es dem abendländischen Kaiser nicht in den Sinn, die päpstlichen Functionen des oströmischen Selbstherrschers nachzuahmen.

*) Regie majestatis dignitas postulat, schrieb im J. 1155 Kaiser Friedrich I., quae ad pacis et concordiae bonum spectare noscuntur, attenta sollicitudine stabilire et ut inter regnum et sacerdotium indissolubili caritate bonum ipsum perpetuo perseveret, diligenti studio et exacta diligentia laborare. Mon. Germ. hist. IV. p. 95.

**) Sieh Deutsche Päpste. I. Band. Einleitung.

Er war nur Vogt der Kirche, ihr Vertheidiger. So lange ein Carl der Große knieend die Stufen der St. Peterskirche zu Rom hinanklimmte, Otto III. in San Clemente freywillig Buße that, Heinrich der Heilige Krone und Reichsapfel, die er von P. Benedict VIII. empfangen, dem hochgefeyerten Kloster von Clugny zum Geschenke machte und dringend bat, den kaiserlichen Mantel mit dem schlichten Mönchskleide vertauschen zu dürfen: so lange war auch keine Gefahr vorhanden, daß das byzantinische Reichssystem auf deutschen Boden verpflanzt werden könnte. Anders aber wurde es seit der Mitte des eilften Jahrhunderts. Das Kaiserreich, aus 3 Königreichen zusammengesetzt, war jetzt in der fränkischen Familie so viel als erblich geworden, deren Streben nach Vereinigung der einzelnen Länder und Gewalten unter Einem Herrscher sich jeden Tag mehr kund gab. Den Ottonen hatte das carolingische Reich, in welchem unter Einem Haupte die verschiedensten Völker altherkömmliche Rechte genossen, als Muster vorgeschwebt, und der letzte ihres Stammes, der nicht genug zu rühmende Heinrich von Bayern, hatte sich geweigert, einem seiner Verwandten dieses Herzogthum zu übergeben, wenn ihn nicht die Bayern nach ihrem alten Rechte zu ihrem Herzoge gewählt haben würden. *) Schon K. Conrad II., welcher die fränkische Hausmacht begründete, wich von diesem hochherzigen Grundsatze ab, und während er einerseits die einzelnen Länder an seine Familie zu bringen suchte, trat auch in kirchlicher Beziehung das Bemühen nicht undeutlich hervor, mittels der Simonie zuerst die geistlichen Würdenträgern und dann wohl auch die weltlichen von sich abhängig zu machen. **) Würde sein Sohn K. Heinrich III. in der aufgewühlten Zeit, in die seine Regierung fiel, bey dem Streite der niedrigsten Parteyen in Rom selbst, auf dieser Bahn fortgewandelt seyn, das Kaiserreich wäre zuletzt unter byzantinischem Terrorismus seiner Oberhäupter einer neuen Barbarey, einer allgemeinen Auflösung gleich dem alten römischen Weltstaate entgegengegangen. *) Allein der deutsche König, bey seinem Römerzuge i. J. 1046 in eine Versuchung gestellt, in welcher sein Sohn und Enkel, wie die Hohenstaufen untergingen, erkannte, was er der Kirche, was er sich schuldig sey, und setzte zum glänzenden Vorbilde für alle Zukunft seinen Ruhm darin, der göttlichen Ordnung freywillig die weltliche unterzustellen, und der Kirche die in ihrem Wesen begründete Freyheit ungeschmälert zu lassen. Dieser Zug wahrhafter Seelengröße verschaffte Heinrich III. einen Platz weit über allen seinen Nachfolgern, und rettete die Kirche in der gefährlichsten Krise, so daß die deutschen Päpste von dem Kaiser beschützt, sie von dem Treiben der Parteyen säubern und ihre Reform, die von den Häuptern zu den Gliedern gieng, mit rastlosem Eifer beginnen konnten. Daß aber Heinrichs Gemüth für Versuchungen jener Art nicht unempfindlich war, und die Herstellung der Autonomie der Kirche wirklich ein Sieg über sich selbst war, geht nicht bloß aus gewissen Vorgängen in der Geschichte P. Leo's IX. hervor, *) sondern auch vor allem aus seinem Benehmen, den deutschen Fürsten und Landen gegenüber. Wie er das mächtige Bayern durch die Machtvollkommenheit seines Vaters erhalten, so vergab er es nach Willkühr, zuletzt an seinen unmündigen Sohn; ein ähnliches Schicksal betraf Lothringen, Schwaben, Kärnthen ꝛc. und, wenn der Kaiser es auch sorgfältig verschmähte, die Simonie zum Hebel seiner Macht zu gebrauchen, so setzte er doch Bischöfe ein und ab; die Päpste selbst waren theils nach seiner Wahl, theils nach seinem Wunsche gewählt, und der Erfüllung ihrer geistlichen Pflichten gänzlich hingegeben, verdunkelte sie der Glanz des Kaisers so sehr, daß eine spätere Zeit, ihrer Selbstständigkeit ungeachtet, nur die Creaturen des Kaisers in ihnen erblicken zu dürfen glaubte.

*) Er begünstigte eines Theiles das Streben der Herzoge nach Erblichkeit ihrer Würden, anderer Seits die nationalen Tendenzen der einzelnen Völker.

Zur polit. Gesch. Deutschlands, v. Dr. Karl Hagen. S. 12. Stuttg. 1842.

**) Sieh deutsche Päpste. II. Hagen. S. 18. 19.

*) Vergl. unter Note 11.

**) Deutsche Päpste II. S. 155.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 2.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Januar.
Nro. 2. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Fortsetzung der Abhandlung über die universalhistorische Bedeutung des Investitur-Streites, welche Hr. Professor Höfler in der Sitzung am 10. Nov. vorlas.

Erbe dieser Machtvollkommenheit, welche zum größten Theile auf persönlichen Tugenden beruhte, ward i. J. 1056. Heinrich IV., ein Kind von den großten Anlagen, aber ohne die Tugenden, die seinen Vater in einem seltnen Grade zierten. Schon in seiner frühesten Jugend, während der Vormundschaft seiner Mutter, schien ihm eine Herrschaft vorbehalten, welche die seines Vaters an innerer Bedeutung weit zu überragen versprach. Der Sieg Alexanders II. und die Wiedererneuung der reineren canonischen Bestimmungen, die nach der Verdrängung des Cadalous doppelt nothwendig geworden, hatten aber zur Folge, daß eine scharfe Grenzlinie zwischen Geistlichen und Laien, den Bedürfnissen der Kirche und den ehrgeizigen Planen der königlichen Parten gezogen ward, und von selbst jedweder Stand sich in die Schranken der ihm angemessenen Befugnisse zurückgetrieben fühlte. Daß dieses nicht ohne die Einbuße der widerrechtlich errungenen Vortheile geschah, leuchtet ein, und insbesonders mußte das Cölibatgebot, dessen Unterlassung eine Säcularisation der Pfründen zur nothwendigen Folge gehabt hätte, eine fühlbare Rückwirkung auf die materiellen Verhältnisse des Laienstandes und die Plane jener Partey ausüben. Man darf hiebey nicht vergessen, daß nur von einem Papste, welcher die kanonische Pflicht weltlichen Rücksichten aufopferte, Nachsicht für fleischliche Wünsche und Begierden, wie Eingehen in die besondern Endzwecke der herrschenden Partey vorauszusetzen war, nur von ihm eine erwünschte Nachgiebigkeit in Bezug auf die Besetzung der Reichsdiöcesen mit unterwürfigen Leuten, und was sonst noch der Willkühr der Herrschenden entsprach, erwartet werden konnte. Gerade dieß war ja auch die zuversichtliche Aussicht gewesen, welche jener Parten bey der Erhebung des Cadalous vorschwebte. Die Pläne, mit welchen man sich damals getragen, waren aber keineswegs so aufgegeben, daß man nicht bey der mindesten Veränderung in Rom sie sogleich wieder aufzunehmen gesucht, und in Deutschland oder Lombardien einen Augenblick unterdessen gezögert hätte, solche Maßregeln zu ergreifen, als wenn auf den römischen Stuhl keine weiteren Rücksichten mehr zu nehmen wären. Es muß deßhalb wiederholt bemerkt werden, wie gänzlich falsch es ist, wenn man, wie es von Halbunterrichteten zu geschehen pflegt, in Papst Gregor VII. den angreifenden Theil erblickt, *) oder weil die später meist aus Noth und der Vertheidigung willen ergriffenen Maßregeln zuletzt das Papstthum zur Entwicklung aller in ihm liegenden, unermeßlichen Möglichkeiten brachte, ihm den in seiner Stellung wahrhaft lächerlichen Plan, eine Universalmonarchie zu gründen, beyzulegen sucht.

*) Ego, schrieb Heinrich IV. am 27. Jan. 1076 an Gregor VII., omne tibi papatus jus abrenuntio atque ut a sede Urbis descendas edico. Ap. Pertz. mon. Germ. hist. IV. p. 40.

Es ist so schwer, sich von angebornen Vorurtheilen, den falschen Eindrücken des ersten Unterrichts frey zu machen, sonst würde es wohl schon längst eingeleuchtet haben, wie P. Gregor offenbar eine Collision mit dem deutschen Könige zu vermeiden suchte und nur bedacht war, die von den deutschen Päpsten, aber durch das Auftreten des Cadalous unterbrochenen Reformen so wieder aufzunehmen, wie es das unterdessen gesteigerte Bedürfniß und die während der Verwirrung durch den Gegenpapst gewonnene Erfahrung nothwendig machten. Erst Heinrich selbst bewog ihn, sich in die deutschen Verhältnisse einzumischen, und auch dieses geschah nur auf jene Weise, die dem Oberhaupte der Kirche im Interesse des Friedens und des gemeinsamen Wohles zukam.

Wenn man aber jetzt die Frage aufwirft, von welcher Seite der Freyheit der Völker, ihrer Bildung, der ganzen Entwicklung des Christenthums und des deutschen Reiches insbesondere Gefahr drohte, ob von Seite des Papstes oder des Königs, so kann hierüber kein Zweifel obwalten. Die Wormser Synode des J. 1076, auf welcher Heinrichs Anhänger den Feldzug gegen Papst Gregor mit dessen Absetzung — in so ferne sie dieß vermochten, eröffneten, setzte dem unter dem Schutze des Königs gepflogenen Treiben die Krone auf, und mußte, wenn wirklich gelang, was sie beabsichtigte, zuletzt die päpstliche und weltliche Herrschaft in die Hände eines Einzigen, des deutschen Königs legen. Was in Constantinopel in vollem Schwunge war, aber auch die Fäulniß nach allen Seiten hin verbreitete, würde dann der Antheil des deutschen Reiches geworden seyn, der Cäsaropapismus, um dessenwillen das altrömische Reich in Trümmer sank, und der, wo er mit einem christlichen Anstriche versehen aufzutreten vermag, gleißnerische Willkühr entwickelt, die alle Freyheit erstickt, die Seele wie den Leib, irdische und überirdische Güter zugleich bedroht. Von dem Augenblicke an, wo der König die geistlichen Verhältnisse in den Bereich der Regalien zog, war die Gewissensfreyheit bedroht, der apostolische Glaube erschüttert, und mußte Deutschland Scenen gewärtigen, wie sie das byzantinische Reich mit Häresien und Henotikon schon bis zum Eckel hervorgebracht hatte. Die sogenannte Heinrich'sche Ketzerey (haeresis Henriciana *), die den Fürsten unbeschränkte Gewalt über alle geistlichen und weltlichen Verhältnisse beylegte, bedrohte alle Freyheit der Einzelnen und ganzer Völker; was die Germanen in 500 Jahren an geistigen Gütern errungen, alle höhere Bildung, durch welche die christliche Zeit das Alterthum überragte, stand auf dem Spiele, wenn Heinrich und seine 30 Bischöfe ihre Pläne durchzusetzen vermochten. Zwischen dem christlichen Califate des Orients, das zuletzt die Seinigen dem Schwerte und den Ketten der Osmanen überantwortete, und dem Cäsaropapismus in Mitteleuropa wäre dann wohl in Bezug auf Absicht, geschichtliche Entwicklung und endliches Schicksal kein wesentlicher Unterschied gewesen. Diese traurige Zukunft **) des deutschen Vaterlandes hielt die Vorsehung auf, theils durch die Anstalten früherer Zeiten, indem Deutschland sein Schicksal nicht mehr einseitig und ohne daß nicht Italien und der Papst zur Einmischung sich bewogen gefühlt hätten, bestimmen konnte, theils durch die Fortwirkung jener Personen und Grundsätze, auf welche sich die deutschen Päpste bey ihrer Reformatien der Kirche gestützt hatten. Der Zögling P. Leo des Heiligen, Hildebrand, war es, der durch den Kampf, welchen er mit K. Heinrich IV. auf sich nahm, die Freyheit der Kirche und des Reiches, obwohl erst nach schweren Kämpfen, rettete und damit das Abendland vor byzantinischer Erstarrung bewahrte.

Weit entfernt also, das Phantom hildebrandischer Universalmonarchie ***) als die Geißel jener Zeit zu betrachten, lehrt ein tieferes Eingehen in die Quellen vielmehr das Gegentheil; von Seiten der

*) Harzh. concil. III. p. 201: Imperatoribus et Regibus summam potestatem esse in profana et sacra.

**) Wie es bereits im J. 1106 aussah, zeigt die legatio ap. Pertz mon. p. 65.

***) Ueber den wahren Plan P. Gregors VII. gab dieser in einem seiner merkwürdigsten Briefe selbst Kunde. Ad Henricum Regem Romanorum. Registr. epist. Gregorii P. VII. Lib. II. 21. In diesem legt der Papst das Geheimniß seines Innersten offen dar.

weltlichen Macht drohte die größte Gefahr. Von Seiten der geistlichen nur in so fern, als sie im Kampfe von Punkt zu Punkt, von Consequenz zu Consequenz getrieben, zuletzt zu ihrer eigenen Erhaltung nach all den Mitteln griff, welche ihr die bestehenden Verhältnisse als tauglich darboten. Es war auch gar nicht das Streben nach einer solchen Herrschaft, welches die erbitterten Gegner P. Gregor's VII. diesem zum Vorwurfe machten, als vielmehr, daß in Folge seiner kirchlichen Verordnungen eine ungeheuere Verwirrung entstanden sey *), und es dem Papste nicht zukomme, einen König zu bannen. Das letztere spielte die Frage in das Allgemeine, während es sich nur um Heinrich IV. allein handelte, der von sich selbst die größten Vergehen gestanden **), sich zu bessern versprochen, freywillig die erniedrigende Abbitte geleistet und hernach ärger als vorher gehaust. Was aber die Verwirrung betrifft, so konnte die Gefahr einer solchen doch wirklich den Papst so wenig von der nothwendigen Reform abhalten, als etwa die Apostel sich durch das Bedenken etwaiger Verwirrung im römischen Reiche sich von der Erfüllung ihrer erhabenen Mission abhalten lassen konnten. Zumal da die Verwirrung durch die natürliche Opposition des an und für sich Schlechteren gegen die bessere Ordnung entstanden war und, wenigstens in Italien, in directer Verbindung mit dem Auftreten des Cadalous stand.

Sucht man sich, was doch vor Allem nothwendig ist, in die Stellung P. Gregor's zu versetzen, erwägt man die Aufgabe des Papstthums im Allgemeinen, die Gregor's insbesondere, so kann man die Nothwendigkeit nicht verkennen, durch welche er gerade zu jenen Schritten getrieben wurde, welche den meisten Haß auf sein Andenken warfen. Dieß gilt nicht nur von kirchlichen Verordnungen, (wie denn, was so heftigen Widerstand erregte, die Vermeidung der Excommunicirten, die Theilnahmslosigkeit an den gottesdienstlichen Handlungen der simonistischen und beweibten Priester auf den Beschlüssen früherer Synoden beruhte), sondern auch von dem Versuche, den deutschen König, der durch seinen Angriff auf den Papst selbst das richtige Verhältniß des Kaiserthums zum Papstthume verschoben, und durch den heftigen Kampf Gregor VII. auf das Aeußerste gebracht hatte, in einen miles des hl. Petrus und des Papstes umzuwandeln. Wenn aus irgend einer Urkunde, so geht gerade aus dem, zu diesem Behufe an Bischof Altmann von Passau und den Abt Wilhelm von Hirsau gerichteten Schreiben *) hervor, wie auch hiemit nur eine Abwehr stattfinden sollte. Es mußte dem Papste wesentlich daran liegen, alle Fürsten in besondere Kämpfer für den hl. Stuhl umzuwandeln. Nicht bloß das eigenthümliche Verhältniß der Normannen zu diesem, sondern auch der Versuch, den Königen von Ungarn, England, Spanien ꝛc. eine Thätigkeit einzuflößen, gleich der des deutschen Kaisers, beweisen, wie bemüht er war, durch Ergreifung des einfachsten Mittels, den Streit der zwey höchsten Gewalten für immer zu heben, und jene Einheit zu sichern, auf welcher, wie Heinrich IV. selbst gestanden, „die Eintracht der Christenheit und die Wohlfahrt der Religion beruhten.“ Machte man ihm den Vorwurf, daß der Kaiser dadurch den übrigen Königen gleich gestellt werde, daß sich der Glanz des alten Kaiserthums dadurch trübe, so konnte entgegnet werden, daß die Umwandlung eines Advokaten der Kirche in deren miles, zwar eine nicht unerhebliche Veränderung, jetzt aber ein Act der Nothwendigkeit war. Ferner war damals kein Kaiser vorhanden, und der von Heinrich verfolgte Papst konnte erklären, unter welchen Bedingungen er einen künftigen krönen werde. Zugleich fand auf beyden Seiten wie natürlich die jedem Kampfe eigenthümliche Steigerung statt. Behauptete Heinrich seine unumschränkte Gewalt über geist-

*) Besonders Siegebert ad a. 1074.

**) Non solum enim nos res ecclesiasticas invasimus, verum quoque indignis quibuslibet et Simoniaco felle amaricatis — ecclesias ipsas vendimus et non eas, ut oportuit defendimus. — — Nunc inprimis pro ecclesia Mediolanensi, quae nostra culpa in errore est, rogamus; ut vestra Apostolica districtione canonice corrigatur et exinde ad ceteras corrigendas auctoritatis vestrae sententia progrediatur. Harzh. conc. III. p. 256.

*) Harzh. II. p. 195 — 197.

liche und weltliche Verhältnisse, so stellte P. Gregor die Antithese auf, der rechte König müsse ein Vasall des Papstes seyn; wie später, als auf den ronkalischen Feldern der Grundsatz verkündet wurde, der Kaiser sey von allen Gesetzen entbunden, leise erinnert ward, die Krone, die er trage, sey Lehen (beneficium) des römischen Stuhles, bis, als unter dem letzten Hohenstaufen der Grundsatz urkundlich *) wurde, der Kaiser sey das lebendige Gesetz auf Erden, die Entthronung nicht mehr eines Einzelnen, sondern eines ganzen Geschlechtes erfolgte, das Principien in sich aufgenommen hatte, welche ihrer Natur nach mit dem Bestande der Kirche und der Erfüllung der höhern Zwecke des Menschengeschlechtes für unverträglich erachtet wurden.

Dadurch aber haben wir einen Punkt erreicht, von welchem aus uns eine neue und großartige Uebersicht des Entwicklungsganges der christlichen Aera möglich ist. Beynahe ein halb Tausend von Jahren verfloß unter der Suprematie der Byzantiner, um das christliche Dogma gegen die Speculation dreister Gottesgelehrten, wie neuerungssüchtiger Kaiser festzustellen. Diese Aufgabe macht den charakteristischen Unterschied orientalischen Wesens vom Abendländischen, indem der Occident das Resultat der größten und zum Theile furchtbarsten Bewegungen auf dem Gebiete des Glaubens von dem Oriente ruhig übernommen, und als sein höchstes Gut, seinen kostbarsten Schatz treu bewahrt hatte. Als die Byzantiner der theologischen Richtung nicht mehr Herr werden konnten, und den üblen Folgen der steten Vermengung der Politik mit der Religion und Dogmatik verfielen, begann im Abendlande der Kampf um die Glaubensfreyheit, um die Ausbildung der Disciplin und erlangte diese unter ähnlichen Erschütterungen die Gestaltung, welche ihr als getreuer Abdruck des Innern zukömmt. Erst dann war das Gebäude der Kirche völlig abgeschlossen, wenn die Disciplin der Dogmatik entsprach, mit der innern Einheit die äußere Gleichförmigkeit in Einklang stand, auch hier nichts der Willkühr übergeben war, sondern Alles nach den eingebornen Gesetzen sich regelte, der äußere Bau mit dem Geiste harmonirte, der im Innern lebte. Dann erst war das von Gott der Menschheit übergebene Palladium, die eigentliche Heilsanstalt vor äußeren Zufälligkeiten gesichert und konnte es fortan der einzigen Aufgabe leben, die ganze Menschheit zur Theilnahme an den Gütern zu bringen, die hieraus für irdische und überirdische Wohlfahrt entquellen.

Freylich wenn einerseits der König der Ritter des Papstes wurde, und andererseits den Geistlichen verboten ward, die Investitur aus der Hand der Laien zu empfangen, so konnte dieß unbillig erscheinen. Allein gerade in dieser Zeit verstanden es mächtige Fürsten, aus dem Lehensverhältnisse eine so drückende Last für ihre Vasallen zu bilden, daß Jahrhunderte über den Versuchen vergiengen, gutwillig oder mit Gewalt eine Minderung des Druckes durch verbriefte Beschränkungen (carta magna) herbeyzuführen. Schon früher hatten sich deßhalb in wie außer Deutschland Scenen ereignet, welche, auch wenn der Mißbrauch der Weltlichen mit den Kirchengütern nicht dazu gekommen wäre, eine feste Bestimmung über die Gränzen des Lehensnexus für die Geistlichen wünschenswerth gemacht hätten. Gelang es aber, diese in ein, den Zwecken ihres Standes angemessenes, freyeres Verhältniß zu setzen, so war dadurch größerer Gesetzlichkeit ein ungemeiner Vorschub gethan. Des Druckes enthoben konnten sie auch die Lasten der übrigen allmählig vermindern helfen; sie traten wieder in das natürliche Verhältniß der Vermittler zwischen den Lehensherren und den Vasallen ein, und ärndteten dadurch aufs Neue den Dank der Völker.

(Schluß folgt.)

*) Ap. Meichelbeck chron. Frising. II. I. p. 7. Dominus imperator est animata lex in terris. Sieh hierüber: Döllinger Kirchengeschichte I. 2. S. 155. Es war dieß die weitere Ausführung der Theorie von den beyden Schwertern, d. geistl. u. weltl., welche Heinrich IV. selbst aufgestellt hatte. — Mon. Germ. hist. IV. p. 43.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 3.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Januar.
Nro. 3. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

In der allgemeinen Sitzung vom 10. December v. J. wurde von dem Hrn. Akademiker von Martius ein Bericht über die Acquisitionen an Schriften für die Akademie der Wissenschaften auf einer Reise nach Paris erstattet, welcher hier im Auszuge folgt.

Das Präsidium der königlichen Akademie der Wissenschaften beehrte mich bey meiner Abreise nach Paris mit dem Auftrage, den wissenschaftlichen Vereinen Frankreichs die Publicationen der königl. Akademie im Tausche anzubieten und alle jene Werke entgegenzunehmen, durch deren Mittheilung die gelehrten Gesellschaften oder das Gouvernement von Frankreich zur Bereicherung unseres Instituts mitzuwirken geneigt seyn sollten.

Diesen Auftrag habe ich während eines fast zweymonatlichen Aufenthaltes in Paris keinen Tag aus dem Auge gelassen und alle mir möglichen Schritte gethan, um der k. Akademie solche wissenschaftliche Mittheilungen von Seiten der dortigen gelehrten Vereine oder einzelner Freunde der Wissenschaft zu vermitteln. (Ich beehre mich, in der Beylage die Aufzählung aller verschiedenen Schriften vorzulegen, welche ich so glücklich gewesen bin, für die Akademie zu erhalten.) Da es vielleicht nicht ganz ohne Interesse seyn dürfte, einen Blick zunächst auf die wissenschaftlichen Vereine in Paris zu thun, sofern die hiesige Akademie aus einem Tauschverkehre mit denselben für die Zukunft wesentliche Bereicherungen ihrer Bibliothek erhalten kann, so gebe ich mir die Ehre, hierüber noch Folgendes zu berichten.

Das Institut von Frankreich, welches die 5 Akademien: Académie française, Académie des sciences, Académie des inscriptions et belles lettres, Académie des beaux arts und Académie des sciences morales et politiques begreift, besitzt nicht mehrere Bibliotheken, wie es scheint früher öfters angenommen worden zu seyn. Vielmehr werden alle an die einzelnen Akademien des Instituts einlaufenden Werke an die Bibliothèque de l'Institut abgegeben, deren erster Vorstand der würdige Veteran Herr Feuillet ist.

Unter den jüngeren Beamten, welche sich mit großem Eifer für die Vermehrung der Bibliothek rücksichtlich deutscher Druckwerke interessiren, muß ich vorzugsweise den Herrn Landresse nennen, einen äußerst gefälligen Gelehrten, der sich als Schüler von Abel Remusat vorzugsweise mit orientalischer Literatur beschäftigt. Zugleich mit ihm wirkt Herr Roulin, seinen Studien nach Arzt, welcher mit Bouffingault mehrere Jahre in Columbien zugebracht hat und zur Zeit mit der Redaction der Comptes rendus, unter Respicienz von Hrn. Arago, beauftragt ist. Seit dem J. 1830 hat man sich bey der Bibliothek des Instituts bemüht, die deutsche Literatur, welche früher sehr vernachläßigt worden war, mit erhöhter Energie einzuführen. Die defecten Reihen der deutschen gelehrten Gesellschafts-Schriften wurden durch den Buchhandel von Leipzig aus completirt und so findet sich auch der-

malen fast Alles, was unsere Akademie publicirt hat, dort vollständig vor, weshalb von Seiten der hiesigen Akademie nur wenig angeboten werden konnte, was die Bibliotheck des Instituts nicht schon besäße. Diese Bibliotheck ist nicht im Stande selbstständig zu tauschen, denn es stehen ihr keine Doubletten, selbst nicht von denjenigen Schriften zu Gebote, welche von den Akademien herausgegeben worden. Um so mehr muß ich es rühmen, daß mir für die Akademie ein vollständiges Exemplar der Flora fluminensis in 11 Foliobänden übergeben wurde, ein Werk, welches auf Befehl D. Pedro I. von Brasilien mit einem Kostenaufwande von 800,000 Franken, jedoch ohne vollständigen Text, hergestellt wurde und bey schlechter Verwaltung so sehr verschleudert worden ist, daß zur Zeit nur wenige vollständige Exemplare zu haben sind.

Die Académie des sciences und die der Inschriften u. der politischen Wissenschaften sind die drey Abtheilungen des Instituts, welche regelmäßige Reihen von Abhandlungen herausgeben. Die Académie française beschränkt sich auf Gelegenheitsschriften und auch die der politischen Wissenschaften hat bisher nur einige Bände in Druck ausgehen lassen. Am meisten publicirt die Akademie der Wissenschaften; sie giebt nicht bloß fortwährend die Abhandlungen der Mitglieder und getrennt davon die der fremden Gelehrten, sondern seit dem Jahre 1834 auch ihre Rechenschaftsberichte, Comptes rendus, die Protokolle der wöchentlichen Sitzungen, jährlich zwey starke Quartbände, heraus. Diese letztere Publication, auf welche vorzüglich Hr. Arago gedrungen hat, kostet jährlich 30,000 Francs. Sie wird unentgeltlich an die wissenschaftlichen Vereine des Landes, an die einzelnen Mitglieder des Instituts und an die gelehrten Gesellschaften, welche mit der Akademie correspondiren, vertheilt, außerdem aber auch in den Buchhandel gebracht, welcher etwa 6000 Frs. von dieser Zeitschrift hereinbringt. Für den Ueberblick vom Gange der Wissenschaften, namentlich in Frankreich, gewährt sie die schätzbarsten Materialien, da bey der ausgedehnten Correspondenz der Akademie und der großen Strömung fremder Gelehrten nach Paris fast alle wichtigen Fragen dortselbst Erörterung finden.

Die einzelnen Akademien des Instituts halten keinen Verlag von den durch sie herausgegebenen Werken, sondern nachdem die inländischen Stellen und die gelehrten Gesellschaften des Auslandes daran betheiligt worden, wird der Rest an gewisse Buchhändler für den Verkauf abgegeben. Aus diesem Grunde war es schwierig, diejenige Reihe von Bänden zu erhalten, welche ich der Akademie vorzulegen die Ehre habe. Die beyden würdigen beständigen Sekretäre Herr Arago und Herr Flourens haben die Interessen unserer Akademie bey der Administrations-Commission mit einer wohlwollenden Theilnahme vertreten, die ich nicht genug rühmen kann.

Außer den größeren Schriften werden von allen Akademien Gelegenheitsschriften, namentlich Festreden (Discours) und Gedächtnißreden auf in- und ausländische Mitglieder (Eloges), sowohl im Kreise der Akademie als an andern Orten, z. B. bey den Begräbnissen, gehalten und auf Kosten des Instituts gedruckt. Diese Schriften sind sehr häufig von allgemeinem Interesse und nicht bloß als Erzeugnisse des Tags zu betrachten, sowie sie überdieß meistens als Probestücke der Beredsamkeit sorgfältig ausgearbeitet, von dem Publicum mit großer Sorgfalt studirt, analysirt, kritisirt und für weitere wissenschaftliche Arbeiten ausgebeutet werden. Sofern sie unter den Eindrücken der Zeitgeschichte geschrieben sind, bezeichnen sie gar häufig auf das Bestimmteste den geistigen Entwicklungsgang und die literarisch-politische Stellung ihrer Verfasser. Da die Auflage dieser Gelegenheitsreden nicht über 400 — 500 stark gemacht wird, und die Nachfrage während der Sitzung selbst von dem andrängenden Publikum sehr begierig ist, so gehören manche dieser kleinen Gelegenheitsschriften zu den bibliographischen Seltenheiten, wie ich denn auch unter Andern Mignets Rede auf Talleyrand um 15 Frs. habe ausbieten sehen. Unter diesen Umständen schien es mir für die Akademie wünschenswerth, eine vollständige Reihe dieser kleinen Schriften zu erhalten; ich erfuhr jedoch, daß eine solche Sammlung selbst in Paris nur äußerst selten vorkommen dürfte.

Ich kann diese Gelegenheit nicht vorübergehen

lassen, ohne zu bemerken, daß in den inductiven Wissenschaften, namentlich in Anatomie, Physiologie, Mineralogie, Zoologie, Botanik, Chemie und Physik eine überraschende Anerkennung deutscher Arbeiten bemerkt wird; — die großen deutschen Werke, wie z. B. Burdachs Physiologie, Carus und K. Ritters Schriften finden Ueberseter und die neuesten deutschen Zeitschriften und Brochuren werden auf den Arbeitstischen französischer Gelehrten angetroffen.

Mehrere Mitglieder der Akademie, wie Flourens und Blainville, unterhalten jünge deutsche Gelehrte, um ihnen das Wesentlichste in unserer Literatur zu übersetzen und auszuziehen.

Das Institut ist im Budget für 1843 mit 502,000 Frs. vorgetragen.

Das Muséum d'histoire naturelle im Jardin du Roi kostet nicht viel weniger, nämlich 484,450 Frs. Es ist dieß ein von dem Institut ganz getrenntes Etablissement mit eigenen Fonds und selbstständiger Verwaltung. Es besitzt eine Bibliothek, welche in Beziehung auf beschreibende und beobachtende Naturwissenschaften ihres Gleichen sucht u. unter der Leitung von Hrn. Jules Desnoyers, einem thätigen Literaten und Gesinnungsgenossen, mit den seltensten und kostbarsten Werken des fernsten Auslandes versehen wird. An der Verwaltung des Museums nehmen alle 15 Mitglieder (Professeurs au Jardin du Roi) Theil; die Direction wechselt durch Wahl. Die Administrations Commission giebt gegenwärtig die Archives du Muséum d'histoire naturelle heraus, welche als Fortsetzung der Annales du Muséum, der Mémoires du Muséum und der Nouvelles Annales zu betrachten sind. Auf meine Veranlassung ist die k. Akademie in die Zahl der regelmäßigen Correspondenten des Muséum d'histoire naturelle aufgenommen und ihr die Uebersendung der Archives zugesagt worden.

Die Académie royale de Médecine hält wie die Acad. des sciences alle Montage ihre Sitzungen von 3 — 5 Uhr. Sie hat bis jetzt 9 Bände ihrer Mémoires von den Jahren 1828 — 1841 publicirt, und scheint dermalen besonders die Herausgabe ihrer Bulletins, als minder kostbar und mehr zeitgemäß, zu beabsichtigen. Es soll ihr aber daben an Fonds fehlen, da die jährliche Subvention der Regierung nur 39,000 Frs. beträgt, wovon 10,500 Frs. für die Besoldung des Secrét. perpét., des Secrét. du Conseil und des untern Personals, 5000 Frs. für Miethe, 18,000 Frs. für die Präsenzmedaillen abgehen, so daß für die Druckkosten, Feuerung und Beleuchtung nur 4000 Frs. und 1000 Frs. für Preiße übrig bleiben.

Was von den Druckschriften der Académ. R. de Médecine noch vorräthig war, nämlich den 4. bis 9. Band ihrer Memoires und die ganze Reihe ihrer Bulletins, sechs Bände, von 1836 bis 1841 hat sie unsrer Akademie mitgetheilt. Der berühmte Accoucheur, Baron Dubois ist gegenwärtig Präsident, Pariset Secrét. perpét., Gérardin zweiter Secretär der Akademie.

Die große königliche Bibliothek umfaßt in ihren verschiedenen Departements: den Manuscripten, gedruckten Werken, Kupferstichen und Landkarten, Münzen und Medaillen einen unschätzbaren Reichthum und dürfte mit der Zeit auch durch Tausch unsere Akademie bereichern können, denn die Zahl der Doubletten ist ungeheuer und wird auf 60,000 Numern an gedruckten Werken angeschlagen. Zur Zeit fehlt es jedoch an einem Kataloge und diese Schätze dürften noch eine Zeit lang unzugänglich bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

Schluß der Abhandlung über die universalhistorische Bedeutung des Investitur-Streites, welche Hr. Professor Höfler in der Sitzung am 19. Nov. vorlas.

Andererseits, schwor der König in die Hände des Papstes ligische Treue, so hatte auch dieses eine Seite, welche man nicht unberührt lassen darf. Bekannt hat es in Europa weder Militärregierun-

gen noch sonst Despotien gegeben, so lange die Päpste ihr entscheidendes Ansehen über Fürsten und Völker behaupteten. Tausendmal haben sie die Streitigkeiten zwischen beyden geschlichtet, den gestörten Frieden wieder hergestellt, den Uebermüthigen — und stand er noch so hoch, zur Mäßigung und Gerechtigkeit gebracht, Scenen der Gewalt und Rechtslosigkeit zu verhindern gesucht. Es war ein oberstes Tribunal in Europa, dessen Macht auch den Mächtigsten überragte, und das erst dann zu sinken anfieng, als es sich im härtesten Kampfe auf materielle Interessen stützen mußte und dadurch die Redlichkeit seiner Absichten und Urtheile verdächtigte. Seine Macht aber hatte er sich nicht selbst beygelegt; sie war ihm allmählig geworden, vorzüglich durch die Angriffe seiner Gegner, deren Anschläge wie meist, auch damals den entgegengesetzten Erfolg hatten, als beabsichtigt worden war.

So mußten Heinrich IV. und V., während sie den Geistlichen ihre Freyheiten versagten, auch die steigenden Vorrechte der Städte anerkennen; die Hohenstaufen im Kampfe mit der Kirche die Erblichkeit der großen Fürstenlehen zugestehen; der erbittertste Feind des Clerus, Friedrich II., den Geistlichen die größten Vorrechte einräumen. Andrerseits vermochten aber auch die Päpste nicht, durchzusetzen, was sie, als die Angelegenheiten beyderseits auf die höchste Spitze getrieben waren, begehrten. So schroff auch oftmals die Gegensätze einander gegenüber standen, so sehen wir doch immer wieder eine Annäherung herbeygeführt, und erblickt man in der Zeit des hitzigsten Kampfes Deutsche auf beyden Seiten, den König mit seinen Genossen auf der einen, die der Kirche treugesinnten Laien und Geistliche auf der andern, so treten uns auch stets unter denjenigen, welche die Versöhnung und zwar manchmal mit Gefahr des Lebens einzuleiten streben, die Zierden des deutschen Clerus und der deutschen Fürsten entgegen.

Als aber der Kampf so gewaltig entbrannte, daß die äußerste Nachgiebigkeit P. Paschalis II. *) so wenig als die Strenge P. Gregor's VII. fruchtete, so war auch dafür gesorgt, indem die Richtung der Gemüther fast plötzlich eine andere wurde und die Begierde, das hl. Grab zu befreyen, die Kampflust im Innern verdrängte. Man darf hier nicht übersehen: Erst als die heidnischen Nachbarvölker von den Deutschen auf allen Punkten geschlagen und zurückgedrängt worden, begann der verderbliche innere Kampf zwischen den obersten Gewalten der Christenheit **) und — wie eigenthümlich! — so oft von nun an der Bürgerkrieg aufs Neue auszubrechen drohte, rief die klagende Stimme der Christen am Jordan oder am Orontes die Streitenden zu einem andern und bessern Kampfe. Ein Jahrhundert lang wogte bey den mächtigsten Kaisern Deutschlands die Lust zum einen wie zum andern hin und her, und es ist in der That kein unerhebliches Moment in dem Unterschiede welfischer von hohenstaufischer Gesinnung, daß während des Riesenkampfes Friedrichs I. mit Alexander III. Heinrich der Löwe die Pläne der sächsischen Kaiser gegen die slavischen Heidenvölker wieder aufgriff. Als aber jener Streit in dem schwäbischen Kaisergeschlechte erblich geworden, und zuletzt unter Friedrich II. die Herrschsucht mit dem offnen Hasse gegen das Priesterthum sich paarte, im letzten Kampfe alles zu Grunde zu gehen schien, was seit 175 Jahren errungen war — ward das alte Kaiserthum zu Boden geschmettert, gieng aber auch der Orient für die Christenheit zu Grunde und begann im Abendlande eine Richtung, die Alles aufzulösen strebte, was das Mittelalter hervorgebracht.

*) Cod. Udal. ep. 261. Pertz mon. IV. p. 68. 69. Wir werden später noch besonders auf die Vergleichsvorschläge P. Paschalis zu sprechen kommen, die das Uebel mit der Wurzel herausreißen sollten, aber wohl noch ein ärgeres Ungemach veranlaßt hätten, als vorhanden war.

**) Quoniam, hieß es auf dem conventus Ticinensis 1081, sanctam Dei ecclesiam a paganorum persecutionibus Deo juvante cessisse cognoscimus, nimis dolendum est, eandem horum qui christiano censentur nomine attenuari oppugnationibus. Ap. Pertz mon. p. 55.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 4.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Januar.
Nro. 4. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Bericht des Herrn Akademikers v. Martius über seine Acquisitionen an Schriften für die Akademie der Wissenschaften.

(Fortsetzung)

Inzwischen hat sie sich seit der Julirevolution, eben so wie die Bibliothek des Instituts, sehr viele deutsche Werke durch Kauf verschafft. Sie spart keine Ausgabe, und was von einem der stimmführenden Chefs eines Departements gewünscht wird, kommt selbst mit den größten Geldopfern hinzu. Freylich hat auch dieses ungeheure Institut im Budget von 1843 für gewöhnliche Ausgaben 283,600 Frs. Das Personal

kostet	166,600	Frs.
Regie u. Anschaffungen	117,000	Frs.
	im ordinären Dienst.	

Dazu kommen: als 5te Annuität des außerordentlichen Credits auf 12 Jahre von 1,264,000 Frs., für das laufende Jahr 105,000 Frs. Zuschuß und zwar:

für Ankauf von Büchern	58,000	Frs.
für Katalogisirung	13,000	„
für Manuscripte	9,000	„
für Münzsammlung	12,000	„
für Karten und Kupferstiche	13,000	„

Die andern drey Bibliotheken in Paris, welche unter dem Ministerium der Aufklärung stehen, haben eine Rente von 167,223 Frs. jährlich. (Mazarine, de l'Arsenal, St. Geneviève.)

Es giebt gewiß kein Land, in welchem das Gouvernement der Herausgabe von gelehrten Werken so große Opfer brächte, als Frankreich. Jährlich erscheinen in dieser Art zahlreiche Bände von Urkundensammlungen, von Reisen und von großen mit zahlreichen Abbildungen versehenen descriptiven Werken.

Unter diesen Unternehmungen steht die Herausgabe der **Documents inédits de l'histoire nationale** oben an. Es ist dafür im Budget für 1843 die Summe von 150,000 Frs. ausgesprochen. Die Leitung dieser Arbeit ist einer Commission aus Mitgliedern der Akademie der Inschriften (Boissonade, Quatremère, Raoul Rochette, Letronne, Naudet, Hase, Pardessus, Guérard) anvertraut.

Die übrigen wissenschaftlichen Werke, welche von den einzelnen Ministerien herausgegeben werden, beziehen sich entweder:

A auf die Administration oder

B auf davon ganz unabhängige wissenschaftliche Leistungen einzelner Gelehrten, welche das Glück gehabt haben, Vertretung und Unterstützung zu finden.

ad A. Zu den Publicationen der ersteren Art gehört.

1. die Statistik von Frankreich, welche von dem Ministerium des Ackerbaues und Handels herausgegeben wird und wofür seit dem Jahre 1835 eine Position von 28,000 Francs in in jedem Jahres-Budget vorkömmt.

2. Die Comptes rendus des ponts et chaussés, des mines et des monumens publics, welche von dem Ministerium der öffentlichen Arbeiten mittelst eines jährlichen Etats von 15,000 Fr. publicirt werden.

3. Die Statistik der Civil- und Criminal-Gesetz-Verwaltung wird von dem Ministerium der Justiz jährlich in 2 Quartbänden mit einer Ausgabe von 25,000 Fr. bekannt gemacht.

4. Von demselben Ministerium hängt auch das Journal des Savans, welchem ein jährlicher Zuschuß von 15,000 Fr. bewilligt und welches in der Imprimerie Royale gedruckt wird, ab.

5. Das Ministerium der Marine und der Colonien hat in seinem Budget eine Position von 10,000 Fr. für die Herausgabe der Annales maritimes.

ad B. Noch bedeutender sind diejenigen Summen, welche den einzelnen Ministerien zur Herausgabe von gelehrten Arbeiten einzelner Individuen oder zur Unterstützung von wissenschaftlichen Expeditionen und Commissionen zu Gebote stehen.

Das Ministerium der öffentlichen Arbeiten hat mit großen Opfern die große geologische Karte von Frankreich herstellen lassen; die Nachfrage nach dieser höchst schätzbaren Arbeit, welche Elie de Beaumont fortwährend bey Ausführung des Colorits inspicirt, ist sehr groß.

Das Ministerium der Aufklärung hat eine Position von 112,000 Fr. zur Unterstützung von Reisen und wissenschaftlichen Missionen; deßgleichen gebietet es über 200,000 Fr. zur Subscription auf größere, besonders Reisewerke.

Eben so disponirt das Ministerium der Marine und der Colonien über 180,000 Fr. zur Publication der auf öffentliche Kosten gemachten Reisen. Das Budget dieses Ministeriums für Wissenschaft und nautische Industrie geht bis zu der Ziffer von 564,000 Fr., worunter jene Summe für Publication der Reisen, 10,000 Fr. für die Schiffsbibliotheken, 30,000 Fr. für die Hafenbibliotheken einbegriffen sind. Aus denselben Fonds werden nautische Entdeckungen und Erfindungen gefördert und belohnt.

Zu dem eigenthümlichen System der Kultur der Wissenschaften in Frankreich gehört die Unterstützung von wissenschaftlichen Unternehmungen im Verlage französischer Buchhändler mittelst Zusicherung von Abnahme einer gewissen Anzahl von Exemplaren durch die Ministerien.

Dem Ministerium des Unterrichts und der Aufklärung steht in diesem Jahre zu diesem Behufe eine Position von 200,000 Fr. zu Gebote und in ähnlicher Weise verfügt auch das Kriegsministerium über beträchtliche Unterstützungssummen, welche jedoch gewöhnlich in dem ziemlich lakonischen Militär-Budget nicht genau specificirt werden. Im Durchschnitt können die französischen Buchhändler darauf rechnen, daß ein oder mehrere Ministerien zusammen auf 150 Exemplaren subscribiren. Diese Subscriptionen werden nach Erscheinung der Hefte pro rata bezahlt und sind fast immer hinreichend, die Kosten der Auflage mehr als zu decken. Der Buchhändler, welcher so glücklich war, die Zusicherung der Subscription zu erhalten und sich im Budget der einschlägigen Ministerien vorgetragen zu sehen, zählt auf diese Einnahme wie auf den sichersten Theil seines Erwerbs.

Das System, in dieser Weise große wissenschaftliche Unternehmungen zu befördern, hat die Erscheinung vieler Reisewerke in einer Ausdehnung und mit einer Ausstattung möglich gemacht, welche in keinem andern Lande erreicht worden ist. Ich führe als Beyspiele folgende Reisewerke an, welche theils von dem Ministerium der Aufklärung, theils des Krieges oder der Marine oder von mehreren zugleich abhängen, oder doch wenigstens durch Subscription unterstützt worden.

Texier, Voyage en Asie mineure	300 Fr.
Laborde, Voyage en Orient .	345 „
Voyage de découvertes aux terres australes fait par les Corvettes, Le Géographe, Le Naturaliste, etc. 1800 — 1804 par Péron et seconde édition par Freycinet	72 „
Latus	717 „

717 „

Voyage de l'Astrolabe par d'Urville 1826. 1829, 22 Va. 8. et 4. et 4 atlas de 500 pls. . . . . 1480 „

Expédition au pole australe des Corvettes l'Astrolabe et la Zelée sous le Command. de Mr. Dumont d'Urville 350 „

Voyage de la Coquille par Duperrey 1822 — 1825, 6 Va. 4. et 4 atlas avec 376 pls. . . . . 850 „

Voyage de la Bonite par Vaillant 14 Va. 8. et 3 atlas de 350 pls. . 720 „

Voyage en Islande et au Groenland sur la Corvette la Recherche par Gaimard 7 Va. gr. 8. accompagné de 4 Atlas contenants ensemble 250 pls. 35 livr. . . . . 490 „

Voyage autour du Monde de la Corvette la Favorite 1830 - 1832 par Laplace, 4 Va. 8. et atlas de 84 cartes et pls.. . . . . 264 „

Voyage aux Indes orientales par Bélanger, 36 livr. à 10 Fr. . . . 360 „

d'Orbigny, Voyage dans l'Amerique mérid. 75 livr. 4.. . . . . 936 „

Voyage dans l'Inde par Jacquemont, 4 Va. avec 300 pls. 4. . . . 400 „

Circumnavigation de la Fregatte Artémise par Laplace, 5 Va. et 2 Atlas . . . . . 260 „

Voyages en Scandinavie, Laponie, au Spitzberg et aux Ferroe 1838 — 1840. sur la Recherche, publ. par Gaimard, 20 Va. 8. et 515 pls. . 1500 „

l'Expédition scientifique de la Morée 500 „

Ramon de la Sagra, Histoire physique, politique et naturelle de l'Isle de Cuba, 50 Cah. à 15 Fr. . . . 600 „

Voyage autour du monde sur les Corvettes l'Uranie et la Physicienne 1817 — 1820 par Freycinet 8 Va. 4. et 4 atlas de 348 pls. . . . 744 „

Voyage autour du monde sur la

Latus 10171 „

10171 „

Fregate la Vénus, pendant 1836 — 1839 par du Petit Thouars, 15 livr. 188 „

Journal de la Navigation autour du globe de la Fregatte Thétis et de la Corvette Espérance 1824 — 1826 par Bougainville, 2 Va. 4. et 1 atlas de 56 pls. . . . . 150 „

Summa 10509 „

Wenn die französische Regierung auf eine so großmüthige Weise durch Unterstützung dieser ausgedehnten Reisewerke auf die Erweiterung positiver Kenntnisse hinwirkt, ergiebt sich damit zugleich ein großer Vortheil für manche Industriezweige. Papier, Kupferstich, Lithographie und Colorit wissenschaftlicher Abbildungen werden in einem großartigen Maßstabe verwendet, und die Herstellung dieser Mittel für literarische Zwecke wird bey dauerndem Bedürfniß immer vorzüglicher. Aus diesem Grunde zeichnen sich jene Werke durch große Eleganz, ja Luxus im Aeußern aus. Auf der andern Seite dienen sie auch, die Autorität der französischen Schule in jenen Fächern aufrecht zu erhalten und die französische Sprache zu verbreiten. Rücksichten wie diese letztern haben vielleicht Theil daran, daß die Deputirten keinen Anstand nehmen, jährlich jenen Unternehmungen bedeutende Geldopfer zu votiren.

Es dürfte vielleicht nicht ungeeignet seyn, von hier aus einen Blick auf diejenigen Geldmittel zu thun, welche dem Ministerium für Volkserziehung zur Verfügung gestellt werden. In dem Budget für 1843 sind für Erziehung und gelehrte Bildung 11,294,956 Fr. vorgetragen. Es sind hierunter begriffen

a) für höhere Bildung (Instruction supérieure) 2,758,556 Fr. —

b) für Gymnasial- und Real-Schulbildung (Instruction secondaire) 2,042,400 Fr. Hierunter sind zwey neu zu errichtende Collèges royaux mitbegriffen, nach deren Herstellung die Zahl der Gymnasien und höheren Realschulen in ganz Frankreich sich auf 54 belaufen wird.

c) für den gemeinen Volksunterricht (Instruction primaire) 6,493,000 Fr., von welcher Summe

als allgemeine Fonds aus der Staatskasse 2,100,000 Fr., ferner aus den Departemental-Fonds 4,043,000 Fr. und aus besonderen Schulfonds 350,000 Fr. fließen.

Das Personale und Materiale der obersten Administrationsbehörde und der für die Inspection der Schulen bestimmte Ansatz ist unter obigen Ziffern nicht mit begriffen.

Die königliche Druckerey gehört ebenfalls unter diejenigen Institute, welche ich hier anführen muß, da sehr große und wichtige Werke aus den Pressen dieses altehrwürdigen Etablissements hervorgehen. Diese Druckerey, ohne Zweifel die größte in der Welt, bey welcher 49 Beamte mit einer Jahresbesoldung von 157,400 Fr. angestellt sind, welche jährlich 120,000 Ries Druckpapier verbraucht und eine präsumtive Jahreseinnahme von mehr als 2,500,000 Fr. in ihr Budget aufnimmt, steht unter dem Großsiegelbewahrer des Reichs und zunächst unter Hr. Lebrun, Staatsrath, Pair von Frankreich und Mitglied der Académie Française Ich halte es für meine Pflicht der Akademie dankbarst zu berichten, daß dieser ausgezeichnete Gelehrte mich mit der größten Zuvorkommenheit aufgenommen und meinen Wunsch, einen Tausch zwischen den Publicationen unserer Akademie und jenen der königlichen Druckerey ins Werk zu setzen, dadurch beantwortet hat, daß er der k. Akademie die 3 ersten Bände der eben so wichtigen als kostbaren Collection orientale, sowie das Journal des savants vom Jahre 1830 an, nebst Fortsetzung für die Zukunft, dazu von dem Hrn. Großsiegelbewahrer ermächtiget, zum Geschenk gemacht, da die K. Druckerey keine Bibliothek, ausser einer Sammlung aller Producte ihrer eigenen Pressen besitzt, mit deren Aufstellung Hr. Lebrun eben beschäftigt ist. Die Druckerey druckt unter Anderm das Bulletin des lois, codes et ouvrages, das Bulletin de la Cour de Cassation, die Procès verbaux des Chambres, eine große, sehr schön ausgestattete Sammlung griechischer und römischer Klassiker, eine neue Ausgabe von Ducange Glossarium, von Stephanus thesaurus linguae graecae und wenn ich nicht irre auch Champollion sur les Monuments égyptiens. Eine höchst interessante Sammlung von Typen aller Sprachen aus allen Perioden der Buchdruckerkunst wird ebenfalls von dem so thätigen Vorstande jenes ausgezeichneten Etablissements aufgestellt. Für die Anschaffung neuerer, insbesondere orientalischer Typen, von Zeichnungen, Formschnitten u. s. w. sind 5000 Fr. im Budget.

Von jeher hat Frankreich sehr viel für die Geographie geleistet, namentlich auch durch die Herausgabe guter Karten. Die Schätze auf diesem Gebiete, unter anderem auch an Manuscripten und Originalien der größten Geographen aller Länder welche in der königlichen großen Bibliothek aufbewahrt werden, sind von dem würdigen, überaus thätigen Hrn. Jomard fortwährend eifrigst vermehrt worden. Derselbe ist demnach im Stande gewesen, in einem großen Saale der Bibliothek eine überaus reiche Uebersicht von Documenten (See- und Land-Karten ꝛc.) in Originalien oder in getreuen Facsimiles aufzustellen, welche den Entwicklungsgang der Geographie und der Chartographie und Mappirungskunst auf eine höchst lehrreiche Weise vergegenwärtigt. Auch von dem Appinianischen Globus, welcher in der K. Hofbibliothek zu München aufbewahrt wird, befindet sich daselbst ein Facsimile. Aus Bayern könnte dahin als wesentliche Bereicherung auch eine Copie der vier Karten abgegeben werden, welche sich in dem Hauptconservatorium der Armee befinden, und auf deren einer der Geograph Salvat de Pilestrina, en Mallorques, en l'anny 1511 genannt ist (Katalog über die im K. B. Hauptconservatorium der Armee befindliche Landkarten und Plane, S. 6.). Eben so, wie Hr. Jomard beschäftigt sich auch Hr. Vicomte de Santarem mit der Geschichte der Geographie des Mittelalters, namentlich in Bezug auf die Entdeckungen der Portugiesen an den afrikanischen Küsten. Derselbe hat, gleichwie Hr. Jomard, die regste Theilnahme an den Arbeiten der k. Akademie durch die Mittheilung seiner kostbaren Werke *) bethätiget.

*) Die Titel der von diesen und andern französischen Gelehrten der k. Akademie mitgetheilten literarischen Arbeiten werden in dem nächsten Verzeichniß der Büchergeschenke aufgeführt.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 5.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Januar.

Nro. 5. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Bericht des Herrn Akademikers v. Martius über seine Acquisitionen an Schriften für die Akademie der Wissenschaften.

Neben den Arbeiten dieser Gelehrten über die Literärgeschichte der Geographie muß ich hier füglich auch noch der vortrefflichen Karte von Frankreich erwähnen, von welcher durch das topographische Bureau zur Zeit 65 Blätter herausgegeben worden sind, der älteren Karte von Capitaine zu geschweigen. Diese, so wie Le Mémorial du Depot de la France und die zahlreichen geographischen, statistischen und antiquarischen Publicationen über Algerien, unter denen sich schon 40 Karten befinden, hängen vom Kriegsministerium ab. Das Ministerium der Marine und der Colonien hat unter anderm folgende Werke publicirt: Le Neptune français, 4 Bände in Folio, eine vollständige Sammlung von Karten der ganzen Küste von Frankreich, les Annales maritimes, 48 Bände gr. 8., die zahlreichen Karten der französischen Colonien, sowie vielerley Werke über die Administration und Statistik der Colonien, über den Sclavenhandel u. s. w. Für die Darstellung der statistischen Verhältnisse von Frankreich selbst besteht ein Bureau im Handelsministerium unter der Oberleitung des unermüdlich thätigen, auch mit der deutschen Literatur vertrauten Hrn. Aler. Moreau de Jonnès. Dieser verdienstvolle Gelehrte hat die Resultate der statistischen Erhebungen, in 7 Foliobänden gedruckt, der Akademie zum Geschenk gemacht. In gleicher Weise ist sie auch durch die literarische Theilnahme des Hrn. Smits, K. belgischen Finanzministers, mit den offiziellen Documenten über die Statistik des Königreichs Belgien in 14 Foliobänden beschenkt worden.

Ich übergehe hier viele andere Mittheilungen, wie z. B. jene von Seiten der Société ethnologique, von der Société de l'histoire de France, welche ein Annuaire neben ihren Bulletins erscheinen läßt. Eine ausführliche Darstellung dieser Einzelnheiten würde die Gränzen eines Berichtes überschreiten. Schließlich schätze ich mich glücklich, der Akademie die Gefühle von Dankbarkeit auszusprechen, welche mir die Gelehrten Frankreichs durch so mannichfaltige Beweise literarischen Wohlwollens eingeflößt haben.

Man hört dort nicht auf, die großartigsten Mittel, welche Frankreich gewährt, in akademischem Geiste zu nützen, und der Anblick einer so lebendigen Bewegung literarischer Kräfte gewährt dem Geiste eine eigene, an Hoffnungen reiche Befriedigung.

In der Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13. December v. J. verlas

I. Der Herr Klassensekretär Auszüge aus Briefen von

a) Herr Charles Babbage auswärtigem Mitgliede d. A., ddo. London, 4. August.

„Seit vielen Jahren bin ich damit beschäftigt gewesen, für das englische Gouvernement eine Maschine zu construiren, vermittelst welcher man durch die Differenzialmethode alle Rechnungen vornehmen und Tafeln herstellen könnte. Ich hatte meine Erfindung, die Zeichnungen dazu und die zur Leitung der Arbeiter, welche die Maschine ausführen sollen, nöthige Zeit ohne irgend eine Vergütung für diese meine persönlichen Dienste dem Gouvernement anheimgegeben. Dieß dauerte etwa zwölf Jahre, da mehrere Verhältnisse eintraten, welche einen temporären Stillstand der Arbeit geboten. Von jener Periode an aber ist von Seiten der Regierung, meiner wiederholten Schritte ungeachtet kein Entschluß zu bewirken gewesen, ob sie die zur Vollendung nöthigen Opfer bringen oder das Ganze fallen lassen wolle. Die Zeichnungen zu dieser Maschine sind gemacht, ein großer Theil ist ausgeführt und ein kleiner ist zusammengesetzt worden und arbeitet vollkommen gut.

Während der letzten 8 Jahre habe ich mich ganz auf eigene Kosten mit der Ausdenkung und Zeichnung einer gänzlich verschiedenen Maschine beschäftigt, welche bestimmt ist, alle Operationen der Analyse auszuführen. Diese Maschine wird von jeder Zahl nach den gegebenen Gesetzen eliminiren. Sie wird jede Function nach dem ihr angegebenen Gesetze entwickeln. Sie wird die Bernouilleschen Zahlen oder die Coefficienten des Arguments in den Problemen der drey Körper calculiren. Mit einem Worte, diese Maschine ist, wie Plana sich ganz bezeichnend darüber ausgesprochen hat, eine vollständige Executivgewalt der Analyse.

Um diese Erfindung auszuführen, habe ich auf meine eigenen Kosten viele Personen beschäftigt. Mehr als hundert große Zeichnungen existiren bereits und alle Hauptschwierigkeiten sind überwunden.

Ich habe mir vorgenommen, drey Werke darüber bekannt zu machen:

1. Eine populäre Ansicht von den Principien, nach welchen die Maschine construirt ist, und eine Demonstration, daß, wenn die Ausführung nach jenen Principien wirklich erfolgt, alle analytische Operationen von ihr gemacht werden können.
2. Eine Beschreibung und Zeichnungen von den mechanischen Mitteln, welche dabey verwendet worden. Hier soll mein System von mechanischer Notirung (Notation) und die Demonstration von der Möglichkeit der Ausführung gegeben werden.
3. Eine philosophische Geschichte der Entwicklung meines Verstandes in dem Fortschritte dieser Erfindung, welche alle auf einander folgenden Stadien derselben, wie sie sich in meinem Geiste darstellten, zeichnen wird.

Sie sehen, daß Alles dieses viel Zeit, und vielleicht ein längeres Leben, als ich noch vor mir habe, in Anspruch nimmt. Ich halte es für wichtiger, meinen Geist, jetzt, wo er in voller Kraft steht, ausschließlich mit der Erfindung, nicht mit der Beschreibung zu beschäftigen. Dieser Plan wird nicht geeignet seyn, augenblickliche Reputation zu geben, aber er ist der beste. Ich hoffe jedoch bald das erstere Werk beginnen, oder vielmehr fortsetzen zu können, denn im verflossenen Jahre beschäftigte ich mich bereits damit in Italien.

Inzwischen hat ein trefflicher Mathematiker, Hr. Menabrea, Mitglied der Akademie in Turin, ganz durchdrungen von meinen Ansichten, ein kurzes Memoire über die mathematischen Principien meiner Maschine geschrieben, welches nächstens in der Bibliothèque universelle de Geneve erscheinen wird. Es freut mich dieß um so mehr, als mir dadurch mehr Zeit für meine weitern Arbeiten gegeben wird.

Ich habe im Verfolge dieser Angelegenheit sehr große Opfer gebracht. Denn außer meinen Gehülfen beym Zeichnen und Calculiren, habe ich eine Werkstatt und Mechaniker beschäftigt, und Versuche in Metallarbeiten gemacht, um mich vollkommen

für die Gründung und Leitung der mechanischen Werkstätte geschickt zu machen, wenn ich je im Stand seyn sollte, so große Ausgaben zu leisten. Dieß ist jedoch, wie ich hinzufügen muß, kaum wahrscheinlich, und ich werde wohl am Ende zufrieden seyn müssen, wenn ich Zeichnungen und Beschreibungen zurücklassen kann, nach denen die Maschine auch nach meinem Tode ausgeführt werden kann."

Der Secretär bemerkt, daß der hier mitgetheilte Brief ihm eben so sehr von wissenschaftlicher wie von psychologischer Seite merkwürdig erscheine. Er zeige die Elastizität eines Geistes, der nicht von Phantasien, sondern von Zahlen beherrscht wird, in einer Energie, dergleichen man auch bey andern Gegenständen von gleich hohem Interesse nur selten finden durfte.

Von dem Neperschen Stäbchen und der chinesischen einfachen Rechenmaschine bis zu dieser kolossalen Erfindung des Hrn. Babbage — welche ungeheure Entwicklung des Verstandes! Die einfache Additions- und Subtractions Maschine von Möthlich, — die der vier Species von Steinhauser und alle ähnlichen, in Deutschland häufigen Versuche von Hahn, Müller, Schuhmann, erscheinen wie das ABC gegen das Unternehmen des Hrn. Babbage.

— —

b) Von Herrn Akademiker C. A. Meyer in St. Petersburg dd. 5. November 1842.

„Bey uns herrscht jetzt eine ziemlich bedeutende Thätigkeit in naturhistorischen Forschungen, sowohl im Norden als im Süden.

Unser berühmter Akademiker von Bär hat, wie Ihnen bekannt seyn wird, zwey Reisen im hohen Norden ausgeführt und dabey Nowaja Semlja besucht. Gleichzeitig hat Hr. Schrenk, ein viel versprechender junger Gelehrter, im Auftrage des botanischen Gartens eine Reise, mehr östlich als Hr. v. Bär, bis zum Eismeere, und in dem

darauf folgenden Sommer eine Reise durch das russische Lappland unternommen. Im Sommer 1841 war Dr. Ruprecht, noch weiter östlich, wieder am Eismeere. In wenigen Wochen geht abermals eine Expedition nach dem Norden ab, die auf 2 1/2 Jahre berechnet ist. Hr. v. Middendorf ist erwählt worden, diese beschwerliche Reise zu unternehmen, die gewiß nicht ohne Resultate bleiben wird. Nach den russischen Colonien in Nordwest America ist ein Präparator des zoologischen Museums gesandt worden. Auch nach Süden sind mehrere Expeditionen ausgerüstet worden. Herr Schrenk bereist seit 3 Jahren, im Auftrage des bot. Gartens die ehemaligen Wohnorte der Songaren, bis zur chinesischen Gränze. Er hat schöne Entdeckungen gemacht.

Zu derselben Zeit hat auch ein anderer, sehr thätiger Sammler, Herr Karelin, dieselben Gegenden bereist. Seine Ausbeute befindet sich bey der naturhistorischen Gesellschaft in Moskau. Ein anderer kenntnißreicher Naturforscher, Hr. Lehmann hat 3 Jahre im Orenburgischen Departement zugebracht. In diesem Sommer glückte es ihm, nach Buchara, Samarkand und südlich von dieser, den Europaern so schwer zugänglichen Stadt zu gelangen. Seine Ausbeute soll bedeutend seyn.

Ein vierter junger Naturforscher, Hr. Basiener hat in diesem Sommer eine Reise nach China unternommen.

Leider haben wir den Tod zweyer vielversprechender Naturforscher zu beklagen. Der kühne Reisende Lehmann, nachdem er so beschwerliche und nichts weniger als gefahrlose Reisen glücklich zurückgelegt hat, ist auf der Rückkehr nach St. Petersburg erkrankt und der Krankheit unterlegen. Dasselbe Schicksal hatte auch der junge Russe Kirilow, ein Gefährte Karelins. Auch er starb auf der Rückreise nach Moskau nach kurzer Krankheit."

II. Der Herr Classen-Secretär erstattet seinen Bericht als durch hohes Ministerial-Rescript dd. 25. Aug. zur nähern Erforschung der Kartoffelkrankheit in der Pfalz abgeordneter Commissär.

In Vollstreckung des höchsten Auftrages d. d. 25. Aug., zur Vervollständigung der Notizen über die Kartoffelepidemie in der Pfalz, zur Untersuchung des Locals, der örtlichen und allgemeinen Ursachen und zur vollständigeren Beurtheilung der Sache überhaupt, weitere Nachforschungen an Ort und Stelle anzustellen, habe ich mich Ende Septembers in das Landcommissariat Frankenthal begeben, und beehre mich nun, die Ergebnisse meiner Nachforschungen im Folgenden zur Weiterbeförderung an das k. Ministerium des Innern gehorsamst vorzulegen.

Auch im heurigen Jahre erleidet die Kartoffelernte in jener Gegend einen beträchtlichen Ausfall.

Dieser ist nicht gleichmäßig in den einzelnen Fluren, sondern während manche Landwirthe mit dem Ertrage nach Quantität und Qualität ganz zufrieden sind, klagen Andere in der Nachbarschaft über einen augenfälligen Stockmangel, d. h. ein Fehlschlagen von mehr oder weniger Stöcken, so zwar, daß Setzknollen entweder gar nicht angegangen sind, oder nur wenige, kleine oder gar keine Knollen getrieben haben. Im erstern Falle bemerkt man die Reihe der Kartoffelstauden auf dem Felde unterbrochen, und dieß ist in sehr verschiedenem Verhältnisse der Fall. Manchmal fehlt ein einzelner Stock aus der Reihe, manchmal eine ganze Succession von drey, vier, sechs und mehr Stöcken. Auf manchen Feldern findet dieser Mangel gleichmäßig zerstreut statt, auf andern ist in einem Theile des Feldes Alles gesund angegangen, während ein anderer häufiges Fehlschlagen darbietet. Benachbarte Aecker sind oft ganz unversehrt von der Krankheit.

Diese Ungleichheit der dießjährigen Ernte bey Gleichheit des Bodens und der klimatischen Einflüsse

bestätigt die von mir schon früher aufgestellte Ansicht,

daß die nächsten Krankheitsursachen nicht sowohl in jenen allgemeinsten Verhältnissen, als vielmehr in localen Schädlichkeiten zu suchen seyen.

Diese Ansicht findet Bestätigung sowohl in den verschiedenen Berichten über die Krankheit in Deutschland, als in dem ausführlichen Gutachten, welches ein schottischer Landwirth, Charles Fergusson, im Auftrage der hochländischen Ackerbau-Gesellschaft zu Edinburg aus den daselbst eingeschickten zahlreichen Notizen britischer Agronomen zusammengestellt hat. Die Stockfäule, englisch Taint, Failure, Rot, Dry Rot, ist auch in Großbritanien seit 1834 in beunruhigender Weise hervorgetreten, und hat, wie im Jahre 1792 die damals epidemische Kräuselkrankheit, vielfache Schriften veranlaßt. Fergusson hat namentlich hervorgehoben 1) die Periode des Legens der Knollen, 2) diejenige, in welcher die Setzknollen aus dem Boden genommen wurden, 3) die Methode in deren Aufbewahrung, 4) die Bearbeitungsweise des Kartoffelfeldes, 5) die Art und Beschaffenheit des Düngers, 6) die Beschaffenheit der Setzknollen, von welcher Oertlichkeit sie zu nehmen, ob sie ganz oder zerschnitten zu legen; 7) die Frage: ob die Pflanze als erschöpft zu betrachten und ob eine Erneuerung aus Samen nöthig sey? — Die Ansichten der brittischen Landwirthe sind sehr verschieden. Fast nur in dem Puncte stimmen sie alle überein, daß die Schnittlinge keine sichere Ernte verbürgen. Die allgemein gültigen Resultate der aufgeführten Erwägungen sind bey der Zusammenstellung der zu empfehlendsten Maaßregeln am Schlusse dieses Berichtes benützt worden. (S. Report on the failure of the Potato Crop in Quaterly Journal of Agriculture of the Highland and agricultural Society of Scotland. No. 36. 1837. p. 477 — 511.)

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 6.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Januar.

Nro. 6. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

II. Der Herr Classen-Secretär erstattet seinen Bericht als durch hohes Ministerial-Rescript dd. 25. Aug. zur nähern Erforschung der Kartoffelkrankheit in der Pfalz abgeordneter Commissär.

(Fortsetzung.)

Der dießjährige Ausfall macht sich im Landcommissariate Frankenthal nicht sowohl an der Frühkartoffel, als vielmehr an der in viel größerem Verhältniß angebauten Spätkartoffel bemerklich. Auf den Feldern, welche ich größtentheils in Gesellschaft des k. Landcommissärs Frhrn. v. Pöllnitz untersucht habe, werden fast durchgehends runde, mittelgroße weiße, gelbliche oder feinhäutige mehlreiche hellröthliche Speisekartoffeln angebaut.

Beym ersten Anblicke der mit Kartoffeln bestellten Felder in jener Gegend fällt zunächst der Umstand auf, daß, wenn gleich das Kraut im Durchschnitte die gehörige Entwickelung erlangt hat, doch die Zahl der Stöcke, die geblüht oder Frucht angesetzt haben, verhältnißmäßig sehr unbedeutend ist. Während man sonst in Deutschland von der zweyten Hälfte Augusts an in den meisten Gegenden die Spät-Kartoffelstauden blühen sieht, und auch heuer an vielen Orten z. B. an der Maas, bey Mannheim und Heidelberg noch im September zahlreiche Stöcke in Blüthe, andere in Frucht standen, zeigten die Felder im Landcommissariate Frankenthal Ende September nur äußerst selten einen blühenden Stock und auch die Beerenfrüchte waren nicht sehr häufig.

Außerdem ist aber im Allgemeinen auch auf jenen Feldern, die an Stockmangel litten, keine augenfällige Veränderung rücksichtlich des Krautes zu bemerken gewesen. Solches hatte vielmehr die gewöhnliche Höhe und Beblätterung, und nur in einzelnen Fällen, von denen sogleich die Rede seyn wird, erschien eine Abweichung in diesen oberirdischen Theilen.

Eine genauere Vergleichung der einzelnen Stöcke auf einem und demselben Felde zeigte eine große Ungleichheit in der Vegetation sowohl rücksichtlich des Krautes als der Knollen.

Nach den Ergebnissen einer solchen, das ganze Gewächs ins Auge fassenden Classification der verschiedenen Zustände lassen sich die auf den Feldern befindlichen Stöcke in folgende drey Gruppen bringen.

Verschiedene Beschaffenheit der Kartoffelstöcke.

1. Gesunde Stöcke, an welchen weder der unterirdische noch der oberirdische Theil eine krankhafte Erscheinung darbietet. Im Allgemeinen trugen dieselben keine sehr zahlreiche Nachkommenschaft, auch waren die Knollen nicht vorzüglich groß gerathen, eine Erscheinung, die sich durch die Ungunst der dießjährigen langandauernden Dürre erklärt. Die Landwirthe der von mir besuchten Gemeinden rechnen vermöge des Resultats von solchen

gesunden Stöcken auf eine Mittelernte oder auf drey Fünftheile einer guten Ernte.

Uebrigens ist an solchen Stöcken noch zu bemerken gewesen, daß bey einem geringeren Antheil derselben bereits am 25. Sept. das Kraut gänzlich verwelkt war. Aus den Ueberresten desselben war zu schließen, daß es nicht sehr kräftig, weder hoch noch ästig gewesen war; und dem entsprechend waren auch die Knollen nicht beträchtlich groß, sondern oft unter Mittelgröße. Die Stöcke aber, welche in jener Zeit noch stark belaubt standen, waren mit mehreren und größeren Knollen versehen.

2. Ein zweyter Theil der Stöcke, und zwar der kleinste, zeigte zahlreiche Stengel. Diese sind aber dünner und schlanker, meistens einfach oder wenig verzweigt, jedoch reichlich beblättert. Die Blätter tragen nicht selten mehr Blättchen als gewöhnlich, und diese letztern sind oft sehr klein, nur ein Fünftelzoll im Durchmesser. Die Kanten der Stengel sind bisweilen mit einer verhältnißmäßig sehr breiten Leiste von Blattsubstanz versehen und diese ist mehr oder weniger gekräuselt. Beyde Seiten der Blätter sind mehr als gewöhnlich mit sehr feinen Härchen besetzt, wodurch das Kraut ein graugrünes Ansehen erhält. An Blättern von dieser Beschaffenheit bemerkt man bisweilen schwarze, brandige, vertrocknete Stellen, jedoch ohne daß in denselben ein Brandpilz zur vollen Entwicklung gekommen wäre. Auch die Stengel selbst zeigen manchmal schwarze Flecken. An Stöcken von dieser Beschaffenheit habe ich keine Blüthen oder Früchte wahrgenommen. Der Wurzelstand bietet eine ungewöhnlich reiche Verzweigung dar und die Wurzelzweige sind in eine große Menge von feinen Fasern aufgelöst. Der gesammte Niederwuchs erscheint demgemäß wie eine unregelmäßige Verfilzung von Fasern, zwischen denen nur selten ein oder einige Knollen von ½ bis 1 Zoll Durchmesser zum Vorschein kommen. Dagegen sitzen am untersten Theile des Stengels, da wo er in seine unterirdischen, sonst die Knollen tragenden Verzweigungen übergeht, und an den letztern selbst, die oft unverhältnißmäßig verlängert sind, ganz kleine, erbsengroße, meistens an der Spitze mit einer Blattknospe versehene Knöllchen von blasser Farbe und sehr zarter Oberhaut.

Ich stehe nicht an, die eben geschilderten Stöcke als mit der sogenannten Kräuselkrankheit (engl. Curl, franz. la Frisole), wenn schon in einem wenig auffallenden Grade, behaftet zu erklären. Aber auch andere Stöcke scheinen von derselben Krankheit ergriffen, an deren Aufwuchs man gar nichts Abnormes bemerken kann, während die Knollen eine eigenthümliche Entartung darstellen. Solche Knollen tragen nämlich lange, weiße Sprossen, die bald einzeln, bald in Mehrzahl an jedem Theile der Oberfläche hervorkommen und oft so sehr verlängert sind, daß sie aus dem Boden hervorstechen, wo sie dann, ans Licht getreten, mehrere kleine, grünlich graue, stark behaarte Blätter (denen in der Kräuselkrankheit ähnlich) entwickeln. Manchmal erscheint dieses Aussprossen wie ein wahrer Durchwuchs, indem das oberste Auge des Knollens aus der sogenannten Krone in einen neuen, grünen, mit Blättern versehenen Stengel übergegangen ist.

Kartoffeln, welche von Stöcken dieser Art genommen wurden, zeigten gar oft eine abweichende Beschaffenheit, welche jedoch nur den erfahrnen, denkenden Landmann bestimmen wird, sie als krank bey der künftigen Aussaat nicht zu benutzen. Sie sind gewöhnlich unter der normalen Größe, nicht selten auch nicht rund, sondern von unregelmäßig rundlicher Form. Ihre Oberhaut ist bald sehr zart und gleichmäßig, bald mit kleinen Wärzchen versehen, und läßt das Zellgewebe mit leicht grünlicher Nüance durchschimmern. Angeschnitten zeigen sie ein minder dichtes Gewebe, widerstehen auch demgemäß dem Messer weniger. Der Jahrring zeigt verhältnißmäßig dunklere Färbung und ist da, wo er für die Anlage der neuen Knospen an die Oberfläche tritt, oft sogar bräunlich gefärbt und von einem hellweißen, saftlosen (pelzigen) Zellgewebe umgeben. Noch andere von diesen krankhaften Knollen erwiesen sich beym Anschnitte spindig oder, wie man auch im gemeinen Leben zu sagen pflegt, wetzsteinig, d. h. ansehnliche Partieen des Zellgewebes waren saftlos, aufgetrieben und mit Luft gefüllt. Solche Kartoffeln stellten also im Wesentlichen dieselben Eigenschaften dar, welche wir an jenen finden, die im Keller zu keimen begonnen haben. Gekocht waren diese Knollen unschmackhaft,

fade oder galstrig und von einem speckigen Gefüge. Da wo sie in die unregelmäßigen Triebe übergegangen waren, oder wenigstens krankhafte Augen enthielten, zeigten sie die bekannten ungenießbaren Pfröpfe, welche nichts anders sind, als die zwischen dem Fleische enthaltenen verdorbenen Anfänge des Triebes, sogenannten Keimröhrchen.

3. Außer diesen beyden so eben beschriebenen Arten des Vorkommens von Stöcken, zeigte sich noch eine dritte, welche von mehreren Landwirthen als der erste Zustand der herrschenden Krankheit bezeichnet wurde. An dem Kraute war gewöhnlich keine Abweichung zu bemerken; es stand vielmehr saftig und blattreich da, und nur bisweilen deutete eine ungewöhnliche Fülle von dunkelgrünen, dicht gedrängten Blättern und der Mangel an Blüthen und Früchten auf eine Entartung an den Knollen. Doch konnte man nie mit Sicherheit von dem Befunde des Krautes auf die krankhafte Beschaffenheit der Knollen schließen, und erst bey Entblößung des Wurzelstandes ergab sich diejenige krankhafte Disposition, welche die Meinung der Landwirthe mit dem „Stockmangel“ und der „Trockenfäule“ in Verbindung setzte. Es zeigte sich aber an diesen Kartoffeln Folgendes.

a) In dem einen Falle waren zahlreiche Knollen vorhanden, dieselben aber klein, nicht ausgewachsen, mit einer sehr dünnen, hell gefärbten Oberhaut versehen, manchmal sogar noch etwas grünlich. Die Oberfläche zeigte häufig kleine Wärzchen, Risse oder dunkler gefärbte mit röthlich braunen Flecken, gleichsam Stoßflecken, versehene Stellen. Oft waren solche, nur halb ausgewachsene Kartoffel von einer eigenthümlichen Weltheit. Die Oberhaut erschien da minder glatt und glänzend, wie bey gesunden Knollen. In einigen Fällen fehlte auch die Oberhaut an einzelnen, kleinen Stellen und eine weiße, aus Amylumkörnern bestehende, leicht abfallende Eruption nahm die Stelle der Oberhaut ein. Bisweilen hatten selbst diese, offenbar noch nicht ausgereiften Knollen dennoch schon wieder kurze Triebe vorgestossen.

b) In dem andern Falle fanden sich die Stöcke, wenn aus der Erde genommen, mit einer, der Quantität nach mittelmäßigen Knollenbildung, und die Knollen waren auch ziemlich groß und ausgewachsen. Sie trugen aber unmittelbar auf ihrer Oberfläche aufsitzend, bald einen, bald mehrere Nebenknollen, von der Größe eines Schussers, einer Flintenkugel oder einer Nuß. Diese Nachwüchse, welche, gemäß der Annahme der Landleute, ihre Entstehung einem späten Regen nach längerer Dürre verdanken sollen, finden sich meistens auf Kartoffeln, die eine rissige, hie und da dunkel gefärbte oder leichtbräunliche, etwas trocknere Oberfläche zeigen. Nicht selten hat auch der Mutterknollen, woran sie sitzen, eine abweichende Form, indem er eckig oder von der Kugelgestalt in die eines unregelmäßig lappigen Körpers übergegangen ist. Die Nebenknollen selbst sind mit einer dünneren, oft röthlich angelaufenen Oberhaut bekleidet, und tragen nicht selten einen Kranz von jungen, vorzeitig entwickelten Augen.

Schneidet man die in solcher Weise krankhaft veränderten Knollen durch, so bemerkt man, daß der Gefäßring, welcher das ganze Gewebe des Knollens durchzieht und in einen äußern (Rinden-) und innern (Mark-) Theil scheidet, dunkler (gelblich) gefärbt ist, als gewöhnlich. Dasjenige Zellgewebe aber, welches innerhalb des Gefäßringes liegt, ist weicher, als der außerhalb desselben liegende Antheil. Dem einschneidenden Messer widersteht ein solcher Erdapfel weniger, als ein ganz gesunder, und bisweilen befinden sich in seinem Innern bereits kleine Höhlungen. Auch in der Farbe unterscheidet sich das Innere, denn es ist eher von einer milch- oder schleimig weißen, als von der sonst herrschenden gelblich weißen oder leicht ins Rothe spielenden Farbe. Diese Eigenschaften sind so augenfällig, daß manche Landwirthe sie als sicheres Kennzeichen von dem Eintritt der Krankheit betrachten. Sie pflegen solche Erdäpfel wohl auch glasig zu nennen, welcher Ausdruck sonst von jenen gebraucht wird, die im Keller durch Frost gelitten oder zu treiben begonnen haben.

Werden die sub a) und b) geschilderten Kartoffeln gekocht, so zeigt das Gefüge dieselbe schleimige oder speckige Beschaffenheit und denselben Mangel des Wohlgeschmacks, den man bey ausgetriebenen Kartoffeln findet. Bey großen Stöcken findet

sich oft, daß der äußere Antheil (außerhalb des Jahrringes) noch mehlreich und schmackhaft ist, während der innere bereits eine leichte Entmischung erfahren hat und im Geschmack fade und rauh ist. Manchmal kocht sich eine solche Kartoffel auch sehr ungleich. Einzelne Partien bleiben härter als andere, und der Rindenantheil, welcher noch ziemlich mehlreich ist, zerfährt vor dem Garwerden. Es ist dieß der Zustand, welcher von Manchen das „Zweywüchsigwerden oder Aufsetzen" genannt wird. Sehr oft nimmt eine solche gekochte Kartoffel auf der Schnittfläche alsbald eine leichtviolette Farbe an, was darauf hindeutet, daß sich in ihr etwas Gerbestoff entwickelt hat, eine Veränderung, die sich natürlicherweise sogleich im Geschmacke kund geben muß.

Einfluß der vorzeitigen Entwicklung des Triebes auf den Geschmack und die innere Structur der Kartoffel.

Es dürfte geeignet seyn, hier zu bemerken, in welchem Zusammenhang diese Veränderung im Geschmack des Erdapfels mit dem unzeitigen Eintritte und Verlaufe des Wachsthums und der Entwicklung von Nebentrieben und Knollen steht. Wenn nämlich eine Mutterkartoffel zu treiben beginnt, so giebt sie zuerst den in ihrer Mitte liegenden Antheil von Zellgewebe, das Mark, für den Nachwuchs ab. Aus diesem ernährt sich der junge Trieb, welcher seine Gefässe vom Jahrringe empfängt und mittelst desselben zunächst mit dem Markantheile in Verbindung steht. Die Ernährung geschieht, indem vom Centro aus ein Theil des Amylums in Diastase u. in Zucker, der Zucker in Schleim, der Schleim in Faserstoff u. Eyweißstoff umgewandelt, und aus letzterem das Zellgewebe des neuen Triebes gebildet wird. Bey einem gesunden Hergange wird demgemäß die Mutterkartoffel langsam (und rechtzeitig) von der Mitte her ausgehöhlt. Ist sie sehr groß, so haben die nachwachsenden Triebe bereits eine beträchtliche Entwickelung erfahren, bevor jene gänzlich erschöpft ist, in welchem Falle sie hohl, aber gegen die Peripherie hin noch fest erscheint. Demgemäß bleibt beym ganz regelmäßigen Verlaufe der Ernährung am Ende nur die vertrocknete Schale an dem neu gebildeten Stengel hängen. Wo wir dagegen die Mutterknollen nicht so regelmäßig für die Ernährung ihrer Nachkommenschaft verwendet, sondern ganz oder theilweise in Fäulniß übergegangen sehen, da ist anzunehmen, daß die von ihr zu vermittelnde Ernährung der neuen Triebe nicht den normalen, sondern einen krankhaften Verlauf genommen habe. Der zu frühe, übereilte Ansatz junger Knollen, wie er sich in den geschilderten Fällen darstellt, hängt sonach mit einer krankhaften Dispositon der Mutterknollen zusammen, welche die gehörige Periodicität in ihren Erzeugnissen nicht einhält, sondern übereilt, wobey denn auch die Entmischung zur Fäulniß des Zellgewebes eintreten muß, welche ich in allen solchen Fällen, statt der regelmäßigen Erschöpfung bis auf die Haut, angetroffen habe.

Beschaffenheit der dortigen Ernte im Allgemeinen.

Faßt man die bisher geschilderten Zustände, wie sie im Landcommissariate Frankenthal auf freyem Felde beobachtet wurden, zusammen, so läßt sich das Ergebniß im Allgemeinen so aufstellen:

Die Vegetation der Kartoffelpflanze erscheint als höchst ungleich. Der Lebensgang des Gewächses ist, selbst unter gleichen Verhältnissen des Bodens, des Klima und der Cultur, und bey einer und derselben, in jener Gegend vorzugsweise angebauten Sorte, sehr verschieden.

Das Kraut bleibt theilweise in seiner Entwickelung zurück, so fern sich die Beobachtung im Großen bewähren sollte, daß es seit einigen Jahren seltener und ungleicher als sonst zur Blüthe kommt.

Die Knollen reifen nicht während eines kurzen Zeitraumes gleichzeitig, sondern in langsamer Succession aus.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 7.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Januar.

Nro. 7. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

II. Der Herr Classen-Secretär erstattet seinen Bericht als durch hohes Ministerial-Rescript dd. 25. Aug. zur nähern Erforschung der Kartoffelkrankheit in der Pfalz abgeordneter Commissär.

(Fortsetzung.)

Die Quantität der eingeheimsten Knollen ist die einer Mittelernte oder unterhalb derselben.

Die Qualität zeigt sich bey einem nicht unbeträchtlichen Antheile der Ernte schon jetzt gering, ja schlecht, sofern diese Kartoffeln keinen guten Geschmack haben. Ihre dermalige Beschaffenheit macht es wahrscheinlich, daß sie im Keller keine besondere Dauerhaftigkeit haben werden.

Ich muß hier auch noch anführen, daß die abnormen Eigenschaften, von welchen bisher die Rede war, sich bey den verschiedenen Sorten und sowohl bey jenen Kartoffeln, die aus ganzen Setzknollen erwachsen waren, als bey denen aus Schnittlingen gezeigt haben.

Ein Theil der Kartoffeln ist schon auf dem Felde krank oder krankhaft disponirt.

Aus den bisher angeführten Thatsachen läßt sich mit vollstem Rechte darauf schließen: daß ein Theil der heuer geernteten Kartoffel nicht vollkommen gesund, sondern bereits krankhaft disponirt oder wirklich krank eingeheimset worden ist. *)

Da aber nun ferner erfahrne Landleute in denjenigen Eigenschaften, welche sich an solchen kranken Kartoffeln zeigten, die ersten Symptome der Trockenfäule erkannten, so geht hieraus hervor:

daß die Trockenfäule nicht erst über Winter an vorher ganz gesunden Knollen entsteht, sondern daß die Anlage oder der Keim zur Krankheit schon vom Felde aus mit den Kartoffeln in den Aufbewahrungsort übergeht, und daß demnach die ausgebildete Krankheit, namentlich die auffallende Verhärtung und die Erscheinung eines eigenthümlichen Pilzes an der Oberfläche, da hervortreten wird, wo diejenigen Umstände gegeben sind, die eine solche Entwickelung der primären Krankheits-Anlage begünstigen.

Hängt diese Krankheit mit dem Pilze, als primärer Ursache, zusammen?

Für den wissenschaftlichen Standpunkt der Untersuchung drängt sich nun vorzüglich die Frage auf: ob diese Krankheit bloß in einer eigenthümlichen

*) Auch andere Beobachter haben bemerkt, daß die Kartoffeln schon vor der Ernte und unter üppig vegetirendem Kraute von Fäulniß ergriffen waren. Vergl. Lueder in Andres Oekon. Neuigkeiten und Verhandlungen 1842. No. 97.

Störung der Lebenskraft und in einer derselben correlaten Entmischung bestehe, — oder ob, den Ergebnissen meiner frühern Untersuchungen gemäß, die Keime eines schmarotzenden Pilzes schon in der auf dem Felde befindlichen Kartoffel anzutreffen seyen, in welchem Falle man jene sofort als die erste Krankheitsursache erkennen müßte.

Die Untersuchungen, welche ich hierüber an dießjährigen Kartoffeln aus den dortigen Feldern angestellt habe, bestätigen die letztere Annahme vollständig, da ich die Keime des Pilzes auch in solchen Knollen vorgefunden habe.

Man bemerkt nämlich ohne Mühe mit bloßem Auge an den sub lit. a. b. beschriebenen Kartoffeln, welche von erfahrnen Landwirthen, als vom ersten Stadium der Trockenfäule ergriffen, bezeichnet wurden, unter der Oberhaut hie und da zerstreuet feine weiße Pünktchen. Dieselben zeichnen sich vor dem übrigen Zellgewebe durch die hellere Farbe aus, und geben ihm das Ansehen, als wenn es kleine Körnchen von Mehl einschlöße oder damit bestäubt wäre. Bey genauerer Betrachtung findet sich, daß diese weißen Pünktchen nesterartig, d. h. in runde oder ablange Fleckchen vereinigt, im Zellgewebe liegen. Sie finden sich vorzugsweise in dem äußeren Theile des Gewebes, zwischen dem Jahrringe und der Oberhaut. Schwach vergrößert erscheinen sie als unförmliche, doch meistentheils abgerundete, undurchsichtige, weiße, glänzende Körner; stärker vergrößert stellen sie sich wie ein Schleim dar. Bey einer noch beträchtlicheren Vergrößerung aber, von 300 bis 400 linear, kann man in diesen unscheinbaren Pünktchen ein ungemein feines Geflecht von gewundenen, ästigen, halbdurchsichtigen, hie und da abgegliederten Fäden erkennen, ganz ähnlich demjenigen, welches ich aus einem bereits mehr vorgeschrittenen Zustande der Krankheit als das Pilzgewebe des Fusisporium erkannt und Fig. 23. der Taf. III. meiner Abhandlung abgebildet habe.

Hie und da zeigten sich auch im Zellgewebe jene unregelmäßig kugeligen, zur Zeit noch halb durchsichtigen und blaßgelben Körperchen, welche die Anfänge des Urpilzes (Protomyces Solani), und auf Tab. III. Fig. 21 a. meiner Abhandlung abgebildet sind. An andern eben erst aus der Erde genommenen Knollen bemerkte ich, wie schon oben erwähnt, daß hie und da kleine Parthieen des Fleisches unter der Form von unregelmäßigen Häufchen weißer Körnchen durch die Oberhaut ausgebrochen waren. Unter dem Mikrokope wieß sich aus, daß es Amylonkörner waren, auf denen sich die winzigen Erhabenheiten und Binden zu bilden angefangen hatten, die ich (Tof. III. Fig. 34.) abgebildet und als die frühste Organisation einzelner Pilzfäden bezeichnet habe.

Die letztere Erscheinung auch auf künstlich infizirten Knollen beobachtet.

Diese Erscheinung stimmt ganz mit der überein, welche mir einige gesunde Kartoffeln darboten, die zuvor künstlich mit dem Pilze bestäubt und denen er also gleichsam eingeimpft worden war. Die Oberhaut derselben zeigte zuerst verdorbene bräunliche, trockne Fleckchen; darauf nahm der ganze Knollen sichtlich an Feuchtigkeit ab, drey Monate nach der Infection brach die Oberhaut hie und da auf und es drängte sich das erkrankte Zellgewebe unter der Form kleiner Mehlhäufchen hervor, deren Amylumkörner ebenfalls mit kleinen Höckerchen, Schwielen und Binden behaftet, sich hiedurch als Träger des Pilzes in seiner frühesten Periode zu erkennen gaben. An gesunden Kartoffeln zeigte das Stärkmehl niemals die eben beschriebenen Anfänge.

Der Keim des Pilzes ist vorhanden und wird sich bey ihm günstigen Verhältnissen entwickeln.

Die bisher von vielen vorurtheilsfreyen Naturforschern gemachten Erfahrungen haben es über allen Zweifel erhoben, daß dergleichen Pilzgewebe längere Zeit in ihrem primären, unausgebildeten Zustand verharren können, daß sie aber unter Verhältnissen, welche ihren vollständigen Lebensgang begünstigen, sich immer mehr entwickeln, an Größe und Verbreitung zunehmen, und endlich auch in den Zustand der Fruchtreife gerathen, wo sie dann zahlreiche Keimkörner abstoßen und dadurch ihre Fortpflanzung vermitteln. Auf eine solche Ausbildung von Pilzgeweben hat feuchte

Wärme den wesentlichsten Einfluß. Kein Pilz wächst bey einer Temperatur unter + 2 oder 3° R., dagegen ist eine erhöhte Temperatur bis 15° und 20° der Entwicklung der Pilzmutter sehr günstig, wovon man sich bey der Anzucht des gemeinen Champignons und in den Lohbeeten botanischer Gärten überzeugen kann, welche bekanntlich nicht selten von der Vegetation des Schaumsäublings, (Aethalium flavum) heimgesucht werden.

Es ergiebt sich hieraus, daß Kartoffeln, in denen bereits der Keim des Pilzes vorhanden ist, der fortschreitenden Entartung bis zu dem höchsten Stadium der Trockenfäule nicht überall sondern nur da unterliegen, wo sie von dumpfiger Luft umgeben werden und sich bey Abschluß des Lichtes während des Winters und Frühlings, eine beträchtliche Temperatur entwickelt.

Die Erkundigungen, welche ich im Landcommissariate Frankenthal über die Beschaffenheit der Orte angestellt habe, wo die Kartoffeln während des Winters aufbewahrt werden, bestätigen dieß.

Ein großer Gutsbesitzer in der Petersau, welcher seine Kartoffelvorräthe nicht in unterirdischen Kellern, sondern in einem wenig vertieften Theile einer großen, mit trockenen Wänden versehenen Scheuer unterzubringen pflegt, hat bis jetzt noch nichts von der Trockenfäule zu leiden gehabt. Dagegen findet sich, daß Landwirthe, deren Ernte durch diese Krankheit beeinträchtigt worden, ihre feuchten, dunkeln, des Luftzuges entbehrenden Keller gänzlich mit der Knollenfrucht anzufüllen pflegten, wo sich also eine Erhitzung und mit ihr die wesentliche Bedingung zur Ausbildung des Schwammgewebes und in Folge davon jenes höhere Stadium der Trockenfäule einstellen mußte, das die Kartoffeln verhärtet und gänzlich ungenießbar macht.

Mehrere gewichtige Autoritäten haben in neuester Zeit diese Erhitzung als die einzige Ursache der Krankheit dargestellt, dagegen halte ich mich hier berechtigt, sie nur für eine wesentliche Bedingung der letzten Formen der Trockenfäule zu erklären. Ohne die eigenthümliche Einwirkung des sich in der erhitzten Kartoffel ausbildenden Pilzes wird die Knollenfrucht allerdings ihre Keimkraft und ihren Wohlgeschmack verlieren; es ist aber nicht abzusehen, wie die Frucht dadurch jenen eigenthümlichen, so höchst abweichenden Charakter einer trüffelartigen Verhärtung mit gleichzeitiger Hervorbildung eines Schimmelpilzes, an die Oberfläche, und zwar immer einer und derselben Art, an sich darstellen könnte, wenn der Pilz nicht eine bestimmte Rolle dabey spielte. Bey der Erhitzung im Keller erleidet die Kartoffel eine anfangende Entmischung: ein Theil des Starkmehls wird in Zucker und dann vermöge des beginnenden Keimprozesses in Faserstoff verwandelt; von da an geht sie, wenn in der naturgemäßen Entwicklung ihre Triebe verhindert, in nasse Fäulniß über. Die Quantität des Wassers in ihr wird hiebey wohl schwerlich so vermindert, wie dieß bey der Trockenfäule der Fall ist, wo der Knollen die Hälfte seiner wässerigen Stoffe verliert. Daß dagegen die Kartoffel jene seltsame Eigenschaft erhalte, vermöge welcher sie der Einwirkung des kochenden Wassers, ja sogar des Wasserdampfes widersteht und selbst nachdem sie sechs Stunden gekocht worden, nur mit einem scharfen Messer wie ein feuchter Zunderschwamm geschnitten werden kann: dieß ist, meiner vollsten Ueberzeugung gemäß, lediglich die Folge der Pilzentwicklung. Mit Recht sagt der einsichtsvolle Landwirth Ritter v. Kalina: Obschon die Erhitzung der Kartoffeln während der Winteraufbewahrung ihr Verderben unstreitig herbeyführen muß, so läßt sich doch daraus allein die mit dem Namen der Trockenfäule bezeichnete besondere Krankheit nicht erklären. Diese Erhitzung müßte eine Gährung und eine aus derselben entstehende nasse, nicht aber eine trockne Fäulniß zur Folge haben. (Andre, Oekonomische Neuigkeiten und Verhandl. 1842. Nr. 69. S. 549.)

So widersprechend auch die Thatsache auf den ersten Blick erscheinen mag, daß ein zarter Schimmelpilz diesen austrocknenden, verhärtenden und zähemachenden Einfluß auf das Gebilde der Kartoffel ausübt, so steht sie doch nicht isolirt, sondern es sind analoge Wirkungen anderer Pilze bekannt. Der Schwammrost (Sepedonium mycophilum), ein kleiner gelblicher Fadenpilz, welcher auf Fleischschwämmen wächst, verdichtet das Gefüge der

letzteren so sehr, daß sie, während sie außerdem in den letzten warmen Herbsttagen verfaulen, nun, mit jenen Parasiten behaftet, nicht selten den ganzen Winter hindurch der Fäulniß widerstehen und noch im nächsten Frühjahre zwar todt aber in der Integrität ihrer Form, gefunden werden. In ähnlicher Weise bringen auch andere Schwämme, die auf Holz wachsen, wie z. B. Arten der Gattung Warzenschwamm (Thelephora) und Bauchschwamm (Sphaeria) eine solche eigenthümliche Austrocknung und Zusammenziehung des Holzes hervor, welchem sie in derselben Weise seinen Eyweißstoff entziehen, wie der in Rede stehende Schimmelpilz der Kartoffel. (Vergleiche über diese eigenthümliche Wirkung der kryptogamischen Parasiten Treviranus Physiologie der Gewächse II. S. 792,) und Dr. Guembel im Centralblatt des landw. Vereins in Bayern 1842. S. 443.)

Vorkommen von Schimmel in den Kartoffelkellern.

In der Behausung des Bürgermeisters von Heßheim, welcher Landwirth seit mehreren Jahren stark durch die Trockenfäule gelitten hat, demerkte ich, daß die Wände des feuchten dumpfigen Kellers hie und da mit einem sehr feinen Gespinnste von weißlichen Schimmelfäden beschlagen waren. Dasselbe breitete sich eben so, wie es solche Vegetationen sonst zu thun pflegen, von Einem Mittelpunkte strahlig nach allen Seiten, bis auf einige Zoll Durchmesser, aus. Dieser Beschlag wurde abgekrazt und in München einer sorgfältigen, mikroskopischen Untersuchung unterworfen. Er besteht aus sehr feinen, ästigen, verwirrten Fäden, und es ist wahrscheinlich, daß er, eine vermöge des Standortes wenig entwickelte Pilzmutter (Blanc de Champignon, Mycelium) vielleicht desselben Gewächses ist, dem ich einen so wesentlichen Einfluß auf die Entstehung und Ausbildung der Trockenfäule zuzuschreiben veranlaßt bin. Es wäre nicht unmöglich, daß die nahe Berührung der an den Wänden aufgeschütteten Erdäpfel mit dem daselbst vegetirenden Schimmelpilze die Ansteckung vermittelte, und zu der den Landwirthen unerklärlichen Erscheinung beytrüge, daß eine Reihe von Setzkartoffeln nicht auflauft, während andre aus demselben Keller sich regelmäßig und gesund entwickeln. Ueberdieß mag das Vorkommen einer Pilzmutter nicht an der Kartoffel selbst, sondern an andern Orten, welche sich unter gewissen günstigen Umständen in dieselben einnisten und hier mit viel größerer Schnelligkeit, als wo anders verbreitet, als eine Erscheinung betrachtet werden, wofür wir viele andere Analogieen in der Natur finden. Und sie dürfte bey der so unerklärlichen Art der Verbreitung der Krankheit, als einer contagiösen Epidemie, wohl in Berücksichtigung zu ziehen seyn. Es verhielte sich so dann mit dem Ueberhandnehmen der Trockenfäule ebenso, wie mit dem plötzlichen Auftreten gewisser schädlichen Insecten, welche auch nicht von der Natur neu erzeugt werden, deren Eyer vielmehr immer vorhanden sind, aber nur unter gewisser Begünstigung zur Entwicklung gelangen.

Mikroskopischer Befund an kranken Kartoffeln, welche keine Pilzbildung zeigten.

Die sub Nro. 2. geschilderten kranken Erdäpfel zeigten unter dem Mikroskope eine mehr oder weniger verbreitete Abweichung von der normalen Bildung. Die augenfälligste Erscheinung ist ein Mangel an Stärkmehlkörnern im Zellgewebe. Er zeigt sich sowohl bey denen, welche noch durchaus saftreich, aber von einer seifigen oder speckigen Beschaffenheit, als bey jenen, die bereits spindig geworden sind. a) Viele Zellen enthalten in diesem Falle gar keine Stärkmehlkörner mehr. Sie sind mit Flüssigkeit oder Luft gefüllt, und ihre Wandungen sind welk und schlaff. b) In andern Zellen sind die Stärkmehlkörnchen in der Mitte kugelig zusammengeballt; — oder c) sie hängen traubig zusammengehäuft an den Wänden, vorzüglich in den Ecken, neben den Zwischenzellengängen.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 8.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Januar.

Nro. 8. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

II. Der Herr Classen-Secretär erstattet seinen Bericht als durch hohes Ministerial-Rescript dd. 25. Aug. zur nähern Erforschung der Kartoffelkrankheit in der Pfalz abgeordneter Commissär.

(Schluß.)

d) Diese letzteren sind auch nicht selten ganz verstopft, d. h. mit einer undurchsichtigen, schleimigen Masse, einem gestaltlosen Gerinnsel angefüllt. e) Die Gefässe des Jahrringes sind dunkler gefärbt, als gewöhnlich. Eben so verhalten sich die Gefässe, welche von dem Jahrringe nach aussen zu den Augen laufen (in den sogenannten Keimröhrchen). Das Gewebe in der Nähe der letztern ist oft saftlos und gleichsam abgestanden (pelzig). Da sich also die Anlage der neuen Triebe schon in der frühesten Zeit krankhaft verändert zeigt, kann es uns nicht Wunder nehmen, wenn dieselben zu keinen neuen Stengeln austreiben, oder doch nur eine schwache Nachkommenschaft gewähren.

Alle diese Erscheinungen finden sich auch mehr oder minder deutlich an Setzkartoffeln, welche Triebe gemacht und in Folge davon einen Antheil ihres Gewebes verflüssigt und für die Entwickelung neuer Triebe verwendet haben. Wie in dem letztern Falle beginnt diese Entartung auch immer im innern Theile des Zellgewebes (innerhalb des Jahrrings). Sie deutet also darauf hin, daß solche speckig oder spindig gewordene Kartoffeln, die vermöge ihrer geringeren Größe und eines schwächeren Antheils an gebildetem Stärkmehl als noch nicht ausgereift zu betrachten sind, dennoch in krankhafter Eile ihre Augen zu entwickeln angefangen haben. Es leuchtet ein, daß ihre Nachkommenschaft eben deßhalb schwächlich seyn müsse.

Schlüßlich bemerke ich noch, daß die Räude oder der Schorf von mir in jener Gegend gar nicht oder wenig intensiv beobachtet worden ist, während er in Oberbayern vielfach verbreitet erscheint. Man hat diese Krankheit vorzüglich von dem großen Antheil von Eisenoxydul im Boden ableiten wollen.

Resultat.

Aus der Vergleichung der angeführten Thatsachen und aus der Berücksichtigung der daran geknüpften wissenschaftlichen Erörterungen ergiebt sich folgendes allgemeinstes Resultat.

Dem im Landcommissariat Frankenthal beobachteten Mißwachs der Kartoffeln (Stockmangel) und der Verderbniß der Knollen im Keller liegen zwey Krankheiten: die Kräuselkrankheit und die Trockenfäule zu Grunde.

Die Kräuselkrankheit (welche jedoch hier in keinem hohen Grade entwickelt zu seyn scheint) beruht in einer durch ungünstige klimatische und Bodenverhältnisse und durch unzweckmäßige Cultur veranlaßten unregelmäßigen Vegetation des Krautes wie der Knollen, wobey die letzteren an Stärk-

mehlgehalt verlieren und die Neigung in sich aufnehmen, unzeitige Triebe zu machen.

Die Stockfäule wird durch die Einnistung des Pilzgewebes eines Schimmels in die Knollen veranlaßt, welches die chemische Mischung beeinträchtigt und unter Begünstigung einer erhitzenden Aufbewahrungsweise im Knollen so überhand nimmt, daß dieser keimunfähig wird und vermöge der Verhärtung seines Zellgewebes nicht mehr als Nahrung dienen kann. Diese Krankheit befällt sowohl gesunde Knollen als solche, die von kräuseligen Stöcken herkommen.

Während die Kräuselkrankheit schon längst bekannt epidemisch erscheint, aber nicht ansteckt, liegt der in Deutschland erst seit 10 Jahren bekannten Trockenfaule ein concretes Contagium zu Grunde.

Gegen die erstere muß demnach durch alle jene Mittel eingeschritten werden, welche die rationelle Kartoffelwirtschaft überhaupt empfiehlt; gegen die letztere überdieß durch sorgfältige Entfernung des Contagiums und durch Vermeidung derjenigen Verhältnisse, die die Ausbreitung und Entwickelung des Contagiums beginnen.

Maßregeln gegen diese Krankheiten.

Man nehme eine sorgfältige Sortirung der eingeernteten Kartoffeln vor und wähle nur solche Knollen für die künftige Ackerbestellung, welche ganz gesund und ausgezeitigt sind.

Man verwerfe zu diesem Ende alle Knollen,

a) welche mit röthlichen, braunen oder schwarzen Flecken oder mit Schrunden und Rissen der Oberhaut versehen; oder

b) mit Knoten, Warzen oder gar mit einem Beschlag von Schimmel behaftet sind;

c) auf denen andere kleine Knollen aufsitzen;

d) welche eine dünne, theilweise abgeschabte Oberhaut oder eine ins Grünliche ziehende Farbe haben;

e) welche durch Kleinheit oder durch das Anhängen von langen Stücken des unterirdischen Stengels verrathen, daß sie noch nicht ausgereift sind;

f) deren Form eckig oder auffallend unregelmäßig von jener der ausgebauten Sorte abweichend ist;

g) welche welk, runzlich, hart sind oder eine krankhafte Abweichung der Augen zeigen;

h) welche angehackt, angefressen oder sonst verwundet sind;

i) welche bereits vorzeitig im Keller getrieben haben. — Die Uebung, solche Knollen, ihrer Triebe beraubt, dennoch einzulegen, ist jedenfalls sehr fehlerhaft.

Man lasse es sich nicht einfallen, eine Kartoffel als Setzknollen zu verwenden, welche auf der einen Seite ganz gesund erscheint, während sie auf der andern irgend eine der erwähnten Spuren krankhafter Beschaffenheit an sich trägt. Man nehme die Sortirung zur Gewinnung der nöthigen Setzkartoffeln (sofern solche nicht bereits gesondert angezogen seyn sollten) bey Tageslicht vor, um die krankhafte Beschaffenheit nicht zu übersehen. Man wähle für die Aufbewahrung der Setzkartoffeln den zweckmäßigsten, wo möglich gesonderten Ort, wo sie vor Feuchtigkeit, Kälte und Erhitzung gesichert sind.

Man bedenke, daß die hoch aufgeschichteten Setzkartoffeln nicht bloß während des Winters, sondern auch im Frühling, wenn sie zu treiben anfangen, eine Erhitzung erleiden und dadurch in ihrer Keimkraft beeinträchtigt werden können, wirke daher ihr durch sorgfältige Behandlung entgegen.

Man sortire überdieß die großen Vorräthe der Nutzkartoffeln mittelst des Rollgitters, welches die Knollen nach ihrer Größe trennt. Man hebe die großen wohl ausgereiften Kartoffeln getrennt von den kleineren, jüngeren auf, und verwende die letzteren, als der Verderbniß eher unterworfen, früher als die ersteren.

Auch diese großen Vorräthe verwahre man mit möglichster Sorgfalt.

Sind die Keller unrein, so weiße man die Wände aus und bestreue den Fußboden mit reinem

trockenem Sand, oder mit Sand, der mit Kohlenpulver, Asche oder gesiebtem Hammerschlag vermengt worden.

Man sorge für gehörigen Luftzug, indem man Stangen senkrecht in den Keller setzt, die mit Erbsenstroh umwickelt sind und um welche die Kartoffeln aufgeschüttet werden.

Man wende diese Vorräthe während des Winters um.

Man erhöhe die Lebensthätigkeit der zu cultivirenden Kartoffelgeneration durch diejenigen Mittel, welche eine rationelle Landwirthschaft, unter Berücksichtigung der localen und klimatischen Verhältnisse, überhaupt anempfiehlt.

Man suche sofort eine geeignete, kräftige Stammrace zu gewinnen und zu erhalten. Es geschieht dieß durch Auswahl gesunder, kräftiger, ausgereifter Setzknollen von Sorten, die der Oertlichkeit entsprechen *) Die Race aus Anzucht von Saamen zu veredeln, halte ich nicht für nöthig. Bey solcher Behandlung im Großen würde man zwey Jahre verlieren und hätte im dritten noch die Arbeit, die verschiedenen Sorten, welche sich gebildet haben, auszuscheiden und Erfahrungen über ihre Anwendbarkeit für gegebene Oertlichkeiten zu sammeln. Gleicher Ansicht sind auch erfahrne Landwirthe, wie z. B. Prof. Schweizer (Allg. Anz. der Deutschen 1841 No. 341 — 343.) Auch hat man bereits die Erfahrung, (z. B. Herr Albert in Roßlau) daß auch die Knollen von Stöcken, die aus Saamen waren erzogen worden, von der Trockenfäule ergriffen wurden. Ein Schutzmittel gegen die Krankheit liegt also hierin in keinem Falle.

Man sey vorsichtig bey der Uebersiedlung einer Sorte, die vorher unter sehr verschiedenartigen Einflüßen erzogen worden war. Man cultivire die Sorten getrennt und nicht unter einander. *)

Man wähle den günstigsten Boden, die beste Lage und die für Boden und Klima geeignetste Düngung und Rotation.

Man dünge den Acker vor Winter. In England wird empfohlen, Pferd- und Kuhdünger zu mengen, denselben den unmittelbaren Sonnenstrahlen zu entziehen und ihn in jedem Falle möglichst lange vor dem Legen unterzupflügen. Schweinedünger soll in Thüringen schädlich gewirkt haben. Man lasse es nicht an sorgfältiger Bearbeitung durch Reinigung, Lockerung, Behäufelung fehlen.

Man vermeide, die Setzkartoffeln zu früh oder zu spät oder bey ungünstiger Witterung zu legen. (Hier müssen locale Erfahrungen das Meiste thun.) Im Allgemeinen dürfte es rathsam seyn, die Setzkartoffeln eher frühzeitig, als spät in den Boden zu bringen. Die nach und nach eingerissene Uebung, sehr spät, noch im Juny zu legen, hat unstreitig dazu beygetragen, manche Racen zu schwächen.

Man lasse die Setzkartoffeln nicht lange unbedeckt in den Furchen und lasse letztere nicht lange von der Sonne austrocknen.

Befürchtet man, daß selbst die mit Sorgfalt ausgewählten Brutknollen von Pilzkeimen angegriffen seyen, so tauche man sie einige Stunden lang in Kalkwasser, und bringe sie erst, nachdem sie an der Luft wieder abgetrocknet sind, in den Acker. Diese Behandlung zerstört auch die etwa anhängenden Insekten und deren Eyer. Versuche, die im k. botanischen Garten mit dem Einkalken vorgenommen worden, haben gelehrt, daß Kartoffeln, welche 10 Stunden lang in dem Kalkwasser lagen, ihre Keimkraft nicht verloren, was jedoch bey solchen der Fall war, welche 24 bis 36 Stunden im Kalkwasser gelegen hatten.

Die Procedur, Schnittlinge statt ganzer Knollen zu legen, sollte unter den dermaligen ungünstigen Umständen in keiner Weise fortgesetzt werden;

*) In England haben sich viele Stimmen für die Wahl solcher Setzknollen ausgesprochen, welche noch nicht vollständig ausgereift wären. Mir scheint es jedoch geeigneter, Knollen anzubauen, welche sich durch Absterben ihres Krautes als völlig reif darstellen, während ein längeres Verweilen derselben im Grunde unzweckmäßig seyn dürfte.

*) Die brittischen Landwirthe empfehlen, nach einigen

denn ohne Zweifel hat sie Einfluß auf Verschlechterung der Race und wird sie, fortgesetzt, in höherem Maße äußern. *)

Man ernte nicht vor Erfolg der Reife.

Man werfe die mit Schimmel behafteten oder sonst unbrauchbaren Kartoffeln nicht auf die Düngerstätte, sondern in fließendes Wasser oder vergrabe sie an einem Orte, wo nicht gepflügt wird.

Die Befolgung der hier angegebenen Regeln dürfte wesentlich dazu beytragen, die gegenwärtig leider immer noch auf eine bedrohliche Weise herrschenden Krankheiten zu beschränken und nach und nach auszurotten.

III. Herr Konservator Dr. Steinheil kommunicirte einen kurzen Aufsatz über seine Berichtigungsmethode parallaktisch-montirter Fernrohre.

Der Verf. zeigte zunächst, daß alle Relationen der Theile des Instrumentes gegen einander und gegen den Horizont ermittelt werden können, wenn man die optische Axe in den zwey möglichen Lagen nach dem Zenit richtet, dabey jedesmal Stunden- und Declinationkreis abliest, endlich, die optische Axe nach dem Nadir führt und bloß den Stundenkreis abliest.

Das 6te Element, die Orientirung gegen den Meridian durch das Azimut, muß seiner Natur nach mit Zuziehung des Himmels, etwa aus der Beobachtung eines Circumpolarsternes, bestimmt werden.

Sind die Ablesungen am Stundenkreis a a′ a″ die Ablesungen am Declinationskreis b b′, so ergeben sich die Relationen, welche die Größen der Abweichungen bestimmen:

$$i = \left(90 - \frac{a'' - a}{2}\right) \text{Cotg. } \varphi'$$

$$i' = \left(\frac{a'' - a'}{2}\right) \text{Cosec } \varphi'$$

$$c = \left(\frac{a' + a}{2} - 90\right)$$

$$c' = \left(\frac{b' + b}{2} - 90\right)$$

$$\psi = (90 - \varphi) - \frac{b' - b}{2}$$

wo φ die Polhöhe des Aufstellungsortes $(\varphi + \psi) = \varphi'$ die des Instrumentes, $(90 + i)$ den Winkel der Stundenaxe des Instrumentes mit dem Fernrohrende der Declinationsaxe, $(90 - i')$ den Winkel der Declinationsaxe mit dem Objectivende der optischen Axe bedeutet, und die Angaben der Nonien des Stundenkreises um c zu groß, die des Declinationskreises aber um c' zu groß sind.

Die ausführliche Entwicklung dieser Methode wird in den Denkschriften niedergelegt werden.

Jahren neue Setzknollen aus höher gelegenen Gegenden herabzuholen.

*) Derjenige Landwirth, welcher von der schlechthin als schädlich bezeichneten Praxis dennoch nicht abgehen will, hat wenigstens dafür Sorge zu tragen, daß nur gesunde, mit unversehrten Augen versehene Schnittlinge gelegt werden, daß sie nicht zu lange vor dem Legen geschnitten und daß diejenigen Schnittlinge verworfen werden, welche auf der Schnittfläche die Farbe augenfällig verändert haben. Das Bestäuben der Schnittfläche mit Kalkstaub wird von mehreren Landwirthen als eine geeignete Verbesserung angerühmt.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 9.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Januar.

Nro. 9. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

IV. Herr Akademiker Dr. A. Wagner berichtete: Ueber eine beabsichtigte neue Bearbeitung der Säugthier-Fauna Brasiliens und über die bisher erschienenen wissenschaftlichen Leistungen auf diesem Gebiete.

Unter Genehmigung der Direction der vereinigten k. k. Naturalienkabinete zu Wien habe ich mich mit Herrn Custos-Adjunct Johann Natterer zur Bearbeitung der Säugthier-Fauna Brasiliens vereinigt. Es soll dieselbe den ersten Theil einer allgemeinen Fauna brasiliensis ausmachen, deren Herausgabe die österreichischen Zoologen beabsichtigen. Die Zuziehung zu diesem Unternehmen konnte mir nicht anders als erfreulich seyn, und ich gieng um so bereitwilliger darauf ein, als bey den ersten Anfängen desselben österreichische und bayerische Naturforscher sich ebenfalls zusammen gefunden hatten. Bevor ich jedoch auf eine nähere Darlegung des mir mit Herrn Johann Natterer gemeinschaftlichen Antheils an diesem Unternehmen eingehe, erlaube ich mir, in der Kürze einen historischen Ueberblick über die bisherigen Leistungen auf diesem Gebiete zu geben, um hiemit die rechte Grundlage, auf welche unsere Bearbeitung sich begründen soll, zu gewinnen.

Es war im Jahre 1500, als Cabral Brasilien entdeckte und für die Krone Portugal in Anspruch nahm. Die Therologie *), wie die Zoologie überhaupt, schöpfte aber hieraus lange Zeit keinen sonderlichen Gewinn. Was unser geehrter Herr Collega und Classensekretär in seinem trefflichen Herbarium Florae brasiliensis über die Leistungen der ersten Schriftsteller, welche von brasilischen Pflanzen eine specielle Erwähnung thun, sagt, daß sie für die systematische Kenntniß unserer Zeit nur von untergeordnetem Interesse sind, gilt noch mehr von dem, was sie uns von brasilischen Thieren melden. Eine wissenschaftliche Betrachtung der dortigen Thier- wie Pflanzenwelt beginnt erst mit Markgraf, also fast anderthalbhundert Jahre nach der Entdeckung des Landes. Ein deutscher Naturforscher war es, der unter dem Schutze eines deutschen, in den Künsten des Friedens nicht minder, als in denen des Krieges hoch erfahrenen Fürsten, zuerst mit wissenschaftlichem Auge die Fauna Brasiliens zu betrachten begann. Deutsche sind es seitdem hauptsächlich gewesen, die in dem Geiste ihres Vorgängers fortfuhren, durch Reisen, wie durch Studien in den Museen, eine immer vollständigere Kenntniß von der brasilischen Thierwelt zu verbreiten, und so hat Deutschland die Lösung einer Verpflichtung ausgeführt, welche das europaische Mutterland von Brasilien unterlassen hat, und woran die seefahrenden Nationen nur einen geringen Antheil genommen haben.

In ihren Kriegen mit Spanien, das damals auch Portugal sich einverleibt hatte, hatten die Holländer nach und nach der Ferse Amerikas, wie sie genannt wird, sich bemächtigt und durch kühne Waffenthaten zu Wasser und zu Lande in ihrem Besitze sich behauptet. Im Jahre 1637 landete der Fürst Moritz von Nassau als Statthalter der neuer-

*) Ich gebrauche diesen Namen statt der unpassenden Benennungen Mammalogie und Mastodologie.

worbenen Colonien. Sechs Provinzen, Seregippa, Parnambuco, Itamarica, Parrayba, Rio Grande, und Siara, umfaßte das Gebiet, über welches er den Befehl führte. Was unter seinem siebenjährigen Regimente in Brasilien zur Schirmung der niederländischen Herrschaft daselbst geschehen, ist nicht unsers Ortes hier zu berichten; wir haben hier bloß von seinen Verdiensten um die Förderung der Naturwissenschaften zu reden. Auch sind diese Verdienste die dauerhaftesten, die er sich um Amerika erworben, die einzigen, welche sich für alle Zeiten erhalten werden. Die Herrschaft der Niederländer hat bald nach Niederlegung seiner Statthalterschaft ihr Ende erreicht; die von ihm angelegten Festungen, Paläste und Gärten sind meist verfallen und vergessen, aber die Werke Markgraf's und Piso's, die sein großartiger Sinn für die Wissenschaften an den Tag gefördert, sind noch vorhanden und seit fast zwey Jahrhunderten der Gegenstand des eifrigen Studiums der Zoologen und Botaniker geworden.

Während die früheren niederländischen Befehlshaber in Amerika nur mit den Rüstungen zu Schutz und Trutz ihrer Eroberungen sich umgeben hatten, nahm der Prinz Moritz überdieß eine ausgewählte Gesellschaft Gelehrter mit sich. Sie bestand aus dem Astronomen und Naturforscher Markgraf, von Liebstadt bey Meißen gebürtig, dem Prediger Franz Plante, dem Leibarzt Wilhelm Piso und noch einem jungen deutschen Gelehrten, H. Cralitz, der aber bald nach seiner Ankunft in Brasilien starb. Diese Männer führte der Prinz nicht bloß zum Prunke mit sich, sondern sie waren ihm beständige Gesellschafter, deren Arbeiten er nach Kräften, mitten unter dem Getümmel eines mit großer Wuth geführten Krieges, unterstützte. In seinem Lustschloße Freiburg legte er auf eigne Kosten einen Garten an, in welchem er die einheimischen Pflanzen und Thiere zusammen bringen ließ, damit sie im lebenden Zustande beobachtet, beschrieben und gezeichnet werden konnten. Und nicht bloß aus Brasilien ließ er sammeln, was ihm interessant däuchte, sondern selbst aus Kongo und Chili wußte er sich merkwürdige Naturgegenstände zu verschaffen. Ueberdieß wurde für Markgraf ein eigenes astronomisches Observatorium erbaut. Als der Prinz aus Amerika zurückkehrte, hat er, wie Caspar Barlaeus berichtet, „allerhand in den Niederlanden ungewöhnliche und seltsame Dinge, als die Felle und Häute mancherley vierfüssiger Thiere, Fische, Vögel, die er in die Kammer der Anatomie der Universität zu Leyden verehret, auch sonsten viel von der Barbaren gewöhnlichem Hausrath, Kriegswaffen und dergleichen Sachen, die in seinem Palast im Haag in Holland noch zu sehen seynd, mitgenommen.“ Noch im Jahre 1815 konnte Lichtenstein mit Recht sagen, der Prinz hätte die reichste Naturalien-Sammlung zurückgebracht, die je in einem einzigen Transporte nach Europa gekommen sey.

Markgraf erlebte nicht mehr die Publication seiner in Brasilien abgefaßten Manuscripte. Nach Rückkehr des Prinzen hatte er sich nach Guinea begeben, um dort seine astronomischen Beobachtungen fortzusetzen; aber das einheimische Fieber machte seinem Leben bald ein Ende, im 34. Jahre seines Alters. Dieß Ereigniß hatte sehr nachtheilige Folgen für die Bekanntmachung seiner Arbeiten. Zwar sorgte der edle Fürst Moritz sogleich dafür, die Manuscripte dem Druck zu übergeben, und übertrug die Ausführung für die astronomische Abtheilung dem berühmten Golius in Leyden, die für die naturhistorische seinem Leibarzte und Reisegefährten Piso; aber von der erstern ist seitdem nichts weiter gehört worden; letztere hat erst nach Beseitigung mancher Schwierigkeiten das Tageslicht erblickt. Piso überließ sie dem gelehrten Johannes de Laet, der im Jahre 1648 die Herausgabe unter dem Titel: Historia naturalis Brasiliae zu Stande brachte. Vorausgeschickt sind dieser Piso's medizinische Abhandlungen in 4 Büchern, dann folgen Markgraf's naturhistorische Arbeiten, und zwar 3 Bücher von den Pflanzen, 4 von den Thieren und eines von dem Lande und seinen Bewohnern. Das Ganze ist mit Holzschnitten erläutert, nach vortrefflichen Gemälden, welche der Prinz hatte anfertigen lassen, und die noch jetzt in der k. Bibliothek zu Berlin vorhanden sind. Piso war mit dieser Ausgabe nicht ganz einverstanden, und gab zehn Jahre später selbst ein eigenes Werk heraus unter dem Titel: De Indiae utriusque re naturali et medica, das jedoch in zoologischer Beziehung mit der Markgraf'schen

Arbeit sich nicht messen kann, da es die meisten Abbildungen und Beschreibungen der Thiere weggelassen hat.

Markgraf's Werk war von nun an die Hauptquelle, aus der bis gegen den Ablauf des vorigen Jahrhunderts alle systematischen Zoologen ihre Kenntniß von den brasilischen Thieren schöpfen mußten. Denn nachdem 1648 durch einen Aufstand die Holländer aus Brasilien größtentheils vertrieben und 1669 die letzten Festungen von ihnen geräumt waren, wurde von der portugiesischen Regierung eine hermetische Sperre über das ganze Land angeordnet und durchgeführt. So wenig als man von nun an von dem politischen und industriellen Zustande Brasiliens etwas im Auslande zu hören bekam, eben so wenig erfuhr man etwas Neues von seiner Thierwelt. Die Naturproducte der reichen Colonie hatten für die Portugiesen nur in so weit einen Werth, als das pecuniäre Interesse hieraus einen Vortheil ziehen konnte; eine wissenschaftliche Betrachtung fand hieneben keinen Platz.

Hieraus erklärt sich die große Bedeutsamkeit, die Markgraf's und nebenben Piso's Werke erhielten, und Ray, Brisson, Linné und Buffon waren bezüglich der brasilischen Thiere fast einzig und allein auf jene Arbeiten verwiesen. Zum Glück hatte Markgrafs Naturgeschichte einen innern Werth, der die Mühe belohnte, welche seine Erklärer sich gaben. Ohne Uebertreibung darf man behaupten, daß seit Aristoteles Zeiten bis zum Erscheinen der Historia naturalis Brasiliae kein zoologisches Werk aufgewiesen werden kann, das an Genauigkeit und Treue der Beobachtung, so wie an wissenschaftlichem Sinne mit dem Markgraf'schen sich messen könnte, und es geht in dieser Beziehung selbst der sonst trefflichen Naturgeschichte Merikos von Hernandez voran. In neuerer Zeit haben Markgraf und Piso an Lichtenstein einen seiner großen Vorgänger würdigen Commentator gefunden. *) In der glücklichen Lage, die von dem Prinzen Moriz in der Berliner Bibliothek aufbewahrten zahlreichen und mit großer künstlerischer Vollendung ausgeführten Thierabbildungen vergleichen zu können, überdieß durch des Grafen Hoffmansegg's Sendungen brasilischer Thiere zu der damals (im Jahre 1815) noch sehr seltenen Gelegenheit gelangt, die Beschreibungen von Markgraf und Piso zum großen Theile mit der Natur vergleichen zu können, hat Lichtenstein einen schätzbaren Commentar zu diesen klassischen Arbeiten geliefert.

Ueber ein Jahrhundert lang verblieb Portugal in träger Ruhe, aus der zuerst Pombal die Schlafenden zu wecken begann. Zunächst war es die Botanik, die wie in Spanien der Gunst der Regierung sich zu erfreuen anfieng. Bald aber auch erhielt die Zoologie ihren Antheil. Alexander Rodriguez Ferreira, von dem unser geehrter Hr. Collega in seinem angeführten Werke rühmt, daß er der gelehrteste und thätigste Naturforscher portugiesischer Nation war, welcher jemals Brasilien durchreist und erforscht hat, wurde im Jahre 1783 abgesendet, um naturhistorische Untersuchungen und Sammlungen in den Provinzen Pará, Rio Negro und Mato Grosso zu machen. Nach fast zehnjährigem Aufenthalte in Brasilien kehrte Ferreira mit einer reichen Ausbeute an zoologischen und andern Merkwürdigkeiten nach Lissabon zurück. Aber leider fand der fleißige Naturforscher daselbst keinen Prinz Moriz, der die Kosten der Publication seiner Manuscripte übernommen hätte. In tiefer Melancholie starb Ferreira im Jahre 1815 als Aufseher des Naturalienkabinets und des botanischen Gartens zu Belem bey Lissabon. Es ist in Portugal wie in Spanien einigemale vorgekommen, daß naturhistorische Expeditionen mit ungeheurem Kostenaufwande ausgeführt wurden und am Schlusse derselben die verhältnißmäßig geringen Kosten zur Publication der gewonnenen Resultate nicht erlangt werden konnten. Von Ferreira würde man im übrigen Europa wohl nicht einmal den Namen erfahren haben, wenn uns nicht Herr von Martius eine kurze Notiz von diesem Märtyrer in unserer Wissenschaft mitgetheilt hätte.

Es ist mir aus dem Verlaufe des gegenwärtigen Jahrhunderts keine irgend namhafte zoologische

*) Der Titel heißt: Die Werke von Marcgrave und Piso über die Naturgeschichte Brasiliens erläutert aus den wieder aufgefundenen Originalzeichnungen. Von Herrn Lichtenstein (Abhandl. der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin aus den Jahren 1814 — 1815. S. 201 u. f.)

Arbeit, welche von Portugiesen gefertigt worden wäre, bekannt geworden. Auch das Naturalienkabinet zu Lissabon würde zur Förderung der Zoologie keinen Beytrag geliefert haben, wenn nicht Geoffroy St. Hilaire — in Folge der französischen Occupation von Lissabon unter Junot (1807), wobey ein Theil der dortigen Sammlungen nach Paris geschleppt wurde — Gelegenheit gefunden hätte dasselbe auszubeuten. Die Corografia brazilica, welche 1817 in Brasilien erschien *) und auch auf die einheimischen Thiere Rücksicht nimmt, ist in zoologischer Beziehung von keinem wissenschaftlichen Werthe. Zur Kenntniß der brasilischen Thierwelt haben demnach die Portugiesen bisher nichts, was einer Erwähnung werth wäre, beygetragen und ihren Schuldtheil hieran haben sie noch abzulösen.

Während aber Brasilien in erwähnter Weise den zoologischen Forschungen sich abgesperrt hatte, nahmen solche seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in den um selbiges herumliegenden Ländern einen erfreulichen Anfang und Fortgang. Zunächst war es das französische und holländische Guiana, von deren Fauna uns Nachrichten zukamen **), und woher namentlich Buffon reiche Beyträge für seine Naturgeschichte erhielt; auch Vosmaer und Allamand giengen nicht leer aus, indem abermals ein Nassauer, der Prinz von Oranien es war, der im Haag einen großen Thiergarten, zum Vergnügen wie zum Studium bestimmt, angelegt hatte. Die genauere Bekanntschaft mit den Thieren dieser zunächst an Brasilien angränzenden Länder diente zur Erklärung der Angaben von Markgraf, wie zu deren weiteren Ergänzung. Den wichtigsten Beytrag von dieser Seite lieferte unser großer Landsmann, Alexander von Humboldt, *) der 1799 Europa verlassend von spanisch Guiana und Neu Granada aus zur nordwestlichen Spitze von Brasilien vordrang und um die Kenntniß der hier heimischen Affen und Raubthiere insbesondere sich hochverdient gemacht hat.

In dem entfernter liegenden Chili hatte Molina**) sich dem Studium der dortigen Thiere zugewendet, ohne übrigens etwas Ausgezeichnetes zu leisten. Bey der Unbestimmtheit seiner Beschreibungen meinten die damaligen Zoologen einen guten Theil seiner Arten in Brasilien wieder zu finden, was freylich genauere Untersuchungen jetzt hinlänglich als irrig erwiesen haben.

Ein ungleich größeres Verdienst um die Zoologie erwarb sich der spanische Genie-Offizier, Don Felix de Azara. ***)

*) Der vollständige Titel heißt: Corografia brazilica ou relaçam historico-geografica do Reino do Brazil, composta por hum Presbitero secular do gram Priorado do Crato (Padre Man. Ayres de Cazal). Rio de Janeiro. 1817. 2 Bd. 4.

**) Besondere Arbeiten hierüber sind: 1) Essai sur l'histoire de la France équinoxiale par P. Barrère. Par 1749. 12. — 2) (Bancroft) an essay on the natural history of Guiana in South-America, in several letters from a gentleman of the medical faculty. Lond. 1769. 8. — Die neuesten Mittheilungen sind von Waterton und Schomburg.

*) Recueil d'observations de Zoologie et d'Anatomie comparée par M. A. de Humboldt. Par 1811. 4.

**) Saggio sulla storia naturale del Chili. Bologn. 1782. 8.

***) Essai sur l'histoire naturelle des quadrupèdes de la province de Paraguay, par Don Felix d'Azara, traduits sur le manuscrit inédit de l'auteur par Moreau St. Méry. Par 1801. 2 Thle. Das Original erschien späterhin in spanischer Sprache und zeigt öfters beträchtliche Abweichungen von der französischen Uebersetzung. Die Naturgeschichte der Vögel von Paraguay und von La-Plata erschien in spanischer Sprache. Eine Uebersetzung findet sich als Zugabe zu folgendem Werke: Voyages dans l'Amérique méridionale par Don F. de Azara, depuis 1781 jusqu'en 1801, publiés d'après les manuscrits de l'auteur par O. A. Walkenaer; suivis de l'hist. nat. des oiseaux du Paraguay et de la Plata, par le même auteur, traduite d'après l'original espagnol et augmentée d'un grand nombre de notes; par M. Sonnini. Par. 1809. 4. Thle.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 10.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Januar.

Nro. 10. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

IV. Herr Akademiker Dr. A. Wagner berichtete: Ueber eine beabsichtigte neue Bearbeitung der Säugthier-Fauna Brasiliens und über die bisher erschienenen wissenschaftlichen Leistungen auf diesem Gebiete.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1781 von seiner Regierung als Commissär zur Berichtigung der Grenze von Brasilien und der spanischen Colonien nach Amerika geschickt, hielt er sich zwanzig Jahre in dem ehemaligen Vicekönigreiche Buenos-Ayres auf, und bereiste hauptsächlich die an Brasilien grenzenden Provinzen, Banda-Oriental, Entre-Rios und Paraguay. Ohne systematische Kenntnisse in der Zoologie zu besitzen, lieferte gleichwohl Azara sehr getreue Schilderungen von den Säugthieren und Vögeln nach ihrer äußeren Beschaffenheit, sowie nach ihrer Lebensweise, und in dieser Beziehung werden seine Werke fortwährend Hauptquellen zur Kenntniß der südamerikanischen warmblütigen Wirbelthiere bleiben. Mit ungleich besserem Rechte als es bezüglich auf Molina der Fall war, durfte man die von Azara beschriebenen Thiere auch für Brasilien in Anspruch nehmen, da Paraguay unter gleichen Breitegraden mit dem südlichen Theile dieses Landes liegt. Sonach war mittelbar ein sehr wichtiger Beytrag zur Kenntniß der brasilischen Thiere gewonnen worden, als es sich hier zunächst um die südliche, bisher ganz unbekannte Fauna Brasiliens handelte, indem durch Markgraf und Piso nur der nordöstliche Theil des Landes in Untersuchung genommen werden konnte.

Um nicht den Zusammenhang zu sehr zu unterbrechen, schließe ich an Azara's Arbeit über Paraguay gleich die seines weit späteren Nachfolgers, Rengger an *). Aus Baden im Aargau gebürtig hatte dieser mit eben so viel Fleiß als Talent dem Studium der Zoologie sich zugewendet. Am 1. July 1818 langte er in Buenos-Ayres an, und begab sich bald darauf nach Paraguay. Der Eintritt in dieses Land ward ihm zwar nicht verwehrt, wohl aber der Austritt. Doktor Francia herrschte hier mit despotischer Gewalt als Dictator und verweigerte 6 volle Jahre hindurch dem Reisenden die Erlaubniß zur Rückkehr. Zwar durfte Rengger mit Genehmigung des Dictators im Lande herumreisen, aber die Grenzen konnte er nicht überschreiten; mit der ganzen Bevölkerung von Paraguay ward er gefangen gehalten. Als er endlich die Erlaubniß zur Abreise erlangte, wurden ihm nur zwey Stunden Zeit zur Ordnung seiner Geschäfte vergönnt. Da konnte freylich von den angelegten Sammlungen nicht mehr als das Allernothwendigste mitgenommen werden; der größere Theil mußte fremden Händen zur Nachsendung übergeben werden. Aber von dem Zurückgelassenen bekam Rengger nie mehr etwas zu hören und zu sehen, und so brachte ihn die Laune

*) Naturgeschichte der Säugthiere von Paraguay. Basel 1830. 8. — Ferner: Reise nach Paraguay in den Jahren 1818 bis 1820 von Dr. J. R. Rengger. Aus des Verfassers handschriftlichem Nachlasse herausgegeb. von A. Rengger. Aarau 1835. 8.

eines Despoten um den größten Theil seiner Sammlungen. Trotz dieses empfindlichen Verlustes hatte Rengger dennoch so viel Material übrig, um eine Naturgeschichte der paraguay'schen Säugthiere im Drucke herauszugeben. Ein Werk von mäßigem Umfange, aber von desto größerem innerem Gehalte. Mit Azara's Beobachtungsgabe verband Rengger eine Kenntniß der Anatomie und der systematischen Zoologie, die jenem ganz abgieng, und wodurch er die Mängel seines Vorgängers ergänzen konnte. Seine Arbeit hat hiedurch einen weit höheren Werth sich erworben, und eine systematische Darstellung der Fauna Brasiliens wird immer auf sie recurriren müssen.

Nachdem in solcher Weise Brasilien von den Zoologen auf den verschiedensten Punkten seiner Landgrenze in die Seiten genommen war, konnte es endlich ihrem immer lebhafter werdenden Andringen nicht länger widerstehen und mußte nach einer anderthalbhundertjährigen Sperre dem Auslande seine Thore öffnen. Ein Deutscher war es, der zuerst vortrat. Graf Hoffmannsegg, der vor dem Einfall der Franzosen in Portugal längere Zeit in diesem Lande sich aufgehalten hatte, erlangte, als ganz besondere Vergünstigung von Seite der Regierung, die Erlaubniß, seinen Diener Sieber nach Brasilien senden zu dürfen, um daselbst für ihn zu sammeln. Mit Fleiß und Geschick führte dieser seinen Auftrag aus, indem er in der Umgegend von Parà hauptsächlich Insekten, nebstdem auch andere Thiere und Pflanzen sammelte. Die zoologische Ausbeute überließ Graf Hoffmannsegg *) zum größten Theile dem Berliner Museum, und sie kam nachher Lichtenstein bey Ausarbeitung seines Commentars trefflich zu Statten.

Mittlerweile war Junot in Portugal eingefallen und der Hof hatte sich nach Rio Janeiro geflüchtet und blieb daselbst, auch nachdem die Franzosen vertrieben worden waren. Von nun an war Brasilien allen befreundeten Nationen geöffnet; indeß die bald darauf eingetretene Continentalsperre hinderte mehrere Jahre hievon Gebrauch zu machen. Sobald sie gelöset war, kamen die Naturforscher zur Erforschung des merkwürdigen Landes herbey. Wie ein deutscher Fürst des Rheines es war, dem wir die erste Kenntniß der Naturgeschichte Brasiliens verdanken, so war es auch dießmal wieder ein rheinischer Fürst, der hier von Neuem Bahn brach. Prinz Maximilian von Neuwied, begeistert von dem Studium der Naturwissenschaften, führte die erste zoologische Reise durch Brasilien aus. Am 16. July 1815 traf er bereits in Rio Janeiro ein, und durchwanderte von hier aus den Küstenstrich bis nach Bahia, in solcher Weise beynahe die Südgränze erreichend, bis zu welcher einst Fürst Moritz seine naturhistorischen Untersuchungen hatte ausdehnen können. Zwey Jahre verweilte der Prinz in Brasilien; am 10. May 1817 trat er von Bahia aus die Rückkehr nach Europa an. So fruchtbar für die Zoologie wie diese, war freylich keine der früheren Reisen nach Amerika gewesen. Außer der Reisebeschreibung *) legte der Prinz die Früchte seiner Reise in 4 Bänden **) vor. Der erste behandelt die Amphibien, der zweyte die Säugthiere, der dritte und vierte die Vögel; ein Atlas in Folio enthält Abbildungen von Thieren aus diesen drey Classen. In all diesen Abtheilungen zeigt sich der erlauchte Verfasser als ein gründlicher Kenner der Zoologie und als ein genauer und umsichtiger Beobachter. Seine Werke sind für alle Zeiten eines der Fundamente zur Kenntniß der brasilischen Fauna.

Mit dem Prinzen machten einen Theil der Reise Freyreiß aus Frankfurt und Sellow aus Potsdam. Beyde, in untergeordneten Verhältnissen lebend, waren schon früher in Brasilien angekommen und blieben auch nach der Abreise des Prinzen daselbst; sie zeichneten sich als eifrige und unverdrossene Sammler aus, die vorzugsweise mit Botanik sich befaßten. Sellow, von der preußischen

*) Von ihm selbst rührt her eine „Beschreibung vier affenartiger Thiere aus Brasilien," im Magaz. d. Gesellschaft naturforsch. Freunde zu Berlin. 1807. S. 83.

*) Reise nach Brasilien in den Jahren 1815—1817, von Maximilian, Prinzen von Neuwied. Frkft. 2 Bde. 1820.

**) Sie führen den Titel: Beyträge zur Naturgeschichte von Brasilien. 4 Bde. Weimar von 1825 — 1833.

Regierung späterhin unterstützt, war 1819 auch der Begleiter des damals in Rio accreditirten Legationsrathes von Olfers, der gleichfalls als trefflicher Naturforscher sich bekannt gemacht hat *), und unternahm dann selbstständig noch weitere Reisen, welche dem zoologischen Museum in Berlin manche schöne Acquisition eintrug. In ähnlicher Weise erlangte auch die zoologische Sammlung des pariser Pflanzengartens manche Bereicherung durch die Reise des berühmten Botanikers August de St. Hilaire, welcher von 1816 bis 1822 in Brasilien sich aufhielt.

Zu eben der Zeit, als der Prinz von Neuwied Brasilien verließ, traf daselbst die große naturhistorische Expedition ein, welche von Oesterreich und Bayern bey Gelegenheit der Vermählung der Erzherzogin Leopoldine mit dem Kronprinzen Don Pedro, nachmaligem Kaiser von Brasilien, ausgerüstet worden war. Es wäre überflüssig, wenn ich in dieser Versammlung die Resultate, welche in Bezug auf die brasilische Fauna durch die bayerischen Reisenden gewonnen wurden, umständlich schildern wollte; sie sind uns Allen bekannt. Ich erlaube mir nur, in Kürze zu erinnern, daß sie ihren dreyjährigen Aufenthalt in Brasilien (vom 14. July 1817 bis 14. Juny 1820) dazu benützten, um das Land nach seinen beyden größten Dimensionen zu durchschneiden, nämlich von Ypanema, (südwärts vom Wendekreise des Steinbocks) aus nordwärts über Bahia bis nach Pará unter dem Aequator, und von da aus westwärts auf dem Amazonenstrome bis an die äußerste Westgränze von Brasilien. Nach glücklicher Zurückkunft unserer Reisenden machte sich Dr. von Spix, dem die zoologische Partie zugewiesen war, außer seiner Theilnahme an der Reisebeschreibung, an die Abfassung der Fauna brasiliensis, die er zugleich in fünf Classen angriff, wobey er bezüglich der Amphibien von Wagler unterstützt wurde. Ein frühzeitiger Tod erlaubte ihm nicht die Vollendung dieser Arbeit; Agassiz, Perty und ich führten sie zum Schlusse.

Länger verweilte die österreichische Expedition in Brasilien. Zwar traten die Botaniker ebenfalls frühzeitig ab — Mikan schon nach einem Jahre, und Pohl beendete seine Reise ins Innere mit Ablauf von 1821 — aber desto länger hielt der für die Zoologie bestimmte Custos-Adjunct Hr. Johann Natterer, nämlich vom Jahre 1817 bis 1835, also nicht weniger als 18 Jahre aus. In diesem Zeitraume durchwanderte er fast die ganze Länge von Brasilien, mit einziger Ausnahme der südlichsten Provinz, Rio grande do Sul. Von Paranagua und Curitiba an der Gränze dieser Provinz erstreckt sich seine Reiselinie nordwärts über Ypanema, wie über die ganze Umgegend von Rio Janeiro, durch die Kapitanie von St. Paulo und Goyaz, von wo er dann westwärts über Cuyaba und Caissara nach der an der Gränze gegen Bolivien liegenden Cidade de Matto Grosso sich wandte, um dann wieder nordwärts auf dem Guapore und Rio Madeiro dem Amazonenstrome zuzuschiffen. An diesem angelangt setzte er seine Reise am Rio Negro aufwärts fort bis nach St. Joze de Marabitanos, dem äußersten Gränzorte der Provinz Rio Negro und bereits jenseits des Aequators liegend. Von hier an stellte er Ausflüge nach San Carlos bis zum Fluß Cassiquiare (in der ehemals spanischen Provinz Venezuela) an, und war demnach nicht weit mehr vom Orinoko entfernt. Westwärts drang er auf Nebenarmen des Rio Negro an die Gränzen gegen Columbien vor. *)

Vergleicht man diese Reiselinie mit der von unsern Reisenden, vom Prinzen von Neuwied und Markgraf beschriebenen, so weicht sie von dieser dadurch ab, daß sie sich mehr westlich hält und namentlich von Goyaz aus bis gegen die Einmündung des Rio Madeiro in den Amazonenstrom, wo sie die von unsern Reisenden eingehaltene Route schneidet, durch Gegenden sich hinzieht, die von den

*) Von ihm rühren unter andern her: „Bemerkungen zu Illiger's Ueberblick der Saugthiere, nach ihrer Vertheilung über die Welttheile rücksichtlich der südamerikanischen Arten (in Eschwege's Journal von Brasilien, oder der neuen Biblioth. der Reisebeschr. 15. Bd. 1818. S. 192).

*) Ein kurzer Ueberblick dieser Reise, jedoch nur bis zum April 1832 sich erstreckend, findet sich, begleitet von einer kleinen Karte, in der Isis. 1837. S. 546.

vorhin genannten Zoologen nicht durchsucht worden sind.

Ungeheuer war die Ausbeute, welche der unverdrossene Eifer Johann Natterers erlangte. An zoologischen Gegenständen waren bis zum April 1832, wo die Reise noch nicht ganz abgeschlossen war, folgende zusammen gebracht: *)

Säugthiere	781	Exemplare.
Vögel	7671	„
Amphibien	898	„
Fische	887	„
Insekten	32,136	„
Krustazeen	276	„
Conchylien	801	„
Weich- und Strahlthiere	73	„
Eingeweidewürmer	1229	„
Praeparate	36	„
Schädel	192	„
Eyer	105	„

Der Werth dieser Sammlung besteht nicht bloß in der großen Anzahl von Gegenständen und ihrer guten Erhaltung, sondern der wissenschaftliche Forscher wird außerdem ein großes Gewicht darauf legen, daß der österreichische Reisende Zeit hatte, an allen Hauptpunkten lange zu verweilen, und von jedem das Hauptsächlichste seiner Fauna zusammen zu bringen. Welchen Werth dieß für die Bestimmung der Arten und ihrer geographischen Verbreitung hat, davon wird bald nachher noch die Rede seyn.

Der Wissenschaft ist bisher von dieser reichen Ausbeute noch wenig zu Gute gekommen. Die prachtvoll begonnenen Unternehmungen von Prof. Mikan **) und Hofrath von Schreibers ***) sind leider nicht fortgesetzt worden, können auch ohne Unterstützung der k. k. Regierung es nicht werden. Mehrere Abhandlungen in den Annalen des Wiener Museums haben ebenfalls brasilische Thiere zum Gegenstande gehabt †), allein diese ausgezeichnete naturhistorische Zeitschrift hat, wie alle, die nicht aus Staatsmitteln Unterstützung genießen, sich nicht forterhalten können.

Die Vermählung des Don Pedro mit der Prinzessin Amalie von Leuchtenberg gab dem Herzog August von Leuchtenberg, der eine große Liebe zu den Naturwissenschaften hegte, Veranlassung zu einer Reise nach Brasilien. Eine Folge hievon war die Anlegung einer zoologischen Sammlung in Eichstädt, welche ausgezeichnete Gegenstände enthält.

Auch die russische Regierung rüstete eine Untersuchungsreise durch Brasilien aus, welche von Langsdorff geführt wurde und der als Zoolog Menetries beygegeben war. Ueber Cuyaba gieng sie nach Matto Grosso und den Rio Madeiro hinab an den Amazonenstrom, verfolgte also hier im Ganzen die Richtung von Johann Natterer, wandte sich dann aber den Amazonenfluß abwärts nach Para. Eine Beschreibung dieser Reise ist nicht erschienen, überhaupt nichts Näheres über sie bekannt geworden.

Von zoologischen Arbeiten, welche mit Hülfe der hier gemachten Sammlungen publicirt wurden, weiß ich aus dem Bereich der Wirbelthier-Classen nur zwey Abhandlungen von Brandt *) und Menetries **) zu citiren.

(Schluß folgt.)

---

*) Vergl. die Isis a. a. O.

**) Delectus Florae et Faunae brasiliensis. 4 Hfte.

***) Collectanea ad faunam Brasiliae. 1 Heft.

†) Die hieher gehörigen Abhandlungen finden sich im zweyten Bande genannter Zeitschrift, nämlich 1) Ueber Lepidosiren paradoxa von Joh. Natterer. 2) Lepidopt. Brasil. species novae, von Kollar. 3) Beytr. zur Kenntniß der südamerikanischen Alligatoren, von Fitzinger und Natterer. 4) Natterer's neue Flußfische von Heckel.

*) Mammalium rodentium exoticorum novorum vel minus rite cognitorum Musei academici zoologici descriptiones et icones. (In den Mém. de l'Acad. imp. des sc. de St. Petersb. 1835. Sc. nat. I. p. 21.)

**) Monographie de la famille des Myiotherinae où sont décrites les espèces qui ornent le Musée de l'Acad. imp. des sciences. (Ebendaselbst S. 443.)

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 11.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Januar.

Nro. 11. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

IV. Herr Akademiker Dr. A. Wagner berichtete: Ueber eine beabsichtigte neue Bearbeitung der Säugthier-Fauna Brasiliens und über die bisher erschienenen wissenschaftlichen Leistungen auf diesem Gebiete.

(Schluß.)

Zum Schlusse habe ich nach diesen, auf Staatskosten ausgeführten Expeditionen noch einiger anderer zu gedenken, welche auf Privatkosten unternommen und zum Theil wenig bekannt geworden sind.

Swainson *), ein damals noch ganz unbekannter junger Mann, war mit Koster, der schon einmal in Brasilien gewesen war und Travels in Brazil herausgegeben hatte, im Jahre 1817 nach Pernambuco gekommen, hatte sich dann nach Olinda, Bahia und Rio Janeiro gewendet, wo er mit Langsdorff und den österreichischen Naturforschern zusammen traf, und mit ersterem mehrere Excursionen machte. Zufrieden mit der gewonnenen zoologischen Ausbeute kehrte er nach England zurück und wurde von nun an einer der fruchtbarsten Schriftsteller. Als Autodidakt, der erst in reiferen Jahren dem Studium der Zoologie sich in einigen ihrer Fächer mit Ernst zugewandt und überdieß in der bildlichen Darstellung ihrer Objecte es bald zu einer großen Fertigkeit gebracht hatte, auch mit Geist und Gewandtheit einen Gegenstand zu behandeln wußte, traute er sich freylich mehr zu, als er zu leisten vermochte und lieferte daher Arbeiten von sehr ungleichem Werthe. Am besten sind seine ornithologischen Leistungen, am schwächsten seine therologischen und ichthyologischen. Von seiner brasilischen Reise erschien nichts weiter als ein kurzer Abriß in Jameson's Edinburgh philosoph. Journal. Seine in Brasilien gesammelten zoologischen Schätze benützte er zur Herausgabe seiner Zoological Illustrations und Exotic Conchology; außerdem gab er noch vortreffliche Abbildungen von brasilischen Vögeln *) heraus.

Noch weniger als von Swainson's brasilischer Reise ist von der von Burchell in Erfahrung gebracht worden; sie hat auch gar keine Früchte für die Naturwissenschaften getragen. Burchell, der durch seine Reisen in Südafrika einen guten Namen sich erworben, begab sich später ins tropische Amerika, wo er sieben Jahre umher reiste. Aus den Provinzen von Minas, Gonaz und Mato Grosso soll er große Sammlungen nach England gebracht haben, die aber, wie Swainson **) berichtet, uneröffnet in den Kisten verschlossen liegen und auch wohl nicht eher als nach dem Tode ihres Besitzers an das Tageslicht kommen werden. Wie es scheint, hat Verstimmung darüber, daß er bey seiner Regierung weder Anerkennung noch Unterstützung gefunden hat, ihn zu diesem seltsamen Verfahren ver-

*) Obige Notizen sind aus seiner Taxidermy with the Bibliography of Zoologists and Notices of their Works in (Lardner's Cabinet Cyclopaedia) entlehnt.

*) Ornithological Drawings; the Birds of Brazil. Lond. 1834. — 1841. 6 Thle. 8.

**) Taxidermy. p. 383.

leitet, durch welches am Ende Burchell doch Niemand einen größern Schaden als sich selbst zufügte.

Zuletzt erwähne ich des neuesten mir bekannten Reisenden, der auch gegenwärtig noch in Brasilien verweilt und der aus dem Bereiche der dortigen Fauna Resultate zu Tage gefördert hat, die mit Recht das höchste Interesse erregt haben. Es ist dieß Lund *), der seine besondere Aufmerksamkeit den in den brasilischen Knochenhöhlen vorkommenden fossilen Thieren zugewendet und eine große Anzahl Arten derselben aufgefunden hat. Das Vorkommen solcher urweltlichen Knochenüberreste ist allerdings schon von den bayerischen Reisenden dargethan worden; aber die Auffindung einer solchen Menge von Arten und ihre sorgfältige Bestimmung ist ganz das Verdienst von Lund. Der Theil Brasiliens, in welchem die von diesem thätigen Naturforscher seit mehreren Jahren untersuchten Knochenhöhlen beysammen sich finden, liegt zwischen den Flüssen Rio das Velhas und Rio de Paraopeba. Nach seinen neuesten Mittheilungen **) hat er bis jetzt 111 Arten urweltlicher Säugethiere aufgefunden, während die lebenden derselben Gegend nur auf 89 Arten sich belaufen, von ausgestorbenen Vögeln hat er 33 Arten entdeckt. Seit Cuviers ersten paläontologischen Arbeiten hat die Fauna der antediluvianischen warmblütigen Wirbelthiere keine so ansehnliche Bereicherung erhalten, als sie ihr hiermit durch Lund aus Brasilien zugekommen ist. Auch auf die lebenden Thiere hat er seine Aufmerksamkeit gerichtet und von mehreren Arten von Säugthieren einstweilen einige Notizen gegeben.

In diesem kurzen Abriße habe ich die Hülfsmittel nachgewiesen, welche gegenwärtig für eine Bearbeitung der Fauna brasiliensis vorliegen. Indem ich mich mit Herrn Kustos-Adjunct Johann Natterer zur Bearbeitung der brasilischen Säugthiere vereinigt habe, welche den ersten Band der von den österreichischen Zoologen beabsichtigten Fauna brasiliensis ausmachen soll, sind die von den beyden bedeutendsten Expeditionen erworbenen Materialien zu einem und demselben literarischen Zwecke verfügbar geworden. Und obwohl die Wiener-Sammlung, wegen der längeren Zeit, die ihrer Expedition vergönnt war, einen ungleich größeren Reichthum an Material zusammenbrachte, als wir besitzen, so haben wir doch einmal die frühere Publikation voraus und es müssen daher alle späteren Arbeiten mit den unsrigen verglichen werden, dann aber auch haben unsere Reisenden zum großen Theile Gegenden durchwandert, welche von den österreichischen nicht besucht wurden, und wir besitzen daher Arten und Varietäten, die dem Wiener Museum abgehen. Bey gemeinsamer Bearbeitung wird aber das in zwey Sammlungen getrennte Material gleichmäßig benutzbar.

Man könnte nun aber fragen, ob nach den vielen Arbeiten, die bereits über die Naturgeschichte der brasilischen Säugthiere — denn von diesen allein handelt es sich gegenwärtig — vorliegen, ob wohl so viel Neues noch aufgebracht werden dürfte, um ein selbstständiges Werk hierüber erscheinen zu lassen. Ich gestehe allerdings, daß ich vor Besichtigung der Wiener-Sammlung über diesen Punct selbst in Zweifel war. Ganz anders gestaltete sich aber mein Urtheil, als ich mich im heurigen Herbste vier Wochen lang in Wien mit der Musterung der von der brasilischen Expedition zurückgebrachten Exemplare von Säugethieren befaßte. Nicht bloß fand ich darunter ungleich mehr neue Arten als ich je erwartet hatte, sondern was mich, der ich in meiner Fortsetzung des Schreber'schen Werkes bereits einen guten Theil der brasilischen Mammalien bearbeitet hatte, fast noch mehr erfreute, ich kam zur Ueberzeugung, daß mit Beyziehung dieser Sammlung die bisherige Confusion in der Arten-Bestimmung, namentlich der Quadrumanen, entwirrt werden könnte. Alle andern Reisenden, die bisher Brasilien in zoologischer Beziehung durchwandert hatten, konnten nirgends sich lange aufhalten; sie mußten in kurzer Zeit große Distanzen zurücklegen und konnten daher nur mitnehmen, was ihnen am Wege entgegen kam. Johann Natterer dagegen hatte und nahm sich die Zeit, an allen Hauptpunkten Monate lang und zu verschiedenen Jahreszeiten zu verweilen, wodurch er Gelegenheit fand die ganze

*) Det K. Danske Videnskabernes Selskabs naturvidenskabelige og mathematiske Afhandlinger. Vol. VIII. Kjöbenhavn. 1841, worin Lund's ausführliche, von 27 Tafeln Abbildungen begleitete Abhandlung enthalten ist.

**) Oversigt over det K. Danske Vedenskabernes Selskabs Forhandlinger i Aaret 1841. Af Oersted. S. 16.

Umgegend einer solcher Station abzustreifen und den größten Theil der Arten von ihrer Thierbevölkerung, und zwar in einer gehörigen Anzahl von Exemplaren, zusammen zu bringen. Hierdurch wird aber ein doppelter Vortheil gewonnen. Erstlich kann nur auf diese Weise ermittelt werden, ob irgend eine bisher bloß in einem oder dem andern vereinzelnten Individuum gekannte Form, deren Heimath öfters nicht einmal anzugeben ist, als eine accidentelle oder lokale Abweichung von einem specifischen Typus, oder als Repräsentant einer eigenthümlichen Art anzusehen ist oder nicht. Sobald eine solche Form in der nämlichen Lokalität als allgemein verbreitet nachgewiesen werden kann, so ist hiermit auch dargethan, daß sie nicht eine unwesentliche Spielart, sondern eine typische Form, sey es als Art, oder als constante Varietät, ausmacht. Dann kann aber auch nur auf diese Weise etwas Sicheres über die geographische Verbreitung der Arten festgesetzt werden, zumal als bisher von einem nicht geringen Theil derselben der specielle Wohnort nicht bekannt, häufig nur im Allgemeinen die unbestimmte Angabe: Brasilien, beigefügt war. Keine andere Sammlung aber als die Wiener hat ein so reichhaltiges Material beysammen, um den Wahn zu widerlegen, als ob vom Süden bis zum Norden und vom Osten bis zum Westen dieses ungeheuern Landstriches, der über 30 Langen- und Breitegrade hinausreicht und einen Flächenraum von mehr als 140,000 Quadratmeilen einnimmt, dieselben Säugthier-Arten durchgängig zu finden wären. In dieser Beziehung ist auch von großem Werthe, daß jedem einzelnen Exemplare dieser zahlreichen Collection eine Etikette mit Angabe des Fundortes, des Tages und Jahres der Acquisition und des Geschlechtes angeheftet ist.

So wäre denn Material zur Ausarbeitung einer Fauna Mammalium brasiliensium genug vorhanden, um etwas Brauchbares hierüber zu liefern. Um aber einen Atlas mit Abbildung der neuen Arbeiten herausgeben zu können, ist eine Unterstützung aus Staatsmitteln nothwendig. Frankreich, Holland, England, Bayern und Preußen haben den auf ihre Kosten ausgeführten zoologischen Expeditionen die Mittel zur Veröffentlichung ihrer Resultate gewährt, und von der erlauchten k. k. österreichischen Regierung, die nächst der holländischen

die großartigste naturwissenschaftliche Untersuchungsreise hat ausführen lassen, darf man mit Zuversicht erwarten, daß sie nun auch den Schluß der ganzen Unternehmung, die Publication der erlangten Resultate, möglich machen wird. Mit dieser länger zu warten ist ohnedieß nicht räthlich. Mit jedem Jahre mindert sich, bey dem zunehmenden Eifer im Reisen, Sammeln und Publiciren, die Zahl der neuen Entdeckungen, in deren Besitz bisher nur das Wiener Museum befindlich gewesen war. Je rascher dasselbe mit der Publication vorschreitet, um desto mehr wird es Neues darbieten können.

V. Hr. Geheime Rath Dr. v. Walther, ordentliches Mitglied der Classe, legt ein krankhaft verändertes Oberschenkelbein eines Höhlenbären (Ursus spelaeus) vor, welches aus den Gaileureuther Höhlen herstammt, und zu der zoologischen Sammlung der Universität Erlangen gehört.

Dasselbe ist im mittleren Drittheile im Umfang sehr vergrößert und innerlich ausgehöhlt, mit starker Entwicklung des zelligten Knochengewebes. Die innere Höhle war zur Lebenszeit des Thieres mit einer schwammigen Masse, mit einem Fibroid oder selbst einem Knochen-Krebs ausgefüllt. Dr. v. Walther reihte die ausführliche Beschreibung dieser Knochenkrankheit an die früher von ihm im Journ. der Chirurg. B. 8. H. 1. bekannt gemachten Beobachtungen über kranke Knochen des Höhlenbären aus den Höhlen in Westphalen an, und schließt mit Betrachtungen über das hohe Alterthum der Knochenkrankheiten, welche schon bey den antidiluvianischen Thieren in derselben Form und Regelmäßigkeit, wie heut zu Tag bey Menschen, vorkamen.

VI. In der Sitzung der historischen Classe am 17. December 1842 ward die nachstehende Abhandlung des Hrn. Ministerialrath v. Fink: Ueber die Autonomie der ehemaligen oberpfälzischen Klöster [1]) vorgelesen *).

So lange die ehemaligen oberpfälzischen Klöster in der strengen Abhängigkeit von ihren Klostervögten sich befunden haben, welche neben der Militärgewalt auch die Justizgewalt über die Kloster-Hintersassen ausübten, konnte eine Autonomie dieser religiösen Körperschaften in Beziehung auf ihre Grundholden nicht Wurzel fassen. Erst durch kaiserliche und landesherrliche Freyheitsbriefe wurde diese politische Lebenskraft den Klöstern verliehen. Eine allgemeine historische Ausführung dieser Bemerkung liegt nicht im Zwecke des gegenwärtigen Aufsatzes. Es möge vor der Hand genügen, wenn beyspielweise von einigen oberpfälzischen Klöstern eine geschichtliche Skizze hierüber entworfen wird.

Da das Kloster Ensdorf auf einem Eigenthume des Hauses Wittelsbach gestiftet und erbaut worden ist, wozu Bischof Otto I. von Bamberg und Pfalzgraf Otto IV. mit einander den Stiftungsfond widmeten [2]), so wird diesem Kloster zuvörderst eine nähere Rücksicht gebühren. Es sind hierbey die frühesten Verhältnisse der Vogtey über dieses Kloster nicht unberührt zu lassen.

Der erste Grund hiezu wurde dadurch gelegt, daß Kaiser Heinrich V. seinem hohen Dienstmanne, dem Pfalzgrafen Otto (IV.) von Wittelsbach mit Zustimmung und Beyrath geistlicher und weltlicher Fürsten und anderer Reichs-Ministerialen die kaiserliche Reichsdomäne Wilenbach mit allen Zugehörungen an eingehörigen Personen und an Ländereyen aller Art, in der Grafschaft Otto's von Horeburc gelegen, selbst mit der Befreyung von geistlichen und weltlichen Reichsbeamten als freyes Eigenthum im J. 1116 schenkungsweise übergab. [3])

Dieses Wilenbach bestimmte der Pfalzgraf zur Errichtung des Klosters Ensdorf, welche bis zum Jahre 1123 zu Stande kam. [4])

Man kann hier nicht unbemerkt lassen, daß damals das freye Eigenthum überhaupt und besonders bey Reichsdienstmannen mit der Pflicht des Reichsdienstes behaftet war. Veräußerungen dieser Art, wodurch die Reichswehrmacht geschmälert wurde, konnten der Reichsgewalt nicht gleichgültig seyn. So kam es, daß K. Heinrich V. im J. 1124 den Schutz und die Vogtey über das Kloster Ensdorf auf ewige Zeiten dem Pfalzgrafen Otto und seinen Erben bestätigte. Doch wurden die Vogtrechte in der Art beschränkt, daß der Pfalzgraf nur auf Einladung des Abtes Gericht halten, und für den Vogtdienst nur ein Gemäß Weitzen mit anderen Begünstigungen beziehen sollte.

*) Der Hr. Verf. ward durch Krankheit verhindert, der Sitzung beyzuwohnen.

1) Als Fortsetzung der autonomischen Verhältnisse in der Oberpfalz, auf welche in den gel. Anz. Nro. 173. hingedeutet worden ist.

2) Monum. Boic. XXIV. in praefat. und p. 15. seqq.

3) cit. M. B. XXIV. p. 9.

4) cit. Mon. B. p. 10. und Cod. Trad. Mon. Ensdorf in von Freyberg Samml. hist. Schriften und Urk. B. II. S. 182.

(Schluß folgt.)

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 12.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Januar.

Nro. 12. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

VI. In der Sitzung der historischen Classe am 17. December 1842 ward die nachstehende Abhandlung des Hrn. Ministerialrath v. Fink: Ueber die Autonomie der ehemaligen oberpfälzischen Klöster vorgelesen.

(Schluß.)

Würde der Klostervogt seine Gewalt bis zum Unrecht ausdehnen, sollte der Bischof von Bamberg mit geistlichen Waffen dawider den Schutz gewähren. [5]) Zugleich wurde dem Kloster die Freyheit der Wahl seines Abtes eingeräumt, beydes hauptsächlich aus dem Grunde, weil mit diesen Bedingungen die Stiftung des Klosters von Seite des Bischofes von Bamberg und des Pfalzgrafen verbunden worden war. [6]).

Jene Wahlfreyheit in Ansehung des Abtes ist wohl als der erste Schritt auf dem Felde der Kloster-Autonomie zu betrachten. Uebrigens blieb das Amt des Klostervogtes bey weltlichen Dingen in ungestörter Thätigkeit. Daher bestätigen die Aufzeichnungen des Klosters, daß die Schenkungen der freyen Gutsbesitzer — insbesondere bis 1136 — von dem Vogte als Vertreter des Klosters für dasselbe in Empfang genommen werden. [7]) Eben so wurden (nach einer Urkunde von 1139) die Güter, welche Bischof Otto von Bamberg mit Einwilligung des Domkapitels und der Ministerialen des Hochstifts jenem Kloster widmete, nach bayerischem Landrechte in die Hand des Pfalzgrafen als Klostervogtes übergeben. [8])

Allmählig kam nach 1179 [9]) die Dazwischenkunft des Klostervogtes bey den Erwerbungen von Klostergütern oder bey den Streitfragen über grundholdliche Verhältnisse ausser Uebung. [10])

Nach den großen Erschütterungen der kaiserlichen Gewalt, womit der Sturz des hohenstaufischen Hauses begleitet war, konnte desto stärker die Vogtengewalt hervortreten. So mußte das Kloster Ensdorf der herzeglichen Hofdienerschaft die Winterkleider liefern, so wie die Scharwerk- und Jäger-Atzung der Vogtherrschaft leisten. Die erstere Verpflichtung wurde im Jahre 1309 völlig abgestellt, [11]) die

5) cit. M. B. p. 14.

6) cit. M. B. loc. cit.

7) cit. Cod. Trad. Mon. Ensd. S. 184 bis 200.

8) cit. M. B. p. 15 — 30.

9) cit. Cod. Trad. p. 244 in not. seqq.

10) cit. M. B. p. 32. 38. 39. 40. 42. 43. 44 — 51. 55. 57. 59. 60.

11) M. B. cit. p. 65.

zweyte in eine bestimmte jährliche Steuer (in eine Grundsteuer?) im Jahre 1316 verwandelt, [12]) was, beyläufig gesagt, als Beyspiel dienet, daß die Verwandlung der Naturaldienste in Geldrenten nicht bloß den Operationen der Finanzverwaltung unserer Zeit angehöre, sondern auch einem frühern Zeitalter nicht fremd war.

Die Autonomie des Klosters Ensdorf erhielt ihre breiteste Grundlage durch das Privilegium des Röm. Königes Ludwig von 1314. [13]) Die Kloster-Hintersassen wurden von der klostervogteylichen Gerichtsbarkeit befreyt, indem diese Gerichtsgewalt dem Kloster über alle Hintersassen (Leute) desselben verliehen wurde, wo es diese auch haben mochte. Nur die Fälle des Todschlages, des Diebstahles und was den Hals betrifft, wurden den königlichen Amtleuten vorbehalten, in deren Gerichten die That geschehen war, und welche den schuldigen Hintersassen (armen Mann) nicht anders ergreifen durften, als wie er mit der Gürtel umfangen war, d. h. so wie er von Seite des Klosters ausgeliefert wurde. Das Kloster erhielt hierdurch Hofmarksfreyheit und das Recht zur mittlern und niedern Strafgerichtsbarkeit, selbst ohne Unterschied der Gerichtsbezirke, worin diese, zum Theile zerstreuten Hintersassen ihren Wohnsitz hatten. Hiemit waren auch die niedern polizeylichen Anordnungen verbunden, wie sich in der Folge näher herausstellen wird.

Wären nicht die Landgerichte in fortwährendem Gebrauche der Gerichtsbarkeit über Erb und Eigen geblieben [14]); so würde das Kloster Ensdorf zur vollen Civilgerichtsbarkeit gelanget seyn. Dagegen blieb das Kloster im Besitze eines förmlich bestellten Hofmarksgerichtes zu Ensdorf, welches mit einem Richter und mit geschwornen Schöffen besetzt war. [15])

Ein Schutzbrief des Kaisers Siegmund von 1434, mit welchem zugleich eine Bestätigung der frühern Freyheiten, Gerichte und des Herkommens des Klosters verbunden war, [16]) hätte zu Mißverständnissen führen können, wenn sich nicht die Kurfürsten der Pfalz in der Erbvogtey ihres Hauses zu erhalten gewußt hätten, wozu die von Kurfürst Ludwig IV. dem Kloster verliehene Unterstützung und Beschirmung im Jahre 1446 nicht wenig beygetragen hat. [17])

Unter der Regierung des Kurfürsten Philipp erließ der Abt (wahrscheinlich Johann) zu Ensdorf für die Hofmark mehrere Ordnungen, [18]) welche hier in besondere Betrachtungen zu ziehen sind.

Es ist hierbey nicht unbemerkt zu lassen, daß jener Abt zu Ensdorf eigentlich in Beziehung auf die Freyheiten und Gerechtigkeiten, welche König Ludwig und Kaiser Siegmund dem Gotteshause gegeben hatten, und welche von Pfalzgraf Philipp von neuem bestätigt worden, eine Erläuterung veröffentlichte. [19])

12) M. B. cit. p. 65.

13) M. B. cit. p. 64.

14) Beyspiele in Beziehung auf das Kloster Ensdorf kommen vor in M. B. cit. p. 67. 71. 100. 106. 146 u. ff.

15) Ein Beyspiel von 1404 ist in M. B. p. 165. Das besondere Verhältniß der Hofmark Teuern zum Hofmarksgericht Ensdorf erhellet aus einer Urkunde von 1560 in der Sammlung von Urk., welche in die Landesverf. der Oberpfalz einschlagen. 1782. f. S. 97.

16) M. B. cit. p. 193.

17) M. B. cit. p. 206.

18) M. B. cit. p. 231 ff.

19) Die Urkunde scheint um das Jahr 1480 ihre Entstehung erhalten zu haben.

Zuvörderst war es eine Gerichtsordnung, auf welche die Geschwornen des Hofmarksgerichts angewiesen worden. Gemäß dieser Gerichtsordnung begann jede Gerichtssitzung mit dem Schlage zwölf Uhr, zu welcher Zeit die Versammlung in der Gerichtsstube bereit seyn mußte, daher sich die auswendigen Geschwornen hiernach zu richten hatten. Es ist nicht zu bezweifeln, daß von Seite des Klosters die einzelnen, zerstreuten Hintersassen dem Gerichtsstabe eingepflichtet worden seyen.

Uebrigens handelt die Gerichtsordnung von dem Saumsal der Gerichtsgeschwornen und von der hierauf gesetzten Busse, von der Gültigkeit der Zeugnisse der Geschäftsleute, welche zu Bewirkung verschiedener Verträge gebraucht wurden, von dem Wandel derjenigen, welche durch Zeugnisse überfuhrt worden, von den Gastrechten, von dem Fürbot (Ladung) durch den Amtmann und von den Wirkungen des Ungehorsames.

Der Kellner (Kellermeister des Klosters) war mit besonderer Autorität bekleidet. Denn er konnte den Gerichtsgeschwornen eben so, wie der Richter Urlaub ertheilen, und eben so, wie dieser außerordentliches Recht, Gastrecht, fremden Klägern bewilligen. [20])

Die polizeylichen Anordnungen, welche von dem Abte mit vorläufiger Berathung frommer Leute wegen gemeinen Nutzens erlassen worden, betrafen das Wein- und Bierschenken, den Fleisch- und Brodverkauf, das Spielen, die Beherbergung von Fremden, die feuersichern Gebäude, den Vorrath an Lebensmitteln, eine Ordnung für die Müller und die Ehrenverletzungen, worüber die Gebote und Verbote mit festgesetzten Wändeln verbunden waren. Auch die Gerichtsgebühren erhielten ihre Bestimmungen. [21])

Daß das Kloster seine eigene Bräustatt hatte, leidet ohnehin keinen Zweifel; allein dasselbe übte mittelst einer eigenthümlichen Biertafern auch die Schenkgerechtigkeit aus. Bey dem Verkaufe dieser Taferne wurde die Biertare von der Maß auf einen Pfenning festgesetzt, wie dieses die Gewohnheit in der Stadt Amberg war. [22])

Ehe auf die Autonomie des Klosters Kastel überzugehen ist, kann nicht umgangen werden, über den Ursprung und über die Vogtenverhältnisse dieses Klosters das Nöthige zu bemerken. Dasselbe hatte seine Stiftung der Familie der Grafen von Kastel (seit 1098) zu verdanken, und stand unter der Vogtey der Grafen von Sulzbach als Mitstifter. [23]) In der Folge kam es von den Grafen von Hirschberg an das Haus Wittelsbach und bey der Theilung der oberpfälzischen Lande im Jahre 1353 zu dem Kurantheil. Aus der Bestätigungs-Urkunde des Kurfürsten Ruprecht I. von 1354 [24]) ist zu schließen, daß die frühern kaiserlichen Schutzbriefe von 1165 und 1219 [25]) bereits ihre Wirksamkeit verloren hatten.

Dieses erhellet noch mehr aus dem Freyheitsbriefe des K. Ruprecht von 1402 [26]), gemäß welchem ein eigenes pfalzgräfliches Vogtgericht zu Kastel bestanden hatte. [27])

Zwar wollte Kaiser Siegmund das Kloster als reichsunmittelbar in Anspruch nehmen, er übertrug jedoch die Vogtey dem Kurfürst Ludwig von der Pfalz, in dessen Herrschaft das Kloster gelegen war. [28])

20) M. B. cit. p. 232 — 234.
21) M. B. cit. p. 235 — 239.
22) Urk. v. 1472 in M. B. cit. p. 267.
23) Moritz Geschichte der Grafen von Sulzbach I. S. 155 und 151.
24) M. B. cit. p. 406.
25) M. B. p. 320 und 325.
26) M. B. cit. p. 527.
27) Man sehe auch die Urk. von 1403 in M. B. cit. p. 529.
28) Urk. von 1413 ang. Mon. B. p. 567 und Urk. von 1431. das. p. 603.

Da in dem Privilegium von 1402 den kurpfälzischen Amtleuten bloß das Halsgericht über die Klosterhintersassen vorbehalten war; so leidet es wohl keinen Zweifel, daß dem Kloster — nach der Analogie anderer Hofmarksherrschaften — das Recht zum Gebot und Verbot, insbesondere in Hinsicht auf Gerichts- u. Polizeyordnungen gegen dessen Hintersassen zuständig war. Dieses Kloster besaß ein Salbuch, worin dessen Güter, Rechte, Freyheiten, Gewohnheiten und altes Herkommen aufgezeichnet waren. Aus diesem Salbuche sind durch eine Notariats-Urkunde vier Artikel bekannt geworden, welche das Ehhaftding (Ehhaftrecht) und die Rechte und Pflichten der klösterlichen Erbrechtsbesitzer behandeln. [29])

Zum Beschlusse ist auch noch vom Kloster Michelfeld Erwähnung zu machen. Ueber dasselbe wurde bey der Stiftung von 1119 Graf Berenger I. von Sulzbach als Vogt bestellt, [30]) welchem Graf Gebhard II. folgte. [31]) Der Kürze wegen ist hier zu übergehen, wie es in der Folge von der pfälzischen Herrschaft an die Krone Böhmen und nachmals an die pfalzneumarktische Linie gelangte. [32]) Dieses Kloster kommt auch in den allgemeinen kaiserlichen Verleihungsbriefen des Schutzes über die Klöster Waldsassen, Walderbach, Reichenbach, Speinshart, Michelfeld, Weißenohr, Seligenporten, Engelthal, Pulenhofen u. Schönthal vor, welche von Kaiser Friedrich III. im Jahre 1465 und von Kaiser Maximilian I. im Jahre 1495 an Herzog Otto II. von der pfalzneumarktischen Linie ertheilt worden sind. [33]) Eben dieser Kaiser bewilligte dem Kurfürsten Ludwig V. von der Pfalz und seinem Herrn

29) M. B. cit. p. 634.

30) M. B. XXV. p. 546, und Moritz Gesch. der Gr. von Sulzbach S. 133.

31) Moritz a. a. O. S. 133.

32) Cf. M. B. XXV. p. 557 u. 560.

33) Nach Kopialbüchern des ehemaligen Archives zu Amberg.

Bruder, dem Herzoge Friedrich II. im Jahre 1518, daß alle Aebte und andere, welche in dem Schirm der obern und untern Pfalz bisher gewesen, darin bleiben sollen. [34])

Der Abt von Michelfeld war schon im Jahre 1488 auf dem pfalzneumarktischen Landtage erschienen. [35]) Obgleich dieses Kloster in Sachen Erb und Eigen belangend dem Landgerichte Sulzbach und nachmals dem Landgerichte Auerbach untergeben war, [36]) so hatte es doch ein eigenes Gericht zu Michelfeld. [37]) Nebenbey bestanden drey Vogteygerichte zu Eberspeg, Neuses und Puchenbach, [38]) mit autonomischen, gutsherrlichen Rechten hinsichtlich der klösterlichen Grundholden und Erbrechtsbesitzer.

Als mit der Religionsänderung in der Oberpfalz die Säcularisation der Klöster eintrat, und an die Stelle der Aebte und Klosterconvente die kurfürstlichen Klosterrichter und Verwalter kamen, konnte die frühere Selbstständigkeit dieser Körperschaften nicht mehr statt finden, wenn ihnen gleich in der Fortdauer der Landstandschaft ein Schein hievon übrig gelassen wurde. Desto leichter konnten sich die Kloserverwalter in die Aufhebung der Autonomie und in die allgemeinen oberpfälzischen Landesgesetze ergeben. [39])

34) Nach eben bemerkten archivalischen Quellen.

35) Freyherr von Eckher Geschichte der vormaligen Landschaft in der Oberpfalz. S. 11 und 12.

36) Zahlreiche Urkunden hierüber enthalten die Mon. B. XXV.

37) Man sehe den Fall von 1483 in Mon. B. cit. p. 421 ff.

38) Zins- Gilt- und Zehentbuch des Kl. Michelfeld in einem Auszuge in M. B. cit. p. 567. ff. wo auch die Eingehörungen der drey Vogteygerichte beschrieben sind.

39) Die Folgen erhellen deutlich aus dem Beschlusse, welcher der oberpfälz. Landesordnung von 1599 angefügt ist.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Januar.

Nro. 13. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Transactions of the Geological Society of London. Second Series. Volume VI. Part the first. London 1841. 220 u. 16 S. 4 nebst 22 Tafeln.

Wenn man jetzt irgend eine geognostische Zeitschrift zur Hand nimmt, so wird man mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen können, daß die rein geognostischen Artikel von den palaeontologischen weit überboten werden. Der Haupttheil der Geognosie ist jetzt die Petrefaktenkunde geworden, und die Terrains-Untersuchungen, sobald sie nicht auf das Urgebirge beschränkt sind, stellen es sich immer zur Hauptaufgabe, sich der Petrefakten zu versichern, weil an diesen der sicherste, mitunter auch der einzige Haltpunkt zur Unterscheidung der Gebirgsformationen gewonnen wird. Ein Geognost, der nicht zugleich mit der Petrefaktenkunde aufs innigste vertraut ist, steht hinter den Ansprüchen der gegenwärtigen Zeit eben so weit zurück, als ein Mineralog, dem die Chemie fremd wäre. Von dem Geognosten, der sich die Terrains-Untersuchungen zur Aufgabe gemacht hat, kann es zwar nicht verlangt werden, daß er die fossilen Ueberreste von Wirbelthieren mit einer Genauigkeit kenne und selbstständig bestimme, wie solches nur dem Zoologen, der im Besitz einer großen Sammlung von Skeleten sich befindet, möglich ist; dagegen wird die Bestimmung der fossilen Ueberreste von wirbellosen Thieren ihm allemal zufallen, weil gerade diese es sind, durch welche der wesentliche Charakter einer Gebirgsformation bedingt wird. Die Unerläßlichkeit der Petrefaktenkunde für die Geognosie ist es aber, welche jetzt den Zugang zu letzterer Wissenschaft erschwert hat.

Früher ein bloßes Anhängsel der Oryktognosie, hat sie sich von dieser jetzt ganz emancipirt und will eines Mannes ganze Thatkraft in Anspruch nehmen.

Dem Vorstehenden gemäß ist auch in dieser Abtheilung der Denkschriften der geologischen Gesellschaft zu London — in deren Besitz unsere Akademie erst seit Kurzem durch Tausch gekommen ist — die Zahl der palaeontologischen Abhandlungen überwiegend über die rein geognostischen. Unter 23 Aufsätzen befassen sich 14 ausschließlich mit der Petrefaktenkunde, und in der Mehrzahl der übrigen ist auch dieser ein verhältnißmäßiger Antheil zugewiesen. Wir geben nach der Reihenfolge eine kurze Anzeige von diesen Abhandlungen.

I. On the Geology of the Western Part of Asia Minor. By W. J. Hamilton and H. E. Strickland (S. 1 — 39, mit 3 geognostischen Karten). Die Gebirgsarten, welche sich in diesem Terrain vorfinden, zählen die Verfasser in folgender aufsteigenden Ordnung auf.

a) Sedimentäre Gebirgsarten.

1) Glimmerschiefer und Marmor.
2) Kreidesystem (Hippuritenkalk &c.).
3) Tertiäre Meerablagerungen.
4) Tertiäre Süßwasserbildungen.
5) Neuere Wasser-Bildungen.

b) Vulkanische Gebirgsarten.

1) Granitisches Gebirge.

2) Grünstein und alte Trapp-Felsarten.
3) Trachytische und neuere Trapp-Felsarten.
4) Moderne vulkanische Felsarten.

II. Description of some Fossil Remains of Choeropotamus, Palaeotherium, Anoplotherium and Dichobunes, from the Eocene Formation, Isle of Wight. By R. Owen (S. 41 — 45, mit tab. 4). Daß in der Süßwasser-Formation der Insel Wight Ueberreste von Paläotherien und Anoplotherien vorkommen, war schon länger bekannt und Owen kommt nur deßhalb auf diesen Gegenstand zurück, weil ihm bessere Exemplare als den frühern Beschreibern zu Gebote standen. Zugleich ist es ihm vergönnt, weitere Aufschlüsse über das bisher nur sehr fragmentarisch gekannte Choeropotamus zu geben, was zunächst mit den Pekaris verwandt ist. Noch macht Owen bemerklich, daß der von Pratt gefundene Unterkiefer, welcher von diesem einem mit der Gattung Moschus nahe verwandten Wiederkäuer zugesprochen wurde, zwar allerdings eine große Aehnlichkeit mit dem Moschusthier andeute, gleichwohl aber noch Verschiedenheiten zeige, die ihn der Gattung Dichobunes zuweisen, und unter derselben eine eigene Art, die er Dichobunes cervinum nennt, ausmachen möchte.

III. Observations on the Fossils representing the Thylacotherium Prevostii with reference to the Doubts of its Mammalian and Marsupial Nature recently promulgated; and on the Phascolotherium Bucklandi. By R. Owen. (S. 47 — 65, mit tab. 5 und 6). Wie schon aus den Proceed. of the geol. soc. hinlänglich bekannt ist, hat Owen mit den triftigsten Gründen gegen Blainville dargethan, daß Thylacotherium und Phascolotherium nicht bloß zu den Säugethieren, sondern unter diesen wieder zu den Beutelthieren zu zählen sind. Abgebildet ist auf Tab. 5 der Unterkiefer von Thylacotherium Prevostii und zur Vergleichung der gleichnamige Theil von Myrmecobius. Auf Tab. 6 ist Phascolotherium Bucklandi und außerdem eine neue Art von Thylacotherium abgebildet, die dem Verf. erst nach dem Druck seiner Abhandlung zukam. Es ist ebenfalls ein Unterkiefer aus den Stonesfield-Schiefern, und da seine Abweichung in der Größe beträchtlicher ist, als sie an erwachsenen Individuen derselben Art von anderen Säugthieren bekannt ist, so schließt Owen auf eine neue Art, der er den Namen Thylacotherium Broderipii giebt.

IV. A letter from Dr. Harlan, addressed to the President, on the Discovery of the Remains of the Basilosaurus or Zeuglodon. (S. 67 — 68). Benachrichtigung, daß er die richtige Deutung seines Basilosaurus Owen überlassen und sein früher beschriebenes „Missouri fossil“ jetzt Batrachiosaurus missouriensis benennen will.

V. Observations on the Basilosaurus of Dr. Harlan (Zeuglodon cetoides Owen). By R. Owen S. 69 — 79, mit tab. 7, 8, 9). Eine der Arbeiten von Owen, in welcher sein Scharfsinn, Umsicht und allseitige Kenntniß des Knochengerüstes aller Hauptformen der Wirbelthiere aufs Glänzendste hervortritt. Harlan hatte einige Ueberreste seines Basilosaurus nach London mitgebracht und dieselben Owen zur Prüfung überlassen. Aus der sorgfältigen Untersuchung dieser Theile, die bis zur mikroskopischen Musterung der Zahndurchschnitte ausgedehnt wurde, weist letzterer unwiderleglich nach, daß die fraglichen Ueberreste keinem Saurier, sondern einem Wall angehören müssen, dem er den Namen Zeuglodon cetoides beylegt. Abgebildet ist ein Fragment des Oberkiefers, Zahndurchschnitte, ein Schwanzwirbel und das Oberarmbein.

VI. Description of a Tooth and Part of the Skeleton of the Glyptodon clavipes, a large Quadruped of the Edentate Order, to which belongs the Tesselated Bony Armour described and figured by Mr. Clift in the former Volume of the Transactions of the Geological Society; with a consideration of the question whether the Megatherium possessed an analogous Dermal Armour. By R. Owen. (S. 81. — 106, mit Tab. 10 — 13). Gleich der vorigen eine der schönsten Arbeiten Owens, die zu höchst wichtigen Resultaten kommt. Bekanntlich erschien die erste Notiz von der Entdeckung der Knochenüberreste eines großen zahnlückigen Säugthiers, denen Fragmente eines gewürfelten Knochenpanzers

beygefügt waren, in einer Anmerkung zu Cuviers Recherches sur les ossemens fossiles 1823. Laranaga, Pfarrer in Monte Video hatte sie aufgefunden. Die Nachricht, daß sie vom Megatherium herrühren sollten, beruht lediglich auf dem Umstande, daß er das Wort Megatherium als Synonym für seinen gigantischen Dasypus anwandte. Bald hierauf erschienen von Weiß weitere Nachrichten von dem fraglichen Thiere. Sellow hatte nämlich fossile Knochenüberreste aus Südamerica nach Berlin eingeschickt und zwar aus 3 verschiedenen Lokalitäten. Sie bestanden:

1) aus einem Schenkelknochen ohne Panzer, 2) aus einem Panzerfragment ohne Knochen, und 3) aus Panzerstücken und Knochen auf derselben Lagerstätte untereinander gemengt. Der erstgenannte Knochen gehört einem Megatherium an. Das Panzerfragment ohne Knochen erklärt Owen für gleichartig mit dem, das W. Parish nach England brachte und darnach nicht dem Megatherium, wie es Weiß auf die vorhin von Cuvier erwähnte Notiz vermuthete, sondern dem Glyptodon angehörig. Von dem dritten Funde Sellows, wo Knochen- und Panzerstücke beysammen lagen, gab Weiß keine Beschreibung der Knochen, indem er erwähnte, daß Sellow selbst solche liefern würde, doch bezeichnete er die Dimensionen der Panzerstücke. Nach Sellow's Tode übernahm D'Alton diese Arbeit und zeigte in einer genauen, durch vortreffliche Zeichnungen erläuterten Beschreibung, daß diese Ueberreste keinem Megatherium, sondern einem großen, in nächster Verwandtschaft mit Dasypus stehenden Zahnlücker angehören. Weiter konnte er die Bestimmung nicht führen, da weder Schädel noch Zähne von diesem Thiere vorlagen.

Owen war so glücklich, außer vielen andern Knochenstücken, auch ein Kieferfragment und einen Zahn von dem fraglichen Thiere zu erlangen, und hatte nun Material genug zu zeigen, daß obgleich die fossilen Ueberreste die genauste Verwandtschaft mit Dasypus beurkunden, gleichwohl eine erhebliche generische Differenz besteht. Er gab der neuen Gattung den Namen Glyptodon in Parish's Werk über Buenos-Ayres, das 1838 erschien. Gleichzeitig hatte Lund in diesen Ueberresten eine eigene Gattung erkannt, der er den Namen Hoplophorus beylegte; seine Notiz gelangte jedoch erst im April 1839 zur Kenntniß. In letztgenanntem Jahre brachte d'Alton denselben Gegenstand auf der Versammlung der Naturforscher in Erlangen zu Sprache und schlug den generischen Namen Pachypus vor. Von diesen Benennungen kann nur die von Owen beybehalten werden, weil die Priorität für sie spricht.

Von da aus wendet sich Owen der Frage zu, ob nun, nachdem der Nachweis geliefert sey, daß die bisher gefundenen Panzerstücke nicht dem Megatherium, sondern einer neuen Edentaten-Gattung angehören, ob denn daraus nothwendig folge, daß jenes mit keinem solchen Knochenschilde bedeckt gewesen wäre. Die Beantwortung dieser Frage ist von dem Verf. meisterhaft durchgeführt. Zuerst gesteht er natürlich zu, daß aus jenem Umstande einverneinende Antwort nicht abgeleitet werden könne; dann aber macht er bemerklich, daß der Beweis oder die Wahrscheinlichkeit, daß das Megatherium eine ähnliche Bedeckung hatte, jetzt auf Gründen beruhen müsse, die entweder von Modificationen des Skelets, analog denen, welche bey den Gürteltieren in Bezug auf ihren Knochenpanzer bestehen, hergenommen seyen, oder sonst von andern Eigenthümlichkeiten, die auf eine ähnliche Relation hinwiesen.

Buckland machte aufmerksam auf die breit und rauh abgeplattete Oberfläche eines Theils des Kamms von dem weit ausgebreiteten Hüftbeine, auf die Breite der Spitze an den Stacheln vieler Wirbel, und auch auf die obere convere Beugung oder den Winkel gewisser Rippen, als Anzeigen liefernd eines Druckes, wie sich etwas Aehnliches an den analogen Theilen des Skelets des Armadills fände. Er führte ebenfalls die massiven Proportionen der Hinterbeine und des Schwanzes an als Bedingungen, welche mit der Nothwendigkeit einen so schweren Panzer zu tragen, wie den, welchen er als Bedeckung des Körpers von Megatherium voraussetzt, in Zusammenhang stehen.

Dagegen erinnert Owen, daß die eben angeführten Modificationen der Wirbel, Rippen und des Beckens im Knochengerüste des Ameisenfressers und

Faulthieres noch weit stärker ausgesprochen seyen, als in dem des Gürtelthieres, und daß bey genauerem Studium des Skelets von letzterer Gattung in Bezug ihrer Stützmittel zum Tragen ihres Knochenpanzers ganz andere Modificationen gefunden werden als die, welche dem Megatherium zugeschrieben wurden. Als solche Eigenthümlichkeiten am Becken zählt Owen drey auf. 1) Die Anchylose einer großen Anzahl Wirbel, die ein sehr langes Kreuzbein bilden, was z. B. beym Dasypus tricinctus 12 Wirbel einschließt. 2) Die große vorn-hintere Entwicklung der Stacheln dieser Wirbel, welche auf solche Weise einen fortlaufenden, unmittelbar das darauf liegende Gewicht tragenden Knochenkamm bilden. 3) Die Uebertragung dieses Gewichts vom Kreuzbein auf die Schenkelknochen durch zwey convergirende Knochensäulen auf jeder Seite, wovon die eine durch das, mit dem hintern Theil des Kreuzbeins anchylosirte Sitzbein gebildet wird, die andere durch die Umwandlung des Hüftbeins in einen starken dreyseitigen Balken, der gerade vom Schenkel gegen den Vordertheil des Kreuzbeins verläuft, wo das Gewicht der Schale am größten ist. Bey keiner Art des Gürtelthiers ist das Hüftbein ausgebreitet, während es sich bey dem Megatherium in Form, Größe und Ausbreitung unter allen Säugethieren am meisten dem des Elephanten annähert. Die Meynung, daß diese Ausbreitung beym Megatherium zur Tragung eines Knochenpanzers befähige, scheint, wie Owen bemerkt, vorauszusetzen, daß ein ausgedehnter Querwall einer soliden und unnachgiebigen Decke eine bessere Stütze abgebe, als die scharfsinnige Anordnung eines geringeren Materialaufwandes in der Form von Balken. Mit ihm sind wir der Meynung, daß die Ausbreitung der Hüftknochen beym Elephanten zur Tragung seines nachgiebigen, aber schweren Felles vorgerichtet sey, und daß wir demnach aus jenem Umstande bey dem Megatherium auf eine ähnliche biegsame Decke schließen dürfen. Einen Hauptbeweis aus den Verhältnissen des Beckens gegen die Annahme des Knochenschildes bey diesem Thiere leitet Owen zuletzt noch aus der geringen Anzahl und Kleinheit der Kreuzbeinwirbel des Megatherium ab.

Was aber Cuvier und Laurillard nur als möglich und Buckland als wahrscheinlich in Bezug auf die Bedeckung des Megatherium gehalten haben, hat Blainville neuerdings als ein positives Faktum ausgesprochen. In einer Sitzung der pariser Akademie machte er nämlich die Mittheilung, daß vor Kurzem Knochen vom Megatherium entdeckt worden seyen, zugleich mit Panzerstücken, die ohne Zweifel dem nämlichen Thiere angehört hätten, wobey er hinzufügte, daß die Verbindung eines Knochenschildes mit dem Skelete am Megatherium mit eben derselben Sicherheit a priori nachgewiesen werden könne, wie es a posteriori geschehen sey.

Gegen diese Behauptung wendet sich nun Owen und beweist mit schlagenden Gründen, daß man a priori dem Megatherium einen solchen Knochenpanzer nicht zusprechen könne. Außer den schon angeführten Beweisen führt er noch mehrere auf, unter denen wir nur folgende zwey hervorheben wollen, von denen besonders der erstere uns sehr überzeugend scheint. Bey den Gürtelthieren sind nämlich die Querfortsätze auf-, aus- und vorwärts fast bis zur Höhe der Enden der Stachelfortsätze verlängert, so daß sie zur Tragung des Panzers dieselben Dienste leisten, wie die Seitensparren an einem Dache. Wenn demnach das Megatherium mit einem ähnlichen Panzer, wie das Gürtelthier bedeckt gewesen wäre, so dürften wir mit Recht dieselbe Verlängerung und Bildung der Querfortsätze erwarten. Allein dieselbe findet sich so wenig bey ihm, als bey einem andern Säugthiere; sie zeigen bloß die gewöhnliche Form kurzer, auswärts unter einem rechten Winkel mit den Dornfortsätzen gerichteter Querfortsätze, und das Megatherium kommt in dieser Beziehung mit den behaarten Faulthieren und Ameisenfressern überein.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Januar.

Nro. 14. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

System der Krystalle von M. L. Frankenheim. (Aus der 2ten Abthl. des 19ten Bandes der Nova Acta Acad. Nat. Cur.) Breslau 1842. (4. 192 S.)

Diese Arbeit über die Krystalle ist namentlich für die Isomorphie von Wichtigkeit und der gelehrte Verfasser hat es an interessanten Zusammenstellungen und Vergleichungen nicht fehlen lassen, welche in dieser Beziehung neue Aufschlüße geben können, so wie hier natürliche und künstliche Krystalle (d. h. auf chemischem Wege dargestellte) zum erstenmale systematisch geordnet eine Uebersicht gewähren, welche dem Mineralogen wie dem Chemiker gleich wichtig seyn muß.

Die Einleitung bespricht zunächst die allgemeinen Eigenschaften der Körper und es werden diese in absolute und relative eingetheilt, jene dem Körper angehörig, in soferne er als ein Ganzes betrachtet wird (spec. Gewicht, Wärme-Capacität, mittlere Lichtbrechungskraft, chemische Reactionen ꝛc.), diese in dem Unterschiede bestehend, die man an ihm je nach der Lage der Linien und Flächen beobachtet (Spaltung und Krystallisation, Härte, Polarisation des Lichts, Thermoelectricität ꝛc.).

Die Krystallisation betreffend, so hält sie der Verf. für den einzigen Zustand, der im festen Körper möglich ist; wo man ihn nicht wahrnimmt, sagt er, da sind die einzelnen Krystalle entweder so klein oder so ineinander geschlungen, oder so sehr mit heterogenen festen oder flüßigen Körpern gemengt, daß man sie nicht einzeln erkennen kann. Man hat dann oft die zahlreichen, zu einer Scheibe oder einer kugelähnlichen Form aggregirten Krystalle für ein Individuum angesehen und man hat öfter, als man es bey dem gegenwärtigen Stande der Physik erwarten sollte, mikroskopische Tropfen für feste Körper gehalten, obgleich sie alle Charaktere der Flüssigkeit eben so vollkommen besitzen, wie überschmolzener Phosphor oder übersättigte Glaubersalzlösung bey niederer Temperatur und sich Jedem, der den Proceß der Krystallbildung unter dem Mikroskope beobachtet, ganz gewöhnlich darbieten. Diese Tröpfchen sind es auch, die, wenn sie erstarrt sind, wie unkrystallinische rundliche Scheiben oder Körner aussehen, aber faßt man sie im Moment der Erstarrung auf, so kann man gewöhnlich den Gang des Krystallisirens deutlich verfolgen. Man darf, wenn man die Erscheinungen der Krystallbildung in ihrer Gesammtheit vor Augen hat, im Großen, wie unter dem Mikroskope, kühn behaupten, daß wahre Amorphie nicht existirt, und Erstarren und Krystallisiren identisch sind.

Der Verf. macht in der Folge auf mehrere Beyspiele aufmerksam, welche zeigen sollen, wie ein krystallinischer Zustand häufig existirt, wo man geneigt seyn möchte, einen amorphen anzunehmen. — Chemische Präparate werden sehr oft als ein so feiner Staub gebildet, daß sich mit dem schärfsten Mikroskope keine Krystallform erkennen läßt, obgleich eine kleine Abänderung des Prozeßes, ein anderer Grad der Verdünnung, ein längeres Verharren in hoher Temperatur hinreicht, um die Form kenntlich zu machen. Wird nun eine solche Staubmasse durch eine sehr geringe Quantität einer Flüßigkeit

oder eines die Flüßigkeit leicht auffaugenden Körpers oder durch bloßen Druck oder Wärme zu einer Masse vereinigt, so ist diese dem Anschein nach zwar homogen, aber vollkommen unkrystallinisch. Niemand zweifelt an der krystallinischen Struktur einer Platin-, Silber-, Gold- oder Kupferplatte, die auf galvanischem Wege oder durch Zusammendrücken des feinen metallischen Pulvers gebildet ist, man hat aber eben so wenig Grund, an dem krystallinischen Gefüge des gebrannten Thons zu zweifeln.

(Fortsetzung folgt.)

Transactions of the Geological Society of London. Second Series. Volume VI. Part the first. London 1841. 220 u. 16 S. 4 nebst 22 Tafeln.

(Schluß.)

Ein negatives Argument, das Owen beybringt, ist ebenfalls nicht zu verachten. Die Knochen von Glyptodon, die zur Vergleichung mit den gleichnamigen von Megatherium vorliegen, erreichen nicht ein Drittel der Größe der letzteren. Wenn daher die einzelnen Schilder des Panzers von Glyptodon eine Breite von zwey Zoll erreichen, so dürfe man erwarten, daß die des angeblichen Panzers vom Megatherium einen Durchmesser von 5 — 6 Zoll erlangt haben würden. Da überdieß die Knochenüberreste des letzteren sehr häufig gefunden werden, so dürfe man voraussetzen, daß auch seine Panzerstücke ein gewöhnliches Vorkommen wären. Statt dessen habe man aber bisher nicht ein einziges Stück getroffen, das an Größe die des Glyptodon überboten hätte. Die Annahme einer Panzerbedeckung hält demnach Owen in Bezug auf das Megatherium für ganz unbegründet.

Vier schöne Tafeln sind dieser ausgezeichneten Abhandlung beygeben, einen Backenzahn und hauptsächlich Fußknochen vom Glyptodon clavipes darstellend. Zur Vergleichung ist die Abbildung des Beckens und eines Theils der Wirbelsäule mit dem Panzer von Dasypus tricinctus beygefügt; überdieß ein Lendenwirbel derselben Art und ein correspondirender von Megatherium.

VII. On the Geology of the Neighbourhood of Lisbon. By D. Sharpe (S. 107 — 133 mit tab. 14 und 15). Schon 1832 legte der Verf. der geologischen Gesellschaft in London Bemerkungen über die geologischen Verhältnisse der Umgegend von Lissabon vor. Ein zweyter Besuch derselben und die Mittheilungen des Baron Eschwege setzten ihn in den Stand, dieselben zu vervollständigen. Er unterscheidet folgende Formationen.

I. Neptunische Ablagerungen.

a) Tertiäre Formationen.

1) Oberer tertiärer Sand.
2) Almada-Ablagerungen.
3) Untere tertiäre Conglomerate.

b) Secundäre Formationen.

4) Hippuritenkalk.
5) Rother Sandstein.
6) Espichel-Kalk.
7) Schieferthon und Schiefer.
8) San Pedro-Kalkstein.
9) Aelteres rothes Conglomerat.

II. Vulkanische Gebirgsarten.

1) Basalt.
2) Granitische Felsarten.

In einer Nachschrift macht Sharpe bemerklich, daß eine genauere Untersuchung der Petrefakten ihn zu dem Resultate gebracht hätte, daß der Hippuritenkalk, der rothe Sandstein und Espichel-Kalkstein der Kreideformation des nördlichen Europas angehörig seyen. Ein neuer Beweis, wie ohne genaue Kenntniß der Petrefakten eine geognostische Untersuchung nur wie im Nebel herum tappt.

Zwey Karten, die eine eine Terrainkarte, die andere Durchschnitte darstellend, sind beygefügt.

VIII. Remarks on some Fossil and Recent Shells, collected by Captain Bayfield in

Canada. By Ch. Lyell (S. 135 — 141 mit tab. 16). Einige Conchyliologen haben ſchon darauf aufmerkſam gemacht, daß in gewiſſen Schichten des engliſchen Crag gewiſſe Arten und Gattungen von Conchylien vorkommen, die jetzt in höhern Breitegraden leben, woraus ſie vermutheten, daß in den Gegenden, wo dieſe Schalen gefunden wurden, ſonſt ein etwas kälteres Klima beſtanden haben möchte. Auf ein ähnliches Reſultat kommt Lyell durch die foſſilen Conchylien, welche Kapitän Bayfield in den neueſten Tertiärablagerungen an den Ufern des St. Lorenzſtromes, namentlich bey Beauport, einſammelte. Beck, der ſie näher unterſuchte, hat folgende 16 Arten unterſchieden: 1) Tritonium anglicanum, 2) T. fornicatum, 3) Natica clausa, 4) Scalaria borealis, 5) Sc. groenlandica, 6) Mya truncata, 7) M. arenaria, 8) Saxicava rugosa, 9) Tellina groenlandica, 10) T. calcarea var.? 11) Nucula, 12) Mytilus edulis, 13) Pecten islandicus, 14) Terebratula psittacea var., 15) Balanus uddevallensis, 16) B. miser, 17) Echinus.

Am gemeinſten iſt darunter die Saxicava rugosa, die auch bey Uddevalla ſo häufig iſt; nächſtdem die Natica clausa und Pecten islandicus. Aus einer beygefügten Liſte von 52 Arten Meerſchalthieren, die im Golf von St. Lorenz leben, geht hervor, daß im Allgemeinen die foſſilen von den lebenden ganz verſchieden ſind.

Abgebildet iſt von foſſilen Schalen Nr. 1, 2, 5, 6, 8, 9, 10 und 16.

IX. On the Distribution of Organic Remains in the Strata of the Yorkshire Coast, from the Upper Sandstone to the Oxford Clay inclusive. By W. C. Williamson (S. 143 — 152).

X. On the relative Ages of the Tertiary and Posttertiary Deposites of the Basin of the Clyde By James Smith (S. 153 — 156). Da beyde Aufſätze nur ein lokales Intereſſe haben, ſo können wir ſie hier übergehen.

XI. A Letter to Charles Lyell, on some Changes of Level which have taken place in Denmark during the present period. By G. Forchhammer. (S. 157 — 160). Dieſer Aufſatz, der ſchon im May 1837 in der Geſellſchaft vorgeleſen wurde, iſt ſeitdem allgemein bekannt geworden. Wir unſers Theils verharren in der Meinung, daß die Urſache der Veränderlichkeit des Niveaus des Meeres gegen das des Landes nicht in dem letzteren, ſondern in dem erſteren zu ſuchen ſey.

XII. Description of Bones of the Mammoth found in the deep sea of the British Channel and German Ocean. By Captain Martin, communicated by J. Rennie (S. 161 — 163).

Durch Fiſcher werden öfters ſolche Ueberreſte aus der Tiefe des Meeres in ihren Netzen herausgezogen.

XIII. On Subsidences produced by working Beds of Coal. In a Letter to C. Lyell from J. Buddle (S. 165 — 168).

Notizen ohne ſonderlichen Belang über Senkungen in Steinkohlengruben, zur Unterſtützung einer von Lyell in ſeinen Elements p. 112 aufgeſtellten Hypotheſe.

XIV. On the London and Plastic Clay Formations of the Isle of Wight. By Bowerbank (S. 169 — 172).

Der Verf. beſuchte in Gemeinſchaft mit White die Inſel Wight, um die Londner und plaſtiſchen Thon-Formationen zu unterſuchen und durch ſorgfältige Vergleichung ihrer Petrefakte zu beſtimmen, in wie fern man, wie bisher geſchehen, berechtigt ſey, die großen Maſſen des London Clay und die Lager farbigen Thones und Sandes darunter als verſchiedene Formationen zu betrachten. Ihre mit großem Fleiße ausgeführten Unterſuchungen ergaben als Reſultat, daß dieſe bisher als verſchieden angenommenen Formationen vielmehr als die obern und untern Theile einer großen Ablagerung anzuſehen ſeyen.

XV. Description of the Fossil Trees found in the Excavations for the Manchester and Bolton Railway. By J. Hawkshaw (S. 173 — 176 mit tab. 17).

XVI. Further Observations on the Fossil Trees found on the Manchester and Bolton

Railway. By J. Hawkshaw (S. 177 — 180).

Bey Gelegenheit der Anlegung der oben bezeichneten Bahn wurden bey den Ausgrabungen zuerst fünf, dann noch ein sechster fossiler Stamm entdeckt, welche sämmtlich aufrecht stunden und ihre Wurzeln zeigten. Der größte dieser Stämme hat 15 Fuß im Umfange an der Basis, und eine Höhe von 11 Fuß. Wegen ihres mürben Zustandes bleibt die Bestimmung unsicher. Sollten sie zu Lepidodendron Sternbergii gehören, so wäre es ein interessanter Umstand, daß der Grund um sie herum mit fossilen Exemplaren von Lepidoscrobus variabilis bestreut ist, welche A. Brongniart als Fructificationsorgane eines Lepidodendron ansieht. Alle Verhältnisse sprechen dafür, daß die Stämme hier auf ihrem alten ursprünglichen Standorte befindlich sind.

Auf einer großen Tafel sind die Lagerungsverhältnisse und überdieß die fünf zuerst gefundenen Stämme besonders abgebildet.

XVII. On the Siliceous Bodies of the Chalk, Greensands and Oolites. By J. S. Bowerbank (S. 181 — 194 mit tab. 18 und 19). Sehr sorgfältige Untersuchungen, die an die bekannten von Ehrenberg sich anschließen.

XVIII. Notes on a small Patch of Silurian Rocks to the West of Abergele, on the Northern Coast of Denbighshire; visited 18th and 19th July 1837. By J. E. Bowman; communicated by J. Murchison (S. 195 — 198). Nur von lokaler Wichtigkeit.

XIX. A. Description of some of the Soft Parts, with the Integument of the Hind-fin of the Ichthyosaurus, indicating the Shape of the Fin when recent. By R. Owen (S. 199 — 201 mit Tab. 20). Lord Egerton war so glücklich eine Steinplatte aufzufinden, welche den verstümmelten Hinterfuß eines Ichthyosaurus zugleich mit dem Anzeichen seiner weichen Bekleidung enthielt. Der vordere Rand ist an diesem Exemplare durch eine glatte, ununterbrochene, scharf begrenzte Linie gebildet und scheint bloß eine Duplikatur der Bedeckung zu seyn; der ganze hintere Rand zeigt dagegen die Ueberreste und Eindrücke einer zahlreichen Reihe von etwas gekrümmten, am Ende gespaltenen Strahlen, durch welche der Umschlag der Bedeckung unterstützt wurde. Außer diesen Strahlen des Hinterrandes sieht man noch andere, die von letzteren ganz verschieden sind: es findet sich nämlich eine Reihe von erhabenen Querlinien, welche die ganze Finne in Intervallen von ohngefähr $\frac{1}{8}$ Zoll durchziehen. Aus ihrer Regelmäßigkeit schließt Owen, daß durch sie die starre Bedeckung in schildförmige Felder, ähnlich denen an den Flossenfüssen der Schildkröte und den Schwimmfüßen des Krokodils getheilt sey, mit dem Unterschiede jedoch, daß die Unterabtheilungen durch sekundäre Längsfurchen fehlen.

XX. Description of the Fossil Remains of a Mammal (Hyracotherium leporinum) and of a Bird (Lithornis vulturinus) from the London Clay. By R. Owen (S. 203 — 208 mit Tab. 21). Das Wesentliche dieser Abhandlung ist schon in den Proceedings mitgetheilt worden, so daß nur noch die Abbildungen etwas Neues bringen.

XXI. Description of some Ophidiolites (Palaeophis toliapicus) from the London Clay at Sheppey, indicative of an extinct species of Serpent. By R. Owen. (S. 209 — 210 mit Tab. 22). Dieselbe Bemerkung gilt für diesen Aufsatz.

XXII. Observations on the Locality of the Hyracotherium. By W. Richardson (S. 211 — 214). Der eocene Charakter von der Localität des Hyracotherium ist ihm außer allem Zweifel.

XXIII. On the Great Fault called the Horse in the Forest of Dean Coal – Field. By J. Buddle (S. 215 — 220). Merkwürdige gangartig sich verästelnde Unterbrechungen in einem Steinkohlenfeld, durch eingedruckte Holzschnitte erläutert.

A. W.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Januar.

Nro. 15. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

System der Krystalle von M. L. Frankenheim. (Aus der 2ten Abthl. des 19ten Bandes der Nova Acta Acad. Nat. Cur.) Breslau 1842. (4. 192 S.)

(Fortsetzung.)

Die Schwefeltropfen und viele Metallbäder, in denen man bey der Erstarrung die Krystallfäden deutlich sieht, zeigen so wie sie ganz erstarrt sind, keine Spur mehr von den Krystallen, in die sie sich verwandelt haben, so wenig wie das durch die Processe des Schmiedens in seinem Gefüge veränderte körnige Eisen noch Krystallflächen hat. Eine Haupturſache, fährt der Verfasser fort, der Abwesenheit deutlicher Krystallformen liegt in der Umwandlung, welche viele Körper schon an der Luft erleiden, sey es durch chemische Zersetzung oder bloß durch Isomerie. Es ist z. B. unmöglich, den Zucker durch Abdampfen eines Tröpfchens seiner Lösung, in Krystallen zu erhalten, weil er sich theilweise zersetzt und der noch unzersetzte Rohrzucker durch die beigemengten weichen Theile des Schleimzuckers verhindert wird, sich zu kenntlichen Krystallen zu vereinigen; sowie man auch im Talg und Wachs keine Spur von Krystallen wahrnimmt, obgleich sie bloß ein Aggregat feiner Krystalle sind, von denen sich die schwerer schmelzbaren sogar mechanisch abscheiden lassen. — Allerdings beweisen namentlich die galvanischen Metallniederschläge, daß unter gewissen Verhältnissen keine Krystallisation erkennbar ist, obwohl wir gewiß wissen, daß sie nicht fehlt, der wahre amorphe Zustand ergiebt sich aber bey einigen Substanzen aus dem verschiedenen chemischen Verhalten, auf welches die Kleinheit der Krystalle keinen Einfluß haben kann. Der Verf. erklärt in seiner Weise das Verhalten der amorphen Kieselerde dadurch, daß er sie als von einem zersetzten Hydrat abstammend betrachtet, daß sie in Folge dieses Ursprungs eine Menge von Zwischenräumen enthalte, welche das specifische Gewicht und die Durchsichtigkeit vermindern und die Einwirkung der Auflösungsmittel begünstigen. Der Opal wäre demnach ein Haufwerk sehr kleiner Quarzkrystalle, aber auch angenommen, daß es so sey, wie erklärt sich die Leichtlöslichkeit in Kalilauge, welche niemals in dieser Art bey dem feinsten Quarzpulver zu bemerken ist, da die Individuen im Opal sich wohl anschließen und durch Cohäsion verbunden seyn müssen, weil sonst das Mineral nicht diese Festigkeit und mitunter bedeutende Durchsichtigkeit haben könnte, die es wirklich hat. Aus diesem Grunde muß aber auch die von dem Verf. angedeutete größere angreifbare Oberfläche wohl in Zweifel gezogen werden, oder sie ist von etwas anderem bedingt, nämlich von der Aggregation von Kugeln und das geht eben auf den Amorphismus hinaus. —

Das zur Anordnung der Krystalle gewählte System ist allgemein folgendes. Eine Klasse bilden alle Krystalle, deren Krystallform einem Krystallsystem angehört. Es giebt also sechs Klassen. Diese sechs Klassen zerfallen in fünfzehn Ordnungen, durch die Spaltungsformen bestimmt. In der Mehrzahl dieser Ordnungen sind mehrere Stufen von Hemiedrieen, wodurch sich die Familien bilden. Diese drey Stufen zeichnen sich dadurch vor den entsprechenden Stufen in andern Gebieten

der Naturgeschichte aus, daß sich ihre Charaktere mathematisch scharf bestimmen lassen und ihre Anzahl und ihre Bedeutung daher keinem Zweifel unterliegen kann. Zu einer Gattung werden alle Krystalle gezählt, bey welchen die Unterschiede in der Lage der Aren und der Größe der Winkel eine gewisse enge Gränze nicht überschreiten; diese Gränze läßt sich nicht mathematisch fest bestimmen und man muß, wie in den übrigen Zweigen der Naturgeschichte, auf die Beobachtungen selbst verweisen, durch die allerdings alle einem Typus der Form oder einer Gattung angehörigen Krystalle sich scharf genug von den Krystallen einer benachbarten Gattung unterscheiden. Die Art wird nach dem Repräsentanten der absoluten Eigenschaften, nach der chemischen Formel bestimmt, wenn sie sich auf die Bestandtheile in festen Proportionen bezieht, z. B. in der Gattung des Kalkspaths sind $\dot{C}a\,\ddot{C}$, $\dot{M}g\,\ddot{C}$, $\dot{F}eC\ddot{}$ ꝛc. die reinen Arten.

Wegen Mangel an zureichenden Beobachtungen hat der Verf. die Familien in der Ausführung des Systems nicht aufgenommen, dagegen die Charaktere der Hemiedrieen und die Krystalle, bey denen sie sich finden, angegeben. Die krystallographische Bezeichnung ist eine eigenthümliche, ähnlich der von Neumann und Miller, und wenn auch auf die bekannte von Weiß leicht zurückführbar, so erschwert sie doch das Lesen und Verständniß des Werkes. Die Arenverhältnisse sind nicht in Zahlen, sondern in Logarithmen angegeben. Es ist nicht gesagt, welche Vortheile damit verbunden seyen. Die Verhältnisse der Hemiedrie hat der Verf. in einem besondern Schema darzustellen gesucht. Dieses ist z. B. für das thesserale System folgendes. Ist das Zeichen für eine Fläche abc, so zerfallen die 48 Flächen in vier Gruppen:

1)	abc	bca	cab
	ab′c′	bc′a′	ca′b′
	a′bc′	b′ca′	c′ab′
	a′b′c	b′c′a	c′a′b
2)	a′b′c′	b′c′a′	c′a′b′
	a′bc	b′ca	c′ab
	ab′c	bc′a	ca′b
	abc′	bca′	cab′
3)	cba	acb	bac
	cb′a′	ac′b′	ba′c′
	c′ba′	a′cb′	b′ac′
	c′b′a	a′c′b	b′a′c
4)	c′b′a′	a′c′b′	b′a′c′
	c′ba	a′cb	b′ac
	cb′a	ac′b	ba′c
	cba′	acb′	bac′

Innerhalb einer jeden dieser 4 Gruppen haben die 12 Flächen gleichen Werth, können aber verschieden seyn von denen einer andern Gruppe. Daraus gehen hervor:

1. die holoëdrische Abtheilung, wenn die 4 Gruppen gleiche Werthe haben.
2. Die pyritoëdrische Hemiedrie, wo Gruppe 1 = 2 verschieden von 3 = 4.
3. Die tetraedrische Hemiedrie, wo Gruppe 1 = 3 verschieden ist von 2 = 4.
4. Die abwechselnde Hemiedrie, wo Gruppe 1 = 4 verschieden ist von 2 = 3.
5. Die Tetartoëdrie, wo eine jede Gruppe sich von der andern unterscheidet.

Die Form 4 und 5 ist bis jetzt nicht beobachtet. Eine Zugabe von Abbildungen wäre hier, so wie bey den übrigen Systemen sehr zweckmäßig gewesen. — Der Verf. hat die meisten Mischungen, deren Krystalle in das System aufgenommen sind, neu berechnet und theilweise andere Formeln, als die bisherigen aufgestellt. Es knüpfen sich daran mitunter interessante Betrachtungen, weßhalb hier einiges hervorgehoben werden soll.

Für den Kobaltkies, Zinnkies u. Nickelwismuthglanz giebt der Verf. die Formeln $\dot{C}o\,\dddot{\bar{C}}o$, $\dot{C}o\,\dddot{\bar{F}}e$; $\dot{\bar{C}}u\,\dot{F}e\,\ddot{S}n$; $\dot{N}i\,\dddot{N}i$, $\dot{N}i\,\dddot{\bar{B}}i$. Er bemerkt, daß sie in ihrer Zusammensetzung ganz den Spinellen entsprechen, wenn S mit O vertauscht wird, da Sn bekanntlich mit Ti und $\bar{C}u$ in mehreren Fällen mit Mg isomorph zu setzen ist. Es wird

nämlich auch ein Titanspinell $\dot{Fe}\,\dot{Fe}\,\ddot{Ti}$ (Iserin) angeführt und wegen der Vertretung von $\dot{Fe}$ und $\dot{Fe}\,\ddot{Ti}$ darauf hingewiesen, daß die $\ddot{R}$ als $\dot{R}\ddot{R}$ angesehen werden können. $\ddot{Mn}$ und $\ddot{Fe}$ kennt man, aber kein $\dot{Al}$ und $\dot{Cr}$. Es ist hiebey in Erinnerung zu bringen, daß wenigstens die bekannten Analysen des Zinnkieses ziemlich gut mit

$$\left.\begin{matrix}\dot{Fe}^2\\ \dot{Zn}^2\end{matrix}\right\}\ddot{Sn} + \dot{Cu}^2\,\ddot{Sn}$$

übereinstimmen. Die Formel des Kobaltkieses paßt besser zu den Analysen als $\dot{Co}$. — Das salpetersaure Bleyoxyd, mit dem isomorphen salpetersauern Baryt und Strontian, ist in der zweyten Ordnung mit oktaedrischer Grundform in der holoedrischen Abtheilung angegeben. Es gehört wahrscheinlich nicht hieher, da die Combination mit den Flächen des Pentagondodecaeders nicht selten beobachtet wird.

Die von H. Rose aufgestellte Formel des Fahlerzes $\dot{Zn}^4\,\dddot{Sb} + 2\dot{Cu}^4\,\dddot{Sb}$, wobey das $\dot{Zn}$ durch $\dot{Fe}$, $\dot{Cu}$ durch $\dot{Ag}$ und $\dddot{Sb}$ durch $\dddot{As}$ ersetzt werden kann, hält der Verf. nicht für richtig und ist der Ansicht, daß obiges Verhältniß von $\dot{Zn}$ und $\dot{Cu}$ schwankend sey? Es wird daher $\dot{Fe} = \dot{Zn}$ auch $= \dot{Cu}$ und $= \dot{Ag}$ zu setzen seyn, also das Mischungsgewicht des Silbers bleibt in diesen Verbindungen unverändert, das des Kupfers dagegen wird verdoppelt.

Der Verf. theilt die Amphibole in thonerdefreye und thonerdehaltige. Den erstern, zu welchen er auch den Pektolith rechnet, giebt er die Formel $\dot{R}^4\,\ddot{Si}^3$ und zeigt, daß auch die thonerdehaltigen auf diese Formel gebracht werden können, wenn ein Vertreten von $\ddot{Si}$ und $\ddot{Al}$ angenommen wird. Die Summe der Mischungsgewichte der Kieselerde und Thonerde in acht verschiedenen Amphibolen zeigt sich jedenfalls merkwürdig constant und im Verhältniß zur Summe der Mischungsgewichte der Basen $= 3 : 4$.

In Beziehung auf das Wasser und die Stellung desselben als Basis oder Säure in Verbindungen giebt der Verf. folgende Isomorphieen zur Vergleichung an:

1) die phosphorsaure Yttererde $= \dot{Y}^3\,\ddot{P}$ und das saure phosphorsaure Kali $= \dot{K}a\,\dot{H}^2\,\ddot{P}$ sind isomorph. Abgesehen von dem geringen Fluorgehalte der ersteren n. Berzelius wäre also $\dot{Y}^3 = \dot{K}a\,\dot{H}^2$.

2) Pikrin = Salpetersaures Kali $\dot{K}\,\dot{N}^3\,\dot{C}^{12}\,\dot{H}^2\,\dot{O}^{13}$ und Pikrin-Salpetersäure $= \dot{H}\dot{N}^3\,\dot{C}^{12}\,\dot{H}^2\,\dot{O}^{13}$

3) Haidingerit $= \dot{C}a^2\,\dot{H}^3\,\ddot{As}$ und saures arsenikfaures Natrum $= \dot{N}a\,\dot{H}^4\,\ddot{As}$, also $\dot{C}a^2 = \dot{N}a\,\dot{H}$

4) Phosphorkupfererz $= \dot{C}u^3\,\dot{H}^6\,\ddot{P}$ und phosphorfaures Natrum-Ammoniak $= \dot{N}a\,\dot{N}\dot{H}^4\,\dot{H}^9\,\ddot{P}$. Hier wäre also $\dot{C}u^3 = \dot{N}a\,\dot{N}\dot{H}^4\,\dot{H}^3$.

Ferner vergleicht der Verf. den Huraulit und das phosphorsaure Ammoniak, Witherit und kohlenfaures Ammoniak, weinfaures Kali und Weinfäure $= \dot{K}\dot{C}^4\,\dot{H}^2\,\dot{O}^5$ und $\dot{H}\dot{C}^4\,\dot{H}^2\,\dot{O}^5$ und die Serpentine. Die Zufammenfetzung der letzteren kann durch $\dot{Mg}^2\,\dot{H}\,\ddot{Si}$ ausgedrückt werden und dieses ist die Formel des Chryfoliths, worin $1\,\dot{Mg}$ durch $1\,\dot{H}$ erfetzt ist. Es scheint demnach wenigstens angedeu-

tet, daß $\dddot{H}$ die gewöhnlich vorkommenden R vertreten könne.

Aus der Isomorphie des Eisens und Titans in ihren gewöhnlichen Verbindungen schließt der Verf., daß man $\dddot{F}e$ und $\dddot{F}e$ gleich setzen kann mit $\dot{R}\ddot{R}$ und $\dot{R}\ddot{R}$. Die spinellartigen Verbindungen würden dann nicht sowohl $\dot{R}\ddot{R}$, sonder $\dot{R}^2\ddot{R}$ seyn.

Von andern erwähnten Isomorphieen, deren Basis aber meistens sehr unsicher ist, wollen wir nur noch die von Kohlenstoff und Stickstoff hier anführen.

Arragonit und Salpeter sind isomorph. Es ist also $\dot{C}a\,\ddot{C} = Ca\,CO^3$ oder $\dot{\in}a \in O^6 = \dot{K}\ddot{N} = KNO^6$, daher $C = N$. Dann wäre aber auch $K = \dot{\in}a$, was nicht der Fall ist. —

Die Isomorphie des Chlors und Schwefels wird nach dem Verf. durch das sonst sehr ferne stehende Mangan vermittelt, indem $\dot{K}\dddot{S} = \dot{K}\dddot{M}n$ und $\dddot{M}n = \dddot{\in}l$, also $\dddot{M}n = \in l$. Unmittelbare Isomorphieen finden sich nur unter den thesseralen Krystallen, wo eine große Anzahl von

$R\in l$; RBr; $R\dddot{F} = RS$; RSe; RTe.

Zwischen Schwefel und Sauerstoff findet sich eine Isomorphie, doch nur im thesseralen System, nämlich:

$$\dot{F}e\,\dddot{F}e,\ \dot{M}g\,\dddot{A}l = \dot{C}o\,(\dddot{\in}o;\ \dddot{F}e)$$

$$= \dot{F}e\,.\,\dddot{F}e\,\dddot{T}i = \dot{F}e\,.\,\dddot{\in}u\,\ddot{S}n.$$

Es folgen nun Bemerkungen über Vertretung und Substitution, Dimorphie, chemischen Inhalt und Krystallform. Im Allgemeinen stellt sich heraus, daß die Form um so symmetrischer ist, je einfacher die Zusammensetzung; indessen finden sich hiebey viele Ausnahmen.

In Betreff der Hemiedrie bemerkt der Verf. Folgendes. Es ist bekannt, daß viele Krystalle von einer solchen Hemiedrie, daß parallele Flächen ungleiche Eigenschaften erlangen, bey Temperatur-Veränderungen elektrisch-polar werden, wobey wahrscheinlich dieselben Ursachen wirken, wie bey der Thermoelectricität von Wismuth und Antimon. Zwar giebt es viele Krystalle, bey welchen bloß die Hemiedrie oder bloß die Electricität beobachtet ist; allein wenn man berücksichtigt, daß Electricität in leitenden Körpern nicht wahrzunehmen, und die Hemiedrie sehr oft übersehen ist, so darf man der gewöhnlichen Ansicht, daß beyde Erscheinungen einander bedingen, wohl beystimmen.

Die nach diesem Gesetz als hemiedrisch aufgeführten Krystalle sind nun keineswegs über alle Arten von chemischen Formeln gleichmäßig vertheilt, sondern beobachten eine sehr merkwürdige Gruppirung. Es findet sich nämlich, daß die Hemiedrie gewissen Stoffen anhaftet und ihnen in sehr verschiedenen Verbindungen durch alle Klassen von Formen hin folgt. Ein solcher Stoff ist die Boraxsäure. Sie kommt in 8 Gattungen vor, wovon fünf, in der Natur vorkommende, als hemiedrisch erkannt sind, nämlich der Boracit, Turmalin, Arinit, Borax und Datolith.

Die drey borsauern Verbindungen, bey denen eine Hemiedrie nicht beobachtet ist, sind: das borsaure Natrum, das borsaure Ammoniak und die Borsäure. Davon sind die beyden ersten sehr unvollständig bekannt und bey der triklinisch krystallisirenden Säure ist die Hemiedrie nicht aufgesucht worden. (Sie wäre nur zu erkennen durch physikalische Verschiedenheit paralleler Flächen.) Die Eigenschaft der Borsäure, hemiedrische Krystallisation zu bedingen, findet sich auch bey der Chlor- und Bromsäure.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Januar.

Nro. 16. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Geschichte der Ilchane, das ist der Mongolen in Persien, von Hammer-Purgstall. Mit vier Beylagen und neun Stammtafeln. Erster Band. Darmstadt 1842. 435 S.

Die Fruchtbarkeit des Herrn von Hammer ist wahrhaft zum Erstaunen; kaum haben sich die Pressen von der umfangsreichen Geschichte der goldenen Horde erholt, so müssen sie neuerdings unter dem Drucke der mongolischen Fürsten Persiens schwitzen. Ein üppiger fruchtbarer Boden, wo das Samenkorn kräftige Halmen emportreibt und reichliche Ernte bringt, trägt auch, so wollen es die Naturgesetze, eine Masse unnützer und selbst schädlicher Gräser. Einsichtsvolle, auf den Herbst bedachte Landleute scheuen deßhalb weder Mühe noch Arbeit, um das Unkraut bey Zeiten auszureuten, damit der Segen und die Pracht der Ernte ihnen nicht verkümmert werde. Möchte doch Herr von Hammer den Fleiß und die Besonnenheit dieses klug berechnenden Geschlechtes sich zum Muster nehmen, und alle Mißgeburten einer flüchtigen Productivität und allen Wortreichthum einer üppigen Phantasie ausreuten; möchte er doch alle unnützen eckelhaften Prinzen, wie den, welcher sich (380) das Henkergeschäft als Gunst erbittet, alle Prinzessinnen, alle hirnlosen Tafeldecker und das ganze schmutzige Hofgesinde mongolischer Barbaren und asiatischer Despoten der Nacht der Vergessenheit preisgeben! Sie haben niemals gelebt. Und wie leicht wäre diese Ausscheidung nicht dem talentvollen Verfasser so vieler inhaltreichen Werke, dem geschmackvollen Kenner der Griechen und Römer und der schönen Literatur aller gebildeten Völker der neuern Jahrhunderte. Herr von Hammer-Purgstall hat eine ganz eigene Stellung in der deutschen Gelehrsamkeit. Die meisten Orientalisten unseres Vaterlandes sind damit zufrieden, neue Grammatiken zu schreiben, kleine Büchlein, zum Gebrauche ihrer Vorlesungen nochmals herauszugeben und höchstens hie und da ihren Amtsbrüdern eine gelehrte Untersuchung über diese oder jene Antiquität mitzutheilen. Die große Masse der Gebildeten der Nation, welche durch solcherley, nicht selten überflüßige Arbeiten nicht gefördert wird, weiß nichts von ihnen, und will auch nichts von ihnen wissen. Ganz anders Hammer-Purgstall. Was Deutschland von den dichterischen Erzeugnissen der Perser, was es von der Geschichte der Osmanen und so vieler andern Völker und Dynastien des Morgenlandes weiß, hat es zum Theile dem berühmten Orientalisten zu verdanken. Möchte doch die große Anzahl derjenigen, welche in den neuesten Zeiten die Verdienste Hammers auf alle Weise herabzusetzen suchen, dieß nicht ganz vergessen; möchten sie die weise Lehre nicht vergessen, welche Göthe bey der Betrachtung über die mannichfachen Arbeiten dieses Gelehrten verkündet: „Bey den Fundgruben," an welchen der Dichter von seinem Standpuncte Manches auszusetzen hatte, „bewahrheitete sich mir abermals die Erfahrung, daß wir in jedem Fache von den Mitlebenden auf das Schönste gefördert werden, sobald man sich ihrer Vorzüge dankbar und freundlich bedienen mag." (Noten und Abhandlungen zum besseren Verständniß des westöstlichen Divans.)

Ich brauche wohl nach diesen einleitenden

Worten nicht ausdrücklich zu sagen, daß der sorglose Mann auch in der Geschichte der Ilchane, welche Seiner Majestät unserem Könige, dem „Schöpfer eines Pantheon der Künste, dem Erhalter der ältern Denkmale derselben, und eines blühenden Reiches“ gewidmet ist, genug Stoff zurückgelassen hat, worüber mißwollende Kritiker ein mächtiges Geschrey erheben könnten. So müssen es sich gleich auf der ersten Seite die Tocharen des Alterthums, welche Ptolemäus als ein großes Volk Sogdiana's kennt und Plinius (VI. 20. ed. Harduin.) zu den Serern rechnet, gefallen lassen, durch einen despotischen Machtspruch des Verf. die schmutzigen Tatarn des eilften, (nach östlichen) oder des zwölften Jahrhunderts (nach den westlichen Quellen) zu werden. Diese Tocharen-Tataren erleiden dann S. 101 eine neue Metamorphose; sie müssen Tschacharen werden, — ein Volksname, welcher in der mongolischen Geschichte erst nach Dajan Chakan (lebte von 1466 — 1545) zum Vorschein kommt und ganz ungewissen Ursprunges ist. Schmidt, in den Mém. de l'Academie Imper. de St. Petersburg, VI. Série. II. 415. Auf derselben ersten Seite wird der Donner mongolischer Heere, das ist der Donner von Pfeil und Bogen, von den Ufern des gelben Flusses (haben sie denn nicht ganz China erobert? Sie haben ja selbst eine Expedition gegen Japan unternommen) bis zum rothen Meere, vom Altai zum Libanon gerollt. Dann haben die Worte (S. 65): „Von der indischen Gränze herrschte die in der ersten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts gegründete Dynastie der Chuldschen, das ist die fünfte der Ghur“ u. s. w. gar keinen Sinn. Die Dynastie der afghanischen Gildschi, das sind die Chuldschen, Choldsche oder Challadsche, die fälschlich von einigen östlichen Schriftstellern zu den Türken gerechnet werden, ward erst 1288 von Dschelaleddin Firus gegründet, und behauptet sich zu Delhi, unter vier Regenten, bloß drey und dreyßig Jahre. Welche Bewandtniß es aber mit diesen „großen Herrschern“ (a. a. O.) hat, ersieht man aus Ferischtah (I. 316. 381. 384, 495 nach der Uebersetzung von Briggs). Dschelaleddin ward von seinem Neffen Alaeddin Muhammed 1295 ermordet; er selbst starb im Jahre 1316, höchst wahrscheinlich an beygebrachtem Gifte. Noch in demselben Jahre ward sein Nachfolger Omar geblendet und im Kerker umgebracht; dasselbe Schicksal traf den letzten Gildschifürsten, Mubarik, im Jahre 1321 *).

Wir wollen aber das unerquickliche Geschäft des Schulmeisterns und Mäckelns Andern überlassen und bloß in Kürze den Inhalt des vorliegenden ersten Bandes der Geschichte der Ilchane angeben. Der kundige Leser weiß bereits das Wesentlichste, man könnte sagen das Wissenswerthe dieser Geschichten, durch die ziemlich ausführliche Behandlung dieses Abschnittes der persischen Geschichte in dem vierten Bande der Histoire des Mongols von d'Ohsson. Der deutsche Annalist befliß sich einer größeren Ausführlichkeit; die östlichen Quellen sind häufig wörtlich übersetzt.

Nachdem die ausführliche Heerschau der mongolischen Stämme, die wir schon seit langer Zeit kennen, vollendet ist, führt uns der Verfasser, in dem ersten Buche der Ilchane, nochmals Tschinggis **) (so schreiben die Mongolen den Namen und nicht Tschingis) Chakan vor und schildert uns, mit Verlaub sey's gesagt, den Geist seiner Gesetze, der in Todesstrafen und Prügeln besteht. Wir erfahren, daß die Anzahl der Streiche immer ungleich war, von drey, fünf, sieben bis zu sieben und siebzig. Alles ward geprügelt, vom untersten Stallknecht bis zu den Prinzen des Geblüts; doch hatte man die Befriedigung, nachdem der Schmerz verbissen war,

*) In der Stelle (S. 375 — 376): „Einen Monat hernach brachten Buka's Gesandte eine von den Bekennern der Lehre Schakiamuni's hochverehrte Reliquie, welche sie Scharil nennen, nämlich ein verknöchertes Menschenherz (?), muß wohl anstatt Scharil, Sarira, wie die Buddhaisten auch sonst diese Reliquien nennen, gelesen werden.

**) Herr v. Hammer folgt in der Angabe des Geburtsjahres (1155) mit d'Ohsson (Histoire des Mongoles I. 35.) dem Raschideddin und verwirft die Nachricht der Chinesen (Juen sse I. 10 r.), die sein Geburtsjahr auf 1161 ansetzen und ausdrücklich hinzufügen, er sey sechs und sechszig Jahre alt gestorben. Nun sagt aber Raschid selbst, wie wir aus der Stelle bey d'Ohsson ersehen: er habe über das Geburtsjahr des Tschinggis nichts Zuverlässiges erfahren können. . . . . .

so ehrenhaft dazustehen wie zuvor. Der blindeste Gehorsam ist dem Barbaren die größte Tugend und schweinische Unreinlichkeit dünkt ihm ein behagliches sparsames Leben. Von festen Wohnungen weiß er nichts; deßhalb sollen auch der Gottheit keine Tempel erbaut werden; deßhalb wüthet er gegen die Moscheen. Kommen, ausreißen, verbrennen, todtschlagen, plündern, davonjagen, so schildert ein Bewohner Bochara's in kurzen kräftigen Worten das tolle wüthende Getriebe des barbarischen Ungethüms (Nikbi ben Masud in den Notices et Extraits des Manuscrits II. 384).

Tschinggis bemühte sich, sowohl durch Ermahnungen wie durch Gesetze, die Einigkeit in seiner Familie zu befestigen; Alles dieß ist aber, gleichwie sein ganzes bloß auf menschlichem Ansehen beruhendes Gesetzbuch, nach seinem Tode (1227), vom barbarischen Uebermuthe schnell vergessen worden. Der Chakan hatte zwar ausdrücklich bestimmt, wie es mit der Nachfolge gehalten werden sollte, und doch fand eine Zwischenregierung von fast zwei Jahren statt, bis es Tuli, dem jüngsten Sohne Temudschin's vergönnt war, dem neuen Fürst der Fürsten, Uegutai — so nach mongolischer Schreibart — den gefüllten Becher Stutenmilch knieend darzureichen. Wie weiland Attila, so hat sich auch Uegutai zu Tode gesoffen (1241) und es trat jetzt nochmals eine Zwischenregierung ein unter der Regentin Turakina. Nach vier Jahren folgt ihr Sohn Gujuk, und als dieser sich ebenfalls schon im zweiten Jahre seiner Regierung durch Ausschweifungen zu Grund gerichtet hatte, Möngke, welcher seinen Bruder Chulagu (1254) nach dem Westen sandte. Mit dem Eintritte dieses Eroberers in Persien (1257) beginnt die Geschichte der Dynastie der Ilchane, welche siebzehn Fürsten zählte und an hundert Jahre (bis 1353) über den größten Theil der Länder der alten Monarchie des Cyrus und Darius Hystaspes herrschte, oder um es mit andern der Wahrheit entsprechendern Worten zu sagen, welche alle Länder von dem Orus bis zum Euphrat zu Boden trat und die unglücklichen Völker erdrückte.

Was bedeutet nun der Name Ilchan und warum haben einzig und allein die mongolischen Könige Persiens diesen Titel erhalten? Warum nicht die Beherrscher der goldenen Horde von Kiptschak oder die Fürsten der Länder jenseits des Orus, die Nachkommen des Dschagatai? Herr von Hammer übersetzt die Worte geradezu durch Landes- und Volksfürst, denn Il bedeute beides, und verweist dabey auf die Abhandlung des umsichtigen Gelehrten Frähn: De Ilchanorum seu Chulagidarum nummis commentatio. Petropoli 1834. Was sagt nun aber dieser genaue Forscher an dem angeführten Orte? Erklärt er sich bestimmt darüber, daß Il in diesem Titel diesen Sinn habe? Daß das mongolische oder türkische Wort (es ist den Sprachforschern jetzt bekannt, was Rémüsat noch nicht wußte, daß die tatarischen Sprachen sich innerlich verwandt sind), daß Il im Allgemeinen diese Bedeutung hat, darüber findet kein Zweifel statt.

(Schluß folgt.)

Syſtem der Kryſtalle von M. L. Frankenheim. (Aus der 2ten Abthl. des 19ten Bandes der Nova Acta Acad. Nat. Cur.) Breslau 1842. (4. 192 S.)

(Schluß.)

Von den aus organischen Körpern gebildeten und ihren Formen nach bekannten Säuern zeigt keine die Neigung, hemiedrische Formen hervorzubringen, so entschieden, als die Weinsäure. Fast alle ihre Verbindungen mit Wasser oder Basen sind hemiedrisch.

Diese Eigenschaft ist nicht auf die Säuern allein beschränkt, sondern findet sich ebenfalls bey einigen gewöhnlich electropositiv auftretenden Körpern, z. B. bey dem Zink. Die Mehrzahl der Zink-Verbindungen hat hemiedrischen Charakter. Solche sind

Żn Zinkblende.

Żn ($\dot{S}$; $\dot{S}e$) $\dot{H}^6$ mit dem Eisenvitriol isomorph.

$\dot{Zn}^3\ \ddot{Si}$ Williamit (unsicher).

$\dot{Zn}^4\ (\dddot{As}\ \dddot{Sb})$ Bestandtheil des Fahlerzes.

$\dot{Zn}\ (\ddot{S};\ \ddot{Se})\ \dot{H}^7$ Zinkvitriol und das analoge Selensalz.

$\dot{Zn}^6\ \dot{H}^3\ \ddot{Si}^2$ Kieselgalmey.

Die in solchen Verbindungen isomorphen Metalle Eisen, Kupfer, Magnesium, wären also ebenfalls hemiedrisch. Da ihre übrigen Verbindungen aber in der Regel holoedrisch sind, so können sie, wie das Zink selbst, wahrscheinlich zweyerley Zustände annehmen, welche man holoedrische und hemiedrische nennen kann.

Beym Quarz ist in Verbindung mit der Hemiedrie und Thermoelectricität noch eine andere Eigenschaft zu beobachten, nämlich die circulare Polarisation. Der Verf. glaubt, daß diese Erscheinung auch bey andern hemiedrischen Krystallen vorkomme, wenn sie auch aus Mangel an ganz genauen Beobachtungen bis jetzt nicht nachgewiesen sey. Er macht hiebey auf einen interessanten Umstand aufmerksam, daß nämlich die Ablenkung der Polarisationsaxe, die an den Krystallen, wo man sie erwarten durfte, noch nicht beobachtet ist, bey denselben Körpern unter Verhältnissen sich finde, wo sie ganz unerklärt sey, nämlich in den Auflösungen. Die hemiedrischen und thermoelektrischen Krystalle des Zuckers, der Citronensäure und mehrerer anderer Körper organischen Ursprungs lenken, wenn sie in Wasser oder einer andern nicht chemisch einwirkenden Flüßigkeit aufgelöst sind, den Lichtstrahl ganz nach denselben Gesetzen ab, wie der Quarz, nur mit dem Unterschiede, daß bey diesem die Ablenkung je nach der Varietät, bald rechts bald links ist, bey jenen dagegen für denselben Körper immer rechts oder immer links. Die Lösungen der hemiedrischen borsauern Salze sind zwar in dieser Hinsicht nicht untersucht; aber genau untersucht und zwar sowohl am Electrometer, als dem Polarisationsapparat für Flüßigkeiten, ist die Verbindung $\dot{C}^4\ \dot{H}^2\ \dot{O}^5$ mit $\dot{H}$ und andern Basen. Und hier findet sich folgende höchst merkwürdige Erscheinung, welche die innige Verbindung der Hemiedrie des Krystalls und der circularen Polarisation seiner Auflösung fast außer Zweifel setzt. Während nämlich bey der Weinsäure sowohl die Thermoelectricität, als die circulare Polarisation so kräftig sind, wie nur bey sehr wenigen Körpern, zeigt die ganz gleich zusammengesetzte Traubensäure, die sich also von der Weinsäure nur als ein isomerer Zustand unterscheidet und dieselbe Sättigungscapacität besitzt, weder in den Krystallen eine Spur von Thermoelectricität, noch in den Lösungen eine Spur von circularer Polarisation.

Es scheinen sich daher folgende vier Eigenschaften zu entsprechen:

1. Die hemiedrische Krystallform.
2. Die Thermo-Electricität im Krystall.
3. Die circulare oder elliptische Polarisation des Körpers im festen Zustande.
4. Die circulare Polarisation desselben Körpers im flüßigen Zustande.

Man wird aus diesem Ueberblick ersehen, daß der Verf. alle interessanten Beziehungen, welche in der Natur des verarbeiteten Stoffes lagen, aufgefaßt und so weit es das freylich mangel- und lückenhafte Material erlaubte, hervorgehoben hat. Die Entscheidung vieler der gegebenen Andeutungen muß übrigens künftigen Arbeiten überlassen bleiben und es wäre hiebey vorzüglich zu wünschen, daß die Krystallographen den künstlichen Salzen mehr als bisher geschehen, ihre Aufmerksamkeit zuwenden möchten. —

Den Schluß des Werkes macht ein systematisches Verzeichniß der chemischen Formeln, worin die Verbindungen nach dem elektronegativen Bestandtheil zusammengesetzt sind, die Chloride, Sulfuride, Oxyde, Sulphate, Phosphate ꝛc. Ferner ist ein alphabetisches Register beygegeben.

v. Kobell.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Januar.

Nro. 17. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Del vario grado d'importanza degli stati odierni. Opera di Cristoforo Negri, dottore in legge. Milano, dalla tipografia di Giuseppe Bernardoni di Gio. 1841. 600 S. 8.

Dürften wir dem vorliegenden Werke, welches der gelehrte Verfasser unserer Akademie der Wissenschaften zum Geschenke gemacht hat, nach unserem Belieben einen Titel für deutsche Leser geben, wir würden es: „vergleichende Darstellung der inneren und äußeren Politik der gegenwärtigen Staaten" nennen. Hierunter möge sich jedoch der Leser nicht ein Handbuch, etwa wie Schuberts Staatenkunde denken, wo in bestimmten Capiteln wohl classificirt die einzelnen Materien besonders abgehandelt werden. Wenn wir auch in dem italienischen Werke eine Gründlichkeit und Belesenheit finden, wie wir sie gewöhnlich nur bey unseren Landsleuten vorauszusetzen pflegen, so hat H. Negri doch sorgfältig Alles zu vermeiden gewußt, was seinem Buche nur im Mindesten den Stempel der Schule oder gar gelehrter Pedanterie hätte aufdrücken können. Die Darstellung der einzelnen Staaten ist in großen Bildern gehalten: Vergleichungen mit ähnlichen Zuständen anderer Staaten verleihen dem jedesmal behandelten Gegenstande ein besonderes Interesse. Die Sprache ist lebhaft; so viel wir von dem fremden Idiom verstehen, kernhaft, natürlich und zugleich von vieler Eleganz. Gesuchte Ausdrücke und Wendungen, wie sie die neueren Italiener lieben, um ihr Studium der classischen Literatur ihres Vaterlandes zu zeigen, sind vermieden. Eine edle Einfachheit verleiht ihr eine besondere Kraft und Anmuth. Wir finden eine seltene Kenntniß der deutschen Sprache und deutscher Verhältnisse; wünschten wir auch wohl hie und da etwas aufgenommen zu sehen, was der Verfasser übergieng, so fanden wir an dem Aufgenommenen desto seltener etwas zu tadeln. Wir haben einzelne Capitel wiederholt und sorgfältig geprüft, und uns dadurch von dem Gehalte des Werkes überzeugt; aber auch in den übrigen 23 des ganzen Buches so viel Geistreiches und Treffliches gefunden, daß wir uns verpflichtet fühlen, dem Verfasser öffentlich unsern Dank für das gemachte Geschenk und zugleich unsere Freude auszusprechen, daß Italien auch diesen Studien und zwar auf eine so tüchtige Weise sich zuwendet. Es ist uns dieses eine neue Bürgschaft für die Wahrheit eines Satzes, zu dessen Aufstellung uns ein längerer Aufenthalt in dem hesperischen Lande und eine unablässige Beobachtung seiner Zustände zu berechtigen schien: daß Italien allmählig sich des Einflusses einer schalen französischen Afterweisheit zu entschlagen und mit der wieder gewonnenen religiösen Basis auch den ernstesten Studien sich zuzuwenden beginne, wie sie der inneren Tüchtigkeit der geistreichen Nation, die sich jetzt wieder findet, nur immer angemessen seyn können.

Da es uns zu weit führen würde, einen Auszug aus dem 600 Seiten starken Werke zu geben, beschränken wir uns darauf, ein Paar Stellen hervorzuheben, in welchen sich theils die Eigenthümlichkeit des Verfassers, theils eine besondere Auffassungsweise des Gegenstandes hervorragend ausspricht.

So, gleich im ersten Capitel S. 8 über die Seemacht der Engländer:

„Alle Meere sind von den Engländern in verschiedene hydographische Districte eingetheilt und jeder zur Wahrung wie zum Angriffe einer ständigen Flotten-Abtheilung anvertraut. Großbritanien kann somit plötzlich eine schlagfertige Flotte aufstellen, indem es bloß irgend einem furchtbaren Wachtposten die nöthigen Verhaltungsmaßregeln ertheilt, ohne daß dadurch in den britischen Arsenalen sich eine außerordentliche Bewegung kund gäbe. Es kann die schwierige Vereinigung der französischen Flotten des mittel- und atlantischen Meeres aufhalten und diese überraschen; es kann durch seine Stationen in den 4 anglonormanischen Inseln die Vereinigung der Schiffe des atlantischen und des Aermelmeeres hindern, wovon die bloßen Vereinigungsversuche den Franzosen schon so große Verluste brachten. Eben so vermag es eine Vereinigung der russischen Flotte des baltischen und des schwarzen Meeres fast unmöglich zu machen, und manche Staaten, die ihre Hauptstadt am Meere haben, im Herzen zu verwunden.“

Dasselbe wird nun S. 9 in Bezug auf die asiatischen und amerikanischen Meere noch weiter ausgeführt.

In Bezug auf Spanien *):

„Spanien sinkt; so schreibt man und täglich wird als Ursache dieses Verfalls die Verweichlichung, der Müssiggang und die Indolenz angegeben. Allein die Verbrennungen auf öffentlichem Platze nach summarischem Processe und die Hinzuziehung von Frauen und Kindern zu dem Auto da Fé nannte man Verweichlichung; der verzweifelte Kampf auf allen Meeren und in allen Ländern ward Müssiggang genannt; das Streben nach einer Universal-Monarchie über die Dinge sowohl wie über die Ideen und die fast vollbrachte Erlangung derselben nach tausend Schlachten, hieß man Indolenz. Die Begierde nach allen Schätzen der Erde und nach allen Ländern der Welt galt als Ekel und Ueberdruß, den Peru bereitet habe. Allein die Reichthümer machen die Menschen nicht indolent, sondern maßlos. Reichthum erzeugt Macht, die Macht Zügellosigkeit und die Bedrückungen, die sie sich erlaubten, machten die Spanier zuletzt unerträglich, als sie ihre Sicheln an jedwede Aerndte anlegen wollten.“

*) c. X. S. 209.

„Nicht durch das Uebermaß des Schlafes, sondern durch das des Wachens schwächte sich Spanien; es sank durch die zu große Anstrengung seiner Kräfte und nicht durch eine todtbringende Trägheit. Die Spanier bauten in ihrem Vaterlande nicht auf und zerstörten im Auslande; sie bedrohten die Welt so lange, bis sich diese gegen sie bewaffnete. Sie eroberten die mächtigsten Länder und unterlagen den heftigsten Aufständen.“ — —

(Schluß folgt.)

Geschichte der Ilchane, das ist der Mongolen in Persien, von Hammer-Purgstall.

(Schluß).

So ist, um nur eines anzuführen, Rumelien aus Rumil, das ist das Land Rum, worunter die Türken nicht selten ganz Europa begreifen, hervorgegangen. Aber in der Zusammensetzung mit Ilchan? Frähn giebt die verschiedenen Bedeutungen des Wortes: Land, Gau, Frieden und Kraft an, wagt aber nicht zu entscheiden, welche Auffassung hier die richtige sey. Eine genaue Kenntniß der Stellung dieser Fürsten wird uns den sichersten Aufschluß über die Bedeutung ihres Titels geben. Chulagu und seine Nachkommen waren, nach dem chinesisch-mongolischen Staatsrechte, bloß die Statthalter oder Minister des Chakan im Osten, im mongolischen Darogha und im chinesischen Fukuo (Morrison, Dictionnary 2458 und 6832), Helfer des Feudalreichs genannt, wie sich Arghun auf seinem chinesischen Siegel (Rémusat, Mémoires sur les relations avec les Empereurs Mongols 116) nennt. Nun haben bekanntlich die Herrn der Reiche des chinesischen Cultursystems die Sitte, den Fürsten, mit welchen sie verkehren und die sie dann als Unterworfene betrachten, den chinesischen Kalender zu senden und allerley Ehrenbezeugungen zu ertheilen. Auf dem angeführten Siegel wird Arghun Gan min (Morrison 2834 und 7694), Beruhiger des Volkes genannt, was wahrscheinlich der auch sonst in den Geschichtschreibern

des Mittelreiches häufig vorkommende Titel der Fürsten ist, welcher den Gebietern Persiens von den Chakan in Chanbalik verliehen wurde. Ilchan ist aber bloß, wie Schmidt bereits vermuthete, die mongolische Uebersetzung der chinesischen Worte Gan min und heißt zu deutsch Friedensfürst. Man sollte glauben, es würden sich in den Juen sse oder der Chronik der Juen (so heißt die einheimische chinesische Geschichte der Mongolendynastie des Mittelreiches) unter dem Abschnitte Persien, in der Abtheilung, welche von fremden Nationen handelt, die nothwendigen Aufschlüsse und Nachweisungen über die Beziehungen der Chakane zu den Ilchanen finden; dieß ist aber keineswegs der Fall. Die Compilatoren der mongolischen Geschichte haben unter Po sse (Juen sse Buch 42 Blatt 49 a), wie ich bereits in dem ersten Bande meiner asiatischen Studien bemerkt habe, nur verstümmelte Auszüge aus den früheren Jahrbüchern der Nation mitgetheilt, ohne, was höchst sonderbar ist, die Geschichte des Landes während der Regierung der Ilchane im entferntesten zu berühren.

In den folgenden vier Büchern der Friedensfürsten Irans wird die Gründung des mongolisch-persischen Reiches durch Chulagu berichtet, dann die Geschichte der Ilchane Abagha (1265 — 1282), Tegudar (Juny 1282 — July 1284), Arghun (1284 — 1291), Keichatu oder Kendschatu (1291 — 1295), bis zur Thronbesteigung des Beidu herabgeführt, welcher schon nach acht Monaten Chasan, dem Sohne Arghun's, weichen mußte. Beidu ward ermordet; nach der Angabe christlicher Schriftsteller fiel er durch die Hände der Muselman, — ein Opfer seiner christlichen Gesinnung.

In der ersten der vier Beylagen, welche einen Auszug aus der Geschichte Haider's über Dschudschi enthält, ist, so wie S. 101 des Textes, anstatt Thalkan, Talikan und anstatt Bedachsan, Badakschan zu lesen. Talikan wird von Moorcroft (Travels. London 1838 II. 482), von Burnes und Andern ausführlich beschrieben. In der zweyten interessanten Beylage aus Wassaf, „dem Lobredner der Majestät unter Oldschaitu und Abu Said," die Erwähnung der Länder Dschudschi's enthaltend, erfahren wir, daß man auf dem Zuge Batu's gegen Rußland im mongolischen Heere 270,000 abgeschnittene Ohren der Erschlagenen zählte, worauf der offizielle Hofschmeichler Wassaf folgenden Vers ächt mongolischen Geschmackes dichtete:

Es füllet in der Welt dein Ruhm die Ohren,
Vor deinem Grimm droht Untergang den Ohren.

Das Wort Dschaw, bey Abulfaradsch Schaw, in der vierten Beylage, welche die Ursachen und schlimmen Folgen des unter Keichatu eingeführten Papiergeldes beschreibt, ist, wie schon Klaproth in seiner Abhandlung über den Ursprung des Papiergeldes bemerkt, und wie aus den Nachrichten Wassafs selbst hervorgeht (d'Ohsson IV. 101) ohne Zweifel chinesischen Ursprungs. Das Papiergeld, das zu den Zeiten der Mongolenherrschaft im Mittelreiche ausgegeben wurde, es war schon früher bekannt, hieß Tschao (Morrison 373), ein Charakter, der sprechend genug aus wenig und Metall zusammengesetzt ist und ursprünglich wegnehmen, confisciren bedeutet. Wer hätte wohl dem steifen Schranzenwesen der Chinesen so viele Ironie zugetraut?

Man irrt, wenn man glaubt, in der Geschichte der Ilchane bloß eine Erzählung der denkwürdigen folgenreichen Thaten der Fürsten und ihrer Umgebung, eine Schilderung der Geisteserzeugnisse und der Culturzustände ihrer Zeit zu finden: hiemit begnügt sich der gelehrte Verfasser nicht; er giebt uns aus dem Reichthume seiner orientalischen Quellen viel, viel mehr, als wir erwarten, als wir brauchen können. Es werden uns die Rudel Gemahlinnen, das ganze Pack der Verschläferinnen, dieser Viehmenschen, namentlich vorgeführt und hie und da sogar über ihr relatives Alter Berechnungen angestellt, oder scharfsinnige Vermuthungen mitgetheilt; dann erfahren wir alle Namen der, nochmals mit Verlaub zu sagen, sogenannten Prinzen und Prinzessinnen, und an welchen Uebeln oder Zufällen sie des Todes verblichen sind. Man denke sich nur, Tekschin, wer kennt ihn nicht, der vierte Sohn Chulagu's, der seine angeheirathete Base heimführte, sie hat Nulun geheißen, starb an einem Blasenübel; man lese nur und ärgere sich, daß

der große Abagha so sehr die Grundsätze der Legitimität mißkannte, solch eine radicale Natur war, daß er keine einzige seiner sieben Töchter an „Prinzen von Geblüt“ verheirathete, sondern bloß an Söhne der Emir und großen Beamten; so Fulkotlogh an den Ildschitai Kuschdschi; es war dieß ein Hartschier oder Leibtrabant u. s. w. Ueber die gleichzeitigen Fürsten oder Begebenheiten, welche nur in irgend einer Beziehung zu den Ilchanen stehen, werden wir ebenfalls ausführlich unterrichtet; so über die Herrscher von Groß- und Klein-Luristan, von Groß- und Klein-Armenien, wobey der Unterzeichnete gelegentlich (S. 163) über das Vorhandenseyn eines Vertrags belehrt wird, den er noch nicht kannte, als er Wahram's Chronik des armenischen Königreichs von Kilikien übersetzte *); dann über die interessanten Dynasten des Hauses Kert, wie über die verschiedenen Dynastien der kurdischen Ayubiten, der Herrn Aegyptens, der Beni Kaissar auf der Insel Kais und der Beni Amare in Fars, welche beyde letztere Regentenhäuser, wie der Verf. ausdrücklich bemerkt, den europäischen Geschichtschreibern bisher ganz entgangen sind (S. 240). Wir erfahren dann, daß die Beni Kaissar ihr Glück einer Katze zu verdanken haben, welche die arme Mutter als einzige Habe den drey Söhnen des Schiffers Kaissar mit nach Indien gab. Wo gelandet ward, gab es keine Katzen, aber desto mehr Mäuse, die hat nun die Katze alle zusammengefressen und den Gebietern Schätze von Juwelen und Gold eingetragen, — ein prächt'ger Nachtrag zu den abentheuerlichen ergötzlichen Reisen des wackern Sindbad. Wie der Verfasser seine östlichen Quellen benutzt und excerpirt, kann man aus folgender Stelle (S. 249), die wir zugleich als Probe des Styls mittheilen, ersehen. „Der Geschichtschreiber Wassaf hebt als die vier Säulen des Ruhms der Zeit Abaka's, von welcher die feste und sichere Herrschaft der Ilchane in Persien datirt, vier in ihrem Fache ausgezeichnete Männer hervor als „die vier Großen unter ihren Zeitgenossen;“ der erste derselben, der größte Astronom und Philosoph seiner Zeit, Nasireddin von Tus, der Gründer der Sternwarte zu Meragha, der Verfasser der großen Metaphysik und Ethik, welcher an dem Hofe Hulagu's und Abaka's die Stelle des Ministers des Unterrichts vertrat und der bey Gelegenheit der Thronbesteigung Abaka's hundert seiner Schüler mit Geschenken des neuen Herrn bedräute (?). Der zweyte, der Wesir Schemseddin Dschuweini, der dritte der Tonkünstler Ssafijeddin Abdolmumin El Ormewi und der vierte der Schönschreiber Dschemaleddin Jakut. Von den beyden letztern genügt hier der Name, Schemseddin Muhammed Dschuweini tritt aber erst jetzt als Wesir an die Spitze der Reichsgeschäfte in seiner ganzen Größe auf. „Unter seiner Regierung,“ sagt Wassaf, „begehrten die Schafe von den Wölfen das mehrjährige Blutgeld, und das Repphuhn liebäugelte mit Falken und Habichten; durch ihn wurde der gute Name des Padischah auf den schwarzen und weißen Blättern der Tage und Nächte mit schöner Glückesschrift aufgezeichnet!“

Carl Fried. Neumann.

*) Als Gegendienst für diese gütige Nachweisung mache ich Herrn v. Hammer auf die Geschichte des Treibens der Mongolen in Armenien, wie sie Tschamtschean in der großen Geschichte Armeniens berichtet, aufmerksam, so wie auf die Auszüge, welche Klaproth unter folgendem Titel bekannt machte: Aperçu des entreprises des Mongols en Géorgie et en Arménie dans le 13ième siècle. Traduit de l'Arménien. Paris 1833. Es ist dieß ein Auszug aus dem Journal asiatique,

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Januar.

Nro. 18. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Geschichte des Schweizerlandes von David Müscheler. Erster Band. Hamburg, Verlag von F. Perthes. XXIV und 590 S. in 8. 1842.

Keines Landes Geschichte ist so vielfältig beschrieben worden, keines Landes Geschichte läßt sich aus so verschiedenartigen Standpunkten auffassen, wie die der Schweiz; nie ist es für einen Bewohner dieses Landes schwieriger gewesen, dieselbe zu schreiben, als gegenwärtig; nie, die erforderliche Ruhe zu objectiver Anschauung zu gewinnen, zur schwerer zu erfüllenden Forderung geworden, als, bey innerer Zerrissenheit und so manchen traurigen Erfahrungen heutzutage. Daher mag es kommen, daß in der durch Heeren und Uckert unternommenen europäischen Staatengeschichte die Schweiz bis dahin noch nicht bearbeitet worden ist, der Verleger aber diese Lücke einstweilen auszufüllen gesucht hat; wie denn in der Vorrede bemerkt wird, daß diese Geschichte dem Format und der innern Einrichtung nach mit jenem größern Werke in so weit in Uebereinstimmung gebracht worden sey, daß die Besitzer derselben ihrer, als eines passenden Surrogates sich zu bedienen im Falle wären. Die Hauptfrage bleibt daher: ob sich der Hr. Verleger an den rechten Mann gewendet habe? Was wir unserer Ueberzeugung gemäß schon deßwegen bejahen müssen, weil der Verfasser an die Anfänge der Geschichte sich stellt und jeweils dem Verlauf derselben ungetrübten Blickes durch das, was erst später hervortritt, nachgeht, den mannigfachen Gestaltungen, wie sie sich auseinander entwickeln, folgt.

Es liegt aber, wenn noch so indirect und von dem Schriftsteller noch so vermieden, in jedem Geschichtswerk eine Polemik; bey unrichtiger Auffassung gegen die wahren Grundsätze der Staatenbildung und der gesellschaftlichen Verhältnisse, bey getreuer Auffassung gegen die irrigen Lehren und Meinungen hierüber. Eine solche Polemik zieht sich auch durch das vorliegende Werk; aber nicht der Verfasser ist's, der eine solche gesucht hat, sondern die Thatsachen sind es, welche dieselbe an die Hand geben, diese, nicht er, nicht seine subjective Meinung, seine Worte, etwa eingeflochtene Reflexionen, die uns nur sparsam, dann aber sehr treffend begegnen, sind es, die flüchtiger oder zäher hervortretenden und in unserer Zeit mehr als je verbreiteten Irrthümern die Stirne bieten. Diese Geschichte tritt in Widerspruch zuerst gegen diejenigen, welche die ehevorigen schweizerischen freyen Städte und Länder zufälliger Aehnlichkeiten wegen mit den Republiken des Alterthums in Vergleichung bringen und den Vorfahren der jetzigen Schweizer alterthümliche Ideale substituiren wollten; sodann tritt sie in Widerspruch gegen diejenigen, welche von einer schweizerischen Nationalität faseln, indem sie nachweist, daß in der deutschen Schweiz, als deutschen Ursprungs, der deutsche Geist (in Einrichtungen, Rechtsverhältnissen und Gewohnheiten) während langer Zeit unvermischter sich erhalten habe, als in manchen andern deutschen Ländern; sie tritt ferner in Widerspruch gegen alle diejenigen, welche so gerne vorgeben (denn es ist nichts anderes, als ein in neuerer Zeit zu gewissen Zwecken ersonnenes, nacktes Vorgeben), mit Ausnahme der selbstherrlichen Städte und Länder hät-

ten alle übrigen Bewohner des Schweizerlandes keine eigenthümlichen Rechte besessen, sondern wären einer unbedingten Willkühr unterworfen gewesen; und endlich tritt sie in Widerspruch mit allen, welche an der Fiction eines Social-Contractes sich erlaben, indem sie eine Mannigfaltigkeit der Rechte und der Zustände bis in die ältesten Zeiten hinauf nachweist, womit gegen jenes Hirngespinnst die kräftigste Protestation eingelegt wird.

Zwey Eigenschaften (deren Abwesenheit, zumal der letztern, der Wahnwitz einer markloſen Nüchternheit für den Geschichtschreiber als wesentliche Zierden, ja als unerläßliche Bedingungen postuliren wollte) treten bey Hrn. Nüscheler alsbald hervor: die Achtung vor dem Recht und allem, was auf dasselbe sich gründet; sodann Religiosität, und zwar nicht eine im Unbestimmten verschwimmende Religiosität, die nöthigen Falls jeder Form sich anschließen könnte, sondern eine entschieden christliche, selbst eine so positive, daß eingeschrumpfte Confessionsjäger ihm sogar seine Urtheile verübeln könnten, wobey wir nur sagen dürfen, daß der Hr. Verf. auch hierin die Geschichte, und nicht den zwinglischen Katechismus zu Rath gezogen habe.

Man könnte sagen, der vorliegende erste Band bis zum ewigen Bund der drey Waldstätte Uri, Schwyz und Unterwalden gehend, (nicht volle vier Wochen nach der Schlacht am Morgarten geschlossen) behandle gewissermassen die Vorgeschichte der Schweiz. Er zerfällt, den über diesen Landstrich jeweils vorherrschenden Elementen gemäß, — in die celtische, römische und deutsche (der Verf. hat diese Art zu schreiben gewählt) Zeit. Die folgenden Zeitabschnitte werden die Ueberschriften: die Schweizerische und die Neue Zeit erhalten; jene, weil das staatsrechtliche Bestehen eines Landes, welches allmählig den Namen Schweiz gewinnt, und einer Form desselben, die sich Eidgenossenschaft nennt, erst mit der Schlacht am Morgarten zu keimen beginnt; diese, weil mit der Revolution von 1798 die alte schweizerische Eidgenossenschaft untergegangen, das Land zwar mit seiner Benennung geblieben, jenes staatsrechtliche Leben aber ein ganz anderes geworden ist, wiewohl hier besonders sich wahrnehmen läßt, was S. 3. gesagt ist: „daß öfters die Wirkungen der alten Zeit noch lange fortdauern, während die Ursachen der neuen Zeit schon tiefe Wurzeln geschlagen haben.“

Die Scythen der Griechen schieden sich in Sarmaten und Celten, diese in Germanen und Gallier, zu denen wahrscheinlich die Helvetier, die jedoch nur in einzelnen Theilen der jetzigen Schweiz wohnten, gehörten. Divico und Orgetorix sind die einzigen aus diesem langen Zeitraume auftauchenden Namen; die Schlacht von Bibracte war der Anfang der römischen Zeit. Wie wir S. 10, wo der staatlichen Einrichtung der Gallier gedacht ist, die richtige Bemerkung finden, daß dem Alterthume das, was man heutzutage Volkssouverainetät heißt, völlig unbekannt gewesen sey, so spricht S. 34 wieder nicht der Verfasser, sondern die Geschichte, daß die Römer ihr Reich zwar nach einem großen umfassenden Plane regiert haben, „ohne eine (der Neigung und den Bedürfnissen der Menschen und Völker widerstrebende) unbedingte Gleichförmigkeit durchführen zu wollen.“ Das Wichtigste und Folgenreichste aus der Römerzeit ist die Einführung des Christenthums, welche S. 48 — 53 ernst, treu, warm erzählt wird, also, daß vor denjenigen, welche bey jedem Bericht von ungewöhnlichen Vorgängen aus jener Zeit einer neuen Weltgestaltung in Zweifelsucht zurückfahren, der Verfasser für seine in die Geschichte aufgenommene thebaische Legion schwerlich Gnade finden wird. Ob den Einfällen, Zügen und Kämpfen der verschiedenen nordischen Völker gegen das römische Reich, von Kaiser Constantins Zeiten an, nicht ein zum eigentlichen Gegenstand und Umfang dieser Geschichte in etwelchem Mißverhältniß stehender Raum sey gegönnt worden, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. Als Resultat ergiebt sich, daß im nordöstlichen Helvetien die Alemannen, im südwestlichen die Burgundionen sich niederließen, Arbor felix, Arbon am Bodensee, wahrscheinlich der letzte Platz war, der durch die vereinten Alemannen und Hunnen (auf ihrem Zuge nach Gallien) den Römern entrissen wurde.

Nun beginnt die deutsche Zeit in drey Abtheilungen, von Begründung des ersten (456) bis zum Beginn des letzten burgundischen Reichs (888), von da bis zu dessen Ende (1032), und von hier

bis zum Ewigen Bund. Zwar dauerte jenes erste burgundische Reich unter eigenen Fürsten keine achtzig Jahre, da deren letzter, Godomar, durch die fränkischen Könige Childebert und Clotar vertrieben wurde. Hier aber erscheint, was durch mehr als tausend Jahre charakteristisches Merkmal germanischer Einrichtung und Herrschaft im Gegensatz gegen das heidnische Alterthum und die neuere Zeit im vielfachen Wechsel der Völkergeschicke so oft vorkommt, zum erstenmal: das eigene Königshaus der Burgunder verschwand, das Volk blieb. Es wurde durch einen Vertrag festgesetzt, daß zwar die Könige der Franken auch Könige von Burgundien seyn und heißen sollen, daß man ihnen die gleichen Dienste leisten werde, wie bisher den Fürsten des Hauses Gundiochs, daß sie aber die Ordnungen und Rechte des Volkes und des Eigenthums jedes Einzelnen verwahrt haben. So waren nach der Schlacht bey Zülpich auch die Alemannen unter fränkische Herrschaft gekommen, hatten aber doch ihre eigenen Herzoge, ihr besonderes Gesetzbuch, ihre nationale Eigenthümlichkeit beybehalten, was selbst nach Besiegung des letzten dieser Herzoge, Lantfried des Jüngern, und der Verwaltung des Landes durch Kammerboten keiner Veränderung unterlag. Aus diesem viel verschlungenen Geflechte von Kriegen, Auflehnungen und Einbrüchen, treten die mancherley kirchlichen Stiftungen, die Züge innerer Einrichtungen, die Bestrebungen auf wissenschaftlichem Boden als freundliche Bilder hervor. Von Carl dem Großen aber und seiner Krönung zum römischen Kaiser urtheilt der Verfasser S. 131: „Was dem römischen Kaiser aus deutschem Stamme einen tiefern Halt gab, war, daß sein Thron auf die Kirche sich gründete; daß er gleichsam als weltliches Oberhaupt, als von Gott berufener Beschützer der abendländischen Christenheit sich betrachten konnte.“

Es war Graf Rudolph, der nach Carls des Dicken Tod im Jahre 888 von der Stelle eines Statthalters zu der Würde eines selbstständigen Königs über das transjuranische Burgundien sich aufschwang. Im Anfang des folgenden Jahrhunderts wurde auch das alemannische Herzogthum, jedoch als königliches Lehen, hergestellt; die Ernennung geschah zwar wohl principum (des alemannischen Adels) assensu, d. h. unter deren Anerkennung, nicht aber durch deren Wahl. Haupterscheinungen in dieser Zeit sind die Einfälle der Saracenen und Magyaren, welche im heutigen Canton St. Gallen sich berührten, indem jene St. Gallen verbrannten, diese etwas später, ganz nahe dieser Stadt, die Bärenek inne hatten. Eine merkwürdige Personalität dieser Zeit tritt in der Herzogin Hedwig von Schwaben auf; das höhere Leben aber manifestirte sich theils in den bereits vorhandenen, theils in neu begründeten geistlichen Stiftungen, denen (wie billig) größere, zugleich aber diejenige Aufmerksamkeit gewidmet ist, die sie bey einem für alles Edle, Schöne und dem menschlichen Geschlecht (in höherem Sinn als Eisenbahnen und Bankgeschäfte) wohlthuenden empfänglichen Gemüthe unfehlbar hervorrufen müssen. Ueberhaupt kann dem Leser nicht entgehen, daß die feine Beobachtungsgabe des Verfassers den zerstreuten Notizen aus diesen fernen Zeiten manche Bemerkung abgewonnen habe, die zwar bey den gegenwärtig landläufigen Meinungen Anerkennung vielleicht nicht finden, von jedem aber, der durch dieselben sich nicht hat unterjochen lassen, desto höher angeschlagen werden wird.

Rudolph IV., der letzte König der transjuranischen Burgunder, sandte bey herannahendem Ende Krone und Scepter Kaiser Conrad II., seinem Großneffen von dessen Gemahlin her. Durch die Kaiserin Agnes, Heinrichs III. Wittwe, ward deren Tochtermann, Herzog Rudolph von Rheinfelden, Herzog von Alemannien und Verwalter des transjuranischen Burgunds, mithin Herr beynahe der ganzen jetzigen Schweiz. Gegen das Urtheil, welches der Verf. S. 201 ff. über Gregors VII. Bestrebungen fällt, müßte die Orthodoxie des politischen und kirchlichen Radicalismus unfehlbar ein unerbittliches Anathema schleudern, wenn er gleich (S. 211) die nachtheiligen Folgen desselben (die aber nicht jenem, sondern den menschlichen Leidenschaften zuzuschreiben sind) nicht unberührt läßt. Auch mit seinem Glauben an die Wunder des heil. Bernhards, von denen selbst Raumer bekennt, „daß er diese Menge nach Tag und Ort (und Wesenheit der Wirkung) genau verzeichneten Thatsachen nicht

schlechthin und ohne alle Ausnahme als vorsätzlich erfundene Lügen verwerfen möchte," dürfte der Verfasser vor manchen schlecht bestehen. Besondere Aufmerksamkeit (mit Recht, weil sie für manche künftige Gestaltungen den ersten Anstoß gaben, zu manchen die Keime legten) wird den beyden letzten Zähringern, als Rectoren von Transjuranien, gewidmet, deren Städtestiftungen durch die Absicht erklärt werden, sich widerstandsfähige Waffenplätze gegen die romanischen Burgunder zu verschaffen. Das Jahr, in welchem die Zähringer erloschen, gewinnt größere welthistorische Bedeutung durch die Geburt Rudolphs von Habsburg, in welche Zeit auch die Stiftung des Dominikaner und des Franziskanerordens fällt (über welche S. 262 ff.). S. 267 ff. wird von den Verbindungen der Städte und von Stiftung der Zünfte gründlich, weil dem Sachverhalt angemessen, gesprochen, nur halten wir dafür, was der Verf. jedoch nicht entschieden ausspricht, daß der alleranfängliche Keim der letztern eher in einer kirchlichen, d. h. religiösen, Ursache zu suchen, der gewerbliche erst nur die äußere Hülle gewesen sey, wiewohl beyde alsbald sich durchdrangen. Rudolph von Habsburg wird von der Mitte des 13. Jahrhunderts an der Kern, um welchen die ganze damalige Geschichte der jetzigen Schweiz sich anschließt.

(Schluß folgt.)

Del vario grado d'importanza degli stati odierni. Opera di Cristoforo Negri, dottore in legge.

(Schluß.)

„Es bewaffnete sich Spanien mit Hülfe des amerikanischen Goldes und kämpfte; es bewaffnete sich England mit Hülfe des Erlöses verkaufter Klostergüter und — siegte. Das spanische Heer war immer zahlreich, um die unruhige Bevölkerung so vieler Länder im Zaume zu halten; die Anzahl der Festungen war unermeßlich. Sie kosteten ungeheure Summen und doch war das Heer und die Anzahl der Festungen für das Verhältniß der Gefahr im Innern und gegen Außen nur gering. Die Auswanderung war ungeheuer an Zahl und Nachtheil, der Cölibat überaus häufig, die Verbindung der Provinzen schon durch die Natur erschwert, durch die Provincialmauten noch schwieriger, durch die verschiedenen Gesetzgebungen geradezu abgeschnitten. Die Administration erstreckte sich über die halbe Welt; von Carl V. aber bis Philipp V. besuchte kein König mehr die Provinzen. Und trotz allem diesen erhielt sich Spanien bewunderungswürdig groß und sank erst, als mit dem Aussterben der Dynastie die Provinzen sich für die Kronbewerber parteyten. Und selbst nach dem Verluste seines Ansehens, seiner Marine und seiner Macht erhielt es die mit so vieler Kunst an das Mutterland geketteten Provinzen — selbst als ihre Bevölkerung die des Mutterlandes überstiegen hatte — und verlor es dieselben erst bey der französischen Invasion, als seine Fürsten sich selbst aufgegeben hatten."

Wir bedauern, des Raumes wegen nicht auch die Beschreibung des Zustandes der Lombardey, deren Flor unter dem milden Scepter Oesterreichs der Verfasser als Augenzeuge darzustellen vermag, und zu dessen noch größerer Hebung er einige Vorschläge macht, unseren Lesern mittheilen zu können. Um so mehr verweisen wir sie aber auf die Lectüre dieses Werkes selbst, welches in Bezug auf die romanischen Völker insbesondere gar manches Vorurtheil berichtigen, gar manche neue Thatsache mittheilen dürfte. Zugleich gewährt es uns ein besonderes Vergnügen, daß die gelehrten Anzeigen unseres Wissens in Deutschland zuerst von einem Werke Kunde gaben, welches als eine erfreuliche literarische Erscheinung überhaupt, für Italien aber als die fröhliche Rückkehr zu jenen politischen Studien begrüßt werden muß, durch welche die Italiener in früherer Zeit die Wissenschaft mit einem neuen Zweige bereicherten, und in welchem sie bereits so viel Ausgezeichnetes geliefert haben.

Höfler.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Januar.

Nro. 19. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Zur politischen Geschichte Deutschlands. Von Dr. Karl Hagen, Privatdocent der Geschichte in Heidelberg. Stuttgart. Verlag der Franckhschen Buchhandlung. 1842. 330.

Hr. Dr. K. Hagen, der gelehrten Welt schon durch eine Schrift: Deutschlands literarische und religiöse Verhaltnisse im Reformations-Zeitalter, Erlangen 1841, rühmlich bekannt, die von dem großen wissenschaftlichen Aufschwung vor der Glaubensspaltung merkwürdige Kunde giebt, hat in dem vorliegenden Buche eine Reihe von Aufsätzen veröffentlicht, welche er seit dem Jahre 1838 verfaßte und anonym in Zeitschriften bekannt gemacht. Deutschland unter Heinrich III. und Heinrich IV., Gregor von Heimburg, Ulrich von Hutten in politischer Beziehung, politische Flugschriften aus dem 16. und 17. Jahrhundert folgen als interessante Genrebilder aufeinander. Ref. überläßt es den Lesern, die letztern nach eigenem Gutdünken zu durchgehen und behält sich zum Behufe der, in diesen Blättern demnächst stattfindenden Besprechung von Gervais' politischer Geschichte Deutschlands, Bowdens history of the life and pontificate of Gregory VII. etc., vor, den ersten Aufsatz über Deutschland unter Heinrich III. und IV. etwas genauer zu erörtern. Der Verf. beginnt mit der Zeit nach dem Aussterben der Carolinger, und schildert die Lage Conrads I., Heinrichs I., die Bemühungen des ersten, „die nationalen Bestrebungen der einzelnen Völker zu besiegen," die Hebung der königlichen Gewalt durch den zweyten und wie Heinrich „den Ruhm und die politische Bedeutung der deutschen Nation gründete." Daß er bereits den Gedanken faßte, nach Rom zu gehen, „wohl um dort als der mächtigste Fürst des ganzen Abendlandes (Europae regum maximus) die kaiserliche Krone zu empfangen," hat erst unlängst wieder Phillips in den Denkschriften der k. b. Akademie (H. C. III. 2. S. 122) hervorgehoben.

In wie fern dieses neue Moment, das unter Otto I. hinzutrat, dem Königthum leichteren Sieg verlieh, hat jedoch der Verf. nicht berührt; er zeigt, wie die Nachfolger Heinrich's I. auf den Gedanken geriethen, die Herzogthümer mit Gliedern aus der königlichen Familie zu besetzen und welche Wirkungen diese Handlungsweise hatte; dann beschreibt er die Reaction unter Heinrich II. Faßt man diesen nur von Seite seiner Kämpfe mit den nationalen Tendenzen auf, denen er bis zu dem Punkte nachgab, daß ihm „an der Erhaltung der deutschen Einheit nicht gar viel gelegen" zu seyn schien, dann freylich mag man sich zu dem Urtheil berechtigt fühlen, Heinrich „sey nicht der Mann gewesen," das fortzusetzen, was die Ottonen begonnen hatten. Ganz anders aber, und als würdiger Nachfolger Otto's III. erscheint Heinrich, wenn man ihn den Pflichten gegenüber betrachtet, die er als Kaiser auf sich genommen und gerade, was der Verfasser als eine Handlung von geringer Bedeutung aufgefaßt zu haben scheint, die Gründung des Bisthums Bamberg, hat sich im Lauf der deutschen Geschichte als ein Act von solcher Wichtigkeit erwiesen, daß, wenn wir dieselbe aus unsern Annalen hinwegnehmen, wir auch einen guten Theil unserer Bildung

und unseres Ruhmes im Auslande abziehen müssen. Man darf es glauben, es ist ein Unterschied dabey, wenn man heutigen Tages einen Landesbischof von Pommern ernennt oder wenn im eilften Jahrhunderte ein Bisthum mit Länderbesitz, Vorrechten, Jurisdictionen, Seminarien und Schulen gleich Bamberg gegründet wird, von dem aus die Bekehrung einer ganzen deutschen Provinz (Pommerns) ausgieng.

Durch eine Auseinandersetzung der Stellung der verschiedenen Stände zu einander, der Herzoge, Grafen, Ritter, die „alle die alte Volksverfassung und Volksfreyheit untergruben," wird der Uebergang zur „Wiederaufnahme der königlichen Macht unter Conrad II. vermittelt." Wir können jedoch, ehe wir auf das zweyte Capitel, den Höhepunkt der königlichen Macht unter Heinrich III., übergehen, eine Bemerkung nicht unterdrücken, welche sich auf die Behandlungsweise des Verfassers bezieht. Hr. Dr. Hagen hat sich, wenn wir uns nicht täuschen, die Vorzüge wie die Nachtheile des Ranke'schen Styles auffallend zu eigen gemacht. Indem er wie sein Original, das ihm, vielleicht nur unbewußt, vor der Seele schwebte, die geheimen Beweggründe der Handlungen aufsuchte, geschieht es auch ihm manchmal, das als einen lange vorgefaßten Plan, als eine besondere Aufgabe, die sich der Einzelne gestellt, zu erblicken, was nur durch ein ganz eigenthümliches, außer aller Berechnung liegendes Zusammentreffen besonders günstiger Umstände statt finden konnte. Es findet dieses seine Anwendung besonders in der Geschichte Heinrich's III., den der Verf. wie billig mit besonderer Liebe schildert. Gerade die Darstellung jener Handlungen, welche diesem Kaiser ein besonderes Ansehen verliehen, müssen wir jedoch dem Verf. als unrichtig bestreiten. Nicht Heinrich setzte 1046 zu Sutri die drey Päpste ab, noch ist wahr, was sonst der Verf. S. 28 an diese Behauptung reiht; es ist unrichtig, daß „die (deutschen) Päpste unter seiner Autorität die längst ersehnte Kirchenverbesserung betreiben mußten:" und wenn zugegeben werden kann, daß der Kaiser es war, von dem alle die Verbesserungen (in der Kirche) ausgiengen — in so ferne nämlich er die Hindernisse beseitigt hatte, welche dem römischen Stuhle den natürlichen Wirkungskreis bis dahin entzogen hatten, — so ist es andererseits doch gänzlich irrig, daß der Papst in dem allgemeinen Sinne unter dem Kaiser gestanden, wie etwa die deutschen Bischöfe. Eine genaue Betrachtung der Verhältnisse jener Zeit lehrt, wie Ref. nachgewiesen zu haben glaubt, daß bey der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Reform die Päpste — vor Allen Leo IX., nicht mit einer Ausscheidung von dem, was ihnen und was dem Kaiser gehörte, anfangen konnten und daß sie, um die Hauptaufgabe zu erfüllen, mit Recht so lange Alles erduldeten, als es nur immer mit den Pflichten ihres Amtes vereinbar war. Wenn sich Heinrich der Lösung der Aufgabe unterzog (S. 20), „das königliche Ansehen, sollte es auch für die Dauer bestehen, nicht der Persönlichkeit des Kaisers allein zu überlassen" — so geht aus der Darstellung des Verf. (und zwar ist es unklar, ob mit seinem Willen oder gegen denselben) hervor, daß die ungewöhnliche Größe seiner Macht gerade auf seinen persönlichen Eigenschaften beruhte, und es ist eine willkührliche Deutelung der von ihm angeführten Stelle Hermanns (ad a. 1053), zu welcher sich aus Heinrichs Verhältniß zu den Päpsten manche Parallelstelle finden ließe, wenn derselben ohne Rücksicht auf die darin liegende Wahrheit eine Geltung nur als Ansicht der höhern Stände beygelegt wird. Ein so großes Unglück für Heinrich's Familie und das Reich sein früher Tod war, ein so großes Glück war derselbe doch für seinen eigenen Ruhm. Und wenn der Verf. S. 39 den Satz aufstellt, es sey vorauszusehen gewesen, daß Heinrich seine Pläne wohl hätte durchsetzen können, so glaubt Ref. auch für die entgegengesetzte Behauptung eine gewisse Geltung in Anspruch nehmen zu dürfen, daß gerade Heinrichs unter so eigenthümlichen Umständen eingetretener Tod, der das Scheitern dieses Planes herbeyführte, beweisen dürfte, wie wenig dieser letztere für Deutschland wirkliches Glück herbeygeführt hätte. Die Zeit war reif, daß eine weitere Entwicklung der königlichen Macht ohne die größten Nachtheile für die Entwicklung der Nation nicht mehr statt finden konnte, und es ist in der That zu bedauern, wenn sich auch Historiker des einfachen Grundsatzes entschlagen, daß nur die Ereignisse wahrhaften Werth

haben, welche das Glück der Massen, und nicht den Ruhm irgend eines Individuums befördern. Wer zumal in der Geschichte des großen Kirchenstreites klar sehen will, wird nicht sowohl die Geschicke einzelner Männer in's Auge fassen, als den Gewinn, welcher durch den Sieg des einen oder des andern die Völker erlangen konnten. Wer aber steht dafür, daß Heinrich III. bey längerem Leben nicht das erreicht haben würde, was Heinrich IV. aufs Geradewohl versuchte, und die letzten Hohenstaufen ohne die Opposition der Päpste erreicht haben würden? Ref. meint hiebey nicht die Erblichkeit des Thrones, diese existirte bereits nach altgermanischem Rechte, d. h. wenn auch nicht gerade direct vom Vater auf den Sohn, doch innerhalb der herrschenden Familie — sondern die Umkehrung aller Fundamentalordnung der damals bestehenden Verhältnisse: a secularization (wie Bowden dieses so schön darstellt, life of Gregory VII., II. S. 375) or amalgamating in corporation (of the church) into the state, to the accomplishment of which the efforts of the German Henries — from the nature of their position — were directed; a mesure which, had it been carried into effect, must humanly speaking, have reduced that divine Institution, whose fortunes are inseparably connected with those of religion, to the condition of a mere component part of the system of the empire — a machine to be worked as the heathen religion had been, by the hands of the civil magistrate — an element not more reverenced or more durable than others, in the evervaried and heterogenous composition of the feudal constitution of Europe.

Die Zeit Heinrich's IV. betrachtet der Verf. nach einem zweyfachen Gesichtspunkte. Zuerst bespricht er den Kampf des Königthums mit der Aristokratie in den ersten Zeiten von Heinrich's IV. Regierung, dann im vierten Capitel den Umschwung zu Gunsten der Aristokratie. Die Methode des Verf. ist die, daß er zuerst lediglich die politischen Verhältnisse bespricht und erst als Heinrich auf dem Höhenpunkt seiner Macht anlangte, den kirchlichen Streit berührt, um an dem Sturze des Königs dessen Einfluß zu erweisen. In wie ferne diese Methode ausreicht, mögen die Leser beurtheilen, denen wir den Aufsatz über einige Gegensätze im Kampfe P. Gregor's VII. mit Heinrich IV., in das Gedächtniß zurückrufen. Jedoch ist Ref. weit entfernt, ihr einen bestimmten Werth abzusprechen, und der Verf. mag selbst aus demjenigen, was für und gegen ihn von uns gesagt wurde, abnehmen, daß wir der vorliegenden Abhandlung, als gänzlich aus Quellen geschöpft, keinen bloß vorübergehenden Werth beylegen. Sorgsam hat der Verf. die Stellen der Chronisten zusammengestellt, wo diese von Heinrich's Bemühungen, die Sachsen, die Franken, die Schwaben zu unterjochen, zeugen. Nicht minder, wie Heinrich in den Tagen des Uebermuthes that, was, als die Nemesis gegen ihn eintrat, der kirchlichen Parthey so sehr zum Vorwurfe gemacht wurde, daß er den Sohn (des Markgrafen Dedi 1069) gegen den Vater unter die Waffen rief; wie er Bayern an Welf I. vergabte, den die Nation verabscheute, weil er „eine der ersten Würden des Reichs auf eine so schamlose Weise an sich brachte."

Im vierten Capitel hätten wir eigentlich mit dem Verf. viel zu rechten. Wir treffen wieder den alten Gemeinplatz von dem Plane des Mönchs Hildebrand, mit welchem derselbe unter Heinrich III. nur nicht gewagt habe, offen hervorzutreten, und dergl. mehr.

Abgesehen von diesen Verhältnissen ist es interessant, den Gang der Dinge, wie der Verf. ihn zeichnet, zu verfolgen, den Sturz des Königs, seine Wiedererhebung nach erfolgter Demüthigung, die Veränderung, welche in Heinrich IV. vorgegangen war und die bewirkte, daß er nach der Aussöhnung in Canossa als ein anderer, der Verf. meint, als ein Wiedergeborner den alten Kampfplatz betrat.

(Schluß folgt.)

Geschichte des Schweizerlandes von David Rüscheler.

(Schluß.)

Nachdem der Person, dem Verhältniß Rudolphs zu dem jetzigen Lande Schweiz und den verschiedenen Zuständen desselben zur Zeit seines Waltens die erforderliche Aufmerksamkeit mit mancher eingeflochtenen, durch ihre Triftigkeit überraschenden Bemerkung gewidmet worden, heißt es S. 316 von ihm: „er starb, wie er gelebt, als Christ; ein Muster der Kraft, der Ergebung, der Frömmigkeit und der Tugend.“

Mit Rudolphs Tod bereitete sich alles zu der bald darauf erfolgten Stiftung der Eidgenossenschaft vor, und darum widmet der Verfasser seine Aufmerksamkeit vornämlich der Untersuchung der persönlichen Rechtsverhältnisse der Bewohner der drey Thäler, welche die Gründer derselben geworden sind. Das Hauptresultat dieser Untersuchung führt zu der Annahme einer Standverschiedenheit jener Bewohner, im Gegensatz zu der irrigen Voraussetzung, daß sie nur aus gleich freyen und gleich berechtigten Bürgern (nach heutzutägigem Begriff) bestanden hätten; wie wir überhaupt in den Ansichten, die von den innern Verhältnissen der verschiedenen schweizerischen Landestheile handeln, vielen trefflichen Ansichten und Bemerkungen begegnen, zu denen wir auch, nachdem S. 344 wieder von geistlichen Stiftungen zu sprechen ist, diejenigen über den Einfluß dieser Institutionen auf die gesellschaftlichen Verhältnisse im allgemeinen (S. 354) zählen dürfen. „Ueberhaupt, heißt es S. 356, würde man in jenen Zeiten ganz erfolglos nach einem, in weltlichen Dingen, die Menschen beherrschenden allgemeinen Systeme, nach allgemein verbindlichen abstracten Ideen (dem Götzen unserer Tage) forschen, welchen neben demjenigen, was ihnen durch besondere, positive Verträge oder Rechtsgebote befohlen war, sie sich unterworfen hätten u. s. w.“ — „In der gegenseitig rechtlichen Stellung der Individuen und der Corporationen lag der Unterschied zwischen damals und jetzt wohl darin, — daß damals die Menschen noch von keinen (in ihrer Anlage oft grundlosen) allgemeinen Theorien sich beherrschen ließen.“ —

Daß nachher Albrecht kaiserliche Rechte in diesen Thälern in habsburgische Rechte verwandeln wollte, dürfte wohl kaum bezweifelt werden, aber eben so wenig, daß das auf dem Grütli abgeschlossene Bündniß „weit eher Erhaltung der eigenen Rechte, als ein Emporsteigen auf Anderer Kosten beabsichtigt habe.“ — Es ist ein Beweis der Unpartheylichkeit des Verfassers, daß er Kaiser Albrecht, bey allem Bemühen zur Erweiterung seiner oberdeutschen Erblande, gegen allfällige Neigung, ihn als einen gewaltthätigen Fürsten zu bezeichnen, in Schutz nimmt. S. 365. Anm. werden einige wesentliche Momente für Tells historische Existenz (die übrigens nicht angefochten werden kann, wenn selbst gegen seinen Schuß noch weit mehr Einwendungen sich erheben ließen) beygebracht. Der Krieg des Herzogs von Oesterreich gegen die Waldstätte steht aber mit der damaligen Lage Deutschlands über der zwistigen Kaiserwahl in zu engem Zusammenhang, als daß er bloß unter dem Standpunkt einer Privatfehde betrachtet werden könnte. —

Dieser erste Band schließt mit dem am 9. Dez. 1315 erneuerten Bund vom 1. Aug. 1291 mit den Worten: „Es liegt wohl darin ein wesentlicher Grund, warum der Schweizerbund so lange sich erhalten hat, weil dessen Tendenz weit weniger dahin zielte, neue Rechte sich zu erwerben, als vielmehr die ererbten oder erworbenen Rechte mit Entschlossenheit zu bewahren.“ — In der Fortsetzung seines Werkes wird sich dem Verf. ohne Zweifel zu Berichtigung manches in neuerer Zeit absichtlich eingeschmuggelten Irrthums noch mehr Gelegenheit darbieten. Möge dieselbe nicht allzulange auf sich warten lassen.

Htr.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Januar.

Nro. 20. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Die malbergische glosse, ein rest altkeltischer sprache und rechtsauffaszung. Beytrag zu den deutschen rechtsaltertümern von Dr. Heinrich Leo. Erstes heft. Halle 1842. XII und 150 S. 8.

Der Verf., dessen Talent und Leichtigkeit ganz Neues in sich aufzunehmen nur mit der es wieder mitzutheilen verglichen werden kann, bewegt sich hier auf einem Boden, auf welchem ihm unter uns nur wenige werden folgen können. Was er als neuen Fund hinstellt und geltend zu machen sucht, gehörig zu würdigen, dazu ist vor allem eine gründliche, nicht erst aus Wörterbüchern zu erblätternde Kenntniß sowohl der jetzigen Reste der Keltensprache in den drey brittischen Reichen und in Frankreich als auch, und noch weit mehr, ihres ältern Bestandes, unerläßliche Bedingung. Daß eine solche Kenntniß selbst in England nichts weniger als häufig zu finden, möchte man schon aus dem Umstand schließen, daß noch im Jahre 1839 die Studierenden zu Glasgow das Parlament um Errichtung eines Lehrstuhles für gaelische Sprache an dieser Universität anzugehen hatten. Indessen ist in jenem Lande für derartige Studien immerhin Manches geleistet worden, was Liebhabern derselben auch in andern Ländern, so weit es durch todte, vorab englische, Schrift möglich ist, als Grundlage dienen kann, so daß auch unser Deutschland, ob auch wenige, doch immer einige Männer zählt, die sich als stimmberechtigtere an jene der Insel anschließen mögen.

Ref. gehört nicht zu denselben. Wenn er aber nichtsdestoweniger eben als Ref. auftritt, so geschieht es lediglich, weil er glaubt, daß unter den Lesern dieser Blätter einige seyn mögen, die einsweilen nicht ungern auch eine bloß berichtende Anzeige dieser an so mancher bisherigen Ansicht rüttelnden Erscheinung hinnehmen werden. Dazu kommt, daß sich Fragen über Keltisches mit so mancher, die in der ältesten Geschichte unsers nähern Vaterlandes über frühere keltische Bewohner desselben und ihr Verhältniß zu den nachmaligen deutschen vorkommt, nahe genug berühren, um schon deßhalb ein gewisses Interesse anzusprechen. Denn, wenn auch keltische Bemühungen wie z. B. die eines v. Pallhausen kein besonderes nachhaltiges Glück gemacht, ja fast eher, wie Nicolai's und Anderer keltische Etymologien von Oertlichkeitsnamen, ihr Princip in Mißkredit gebracht haben, so ist doch selbst den ausschließendsten Germanisten noch immer, wäre es auch nicht in der lebenden Sprache, doch in Benennungen von Bergen, Flüssen und Orten manches übrig geblieben, worüber sie sich die Berufung auf eine frühere nicht germanische Zunge vorbehalten mußten.

Wie in den ältesten lateinisch auf uns gekommenen Gesetzen der alten deutschen Völker, nämlich der Westgothen, Langobarden, Alamannen, Baiuwaren, Frisionen, Angeln, Sachsen, theils im Texte selbst theils in erläuternd eingefügten Glossen häufig Ausdrücke vorkommen, die offenbar deutschen Ursprungs sind, so finden sich in den ältesten Gesetzen der Franken, namentlich in der Lex salica ähnliche, welche, nach einem unter denselben vorkommenden

Worte, Malbergische Glossen genannt werden und bisher eine rechte Plage der Erklärer und Etymologen gewesen sind. Wachter, Schilter und Biener nahmen sie für eingeschobene Reste eines ältern in der eigenen Sprache des Volkes verfaßten Gesetzbuches, Daniel, Meusel und Canciani für Anfangsworte der auf solche Weise allegirten in jener Volkssprache erlassenen Verordnungen, Wendelin für bloße Namen von Orten, wo Gericht gehalten worden und die entsprechenden Sätze gleichsam als Präjudicien entstanden seyen. Wiarda endlich hielt sich überzeugt, daß durch diese Glossen das was der beystehende Text in lateinischer Sprache gegeben, in der der Franken ausgedrückt werde. Daß diese letztere eine germanische gewesen, hat man nicht in Zweifel gezogen. Aber, wie sehr sie auch von den übrigen abgewichen seyn mag, dennoch kann man alle Bemühungen Wiarda's, Grotefends, J. Grimms und Anderer, jene Glossen aus germanischem Stamme zu erklären, für wenig mehr als eben für Bemühungen gelten lassen.

Wohl nur dem Umstand, daß es abenteuerlich geschienen hätte, in Gesetzen, die doch für ein deutsches Volk bestimmt waren, etwas von allem Deutsch so entfernt liegendes zu suchen, ist es zuzuschreiben, daß früher niemand *) auf den Gedanken gefallen ist oder wenigstens ihn öffentlich ausgesprochen hat, daß die malbergische Glosse einem keltischen Idiom angehören könne.

Dieß hat nun Prof. Leo gethan, zuerst in einem gedruckten Bogen, den er, wie aus dem vorliegenden Hefte zu vernehmen, einzelnen Freunden und Befreundeten privatim mitgetheilt, sodann in einem Aufsatz, der in M. Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum Jahrgang 1842 S. 297 enthalten ist.

In gegenwärtigem Hefte beginnt er das Nähere über seine Entdeckung auszuführen. Nach einigen sprachgeschichtlichen Erörterungen sucht er eine Beziehung des salischen Gesetzes, das man seinem Inhalte nach bis jetzt für rein deutsch gehalten, zu einem ältern keltischen Rechte, aus welchem es größtentheils geradezu entlehnt scheine, fest zu stellen. Hierauf ein Commentar über die Glosse selbst bis zu Tit. XI. Seite 38 — 39 von Laspeyre's trefflicher synoptischer Ausgabe. Entspricht (wir bezweifeln es kaum) die Theilnahme des Publikums den billigen Erwartungen des Verlegers, so soll in einem zweyten Hefte der Commentar über die Glosse vollendet, in einem dritten endlich sollen die Laute und Wörter und grammatischen Formen der Malbergischen Glosse mit den gaelischen und welschen zusammengestellt werden. Erst diese dritte Abtheilung werde die in dem Commentar gegebenen Erklärungen vollkommen sicher zu begründen vermögen; sie habe sich aber nicht voraufstellen lassen, weil sie vielfach tabellarische Vergleichung erfordere und deßhalb die Erklärung und das Verständniß der einzelnen Wörter voraussetze.

Diesem Prospect zufolge wird ein Urtheil über die Festigkeit des ganzen Baues, auch von Seite eines Sachverständigen, billig erst nach Einfügung des letzten Schlußsteines auszusprechen seyn. Um so mehr beschränken wir uns darauf den Inhalt der 6 §§., welche bis S. 72 dem Commentar als Einleitung vorangehen, mitzutheilen.

§. 1. Historische Andeutung, welche in dem Verhältniß der keltischen Sprachen zur griechischen und lateinischen liegt.

§. 2. Historische Andeutung, welche in dem Verhältniß der keltischen Sprachen zum deutschen liegt.

§. 3. Die Kelten an Donau und Rhein.

§. 4. Die Kelten der Niederlande in ihrem Verhältnisse zu den deutschen Stämmen.

§. 5. Verhältniß der gallischen Belgier zu den irländischen.

*) Ein englischer Keltist (R. Garnett), der in einer schriftlichen Mittheilung von 1838 aus einigen Ausdrücken des Indiculus superstitionum wie Nimidae, Yriae, die er sich aus dem Keltischen erklärt, den Schluß zog: „die Mischung dieser keltischen Benennungen mit germanischen wie Nodfyr u. dgl. scheint eine gemischte Bevölkerung Frankreichs und Flanderns zur Zeit des Liptinischen Concils (745) voraussetzen zu lassen," war nicht weit von diesem Gedanken.

Ein §. 6., den der Verf., ehe er zur Betrachtung der malb. Glosse selbst und dadurch zum vollständigen Beweise übergienge, daß wir in ihr Reste eines ehemals in Belgien gesprochenen gallischen Dialektes vor uns haben, über den Charakter der keltischen Thiernamen im Allgemeinen vorausschicken zu müssen geglaubt hat.

Man erkennt aus diesen Ueberschriften ohngefähr den Ideengang des Verf. Seine Gabe, Aehnlichkeiten, Anknüpfungspunkte zu finden, zeigt sich auch hier unerschöpflich in sinnreichen, besonders etymologischen Anwendungen. So werden (S. 16—19) die meisten germanischen Namen von Hausthieren, (S. 25) von Gegenständen der Schifffahrt, ferner gelegentlich die deutschen Ausdrücke Graf, Ding (Gericht), Erde, Gast, Ernst, Forst, Dorf, Vieh, die Namen des Brocken, des Harz, der Franken u. a. m. auf keltische Quelle zurückgeführt, ganz in der Weise, wie von Andern nicht bloß die allgemeinern europäischen Ausdrücke allodium, feudum, vassus, vasallus Hafen (portus), sondern auch speciellere wie Habicht, Sommer, eben dahin verwiesen worden.

S. 33 heißt es: „Die Darstellung der keltischen Einwanderung in Süddeutschland und Norditalien gibt Livius (V. 34) so, daß die Namen, welche er nennt, allein hinreichen, seine Erzählung als gallische Sage zu bewahrheiten.“ Von diesen Namen Bellovesus und Sigovesus (deren vesus das gaelische vais Diener) entspreche jener dem alten keltischen Gott des Sommers und des Krieges Beal, dieser dem des Winters und Friedens Sighe. Zu Ehren des einen werde noch jetzt bey den Iren der erste May durch das Beil-tine (Beal-Feuer, unserm Sonnenwendfeuer vergleichbar), zu denen des andern der erste November durch das Samhtheine (Friedensfeuer) gefeyert. Uebrigens wird bemerkt, daß Sighe jetzt ein Appellativum für mythische Wesen sey, die wir Elben oder Elfen nennen, wobey Gelegenheit ist, auch unsern Bilwitz aus dem Keltischen zu deuten. Nicht vergessen ist über Beal J. Grimm's Bemerkung, daß auch am Rhein früher der zweyte May Pfultag, oder Pulletag geheißen habe. So würde am Ende der neu entdeckte deutsche Phol dem syrischen *) Belus die Hand reichen.

Der auf solche Weise für Vermuthungen aller Art geöffnete Spielraum ist groß genug. Während auf der einen Seite Berührungen mit dem semitischen Sprachstamme nicht abgelehnt werden, sucht und findet man Keltisches in allen europäischen Idiomen, und nicht das wenigste in dem skandinavischen. Der Verf. ist geneigt, insonderheit solche Wörter dieser Sprachen, zu welchen in denselben keine Grund- oder Seiten-Elemente mehr aufzufinden, wenn sich in einem keltischen Dialekt entsprechende Ausdrücke, denen noch dergleichen Elemente zur Seite stehen, darbieten, eben dem keltischen Stamme zuzuweisen, dem er am Po und Rhein, wie an der Donau und Weichsel begegnet, und dem er diese Wörter von den nachrückenden siegerischen Bevölkerungen als für sie selbst verwaiste Wurzeln, als todte Hieroglyphen entlehnt werden läßt.

(Fortsetzung folgt.)

Zur politischen Geschichte Deutschlands ꝛc.

(Schluß.)

Uebrigens konnte sich der Gegensatz Heinrich's zu der Kirche kaum schroffer gestalten, als jetzt, wo er an der Spitze von Kaufleuten (maxima pars ejus [exercitus] ex mercatoribus erat) seine Gegner bedrohte. Noch nie waren auf deutschem

*) Die Iren behaupten von phönicischen Seefahrern und Ansiedlern Götterdienst und Schreibekunst empfangen und beyde ihrerseits den Sachsen und Dänen mitgetheilt zu haben. Allerdings scheint die von den Engländern aufgegebene sogenannte angelsächsische Buchstabenform keine andere als die bis auf den heutigen Tag fortgebrauchte der Iren.

Boden materielle und geistige Interessen so unverholen mit einander im Kampf gelegen.

In einem besonderen Paragraphe stellt der Verf. die politischen Resultate des ganzen Kampfes zusammen: „Schwächung der königlichen, Befestigung der ständischen Macht.“ Man sieht: daß ohne den großen kirchlichen Streit Deutschland seine eigenthümliche Verfassung, seine große Gliederung und ständische Freyheit nicht hätte erlangen können. Die Kirche hatte, wenn auch nicht Alles gewonnen, was einzelne Päpste wollten, jedoch trotz aller Verfolgung eine entschieden freyere Haltung, und als dieselbe aufs neue gefährdet wurde, vernichtete der Abfall Heinrich's V., der wohl nur dadurch die Krone zu erlangen hoffte, „alle Früchte von Heinrich's Kämpfen und langwierigen Bemühungen.“ S. 115. Diese Empörung bildet nach dem Verf. den eigentlichen Wendepunkt der deutschen Verfassung. Damit sind wir aber auch auf einen Abschnitt gekommen, den wir aus der Geschichte eines andern Verfassers beleuchten wollen und es sey uns nur noch erlaubt, aus dem Schlusse der Abhandlung Einiges hervorzuheben.

„Deutschland,“ sagt der Verf. S. 126, „war auf dem Wege, eine Universalmonarchie zu werden. Die ungeheuere Ausdehnung des Reiches gegen Osten hin, gegen die slavischen Völker, gegen die Ungarn, gegen die nordischen Staaten, der Besitz Burgunds, Italiens, die Herrschaft über den Papst, sodann die Eifersucht, mit welcher die Kaiser, namentlich auch Heinrich III. über die Hoheit der deutschen Krone, den übrigen Königen gegenüber wachten — Alles dieß macht es unzweifelhaft. — — Mitten auf dem Wege nach jenem Ziele aber tritt unserem Volke eine nicht minder nach Universalität strebende Macht, das Papstthum, entgegen. Es drängt sich in unsere Nation hinein, weiß sich eines Theiles derselben zu bemächtigen, in die eigenen Plane zu verflechten, und bringt dadurch Gegensätze und Trennungen hervor. So in sich selbst beschäftigt, mußte Deutschland auf die universalmonarchischen Tendenzen verzichten; es mußte die großartige politische Bedeutung aufgeben, nach welcher es strebte, ja sogar die, welche es schon erlangt hatte. Doch es gewann dafür eine nicht minder große, eine geistige Bedeutung. — Deutschland war der Boden, auf welchem sich von nun an das geistige Leben der mittelalterlichen Menschheit entwickelte.“

Ein Punkt von nicht minderer Wichtigkeit scheint uns hiebey von dem Verfasser übersehen worden zu seyn. Das zweydeutige Glück, eine Universalmonarchie zu gründen, das Deutschland damals bevorstand, konnte nur um den Preis einer absoluten Monarchie im Innern erreicht werden. Dieser traten die Päpste entgegen, nicht der Ausbreitung des Reiches, so lange sich dieses auf den Fundamenten Carl's des Großen fortbewegte, die Erklärung des päpstl. Gesandten im J. 1077, Deutschland sey ein Wahlreich, hat alle freye Entwicklung, alle großen geistigen Kämpfe möglich gemacht, welche unserm Vaterlande eine „universalhistorische Bedeutung“ beylegten. Unstreitig hat der Verf. ein gewisses Recht, zu sagen, die der Zeit der Hohenstaufen beygelegte Blüthe des Kaiserthums sey nur „Schein gewesen, das Kaiserthum war längst untergraben und die Hohenstaufen trugen selbst noch zu seinem Versinken bey.“ In dem Augenblicke, als Deutschland sich in die kirchlichen Kämpfe einließ, begann für dasselbe eine neue Geschichte, die auch nicht mit der frühern verwechselt werden darf, da ganz andere Kräfte, eine völlig andere Entwicklung statt fand. Der alte carolingisch-deutsche Stamm begann in Zweige, Aeste, Blüthen, Blätter aufzuschießen. Das Todesjahr Heinrich's III., 1056, bezeichnet die Gränzlinie der alten Periode, des Höhepunktes des deutschen Reiches. Was nachher kömmt bis zur Glaubensspaltung, ist Alles nur Eine große Epoche; was von nun an in der Geschichte hervortritt, gehört Alles seines Ursprunges wegen nothwendig zusammen, und wenn es auch nicht so sehr den Charakter der Parteiung trägt, wie auf der anderen Seite der Alpen, so sind doch die bedeutendsten Momente der späteren Entwicklung, Städtewesen, die Bündnisse der Stände ꝛc. dem die innerste Lebenskraft aufbietenden Kampfe entstiegen.

Höfler.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. Januar.

Nro. 21. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Die malbergische glosse, ein rest altkeltischer sprache und rechtsauffaszung.

(Fortsetzung.)

Damit und mit dem was S. 68 über die Durchsichtigkeit der sich selbst erklärenden keltischen Thiernamen, den unsrigen gegenüber, gesagt wird, so wie mit wenigstens unsern Begriffen von dem was in einer Sprache Leben und Bildsamkeit heißen mag, vermögen wir nicht völlig in Einklang zu bringen, daß im Keltischen nach S. 30 größtentheils einsylbige Substantive als Wurzeln erscheinen.

Der Verf. beruft sich S. 32 auf ein Urtheil Pott's, nach welchem die Grundlage des Keltischen völlig verschieden sey von der des Sanskrit und seiner europäischen Geschwister. Dagegen sagt Bopp von den bey seiner Durchforschung des celtischen Declinations- und Congregationssystems so wie der Pronominalstämme gewonnenen Resultaten, sie seyen von der Art, daß sie jedem Unbefangenen die Ueberzeugung aufdringen müssen, daß die Sprachen, die wir die celtischen nennen, nämlich die gaelischen Dialekte Irlands und des schottischen Hochlandes, so wie die kymrisch genannten Mundarten von Wallis, Kornwallis und der Niederbretagne zu dem Sanskrit in einem eben so engen Verwandtschaftsverhältniß stehen, als jedes andere Glied der großen auf mannigfaltige Weise individualisirten Sprachfamilie, die wir die indisch-europäische nennen, weil sie außer dem Sanskrit und seinen asiatischen Schwester- und Töchter-Sprachen, mit wenigen Ausnahmen alle Idiome des alten und neuen Europa umfaßt. Er glaubt gezeigt zu haben, daß da wo die celtischen Mundarten am meisten das Ansehen einer selbstständigen Originalität oder der Entlehnung aus fremden uns unbekannten Sprachgebieten an sich tragen, gerade die ächtesten und merkwürdigsten indisch-europäischen Familienzüge zu finden sind. Auf welcher Seite wird nun das Wahre liegen? Jedenfalls legen wir auf die von Bopp untersuchten organischen Momente ein viel größeres Gewicht als auf eine ob auch noch so große Anzahl einzelner Wörter, welche irgend Aehnlichkeit oder Gleichheit mit lateinischen, germanischen u. s. f. darbieten möchten. Ehe man diese eben für ursprünglicher keltisch als lateinisch, germanisch u. s. f. ansehen darf, müßte, dünkt uns, bey jedem, was nun unmöglich ist, nachgewiesen werden, daß es, schon vor Berührung sowohl der festländischen als der insularen Gallen mit den Römern oder Germanen, irgend einem keltischen Idiom angehört, den Nichtkelten aber gefehlt habe. Wenn nun die Gallen des Continents in wenigen Jahrhunderten ihr Idiom völlig gegen das lateinische aufgegeben haben, so werden die der Inseln, seyen sie auch zum Theil unbezwungen geblieben, schon durch den bloßen Verkehr genug lateinischer und vielleicht auch sächsischer, dänischer (scandinavischer) Elemente empfangen haben.

Dabey kann sogar das von den Iren so früh aufgenommene und ihrerseits weiter getragene Christenthum, das von jeher so wesentlich lateinisch aufgetreten ist, in Anschlag kommen. Selbst K. O'Conor, der Sammler der Scriptores rerum hibernicarum, der gewiß seinem Volke nicht leicht

etwas vergiebt, ſteht nicht an (Epist. nuncupat. CXXII.) eine ganze Reihe von Wörtern, die in den Gedichten, welche man dem Oſin (Oſſian) beylegt, vorkommen und in den Wörterbüchern als gut gaeliſche curſiren, in Gegenhalt von Stücken der ältern Sprache, die in der Sammlung des im Jahre 1088 geſtorbenen Abtes Tigernach aufbewahrt ſind, für unächte und aus dem Lateiniſchen oder Germaniſchen entlehnte zu erklären.

Doch auf das Verhältniß der keltiſchen Idiome im Allgemeinen zu den übrigen europäiſchen und ob dieſes oder jenes Wort erſt aus dem einen in das andere gerathen ſey, kommt es hier eigentlich wenig an, deſto mehr aber wohl auf das, welches zwiſchen dem Keltiſchen jener Zeit, in welche die Malb. Gloſſe fallen kann, und demjenigen der jetzt noch lebenden Dialekte ſtatt hat.

Dieſe ſtehen ſich in zwey bedeutend verſchiedenen Geſtaltungen einander gegenüber, einerſeits als Iriſches und Hochſchottiſches, andrerſeits als Welſches und Niederbretoniſches, des ſeit hundert Jahren völlig erloſchenen Corniſchen (in Cornwall) nicht zu gedenken. Selbſt ihre beyderſeitigen Unterabtheilungen liegen ſo weit aus einander, daß ſich z. B. ſogar Hochſchotten des Weſtens und Nordhochſchotten kaum verſtehen, eine wechſelſeitige Entfremdung, die noch vor vier Jahrhunderten zwiſchen den Iren und den von ihnen ausgegangenen Hochſchotten, zu irgend einer Zeit zwiſchen den Britonen in England und ihrem Ableger in Frankreich, und noch weiter zurück zwiſchen Iren und Welſchen ſelbſt kaum ſtatt gehabt haben wird.

Es giebt Grammatiken und Lexica der iriſchen, der gaeliſchen, der welſchen, der bretoniſchen Sprache, damit aber trotz des Titels den das Bullet'ſche führt, immer noch keines derjenigen, auf welche als die keltiſche ſo Großes gebaut werden will.

Von welſchen und hochſchottiſch-gaeliſchen Handſchriften nimmt man im allgemeinen an, daß ſie jünger ſeyen als ſolche, die von Irländern herrühren. Wir möchten wiſſen, ob es unter den theils auf den Inſeln, theils auf dem Feſtlande, dem das Evangelium vorzugsweiſe von Iren gebracht worden iſt, noch vorhandenen durch Iren geſchriebenen Codices irgend einen gebe, der, in iriſcher Sprache mehr als Namen und einzelne Sätze oder Gloſſen enthaltend, bedeutend über das eilfte Jahrhundert hinaufreicht. Wenigſtens ſagt Aſſle (Origin of writing), das älteſte iriſche Manuſkript, das er kenne, ſey die Pfalter Caſhel genannte Geſchichte des Biſchofs Cormac aus der Schlußzeit des zehnten Jahrhunderts. Was etwa im eilften und den nächſtfolgenden z. B. von Tigernach und den IV Meiſtern als aus frühern Schriftſtellern genommen vorliegt, läßt zu bedenken übrig, ob es nicht mehr oder minder der eben gangbaren Sprache ihrer Zeit anbequemt ſey.

Nur ein Sprachſchatz geſammelt aus Quellen, die mindeſtens älter wären als das 11te Jahrhundert, würde uns zur Deutung von Sprachreſten, die ſelber ſpäteſtens aus dem 8ten ſtammen, allenfalls zuläſſig dünken. Späterhin fahren die Dialekte, nicht bloß was ihren lexicalen Beſtand, ſondern auch was die Formen betrifft, immer weiter aus einander. Und nicht das wenigſte haben dazu die Gelehrten oder doch die Schreibenden ſelbſt beygetragen.

Ohne Zweifel iſt das dieſen Idiomen eigenthümliche Behauchen (Aſpiriren) und allmähliche völlige Verhauchen von Conſonanten eine Ausſprach-Angewöhnung, die ſich in Folge von was immer für Einflüſſen erſt in nicht allzufrüher Zeit feſtgeſetzt hat. Die Schrift hat die für das Ohr veränderten oder ganz verlornen Laute in den Buchſtaben derſelben, indem ſie dieſen ein diacritiſches Zeichen oder das nur den Hauch andeutende h beyſetzte, für das Auge länger feſtgehalten. *) War dieß

*) Wenn gleich in der Divergenz der geſprochenen von der in der Schrift feſtgehaltenen Sprache unter den bekanntern europäiſchen Idiomen ein paar, und zwar gerade diejenigen, die mit den Kelten die nächſte und längſte Berührung gehabt, das franzöſiſche und engliſche, weit genug gegangen ſind, ſo bleiben ſie in dieſer leidigen Eigenheit doch noch ziemlich weit hinter den keltiſchen zurück (im Gaeliſchen wird z. B. gradh (Liebe) ausgeſprochen grü, adhbhar (Sache) ühjwar; mhathair (Mutter) wähir). Daß indeſſen dieſe ohne weiters für jene die Vorbilder oder

ganz löblich, indem es einen sichern etymologischen Halt gewährte, so wurde dieser doch nach der Hand untergraben dadurch, daß man solche lautlose (quiescirte) Buchstaben aus rhythmischen und orthographischen Rücksichten auch da anbrachte, wohin sie durchaus nicht gehörten. So wurde es zu einer orthographischen Regel, zwischen zwey oder drey neben einander stehende Vocale, wenn sie zwey Sylben bilden sollten, solch einen Quiescenten (meist d oder g mit angehängtem Hauchzeichen) zu stellen. *) Nach einer andern ohne Zweifel ebenfalls aus dem Leben der Sprache genommenen Regel mußten zwey benachbarte Sylben in der Beschaffenheit ihrer Vocale, ob nämlich dieselben dünne, hohe d. i. i und e, oder breite, tiefe d. h. a, o, u wären, harmoniren. (Ein Gefühl für Euphonie, das auch dem im deutschen sogenannten Umlaut zu Grunde liegt, und in der ungarischen wie überhaupt in den tatarischen Sprachen noch vielseitiger wirkt). Diese auch die harte oder die weiche Aussprache der zwischenstehenden Consonanten bestimmende Correspondenz der Vocale wenigstens fürs Auge herzustellen, ist es Sitte geworden, ursprünglich breiten Vocalen, die zu dünnen der nächsten Sylbe stimmen sollten, noch einen dünnen und umgekehrt beyzugesellen.

Auf solche Weise hat z. B. der Plural gaill von dem guten, der alten Welt so wohl bekannten Namen Gall (Gallus, Γάλλος) nach der ersten Regel zu Gadhill, nach der zweyten vollends zu Gaidhill, Gaedhill, auch wohl Gaoidhill, wie jetzt die Iren sich nennen, werden müssen.

vielmehr die Verführer gewesen, getrauen wir uns so wenig zu behaupten, als daß im Hochländischdeutschen die Verwechselung von b und p, d und t, g und k, die Verwandlung der Laute k, p, t zu respective ch, pf, tz und fz, das Näseln der Vocale vor m und n, die Aussprache des s vor k, p, t wie sch u. dgl. von früherem Zusammenstoßen oder gar Zusammenwohnen mit Kelten etwa an der Donau und am obern Rhein herrühre und Zeugniß gebe.

*) Ohngefähr was in hochdeutscher Orthographie mit b in geben, in der dialektischen mit d oder mit r in Thadädl, Nannerl geschieht.

Daß diese Form fürs Auge allmählich auch von den Gelehrten jenes Volkes selbst nicht mehr für bloß das, was sie eigentlich ist, gewonnen worden, beweiset der Gadelus, den man als Person in die irische angebliche Urgeschichte hinein gefabelt hat. So leitet O'Brien, der diese Bemerkung macht, das irische Wort für Jahr bliadhain oder bliaghain in gerader Linie von Bel-ain (Beli scil. solis annulus, Sonnen-Ring oder Kreis) ab. Aus Bel-ain sey zuerst ble-ain, bli-ain, sofort nach obiger ersten Regel blidhain oder bligh-ain, endlich nach der zweyten bliadhain, bliaghain geworden.

Wie nöthig ist die größte Vor- und Umsicht auf so verführerischem Boden, wo man, um der Vocale zu geschweigen, auch bey dem Knochenbau der Wörter, den Consonanten oft nicht sicher ist, ob sie Wesen seyen oder nur Schein, wo man es mit Dialekten zu thun hat, die so weit aus einander streifen, daß der eine an der wichtigsten Stelle eines Wortes einen gutturalen oder palatalen Laut haben kann, wo der andere einen labialen hat, wo manchem der vielen einsylbigen Wörter mehrere sehr verschiedene Bedeutungen zustehen, wo sich also die lockendste Leichtigkeit bietet, nach Belieben da anzuknüpfen oder dort.

Dazu bedenke man noch das Schwanken und die Verschiedenheit der meisten als Malb. Glossen erscheinenden Wörter selbst, wie sie in den ältesten und besten Handschriften vorliegen. Abermals große Freyheit hinzuzuthun, weg zu nehmen, auszuwählen so lange, bis etwas einer gefaßten Ansicht entsprechendes herauskommt.

Betrachtet man die Lage des Landes, dem das salische Gesetz und die fraglichen Glossen angehören, und nimmt man diese wirklich als einen Rest keltischer Sprache, *) so sollte man den ihr ver-

*) Was freylich am allernächsten läge, wäre das Patois der Wallonen, nämlich in Hinsicht auf das, was in demselben nicht auch aus Französischem, respective Lateinischem und aus Deutschem zu erklären seyn sollte. Das gutturale ch z. B. in sich (six, sechs), dich (dix, zehn) ist ziemlich unfranzösisch und schwerlich noch altlateinisch.

wandteſten Dialekt unter denen, die über der See noch am Leben ſind, in demjenigen ſuchen, der ihr geographiſch am nächſten liegt, dem der alten nach Nord- und Süd-Wales gedrängten Britonen oder dem ſogenannten kymriſchen oder welſchen. Anders der Verf. Er findet ſich durch die Eigenheit der Sprache der Malb. Gloſſe zunächſt nicht auf den kymriſchen (welſchen) Sprachzweig, dem er gleichwohl die im eigentlichen Gallien vorkommenden alten Namen vindicirt, ſondern auf den gaeliſchen (gadheliſchen) in Irland und Hochſchottland verwieſen. Dieſe Annahme zu ſtützen, werden denn auch über den ethnographiſchen Zuſammenhang Irlands und Belgiens, deſſen Sprache ja überhaupt von jener des eigentlichen Galliens verſchieden geweſen, hiſtoriſche bis auf Ptolemäus zurückgehende Zeugniſſe aufgebracht, nach denen unter andern auch die germaniſchen Chauci ſich in die Gegend des heutigen Dublin verloren haben. Indeſſen möchten bloß partielle belgiſche Einwanderungen kaum hinreichen, die Verbreitung eines beſtimmten Dialekts über die ganze Inſel zu erklären.

Um doch einiges aus dem Commentar ſelbſt anzuführen, ſo findet der Verf. in dem Titel II., der „die Schweinesſorgen der fränkiſchen Gerichte“ enthält, nämlich de furtis porcorum handelt, nicht weniger als acht verſchiedene keltiſche Ausdrücke für Schwein: 1) chalt, chult, 2) diramni, 3) fith, 4) cristiao, 5) reodunia, 6) chuc, 7) baracho, 8) babanc. Nr. 1) wird bezogen auf das jetzt obſolete gaeliſche coilleadh (Schwein), 2) auf das gaeliſche tir (Land, terra) und eine verlorne Wurzel römh (graben), wornach es gleichſam Erdwühler beſage, 3) auf das gaeliſche fithean (Schwein), 4) auf das gaeliſche crios (ergrimmen, wildmachen) alſo gleichſam der Ergrimmte, 5) auf das Präfix ro (ſehr, überaus) und doinean (Sturm), alſo eine gewaltig einherſtürmende (sc. Sau), 6) auf das welſche im Gaeliſchen fehlende hwch (engl. hog), 7) auf das wieder nicht gaeliſche, ſondern welſche barawg (grimmig), 8) endlich auf das iriſche banabh, welſch banw (Ferkel). Nrn. 1. 3. 6. 8. ſind plauſibel genug, aber die faſt allzu „durchſichtigen“ und poetiſchen 2. 4. 5. 7. ſind, zumal ſie eher auf Wildſchweine als auf zahme paſſen möchten, jedenfalls etwas bedenklich. Uebrigens erhält chalt, das hier unter Nr. 1. Schwein bedeutet, eine ziemlich abweichende Function im Commentar zum §. 13, den wir als Beyſpiel der Darſtellung hier einfügen wollen.

„Der §. 13 hat zu den Worten: Si quis viginti quinque porcos furaverit, ubi amplius in grege illo non fuerint, die Gloſſe sunesta (guelf. cod.), sunistà (paris. c.), sonista (cod. paris. nr. 4403.), sonischalt tua zymis fit miha chunna (fuld. cod.). In dieſer Gloſſe ſind sunesta, sunista und sonischalt offenbar ſynonym. Son heißt gaeliſch: kräftig, ſtark; in Beziehung auf Menſchen: groß gewachſen; in Beziehung auf Acker und Gewächs: fruchtbar. Die Bedeutung: groß gewachſen hat auch das entſprechende welſche Wort honos; kräftig heißt welſch honw. Da nun im Gaeliſchen stuaidh eine Heerde, das entſprechende welſche Wort ystwy eine Schranke, eine Einſchränkung, einen Zaun, eine Zähmung bedeutet, ſo ſcheint sunesta, son isti oder sunis sti eine große, kräftige, fruchtbare, gedeihliche, ganze Heerde zu bezeichnen. Sonis chalt hat im zweyten Theile ein anderes Wort; es ſcheint mit dem gaeliſchen ceal die Fuge, die Verbindung (daher der Plural des Wortes ceile die Eheleute bedeutet) verwandt zu ſeyn. Im Welſchen ſetzt das Wort dießmal, nach öfter vorkommendem Lautwechſel in fald um, und dieß bedeutet eine Hürde, einen Zaun, der die Heerde zuſammenhält (engl. fold). Offenbar bedeutet Sonis chalt auch eine fruchtbare, gedeihliche, ganze Heerde.“

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Februar.

Nro. 22. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit von Friedrich von Raumer. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. Bd. V. 590 S. Bd. VI. 800 S.

Dritter Artikel.

Wenn die Leser dieser Blätter die beyden vorausgehenden Artikel mit Aufmerksamkeit verfolgten, so kann es ihnen nicht entgangen seyn, wie ferne von uns die Absicht lag, ein Sündenregister des Raumer'schen Werkes zu entwerfen, oder durch geflissentliche Herabsetzung seines wirklichen Verdienstes auf den Schultern des Verfassers zu einer Höhe hinanzuklimmen, die etwa für uns ein Gegenstand des Neides gewesen wäre. Im Gegensatze zu einer solchen Versuchung können wir vielmehr unsere Leser versichern, daß wir besonders bey Besprechung des vierten Bandes manche schöne Gelegenheit, die Blößen des angeführten Buches recht anschaulich zu machen, absichtlich vorüber gehen ließen, um unsern Lesern zu zeigen, wie uns kein anderer Eifer als der der Wahrheit und Wissenschaft hiebey geleitet habe. In diesem Gefühle können wir auch jene hämischen Insinuationen von uns weisen, welche in Betreff der beyden ersten Artikel die Berliner allg. Lit.-Zeitung in ihrem Blatte vom 17. Aug. Nr. 33 enthielt. *) Wir müssen uns nun einmal über das Unglück, einem gewissen literarischen Kreise zu mißfallen, zu trösten suchen. Es wird uns dieses jedoch nicht hindern, persönlichen Verunglimpfungen stets die Ruhe entgegen zu setzen, welche das Bewußtseyn ernsten Strebens dem Treiben der Parteyen gegenüber einflößt. Es ist eine traurige Sache, Thatsachen mit Schmähungen zu beantworten, oder wissenschaftlichen Werken Zwecke unterzulegen, deren Ersinnung höchstens zeigt, wessen etwa ihre Urheber in einer anderen Stellung fähig wären.

Auch die beyden letzten Bände der Geschichte der Hohenstaufen böten wunde Seiten genug dar, wenn es in unserm Plane läge, diese zu benützen. Es ließe sich hiebey auch ein ernstes Wort darüber sprechen, in wie ferne diese Forschungen nur Compilation oder selbstständig sind; allein wir enthalten uns dessen aus gleichem Grunde, wie früher, weil wir nur dem Leser auseinander setzen wollten, welche Zuverläßigkeit und Glaubwürdigkeit im Allgemeinen die Raumer'sche Geschichte der Hohenstaufen habe. Von Fehlern gänzlich frey zu seyn, wird wohl keiner der Historiker unserer Zeit für sich behaupten wollen. Die kindische Freude, kleine Versehen unter großem Gepränge hervorzuheben, wollen wir den Recensenten anderer Blätter herzlich gerne gönnen; nachzuahmen ist so etwas so wenig, als die hochmüthigen Abfertigungen, welche deutsche Journale so oft Büchern zu Theil werden lassen, die ihnen unbeliebige Thatsachen enthalten.

Die beyden letzten Bände der Geschichte der Hohenstaufen sind von Vielen als Darstellung der Alterthümer des zwölften und dreyzehnten Jahrhunderts mehr als der Text selbst geschätzt worden. Es war bequem, die einzelnen Rubriken nachzuschlagen und, wenn das Gesagte auch nicht besonders tief gieng, so war doch etwas über dieß und jenes darin zu finden. Freylich sind zusammengestellte Excerpten weder des Namens einer Geschichte

*) S. die Schlußnote.

würdig, noch werden sie befriedigen können, wenn man mehr verlangt, als was sich von der Oberfläche abschöpfen läßt. Allein gerade in dieser Haltung bestand einst das wirkliche Verdienst dieses Buches. Es eröffnete den höheren Classen, welche an und für sich durch das Tiefe unangenehm berührt werden, einen interessanten Abschnitt der deutschen und allgemeinen Geschichte; der Leser freute sich, daß der Verfasser so menschlich fühle, wie man es gewöhnlich liebt. Es war in leichter, angenehmer Erzählung der rechte Ton getroffen und sorgfältig Alles vermieden, zu dessen richtigem Erfassen der Gebildete des neunzehnten Jahrhunderts, welcher, um mit Göthe zu reden, so gewaltig viel gelesen hat, einer besonderen Anstrengung seiner Seelenkräfte bedurft hätte, was bekanntlich nicht Jedermann liebt. Es war in den Hohenstaufen Alles so natürlich, so begreiflich, wie die alltäglichsten Dinge; an Rührung fehlte es hie und da auch nicht, und so konnte der Verfasser eines großen Beyfalls sicher seyn, er mochte jetzt einen König oder einen Papst, eine Mathilde oder Constanze *spielen*. Nur Schade, daß es hiebey nicht blieb und mit dem Fortschreiten der Wissenschaft in der Zwischenzeit von der ersten zur zweyten Ausgabe auch die Ansprüche der Leser des Raumer'schen Werkes stiegen. Darauf hätte, wie natürlich, vor Allem reflectirt werden müssen, und wir wollen, damit der Leser unparteyisch urtheile, deßhalb zuerst sehen, welche Veränderungen H. v. Raumer in den beyden letzten Bänden anbrachte, und sodann dieselben mit einem anderen Werke vergleichen, das einen ähnlichen Gegenstand behandelt. Da bey der Verwirrung des Geistes in Deutschland *Thatsachen*, wie wir sie aus gedruckten wie aus ungedruckten Quellen in den ersten zwey Artikeln der Raumer'schen Darstellung gegenüber stellten, von keinem Belange zu seyn scheinen, so möge der Leser dann selbst entnehmen, welche Behandlungsweise vorzuziehen sey, welche die meisten und ergiebigsten Aufschlüsse gewähre.

Der Verf. versichert, für den 5. und 6. Band der zweyten Auflage im Ganzen Plan und Anordnung beybehalten zu haben, weil er „beydes, nach wiederholter Prüfung, noch immer für zweckmäßig halte.“ „Dennoch, setzt er hinzu, sind sehr viele Zusätze und Verbesserungen (z. B. in den Abschnitten Ministerialen, Juden, Städte, Recht, Handel, Steuern u. s. w.) in möglichster Kürze angebracht worden.“ Der erste von diesen Abschitten V. S. 20 — 84 ist auch in der That ganz umgearbeitet; der Verf. konnte Fürth's fleißige Sammlung hiezu benutzen, gesteht jedoch, daß er dessen Ansichten nicht überall habe beytreten können. Dagegen ist nebst vielem Anderen die unwissenschaftliche Aufzählung der italienischen Städte nach alphabetischer Reihe geblieben. Offenbar würde eine Uebersicht entweder nach der Parteystellung, der Aehnlichkeit der Verfassung und deren Entwicklung für den Leser von größerem Vortheile gewesen seyn. Bey „Rom“ erfahren wir, daß die Darstellung dieser Stadt „der zu früh verstorbene Dr. Papencordt aus seinen reichen Sammlungen über die Geschichte Rom's im Mittelalter entworfen“ habe. Irren wir uns aber nicht, so ist hiebey von den für die römische Stadtgeschichte wichtigen Momenten des Friedensinstrumentes P. Gregor's IX. mit den Römern (in den Regesten dieses Papstes) und der interessanten Lebensgeschichte Boso del Gubbio's kein Gebrauch gemacht worden. Bey den deutschen Städten ist S. 316 auch Arles aufgezählt. Aus Warnkönig, den der Verfasser überhaupt stark benützte, ist S. 319 — 321 eine Darstellung der flandrischen Städte aufgenommen. Eben so geschieht der österreichischen Städte besonderer Erwähnung und dann noch der Städte Triest, Wels, Winterthur. Wir treffen Veränderungen auch bey den kurzen Andeutungen über die französischen Städte; jedoch die gleiche Kürze bey der Beschreibung des florentinischen Handels, wie in der ersten Auflage. Bey Venedig ist der Handelsvertrag mit Manfred S. 471 eine lobenswerthe Zugabe, wie nicht minder S. 483, was über den Sklavenhandel berichtet ist. Bey der Darstellung der Juden sind die in Spanien vergessen worden, welche in mehr als einer Beziehung wichtig geworden sind. Vielleicht haben die Juden in keinem Staate des Mittelalters so großen Antheil an politischen Ereignissen gehabt, als gerade in den Reichen der iberischen Halbinsel, welche sie (nach Gibbon) für ihre zweyte Heimath ansahen.

Viel größere Veränderungen, als der fünfte Band, hat der sechste erlitten, welcher bis zu der Anzahl von 860 Seiten anschwoll. Die Rubrik, Klagen über den römischen Hof, hat aus Carbonel, Freygedank, Reimar von Zweter eine Bereicherung bekommen. Bey der Aufzählung der Folgen der Kreuzzüge ist eine außer aller Verbindung stehende Note hinzugekommen: „Einerseits führte Freude und Leid auf den Pilgerungen die Menschen verschiedener Stände näher an einander, andererseits steigern sich seitdem die Ansprüche und Sonderungen des Geburtsadels.“ Bey der Beschreibung des Lebens und der Gebräuche in den Klöstern haben der sechste und siebente Abschnitt ihre Stelle vertauscht; bey der Darstellung des Karthäuser-Ordens ist S. 450 der Auszug aus den Schriften Guigo's († 1188) weggeblieben, S. 459 ein Paragraph über die Beguinen hinzugekommen. Ganz umgeändert ist der große Abschnitt über die Scholastik, theils nach einem im historischen Taschenbuche abgedruckten Aufsatze des Verfassers, theils nach der lehrreichen Beurtheilung in den hallischen Jahrbüchern 1840 Nov. S. 2199:

„Möchten Meister in ihren Fächern,“ sagt H. von Raumer S. 518, „wie Neander und H Ritter, die damaligen Systeme bald nach ihrem vollen Umfange so darstellen und beurtheilen, wie es der jetzige Zustand der Wissenschaften erfordert. Der Verf. nachstehenden Aufsatzes (? dieß ist wohl nur aus Versehen stehen geblieben) ist sehr entfernt, sich ein so großes, weit über seine Kräfte hinausgehendes Ziel zu stecken. Als bloßer Liebhaber der Philosophie bezweckt er nur, anderen Liebhabern (welche zu dem mühsamen Erforschen der Quellen weder Zeit noch Lust haben) eine möglichst kurze und verständliche Uebersicht des Ansprechendsten aus jenem vernachläßigten Zeitraume und zugleich eine Gelegenheit und Veranlassung zu geben, die spätere Entwicklung der Philosophie mit jener früheren zu vergleichen.“

In der ersten Auflage wurden Anselm, Abälard, Aristoteles, Albertus Magnus, Thomas von Aquin, Duns Scotus, Joh. Bonaventura, Raimund Lullus, Roger Bacon, besprochen; in der zweyten nach einem langen Vorworte (S. 517 — 536) Anselm von Canterbury, Hildebert von Lavardin, Abälard, Bernhard von Clairvaux, Hugo und Richard von St. Victor, Alanus von Ryssel, Albert, Wilhelm von Auvergne, Thomas und die übrigen. Nicht minder wesentliche Bereicherungen finden sich auch bey der Darstellung der französischen Heldengedichte (S. 624 — 629), der deutschen Dichtkunst (630 — 655), der Musik (664 ꝛc.), der Bildhauerey, wo der Verf. der Ansicht Kuglers, wie wir glauben, mit Recht, entgegen tritt, daß die Einwirkung der sächsischen Schule den italienischen Meister Nicola Pisano zu seiner Ausbildung förderte (S. 684), der Baukunst (S. 673), des Aberglaubens (741), endlich der Frauen S. 785, zu deren Schilderung der Verf. „eine Auswahl lobender und tadelnder Aeußerungen über die Weiber“ beyfügt.

Neben diesen vielen Veränderungen findet sich wieder vieles, das obwohl wenig lobenswerth, dennoch stehen blieb. Hievon nur Einiges. In dem Abschnitte über die Juden V. S. 344 berichtet der Verf.: „die Christen sahen in den Juden nur die Mörder des größten Propheten, stolze halsstarrige Verächter des Heilandes.“ Wie diese moderne Ansicht für das Mittelalter und überhaupt für christliche Auffassung paßt, ist unbegreiflich; den Christen aller Tage war und ist der Heiland nicht der größte Prophet, sondern Gott und Gottes Sohn. An einer andern Stelle spricht Hr. v. R. von einer mahomedanischen Kirche, von welcher er versichert, „daß sie gleich mahomedanischer Kunst, Wissenschaft ꝛc. in allen höheren und ächten Beziehungen, in allem Wesentlichen hinter dem Christlichen zurückbleibe.“ VI. S. 348. Es wird schwer seyn, Jemanden, der das Lächerliche eines solchen Ausdruckes nicht fühlt, dasselbe zu demonstriren und jedenfalls hat man kein Recht, Hrn. v. R. allein über solche Dinge Vorwürfe zu machen, da man in neueren Geschichtsbüchern, die sich ex officio mit derley Materien beschäftigen, noch ärgere Verstöße in ähnlicher Beziehung trifft. Die Aussichten auf eine gegenseitige Verständigung über die wichtigsten Beziehungen des Lebens machen sich freylich nach diesem von Tag zu Tag weniger erfreulich. Seit christliche Schriftsteller von mahomedanischer oder auch jüdischer Kirche sprechen, haben die Juden den Beruf erhalten, die Geschichte von Perioden zu schreiben, zu deren innerem Verständniß nur

eine tiefe Auffassung des Christenthums gelangen kann. Seitdem wird nicht bloß ruhig zugesehen, wie ein solches Menschenkind sich eines der wichtigsten Abschnitte der deutschen Geschichte bemächtigt und, da die Wissenschaft von keinem Unterschiede der Confessionen etwas wisse, so trefflich in die Geschichte hinein docirt, daß man sich nur über die Inspiration wundern muß, mit welcher der rüstige Streiter für die Sache des Lichts und der Aufklärung begabt zu seyn scheint. Ja er hat es auch bereits dahin gebracht, daß ohne weitere Prüfung seiner Urkunden ein Göttinger Recensent (1842 No. 206 S. 2062) sich auf seine Autorität stützte, um einen anerkannt tüchtigen Historiker zu widerlegen. Es bleibt jetzt nur noch übrig, daß sich die neuen Propheten auch der Geschichte des Mittelalters bemächtigten, und etwa das Leben eines Gregor's VII., K. Ludwig's IX. oder K. Heinrich des Heiligen zum Vorwurfe nähmen? Wer kann sagen, was Alles in der Zukunft dunklem Schooße ruht?

Sehr geistreich ist Raumer's Bemerkung V S. 420: „die zahlreichen Fasten beförderten die Fischerey und wirkten nachtheilig auf die Viehzucht.“ Ueber die Wahrheit dieses Satzes wird Niemand ein Bedenken haben, der einerseits die meist herrlichen Klosterschwaigen (nebst den großen, meist nun eingegangenen Fischteichen) z. B. in unserm Oberlande gesehen hat und sich erinnert, daß zu den Lacticinien, deren sich besonders die Ultramontanen als Fastenspeisen bedienen, wenigstens nicht Muränenmilch genommen wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Die malbergische glosse, ein rest altkeltischer sprache und rechtsauffaszung.

(Schluß).

Zum Schluße möge noch des vielbesprochenen, anderswo als herba pura gedeuteten chrenecruda Erwähnung geschehen, das dem Verf., nach dem gaelischen cruinn, welsch crun, bretonisch cren (corona, Kreis), wovon cruinnich (versammeln), und dem ebenfalls gaelischen ruta (Heerde), welsch rhawter (eine Menge, die in Bewegung), nichts anderes ist als eine engverbundene aber munter sich bewegende (sc. Ziegen-) Heerde, — und des berufenen Titelwortes Malberg selbst, das zusammengesetzt sey aus den Wörtern Mal (Haufe, Versammlung) und beargnadh (Landessprache), also Sprache des Gerichtsumstandes, des zum Gericht versammelten Haufens bedeute und nichts zu thun habe mit deutschen Malbergen.

Der Verf. versichert wiederholt, daß es seinem Gefühle ein gewisses Opfer gekostet, die deutsche Sprache als eine Mischsprache, das Volksleben der salischen Franken als ein zum Theil undeutsches, wenigstens von keltischen Lebenselementen ganz durchzogenes darstellen zu müssen; aber sobald er das Wahre erkannt, habe er sich gleichwohl mit Geduld darein gefügt. Solchen Versicherungen gegenüber thut es uns doppelt leid, daß wir uns, wie wir eingangs gethan, außer Stande erklären müssen, die Ueberzeugungen des Verf. Schritt vor Schritt uns anzueignen. Blinde Zustimmung Unberufener würde ihm und seiner These so wenig frommen, als eine Reihe von Zweifeln und Bedenklichkeiten, herüber genommen aus einem Sprachgebiet, in welchem klarere, strengere, bindendere Normen endlich festgestellt sind, Schaden bringen können. Vielleicht erwirbt sich der Verf., dessen Wurf, wenn auch nicht alle Augen in gleicher Geltung zählen dürften, jedenfalls ein glücklicher zu nennen ist, durch die Bemühungen seinem Funde Anerkennung zu verschaffen, nebenbey auch das Verdienst, jenen Sprachen, die uns bisher, obgleich man sich oft und viel auf sie beruft, doch so wenig praktische Aufmerksamkeit abzugewinnen vermochten, eine größere Zahl gründlicher Forscher zuzuwenden. Was die Hülfsmittel dazu betrifft, werden wir freylich immer mehr oder weniger von brittischen Vorarbeiten abhängig seyn. Für Deutsche geschrieben kennen wir eine einzige, und zwar gaelische, Grammatik, die von Ahlwardt (der, im Vorbeygehen gesagt, irgendwo auch die in den Nibelungenliedern vorkommenden Namen auf gaelische zurückführt) in Vater's „Vergleichungstafeln ꝛc.“ Halle 1822.

J. A. Sch.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Februar.

Nro. 23. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit von Friedrich v. Raumer.

(Fortsetzung.)

Noch hätten wir etwas über die Darstellung des Ablasses VI. S. 225, über die Verfolgung der Ketzer durch die Kirche VI. S. 330, über P. Innocenz IV. (VI. S. 229) und einige andere Punkte zu erwähnen, wir ziehen aber vor, unsere Leser in den Stand zu setzen, ein Gesammturtheil über die beyden Bände der Alterthümer des zwölften und dreyzehnten Jahrhunderts zu fällen, indem wir ihnen die kirchlichen Zustände zu Papst Innocenz III. Zeiten von Friedrich Hurter (der Geschichte dieses Papstes 3. und 4. Band) vorführen. Es kann zwar, da der 3. Band schon im Jahre 1838 erschienen ist, nur mehr der vierte Band zur Besprechung in den Gelehrten Anzeigen kommen, auch hat Hurter seinen Gegenstand nicht so weit ausgedehnt, als Raumer; er konnte ihn aber auch eben deßhalb mehr in seinem Centrum fassen, so daß die innere Einheit der verschiedenartigsten Lebensverhältnisse des Mittelalters, welche trotz aller Häufung von Citaten bey den Hohenstaufen doch nicht klar hervor tritt, in dem nicht weniger gelehrten Werke Hurters auf jeder Seite unwiderleglich dasteht. Einige wenige Vergleichungen werden hinreichen, die verschiedenartige Behandlungsweise darzulegen.

Auch v. Raumer bespricht ausführlich die Mönchsorden; erzählt, wann jeder gegründet worden, giebt Auszüge aus ihren Regeln, schildert ihre Verfassung, Ausbreitung und die Blüthe, zu der sie gelangten. Bey allem diesem gelangt man weder zu einer richtigen Einsicht des innern Lebens, noch des Grundes ihres Daseyns, noch des Charakteristischen, das jedes einzelne in sich trug. In Ausführung dieser Momente zeigt sich aber Hurter als Meister. Auch er verschweigt nicht, was für und wider dieses oder jenes Institut des Mittelalters gesagt wurde. Allein während Raumer gewöhnlich zwey extreme und oft absurde Meinungen hervorhebt und mit seiner Ansicht vermittelnd dazwischen tritt, läßt Hurter mit einem bewunderungswürdigen Aufwande von Gelehrsamkeit die Thatsachen sprechen und erweckt dadurch in dem Leser jene Gedanken und Empfindungen, die er erzeugen will, ohne den Schein desselben anzunehmen. Hingegen preßt die Argumentation gegen zwey fictive Gegner, welche H. v. Raumer bis zur Ermüdung des Lesers fast ohne Unterlaß anwendet, diesem oft einen Schrey des Ueberdrußes aus; sie erinnert an den berühmten Windmühlenkampf und man hat Mühe zu begreifen, wie man sich mit so trivialen Feinden herum schlagen mag. Mag dieß von dem Boden herkommen, auf welchem der Verf. steht, oder von dem Publicum, für welches Hr. v. Raumer schreibt, wir wissen nur so viel, daß der Effect einer solchen Darstellungsweise ein sehr peinlicher ist. Dagegen schreitet Hurter auf dem hohen Cothurn sicher einher; man hört, wo er auftritt, die Bewegungen der Völker, die furchtbare Nähe des Schicksals, das die hohlen wie die ernsten Bemühungen vergangener Geschlechter ergreift. Das Odi profanum vulgus ist ihm auf die Stirne geschrieben und ein strenges arceo verscheucht jeden Gedanken, der die Reinheit der Muse verletzen könnte.

Da ist kein Wort zu viel, es hat Alles Zweck und Bedeutung. Die Geschichte erlangt die Großartigkeit wieder, die ihr durch die rein individuelle, bloß geistreiche Behandlungsart der modernen Schriftsteller entzogen worden war. Es ist wahr, man liest Raumer's Hohenstaufen viel leichter, als Hurter's Innocenz; hier ist man genöthigt, Ruhepunkte zu machen, nicht bloß zu lesen, sondern auch zu überlegen; nicht, vorgedachten Ansichten zu folgen, sondern an dem Gedankengang Antheil zu nehmen, der in den Männern der früheren Jahrhunderte vor sich gieng. Bey der Lectüre der Hohenstaufen ergeht es einem wie bey der Beschauung der Kaiserbüsten auf dem Capitol, die Männer der Vergangenheit gleichen so sehr denen unserer Tage, daß kein Unterschied zwischen beyden zu seyn scheint, und Hr. v. Raumer ist ordentlich froh, wie er bey der Darstellung Friedrich's II. herausbringt, er sey gewesen, wie unser einer, ein Gebildeter des neunzehnten Jahrhundertes, den das Idol philosophischer Systeme nicht bloß um seinen Glauben berückt hat, sondern der damit auch noch die Güter verlor, welche die Natur ihm gegeben. Wer dann mit dem Ellenstabe gewöhnlicher Denkungsart durchaus nicht gemessen werden kann, der wird als Schwärmer bezeichnet, d. h. er wird gleich den Ultramontanen unserer Tage außer dem Gesetz erklärt, nachdem man zuerst Alles versucht, den Leser glauben zu machen, es sey nichts an ihm. Hurter's Darstellung gleicht der Behandlungsart gewisser Künstler, von deren Bildern der Beschauende, auch ohne die bezeichnete Person zu kennen, sagen muß, das Porträt sey ähnlich. Hier ist alles individualsirt, jede Persönlichkeit hat ein Gepräge, wie es nur der Stempel einer früheren Zeit zu geben vermag, und dennoch ist in ihnen allen etwas Gemeinsames, welches, so verschieden es auch von unserer Zeit ist, ihnen allen gehört und sie erst zu dem macht, was sie sind. Es ist dieß die Folge des „vorzüglichen Augenmerks," das der Verf. in seiner Darstellung hatte:

„dem Daseyn einer vom christlichen Glauben durchdrungenen Gesinnung, dem Einfluß derselben auf das Leben bis in seine zartesten Verzweigungen nachzuspüren und darauf hinzuweisen, wie jene Gesinnung an dessen Erscheinungen sich bethätigt habe" (S. VII).

Dadurch weht Ein Geist in dem ganzen Werke, wie auch Ein Geist die ganze Zeit beherrschte. Fern von allem Anekdotenkram hat die Erzählung die interessantesten Züge aus dem Leben Einzelner und der verschiedenen Völker aufgenommen, um alles zu einem großen Bilde zu vereinen, des vielgegliederten, vielgestalteten Lebens, welches der Einen großen Quelle entströmte. Keine dürre Gelehrsamkeit ist hier aufgespeichert, obwohl in den Noten, welche man mehr nach Tausenden als nach Hunderten zählen muß, die Frucht einer dreyßigjährigen emsigen Forschung niedergelegt ist. Die Darstellung umfaßt die ganze Blüthe des Mittelalters; man könnte sie eine Encyclopädie desselben nennen. Sie ist eine Fundgrube des Einzelnen, dem überall zugleich die rechte Stelle angewiesen ist, wo jede Materie in ihrem wahren inneren Zusammenhang aufgefaßt und dargestellt ist.

„Darin," sagt der Verf., z. B. von den Universitäten — IV. S. 585, — besteht zwischen jener Zeit und der gegenwärtigen ein wesentlicher Unterschied, daß damals Vieles allmählig entstand und aus dem Leben von selbst sich herausbildete, indeß es die unsrige, nach allen Theilen gestaltet und vollendet, mitten in dasselbe hineinsetzt; was, so bald es weder an dem Willen noch an den Kräften zur Erhaltung gebricht, allerdings seine unverkennbaren Vorzüge hat. Nach jener Weise reisten und gediehen in den vergangenen Jahrhunderten die höheren Lehranstalten, die wir gewöhnlich mit dem Namen Universitäten bezeichnen, unter diesen diejenige von Paris oben an."

Nun folgt eine Schilderung ihrer inneren Entwicklung, ihrer Anerkennung durch die Kirche, als einer Lehranstalt, die mittelst ihrer Wirksamkeit auch dieser dienen sollte; daran reiht sich ein Ueberblick der Hauptuniversitäten Frankreichs, Italiens, Englands und Spaniens, wie der hohen Schulen der Juden. Dann fährt er fort:

„Ein wichtiger Beweis für den Zusammenhang der höheren Lehranstalten mit der Kirche liegt darin, daß die Prüfung der für das Lehramt sich Anmeldenden und die Entscheidung über ihre Lehrfähigkeit, durch die ihnen der Lehrertitel und die Lehrbefugniß erst ertheilt wurde, wenn nicht von dem Bischof oder dem Geistlichen, der über der Anstalt stand, selbst, doch in seinem Namen ertheilt wurde. Die Kirche wollte hiedurch jedermann Gewährleistung geben, daß der Lehrer, welcher in der obersten Wissenschaft unterweise,

mit hohem Vertrauen, als von ihr geprüft und gebilligt, dürfe vernommen werden. Blicken wir auf die innere Einrichtung der hohen Schulen und auf das Wesen ihrer Schüler, so sehen wir zunächst in den besonderen Rechten, die denselben ertheilt wurden, vorzüglich in ihrer Befreyung von der bürgerlichen Gerichtsbarkeit, daß durchweg der damals herrschende Begriff von der Stellung der Kirche zu der weltlichen Gewalt auf sie übergetragen wurde. Weder die Absicht, die wissenschaftliche Laufbahn zu beehren, noch die Meinung (die doch an sich schon irrig gewesen wäre), die Fortschritte auf derselben zu fördern, am wenigsten Berechnung, um Auswärtige an sich zu ziehen, war die Ursache jener Befreyung; auch ist dieselbe nicht sowohl eine solche zu nennen, als vielmehr eine natürliche Hinweisung der Universitätsglieder in den Bereich des einen der damaligen großen Rechtsverhältnisse. Wie die Kirche mit ihren Dienern unter eigenen Obern, den diesen aber Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit über ihre Glieder stand: so wurde das Personale der hohen Schulen zu dieser gezählt, zumal als zum obersten Vorsteher ohnedem ein Würdenträger der Kirche über sie gesetzt war."

S. 593. Der Verf. geht hierauf zu den Landsmannschaften über; er zeigt, wie

„das Streben nach Wissenschaft nicht immer in erforderlichem Einklang mit der Ehrbarkeit des Wandels stand. Es wurde zwar wohl von den Edlern der Grundsatz aufgestellt: ächtes Wissen müsse Wohlanständigkeit zur Gefährtin haben. Sie mußten aber doch klagen: Wer mit Verlust der Sitten nach jenem trachte, verliere mehr, als er gewinne."

Dann bahnt er sich den Weg zur näheren Auseinandersetzung der einzelnen Wissenschaften, der Theologie, der Rechtswissenschaft ꝛc. Man sieht daraus, daß es des Verfassers Art nicht ist, Auszüge aus andern Werken zu geben und die Resultate der Forschungen Anderer den seinigen einzuverleiben; er steht fest durch eigene Kraft und vermag dadurch unter dem großen Material das Wesentliche vom minder Bedeutenden auszuscheiden. Deßhalb trifft man auch bey Hurter z. B. keine alphabetische Aufzählung der Städte: wohl aber ist ausgeführt, wie sich Cöln des höchsten Maßes von Selbstständigkeit erfreut, welche Städte sich durch Gewerbsthätigkeit ausgezeichnet, was von Seite der Kirche, was von den Fürsten zur Sicherung und Förderung des Handelsverkehrs geschah. Nie genügt Hurter'n das Aeußere; stets sucht er auf den Kern einzudringen und hebt sorgsam hervor, woran Andere instinktmäßig vorübergehen, er mag nun das Wesen der Kirche oder eines weltlichen Gegenstandes besprechen, die Gründung und Blüthe des Karthäuserordens oder den Aufschwung der Musik und Poesie berichten. Wenn wir jedoch in dieser wie in vieler anderer Hinsicht dem Werke Hurter's entschieden den Vorrang vor jeder neueren Bearbeitung des Mittelalters einräumen und auf dasselbe als eine der ausgezeichnetsten Erscheinungen in der historischen Literatur der Deutschen verweisen, so ist es ferne von uns, wie etwa aus dem Vorhergehenden erhellen möchte, Hrn. v. Raumer gleichfalls den Vorwurf jener böswilligen Ignorirung alles dessen zu machen, was nicht von gleichem Fleisch und Blute ist, die so häufig sich in Büchern und Journalen norddeutscher Gelehrten zeigt. Im Gegentheile, man wäre sehr ungerecht, wenn man nicht sagen wollte, er gebe, was er geben konnte. Daß er in hundert Dingen nicht tiefer sah, im Ganzen der ungeheure Stoff, den er bewältigen sollte, ihm über den Kopf gewachsen ist und am Abende seiner Tage ein so vollendetes, abgerundetes, wir möchten sagen, Riesenwerk erschien, wie Hurter's Innocenz III., vor welchem freylich v. Raumer's Hohenstaufen die Waffen strecken müssen, ist ihm nicht zum Vorwurfe zu machen. Unstreitig hat die erste Auflage entschieden zur Berichtigung verkehrter Ansichten über das Mittelalter beygetragen, das Studium desselben wurde mächtig angeregt, und wenn auch Ton und Haltung vielfach fehlerhaft sind, so sind die Fehler doch noch immer besser, als was früher als Wahrheit angenommen worden war. Würde es bey der ersten Auflage geblieben seyn, so hätte unsers Erachtens nach Niemand das Recht gehabt, von dem Werke im Ganzen übel zu sprechen; es wären die großen Schattenseiten durch die unläugbaren Verdienste übertroffen worden. Allein daß Hr. v. Raumer nach so langer Pause im Jahre 1842, einer ganz andern Generation gegenüber, als die seine erste Auflage gelesen, mit den alten Fehlern, dem alten langweiligen Raisonnement, mit der alten gesuchten Vermittlung nicht zu vermittelnder Gegensätze, den alten Ansprüchen und zuletzt noch mit der Erklärung hervortritt, man wünsche sich, gleich einem Romanschreiber, nicht eigentlich Männer von Fach zu Lesern — war wenigstens unüberlegt.

Die Zeit ist vorüber, wo man Deutschland mit verdünnter Speise fütterte; die ernstere Zeit verlangt auch von der deutschen Historik ein gemessenes und kräftiges Auftreten. Man kann nicht mehr mit Principien Buhlschaft treiben, oder mit einem mezzo termine die Geister beschwören. Die Grundlage aller Wissenschaft ist bedroht, seit man ihr das christliche Princip zu nehmen gesucht, seit eine ungezähmte Zweifelsucht mit den Quellen ihr höhnisches Spiel treibt, seit eine dünkelhafte Aftergelehrsamkeit, die weder Mark noch Ideen hat, und für lächerlich und abgeschmackt erklärt, wofür im eigenen Gehirn kein Raum sich findet, vom Richterthrone Besitz genommen hat. Eine Zeit ist gekommen wie jene, in der Solon seinen Bürgern verbot, thatenlos zu seyn. Mag man deßhalb, wie so oft geschehen ist, den Kampf unehrlich mit Schmähungen und mit Lügen führen, wir werden unsere Stellung mit jener Kraft behaupten, die ein redliches Streben nach Wahrheit verleiht, und uns vor den niedrigen Mitteln zu bewahren wissen, deren Anwendung diejenigen nur verächtlich macht, die hiezu ihre Zuflucht nehmen.

Nachschrift.

„Die angebliche Entdeckung des genannten Verfassers," heißt es in der Berliner allgemeinen Literaturzeitung vom 17. August 1842, Nr. 33. in Betreff der von mir benützten Regesten Pabst Innocenz IV. — „wobey er mitleidig auf Herrn von Raumer und alle anderen herabsieht, welche über jene Periode geschrieben, beschränkt sich ganz einfach darauf, daß er den durch die Cataloge der MSS. de la B. d. R. allgemein bekannten, zu Rom in Abschrift vorhandenen (?), in Deutschland insbesondere seit 1824 mehrmals besprochenen und auch von andern Historikern (welchen?) benützten Band — wahrscheinlich auf die aus den Versuchen von Richer und den Regesten Johannis XXII. hinreichend bekannte Weise — excerpirt hat." — Dem Leser möge zur Berichtigung dieser calumniösen Angabe folgendes Thatsächliche dienen:

1) Ist nicht bloß in dem von der L. Z. angeführten Artikel der G. A. Nr. 154 und 155., sondern auch in dem ersten, Nr. 115 — 116, gelegentlich dargestellt worden, welche Bewandtniß es von unserer Seite mit der Benützung der Regesten nicht bloß Innocenz IV., sondern auch Gregors IX. (in der Bibl. Vallicell. zu Rom) gehabt habe. Wollte deßhalb der unbekannte Verf. des fraglichen Artikels nicht seine Leser absichtlich täuschen, so mußte er, was in dem einen wie in dem andern Artikel darüber gesagt war, mittheilen, wodurch freylich sich herausgestellt hätte, daß nicht von einem Bande, sondern von den Regestenbänden mehrerer Päpste die Rede war. Entweder hat also der Verf. des Artikels meine Recension nicht gelesen oder er hat geradezu die Unwahrheit gesprochen.

2) Habe ich mich nicht der mindesten Entdeckung gerühmt. Wohl aber hatte ich allen Grund mich der Auffindung des fraglichen Bandes zu freuen, da ich aus einer handschriftlichen Bemerkung des päbstlichen Archivars in der Regestensammlung der Vallicell. ersehen, daß der (in Paris befindliche) Band der Regesten Pabst Innocenz IV. dem päbstlichen Archive fehle. Freylich war der Titel desselben aus dem Catal. des MSS. allgemein bekannt, nicht aber der weitere Inhalt desselben; ob das geheime päbstliche Archiv von demselben eine Abschrift sich habe machen lassen oder nicht, ist für mich gänzlich gleichgültig. In Paris liegt das Original und das habe ich benützt. Was ist an dieser Thatsache zu mäkeln und zu deuten? Ebenso gleichgültig ist mir, daß derselbe in Deutschland mehrmals besprochen worden ist; ich habe bereits 1839 deßhalb eine Reise unternommen und als ich unterwegs krank geworden, 1842 dieselbe wieder angetreten und nun den fraglichen Band benützt, in wie ferne es für meinen Zweck paßte, copirt, und in wie ferne es genügte, excerpirt. Ich habe hierbey weder eine äußere Unterstützung noch ein anderes Motiv gehabt, als die Wissenschaft zu befördern. Dem Verf. des fraglichen Artikels hätte es also geziemt, dieses anzuerkennen, nicht aber mit hämischen Beschuldigungen aufzutreten, und die Leser unserer Blätter mögen bey dieser Gelegenheit bemerken, mit welch freundlichen Gesinnungen, mit welch aufmunternder Güte die Berliner gelehrten Blätter die literarischen Bestrebungen der Süddeutschen und insbesondere der Katholiken aufnehmen. Würde dasselbe von einem Norddeutschen oder Franzosen ausgegangen seyn, welche Veränderung in Ton und Haltung hätten wir nicht wohl dann in der Berliner literar. Zeitung beobachten können?!

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Februar.

Nro. 24. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Emendationes Livianae. Scripsit Ernestus Guilielmus Fabri, Phil. Dr. Gymnasii Norimbergensis Professor. Norimbergae sumptibus Friderici Campi. MDCCCXLII.

Herr Professor Dr. Fabri, dessen Verdienste um den großen Geschichtschreiber Roms allgemein bekannt und anerkannt sind, hat uns in den vorliegenden Bögen abermals einen, wenn auch kleinen, aber sehr schätzbaren Beytrag zur Sicherstellung und Begründung des ächt Livianischen Textes gegeben und gezeigt, was es heiße, ein guter Kenner und umsichtiger Kritiker eines classischen Schriftstellers zu seyn. Hr. F. behandelt nämlich eine Reihe von Stellen aus dem XXVI. Buche des Livius, die ihm bis jetzt der Verbesserung ermangelt zu haben schienen und folgt hierbey besonders dem Codex Bambergensis, der, wie er anderwärts zu erörtern verspricht, lange die verdiente Berücksichtigung nicht erfahren habe, während er seinem Gehalte und Alter nach den besten beyzugesellen sey. Kommen hiebey auch viele sogenannte Kleinigkeiten zur Sprache, wie besonders Stellung der Worte, grammatische oder rhetorische Eigenthümlichkeiten und dergleichen, so stimmen wir Herrn F. vollkommen bey, daß gerade dadurch nicht wenig zur Vollendung der Form und somit zur Annehmlichkeit der Lectüre eines Autors geleistet werde. Ref. erlaubt sich nun, die Resultate der sorgfältigen Forschungen des Hrn. Verf. kurz aufzuzählen und hie und da eine Bemerkung einlaufen zu lassen.

Cap. 4, 2. wird ut nach evasurum se professus nach den Codd. als unzweckmäßig verworfen und nach dem Cod. Bamberg. praestaret promissum geschrieben, so daß mit per media Romana castra asyndetisch ein neuer Satz beginnt; ebendaselbst §. 5. u. 6. nach dem Cod. Bamberg. ubi datum signum esset und fieri visum est zurückgerufen; ingleichen Cap. 5, 5. praemissis namque, §. 6. equites peditesque. §. 7. inter sese. §. 13. quam condensam aciem irrupissent, in castra irrupturos, so daß irrumpere absichtlich wiederholt erscheint; aber dann möchte ich auch glauben, daß nach quam die Präposition in ausgefallen. Allein nach Vergleichung des Verangehenden scheint eine Aenderung nicht rathsam. §. 17. multitudo hostium. *) Cap. 6, 2. cum oppleta fossa esset. §. 5. magna vis tamen hostium. §. 6. obiecto ab tergo equitatu — hat hier nicht etwa das obiecto auf die Form der Präposition einen Einfluß geübt? Cap. 7, 1. neque per castra, §. 3. quo iam inde ire pergeret, §. 6. clam Capuam pervadat. Cap. 8, 1. varie animi hominum. §. 8. utri obsidenda Capua, utri ad prohibendum obsidione patriam Romam veniundum esset. Ich wäre geneigter, die vulgata prohibendam wegen des folgenden veniundum beyzubehalten. Cap. 9, 1. quo die Vulturno est transgressus; daß Vulturno grammatisch richtig sey, bezweifle ich nicht; nur scheint der ablativus viae nicht

*) Wo in der Folge nur die Textesworte angeführt sind, deutet es eine Verbesserung der bisherigen Lesart nach den besten Codicibus, vorzüglich aber nach dem Bambergensis an.

recht am Ort; auch möchte das „Vulturnum traducit“ im vorhergehenden Cap. zu beachten seyn. §. 6. Tumultuosius quam allatum erat cursu hominum. §. 10. a Capua, der Cod. Flor. und Bamberg. lassen a weg; der Sprachgebrauch des Livius jedoch bestimmt den Hrn. Verf. fast für die gewöhnliche Lesart. Nicht unmöglich wäre hier die Verbindung von a Capua mit affertur oder ist es eine constructio ἀπὸ κοινοῦ? Cap. 10, 3. ad portam Collinam. Cap. 11, 7. tabernas argentarias, quas circa forum Romanum essent, mit Weglassung von tunc vor essent. Cap. 12, 1. nach dem Cod. Bamberg. ceterum non quantum Romanis pertinaciae ad premendam obsidione Capuam fuit; §. 8. autem nach in magistratu fehlt im Flor. und Bamb. Entspricht nicht dem autem das folgende: iam ne in foro quidem etc.? ebendaselbst wird deseruerant aufgenommen. §. 14. coeundo conferundoque cum hoste castra. Könnte coire nicht in seiner einfachen Bedeutung genommen werden mit Berücksichtigung der früheren Worte: ubi Romanae legiones sint, ibi et Carthaginensium exercitus debere esse. Cap. 13, 2. defectionis auctor ab Romanis. §. 5. u. 6. quoties in obsidentes quam inimici eruperimus. §. 11. transgressus Anienem amnem. §. 14. itaque quoniam aliter diis immortalibus est visum. §. 15. sagt Vibius Virrius: non videbo Ap. Claudium et Q. Fulvium victoria insolenti subnixos, neque vinctus per urbem Romanam triumphi spectaculum trahar, ut deinde in carcere aut ad palum deligatus, lacerato virgis tergo, cervicem securi Romanae subiiciam. Cod. Bamb. in carcerem aut palum del. Hier erscheint erstlich aut Hrn. F. unstatthaft, zweytens in carcere unverbindbar mit cervicem securi subiiciam; deßhalb glaubt er nach in carcere sey ein passendes Verbum ausgefallen, etwa enecer oder zu der Lesart des Bamb. includar. Vielleicht wäre dann condar rathsamer; vrgl. Cap. 16. Daß die Eingekerkerten gewöhnlich strangulirt wurden, ist bekannt, allein es fragt sich, ob man nicht aus dem speciellen Ausdruck für das „in carcere“ den allgemeineren in Gedanken ergänzen könne; lacerato virgis tergo beziehe ich bloß auf den ad palum deligatum. Cap. 14, 8. auri pondo M M septuaginta fuit, argenti triginta milia pondo et M ducenta. Cap. 15, 3. cum aliquis sociorum. §. 8. tradit. §. 9. concionem totam; de his quoque. §. 11. per mediam vadens turbam. Cap. 17, 4. postquam pars maior. §. 13. cum esset data venia. Cap. 19, 4. pleraque apud multitudinem aut per nocturnas visa species aut velut divinitus mente monita agens. So alle Codd., allein Hr. F. zweifelt an der Aechtheit der Lesart und liest: per nocturnas visas species; auf denselben Einfall gesteht Ref. auch gekommen zu seyn; dennoch muß er bey genauerer und wiederholter Betrachtung die vulgata beybehalten, die ihm dem Ausdruck und dem Gedanken nach treffender erscheint; denn der Sinn ist folgender: Scipio pleraque agebat apud multitudinem, quae aut per nocturnas species visa aut velut divinitus mente monita erant. Daß dann ein ut oder velut vor per unnöthig ja unrichtig wäre, fühlt meyne ich Jeder. §. 7. visam persaepe. §. 12. ad famam eius mit Ausstoßung von adventus. Cap. 20, 1. duabus tantis deinceps cladibus icti; §. 4. milites novi. Cap. 20, 2. de rebus ab se gestis. §. 9. et non minimum fuere spectaculum. Cap. 22, 1. Apuliam Macedoniamque provinciam; die Vulgata ist provincias, ich möchte aber jenes nicht sowohl durch Attraction mit dem zweyten Worte verbinden, als vielmehr mit dem vorausgehenden: Consules sortiri iussi. §. 2. praerogativa Veturia iuniorum etc. Daß hier der Zusammenhang gestört sey, hat Hr. F. richtig gesehen; deßhalb erscheint uns seine Vermuthung, die Stelle sey lückenhaft, höchst wahrscheinlich; welche Worte gerade fehlen, kann natürlich bis jetzt nicht bestimmt versichert werden. §. 3. schreibt Hr. F. gratulandi causa turba cum coiret. §. 9. neque ego, inquit, vestros mores. §. 10. petiit und velle sese. §. 12. duobus plenis iam honorum. Cap. 25, 1.

Illyrios finitimasque ei urbes alterno metu quietas ut Macedonia haberet. Salmasius hatte nach der Lesart des Puteanus altergo ab tergo emendirt, was Hr. F. aufnimmt. So sinnreich diese Conjectur ist und so geschickt sie Hr. F. vertheidigt, so mißfällt doch stets die Stellung. Vielleicht liegt in „alterno metu“ metu alteri incusso. §. 7. schreibt Hr. F. trefflich ad frangendos igitur vastare agros ... coepit. Cap. 26, 10. caesos exercitus. Cap. 27, 4. noctu et die. §. 11. publicas inimicitias hostilis et esse et futuras. Cap. 30, 11. maneant, inquit Marcellus, ut coram iis respondeam. Cap. 31, 7. posteaquam neque legata. Allein könnte hier gegen den Bamb. nicht ebenso zu verfahren seyn, wie in der nächst vorhergehenden Stelle gegen den cod. Rhenani? Cap. 33, 7. ecquis Campanorum bene meritus de republica nostra esset. §. 10. factum esse. §. 12. und 13. quaeque una secum dediderunt, so die Edd. quosque die Codd.; um dieß zu halten nimmt Hr. F. an, es sey nach dedidere (so der Flor. u. Bamb.) quasque res dedidere ausgefallen. Nicht unwahrscheinlich nach dem, was im folgenden Cap. erzählt wird. Dennoch könnte auch quodque verborgen seyn. Cap. 34, 6. qui Capuae fuisset. §. 8. prius, quam Capuam Hannibal veniret. Cap. 35, 3. ut privatim - darent. §. 5. nihil reliqui. Cap. 36, 12. hunc senatus consensum. Cap. 39, 3. militari gloria. §. 8. sub idem tempus. §. 11. non vi ac virtute. §. 13. frontibus velut pedestres acies urgebant, so Hr. F. nach einer allerdings leichten Conjectur; die Edd. haben pedestris, dazu schreibt der Verf.: dubito, satisne apte duae classes frontibus dicantur velut pedestris acies ursisse, ita ut uni aciei urgenti comparentur. Allein der Vergleich gilt nicht der Gesammtheit der beyden Flotten, sondern den einzelnen Schiffen derselben; wie kurz vorher gesagt wurde: prope collato pede gerebatur res, so scheint auch dieser Vergleich gerechtfertigt. §. 16. nimmt Hr. F. die Lesart des Lovel. an: ille ut — procidit und ordnet so die Harmonie der Stelle. Ref. vermuthete in atque: actutum. Cap. 43, 3. huc rectus ex Africa cursus est nach der Aldina. Cap. 44, 3. et primo haud impares stetere acies nach dem Florent. 2. §. 8. quod plurimum — intererat. Cap. 45, 9. et stagna auferrent. Cap. 46, 4. ut nemo ab tergo ante sentiret. §. 9. arcemque et praesidium dedidit ohne se. Cap. 47, 5. octoginta una. §. 7. argenti infecti signatique nach Gronov's Verbesserung. §. 9. et naves onerariae nach ziemlich gewisser Vermuthung; ebendaselbst wird captaeque der Autorität der besten Codd. zufolge gestrichen. §. 12. inter tantas opes bellicas Carthago. Cap. 48, 3. laudes gratesque, wie schon Bekker; ebendaselbst omnis Africae ohne paene. §. 6. Q. Tiberilius. §. 11. conferant. §. 12. per omnes deos apparatos iurare, so Hr. F. nach einer Anzahl Codd.; die andern paratos. Ich zweifle, ob die Plautinischen Stellen für Livius rechtfertigend angewendet werden dürfen. Könnte nicht das ad zum unrichtigen Worte gefügt worden seyn, während es zu iurare gehörte? §. 13. haec ad eum ohne se. §. 14. meritum aut virtus. Cap. 49, 1. quippe ubi alibi. Dann billigt der Verf. statt septingentos viginti quinque die Angabe im Puteanus MMMDCC. Allein wer bürgt dafür, daß nicht dem Abschreiber ein M zu viel aus der Feder geflossen? §. 3. minorum decem tria milia. §. 6. si aliquis. §. 7. ceterum vocatis obsidibus mit Weglassung von Scipio nach ceterum. §. 12. nihil defuturum profecto; ebendaselbst alia me cura in aetatem harum intuentem stimulat, eine eben so leichte als triftige Conjectur. Cap. 50, 4. tibi eam und in recto et legitimo amore. §. 8. hodie populum dici posse. §. 9. merito, was

Rhenanus einsetzt, wird wiederum ausgestoßen. Cap. 51, 7. simul corpora animosque. §. 11. captae famam Carthaginis. Diese kurze Uebersicht wird hinlänglich darthun, wie viel auf kleinem Raume geleistet worden; es sind in der That wahrhafte emendationes. Möge der gelehrte Verfasser bald wieder Zeit und Gelegenheit finden, uns eine Frucht seiner reichen Forschungen und Sammlungen auf diesem Felde darzubieten.

Dr. Thomas.

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit von Friedrich von Raumer.

(Schluß.)

3) Ein ähnlicher Fall ist mit Richer und dessen Benützung, auf welche der Verf. anspielt. Ich hatte gewünscht, diesen Schriftsteller theils zum 1. Bande der deutschen Päpste, theils zu einer Recension von Hok's Gerbert zu benützen und zu diesem Zwecke mich durch einen Freund an die Redaction der Mon. Germ. hist. gewendet, wenn möglich die Aushängbogen des Richer, an dem eben gedruckt ward, zu erhalten. Da hierauf keine Antwort erfolgte, und ich durch einen andern Freund, Dr. Kunstmann, einen Bamberger Geistlichen, in Erfahrung gebracht, daß sich der Codex Richers auf der Bamberger Bibliothek befände, so erbat ich mir denselben von Hrn. Dr. Jäck, der meiner Bitte auf das freundlichste willfahrte. Dieß ist das unverzeihliche Verbrechen, das mir den Grimm des Göttinger Recensenten der deutschen Päpste zugezogen hat, hinc illae lacrymae! Als nun der codex längst zurückgesendet worden, der Druck des ersten Bandes der deutschen Päpste voranschritt und ich keine Kunde hatte, wann der neue Band der Mon. G. h. mit Richer erscheinen würde, entschloß ich mich, die Stellen, welche ich für die Recension Gerberts copirt und weil sie ursprünglich nicht zum Drucke bestimmt waren, so niedergeschrieben hatte, wie sie aus der schwer zu entziffernden Handschrift in der Schnelligkeit heraus gelesen werden konnten, als Belege gleichfalls abdrucken zu lassen. Da ich sie nicht mehr mit dem Codex vergleichen konnte, hatte ich auch nicht mehr den Muth, die Stellen, die mir fehlerhaft zu seyn schienen, auf's Geradewohl zu verbessern. Einige Zeit später erfuhr ich zufällig, der Codex sey aufs Neue nach Göttingen oder Hannover gewandert, worauf nach wenigen Wochen die dort gefüllte Bombe zerplatzte: Hr. Waitz recensirte den ersten Band der deutschen Päpste in den Göttinger gelehrten Anzeigen. — Doch nein, er umging den Text völlig und beschäftigte sich gemäß der ihm eigenthümlichen Auffassungsweise der Geschichte damit, den Codex mit den Stellen zu vergleichen, die ich in Ermangelung der Handschrift nicht mehr hatte collationiren können. Wahrscheinlich als Fortsetzung derselben, wie in den letzten Zeilen gesagt war, man werde ein anderes Mal sehen, welches der Gewinn dieses Buches sey, erschien dann später eine Anzeige in den Berl. Jahrb. (Nov. 1840. S. 775), welche ihren Geist und wahre Absicht hinlänglich durch einen lächerlichen Ausfall gegen die Ultramontanen beurkundete und gleichfalls sich an Nebendinge hing, während man in dem Werke des Verfassers derselben (Otto III.) hinlänglich findet, wie gut er das Buch zu benützen verstanden hat.

4) Der Seitenhieb in Betreff der Regesten P. Johanns XXII. ist vollends der Gipfel abgeschmackter Böswilligkeit. Ich habe von den Regesten dieses Papstes gar nicht mehr als etwa ein halb hundert Urkunden benützen können, welche von dem päpstlichen Archivar sorgfältig collationirt und von mir ohne die leiseste Veränderung dem oberbayerischen Archive zum Drucke übergeben wurden. Die Fehler, die etwa hieben vorkommen, sind also Fehler des Originals oder des Druckers, nicht die meinigen und der Streich, den der unbekannte Verfasser des Artikels der Literatur-Zeitung auf mich führen wollte, hat daher nur seine Blöße aufgedeckt, hat so recht vor aller Welt gezeigt, wie wenig man sich scheut, auch von den niedrigsten Mitteln Gebrauch zu machen, sobald nur Hoffnung vorhanden ist, daß sie zum Ziele führen. Wenn der Verf. etwas Näheres über die Recension der Hohenstaufen sagen wollte, warum erwähnt er nicht der auf gedruckten wie auf ungedruckten Quellen beruhenden Modificirung der Raumerschen Darstellungsweise, oder warum vertheidigt er nicht lieber die von mir als Irrthümer bezeichneten Angaben des Raumerschen Werkes? Man sieht, es war dem Verf. nicht um Wahrheit, sondern nur um Verdächtigung zu thun. Die liter. Zeitung, die solchen Dingen ihre Spalten öffnete, hat sich wie ihre Schwesterblätter dadurch einen Freibrief erworben, über mich zu sagen, was sie will; ich werde ihr Gerede nicht wieder berücksichtigen.

Höfler.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Februar.

Nro. 25. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

M. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus. Ad editionis principis, collati a Burerio codicis Murbacensis, apographique Amerbachiani fidem, et ex doctorum hominum coniecturis recensuit accuratissimisque indicibus instruxit Frideric. Kritzius Professor Erfurtensis. Lipsiae sumptibus librariae Lehnholdianae. MDCCCXL.

Bald nachdem die Orellische Ausgabe des Velleius im Jahre 1835 erschienen war und auf's neue den Eifer vieler Freunde der Röm. Literatur für bessere Bearbeitung des Textes jenes Schriftstellers entzündet hatte, folgten, auf Orelli sich stützend, im Jahre 1836 eine neue Recognition des Velleius von Theophil. Kreißig und im J. 1837 ein emendirter Velleius von Fr. Heinrich Bothe, beyde, wie von verschiedenen Seiten gezeigt worden ist, leider zu früh und, weil man über die Grundlage kritischer Behandlung des Schriftstellers noch keineswegs im Reinen war, mit unsicherer Willkühr gearbeitet, so daß Velleius durch sie nicht viel gewonnen, wohl aber unter der Hand des erstern Manches, unter der des letztern Vieles, ja so viel gelitten hatte, daß er nach der Emendation, anstatt verbessert zu seyn, fast durchgehends als arg mißhandelt und verunstaltet erschien. *)

*) Daben wird mancher gute und treffende Gedanke, den die Bothe'sche Ausgabe enthält, von Ref. mit Freuden anerkannt.

Weitere Bearbeitung des Velleius war daher unumgängig nothwendig, wenn das frisch begonnene Werk nicht abermal in's Stocken gerathen, sondern ganz oder doch so nah' als möglich an das Ziel der Vollendung geführt werden sollte.

Die Frage nun, ob und wie weit die Sache des Velleius durch die neue Ausgabe des Herrn Kritz gefördert worden sey, könnte durch mehrere schon früher in verschiedenen Zeitschriften (Jen. allgem. Lit. Zeitung; Jahrbücher wissenschaftl. Kritik u. a.) erschienene Recensionen zur Genüge beantwortet und abgethan zu seyn scheinen; doch glaubt der Verfasser gegenwartiger, theils durch äußere Hindernisse, theils absichtlich verspäteten, Anzeige auch jetzt noch einige, wie ihn dünkt, sachgemäße und darum öffentlicher Bekanntmachung nicht ganz unwerthe Bemerkungen nachtragen zu können.

Die neue Ausgabe des Vell. beginnt (nach Titelblatt und Dedication) mit einer Praefatio (pag. V — XVIII); darauf folgen (mit eigener Pagination I — CXLIV) Prolegomena in vier Capiteln (I. De Vellei vita; II. De Vell. opere; III. De cod. Murbacensi, Amerbachiano et editione principe; IV. De Vell. editionibus emendandique auxiliis); dann der Text des Velleius mit reichlichen Annotationen (pag. 1 — 550); endlich noch I. Index rerum in Vellei histor. Romana memorabilium (pag. 551 — 600) und II. Index in annotationes (pag. 601 — 638). Wir werden uns mit unsern Bemerkungen auf die Prolegomena und den Text beschränken.

Das erste Capitel der Prolegomena handelt, wie bereits angedeutet, (p. I — XVIII) de Vellei vita. Unter dieser Aufschrift finden wir, da anderweite Nachrichten über Velleius bey andern alten Schriftstellern gänzlich fehlen, dasjenige zusammengestellt, was Velleius in seinem kleinen Geschichtwerke von sich, seinem Vater, Großvater und s. w., von seiner politischen und militärischen Laufbahn u. a. selbst ausdrücklich sagt, oder was sich aus seinen Aeußerungen so wie aus seinem Stillschweigen scheint schließen zu lassen. — Dabey können wir nicht umhin, über ein Paar Punkte unsre etwas abweichende Ansichten denen des Hrn. Herausgebers entgegen zu stellen. Pag. I et II handelt Hr. Kr. über den Vornamen unsers Geschichtschreibers, welcher nach Einigen Caius, nach Andern Publius, wieder nach Andern Marcus geheißen haben soll. Den Namen Publius, welchen schon Rhenanus auf dem Titelblatte der Edit. princeps unserm Geschichtschreiber in der Voraussetzung beygelegt hat, daß er jener P. Velleius gewesen sey, von welchem Tacitus in seinen Annalen (III. 39) als damaligen Befehlshaber in Macedonien eine rühmliche That erzähle, weiset Hr. Kr. mit den Worten von der Hand: „ . . . id prorsus incredibile est, si reputaveris, quanta cum diligentia (Velleius) de honoribus a se gestis dicat . . . . Sed Macedoniae praefectum se fuisse quum nusquam memoret, plane absonum est, qui minora sua referre non neglexerit, de gravioribus ne verbum quidem dicere . . . quare ut prorsus incertum est, quis ille P. Velleius fuerit, qui Macedoniae praefecturam obtinuit, ita est certissimum, eum a Velleio scriptore fuisse diversum.“ Dagegen glauben wir sagen zu müssen: Obgleich nicht als gewiß behauptet werden kann, daß der von Tacitus gelobte P. Velleius unser Schriftsteller gewesen sey, da ihn Tacitus eben nur mit den angegebenen Namen nennt, sonst aber ihn nicht näher bezeichnet, so kann und muß doch als möglich angenommen werden, daß unser Velleius der von Tacitus erwähnte Publius Vell. gewesen sey. Denn was Tacitus am a. O. erzählt, fällt in die Jahre 16 — 29 nach Christi Geburt, also in eine Zeit, in der unser Schriftsteller gewiß noch lebte (denn er schrieb ja sein Geschichtbuch erst im Jahre 29 nach Chr.), schon viele Kriegsdienste gethan, bereits die Prätur bekleidet hatte und wohl fähig war, zu thun, was Tacitus von seinem P. Velleius erzählt. Daß aber unser Geschichtschreiber selbst von diesem wichtigern Dienste ꝛc. in seinem Geschichtwerke nichts erwähnt, da er doch so manches Geringere von sich selber darin angegeben hat, erklärt sich ganz einfach und vollkommen befriedigend aus dem Werke selbst. Velleius führt nämlich seine Geschichterzählung mit jener Ausführlichkeit oder Umständlichkeit, welche ihm Anderer und seine eignen besondern Verdienste und dgl. zu erwähnen erlaubte, nur bis zum Regierungsantritte des Tiberius fort und zu den ersten Regentenhandlungen desselben, der ordinatio comitiorum und der Unterdrückung der Soldatenaufstände in Germanien und Illyricum (II. 124, 125); von Capitel 126 an, das er mit den Worten beginnt: „Horum sedecim annorum (14 — 29 n. Chr.) opera quis, cum universa oculis animisque omnium inhaereant, partibus eloquatur?“ entwirft derselbe nur noch im Allgemeinen eine Schilderung der durch Tiberius unter Seianus Mitwirkung hergestellten Ordnung im Staate (Cap. 126 — 128), und zählt in den Capiteln 129 und 130 nur noch je mit zwey Worten auf, was Tiberius im Laufe dieser Jahre gethan und gelitten habe. Bey dieser Behandlung der Geschichte der letzten 16 Jahre in 6 kleinen Capiteln ist also gar nicht auffallend, daß Velleius von seiner Person keine Erwähnung mehr thut, da er es füglicher Weise gar nicht hat thun können, sey es auch, daß er während jener Jahre in Macedonien oder anderwärts manchen achtbaren Dienst geleistet und dafür von seinem Herrscher Lob und Ehrenauszeichnung empfangen habe.

Den Vornamen Caius weiset Hr. Kritz (in der Hauptsache mit Recht) als bloße Vermuthung von Rhenanus zurück und erklärt sich sodann über den dritten Vornamen Marcus mit folgenden Worten: „Integrum nomen scriptoris nostri conservavit Priscianus VI, 11. p. 259 ed. Krehl., Marcum Velleium Paterculum vocans. In Marci igitur praenomine cum omnes Prisciani codices consentiant, nulla caussa est, cur

hanc grammatici auctoritatem incertissimis editorum commentis posthabeamus;“ und darnach hat er denn, wie bey völlig entschiedener Sache, dieſen Vornamen für unſern Geſchichtſchreiber angenommen und ſogleich ſeiner Ausgabe des Vell. den Titel voran geſetzt: „M. Vellei Paterculi quae supersunt etc.“ Dagegen haben wir ungefähr Folgendes vorzubringen. Priſcianus handelt an der citirten Stelle von der Declination der nomina propria „quae formam habeat patronymicorum,“ ſagt darüber p. 259 §. 63. „Et magis secundum tertiam ea proferunt nominatissimi auctores,“ führt Beyſpiele aus Cicero und Terentius an und fährt ſo fort: „Trogus Pompeius in libro VI. Inde Seepsim petit, quo se Medias interfecta socru contulerat. Is ab Herculide petito colloquio. M. Velleius Paterculus libro primo: Nec minus clarus ea tempestate fuit Miltiadis filius Cimon.“ Dabey fiel uns zuerſt auf, daß Priſcian, der ſonſt die von ihm citirten Auctoren nur mit einem, höchſtens mit zwey Namen bezeichnet, unſern Geſchichtſchreiber mit drey Namen bezeichnet haben ſollte. Noch mehr wunderte ich mich darüber, daß Priſcian, der ſonſt entweder bloß die zu Beyſpielen dienenden Wörter allein, oder ganze Sätze, worin jene vorkommen, anzuführen pflegt, in obigem Citate aus Trogus Pompeius den zweyten Satz, gerade denjenigen, in welchem das zum Beyſpiel dienende Wort Herculide enthalten iſt, nur unvollſtändig und ſomit unverſtändlich („Is ab Herculide petito colloquio?“) angeführt haben ſoll. Daraus ſchloß ich auf ein Verderbniß der Stelle und vermuthete, Trogus habe geſchrieben: „Is (Midias) a Dercyllide petit colloquiom (i. e. colloquium). Velleius Paterculus etc.“, eine Vermuthung, welche zugleich den Satz des Trogus vervollſtändigt und dem Velleius den Vornamen M. (Marcus) dadurch abnimmt, daß ſie das M (als m) an das voranſtehende colloquio anrückt. Nach der Hand ward ich veranlaßt, wenigſtens eine und die andere der auf der k. Hofbibliothek dahier befindlichen Handſchriften Priſcian's wegen der Stelle zu Rathe zu ziehen; und ſieh da, in einem Cod. Tegerns. ſteht geſchrieben a dercili de petito colloquio. M. vellius etc., in dem (vorzüglich guten) Cod. 280: a uercilide petit colloquio. M. Uellius etc. (Die über der Linie geſetzten Buchſtaben e und o ſind Correctionen von ſpäterer Hand). Daraus geht hervor, daß die Aufnahme des Namens Dercyllide (ſtatt Hercilide), welche Krehl ungeachtet der dringenden Aufforderung dazu, wie ſie in Xenophon's Hellenica (II. 1. §. 8 — 21) liegt, nicht gewagt hat, ſelbſt durch Codd. beynah vollſtändig gerechtfertigt erſcheint; dadurch findet ſich zweytens unſere Vermuthung petit durch die urſprüngliche Schreibung im Cod. 280 vollkommen beſtätigt und, da, petit angenommen, colloquiom (— quium) nothwendig folgen muß, unſre ganze Conjectur mehr als hinreichend geſchützt. — Alſo, um zuſammenfaſſend unſre Meinung über den Vornamen unſers Hiſtorikers auszuſprechen, ſagen wir: der Vorname Caius iſt bloß von Rhenanus zuerſt angenommen, dann von ihm ſelbſt wieder verworfen worden; der Name Marcus hat, wenn als richtig anerkannt werden muß, was wir ſo eben über die Stelle in Priſcianus geſagt haben, ferner gar keine Gewährſchaft für ſich; daß endlich unſer Hiſtoriker der Publius Vell. des Tacitus geweſen ſey, iſt nach Zeit und andern Umſtänden möglich, ja gewiſſermaßen wahrſcheinlich, doch haben wir bis jetzt keinen poſitiven Beweis dafür.

Außer dem bisher Beſprochenen können wir auch das, was Hr. Kritz in demſelben Capitel p. X. ff. vorbringt, nicht ganz ungerügt hingehen laſſen, und dieß aus dem Grunde nicht, weil wir ſehen, daß die Angaben, welche hier gleichſam als hiſtoriſche Thatſachen aufgeſtellt werden, ſich ſpäterhin müſſen dazu mißbrauchen laſſen, unter Beziehung auf ſie dem Schriftſteller verdorbene Denkart und ſchlechten Styl vorwerfen zu können. Alſo Hr. Kr. ſagt: „Post praeturam gestam aliis eum (Velleium) honoribus functum esse, quum nihil praeterea de suis rebus memoret, non est credibile.“ Daß aus dem Stillſchweigen des Geſchichtſchreibers nichts darüber, was er zwiſchen den

Jahren 16 — 29 n. Chr. gethan oder nicht gethan habe, gefolgert werden könne, glauben wir im Vorhergehenden schon dargethan zu haben, und gleichwie wir uns enthalten werden von Velleius irgend eine That, die er gethan, oder irgend eine Ehrenauszeichnung, die ihm in dieser Zeit zu Theil geworden wäre, annehmen und behaupten zu wollen, so werden wir anderntheils es für schlechthin unglaublich zu halten, daß er nach bekleideter Prätur in der Zeit zwischen seinem 35. und 48. Lebensjahre seine Thätigkeit als Staats- und Kriegsmann noch irgendwie versucht und erprobt habe, uns auf keine Weise bereden lassen. — Hr. Kr. fährt fort: „Quantum autem tum ex Vellei silentio de relicua vita sua, tum ex eo, quod paullo ante Vinicii consulatum ad scribendam historiam Romanam animum appulit, coniicere licet, inde ab eo tempore, quo cum Tiberio ex Germania rediit, Romae procul a negotiis in honesto otio egit, urbis aulaeque oblectamentis fruens, ac simul litterarum studio vacans, ita quidem, ut non totus in iis habitaret et quasi esset abditus, sed ut otiosae vitae cursum iis dispungeret ac variaret, quemadmodum solent, qui non a prima aetate litterarum cognitioni intenti maiorem vitae partem rebus gerendis impenderunt."

(Fortsetzung folgt.)

La petite chouannerie ou histoire d'un collége breton sous l'empire. Par A. F. Rio. Paris. Olivier Fulgence, libraire. 1842. 398 p. 8.

Ein sehr geistreiches, ja originelles historisches Genrebild. Der Verfasser, welcher in einem viel bewegten Leben an der Restauration und wissenschaftlichen Begründung der Religion in seinem Vaterlande arbeitete, war Zögling des Seminars zu Vannes in der Bretagne, welches, kaum seinem Untergange in der Revolutionsperiode entrissen, sogleich der Willkühr des kaiserlichen Erziehungssystemes Trotz zu bieten wagte. Nicht ohne vieles Interesse vermag man die zerstreuten Bemerkungen über den Druck der öffentlichen Zustände in Mitten der ausschweifenden Lobeserhebungen der streng überwachten öffentlichen Blätter zu lesen, gewahrt man, wie ungeachtet der Nivellirungswuth der alten Jacobiner und kaiserlichen Beamten die Bretonen ihre Eigenthümlichkeiten in harten Kämpfen zu erhalten wußten. Mit inniger Rührung muß man die ergreifenden Schilderungen von der Rückkehr jener „Bekenner" lesen, welche des Priesterthums wegen geächtet und verbannt worden waren oder sich unter beständiger Todesgefahr im Lande selbst verborgen gehalten hatten und die nun die Stützen des neuen Aufschwungs der Gemüther wurden. Doch der eigentliche Reiz und die Krone des Werkes ist die Geschichte des Aufstandes der Bretonen gegen Napoleon während der hundert Tage und des ruhmvollen Antheiles, welchen die Studirenden von Vannes, Knaben von 15 — 19 Jahren, daran nahmen. Die Beschreibung dieses Guerillaskampfes, welcher nicht bloß mit der den Chouans eigenen Tapferkeit, sondern auch mit Glück und Umsicht geführt wurde, ist höchst anziehend und zeugt von einem nicht gewöhnlichen descriptiven Talente. So hübsch jedoch die Farben gehalten sind, so warm die Erzählung ist, so trägt sie doch nicht im Mindesten den Stempel der Uebertreibung. Obwohl der Verfasser an den Ereignissen, die er beschrieb, persönlichen Antheil genommen, mitfocht und mitlitt, so erwähnt er dennoch nie seiner Person und giebt dadurch ein lobenswerthes und seltenes Beyspiel schriftstellerischer und militärischer Bescheidenheit. Man kann im Ganzen sagen, es verbindet sein Werk alle Annehmlichkeiten eines Romans mit den strengen Anforderungen der Historie und empfiehlt sich dadurch zweyfach den Lesern. Denjenigen aber, welche diesen Blättern ihre Aufmerksamkeit schenken, machen wir noch besonders zu wissen, daß mehrere bretonische Nationalgesänge dem Texte einverleibt sind.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Februar.

Nro. 26. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

M. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus ed. Kritz.

(Fortsetzung.)

Das mehrerwähnte Stillschweigen unsers Schriftstellers über sein eigenes übriges Leben wollen wir selbst mit Stillschweigen übergehen und nur die Frage stellen, nach welchem Gesetze der Logik der Schluß als richtig gelten könne: „Velleius schrieb sein Geschichtwerk erst im Jahre 29 nach Christ.; also muß er die Jahre von 16 — 29 n. Chr. den Vergnügungen des Stadt- und Hoflebens hingegeben, hie und da zur Abwechslung ein wenig mit wissenschaftlichen Studien beschäftigt, zu Rom in Unthätigkeit verlebt haben?“ Könnte man nicht mit gleichem, ja bey einem Manne, wie Velleius, mit besserm Rechte so schließen: „Erst im Jahre 29 kam Vell. dazu, seine Geschichte zu schreiben; er muß also, da er doch Willens war, einmal als Schriftsteller aufzutreten, in den vorher gehenden Jahren so übermäßig mit Staatsgeschäften zu Haus und im Felde überladen gewesen seyn, daß er zum Schreiben keine Muße fand?“ Mit solchen Schlüssen wird, wo geschichtlicher Grund und Boden fehlt, durchaus nichts ausgerichtet. — Aber Hr. Kr. giebt Gründe für seine Annahme: „Otiose Velleium sub Tiberio Romae vixisse produnt verba illa II. 101, 3. haud inucunda tot rerum, locorum, gentium, urbium recordatione perfruor, quae non potuerunt scribi nisi ab homine, qui iam dudum a castrorum strepitu remotus tamquam in portum quietae vitae se recepisset, ac libenter militiae transactae meminisset. Eodem pertinet locus II. 52, 4. ut militari et verbo ex consuetudine utar.“ Diese Art zu schließen können wir unsers Theils wieder nicht begreifen. Velleius spricht in der ersten Stelle von Dingen, welche er in den ersten Jahren nach Christ. im Orient gesehen und erlebt hatte. Mußte er nun seit jener Zeit oder doch seit dem Jahre 16 n. Chr. otiose zu Rom gelebt haben ꝛc., um im Jahre 29 sagen zu können, daß er an jene früher erlebten Dinge sich noch immer mit Vergnügen erinnere? Gerade der fortwährend viel beschäftigte Mann, sollte man meinen, ergeht sich am liebsten und findet eine Art von Erholung in der angenehmen Erinnerung an früher Erlebtes. — Ueber die andere Stelle sagen wir bloß, daß sie bey Velleius anders laute, als sie Hr. Kr. anführt, und daß sie, selbst nach seiner Annahme gefaßt, nicht beweise, was er will, da doch gewiß, wer noch fortwährend mit Kriegssachen beschäftigt ist, viel eher, als wer schon seit 13 Jahren dem Kriegsdienste entsagt hat, von sich sagen kann, daß er nach seiner Gewohnheit als Soldat spreche und handle. Mit einem Worte: Wir wissen über Velleius' Leben nichts, als was er selbst in seinem Geschichtwerke von sich berichtet. Da nun diese Nachrichten, und sie bloß als einzelne Notizen, nur bis zum Jahre 15 nach Chr., d. h. bis zu Velleius' 35stem Lebensjahre ungefähr reichen, so sollen wir es nicht unternehmen, die kleinern oder größern Lücken in seiner Lebensgeschichte mit Schöpfungen unsrer Phantasie ausfüllen zu wollen, da diese je nach der vorgefaßten Ansicht ihres Urhebers gar sehr verschieden und nach ganz entgegengesetzten Seiten hin von einander abwei-

chend sich gestalten und dennoch die Wahrheit verfehlen, somit nur zu Irrthum und zu falscher Beurtheilung des geschilderten Mannes verleiten können.

Das zweyte Capitel der Prolegomena handelt (pag. XIX — LXXV) de Vellei opere, und zwar zuerst über den hergebrachten Titel des Werkes „Historiae Romanae ad M. Vinicium cos. libri duo," welchen Hr. Bothe in den allgemeinern „Vell. Paterc. historiarum ad M. Vinicium etc." umgeändert habe. Hr. Kritz meynt: „historiae Romanae inscriptionem, ex ipso cod. Murbacensi desumptam, non alienam esse commodeque retineri posse etc." Dazu erlauben wir uns zu bemerken was folgt. Wäre entschieden gewiß, daß die Benennung „histor. Romanae" aus dem Murb. Coder stamme, dann würden wir vielleicht keinen Vorschlag zu einer Aenderung annehmen dürfen, sondern den alten Titel beybehalten müssen. Allein dieß ist eben ungewiß, ob der Titel aus dem Murb. Coder entnommen, oder von Rhenanus gemacht worden sey; denn von allen in der Editio princ. und bey Orelli vorkommenden Auf- und Unterschriften scheint bloß die am Ende des ersten Buches, bey Rhenanus „C. Velléi Paterculi prioris libri ad M. Vinic. cos. finis," bey Orelli „Vellei Paterculi ad M. Vinicium liber primus explicit" der Hauptsache nach aus dem Murb. Cod. zu stammen, folglich, da in dieser Unterschrift die Benennung historia Romana nicht vorkömmt, diese dem Murb. Cod. fremd gewesen zu seyn. Zur Gewißheit hierüber oder doch zu einem festern Urtheile könnte uns, da nun einmal Burer, mit Controlirung des Textes zufrieden, über das Titelwesen sich gar nicht erklärt hat, Hr. Orelli verhelfen, wenn es ihm gefiele nachträglich sich bestimmt darüber auszusprechen, ob die Unterschrift am Ende des ersten und die Ueberschrift am Anfange des zweyten Buches seines Velleius in Amerbachs Abschrift wirklich buchstäblich so geschrieben seyen, wie sie in seiner Ausgabe gedruckt stehen. Indeß wie dem auch sey, wir glauben im Voraus behaupten zu dürfen, daß Vell. in seinem auf uns gekommenen Werke in zwey Theilen nicht bloß Römische Geschichte sondern einen kurzen Abriß der Weltgeschichte bis auf seine Zeit herab gegeben habe. Um klar zu machen, warum wir so glauben, müssen wir uns eine schon viel besprochene Stelle in Velleius etwas genauerer Betrachtung zu unterwerfen erlauben. Die Stelle steht in den zeitherigen Ausgaben im I. B. am Ende des VI. Capitels und lautet nach der Ed. princeps: „Aemilius Sura de annis populi Romani: Assyrii principes omnium gentium rerum potiti sunt, deinde Medi, postea Persae, deinde Macedones. Exinde duobus regibus Philippo et Antiocho, quia *) Macedonibus oriundi erant, haud multo post Carthaginem subactam devictis, summa imperii ad populum Romanum pervenit. Inter hoc tempus et initium regis Nisi **) Assyriorum, qui princeps rerum potitus, intersunt anni MDCCCCXCV." Hr. Kr. verweiset diese ganze Stelle aus dem Texte in die Anmerkungen und sagt darüber: „Haec non Velleii esse, sed a librario margini ascripta ac postea textui illata primus vidit Delbenius apud Aldum. Argumento est ipsa rerum commemoratio mirum quantum ἀπροσδιόνυσος, etc. . . . Quae quum ita sint, omnes fere editores atque Salmasius ad Tertullian . — verba eiicienda putarunt; tuentur tamen Ger. I. Vossius . . ., Froehlichius . . . in iis retinendis paene superstitiosus, et Jos. Scaliger . . ., quamquam hic transponenda censet post superiora illa §. 2. imperio vitaque privavit etc." Ref. dagegen muß auf seiner Superstition beharren und behauptet mit nähern Bestimmungen seiner Ansicht, welche er früher nur obenhin angedeutet hat, daß die angeführten Worte so gewiß wie irgend andere von Velleius stammen, und daß man, um alle Zweifel und Anstände welche sich dagegen erheben lassen, zu beseitigen, die Worte nur an das Ende des cap. XIII. versetzen und so lesen müsse: „Aemilius Sura de annis populi Romani Assyrii (ait) principes omnium gentium

*) Zu lesen: qui a Macedonibus etc.

**) Wird (auch von Hrn. Kr.) durch Correction gelesen: regis Nini Assyriorum.

rerum potiti sunt, deinde Medi, postea Persae, deinde Macedones. Exinde duobus regibus Philippo et Antiocho, quia Macedonibus oriundi erant, haud multo post Carthaginem subactam devictis, summa imperii ad populum Rom. pervenit. Inter hoc tempus et initium regiminis Assyriorum, qui principes rerum potiti sunt, intersunt anni MDCCCXLV.“ Mit Cap. 13. ist Vell. an's Ende der ersten Abtheilung seines Werkes gelangt (die übrigen Capitel 14 — 18 sind, wie er selbst ausdrücklich bemerkt, nur eine zwischen den ersten und zweyten Theil des Buches eingeschaltete Zugabe); auf diesem Punkte angekommen führt er seinen Lesern noch einmal in kurzer Recapitulation alles vor, was er bisher abgehandelt hat, indem er 1) mit Aemilius Sura's Worten sagt: „Zuerst unter allen Völkern behaupteten die Assyrier die Weltherrschaft, dann die Meder, hernach die Perser, dann die Macedonier. In der Folge, nachdem zwey von den Macedon. stammende Könige, Philippus und Antiochus, nicht lange nach Carthago's Unterjochung besiegt waren, kam die Weltherrschaft an das Römervolk,“ dann 2) mit eigenen Worten die Zeitbestimmung (welchen Zeitraum der erste Theil seines Werkes umfasse) beyfügt: „Zwischen dieser Zeit (dem Zeitpunkte der an Rom gekommenen Weltherrschaft) und dem Anfang des Regiments der Assyrier, welche zuerst die Weltherrschaft behauptet haben, liegen in der Mitte 1845 Jahre.“ *) So gestellt und so gedeutet haben die seit Delben von Einigen verdächtigten Worte sicherlich nicht nur nichts Anstößiges, sondern sie bilden vielmehr einen sehr wohl passenden Schluß des ersten Theils des Vell. Geschichtwerkleins, und liefern überdieß, um nun auf den Punkt zurück zu kehren, von welchem wir ausgiengen, den klarsten Beweis dafür, daß Vell. in seinem Buche nicht bloß römische sondern allgemeine Geschichte behandelt habe, und zeigen uns sogar, in welcher Ordnung und nach welchen Perioden er sie behandelt habe, nämlich nach den Perioden der Herrschaft der Assyrier, der Meder, der Perser und endlich der Macedonier im ersten Theile, die Periode der Weltherrschaft Roms im zweyten Theile. Die Richtigkeit dieser Ansicht bestätigen auch die wenn gleich nur geringen für uns noch erhaltenen zwey Fragmente des ersten Theiles des Werkes, dessen bey weitem größere Hälfte, Anfang und Mitte, für uns leider verloren ist.

Alles z. B., was wir im ersten Fragmente (Cap. 1 — 5.) lesen, welches zuerst von Thaten und Schicksalen der von Troja's Zerstörung nach der Heimat zurückkehrenden griechischen Helden spricht u. s. w. gehört und paßt vollkommen gut in eine Weltgeschichte, aber durchaus nicht in eine Geschichte Roms; im Anfange des 6. Cap. wird mit deutlichen Worten die Periode der Weltherrschaft Assyriens abgeschlossen und auf die der Mederherrschaft übergegangen: „Insequenti tempore imperium Asiaticum ab Assyriis, qui id obtinuerant annis MLXX, translatum est ad Medos etc.“ Wozu das in einem bloß auf Roms Geschichte sich beschränkenden Werke? Wie passend dagegen in einer nach den Perioden der von Volk zu Volk erst in Asien dann in Europa wandernden Weltherrschaft auszuführenden Universalgeschichte? Nach unsrer Ansicht der Stelle aus Sura läßt sich nun auch im Allgemeinen genau angeben, was in den für uns verlorenen Theilen des Vell. Werkes enthalten gewesen. Der verlorene Anfang muß die ältesten Geschichten von der Assyrer Herrschaft an bis nach Eroberung und Zerstörung Troia's behandelt haben; die nächsten Folgen dieser Begebenheit für Griechenland u. s. w. erzählt das erste Fragment, das wir haben, bis zum Ende der Assyrischen Herrschaft.

(Fortsetzung folgt.)

*) Eine weitere Rechtfertigung der von uns vorgeschlagenen Versetzung der ganzen Stelle, dann der kleinen Correctionen in Worten und Zahlen, müssen wir, um nicht über Gebühr weitläufig zu werden, hier unterlassen.

Die Vertheilung der Rollen unter die Schauspieler der griechischen Tragödie von Dr. Julius Richter. Berlin 1842. Verlag von E. H. Schröder.

In den attischen Alterthümern ist, wie so vieles andere, auch die Geschichte der Scene, d. h. die äußere Gestalt und die damit verbundenen manchfachen Einrichtungen des ganzen Theaters, noch mit vielem Dunkel bedeckt, und wenn es uns auch möglich geworden, nach den Untersuchungen gelehrter und scharfsinniger Forscher ein Gesammtbild einer dramatischen Aufführung zu entwerfen, so stoßen wir bey dem Eingehen in das Einzelne noch auf vieles Eigenthümliche und Unerklärliche; daß es bis jetzt nicht gelungen, alle Schatten von der großartigen Scene Athens zu verscheuchen, liegt einerseits in der Mangelhaftigkeit und Unsicherheit der Nachrichten, andrerseits wohl auch in einer gewissen Befangenheit oder auch Starrigkeit unsrer subjectiven Ansichten. So gehört auch die Frage, wie die Rollen der handelnden Personen unter die Schauspieler vertheilt gewesen, annoch zu den strittigen. Vor kurzem nun handelte Prof. Hermann in Marburg über diesen Gegenstand in folgender Schrift: De distributione personarum inter histriones in tragoediis Graecis. Marburgi 1840; gegen dessen Ansichten machte hierauf Prof. Lachmann in Berlin seine schon früher aufgestellten Sätze — sie finden sich in den Schriften: de mensura tragoediarum und de choricis systematis tragoediarum graecarum — in den Jahrbüchern von Seebode, Jahn und Klotz Jahrgang XI. Band 31. S. 456 ff. geltend, und zwar in der Art, daß sich Hr. Dr. Julius Richter, welchem, wie er selbst sagt, in der öffentlichen Besprechung dieses Gegenstandes Prof. Hermann und in der Beurtheilung der Hermann'schen Schrift Prof. Lachmann zuvorkam, bestimmt fühlte, in oben angezeigter Schrift theils die Hermann'schen Grundsätze gegen die Angriffe Lachmanns zu vertheidigen, theils seine eigenen Resultate zu veröffentlichen. Diese letzteren nun hier in kurzem darzustellen, kann allein in den Gränzen einer Relation liegen, nicht aber die verschiedenen Meinungen zu prüfen und zu entscheiden, worin mehr Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit enthalten sey.

Zuerst stellt der Verf. den Satz auf, daß die Vertheilung der Rollen erst nach Vollendung des Drama geschah, wie es die Aufeinanderfolge der Scenen gebot. Die Composition selbst erlitt also durch dieselbe keine Beeinträchtigung und, wo es nöthig war, gieng man über die gewöhnliche Dreyzahl der Schauspieler hinaus. In Beziehung auf die Entwicklungsgeschichte des griechischen Drama stimmt Hr. R. mit Hermann im Ganzen überein. Thespis, der Begründer des attischen Drama, führte einen Schauspieler ein als Correspondenten des Choragen; Aeschylus fügte den zweyten hinzu, so daß jener Thespideische der Protagonist statt des Choragen wird; Sophokles den dritten und damit war die feste Zahl abgeschlossen. So Hermann. Herr R. fügt nur hinzu, daß kein Verbot da gewesen, diese Zahl zu überschreiten und daß überhaupt vor Sophokles von keinem Protagonistes die Rede seyn könne.

Hierauf bespricht Hr. R. die Fragen: ob Sophokles drey Schauspieler für eine vollendete Tragödie hinreichend gehalten und deßhalb nicht mehr habe einführen wollen, und ob derselbe die Rollen vorher eingetheilt und nach vorgefaßter Eintheilung geschrieben habe? Die erste Frage wird wegen Diogenes Laert. III. 34 (im Buch selbst steht 36) nur negativ bejaht — es war kein Gesetz dagegen; die zweyte bestimmt verneint; denn wozu das παραχορήγημα? welches hinlänglich beweise, daß die Drentheilung der Rollen zwar etwas Gebotenes, zum wenigsten Gewünschtes, aber für die Dichter durchaus nichts Bindendes war und daß Sophokles nicht nach einem prämeditirten Schema seine Tragödien gedichtet, sondern die Rollen des fertigen Stücks unter die drey Schauspieler zunächst vertheilt habe, wo dieß nicht genügte, einen vierten oder gar fünften hinzunahm. — Die Abstufung der Rollen vergleicht Hr. R. mit der Figurenstellung in den Giebelfeldern griechischer Tempel. Wie hier die Hauptfigur in der Mitte, die andern niedriger als sie, auf beyden Seiten geordnet sind, so ist der Protagonistes der Mittelpunkt, der Glanzpunkt des ganzen Stücks, dem er auch den Namen giebt, wenigstens in vollendeten Dramen. Ob diese Geltung der Rollen in späteren Zeiten beybehalten worden, sey ungewiß; der Name des Tritagonistes sey freylich schon frühe in Mißcredit gewesen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Februar.

Nro. 27. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

M. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus ed. Fritz.

(Fortsetzung.)

Dasselbe Fragment erzählt (von Capitel 6. an) was in die Periode der Mederherrschaft gehört bis zur Gründung Roms durch Romulus (Capitel 8.). In dem hiernächst für uns ausgefallenen mittleren Theile des Werkes muß fortgesetzt und ans Ende geführt gewesen seyn, was noch in die Periode der Mederherrschaft gehörte; dann die ganze Periode der Perserherrschaft; endlich die Periode der Macedonischen Herrschaft bis gegen Ende des Krieges der Römer gegen Perseus, von dessen Besiegung durch L. Aemilius Paulus das zweyte uns übrige Fragment handelt und dann die Periode der Macedonierherrschaft zu Ende führt, bis nach Zerstörung Korinth's und Karthago's die Periode der Weltherrschaft Roms beginnt, deren Darstellung Gegenstand des zweyten für uns (bis auf wenige Schlußworte) ganz erhaltenen Theiles des Vell. Buches ist.

In demselben zweyten Cap. der Prolegomena (pag. XXIV. ff.) vertheidigt Hr. Kritz (nach Herm. Sauppe) unsern Historiker gegen den Vorwurf niederträchtiger Schmeicheley, welcher ihm häufig gemacht worden ist, benimmt sich aber dabey als Defensor gar sehr wunderlich, da er, um von seinem Clienten einen Vorwurf abzuwenden, ihm zehn andere aufbürdet, ihn als einen der gemeinen Menschen jener Zeit darstellt, der Staat und Vaterland vergessend nur sich, seine Lust und seinen Vortheil sucht, den wahren Werth der Dinge nicht kennt, Gutes und Böses nicht zu unterscheiden vermag, das scheinbar Glänzende als vortrefflich preiset, darum in der Geschichterzählung nicht Ursachen und Absichten zu erforschen und darzulegen sucht, sondern sich auf Lobpreisung einzelner Personen beschränkt als ein Mensch, dem eben die Personen alles, die Sachen nichts gelten u. dgl. Wie viel Schiefes, Unklares und Unwahres in diesen Anklagen enthalten sey ausführlich nachzuweisen, würde uns zu weit führen; einige Gegenbemerkungen mögen genügen. So z. B. führt Hr. Kr., um recht augenscheinlich zu zeigen, mit welcher Leichtfertigkeit die Menschen jener Zeit über die wichtigsten Sachen geurtheilt haben, (pag. XXVI.) die Stelle aus Tacitus Annalen (I. 9.) an: „Multus hinc ipso de Augusto sermo, plerisque vana mirantibus etc." bis „pauca admodum vi tractata, quo ceteris quies esset," und fügt bey: „Hae plurimorum, inter quos etiam prudentium, sententiae de Augusto mortuo ita consentiunt atque conspirant cum iis, quae Velleius de eodem refert, ut dum apud Tacitum multitudinis iudicia relata legimus, ipsum Velleium loquentem audire nobis videamur." Welches Mißverständniß, welche Vermengung von Dingen, die bey Tacitus so klar und bestimmt von einander geschieden stehen! Tacitus berichtet zuerst das Gerede der gemeinen Menge (τῶν πολλῶν, plerorumque), welche darüber staunten, daß Augustus an demselben Tage einst die Regierung angetreten und nun das Leben geendigt habe; daß er zu Nola in demselben Haus und Zimmer, worin sein Vater Octavius, gestorben sey u. s. w. Diesem Gerede der Menge werden

dann gegenüber gestellt die Urtheile der Verständigen („At apud prudentes vita eius etc.“), welche, nicht an unwesentliche Zufälligkeiten denkend, auf das wahre Wesen der Sache eingiengen und das Leben des verstorbenen Princeps — die einen lobten, die andern tadelten (Tacit. Annal. I. 9. 10, welches letztere Cap. Hr. Kr. mit Unrecht außer Acht gelassen hat). Fragen wir nun, in welche von beyden bey Tacitus deutlich unterschiedenen Klassen von Menschen unser Geschichtschreiber zu setzen sey, so müssen wir nach klarem Zeugnisse seines Werkes antworten: Nicht in die Klasse der plerique, deren eitles Gerede ihm ganz fremd ist, sondern in die Klasse der prudentes, unter diesen aber freylich in die Reihe derjenigen, welche das Leben des Augustus nach ihrer Ueberzeugung lieber, sey es auch mit einiger Einseitigkeit, loben als gegen ihre Ueberzeugung in der Hauptsache tadeln wollten. Und darum, weil er den Augustus lobte, ihn für den Retter des Reiches hielt und für den Wiederhersteller von Ruhe und Ordnung im Lande, das leider nur zu lang unter wilden Parteykämpfen und blutigen Bürgerkriegen unsäglich gelitten hatte, darum soll sich nun Velleius für einen Schwachkopf, für einen urtheilsunfähigen Alletagsmenschen, für Einen aus der gemeinen Menge ansehen und verunglimpfen lassen? Mögen doch diejenigen, die das thun, mit einiger Unbefangenheit sich selbst fragen, mit welchem Rechte sie es thun. — So ferner, wenn Hr. Kr. (nach Sauppe; pag. XXVII. sq.) sagt: (Velleius) etiam ea facta, quae magnitudine sua prae ceteris eminent, non ad remp. refert, sed tamquam cum personis eorum, qui fecere, coniunctissima narrat, non assecutus, quamquam sine personis nihil geri potest, tamen in iis, quae gerantur, maius quoddam inesse et gravius, quam cuius vis et natura intelligi possit, si a rerum actoribus non discesseris,“ und wenn er dahin die Erzählungen de Aemilio Paulo I, 9. 10; de Q. Metello Macedonico I, 11; de P. Scipione Aemiliano I, 12 und noch 30 bis 40 andere rechnet, so glauben wir den Velleius dafür, daß er die Sache so behandelt hat, im Ganzen nur loben zu müssen, weil Geschichte schreiben etwas anders ist und seyn soll, als über Geschichte räsonniren, oder über Geschichte, sey es philosophisch, sey es politisch, phantasiren. — „Ex eodem fonte“ — fährt Hr. Kr. (pag. XXIX) fort — „unde fluxit ista iudicii levitas, ut personis in historia primum, aut potius unicum locum tribueret, repetendum est etiam, quod historiae Romanae succinctam expositionem saepe singularum rerum narratione distinxit, quae minime ad civitatem pertinent, sed tantummodo cum singulorum hominum fortuna aut moribus coniunctae sunt, iisque illustrandis inserviunt,“ und bezeichnet auch hier wieder nicht weniger als 30 Stellen, die als solche nicht zur Sache gehörige Einschiebsel zu betrachten seyn sollen, z. B. die Erzählung von Codrus Tod I, 2 u. s. w. Wir wissen nicht, wie Andere hierüber denken, bekennen aber ungescheut, daß uns eben diese kleinen Erzählungen — vielleicht eine und die andere, die wir wie eine nach unserer Art unter den Text gesetzte Anmerkung anzusehen haben, ausgenommen — eine wahre Zierde des Velleian. Werkleins zu seyn scheinen; durch sie hat Vell. seiner Epitome Reiz und Leben verliehen; durch sie lernen wir Sachen und Personen um vieles besser und bestimmter kennen, als durch vielleicht wortreiche Schilderungen und Charakteristiken geschehen könnte; ihnen ist es zuzuschreiben, daß Velleius kleines Geschichtbuch anstatt eines dürren Compendium, eines todten Registers von Namen und Zahlen, von Kriegen, Schlachten, Triumphen u. s. w., als ein liebenswürdiges Ding voll Lust und Leben erscheint, mit dem man sich gar gern befreundet.

Pag. XXXVI. sq. handelt Hr. Kr. de ordine, quem in componendo opere secutus est (Velleius). „Proposuit sibi Velleius (so lauten seine Aeußerungen hierüber) annorum seriem sequi et ut quidque tempore prius erat, ita etiam priorem in narratione locum ei assignare. Sed quum nimio personarum studio teneretur . . ., eo factum est, ut saepe invitus a consilio suo deflecteret, et non rebus sed personis admonitus traderet, quae alio loco tradenda erant.“ Das zum Belege dieser Behauptungen dienen-sollende Sündenregister liefert dann wieder Hr. Sauppe, welcher als „exempla huius negligentiae“

die Stellen II, 5. II, 41. II, 59. II, 69. angeführt hat. — Auch dieß wieder eine völlig grundlose, somit höchst ungerechte Beschuldigung, gegen welche wir den Vell. zu vertheidigen nicht unterlassen können. Der Verfasser allenfalls einer Haus- oder einer Stadtchronik könnte und müßte so verfahren, wie die Herren S. und Kr. verlangen; ein Geschichtschreiber dagegen, selbst wenn er Jahrbücher schreibt, kann sich nicht in der Art beschränken lassen, wie jene fordern, geschweige denn erst, wenn er eine freyere Darstellungsform, sey es aus andern Gründen oder weil die Natur der Sache es nicht anders gestattete, gewählt hat. Velleius nun, als Verfasser einer kurzen Uebersicht der Weltgeschichte, konnte in seiner Erzählung nicht von Jahr zu Jahr fortschreiten, sondern, da er von Periode zu Periode eilen mußte, nur je von einer sey es auch durch eine längere Reihe von Jahren sich hindurch ziehenden Begebenheit zur andern. Ein Beyspiel zur Erläuterung unserer Meynung. „Similiter (schreibt Hr. Kr. pag. XXXVI gegen Ende) II, 41. narratio ad Caesaris consulatum processit; sed huius viri magnitudine admonitus auctor multa refert ex superiore tempore, quorum suo loco mentionem facere omiserat.“ Wahr ist, daß Vell. in dem 41. und den zwey darauf folgenden Capiteln Dinge von Cäsar berichtet, welche insgesammt einer frühern Zeit als sein Consulat angehören, und daß er dann erst in Cap. 44. den auf einen Augenblick bey Seite gelegten Faden der Haupterzählung wieder aufnimmt und so fortfährt: „Hoc igitur consule inter eum et Cn. Pompeium et M. Crassum inita potentiae societas etc.;“ aber wo anders als hier hätte denn Vell. die mancherley Dinge, welche er, in die frühere Zeit zurück greifend, in die bezeichneten drey Capitel zusammen gedrängt hat, erwähnen sollen? „Jedes an seinem Orte,“ sagen sie, d. h. „jedes bey der Geschichte des Jahres, worin jedes geschah.“ Allein Vell. erzählt ja nicht, und kann nicht nach dem Fortschritt einzelner Jahre erzählen; und selbst angenommen, daß Vell. in seinem Geschichtsabrisse etwas aus jedem der Jahre zu erzählen gehabt habe, in welche die oben erwähnten Data aus Cäsars Leben fielen: was für ein Ungeheuer von Geschichte würde er uns geliefert haben, wenn er uns bey einem Jahrgange seiner Geschichte mitten unter andern Dingen von Cäsar's Geburt und edelm Geschlechte, bey dem zehnten oder zwölften Jahre nach diesem ein Geschichtchen aus der Kindheit desselben erzählt, dann etwa beym fünfzehnten Jahre ein andres und so fort allemal nach einem Intervallum von je drey oder mehrern Jahren wieder ein anderes Bruchstück aus Cäsar's Leben, zwischen die Erzählung anderer Begebenheiten eingeschaltet, mitgetheilt hätte? Ein elendes Lappen- und Stückwerk würde es gewesen seyn, aus dem kein Mensch hätte klug werden können, von dem sich vielmehr jeder gesunde Verstand mit Widerwillen würde abgekehrt haben. Dagegen so gestellt, wie Vell. die Sachen gestellt hat, bilden sie ein schön geordnetes, leicht überschaubares Ganze. Cäsar war in einer kurz gedrängten Geschichte Roms in der That nicht zu erwähnen, bevor er zum Consulate gelangte. Von diesem Moment an aber und von der Schließung des Machtbündnisses mit Pompeius und Crassus war er allerdings eine Hauptperson in der Geschichte jener Zeit und werth, daß sein Geschichtschreiber zurück greifend in die Vergangenheit alles was zur genauern Kenntniß und Charakteristik des, selben dienen konnte, übersichtlich zusammen stellte. — Also anstatt den Vell. als einen flachen Alltagsmenschen, der vor lauter Personen zur Betrachtung der Sachen nicht habe durchdringen können, herabzusetzen, wollen wir lieber anerkennen, daß er sein kleines Geschichtwerk im Ganzen mit richtiger Schätzung der Sachen und der Personen recht und meisterlich abgefaßt und uns daran ein Muster hinterlassen habe, nach welchem sich zu bilden die Geschichtschreiber gewiß auch heutiges Tages noch nicht verschmähen dürfen. — Wie mit dieser von Cäsar handelnden Stelle, ganz so verhält es sich auch mit der von Octavian (II, 59.); ähnlich mit der Stelle II, 5. und mit der II, 69.; ähnlich mit allen von Hrn. Kr. angeführten und nicht angeführten Stellen ähnlicher Art in Velleius, wie wir darthun könnten und würden, wenn der dazu nöthige Raum uns hier gegeben wäre.

Pag. XLVI — LXXV (Ende des zweyten Capitels der Prolegom.) handelt Hr. Kr. von

dem Style (de dicendi genere) des Velleius, findet in dieser Beziehung die günstigen Urtheile eines Rhenanus, Muretus, Cellarius, Ruhnkenius „potius a sensu quodam vago atque praeiudicata opinione, quam ab accurata verae eius indolis cognitione profecta“, und sucht in weitläufiger Auseinandersetzung zu zeigen, daß Vell., dem man höchstens „latinae orationis virtutem“ zugestehen könne, als Stylist viel niedriger stehe, als man gewöhnlich meine. Denn (sagt er) „primum laborat (Velleius) omnibus vitiis, quae sui aevi erant propria“ (diese vitia aber sind: hyperbolica dicendi ratio; argutiarum studium; parum aptae imagines vel obscuriores comparationes; sententiae pluribus modis enunciatae; verborum aut locutionum eiusdem sensus cumulatio); was alles Hr. Kr. durch eine so reichhaltige Anführung von Belegstellen aus dem kleinen Werke unsers Schriftstellers darzuthun sucht, daß man bey deren Anblicke meynen sollte, es könne kaum ein gesundes und untadeliges Wort in demselben noch übrig seyn. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Vertheilung der Rollen unter die Schauspieler der griechischen Tragödie von Dr. Julius Richter. Berlin 1842. Verlag von E. H. Schröder.

(Schluß.)

Darauf folgt eine Anwendung der als zugegeben betrachteten Sätze auf die uns noch erhaltenen Tragödien des Aeschylus, Sophokles und Euripides. Unter den 7 Tragödien des Aeschylus erfordern nur die Sieben gegen Theben und Prometheus drey Schauspieler und es fragt sich nun: war der dritte ein Tritagonistes oder ein Parachoregema? Das παραχορήγημα erklärt Hr. R. mit Schneider „über das attische Theaterwesen“ als eine Nebenausstattung, weil der Chorag auch diese Personen zu costümiren hatte. Das παρασκήνιον ist nur wieder ein besonderer Ausdruck für ein besonderes Verhältniß des παραχορήγημα und der χορικῆς bedeutet einen, der zum Choragen gehörte, ohne gerade zum thätigen Chore zu gehören. Das παραχορήγημα aber ist von keinem der 15 Choreuten gespielt worden. — Bey Aeschylus nimmt Hr. R. immer einen Tritagonistes an als den dritten Schauspieler: denn er sey hierin dem Sophokles gefolgt; Sophokles erbob zum Gesetz, was für Aeschylus Nothwendigkeit geworden war. Nun folgt von Seite 25 bis 90 eine genauere Untersuchung aller uns aufbewahrten Tragödien, in wie fern in ihnen jene Rolleneintheilung ersichtlich und zu bestimmen sey. Am Ende der oft ziemlich mühsamen Berechnung folgt eine tabellarische Uebersicht, wie bey den 32 Tragödien des Aeschylus, Sophokles und Euripides die Rollen des Protagonistes, Deuteragonistes, Tritagonistes und, wo es nöthig war, des Parachoregema und Paraskenion vertheilt gewesen.

Nach dieser Uebersicht behandelt Hr. R. noch drey Punkte; nämlich 1) über die Begriffe πρωταγωνιστής, δευτεραγωνιστής, τριταγωνιστής und ihr Verhältniß zu einander. 2) Ueber das παραχορήγημα und 3) über die Nothwendigkeit vernünftiger kunstgemäßer Eintheilung a posteriori. In Beziehung auf den ersten Punkt ergiebt sich: die Protagonistenrolle ist die Hauptrolle an Umfang u. Bedeutung; der Protagonistes hat gewöhnlich und eben deßwegen nur eine Rolle zu spielen, die beyden andern fast immer mehrere; wo nicht, so sind die andern Rollen, die er spielt, meistens subordinirt. Ferner in 21 der erhaltenen Stücke ist die Protagonistenrolle Titelrolle, was für ein äußeres Kennzeichen zu halten sey. Der Deuteragonistes hatte in der Regel die an Rang, Würde und Bedeutung zunächst stehenden zu spielen, wobey es geschehen konnte, daß er zwey sich feindlich gesinnte Personen repräsentirte, wie in der Elektra des Sophokles den Orestes und die Klytämnestra. Der Tritagonistes erhielt seine Rollen durch Zufall und durch Bestimmung des Dichters. Bey Besprechung des παραχορήγημα folgt Hr. R. ganz der Erklärung Hermanns; die Rolle des Pylades ist er geneigt für ein stehendes παραχορήγημα zu nehmen, da dieselbe unter 8 Parachoregemen sich viermal findet. Beym letzten Punkt sammelt Hr. R. das früher Gesagte und Dargelegte in mehrere Hauptsätze zusammen, die ihrem Wesen nach auch in dieser Relation bereits berührt worden sind.

G. Th.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Februar.

Nro. 28. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

M. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus ed. Kritz.

(Fortsetzung.)

„Alterum, fährt Hr. Kr. fort, quod diximus in caussa fuisse, ut Velleii oratio minus excelleret . . ., ad ipsum solum pertinet, et, quantum conicere possumus, cum eius studiorum ratione maxime coniunctum fuit . . . Mature enim in castra delatus non satis temporis iis adolescentiae studiis dedisse videtur, sine quibus ad perfectionem aliquam et iustum orationis robur perveniri nequit etc.“ Darum habe es Vell. kaum zur Mittelmäßigkeit im Style gebracht; man vermisse bey ihm einen gleichmäßigen und sanften Fluß der Rede; größere Perioden vollends seyen ihm gewöhnlich ganz mißlungen; ja sogar, wird angefügt: „interdum effecit non satis exculta scribendi facultas, ut auctor, dum argute scribere vult aut artificiose verba componere, ipsam sententiam efferat impeditius orationemque reddat obscuriorem.“ Auch dieß alles wieder mit einer stattlichen Menge von Beyspielen aus dem Werke des Vell. belegt. — „Tertia denique caussa, quae perfectae operis Velleiani formae obfuit,“ heißt es ferner, „festinatio effecit, ut Velleius ne tantum quidem, quantum ingenio ac litteris valeret, praestare posset, ac saepe infra virium modum subsisteret . . . Haud raro enim, impetu abreptus, animi sensus obscurius enunciat, contentus . . . certe aliquo modo dixisse, quod in maiore otio melius dicere poterat. Alias eandem ob caussam accessit ad familiaris sermonis negligentiam etc.“ Auch dazu wieder eine Menge von Beyspielen aus dem getadelten Werke, damit es selbst sich sein Urtheil spreche.

So interessant es nun seyn würde alle diese Beschuldigungen einer genauen ins Einzelne gehenden Prüfung zu unterwerfen um ihre völlige Grundlosigkeit oder doch dieß ans Licht zu stellen, daß darin eine ganz gewaltige Uebertreibung herrsche, so wenig kann dieß von dem Verf. einer bloßen Anzeige geleistet werden. Denn da schon der Klaglibellus des Hrn. Kr. dreißig große Octavseiten einnimmt, zu welchem Buche würde nicht die genau zergliedernde Gegenschrift des Vertheidigers anschwellen! Einige allgemeine Gegenbemerkungen werden daher unsern Lesern genügen müssen. — Hr. Kritz hat unter seine Beweisstellen viele aufgenommen, welche so, wie er sie giebt, nicht im Murb. Coder, sondern nur durch Correction eingeführt in seiner oder einer andern neuen Edition stehen, deren Autorschaft folglich Velleius von sich ablehnen würde; umgekehrt hat er andere nicht wenige Stellen aufgenommen, wie sie zwar im Murb. Coder aber verdorben stehen, so daß Vell. sie aus diesem Grunde nicht als sein Werk anerkennen würde. Viele Stellen, welche nach unserm und Anderer Sinn und Gefühl mit Witz und in ganz guten Antithesen ausgedrückte Sentenzen enthalten, hat Hr. Kr. ohne ihre Schuld auf die Proscriptionsliste der von ihm verworfenen argutiae gesetzt; er hat vergessen, daß Velleius nicht Reden schreiben wollte, wie Cicero, nicht eine ausführliche Geschichte Roms, etwa wie Livius, sondern eine

gedrängte Uebersicht der allgemeinen und in dieser begriffen der Römischen Geschichte, und daß er sich darum durch die Natur der Sache in die Nothwendigkeit habe versetzt gesehen vieles, was er gern umständlicher erzählt hätte, nur ganz kurz, in eingeschalteten Zwischensätzen, in Parenthesen u. dgl., zu erwähnen, und daß die von dem Schriftsteller öfter beklagte festinatio eigentlich darin bestand, daß er, nach dem Plane seines Werkes von Haupt- zu Hauptbegebenheit rastlos vorwärts getrieben, bey vielen untergeordneten, wenn auch wichtigen, Einzelheiten nicht verweilen durfte u. s. w.

Ueber das dritte Capitel der Prolegom. „de codice Murbacensi etc.“ (von pag. LXXVI bis CXXV inclus.) wagen wir, ohne es hier begründen zu wollen, unser Urtheil dahin abzugeben, daß neben dem vielen Guten, was darin gesagt ist, viel Ueberflüssiges vorkömmt und manches, was einer Berichtigung bedürfte.

Das vierte Capitel endlich giebt auf pag. CXXV extr. — pag. CXLIV eine sehr reichhaltige und wahrscheinlich (wir können darüber aus eigener Kenntniß nicht urtheilen) vollständige Uebersicht der Ausgaben des Vell. von der Editio princeps herab bis auf die von Fr. H. Bothe 1837; dazu noch ein Verzeichniß von „Disputationes de Velleio . . . in universum“ von „Emendationes Velleianae diurnis litterariis insertae etc.“ von „Peculiares emendationum libelli“ und endlich von Schriften, in welchen „loci Velleiani obiter tractati vel emendati“ zu finden sind.

Nachdem wir hiemit über Hrn. Kr.'s Prolegomena zum Velleius genugsamen Bericht gegeben haben, gehen wir nun zur Betrachtung der von ihm statuirten Textworte des Schriftstellers über.

In den Grundsätzen, daß man bey Bearbeitung alter Texte, so lang es nur immer möglich sey an der urkundlichen Ueberlieferung fest halten, die Eigenthümlichkeit der Schreibart jedes Auctors sorgfältig beachten und ihr gemäß gegebene Lesarten beybehalten oder durch Conjectur einzuführende ihr entsprechend gestalten müsse u. s. w., darin mit Hrn. Kritz vollkommen einverstanden, glauben wir — um unser Urtheil sogleich frey und unumwunden auszusprechen — nach wiederholt angestellter sorgfältiger Prüfung seiner Textbearbeitung des Velleius behaupten zu müssen, daß er selbst dabey nicht selten gegen die anerkannt richtigen Grundsätze verfahren sey, indem er manche im Codex ganz richtig gegebene Stellen geändert oder falsch erklärt, andere schlechterdings unhaltbare als richtig zu behaupten gesucht, wieder andere, die einer kleinen Aenderung bedürftig waren, durch Ausstoßung von Worten, durch Wort- und Satzumstellung und auf andere Weise mehr verdorben als gebessert, somit den Text seines Schriftstellers nicht in der Vollkommenheit hergestellt habe, die man nach den Vorgängen jüngster Zeit von einer neuen Ausgabe desselben zu erwarten berechtigt war. Um dieses unser Urtheil, wie billig ist, gehörig zu begründen, wollen wir, ohne uns an die eben angedeutete, aber natürlich unvollständige Classification der nach unserer Meynung von dem Hrn. Herausgeber begangenen Fehler zu halten, mit unsern Lesern eine Anzahl von Stellen, wie sie in Vell. Werke von Capitel zu Capitel uns aufstoßen, kritisirend durchgehen.

I. 8, 4 f. sagt Velleius nach Ed. princ. „Romulus . . . . Romam urbem . . . . condidit . . . Id actum post Troiam captam annis CCCCXXXVII. Id gessit Romulus aditus legionibus Latini avi sui etc.“ Hr. Kritz schreibt im letzten Satze mit Lipsius Latinis, behält dagegen alles Vorhergehende unverändert und macht gegen einen Recensenten, welcher den Satz „Id actum — CCCCXXXVII.“ wegen des folgenden „Id gessit etc.“ für eine Glosse hielt, und gegen Clud., welcher nach diesem die Worte als unecht in Klammern stellte, die Bemerkung: Sed facile est ad videndum, Velleium, qui in universum neque studiosus est neque peritus orationis artificiose vinciendae, toto hoc loco . . . . . tam ieiune singula affere, ut nullo modo, nisi imprudentissimus sis, ex tali negligentia scribendi coniecturam de facta interpolatione facere possis.“ Sogleich ein Beyspiel davon, was für Dinge Hr. Kr. dem Vell. zumuthet, welcher, nach ihm ein höchst nachlässiger Stylist, die Rede kunstreich zu verbinden weder gestrebt noch verstanden habe.

Wohl citirt Hr. Kr. zum Beweiſe der Wahrheit ſeiner Behauptung eine Menge von 25 bis 50 in den Prolegomenen angeführten Stellen aus Vell., worin derſelbe ein und daſſelbe Wort entweder in einem oder in zwey einander nahe ſtehenden Sätzen wiederholt habe. Allein es iſt nicht die Wiederholung des Wörtchens id, worin allerdings unſere Stelle mit jenen andern Aehnlichkeit hat, was unſere Stelle anſtößig macht, ſondern etwas, worin jene Stellen von der unſrigen ſich weſentlich unterſcheiden, dieß nämlich, daß in dieſer, nachdem vorher in einem Haupt- und einem Relativ-Satze ausgeſprochen iſt „Sexta Olympiade . . . Romulus . . . Romam . . . condidit, a quo tempore ad vos consules anni sunt septingenti octoginta unus," dann, ohne irgend eine Verbindung, abermal eine Zeitbeſtimmung durch einen ſelbſtſtändigen Satz „Id actum post Troiam captam annis quadringentis triginta septem," nachgetragen, und endlich, wieder ohne Verbindung, mit dem hiſtoriſchen Hauptſatze „Id gessit Romulus adiutus etc." fortgefahren wird. So hat Velleius ſicherlich nicht geſchrieben; von einer ſolchen Satzreihe findet ſich in ſeinem Werke nicht ein einziges, nach innerlichen Merkmalen dem vorliegenden gleiches Beyſpiel. Die Stelle iſt ſomit als verdorben zu betrachten. Zu helfen iſt ihr nach unſerm Dafürhalten, nicht durch Ausſcheidung eines vermeintlichen Gloſſema, ſondern, unter Beybehaltung faſt aller Worte, durch Herſtellung paſſender Verbindung zwiſchen den zwey hiſtoriſchen Hauptſätzen, ungefähr in folgender Art: Sexta Olymp . . . Romulus Romam condidit . . . Id autem post Troiam captam annis CCCCXXXVII gessit Romulus adiutus legionibus regis *) Latini, avi sui. Libenter enim etc.

I. 10, 3. wird erzählt, Lucius Paulus habe zur Zeit ſeines Triumphes über Perſeus 4 Söhne gehabt; ex iis, wird dann beygefügt, duos natu maiores, unum P. Scipioni . . . in adoptionem dederat, alterum Fabio Maximo; duos minores natu praetextatos, quo tempore victoriam adeptus est, habuit. Aus dem letzten Hauptſatze wollte Gruter. die Worte minores natu als eine Gloſſe zu praetextatos ausgeſtoßen wiſſen; Ruhnken. meynte, Vell. habe geſchrieben duos m. n. praetextatos . . . domi habuit; Hr. Kritz behält alles, wie es durch die Edit. princ. überliefert iſt, indem er ſagt: „— quamquam concedi debet, accuratius ita dixisse Velleium (ib. §. 6. quos in familia retinuerat), tamen vulgata sana est; nam id ipsum, quod requirit Ruhnkenius, inest in verbo habuit, quod praegnanti sensu est in potestate habuit sive retinuit." Woher kennt Hr. Kr. dieſen prägnanten Sinn des Wortes habuit? Bis uns ſtreng beweiſende Stellen dafür geliefert werden, halten auch wir obige Worte für verfälſcht und glauben ſie, etwas anders als Grut. u. Ruhnk., rein herzuſtellen, wenn wir ſchreiben: duos minores natu in potestate, q. t. v. adeptus est, habuit.

In demſelben Cap. §. 5. wird von demſelben Paulus erzählt: — alterum ex suis, quos in familia retinuerat, liberis ante paucos triumphi alterum post pauciores amisit dies. Für ex suis ward ſchon längſt von namhaften Editoren ex his oder ex iis vorgeſchlagen. Hr. Kr. hingegen urtheilt: „neutrum opus, ut recte iudicavit Krausius . . .; nam Velleius saepe possessivo pronomine utitur, ubi facile eo careas, velut I. 1, 1; II. 17, 3 etc. Neque in verbis quos in familia retinuerat offendendum est; quae quamquam abundant, tamen licentia sermonis familiaris, qua Velleius saepe utitur, excusantur. v. Prolegg. c. III. p. LXXII." Zugegeben (obgleich es nicht völlig ſo iſt), daß an den citirten Stellen das Pronomen entbehrlich ſey, ſo iſt zwiſchen dem Gebrauche eines allenfalls entbehrlichen und dem eines völlig unpaſſenden und hinderlichen Poſſeſſivpronomen, wie suis in unſerer Stelle, ein bedeutender Unterſchied. Der hinter suis folgende Relativſatz quos in fam. retin. fodert durchaus ſtatt suis ein iis, illis (duobus) dgl.

(Fortſetzung folgt.)

*) So glauben wir mit Beybehaltung des überlieferten Latini corrigiren zu müſſen; wiewohl dieß hier nur Nebenſache iſt.

Hermanni Schellingii Philos. Lic. de Solonis legibus apud oratores Atticos dissertatio in certamine literario civium univers. Monacens. ab amplissimo philosophorum ordine praemio a rege praescripto ornata. Berolini MDCCCXLII. Sumptibus E. H. Schroederi.

Die philosophische Facultät der Universität München hat im Jahre 1841 folgende Aufgabe gestellt: „Es sollen die Texte der Attischen Redner, in denen Theile oder Bruchstücke der Solonischen Gesetzgebung erwähnt werden, in gehöriger Ordnung zusammengestellt, sprachlich und sachlich erläutert und nach Umständen zu Schlüssen auf das Ganze, den Geist und zweifelhafte Punkte der Solonischen Gesetzgebung benutzt werden.“ Eine Lösung dieser Aufgabe liegt uns in dieser Preisschrift des Hrn. Hermann Schelling vor; der andere Preisträger Dr. Karl Prantl hat uns bis jetzt bloß einzelne Theile seiner Arbeit in seiner Inaugural-Dissertation: „De Solonis legibus specimina“ kennen lernen lassen. In wie fern also beyde übereinstimmen oder in ihren Ansichten aus einander gehen, kann bis jetzt weder gesehen noch beurtheilt werden; interessant würde es seyn, beyde Arbeiten vergleichen und ihre Verdienste prüfen zu können. Was nun Hrn. Schelling betrifft, so hielt er sich und mit Recht genau an die gestellte Aufgabe; im prooemium entwickelt er kurz sowohl den Plan, den er sich bey der Lösung der Frage gemacht als auch die Art und Weise, mit der bey Ordnung und Erklärung der betreffenden Stellen verfahren. Hieben scheint er jedoch die freylich kitzliche Frage, was ist für ein solonisches Gesetz zu halten, leichter abgefertigt zu haben, als es wünschenswerth, ja zum Zweck im Voraus nöthig war. Die Ordnung der einzelnen von den attischen Rednern erwähnten Gesetze ist einfach gewählt und eben deßwegen passend: Hr. Schelling behandelt nämlich zuerst in 14 Capiteln die Gesetze, welche sich auf das jus publicum beziehen, diese sind zweyfacher Art; 1) solche, welche das Staatsrecht und 2) die, welche das Criminalrecht ausmachen; hierauf folgen die Gesetze des Privatrechts; dieß zerfällt in das jus personarum, das jus rerum et hereditarium und das jus obligationum und wird in 8 Capiteln besprochen; im 25. Cap. folgen noch: fragmenta legum Solonearum, quorum sensus cognosci non potest.

Die Sach- und Worterklärung der einzelnen Capitel ist sehr verschieden, bald kurz, bald ziemlich ausgedehnt, je nachdem der Verf. mit den bisherigen Forschungen mehr oder minder zufrieden war; auch verargen wir es dem jugendlichen Verfasser gar nicht, daß er auf mehrere Punkte seine besondere Aufmerksamkeit concentrirt hat; nur hätte unsers Erachtens das in der Aufgabe liegende Zurückgehen auf das Ganze, auf den Geist der mit solcher Umsicht und Weisheit geschaffenen Staatsform des Solon öfter statt finden sollen. Gegen Ende des Vorworts heißt es:

> Praecipuam diligentiam adhibui in restituenda vera lectione, ubi opus videbatur et difficultas in re posita aliter inextricabilis id poscebat, qua in re quo modo versatus sim, videbunt qui capita XI, XIV, XVI, XVII, XXII. attentius perlegere non dedignaturi sunt.

Von diesen Stellen ein Paar näher zu betrachten, möge hierorts genügen. Im XI. Capitel, welches über den Mord und die deßfallsigen Gesetze handelt, wird zuerst folgendes Gesetz aus der Aristokratea des Demosthenes erörtert:

ΝΟΜΟΣ. *Τοὺς δ' ἀνδροφόνους ἐξεῖναι ἀποκτείνειν ἐν τῇ ημεδαπῇ καὶ ἀπάγειν, ὡς ἐν τῇ ἄξονι ἀγορεύει. Λυπαίνεσθαι δὲ μὴ, μηδὲ ἀποινᾶν ἢ διπλοῦν ὀφείλειν, ὅτου ἂν καταβλάψῃ· ἐφέρειν δὲ τοὺς ἄρχοντας, ὧν ἕκαστοι δικασταί εἰσι, τῷ βουλομένῳ· τὴν δ' Ἡλιαίαν διαγινώσκειν.* Richtig erklärt der Verf. die Redensart ἀποκτείνειν καὶ ἀπάγειν, welche von den Auslegern angefochten oder falsch gedeutet ward, und die folgenden Ausdrücke. Der Schluß aber des Gesetzes giebt dem Verf. Anstoß und er glaubt, die Worte *ἐφέρειν δὲ — τῷ βουλομένῳ* enthielten einen Fehler. Reiske erklärte das *ἐφέρειν* von der Einleitung des Prozesses, der durch die Archonten an die Heliasten übergeben worden. Dieß billigt der Verf. deßwegen nicht, weil *τῷ βουλομένῳ* (scil. *τὴν ἑαυτοῦ δίκην φονικὴν εἰς τὴν Ἡλιαίαν εἰσφέρεσθαι*) als dativus commodi in solchen Rechtsformeln ungebräuchlich wäre; es sey daher *ἐξεῖναι* aus dem Vorhergehenden zu ergänzen und *εἰς* vor *τοὺς ἄρχοντας* einzuschalten: *ἐφέρειν* bedeute nämlich auch die Berichterstattung eines Privaten an das Volk oder an eine Behörde. Diese Erklärung kann deßhalb nicht gebilligt werden, weil sie dem innern Zusammenhang der Stelle widerspricht; denn offenbar steht das *διαγινώσκειν* dem *ἐφέρειν*, *τὴν Ἡλιαίαν* aber dem *τοὺς ἄρχοντας* gegenüber, somit erscheint die Reiskesche Deutung als die richtige. Der dativus *τῷ βουλομένῳ*, sollte er auch wirklich in keiner solchen Formel des Gesetzes mehr vorkommen, bedarf gar keiner Rechtfertigung.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Februar.

Nro. 29. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

M. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus ed. Fritz.

(Fortsetzung.)

Wie Hr. Kr. ferner die Worte quos in familia retinuerat für überflüssige Zugabe halten könne, ist ganz unbegreiflich, da Vell. gerade nur diejenigen zwey Söhne des Aemil. Paulus bezeichnen will, welche nicht durch Adoption in andere Familien übergegangen, sondern in der des Vaters Paulus geblieben waren, eine Bestimmung, welche wegfällt, sobald wir ohne jenen Relativsatz bloß lesen: alterum ex suis liberis ante paucos . ., amisit dies. Was endlich die licentia sermonis familiaris, von welcher Vell. oft Gebrauch gemacht haben soll, anlangt, so ist dieß weiter nichts, als eine unbegründete Annahme, die sich Hr. Kr. gleich andern irrigen Vorstellungen von Velleius Wesen und Art durch Selbsttäuschung geschaffen und in seinem Buche leider nicht gar selten zur Täuschung auch Anderer unwillkührlich gebraucht hat. Sollen wir übrigens auch unsre Vermuthung über die ursprüngliche Fassung der Stelle noch äußern, so geht sie dahin, daß Velleius, welcher vorher schon die zwey ältern den zwey jüngern Söhnen gegenüber gestellt hatte, auch hier wieder das jüngere Paar Söhne als solches deutlich habe bezeichnen wollen, und darum geschrieben habe: „(Paulus) alterum e binis, quos in familia retinuerat, liberis ante paucos triumphi, alterum post pauciores amisit dies.“

I. 12, 7. lesen wir in der Editio princ. „neque se Roma, iam terrarum orbe superato, securam speravit fore, si nomen usquam stantis maneret Carthaginis: adeo odium certaminibus ortum ultra metum durat, et ne in victis quidem deponitur, neque ante invisum esse desinit, quam esse desiit. — Diese Stelle betreffend sagt Hr. Kr.: „Lipsius acute vidit, verba adeo odium — deponitur parenthesi esse includenda, ita ut sequentia neque ante invisum etc. arctissime cum prioribus cohaereant;“ dann: „Burmannus, qui bene monuit invisum pertinere ad nomen Carthag., perperam tuetur desinit, quod . . . ad Carthaginem relatum necessario cum Lipsio in perfectum est mutandum;“ und so giebt er denn im Texte seines Vell. die Stelle wie folgt: neque se Roma . . . securam speravit fore, si nomen usquam stantis maneret Carthaginis (adeo odium certaminibus ortum ultra metum durat, et ne in victis quidem deponitur), neque ante invisum esse desiit, quam esse desiit. – Was soll man dazu sagen? Wie die Worte liegen, müßte man Roma als gemeinschaftliches Subject zu neque speravit und zu neque desiit fassen, was nach den gegebenen Worten so wenig als dem Gedanken nach möglich ist. Soll aber im letzten Satze, wie Hr. Kr. will, Carthago (nomen Carthaginis) als Subject gedacht werden, so müßte es als solches auch ausdrücklich (wenigstens durch ein Pronomen) gesetzt seyn; denn die geforderte Ergänzung desselben aus dem voraus gehenden Nebensatze si nomen usquam stantis maneret Carthaginis ist rein unmöglich; oder man gebe uns nur ein einziges sicheres Beyspiel gleicher Art

aus einem klassischen Schriftsteller Roms! Anderseits wie erbärmlich wird durch die willkührlich angenommene Parenthese die eine Hälfte der psychologischen Bemerkung des Schriftstellers, welche aus den obgleich einigermaßen mangelhaften Worten der Vulgata noch so deutlich hervorleuchtet, von der andern Hälfte losgerissen und dadurch das Ganze entstellt! Das einzige, was hier zu thun war, bestand darin, daß man den Ausdruck der bezeichneten Reflexion des Schriftstellers in's Reine zu stellen suchen mußte. Dieß versuchten auch schon mehrere achtbare Männer, am nächsten die Wahrheit treffend nach unserm Dafürhalten Fr. H. Bothe durch sein „neque ante invisum invisum esse desinit, quam etc.“ Ref., dem Gedanken nach mit Hrn. B. übereinstimmend, im Ausdrucke von ihm abweichend, glaubt, daß Vell. seine Reflexion so ausgedrückt habe: „Adeo odium certaminibus ortum ultra metum durat et ne in victis quidem deponitur, neque ante, invisum quod est, invisum esse desinit, quam esse desiit.“ Irrte das Auge eines Abschreibers von dem ersten invisum auf das zweyte, so brachte er in seine Abschrift die Worte neque ante invisum esse desinit d. h. die corrupte Lesart des Murb. Codex, wie sie uns in der Ed. pr. vorliegt.

I. 13, 3. wird von dem Besieger und Zerstörer Carthagos geurtheilt: „ — Scipio tam elegans liberalium studiorum . . . et auctor et admirator fuit, ut Polybium Panaetiumque . . . domi militiaeque secum habuerit. Neque enim quisquam hoc Scipione elegantius intervalla negotiorum otio dispunxit, semperque aut belli aut pacis serviit artibus. Semper inter arma ac studia versatus aut corpus periculis aut animum disciplinis exercuit.“ So nach der Edit. princeps. Sigon., Ruhnken. und aa. halten die Worte „semperque — artibus“ für ein Glossema; Clud. schaltet hinter pacis das Wörtlein magis ein und will als Subject des Satzes „semper — serviit artibus“ nicht Scipio sondern quisquam gedacht haben. Damit einverstanden meint Orelli, daß zu der von Clud. verlangten Vergleichung des Scipio mit Andern schon das voranstehende Wort elegantius hinreiche. Hr. Kritz tritt Orelli bey und bemerkt: „Si qua igitur in loco inest durities, magis in eo cernitur, quod Velleius parum accurata et ἀνακολούθῳ oratione usus est, quam quod glossa . . . in textum irrepserit,“ und beläßt es somit bey dem vulgaten Texte, was unsers Erachtens nicht wohl gethan ist, und was er wahrscheinlich nicht gethan haben würde, wenn er seinen Schriftsteller unbefangener beurtheilt und nicht eine gar so sehr verzerrte Vorstellung von ungenauer, regelwidriger und regelloser Schreibart desselben sich auf eine recht eigentlich erkünstelte Weise angeeignet hätte. Wahrlich nicht ohne gute Gründe haben schon längst Männer von großem Namen an der vorliegenden Stelle Anstoß genommen. Um nur eines zu erwähnen, wie laut rufen nicht die in der Ed. princ. ungeschickter Weise durch größere Interpunction von einander getrennten Sätze „semper aut belli aut pacis serviit artibus“ und „semper aut corpus periculis aut animum disciplinis exercuit“ uns die Aufforderung zu, daß wir sie wieder mit einander in nähere Verbindung setzen sollen? Thun wir dieß, so werden wir, que als qui gelesen und dem jetzt voranstehenden semper vorangestellt, dem Velleius seine Worte und seine Ehre zugleich zurück gegeben und aller Noth abgeholfen haben; denn schwerlich wird etwas einzuwenden seyn, wenn Vell. geschrieben hat: „Neque enim quisquam hoc Scipione elegantius intervalla negotiorum otio dispunxit, qui semper aut belli aut pacis serviit artibus, semper inter arma ac studia versatus aut corpus periculis aut animum disciplinis exercuit“

II. 5, 3 steht in Edit. princ. geschrieben: „(Q. Macedonicus), facientibus . . . omnibus in procinctu testamenta . . . , non deterritus proposito, perseverantia ducis, quem moriturum miserat militem victorem recepit.“ Mit diesen Worten, die ja freylich so, wie sie liegen, nicht bestehen können, haben sich die Bearbeiter des Velleius zeither schon viel abgemühet, ohne etwas Befriedigendes zu Stande zu bringen. Hr. Kr. setzt eine von ihm schon früher vorgeschlagene Conjectur in den Text, indem er die Worte perseverantia ducis aus ihrer Stelle weg in den nach-

folgenden Satz überträgt: „non deterrit. prop., quem moritur. mis. militem, victorem recepit. Tantum effecit perseverantia ducis, mixtus timori pudor etc. Diese Versetzung aber ist fast eben so gewagt und gewaltsam, wie der Versuch derjenigen, welche, um den ersten Satz lesbar zu machen, die Worte perseverantia ducis nicht bloß aus ihrer Stelle, sondern als ein Glossem überhaupt aus Vell. Text entfernt wissen wollten; dazu kömmt, daß nach Versetzung der Worte dem ersten Satze neben der negativen Bestimmung non deterritus der affirmative Gegensatz „des Beharrens auf dem gegebenen Befehle“ recht fühlbar abgeht. Diesen rathen wir in den Text zu bringen, indem wir vorschlagen zu schreiben: (Q. Macedonicus) . . non deterritus proposito, sed perseverantia usus, quem moritur. miserat mil. victorem recepit. Tantum effecit mixtus timori etc., ein Vorschlag, welcher nach unserer Ueberzeugung der verdorbenen Stelle so vollständig aufhilft, daß nichts weiter gegen sie aufzubringen seyn dürfte.

In dem nämlichen Cap. (§. 3. Ende) lesen wir in Ed. pr. „Hic virtute ac severitate facti, at Fabius Aemilianus Pauli exemplo disciplinae in Hispania fuit clarissimus.“ Diese Worte, von verschiedenen Gelehrten schon verschieden construirt, zum Theil etwas geändert, construirt und deutet Hr. Kr. so, daß er exemplo disciplinae von dem vorhergehenden Genitiv Pauli abhängen läßt und dadurch den Sinn herausbringen will: Fab. Aemilianus fuit clarissimus disciplinae exemplo, *quod Paulus praeiverat* i. e. *sequendo* exemplo Pauli, in servanda disciplina exhibito, clariss. fuit. Wir bezweifeln sehr, daß die so construirten Worte diesen Sinn gewähren. — Die Worte der Edit. pr. behalten auch wir unverändert, construiren sie aber ganz einfach und nothwendig, wie uns dünkt, auf folg. Art: Hic virtute (für sich allein völlig bestimmter Begriff, so daß kein anderes Wort als weitere Bestimmung dazu genommen werden darf) ac severitate facti, at Fab. Aemil Pauli exemplo (nach Paulus Vorgang, Muster) disciplinae (sc. severitate) in Hisp. fuit clarissimus. Die Ergänzung des Wortes severitate zu dem Genit. disciplinae, so daß severitas facti und severitas disciplinae einander gegenüber stehen, ist ganz richtig und namentlich in Velleius Art, wie z. B. I. 9, 6. cum Anici . . triumphum nemo interpellaret, fuere, qui Pauli (sc. triumphum) impedire etc. I. 18, 1. transit admiratio ab condicione temporum ad urbium (sc. condicionem). II. 49, 4. vir antiquus et gravis Pompei partes laudaret magis, prudens sequeretur Caesaris (sc. partes). Verkürzen wir unsern Satz um einige Worte „hic severitate facti, at Fabius Aemilianus disciplinae fuit clarissimus,“ so wird die Richtigkeit, ja die Nothwendigkeit unserer Auffassungsweise deutlich in's Auge fallen.

II. 7, 4. Edit. pr. „Rei tantae parum ad notitiam pertinens interponetur. Hic est Opimius, a quo etc.“ Auch zu dieser Stelle sind schon mancherley Aenderungsvorschläge gemacht und Erklärungen versucht worden. Hr. Kr. meint, die Andern hätten darum Aenderungen in Antrag gebracht, weil sie die Construction nicht recht gefaßt hätten; „nam (sagt er) rei tantae non dativus est ex interponatur *) pendens, sed genitivus ad notitiam referendus, ut verba sic construantur: ad notitiam tantae rei parum pertinens (sc. res) interponatur.“ Dagegen erlauben wir uns zu bemerken: diese Construction der Worte ist nach der gegebenen Wortstellung nicht möglich; jeden Falles dürfte parum nicht zwischen rei tantae und notitiam eingeschoben seyn, sondern müßte entweder dem Ganzen voraus oder hinter notitiam stehen und sich an pertinens anschließen: rei tantae ad notitiam oder ad tantae rei notitiam parum pertinens etc. Zweytens behaupten wir, daß nach Art und Regel des lateinischen Ausdrucks sich in dem gegebenen Falle res gar nicht ergänzen ließe, der ganze Satz also unlateinisch seyn würde. Soll nämlich aus einem Satze oder Satzgliede ein Wort sich zur Ergänzung eines unvollständigen Ausdrucks in einem andern Satz oder

*) so schreibt Hr. Kr. für interponetur.

Satzglieds in Gedanken einsetzen lassen, so muß dieses Wort entweder allein oder mit andern zusammengefaßt ein Satzglied (z. B. Subject, directes Object u. s. w.) in seinem Satze, ganz und vollständig ausgedrückt, darstellen, wie etwa in den bey Behandlung der unmittelbar vorhergehenden Stelle von uns angeführten Beyspielen. In dem uns hier vorliegenden Falle aber bilden die Worte „ad tantae rei notitiam parum pertinens“ selbst noch kein vollständig bezeichnetes Satzglied, denn es fehlt zu dem gegebenen adjectivischen Ausdrucke noch ein Substantiv, z. B. factum, oder aliquid dgl., und es kann und darf somit, da das unvollständig Gegebene nicht durch Entlehnung eines Wortes aus seiner eigenen Sphäre vervollständigt werden kann, res nicht zur Ergänzung gebraucht werden. Anders bey der (ganz und allein richtigen) Auffassung der Construction nach dem Sinne der andern Gelehrten, welche Hr. Kr. bestreitet.

(Fortsetzung folgt.)

Hermanni Schellingii Philos. Lic. de Solonis legibus apud oratores Atticos dissertatio in certamine literario civium univers. Monacens. ab amplissimo philosophorum ordine praemio a rege praescripto ornata. Berolini MDCCCXLII. Sumptibus E. H. Schroederi.

(Schluß.)

In dem nämlichen Capitel folgt sogleich das Gesetz aus der Rede des Demosthenes in Macart. 1068 — 1069.

NOMOΣ. Προειπεῖν τῷ κτείναντι ἐν ἀγορᾷ ἐντὸς ἀνεψιότητος καὶ ἀνεψιοῦ· συνδιώκειν δὲ καὶ ἀνεψιῶν παῖδας καὶ γαμβροὺς καὶ ἀνεψιοὺς καὶ πενθεροὺς καὶ ἀνεψιαδοῦς καὶ φράτορας. Diese Worte haben den Herausgebern und Interpreten vielfachen Anstoß und somit vielfache Gelegenheit gegeben, durch Conjecturen und andre Mittel der wunden Stelle zu Hülfe zu kommen. Hr. Schelling ist mit keinem früheren Vorschlag zufrieden und will die Stelle also geändert und gebessert wissen: *προειπεῖν τῷ κτείναντι ἐν ἀγορᾷ ἐκτὸς ἀνεψιότητος· καὶ ἀνεψιοὺς συνδιώκειν τε καὶ ἀνεψιῶν παῖδας καὶ γαμβροὺς [καὶ ἀνεψιοὺς καὶ πενθεροὺς καὶ ἀνεψιαδοῦς] καὶ φράτορας.* Daran reihen sich folgende Bemerkungen. *ἐκτὸς ἀνεψιότητος*: ii propinquorum, qui sunt propiores, quam sobrini. Ante *ἐκτὸς* intelligendum: *τοὺς συγγενεῖς*, quod exprimi haud erat opus; nemo enim nesciebat, denuntiationem illam nonnisi cognatorum esse. Allein, müssen wir hier fragen, woher weiß denn der Verf., daß dieß in Athen gang und gebe gewesen? Zeigt nicht gerade obenstehendes Gesetz eine Motivirung an, die gar wohl möglich war? Gesetzt aber auch, die Ansicht des Hrn. Sch. wäre festbegründet, so fühlt doch jeder, daß der Zusatz *ἐκτὸς ἀνεψιότητος* eben so schal und schleppend ist, als ungereimt und fast ungriechisch im Zusammenhang mit dem Folgenden betrachtet. Denn sehen wir auch von der Künsteley der Worte ab, so konnte der Gesetzesurheber bey vorausgegangenem *ἐκτὸς ἀνεψιότητος* auf keine Weise so fortfahren: *καὶ ἀνεψιοὺς συνδιώκειν τε καὶ κ. τ. λ.* sondern ohngefähr mit: *ἀνεψιοὺς δὲ συνδιώκειν καὶ κ. τ. λ.* oder *συνδιώκειν δὲ τοὺς ἀνεψιοὺς κ. τ. λ.* Wenn hierauf der Verf. hinzufügt: coniecturam meam plane confirmant, quae sequuntur: *ἐὰν μὲν πατὴρ ἢ ἢ ἀδελφὸς ἢ υἱεύς*, e quibus patet, reconciliationem quoque fuisse penes cognatos usque ad sobrinos etc., so ist dieß keineswegs richtig; denn wenn die *αἴδεσις* bloß Sache des Vaters oder Bruders oder der Söhne war, so konnte die *πρόρρησις* dennoch auch dem *ἀνεψιός* gestattet seyn; es liegt dieß fast in der Natur der Sache, daß die Aussöhnung mehr auf die nächsten Angehörigen eines Ermordeten beschränkt wird, die vorläufige Ahndung eines Mordes hingegen im Falle der Noth noch dem Geschwisterkind erlaubt ist. Deßhalb erscheint mir die vorgeschlagene Aenderung sprachlich und sachlich unerlaubt; darin aber stimmen wir mit dem Hrn. Sch. überein, daß in den Verwandtschaftsnamen vielleicht eine doppelte Lesart oder ein Glossem Unordnung hervorgebracht hat. Ich meinestheils schließe mich an die Meinung von Bunsen und Klenze an, welche folgendermaßen lesen: *ἐντὸς ἀνεψιότητος καὶ ἀνεψιοῦς· συνδιώκειν δὲ καὶ ἀνεψιῶν παῖδας καὶ γαμβροὺς καὶ πενθεροὺς κ. τ. λ.* Ref. könnte so noch mehrere Stellen besprechen, wenn es nicht außer seinem Bereiche läge; eine genaue Recension kömmt vielleicht aus andern Händen. *) Möge der Verf. selbst seine Kräfte nochmals diesen Untersuchungen zuwenden und vieles, was bis jetzt unklar gedacht oder fehlerhaft ausgedrückt ist, wird ihm ohne Zweifel heller, reiner und einfacher erscheinen.

G. Thomas.

*) Sie erschien unterdeß in der Zeitschrift für die Alterthumsw. 1842. 11, erinnert aber an das: *χρὴ δὴ κατ' αὐτὸν αἰεὶ παντὸς ὁρᾶν μέτρον.*

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Februar.

Nro. 30. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

M. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus ed. Kritz.

(Fortsetzung.)

Ist nämlich rei tantae Dativ, von interponetur abhängend, so kann hernach und muß aus diesem vollständig ausgedrückten Satzgliede (rei tantae) zur Vervollständigung des unvollständig ausgesprochenen, (hier des Subjectes) „parum ad notitiam pertinens“ das Wörtlein res in Gedanken entlehnt und an seinem Orte in die Reihe der andern Worte hineingedacht werden. Und wenn die Worte „parum ad notitiam pertinens (sc. res)“ einen passenden Begriff lateinisch ausgedrückt an die Hand gäben, könnte und müßte man es bey den Worten der Ed. pr. bewenden lassen. Da dieß aber nach unserer Ueberzeugung der Fall nicht ist, so muß eine Correction versucht werden. Diese glauben wir darin gefunden zu haben, daß wir die Benennung der Menschenklasse, für welche die mitzutheilende Notiz zunächst Interesse hat, in den Text bringen, indem wir die Stelle so schreiben: Rei tantae potorum ad notitiam pertinens interponetur. Hic est Opimius, a quo consule celeberrimum Opimiani vini nomen etc.

II. 9, 1. Edit. princ.: (berichtigt nach Burer's Emendationen) „Eodem tractu temporum nituerunt oratores, Scipio Aemilianus Laelinsque, Ser. Galba . . . . Carbo Papirius. Nec praetereundus Metellus Numidicus et Scaurus et ante omnes L. Crassus et M. Antonius; quorum aetati etc.“ Ruhnken wollte die Worte „nec praetereundus M. N. et Scaurus“ hinter „M. Antonius“ versetzt wissen. „Ei cum Krausio (sagt Hr. Kritz) obsecuti sumus, non solum ut constructio constet, quam ille unicam transponendi caussam habuit, sed quia res ipsa flagitat duos summos oratores inter eos referri, qui nituerunt, neque adiungi iis, qui obiter tantum et secundo loco commemorantur.“ Darnach ordnet er denn den Text so: Eodem tr. temp. nituerunt oratores, Scipio Aemilianus . . Carbo Papirius, et ante omnis L. Crassus et M. Antonius. Nec praetereundus Met. Numid. et Scaurus. Quorum aetati etc. Allein dadurch ist der urkundlich überlieferte Text, zwar nicht ohne Anlaß, aber ohne Grund geändert und somit verdorben. Man berichtige die von Rhenan. ungeschickt gesetzten Interpunctionszeichen, und alles ist in der besten Ordnung, ohne daß man auch nur ein Wort zu versetzen braucht. Man schreibe: Eodem tr. temp. nituerunt oratores Scipio Aemilianus Laeliusque . . . ., C. Fannius, Carbo Papirius nec praetereundus Metellus Numidic. et Scaurus et ante omnes L. Crassus et M. Antonius; quorum aetati etc. „Nec praetereundus Met. Numidic.“ ist natürlich so viel als: et (orator) non praetereundus Metellus etc. (man vgl. I. 2, 1. Codrus, vir non praetereundus; I. 16, 3. novam comoediam Menandrus, Philemo ac Diphilus et invenere intra paucissimos annos, neque imitandam (i. e. et non imitandam) reliquere). Dabey bleibt dem L. Crassus und dem M. Antonius der Vorzug vor allen, aber auch dem Metellus Numidicus nebst Scaurus die ihm von Vell. zugedachte Ehre unter die Redner zu gehören, „qui nituerunt,“ während er nach dem

geänderten Texte bey Hrn. Kr. nur noch als ein obiter et secundo loco commemoratus erscheinen würde.

II. 10, 1. Edit. princ.: „adeo mature a rectis in vitia, a vitiis in prava, a pravis in praecipitia pervenitur.“ Dazu annotirt Hr. Kr.: Verba in vitia, a vitiis glossema esse sequentium, quo et loquendi usus et quaesita sententiarum oppositio tollitur, primus vidit Ruhnkenius, etc. und setzt demnach, mit Weglassung der angegebenen Worte in vitia a vitiis, als Text des Vell. den übrig bleibenden Rest: „Adeo mat. a rectis in prava, a pravis in praecipitia pervenitur.“ Ein Verfahren, das wir, auf's gelindeste gesagt, als sehr unüberlegt bezeichnen müssen. Sie wollen dem Velleius aufnöthigen, was er nicht gewollt hat, sententiarum oppositionem; und in ihrem eigenen Texte, wo ist sie, diese sententiarum oppositio? In dem ersten Gliede „a rectis in prava“ allerdings; aber im andern „a pravis in praecipitia?“ Sind doch prava nach Hrn. Kr. eigener Aeußerung zwar confinia praecipitibus, aber nicht opposita. Also die Stelle muß unverstümmelt ganz so belassen werden, wie sie durch die Ed. princ. aus dem Murb. Cod. überliefert ist. Velleius macht nämlich nach den Worten der Vulg. die ganz richtige Bemerkung, daß man (nicht in Sprüngen von Extrem zu Extrem, sondern) stufenweise vom Guten in Fehler (a rectis in vitia), von Fehlern (Untugenden) in Verkehrtheiten (a vitiis in prava), endlich von Verkehrtheiten kopfüber in volles Verderben (a pravis in praecipitia) und zwar in raschem Fortschritte von Stufe zu Stufe (mature) gelange.

Gehen wir, um dem Ende näher zu rücken, auf entferntere Capitel über!

II. 41, 1. „Hic (C. Caesar) nobilissima Juliorum genitus familia, et, quod inter omnis antiquissimos constabat, ab Anchise ac Venere deducens genus, forma etc. So die Edit. princ. Hr. Kritz setzt nach Acidalius in den Text: — nobilissima Juliorum genitus familia, et, quod inter omnes constat, antiquissima, ab Anchise etc. Wieder eine Wortversetzung ohne Noth und obendrein ohne lohnenden Gewinn. Hätte Vell. dieß sagen wollen, so würde er ohne Zweifel die Worte so gestellt haben: Hic nobilissima et, quod inter omnes constat, antiquissima Julior. genit. familia, ab Anchise etc. Allein aus der urkundlich von ihm gewählten Wortstellung ist mit Sicherheit zu schließen, daß er „Julior. genitus familia“ und „ab Anch. deducens genus,“ letzteres durch den Nebensatz „quod inter omnes etc.“ näher bestimmt, neben einander stellen wollte. Wir werden demnach allen Inconvenienzen entgehen und höchst wahrscheinlich, was Vell. geschrieben hat, herstellen, wenn wir schreiben: Hic nobilissima Juliorum genitus familia, et, quod inter omnes antiquiscios constat, ab Anchise ac Venere deducens genus, forma etc. Daß wir uns ein sonst nirgends (unsers Wissens) vorkommendes Wort antiquiscius (Alterthumskenner), dessen Begriff in unsre Stelle auch Hr. Orelli gebracht wissen wollte, durch Vermuthung in den Text bringen zu wollen erlauben, wird man uns vergeben können, wenn man bedenkt, daß es analogisch richtig (wie z. B. multiscius) gebildet und den Text auf's leichteste und vollkommenste zu berichtigen geeignet ist.

II. 69, 5. Edit. princ.: „omnibus, qui Caesarem patrem interfecerant, aqua ignique damnatis interdictum erat.“ Daß die Worte so nicht bestehen können, meint Hr. Kr., sey offenbar; leicht und gut habe Gruner. durch Versetzung des Wortes damnatis (zwischen interfecerant und aqua) geholfen. Diese Gruner'sche Conjectur wird denn in den Text genommen und unter Vergleichung einer Stelle in Dio Cassius XLVI, 48. p. 485 dem Ganzen der Sinn beygelegt: omnium Caesaris percussorum bona publicata erant, ipsisque aqua et igni interdictum. — Wir können auch hier wieder weder Grund noch Befugniß zu einer Wortversetzung erkennen, noch weniger ohne bessere Nachweisung uns bereden lassen, daß damnati, ohne irgend eine andere Zuthat gesetzt, Menschen bezeichne, quorum bona publicata. — Unsers Bedünkens muß damnatis nicht versetzt und dann schlecht gedeutet, sondern in ein anderes

zur Sache passendes Wort verwandelt werden. Dieß würde geschehen, denken wir, wenn man schriebe: omnibus, qui . . interfecerant, aqua ignique a senatu interdictum erat. Denn daß diese Aechtung durch den Senat ausgesprochen worden war, beweiset der unmittelbar folgende Satz bey Velleius: quo tempore Capito . . . vir ordinis senatorii, Agrippae subscripsit in C. Cassium.

II. 75, 1. Edit. princ. „— bellum quod . . . ciebat Ti. Claudius Nero . . . magni vir animi doctissimique ingenii.“ An doctissimi haben schon Ruhnken., dann Orelli u. aa. Anstoß genommen und dafür promptissimi, fortissimi u. a. in Vorschlag gebracht. Hr. Kritz, von Ruhnkenius Scrupel, „quod nemo veterum Claudium Neronem ab eruditione laudaverit,“ ausgehend, behält das überlieferte doctissimi, weil kein Grund da sey, bey dem bloß zufälligen Schweigen der andern Schriftsteller, dem Claud. Nero gegen das ausdrückliche Zeugniß des Velleius ingenium cultum litterisque instructum abzusprechen. Ganz richtig; allein, wir können nicht glauben, daß ingenium als Eigenschaft (natürliche Anlage, Geist, Talent dgl.) das Beywort doctum oder gar doctissimum annehmen könne, oder von einem Röm. Schriftsteller jemals erhalten habe. Etwas anderes wäre allenfalls, da der Römer „ingenii dotes“ kennt, ein „ingenium dotatissimum,“ und dann natürlich auch ein „vir dotatissimi ingenii = vir ingenii dotibus instructissimus.“

Im nämlichen Capitel §. 3.: „Livia, tum fugiens mox futuri sui Caesaris arma nus bimum hunc Tiberium Caesarem . . . gestans sinu . . . pervenit ad mare etc.“ So der Murb. Goder. „Sanatio huius loci debetur Ruhnkenio,“ sagt Hr. Kr. und nimmt die Conjectur desselben „mox futuri sui Caesaris manus, bimum etc.“ in den Text auf. An sich nicht übel; und doch läßt sich fragen, warum denn das vollständig gegebene arma, das doch gewiß eben so gut wie manus in den Zusammenhang paßt, weichen und diesem allein in der Stelle zu bleiben gestatten soll. Wir sehen dafür keinen Grund; vielmehr haben wir guten Grund, beyde Wörtchen neben einander in den Text zu stellen und zwar so: Livia, tum fugiens mox futuri sui Caesaris arma ac manus, bimum hunc Tiberium etc.; denn 1. dieß als Velleius Hand vorausgesetzt, erklärt sich die Entstehung der Verstümmelung auf die allerleichteste Weise. Ein Abschreiber, die Buchstabenreihe armaacmanus vor Augen, ließ, nachdem er arma geschrieben hatte, die darauf folgenden 4 Buchstaben acma, welche ihm als bloße Wiederholung der 4 vorhergehenden (arma) erschienen, hinweg und fuhr hinter arma fort nus bimum u. s. w. zu schreiben. 2. Wenn von beyden Wörtern nur eines im Texte bleiben dürfte, so müßte arma, als das principale, beybehalten und manus, als das accessorium, ausgestoßen werden. Doch Velleius wollte, wie die ganze Darstellung zeigt, beydes im Texte haben.

II. 80, 2. steht in der Edit. princ. geschrieben: „Hic vir (Lepidus) omnium vanissimus . . . inflatus amplius XX legionum numero in id furoris processerat, ut inutilis alicnae victoriae comes, quam . . . dicendo, totam victoriam ut suam interpretabatur, audebatque denuntiare Caesari, excederet Sicilia.“ Ed. Basil. (Gelen.) corrigirte interpretaretur; audebatque etc., Ruhnken. interpretaretur auderetque. Hr. Kr. dagegen: „Nihil mutandum esse praeeunte Grubitzio . . . recte iudicavit Haasius . . . Velleius enim longiore oratione intericcta ab incepta structura ita abductus est, ut oblitus ut particulae sic continuaret verba, quasi supra tali fere modo esset locutus: Lepidus inflatus — numero ad summam insaniam et paene furorem processerat; *nam* inutilis alicnae victor. comes — totam victoriam ut suam interpretabatur, audebatque etc. A similibus anacoluthis ne Ciceronem quidem cavisse iam Grubitzius et Haasius monuerunt etc.“

An dem allen ist nach unserer Einsicht nicht ein wahres Wort. Es ist mir und meines gleichen bey unbefangenem Lesen der Stelle nicht möglich, die Partikel ut der zwey Zwischensätze wegen zu vergessen und die darnach kommenden Indicative

interpretabatur und audebat ohne Anstand hinzunehmen, wie hätte Velleius, der Römer, einen solchen Solöcismus ertragen und selbst niederschreiben können? — Aber wir haben ein Anakoluthon vor uns liegen? Ich meines Theils sehe nichts, gar nichts in der vorliegenden Stelle, was uns zur Annahme eines Anakoluthes berechtigte; Anakoluthe aber ohne hinreichenden Grund annehmen heißt alles Schlechte und Corrupte in Sprachdarstellungen in Schutz nehmen. — Selbst Cicero hat solche Anakoluthe nicht ganz vermieden, sagt man. Solche, erwidern wir, hat er gewiß ganz vermieden; denn was man bey ihm von Anakoluthen findet oder zu finden meint, ist entweder anderer Art als das bey Velleius angenommene, oder der überlieferte Text ist irgendwie verdorben. — Für unsere Stelle nun in Velleius, wo die Indicative interpretabatur und audebat nach allen Regeln der Kritik als echt anerkannt und folglich beybehalten werden müssen, wissen wir kein anderes Mittel der Auskunft, als die Annahme, daß die Worte „in id furoris processerat" aus einem wenigstens als wahrscheinlich darzustellenden Grunde aus ihrem ursprünglichen in einen andern Platz versetzt worden seyen. Wir glauben oder nehmen an, Velleius habe die Sätze so geordnet: „Hic vir . . exercitum Pompei . . . sibi iunxerat, inflatusque amplius XX leg. numero, inutilis alienae victoriae comes, quam . . . dicendo, totam victoriam (in id furoris processerat) ut suam interpretabatur audebatque denuntiare Caesari, etc. Ein Leser (Schreiber), welcher die parenthetische Natur des Satzes übersehend in einem Zuge zusammen las (Lepidus) totam victoriam in id furoris processerat ut suam interpretabatur etc., fand sich durch die augenfällige Unmöglichkeit einer solchen Construction veranlaßt, die Worte in id furoris processerat sammt ut an den Ort hinauf zu setzen, wo sie im Murb. Codex und nach ihm in der Urausgabe stehen, zumal sie dahin auch darum besonders gut zu passen schienen, weil sich dadurch eine (scheinbar) sehr schön fortschreitende Satzreihe ergab: Hic vir ... exercitum Pomp... sibi iunxerat, inflatusque ... numero in id furoris processerat, ut inutilis etc. In der Freude dann über die am Anfange hergestellte Ordnung bemerkte freylich der gute Mann die Unordnung nicht, welche er durch seine Wortversetzung in's Ende der Reihe gebracht hatte.

In Cap. 90 wird von der völligen Bezwingung der Hispanischen Völkerschaften gehandelt. Dabey bedient sich Vell. von Anfang an der pluralischen Bezeichnung des Landes Hispaniae, dann „in quas provincias;" endlich in vier Sätzen hintereinander „illae provinciae . . . consumpserunt; illae . . . exercuerunt; illae . . . concusserunt; in illis . . . senatus . . . rescidit;" im fünften Satze dagegen tritt auf einmal der Singular ein: „illa tot consularis, tot praetorios absumpsit duces, patrumque aetate in tantum Sertorium armis extulit, ut per quinquennium etc. Natürlich haben daran schon einer und der andere Gelehrte Anstoß gefunden und zu ändern versucht z. B. Cludius, welcher illae . . . absumpserunt etc. vorschlug. Hr. Kritz äußert sich dagegen in folgender Art: Sed quamquam transitus ex plurali in singularem valde offendit, praesertim in anaphora, tamen res talis est, ut nulla corruptelae suspicio oriri possit. Velleius sey, meint er, incuria quadam bey dem fünften der angezeigten Sätze in eine andere Denk- und damit in eine andere Ausdrucksweise verfallen; ja die Schlußperiode „Has igitur provincias etc.," in welcher er durch igitur das plurale provinciae wieder aufnehme, zeige offenbar, daß der Singular nicht durch einen Abschreiber in den Text gekommen, sondern durch Velleius eigenes Versehen, das er, hintennach bemerkt, durch jene Wiederaufnahme des Plurals doch einigermaßen gut zu machen gesucht habe. — Alles schief und entstellt und falsch.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Februar.

Nro. 31. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

M. Velleï Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus ed. Fritz.

(Fortsetzung.)

Nicht bloß anstößig ist der Uebergang aus dem Plural. in den Singularis, sondern in einer Satzreihe, wie die in Frage stehende ist, ganz unerträglich. — Kein Neulateiner würde sich ein solches Sprachvergehen erlauben; wie hätte ein Römer aus Augustus und Tiberius Zeit, wenn er als Schriftsteller auftreten wollte, sich solche Verstöße erlauben können? Daß Velleius bey Abfassung seines Geschichtwerkes so sorg- und gedankenlos verfahren sey und auf eine tadellose Form desselben so gar kein Gewicht gelegt habe, ist an sich unglaublich und jedenfalls von Hrn. Sauppe und Kr., wie wir oben angedeutet haben, keineswegs bewiesen. Der Satz „has igitur provincias etc." nimmt allerdings die am Ende des §. 1. abgebrochene Erzählung von der durch Augustus und Agrippa vollendeten Befriedigung Hispaniens, nach der (durch Paragraphe 2. und 3. fortgehenden) Einschaltung dessen, was früher im Laufe von zwey Jahrhunderten die Römer in jenen Ländern gethan und erlitten hatten, im Anfange des §. 4. wieder auf, aber so, daß er nicht nur nichts von einem Selbstbekenntnisse des Schriftstellers oder von Zurücknahme eines begangenen Fehlers enthält, sondern vielmehr gerade durch has provincias offenbar zeigt, daß der Schriftsteller in der ganzen Stelle, nicht von einer Hispania, sondern von mehrern provinciis Hispania's gesprochen hat. — Wie kann man da sagen: res talis est, ut nulla corruptelae suspicio oriri possit? Aber wie erst, wenn man über das Wort hinaus auch auf die Sache ein wenig Bedacht nimmt? Die Sätze der Ed. princ., welche Hr. Kr. vertheidigt, sagen aus: illa (Hispania) tot . . . absumpsit duces. patrumque aetate in tantum Sertorium armis extulit, ut per quinquennium diiudicari non potuerit, Hispanis Romanisne in armis plus esset roboris, et uter populus alteri pariturus foret. Also — „Hispania erhob durch Waffen den Sertorius zu einer solchen Höhe (Größe . . .), daß —" Ist denn dieß auch wahr? War nicht vielmehr gerad umgekehrt Sertorius der Mann, welcher die Hispanier durch Waffen hoch erhob und den Römern furchtbar machte? Ferner, wenn gesagt ist: „Hispania erhob den Sertorius zu solcher Größe," so sollte der darauf folgende Satz, welcher das Maß der Größe des Sertorius bestimmen soll, doch eben von Sertorius etwas aussagen, worin sich jene Größe und ihr Maß gezeigt habe; in dem vulgaten Texte bey Vell. folgt aber nichts von Sertorius Größe, sondern — ein offenbares ἄτοπον: („Hispania erhob den Sertorius dergestalt), daß geraume Zeit hindurch nicht zu entscheiden war, ob Hispanier oder Römer mehr Stärke in den Waffen hätten, und welches der beiden Völker dem andern gehorchen würde." Kann so Velleius geschrieben haben? Gewiß nicht, wenn er bloß gesunden Menschenverstand besaß und von der Geschichte seiner Roma auf etwa 100 Jahre

zurück so viel Kenntniß hatte, als wir, die wir um 19 Jahrhunderte von jener Zeit abstehen. — Aus dem Gesagten geht, um kurz zu seyn, mit Evidenz hervor, daß Vell. geschrieben haben muß: illas (provincias) . . . patrum aetate in tantum Sertorius armis extulit, ut per quinquennium diiudicari non potuerit, Hispanis Romanisne etc.; die noch übrigen Worte „tot consularis, tot praetorios absumpsit (Sertorius) duces“ sind eine zwischen illas und patrum eingeschobene Parenthese, in welcher Vell. andeutet, wie und wodurch Sertorius die Hispanier so hoch gehoben habe. — Die Verkennung dieser Parenthese hat den Schreiber des Murb. Cod. (oder schon einen seiner Vorgänger im Abschreiben) veranlaßt, sein Original, in der guten Meinung, es zu verbessern, so zu verderben, wie wir es nun haben. Las Einer nämlich zusammen: „illas tot consulares . . . absumpsit duces,“ so fiel er ganz natürlich auf den Gedanken, den vermeintlichen Fehler dadurch zu heben, daß er dafür illa tot consulares . . . absumpsit duces“ setzte; und, war einmal dieß auf dem Papiere, so folgte das Uebrige „patrumque aetate in tant. Sertorium arm. extulit“ so nothwendig, daß man sich über sein Daseyn gar nicht wundern darf.

II. 98, 3. steht in der Urkunde: „de quo viro (L. Pisone) hoc omnibus sentiendum ac praedicandum est, esse mores eius vigore ac lenitate mixtissimos, et vix quemquam etc.“ Dazu Hr. Kritz: Heinsius insolito hoc superlativo offensus coniecit mixtis iustissimos; dann die Anmerk. Orelli's: „Ruhnkenius temperatissimos. Verum nihil in caussa est, cur dubitemus, quin Velleius ad ἀναλογίαν vocis temperatissimus, etsi minus usitate, illum superlativum formarit.“ Also der Superlativ mixtissimus hat weiter nichts Anstößiges, als daß er „insolitus“ ist; und, als nach Analogie des temperatissimus, wenn gleich etwas ungebräuchlicher Weise, gebildet kann man ihn wohl für Velleianisch anerkennen? Unserer Meinung nach ist mixtissimus, wenn mixtus etwas bedeutet, was aus Verbindung, Verschmelzung von zwey oder mehreren Bestandtheilen als ein drittes hervorgeht, nicht bloß ungewöhnlich, sondern unmöglich. Oder kann man z. B. ein aus Wein und Wasser gemischtes Getränk irgendwie ein magis mixtum oder ein mixtissimum nennen? Nein; sondern sagen kann man davon nur, daß es entweder mehr Wein als Wasser, oder mehr Wasser als Wein, oder sehr viel Wein mit wenig Wasser oder umgekehrt enthalte, aber weder in jenem noch in diesem Falle es ein gemischteres (magis mixtum) oder ein gemischtestes (mixtissimum) nennen. Die Rede von der Analogie des mixtissimus mit temperatissimus fällt demnach von selbst in nichts zusammen. Doctus, instructus, temperatus und hundert andere Participia können freylich, als Adjective behandelt, im Comparativ und im Superlativ erscheinen, weil sie Eigenschaften bezeichnen, die sich an oder in einem Gegenstande in höherm und höchstem Maße befinden können; was nach Obigem von mixtus auf keine Weise gesagt werden kann. Somit ist auch diese Stelle in Velleius wieder, als eine gewiß verdorbene, nicht auf Kosten des Schriftstellers und seiner Ehre fest zu halten, sondern zu emendiren. Emendirt aber wird sie ganz einfach und gut, wenn man schreibt: „de quo viro hoc ... praedicandum est, esse mores eius, vigore ac lenitate mixtos, mitissimos etc.

II. 110, 1. „Rumpit, interdum moratur proposita hominum fortuna.“ Dazu annotirt Hr. Kr. mit Ruhnk. Worten: „Heinsius coniecit rumpit interdum, interdum moratur etc. Perperam. Sueton. Aug. c. 77. Festos et solemnes dies profusissime nonnunquam ioculariter tantum celebrabat. Tacit. hist. III, 83. Utque in ludicro certamine, hos, rursus illos clamore et plausu fovebat etc.“ d. h. Hr. Kr. führt das Richtige (Heinsius Conjectur) selbst an, verwirft es aber aus nichtigem Grunde. Daß von den Partikeln interdum — interdum, modo — modo, modo — rursus u. s. w. in gewissen Fällen die eine wegbleiben könne, ist nicht zu läugnen.

Aber die Fälle sind wohl zu unterscheiden. Z. B. in der angeführten Stelle aus Sueton.

ist nichts weggelassen, der Schriftsteller konnte nonnunquam nur einmal setzen, wenn er den Sinn der Stelle nicht ändern wollte; Augustus feyerte festliche Tage (nicht bloß nonnunquam, sondern) allemal profusissime, dieß jedoch mitunter auf eine nur scherzhafte Weise; diese Stelle muß somit ganz aus dem Spiele bleiben. Die andere Stelle (aus Tacitus) unterscheidet sich von der Velleianischen darin, daß sie ein Subject und ein Prädicat enthält und nur verschiedene Objecte, auf welche die Thätigkeit des Subjectes allemal, doch abwechselnd wirkt, manchmal auf das eine, manchmal auf das andere; indeß in der Stelle des Velleius zwar ein Subject gegeben ist, aber verschiedene Prädicate, von denen keines allemal eintritt, sondern nur manchmal das eine, manchmal das anderee Die Ausdrucksweise in dem Beyspiel aus Tacitus (und in allen ihm gleichen) ließe sich allenfalls auch so erklären. Der Schriftsteller spricht zuerst etwas unbeschränkt aus, trägt aber dann, gleichsam sich corrigirend, die nöthige Einschränkung bey einem zweyten Gliede nach: „Populus . . . hos, rursus illos . . . fovebat;“ d. h. „das zuschauende Volk ermunterte die Einen (z. B. die Vitellianer), doch nicht immer nur sie, sondern hinwiederum auch die Andern (die Flavianer) durch Zuruf und Klatschen.“ Also unsere Stelle in Velleius ist uns verstümmelt überliefert; sie muß mit Heinsius durch Verdoppelung des interdum geheilt werden.

II. 114, 4 und 5. „Batonem . . et Pinnetem, excelsissimos duces, captum alterum a se deditum iustis voluminibus ordine narrabimus, ut spero. Autumni victor in hiberna reducitur exercitus etc.“ So die Urausgabe nach Cod. Murb. — Hr. Kr. setzt, mit Vorzug vor mancherley andern Vorschlägen, die von Ruhnk. nach dem Editor. Basil. geäußerte, die Wahrheit, wie er sagt, ganz treffende Vermuthung in den Text: „captum alterum, alterum deditum;“ im letzten Theile der angeführten Stelle aber mit Ed. Basil.: „Autumno victor etc.“ Wir glauben die Stelle so corrigiren zu müssen: Batonem et Pinnetem . . ., captum alterum, alterum se dedentem (wie unmittelbar vorher „iuventutem . . . prosternentem se . . genibus imperatoris“) iustis voluminibus ordine narrabimus. Sero autumni victor exercitus etc.“ Das zweyte alterum war in einer Handschrift durch a. bloß angedeutet; dieß verkannt und zusammen gelesen a se dedentem führte zu der vermeintlichen Correction a se deditum. Wie leicht man im letzten Theile der Stelle das nachhinkende ut spero (statt dessen man hinter narrabimus auch ut speramus zu erwarten berechtigt ist) entbehren könne, leuchtet ein; durch unser dafür gesetztes Sero wird das überlieferte autumni erhalten. Es ist, um dieß einmal ausdrücklich zu bemerken, nicht gar selten der Fall, daß der Murb. Codex schon Lesarten darbietet, welche durch absichtlich gemachte Correctionen, sey es zuerst in ihn, sey es schon in sein Original gekommen seyn müssen.

II. 117. 1. „Tantum quod ultimam imposuerat Pannonico ac Delmatico bello Caesar manum, cum . . . funestae ex Germania epistulae caesi Vari trucidatarumque legionum trium totidemque alarum et sex cohortium, velut in hoc saltem tantummodo indulgente nobis fortuna, ne occupato ducem et causa persona moram exigit. Varus etc.“ Hr. Kr. schreibt im Texte: „Tantum quod . . . . . et sex cohortium, ***; velut in hoc . . . . fortuna, ne occupato duce **** et causa et persona moram exigit.“ Wozu soll eine solche Behandlung eines verdorbenen Textes dienen? Was soll man sich in die hinter cohortium und wieder hinter duce angedeuteten Lücken hinein denken? Woher weiß Hr. Kr. daß, wenn auch wirklich im Ganzen etwas ausgefallen ist, dieß gerade an diesen Stellen geschehen sey? Wie kann er in dem durchaus verdorben vorliegenden Texte das einzelne Wort ducem in duce verändern, da er nicht wissen kann, ob occupato u. s. w. unversehrt erhalten sey oder nicht, und da, wenn dieß ist, zu occupato eben so wohl duci als duce passen würde? Was berechtigt ihn, bey der völligen Ungewißheit, ob *et causa* unverdorbene Worte seyen, mit Einfügung eines zweyten et zu schreiben: et causa et persona u. s. w.? Eine solche Halb-

thuerey können wir durchaus nicht billigen; entweder etwas ganzes oder gar nichts! — Wir unsers Theils wagen daher den Versuch die ganze Stelle, ohne Annahme irgend einer Lücke, bloß durch Aenderung etlicher Buchstaben und Wörtchen des überlieferten Textes in Ordnung zu bringen, indem wir vorschlagen zu schreiben: Tantum quod ultimam imposuerat Pannonico ... bello Caesar manum, cum .... funestae ex Germania epistulae caesi Vari trucidatarumque legionum trium totidemque alarum et sex cohortium nuntium, hoc saltem tanto in malo indulgente nobis fortuna, non occupato duci indicant. Sed persona moram exigit. Varus Quintilius etc. Alle weitern Erläuterungen über Wort und Sinn dieses unsers Vorschlags müssen wir übrigens der Kürze wegen vor der Hand unterlassen.

In demselben Cap. §. 3. lesen wir in der Edit. princ.: „Is cum exercitui, qui erat in Germania, praeesset, concepit esse homines, qui nihil praeter vocem membraque haberent hominum, quique gladiis domari non poterant, posse iure mulceri.“ Diesen Text behält Hr. Kr. unverändert bey und behauptet, concepit esse homines, qui etc. sey so viel als, concepit Germanos esse homines, qui etc., da Germanos aus dem vorausgehenden Germania per synesin zu entnehmen sey. — Dieß glaube wer will; nach unserer Meinung müßte, wenn die Worte den geforderten Sinn sollten haben können, gesagt seyn: concepit eos (sc. Germanos) esse homines, qui etc.; ohne eos (oder ein gleichgeltendes Wort) würde der Satz: concepit, esse homines etc. nur den Sinn haben können: Varus bildete sich ein, es seyen Menschen (in der Welt), es gebe Menschen, welche u. s. w. Davon abgesehen: wie konnte Varus sich einbilden, daß die Germanen, wenn er sie als Menschen kannte und betrachtete, welche außer Menschenlaut und Menschenleib nichts Menschliches hätten, (sondern nahezu Bestien wären,) durch Recht und Gerechtigkeitspflege könnten bezwungen werden? — Also die Stelle in Velleius, von welcher wir handeln, ist offenbar so, wie sie urkundlich vorliegt, nicht als Velleianisch zu behaupten, sondern als verdorben anzunehmen. Hergestellt kann sie unsers Bedünkens durch folgende Aenderungen werden. „(Varus) concepit, a se homines, qui nihil praeter vocem membraque habent hominum, quique gladiis domari non poterant, posse iure mulceri.“ Kurz gefaßt konnte Vell. sagen: Varus concepit, a se Germanos posse iure mulceri; statt des Namens Germanos setzte er aber (natürlich bey seiner Absicht, das Unternehmen des Varus als thöricht darzustellen,) die umschreibende Bezeichnung derselben als eines nach seiner (des Schriftstellers) Ansicht noch fast thierischen und selbst durch Waffen nicht zu bändigenden Volkes, „homines, qui nihil ... habent hominum, quique ... domari non poterant.“ „Varus bildete sich ein, die Menschen, welche, Sprache und Körperbau abgerechnet, keine Menschen sind, und welche zeither durch's Schwert nicht gebändigt werden konnten, würden von ihm durch Recht und Rechtspflege besänftiget werden können.“

Hiemit genug auch über die von Hrn. Kritz eingehaltene Behandlung des Textes. — Ihrem Aeußern nach verdient die neue Ausgabe alles Lob. Nur hätten manche Druckfehler im Texte vermieden werden können und sollen. Abgesehen von fehlenden oder unrichtig gesetzten Paragraph-Numern am Rande (pag. 67. 69. 97. 120. 225. 320. 535) bemerken wir:

Pag. 30 lin. 4 ist con- zu deliren;
„ 58 — 2 - intellegi zu lesen st. intelligi;
„ 64 — 7 - patitur zu lesen st. paritur;
„ 126 — 6 - fudissent fugassentque zu lesen st. fudissentque;
„ 135 — 2 - Fonteiumque zu lesen st. Fontemiumque;

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Februar.

Nro. 32. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Missionary Labours and Scenes in Southern Africa by Robert Moffat. With engravings by R. Baxter. London 1842.

Neben den vielen Beschreibungen von Reisen in das südliche Afrika, welche in neuerer Zeit bekannt geworden sind, tritt das hier genannte Werk mit so eigenthümlichen Vorzügen auf, daß es einer ganz besondern Beachtung der Freunde der Natur- wie der Völkerkunde empfohlen werden darf. Der Verfasser desselben lebte während der 23 Jahre seines Aufenthaltes im südlichen Afrika nicht etwa zunächst in Capstadt oder in ähnlichen städtischen Gemeinschaften der dort ansäßigen Europäer, sondern fast fortwährend in der wilden Natur des Landes und in der Mitte seiner eingebornen Völkerstämme, deren treuer Genosse in Freud und Leid, in Gefahren wie im Genuß der Ruhe er geworden war. Wie das Ohr an das oft wiederkehrende Gebrüll des Löwen, so gewöhnt sich der Muth des Mannes an den in solchem Lande unvermeidlichen Kampf mit den furchtbaren Mächten der äußeren Natur und mit der verheerenden Raubsucht des verwilderten Volkes; allmählig baut er sich in seiner Brust eine feste Burg des Vertrauens, des innren Sicherseyns auf, in welcher er, mitten in der grauenvollen Wüste des Fremdlingslandes, eines Friedens und einer Stille genießt, nach denen Jeder, der sie nur einmal empfand, wenn er wieder zurückgekehrt war in das Getümmel unsrer Städte und in das unersättliche Treiben der europäischen Zerrissenheit, ein beständiges Heimweh behält. Unsern Schottländer Moffat wenigstens wandelte dieses Heimweh, als er sein europäisches Vaterland vor einiger Zeit besuchte, in so hohem Grade an, daß er, wie uns dieß die Vorrede zu dem eben genannten Werk berichtet, keinen angelegentlicheren Wunsch fühlte, als den nach der Rückkehr auf seinen Posten in der Nachbarschaft der Löwen, am Tummelplatze der Wirbelwinde, in die Mitte seiner ihn kindlich liebenden Hottentoten und Kaffern, unter denen er von nun an den Rest seiner Jahre verleben, bey denen er sterben will.

Wir geben im Nachstehenden nur einige Hauptzüge aus Moffats reichem Werke.

Der Eingang desselben ist einer nähern Betrachtung der einzelnen Völkerstämme gewidmet, welche die Europäer, seitdem sie auf der Südspitze von Afrika sich niederließen, als die Eingebornen des Landes kennen lernten. Die Hottentoten, zu deren Stamme die Corannas, Namaquas und Buschmänner gehören, bewohnten schon damals und bewohnen noch fortwährend das südlichste Ende des Welttheiles von der Pequena-Bay im Westen bis zum großen Fischfluß im Osten. Sie zeigen sich von ihren Gränznachbarn, den Kaffern, Bechuanas und Damaras so verschieden, daß man nicht umhin kann, ihren Ursprung aus einem ganz andern Völkerstamme herzuleiten, als jener ihrer Nachbarn war. Die Bildung ihres Schädels wie ihrer Gesichtsknochen, die Gestalt und Hautfarbe ihres Leibes nähern sich mehr den mongolischen als den äthiopischen Völkerformen und Hr. Moffat fand, seitdem er Gelegenheit gehabt, mehrmalen Männer, Frauen und Kinder der Chinesen zu sehen, eben so wie

schon vor ihm Barrow eine so auffallende Aehnlichkeit zwischen diesem ostasiatischen Volk und den Hottentoten, daß er ohne das Merkmal der Kleidung und andern unwesentlichen Abzeichen beyde mit einander verwechselt haben würde. Dennoch hält er an der Voraussetzung fest, daß die Urväter der Hottentoten vormals in den nördlichern Gegenden des Welttheiles ihren Wohnsitz hatten, aus welchen sie einst im Verlauf der Jahrtausende allmählig nach dem Südende desselben durch die stärkeren Völker herabgedrängt wurden. Eine Bestätigung dieser Annahme soll unter andrem darinnen liegen, daß zuweilen auf den Sklavenmarkt von Cairo, tief aus dem Innern von Afrika, Sklaven von einer hellern Hautfarbe gebracht werden, deren Sprache mit jener der Hottentoten verwandt scheint. Diese möchten von jenen Resten ihres Urstammes herrühren, welche bey der Wanderung der Hottentoten gen Süden hin und wieder in den wechselnden Wohnsitzen zurückblieben.

Während die Hottentoten im engeren Sinne auch an Sitten wie an Sprache sich gleichen, läßt sich dagegen bey den Buschmännern die gleichartige Abstammung nur an der Aehnlichkeit der leiblichen Gestalt wie aus einigen andren Zügen der äußren Verwandtschaft errathen. Mit Leichtigkeit widerlegt übrigens Moffat die seltsame Meinung, nach welcher die Buschmänner Stammväter der andren, geistig höher stehenden Stämme, und eine treue Abspiegelung des Urzustandes derselben seyn sollten, vielmehr zeigt er, daß sich hier wie in andern Ländern, denen die äußere Ordnung und Verfassung der Staaten abgehet, ein Auswurf des Volkes gebildet habe, dem das müßig herumstreifende Leben besser zusagte, als die Arbeit und ruhige Ordnung des geselligen Verkehres. Ein ganz ähnliches Verhältniß als zwischen den Hottentoten und Buschmännern beobachtete Moffat bey seinem mehr als zwanzigjährigen Aufenthalte unter den Bechuanen zwischen diesen und den Balalas, welche letztere nichts anderes sind als ein armes Pöbelvolk dieses Stammes, welches ohne eignen Besitz und ohne Lust am festen Wohnsitz überall herumzieht. Auch diese Balalas sind der Arbeit so abgeneigt, daß sie in der Zeit, wenn die Früchte des Landes reifen und die Ernte sich nahet, in die abgelegensten Wüsten entfliehen und dort Hunger und Kummer erdulden, nur damit sie nicht von den Bechuanen genöthigt werden möchten, ihnen bey dem Geschäft der Ernte an die Hand zu gehen.

Was die Buschmänner betrifft, so ist namentlich ihre ganz verarmte Sprache nicht nur von jener der Hottentoten mit Ausnahme der ihnen beyden eigenthümlichen Klapplaute der Zunge sehr verschieden, sondern sie zerfällt auch in sich selber in sehr mannigfache Abarten. Der Grund ist hier derselbe, aus welchem auch die wortarme Sprache der Balalas so weit von der Sechuanasprache, welche die des Landes ist, sich entfernt hat, daß man ohne Dolmetscher sie nicht verstehen kann. Nur im geselligen Verkehr bildet und erhält sich die Sprache; wenn jene verwilderten Herumstreifer oft auf Wochen lang ihre Höhlenwohnungen oder bedeckten Erdlöcher verlassen, dann bleiben unterdeß ihre Kinder etwa unter der Aufsicht etlicher von Alter oder körperlichem Unvermögen gelähmter Personen allein zurück und die Kleinen, von denen manche noch kaum stammeln, andere nur unvollkommen zu reden vermögen, bilden sich dann unter einander eine Sprache, welche in die spätern Jahre mit hinüber genommen wird. Besser gesagt: mit dem Kreis der Gedanken und Erkenntnisse des täglichen Lebens verengert sich und verarmet auch zugleich jener der Sprache, der wortkarge, scheue Jäger hält sich zuletzt nur noch an einige Naturlaute, welche die Gegenstände seiner dringendsten Bedürfnisse bezeichnen. Daß in den Buschmännern die geistige Bildungsfähigkeit in demselben Maaß vorhanden sey, als in andern Völkern der Erde, dieses bezeugt das Beyspiel derjenigen unter ihnen, welche seit ihrer Bekehrung zum Christenthum an den allgemeinen Vorzügen der europäischen Bildung so wie der gesellschaftlichen Ordnung Theil genommen haben.

Mehr als mit den Stämmen der Hottentoten hatte unser Reisender mit jenen nachbarlichen Völkerschaften zu thun, welche sich mehr an die Hauptmasse der Bevölkerung des innern Afrikas anschließen und deren kriegerische Schwärme noch immerfort von Norden und Osten her sich gegen die Wohnplätze der Hottentoten herandrängen. Unter diesen

bilden namentlich die Kaffern, die Basutos und mehrere andre ihnen verwandte Völkerschaften nur einzelne Zweige des Bechuanastammes, während die an der Westseite gegen das atlantische Meer hin, im N. von den Namaquas wohnenden Damaras mit den Negern von Congo verwandt erscheinen.

Es war im Jahre 1817, als Hr. Moffat seine erste Missionsreise von Capstadt aus zunächst zu den Stämmen der Namaquas antrat. Sein Unternehmen erschien damals keineswegs als ein leichtes. Noch kurz vorher hatte ein Häuptling jener Stämme, welcher unter dem Namen Christian Afrikaner sehr bekannt geworden ist, aufgereizt durch die barbarische Härte der Colonisten die Waffen gegen diese, so wie gegen seine eigenen Stammverwandten ergriffen und nach allen Seiten durch Feuer und Schwert Schrecken und Vernichtung verbreitet. Als unser Reisender sich den Gränzen der Colonie gegen das Gebiet jenes furchtbaren Kriegers hin näherte, da betrachteten alle Colonisten seinen Weg als einen tollkühnen Gang zum sichern Tode. „Der unmenschliche Feind, so sagte der eine, wird Sie fest binden und Sie zur Zielscheibe für die Pfeile seiner Knaben machen.“ — „Er wird, so sprach ein Andrer, Ihnen die Haut abziehen lassen und mit dieser eine jener Trommeln überspannen, nach deren Tönen die Barbaren tanzen.“ — „Ihren Schädel, so sprach ein Dritter, wird er nehmen, um aus ihm bey seinen Festgelagen zu trinken.“ — Eine gute, mütterlich gesinnte Dame konnte, da sie den jungen Reisenden auf seinem Entschlusse beharren sahe, ihre Thränen nicht zurückhalten. „Wären sie, so sprach sie beym Abschied, schon ein bejahrter Mann, welchem ohnehin das Ende des Lebens auf einem oder dem andern Wege nahe stünde, dann hätte es weniger zu sagen, so aber ist Ihre Jugend noch zur Hoffnung eines langen Lebens berechtigt und Sie wollen gehen, um eine Beute jenes Ungeheuers zu werden?“

Das Vertrauen des unbewaffneten Wanderers im Fremdlingslande wurde nicht zu Schanden. Der furchtbare „Afrikaner,“ obgleich nur Wenige der Lauterkeit dieser Aeußerungen Glauben schenkten, hatte neuerdings, seitdem der gegen die Eingebornen so väterlich gesinnte Campbell ihn freundlich und eindringend dazu ermahnen lassen, friedliche Gesinnungen ausgesprochen und hielt von nun an diese Zusage, so daß Moffat einen seiner wißbegierigsten und gelehrigsten Schüler an ihm fand. Es konnten aber auch nur wenig Andre so geeignet seyn, nach allen Seiten hin Lehrer und Vorbilder eines verwilderten Volkes zu werden, als unser Schottländer. Aus dem Genuß aller europäischen Bequemlichkeiten gewöhnte sich derselbe bald in seiner Zeltenhütte, welche mehr einem durchbrochenen Netze als einem festen Obdache glich, an das Ertragen der Hitze, des Frostes und der bey Regenwetter herein dringenden Nässe; er begnügte sich mit der Kost der Namaquas, ward unter ihnen und mit ihnen Jäger, Handwerker, Arzt und Landbauer. Hierbey kam ihm die Gewandtheit und Geschicklichkeit seiner Hände sehr zu statten. Als die Horde des Afrikaners, wegen des Wassermangels am bisherigen Wohnplatz eine bessere Gegend zu ihrer Niederlassung aufsuchen wollte, war Vieles daran gelegen, daß der einzige Wagen, den sie bey sich hatten, jener des Hrn. Moffat, wieder in Stand gesetzt würde. Es fehlte vor Allem an dem Eisenwerk; Eisen mußte im Feuer erweicht und geschmiedet werden. Da erfand sich Moffat einen einfachen Blasebalg aus Ziegenbocksfell; ein Granitblock vertrat die Stelle des Ambos; was er noch nie versucht hatte, das gelang ihm, er verrichtete mit bestem Erfolg, zum großen Jubel seiner Namaquas die Geschäfte des Wagners und Schmiedes, und eben so gelang es ihm auch, mehrere schadhafte Schießgewehre wieder in guten Stand zu setzen. Wir entnehmen aus dem Bericht über jene Untersuchungsreise einige zu unsrem Zwecke dienliche Züge.

Die Gegend im Norden vom großen Orangefluß, gegen die südliche Sahara oder Kärru-Wüste hin ist großentheils sandig und unfruchtbar, mit Blöcken der Granitfelsen bestreut, reich an Eisensteinen, mit Spuren von Kupfererzen. Hin und wieder findet sich gediegenes Eisen, auf dessen meteorischen Ursprung selbst die Aussagen der Eingebornen schließen lassen. Zebras, Quaggas, Giraffen und Gazellen durchstreifen die Ebene, nur selten zeigt sich das Rhinozeros. Aus Mangel an andern

Lebensmitteln sahen sich die Reisenden nur auf den Ertrag ihrer Jagd angewiesen; das Fleisch, vor Allem der Zebras und der Giraffen war ihre gewöhnliche Speise. Wenn die besten Stücke verspeist waren, dann mußten die übrigen, an der Sonne gedörrten Theile, so hart als Sohlenleder, zuerst in heißer Asche und zwischen heißen Steinen gebraten, dann mit Steinen zerklopft werden, und auch so noch kosteten sie den Zähnen der hungernden Wanderer eine so harte Arbeit, daß nach beendigter Mahlzeit die Kinnladen schmerzten, der Mund zum Sprechen fast unfähig war. Das sparsame Getränk hiezu war ein trübes, sumpfiges Wasser. Wie groß mußte deßhalb die Freude Aller seyn, da sie einmal vor sich eine üppig grünende Fläche sahen. Doch jenes anlockende Grün bot weder für Menschen noch für Vieh etwas Genießbares dar; es war ein Euphorbiengesträuch voll giftiger Säfte, die sich selbst dem Honig der Bienen mitgetheilt hatten, der aus den Felsenritzen reichlich hervordrang und nach dessen Genuß die Reisenden die heftigst brennenden Schmerzen im Halse und ein mehrere Tage anhaltendes Kopfweh empfanden, obgleich sie zu ihrem Glück noch zeitig genug von einem Eingebornen, der sie beym Essen des Gifthonigs fand, vor diesem gewarnt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

M. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus ed. Kritz.

(Schluß.)

Pag. 147 lin. 5 ist maximam zu lesen st. maximam;
„ 159 — 5 - arenaque zu lesen st. harenaque;
„ 163 — 4 - Mithridaten zu lesen statt Mithridatem;
„ 214 — 3 - Lasthene zu lesen st. Lathene;
„ 224 — 1 - nium (i. e. Asinium) zu lesen st. num (i. e. Asinum);
„ 249 — 4 - nocte aut die zu lesen st. die aut nocte;
Pag. 255 lin. 4 - civiles zu lesen st. civilis;
„ 256 — 3 - consule zu lesen st. sonsule;
„ 302 — 8 - abolendum zu lesen st. absolendum;
„ 346 — 2 - exercitus zu lesen st. exercitu;
„ 428 — 1 - Quintiusque zu lesen statt Quintusque;
„ 451 — 1 - gedruckt Hercyniae,
„ 457 — 3 - gedruckt Herciniae; soll beyde Male entweder Hercyn. oder Hercin. heißen;
„ 464 — 4 - Romae zu lesen st. Romanae;
„ 476 — 10 - pravitate zu lesen st. private;
„ 479 — 5 - fecit (praefecit) zu lesen st. fecis (praefecis);
„ 493 — 4 - totidem zu lesen statt totidem;
„ 523 — 5 - prae zu tilgen.

Zum Schlusse erlauben wir uns, mit Zuversicht die Hoffnung zu äußern, Hr. Kritz, welcher seine Vorrede mit den Worten Wyttenbach's geschlossen hat: „Iis, qui, si qua lapsi fuerimus, nos admonuerint, gratiam habebimus. Neque enim alium uberiorem ex hoc toto litterarum studio fructum capere nos posse iudicamus, quam ut erroribus quotidie et praeiudicatis opinionibus liberemur," werde es uns nicht verargen, daß wir so manche Schattenseite seiner Arbeit an's Licht zu kehren unternommen haben: er kann und soll überzeugt seyn, daß wir ohne alle persönliche Rücksicht nur die Sache im Auge gehabt und lediglich unserm Schriftsteller nach bestem Wissen und Können zu dienen gewünscht und gestrebt haben. Sind wir selbst bey unserm Eifer vielleicht in Fehler gefallen, so werden auch wir nach Wyttenbach's Worte mit freudigem Danke jede Belehrung, woher sie auch komme, entgegen nehmen.

J. Fr.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Februar.

Nro. 33. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Missionary Labours and Scenes in Southern Africa by Robert Moffat.

(Fortsetzung.)

„Des Löwen Ritt“ auf der Giraffe, deren Rücken er durch einen Sprung erreicht und dann, mit den Klauen an den Schultern seiner Beute sich fest haltend ihren Nacken zerfleischt, bis das schnelle Thier erliegt, wurde unserm Reisenden nicht nur von den Eingebornen beschrieben, sondern an mehreren Giraffen, welche man unterwegs geschossen, zeigten sich in der Gegend der Schulterblätter und des Nackens die Narben jener Wunden, welche ein aufspringender Löwe ihnen früher einmal beygebracht hatte. Denn nicht selten gelingt es der starken Giraffe, ihren Feind von sich abzuschütteln. Ueberhaupt fand Hr. Moffat schon auf dieser Reise Gelegenheit, aus eigener Erfahrung, so wie aus den Erzählungen seiner ihm treu ergebenen, wahrheitsliebenden Begleiter mit dem südafrikanischen Löwen bekannt zu werden, über welchen er bey dieser Gelegenheit mehrere interessante Notizen mittheilt. So erwähnt er es als eine bekannte Sache, daß, wenn ein alter Löwe mit seinen Jungen oder wenn überhaupt mehrere Löwen gemeinsam auf die Jagd gehen, der älteste (stärkste) von ihnen die lebende Beute zu erhaschen sucht, und wenn dieß gelang, sie tödtet, während die andren sich ruhig am Boden schmiegen. Der Sieger ruhet hierauf bey dem getödten Thiere, vielleicht eine Viertelstunde lang aus, während die andren in ehrfurchtsvoller Entfernung sich um ihn her lagern. Endlich erhebt sich der alte Löwe und hält seine erste Mahlzeit mit den weichsten Theilen des getödteten Thieres, ruht dann noch einmal aus und genießt die zweyte Mahlzeit, nach deren Vollendung er sich hinwegbegiebt. Erst jetzt fallen die andren, jüngeren Löwen, die bis dahin sich vollkommen ruhig verhielten, über den Rest der Beute her, welcher dann gar bald vollends verzehrt ist.

Oefters sieht man Löwen, wie zu ihrer Uebung Sprünge machen und nicht eher ablassen, bis ihnen ein Sprung nach dem vorgesetzten Ziel, auch wenn dieses ein Baumstrunk seyn sollte, gelang. Am meisten thun dieses jene furchtbaren Thiere dann, wenn ihnen, weil der Sprung zu kurz war, eine Beute entwischt ist, wie man auch an unsern Füchsen in solchen Fällen etwas Aehnliches beobachtet hat. Ein Freund unsres Reisenden beobachtete einst einen alten Löwen, der zuerst allein den Sprung auf eine Felsenklippe, von welcher aus, wenn der Ansatz gelungen wäre, es leicht war, die unter ihm hin gehenden Zebras zu erreichen, so lange wiederholte, bis er ihm gelang und dann auch dasselbe in Gegenwart noch zweyer andrer Löwen that, welche sich bey ihm einfanden, obgleich die Beute, welche schon der erste Sprung verfehlt hatte, längst außer dem Bereich der Räuber war. Nach der Meynung der kindlich phantasiereichen Eingebornen reden bey solchen Gelegenheiten diese Thiere eine Sprache der brüllenden Töne unter einander, welche zwar ihnen selber, nicht aber dem Menschen verständlich ist.

Wenn der Gegenstand, welcher die Raubgier des Löwen reizte, ein ruhender, unbeweglich still sitzender ist, dann pflegt auch öfters der Löwe, so

wie manche andere Raubthiere sich zögernd vor demselben anzustellen, während er bey der ersten Bewegung, welche seine Beute zum Entfliehen macht, sie im schnellen Sprunge erhascht. Dieser Eigenthümlichkeit des furchtbaren Thieres und hierbey zugleich jener unverkennbaren Gewalt, welche der feste Blick des Menschenauges über viele Thiere ausübt, verdankte ein Mann seine Rettung aus großer Lebensgefahr. Dieser Mann, der zu den Leuten des H. Schmelen in Bethany gehörte, hatte einst einen Besuch bey Freunden gemacht und wollte auf dem Heimwege noch eine Antilope schießen, um seiner Familie ein Gericht Fleisch mit nach Hause zu bringen. Er nahm deßhalb einen Umweg nach einer kleinen Quelle oder Lache hin, bey der sich gewöhnlich solche jagdbare Thiere einfinden, um ihren Durst zu stillen. Die Sonne war schon ziemlich hoch gestiegen, als er zu der Lache kam, ein Wildpret zeigte sich nicht, der Mann legt seine Flinte an einen sanft abhängigen Felsen, dessen Rückseite mit Dornengebüsch bewachsen ist, trinkt einmal aus der Lache, setzt sich dann auch in der Nähe des Felsens nieder, und ermüdet, wie er ist, schläft er über dem Rauchen einer Pfeife ein. Die glühenden Strahlen der Sonne wecken ihn bald wieder auf; das erste, was er beym Oeffnen der Augen sieht, ist ein großer Löwe, der nur wenige Fuß von ihm entfernt, wie zum Sprunge bereit vor ihm liegt und ihm unbeweglich ins Gesicht schaut. Der Mann bleibt einige Minuten starr vor Schrecken; als ihm die Besinnung wiederkehrt, will er nach seiner Flinte greifen; aber bey der ersten Bewegung dieser Art, welche er macht, erhebt der Löwe das Haupt und brüllt fürchterlich. Noch ein und das andre Mal versucht es Jener, sein Gewehr zu erlangen; da aber dieses zu weit außer seinem Bereich liegt, und der Löwe bey jeder Bewegung seiner Hand in ungeheure Wuth geräth, giebt er diese Absicht auf und starrt in angstvoller Erwartung nach dem Thiere hin. Die Nachmittagssonne macht den Felsenboden, auf welchem der Mann sitzt, so heiß, daß die Gluth den nackten Füßen unerträglich fällt, er legt sie abwechselnd einen über den andern. Der Tag geht zu Ende, nicht aber die Pein des geängsteten Menschen, denn der Löwe bleibt auch die Nacht hindurch auf dem Anstand vor seiner Beute sitzen. Erst am andern Mittag erhebt sich das Thier, um an der Lache zu trinken; der Mann will diesen Augenblick dazu benutzen, sein Gewehr aufzunehmen; kaum aber beginnt er sich zu bewegen, da kehrt der Löwe, der seine Beute nicht aus den Augen verloren hat, in rasendem Zorne zurück und würde auf den erschrockenen Menschen gesprungen seyn, wenn dieser nicht von Furcht gelähmt unbeweglich still geblieben wäre. Er verhält sich jetzt auch, um das zornige Thier nicht noch mehr zu reizen, ruhig, während der Löwe, immer nach ihm hinblickend, noch einmal zur Lache geht und dort seinen Durst stillt, dann etwas besänftigter wieder auf seinen Anstand zurückekehrt. So kommt und vergeht auch, in beständiger Todesangst, die zweyte Nacht; der Mann, wie er später oft erzählte, wußte nicht, ob er gewacht oder geschlafen habe; hätte er aber auch das letztere gethan, dann müßte es mit offnen Augen geschehen seyn, denn er sah seinen Feind immer vor sich. Am darauf folgenden Vormittag geht der Löwe abermals nach der Lache, und während er hier trinkt, vernimmt er, wie es scheint, von der andern Seite her ein Geräusch, läuft dorthin und verliert sich im Gebüsch. Jetzt hat der Mann Zeit, sein Gewehr zu erlangen, er will aufstehen, die Glieder versagen ihm den Dienst; auf allen Vieren kriecht er zum Wasser, stärkt sich durch einen Trunk und setzt sich dann noch einige Augenblicke mit gespanntem Gewehr auf den Anstand, um dem Löwen, wenn er wiederkehren sollte, die Kugel durch den Kopf zu jagen. Das Thier kommt nicht zurück; er wagt es nun, mit der Flinte auf dem Rücken weiter zu kriechen, erreicht einen Fußsteig, wo ein Wandrer dem ganz Entkräfteten zu Hülfe kommt. Das Leben des Mannes war zwar gerettet, nicht aber ohne ein großes Opfer, denn in Folge der fast zwey Tage lang erduldeten Sonnengluth waren seine Fußzehen so entzündet worden, daß man sie abnehmen mußte.

Den starken Zügen der Wildheit, an denen die südafrikanische Wüste reich ist, fügt der verwilderte Mensch noch andre, eben so starke hinzu.

Auf der nämlichen Reise, von der wir hier erzählten, fand Herr Moffat eine alte Mutter, welche von ihren eignen Kindern, weil sie zu jedem Dienst des Hauses zu schwach war, mitten in die brennend heiße Wüste ausgesetzt war, um dort zu verschmachten, oder von den wilden Thieren gefressen zu werden. Sie lag da, in Erwartung ihres Endes schon seit vier Tagen, ihr Körper glich einem nur noch mit der zusammengeschrumpften Haut bedecktem Skelet. Unser mitleidiger Reisender wollte sie auf seinen Ochsenwagen nehmen, um für sie zu sorgen; sie wies den Antrag mit Entsetzen von sich; der Anblick eines Wagens war ihr noch etwas ganz Neues; sie hielt denselben für ein wildes Thier, furchtbarer als Löwen und Hyänen sind. Man mußte erwarten, daß sie an Convulsionen stürbe, wenn man sie mit Gewalt in den Wagen bringen wollte, darum gab man ihr gedörrtes Fleisch, so wie das Lieblingsmittel, womit jenes Volk das Gefühl des Hungers betäubt und den Mund zu neuer Lebensthätigkeit aufregt: Tabak, sammt einer Pfeife; in etlichen Tagen hoffte man, auf dem Rückweg wieder hier vorbey zu kommen und dann weiter für die arme Verlassene sorgen zu können. Als die Reisenden bey ihrer Rückreise wieder an denselben Ort kamen, fanden sie keine Spur mehr, weder von der Alten noch von den Gaben, die man bey ihr zurückgelassen hatte. Wie man später erfuhr, hatten ihre unnatürlichen Kinder von dem Hügel aus, den sie bewohnten, den Wagen vorbey kommen sehen, waren neugierig herab gekommen und als ihre noch lebende Mutter ihnen erzählte, was ihr geschehen, hatten sie dieselbe aus Furcht oder aus Schaam vor dem mächtigen Manne, für welchen sie Hrn. Moffat hielten, wieder zu sich genommen.

(Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß

der seit dem 24. July bis November 1842 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

I.

Vom Inlande.

a) Von gelehrten Gesellschaften.

Von dem historischen Vereine von Oberbayern:

Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte. Vierter Band. Zweytes Heft. München 1842. 8.

Von dem historischen Vereine in Bamberg:

Fünfter Bericht über das Bestehen und Wirken desselben. Bamberg 1842. 8.

Von dem historischen Vereine von Unterfranken und Aschaffenburg:

Zwölfter Jahresbericht für das Jahr 1841/42. Würzburg 1842. 8.

Von dem historischen Verein für Mittelfranken:

Eilfter Jahresbericht desselben 1841. Ansbach 1842. 4.

Von dem historischen Vereine der Pfalz in Speyer:

Erster Jahresbericht desselben. Speyer 1842. gr. 4.

Traditiones possessionesque Wirzeburgenses. Spirae 1842. 4.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik und deren Grundwissenschaften:

Jahrbuch für praktische Pharmacie und verwandte Fächer. Band V. Heft IV. Landau 1842. 8.

Katalog des naturhistorischen Museums in Kaiserslautern, aufgestellt von J. H. Bernheim. Kaiserslautern 1842. 8.

b) Von einzelnen Gelehrten.

Von dem Hrn. Fr. Christ. Arnold, k. Oberappell. Rath dahier:

Beyträge zum teutschen Privatrechte. Zweyter Theil. Ansbach 1842. 8.

Von dem Hrn. Conservator Lamont dahier:

Annalen für die Meteorologie und Erdmagnetismus. Jahrgang 1842. 1. Heft. München 1842. 8.

Von dem Hrn. Regierungs- u. Med. Rath Schmidt in Würzburg:

Leben und Wiſſenſchaft in ihren Elementen und Geſetzen. Würzburg. 1842. 4.

II.

Vom Auslande.

a) Von gelehrten Geſellſchaften.

Von der Batavischen Genootschap van Kunsten en Witenschappen in Batavia:

Verhandelingen XVII. Deel. 1 — 7. Stuck. Batavia 1837 — 1838. 8.

Von der k. preuß. Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin:

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen derſelben. Monat May — July 1842. 8.

Abhandlungen derſelben aus dem Jahre 1840. Berlin 1842. gr. 4.

Von der ſchleſiſchen Geſellſchaft für vaterländiſche Cultur in Breslau:

Ueberſicht der Arbeiten und Veränderungen derſelben im J. 1841. Breslau 1842. 4.

Von der naturforſchenden Geſellſchaft zu Freyburg:

Sechſter bis achter Jahresbericht derſelben. Freyburg. 1828 — 1830. 8.

Von der Société de Physique et histoire naturelle de Genève:

Mémoires. T. IX. Genève 1841 — 42. gr. 4.

Von dem hiſtoriſchen Verein für das Großherzogthum Heſſen in Darmſtadt:

Archiv für Geſchichte und Alterthumskunde Bd. 1 — 3. Darmſtadt 1835 — 1842. 8.

Von dem Ferdinandeum für Tyrol und Vorarlberg in Innsbruck:

Neue Zeitſchrift desſelben. Achtes Bändchen. Innsbruck 1842. 8.

A. Von der Geological Society of London:

Transactions. Second Series. Vol. II — VI. London 1826 — 1841. gr. 4.

Proceedings. Vol. III — V. 1841 — 42. London 1841. 42. 8.

B. Von der Zoological Society of London:

Transactions. Vol. III. part. I. London 1842. gr. 4.

Proceedings. Part. IX. 1841. London 1841. 8.

Reports of the council and auditors. Read at the annual general meeting. April 1829 — 1842. London 1842. 8.

C. Von der Linnean Society of London:

Proceedings. Nobr. 1838 — März 1842. 8.

Transactions. Volum. XIX. part. I. London 1842. 4.

List of the Linnean Society of London. 1842. 4.

D. Von der Society of Arts, Manufactures and Commerce of London:

Transactions during the Session 1839 — 40 and 1840, 41. Volum. LIII. Part. 1. 2. London 1840, 41. 8.

E. Von der Medico-Botanical Society of London:

Transactions. Juny 1828. No. I. London 1828. July 1829. Vol. I. part. I. 1829. For 1832 and 1833. London 1834. Vol. I. part. IV. 1839. London 1839. 8.

Bye-Laws. London 1831. 8.

Address of Earl Stanhope, President of the Medico-Botanical Society. January 16, 1829 — 1831. 1836 u. 37. London 1829 — 1837.

Von der Société impériale des naturalistes de Moscou:

Bulletin, année 1841. Nro. III, IV. 1842. Nro. I. Moscou 1841 — 42. 8.

Von der Academia Societa reale Borbonica di Napoli:

Rendiconto delle adunanze e dé lavori, Tom. I. Napoli 1842. gr. 4.

Von der Academia imperiale regia di scienze lettere ed Arti in Padua:

Nuovi Saggi Volum. V. Padova 1840. gr. 4.

A. Von der Académie roy. des sciences à Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. Tom. 1 — 15. Août 1835 — Septbr. 1842. Paris 1835 — 42. 4.

B. Institut national des sciences et arts à Paris:

Littérature et beaux arts. Tom. troisième. Paris, prairial an. IX. 4.

Sciences morales et politiques. Tom. III — V, alte Serie v. J. 9. Savants étrangers Tom. I — III, neue Serie. Paris 1841. gr. 4.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Februar.

Nro. 34. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Missionary Labours and Scenes in Southern Africa by Robert Moffat.

(Fortsetzung.)

Der Bericht von einer andern Reise, welche Hr. Moffat bald nachher in Gesellschaft mehrerer Eingebornen von Afrikaners-Craal nach dem Griquaslande machte, giebt uns eine so lebendige Schilderung der südafrikanischen Wildniß und ihrer Bewohner, so wie der ungemeinen Beschwerden, welche der Reisende, wenn ihm nicht die Mittel eines Capitän Harris zu Gebote stehen, dort zu erdulden hat, daß wir einige Hauptzüge jenes Berichtes hervorheben wollen. Der Zweck der Reise war abermals der, daß für die kleine Horde, deren Häuptling Africaner war, ein besserer Wohnsitz im Lande der Griquas und mit der Bewilligung von diesen aufgefunden werden möchte. Die Reise wurde zu Pferde gemacht; eine Decke von Schaffellen war das Einzige, was man von Geräthschaften mitnahm, die nöthigen Lebensmittel sollten unterweges durch Jagd oder durch Verkehr mit den Corannas gewonnen werden. Das Loos der ersten Tage war noch ein sehr erträgliches, das Ohr unsers Reisenden war schon an das nahe Brüllen der Löwen gewöhnt; ein Coranna-Häuptling hatte die kleine Gesellschaft gastfrey bewirthet; gegen die Kühle der Nacht schützte sich Moffat dadurch, daß er, das Verfahren des Missionär Hänsel auf den Nicobarinseln nachahmend, sich bis an den Hals in Sand eingrub. „Was werden wir aber," so fragten die Gefährten, indem sie seinem Beyspiele folgten, „thun, wenn Löwen kommen?" — „Wir sind sicher davor," erwiederte Moffat, „denn die Löwen werden nicht bloße Menschenköpfe angreifen, wenn sie ganze Thierkörper haben können." Und so war es auch, die Ruhe dieser Nacht wurde durch nichts gestört.

Die Gegend am Ufer des Orangeflusses, durch welche der Weg am darauf folgenden Tage führte, gab dem Zuge ein lang entbehrtes Ausruhen auf dem üppigen Grün der Pflanzenwelt. Bäume und Gebüsche der verschiedensten Arten, südafrikanische Mimosen neben der bekannten Form der Weiden beschatten den Strom; in ihren Zweigen wiegt sich die Schaar der buntfarbigen, jedoch gesanglosen Vögel; am Ufer so wie auf den grünenden Inseln schreitet der Flamingo mit hoher Gestalt zwischen den andren Wasservögeln umher, während der Rabe unter den Schaalthieren des Gewässers eine reiche Mahlzeit hält und eine Truppe von Perlhühnern gesättigt von den Körnern des Grases mit schrillendem Geschrey an dem Wandrer vorüber fliegt. Mit diesen Zügen eines behaglichen Friedens der Thierwelt bildet die plötzlich hereinbrechende Gefahr von blutdürstigen Räubern einen auffallenden Contrast. Eine Cobra oder eine grüne Schlange windet sich am Stamm und an den Zweigen der Bäume hinauf und beraubt, mitten unter dem lautem Geschrey der Vögel, die Nester derselben; wie ein Pfeil stürzt sich ein Raubvogel unversehens auf den ruhig weidenden Hasen oder auf das Junge des Perlhuhns herab, während die andren, die sich ins Gebüsch zerstreuen, der Fuchs beschleicht; daneben würgt die Hyäne das junge Zicklein der Anti-

lope oder das neugeborne Füllen des Zebras, dessen Mutter der im Gebüsch lauernde Löwe mit schnellem Sprunge erhascht. Gegen diese Mörder gewährt weder das Dunkel der Nacht noch das Hinaufflüchten auf Bäume eine vollkommene Sicherheit, denn selbst in den Zweigen der hohen Akazien ergreift bey Nacht der kleine afrikanische Tiger, welcher zu klettern vermag wie eine Katze, das schlafende Perlhuhn.

Auch unser Reisender wurde auf der dießmaligen Wandrung im Griquaslande tiefer denn jemals früher in den Kampf mit den dort einheimischen Gefahren eingeweiht. Eines Nachmittags hatte er nach einem furchtbar anstrengenden Ritt durch die glühend heiße, wasserlose Sandebene wieder die Nähe des Stromes erreicht. Er war etwas hinter den Gefährten zurückgeblieben; diese ritten gegen eine Niederlassung der Buschmänner hinan, welche nahe bey dem Fluß auf einer kleinen Anhöhe lag, während H. Moffat, weil sein Pferd so wollte, seine Richtung nach einem Wasserpfuhl hin nahm, der sich in dem jetzt trocken liegenden Bette eines Nebenarmes des Stromes fand. Er stieg ab, gieng durch eine Oeffnung des Gebüsches nach der Lache hin und that aus derselben einen herzhaften Trunk. Kaum war dieses geschehen, als der ungewöhnliche Geschmack, den er im Mund empfand, zugleich mit der Gestalt des Geheges, das um den Pfuhl herum gezogen war, in ihm den Gedanken erregte, daß dieses Wasser vergiftet sey. Seine Vermuthung war nur zu richtig; in athemloser Eile kam ein armer Buschmann gelaufen, ergriff den Fremden ängstlich bey der Hand und wollte ihn von dem Wasser hinwegziehen, als aber dieser durch Zeichen, denn die Sprache dieser Buschmänner war ihm wie seinen Gefährten unverständlich, es andeutete, daß er bereits getrunken habe, da gerieth jener wie außer sich vor Schrecken und rannte schnell nach seinem Dorfe zurück. Moffat folgte ihm dahin, er dachte an nichts als an sein nahes Ende, mitleidig blickten ihn die Buschmänner und ihre Frauen an, seine eigenen Gefährten, in sprachloser Angst, erwarteten in jedem Augenblick, daß er todt vor ihnen niederfallen werde. Mitten in seinen Schmerzen mußte der Kranke lächeln; dieß wirkte wie ein elektrischer Schlag durch die ganze Schaar der Wilden, welche ihre Freude durch ein lautes Geschwätz und Gesang ausdrückten, während sich hierbey die Frauen, wie beym fröhlichen Tanz, mit den Ellnbogen in die nackten Seiten stießen. Der Zustand des Reisenden ward indeß ein höchst peinlicher; ihm war es, als wollte der innere Aufruhr des Blutes ihm die Adern zersprengen, der Puls schlug furchtbar schnell und heftig, das Haupt war von Schwindel ergriffen. Man hatte den Buschmännern es begreiflich gemacht, daß der Kranke die Frucht eines in jenem Lande wachsenden Solanum, von der Größe eines Eyes, zu haben wünsche, weil diese Erbrechen erregt; das gutwillige Volk lief sogleich nach allen Seiten umher, konnte jedoch keine solche Frucht auffinden; die jugendlich kräftige Natur unsers Europäers half sich durch starken Schweiß und durch häufiges Trinken von frischem Wasser. Das Uebelbefinden verlor sich allmählig, zum großen Jubel der armen Buschmänner, welche die Fremden reichlich aus dem einzigen Gericht, das sie selber hatten, mit dem schwärzlichen Fleische der Zebras bewirtheten, welche von ihnen durch das vergiftete Wasser gelähmt und getödtet worden waren. Denn diese Vergiftung der Lachen, meist durch die großen Zwiebeln der Amaryllis toxicaria, ist das gewöhnliche Hülfsmittel, dessen jene Wilden zum Fang der größeren Thiere sich bedienen. Als man sie beym Abschied mit einer guten Portion von Rauchtabak beschenkte, äußerte sich ihre Dankbarkeit durch gewaltige Sprünge und die wunderlichsten Geberden des Entzückens.

An einem späteren (dem 7ten) Tag der Reise kam Moffat mit seinen Begleitern bey Quis an, einem Punkte am Ufer des Orangeflusses, bey welchem eine große Krümmung desselben beginnt. Der viel kürzere Weg in gerader Linie nach Griquastown, dem Hauptort des Landes, schneidet diese Krümmung ab, geht aber, wie dieß unser Reisender nur zu bald erfuhr, durch eine, in der meisten Zeit des Jahres wasserlose Wüste. Er hatte demohngeachtet, in der Hoffnung, noch etwas Wasser zu finden, auf dem kürzeren Weg bestanden, der schon am andren Tage die Nähe des Stromes verließ. Zugleich mit diesem hatte ihn jedoch auch der größere Theil seiner Reisegefährten, wie es scheint, ohne

diese Absicht zu hegen, verlassen, indem sie eine etwas südlichere, dem Strome nähere Richtung einschlugen. Bey ihm war nur ein Begleiter geblieben, und beyde hatten anfangs viel Zeit damit verloren, ihre zurückgebliebenen Gefährten durch allerhand Signale zu sich hin zu rufen. Endlich entschlossen sie sich, den Weg nach dem Langgebirge, durch welches der Paß nach Griquastown hindurch geht, allein anzutreten. Sie hatten weder Wasser noch Lebensmittel bey sich; die Rosse, von der glühenden Hitze des Tages fast aufgerieben, hätten auch schwerlich es vermocht, außer der Last des Reiters noch andre Bürden zu tragen; und sie selber, die Reiter, fühlten sich von dem zweytägigen Fasten so ermattet, daß sie, als gegen Abend der Weg über einige steile Sandsteinhügel hinan und hinab gieng, wobey sie genöthigt waren abzusteigen, kaum sich hinauf und hinab zu bewegen vermochten.

Noch ein Schuß wurde bey Einbruch der Nacht als Signal für die zurückgebliebenen Gefährten abgefeuert, da antwortete, ganz in der Nähe, das laute Gebrüll eines Löwen. Nirgends war dort ein Holz zu finden, um ein Feuer zum Schrecken des kühnen Räubers anzumachen; die beyden Reisenden warfen sich auf ihre Pferde, um so der Gefahr zu entkommen. Aber die armen Rosse, obgleich die Furcht sie noch mächtiger antrieb als die Sporen, konnten vor Ermattung fast nur noch im Schritt gehen; in dem Gebirge, durch welches der Weg führte, wurde das Dunkel immer tiefer und nächtlicher; wenn die Reiter einmal still hielten, um durch das Ohr zu vernehmen, was das Auge nicht mehr sahe, hörten sie deutlich hinter sich das Annahen des Löwen. Nur zwey Kugeln in Allem hatten sie zu verschießen, man durfte diese nicht aufs Unsichre hin verschwenden, rathsamer schien es, in möglichster Eile einen gähen Abhang zu ersteigen und von dort den Feind durch hinabrollende Steine abzuschrecken. Aber der Abhang war zu steil, um den Füßen eine feste Stellung zu gewähren, nirgends fand sich auch ein loses Gestein, das man hinabwalzen konnte, und wenn man jetzt wieder hinunter wollte zum verlassenen Steige, auf welcher Seite fand sich der Löwe, dessen Klauen man zu vermeiden strebte? Die ängstlichen Bewegungen der Pferde verriethen es, daß der Feind ganz nahe bey ihnen auf der rechten Seite sey; jeden Augenblick mußte man erwarten, daß er auf eines von ihnen und seinen Reiter sich stürzte. Der Weg durch das in Zickzackwindungen verlaufende Engthal, über Gebüsch und Sand oder über Sandsteinfelsenstücke war so dunkel, daß nur noch die Pferde ihn erkannten; von Zeit zu Zeit vernahm man das Grunzen eines in seiner Nachtruhe gestörten Pavians oder das Gekreisch seiner Jungen; doch alle diese schwächeren Töne übertäubte bald ein furchtbares Aufbrüllen des nahen Löwen, welches so laut von Fels zu Felsen widerhallte, daß es den Reisenden vorkam, als wären sie in einer Löwengrube. Doch gerade jetzt, wo die Gefahr am größesten, war auch die Rettung am nächsten; der Engpaß mündete plötzlich hinaus in die freye Ebene, welche der abnehmende Mond, der sich im Osten erhub, beleuchtete und mit seinen Strahlen in die Reiter wie in ihre Rosse neuen Lebensmuth ergoß. Der Löwe schien vor der Hand in den Engthälern der Felsen zurück geblieben zu seyn. Die Reiter stiegen von ihren fast zum Umstürzen ermüdeten Pferden, aber so erschöpft auch jene wie diese waren, schien es doch besser, noch etwas weiter zu ziehen, um so vielleicht etwas früher ein Wasser zur Stillung des quälenden Durstes und eine größere Sicherheit vor dem Angriff des etwa nachfolgenden Löwen zu finden.

Vier Stunden lang zog sich, für die langsam schleichenden Thiere und Menschen der Weg durch die Ebene, bis sie das Ziel des heutigen Tagmarsches, den sogenannten Wasserfall erreichten, einen Höhenpunkt, von welchem sich zuweilen, wenn es regnet, etwas Wasser herabstürzt. Vielleicht, so hoffte man, hatte sich doch irgendwo auf dem Felsen ein wenig Feuchtigkeit verhalten. Aber obgleich der Durst so heftig brannte, daß die Reisenden nur mit Mühe die Zunge und Lippen zu einem sparsamen Wort bewegen konnten, fühlten sie doch sich unvermögend, den Felsen noch in dieser Nacht zu besteigen; sie ließen ihre Pferde gehen, wohin sie mochten, zündeten ein kleines Feuer an und suchten durch das Rauchen einer Pfeife den Durst so wie den Hunger zu täuschen. In weiter Ferne hörte

man noch das Brüllen des Löwen, doch der Drang nach dem Schlafe ließ keine Furcht mehr aufkommen, bald waren die Augen geschlossen und die Ohren hörten nichts mehr. Wonach man im Wachen vergeblich sich gesehnt, das wurde jetzt durch den Traum im reichsten Maaße gewährt; unser Reisender sah sich (wie dieß Mehrere in ähnlicher Lage erfuhren) durch das nächtliche Spiel der Phantasie weit aus der dürren Wüste hinaus in paradiesisch fruchtbare Gefilde versetzt; ihn führte sein Traum von einem krystallhellen Strome zum andren, in deren kühlender Fluth er sich badete und aus denen er mit vollen Zügen trank; das Säuseln des Nachtwindes in der Felsenkluft verwandelte sich in Töne der Harfen.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der seit dem 24. July bis November 1842 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Fortsetzung.)

C. L'institut de France des sciences mathemat. et phys. à Paris.

Mémoires, année 1809. Paris 1810. 4.

Mémoires présentés par divers savans, (sciences math. et phys.) Tom. II — VII. Paris 1850 — 41. 4.

Mémoires de l'académie royale des sciences. Tom. III — XVIII. Paris 1820 — 42. 4.

D. Archives du muséum d'histoire naturelle:

Tom. I. — II. Paris 1839 — 42. gr. 4.

E. Société royale et centrale d'agriculture à Paris:

Rapport sur le projet de colonisation de l'Algérie ou des fermes du petit Atlas, de M. L'Abbé Landmann. Séance du mercredi 2. Février. Paris 1842. 8.

F. Société Ethnologique de Paris:

Mémoires. Tom Ier. Paris 1841. 8.

G. Académie royale de Médecine à Paris:

Mémoires. Tom. IV — IX. Paris 1835 — 41. 4.

Bulletin. Premier — sixième année. 1836 — 41. Annuaire, Paris 1839 — 42. 8.

H. Société de l'histoire de France à Paris:

Bulletin. Tom. I — II. Paris 1834, 35. 8.

Annuaire historique pour l'année 1837 — 42. Paris 12.

I. Journal des Savants:

Die Jahrgänge vom Januar 1830 bis December 1841 fortlaufend, dann Januar — August 1842. 4.

Von der Academy of natural sciences of Philadelphia:

Proceedings. Vol. I. June and July 1842. No. 15. 16. Philadelphia 1842. 8.

Von der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften in Prag:

Vorträge gehalten in der öffentlichen Sitzung derselben bey ihrer ersten Jubelfeyer am 14. September 1836. Prag 1837. 8.

Von der Reale academia delle scienze di Torino:

Memorie della r. academia. Serie seconda. Tom. II. III. Torino 1840. 41. gr. 4.

b. Von einzelnen Gelehrten.

Von dem Herrn Cavaliere Amadeo Avogardo in Turin:

Fisica di corpi ponderabili ossia trattato della constituzione generale di corpi. Tom. III, IV. Torino 1840, 41. gr. 8.

Von dem Herrn Johann Theodor Dr. Beelen in Löwen:

Chrestomathia rabbinica et chaldaica, cum notis grammaticis, historicis, theologicis. Vol. I. u. II. Lovanii 1841. 8.

Von dem Herrn Felix Bogaerts in Antwerpen:

Esquisse d'une histoire des arts en Belgique depuis 1040 jusqu'à 1840. Anvers 1841. 8.

Von dem Herrn Dr. Bernhard Bolzano in Prag:

Versuch einer objectiven Begründung der Lehre von der Zusammensetzung der Kräfte. Prag 1842. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Februar.

Nro. 35. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Missionary Labours and Scenes in Southern Africa by Robert Moffat.

(Schluß.)

Desto schmerzlicher war, nach solcher Täuschung, die dürre Wahrheit, zu welcher das Erwachen zurückführte. Der ganze Leib von Fieberhitze durchglüht, die Augen entzündet, die Pein des Durstes aufs Höchste gesteigert. Abermals mußte das Rauchen von Tabak dem sprachlosen Munde wieder Beweglichkeit geben; die Glieder fühlten sich dennoch durch den festen Schlaf etwas gestärkt. Während der Gefährte nach den Pferden sich umsahe, von denen man nicht wußte, ob sie nicht eine Beute des Löwen geworden seyen, machte sich Moffat auf, um nach Wasser zu suchen. Der Gefährte hatte ihn nach dem Gipfel des Hügels zu einem vorspringenden Felsen hingewiesen, dort, meinte er, könnte sich noch am ersten etwas Wasser finden. Diese Hoffnung jedoch sahe sich getäuscht, das mühsame Hinanklettern war umsonst gewesen, es war oben auf der Anhöhe eben so dürr und trocken, als unten in der sandigen Ebene. Das unwillkührliche Husten, welches den H. Moffat beym Herabsteigen anwandelte, wäre demselben bald sehr theuer zu stehen gekommen. Die in den Felsenklüften wohnenden Paviane mochten jenen eigenthümlichen Ton der menschlichen Kehle für eine Herausforderung halten; gegen hundert Stück derselben, unter ihnen mehrere riesenhaft große, kamen herbeygesprungen, umringten den Reisenden von allen Seiten, indem sie ihren Zorn durch lautes Grunzen, Zähneblecken und Verzerren der Stirnhaut zu erkennen gaben und von Fels zu Felsen springend jeden Augenblick einen wüthenden Angriff erwarten ließen. H. Moffat wußte nur zu gut, daß wenn, er unter die Schaar dieser Bestien feuerte und eine von ihnen verwundete, es um ihn geschehen sey, denn in diesem Falle würden sie alsbald ihn zerfleischt haben, er bediente sich deßhalb nur seines Flintenlaufes, um die Zudringlichkeit jener Feinde, von denen mehrere schon seinen Hut berührten, in etwas abzuwehren. Endlich sahe er sich unten, am Fuße des Hügels, wieder im Freyen und in Sicherheit; schon hatte er den Hahn seiner Flinte gespannt und auf zwey der überlästigst gewordenen Paviane angelegt, da kam ihm der Gedanke: du bist mit heiler Haut davon gekommen, so laß auch diese Felsenbewohner leben.

Der Gefährte kam und brachte beyde Pferde mit sich. Moffats Blicke drückten mehr als Worte das Gefühl der getäuschten Hoffnung aus; die Thiere wurden gesattelt, obgleich auch sie dem Durst fast erlagen. Auf dem Wege durch die sandige Ebene stellte die Luftspiegelung den Reisenden das Bild von reichlich fluthenden Seen dar, in welchen anmuthige Inseln lagen. Die Hitze wurde so unerträglich, daß Moffat und sein Begleiter von Zeit zu Zeit still halten und ihre Köpfe in die Höhlen des capischen Erdschweins oder Emsenscharrers (Orycteropus capensis) stecken mußten, um nur einige Linderung zu finden, denn dort gewährte weder ein Felsen noch das saft- und blätterlos dastehende Gesträuche einen Schatten; kein lebendes Geschöpf ward gesehen; nur eine Art von Grylle ließ ihre zirpenden Töne vernehmen.

Mehr noch als Moffat selber schien sein Gefährte von der ausdörrenden Hitze zu leiden. Zwar auch Jener hatte das Gefühl, als ob glühende Kohlen auf seinem Schädel lägen; Phantasieen, wie im heftigsten Fieber, beschlichen von Zeit zu Zeit sein Haupt, an dem Gefährten aber zeigten sich Spuren von einer viel bedenklicheren Verwirrung der Sinne, wie solche den Sonnenstich begleiten. Die Pferde giengen nur im langsamsten Schritte und auch zu dieser Bewegung mußten sie getrieben werden; endlich, spät am Nachmittag, kam man in der Nähe eines Hügels zu einer kleinen Lache, „Wittewater" genannt. An dem wenigen Wasser derselben schien sich kurz vorher eine Truppe wilder Pferde oder Zebras gelabt zu haben; das, was diese übrig gelassen, schlürften fast ganz die beyden Pferde unsrer Reisenden auf; der arme Rest des Pfützenwassers, welcher an diese kam, war beschmutzt und von unzähligen kleinen Insektenlarven belebt, dennoch gewährte er den fast ganz verdursteten Wandrern eine unbeschreibliche Erquickung. Aber dieser Wasserschlamm hatte den Durst nur getäuscht, nicht gestillt, kaum hatten sich die Männer gegen Griquatown in Bewegung gesetzt, als sie die Pein des Sehnens nach Wasser in verdoppeltem Maaße zurückkehren fühlten. Als sie endlich spät in der Nacht zu Griquatown in der gastfreyen Wohnung des Hrn. Anderson ankamen, da konnte keiner von ihnen ein lautes Wort sprechen, nur durch die Sprache der Zeichen deuteten sie den Wunsch an, zu trinken.

Um das Gemälde der Beschwerden einer solchen südafrikanischen Reise, in der Nähe der großen Kärru-Sandwüste vollständig zu machen, fügen wir auch noch einige Züge aus dem Bericht unsers Reisenden über seine Rückreise von Griquatown nach Afrikanskral hinzu.

Menschen wie Pferde waren durch den mehrtägigen Aufenthalt bey den Gastfreunden, in einer Gegend, der es nicht an Wasser und mithin auch nicht an andern Lebensmitteln fehlt, wieder vollkommen gestärkt worden, auch die zurückgebliebenen Reisegefährten, welche auf ihrem Umwege niemals so großen Wassermangel erlitten hatten, waren etliche Tage nach H. Moffat in Griquatown angekommen, man beschloß deßhalb abermals, mit Lebensmitteln und einem kleinen Wasservorrath versehen, den geraden Weg durch die Wüste einzuschlagen, welcher, mit frischen Pferden in ungleich kürzerer Zeit zurück gelegt werden kann, als dieß auf der Herreise geschehen. Als die Reisegesellschaft an einem Nachmittag, in der Absicht heute noch bis zum Bache „Wittewater" zu gehen in Griquatown aufbrach, bemerkte Hr. Anderson, daß der Horizont gegen Westen hin das Aussehen habe als ob ein Sturm sich nahen werde. In einem Lande, in welchem dergleichen Aspecten so oft täuschen, giebt man nur wenig auf sie, auch Hr. Moffat ließ sich durch sie von seiner Reise nicht abhalten. Doch lange vorher ehe man das Ziel der Tagreise erreicht hatte, entlud sich das Gewitter mit so furchtbarem Donner und Blitzen und in solchen Strömen des mit Hagel vermischten Regens, daß kein trockner Faden am Leibe der Reisenden blieb. Im Kampfe mit vier hungernden Hyänen sammelte man zwar einige tief im Gebüsch stehende, verlassene Krähennester um ein Feuer damit zu ernähren, der Regen jedoch ließ keinen Versuch dieser Art aufkommen; ganz durchnäßt und zitternd vor Frost legten sich die Reisenden auf ihren Ziegenfellen zur Ruhe, und — so siegreich ist die jugendliche Kraft über all dergleichen Ungemach — Moffat und seine Reisegefährten schliefen mitten in dem kalten Bade, mit welchem die Wolken sie überströmten ein, die Bedeckung von Sand und Schmuz, womit der Regenstrom ihre Körper überschwemmt hatte, wurde am andern Morgen in der nahen Pfütze abgewaschen; die erstarrten Glieder durch Bewegung wieder erwärmt und nun sollte mit dem Frühstück zugleich auch das gestern versäumte Abendessen nachgeholt werden. Aber ach, der treffliche Schiffszwieback, den Hr. Anderson seinen Gästen mitgab, war mit dem Vorrath des Tabaks in einen und denselben Sack gepackt worden; die Ströme des Regens hatten alles durchdrungen; die braune Jauche, mit der Baitze und dem scharfen Geschmack des Tabaks hatte den Zwiback durchweicht; keiner der hungernden Reisenden, obgleich sie alle Tabakraucher waren, vermochte ein solches gemischtes Mahl zu genießen.

Dergleichen Regengüsse, welche auf kurze Zeit das ganz vertrocknete Tiefland in einen See ver-

wandeln, nehmen in jenen Gegenden des südlichen Afrikas öfters eine strichweise Richtung. Während die eine Nachbargegend dann nach wenig Tagen durch solche Erquickung zu einer reichlich grünenden Aue wird, schmachtet die andere, nur wenig Stunden davon entfernte, noch fortwährend in grausenhafter Dürre. Ein Duft, wie von grünem Gras theilt sich dann, aus dem Lande das der Regen erquickt hat, der Luft, öfters auf sehr weite Fernen mit. Wenn die Viehheerden in einer nach Regen schmachtenden, verdorrten Landschaft jenen Duft des Grases wittern, dann ergreift sie, wie die Zugvögel, ein unwiderstehlicher Zug, dorthin, wo Wasser und Weide gefunden wird, zu wandern; sie entspringen, in wilder Eile, der Obhut ihrer Hirten, und, geführt von ihren leitenden Stieren, rennen sie unaufhaltsam durch die dazwischen liegende Wüste hin in den vom Himmel gesegneten Landstrich. Auf diese Weise verlieren die Namaquas und Bechuanas, so wie ihre Nachbarn, manche ihrer Heerden, denn der Lauf, den die hungernden und dürstenden Thiere bey solcher Gelegenheit unternehmen, geht oft mehrere Tagreisen weit über die Gränzen des einzelnen Volksstammes hinüber in ein ganz fremdes Gebiet.

Von ganz vorzüglichem Interesse erscheint das, was der Verfasser aus eigener, sorgfältiger Beobachtung über den Zustand der religiösen Erkenntnisse berichtet, welchen die Missionäre bey ihrem Hieherkommen unter den Eingebornen vorfanden. Nichts Andres kann so sehr geeignet seyn die Ansicht zu bestätigen, daß die Idee eines göttlichen Wesens keine der menschlichen Seele eingeborne sey, sondern daß der Mensch dieselbe durch Offenbarung empfangen mußte. Wie die Gesänge Ossians in der Erinnerung und im Munde des Volkes schon ganz am Verschwinden waren, als Macpherson dieses geistige Erbgut der Väter aufsuchte und ihm durch die Schriftsprache Fortdauer sicherte, so war auch der schwache Schimmer von einer Erkenntniß des Göttlichen, welchen die Eingebornen von Südafrika aus alter Ueberlieferung noch besaßen theils schon erloschen, theils dem gänzlichen Erlöschen nahe. Die Sprache der Bechuanas, die uns hier als Beyspiel dienen möge, hatte sich noch ein Wort erhalten, welches seiner Grundbedeutung nach Den welcher oben ist, (den Oberen) bedeutet. Denn in dem Worte Morimo ist die erste Sylbe der Artikel, rimo findet sich noch in legorimo, „Himmel“ und gorimo „eben“ oder „drüben.“ Auch des Wortes Barimo, welches der Plural von Morimo ist, bedienen sich die Bechuanas, wenn sie die Frage beantworten wollen: „wohin die Menschen gehen, wenn sie sterben?“ Wenn sich aber auch wirklich auf diese Weise die Schattenbilder einer ehemaligen Erkenntniß noch in das Reich der Sprache gerettet und darin erhalten haben, so stehen sie dennoch hier vor dem jetzt lebenden Geschlecht eben so unverstanden da, wie die Runenschriften auf den Felsensteinen des hohen Nordens. Was Morimo eigentlich sey und bedeute, darüber weiß fast Keiner mehr Bescheid zu geben, öfters kommt es vor, daß unter Tausenden, welche man darüber fragt, nur noch Eines, etwa ein altes Mütterchen, sich erinnert, daß sie in ihrer frühesten Kindheit einmal von Morimo gehört habe, und das was jene vermeyntlichen Zauberer, welche sich für Regenmacher oder auch bey Gelegenheit für Aerzte ausgeben noch von Morimo fabeln, weicht in den verschiedenen Berichten so sehr von einander ab, daß man die willkührliche, spätere Erdichtung nicht verkennen mag, obgleich aus allen so viel hervorgeht, daß Morimo nicht ein Schöpfer sondern Geschöpf sey wie der erste Mensch, mit welchem er, in Gesellschaft der Thiere aus einer Höhle hervorkam und seitdem, wenn er anders noch ist, gegen den Menschen weder gut noch böse, eher aber auf letztere Weise sich beträgt. Zuweilen geschieht es wohl auch, daß jene angeblichen Regenmacher ein Schlachtthier, von den Reicheren einen Stier, von Armen ein Zicklein begehren, wenn man in Krankheiten ihre Hülfe sucht. Sollte dieß noch ein Rest von der bey den Urvätern des Volkes herrschenden Sitte des Opferns im Dienste der Götter seyn, so hat dieser Rest wenigstens ganz seine anfängliche Bedeutung verloren, denn der Regenmacher schlachtet das Thier zunächst nur für seinen und der Seinigen Genuß. Ueberhaupt findet sich bey den Eingebornen des südlichen Afrikas nirgends mehr eine Spur von dem Glauben an einen Gott noch an eine Fortdauer der Seele nach dem Tode; sie sind vollkommene Atheisten und Materialisten.

So vermag der Mensch das höchste geistige Erbtheil seines Geschlechts: die Erkenntniß eines göttlichen Wesens eben so wieder zu verlieren als jede andere, nicht im Kreise seiner natürlichen, sinnlichen Triebe wurzelnde Gabe, und er kann das Verlorne durch eigene Kraft nicht wieder finden, sondern es muß ihm abermals gegeben werden. Mit Recht spricht unser Reisender hiebey die Vermuthung aus, daß vornämlich solche Völker dem Loos einer völligen Beraubung des vormals auch ihren Vätern verliehenen Lichtes ausgesetzt sind, welche sich durch viele langfortwährende Auswanderungen am weitesten von dem Ursitze unsers Geschlechtes, von der Stätte der Denkmale, von dem Schauplatze der großen Thaten Gottes an den Völkern entfernt und so dem Verkehr mit den näher am Stamme gebliebenen Zweigen entzogen haben.

Es möge an diesen wenigen aus Moffats reichhaltigem Werke entnommenen Zügen erkannt werden, wie sehr die Missionary Labours and Scenes in southern Africa es werth seyen, viele aufmerksame und theilnehmende Leser zu finden.

v. Schubert.

Verzeichniß

der seit dem 24. July bis November 1842 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Fortsetzung.)

Von dem Herrn Adolph Brongniart in Paris:

Mémoire sur la famille de Rhamnées. Paris 1826. 8.

Notice historique sur Antoine Laurent de Jussieu. 8.

Extrait des annales des sciences naturelles. Paris 1831. 8.

Nouvelles recherches sur la structure de l'épidermis des végétaux. 8.

Recherches sur la structure et sur les fonctions des Feuilles. 4.

Note sur le Colocasia odora et l'élévation de temperature de ses fleurs. 4.

Considérations sur la nature des végétaux, qui ont couvert la surface de la terre aux diverses époques de sa formation. Paris 1838. 4.

Von dem Herrn Grafen Georg v. Buquoy in Prag:

Prodromus zu einer neuen verbesserten Darstellungsweise der höhern analytischen Dynamik. Prag 1842. 4.

Von dem Herrn J. M. Callery in Paris:

Dictionnaire encyclopédique de la langue Chinoise. Paris 1842. 4.

Von Hrn. J. Desnoyers, secret. de la société d'histoire de France à Paris:

Sur les cavernes et les bréches à ossements des environs de Paris. Paris 1842. 4.

Von dem Herrn Grafen Moritz v. Dietrichstein, geh. Rath in Wien:

Synopsis numorum Romanorum, qui in museo caesareo Vindobonensi adservantur, digessit Josephus Arneth. Pars II. Vindobonae 1842. 8.

Von dem Herrn B. C. Dumortier, Deputirten in Brüssel:

Belgium and the Twenty-Four Articles; by Charles White esq. etc. Bruxelles 1838. 8.

Observations complémentaires sur le partage des dettes des Pays-Bas. Bruxelles 1838. 8.

La Belgique et les vingt-quatre Articles. Bruxelle 1838. 8.

Adresse au peuple Belge. Brux. 1839.

Traité de paix entre la Belgique et la Hollande du 23 Janvier 1839. 8.

Commentationes Botanicae. Tournay 1822. 8.

Observations sur les graminées de la Flore Belgique. Tournay 1825. 8.

Notize sur un nouveau genre de plantes: Hulthemia. Tournay 1824. 8.

Florula Belgica (Staminacia.) Tornaci Nerviorum 1827. 8.

Analyse des Familles des Plantes. Tournay 1829. 8.

Recherches sur la motilité des Vegetaux. Gand 1829. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Februar.

Nro. 36. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Travels in Kashmir, Ladak, Iscardo, the countries adjoining the mountain-course of the Indus and the Himalaya, north of the Panjab. With Map engraved by Direction of the Hon. East India Company, and other Illustrations. By G. T. Vigne. In two Volumes. London 1842. Vol. I. XLVIII u. 406 S.; Vol. II. 462 S. 8.

Vigne's Reisen in Kaschmir, Ladak und Klein-Tibet reihen sich in ehrenwerther Weise an die großartigen Reisen von Moorcroft, Gerard und Baron Hügel an. Schon vor zwey Jahren ließ er A personal narrative of a visit to Ghuzni, Kabul and Afghanistan in Druck erscheinen, zu welchem Werke das vorliegende die größere und in geographischer Beziehung wichtigere Schlußabtheilung ausmacht. Vigne ist der erste Europäer, der die Hauptstadt Klein-Tibets betreten hat, und dieß ist das Hauptverdienst seiner Reise, das wichtigste Resultat für die Geographie. Ladak ist vor ihm schon von Moorcroft und Gerard besucht worden; über Kaschmir liegt uns das Meisterwerk des Barons Hügel vor: wir werden daher in unserm Referate das auf diese Länder Bezügliche größtentheils übergehen, um uns zunächst bey der Beschreibung von Iskardu aufzuhalten.

Vigne verließ England am 16. Oktober 1832, in der Absicht, eine Reise von zwölf bis vierzehn Monaten zu unternehmen, woraus jedoch sieben Jahre wurden. Im Fluge eilte er über Marseille, Malta, Konstantinopel, Trapezunt, Erzerum, Teheran, Ispahan, Schiraz nach Bombay, wo er schon am 1. Januar des folgenden Jahres eintraf. Da ihm hier das Klima nicht zusagte, so suchte er die kühleren und gesunderen Regionen des Himalaya auf, und von dem herrlichen Anblicke dieses großartigsten aller Gebirge entzückt, wurde nun erst eine rechte Wanderlust in ihm rege, die ihn weit über die Gränzen der englischen Besitzungen hinaus führte.

Der erste Band des vorliegenden Werkes und noch ein großer Theil des zweyten ist der Schilderung Kaschmirs gewidmet, wo unser Reisender mit Baron Hügel und Dr. Henderson zusammen traf und mit ihnen einen Garten bewohnte. Umständlich wird das herrliche Thal mit seiner, unter dem harten Drucke der Sieks schmachtenden Bevölkerung nach all seinen Verhältnissen geschildert. Selbst der Jagden, die bey keinem Volke mehr enthusiastische Liebhaber als bey den Engländern finden und in Indien namentlich zu ihren Hauptergötzungen gehören, selbst dieser ist nicht vergessen. Da wir durch Baron Hügel eine vollständige Kenntniß von Kaschmir bereits mitgetheilt erhalten haben, wollen wir lediglich das Hauptsächlichste aus Vigne's Schilderung (Band II. S. 14) der wilden Thiere Kaschmirs, worüber wir noch so wenig wissen, hervorheben.

Der Pergunah von Duchin Parah scheint eine größere Mannigfaltigkeit an Wild aufzuweisen zu haben, als irgend ein anderer Theil von Kaschmir. Den Steinbock oder Kyl sieht man bisweilen in Menge unter seinen Felsenklippen. Eine Art des Moschusthieres von dunkelröthlicher Mausfarbe, auch in Klein-Tibet, wo sie Hla genannt wird,

vorkommend, ist nicht ungewöhnlich. Die schönsten Moschusthiere kommen von Khoten zwischen Yarkund und den Gränzen des eigentlichen Chinas.

Der Tyhr der Chur-Berge bey Simla, hier Tsaghul genannt, ist sehr gemein in Muru-Wurdcurm und Kishtaware, wo er der Kras genannt wird. Der Gural oder die Himalaya-Gemse, und der Kakur (barking deer) wird ebenfalls gesehen. Der Hanglu oder Kaschmir-Hirsch ist nirgends prachtvoller, als in Duchin Parah, auf welche Gegend ihn Vigne beschränkt glaubt; Falconer sieht ihn für eine besondere Art an. Die Hauptfarbe eines zahmen Hirsches, den der Reisende sah, war hell ingwerfarbig. Er war 13 Fäuste hoch, sein Geweih hatte ein oder zwey Augensprossen (brow antlers) und ist an der Spitze in 2 — 4 Zacken getheilt; außerdem entspringt noch ein Sprossen als besondere Eigenthümlichkeit aus der Mitte der Stange. Das Kalb ist schön gefleckt. Dieser schöne Hirsch ist eine Hauptzierde der hochliegenden Parks und Fichtenwaldungen von Kaschmir, doch scheint seine Verbreitung auf die Bergkette um die Südostseite des Thales beschränkt zu seyn.

Der Bär scheint nirgends häufiger als auf den Bergen um Kaschmir vorzukommen, und bey einem Abendritt wird zum wenigsten einer an den bewaldeten Berghängen gesehen. Es giebt zwey Arten: den braunen und den schwarzen. Vom braunen Bären ist das Weibchen braun und das Männchen — Vigne sah sie paarweise beysammen — von einer licht schmutzig gelben Farbe, auf dem Halse und den Schultern mit Roth vermischt. Der letztere wird häufig in die Ebene des Pendschab und Hindustans zur Schau geführt. Ein großer männlicher gelber Bär hat, wenn er aufrecht steht, eine Höhe von 6 — 7 Fuß. Der schwarze Bär ist viel kleiner und minder häufig, seine Behaarung ist kürzer und er trägt ein weißes Halsband. Er ist weit mehr zu fürchten als der braune, da er einem Angriffe nicht ausweicht. Die braunen Bären sollen zuweilen in Menge herabkommen und die Fruchtbäume plündern.

Der Wolf ist nicht sehr gemein, noch weniger die Hyäne, deren Vorkommen im Thale Vigne bezweifelt. Der Leopard und die Wildkatze sind gemein; vielleicht daß auch der Tiger vorkommt. Schakals und Füchse sind häufig; letztere nicht von der kleinen grauen Art Hindustans, sondern von der großen buschschwänzigen. Sehr gemein ist der Otter; das Stachelschwein sah Vigne zu Dodah bey Kishtawar, so daß es auch ein Bewohner Kaschmirs seyn wird. Affen kommen im Thale nicht vor, eben so wenig Hasen, was letzteres der englische Reisende, der ein großer Jagdliebhaber ist, als etwas ganz befremdliches hervorhebt.

Unter den Vögeln zeichnet Vigne besonders den Kubuk Deri oder das große Königs-Rebhuhn aus. Den Falco Bonelli, der vor noch nicht sehr langer Zeit im südlichen Europa entdeckt wurde, fand er in Kaschmir. Unsere Tichodroma phoenicoptera bewohnt das ganze alpine Pendschab. Wasservögel sind häufig.

Mit dem siebenten Kapitel des zweyten Bandes beginnt des Verfassers Schilderung seiner Reise nach Klein-Tibet. Auf dieser, der ersten, die von einem Europäer ausgeführt wurde, wollen wir ihn begleiten, um ein Land kennen zu lernen, von dem in den nächsten Zeiten wohl häufiger als jetzt die Rede seyn dürfte. Klein-Tibet war zur Zeit, als Vigne es besuchte, noch frey von dem Joche der Sieks, ist aber gleich nach seinem Abgange unter ihre Botmäßigkeit gerathen, wie dieß schon früher mit Ladak und Kaschmir der Fall war. Die Engländer aber müssen dahin streben, dießseits des Indus alles Land in ihre Gewalt zu bekommen, und über kurz oder lang wird daher das ganze Pendschab ihnen zufallen. Die Dankbarkeit, zu welcher die Engländer vor der Hand den Sieks wegen der Unterstützung, die diese ihnen im Afghanen-Kriege geleistet haben, verpflichtet sind, mag zwar noch eine Zeit lang diese Katastrophe hinausschieben, aber es wird an scheinbaren oder begründeten Veranlassungen nicht lange fehlen, um sie herbey zu führen. Dann fällt nicht bloß der Staat von Lahore, sondern auch seine Dependenzen, Kaschmir, Ladak und Klein-Tibet den Engländern zu, und diese werden dadurch im Westen die unmittelbaren Nachbarn des himmlischen Reiches, was den Chinesen nach den erst kürzlich gemachten Erfahrun-

gen kein sonderlich angenehmes Ereigniß seyn wird, und weitere Verwicklungen mit ihnen herbeyführen kann.

Zur Ueberschreitung der Gränze von Kaschmir hatte Vigne die Erlaubniß Rundschit Sings, des Maharadschas der Sieks nöthig. So ungern dieser sie gab, indem es ihm nicht angenehm seyn konnte, daß ein Engländer in Verkehr mit dem Beherrscher Klein-Tibets treten wollte, dessen Unterjochung von ihm seit längerer Zeit beabsichtigt war, so konnte er doch auch diese Erlaubniß nicht geradezu verweigern, als der englische Resident in Lahore sich dafür verwendete. Man suchte dafür den Reisenden und insbesondere dessen Gefolge in Schrecken zu setzen vor den Gefahren, die sich ihnen auf diesem Zuge entgegen stellen würden. Man erzählte ihnen unter andern, daß in Iskardu Juden wohnten, die hauptsächlich nach Menschenfleisch lüstern wären. Dagegen hatte Ahmed Schach, der Gylfo (Beherrscher) von Klein-Tibet entgegengesetzte Gründe, die Ankunft Vigne's zu betreiben, indem er sich's nicht anders denken konnte, als daß dieser ein Emissär der ostindischen Kompagnie sey, dessen Anwesenheit bey ihm allein schon ausreiche, um ihn gegen die Angriffe der Sieks sicher zu stellen; ein merkwürdiges Zeichen von dem Respekte, welchen die brittische Autorität bis an die Gränzen Chinas sich begründet hat.

In Bonakot, am Fuße des Gebirges, das unser Reisender zu übersteigen hatte, empfieng ihn bereits ein Abgeordneter des Gylfo, um ihn zu bewillkommnen und nach Iskardu zu geleiten. Der Paß war sehr steil und beschwerlich zu ersteigen und führte über eine Höhe, die gegen 12,000 Fuß betragen mochte, von wo es wieder auf einem nicht minder mühseligen Pfade in das Thal von Gurys hinab gieng. Den Eintritt in dieses Thal schildert Vigne als sehr reizend, indem der Kischengunga oder Krischna-Fluß als ein mächtiger Strom durch einen schönen, zum Theil mit Linden, Wallnußbäumen und Weiden besetzten Wiesengrund dahin fließt, während die Berge auf beyden Seiten nur eine Reihe steiler Abstürze und mit Kiefern besetzter Alpenspitzen zeigen. Das Thal mag ohngefähr fünf engl. Meilen Länge, nirgends aber über eine Meile Breite haben. Es enthält 5 oder 6 Dörfer, 2 mahomedanische Kapellen und eine kleine, aus Holz und Steinen von den Maleks von Bonakot errichtete Veste und noch eine andere, die erst kürzlich von den Sieks erbaut worden war. Das Thal hat eine höhere Lage als das von Kaschmir und Iskardu, indem sie nach dem Thermometer 7200 Fuß beträgt. Der Radscha, der früher unter der Protektion des Gylfo stand, war seit einiger Zeit den Sieks zinsbar geworden, die hier den äußersten Gränzpunkt ihrer Herrschaft hatten.

Von Gurys sind es 3 Tagreisen bis Burzil (Birkenbäume) am Fuße des hochliegenden Tafellandes von Drotsuh. Der erste Haltplatz ist bey Zean, der zweyte wird Malpan genannt und ist gegen die Flußseite gelegen, aber ohne Wohnung. Bären sind hier sehr zahlreich und Vigne sah einmal 5 beysammen. Gewöhnlich waren es die hellfarbigeren Bären, von denen, wie schon erwähnt, das Weibchen braun und das Männchen gelblich weiß ist, mit einem feuerfarbigen (flame-colour) Fleck auf den Schultern. Der schwarze Bär hält sich mehr im dicken Dschungel auf. Im Aufsteigen nach Burzil hört der Kalkstein plötzlich auf, und wird durch Granit ersetzt, durch welchen sich der Pfad 5 — 6 engl. Meilen hinauf zur Waldgränze zieht. Das Nachtlager bey den Birken mochte ohngefähr 12,000 Fuß über dem Meere erhöht seyn. Von da ziehen sich zwey Defileen weiter. Das eine wendet sich linker Hand, das andere, welches dießmal Vigne passirte, führt zu dem Tafellande von Drotsuh. Dieses ist nur drittehalb Monate lang vor dem ersten October von Schnee frey; später machen Schnee und Kälte es unmöglich, dasselbe zu passiren. Vom Frühlingsaquinoctium an läßt die Kälte etwas nach, aber der Schnee, welcher 5 — 6 Ellen hoch liegt, wird ein wenig erweicht und bleibt deßhalb auf weitere 40 Tage nicht passirbar. Wenn er durch Frost erhärtet ist, können ihn Fußgänger bis gegen Mitte Junys überschreiten, dann wird die Sonne zu mächtig und die ganze Fläche steht unter Wasser, so daß 25 — 30 Tage lang die Passage völlig gesperrt ist; vor Mitte July kann man nicht sagen, daß sie schneefrey ist.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der seit dem 24. July bis November 1842 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Fortsetzung.)

Sylloge Jungermannidearum Europ. Tornaci Nerviorum 1831. 8.

Recherches sur la structure comparée et le developpement des animaux et des vegetaux. Bruxelles 1832. 4.

Notice sur le genre Maclenia de la famille des Orchidées Brux. 1834. 4.

Essai carpographique présentant une nouvelle classification des fruits. Brux. 1835. 4.

Mémoire sur les Lophopodes. Tournay 1836. 8.

Notize sur les modifications du Crane de l'Orang-Outang. Brux. 1838. 8.

Mémoire sur l'embryogénie des molusques Gastéropodes. Brux. 1837. 4.

Mémoire sur le Delphinorhynque Microptère échoué à Ostende. Brux. 1839. 4.

Von dem Herrn Professor Christian Doppler in Prag:

Ueber das farbige Licht der Doppelsterne und einiger anderer Gestirne des Himmels.

Von dem Herrn Dr. Eduard Duller in Darmstadt:

Neue Beyträge zur Geschichte Philipps des Großmüthigen, Landgrafen von Hessen. Darmstadt 1842. 8.

Von dem Herrn P. Flourens, Secrétaire perpet. de l'acad. roy. des Sciences etc. à Paris.

Examen de la Phrénologie. Paris 1842. 8.

Analyse raisonnée de travaux de Georges Cuvier, précédée de son éloge historique. Paris 1841. 8.

Von dem Herrn Dr. Foelix in Paris:

Revue étrangère et francaise de législation etc. 3. Série. 9e année 1842. Tom. premier. No. 7 — 11. Juillet — Novbr. Paris 1842. 8.

Von dem Herrn Prof. Dr. Frankenheim in Breslau:

System der Krystalle. Breslau 1842. gr. 4.

Von dem Herrn Ludwig Ritter v. Heufler in Innsbruck:

Die Ursachen des Pflanzenreichthums in Tyrol. Innsbruck 1842. 8.

Durch Mr. Jomard, Membre de l'Institut de France:

Documents statistiques sur la France. Paris 1835. gr. 4.

Statistique de la France. Territoire, Population. Par. 1837. gr. 4.

Statistique de la France. Commerce extérieur. Paris 1838. gr. 4.

Tableau général des Mouvements du Cabotage pendant l'année 1840. Paris 1841. gr. 4.

Statistique de la France. Agriculture Tom. I — IV. Paris 1840 — 42. gr. 4.

Von dem Herrn Karl Kreil, Adjunkt an der k. Sternwarte zu Prag:

Magnetische und meteorologische Beobachtungen in Prag. Zweyter Jahrgang vom 1. August 1840 — 31. July 1841. Prag 1842. 4.

Von dem Herrn A. Th. Kupfer in St. Petersburg:

Travaux de la commission pour fixer les mesures et poids de l'empire de Russie. Tom. 1. et 2. Petersburg 1841. gr. 4.

Von dem Herrn Christian Laßen, Professor zu Bonn:

Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes. Vierten Bandes zweytes Heft. Bonn 1842. 8.

Durch Herrn Lebrun, Pair de France, Directeur de l'imprimerie royale:

Collection orientale. Vol. 1 — 3.

a) Histoire des Mongols. Paris 1836.

b) Le livre des rois. Paris 1838.

c) Bhâgavata Parâna. Paris 1840. gr. Fol. Prachtausgabe.

Von dem Herrn H. T. Link in Berlin:

De la formation des corps solides. Berlin 1841. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Februar.

Nro. 37. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Travels in Kashmir, Ladak, Iscardo, the countries adjoining the mountain-course of the Indus and the Himalaya, north of the Panjab etc.

(Schluß.)

Bey Burgil traf ein Abgesandter des Ahmed Schach ein, um unsern Reisenden zu melden, daß ein Trupp Räuber in der Nähe wäre, daß aber sein Herr mit einer ansehnlichen Macht angezogen käme, um sie am folgenden Tage zu vernichten. Gegen Abend überraschte ein Sohn des Gyolso, von stattlichem Gefolge und Musikanten begleitet, den Reisenden, um ihn zu bewillkommnen und ihn zu eskortiren. Am andern Tage traf Vigne mit dem Fürsten von Klein-Tibet selbst zusammen, eben als dieser die Räuber, welche eines seiner Dörfer ausgeplündert hatten, angreifen und niederhauen ließ. Der Empfang war eben so freundlich als achtungsvoll und der Zug nach Iskardu über das Hochland von Dertsuh wurde nun gemeinschaftlich ausgeführt.

Dieses hochgelegene Tafelland dehnt sich nördlich von Kaschmir zwischen diesem und Iskardu aus und mag eine Länge von ungefähr 30 engl. Meilen und halb so viel Breite haben. Einen traurigeren und öderen Landstrich, meynt Vigne, als diesen könne die Sonne nicht bescheinen. Sein Grundgestein ist gewöhnlich Granit und Gneiß, von welchen hohe kahle Hügel und Piks auf der Fläche sich aufthürmen und ein Kranz von Bergspitzen scheint es allenthalben einzuschließen. Vigne sammelte einige wenige Pflanzen, die im Anhange von Royle bestimmt sind; außer dem allgemeinen Mangel an Grün zeigten sich noch viele Moräste an den Ufern der Gewässer, welche theils nordwärts dem Indus, theils südwärts dem Jylum zuströmen. Einmal traf er eine Partie Tibetaner, die Fische mit der Hand fiengen, von welchen einige fast ein halb Pfund schwer waren; es waren kupferfarbige Forellen mit großen dunklen Flecken. Seine Aufmerksamkeit wurde besonders durch das laute, schrillende und wiederholte Pfeiffen des Drun oder Pua erregt, einer Art Murmelthier von der Größe eines kleinen Fuchses, der ganze Körper von derselben Farbe, nur daß der Rücken von einem breiteren und viel dunkleren Streifen durchzogen war. Es scheint eine neue Art zu seyn, die aber in ihrer Lebensweise sehr mit dem gemeinen Murmelthiere übereinkommt. Jacquemont ist der erste, welcher berichtet, daß er das Fell einer neuen Art Murmelthier aus Klein-Tibet erhalten habe. Vigne glaubt, daß unter diesem Thiere Herodots Riesen-Ameisen gemeynt seyn könnten. Bären sind auch noch auf dieser Höhe sehr häufig. Zwey Tage lang dauerte der Marsch über dieses Hochland; dann gieng es auf einem steilen, durch die Felsen sich hinziehenden Pfade hinab in das tief unten liegende Thal des Indus nach Iskardu.

Hier angelangt, wollen wir uns nun mit dem Verfasser über die Verhältnisse eines Landes orientiren; von dem Vigne sich rühmen konnte, der erste Europäer zu seyn, dessen Fuß es betreten durfte.

Das Wort Tibet wird in der Sprache von

Ladak einfach als Bod ausgedrückt; ein Tibetaner wird daselbst Bodpa genannt, woher der Name Butan stammt, wie Tibet bisweilen im Tiefland genannt wird. Klein-Tibet heißt in Kaschmir Suri-Butan, Aprikosen-Tibet, von der Menge dieser Früchte, die es hervorbringt. Tibet wird in Ober-, Mittel- und Klein-Tibet eingetheilt und dehnt sich von Lassa bis Gilghit auf eine Erstreckung von ungefähr 1200 engl. Meilen aus. Isolirte Piks von ungeheuerer Höhe sind allenthalben von jedem hohen Passe aus sichtbar. Klein-Tibet enthält ungefähr 12000 engl. Quadratmeilen und hat eine Länge von 170 Meilen. Lassa ist die Hauptstadt von Ober-Tibet, Leh oder Ladak von Mittel-Tibet und Iskardu, das kaum eine Stadt genannt werden kann, indem es nur ein zerstreuter Haufen Häuser ist, ist der Hauptplatz von Klein-Tibet.

Die Bewohner von Ladak sind Buddhisten, die von Klein-Tibet schiitische Mahomedaner. Gleich der Mehrzahl der östlichen Nationen sind sie von kleiner Statur. Ahmed Schach, obwohl nur 5 Fuß 11 Zoll messend, war doch einer der größten Männer des Landes. An Schönheit sind die Klein-Tibetaner in keiner Weise den Kaschmirern gleich. Die letztern haben gewöhnlich große Augen, die der Klein-Tibetaner sind kleiner und mehr längs gestreckt und ihre starken Wangenbeine scheinen die einer Rasse von tartarischem (richtiger mongolischem) Ursprunge zu seyn. Weibliche Schönheit ist in Kaschmir gewöhnlich, aber verhältnißmäßig selten in Klein-Tibet und noch mehr in Ladak. Die blaßrothe und weiße Complexion der Kaschmirer ist sehr ungewöhnlich in Klein-Tibet.

Ahmed Schach mochte zur Zeit von Vignes Anwesenheit ein Mann von 65 bis 70 Jahren seyn. Er hatte fünf oder 6 Söhne, von denen der älteste kurz vorher gestorben war. Gegen die Sieks hatte er bisher glücklich seine Unabhängigkeit behauptet, während Ladak bereits in ihrer Gewalt war. Sein Bruder war, nach des Vaters Bestimmung, Radscha von Parkuta am Indus. Gegen unsern Reisenden zeigte er sich fortwährend voll Gefälligkeit.

Das Thal des Indus bey Iskardu liegt nach thermometrischen Bestimmungen 6300 Fuß über dem Meere, also 900 Fuß niedriger als das von Gurys und 1000 Fuß höher als das von Kaschmir. Seine größte Länge ist 90 engl. Meilen, seine größte Breite 7. Ungeheuere Berge, 6000 bis 8000 Fuß oder mehr über dasselbe sich aufthürmend, umgeben es von allen Seiten und steigen kahl und schroff vom Thale auf, dazwischen mit langen steilen Defileen, die sich zu dem einfassenden Kamme hinaufziehen, der noch viel höher ist. Der Indus fließt in einer nicht sehr ruhigen Strömung hindurch, hat eine Breite von 100 — 200 Ellen und bespült die Ost- und Nordseite des Felsens, auf welchem die Veste von Iskardu steht.

Wo immer Wasser herabfließt, wird es von den Tibetanern benützt. Der Boden wird in Plateaus erhöht, die 40 Ellen Länge und 20 Breite haben, von Steinwällen unterstützt sind und künstlich bewässert werden. Pfirsiche, Aprikosen, Maulbeer-, Apfel- und Birnbäume finden sich in großer Menge, unter denen die Wohnungen der Landleute zerstreut sind; selbige sind gewöhnlich aus Stein und Lehm gebaut und durch ein Holzgerüste unterstützt. Die Melonen haben einen vortrefflichen Geschmack, die Trauben und Aepfel sind ausgezeichnet, Pfirsiche und Aprikosen gewöhnlich klein, aber eine Sorte ungemein süß; Rosinen werden sehr gut bereitet.

Das Klima des Indus-Thales in Klein-Tibet ist im Sommer etwas wärmer, und im Winter vielleicht etwas kälter als das von Kaschmir. Regen fällt nur zu Zeiten; der Ausdruck des Gyolfo war, daß es hier nicht regne, womit jedoch nur das Gewöhnliche bezeichnet werden sollte.

Das 9. Kapitel des 2. Bandes (S. 277) beginnt mit einer Schilderung der hier vorkommenden Thiere. Der Yak findet sich wild, wie Vigne erzählt wurde, auf dem nördlichen Abhange des Himalayas, der sich in das Thal von Yarkund hinabzieht. Das Klima der Thäler von Klein-Tibet ist für ihn im Winter zu heiß, daher er auch nur in den nördlicheren Distrikten sich findet. Die Bastarde mit dem gemeinen Rind sind vortrefflich. Letzteres ist klein und hat auf dem Rücken keinen Fetthöcker oder nur einen sehr kleinen. Vigne sah Yaks von allen Farben.

Der Kuch-Kar (Ovis Polii) ist ein gewöhnliches Wildschaf, wie Vigne meynt, wahrscheinlich einerley mit Ovis Ammon von Pallas. Nach des Gvolfo's Angabe, läßt er sich bisweilen, aber sehr selten, in Klein-Tibet auf den Bergen von Katakchund sehen. Der Steinbock, in Klein-Tibet Skin, in Kaschmir Kyl genannt, ist sehr häufig, und 1 — 200 Stück werden im Winter, wenn sie gezwungen sind in die Thäler herabzukommen, getödtet. Seine Hörner sind länger, gekrümmter und verdünnen sich mehr. Vigne erhielt das größte Paar, das in Klein-Tibet aufzutreiben war und eine Länge von 4 1/4 Fuß hatte. Die riesenhafte Ziege, welche in Afghanistan Mar-Khur heißt, wird in Klein-Tibet Rawacheh (Rawa, Horn, Chogho groß), in Pureh Nush, auch bisweilen Tsuh Ra, Wasserziege, genannt, weil sie öfters auf niederen, aber unzugänglichen Felsen über dem Wasser gesehen wird. Sie findet sich auf den Bergen von Budukshan und ist sehr wahrscheinlich der Ras von Burnes und Wood. Blythe ist der Meynung, daß weil die Hörner dieser gigantischen Ziege in der Form nach den Individuen verschieden sind, sie von einer zahmen Rasse, die wieder verwilderte, abstammen möchte; ihre Färbung ist jedoch, wie Vigne glaubt, einförmig. Eine andere Art ist der Sha, der wie Blythe sagt, dem korsischen Mufflon sehr ähnlich ist, aber weit größer. Der Sna ist der Nahur von Nepal. Seine Hörner sind gekrümmt, glatt und vierseitig; die Größe ist die eines gewöhnlichen Schafes, die Farbe trüb bräunlichgrau.

Der H'la ist ein Moschusthier und, wie Falconer meynt, eine neue Art, die in Duchin Para in Kaschmir gefunden wird; ihre Farbe ist rothbraun. Von den Bären ist schon gesprochen worden. Der Wolf unterscheidet sich nicht von dem gewöhnlichen; der Fuchs ist das große Thier vom Himalaya, in keiner Hinsicht vom europäischen verschieden. Der Hase von Klein-Tibet ist eine neue Art, welche die steinigen Ufer und Sandflächen der Thäler bewohnt, bisweilen ihr Lager im tartarischen Stechginster macht und wo es kein Grün giebt, im Sand liegt, bisweilen auch in den Spalten der Felsen oder in Höhlen, die sie sich unter denselben ausgräbt. Vom Murmelthier ist schon früher die Rede gewesen.

Von Iskardu aus machte Vigne einen Abstecher nach den westlichen Gegenden am Indus und erhielt von Gvolfo eine ansehnliche Bedeckung. Unter großen Beschwerden mußte der 15,500 Fuß hohe Paß erstiegen werden, der nach Hufara (Astor) führt. Unbeschreiblich majestätisch war dafür die Aussicht, die den Reisenden auf der Höhe zu Theil wurde, wo überall ungeheure Berge und Gletscher sich auftürmten. In Hufara wurde Vigne sehr freundlich vom Radscha aufgenommen, überstieg dann von hier aus nochmals eine Höhe, um hinab nach dem Indus zu gelangen, da wo er sich mit dem Gilghit vereinigt und dann bald aus den Gebirgen heraus tritt in das Flachland des Pendschabs. Vigne wäre gerne noch weiter vorgedrungen, aber der Radscha von Gilghit, der der Eskorte nichts Gutes zutraute, verwehrte ihm den Eintritt, und so mußte unser Reisender wieder umkehren.

Von Iskardu wendete sich dann Vigne nach Ladak, wohin wie ihm nicht weiter folgen wollen, da er hier Gegenden betrat, die uns schon aus früheren Berichten bekannt sind.

Eine besondere Erwähnung verdient noch die große Karte, welche dieser Reisebeschreibung beygegeben ist. Sie giebt im großen Maaßstabe eine Darstellung von Kaschmir mit seinen Pässen, von Ladak und Klein-Tibet, dem Gebirgslauf des Indus und dem alpinen Pendschab überhaupt. Auf Kosten der Direction der ostindischen Kompagnie durch John Walker gefertigt, sind alle Hulfsmittel benützt, um diese Karte zu der vorzüglichsten aus allen zu machen, die bisher über die genannten Gegenden erschienen sind.

Verzeichniß

der seit dem 24. July bis November 1842 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Fortsetzung.)

Durch Herrn Martin (du Nord), Garde des Sceaux:

Compte général de l'administration de la justice civile et commerciale en France. Pendant l'année 1840. Paris 1842. gr. 4.

Compte général de l'administration de la justice criminelle en France. Pendant l'année 1840. Paris 1842. gr. 4.

Von dem Herrn Philipp van der Maelen in Brüssel:

Etablissement géographique de Bruxelles. (Catalogue.) Bruxelles 1841. 8.

Notice sur l'établissement géographique de Bruxelles. 8.

Von dem Herrn Van Meerbeeck de Malines:

Recherches historiques et critiques sur la vie et les ouvrages de Rembert Dódoens. Malines 1841. gr. 8.

Von dem Herrn Alex. Moreau de Jonnes, Ministre du commerce à Paris:

Statistique de l'Espagne (avec une carte). Paris 1834. 8.

Statistique de la Grande-Bretagne et de L'Irland (avec une carte). Thl. 1. 2. Paris 1837. 38.

Recherches statistiques sur l'Esclavage colonial. Paris 1842. 8.

Von dem Herrn Morren, Prof. der Botanik zu Lüttich:

Recherches sur la rubéfaction des eaux et leur oxygenation par les animalcules et les algues. Bruxelles 1841. gr. 4.

Von dem Herrn Dr. Christofor. Negri in Mailand:

Il Segistan ovvero il Corso del fium Hindmend secondo Abu Ishak-El-Farssi-El-Istachri Geografo Arabo. Milano 1842. gr. 4.

Von dem Herrn Commerzienrath Neumann in Prag:

Chemie als natürliche Grundlage wissenschaftlicher Natur- und Gewerbkunde nach den wichtigsten Resultaten phys. und chem. Forschungen ꝛc. Prag 1842. gr. Fol.

Von dem Herrn Adolph Pleischl, Professor an der hohen Schule zu Prag:

Bemerkungen zu dem Werke des Hrn. Dr. Kilian: „die Universitäten Deutschlands in medicinisch-naturwissenschaftlicher Hinsicht betrachtet“ in Beziehung auf die k. k. Universität zu Prag. Prag 1829. 8.

Beyträge zu einer medicinischen Topographie Prags, der Hauptstadt Böhmens ꝛc. Chemische Untersuchung der Prager Wasser. Prag 1836. 8.

Zweyte Lieferung. Chemische Untersuchung des Wassers aus dem Brunnen im Carolingebäude. Prag 1838. gr. 4.

Beyträge zur physikalischen Geographie Böhmens. Erste Lieferung. Ueber das Eis im Sommer zwischen den Basaltstücken bey Kameik nächst Leitmeritz in Böhmen. Prag 1838. 8.

Chemische Untersuchungen des Torfes von der Sr. Excellenz ꝛc. dem Grafen v. Kolowrat Liebsteinsky ꝛc. gehörigen Herrschaft Reichenau in Böhmen. Prag 1838. 8.

Können natürliche Mineralwasser durch künstliche ersetzt werden? Wien 1842. 8.

Von dem Herrn de Roosmalen in Paris:

De l'envahissement du commerce et de l'industrie sur les lettres, les sciences et les arts. Aperçu statistique (1842). Paris 1842. 8.

Von dem Herrn Baron von Reiffenberg in Brüssel:

Paléographie etc. Tom. IX, Nro. 3 — 5. Extrait du Tom. VIII. No. 8, 10 des Bulletins de l'acad. roy. de Bruxelles. Bruxelles 8.

Notice Biographique sur Jos. Bas-Bern Van Praet, conservateur de la bibliothèque roy. à Paris etc. Bruxelles 1840. 8.

Eloge de M. Adrian Phil. Raoux, membre de l'acad. roy. des sciences de Brux. Brux. 1842. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 15.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Februar.

Nro. 38. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

In der allgemeinen Versammlung der k. Akademie der Wissenschaften am 11. December 1842 eröffnete der Hr. Staatsrath Frhr. v. Freyberg, Vorstand derselben, die Sitzung mit folgenden Worten:

Meine verehrtesten Herren Collegen!

Seit unserer letzten Zusammenkunft ist es uns leider zur Gewißheit geworden, daß wir unsern hochverehrten ehemaligen Vorstand, Herrn Geheimen Rath v. Schelling, nicht mehr in unserer Mitte werden zu sehen hoffen dürfen. Das Unersetzliche der Lücke, die durch den Austritt dieses gefeyerten Mitgliedes bey uns entstanden ist, wird gewiß von uns allen auf das lebhafteste empfunden. Was uns trösten mag, ist die Ueberzeugung, daß der Ausgetretene auch fortan noch den Ergebnissen unserer Thätigkeit jene Theilnahme zuwenden wird, deren er unseres Amtes für das, was seine Aufgabe ist, so gewiß seyn kann.

Möge seinem gewaltigen, der Versöhnung des Wissens mit dem Glauben so erfreulich zugewendeten Geiste es gelingen, der deutschen Tiefsinnigkeit noch ihre schönsten Siege zu bereiten.

Wir werden es an uns nicht fehlen lassen, die wissenschaftlichen Probleme, die, zumal in der Collision eines solchen Geistes mit entschieden anders Denkenden zur Sprache kommen können, mit gespannter Aufmerksamkeit in ihrer Entwicklung zu verfolgen und nach Maßgabe des Ergebnisses hiebey das Wort zu nehmen.

Haben wir einerseits den eben bezeichneten Verlust zu betrauern, — so können wir uns andererseits wieder erfreut und ermuthigt fühlen, durch den Zuwachs einer glänzenden Reihe so ausgezeichneter Männer, welche seit unserer letzten Versammlung Mitglieder unserer Körperschaft geworden sind, und von welchen ich heute die hier Anwesenden hiemit dem Gesammtverein vorzustellen mir die Ehre gebe. Der reiche Gewinn, die energische Förderung, welche unsere Akademie durch diesen Zuwachs an so stattlichen Kräften, sich für die Lösung ihrer Aufgaben erhoffen darf, findet in den schon so bewährten Verdiensten unserer neuen Genossen gewiß ohnehin die schönste Bürgschaft.

Was zunächst die philologische Classe betrifft, so sind ihr in der Person der Herren Rektoren Fröhlich und Hocheder zwey der ausgezeichnetsten Schulmänner zugegangen. Die verdienstvollen und allgemein geschätzten Arbeiten des erstern über die Werke des Sophocles, Vellejus Paterculus, Phädrus und Catull sind eben so bekannt, als die tiefen und umfassenden Kenntnisse in der klassischen Literatur des nunmehr an der hiesigen Hochschule wirksamen Hrn. Prof. Hocheder. Um die Motive der Wahl des Herrn Professors Maßmann anzudeuten, genügt es, auf seinen in dem Gebiete der altdeutschen Sprache und Literatur wohl erworbenen Ruhm zurückzublicken.

Wenn Herr Domcapitular Windischmann der gelehrten Welt auch nur durch seine Abhandlung „über die chronologische Reihenfolge der plau-

tinischen Stücke“ bekannt geworden wäre, so würde es schon genügen, uns seiner Genossenschaft auf das lebhafteste zu erfreuen. Aber auch seine tiefen Kenntnisse in Sanskrit, dem Zend und dem Armenischen müssen uns auf das Höchste willkommen seyn.

Herr Avelino, Sekretär der Hercolanesischen Akademie und Direktor des bourbonischen Museums in Neapel, gilt für den vorzüglichsten Kenner des Alterthums in seiner Heimath, und hat sich, abgesehen von mehreren antiquarischen Schriften, vorzüglich durch sein Werk über das Museo borbonico große Achtung in der gelehrten Welt erworben. Die Werke des Herrn Grafen Castiglione, „Monete cufiche del Museo di Milano“ und mémoire géographique et numismatique sur une partie orientale de la Barbarie; dann „Gothicae versionis bibliorum partes ex Ambrosianea depromptae bezeichnen uns dieses unser neues Mitglied als einen tüchtigen Orientalisten und rücken ihn uns durch seinen Eifer für unsere ältesten Sprachdenkmale um so näher. Ritter Micali in Florenz empfieng in unserer Wahl nur eine so verdiente Anerkennung der großen Verdienste, die er seit 30 Jahren sich durch seine so erfolgreichen Forschungen im Gebiete der ältesten Geschichte seines Vaterlandes erworben hat.

Die Fülle philologischer und antiquarischer Gelehrsamkeit, welche Herr Ukert, Bibliothekar in Gotha, besonders in seiner Geographie der Griechen und Römer entwickelte, machen seinen Eintritt in unsere erste Classe gewiß sehr willkommen; und von Herrn Zeuß in Speyer werden die Verdienste mit in diese Klasse eingebracht, die er in seinen reichhaltigen Schriften sich neben dem Geschichtlichen auch über das Sprachliche der german. Stammvölker gesammelt hat.

Der mathematisch physikalischen Klasse konnte es nur zur größten Ehre gereichen, fürs erste die Herren Professoren v. Kobell und Wagner, welche sich bereits um die Akademie und ihre Attribute so hoch verdient gemacht, nunmehr als ihre ordentlichen Mitglieder begrüßen zu können — und dann vier ausgezeichnete Männer des Vaterlandes sich beygesellen zu können, von denen der eine — Hr. Professor Desberger durch das, was er als Lehrer und Autor in der Mathematik geleistet, der Klasse eine so schöne Aussicht auf ein nachhaltiges Mitwirken eröffnet; und der andere, Herr Dr. Schafhäutl durch seinen bereits mit glänzenden Erfolgen belohnten Eifer im Fache der Chemie und Physik zu gleich schönen und nicht minder großen Erwartungen berechtigte. Hermanns Verdienste um die wissenschaftliche Begründung der Statistik, so wie die Verdienste und der Eifer des Herrn Geheimen Raths v. Ringseis für eine ächt philosophische Grundlage des Studiums der Naturwissenschaften verbürgen uns so den Gewinn, als den Glanz, der durch ihren Eintritt in unsere Mitte uns zugehen wird; während zugleich durch den Zuwachs von auswärtigen Mitgliedern, welche, wie Bessel in der Astronomie, Aug. de St. Hilaire und Adrian v. Jussieu in der Botanik, Rich. Owen in der vergleichenden Anatomie und Grunert in Greifswalde, als Männer erster Größe in ihren Fächern bekannt sind, nicht bloß der Ruhm, sondern auch die Potenzirung und das Ausgreifen unserer Thätigkeit und Wirksamkeit sich nur erhöht finden kann. Herr Professor v. Görres hat seinem Eintritt in unsere Mitte eine Schrift vorangeschickt, aus welcher uns ein deutscher Geist entgegenweht, der von der historischen Klasse, die auf diesen Mann erster Größe den nächsten Anspruch hat, gewiß nur auf das freudigste als der ihr verwandte begrüßt werden kann. Nicht minder willkommen ist wohl der bezeichneten Klasse der Eintritt Hurters und Böhmers und zwar des erstern schon um der Fackel des Lichts willen, die dieser so wahrheitsliebende Forscher in einen so verkannten Zeitraum der Geschichte hineingetragen; des zweyten aber als eines tief eindringenden Prüfers und Ordners der Quellen. Der Gewinn, den sich diese Klasse durch den Eintritt unseres Landsmannes von Spruner für ihre Zwecke erhoffen darf, ist durch die gediegenen Arbeiten dieses Mannes auf dem Gebiet unserer vaterländischen Geschichte verbürgt.

Indem nun ferner von Reiffenberg und de Ram sich uns beygesellt haben, ist hiedurch ein näherer wissenschaftlicher Verkehr mit einem Lande eingeleitet, mit welchem eine innigere Verbindung

schon um der Belebung so vieler deutscher Elemente willen so wünschenswerth erscheint. Cavaliere Bianchini, auf welchen unsere Wahl gefallen, bekannt durch seine historischen Arbeiten über Neapel und Sicilien, gilt für den einflußreichsten Mann aller wissenschaftlichen Anstalten in dem letztgenannten Reiche und hat sich auf das freundlichste bereit erklärt, zu unsern Zwecken mitzuwirken.

Und das Gleiche ist in Beziehung auf den Duca di Serra di Falco — bekannt durch sein Werk „Antiquità di Sicilia“ zu bemerken, den die Akademie als ihr Ehrenmitglied sich beygesellt.

Ein Blick auf so große Capacitäten und so ehrenhafte Namen kann uns gewiß zu schönen Hoffnungen auf vielseitige Mithülfe zur Erreichung unserer edeln Zwecke berechtigen.

Unsere auswärtige Correspondenz und das so reiche Verzeichniß der an uns gelangten Büchergeschenke, — welche beyde hier zur Einsicht liegen, bestätigen, daß unser Verkehr mit den bedeutendsten Instituten Europa's und selbst über unsere Welttheile hinaus immer belebter wird, so wie sie insbesondere das erfreulichste Interesse des gelehrten Deutschlands an unserm Institute beurkunden.

Es ist mir sehr angenehm, zur Anzeige bringen zu können, daß Seine Majestät der König durch allerhöchste Entschließung vom 6. dieß die Fortsetzung der magnetischen Beobachtungen an der hiesigen Sternwarte auf weitere drey Jahre zu genehmigen geruht haben, — es ist mir dieses um so angenehmer, als diese Beobachtungen bereits eine ausgezeichnete Anerkennung im Auslande gefunden haben. — —

Nachdem hierauf der Herr Vorstand die Arbeiten der einzelnen Classen durchgangen hatte, und von der Gesammtakademie die nöthigen Maaßregeln besprochen worden waren, um die Attribute der Akademie in ein den Anforderungen der Wissenschaften entsprechendes Verhältniß zu setzen, vereinigten sich die anwesenden Mitglieder zuletzt noch zu dem Beschlusse: „Es solle nach dem Turnus von der treffenden Klasse, in der herkömmlichen und von allerhöchster Stelle bestätigten Weise eine Preisaufgabe bekannt gemacht und der Preis nach Maaßgabe der zu Gebot stehenden Mittel hiefür bestimmt — demzufolge von dem Präsidio dießfalls das Weitere verfügt werden.“

In der Sitzung der philosophisch-philologischen Classe am 7. Januar d. J. las Hr. Conservator ꝛc. von Martius nachstehende Notiz über die Sculpturen auf dem Berge Gabia bey Rio de Janeiro in Brasilien.

Ich gebe mir die Ehre, der Classe eine Zeichnung vorzulegen, welche mir aus Rio de Janeiro mit der Nachricht zugekommen ist, daß es die Abbildung colossaler Sculpturen sey, welche man auf dem Berge Gabia, nicht weit von Rio de Janeiro beobachtet habe.

Das Instituto Historico geographico brasileiro, von der Anwesenheit räthselhafter Charaktere benachrichtigt, die sich auf einer Granitwand des genannten Berges, in bedeutender Höhe über dem Meere und schon aus der Ferne sichtbar, befänden, ordnete vor einigen Jahren zwey seiner Mitglieder ab, um diese Reste einer unvordenklichen Zeit zu untersuchen.

Sie befinden sich an einem cubischen Granitfelsen der Gabia, eines durch seine pittoresken Formen von der See- und Landseite her auffallenden, wohl über 1500 Fuß hohen Berges, und zwar, wenn man von dem Serrote de Boa Vista aus aufsteigt, rechts fast auf der Spitze. Die ziemlich flache Wand, worauf die Charaktere sichtbar sind, ist nach S.O. gegen das Meer hin gerichtet. Der Punkt ist nicht leicht zugänglich, und aus dem *) Berichte der Commissarien ist nicht ersichtlich, ob dieselben bis zur unmittelbaren Nähe der Sculpturen selbst gekommen sind, welche sie jedoch abgezeichnet haben. Diese Charaktere lassen sich, ihrem

*) in der Revista trimensal des Instituto No. 2. 1839 p. 86 veröffentlicht.

allgemeinsten Ansehen gemäß, mit einer Art Keilschrift zu vergleichen. Sie sind mehrere Fuß (7 — 8 Palmos) lang und stehen in einer horizontalen Reihe neben einander. Theilweise scheinen sie fast von horizontalen Linien eingeschlossen zu seyn, wenn diese nicht etwa bloß durch Verwitterung des Gesteins entstanden seyn sollten, worauf der Umstand hinzudeuten scheint, daß der Granit des Berges, wegen beträchtlichen Antheils an Glimmer und Feldspath überhaupt stark verwittert ist. Die Figuren sind ziemlich tief, aber in ungleicher Stärke eingegraben. Die Commission wagte nicht, mit Entschiedenheit auszusprechen, ob sie von Menschenhand oder von der Feile der Zeit herrühren. Der Ort ist den Südwinden und den von Süden her kommenden Regenstürmen ausgesetzt, weßhalb es ihr wahrscheinlich wird, daß die eingegrabenen Figuren durch diese Einflüsse gelitten und an Deutlichkeit verloren haben.

Die einzelnen Zeichen sind in ihrer Hauptrichtung vertical, jedoch nicht gleich lang, meistens nach Unten kolbig erweitert, nach Oben tragen sie so ziemlich in gleicher Höhe Querleisten, welche hie und da die einzelnen Verticalzeichen mit einander verbinden. Dieß letztere Verhältniß, welches von einer gleichmäßigen horizontalen Verwitterung eines vorzugsweise weichen Gesteins abgeleitet werden könnte, scheint der Ansicht das Wort zu reden, die hier kein Menschenwerk anerkennen will, sondern nur die Wirkung jener feinsten, unsichtbaren und langsam thätigen Instrumente, womit die Zeit arbeitet.

Inzwischen verdient doch der Gegenstand jedenfalls Berücksichtigung Solcher, die sich mit der Untersuchung amerikanischer Denkmäler beschäftigen, bis man entweder durch das Vorkommen analoger Verwitterungsprocesse über seinen natürlichen, oder durch Auffindung verwandter unzweifelhafter Menschenwerke über seinen künstlichen Ursprung belehrt worden ist.

Zweyerley dürfte diesem räthselhaften Monument ein historisches Interesse leihen: einmal die Art und Stellung der Zeichen selbst, dann die Oertlichkeit, wo sie sich finden.

Ohne daher die Frage zu berühren, ob hier wirklich ein historisches Denkmal vorliege, nehme ich davon nur Veranlassung, um einige allgemeine, hierauf bezügliche Bemerkungen zu machen.

Daß die amerikanische Menschenrace sich nie und nirgends zur Darstellung eines Alphabets, einer Schriftsprache erhoben habe, wird auch gegenwärtig, nachdem so zahlreiche Denkmäler aus ihrer frühesten und edelsten Vorzeit bekannt geworden sind, mit eben so viel Sicherheit anzunehmen seyn, als es von Torquemada, Clavigero und v. Humboldt *) vor längerer oder kürzerer Zeit geschehen ist.

Dagegen unterliegt es keinem Zweifel, daß die verschiedenen Spuren bildlicher Darstellungen, welche man an Bauwerken angebracht, in lebendigen Fels gehauen oder auf Stein gemalt, antrifft, ein wenn auch noch so schwaches Stammeln mit der Zunge der Kunst, die Bestimmung haben, Etwas auszusagen, daß sie also für die Beurtheilung früherer Zustände von Wichtigkeit sind.

Alle derartigen Denkmäler, welche ich zur Zeit kennen gelernt habe, sind entweder von einem historischen oder von einem mysteriösen Charakter, sie beziehen sich entweder auf die Geschichte der Menschen oder auf die ihrer Götter.

Die historischen Monumente stammen bald aus dem Leben eines Volkes, bald nur aus dem einer Horde; bald gehören sie ausschließlich nur der Geschichte der Dynastie an.

Solche Denkmäler finden wir am häufigsten und am größten entwickelt bey den Mexikanern und den Bewohnern von Cundinamarca und Hochperu.

*) Vue des Cordilléres et Monuments des peuples d'Amerique p. 62.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 4.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Februar.

Nro. 39. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der philosophisch-philologischen Classe am 7. Januar d. J. las Hr. Conservator ꝛc. von Martius nachstehende Notiz über die Sculpturen auf dem Berge Gabia bey Rio de Janeiro in Brasilien.

(Schluß).

Es ist bekannt, daß in den Baudenkmalen jener Gegenden eigenthümliche, großartige Verhältnisse, ein selbstständiger Styl, in mehrerley Abwandlungen herrscht, und daß sie auch durch zahlreiche Sculpturen verziert sind, denen man, in Ermanglung der Schrift, die Bedeutung derselben zutrauen darf.

Was an diesen großen und dauerhaften Monumenten sich auf historische Thatsachen bezieht, scheint vorzugsweise die Thaten Einzelner zu bezeichnen, und dergleichen Ueberlieferungen möchten sich namentlich dadurch von den ägyptischen Denkmälern unterscheiden, daß sie nur sehr selten dynastische Begebenheiten darstellen. Vielleicht ist der ungeheure Monolith auf dem Thorgebäude zu Tiagnaco in Bolivia das einzige größere Bauwerk, dessen Figuren sich auf eine lange Reihe von Fürsten beziehen. Hr. A. d'Orbigny schreibt dieß Bauwerk bekanntlich dem Bergvolke der Aimara zu. Es ist höchst merkwürdig, daß die bey weitem meisten dieser Monumente von Völkern errichtet worden sind, die auf Hochebenen und in Gebirgen wohnten. In ganz Südamerika sind sie nur in diesen Gebirgsländern gegen Westen gefunden worden. Sie rühren demnach nur von demjenigen Stamm der amerikanischen Race her, welchen Orbigny den der Andes, l'homme américain andien, nennt. Die andern beyden Hauptstämme, der Pampas- und der Guarani-Stamm nach d'Orbigny, im Allgemeinen Bewohner von Niederungen und Ebenen, haben gar keine monumentalen Bauwerke von beträchtlicher Ausdehnung hinterlassen. Die Zeugen ihres Kunstsinnes sind rohe Malereyen auf Felsen oder Sculpturen, welche, so viel mir bekannt ist, niemals en relief, immer nur in die Tiefe gearbeitet sind.

Die Malereyen sind, nach dem Material zu schließen, womit sie auf die Felsen gemalt sind (Rocou oder Röthelfarbe, mit Wasser oder Oel angerieben), sehr jung. Sie gehören dem gegenwärtigen Bildungsgrade der Indianer an. Sie beziehen sich nicht auf eine weit hinaufreichende Geschichte, sondern nur auf den engen und ärmlichen Kreis der Ereignisse in einer Horde. Es sind rohe Versuche, Jagden, Fehden, Hinterhalte, Friedensschlüsse u. s. w. auf eine ganz einfache Weise, durch Striche und Puncte symbolisirt, darzustellen. Die Armuth der Kunstmittel entspricht dem gesammten Zustand der Gesittung. Von dynastischen Interessen, von Suprematie einer Familie und Vererbung gewisser Fürstenrechte, von Zügen aus der Geschichte mächtiger Fürsten oder Krieger ꝛc. findet sich hier keine Spur.

Als ein Beyspiel von solchen Darstellungen,

*) Vom ägyptischen Baustyl unterscheiden sich diese Werke unter Anderm durch den hohen Sockel, der dort, in den ebenen Gegenden, fehlt.

aus dem dermaligen Bildungszustande der Wilden hervorgegangen, kann ich die Malereyen auf einem Felsen der Serra de Anastasio im Innern der Provinz Bahia anführen. *)

Mit einem größeren Aufwande von Kunstmitteln dargestellt, jedoch nur um weniges vollkommener sind die Figuren, welche man im nördlichen Brasilien, namentlich an vielen Beyflüssen des Amazonenstromes, und ganz ähnlich im Gebiete des Orinoco, in die Felsen eingegraben findet.

Ich habe dieselben an dem Jupurá und an einem seiner nördlichen Beyflüsse, dem Rio dos Enganos, in großer Ausdehnung wahrgenommen (a. a. O. S. 1257 1284.) Sie bedecken dort sowohl die horizontalen Sandsteinbänke am Ufer, als senkrechte Sandstein- und Granitwände. Sie stellen, wohl nicht symbolisch, sondern als wirkliche Schildereyen, freylich mit sehr ungeübter Hand, ganze menschliche Figuren, Köpfe von Menschen, und überdieß Thiere, Schlangen, Onzen, Crocodile u. s. w. vor.

Es ist schwer zu sagen, ob sie historische Traditionen vergegenwärtigen sollen, ob sie bloß bildnerische Versuche der Langenweile jener Stämme sind, welche sich zur Zeit, wenn die Flüsse wasserarm sind, wegen des dann leichteren Fischfanges an diesen aufhalten, oder ob sie auch einen hieroglyphischen, mythologischen Charakter haben.

Wegen ihrer großen Verbreitung (hie und da bedecken sie Viertelstunden weit die Felsen) muß man annehmen, daß sie entweder nur langsam, aber in *vielen* Jahren oder von einer sehr zahlreichen Bevölkerung in kürzerer Zeit eingegraben worden seyen.

Auch hier kommen Antlitze, gehörnte oder mit einer Art Calantica bekleidete Köpfe vor, welche der Vermuthung Raum geben, daß eine religiöse Beziehung bey ihrer Darstellung obwaltete. In der tiefen, melancholischen Stille jener ungeheueren Wälder, wo man nur selten, von den wenigen Bergen herab blickend, durch eine blaue Rauchwolke an die Anwesenheit von Menschen erinnert wird, kann man sich eines ernsten Eindruckes beym Anblicke jener rohen Bildereyen nicht erwehren und man wird versucht, in ihnen die Spuren eines entarteten Cultus, einer verloren gegangenen Naturweisheit anzuerkennen.

Aber welche Kluft liegt zwischen diesen rohesten Kunstschöpfungen und den großartigen Bau- und Bildwerken zumal der älteren mericanischen Epoche! Bey diesen findet man stationäre Typen von ernsten, gräßlichen Göttergestalten. Alles weist auf eine hohe Ausbildung mythologischer Processe und hierarchischer Verhältnisse hin. Eine genauere Kenntniß dieser erst in neuester Zeit mit kritischem Auge betrachteten Denkmale wird uns wahrscheinlich noch verschiedene Göttersysteme erkennen lassen, so wie es schon zur Zeit nicht schwer ist, wenigstens drey verschiedene, eigenthümliche Baustyle zu unterscheiden. Solche Verschiedenheiten lassen uns auch darauf schließen, daß diese Entwicklungen im religiösen Bewußtseyn und in der priesterlichen Organisation durch lange Zeiten hindurch gedauert haben, durch Zeiten, deren Epochen uns jetzt noch ganz räthselhaft und unmeßbar erscheinen.

Auf der andern Seite tragen die rohen Darstellungen, welche man in den Ebenen am Amazonenstrom, am Rupununi und Orinoko findet, allerdings auch ein Gepräge hohen Alters. Sie sind theilweise vom Zahn der Zeit verwischt, und datiren auf eine Vergangenheit zurück, aus welcher uns sonst gar nichts übrig geblieben ist. Das Gräuliche und Entsetzliche der mericanischen und aimarischen Schildereyen, welches dort um so auffallender wirkt, als sie eine große Herrschaft über das schwer zu bearbeitende Material beurkunden, kommt in den Denkmälern der Indianer in den Ebenen Südamerikas nicht zum Durchbruch, aber doch sind auch diese des schwermüthigen Ernstes nicht ledig, der ein Grundzug in der amerikanischen Kunst zu seyn scheint. Die große Aehnlichkeit in den Figuren erinnert an etwas Traditionelles. Was aber dargestellt wird, sind wohl nur die letzten Reste eines verloren gegangenen Cultus, eines höheren Naturverständnisses. Nur dieses konnte sich bey den nomadischen Horden noch erhalten, welche in ihrem träumerischen Bewußtseyn lediglich das rohe Leben

*) S. Spix u. Martius Reise II. 740. 752. u. d. Atlas.

der Gegenwart leben, wie der Sprachgebrauch der Braſilianer ſagt: Gente sem rey, sem fé, sem ley, Leute ohne König, Prieſter und Geſetz. Die Mythologie dieſer wilden Horden hat ſich aufgelöst in einen blinden Aberglauben und in eine düſtere Erregbarkeit für die Schreckniſſe der Einſamkeit, welche ihre getrübte Phantaſie mit geſpenſtiſchen Unholden und Waldgeiſtern bevölkert.

Eine ſolche blinde Furcht vor finſteren Mächten ſchien auch meine indianiſchen Begleiter zu feſſeln, als ſie jene verwitterten Bildnereyen auf den Felſen am Jupurá erblickten. Sie ſchlichen ſich ſchon mit Sonnenaufgang aus dem Lager, näherten ſich ſtill den Sculpturen, ſtarrten ſie lange an, oder fuhren ihnen mit dem ſchüchtern über den Felſen ſtreifenden Zeigefinger nach.

Man könnte ſomit ſagen, daß die großartigen Bau- und Bildwerke in Mexico, Yucatan und Hochperu einerſeits, und jene rohen Sculpturen in den Niederungen am Orinoko und Amazonas andererſeits die beyden Pole hiſtoriſcher Ueberlieferungen der amerikaniſchen Menſchheit ſeyen. Zwiſchen den ſittlichen, bürgerlichen und religiöſen Zuſtänden, aus welchen dieſe ſo verſchiedenartigen Denkmale hervorgegangen ſind, liegt eine große, dunkle Epoche, welche aufzuhellen eine der intereſſanteſten Aufgaben für die Entwickelungsgeſchichte unſeres Geſchlechts iſt.

Je weiter wir uns von jenen großen Strömen gegen Süden und Oſten wenden, um ſo ſeltener erſcheinen uns in dem ungeheueren Gebiete öſtlich von den Andesgebirgen Spuren bildender Kunſt; und in gleichem Verhältniſſe finden wir den Ureinwohner mehr und mehr verarmt an geſchichtlichen Traditionen, an bürgerlichen Einrichtungen, um ſo mehr ſind die Völker in kleine und kleinere Horden zerſtiebt und die Sprachen in unendliche Dialekte auseinander gefallen.

Am Schluße dieſer allgemeinen Bemerkungen erlaube ich mir auch noch das Ortsverhältniß zu erwähnen, wo ſich die Charaktere auf der Gabia befinden. Dieſer Berg erhebt ſich, nahe am Meere auf eine beträchtliche Höhe. Die Zeichen ſind an einem Orte befindlich, wo ſie ſelbſt aus großer Entfernung noch ſichtbar ſind. Wenn ſie wirklich das Werk von Menſchen ſind, ſo iſt es außer Zweifel, daß ſie nicht von daſelbſt Lebenden in Stunden der Langenweile eingehauen wurden, ſondern von Solchen, die zu dem Werke einen mühſamen Weg in die Höhe, und zwar oft unternehmen mußten. Ihr Daſeyn iſt deßhalb nicht als eine zweckloſe Spielerey zu deuten. Sie ſollten entweder den unten vorüber Ziehenden ein Signal ſeyn, oder ſie hatten Bedeutung für einen Cultus, der auf der Höhe eines majeſtätiſchen, weithin Land und Ocean beherrſchenden Berges begangen wurde.

Hr. v. Humboldt hat *) die Aufmerkſamkeit der Archäologen auf das merkwürdige Factum gerichtet, daß in vielen Gegenden an dem oberen Orinoco, z. B. zwiſchen Encaramada, El Capuchino und Cavgara ſteile Felswände in Höhen, zu denen man jetzt nur mittelſt gewaltiger Gerüſte emporſteigen könnte, mit rohen Figuren von Sonne, Mond, Crokodilen u. ſ. w. bedeckt ſeyen, was die Indianer dadurch erklärten, daß ihre Vorfahren „zur Zeit der hohen Gewäſſer“ dort oben in Kähnen gefahren ſeyen. Die Charaktere an dem Gipfel der Gabia ſtehen auf einem nicht unzugänglich, jedoch ſchwer beſteiglichen Punkt. Man braucht daher, um ihre Anweſenheit zu erklären, nicht eine andere Waſſerbedeckung, als die dermalige in Anſpruch zu nehmen. Bedeutungsvoll iſt aber jedenfalls die hohe Oertlichkeit. Sie läßt uns, wie erwähnt, in den coloſſalen Zeichen aus einer vorhiſtoriſchen Zeit ein Werk erkennen, welches mit der eigenthümlichen Denkweiſe und Bildung ſeiner Urheber im engſten Zuſammenhange ſteht, und ſollte die Reiſenden insbeſondere veranlaſſen, ihr Augenmerk dahin zu richten, ob ſich nicht in andern erhöhten Orten ähnliche Reſte finden, welche ſofort als Spuren eines Naturcultus zu betrachten wären.

*) Relation II. S. 238. 252 u. a. a. O.

In der Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse den 14. Januar 1843 wurden nachstehende Aufsätze eingereicht und zum Theil vorgelesen:

1. Einige neue Beobachtungen über die chemische Wirksamkeit der einfachen Kette und die Passivität des Eisens. Von Herrn Prof. C. F. Schönbein in Basel.

Vor Kurzem machte ich einige Abhandlungen bekannt, in denen durch eine Reihe von Versuchen gezeigt wurde:

1. daß der Grad der electrolytischen Wirksamkeit einer einfachen Kette wesentlich bedingt werde von dem chemischen Verhältniß, in welchem die Jone eines Electrolyten stehen entweder zu der Substanz der Electroden einer solchen Kette oder zu den die Electroden unmittelbar umgebenden Materien.
2. Daß das Eisen, als positive Electrode in verdünnter Schwefelsäure dienend, je nach Umständen entweder wie Gold und Platin oder aber wie ein leicht oxydirbares Metall sich verhalten könne.

So lange das Eisen als positive Electrode in seinem normalen Zustande sich befindet, d. h. so lange es leicht oxydirbar ist, so lange wird dasselbe auch, wie jedes andere unedle Metall, eine lebhafte Wasserstoffgasentwicklung an der negativen Electrode der Zersetzungszelle veranlassen. Vermindert man aber die Oxydirbarkeit des fraglichen Metalles oder hebt man dieselbe möglichst auf, so wird auch in gleichem Verhältnisse die Wasserelectrolyse geschwächt oder aufgehoben. Gemäß den in den angeführten Abhandlungen gemachten Angaben, kann ein als positive Electrode functionirender Eisendraht, der sich im positiven Zustande befindet, z. B. dadurch wieder activ oder oxydirbar gemacht werden, daß man die Kette in beliebiger Weise auf einige Augenblicke öffnet. Bey dem Wiederschließen derselben findet daher auch eine sehr lebhafte Wasserstoffgasentbindung an der negativen Electrode statt, welche indessen bald wieder aufhört, indem das Eisen unter diesen Umständen wieder in den Zustand chemischer Unthätigkeit zurückkehrt.

Da das passive Eisen hinsichtlich seiner volta'schen Eigenschaften dem Platin sehr ähnlich ist, so liefert eine volta'sche Combination beyder Metalle auch nur einen sehr schwachen Strom oder, was das Gleiche ist, entwickelt sich am Platin eines so beschaffenen Plattenpaares, wenn z. B. in verdünnte Schwefelsäure gebracht, keine merkliche Menge von Wasserstoffgas, während dagegen die Entwicklung dieses Elementes ziemlich reichlich ausfällt, wenn gewöhnliches Eisen mit Platin in volta'scher Verbindung steht. Dieses verschiedenartige Verhalten des positiven und activen Eisens giebt ein bequemes Mittel an die Hand, die Veränderungen, welche das fragliche Metall hinsichtlich seiner chemischen oder volta'schen Eigenschaften unter gewissen Umständen erleidet, ohne Hülfe des Galvanometers augenfällig zu machen.

Umwindet man das Ende eines gewöhnlichen Eisendrahtes, das bestimmt ist, in verdünnter Schwefelsäure als positive Electrode einer einfachen Kette zu dienen, mit einem kleinen Stückchen dünnen Platindrahtes und schließt man die Kette dadurch, daß man das so umwickelte Ende des Eisendrahtes in die erwähnte Flüssigkeit eintaucht, so wird am Platin, so lange die Kette geschlossen bleibt, kein Wasserstoffgas sich entbinden, unter diesen Umständen auch an der negativen Electrode nur wenig Gas sich entwickeln. Oeffnet man nun die Kette irgendwo in der Weise, daß das mit Platin versehene Ende des positiven Eisendrahtes ruhig in der verdünnten Schwefelsäure der Zersetzungszelle verbleibt, so tritt in dem Augenblicke, wo das Oeffnen erfolgt, noch keine Gasentwicklung an dem Platindraht ein, und vergeht immer einige Zeit, bis jene beginnt.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 15.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Februar.
Nro. 10. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

1. Einige neue Beobachtungen über die chemische Wirksamkeit der einfachen Kette und die Passivität des Eisens. Von Herrn Professor C. F. Schönbein in Basel.

(Schluß.)

Schließt man die Kette wieder, bevor die Gasentbindung am Platin sichtbar wird, so fällt auch die Wasserstoffentwicklung an der negativen Electrode der Kette äußerst schwach oder ganz unmerkbar aus. Wartet man aber mit dem Schließen der Kette so lange ab, bis Wasserstoffbläschen anfangen an dem mit dem Eisendraht verbundenen Platin zu erscheinen, dann tritt auch eine lebhafte Gasentwicklung an der negativen Electrode in dem Augenblicke ein, wo der volta'sche Kreis geschlossen wird. Meinen frühern Angaben zufolge dauert aber diese Gasentbindung auch nur wieder einige Secunden lang an und hat sie einmal aufgehört, so sieht man an dem Platin des Eisendrahtes kein Bläschen mehr aufsteigen.

Diese Versuche machen die Abhängigkeit der Electrolyse des Wassers von der chemischen, oder, wenn man lieber will, von der volta'schen Beschaffenheit der positiven Eisenelectrode sehr augenscheinlich. So lang am Platin des Eisendrahtes kein Wasserstoffgas sich zeigt, so lange kann auch keine merkliche Oxydation des Eisens statt finden, so lange muß dieses Metall positiv oder stark electro-negativ seyn und eben so lange bleibt auch die Electrolyse der Zersetzungsflüssigkeit unterdrückt. Die electrolysirende Kraft der ganzen Kette wird sehr bedeutend gesteigert, sobald sich Wasserstoff an dem Platin des Eisendrahtes zeigt; d. h. so bald dieser letztere sich zu oxydiren beginnt oder activ wird.

Sehr merkwürdig ist das Verhalten eines gewöhnlichen Eisendrahtes, dessen eines Ende man mit einer Hülle von Bleyhyperoxyd überzieht und sich seiner als der positiven Electrode einer Kette bedient.

Für Diejenigen, welche den Versuch wiederholen wollen, bemerke ich, daß ein vollkommen tauglicher Versuchsdraht erhalten wird, wenn man einen gewöhnlichen Eisendraht als positive Electrode einer mäßig kräftigen Säule dreyßig Sekunden lang etwa vier Linien tief in eine Bleyzuckerlösung eintauchen läßt und nachher mit Wasser abspült. Wird nun das mit dem Hyperoxyd überzogene Ende des Eisendrahtes als positive Electrode einer einfachen Kette in verdünnte Schwefelsäure so eingetaucht, daß diese Flüssigkeit noch einen Theil des unbedeckten oder nackten Eisens umschließt, so wird ein so beschaffener Draht gerade so sich verhalten, wie dieß ein Gold- oder Platindraht thun würde. Nicht nur entwickelt sich keine merkliche Wasserstoffmenge in dem Falle, wo mit dem Hyperoxydende die Kette geschlossen wird; man erhält auch das gleiche negative Resultat, wenn die Kette erst geöffnet und dann nach kürzerer oder längerer Zeit wieder geschlossen wird, während der Versuchsdraht in der verdünnten Schwefelsäure verbleibt.

Bey Anwendung eines gewöhnlichen Eisendrahtes als positiver Electrode fällt meinen früheren

Erfahrungen zufolge das Ergebniß ganz anders aus; es findet bey jedesmaligem Wiederschließen der Kette eine lebhafte Wasserstoffgasentwickelung an der negativen Electrode statt. Die Thatsache verdient jedoch hier bemerkt zu werden, daß die Electrolyse des Wassers sofort lebhaft beginnt, wenn der präparirte Eisendraht innerhalb der verdünnten Schwefelsäure an einem nicht mit Hyperoxyd bedeckten Theile mit irgend einem leicht oxydirbaren Metalle, wie z. B. mit Zink, Zinn, Kadmium, Kupfer ꝛc. berührt wird. Es hört aber die Gasentbindung an der negativen Electrode wieder auf, sobald man die genannten Metalle von dem Versuchsdrahte entfernt. Wird mit dem letzteren gewöhnliches oder actives Eisen in Berührung gesetzt, so verursacht man zwar hiedurch ebenfalls eine lebhafte Gasentbindung an der negativen Electrode der Kette; es dauert aber dieselbe nur wenige Augenblicke an, selbst in dem Falle, wo die Berührung zwischen dem Versuchsdrahte und dem gewöhnlichen Eisen nicht unterbrochen wird. Dieses letztere tritt nämlich unter den erwähnten Umständen gleichfalls in den passiven Zustand, was mit andern Metallen nicht geschieht, wenigstens nicht in einem merklichen Grade.

Das außergewöhnliche Verhalten des mit Bleyhyperoxyd combinirten Eisendrahtes findet indessen nur so lange statt, als an ihm jene Substanz mit Innigkeit haftet. Nach einiger und zwar ziemlich kurzer Zeit lockert sich dieselbe vom Draht ab; zum Theil wird sie auch aus leicht einzusehenden Gründen reducirt; und ist dieser Zustand einmal eingetreten, so verhält sich der Draht ganz wie ein gewöhnlicher.

Ich kann nicht umhin, bey diesem Anlaß einer andern Thatsache Erwähnung zu thun, die mir der Aufmerksamkeit der Physiker nicht ganz unwürdig zu seyn scheint. Taucht der positive Zuleitungsdraht einer Kette wie auch das eine Ende unseres Versuchsdrahtes in ein Queckſilbernäpfchen ein, befindet sich das mit Bleyhyperoxyd behaftete Ende des gleichen Drahtes in der verdünnten Schwefelsäure der Zersetzungszelle und ist die Kette offen, so kann man eine beliebige Anzahl gewöhnlicher Eisendrähte in die erwähnte Flüssigkeit einführen, ohne daß beym Schließen der Kette die Wasserstoffgasentbindung an der negativen Electrode selbst auch nur für einen Augenblick angefacht würde.

Um diesen Zweck zu erreichen, hat man nur das eine Ende eines gewöhnlichen Eisendrahtes zuerst in das besagte Queckſilbernäpfchen und nachher das andere Ende desselben Drahtes in die Flüssigkeit der Zersetzungszelle einzutauchen. Wie viele Eisendrähte nun auch auf die angegebene Weise in den volta'schen Kreis eingeführt werden mögen, so treten sie doch alle in den Zustand chemischer Unthätigkeit in der verdünnten Schwefelsäure, d. h. verhalten sich beym Schließen der Kette ganz wie Platindrähte. Entfernt man nun den Versuchsdraht aus der sauren Flüssigkeit, so beharren zwar die übrigen in ihr befindlichen Eisendrähte in ihrer Passivität, vorausgesetzt, die Kette bleibe geschlossen; wird aber die letztere geöffnet und nach einigen Sekunden wieder geschlossen, so findet in dem Augenblick, wo dieß geschieht, eine äußerst lebhafte Entbindung von Wasserstoffgas an der negativen Electrode statt, die indessen auch wieder nur kurz andauert.

Stellt man den eben beschriebenen Versuch anstatt mit gewöhnlichen Eisendrähten mit Drähten aus Kupfer, Zinn, Kadmium u. s. w. an, so wird eine lebhafte und andauernde Wasserstoffentwickelung an der negativen Electrode eingeleitet, aus welchem Umstande erhellt, daß unter diesen Umständen das gewöhnliche Eisen von den übrigen leichter oxydirbaren Metallen auffallend sich unterscheidet.

Schon vor einigen Jahren machte ich die Beobachtung, daß ein gewöhnlicher Eisendraht, wenn mit Bleyhyperoxyd volta'sch combinirt, selbst in verdünnte Salpetersäure oder in eine Kupfervitriolauflösung gebracht werden könne, ohne daß derselbe von besagter Säure merklich angegriffen würde oder Kupfer aus Vitriollösung fällte. Mit Ausnahme des Silberhyperoxydes vermag keine andere electronegative Substanz die erwähnte Veränderung im Eisen zu bewerkstelligen, d. h. einen solchen Grad von Positivität in diesem Metalle zu erregen.

Es ist unschwer einzusehen, daß in dieser merkwürdigen Eigenschaft des Bleyhyperoxydes die vorhin angeführten Thatsachen ihre nächste Erklärung finden, daß also dieses Hyperoxyd es ist, welches nicht nur den Versuchsdraht selbst, sondern auch die mit ihm volta'sch verbundenen gewöhnlichen Eisendrähte passiv gegen die verdünnte Schwefelsäure macht. Und eben diese Passivität des Eisens ist es wieder, welche die Electrolyse des Wassers in der Zersetzungszelle in dem Augenblicke hemmt, wo die Kette geschlossen wird.

Welcher Theorie über den Voltaismus wir auch huldigen mögen, der Einfluß, den das Bleyhyperoxyd auf das Eisen ausübt, muß uns dermalen noch höchst räthselhaft erscheinen. Es ist eine wohlbekannte Thatsache, daß erstere Substanz einer der electro-negativesten Körper ist, und in dieser Hinsicht selbst das Platin weit übertrifft; man sollte daher auch voraussetzen dürfen, das ein volta'sches Element aus Eisen und dem besagten Hyperoxyd gebildet, ein viel wirksameres als dasjenige sey, welches Platin mit Eisen bildet; man sollte mit andern Worten vermuthen, daß daß Eisen combinirt mit Bleyhyperoxyd in verdünnter Schwefelsäure rascher sich oxydirt, als das Eisen dieß thut, wenn mit Platin vergesellschaftet. Wie die Erfahrung lehrt, findet aber in der Wirklichkeit gerade das Gegentheil statt und wird in einer Anzahl von Fällen die Oxydation des Eisens um so mehr gehemmt, je negativer die mit diesem Metalle volta'sch combinirte Substanz ist.

Diese auffallende Thatsache hängt auch auf das innigste zusammen mit den Erscheinungen, welche ich in meiner in Poggendorff's Annalen neulich erschienenen Abhandlung „Ueber einen eigenthümlichen Zustand des Eisens," wie auch in meinen frühern

Arbeiten über die Passivität dieses Metalles besprochen habe.

Es ist mir nicht bekannt, daß schon Versuche angestellt worden wären in der Absicht, den Einfluß zu bestimmen, welchen auf das Stromresultat der einfachen Kette eine Electrode ausübt, die mit der sie umgebenden Zersetzungsflüssigkeit selbst einen geschlossenen volta'schen Kreis bildet. Da nun die chemischen Eigenschaften der Metallelectroden, den neuesten Untersuchungen über diesen Gegenstand zufolge, die Wirksamkeit einer Kette so wesentlich bedingen und erfahrungsgemäß die natürlich chemische Beschaffenheit der Oberfläche vieler Metalle, vorzüglich aber die des Eisens unter den jetzt so wohl bekannten Umständen auffallend verändert wird, so ist es mehr als nur wahrscheinlich, daß bey Anwendung bestimmter volta'scher Combinationen als Electroden und bey dem gleichzeitigen Gebrauch gewisser elektrolytischer Substanzen als Zersetzungsflüssigkeiten Stromresultate erhalten werden, welche die jetzigen Theorien vorauszusehen nicht im Stande sind.

Untersuchungen der angedeuteten Art dürften aber namentlich auch dazu führen, uns Aufschlüsse zu verschaffen über die immer noch so dunklen und wenig verstandenen Veränderungen, welche die Oberfläche metallischer Körper unter gewissen Umständen erleiden und die das Eisen, dieser auch in vielen andern Beziehungen so höchst merkwürdige und räthselhafte Körper in so ausgezeichnetem Grade zeigt.

2. Auszüge aus Briefen von

a. Herrn Prof. Morren in Lüttich d. d. 10. Dec. 1842.

Foſſile Knochen von Thieren aus der Claſſe der Fröſche ſind überhaupt ſelten; die aus dem Grobkalke ſind vorzüglich merkwürdig. Im Jahre 1829 habe ich in meiner Revue des découvertes d'ossements fossiles, faites dans le Brabant (2. edit. Brux. 1829 — 1831) bekannt gemacht, daß ich in der Nähe von Brüſſel eine gute Zahl ſolcher foſſiler Knochen entdeckt hätte, welche der Gattung Bufo (nicht Rana) angehörten und zwar unbeſtimmten Arten. Dieſe Reſte lagen in Neſtern eines regenerirten Terrains, unter Schichten von Hornſtein und Sand, welche dieſe Formation charakteriſiren und einer der Schichten des Pariſer Grobkalkes entſprechen. Obgleich von mehreren Geologen, wie D'Omalins de Hallay, Fiſcher und Boué aufgefordert, dieſe paläontologiſchen Funde zu beſchreiben, unter welchen ſich auch Reſte eines Dachs finden, die in dem neuen Dictionaire des sciences naturelles unter dem Namen Meles Morrenii aufgeführt worden ſind, hatte ich doch nicht an eine Bekanntmachung derſelben in dieſer Weiſe gedacht. Ich ſcheine jedoch berufen zu ſeyn, überall dieſen Trümmern der Vorzeit zu begegnen. Vor Kurzem habe ich bey Uccle, in der Nähe von Brüſſel, eine ungeheure Quantität derſelben Knochenreſte gefunden, ſo daß ich mich jetzt doch dazu beſtimmen werde, ſie ausführlich zu bearbeiten.

In neueſter Zeit habe ich mich auch mit der Anatomie der Kartoffel beſchäftigt. Es giebt an dieſem Knollen noch immer allerley Neues zu beobachten. An der blauen Hornkartoffel (Tab. 8. Fig. 29. der Monographie von Putſche und Bertuch) finde ich, daß der ſchöne violette Saft die Formation der Fecula in den Zellen ausſchließt, welche ihn enthalten. In der Peripherie findet man kubiſche Kryſtalle, je einzelne in einer Zelle.

b. Von Hrn. Dr. Guyon, Oberarzt der franzöſiſchen Armee vor Algier und Mitglied der wiſſenſchaftlichen Commiſſion daſelbſt. d. d. Algier 25. Dec. 1842.

Herr Viviani hat, wie ſie wiſſen, bereits vor längerer Zeit bekannt gemacht, daß er die berühmte Pflanze des Alterthums, das Silphium, in einer Doldenpflanze aus der Gattung Thapsia wieder erkenne, welche in Tripoli wild wächst. Ich habe Gelegenheit gehabt, dieſem Gegenſtande meine Unterſuchung zu widmen, und gefunden, daß das Silphium der Alten allerdings eine Thapsia, und zwar die Thapsia garganica, iſt. In einer Abhandlung, die ich unter der Feder habe, werde ich dieſen Punkt vollſtändig aufklären.

Herr Durien, Mitglied der wiſſenſchaftlichen Commiſſion, hat in der Provinz Oran, an den Teichen, eine ganz kleine, dïöciſche Pflanze von kurzer Lebensdauer entdeckt, welche der Typus einer neuen Pflanzenfamilie werden wird. Semper aliquid novi ex Africa.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 16.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Februar.

Nro. 41. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

3. Herr Conservator Steinheil berichtet über ein von ihm construirtes und unter seiner Leitung ausgeführtes Okularheliometer. *)

Unter allen Messungsmitteln für kleine Winkel ist das Princip der Doppelbilder oder des Heliometers das vollkommenste. Indem die von demselben Objecte erzeugten zwey Bilder durchsichtig über einander hinweg bewegt werden können, ist die Ränderberührung derselben frey von Beugungserscheinungen welche bey dem Filarmikrometer statt finden. Zudem bedarf man keiner Beleuchtung des Gesichtsfeldes noch eines sichtbaren Maaßes für die Abstände und Positionswinkel, weil stets das Eine Bild dem Andern zur Einstellung dient. Diese großen Vortheile haben längst den Werth des Heliometers als unschätzbar für diese Classe von Messungen dargethan. Aber das Frauenhoferische Heliometer fodert, daß das Objectiv des Achromaten diametral in zwey Hälften getheilt werde, was zwar bis zu Dimensionen von 8 Zoll Oeffnung ausgeführt ist, aber schon hierbey in den zu bewegenden großen Maßen anderweitige Nachtheile herbeyführt. Auch wird man sich nicht leicht entschließen das Objectiv des stärksten Instrument einer Sternwarte zu theilen, weil es dann optisch weniger leistet als nicht getheilt. Diese und ähnliche Gründe haben den Director der K. Russ. Hauptsternwarte Pulkowa, Staatsrath v. Struve Exc. veranlaßt, bey seiner Anwesenheit dahier die Mittel mit mir zu berathen, durch welche dem größten Refractor, der aus dem Utzschneider- und Fraunhoferschen Institut hervorgegangen ist, die oben erwähnten Vortheile des Heliometers zugewendet werden könnten. Aus dieser Berathung ist die Construction des Ocularheliometers hervorgegangen, welchen ich heute die Ehre haben werde der Classe vollendet vorzuzeigen.

Das Instrument beruht auf einem Princip, welches zwar nicht neu ist, aber erst in der gegenwärtigen Form die Vortheile, deren es fähig ist, entwickeln kann.

Eine Zwischenlinse zwischen Objectiv und Okular wird zerschnitten und durch ihre Verstellung der kleine Winkel gemessen. Findet, bey constanter Stellung der Linsenhälften, die Verstellung in der Richtung der optischen Axe statt, so hat man die Einrichtung, welche Brewster 1813 angab. Verstellt man die Linsenhälften in der Richtung ihres Durchschnittes, also senkrecht auf die optische Axe, so hat man die Construction, welche Amici im 9ten Band der Correspondance Astronomique des Hrn. von Zach beschreibt. Aber Amici wendet eine einfache Linse an und erhält daher farbige Ränder, zu deren Aufhebung er Prismen benützt, die das Instrument sehr compliciren und doch nur näherungsweise verbessern.

*) Bestimmt für die Kais. Russ. Hauptsternwarte Pulkowa, um den dortigen großen Refractor von 21 Pariser Fuß Brennweite und 14 Pariser Zoll Oeffnung zu Messungen kleiner Winkel nach dem Princip der Doppelbilder anwendbar zu machen.

Bey meinem Okularheliometer besteht die Zwischenlinse in einem diametral getheilten achromatischen Objective, keine Hälfte kann für sich allein bewegt werden. Ihre Bewegung erzeugt die entgegengesetzte der andern Hälfte, so, daß beyder Lage gegen die optische Axe stets symetrisch bleibt. Dadurch erhält man vollkommen scharfe achromatische Bilder und kann stets die Coinzidenzen in der optischen Axe des Hauptobjectives beobachten. Welcher Genauigkeit dieses Messungsmitel fähig ist, wird am besten aus der Theorie des Instrumentes ersichtlich werden.

Sey: p die Brennweite des Objectives,
q die Brennweite der Zwischenlinse.
A der Abstand der Zwischenlinse vom Brennpunkt des gr. Objectes,
β die Vereinigungsweite der Objectivstrahlen durch die Zwischenlinse,
Δ die Verstellung der Zwischenlinse senkrecht auf die optische Axe,
O die entsprechende Verstellung des Bildes in der Vereinigungsweite β,
ψ endlich der Winkel welchen O vom Objective aus macht,

so findet zwischen diesen Größen folgende Relation statt:

$$\frac{O}{\Delta} = \frac{A}{A+q} = \frac{\beta}{q}$$

$$O = \frac{p \cdot q}{A+q} \text{ Tang. } \psi$$

$$\Delta = \frac{p \cdot q}{A} \text{ Tang. } \psi$$

Bey unserm Okularheliometer ist aber

p = 2880‴ } Ein Umgang der Schraube
q — 720 } = 0‴.31
β — 114 woraus folgt
A = 135‴.44
Δ = 4.4535
O = 0.7049

Die größte Verstellung der Linsen beträgt aber 36 Linien, es wird daher

Die Verkürzung des Fernrohres durch das Zwischenobjectiv = 21‴.44.

Der größte meßbare Winkel für 3 Zoll Verstellung = 8.08 Minuten.

Die Trommeln durchlaufen für 1 Bogensekunde 22.27 Theile.

Aber bey den bedeutenden Dimensionen, welche das Schuberwerk erhalten muß, würden die verschiedenen Lagen der optischen Axe im Raume Fehlerquellen im Instrumente erzeugen und die Bewegungen zum Maaße des Positionswinkels würden nicht mehr sanft und gleichförmig erfolgen. Daher mußte diesem durch geeignete Balancirung entgegen gewirkt werden.

Um diese zu erlangen habe ich in starkem Metallringe ein doppeltes System von Frictionsrollen angebracht. Die Axen des einen Systemes sind parallel mit der optischen Axe, die Axen des andern stehen senkrecht auf die optische Axe. Das erstere hat für die Gegengewichte doppellte Axendrehung, letzteres nur einfache. Dadurch ist das ganze Instrument in jeder Lage des Fernrohres vollkommen balancirt, und die Drehung um die optische Axe erfolgt eben so leicht als bey den Meridiankreisen. Dieser Zustand des Gleichgewichtes wird endlich auch durch Verstellung der Schuber nicht gestört, weil diese, wie schon erwähnt, stets symetrisch erfolgt. Der Positionskreis giebt durch diametrale Nonien unmittelbar 10″. Jede Trommel hat diametrale Indices. Für alle Rectifications-Elemente sind die Corectionsschrauben vorhanden.

So glaube ich das Instrument als technisch vollendet bezeichnen zu dürfen und freue mich dieses neue vielversprechende Messungsmittel so berühmten und geschickten Händen zu übergeben.

4) Conservator Steinheil legt der Classe die vorläufigen Ergebnisse einer Untersuchung über quantitative Analyse durch physikalische Beobachtungen in gedruckter Abhandlung vor und berichtet über den wesentlichen Inhalt derselben, wie folgt.

Schon im Jahre 1837 habe ich eine Methode entwickelt, nach welcher durch Beobachtung zweyer physikalischer Eigenschaften eines Gemenges aus Zucker, Alkohol und Wasser die Procentgehalte ohne chemische Ausscheidung bestimmt werden können. Diese Arbeit ist in den Acten deponirt, welche damals aus dem Prüfungs-Commissorium über die halimetrische Bierprobe erwachsen sind. Ich habe unterdessen geeignetere Messungsmittel ausgedacht und namentlich durch die optische Gehaltsprobe — welche ich am 11. Dezember 1841 der Classe nebst Beschreibung für die gelehrten Anzeigen vorzulegen die Ehre hatte, das Problem auf eine sehr einfache Form gebracht. Die gegenwärtige Mittheilung ist aber allgemeiner gehalten, weil auf selbem Weg auch manche nützliche Anwendung bey anderweitigen chemischen Bestimmungen herbeygeführt werden kann.

Die physikalischen Eigenschaften verschiedener Stoffe bedingen die Eigenschaften, welche einem Gemenge aus ihnen zukommen. Wir werden später die Bedingungen angeben, unter welchen dieser wechselseitige Zusammenhang sich durch lineäre Funktionen darstellen läßt. Setzen wir dieß voraus und bezeichnen wir in einer Auflösung aus 2 Körpern durch

α den Procentgehalt der einen Substanz
β den Procentgehalt der andern
} nach Gewichtstheilen.

A. die numerische Beobachtung der Einen physik. Eigenschaft
B. die numerische Beobachtung der Andern physik. Eigenschaft
} des Gemenges,

so erhält man den Zusammenhang der Beobachtungen A und B mit den Procentgehalten α und β durch die Gleichungen

$$\left.\begin{aligned} A &= \alpha M + \beta N + O \\ B &= \alpha M' + \beta N' + O' \end{aligned}\right\} \quad (I)$$

wo M N O, M′ N′ O′ Coeffizienten sind, welche von der Natur der gelösten Stoffe abhängen.

Die Beobachtung jedes Gemenges aus denselben Substanzen, nur den Procentgehalten nach verschieden, gemacht an denselben physikalischen Eigenschaften, gibt aber wieder zwey ähnliche Gleichungen

$$\left.\begin{aligned} A' &= \alpha' M + \beta' N + O \\ B' &= \alpha' M' + \beta' N' + O' \end{aligned}\right\} \quad (II)$$

Eben so giebt die Beobachtung eines dritten Gemenges

$$\begin{aligned} A'' &= \alpha'' M + \beta'' N + O \\ B'' &= \alpha'' M' + \beta'' N' + O' \end{aligned}$$

Würde man also dreyerley Gemenge nach bekannten Gewichtsprocenten zusammensetzen und bey diesen die physikalischen Eigenschaften A B A′ B′ A″ B″ beobachten, so könnten daraus die 6 Coeffizienten M N O M′ N′ O′ bestimmt werden.

Allein wenn die physikalischen Eigenschaften an Instrumenten beobachtet werden, welche für $\alpha = o$ und $\beta = o$ auch A = o und B = o geben, so wird wie aus (I) zu ersehen ist, auch O und O′ = o. In diesem Falle hat man also nur 4 Coeffizienten zu bestimmen, wozu zwey nach den Zusammensetzungen bekannte Gemenge und 4 Beobachtungen an denselben ausreichen. Man findet dann durch die Beobachtungen A A′ B B′ und die Procentgehalte α β α' β' die 4 zu bestimmenden Coefficienten μ μ' ν ν' aus (I) und (II) durch die Gleichungen:

$$\left.\begin{aligned} \alpha &= A\mu + B\nu \\ \beta &= A\mu' + B\nu' \\ \alpha' &= A'\mu + B'\nu \\ \beta' &= A'\mu' + B'\nu' \end{aligned}\right\} \quad (III)$$

oder wenn man mehr als zweyerley Flüssigkeiten gemengt und beobachtet hat, diejenigen Verbesserungen von μ μ' ν ν', welche allen Beobachtungen möglichst gut entsprechen nach der Methode der kleinsten Quadrate auf bekannte Weise.

Sind so die Coeffizienten bekannte Zahlenwerthe, so werden sie in die ersten zwey Gleichungen (III) substituirt, welche dann die Procentgehalte α^n β^n irgend eines Gemenges aus obigen Substanzen geben, durch Beobachtung von A^n und B^n.

Will man bey der Bestimmung von A" und B" auch unabhängig seyn von der Temperatur, so werden dieselben Flüssigkeiten bey einer möglichst verschiedenen Temperatur beobachtet und für diese die Coeffizienten aufs Neue bestimmt. Der Unterschied gegen die erste Bestimmung ist dann der Einfluß, welcher der Temperaturdifferenz der beyden Beobachtungsreihen entspricht, da die Gehalte α β α' β' nicht geändert haben.

Obiges ist nur unter der Anfangs gemachten Voraussetzung richtig, daß sich der wechselseitige Zusammenhang zwischen Gehaltsprocenten und den physikalischen Beobachtungen durch lineäre Funktionen darstellen lasse. Dieß heißt mit andern Worten in den Gleichungen (I) müssen die zweyten und höhern Potenzen von α und β keinen merklichen Einfluß mehr haben auf die Werthe von A und B. Der Einfluß wird aber um so geringer, je kleiner α und β selbst sind, d. h. je kleiner der Procentgehalt der aufgelösten Stoffe ist. Hieraus geht die Belehrung hervor, daß das Auflösungsmittel im Verhältniß zu den aufgelösten Stoffen viel seyn müsse. Indessen wird auch, bey gleichen Messungsmitteln, die Genauigkeit der Bestimmung in demselben Maaße geringer, so daß die Natur der zu bestimmenden Stoffe die jedesmalige Gränze des Procentgehaltes kennen lehren muß.

Um der jedesmaligen Berechnung überhoben zu seyn, wird man dann die Funktion in eine Tafel bringen, welche, wie wir so eben zeigten, limitirt ist durch die Bedingung der Proportionalität.

Soll aber eine solche Tafel dazu dienen auch die den Procentgehalten nach reichern Auflösungen zu bestimmen, so scheint es am zweckmäßigsten ein bestimmtes Gewicht der reichhaltigen Flüssigkeit mit dem mehrfachen Gewichte des gleichen Auflösungsmittels zu verdünnen, so daß nun der Gehalt des verdünnten Gemenges innerhalb der Tafel liegt. Dann giebt die Tafel die Procentgehalte α und β des verdünnten Gemenges, woraus die ursprünglichen Procentgehalte α' und β' sich aus der einfachen Relation finden

$$\alpha' = (m + 1)\,\alpha$$
$$\beta' = (m + 1)\,\beta$$

welche Rechnungsvorschrift nur voraussetzt, daß von dem ursprünglichen Gemenge Gewichtstheile abgewogen wurde.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der seit dem 24. July bis November 1842 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Fortsetzung.)

Un manuscrit des ducs de Bourgogne. Bruxelles 1842. 8.

Von dem Herrn Baron von Reiffenberg in Brüssel:

Reihe von Actenstücken über den öffentlichen Unterricht in Belgien.

Recueil des arrêtés, réglements, décisions, programmes, déterminant l'organisation, le régime et le système d'enseignement de l'école préparatoire, l'école speciale du genie civil etc. à Gand. Gand 1838. 8.

Recueil de l'école spéciale des mines et de l'école des arts et manufactures annexées à l'université de Liége. Liége 1839. 8.

Enseignement supérieur. Concours général. Arrêté organique du 15. Oct. 1841. Brux. 1841. 8.

Concours de 1841 — 42. Programme des questions à traiter à domicile public officiellement par le Moniteur du 10. Novbr. 1841. Bruxelles 1841. 8.

Concours de 1841 — 42. Programme des questions à traiter et loges. Publié officiellement le 10. Avril 1842. Brux. 1842. 8.

Concours général. Réglement pour la tenue des concours en loges et pour la défense publique. Brux. 1842. 8.

Concours universitaire. Publications relatives au concours de 1842 — 43. Brux. 1842. 8.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 17.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. März.

Nro. 42. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Herr Conservator Steinheil legt der Classe die vorläufigen Ergebnisse einer Untersuchung über quantitative Analyse durch physikalische Beobachtungen in gedruckter Abhandlung vor und berichtet über den wesentlichen Inhalt derselben, wie folgt.

(Schluß.)

Als Beyspiel der Anwendung des Gesagten wollen wir auf diesem Wege die Verbindungen von Zucker, Alkohol und Wasser den Gewichtsprocenten nach bestimmen.

Wir wählen dieses Beyspiel wegen der in technischer Beziehung wichtigen Ermittelung des Zucker- und Alkoholgehaltes der Biere.

Wir benöthigen hier vorerst zur Bestimmung der Coefizienten zwey den Procentgehalten nach bekannte Gemenge dieser Substanzen und ihre Beobachtung nach zweyerley physikalischen Eigenschaften.

Die Eine zu beobachtende physikalische Eigenschaft A sey die scheinbare specifische Schwere — etwa gegeben durch ein Areometer. Dessen Scala sey jedoch nach Gewichtsprocenten Zucker getheilt und zeige Null für den Zuckergehalt = 0 bey 15 ° R.

Die Andere zu beobachtende Eigenschaft B sey die optische Brechbarkeit des Gemenges. Sie werde gemessen an meinem optischen Gehaltmesser. Auch dieser zeigt 0 wenn der Gehalt = 0 ist.

Die Flüssigkeit I sey zusammengesetzt aus Alkohol $\alpha = 2$
Zucker $\beta = 7$
Wasser $= 91$

Die Flüssigkeit II sey zusammengesetzt aus Alkohol $\alpha' = 6$
Zucker $\beta' = 2$
Wasser $= 92$

Zucker und Alkohol sind gemessen in Einheiten, frey von Wasser.

Die Beobachtung dieser Gemenge bey + 15° giebt für

Flüssigkeit I	Flüssigkeit II
A = 6.0	A′ = — 0.60
B = 73.5	B′ = 42.4

Hieraus folgt durch Substitution in die Gleichung (III)

$\mu = -1.1932$
$\mu' = 0.50181$
$\nu = 0.1246$
$\nu' = 0.05427$

welche Werthe in die 2 ersten Gleichungen (III) gesetzt für irgend ein $n$tes Gemenge geben:

$$\left.\begin{aligned} \alpha^n &= -1.1932\ A^n + 0.1246\ B^n \\ \beta^n &= \ \ 0.5018\ A^n + 0.0543\ B^n \end{aligned}\right\} + 15^\circ \ldots . \quad \text{(IV)}$$

Die Beobachtung derselben Flüssigkeiten bey 5° R. giebt

Flüssigkeit I	Flüssigkeit II
$A = 6.225$	$A' = -0.4257$
$B = 75.0$	$B' = 43.3$

woraus wie oben folgt:

$$\left.\begin{aligned} \alpha^{n\prime} &= 1.2019\ A^{n\prime} + 0.12642\ B^{n\prime} \\ \beta^{n\prime} &= 0.50637\ A^{n\prime} + 0.0513\ B^{n\prime} \end{aligned}\right\} + 5^\circ \ldots . \quad \text{(V)}$$

Aus (IV) und (V) folgt für jede Temperatur von $(5^\circ + t)$

$$\left.\begin{aligned} \alpha^n &= -A^n[(1.2019) - t\ (0.00087)] + B^n[(0.12642) - t\ (0.000182)] \\ \beta^n &= \ \ A^n[(0.50637) - t\ (0.000456)] + B^n[(0.051305) + t\ (0.000296)] \end{aligned}\right\} \ldots \text{VI}$$

Woraus die Procentgehalte α^n an Alkohol und β^n an Zucker folgen, wie man bey dem zu bestimmenden Gemenge die Angabe des Areometers A^n, die Angabe der optischen Probe B^n und die Temperatur des Versuches $(5^\circ + t)$ beobachtet hat.

Um diese Werthe in eine Tafel zu bringen, also die Rechnung ein für allemal abzumachen, setzen wir in Gleichung (IV) A^n successive $-1, 0, +1, 2 \ldots 12$ und berechnen die Glieder A^n (-1.1932) und A^n (0.5018), eben so B^n successive 30, 40 . . . 120 und berechnen die Glieder B^n (0.1246) und B^n (0.0543), so wird

A^n	IV A^n (— 1.202)	III A^n (0.5018)	B^n	II B^n (0.125)	I B^n (0.054)
— 1	+ 1.19	— 0.50	30	3.74	1.63
0	0.00	0.00	40	4.98	2.17
+ 1	— 1.19	+ 0.50	50	6.23	2.71
2	2.39	1.00	60	7.47	3.26
3	3.58	1.51	70	8.72	3.80
4	4.77	2.01	80	9.97	4.34
5	5.97	2.51	90	11.21	4.88
6	7.16	3.01	100	12.46	5.43
7	8.35	3.51	110	13.71	5.97
8	9.55	4.01	120	14.95	6.51
9	10.74	4.52			
10	11.93	5.02			
11	13.13	5.52			
12	— 14.32	+ 6.02			

Regel.
$\alpha^n = \text{II} + \text{IV}$
$\beta^n = \text{I} + \text{III}$

Man rechne die Zwischenwerthe der Argumente, mache den algebraischen Zeichenwechsel in der Tafel verschwinden und setze die Aenderung der Argumente für 10° R. weniger als 15° neben bey, so entsteht durch Weglassung der 2ten Decimalstelle nachfolgende Tabelle, aus welcher sich findet

der Alkoholprocentgehalt α^n . . . . = II — IV
der Zuckerprocentgehalt β^n . . . . = I — III

B Optische Probe.	I	I′	II	II′	A Areometer nach		III	III′	IV	IV′
	+ 15°	+ 5°	+ 15°	+ 5°	Scheinbar spec. Gewicht, Tralles.	Procent Zucker in der Auflösung.	+ 15°	+ 5°	+15°	+ 5°
30	7.6	0.0	5.0	+ 0.2	0.995		6.5	+ 0.1	0.1	+ 0.1
2	7.7		5.3		6		6.4		0.4	
4	7.8		5.5		7		6.2		0.7	
6	7.9		5.8		8		6.1		1.0	
8	8.0		6.0		0.999	0	6.0	+ 0.1	1.3	+ 0.1
40	8.2	0.0	6.3	+ 0.2	0	¼	5.9		1.6	
2	8.3		6.5		1	½	5.8		1.9	
4	8.4		6.8		2	¾	5.6		2.2	
6	8.5		7.0		1.003	1	5.5	+ 0.1	2.5	+ 0.1
8	8.6		7.3		4	¼	5.4		2.8	
50	8.7	0.0	7.5	+ 0.2	5	½	5.3		3.1	
2	8.8		7.8		6	¾	5.1		3.4	
4	8.9		8.0		1.007	2	5.0	+ 0.1	3.7	+ 0.1
6	9.0		8.3		8	¼	4.9		4.0	
8	9.1		8.5		9	½	4.7		4.3	
60	9.3	— 0.1	8.8	+ 0.2	0	¾	4.6		4.6	
2	9.4		9.0		1.011	3	4.5	+ 0.1	4.9	+ 0.1
4	9.5		9.3		2	¼	4.4		5.2	
6	9.6		9.5		3	½	4.2		5.5	
8	9.7		9.8		4	¾	4.1		5.8	
70	9.8	— 0.1	10.0	+ 0.2	1.015	4	4.0	+ 0.1	6.1	+ 0.1
2	9.9		10.3		6	¼	3.9		6 4	
4	10.0		10.5		7	½	3.7		6.7	
6	10.1		10.8		8	¾	3.6		7.0	
8	10.2		11.0		1.019	5	3.5	+ 0.1	7.3	+ 0.1
80	10.3	— 0.1	11.3	+ 0.2	0	¼	3.4		7.6	
2	10.4		11.5		1	½	3.2		7.9	
4	10.5		11.8		2	¾	3.1		8.2	
6	10.7		12.0		1.023	6	3.0	+ 0.1	8.5	+ 0.1
8	10.8		12.3		4	¼	2.9		8.8	
90	10.9	— 0.2	12.5	+ 0.3	5	½	2.7		9.1	
2	11.0		12.8		6	¾	2.6		9.4	

B Optische Probe.	I	I′	II	II′	A Areometer nach		III	III′	IV	IV′
	+ 15°	+ 5°	+ 15°	+ 5°	Scheinbar spec. Gewicht. Tralles.	Procent Zucker in der Auflösung.	+ 15°	+ 5°	+15°	+ 5°
4	11.1		13.0		1.027	7	2.5	+ 0.1	9.7	+ 0.1
6	11.2		13.3		8	¼	2.4		10.0	
8	11.3		13.5		0	½	2.2		10.3	
100	11.4	— 0.2	13.8	+ 0.3	1	¾	2.1		10.6	
2	11.5		14.0		1.032	8	2.0	+ 0.1	10.8	+ 0.2
4	11.6		14.3		3	¼	1.9		11.1	
6	11.7		14.5		4	½	1.7		11.4	
8	11.8		14.8		5	¾	1.6		11.7	
110	12.0	— 0.3	15.0	+ 0.3	1.036	9	1.5	+ 0.0	12.0	+ 0.2
2	12.1		15.3		7	¼	1.4		12.3	
4	12.2		15.5		8	½	1.2		12.6	
6	12.3		15.8		9	¾	1.1		12.9	
8	12.4		16.0		1.041	10	1.0	+ 0.0	13.2	+ 0.2
120	12.5	— 0.3	16.3	+ 0.3	2	¼	0.9		13.5	
					3	½	0.7		13.8	
					4	¾	0.6		14.1	
					1.045	11	0.5	+ 0.0	14.4	+ 0.2
					6	¼	0.4		14.7	
					7	½	0.2		15.0	
					8	¾	0.1		15.3	
					1.049	12	0.0	+ 0.0	15.6	+ 0.2

Diese Tabelle giebt den Gehalt der Biere an Extract und Alkohol auf ± 0.1 Proc. eben so, wie man ihn durch die halimetrische Probe oder durch chemische Analyse findet. Zur ganzen Operation, die Jeder ausführen kann, sind kaum 2 Minuten erforderlich, während selbst die halimetrische Probe einige Stunden Zeit eines geübten Experimentators in Anspruch nimmt. Hieraus geht recht klar hervor, welchen bedeutenden Vortheil diese Methode in manchen Fällen gewährt.

Ich behalte mir vor in einer ausführlichen Abhandlung in unsern Denkschriften weitere Anwendungen dieser Methode, namentlich deren Application auf Verbindungen von mehr als 3 Substanzen zu geben. Hier mag es genügen den Weg solcher Untersuchungen im allgemeinen bezeichnet und nachgewiesen zu haben, daß Verbindungen von Zucker, Alkohol und Wasser auf höchst bequeme Weise eben so sicher als auf analytischem Wege durch physikalische Beobachtungen quantitativ ermittelt werden können.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 18.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. März.
Nro. 43. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

5. Prof. v. Kobell zeigt galvanographische Zeichnungen von Hrn. Hoffmann in Kopenhagen vor und bemerkt dazu Nachstehendes.

Ich habe im vorigen Sommer Sr. Majestät dem Könige von Dänemark, als einem erhabenen Beförderer der Wissenschaft, meine Schrift „die Galvanographie“ in geziemender Ehrfurcht zugesendet und Se. Majestät haben geruht, mir dagegen galvanographische Proben von Herrn Hoffmann in Kopenhagen zustellen zu lassen, welche ich hiemit der königl. Akademie vorzulegen die Ehre habe. Diese Proben sind theils kaligraphischer Art, theils Imitationen von Radirungen und Gravirungen und geben einen Beweis, daß, wie solches nicht zu bezweifeln war, auch sehr feine Strichzeichnungen auf galvanographischem Wege ausgeführt werden können. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß eine Strichzeichnung leichter und schneller radirt und geätzt, als galvanographisch zum Drucke hergestellt werden kann, indessen bietet das galvanographische Verfahren doch in Beziehung auf Freyheit und Weichheit der Behandlung mancherley Vortheile dar; der Kupferstich dagegen mit der ihm eigenthümlichen Schärfe wird galvanographisch immer nur annähernd zu erreichen seyn. Am schwierigsten sind kräftige Schattenpartieen hervorzubringen, wozu übrigens das Einstauben solcher Stellen mit irgend einem Pulver (semen Lycopodii, Graphitpulver ꝛc.) angewendet werden kann, wie ich solches bereits mehrfach gezeigt habe.

Die vorliegenden Proben sind von einem sehr geschickten Zeichner, Namens Kyhn, gefertigt und Hr. Hoffmann hat dazu in einer kleinen Schrift ein Gemisch von Leinölfirniß und Mennig als Dinte empfohlen. Es ist aber weniger diese Dinte, als eine feine Feder und einige technische Fertigkeit, welche man dazu nothwendig hat und fast jede Oelfarbe, namentlich Eisenroth, Mineralschwarz ꝛc. lassen sich, mit Terpentinöl, Mohnöl ꝛc. gehörig verdünnt, mit einer weichen lithographischen Feder eben so gut auftragen, wie denn auch eine Auflösung von Wachs in Copaivabalsam mit irgend einer Farbe gemischt hiezu dienen kann. (Es werden galvan. Abdrücke einer nach letzterer Art angefertigten Zeichnung von Hrn. Rottmann jun. vorgezeigt.)

Außerdem enthält obige Schrift, was die Manipulation des Galvanographirens, die Platten, auf welche man malt oder zeichnet, Apparat, Schließung ꝛc. betrifft, wesentlich nichts Anderes, als was ich schon im Jahre 1840 publicirt habe oder was schon vorher aus der Galvanoplastik bekannt war. Ich würde diese Schrift daher nicht anzuführen haben, wäre mir nicht auf Befehl des Königs mit obigen Blättern ebenfalls ein Exemplar zugeschickt worden. Es ist übrigens dem Vorhergehenden nur noch beyzufügen, daß Hr. Hoffmann darin meiner früheren Arbeiten mit keinem Worte erwähnt und allenfalls, daß er zu glauben scheint, als hätte sich die Galvanographie mit der Galvanoplastik des Professor Jakobi gleichsam schon von selbst verstanden.

Was das Letztere betrifft, so macht Professor Jakobi in einem Bericht über die Galvanographie an die Petersburger Akademie *) die Bemerkung, daß das physikalische Phänomen, daß auch nichtleitende Flächen sich allmählig und in vollkommenster Regelmäßigkeit mit Kupfer bedecken, nicht so leicht erklärt werden könne, als es wohl den Anschein haben möchte und daß dabey an ein allmähliges Ueberwachsen der nichtleitenden Reliefpartieen von Unten herauf keineswegs zu denken sey, und ich habe bey mehreren Gelegenheiten darauf aufmerksam gemacht, daß größere glatte Flächen, von Firniß z. B., wenn sie mit galvanischem Kupfer überwachsen, nicht genau copirt werden, sondern daß die Flächen dazu eine gewisse Rauhheit haben müssen, eine Erscheinung, welche in der Jakobischen Galvanoplastik gar nicht vorkommt, da leitende Flächen immer genau copirt werden, sie mögen aussehen, wie sie wollen. Wenn sich also die Galvanographie mit der früher bekannten Galvanoplastik schon von selbst verstünde, so lägen die erwähnten Fragen, gewiß nicht unerledigt vor und Prof Jakobi würde sie natürlich ohne Schwierigkeit beantwortet haben.

Es wird Niemand die anzuwendenden Farben und Firnisse zu den Leitern zählen, obwohl sie nicht absolute Isolatoren sind, aber auch mit Rücksicht auf ein geringes Leitungsvermögen erklärt sich die Erscheinung nicht zureichend, denn eine Firniß- oder Wachsschichte auf Metall überwächst ganz anders, als eine leitende Substanz. Es legen sich einzelne Punkte von Kupfer darauf ganz unregelmäßig und ungleichzeitig an und wie gesagt, copiren sie die Flächen nicht genau, wenn sie glatt sind, was bey Strichen freylich ohne merklichen Einfluß auf den Abdruck ist. Diese Bedingung rauher Flächen deutet darauf hin, daß hier beym Belegen und Copiren auch Krystallisationserscheinungen mit im Spiele seyen und wer dergleichen Proben gemacht hat, dem kann es nicht entgehen, wie eine rauhe Fläche weit schneller überwächst, als eine glatte, eine Anomalie, welche durch andere, als bloß galvanische Einflüsse ihre Erklärung finden muß.

*) Bullet. scientif. X. Nr. 6.

Es sey damit keineswegs gesagt, als wäre ich ohne die Galvanoplastik des Prof. Jakobi zur Galvanographie gelangt, daß aber diese aus jener nicht unmittelbar vorher zu sagen war, daß sie nicht eine bloße Variation ist, wie z. B. in Beziehung auf galvanographische Zeichnung das Material einer rothen oder einer schwarzen Farbe, eines Gänsekiels oder einer Rabenfeder, sondern daß neue Erfahrungen dazu kommen mußten, um ihre Möglichkeit überhaupt darzuthun, das wird Jeder zugestehen, welcher Einsicht in die Vorgänge hat und sie unbefangen zu beurtheilen im Stande ist. Farblagen für tiefe Schatten kann man in einer gewissen Art, aber nur sehr unvollkommen leitend machen, und wird sich dieses Vortheils, wo es seyn kann, bedienen, zarte Töne können aber ohne Nachtheil für ein Bild nicht so behandelt werden und daß sie gleichwohl überwachsen, darin beruhen eben die Anfänge der Galvanographie und darin liegt noch fortwährend ihre Bedingung.

---

6. Derselbe macht Mittheilung über einige mineralogische und chemische Abhandlungen des Hrn. Professor Scacchi in Neapel.

Herr Professor Scacchi hat die Güte gehabt, mir diese Abhandlungen zuzuschicken, welche den ersten Theil seiner Memorie mineralogiche e geologiche ausmachen, der jedoch noch nicht vollständig erschienen ist.

Die eine dieser Abhandlungen betrifft ein neues Mineral aus der Solfatara von Pozzuoli, welches der Verf. Voltait nennt. Es findet sich in glänzenden schwarzen undurchsichtigen Krystallen, welche zum tesseralen System gehören. Der Bruch ist unregelmäßig und fettglänzend, das Pulver graulichgrün. Die Krystalle lösen sich in Wasser auf und die Auflösung reagirt auf Schwefelsäure, Eisenoxyd, Eisenoxydul und etwas Thonerde. Vor dem Löthrohre in Kolben erhält man Schwefelsäurehaltiges Wasser und rothes Eisenoxyd als Rück-

stand. Die Formen der Krystalle sind das Oktaeder, der Würfel und das Rhombendodecaeder. Eine quantitative Analyse konnte nicht angestellt werden und der Verf. ist geneigt, den Voltait für einen Eisen-Alaun zu halten. —

Ein anderes neues Mineral, der Periklas, ist der Gegenstand einer zweyten Abhandlung. Dieses Mineral findet sich auf dem Monte Somma und ist eines der interessantesten, welche in neuerer Zeit entdeckt worden sind.

Der Periklas krystallisirt in regelmäßigen Oktaedern und zeigt höchst vollkommene Spaltbarkeit nach den Flächen des Würfels. Er ist glasartig, durchsichtig, dunkelgrün, hat ungefähr die Härte des Feldspaths und ein specifisches Gewicht von 3,75. Vor dem Löthrohre ist er unschmelzbar, wird als Pulver in Säuren vollständig aufgelöst, widersteht aber der Auflösung in ganzen Stücken. Wesentlich besteht dieses Mineral nur aus Talkerde. Die Analyse gab

Talkerde . .	89,04
Eisenoxydul .	8,56
Verlust . .	2,40
	100,00

Den Verlust glaubt der Verf. durch Talkerde decken zu dürfen und hält es für wahrscheinlich, daß die Mischung 91 Talkerde und 9 Eisenoxydul sey, letzteres als isomorph mit der Talkerde nicht in bestimmtem Verhältnisse.

Es konnte bey der Analyse keine Spur von Kieselerde, Thonerde, Kalkerde, Manganoxyd oder ein Alkali gefunden werden, eben so wenig Chlor, Fluor und Schwefelsäure. Auch beym Glühen erleidet das Mineral keinen merklichen Gewichtsverlust. Die salzsaure Auflösung giebt mit Ammoniak einen grünlichen Niederschlag.

Der Analyse nach zu urtheilen, scheint das Mineral wesentlich wirklich nichts als Talkerde zu enthalten und bildet so ein merkwürdiges Analogon zum Corund, in so ferne es eine für sich krystallisirte Erde darstellt. Man erhält dadurch einen interessanten Beytrag zur Erkenntniß der Krystallisation der Basen von 1 Atom Sauerstoff.

Eine dritte Abhandlung berichtet über den krystallisirten Eisenglanz und das Magneteisenerz vom Vesuv.

Die Combinationen der beschriebenen Eisenglanzkrystalle sind bekannt: nach den von dem Verf. angestellten Winkelmessungen ergiebt sich der Scheitelkantenwinkel des primitiven Rhomboeders zu 86° 5′, also vollkommen übereinstimmend mit dem Winkel des Corunds.

Eine interessante Verwachsung ist die an mehreren Krystallen zu beobachtende, daß dergleichen Rhomboeder in der Art zu einem Oktaeder sich vereinigen, daß ihre ausgedehnten basischen Flächen die Oktaederflächen bilden. Der Verf. bemerkt, daß diese Verwachsung gegen die gewöhnlichen Gesetze der Krystallisation sey, da sie einen Winkel der Axen von 70° 32′ voraussetzt und folglich die Verbindungsfläche gegen die Axe unter 35° 16′ geneigt sey, welche Fläche gesetzmäßig nicht in der Krystallreihe des Eisenglanzes vorkommen kann. Es wird dieses ausführlich abgehandelt, doch dürfte aufmerksam zu machen seyn, ob diese Krystalle nicht vielleicht ursprünglich Magneteisenerz waren und sich allmählig in Rotheisenerz umgewandelt haben, wie solches vom Martit, der bekanntlich auch in Oktaedern krystallisirt, wahrscheinlich ist.

Vom Magneteisenerz wird eine Combination des Oktaeders und Rhombendodecaeders mit einem Pyramidenoktaeder, Trapezoeder und Herakisoktaeder beschrieben. Die letzteren Gestalten wurden durch Messung bestimmt. Das Trapezoeder ist die bereits bekannte Varietät, wo die Winkel an den längeren Kanten = 144° 54′ 11″ und an den kürzern = 129° 31′ 16″.

Das Triakisoktaeder mit Winkeln an den längern Kanten = 134° 1′ und an den kürzern = 158° 46′ ist eine neue Varietät, welcher das Naumann'sche Zeichen $\frac{3}{2}O$ zukommt. Man kennt also jetzt 8 Varietäten dieser Form.

Das Herakisoktaeder ist $5O\frac{5}{3}$, eine Varietät, welche schon von Mohs am Magneteisenerz beobachtet worden ist.

Endlich theilt der Verf. noch chemische Berechnungen mit über den Topas und die natürlichen

Fluorhaltigen Phosphate. Er geht dabey von der Ansicht aus, daß die Flußsäure im Topas als Kieselflußsäure enthalten sey und in den Phosphaten als Fluorphosphor. Diese Ansicht verdient alle Aufmerksamkeit, sie aber mit einiger Sicherheit anzuwenden, setzt voraus, daß die chemisch dargestellten Verbindungen ähnlicher Art genauer studiert werden, als es bis jetzt der Fall war.

---

7. Hr. Prof. v. Kobell theilt ferner krystallographische Beobachtungen mit.

1. Ueber die Krystallisation einer Verbindung von Harnzucker und Chlornatrium.

Ich habe Krystalle dieser Verbindung von Hrn. Baron von Bibra zugeschickt erhalten. Aehnliche, welche mir Hr. Prof. Buchner gab, habe ich schon früher einmal bestimmt. Es waren heragonale Pyramiden von 126° 30′ Randkw. und 126° 58′ Scheitlkw. mit einer deutlichen Neigung zur Hemiedrie, da die eine Hälfte der Pyramiden immer mehr ausgebildet war als die andere. Die zuletzt erhaltenen Krystalle bestätigen diese Hemiedrie, da sich noch ein Rhomboeder daran findet. Die Neigung des neuen Rhomboeders, welches den Scheitel von den früher bekannten von den Flächen aus zuspitzt, wurde zu diesen Flächen annähernd 161° 30′ gefunden. Daraus bestimmt es sich zu $\frac{1}{2}$ R. Weiter kommt auch das diagonale heragonale Prisma an den Krystallen vor und die Zeichen der gewöhnlichen Combinationen sind:

R. — R. $\frac{1}{2}$ R. ∞ P2.

Die Winkel von R sind an

den Schtlkt. . . . = 78° 41′ 24″
an den Randkt. . . = 101° 8′ 36″

die Winkel von $\frac{1}{2}$R sind an

den Schtlkt. . . . = 104° 50′
an den Randkt. . . = 75° 8′

2. Ueber die Berechnung der Ableitungscoeffizienten tesseraler Krystalle für die Naumann'sche Bezeichnung.

Ich habe in meinem Buche „Grundzüge der Mineralogie“ gezeigt, wie auf eine sehr einfache Weise die Kanten- und Flächenwinkel tesseraler Krystalle aus Formeln berechnet werden können, welche für die Gestalten des quadratischen, heragonalen und rhombischen Systems aus der sphärischen Trigonometrie sich ergeben. Man kann sich derselben auch mit Vortheil zur Berechnung der Ableitungscoeffizienten bedienen, wie nachstehende Fälle erweisen.

1) Berechnung von m für die Triakisoktaeder mO. Gegeben der halbe Winkel an den längeren Kanten = a, gesucht tang A = m.

$$\text{tang A} = \frac{\text{tang a. sin. } 45^\circ}{\text{R}}$$

Um den Neigungswinkel an den längern Kanten = 2 a aus dem Coeffizienten m des Zeichens zu finden, sucht man für m, als Tangente genommen, den zugehörigen Winkel A und hat dann

$$\text{cot. a} = \frac{\text{cot. A. sin } 45^\circ}{\text{R}}$$

2) Berechnung von m für die Trapezoeder m Om.

Gegeben der halbe Winkel an den längern Kanten = a, gesucht m = tang. B.

$$\text{cos. B} = \text{cot. a}$$

Umgekehrt dient zur Bestimmung des Winkels a aus m = tang B

$$\text{cot. a} = \text{cos. B}$$

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 19.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. März.

Nro. 11. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

7. Hr. Prof. Kobell theilt ferner krystallographische Beobachtungen mit.

3) Berechnung von n für die Tetrakisheraeder ∞ On.

Gegeben der Winkel an den längern Kanten C. Es sey $v = C - 90^\circ$, so ist $\cot. v = \frac{n}{2}$.

Umgekehrt findet sich $C = 2v + 90^\circ$, wenn zu n, als Cotangente, der zugehörige Winkel v aufgesucht wird.

4) Berechnung von m und n für die Heraksoktaeder mOn.

Gegeben die Winkel der mittleren und der kürzesten Kanten B und C. Es sey $a = \frac{1}{2} C$

$b = \frac{1}{2} B$

Man berechne $\sin. V = \frac{R. \cos. a}{\sin. b}$, so ist

$\tang. (A + 45^\circ) = n$

Um m zu finden, sucht man den berechneten Winkel $A + 45^\circ = B'$, den halben Kantenwinkel $B = a$, so ist

$\tang. A' = \frac{\tang. a. \sin. B}{R} = m$

Um aus den Zeichen die Neigungswinkel an den mittleren Kanten B zu finden, so ist $\frac{1}{2} B = a$ und $m = \tang. A$

$n = \tang. B'$

und $\cot. a = \frac{\cot. A. \sin. B'}{R}$

Um den Neigungswinkel an den kürzesten Kanten C zu finden, hat man zu n, als Tangente genommen, den zugehörigen Winkel aufzusuchen und davon 45° abzuziehen. Das Compl. des Restes $= A$ und der halbe Neigungswinkel $= b$ an den mittleren Kanten B, so ist

$\cos. \frac{1}{2} C = \frac{\cos. A. \sin. b}{R}$

Für die hemiedrischen Gestalten kann man nach den früher gegebenen Formeln die für die holoedrischen Gestalten nothwendigen Daten und daraus nach dem Vorhergehenden die Ableitungscoefizienten berechnen.

3) Ueber ein neues Zinksalz. Von Fr. v. Kobell.

Aus einer Auflösung von Zinkhaltigem Kupfervitriol mit überschüssiger Säure, aus welcher durch kohlensaures Natrum ein Theil der Basen gefällt worden war, bildeten sich durch längeres Stehenlassen etwas grünlich gefärbte Krystalle, welche ich, da ihre Form keinem bekannten Salze anzugehören schien, einer nähern Untersuchung unterwarf. Um sie möglichst rein darzustellen, versuchte ich ein Umkrystallisiren. Ich löste sie daher in heißem Wasser auf und erhielt nach einigen Tagen dieselben Krystalle, nur, wie ich es wünschte, farblos, durchsichtig und mit hinlänglich glatten Flächen, um sie mit dem Reflexionsgoniometer messen zu können. Sie gehören in das klinorhombische System und er-

scheinen gewöhnlich als Hendyoeder mit einem vordern Klinodoma, dessen Combinationskanten mit der Endfläche der Klinodiagonale parallel sind, ferner mit der klinodiagonalen Fläche und einem hintern Hemidoma, das obere Eck des Hendyoeders abstumpfend.

Ziemlich genau ließ sich die Neigung der Endfläche p zu den anliegenden Flächen des Klinodoma's d messen und gab 155°.

Die Neigung der Seitenflächen m an der vordern Seitenkante gab 111°, die Neigung von p : m $105° \frac{1}{2}$ — 106°.

Berechnet man mit diesen Winkeln und p : m = 106° das Hendyoeder und das Klinodoma d, als Endflächen eines Diphenoeders, so erhält letzteres so nahe das Zeichen $\overset{\frown}{H}2$, daß daraus die Neigung von p : m, als diejenige, welche am wenigsten sicher zu messen war, mit großer Wahrscheinlichkeit zu 106° 14′ angenommen werden kann.

Die Neigung von p zum hintern Hemidoma q fand sich annähernd = 118°.

Außer diesen Flächen kommen noch drey andere Klinodomen vor, wovon eines die untern Randkanten mit parallelen Combinationskanten abstumpft s, ein anderes die obern Randkanten und das dritte das obere Eck zuschärft.

Das erstere konnte gemessen werden und gab s : m = 139°

Es berechnet sich daraus das Zeichen $3\overset{\frown}{H}\frac{2}{3}$

Die Dimensionen der Stammform ergeben sich

a : b : c = 0,3606 : 1 : 1,4550

a = 70° 10′ 17″

Das Zeichen der öfters zu beobachtenden Combinationen ist

H . $\overset{\frown}{H}2$. $\frown H \frown$. $3\overset{\frown}{H}\frac{3}{2}$. $(\frac{3}{2}H\frown)$. Letztere Fläche ist vielleicht $(3H\frown)$.

Die Krystalle zeigen keine Spur von Spaltbarkeit und sind meistens in der Richtung der Hauptaxe verkürzt.

Sämmtliche Flächen sind glatt, nur p zeigt zuweilen einige Streifen nach der Klinodiagonale.

Vor dem Löthrohre schmelzen die Krystalle anfangs, entwickeln im Kolben viel Schwefelsäurehaltiges Wasser und reagiren auf Zinkoxyd, ohne alkalische Reaction zu zeigen. Beym Glühen verliert das Salz 60 Proc. Wasser mit Schwefelsäure.

Bey der Analyse wurde das Zinkoxyd mit hydrothionsaurem Ammoniak gefällt a; der Niederschlag in Salzsäure aufgelöst, mit kohlensauerm Kali gefällt und wie bekannt weiter damit verfahren. Das Filtrat von a gab nach dem Abdampfen und Ausglühen des Rückstandes noch eine geringe Menge von Zinkvitriol.

Mit einer besondern Quantität wurde die Schwefelsäure bestimmt und mit salzsauerm Baryt gefällt. Das Wasser fand sich aus dem Verlust. So wurde in 100 Theilen erhalten

			Sauerstoff		
Schwefelsäure	39,66	„	23,74	..	6
Zinkoxyd	20,00	„	3,97	„	1
Wasser	40,34	„	35,82	..	9
	100,00				

Diese Mischung stimmt vollkommen mit der Formel $\dot{Z}n\ \ddot{S}^2 + 9\ \dot{H}$ überein. Das Salz ist also saures schwefelsaures Zinkoxyd mit 9 Mischungsgewichten Wasser.

Von den sauern schwefelsauern Salzen mit Basen von 1 Atom Sauerstoff hat man bisher nur das sauere schwefelsaure Kali und Natrum näher gekannt. Das erstere hat 2 Mischungsgewichte Wasser und soll rhombisch, nach Frankenheim mit 1 Mischungsgewicht Wasser isomorph mit $\dot{N}a\ \dot{H}^4\ \ddot{P}$ krystallisiren. Das letztere scheint mit verschiedenem Wassergehalte vorzukommen. Ein dergleichen bey Bereitung von Salpetersäure als Rückstand erhaltenes habe ich rhombisch krystallisirt gefunden. Da die Krystalle an der Luft schnell feucht werden und dann verwittern, so konnten einige Winkel mit dem Anleggoniometer nur annähernd gemessen werden. Die meisten Krystalle waren Combinatio-

nen einer Pyramide mit dem zugehörigen Prisma und einem makrodiagonalen und brachydiagonalen Doma. Aus den Messungen ergiebt sich für P a : b : c = 0,4991 : 1 : 0,7399, daher die Scheitelkantenwinkel von P = 135° 2′ und 117° 46′, der Randkantenwinkel 80°, die ebenen Winkel der Basis (Querschnitt des Prisma's) 107° und 73°. Die herrschende Combination ist P. ∞P. $2\overset{\circ}{P}\infty$.

Das beschriebene Zinksalz ist im kalten Wasser etwas schwer, in heißem leicht auflöslich. Beym Glühen wird es so zersetzt, daß mit dem Wasser 1 Mischungsgewicht Schwefelsäure fortgeht und das neutrale Salz zurückbleibt.

Die Krystalle dieses sauern schwefelsauern Zink Oxyds sind an der Luft unveränderlich.

---

8. Herr Conservator Dr. Lamont berichtet über die magnetischen Beobachtungen in der dreyjährigen Periode 1840 — 41 — 42.

Die dreyjährige Periode, auf welche sich die magnetischen Beobachtungen ursprünglich hätten erstrecken sollen, ist nun vollendet, und es kann nicht ohne Interesse seyn, einerseits auf den Stand der Anstalten, welche Behufs der magnetischen Untersuchung zur Ausführung gekommen sind, einen flüchtigen Blick zu werfen, anderseits die Resultate näher ins Auge zu fassen, theils um zu erkennen, welche Fortschritte gemacht worden sind, theils um aus dem Geschehenen Verhaltungsmaßregeln für das weiter zu unternehmende abzuleiten.

Die größten und ausgedehntesten Vorbereitungen zur Untersuchung des Erdmagnetismus hat unstreitig England getroffen. Auch in der Ausführung gieng England voran. Der Plan darf wohl als hinreichend bekannt vorausgesetzt werden: ich beschränke mich hier darauf, die Art und Weise, in welcher derselbe ins Werk gesetzt wurde, in Kürze zu erwähnen.

Im August 1839 segelte eine See-Expedition, bestehend aus drey Kriegsschiffen, unter dem Befehle des berühmten Capitän Roß ab mit der Bestimmung, von Australien aus in die Südsee vorzudringen und an verschiedenen magnetisch wichtigen Punkten Messungen vorzunehmen.

Die Expedition überbrachte zugleich die Beobachter und Instrumente für die Observatorien in St. Helena und Vandiemensland.

Ueberall nahmen die nöthigen Vorbereitungen, die Einrichtung der Gebäude und Instrumente so viel Zeit in Anspruch, daß keines von den magnetischen Observatorien zu der anfangs festgesetzten Zeit beginnen konnte, mit Ausnahme des schon früher bestehenden Observatoriums in Dublin. Die regelmäßigen Beobachtungen nahmen in St. Helena ihren Anfang im August 1840, in Toronto im September und in Vandiemensland im October desselben Jahres. Das Observatorium in Madras konnte erst mit dem Monat Januar 1841 und jenes am Cap der guten Hoffnung mit dem Monat März beginnen; noch später erreichten die Anstalten in Simla, Singapore und Bombay ihre Vollendung.

In Greenwich wurde im Jahre 1841 auf Kosten der Admiralität ein vollständiges Observatorium mit der Sternwarte verbunden. Zu gleicher Zeit richtete Sir Th. Brisbane auf eigene Kosten ein Observatorium in Makerstown bey Edinburg ein.

Zu den brittischen Observatorien kann man auch diejenigen zählen, welche der Rajah von Travancore in Trevandrum und der König von Oude in Lucknow errichten ließen. Im erstern wurden die regelmäßigen Beobachtungen mit dem 1. May 1841 begonnen, vom letztern habe ich keine fernere Nachricht vorgefunden.

Nächst den bedeutenden Opfern, welche Großbritannien zur Förderung der magnetischen Untersuchung gebracht hat, verdient die in jedem Fache der Wissenschaft Großes hervorrufende Liberalität der russischen Regierung vorzügliche Anerkennung. Der ursprünglichen Bestimmung zufolge sollten zehn Observatorien in Rußland eingerichtet werden, näm

lich Petersburg, Catharinenburg, Barnaul, Nertschinsk, Kasan, Nicolaijeff, Tiflis, Sitka, Helsingfors, Pekin.

Auch in Rußland nahmen die nöthigen Vorbereitungen einen Theil der dreyjährigen Periode weg, so zwar, daß das Observatorium in Petersburg am 1. Januar 1841, die Observatorien in Catharinenburg, Barnaul, Nertschinsk und Kasan erst um die Mitte des Jahres 1841, Sitka und Helsingfors zu Anfange des Jahres 1842 ihre Arbeiten beginnen konnten. In Nicolaijeff und Tiflis war zum Bau der Observatorien am Anfang des Jahres 1842 der Befehl noch nicht ausgefertiget: wahrscheinlich ist an diesen Orten keine Beobachtung während der ersten Periode zu Stande gekommen. In Pekin sollte nicht das vollständige Beobachtungssystem, sondern nur ein Theil desselben ausgeführt werden.

Die Errichtung eines neuen Observatoriums in Moskau ist wahrscheinlich im Laufe des Jahres 1842 zu Stande gekommen.

Im übrigen Europa wurde der magnetischen Untersuchung weit weniger Förderung zu Theil, als die Bewunderung und Billigung, welche der großartige Plan allgemein gefunden hatte, erwarten ließen. Das hiesige Observatorium war das erste auf dem europäischen Continent, wo das vollständige Beobachtungssystem der englischen Observatorien zu Stande kam; die regelmäßigen Arbeiten fiengen mit dem 1. August 1840 an. Im Juny 1841 wurde in Brüssel unter der thätigen Leitung des Herrn Quetelet ein magnetisches Observatorium der Sternwarte beygefügt, wo ebenfalls die zweystündigen Beobachtungen seither gemacht worden sind. In Cadix hat die spanische Regierung unter der Leitung des Herrn Montojo ein Observatorium erbauen lassen, welches schon vor der Mitte des Jahres 1841 seine Vollendung erreichte. In Prag hat Hr. Kreil magnetische Beobachtungen zu Stande gebracht, und mit großer persönlicher Anstrengung, unterstützt durch die freywillige Theilnahme einiger Mitarbeiter, wenigstens den bedeutendsten Theil des vollständigen Beobachtungssystemes ausgeführt. In Breslau wurden magnetische Instrumente, welche die brittische Association übersendet hatte, unter der Direction des Herrn von Boguslawsky aufgestellt; es scheint aber nicht, daß vor der Mitte des eben verflossenen Jahres die zweystündigen Beobachtungen oder absolute Messungen daselbst gemacht worden sind. In Mailand besteht schon seit vielen Jahren ein magnetisches Observatorium, wo die Termine regelmäßig gehalten worden sind; ob sonst tägliche Beobachtungen gemacht wurden, ist mir nicht bekannt.

Zu den projectirten oder angefangenen Observatorien, über deren Vollendung oder spätere Schicksale mir nichts bekannt geworden ist, gehören: das Observatorium in Alten, im nördlichsten Theile Norwegens, wozu die Royal Society die Instrumente zu liefern gesonnen war; das Privat-Observatorium der Herren Dr. Belot und Dr. Jörg in Havannah in dem Berichte der brittischen Association für 1841 erwähnt; das Observatorium in Algier, auf Kosten der französischen Regierung begonnen; das Observatorium in Cairo auf Kosten des Pascha von Aegypten eingerichtet; das Observatorium in Turin von Herrn Plana beantragt und von der sardinischen Regierung genehmigt.

Hiermit wäre ungefähr der Stand der magnetischen Observatorien dargestellt: über den Fortgang der Arbeiten ist wenig zu berichten nöthig. Die zweystündigen Beobachtungen, die Termine und die absoluten Messungen wurden dem Programme der Royal Society gemäß ausgeführt. Eine Erweiterung des Systemes fand gleich anfangs in den englischen Observatorien in St. Helena, in Toronto, am Cap der guten Hoffnung und in Vandiemens-Land statt, indem stündliche Aufschreibungen anstatt der zweystündlichen eingeführt wurden; auch in dem hiesigen Observatorium sind schon gleich vom Anfange 18 Beobachtungen täglich gemacht worden.

(Schluß folgt.)

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
— 1843 Nr. 29.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. März.

Nro. 45. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

S. Hr. Conservator Dr. Lamont berichtet über die magnetischen Beobachtungen in der dreyjährigen Periode 1840 — 41 — 42.

(Schluß.)

Eine besondere Beachtung fanden die magnetischen Störungen; an den meisten Orten ist dahin gearbeitet worden, ihren vollständigen Verlauf durch ununterbrochene Beobachtung zu erhalten. Mit einem Theile der englischen Observatorien hat man ausgedehnte magnetische Aufnahmen (magnetic Surveys) d. h. Messung der absoluten magnetischen Declination, Inclination und Intensität an verschiedenen Punkten des Landes verbunden; am Cap der guten Hoffnung und in den englischen Besitzungen in Nordamerika sind die Messungen bereits zu Stande gekommen, noch an mehreren Orten sind solche im Werke. Capitan Roß hat von Australien aus zwey Expeditionen in die Südsee in den Monaten November — April 1840 — 41 und 1841 — 42 ausgeführt, und wollte im October 1842 zum dritten Male aufbrechen: das Ergebniß war eine große Anzahl magnetischer Messungen auf den Schiffen, auf Inseln und auf dem Eise, interessant wegen der hohen südlichen Breite und wegen der Nähe des magnetischen Poles und des Punktes der größten Intensität; seine Reise, auch sonst an Entdeckungen reich, gehört zu den kühnsten Unternehmungen brittischer Seefahrer.

Nach Aufzählung der zur Untersuchung der magnetischen Kraft getroffenen Einrichtungen und ausgeführten Arbeiten kommen wir nun zu der Hauptfrage: Was ist der Erfolg der Beobachtungen, was lehren sie in Bezug auf die magnetische Kraft der Erde?

Die Frage muß nothwendig in zwey andere aufgelöst werden: Wie äußert sich im Verlaufe der Zeit die magnetische Kraft an *demselben* Orte, und welcher Zusammenhang besteht zwischen den magnetischen Erscheinungen an *verschiedenen* Punkten der Erdoberfläche? Zur Beantwortung der letztern Frage fehlen noch gänzlich die erforderlichen Data, denn wenn man einige Termine, die Störung vom 24. Sept. 1841, und einige absolute Bestimmungen ausnimmt, so ist bisher von den englischen, wie von den russischen Beobachtungen auch Nichts zur allgemeinen Kenntniß gelangt. Gleichwohl scheinen die wenigen von Auswärts erhaltenen Beobachtungen hinreichend, um einige Grundbestimmungen festzusetzen.

Wenn etwa gehofft worden ist, es würden sich einfache und allgemeine Gesetze herausstellen, so hat diese Hoffnung als völlig grundlos sich erwiesen. Zwar besteht zwischen den magnetischen Zuständen aller Orte ein enger Zusammenhang und, wenn eine große ungewöhnliche Bewegung an einem Punkte der Erdoberfläche sich zeigt, so hat man Grund anzunehmen, daß sich dieselbe über die *ganze* Erdoberfläche ausbreitet, ohne jedoch an den verschiedenen Orten vollkommen gleichzeitig oder in gleicher Weise sich zu äußern. Im übrigen treffen

wir ganz ähnliche Verhältnisse an, wie in der Meteorologie; es besteht keine symmetrische Vertheilung der magnetischen Kraft auf der Erdkugel, und obwohl nach Verlauf eines Tages und eben so nach Verlauf eines Jahres ähnliche Bewegungen wiederkehren, so stellt sich eben so wenig ein das ganze Phänomen bedingendes Gesetz heraus, wie dieß bey den analogen Bewegungen der Temperatur der Fall ist; mit einem Worte die Aeußerungen der magnetischen Kraft sind einerseits in einer regelmäßig wirkenden — auf irgend eine Weise mit dem Laufe der Sonne zusammenhängenden — Hauptursache begründet, anderseits aber durch eine unendliche Menge von Zufälligkeiten bedingt, die keine Theorie umfassen kann.

Was die erste oben erwähnte Frage betrifft, so besitzt jedes einzelne Observatorium die nöthigen Data zu deren Beantwortung, und ich gebe mir die Ehre, der mathematisch-physikalischen Klasse hier eine Abhandlung mit graphischen Darstellungen vorzulegen, worin ich aus den hiesigen Beobachtungen diejenigen Thatsachen, welche charakteristisch die Wirkungsweise der magnetischen Kraft bezeichnen, hervorzuheben gesucht habe. Wie man aus dem Vorhergehenden ersieht, gehört unser Observatorium zu denjenigen, welche am meisten Materialien gesammelt haben; überdieß sind bey uns, wie ich früher schon zu erwähnen Gelegenheit genommen, Vorsichtsmaßregeln und Methoden in Anwendung gekommen, die später erst anderwärts Berücksichtigung gefunden haben, und die geeignet waren, weit größere Schärfe den Resultaten zu geben; aus beyden Gründen dürften die aus den hiesigen Beobachtungen gefolgerten Thatsachen besondere Beachtung verdienen. Ich will versuchen, einige Hauptpunkte in Kürze hier näher zu bezeichnen:

1) die magnetische Declination in München zu Anfang der Beobachtungen (August 1840) betrug 17° 0′ und hat, allmählig abnehmend, jetzt (Anfang von 1843) einen Betrag von 16° 44′ erreicht. Die Abnahme — keineswegs gleichmäßig, oder nach einem bestimmten Verhältnisse wachsend — giebt Grund zu glauben, daß außer der wirkenden Hauptursche, welche jetzt die Nadel dem astronomischen Meridian näher bringt, auch Zufälligkeiten, wie bey allen übrigen magnetischen Verhältnissen eintreten. Die Mittel der einzelnen Monate sind von einander nur um den Betrag der Säcular-Aenderung verschieden; eine jährliche Periode, wie z. B. bey der mittlern Temperatur der Luft, ist nicht vorhanden.

2) Die Nadel hat während der 24 Stunden ihren nördlichsten Stand im Mittel um 8 Uhr Morgens und ihren westlichsten Stand zwischen 1 und 2 Uhr Nachmittags; der Unterschied beyder Stände beträgt im Sommer, wo er am größten ist, 9′, 5 und im Winter, wo er am kleinsten ist, 4′, 0. Außerdem zeigt der tägliche Gang mehrere Wellen oder relative Maxima und Minima.

3) Die Horizontal-Intensität (wofür genaue Bestimmungen erst seit November 1841 erlangt worden sind) betrug im Mittel für das letztverflossene Jahr 1,9313. Sie nimmt alle Jahre zu, und hat eine jährliche Periode, mit einem Maximum im Frühjahre und Minimum im Herbste. Ob die Säcular-Zunahme der Horizontal-Intensität bloß durch Aenderung der Inclination bedingt wird, oder ob auch die totale Kraft einer Aenderung unterliegt, bleibt noch unentschieden.

4) Die Horizontal-Intensität hat während der 24 Stunden eine bedeutende ziemlich regelmäßige Bewegung; das Minimum ist im Mittel um 10 Uhr Morgens, das Maximum um 8 Uhr Abends. Die Bewegung beträgt im Sommer 0,0014, im Winter etwa 0,0002, die Horizontal-Intensität = 1 gesetzt. Außer dem hier bemerkten Maximum und Minimum kommen mehrere, nach der Jahreszeit sich verschieden gestaltende Bewegungen (Wellen) vor, deren Zahl, wie es auch bey der Declination der Fall ist, zu beträchtlich scheint, als daß man sie der Wirkung der Sonne allein zuschreiben könnte. Wahrscheinlich hat die magnetische Kraft regelmäßige Oscillationen um einen mittlern Zustand, dessen Aenderungen durch die Wirkung der Sonne bedingt werden.

5) Die Terminbeobachtungen würden sehr nützlich seyn, wenn Störungen während der Termine vorkamen, was, so lange unsere Beobachtungen dauern, nicht der Fall gewesen ist. Zur Bestimmung des täglichen Ganges und der Mittelwerthe gewähren die Terminbeobachtungen keine Resultate, die nicht mit unvergleichbar größerer Sicherheit aus den täglichen Beobachtungen abgeleitet werden könnten.

6) Die magnetischen Störungen können erst durch Vergleichung mit dem, was anderwärts beobachtet worden ist, auf Resultate führen; zu solcher Vergleichung ist bisher keine Gelegenheit gewesen. In Beziehung der Häufigkeit und der Gränzen der Störungen kann man annehmen, daß im Durchschnitte nicht mehr als eine große Störung auf einen Monat trifft, und die Bewegungen nicht über 45′ bey der Declination und 0,0110 bey der Horizontal-Intensität (die Intensität selbst = 1 gesetzt) hinausgeben.

Die zweyte dreyjährige Periode, auf welche sich noch, königlichem Befehle zufolge, die Beobachtungen des hiesigen Observatoriums erstrecken sollen, hat nun angefangen. Nach den Ergebnissen der ersten Periode hat es zweckmäßig geschienen, einige Aenderungen der bisher bey uns befolgten Einrichtung zu treffen, um einerseits überflüssige Mühe zu vermeiden, anderseits die Zwecke der Beobachtung sicherer zu erreichen. Diese Aenderungen sind:

1) an Termintagen werden nur die gewöhnlichen Stunden-Beobachtungen aufgezeichnet, außer, wenn eine größere Störung eintrifft; im letztern Falle wird der Stand der Instrumente (wie es bisher bey Störungen überhaupt im hiesigen Observatorium gewöhnlich war) von Minute zu Minute aufgezeichnet.

2) Da die Beobachtungen der geraden Stunden nicht hinreichend sind, die Wendepunkte der täglichen Bewegung genau kennen zu lernen, auch die bey uns schon früher hinzugefügten ungeraden Tagesstunden nicht genügen, so werden die täglichen Beobachtungen mit drey neuen Stunden vermehrt, so daß nun jeden Tag 21 Stunden aufgezeichnet werden.

3) Um einerseits eine Unterbrechung der Beobachtungsreihe, die durch mögliche Störung der Instrumente herbeygeführt werden könnte, zu vermeiden, anderseits eine beständige Controlle zu haben, werden sämmtliche Instrumente in duplo aufgestellt werden. Diese Einrichtung wird vorzugsweise bey der Horizontal-Intensität, wo das allmählige Nachlassen der Magnete Unsicherheit veranlaßt, einen wesentlichen Vortheil gewähren.

4) Das dritte magnetische Element, die Inclination, die bisher, in Ermanglung eines geeigneten Instrumentes, bey uns unberücksichtiget geblieben ist, wird künftig eben so, wie die Declination und Intensität beobachtet werden.

Verzeichniß

der seit dem 24. July bis November 1842 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Schluß.)

Von dem Herrn Baron von Reifenberg in Brüssel:

Enseignement moyen. Concours général; année scolaire 1840 — 41. Bruxelles 1841. 8.

Concours général 1842. Arrêté ministériel du 4. Juin 1842. Brux. 1842.

Concours général 1842. Arrêté royal du 12. Mai 1842. Brux. 1842.

Instruction primaire. Province de Luxembourg. Caisse de prévoyance en faveur des Instituteurs primaires. Arrêtés royaux du 28. Janvier 1842. Brux. 1842. 8.

Etat de l'instruction primaire Belgique. 1830 — 40. Brux. 1842 gr. 8.

Mémoire sur les moyens de corriger les malfaiteurs et les fainéants etc. par le Vicomte J. P. Vilain XIV. Nouvelle edition Brux. 1841. 8.

Rapport général fait aux chambres par le ministre de l'intérieur et des affaires étrangères, sur l'état de l'enseignement etc. dans les universités pendant l'année 1839. gr. Fol.

Pièces à joindre au rapport No. 500, fait au nom de la section centrale etc. sur le projet de revision de la loi de 1835. fol.

Appendice à l'annexe de No. 360. fol.

Etat de l'enseignement superieur en Belgique perdant l'année 1841. Brux. 1842. fol.

Rapport fait, au nom de la section centrale, par M. Dechamps sur le titre premier du projet de lois sur l'instruction publique. Bruxelles 1842. fol.

Petition de l'université catholique de Louvain, concernant le projet de loi sur l'enseignement superieur. Séance du 2. Août 1842. fol.

Von demselben:

Aktenstücke über Minen und andere öffentliche Arbeiten:

Compte rendu des travaux de l'administration des mines pendant l'année 1840. Bruxelles 1841. fol.

Péage des routes ou taxe des Barrières. Session 1837 – 38. fol.

Mines. Rapport présenté à la chambre de représentants par M. le ministre des travaux publics. Brux. 1839. fol.

La navigation de la Belgique vers Paris. Brux. 1840. fol.

Canalisation de l'Escaut et de la Lys. Brux. 1837. fol.

Von dem Herrn Vicomte de Santarem in Paris:

De l'introduction des procédés relatifs à la fabrication des étoffes de soie. Paris 1838. 8.

Mémoire sur les institutions politiques etc. des colonies anglaises. Paris 1840. 8.

Memoire sur les connaissances scientifiques de Don Jean de Castro. (Extrait du Bulletin de la société de Geographie.)

Analyse du journal de la navigation à la terre du Brésil. Paris 1840. 8.

Recherches historiques, critiques, sur Americ Vespuce et ses voyages. Paris 1842. 8.

Chronica do descobrimento e conquista de Guiné. Paris 1841. 8.

Quadro elementar das relações politicas e diplomaticas de Portugal com as diversas potencias do mundo. Tom. I. II. Paris 1842. 8.

Atlas composé de mappemondes et de cartes hydrographiques et historiques etc. Paris 1842. gr. F.

Von dem Herrn Gotthelf Schmidt, Professor in Berlin:

System der elliptischen Bogen zur Erleichterung der Integral-Rechnung und zur Bestimmung astronomischer Größen. Berlin 1842. 4.

Von dem Herrn August Schultze, Hofrath und Prof. in Freiburg:

Mikroskopische Untersuchungen über des Herrn Robert Brown Entdeckung lebender, selbst im Feuer unzerstörbarer Theilchen in allen Körpern und über Erzeugung der Monaden. Carlsruhe und Freiburg 1828. Fol.

Macrobiotus Hufelandii, animale crustaceorum classe novum reviviscendi post diuturnam asphyxiam et aviditatem potens etc. Berlin 1840. gr. 8.

Echiniscus Bellermanni, animal crustaceum, Macrobioto Hufelandii affine. Berlin 1840. gr. 8.

Durch Herrn Iwan Simonoff, Professeur émérite de l'université de Casan:

Observations astronomiques faites à l'observatoire de l'université impériale de Kazan. Premier cahier. Kazan 1842. 4.

Von dem Herrn Prof. Creuzer in Heidelberg:

Alexandri aphrodisiensis lib. quaestionum naturalium et moralium ad Aristotelis philosophiam illustrandam. Monachii 1842. 8.

Incerti auctoris paraphrasis Aristotelis sophisticorum elenchorum. Monachii 1842. 8.

Von dem Herrn Hercule Strauß Dürkheim in Paris:

Traité pratique et theorique d'anatomie comparative... Tom. I et II. Paris 1842. 8.

Durch Herrn Wendland in Paris:

Observations météorologiques faites à Nijne-Taguilsk et à Vicimo-Outkinsk, gouvernement de Perm année 1842. Paris 1842. 8.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 21.

Gelehrte Anzeigen

München. Herausgegeben von Mitgliedern 7. März.

Nro. 16. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Classe am 18. Febr. las Herr geistl. Rath Dr. Buchner die folgenden Bemerkungen über „die Erwerbung der Mark Brandenburg durch das Luxemburgische Haus“ (Berlin bey G. Gropius. 1840. gr. 8. 48 S.)*)

Kaiser Karl IV., sagt der Verf. dieser Schrift, unabläßig bemüht, die Macht seines Hauses und der Krone Böhmens zu vergrößern, suchte auch dieselbe vorzugsweise über die Mark Brandenburg auszudehnen. „Die jüngern in den Besitz der Mark Brandenburg gelangten Brüder (Ludwig der Römer und Otto) durch scheinbar uneigennützige Handlungen zu begünstigen . . . Zwietracht und feindliche Trennung zwischen ihnen und ihrem ältern Bruder (Ludwig dem Brandenburger) herbey zu führen, und dadurch die Aufhebung des vorbehaltenen Erbrechts zu erwirken, erscheint als Grundlage des von dem Kaiser in dieser Beziehung verfolgten politischen Systems.“ Mit diesem Urtheile müssen wir ganz und gar übereinstimmen. K. Karl IV. war wirklich die erste Ursache der Zwietracht zwischen den drey Söhnen des Kaisers, welche die Mark Brandenburg in der ersten Theilung erhalten hatten. Seine Gemahlin war bekanntlich des Pfalzgrafen Rudolfs einzige Tochter. Sie hatte ihm bereits mehrere Städte und Schlösser in der obern Pfalz als Heirathsgut zugebracht. Nun kam er auf den Gedanken, durch diese seine Gemahlin die ganze obere Pfalz bis an die Donau an Böhmen zu bringen, und weil er besorgte, der Markgraf Ludwig und seine Brüder möchten ihm einst diese Erbschaft streitig machen, so schloß er zu Dresden im Monat Sept. 1351 zwey Verträge ab; in dem ersten verzichtete der Markgraf auf die ihm als Heirathsgut von seiner Gemahlin eingebrachten Orte; in dem andern auf die Erbschaft der ganzen obern Pfalz, wenn Anna's Vater keine weitern Nachkommen mehr erwerben sollte *).

Mit diesem eigenmächtigen Verfahren waren Ludwig der Römer und die andern bayerischen Prinzen nichts weniger als zufrieden; er klagte laut, daß der Brandenburger allein regiere, und das Erbe der Wittelsbacher beschädige. Der Markgraf mußte, um sie zu besänftigen, ihnen versprechen, in Bayern 6 Jahre lang nichts zu ändern, und in der Mark Ludwig dem Römer die Regierung sogleich allein zu überlassen. **) Einen Monat später kam wahrscheinlich durch Vermittlung des Kaisers die förm-

*) Obwohl diese für Bayern so interessante Schrift bereits in den gelehrten Anzeigen 1842 Nr. 185 — 187 besprochen wurde, dürfte es doch nicht ungeeignet seyn, sie von einem andern Standpunkte aus nochmals zu berühren.

*) Die beyden Urkunden, wovon die erstere bey Lünig und die andere bey Petzl abgedruckt ist, scheint der Verf. nicht zu kennen, wenigstens hat er davon keinen Gebrauch gemacht.

**) Laut Urk. im Reichsarchiv ddto. Frkfrt. an der Oder 10. Nov. 1351. Auch diese Urkunde ist dem Verf. unbekannt.

liche Theilung der Länder zu Stande, welche diese drey Brüder aus der Verlassenschaft des Vaters erhalten hatten, und welche die Ursache des Verlustes der ganzen Markgrafschaft geworden ist, im Lukauer Vertrag. Diesen Vertrag kennt der Verf. und citirt ihn, eben so auch Urkunden des Wiener Archives v. J. 1363, die Heirath des Herzogs Otto mit Karls IV. Tochter Elisabeth betreffend. Eine weitere wichtige Urkunde des Wiener Archives, betreffend das Bündniß Ludwig des Römers und seines Bruders Otto mit dem Herzoge Rudolph von Oesterreich und seinem Bruder wider Stephan und seine Söhne, Budissin 8. May 1364, scheint dem Verf. unbekannt geblieben zu seyn.

Von der ehelichen Verbindung des Prinzen Wenzel mit Johanna, einer Tochter des Herzogs Albrecht von Straubing-Holland, gleichfalls in der Absicht geschlossen, um diesen Fürsten in der Brandenburger Angelegenheit für sich zu gewinnen, finde ich ebenfalls in dieser Schrift nichts erwähnt. Dagegen aber sind Nova: ein Document des Markgrafen Otto vom 15. May 1371, wo er die Stände der Neumark anweiset, dem Herzog Friedrich von Bayern und seinen Verwandten, im Falle er ohne Erben stürbe, zu huldigen; und eine weitere vom 10. July 1371 act. Stendal, denselben Gegenstand betreffend. Die letztere interessante Urkunde hat der Verf. in der Beylage No. I. ganz abdrucken lassen. Auch eine Urkunde, den Waffenstillstand im Jahre 1371 geschlossen, betreffend, citirt er als im Wiener Archiv vorhanden. Von dem Congreß zu Breslau aber, welcher wegen dieser Angelegenheit daselbst im Monat März 1372 statt fand und dem Herzog Friedrich von Bayern beywohnte, finde ich in dieser Abhandlung nichts erwähnt. Neu ist, was S. 15 u. 16 aus einer Nro. III. abgedruckten Originalurkunde von den Verhandlungen Karls IV. mit dem Papst vorkommt; und ein Vertrag dieser Sache wegen mit dem Churfürsten von Sachsen, ddto. 4. April 1372 abgeschlossen; ebenso die Nro. IV. abgedruckte Expositio, quomodo Marchia Brandenburgensis, Ottone Marchione ab ea cedente, in possessionem regis Boemie translata sit. Es ist diese Expositio ein in lateinischer Sprache abgefaßter Auszug aus den von Karl und seinem Sohne Wenzel zu Fürstenwald den 17. und 18. August 1373 den bayerischen Herzogen ausgestellten Urkunden. Sie befinden sich im Wiener Staatsarchiv und werden wohl keine andern seyn, als die aus dem bayerischen bey Attenkhover Nr. XXXVII. u. XXXVIII. abgedruckten. Die Expositio spricht von 500,000 Goldgulden, welche der Kaiser im Vertrag den bayerischen Herzogen versprochen habe; in der bayerischen Urkunde stehen nur 200,000 fl. in Fristen zahlbar und 100,000 fl. in Pfandscheinen. Der Verf. der Abhandlung meint, dieser Verkaufspreis, den er auf 600,000 fl. berechnet, wäre mehr als hinreichend gewesen, und die Mark dem König Karl theuer genug zu stehen gekommen. Das gleichzeitige Chronicon Salisburgense sagt: Duces Bawarie vendiderunt Caesari Marchiam Brandenburgensem pro XII fortalitiis et civitatibus sitis in Bawaria, . . pro exili pretio. Ein anderer Schriftsteller bemerkt, es wären nicht einmal die Glockenseile bezahlt worden.

Daß das Land nicht unbedeutend war, beweiset die sehr schätzbare Beylage Nro. V., enthaltend eine statistische Beschreibung der damaligen Mark Brandenburg, gleichfalls aus einer Wiener Handschrift entnommen.

9. Herr Conservator Dr. Vogel liest einen Aufsatz des Adjuncten Dr. Vogel jun. über die Einwirkung des Phosphorwasserstoffgases auf Metallsalze.

Böttger hat beobachtet, *) daß das nicht selbst entzündliche Phosphorwasserstoffgas als Reagens zur Erkennung und Abscheidung einiger Metalle gebraucht werden kann, indem dasselbe mit gewissen Metallsalzen in Berührung gebracht Niederschläge hervorbringt, während es andere ganz unverändert läßt. Da dieser Umstand dazu dienen kann, bey quantitativen Analysen Metalle auf eine einfache Art von einander zu trennen, so schien es mir von Interesse,

*) S. Böttgers neuere Beyträge zur Physik und Chemie. 1841. p. 116.

die Reaction des Phosphorwasserstoffgases auf Metallsalze einer näheren Prüfung zu unterwerfen und insbesondere zu untersuchen, ob mit einem dadurch fällbaren Metall nicht auch ein solches mitfällt, welches allein nicht niedergeschlagen wird, welchen Umstand auch Berzelius *) bey Citirung der erwähnten Arbeit in seinem Jahresbericht zu untersuchen für nothwendig erachtet.

Das zu den Versuchen verwendete Phosphorwasserstoffgas stellte ich durch Kochen des Phosphor mit einer Lösung von Kali in Spiritus dar.

Nach Böttger's Angabe fällt dieses Gas, eingeleitet in Lösungen, Tellur, Gold, Palladium, Silber und Quecksilber, aber es fällt nicht Platin, Iridium, Rhodium, Kupfer, Uran, Wismuth, Bley, Zinn, Cadmium, Zink, Nickel, Kobalt, Eisen und Mangan.

Ich habe diese Versuche wiederholt, aber nur zum Theil bestätigt gefunden. Insbesondere richtete ich meine Aufmerksamkeit darauf, ob es möglich sey, ein Metall aus freyer Auflösung vollständig und in seiner ganzen Quantität durch Phosphorwasserstoffgas abzuscheiden, was natürlich unumgänglich nothwendig zu wissen ist, wenn von diesem neuen Fällungsmittel bey quantitativen Bestimmungen ein geeigneter Gebrauch gemacht werden soll.

Die fünf von Böttger als fällbar angegebenen Metalle fand ich vollkommen geeignet für die Anwendung des Phosphorwasserstoffgases, indem sie durch dasselbe vollständig erschöpft werden. Besonders empfindlich gegen Phosphorwasserstoffgas zeigten sich die Silbersalze; nach einer ganz kurz andauernden Einleitung dieses Gases in eine ziemlich concentrirte Auflösung von salpetersauren Silber war in der von dem Niederschlag abfiltrirten Flüssigkeit auch durch die empfindlichsten Reagentien keine Spur von Silber mehr nachzuweisen. Das durch Einleiten des Phosphorwasserstoffgases gebildete Phosphorsilber wird schon beym Erhitzen in einer offenen Porcellanschale vollkommen zersetzt, und es bleibt metallisches Silber zurück, indem der Phosphor vollständig abgegeben wird.

*) S. Berzelius Jahresbericht. 1842. 2. Heft p. 173.

Zur Bestimmung der Quecksilberoxydsalze ist das Phosphorwasserstoffgas mit eben so gutem Erfolge, als beym Silber in Anwendung zu bringen. Leitet man nämlich das Gas in eine Sublimatlösung, so entsteht ein sehr charakteristischer Niederschlag von orangegelber Farbe. Dieses Phosphor-Quecksilber unterscheidet sich von dem auf trockenem Wege bereiteten, welches schwarz ist, schon durch seine Farbe und weicht auch in seiner procentigen Zusammensetzung von demselben ab. Es stimmt dagegen sowohl in Farbe als Zusammensetzung vollkommen mit der Phosphorquecksilber-Verbindung überein, welche Rose *) durch Erhitzen des Sublimats in Phosphorwasserstoffgas erhalten und beschrieben hat.

Bey einer Temperatur von 100° C. erhitzt, verändert es sich nicht; steigert man aber die Temperatur noch über den Kochpunkt des Wassers hinaus, so schmilzt es und verflüchtigt sich zuletzt. Es besteht in 100 Theilen aus 75,927 Quecksilber und 24,073 Phosphor. Um den Gehalt an Quecksilber in dieser Verbindung zu bestimmen, kochte ich das Phosphorquecksilber mit Salpetersäure, wodurch es sich in phosphorsaures Quecksilber umwandelt und fällte durch Einleiten eines Stromes von Schwefelwasserstoffgas das Quecksilber. Das dadurch gebildete Schwefelquecksilber wurde hierauf mit Salpetersalzsäure zersetzt und das Quecksilberoxyd durch Fällung mit Kali bestimmt.

So anwendbar das Phosphorwasserstoffgas zur Bestimmung des Quecksilbers auch ist in Quecksilberoxydsalzen, so wenig ist dieß der Fall bey Quecksilberoxydulsalzen. Da es bey der angegebenen Art der Bereitung des Phosphorwasserstoffgases durch Erhitzen des Phosphor in einer weingeistigen Kalilösung zu vermeiden fast unmöglich ist, daß mit dem Phosphorwasserstoffgas zugleich auch Weingeistdämpfe übergehen, welche sich dann in der Lösung condensiren, so ergiebt sich hieraus der nachtheilige Umstand, daß in Weingeist unlösliche Metallsalze dadurch aus ihren Lösungen theilweise gefällt werden. Man erhält in diesem Falle in dem Niederschlage durch Phosphorwasserstoffgas außer den Phosphor-

*) S. Poggendorff's Annalen. XXIV. p. 318.

metallen noch die durch den Alkohol gefällten unzersetzten Salze.

Natürlich muß bey der Berechnung dieser Umstand zu Irrthümern Veranlassung geben. Der störende Einfluß der Alkoholdämpfe läßt sich am besten an Queckſilberoxydulsalzen nachweisen. Leitet man nämlich in eine Auflösung von salpetersauren Queckſilberoxydul Phosphorwasserstoffgas, so sieht man deutlich, daß außer dem schwarzen Niederschlag sich noch weiße Flocken bilden, welche sich zuerst absetzen, so daß bey genauerer Untersuchung nicht zu verkennen ist, daß man einen aus verschiedenen Queckſilber-Verbindungen bestehenden Niederschlag vor sich hat. Doch auch abgesehen von dem eben bezeichneten nachtheiligen Einfluß der Alkoholdämpfe, ist noch zu berücksichtigen, daß das Phosphorwasserstoffgas eine reducirende Wirkung auf Queckſilberoxydulsalze äußert. Ich habe den in Queckſilberoxydulsalzen durch Phosphorwasserstoffgas gebildeten grauen Niederschlag in mehreren unabhängig von einander angestellten Versuchen einer näheren Prüfung unterworfen und gefunden, daß derselbe niemals allein aus Phosphorqueckſilber besteht, sondern stets von einer nicht geringen Menge metallischen Queckſilbers begleitet ist. Schon mit bloßem Auge, ganz deutlich aber unter der Loupe lassen sich die metallischen Kügelchen von reducirtem Queckſilber erkennen. Diese Bildung von metallischem Queckſilber neben dem Phosphorqueckſilber verbietet die Anwendung des Phosphorwasserstoffgases bey Analysen von Queckſilberoxydulsalzen gänzlich.

Um mich zu überzeugen, daß bey Anwendung des Phosphorwasserstoffgases mit einem dadurch fällbaren Metall nicht auch ein solches mit niedergeschlagen wird, welches allein für sich nicht präcipitirt werden kann, leitete ich das Gas in eine aus Eisen- und Silbersalz gemengte wässerige Auflösung. Das Silber wurde vollständig als Phosphorsilber herausgeschlagen und vom Eisen nicht die geringste Spur. Dasselbe Resultat gab die vermischte Lösung von Sublimat und Zinksalz.

Mehrere Versuche haben gezeigt, daß das selbst entzündliche Phosphorwasserstoffgas, welches durch Kochen von kaustischem Kali in Wasser gelöst mit Phosphor erzeugt wird, sich in der Wirkung auf Metallsalze von dem nicht selbst entzündlichen in keiner Hinsicht unterscheidet.

Die Kupfersalze werden durch das selbst entzündliche, so wie auch durch das nicht selbst entzündliche Phosphorwasserstoffgas niedergeschlagen, wie es schon von vielen Chemikern beobachtet und mitgetheilt worden ist. Das schwefelsaure Kupferoxyd wird aber erst nach einer 10 bis 15 Minuten langen Einwirkung des Phosphorwasserstoffgases niedergeschlagen, was wahrscheinlich Böttger veranlaßt haben mag, das Kupfer in die Reihe derjenigen Metalle zu setzen, welche durch Phosphorwasserstoffgas keine Veränderung erleiden. Essigsaures Kupfer dagegen wird sogleich durch Phosphorwasserstoffgas unter Entwicklung von essigsauren Dämpfen aus der Lösung gefällt. Es ist jedoch nicht möglich die Kupfersalze aus ihren Lösungen durch Phosphorwasserstoffgas, auch durch längeres Einleiten desselben, vollkommen zu präcipitiren, weßhalb dieses neue Reagens für Kupfersalze und überhaupt für die Fälle, in welchen Kupfersalze mit andern Metallsalzen in Auflösung sich befinden, nicht anwendbar ist.

Um das Phosphorwasserstoffgas in einer bequemeren Form zur Anwendung zu erhalten, kann man es in Ammoniak leiten und als Phosphorammoniak gebrauchen. Da es aber schwierig ist, die vollkommene Sättigung des Ammoniak zu erreichen, das nicht hinlänglich gesättigte Ammoniak aber in seiner Anwendung zu Irrthümern Veranlassung geben kann, so habe ich vorgezogen, das Gas unmittelbar anzuwenden.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. März.

Nro. 17. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Plato's Unterredungen über die Gesetze. Aus dem Griechischen übersetzt von J. G. Schultheß. Zweite Auflage, neu bearbeitet von Salomon Vögelin, Professor am Gymnasium in Zürich. Zürich 1842. Zwey Theile. XVI. 295. XXIV. 501.

Die einzige deutsche Uebersetzung des platonischen Werkes über die Gesetze ist in dieser zweiten Ausgabe, die beynahe 60 Jahre nach der ersten erscheint, um vieles lesbarer geworden. Sehr wahr bemerkt Hr. V. in der Vorrede des ersten Theiles: „Vielleicht hat es gerade in unserer Zeit, die sich im Schaffen und Erwägen der Verfassungen noch immer mehr als in deren Befolgung und Entwickelung bewegt, ein allgemeines Interesse, den Versuch einer solchen Verfassung aus der Hand des geistreichsten Philosophen des Alterthums zu betrachten, zumal er hier wie nirgends sonst das Praktische zu seinem Augenmerk gemacht hat. Solcher allgemeinen Betrachtung möchte dann eine populäre Uebersetzung wie die vorliegende am besten entgegen kommen." Ref. würde jedoch den Kreis der Leser, die dem Buche zu wünschen sind, viel weiter ziehen. Es ist zweifelhaft, ob Plato den „Versuch einer Verfassung" beabsichtigt habe. Vielleicht hat er den Entwurf einer Gesetzgebung nur als Einkleidung für seine Gedanken über das Wesentliche jeder Staatsverfassung gewählt. Diese Gedanken sind so groß und tief, daß sie auch von den Vielen, die zu einem Theoretiker als Baumeister einer Verfassung kein Zutrauen haben, ihrer Aufmerksamkeit werth geachtet werden müssen. Solche aber thun wohl, ihren Blick von jener Einkleidung abzuwenden und auf die Grundsätze allein zu richten. In diesen wird man zwar Mancherley vermissen, das man gewohnt ist als Bedürfniß der Staaten jetziger Zeit anzusehen. Die sogenannten materiellen Interessen kommen wenig zum Vorschein; desto ungehemmter breiten sich die höheren aus, durch deren Pflege die Jugendzeit der griechischen Staaten so herrlich gewesen ist. In der That lernt man die ganze Staatsweisheit der Griechen aus keinem Werke besser kennen, als aus diesem. Plato schrieb es in hohem Alter, in der Lebenszeit wo der Mensch, nach seinem Urtheile (Th. I. S. 172), für die Gesetzgebung das schärfste Auge hat. Er schrieb es als in Griechenland Aristokratie und Demokratie, nach langen und erschöpfenden Kämpfen, einander ungefähr gleich stark und gleich entartet gegenüber standen; und nach den bitteren Erfahrungen, die er selbst auf Sicilien gemacht hatte. Zu der Republik stehen die Gesetze in dem Verhältnisse eines milden Herbstes zu dem hohen Sommer. Plato zeigt sich herablassender, genügsamer, ohne jedoch der Wahrheit etwas zu vergeben oder von wesentlichen Forderungen abzulassen.

Als Probe der gelungenen Uebersetzung läßt Ref. eine Stelle aus dem siebenten Buche (p. 797 Steph.) folgen.

Der Athener. Was ich sagen möchte, läßt sich ohne Furcht nicht wohl sagen; doch ich will Herfassen und nicht davon abstehen.

Klenias. Nun was werden wir denn zu hören bekommen, Fremdling?

Der Athener. Ich behaupte, daß noch Niemand in keinem Staate es erkannt habe, welches wichtige Ding für die Gesetzgebung die verschiedenen Spiele seyen, wie sehr von diesen der Bestand oder Unbestand der Gesetze abhänge. Wenn diese ihre festgesetzte Ordnung haben, so daß die gleichen Leute allezeit in gleicher Art und auf die gleiche Weise die gleichen Spiele treiben und sich an den gleichen Lustbarkeiten ergötzen, so ist das von der gewissen Folge, daß auch die Satzungen über ernste Dinge festen Bestand haben. Giebt es hingegen in jenen immer Veränderungen und Neuerungen und steten Wechsel, heißen die jungen Leute niemals dasselbe willkommen weder in der Stellung und Haltung ihres eigenen Körpers, noch in Kleidung und Waffen und anderem Geräthe; will ihnen nicht gefallen, daß für ein und allemal unter ihnen angenommen und festgesetzt bleibe, was wohlgeziemend und ungeziemend sey; hat sich vielmehr der besondere Ehre zu versprechen, wer immer etwas Neues aufbringt und einführt, das von dem Gewöhnlichen abweicht, in Gestalten und Farben und allem dergleichen; so glauben wir aus guten Gründen behaupten zu können, daß das dem Staate das größte Verderben sey. Denn dieß muß unvermerkt die Sitten der Jugend umändern und machen, daß das Alte bey ihr in Verachtung komme und nichts mehr Geltung habe als was neu ist. Ein größerer Schaden, ich sage es noch einmal, könnte einem Staate nicht widerfahren, als wenn das die herrschende Sprache und Denkart wird. Laßt mich sagen, wie groß mir das Uebel vorkommt.

Kleinias. Wenn man in einem Staate die Sachen darum tadelt, weil sie alt sind, meynst du?

Der Athener. Gerade das.

Kleinias. Da werden wir nicht ebenhin, sondern mit aller möglichen Geneigtheit anhören, was du darüber zu sagen hast.

Der Athener. Die Sache verdient es auch.

Kleinias. Rede nur.

Der Athener. Wohlan, so wollen wir immer aufmerksamer auf unser Gespräch werden, und einander über die Sache dieses sagen: Ihr wisset so gut als ich, daß in allen Sachen, das Böse ausgenommen, Veränderung sehr gefährlich sey. Sie ist es in der Witterung, in Winden, in der Lebensordnung, in der Gemüthsart: sie ist es mit einem Worte nicht etwa in den einen Dingen, und in den andern nicht, sondern in gar allen, mit der einzigen schon gemachten Ausnahme des Bösen. Betrachten wir die Körper, wie sie sich an jede Speise, an jeden Trank und jede Anstrengung gewöhnen. Wir werden sehen, daß

sie anfangs viel Beschwerde davon haben, dann aber aus denselben Dingen mit der Zeit sich Fleisch und Blut für sie erzeugt, daß ihnen diese ganze Lebensart allmälich lieb und vertraut und bekannt wird, daß sie endlich ein völlig vergnügtes und gesundes Leben dabey führen. Kommt einer dann etwa in die Nothwendigkeit, irgend eine ihm zusagende Lebensart wieder zu ändern, so leidet er anfangs darunter, wird krank und kann nur mit Mühe hergestellt werden, indem seine Natur wieder an die neue Nahrung gewöhnt wird. Nun sollte man bedenken, daß es den Menschen auch in ihrem Geiste und der Natur des Gemüthes auf gleiche Weise geht. Jede Seele hegt nämlich Ehrfurcht für die Gesetze, und scheut sich an den Ordnungen etwas zu ändern, unter denen sie erzogen worden, und die durch des Schicksals Gunst durch viele und lange Zeit unverändert geblieben sind, so daß sich niemand zu denken weiß oder gehört hat, daß darin jemals etwas anders gewesen sey, als wie es noch auf den heutigen Tag ist. Es ist also nöthig, daß der Gesetzgeber irgend ein Mittel ausfindig mache, wodurch eine solche Gesinnung in dem Staate herrschend würde. Ich finde nun, sie wäre durch folgendes Mittel erhältlich. Die Veränderungen in den Spielen der Jugend sieht man insgemein, wie wir vorhin sagten, für eigentliches Spielwerk an, und glaubt nicht, daß ein so beträchtlicher Nutzen oder Schaden daraus erwachsen werde. Man wendet daher solche Veränderungen nicht ab, sondern bewilligt und begünstigt sie. Und man denkt nicht daran, daß aus den Kindern, die in den Spielen Neuerungen machen, nothwendig ganz andere Männer aufwachsen müssen, als aus den Kindern voriger Zeit, daß diese andern Männer dann auch eine andere Lebensart suchen, und daß sie folglich auch andere Gebräuche und Gesetze verlangen werden; und Niemand hat die Besorgniß, daß daraus dann das erfolgen müsse, was ich so eben das größte Uebel für die Staaten genannt habe. Von kleinerem Belange nun möchten die Uebel seyn, die bey den andern Dingen, wie bey den Geberden und Stellungen, aus solchen Veränderungen entstehen. Aber der häufige Wechsel in den Sitten und im Lob und Tadel der Handlungen sind meines Erachtens die allergrößten Uebel, und die man am allermeisten zu verhüten hat. Th. 2. S. 20 – 25.

In der Vorrede des zweiten Theiles hat Hr. V. Plato's Vaterschaft zu diesem Werke, die weder von Aristoteles noch von Cicero bezweifelt wurde, gegen die Einwürfe neuerer Kritiker gut vertheidigt, jedoch nicht so gewaltig als es in unseren Anzeigen

1840 Nr. 2. flg. durch den sel. Prof. Kopp geschehen ist, durch dessen frühen Hintritt wir einen unserer geschätztesten Mitarbeiter verloren haben.

Jahresbericht von der k. Studienanstalt zu Erlangen. Vorausgeschickt eine Aristologie für den Vortrag der Poetik und Rhetorik, von Dr. Ludwig Döderlein, k. Studienrector. Erlangen 1842.

Das Vorwort des Verfassers zu seiner Aristologie (Beyspiel Sammlung aus Griechen und Römern) ist ein schönes Nachstück zu den gehaltreichen pädagogischen Bekenntnissen desselben, welche Referent in diesen Blättern (1840 Nr. 25) angezeigt hat. Auch hier legt der Verf. sein Verfahren und die Gründe dar, die ihn dazu bestimmen, ohne daß er dafür den geringsten Anspruch auf eine allgemeine Gültigkeit macht. Vielleicht erwirbt ihm eben diese Anspruchlosigkeit (die in dem Maße seltener, wie die „Voraussetzungslosigkeit" oder doch die Voraussetzung derselben gemeiner wird) bey den Lesern, deren ihm Ref. recht viele wünscht, mehr Eingang, als ein höherer Ton erlangen könnte. Ein Auszug läßt sich nicht geben, so kurz gefaßt ist die Erzählung; doch kann sich Ref. nicht enthalten, den letzten und, wie ihm dünkt, wichtigsten Satz auszuheben.

„So oft es Anlaß giebt, klassische Werke näher zu betrachten oder gar zu zergliedern, arbeite ich immer lieber auf blinde Bewunderung, als auf scharfsichtige Kritik hin. Zwar die Zeit der Hyperkritik, die vor zwanzig Jahren auf ihrem Höhepunkt stand, scheint für die Jugend vorbey, aber die der Athanmastie dauert fort. Dieser entgegenzuarbeiten ist gewiß das edelste Streben. Es kann fruchtlos wenigstens für den Augenblick bleiben, aber Didaktik in Gymnasien läßt sich von der, man erlaube mir diesen Ausdruck! — Uebung in der ungetrübten Bewunderung des Schönen und der Begeisterung für dasselbe durchaus nicht trennen. Daher halte ich jene, immerhin treffenden, ästhetisch-kritischen Anmerkungen in poetischen Chrestomathien für bedenklich, welche den Schüler anleiten, Fehler auch in schillerischen und göthischen Gedichten zu bemerken und, ubi plura nitent in carmine, paucis offendi maculis. Die sinnliche Naturbetrachtung wird durch die Sonnenflecken gestört, die für die verständige Naturforschung das höchste Interesse haben. Allerdings ist die Kritik, und besonders die ästhetische, eine köstliche Sache, aber wenn die Correctur der Schülerarbeiten zu wenig Stoff und Gelegenheit zu ihrer Uebung gäbe, so finden sich in unsrer Literatur Namen und Werke genug, an denen sich auch das jugendlichste Kunsturtheil ohne Gefahr der Impietät versuchen kann."

Mit Recht bezeichnet der Verf. das große Uebel der Athanmastie nur als fortdauernd; denn es ist ein bereits altes Uebel. Schon vor hundert Jahren schrieb Montesquieu (Pensees diverses): On ne sauroit croire jusqu'où a été dans ce siecle la décadence de l'admiration. Ein berühmter Maler, Sir Joshua Reynolds, der Johnson und Burke zu Freunden hatte, ergriff dagegen das rechte Mittel, ähnlich dem Credo ut intelligam; er nöthigte sich zur Bewunderung. Ref. will die ueberreiche Stelle aus den wenig bekannt gewordenen Denkwürdigkeiten des Mannes versetzen.

„Da ich als Jüngling von zwanzig Jahren die Werke Raphaels im Vatican sah, machten sie auf mich einen geringen und gar nicht angenehmen Eindruck. Der Aufseher, dem ich dieß gestand, wunderte sich darüber nicht; schon mancher, sagte er, habe sogar nach Raphael's Werken erst gefragt, nachdem er daran vorüber gewesen sey. Dieß tröstete mich nicht; ich fühlte mich durch meine Unempfänglichkeit äußerordentlich gedemüthigt; ich war mitten unter Kunstwerken, die mir nicht gefielen, weil ich sie nicht verstand; es war Unwissenheit von meiner Seite; ich war sehr niedergeschlagen. Indessen schickte ich mich an, einige dieser Werke zu copiren, betrachtete sie unablässig und nöthigte mich so zu sagen zur Bewunderung derselben. In Kurzem begann mir ein neuer Geschmack, ein neues Licht zu dammern; ich gelangte zu der Ueberzeugung, daß ich einen irrigen Begriff von der vollendeten Kunst mitgebracht hatte. Die Wahrheit ist, daß, wären jene Werke das gewesen, was sie nach meiner Erwartung hatten seyn sollen, ihre Schönheit oberflächlich und lockend, nicht aber von der Gründlichkeit gewesen wäre, die ihnen den hohen Ruhm erworben und gesichert hat."

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

Zweyte Hälfte. July — December.

Manuskripte.

Origen de los Asturianos sus armas y blasones. fol.

Chronicon Waldsassense. 4.

Mich. Serveto, De trinitatis erroribus libri 7. 4.

Versos manuescritos de los dos Leonardos. 4.

Vita venerabilis patris Nic. Lancicii e societate Jesu tentata primum et inchoata a Casim. W. Kojalowicz, theol. doctore, nunc vero curis secundis revisa, denuo conscripta, methodo meliore digesta et plusquam dimidio aucta a quodam ejusdem societatis Jesu sacerdote in provincia Bohemiae. fol.

Chronik der Bischöfe von Augsburg, Bamberg, Chur. Constanz, Eichstätt, Halberstadt, Hildesheim, Mainz, Paderborn, Speier, Straßburg, Worms, Würzburg. 4.

Die Figuren aus einem Manuskript von Talhofers Fechtbuch durchgezeichnet. 2 Voll. fol.

J. Bilius. Notae generales in genealogiam antiquiss. et nobiliss. gentis Nafuaceae. Hag. Comitis. 4.

Druckwerke.

A. Jarry de Mancy, Atlas historique et chronologique des litteratures anciennes et modernes, des sciences et des beaux-arts. Paris 1831. f.

Bibliografia italiana ossia Elenco generale delle opere — stampate in Italia e delle Italiane publicate all' Estero. Milano 1841.

Jacques-Charles Brunet. Manuel du libraire et de l'amateur de livres. 4e édition. T. I. p. 1. 2. II. p. 1. Paris 1842.

J. M. Quérard. La littérature française contemporaine. 1827 1838. Continuation de la France litéraire. Vol. 7. 8. Paris 1842.

Indice ultimo de los libros prohibidos y mandados expurgar: para todos los reynos y señorios del catolico rey de los Españas el Señor Don Carlos IV. Madrid 1790. 4.

Dr. Heinichen, Vom Bücherlesen und der Bücherkunde. Quedlinburg 1842.

L. A. Constantin, Bibliothéconomie ou nouveau manuel complet pour l'arrangement, la conservation et l'administration des Bibliothèques. Paris 1841.

Catalogue of printed books in the British Museum. Vol. I. London 1842. fol.

— — — des livres, dessins et estampes de la bibliothèque de feu M. J. B. Huzard. Vol. 1 — 3. Paris 1842.

Giornale dell' J. R. istituto Lombardo di scienze, lettere ed arti e biblioteca italiana compilata da vari dotti nazionali e stranieri. Vol. IV. Milano 1842.

R. E. Prutz, Literarhistorisches Taschenbuch. I. Jahrgang für 1843. Leipzig.

Ad. Jocher. Obraz bibliograficzno-historyczny literatury i Nauk W Polsce, od wprowadzenia do nieji druku po rok 1830 Wlacznie. T. I. II. Wilno 1840.

Dr. J. W. Schäfer, Handbuch der deutschen Literatur. Th. 1. Von der ältesten Zeit bis auf Opitz. Bremen 1841.

F. Bouterwek. Historia de la literatura española. Madrid 1820.

Franc. Ruiz de Vergara y Alvara, Historia del colegio viejo de S. Bartholomé, Mayor de la celebre universidad de Salamanca. Vol. 1 — 3. Madrid 1766. fol.

Jos. Jungmann. Historie literatury české aneb saustawny přehled spesu českých, s krátkau historij národu, oswicenj a gazyka. (Geschichte der böhmischen Literatur). W Praze 1825.

Th. Wright. Biographia britannica literaria or biography of literary characters of Great-Britain and Ireland. Anglo-Saxon period. Lond. 1842.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. März.

Nro. 48. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Hegels Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften. Erster Theil. Die Logik. Herausgegeben und nach Anleitung der vom Verfasser gehaltenen Vorlesungen mit Erläuterungen und Zusätzen versehen von Dr. Leopold von Henning. 1840.

Sofern die neueste Philosophie ihren wesentlichen Zweck und ihr eigentliches Verdienst darein setzt, das System der Idee in seiner absoluten Wahrheit und Totalität entwickelt und abgeschlossen zu haben, kann sie nur als wissenschaftliches Ganzes vollkommen verstanden und gewürdigt werden. Daher ist die mit Erläuterungen und Zusätzen nach Hegels Vorlesungen erschienene Encyclopädie eine für das Studium und die Kritik seiner Philosophie willkommene Erscheinung und wir wünschen nur, daß die Herausgabe derselben durch den von Herrn Prof. Hotho zu liefernden dritten Band bald vollendet werde.

Der Herr Herausgeber des vorliegenden Bandes hat seine Aufgabe in einer aller Anerkennung werthen Weise erreicht, indem durch die Zusätze, womit er den Text versehen hat, wenn auch nicht durchaus in Hegels Worten, so doch in seinem Sinne Erläuterungen und Aufschlüsse gegeben werden, die denjenigen, welche mit der speculativen Philosophie nicht vertraut sind, nur erwünscht seyn können.

Wenden wir, um uns vorläufig über den Sinn, in welchem Hegel das Problem der Philosophie concipirt hat, zu verständigen, unsern Blick zunächst auf die Vorreden, welche er den drey Ausgaben seiner Encyclopädie voraus schickte, so erscheint uns die Vorrede zur zweyten Ausgabe besonders beachtenswerth, indem sie gleichsam die Vorhalle zu dem Bau bildet, den Hegel in dem Werke selbst versuchte. So sehr er sich gegen alle vorläufigen Erklärungen über Philosophie, die nur durch die immanente Entwicklung ihres Begriffs erfaßt werden könne, sträubte, so erhielt sein System doch unstreitig durch die inhaltschweren vielversprechenden Vorreden bedeutende Empfehlungen. Mit welchem Pathos richtete er sich zum Beyspiel schon in der Vorrede zu seiner Phänomenologie einerseits gegen „die den Mangel an Gedanken zu einem vernunftbescheidnen Kriticismus stempelnde Trivialität der Kant'schen Schule, welche mit der Leerheit an Ideen in gleichem Grade ihren Dünkel und ihre Eitelkeit steigerte," andrerseits gegen die Extravaganzen der in ein eben so formelles Schematisiren, wie wesenloses Phantasiren übergehenden Schelling'schen Schule, der er jedoch um so eher einen gesunden Kern zugestehen mußte, als dieser die Grundlage seiner eignen Philosophie bildete. Wie großartig concipirt er in der erwähnten Vorrede die Idee des Werkes selbst, welches als „die begriffene Weltgeschichte die Stufen, durch welche der Weltgeist zum absoluten Wissen fortschreite, dialectisch aus ihrem immanenten Begriffe reproducire und mit innrer Nothwendigkeit zu Momenten eines in sich geschlossenen Ganzen ordne." Und wenn er dessenungeachtet die Phänomenologie nur als Propädeutik der absoluten Wissenschaft faßte, deren Grundlinien die Logik und in weiterer Ausführung die gesammte Encyclopädie enthalte, so läßt sich erwarten, daß er, wenn der

Vergleich erlaubt ist, dem letztern Werke ein Panorama vorsetzte, welches den imposanten Eindruck, womit er sein erstes Werk eröffnete, nicht verringerte.

In der That wird jeder, der von der Philosophie die Lösung der tiefsten Lebensfragen erwartet und in ihr eine die Wahrheit aller Sphären des geistigen Lebens begreifende Wissenschaft sucht, mit freudigem Erstaunen von dem Muthe sich überrascht fühlen, mit welchem Hegel die „Wiederherstellung des absoluten Gehaltes in dem eigenthümlichsten freysten Elemente des Geistes" verspricht, indem der Geist in der Philosophie „die Versöhnung mit sich selbst feyere, so daß diese Wissenschaft nur mit dem Widerspruche gegen die Religion und den Staat im Widerspruche seye."

Welcher Wahrheitsfreund möchte diesem tiefen Denker nicht ferner beystimmen, wenn er S. XIII fortfährt: „Es gehört zu den üblen Vorurtheilen über die Philosophie, als ob sie sich im Gegensatz befände gegen eine sinnige Erfahrungskenntniß, die vernünftige Wirklichkeit des Rechts, und eine unbefangene Religion und Frömmigkeit; diese Gestalten werden von der Philosophie anerkannt, ja selbst gerechtfertigt; der denkende Sinn vertieft sich vielmehr in deren Gehalt, lernt und bekräftigt sich an ihnen, wie an den großen Anschauungen der Natur, der Geschichte und der Kunst; denn dieser gediegene Inhalt ist, sofern er gedacht wird, die speculative Idee selbst."

Indem er nun zur Beleuchtung der besondern Vorurtheile übergeht, welche sich gegen die Philosophie (d. h. hier gegen Schelling und sein Identitätssystem) geltend machen, giebt er über den Spinozismus, auf den sich das Identitätssystem basirt, Erklärungen, welche Mißverständnisse darüber glücklich enthüllen, und sofern er sich zugleich über Spinoza's Standpunkt stellt und Gott eben so sehr als absoluten Geist definirt, wie die Freyheit und Selbstständigkeit des Menschen hervorhebt, steigert er die Erwartung auf sein System selbst.

Wenn er endlich mit großem Pathos nicht nur die Einheit der Philosophie mit der Theologie behauptet, sondern auch an diese die Forderung stellt, daß sie sich zu einem allseitigen Glaubenssysteme entwickle, so werden diese Ansprüche noch dadurch überboten, daß er einerseits einem Tholuk, dessen Verdienste er übrigens schätzt, theilweise Heterodoxie vorwirft, andrerseits in Fr. Baaders Panegyrikus des Theosophen Böhme einstimmt und nur darum durch die ältere Mystik und die moderne Gnosis (Baaders) sich nicht vollkommen befriedigt erklärt, weil sie nur particuläre, subjective Formen der Forschung seyen, während die Wissenschaft „den reichen Inhalt, welchen Jahrhunderte und Jahrtausende vor sich gebracht haben," in der seinem Begriffe entsprechenden objectiven Methode entwickle.

Erregen solche Versprechungen die größten Hoffnungen von der Tiefe und dem Umfange eines alle Bedürfnisse befriedigenden, alle Gegensätze vermittelnden und alle Sphären des Wissens begreifenden Systems, so wird der, welcher von keinem Vorurtheile gegen die Philosophie eingenommen ist, und sich überzeugt, daß der Mißbrauch der Vernunft, dieser Gottesgabe, ihren Gebrauch nicht aufhebt, sondern vielmehr nöthig macht, um so zutrauensvoller Hegels System studiren, als dieser ausdrücklich in der erwähnten Vorrede versichert, „daß, wie nicht das natürliche, sondern nur das wiedergeborene Herz die religiöse Wahrheit fühle, so auch nur der wiedergeborene Geist, nicht aber die eben so sehr von der Philosophie wie von der Religion zu überwindende und zu widerlegende natürliche Vernunft [(raison) *) des raisonnirenden Denkens] zur wissenschaftlichen Erkenntniß derselben sich erhebe, eine Wiedergeburt des Geistes aus der natürlichen Unwissenheit sowohl als dem natürlichen Irrthum, welche durch Unterricht und den durch das Zeugniß des Geistes erfolgenden Glauben der objectiven Wahrheit geschehe."

Man mag aber Hegels System auch mit noch so vielem Zutrauen und mit dem besten Vorsatz, es in seiner Wahrheit zu erfassen, studiren, die Unangemessenheit, ja selbst der Widerspruch der Ausführung zu dem Begriffe der Wissenschaft, die He-

*) Die von Hegel sonst als Verstand bezeichnete subjective Abstraction und äußerliche Reflexion.

gel verspricht, dringt sich dem Unbefangenen unabweislich auf.

Kehren wir vorerst zu seiner Phänomenologie zurück, so wird der wahrhaft große Gedanke: die wissenschaftliche Bildungsgeschichte des Weltgeistes darzustellen, durch die schon im ersten Abschnitte ausgesprochene Absicht, das Bewußtseyn von Stufe zu Stufe zu dem reinen Wissen zu läutern, in welchem es den Gegenstand als sein Wesen erfasse, zur subjectiven Propädeutik der Logik, d. h. der Wissenschaft des abstracten Denkens herabgesetzt, in welcher durch die Abstractheit, das heißt Unbestimmtheit ihres Begriffs, subjectives und objectives Denken und Seyn nicht mehr unterschieden, und in ihrer Unterschiedenheit auf einander bezogen werden, sondern zusammenfallen oder identificirt werden. Wie negativ durch diesen Zweck die Dialektik wird, läßt sich leicht einsehen, und in der That werden alle Gestaltungen des Bewußtseyns zu bloßen Uebergängen zum reinen von dem unbestimmten Seyn nicht zu unterscheidenden Wissen reducirt, welches den Anfang der Logik bildet, als deren Voraussetzung und Vermittlung Hegel in seinem ausführlichen Werke die Phänomenologie ausdrücklich bestimmt.

In seiner Encyclopädie aber ist die Logik die erste voraussetzungslose Wissenschaft. Denn die Einleitung, die er derselben voraussetzt, bildet, so gehaltvoll sie in vieler Hinsicht ist, keineswegs die Rechtfertigung der Nothwendigkeit seines philosophischen Standpunktes, zufolge dessen er von der Identität des Denkens und Seyns ausgeht.

Es ist gewiß ein an sich zweckmäßiges Verfahren, daß er die Darstellung und Kritik der bestimmten Stellungen oder Verhältnisse des Gedankens zur Objectivität der näheren Begriffsbestimmung und Eintheilung der Logik vorausschickt, indem er diese durch jene zu begründen sucht.

Allein erstens hat er die drey Standpunkte, die er abhandelt, nicht aus dem Begriffe des Wissens als eben so viele Formen oder Stufen desselben abgeleitet. Hätte er dieses philosophisch versucht, so hätte er die Leibnitzisch-Wolfische Metaphysik nicht als erste Stellung des Gedankens zur

Objectivität, dem Empirismus, dieser niedrigsten unmittelbarsten Form der Philosophie, eben so unphilosophisch wie unhistorisch vorausgesetzt, und das unmittelbare Wissen nicht als höchste Stufe und als Uebergang zu der von ihm beabsichtigten absoluten Wissenschaft gefaßt, um so mehr, als er hauptsächlich Jakobi's Philosophie in der Bestimmung des unmittelbaren Wissens im Auge hatte! —

Zweytens beweist er durch seine Kritik des unmittelbaren Wissens wohl die Nothwendigkeit der Vermittlung, nicht aber des Standpunktes, auf welchem die bestimmte Vermittlung des Wissens mit dem Seyn in der Identität beyder negirt ist. Daher ist nicht nur die seiner Kritik der erwähnten Standpunkte vorausgeschickte Eintheilung der Philosophie, wornach sie Wissenschaft des mit sich identischen Denkens sey, welches sich selbst, um für sich zu seyn, sich als Andres (als Natur) gegenüberstelle, um in seinem Andern (als Geist) nur bey sich selbst zu seyn;" nicht nur diese vorläufige Eintheilung der Philosophie (als Wissenschaft der Idee an und für sich oder als Logik, als Wissenschaft der Idee in ihrem Andersseyn als Naturphilosophie und endlich als Philosophie des Geistes, als der aus ihrem Andersseyn in sich zurückkehrenden Idee) ist, wie Hegel selbst gesteht, etwas Anticipirtes und mithin Unbegründetes, selbst seine nähere Begriffsbestimmung der Logik als Wissenschaft des absoluten Denkens, welches allen wahrhaften Inhalt aus sich selbst producire, ist unbegründete Annahme, welche ihren Grund in der vorausgesetzten, aber nicht bewiesenen Identität des Denkens und Seyns hat.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

Ersch und Gruber, Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. I. Section Th. 36. Epimachus-Ergyne. II. Section Th. 20. Invaginatio — Johann (Herzog von Burgund). III. Section. Th. 16. Peneda-Perigymna. Leipzig 1842. 4.

Annales academici. 1838 — 39. Hagae Comitis. 1841. 4.

Das vaterländische Museum in Böhmen im Jahre 1842. Prag 1842.

E. Biedermann, deutsche Monatschrift für Literatur und öffentliches Leben. Bd. I. Leipzig 1842.

Rivista Europea. Nuova serie del Ricoglitore italiano e straniero. Anno V. p. 2. 3. Milano 1842.

Fr. Creuzer, Deutsche Schriften. Bd. 7. Heft 3. Leipzig 1842.

Hamann's Schriften. Th. 8. Abth. 1. Nachträge, Erläuterungen und Berichtigungen. Berlin 1842.

W. Fr. Mevery, Hinterlassene kleine Schriften. Her ausgegeben von Dr. E. Fr. v. Feuchtersleben. Bd. 1 — 5. Wien 1842.

Ferd. Perez de Oliva, las obras. Cordoba 1580. 4. (Erste höchst seltene Ausgabe).

A. W. de Schlegel. Essais littéraires et historiques. Bonn 1842.

F. W. Bergmann, Theorie der prosodischen Quantität mit besonderer Anwendung auf die lateinische Sprache. Leipzig 1842.

Fr. Bopp, Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litthauischen, Altslawischen, Gothischen und Deutschen. Abtheil. 4. Berlin 1842. 4.

Le Prince Alex. Handjéri, Dictionnaire français-arabe-persan et turc. Vol. 2. 3. Moscou 1842. 4.

Jos. Barretto, A dictionary of the Persian and Arabic languages. Vol. 1. 2. Calcutta 1804—6.

Fr. Bopp, Ueber die Verwandtschaft der malayisch-polynesischen Sprachen mit den indisch-europäischen. Berlin 1841. 4.

Mich. Ant. Vassalli, Ktyb yl klym Mälti' Meysserbyl-latin u byt Taljan sive liber dictionum Melitensium hoc est Lexicon Melitense-latino-italum. Romae 1796. 4.

Will. Yates, A grammar of the Sanscrit language on a new plan. Calcutta 1820.

J. J. Schmidt, Grammatik der tibetischen Sprache. Petersburg 1839. 4.

Thomas Pinpin, Litrong pagaaralan nang manga Castilla. Libro en que aprendan los Tagalos la lengua Castellana. En Bataan 1610. 8. (Tagala et hisp.)

J. L. Taberd, Dictionarium latino-anamiticum. Serampore 1838. 4.

J. J. Schmidt, Tibetisch-deutsches Wörterbuch nebst deutschem Wortregister. St. Petersburg 1840. 4.

F. Franc. de Joseph, Arte y reglas de la lengua Tagala. Manila 1752.

Pedro de Alcala Arte para ligeramente saber la lengua Araviga emendata y annadida y segunda mente imprimida. Granada 1505.

J. M. Callery, Missionario Apostolico in Sinis. Systema phoneticum scripturae sinicae. Vol. 1. 2. Macao 1841.

E. Burnouf. Observations grammaticales sur quelques passages de l'essai sur le Pali, de M. M. E. Burnouf et Lassen. Paris 1827.

Dr. G. Freese, Griechisch römische Metrik. Dresden 1842.

Th. Benfey, Griechisches Wurzellexikon. Th. 1. 2. Berlin 1842.

Appendix lexici totius latinitatis ab Aeg. Forcellino elucubrati et in tertia editione patavina ab Jos. Furlanetto aucti et emendati. Fasc. 1. 2. Patavii 1837.

Fr. Luis do monte Carmelo. Compendio de orthografia. Lisboa 1767. 4.

Bluteau, Vocabulario Portugueze Latino, autorizado com Exemplos dos melhores Escritores Portuguezes e Latinos. T. 1 — 8. Suppl. T. 1. 2. Coimbra 1712 — 21. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. März.

Nro. 49. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1813.

Hegels Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften. Erster Theil. Die Logik.

(Fortsetzung.)

Identisch ist das Seyn und Denken nur im Selbstbewußtseyn — und das seyende Ich ist eins und dasselbe; — aber daß das Seyn überhaupt mit dem Wissen identisch sey, dieß hat Hegel eben so wenig im ersten Abschnitte der Phänomenologie, in welchem, wie Ref. andern Orts zeigte, der Beweis völlig mißlungen ist, als in der Encyclopädie bewiesen. In seiner Kritik des Kant'schen Standpunktes setzt er Encycl. §. 44 die Unselbstständigkeit der Gegenstände oder daß sie nur Gedanken seyen (was ist, sagt er §. 465, ist nur, sofern es Gedanke ist, der Gedanke ist die Sache), mit solcher Gewißheit voraus, daß er sich, in Folge der Voraussetzung, der Gegenstand falle wie der Begriff in das Bewußtseyn selbst, über nichts mehr wundert, als über die Meynung, das an sich oder das Wesen der Dinge sey unerkennbar. Sey es ja doch weiter nichts, als die abstracte Vorstellung derselben!

Hegel stellt mithin dem Kant'schen Extrem der Unerkennbarkeit der Gegenstände die entgegengesetzte Meynung ihrer absoluten Erkennbarkeit in dem Sinne gegenüber, wornach sie außer dem Denken gar nicht existiren. Aber ein Extrem wird durch das andere nicht widerlegt. Vielmehr folgt aus der Einheit des Subjects mit der Objectivität oder dem wesentlichen Verhältnisse des erstern zur letztern nur die Möglichkeit einer Uebereinstimmung seines Erkennens mit den Gegenständen und hierin besteht eben die objective Wahrheit des Wissens. Aber diese Uebereinstimmung oder Einheit des Wissens mit dem Seyn ist nicht die Identität des Denkens und Seyns in dem Sinne, wornach das letztere oder die Objectivität nur eine von der Subjectivität oder dem menschlichen Geiste gedachte Welt wäre.

Wie sich in Fichte's subjectivem Idealismus die Unwahrheit der Voraussetzung des absoluten Ichs als Schöpfer seiner selbst und der Welt durch die Ausführung in allen Instanzen verräth, indem es seine vorausgesetzte Unendlichkeit weder theoretisch noch praktisch zu realisiren vermag, so verweist auch Hegels reines Denken, zu dessen Abstractheit er Fichte's energisches Princip neutralisirte, seine Unzulänglichkeit, seine Absolutheit zu manifestiren, in seiner ganzen Entwicklung. Denn durch die immanente Entwicklung des reinen Denkens ergiebt sich kein andres als ein formelles Wissen, daher Hegel consequenter Weise selbst die Logik I. Bd. S. 11 als die Wissenschaft des reinen d. h. abstracten Selbstbewußtseyns betrachtet, und sie III. Bd. S. 24 sogar ausdrücklich als formelle Wissenschaft definirt.

Daher hat er durch die immanente Dialektik des reinen Denkens nur die allgemeinen Gesetze und Kategorien abgeleitet, die sich deßhalb eben so sehr als Principien und Verhältnißbestimmungen des Seyns erweisen, weil jenes in seiner Wahrheit mit diesem (nicht identisch ist aber) übereinstimmt, eine Uebereinstimmung, welche in der wesentlichen Einheit

des gegenständlichen Bewußtseyns mit dem Selbstbewußtseyn begründet ist, welches letztere, wie schon Cartesius erkannte, das Princip und die Norm aller Gewißheit ist. — Demzufolge fängt seine eigentliche Logik erst mit dem zweyten Bande an, in welchem er nach dem Vorgange der ältern Logik mit dem Gesetz der Identität beginnt, dessen Voraussetzungslosigkeit als einfachster formeller Bestimmung er dadurch selbst erweist, daß er das abstracteste, leerste materielle Princip: das reine Seyn dadurch bestimmt. *)

Die bestimmten Kategorien, zu denen er von den allgemeinen Gesetzen des objectiven Denkens übergeht, erweisen sich, so weit sie logisch abgeleitet werden, als die Reflexionsbestimmungen, welche, was schon Kant forderte, eben so sehr die Urtheils- und Schlußformen bedingen, wie jene Grundgesetze die Begriffsbildung bestimmen, so daß sich die objective und die subjective Logik in einem allseitigen Verhältnisse auf einander beziehen.

Sofern nun aber Hegel das objective Bewußtseyn mit dem Selbstbewußtseyn identificirt, und das reine Denken als absolutes Wissen, und mithin als „objectivirendes Thun“ oder als „productives Erkennen“ voraussetzt, macht er in der Logik, die er nur durch die Reduction des Inhalts auf die Form als absolute Wissenschaft fassen konnte, den Versuch, die Selbstbestimmung des Absoluten durch alle Momente und Stufen der Weltentwicklung darzustellen.

Prüfen wir nun diesen Versuch einer solchen kosmogonischen Logik **), so fragt es sich vor allem, ob das reine Seyn dem Begriff des Absoluten, für dessen unmittelbarste Definition es Hegel erklärt, entspricht, da es vielmehr statt ursprüngliches Princip zu seyn, erwiesenermassen das letzte Product der subjectivsten Abstraction ist.

Daß nun dieses reine Denken durch seine immanente Selbstbestimmung zu einer Kosmogonie oder speculativen Physik sich gestalte, ist schon deßhalb zu bezweifeln, weil Hegels Naturphilosophie im Ganzen eine andre Entwicklung des Wissens darstellt, als die objective Logik, und z. B. in einer dieser entgegengesetzten Ordnung vom Quantitativen zum Qualitativen übergeht.

Betrachten wir aber Hegels objective Logik als Lehre vom Seyn an sich selbst, so erscheint der Fortgang derselben keineswegs als ein durchaus immanenter, indem er durch Erschleichungen, Tautologien, ungelöste Widersprüche, logische Sprünge und Rückfalle vielfach gestört ist. So weit er sich aber bewährt, und Hegels Verdienst soll auch in dieser Sphäre nicht verkannt werden, ergiebt er sich nicht aus der Dialektik des reinen d. h. abstracten Begriffs, sondern er hat Kants und namentlich Schellings speculativ empirische Naturforschung zur Grundlage und theilt die Vorzüge und Mängel der zu Hegels Zeit herrschenden Physik und Chemie so entschieden, daß er sie zu jeder andern Zeit in der Gestalt, in welcher sie erschienen ist, nicht hätte entwerfen und ausbilden können.

Es ist hier nicht der Ort, den vollständigen Beweis der erwähnten Mängel von Hegels objectiver Logik zu geben, Ref. hat ihn in einer ausführlichen Kritik derselben versucht, — einige Proben jener logischen Irrthümer mögen hier genügen. Erschlichen, nicht aber begründet ist der Uebergang vom reinen Seyn zum Nichts und durch dieses zum Werden, da Hegel das erstere als eben so unbestimmt und leer faßt, wie das letztere, mit dem er es deßhalb für identisch erklärt; ein Uebergang, welcher jedoch nicht ein Werden, sondern vielmehr ein Vergehen oder ein Entwerden wäre.

Die Tautologie, die schon in jener abstracten Identificirung — „das Seyn und das Nichts ist dasselbe“ — *) ausgesprochen ist, wiederholt sich in

*) Sofern er I. Log. S. 59 das reine Seyn als einfache Gleichheit mit sich selbst und S. 49 als ununterschiedene Einheit definirt, setzt er in der That das Princip der Identität der Erklärung des Seyns voraus.

**) Wirklich erklärt Hegel den logischen Begriff ausdrücklich als „Schöpfer der Welt.“

*) §. 88. S. 171 der neuen Ausgabe.

den weiteren Verhältnißbestimmungen der objectiven Logik unzähligemal, indem die Gegensätze nicht als unterschiedene Momente zu den sie begreifenden Einheiten vermittelt, sondern für identisch erklärt werden. So wird z. B. durch die Erklärungen: „was etwas an sich ist, das ist es für anderes, oder das hat es an ihm, Inneres und Aeußeres ist dasselbe, die Ursache enthält nichts, was nicht in der Wirkung wäre und umgekehrt," aller Unterschied dieser Begriffe und eben damit ihr bestimmtes Verhältniß zu einander aufgehoben. Und doch gesteht Hegel anderwärts selbst, daß der Unterschied in der Dialektik der Begriffe eben so wesentlich ist wie die Identität, indem nur unterschiedene Momente zur concreten bestimmten Einheit des Begriffs vermittelt werden können.

Und wenn er vollends §. 143 die Möglichkeit als Reflexion in sich (als Insichseyn) für unwesentliche Wesentlichkeit — eine contradictio in adjecto — erklärt und §. 144. das Wirkliche selbst im Unterschiede von der Möglichkeit als das äußerliche Concrete bezeichnet, welches als solches das nur Innerliche: die abstracte Reflexion in sich sey, wofür er §. 143. die Möglichkeit erklärt hatte, so sind dieß abstracte Widersprüche und Verwechslungen der Begriffsbestimmungen, welche alles wissenschaftliche Denken unmöglich machen.

An eigentlichen Wiederholungen oder Rückfällen kann es in einer Logik, in welcher die ganze Organisation des Lebens aus dem reinen, d. h. abstracten Denken deducirt werden soll, gleichfalls nicht fehlen. So wird z. B. die Existenz §. 123 in denselben Worten definirt, wie §. 121 der Grund derselben, und so fern oder so weit die Dialektik in den verschiedensten Sphären dieselbe ist, entspricht die Ausführung der Forderung: der Eine Begriff werde auf jeder Stufe seiner Entwicklung in einer neuen concreten oder reicheren Bestimmtheit erkannt, — so wenig als die Uebergänge zu neuen Begriffsbestimmungen durch immanente Dialektik vermittelt sind. So wird z. B. von den abstractesten Bestimmungen des (natürlichen) Daseyns zu dem Begriffe des Fürsichseyns, wodurch das idealistische Verhalten des Geistes erkannt werde, fortgeschritten, um von dieser Sphäre zur Dialektik des

Eins und der Vielen, (wovon jedes dasselbe seyn soll, was das andere ist) und den speziellen Kategorien der Attraction und Repulsion übergegangen, indem nach dem Vorgange der Atomisten begriffloserweise das „Leere als Quell der Bewegung" bezeichnet, und durch die erwähnten physikalischen, nicht aber allgemein logischen Kategorien die Materie construirt wird. Diese unmittelbaren Uebergänge von den niedrigsten Bestimmungen zu den höchsten und die Rückfalle von diesen in ganz untergeordnete verschiedenartige Sphären, werden nur durch die äußerste Abstraction möglich, die nach Hegels eigener Erklärung „die Unterschiede flüssig macht" und die „Begriffsbestimmungen in ihr Gegentheil umschlagen" läßt, durch welche Neutralisation oder Identification und Alteration oder Verwechslung der Begriffe die Dialektik allerdings jedes beliebige Resultat hervor bringt. Aber der Grundirrthum, die erste und letzte Täuschung der Hegel'schen Dialektik ist die Voraussetzung: „das bewegende Princip, der innre Rhythmus und Puls des Denkens und Lebens sey die absolute Negativität und der dadurch gesetzte Widerspruch sey das Gesetz aller natürlichen und geistigen Selbstbewegung." II. Log. S. 78. III, 374.

Ist das abstracte Denken und das leere Seyn, mit dem jenes identisch ist, todtes Princip, und ist der an sich eben so abstracte Wille, den Hegel §. 5. der Rechtsphilosophie als Princip der geistigen Selbstbestimmung und Verwirklichung voraussetzt, unfähig, sich selbst zu bestimmen und zu verwirklichen, so glaubt er in der absoluten Negativität, welche das Wesen des Denkens und Willens sey, das schöpferische Princip der Organisation des Wissens und der Wirklichkeit erkannt zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

P. M. Quitard, Dictionnaire étymologique, historique et anecdotique des proverbes et des locutions proverbiales de la langue française. Paris 1842.

C. J. Francesón, Grammatik der spanischen Sprache. Zweyte Aufl. Leipzig 1843.

Fr. Sol. Constancio, Novo diccionario critico e etymologico da lingua Portugueza. Paris 1836. 4.

Mich. Ant. Vassalli, Grammatica della lingua Maltese. Malta 1827.

D. T. A. Sanchez, Vocabulario de voces antiguadas, para facilitar la lectura de los autores españoles anteriores al siglo XV. Paris 1842.

Severino Fabriani, Lettere logiche al professore M. A. Parenti sopra la grammatica italiana pe'sordi-muti. Modena 1838.

J. C. Benecke, spanisch-deutsches Wörterbuch zum Don Quixote. Zweyte Aufl. Berlin 1842.

P. Ackermann, Dictionnaire des Antonymes ou Contremots. Berlin 1842.

A. G. F. Freese, Schwedisch-deutsches Wörterbuch. Stralsund 1842.

Dr. K. F. Becker, Ausführliche deutsche Grammatik. Bd. I. Frankfurt 1842.

Jak. H. Kaltschmidt, Neuestes und vollständigstes Fremdwörterbuch. Heft 1. 2. Leipzig 1842.

Die Juden in Oesterreich. Vom Standpunkte der Geschichte, des Rechts und des Staatsvortheils. Th. 1. 2. Leipzig 1842.

R. H. Hiecke, Der deutsche Unterricht auf deutschen Gymnasien. Leipzig 1842.

W. Duverger, The english and the french languages, compared in their grammatical constructions. P. 1. 2. London 1816.

Noah Webster, A dictionary of the English language. Vol. 1. 2. London 1832. 4.

— — — An American dictionary of the English language. New York 1842.

Ant. Mach. de Cerdeña, Arte y vocabulario de la lengua Lule y Tonocote. Madr. 1732. Grammatica y vocabulario en la lengua general del Peru, Llamada, Quichua y en la lengua Española. Sevilla 1603.

Ant. Jaroslaw Puchmayer, Románi Cib, d. i. Grammatik und Wörterbuch der Zigeuner Sprache nebst einigen Fabeln derselben. Dazu als Anhang die Xanty'rka oder die Cechische Diebessprache. Prag 1821.

Jan. Pacic, Gmenoslow cili Slownjk osobny'ch gmen rozlicny'ch kmenů a rárečj národu Slawenského sebrany' od Jana Pacicě rozmnozeny' saustaweny', latinsky'm, pjsmem a poznamenánjmi opatřeny' od Jana Kollára. W Budjne 1828.

J. N. Konecny', Theoretisch-praktische Anweisung zur schnellen und gründlichen Erlernung der cechisch-slavischen Sprache. Wien 1842.

Franc. Cyrill. Kampeljk, Cechoslowan cili národnj gazyk w Cechách na Morawě, we Slezku a Slowensku. W Praze 1842.

Jos. Jungmann, Beleuchtung der Streitfrage über die böhmische Orthographie. Prag 1829. 8.

J. P. Jordan, Grammatik der wendisch-serbischen Sprache in der Oberlausitz. Prag 1841.

Sebastian Hněwkowsky', Zlomky o ceském básnictwj. zwlasstě pak o prozodyi, w ssesti listech. W Praze 1820.

Waclaw Hanka, Zbjrka neydáwnegsich Slownjku latinsko-cesky'ch, s obsahem neznámy'ch slow w abecednjm porádku cesko-latinsky'm. Wyadána od Wáclawa Hanky. W Praze 1833.

P. Andres Merino, Escuela paleographica, ó de leer letras antiguas, desde la entrada de los Godos en España, hasta nuestros tiempos. Madrid 1780. fol.

Ch. Fr. Vesin, La cryptographie dévoilée, ou art de traduire ou de déchiffrer toutes les écritures, suivi d'un précis analytique des langues écrites. Bruxelles 1840.

Roscher, Klio. Beyträge zur Geschichte der historischen Kunst. Bd. 1. Leben, Werke und Zeitalter des Thukydides. Göttingen 1842.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. März.

Nro. 50. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Hegels Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften. Erster Theil. Die Logik.

(Fortsetzung.)

Aber wie das abstracte Denken durch die Negation seines Anfangs, des reinen Seyns nicht zum Werden oder zur Entwicklung kommt, sondern nur in sein abstractes Gegentheil: das reine Nichts umschlägt, so erweist sich die negative Freyheit, welche nach Hegel das unmittelbare Wesen des Willens ist, als der von ihm sogenannte Fanatismus, welcher alle Organisation des geistigen Lebens zerstöre. *)

Da aber das negative Princip die wesentliche Einheit des Denkens und Lebens, welcher es widerspricht, voraussetzt, so ist es nur zu überwindendes Moment des sich durch die Ueberwindung des Widerspruchs bewährenden Geistes, welcher sich seine Einheit mit sich durch die positiven harmonischen Gegensätze seines Lebens oder Reiches vermittelt.

Indem Hegel die Begriffe des positiven und negativen Princips und ihres Verhältnisses zu einander verkennt, und den harmonischen Gegensatz mit dem Widerspruch verwechselt, erklärt er nach Heraklit den Streit oder Kampf und mithin die Entzweyung für ebenso wesentlich und nothwendig wie die Einheit oder Harmonie. Daher behauptet er einerseits II. Log. S. 74 von der Tugend, sie sey „nicht nur in Vergleichung mit dem Bösen sondern an sich selbst Entgegensetzung und Bekämpfung“ und andererseits behauptet er vom Bösen „es bestehe in dem Beruhen auf sich gegen das Gute, es sey positive Negativität,“ indem er auch in dieser Definition einen baaren Widerspruch, eine contradictio in adjecto ausspricht. Diese Verwechslung oder Umkehrung widersprechender Begriffe treibt er in den Worten II. Log. S. 73 auf die Spitze: „das Negative hat auch *ohne Beziehung* auf das *Positive* ein eigenes *Bestehen*, es ist mit sich identisch; so ist es aber selbst das was das Positive seyn soll.“

Wie nun aber aus dem Begriffe des immanenten und mithin consequenten Denkens folgt, daß es sich durch *entsprechende* Begriffsbestimmungen vollziehe, indem der Irrthum eben durch die Verkehrung des wahren Begriffes und mithin durch den Widerspruch entsteht, und wie das natürliche Leben nur durch die Harmonie d. h. die vermittelte Einheit seiner Momente und Functionen sich entwickelt und behauptet, während es durch die Disharmonie oder den Widerspruch derselben erkrankt und sich auflöst, so ist auch der sich bewährende sittliche Wille nicht an sich selbst Bekämpfung, sondern die Bekämpfung und die Ueberwindung des ihm widersprechenden negativen Princips ist nur das Mittel seiner das Leben oder Reich des Geistes durch positive Gegensätze oder harmonische Unterschiede organisirenden Wirksamkeit als seines wahrhaften Zweckes, während der böse Wille nicht auf sich beruht und mithin auf keine Weise als wesentliches (sub-

*) Erinnert dabey an das Schreckenssystem der französischen Revolution.

stanzielles) *) oder positives Princip sich erweist, sondern nur durch die Negativität, die sein Charakter und durch den Widerspruch oder den Streit, der sein Zweck ist, sich behauptet oder bethätigt.

So sehr daher aus dem Begriffe des negativen, nur im Widerspruch mit anderem und mit sich selbst sich bethätigenden, Princips seine Bestimmung, — zu überwindendes und überwindbares Moment der sich durch seine Negation bewährenden Einheit des sittlichen Willens und Geistes zu werden, folgt; so sehr folgt es aus dem Begriffe dieser Einheit selbst, daß sie erst durch Ueberwindung des Widerspruchs als ungestörte siegreiche Harmonie und Wahrheit des Geistes, als sein ewiges vollendetes Leben und Wissen wirklich und offenbar ist; wie im Physischen die Gesundheit so lange nicht wahrhaft wirklich ist, als der Organismus noch im Kampfe mit negativen Potenzen oder innern Widersprüchen begriffen ist.

In der vorausgesetzten aber nicht bewiesenen Identität des Denkens und Seyns und in dem Principe der absoluten Negativität ist alle Sophistik begründet, mit der die linke Partie von Hegels Schule die Grundwahrheiten des religiösen und sittlichen Bewußtseyns umkehrt, und eine Verwirrung erzeugt, die von allen tiefer Fühlenden und Denkenden verworfen und widerlegt, von dem literarischen Pöbel aber wie billig als spekulativste Dialektik gepriesen wird. Es bedarf aber in der That nur einer sehr oberflächlichen Bildung, um nach jenen Principien die Ideen der Gottheit, der göttlichen Weltordnung und Erlösung, der menschlichen Freyheit und des Gegensatzes des Guten und Bösen, so wie endlich die Idee des ewigen Lebens als vollendeten Gottesreiches zu bestreiten. Denn ist das Seyn mit dem Denken identisch, so giebt es kein höheres Seyn als das menschliche, so daß, wie Hegel sagt, der Weltgeist sich als absoluten oder göttlichen Geist weiß, welcher nach dem Princip der absoluten Negativität den Widerspruch oder die Disharmonie eben so sehr *verursacht*, wie aufhebt. —

Existirt aber Gott nur in den einzelnen Geistern, als deren Allgemeinheit oder Allheit er vorgestellt wird, so sind die letztern die Götter der Welt, welche, ihrer „absoluten Macht und Freyheit" sich bewußt, eines göttlichen Erlösers um so weniger bedürfen, als Sünde und Erlösung für gleich wesentliche Momente gehalten werden, welche, „als gegenseitig sich setzende und aufhebende, in jedem Atom der Menschheit sich neu erzeugen," *) so zwar, „daß die Erlösung der letztern sich eben so sehr von selbst verstehe, und sich eben so nothwendig ergebe, wie ihre Selbstentzweyung oder die Sünde." Und wenn diese absolute Negativität des den Widerspruch eben so wohl *setzenden* wie aufhebenden und mithin im end- und sieglosen Kampfe begriffenen Geistes als die wahre Energie seines Lebens und mithin seine Freyheit als „absolute Unruhe" **) betrachtet wird, so ist es nach der Voraussetzung Thorheit, an ein ewiges Leben, zu glauben. Im Vergleich mit dem göttlichen Leben das der menschliche Geist im Dießseits genieße, und welches nach der vorausgesetzten Identität des Denkens und Seyns *alleinige* Wirklichkeit ist, könne der Himmel der Religion nur todte Ruhe, nur ewiges Einerley seyn, und da das geistige Individuum sich eben so sehr als nichtig wie als reell wisse, so fern es nur „Accidenz des allgemeinen Geistes" ***) sey, so sey höchster Zweck des Dießseits: das vergängliche Daseyn durch den Cultus des Genius und durch eine sich selbst und die Welt vergötternde Kunst und Wissenschaft so viel möglich zu verherrlichen! Wer nun in dem Principe des Widerspruchs so befangen ist, daß er die Inconsequenz nicht scheut und überwindet, sondern wünscht und begeht, der ist nicht zu widerlegen; wer aber consequent zu denken bestrebt ist, der wird leicht einsehen, in welchen un-

*) Nur der Dualismus, den die christliche Religion eben so sehr negirt, wie die wahre Philosophie, faßt das Böse als wesentliches auf sich beruhendes Princip und mithin als Substanz des Menschen.

*) Vergl. z. B. die nach Hegelschen Principien verfaßte Strauß'sche Dogmatik II. Bd. S. 72.

**) A. a. O. S. 695.

***) A. a. O. S. 726.

lösbaren Widerspruch ein Denken geräth, das die Idee des Absoluten oder der Gottheit, (welche, weil sie das wesentlichste und höchste Problem der Vernunft ist, Princip oder Resultat jedes Systems ist,) in ihr Gegentheil: in die Vorstellung des in bedingten, endlichen, sündhaften Individuen existirenden Weltgeistes umschlagen läßt, der nach dem Principe der absoluten Negativität als Kronos seine Geschöpfe eben so sehr vernichte wie setze. Wer sich überzeugt, daß der Widerspruch als Disharmonie im Physischen Krankheit, im Moralischen Sünde, im Theoretischen Irrthum ist, der wird die widersinnige Vorstellung, als sey das Leben des mit diesen Widersprüchen kämpfenden und sie nie überwindenden Weltgeistes die seiner Idee adäquate vernünftige und mitwin ewige Existenz, verwerfen und die beyspiellose Inconsequenz einer angeblich spekulativen Dialektik einsehen, welche die Vernunftwesen oder Personen in der Lehre von der Freyheit, die als „absolute Macht" *) vorgestellt wird, zu Göttern erhebt, und im Cultus des Genius den eignen Geist verehrt, um sie (die Personen) in der Lehre vom absoluten Diesseits und der Nichtigkeit des Daseyns zu bloßen „Accidentien des Weltgeistes" und gleich den Naturwesen oder Thieren zu verschwindenden Momenten oder Durchgangspunkten des Weltlebens zu degradiren.

Wer endlich einsieht, zu welchen heillosen, alle Wahrheit des geistigen Lebens zerstörenden Consequenzen die Negation des Gegensatzes des Guten und Bösen führt, so daß nach dem vorausgesetzten Principe der moralische Wille nicht wesentlich von dem egoistischen Willen unterschieden wird, indem nach den ganz unbestimmten Kategorien des Nothwendigen und Wirklichen und des Moments alles was der Vernunft widerspricht und das Gemüth empört, gerechtfertigt, oder wenigstens entschuldigt und alles wesentlich Wahre und Gute in die Kategorie der allgemeinen Relativität und Negativität herabgezogen wird, wer diese Sophistik einsieht, der wird sich überzeugen, von welcher Wichtigkeit es ist, ein Princip und eine Methode zu prüfen, welche sich als immanente Selbstbewegung alles Lebens ankündigt und als solche gepriesen wird.

*) A. a. O. S. 176 und 364.

Haben wir hiemit die Irrthümer und das Princip bezeichnet, wodurch die Hegelsche Logik ihrer Bestimmung widerspricht, und destructiv auf die Einheit des Wissens und Lebens wirkt, so haben wir nun, um nicht einseitig und ungerecht zu werden, das Verdienst zu würdigen, wodurch Hegel eine neue Epoche der philosophischen Wissenschaft begründete. Es ist nicht zu läugnen, daß die ältere Logik selbst im Sinne des Aristoteles doch nicht sowohl constructive, die Methode und das System des Denkens organisirende, Doctrin als vielmehr negative kritische Disciplin war. So bildeten z. B. die abstract gefaßten Gesetze der Identität und des Widerspruchs wohl in so fern die Kriterien und Regeln des Denkens, als dadurch auf das Festhalten der Begriffe gedrungen (A = A) und vor dem Verwechseln schlechthin oder abstract entgegengesetzter oder sich widersprechender Bestimmungen oder sogenannter contradictorischer Gegensätze (A non est non A) gewarnt wurde, und die dritte kritische Regel: „Denke nichts ohne Grund" warnte vor zufälligen willkührlichen Behauptungen. Aber hiemit wurde das Verhältniß der Identität zum wesentlichen Unterschiede oder zum organischen Gegensatze nicht bestimmt. Und doch kommt es eben so sehr darauf an, den Begriff in seine unterschiedenen Bestimmungen und Beziehungen zu entwickeln und zu spezificiren, wie die Consequenz erfordert, seine Einheit in der Vielseitigkeit oder Mannigfaltigkeit seines Inhalts und seines Umfangs zu erweisen.

Nicht weniger ist am Tage, daß nach den abstracten Gesetzen der Identität und des Widerspruchs nur entweder das identische oder das sogenannte unendliche Urtheil möglich werden und daß der bestimmte Unterschied von Subject und Prädicat durch die abstracte Formel A ist A nicht erkannt wird, und doch setzt das bestimmte Urtheil, welches als Verhältnißbestimmung von Subject und Prädicat mehr als tautologische Sätze ausspricht, den Unterschied der Momente voraus, welche durch die Copula geeint werden.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

C. Keil, Analecta epigraphica et onomatologica. Lips. 1842.

Oratores Attici. Recognoverunt etc. Jo. G. Baiterus et H. Sauppius. T. V. Demosthenis orationes XXII — XLIV. Turici 1842.

Classicorum auctorum e vaticanis codicibus editorum curante Ang. Maio T. 6 — 10. Romae 1834.

Od. Amthorus et A. Fritzschius, Horti Persici et Arabici. Vol. I. Molocabi 1842.

Kalidasa. Cakuntala annulo recognita, drama indicum Kalidasae adscriptum. Fasc. II. Romae 1842.

Tausend und Eine Nacht. Arabisch. Nach einer Handschrift aus Tunis herausgegeben von Dr. M. Habicht, nach seinem Tode fortgesetzt von M. H. L. Fleischer. Bd. 9. Breslau 1842.

Tsarévitch Wakhoucht, Déscription géographique de la Géorgie, publiée d'après l'original autographe par M. Brosset. St. Petersb. 1842. 4.

Lao-Tseu, Tao-te-King. Le livre de la voie et de la vertu composé dans le VI. siècle avant l'ére chrétienne. Traduit en français et publié avec le texte chinois et une commentaire perpétuel par Stanislaus Julien. Paris 1842.

D'Ebn-Khaldoun. Histoire de l'Afrique sous la dynastie des Aghlabites, et de la Sicile sous la domination musulmane. Texte arabe D'Ebn-Khaldoun, accompagné d'une traduction française et de notes par A. Noel des Vergers. Paris 1841.

A. Balbi, Allgemeine Erdebeschreibung. 3. Auflage von Cannabich, Vogel und Wimmer. Th. 1. 2. Pesth 1842.

Joh. Gottfr. Sommer, Lehrbuch der Erd- und Staatenkunde. Th. 1 — 3. Prag 1842.

Fred. Dubois de Montpéreux, Voyage autour du Caucase, chez les Tcherkesses et les Abkhases en Colchide et en Crimée. Vol. 5. Atlas in fol. Livr. 16 — 19. Paris 1843.

J. Dumont D'Urville, Voyage au Pole Sud et dans l'Océanie sur les corvettes l'Astrolabe et la Zélée, executée pendant les années 1837 — 1840. Vol. II. 1. Atlas pittoresque. fol. Historique. livr. 6 — 13. Paris 1842.

Abel Dupetit-Thouars, Voyage autour du monde sur la frégate La Venus, pendant les années 1836 — 39. Physique par U. de Tessan. T. I. Observations météorologiques faites à la mer, I. partie. Paris 1842.

Victor Jacquemont, Voyage dans l'Inde pendant les années 1828 à 1832. Livr. 40 — 43. Paris 1842.

Léon de Laborde, Voyage en Orient. Livr. 25. Paris 1842. f.

Reisen und Länderbeschreibungen der älteren und neuesten Zeit. Herausgegeben von Dr. Widenmann und Dr. H. Hauff. Lief. 25. Dr. K. Koch, Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus in den Jahren 1836 — 38. Stuttgart 1842.

Joh. Rußegger, Reisen in Europa, Asien und Afrika u. s. w. in den Jahren 1835 — 1841. Abth. 3. 4. Atlas Lief. 1. Stuttgart 1842.

Voyage autour du Monde exécuté pendant les années 1836 et 1837 sur la corvette La Bonité commandée par M. Vaillant. Physique par M. B. Darondeau, A. M. C. Chevalier. Observations magnétiques. T. I. Paris 1842.

C. Wilkinson, A tour through Asia Minor and the greek islands. London 1806.

Ferd. Magallanus, Relacion del ultimo viage al Estrecho de Magallanes de la fregata de S. M. Santa Maria de la Cabeza en los annos de 1785 y 1786. Vol. 1. 2. Madrid 1788. 4.

Charles Masson, Narrative of various journeys in Balochistan, Afghanistan and the Panjab; including a residence in those countries from 1820 to 1838. Vol. 1 — 3. London 1842.

T. Arbousset et F. Daumas, Relation d'un voyage d'exploration au Nord-Est de la colonie du Cap de Bonne-Espérance. Paris 1842.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. März.

Nro. 51. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Hegels Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften. Erster Theil. Die Logik.

(Schluß).

Auch die ältere Syllogistik zeigt mehr nur die Figuren und Regeln, wornach die Richtigkeit der Schlüsse geprüft werden kann, als daß sie die Dialektik entwickelte, wodurch das Denken die objective Vermittlung begreift, durch welche der Schluß sich als die allgemeine (nicht aber concrete) Form alles Vernünftigen erweist.

Ein zweyter Mangel der ältern Logik ist das historische Verfahren, womit sie die Begriffs-, Urtheils- und Schlußformen nur nach einander erwähnt oder aufzählt, statt sie aus dem Begriffe des Denkens als nothwendige Bestimmungen und Stufen seiner dialektischen Entwicklung abzuleiten. Wurde die Elementarlehre der Logik nicht dialektisch dargestellt, so konnte auch die Methodenlehre höchstens das Verfahren des abstract-verständigen Denkens nicht aber die wesentliche Systematisirung des Vernunftwissens darstellen.

Kant erklärte zuerst die Untersuchung der Gesetze und Kategorien des Denkens als Aufgabe der transcendentalen Logik und erkannte das wesentliche Verhältniß derselben zu den durch sie bedingten Urtheilsformen. Fichte gieng noch weiter, indem er sie als nothwendige Bestimmungen des Denkens zu deduciren versuchte, und Schelling erwies die Gesetze der Identität, des Gegensatzes und der Einheit beyder, welche sich als Totalität bestimme, *) als Naturgesetze und versuchte im Verlaufe seiner Naturphilosophie die Potenzen oder Stufen der Natur zu entwickeln, deren Schluß oder Vollendung der menschliche Organismus als individuelle Einheit des Naturganzen bilde. Diese Naturphilosophische Construction Schellings bildet die Grundlage von Hegels Dialektik. Wie jener die innere Unterscheidung der Identität (oder des sich selbst gleichen Wesens) in die ihr wesentlichen physikalischen oder organischen Gegensätze naturphilosophisch erwies, so leitete dieser die Nothwendigkeit des logischen Gegensatzes aus dem Begriffe der Identität als des Princips der innern Unterscheidung selbst ab, und wie jener die Gegensätze, in welche sich das Leben entwickelt oder organisirt, zu ergänzenden Momenten der sie begreifenden Totalität zusammenschaute, so erfaßt dieser die Unterschiede als immanente Bestimmungen der durch sie vermittelten concreten Einheit des bestimmten Begriffs, dessen unmittelbare Besonderung das Urtheil und dessen vollständige Vermittlung der Schluß bilde. Den realen Stufengang

*) Schon Plato sagt im Sophisten p. 259: „das Schwere und Wahrhafte ist dieses zu zeigen, daß das was das Andere (θάτερον) ist, dasselbe ist und was dasselbe ist (ταὐτὸν ὄν) ein Anderes ist d. h. mit andern Worten, zu zeigen, daß das Andersseyn oder der Unterschied Unterscheidung des mit sich identischen Wesens ist und daß dieses in seinem wesentlichen Unterschiede sich selbst gleich bleibt, so daß die Identität in der Einheit mit dem ihr wesentlichen Unterschiede oder Gegensatze (als ihrer immanenten Bestimmtheit) und mithin als Totalität oder Ganzes zu begreifen ist.

der Idee des Lebens aber, den Schelling durch die intellectuelle Anschauung d. h. die denkende oder geistige Betrachtung der Natur wieder zu geben versuchte, idealisirte Hegel zur immanenten Selbstbestimmung oder Fortbildung des Begriffs, welcher auf jeder Stufe in reicherer oder concreterer Bestimmtheit sich entwickle, um sich zu der absoluten, sich als die Einheit des Objectiven und Subjectiven wissenden, Idee zu vollenden.

Wenn nun gleich die Identität des Denkens und Seyns, welche Hegel seiner Logik als der Wissenschaft des productiven Denkens voraussetzt, eine eben so unwahre abstracte Vorstellung ist, wie die Indifferenz des Objectiven und Subjectiven, von welcher Schelling ausgieng, und wenn gleich das Resultat von Schellings und Hegels System: das absolute Subject-Object oder die absolute Idee in dem Principe durch eine eigentliche petitio principii vorausgesetzt ist, so läßt sich doch das Princip der organischen Entwicklung, wodurch der erstere der Reformator der objectiven Wissenschaft wurde, und das Princip der immanenten d. h. dem Wesen des Inhalts entsprechenden Dialektik, wodurch der letztere Begründer der spekulativen Logik wurde, als ihr eigentliches Verdienst und als Wahrheit ihrer Philosophie erweisen.

Von welcher durchgreifenden Wichtigkeit das Princip der organischen Anschauung und Entwicklung des Lebens nicht nur in dem Gebiete der Natur sondern selbst in den Sphären des Staats, der Kunst und der Geschichte des Geistes seye, davon wird sich jeder überzeugen, der die neuere Gestaltung der Wissenschaft mit der frühern mehr atomistischen und mechanischen Betrachtungs- und Behandlungsweise der Probleme der objectiven Forschung vergleicht.

Daß aber die immanente Dialektik in dem von uns bestimmten *wesentlichen* Sinne, die Wahrheit der von Hegel versuchten aber nicht geleisteten „Selbstbewegung des abstracten alle Realität aus sich selbst erzeugenden Begriffs" sey, davon giebt seine Logik selbst, so weit sie sich wissenschaftlich bewährt, einen eclatanten Beweis.

So subjectiv und formell nämlich in derselben

der Fortschritt ist, so weit er nicht in der Uebereinstimmung des Denkens mit dem Seyn begründet ist, — von welcher eben so unlogischen wie unrealen Dialektik wir schon die Beweise in den erwähnten Irrthümern und Mängeln gegeben haben, — so wesentlich ist seine Deduction der Gesetze und Kategorien des Denkens, so weit sie den realen Bestimmungen und Verhältnissen der Objectivität entsprechen, und die Dialektik in der oben erwähnten Form die Entwicklung und Reflexion des Inhalts selbst darstellt. Tritt mithin die objective Logik an die Stelle der ältern Ontologie, so wird auch die subjective Logik nicht nur das Verfahren eines richtigen, sondern die allgemeine und nothwendige Dialektik eines wesentlich wahren Denkens entwickeln. Demnach wird der Begriff nicht nur eine subjective abstracte Vorstellung seyn, sondern es wird durch denselben das Wesen der Wirklichkeit erfaßt und bestimmt, und das Urtheil und der Schluß werden sich dadurch als wahre Operationen des Denkens erweisen, daß dadurch die wesentliche Verhältnißbestimmung der Dinge und die wesentliche Vermittlung der Vernunftgegenstände erfaßt wird. So hat z. B. schon Kant den Versuch gemacht, den Staat als einen „realen Schluß" zu begreifen, indem seine Gewalten als Moment der Einzelnheit: die fürstliche, als Moment der Besonderheit: die regierende und ausführende als Moment der Allgemeinheit: die gesetzgebende die sich ergänzenden Bestimmungen der durch sie vermittelten Einheit als eines organischen Ganzen bilden.

Da nun die Logik, obgleich sie eben so sehr Wissenschaft der objectiven wie der subjectiven Form ist, dennoch als *formelles* Wissen einen wesentlich *analytischen* Charakter hat, so läßt sich im Verlaufe dieser Methode die Fortbestimmung des Denkens allerdings als Uebergang von einer Sphäre zu der nächst höhern, als der Wahrheit der vorhergehenden, erweisen, indem sich der allgemeine Begriff des Denkens von Stufe zu Stufe entwickelt und vollendet. Wie wir schon gezeigt haben, wie weit Hegels objective Logik in ihrer Ausführung hinter ihrer wahren Bestimmung zurückbleibt, so läugnen wir nicht, daß auch seine subjective Logik in vielen Beziehungen der *wissenschaftlichen*

Bestimmtheit ermangelt und den wahrhaften Fortschritt des Denkens durch eine künstliche Fortbildung seiner Formen zu ersetzen versucht. Aber nichts desto weniger verdient der Versuch einer dialektischen Darstellung der Logik, in welcher Ein Princip durch alle Sphären und Stufen des Denkens entwickelt wird und mithin die bestimmten Formen eben so viele Bildungsstufen des sich zu einem wissenschaftlichen Ganzen vollendenden Begriffs bilden, die Anerkennung Aller, welche die Unzulänglichkeit einer abstract empirischen und historischen Erwähnung und Aufzählung der logischen Elemente z. B. der verschiedenen Arten von Urtheilen und der mancherlei Figuren von Schlüssen einsehen, und den Gedanken einer Consequenz erfassen, in welcher jede folgende Form das Resultat der vorhergehenden ist, aus deren Entwicklung sie folgt oder hervorgeht.

So sehr aber diese immanente Entwicklung als analytische Methode aus dem Begriffe der Logik als formeller Wissenschaft sich ergiebt, so unzureichend ist der Versuch, die realen Wissenschaften durch dieselbe Methode aus dem reinen Begriffe ableiten zu wollen, da die logische Form nur die allgemeine wesentliche nicht aber die concrete bestimmte Gesetzmäßigkeit der Objectivität wiedergiebt, daher jeder bestimmte Gegenstand aus dem seinem eigenthümlichen Wesen entsprechenden concreten Begriffe durch eine seine spezifische Entwicklung oder Selbstbestimmung erfassende Dialektik zu begreifen ist. Daher muß die Methode, wenn gleich die logische Form nach Hegels Ausdruck der allgemeine Rhythmus alles wissenschaftlichen Erkennens ist, dennoch in jeder Sphäre sich eben so neu gestalten, als das Wesen jedes Gegenstandes ein eigenthümliches ist, das nur in der ihm entsprechenden concreten Entwicklung und Vermittlung in seiner objectiven Organisation begriffen wird.

So sehr jedoch Hegel auf die Einheit der Form des Denkens oder Begreifens mit dem objectiven Inhalt dringt, so ist er doch zufolge der erwähnten petitio principii so sehr von der Absolutheit des abstracten formellen Denkens und der analytischen Methode eingenommen, daß er III. Log. S. 23 und 24 ausdrücklich erklärt: „Die Unvollständigkeit der logischen Wahrheit besteht nicht darin, daß sie der vermeintlichen Realität, die im Gefühle und der Anschauung (als Formen der Erfahrung) gegeben sey, entbehre, sondern daß der Begriff noch nicht seine eigene aus ihm selbst erzeugte Realität sich gegeben hat. Die Logik sey allerdings formelle Wissenschaft aber als Wissenschaft der absoluten Form setze sie allen Inhalt durch sich selbst oder ihre eigne Dialektik, indem der Inhalt überhaupt nichts anderes als Bestimmung der logischen Form sey die schon für sich selbst alle Wahrheit sey." Und §. 164 der Encyclopädie behaupte: er vom logischen Begriff er sey zwar „als solcher abstract und formell, aber nicht als ob er je einen andern Inhalt haben oder erhalten sollte als sich selbst, als die absolute Form sey er alle Bestimmtheit, aber wie sie in ihrer Wahrheit ist."

Nach dieser Voraussetzung der Absolutheit des abstracten Begriffs und seiner Form wäre die Philosophie der Natur und des Geistes nichts als der subjective Versuch, die unendlich tiefe und reiche Bestimmtheit der Vernunftgegenstände, der Gottheit, des menschlichen Geistes und der Sphären seines Reiches und endlich der Natur und ihrer Gebiete auf die schon a priori gewußte abstracte Form zu reduciren, welche selbst in ihrer Wahrheit begriffen nur der allgemeinen wesentlichen Gesetzmäßigkeit des Seyns entspricht, und durch deren bloße Wiederholung in den realen Wissenschaften ein Formalismus entsteht, der nur ein nothdürftiges Surrogat der concreten Begriffsbestimmung und objectiven Systematisirung des bestimmten realen Inhaltes ist.

In der Prüfung des zweyten und dritten Bandes von Hegels Encyclopädie, welche die Philosophie der Natur und des Geistes enthalten, werden wir den Beweis versuchen, daß er seine Aufgabe, die Wahrheit dieser objectiven Sphären zu begreifen, nur so weit erfüllt hat, als er in der Einheit des Denkens und der Erfahrung philosophirt und die allgemeine und wesentliche Form des logischen Denkens in der Entwicklung der bestimmten Gegenstände der Vernunft nicht bloß wiederholt, sondern

zur concreten Erkenntniß der objectiven Wahrheit realisirt und mithin den Formalismus „des sich selbst als das Absolute sowohl Objective wie Subjective denkenden Begriffs“ und der absoluten a priori fertigen Methode überwindet!

Fischer.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

G. J. Vigne, Travels in Kashmir, Ladak, Iskardo, the countries adjoining the mountain course of the Indus and the Himalaya, North of the Panjab. Vol. 1. 2. London 1842.

Aug. Lewald, Praktisches Reisehandbuch nach und durch Italien. Stuttgart 1840.

Alex. Burnes, Cabool: being a personal narrative of a journey to and residence in that city in the years 1836, 7 and 38. London 1842.

Will. Fr. Ainsworth, Travels and researches in Asia Minor, Mesopotamia, Chaldea and Armenia. Vol. 1. 2. London 1842.

Will. Mure of Caldwell, Journal of a tour in Greece and the Jonian Islands. Vol. 1. 2. London 1842.

Dr. K. F. H. Marx, Erinnerungen an England. 1841. Braunschweig 1842.

L. v. Jagemann, Deutsche Städte und deutsche Männer. 1837 — 1840. Bd. 1. 2. Leipzig 1842.

J. Fr. Davis, Sketches of China, partly during an inland journey of four months between Peking, Nanking and Canton. Vol. 1. 2. London 1841.

Gonzalez Argote de Molina, Historia del gran Tamerlan. Sevilla 1582. fol. (Von höchster Seltenheit. Verfasser ist der span. Gesandte Clavijo selbst, der während der Gesandtschaft starb, und Argote ist bloß Herausgeber).

Dr. J. F. Neigebauer u. F. Aldenhoven, Handbuch für Reisende in Griechenland. Th. 1. 2. Leipzig 1842.

Dr. Joh. Marshamus, Chronicus Canon Aegyptiacus graecus et disquisitiones. London 1672. fol.

F. W. B. Frhr. v. dem Knesebeck, Archiv für Geschichte und Genealogie. Bd. 1. Hannover 1842.

Ant. Caet. de Sousa, Historia genealogica da casa real Portugueza, desde a sua origem ate'o presente. T. 1 — 14. Lisboa 1735 — 49. 4.

— — Provas da historia genealogica da casa real Portugueza. Vol. 1 — 6. Lisb. 1739 — 1748. 4.

Luis de Salazar y Castro, Indice de las glorias de la casa Farnese. Madr. 1716. fol.

Fr. Henr. Florez, Memorias de las Reynas Catholicas, historia genealogica de la casa real de Castilla y de Leon, todos los Infantes. Vol. 1. 2. Madr. 1761. 4.

Dr. Gust. Schilling, Geschichte des Hauses Hohenzollern. Leipzig 1843.

Luis de Salazar y Castro, Historia genealogica de la casa de Silva. Vol. 1. 2. Madr. 1685. fol.

— — Historia genealogica de la casa de Lara. Vol. 1 — 4. Madr. 1696. fol.

Ant. de Moya, Rasgo heroyco: declaracion de las empressas, armas y blasones con que se ilustran y conocen los principales Reynos, provincias, ciudades y villas de España. Madr. 1756. 4.

C. M. C. Masch, Wappen-Almanach der souveränen Regenten Europa's. Rostock 1842. 4.

J. A. de Funes, Cronica de la ilustriss. milicia y sagrada religion de S. Juan B. de Jerusalem. Vol. 1. 2. Valencia 1626 — 39.

Difiniciones de la orden y cavalleria de Alcantara con la historia y origendella. Madr. 1662.

Privilegia selecta militiae de Alcantara. Madr. 1662.

Al. de Torres y Tapia, Cronica de la orden de Alcantara. Vol. 1. 2. Madr. 1763. fol.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. März.

Nro. 52. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

System der natürlichen Religionslehre. Aus den ursprünglichen Bestimmtheiten des allgemeinen religiösen Bewußtseyns entwickelt. Von J. P. Romang. Zürich 1841.

Ein Jeder von uns, dessen Geist und Gemüth durch die christliche Wahrheit genährt und gebildet worden ist, ist ein Anderer nun, als er hätte werden können ohne diesen Einfluß einer heiligenden Kraft und eines rettenden Geistes. Es ist ein Unternehmen der schwierigsten Art, im frommen Bewußtseyn die „ursprünglichen Bestimmtheiten des allgemeinen religiösen Bewußtseyns" als die rein rationalen Erkenntnißelemente von dem, was Ueberlieferung und Offenbarung in uns gewirket, zu sondern und auszuscheiden: werden wir dann, wenn uns das geistig Verbundene aufzulösen gelingt, die nach ihrem Ursprung und ihrer Dignität gesonderten Akte der Erkenntniß in solcher Vereinzelung wieder erkennen und sie als Thathandlungen unseres eigenen Geistes anerkennen wollen?

Der natürlichste Weg, zu solcher Selbsterkenntniß zu gelangen, scheint die unbefangene und gründliche Forschung, die geschichtlich vergleichende Forschung zu seyn; die ursprünglichsten Bedurfnisse und Zustände des religiösen Bewußtseyns, die Entwicklung des reinen, von jedem weiteren Interesse unabhängigen Erkenntnißtriebes, die Resultate der durch die christliche Offenbarung nicht erleuchteten Wissenschaft erkennen wir am klarsten im religiösen Bewußtseyn und in der Wissenschaft der gebildeten Völker des heidnischen Alterthumes.

Gefühl und Bewußtseyn unbedingter Abhängigkeit des Menschen von Gott, die Ahnung göttlicher Macht, Weisheit und Heiligkeit, als der Ausdruck der verborgensten Regungen des innersten Gemüths bricht in den Worten der Alten, wie aus dem Schoos der Berge die Quellen der Tiefe, an tausend Stellen hervor: bey Homer, Theogenes, Pindar, Aeschylus: Sokrates, Platon und Aristoteles haben, indem sie die letzten Gründe der Dinge erforschten, metaphysische, logische und ethische Kategorien entdeckten, zugleich Gottes Wesen und Eigenschaften zu ergründen gestrebt. Ja, die Alten kannten auch die wissenschaftlichen Probleme der Natur- und Religionsphilosophie, welche unsere Zeit als die ihrigen für sich in Anspruch nimmt, sie kannten nach dem Maaß ihres Bedürfnisses und nach dem Grade ihrer Fähigkeit jene Controversen in Wissenschaft und Religion, welche auch uns in Glaube und Erkenntniß trennen zugleich und vereinigen. Cicero's Buch vom Wesen der Götter bietet in unerschöpflicher Fülle die lehrreichsten Vergleichungen dar zwischen dem Wesen der heidnischen Gottesfurcht und dem Wesen christlicher Frömmigkeit; der Gegensatz des Theismus und Naturalismus, der Immanenz und Transcendenz hat auch die gebildeten Römer beschäftigt und erschien auch ihnen als ein wesentliches Problem der Philosophie. Nur daß die Gegensätze in einer von der Entwicklung dieser Begriffe in der neuern Philosophie verschiedenen Weise sich gebildet; denn die Götter Epikurs sind einerseits persönlicher, individueller, und in dieser einen Beziehung theistischer, als die Gottheit der Stoiker, andererseits aber, ihr Wesen angesehen und ihre göttliche Wirksamkeit, von Gottes Macht, Weisheit

und Güte, wie der wahre Theismus sie denket, unendlich weiter, als die stoische Gottheit, entfernt. So wie unter uns der Gegensatz eines überweltlichen Gottes, allmächtigen Schöpfers Himmels und der Erde, und eines in sich selbst fruchtbaren Naturprincipes, in Jakobi's Schriften zuerst seinen einfachsten, wahrsten d. i. seinen klassischen Ausdruck gefunden, so hat im Alterthume Seneca, in der Vorrede zu den Naturbetrachtungen, diesen Gegensatz in entsprechender Bezeichnung festgestellt.

Eine solche geschichtliche Grundlage fehlt diesem Werke eben so sehr, als Principien entdeckende Originalität und eine auf selbständigen Axiomen beruhende freye Entwicklung. Es ruht in seinem Princip und seiner Methode auf Schleiermachers Lehre vom Gottesbewußtseyn. (Schl. Glaubenslehre I, 3 — 6. Entwurf eines Systems der Sittenlehre §. 287.) Schleiermacher hat den ganzen Inhalt des Glaubens auf das Princip des frommen Bewußtseyns zurückgeführt, alle objectiven Bestimmungen der Religion, das Wesen und die Eigenschaften Gottes, das Geheimniß der Erlösung und Versöhnung, aus diesem subjectiven Principe abgeleitet, eine Methode, die eben so einerseits relativ wahr und berechtigt und durch die innere Entwicklung der christlichen Kirche gefordert, als sie andererseits, in allgemeiner Anwendung, einseitig und beschränkend ist.

Eingeschränkt auf ein bestimmtes Problem der Theologie und als besondere Phase der Entwicklung in den allgemeinen Zusammenhang einer umfassenden Wissenschaft der Religion aufgenommen, ist diese subjective Methode die adäquate Entwicklung eines wahren Princips. Denn Religiosität, als eine besondere Form der Weisheit, Frömmigkeit in ihrem spezifischen Charakter, durch welchen sie sich theils von den ihr beygeordneten Arten der sittlichen Weisheit, theils von dem allgemeinen Begriff geistiger Vollkommenheit unterscheidet, ist Gefühl, Liebe Gottes als Gefühl. Der Mensch ist fromm, so fern er Gott fühlt, sich in Gott lebend und webend fühlt, — so fern in ihm das Bewußtseyn unbedingter Abhängigkeit von Gott persönliche Gewißheit geworden ist. Frömmigkeit ist unbedingte, freye und uneigennützige Hingebung seiner selbst, Abhängigkeitsgefühl, das uns beglückt und groß macht und befreyt — seliger Friede in Gott.

Aber Gefühl und Bewußtseyn solcher Abhängigkeit ist zugleich Gefühl der Vollkommenheit; die Macht, Selbstständigkeit und Wahrheit dieser göttlichen Vollkommenheit hat die Unbedingtheit jenes Gefühles in uns gewirkt. Frömmigkeit ist Gefühl der Vollkommenheit, uneigennützige und freye Liebe Gottes, Liebe Gottes um seiner Göttlichkeit willen. Also ist das wahre Princip der Glaubenslehre und der Religions-Wissenschaft nicht das subjective Bewußtseyn und das subjective Gefühl, sondern das, was diese in uns gewirkt hat, und also sind die Eigenschaften Gottes nicht aus den Thatsachen und den ursprünglichen Bestimmtheiten unseres religiösen Bewußtseyns abzuleiten, sondern aus dem, was dieses religiösen Bewußtseyns selbstständiger Grund ist. Der Religionswissenschaft und der Glaubenslehre Princip ist die Idee der Vollkommenheit, die Genügsamkeit Gottes, in der allein alle göttlichen Gedanken, alle bewegenden und fruchtbaren Kräfte der Welt, alle Triebe und Bedürfnisse des menschlichen Herzens, alle Formen und Acte des Geistes lebendig begriffen sind. —

Der Verf. theilt mit seinem Vorbilde sowohl die Vorzüge dieser Methode, als auch die Hindernisse, die sich aus der Mangelhaftigkeit derselben ergeben. Die Begründung der Religionslehre durch das subjective religiöse Bewußtseyn und die Zurückführung dieses Bewußtseyns auf das Gefühl der Abhängigkeit des Menschen von Gott gewährt ihm den Vortheil, das fromme Gefühl in seinem Rechte anzuerkennen, die ihm gebührende Würde wieder herzustellen, das Gefühl im Zusammenhang mit andern Geistesformen als Kategorie zu denken: §. 10. „Das fromme Abhängigkeitsbewußtseyn ist nicht bloß ein verständiges Wissen, sondern es gehört dazu so wesentlich eine lebendige Erregung des innersten psychischen Seyns, daß die Innigkeit der Gefühlserregung in Beziehung auf das Göttliche das Maaß der Frömmigkeit bestimmt.“ Gewiß! die Innigkeit des Gefühls ist auch das Maaß der Frömmigkeit; aber nicht nur in dem Sinne wie der Verf. die Zusammengehörigkeit von Gefühl und Bewußt-

seyn behauptet, sondern viel inniger und wesentlicher ist diese Einheit.

Die logischen und metaphysischen Voraussetzungen, auf welchen des Verfassers Theorie beruht, setzen als ursprünglich geschieden voraus, was durch metaphysische Nothwendigkeit, durch geistige Einheit, durch göttliche Einigungskraft verbunden ist. „Die Frömmigkeit ist (nach S. 25) eine eigenthümliche Bestimmtheit des menschlichen Bewußtseyns, und ohne Bewußtseyn, also ohne Wissen, giebt es keine Frömmigkeit. Allein das bloße Wissen der Abhängigkeit von dem Göttlichen ist nicht das ganze Wesen der Frömmigkeit, sonst müßte derjenige der Frömmste seyn, welcher das vollkommenste Wissen besäße von dem Göttlichen und von dem Abhängigkeitsverhältnisse, in welchem das Endliche zu diesem steht. Dieß aber wird Niemand behaupten wollen." Niemand würde dieß behaupten wollen? Vielmehr wird ein Jeder so behaupten müssen, daß, wer das vollkommenste Wissen von Gott besäße, zugleich auch der Frömmste wäre. Der Verf. hat vollkommen Recht, daß nur der Gefühlvollste der Frömmste ist, aber hat Unrecht voraus zu setzen, daß Gefühl und Bewußtseyn getrennt sind. Auf diesem Gebiet der Erkenntniß ist unmöglich die Trennung von Gefühl und Gedanken, Gottes Erkenntniß ist andachtsvoller, liebevoller, seliger Friede. Andacht ist innigste Durchdringung von Erkenntniß und Empfindung, Beschaulichkeit und Gefühlsinnigkeit. Der Grund dieser unauflöslichen Einheit der im Zustande andachtsvoller Beschaulichkeit verbundenen Acte des Geistes liegt im Gegenstande der Andacht selbst: das Wesen Gottes macht es metaphysisch unmöglich, daß er erkannt würde, ohne geliebt, ohne angebetet zu werden.

Aus dieser ursprünglich irrigen Voraussetzung folgt das Axiom des Verf. von der ursprünglichen Geschiedenheit der subjectiven und objectiven, der analytischen und synthetischen Methode: der Verf. schöpft nicht aus der lebendigen Quelle, die der gemeinschaftliche Lebens- und Erklärungsgrund ist für das subjective Bewußtseyn und die Welt der Objecte. §. 6. „Der subjective Grund aller Gewißheit ist für jedes menschliche Bewußtseyn das unmittelbare Wissen, welches es hat von sich selbst als wissendem Seyn und hiemit zugleich davon, daß Wissen und Seyn überhaupt für einander geordnet sind. . . . Die Zurückführung auf eine solche Bestimmtheit des Bewußtseyns ist eine genügende Begründung für jedes Fürwahrhalten." §. 11. „Obgleich das religiöse Bewußtseyn im Gefühle wurzelt und sich in der Form des Gefühles darstellen kann, so soll es doch, in wie fern es Wissen ist, sich zur Form des begrifflichen Wissens ausbilden."

Philosophie ist nicht „begriffliche Entwicklung" eines gegebenen Inhaltes, sondern die Gesinnung der Wahrheit, der Ernst der Wahrheit, die objective Wahrhaftigkeit, — ursprünglicher Wahrheitssinn, ursprüngliches Wahrheitsgefühl, freye selbstständige Wahrheitsliebe. Im frommen Denken — nur der wahrhaft Fromme ist weise — sind untrennbar Gefühl und Gedanken; Gedanke ist in dem Affect und Begeisterung. Die erhabenste Leidenschaft, die Leidenschaft der Wahrheit, ist unschuldvolle, liebevolle Ergebung in Gottes Wesen und Leben. — Des lebendigen Gottes gewiß denke der Denker, ergründe er Gott in seinem heiligen Wesen, entfaltend die Idee der Vollkommenheit!

Der Verf. macht Platons Wort im Timäus, mit welchem er die Vollkommenheit seiner Darstellung durch die Unzulänglichkeit der menschlichen Kraft entschuldigt, zum Motto seines Buches: Plat. Tim. 29. Aber Platon selbst im Timäus führt Alles, was ist, als auf seinen einzig wahren Grund auf das Urbild zurück, nach dem Alles geschaffen ist, wird nicht müde, von jedem Punkte der Entwicklung aus zurück zu führen auf die Idee eines allumfassenden, in sich vollkommenen, vorbildlichen Wesens, auf das Gute, das seiner selbst Zweck ist. Es ist dieß der alldurchdringende Gedanke im Timäus, und überflüssig, Belegstellen anzuführen. (Mit Plat. Tim. p. 30 u. 31. u. p. 32, 33 u. 34. vergl. Aristoteles Metaphysik Λ Brandis p. 110 u. 111). Der Stoiker Balbus bey Cicero redet in begeisterten Worten von diesem Gedanken bedürfnißloser Vollkommenheit (Cic. Nat. Deor. II. 12 u. 13). Daß aber im Menschen ein solches Organ, die selbstständige Wahrheit zu denken, ein Organ der Idee, der Erkenntniß des göttlichen Wesens ist, beweiset die Fähigkeit, zu erstaunen,

in der Platon und Aristoteles das wahrhafte Bedürfniß der Weisheit erkennen, beweist die Selbstständigkeit und bedürfnißlose Uneigennützigkeit des Erkenntnißtriebes, die Aristoteles dargestellt im ersten und zwölften Buch der Metaphysik und im siebenten Buche der Ethik, Platon im Staat, im Theätet, im Philebus, im Gorgias.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

Die Akropolis von Athen nach den neuesten Ausgrabungen. Herausgegeben von Dr. L. Roß, E. Schaubert und Ch. Hansen. Abth. 1. Der Tempel der Nike Apteros. Berlin 1839. Fol.

W. Chaffot von Florencourt, Beyträge zur Kunde alter Götterverehrung im belgischen Gallien und in den rheinischen Gränzlanden. Trier 1842.

H. G. Weiske, Prometheus und sein Mythenkreis. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Dr. H. Leyser. Leipzig 1842.

Dr. D. Pellegrino, Andeutungen über den ursprünglichen Religionsunterschied der römischen Patricier und Plebejer. Leipzig 1842.

Annali dell' instituto di correspondenza archeologica. Vol. 13. Cah. 1. Roma 1842.

J. F. Champollion le jeune, Dictionnaire Egyptien en écriture hiéroglyphique, publié d' après les manuscrits autographes. Livr. 2. Paris 1842. fol.

Monumenti inediti publicati dall' instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1841. Fasc. 1. Roma 1841.

Select Papyri in the hieratic character from the collections of the British Museum. Part. I. London 1841. fol.

Th. Panofka, Terracotten des K. Museums zu Berlin. Heft 7. 8. Berlin 1842. 4.

Charles Texier, Description de l'Asie mineure. 1. partie. (Beaux arts, monuments historiques, plans et topographie des Cités antiques. Livr. 20 — 24.) Paris 1842.

Joh. Franz, Fünf Inschriften und fünf Städte in Kleinasien. Berlin 1840.

Merovir, Prince de Suèves, Le palais de Scaurus, ou description d'un maison Romaine, fragment d'un voyage fait à Rome vers la fin de la république. 2. edition. Paris 1822. 4.

Jul. Lud. Ideler Hermapion sive rudimenta hieroglyphicae veterum Aegyptiorum literaturae. Lips. 1841. 4.

Duca di Serradifalco, Intorno alcuni sepolcri di recente scoperti in Palermo lettera al Prof. O. Gerhard. Palermo 1834.

Franc. M. Avellino, Descrizione di una casa disotterata in Pompei negli anni 1832. 1833 et 1834. Napoli 1840. 4.

Bulletino dell' instituto di correspondenza archeologica per l'anno 1841. Roma 1841.

John Lindsay, A view of the coinage of the Heptarchy. Cork 1842. 4.

Alonso Carranza, El Ajustamiento i Proporcion de las Monedas de Oro, Plata i Cobre, i la reduccion destos Metales a su debida estimacion. Madrid 1629. fol.

Thomas Andr. de Gusseme, Diccionario numismatico general para la perfecta inteligencia de las medallas antiguas sus Signos, Notas e inscripciones. Vol. 1 — 6. Madrid 1773. 4.

Jos. Eckhelius, Elementa rei numariae veterum. Lips. 1842. 4.

Numismatische Zeitung, Herausgegeben von J. Leitzmann. Jahrgang 9. Weissensee 1842. 4.

Fr. Licin. Saez, Apendice a la crónica nuevamente impresa del Señor rey Don Juan el II. Madrid 1780. fol.

Vicente de Campos y Gonzalez, Defensorio de las monedas antiguas de Oro y plata de España, y demostracion de las labradas desde el anno 1700 hasta el de 1740. Madrid 1759. 8.

G. W. C. Lochner, Die drey Jahrhunderte von Luther bis auf Friedrich den Großen. Nürnberg 1841.

Cte. A. de Saint-Priest, Histoire de la royauté considérée dans ses origines jusqu'à la formation des principales monarchies de l'Europe. Vol. 1. Paris 1842.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. März.

Nro. 53. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

System der natürlichen Religionslehre.

(Schluß.)

Die Einleitung des vorliegenden Werkes enthält „erkenntnißtheoretische Vorerörterungen," „religionswissenschaftliche Voruntersuchungen," Erörterungen über die „Methode dieser Untersuchung und die Stellung dieser Disciplin zu der philosophischen Wissenschaft überhaupt."

Der erste Theil enthält „die Entwicklung der Idee Gottes im Allgemeinen. §. 38. „Im allein frommen Bewußtseyn liegt die Ueberzeugung, daß die höhere Macht, von der das Endliche abhängig zu seyn gewußt wird, nicht selbst in die Sphäre des Endlichen herabgezogen werden sollte." §. 39. „In dieser Nöthigung des Bewußtseyns, zu dem, was nicht durch sich selbst zu seyn vermag, die bedingende höhere Ursache zu seyn, liegt das bewegende Princip, durch welches die religiöse Ueberzeugung, von ihrer untersten Stufe, dem Polntheismus, zum Monotheismus des gemeinen Verstandes, und über diesen hinaus zum Pantheismus fortgetrieben wird, von dem zurückkehrend sie endlich in einem tiefer begründeten monotheistischen Vernunftglauben ihre Beruhigung findet." §. 53. „Wahrhaft göttliches Seyn ist nur zu denken als Geist, und nur in einem Höchsten, welches geistiges Individuum ist, hat einerseits das Viele seine wahre Einheit, andererseits das Gute seinen festen Halt und seine wahre Realität. Es muß also durch das Göttliche so weit im Unterschiede und im Gegensatz gegen das Endliche gedacht werden, als seine nothwendige Geistigkeit es schlechthin fordert." §. 54. „Der hier gewonnene Begriff des Göttlichen hat das Ungehörige, daß wir das Absolute davon zu ergreifen suchen, es aber als Geist so sehr von der Welt unterscheiden, daß es wiederum mehr oder weniger in ein Verhältniß verendlichender Entgegensetzung zu dieser zu stehen kommt. Daher ist das Bewußtseyn von dem Göttlichen mehr ein Glaube, als ein Wissen" — „der religiöse Vernunftglauben." (S. 180 sqq.).

§. 55. „Das Göttliche ist zu fassen als die absolute Causalität, welche absoluter Geist und als solcher das absolute Gute ist. . . ." §. 56. „Das Göttliche ist auch nicht bloß immanente, räumlich und zeitlich das Endliche durchwaltende Seele der Welt, sondern als absoluter Geist und unendliche Causalität alles Endlichen steigt es nicht selbst in die Region des Aeußerlichen und Endlichen herab."

Der zweyte Theil enthält die „Entwicklung des religiösen Vernunftbewußtseyns im Besondern." §. 68. „Die Entwicklung des Gesammtinhaltes des religiösen Vernunftbewußtseyns wird am vollständigsten gelingen, wenn sowohl das Verhältniß des Endlichen und Göttlichen selbst, als das Wesen und die Beschaffenheit der beyden Glieder dieses Verhältnisses, nämlich Gottes und der Welt beschrieben wird." Am vollständigsten? wie sollte anders verfahren werden können? §. 69. „In jedem dieser Abschnitte ist es aber von der höchsten Wichtigkeit, ob auf das Gute und Böse Rücksicht genommen werde oder nicht. Diese Rücksicht wird daher noch eine Theilung der Theile nothwendig machen." Es

sollte nur von der höchsten Wichtigkeit seyn, ob auf das Gute und Böse in jedem dieser Abschnitte Rücksicht genommen wird? Wie wäre es möglich, in einem derselben darauf keine Rücksicht zu nehmen? Dieß ist ein ganz willkührliches, dem Wesen der Objecte widersprechendes Eintheilungsprincip. Die Idee des sittlichen Guten und der göttlichen Heiligkeit durchdringt und durchwirket das „religiöse Vernunftbewußtseyn“ in jedem Momente seiner Entwicklung: im Abhängigkeitsbewußtseyn ist mit dem Begriffe der Schöpfung das Bedürfniß der Erlösung wesentlich mitgesetzt, und ebenso ist keine unter den göttlichen Eigenschaften, die, auch nicht zum Behufe der wissenschaftlichen Abstraction, ohne Beziehung auf das Gute gedacht werden könnte.

Der Verf. also entwickelt im ersten Abschnitte des zweyten Theiles die Eigenschaften Gottes; und zwar §. 75 — 79 die „Eigenschaften Gottes ohne Beziehung auf das Gute,“ die Allmacht, die Ewigkeit, die Allgegenwart und die Allwissenheit, und §. 80 — 84 die „Eigenschaften Gottes mit Beziehung auf das Gute,“ die Heiligkeit, die Gerechtigkeit, die Güte, die Weisheit. Undenkbar aber sind Allmacht, Ewigkeit, Allgegenwart und Allwissenheit „ohne Beziehung“ auf Heiligkeit, Gerechtigkeit, Güte und Weisheit. Um nur bey einem dieser Begriffe stehen zu bleiben: was ist Allmacht ohne Heiligkeit, Gerechtigkeit, Güte und Weisheit? Die göttliche Macht ist dadurch All-Macht, d. i. allwirkende, allumfassende, alldurchdringende, allerfüllende, schöpferische Kraft, weil sie ausführt den heiligen Endzweck der göttlichen Güte und Weisheit, weil durch sie sich verwirklicht der Gedanke der göttlichen Weisheit, der göttlichen Liebe Entschluß. „Den realen Gehalt der göttlichen Eigenschaften, sagt der Verf. §. 72., werden wir hauptsächlich dadurch gewinnen, daß wir von dem Bewußtseyn des Endlichen ausgehen und dasjenige in den Begriff Gottes setzen, ohne welches er nicht als Urheber dieser Welt gedacht werden könnte.“ Die Welt, das Werk der göttlichen Allmacht, ist aber, indem es dieser Allmacht Zeuge ist, zugleich ein Bild der Vollkommenheit, die in Gott ist, — Seines unerforschlichen heiligen Willens, Seiner unergründlichen Weisheit, Seiner unerschöpflichen Güte. — Die Willkührlichkeit dieses Eintheilungsprincipes zeigt sich auch in dem diesem Abschnitt folgenden Anhang von der Dreyeinigkeit, indem §. 85. behauptet wird: „Für die der christlichen Theologie angehörende Bestimmung Gottes als des Dreyeinigen giebt es keine Indicationen im natürlichen religiösen Bewußtseyn.“ Eine Behauptung, welche die Geschichte vollständig und tausendfach widerlegt. Der Verf. widerspricht sich selbst, wenn er zwar dessen gedenket, „was man verschiedentlich auf dem Boden der philosophischen Religionslehre als derselben entsprechend aufgestellt hat,“ diese geschichtlichen Analogien aber nicht anerkennt, weil sie „willkührliche Fictionen, oder abstracte logische Unterscheidungen, ohne wahrhaft hypothetische Bedeutung sind.“ Das Urtheil über ihren Werth und ihre Bedeutung ist ganz etwas Anderes, als die Anerkennung, daß in diesen „logischen Unterscheidungen“ solche Indicationen des natürlichen religiösen Bewußtseyns enthalten sind.

Im zweyten Abschnitte des zweyten Theiles folgt „die Entwicklung des Abhängigkeitsverhältnisses, in welchem das religiöse Bewußtseyn sich und alles Endliche zu Gotk weiß.“ §. 88 — 98.: „Das Abhängigkeitsverhältniß ohne Beziehung auf das Gute und Böse:“ von der Schöpfung und von der Erhaltung; und §. 99 — 123: „das Abhängigkeitsverhältniß mit Beziehung auf das Gute und Böse:“ von der Entfremdung der Creatur von Gott und von der Zurückführung der Creatur zu Gott. Die wesentlichen Probleme dieses Abschnittes, welche der Verf. bereits in seiner Schrift: „Ueber Willensfreyheit und Determinismus, mit sorgfältiger Rücksicht auf die sittlichen Dinge, die rechtliche Imputation und Strafe und auf das Religiöse“ zum Gegenstande der Betrachtung gemacht hatte, wurden auf Veranlassung jenes Buches in besonderen Abhandlungen erörtert. S. Zeitschrift für Philosophie und speculative Theologie Bd. 3. „Ueber den speculativen Begriff der Freyheit von Professor Karl Philipp Fischer;“ und derselben Zeitschrift siebenten und neunten Band. — Wie sich aber des Verf. Theorie über Willensfreyheit und Determinismus zu diesen Gegenständen der religiösen Erkenntniß verhalten möge, dieser Abschnitt ist vom frommen Bewußtseyn beseelt, wie es Schleiermacher in vielen edlen Geistern entzündet.

Dieser edle Geist wehet auch im dritten Theile, welcher „die Beschaffenheiten der Welt“ darstellt, „in wie fern sie im religiösen Bewußtseyn als zu Gott im Verhältniß stehend gewußt wird, ihre Beschaffenheit also für das religiöse Bewußtseyn von Interesse ist.“ An Schleiermachers freien edlen Geist erinnern besonders die Stellen, in welchen von einer sittlichen und kirchlichen Gemeinschaft geredet wird: vortrefflich ist Schleiermacher überall, wo er constructiv verfährt, Gemeinschaft fodert, — für seiner Gefühle Bedürfniß nicht mehr, als um den nach Einheit und Harmonie strebenden Geist zu befriedigen. Was die Alten von Sokrates gesagt, daß die Vielseitigkeit und Größe seines Geistes auf Viele verschieden gewirkt: muß in eingeschränkterem Maße auch von Schleiermacher gesagt werden: er hat viele edle Geister geweckt, so daß sie in ihrer Art tüchtig sind, wenn auch keiner von ihnen in sich vereinigt, was Schleiermacher selbst eigenthümlich war, — multiplex ratio disputandi rerumque varietas et ingenii magnitudo. — §. 133.: „Als bestimmte Momente des weltlichen Seyns, durch welche die Sünde und das Uebel überwunden wird, können hier nur die sittlichen und religiösen gemeinsamen Lebensgestaltungen in Betracht kommen, in denen die erlösende Kraft Gottes mit einer das positive Gute hervorbringenden Energie wirksam ist.“ §. 134. „Die sittliche Gemeinschaft entsteht und besteht zwar nicht ohne die Thätigkeit der in ihr vereinigten Einzelnen, eigentlich aber doch durch allgemeine, zuletzt auf Gott zurückführende Mächte, so daß der Einzelne jederzeit vielmehr von der allgemeinen Macht der Gemeinschaft beherrscht wird, als selbstständig diese constituirt.“ §. 136. „Jede Lebensgestaltung ist eine bedeutsame Seite des Guten in der Welt in dem Maße, wie ein reines kräftiges und vielseitiges Geistesleben sich in ihr entfaltet, da sie auch äußerlich so ausgebildet und organisirt ist, daß jedes zu einer vollständigen Entwicklung der menschlichen Natur wesentliche Moment zu einem seiner Bedeutsamkeit entsprechenden Ausdrucke kommt, jede Function von geeigneten Organen vollzogen wird.“

So in der „gegenwärtigen Welt:“ (§. 126 — 137) in der „sich vollendenden Welt“ (§. 138 — 151), in welchem Abschnitte wir einen harmonisch verklingenden Schluß, einen versöhnungsreichen Abschluß erwartet, schließt das Werk mit einer Differenz, die durch einige problematische Zugeständnisse weder für das Gefühl, noch für den Gedanken gelöst wird. „Die Perfectibilität der Welt, die Unsterblichkeit, das Jenseits und die Vollendung“ sind mit so unzuversichtlichem, zaghaftem Geiste behandelt, so problematisch, schwankend und unbestimmt, daß durch diese Rathlosigkeit auch die früher als evident erkannten Aussprüche des religiösen Bewußtseyns aufhören, unmittelbare Gewißheit zu seyn. So zeigt sich noch einmal am Schlusse die Unsicherheit des Grundes, auf welchem der Verf. sein Gebäude gebaut; in dem Augenblicke, wo wir erwarten, daß er die Summe seiner Sätze zusammenfasse, zeigt sich noch einmal die Unvollkommenheit dieser Methode, die aus den Bestimmtheiten des natürlichen religiösen Bewußtseyns, aus den Formen der subjectiven Geistigkeiten und den Bedürfnissen der subjectiven Frömmigkeit alle Bestimmungen der objectiven Welt abzuleiten und zu erklären versucht. Für diesen Gesichtspunkt sind die Vollkommenheit der Welt und die Unsterblichkeit der Seele einerseits zwar nicht in sich sich widersprechende Begriffe, andrerseits aber nur mögliche, wahrscheinliche, in unbestimmter Zukunft denkbare Zustände und Beschaffenheiten; das fromme Bewußtseyn kann, was es wünscht und bedarf — wer bedarf nicht des Gedankens der Unsterblichkeit? — nur als möglich voraussetzen, nicht als wirklich beweisen, wenn es nicht ausgeht vom ewig nothwendigen Grunde alles dessen, was wahr ist und wirklich. Die einzig wahre Begründung des Gedankens der Unsterblichkeit ist die Zurückführung dieses Gedankens auf die Idee der göttlichen Vollkommenheit, und solche Erhebung des Gedankens ist zweifellose Gewißheit.

Doch ist anzuerkennen des Verfassers Wahrheitsgefühl, das ihn abgehalten hat, in bloß formeller Consequenz, was ihm nicht innerlich klar ist, als durch sein System erwiesen vorauszusetzen: ehrwürdig sey uns das Wort des Simonides, der

nicht zu sagen wußte, wer Gott sey, — weil ihm diese Frage, je länger er dächte, desto geheimnißvoller erschiene.

C. Bayer.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

F. C. Schlosser, Geschichte des 18ten Jahrhunderts und des 19. bis zum Sturz des französischen Kaiserreiches. Bd. 3. 1788. Abth. I. bis auf die Capitulation von Yorktown. Heidelberg 1842.

W. Torrens M. Cullagh, On the use and study of history. Dublin 1842.

Thomas Arnold, Introductory lectures on modern history. London 1842.

Cahiers d'histoire universelle à l'usage des colléges et des gens du monde, par Ed. Dumont, Th. Burette et Cas. Gallardin. Paris 1841 — 42. Histoire ancienne par Th. Burette. Cah. 1 — 12. Histoire romaine par Ed. Dumont. Cah. 1 — 10. Histoire du moyen age par Cas. Gaillardin. Cah. 1 — 9. Histoire moderne par Th. Burette. Cah. 1 — 6. Histoire de France par Th. Burette. Cah. 1 — 6.

Dr. Peter von Kobbe, Römische Geschichte, Th. 2. Leipzig 1841.

H. Fr. Link, Das Alterthum und der Uebergang zur neuern Zeit. Eine Fortsetzung des Buches: Ueber die Urwelt und das Alterthum. Berlin 1842.

Dr. F. G. Grotefend, Zur Geographie und Geschichte von Alt-Italien. Heft 5. Nomenclator der Völker Alt-Italiens. Hannover 1842.

Th. L. Fr. Tafel, De via militari Romanorum Egnatia qua Illyricum, Macedonia et Thracia jungebantur, dissertatio geographica. Tubing. 1842.

Dr. Rich. Lepsius, Ueber die Tyrrhenischen Pelasger in Etrurien und über die Verbreitung des italienischen Münzsystemes von Etrurien aus. Leipzig 1842.

Ph. Le Bas, Précis d'histoire ancienne depuis l'origine des empires jusqu'à l'établissement de la domination romaine. Vol. 1. 2. Paris 1840.

Dr. H. Bobrik, Griechenland in altgeographischer Beziehung. Leipzig 1842.

Aug. Nougarède de Fayet, Des anciens peuples de l'Europe et de leurs premières migrations, pour servir introduction à l'histoire de France jusqu'à la fin du régne de Louis XIV. Paris 1842.

F. W. Barthold, Geschichte des großen deutschen Krieges vom Tode Gustav Adolfs ab mit besonderer Rücksicht auf Frankreich. Th. 2. Stuttgart 1843.

A. H. L. Heeren und F. A. Ukert, Geschichte der europäischen Staaten. Bülau, Geschichte Deutschlands von 1806 — 1830. Joh. Graf Mailáth, Geschichte des österreichischen Kaiserstaates. Th. 3. Hamburg 1842.

W. A. van Hengel, Geschiedenis der zedelijke en godsdienstige beschaving van het hedendaagsche Europa. Vol. 1 — 3. Amsterd. 1831 — 1841.

A. de Herrera, Comentarios de los hechos de los Españoles, Franceses y Venecianes en Italio y de otras republicas. Madrid 1624. fol.

G. R. Schnabel, Generalstatistik der europäischen Staaten. 2. neu bearbeitete Auflage. Wien 1842.

J. Cretineau-Joly, Histoire des traités de 1815 et de leur exécution, publié sur les documents officiels et inédits. Paris 1842.

P. F. Stuhr, Forschungen und Erläuterungen über Hauptpunkte der Geschichte des 7jährigen Krieges. Nach archivalischen Quellen. Th. 1. 2. Hamburg 1842.

Manoel Ant. Monteiro, Restauraçaõ de Portugal prodigiosa pello doutor Gregorio de Almeida. Lisboa 1755. 4.

Chronica dos valerosos e insignes Feitos del Rey Dom Joao II. por Garcia de Resende. Lisb. 1622. fol.

Dr. J. E. Wappaeus, Untersuchungen über die geographischen Entdeckungen der Portugiesen unter Heinrich dem Seefahrer. Th. 1. Göttingen 1842.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. März.

Nro. 54. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Travels and Researches in Asia Minor, Mesopotamia, Chaldea and Armenia. By W. Fr. Ainsworth. In two Volumes. London 1842.

Bey Oberst Chesney's merkwürdigem Versuch, den Euphrat mit Dampfschiffen zu befahren und eine kürzere Verbindungslinie zwischen England und Ostindien herzustellen, durchstrich Mister Ainsworth (1835 — 1837) mit dem Chaldäer Rassam die Gebirge von Kurdistan und Asia Minor, um für die neue Bahn das Brennmaterial in Steinkohlenlagern des Taurus aufzusuchen. Aber Chesney's Versuch — wie wir wissen — ist mißlungen, und Ainsworth's geologische Forschung hat auch nicht die erwünschte Frucht gebracht. Als Ersatz für so viele getäuschte Hoffnungen gelangte dagegen die Kunde vom Daseyn einer ausgebreiteten Christengemeinde im Gebirgsdistricte Assyriens durch die Officiere der heimkehrenden Expedition nach England, und machte um so größern Eindruck auf den philanthropischen Theil des Publicums, je näher Dogma und Kirchendisciplin dieser isolirten und von den tumultuarischen Bewegungen der Außenwelt hinter undurchforschtem Hochgebirge unberührt gebliebenen Völkerschaft angeblich mit Glaubenslehre und Praxis der Kirche von England, und folglich des primitiven Christenthums, wie sie sagen, zusammenstimme. Was man in Rom schon um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, unter Pius IV. und zur Zeit des tridentinischen Conciliums wußte, war den „toto divisis orbe Britannis“ um 1837 gleichsam noch eine neue Entdeckung. *)

Das im Grund genommen kirchlichfromme und gottesfürchtige Brittenvolk strebt nicht bloß nach Gold und weltlicher Herrschaft, nicht bloß nach materiellem Besitz auf Helgoland, Gibraltar, Cap, Ceylon, Singapor ꝛc., es ringt auch nach religiösen Sympathien als den letzten und kräftigsten Hebeln der Glückseligkeit und der Macht. Bey der frommen Meynung, dem Urchristenthum noch um Einiges näher zu stehen als selbst die Katholiken von Byzanz und Rom, fiel die Nachricht über ein mit der hochkirchlichen Dogmatik gleichgläubendes Volk mitten auf dem Landwege Indiens in England keineswegs auf unfruchtbaren Boden. Der Gedanke an eine unmittelbar durch St. Thomas und St. Thaddäus und ihren Discipel Marcus zum Glauben bekehrte Christengemeinde mit Schrift und Rituale aus dem Zeitalter der Apostel hatte für diese wißbegierigen, frommen Insulaner unwiderstehlichen Reiz und erregte die volle Wärme ihrer romantischen Gefühle. Die königliche geographische Gesellschaft und die Gesellschaft für Ausbreitung christlicher Kenntniß vereinigten ihre Kraft und ihre Mittel zu einer moralischen Expedition in diese unerforschten Distrikte der chaldäischen Christen in Kurdistan. Mister Ainsworth, der Levantewanderer, den man für dieses geographisch-theologische Apostolat auserkohr, ist Arzt und Naturforscher und versteht auch die heilige

*) Siehe Onuphrius Panvini, in Vita Pii IV.; Surius Commentar. Sponde, Contin. Annal. ad Ann. 1562.

Schrift, besonders das neue Testament und die Lehre von den Sakramenten mit aller Zubehör der Gottesgelahrtheit von Oxford hinreichend, um den chaldäischen Priestern über englisches Kirchenthum Rede zu stehen, ihre Thesen zu prüfen und gelegentlich auch die Irrthümer der byzantinischen Popen Kleinasiens durch Citate aus Evangelien und Episteln zu bekämpfen. Mr. Ainsworth hat feste Ueberzeugungen im Glauben, daher merklich lebendigen Bekehrungseifer. Nur die Gabe der Sprache fehlte. Diesen Mangel aber ersetzte Mister Rassam, sein alter Gefährte im Kohlensuchen, ein bey der englischen Mission in Cairo erzogener und gebildeter Chaldäer aus Mossul am Tigris, der außer der Muttersprache noch das Englische, Arabische und Türkische redete, und auch sonst in der Kunst, orientalische Gegenden zu bereisen, wohl bewandert war. Diesen beyden ward noch Mister Thomas Russell, der Mathematiker, beygesellt und für die Parthie Konstantinopel als gemeinschaftlicher Sammelplatz bezeichnet, in dessen Nähe die Arbeiten der Expedition unmittelbar zu beginnen hätten.

Wenn von den verbündeten Societäten die eine nur das Moralische im Auge hatte, so dachte die andere zugleich auf Erweiterung der Erdkunde sämmtlicher Landschaften zwischen Konstantinopel und Chaldäa. Man ertheilte umständliche und genaue Instructionen, worin die Hydrographie und Orographie Kleinasiens eine wesentliche Rolle erhielten, die wenig erforschte Gegend zwischen Heraclea Pontica und Angora in Galatien aber besonderer Aufmerksamkeit empfohlen ward, weil die Societät mitten zwischen benannten Punkten das Daseyn alter Städte oder unbekannter Ruinen vermuthete. Dann sollten sie Lauf und Zuflüsse des berühmten Halys oder Salzflusses der Alten untersuchen, nachher in das von Kurden und Turkmanen bewohnte Haimane, einen Centraldistrikt Kleinasiens, eindringen und sich vergewissern, ob daselbst Strassen seyen. Besonders sollten sie die Salzminen von Hadschi Bektasch und überhaupt die Bergwerke im Centrum der Halbinsel erforschen, ausdrücklich aber Ausdehnung, Nord- und Südgränze des großen Salzsees — der Tattea Palus der Alten — auskundschaften und so oft als möglich die Erhebung des Tafellandes im Innern und seiner vorzüglichsten Spitzen mathematisch bestimmen. Auch Cäsarea mußten sie besuchen, um über Lauf und Quelle des Melas — einer langen Controverse der Geographen — endlich einmal zu entscheiden. Zu Malatiya am Euphrat war es dann ihrer Willkühr und dem Drang der Umstände überlassen, ob sie über Dyarbekr und Tigristhal direct nach Mossul, der Hauptstation ihres Wirkungskreises, ziehen oder zuerst noch die Euphrat-Passage durch das Taurusgebirge und die Stromschnellen oberhalb Someisat untersuchen und dann auf der Seite von Orfa nach Mesopotamien und Sindschar gelangen wollten.

(Fortsetzung folgt.)

Gott und Palingenesie von Dr. August Cieszkowsky. Erster kritischer Theil. Berlin 1842. Verlag von Schröder.

Die vorliegende Schrift, welche der Verf. als erstes kritisches Sendschreiben an den Herrn Professor Michelet auf Veranlassung seiner Vorlesungen über die Persönlichkeit Gottes und Unsterblichkeit der Seele angekündigt, hat die Bestimmung, „eine Einleitung zu einer organischen positiven Entwicklung" zu bilden. Allein das unwissenschaftliche Verfahren, mit welchem der Verfasser raisonnirt, läßt es zu keiner immanenten Kritik und Beweisführung kommen, daher die Resultate, zu welchen er durch die Beurtheilung fremder Ansichten kommt, so subjectiv sind, wie seine Urtheile selbst. Schon seine Sprache verräth seinen Mangel an ächt philosophischer Bildung, indem er sich selten über den launigen Ton gemeiner Popularität erhebt!

Wenn er gleich namentlich gegen Herrn Michelets abstracte Vorstellungen von der Persönlichkeit des göttlichen und des menschlichen Geistes manche treffende oder wenigstens witzige Bemerkung macht, so zeigt doch die Art und Weise seiner Reflexion zu sehr die Willkührlichkeit des subjectiven Raisonnirens, als daß seiner Kritik ein wissenschaftliches

Verdienst zugeschrieben werden könnte; das Wahre darin ist nicht neu, das Neue nicht wahr.

So sehr er S. 23, 24 das Princip der Individuation und der individuellen concreten Totalität des Geistes geltend macht, so ist er doch S. 47 weit entfernt, die „Unsterblichkeit an das subjective Ich zu knüpfen, denn das Bewußtseyn verlasse uns oft schon in diesem Leben, z. B. im Schlafe *), der nur ein momentaner Tod sey und die lebensvollen Individualitätsbestimmungen seyen gerade des Todes."

Nichts desto weniger behauptet er S. 49 das, was wir durch unseren Willen geworden seyen oder unsre volle wirkliche Persönlichkeit verlieren wir nie; selbst im Schlafe bleiben wir, was wir geworden seyen, und wie wir uns in der kleinen Auferstehung (aus dem Schlafe) uns in unserer Totalität mit allen unsern eigenen Bestimmungen wieder finden, so müsse in der großen Auferstehung (aus dem Tode) dasselbe der Fall für unsre Persönlichkeit seyn, welche als das Resultat aller thätigen Kräfte des geistigen Werdens, d. h. des Lebens, unser Werk sey."

Abgesehen davon, daß sich die Persönlichkeit, welche wir durch unsern Willen geworden sind, von unserem von Gott geschaffenen Wesen, welches die Voraussetzung der Wiedergeburt des Geistes ist, nicht scheiden läßt, so kommt der Verfasser in den baarsten Widerspruch, wenn er die Persönlichkeit des Geistes, zu welcher sich die Seele als Ich oder selbstbewußtes Subject bestimmt und verwirklicht, für bewußtlos erklärt, und das geistige Leben derselben für unsterblich hält, die lebensvollen Individualitätsbestimmungen aber für vergänglich, da doch jenes nur in diesen wirklich und wirksam ist.

Ohne Identität des Selbstbewußtseyns ist keine persönliche Unsterblichkeit möglich, und das jenseitige Leben ist nur dadurch das Resultat und Gewicht des diesseitigen und endlich die der Idee des Geistes entsprechende oder ihr widersprechende Existenz, daß das Subject die Form seines Willens und Bewußtseyns, welche es sich im diesseits durch seine freye Selbstbestimmung entschieden hat, im Jenseits vollständig ausbildet und erfaßt. — Läugnen wir aber diese Identität des Selbstbewußtseyns der sich zeitlich entscheidenden und der abgeschiedenen Persönlichkeit, so erscheint das Leben nach dem Tode völlig unbegründet und unvorbereitet, und das bestimmte Verhältniß des Jenseits zum Diesseits, welches in der christlichen Lehre, wornach wir dort ärndten, was wir hier gesäet haben, so wahr erkannt wird, bleibt völlig unbegriffen! Ist das Selbstbewußtseyn die wesentliche Bestimmung des individuellen Geistes, wodurch er sich als Persönlichkeit eben so sehr von dem Naturwesen unterscheidet, wie dieses durch die Selbstempfindung als beseeltes Individuum von den bloßen Dingen unterschieden ist, so könnte er, wenn es anders möglich wäre, nur durch das Herabsinken in das natürliche Daseyn und mithin durch die Vernichtung seines wesentlichen Charakters bewußtlos werden. Aber ein bewußtloser Geist ist eben so undenkbar, wie ein bewußtloses Naturding. Daher wird die Idee der Persönlichkeit durch die Vollendung des Selbstbewußtseyns verwirklicht, welches in seiner Einheit mit dem objectiven Bewußtseyn und mit dem Gottesbewußtseyn die Wahrheit des Geistes begründet!

So groß die Unklarheit des Verfassers über den Grund und das Wesen der Unsterblichkeit ist, so leichtfertig verwirft er den teleologischen Beweis, indem er Straussens Einwendung dagegen, wornach wir uns „an jeder verspeisten Portion Caviar von der Unwahrheit desselben überzeugen können" und dessen Meynung: auch die begabtesten Personen leben sich im Alter aus, für „einen entscheidenden Schlag" gegen jenen Beweis hält.

*) Bekanntlich ist es ein Trugschluß, wenn man daraus, daß es einen erinnerungslosen Schlaf giebt, auf die Bewußtlosigkeit desselben schließt, da das Bewußtseyn, welches Cartesius durch sein cogito, d. h. ganz allgemein conscius sum, ergo sum erkannte, jedenfalls die wesentliche Form der Existenz des Geistes ist, wodurch er sich als Subject von den Objecten unterscheidet. —

Allein es bedarf nur eines besonnenen Augenblicks, um einzusehen, daß die Vergänglichkeit der Keime von Naturwesen oder Thieren keine Instanz gegen die Anlage einer ewigen Existenz von Vernunftwesen oder Personen ist, und daß das geistige Leben der letztern unvergänglich sey, hat der Verfasser ein paar Seiten vorher behauptet, wenn auch nicht bewiesen.

Welche Vorstellung von der Persönlichkeit Gottes der Verfasser sich imaginirt, läßt sich aus folgender Erklärung erkennen.

„Sie (Michelet) suchen sich den Beweis, sagt er S. 61, für die Nicht-Individualität Gottes sehr leicht zu machen, indem Sie fragen, ob es nicht widersinnig sey, auf Gott die Racen-, Alters-, Geschlechts-, Charakter- und andre ähnliche Bestimmtheiten zu übertragen?“ Mir scheint es gerade umgekehrt undenkbar zu seyn, sie von Gott auszuschließen und dieselben dadurch entweder als vollkommen nichtig im privativen Sinne zu bezeichnen, was sie doch nicht seyn können, denn alsdann würden sie auch gar nicht seyn, oder sogar als nichtig im negativen Sinne, wodurch sie zu Bestimmtheiten eines teuflischen Dualismus (da sie außer Gott bleiben sollen) gestempelt werden.“

Michelet führt in der erwähnten Erklärung den crassen Anthropomorphismus, der die Gottheit als sinnliches Individuum vorstellt, ad absurdum, nicht aber den Theismus; der Verfasser aber, der die von Michelet als absurd bezeichnete Meynung zu der seinigen macht, behauptet sie im Sinne eines crassen Pantheismus, wornach Gott nichts als collective Einheit aller Endlichkeiten wäre.

Wie sehr contrastiren diese Resultate seines eben so willkührlichen Raisonnirens, wie animosen Absprechens und Behauptens mit den Eingangsworten seiner Schrift:

„Persönlichkeit Gottes — Unsterblichkeit der Seele — Zwey Lebensfragen der Gottheit und Menschheit! oder richtiger gesagt, eine absolute Frage, die höchste Lebensfrage des Geistes — in ihren beyden antipodischen Polen. So lange diese absolute Frage nicht

erledigt ist, so lange wandeln wir auf dem Gebiete des Geistes in Finsterniß oder wenigstens in Dämmerlicht. Bey jeder Untersuchung, bey jeder Begriffsentwickelung stossen wir zuletzt auf sie, und ohne ihre Auffassung flattern wir zweck- und ziellos auf dem Ocean des Wissens umher, zwar mit einer Boussole versehen, aber ohne daß ihr Gebrauch uns von absolutem Nutzen seyn könnte, so lange wir noch nicht festgestellt haben, zu welchem absoluten Ziele sie uns endlich führen wird.

Also mittelst der von unseren Vorfahren entdeckten Boussole wollen wir noch dieß absolute Ziel aufsuchen und uns nicht mehr damit begnügen, die hier und da auf unserer Fahrt liegenden Inseln und Festländer, sollten sie auch für sich reitzend und üppig seyn, aufzufinden und zu entdecken. Das gelobte Land des Ewigen und Absoluten soll vielmehr das Streben und das Ziel unserer Entdeckungsreise seyn. — Veni Creator Spiritus!

Mit diesem Ausrufe soll es keineswegs gemeint seyn, daß unsere Aufgabe in irgend eine andere Weise als rein philosophisch zu lösen sey. Es wird sich in der Folge vielmehr zeigen, welche tiefe und absolute Bedeutung diese liturgischen Worte enthalten, die wir deßhalb auch für das passendste und erhabenste Motto unserer Untersuchung ansehen. Das positiv Religiöse kann daher wohl in der Folge als Probe unserer Deductionen vorkommen, einstweilen aber soll dem freyen Denken ein ganz freyer Lauf gelassen werden, ohne daß es durch fremde Einflüsse gelenkt oder abgelenkt werden darf.“

Möge der Herr Verfasser den speculativen Sinn, den er unerachtet der Modesprüche und Paradorien, in die er geräth, in einzelnen Erörterungen beweist, gründlicher ausbilden und sein Problem ernster erforschen, bevor er es durch die versprochene „organische Entwicklung“ zu lösen versucht!

Fischer.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. März.

Nro. 55. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1813.

Travels and Researches in Asia Minor, Mesopotamia, Chaldea and Armenia.

—.

(Fortsetzung.)

Von Mossul ausgehend, sollte die Expedition nach der Reihe die merkwürdige, aber verlassene Stadt Atra in der Wüste, die babylonische Ruine von Ur, Ninive, Alt-Mossul und das Schlachtfeld von Arbela besuchen, und dann zu günstiger Zeit nach Kurdistan und zu den Sitzen der chaldäischen Christen vordringen, um daselbst bürgerlichen Zustand und geographische Lage der Städte Amadiya, Dschulamerik und Rewendis zu erforschen, Nachrichten über die chaldäischen Gebirgsleute der Stämme Tiyari, Hakari und anderer einzuziehen und freundlich-religiösen Verkehr mit Patriarch, Bischöfen und Priestern derselben anzuknüpfen. Nebenher sollten sie nicht versäumen, das Wesen der Jesidislehre oder der Teufelsverehrer zu prüfen und zu diesem Behelf nach Scheich-Adi, ihrem Hauptsitz, einen Ausflug machen.

Das Wagstück, quer über das hohe Schneegebirge Kurdistans zum See Urumiya auf persischem Grund und Boden hinabzusteigen und weiter südlich über dasselbe Gebirgsrevier wieder nach Mossul zurückzukehren, ward neben Erklimmung des Piks von Rewendis zum Schlusse noch anempfohlen. Der Heimweg — was nach den chaldäischen Kirchenberichten für Anabasis-Leser vom größten Interesse ist — führte die Expedition von Mossul auf der Rückzugslinie der Zehntausend unter Xenophon, und zwar durch den berühmten Tigrispaß, in welchem sich die Kurden mit so großer Hartnäckigkeit den durchziehenden Hellenen widersetzten, und über den Bach Centritis auf das traurige, baumlose Hochland von Musch in Armenien, und dann über die noch höhere und noch kaltere Region von Kiniskalesi und Erserum in das immergrüne Waldgebirge der Kolchier herab nach Trapezunt am schwarzen Meer, und von dort zu Wasser auf dem Pyroskaph wieder in den Bosporus zurück.

Die wissenschaftlichen und geographischen Resultate dieser ausgedehnten und seltenen Tour durchs Morgenland wurden den Patronen der Expedition gleichsam als Geheimlehre vorzugsweise mitgetheilt. Die vorliegenden zwey Bände sollen nur eine allgemeine Idee über den Charakter der besuchten Länder, über die Eigenthümlichkeiten ihrer Bewohner, ihre Scenerie und Alterthümer in das Publikum bringen, insbesondere aber eine gedrängte Schilderung des Verkehrs mit den chaldäischen Christen, so wie der vielerley Abenteuer und Mißgeschicke der Parthie auf ihren Wanderungen durch allzeit unsichere, in jener unruhevollen Periode des Jahres 1839 aber ungewöhnlich gefahrdrohende Gegenden, in Form eines Tagbuches wiedergeben.

Von diesem Tagbuch des Mr. A. wird aber ein Leser, der nach Unterhaltung, nach leidenschaftlicher Aufregung und dramatischer Erschütterung des Gemüthes und vorzugsweise nach malerischen Scenen spannt, nur wenige Parthien genießbar und entsprechend finden. Mr. A. will aber auch Niemand unterhalten, er will nur belehren und beschreibt kurz und schmucklos, aber mit gewissenhafter

Treue und nüchterner Seele, was er vom Monat September 1838 bis Ende September 1840 Tag für Tag gesehen, erduldet und erfahren hat. Aber Mr. A. reist nicht wie ein Teutscher mit Bedacht und genialer Langsamkeit. Oft in merkwürdigen Städten, in schönen Gegenden, in wohnlichen Quartieren und bey freundlichen Menschen möchte der Leser gerne Rasttag halten, Tage, ja Wochen verweilen, um vergangenes Ungemach, um Schmutz und Langweile asiatischer Bauerndörfer zu vergessen; aber Mr. Ainsworth ist unermüdet, hat immer Eile und zieht gewöhnlich den andern Tag schon wieder fort; Mr. A. wird auch niemals zornig, verliert nie den Muth, klagt nie über schlechte Kost und glaubt den Leuten nicht, wenn sie ihm von Gefahren reden. Crayon, Doppelflinte, Quadrant und Astrolabium sind ihm gleich geläufig. Dagegen wird dem Leser auch nicht das Geringste erlassen: „Wir fanden ein buschichtes Thal, einen waldigen Hügel, engen Pfad, ritten über steinigen Grund, über baumloses, einförmiges, trauriges Tafelland, rechts ein Kalkfelsen, links ein Moor, der Bach war angelaufen, die Pferde glitschten aus ꝛc.“ Mr. A. kennt auch die Gräser und die Bäume, unterscheidet die Erdarten, vergißt keine Brücke, übersieht keinen Stein und findet sich, selbst in der größten Noth, beym Anblick einer celtischen Ruine, einer cappadocischen Troglodytenwohnung, einer alten Mauer gleichsam neu belebt. Drey Karten und 48 bildliche Darstellungen sind der schönste Commentar zum Text. Kälte und Hitze vermögen ihn eben so wenig zu bändigen, als Einsamkeit und Hunger. Um dem Wütherich Izzet-Pascha zu Angora die Superiorität der Frankenrace über die verzagten Anatolier zu beweisen, reitet er mitten im Winter (Januar 1839) über Eis und Schnee in die Bergwerke von Ischik-Dagh, baut Schmelzöfen, lehrt Metalle scheiden, wird eingeschneit, leidet Noth und findet nachher bey den griechischen Popen der Hauptstadt Galatiens herrschsüchtige Neigungen. Zu Jenischehr in Cappadocien gefallen sie ihm schon besser, er besucht Kirche und Schule, wohnt der Messe bey und disputirt über die Sakramente. „Schon Adam und Eva, sagte der Priester, haben ihre Sünden Gott gebeichtet und Lot dem Abraham, ergo seyd ihr Engländer in diesem Punkte im Irrthum.“ Mr. A. vertheidigte sich durch Citat und Exegese aus dem Briefe Jakobs, rechtfertigte die englische Taufpraxis aus St. Matthäus und die Priesterehe der Hochkirche aus St. Paul an Timotheus, siegreich und gewandt, wie er meinte, der cappadocische Priester aber nicht anerkannte. Wenn Mr. A. in Kleinasien auch Niemand bekehrte, so ist es doch erbaulich, solche Waffen in der Hand eines Arztes und Naturforschers zu erblicken. Bey ihm zeigt sich nirgend das Kamitische, das Byronisch-Unheimliche der Mediciner und Geologen des Kontinents, in deren Schriften man Stellen aus Dupuytren, Berzelius und Humboldt weit häufiger findet, als Verse aus dem neuen Testament.

Mr. A. machte es nicht wie andere Reisende, die von Han zu Han, von Etape zu Etape auf der landesüblichen Strasse ziehen und dann ein „gründliches und durchaus originelles“ Reisewerk in zwey bis sechs Bänden schreiben. Mr. A. betrat überall noch unbesuchte Gegenden, wanderte durch Dörfer und pfadlose Gebirge links und rechts in Schlangenlinien und weit ausgebauchten Krümmungen über ganz Kleinasien, namentlich durch die alten Provinzen Bithynien, Paphlagonien, Galatien (Phrygien), Cappadocien, Pontus, Lycaonien und Cilicien nach Malatiya am Euphrat. Auf dem Wege von Nicomedia nach Heraclea Pontica fand er häufig Leute in Dörfern, die zwar gewissermassen türkisch redeten, aber doch nicht türkischen Typus hatten; er nennt sie Aborigines. Wie er aber in den Gebirgsdörfern oberhalb der Seeküste Paphlagoniens, in der Gegend des Flusses Parthenius (Bartan) eine Menschenrace mit äußerst verdorbenem Türkisch und mit Gesichtszügen ganz eigenthümlicher Art erblickte, konnte er sie unmöglich für Blutsverwandte der tatarischen Eroberer von Asia Minor halten. Leute mit dunkelbrauner Kroatenfarbe, ungekämmten Haaren, ausgekerbtem Vorhaupt, hart gefurchter und gleichsam in Rauch gedörrter Physiognomie — das erkannte Mr. A. auf der Stelle — konnten keine Türken seyn. Ohne Arges zu denken oder Jemand in Meinungen und Rechten zu kränken, hielt er sie für slavische Ueberbleibsel, und zwar der paphlagonischen Heneter (Ἐνετοί), die einst mit König Pylämenes dem König Priamus von Troja

wider Agamemnon und Achilles zu Hülfe gezogen und zu Strabo's Zeiten aus Paphlagonien schon lange verschwunden waren. Gleichwie das häufig dem Zoroaster beygelegte Buch Bundeheſch, nach Major Rawlinſon, höchſt wahrſcheinlich ein Machwerk des eilften und zwölften Jahrhunderts iſt *), eben ſo könnte man für die Slavengeſichter Bithyniens und Paphlagoniens wohl auch jüngere Origines, als die Zeiten des trojaniſchen Krieges aufſtellen. Die Verpflanzung ſlaviſcher Volksmaſſen aus dem wiederbezwungenen Hellas nach Anatolien und namentlich in die beyden oben benannten Provinzen, iſt ein bekanntes Factum der byzantiniſchen Geſchichte. Durch einen einzigen Coloniſationsact wurden 280,000 Slaven gerade in jener Gegend Bithyniens angeſiedelt, in welcher Mr. A. ſeine Aborigines mit untürkiſcher Miene fand **) Die gegenwärtige Bevölkerung von Kleinaſien in ihre primitiven Elemente auszuſcheiden, wäre eine würdige Aufgabe für die „ingenii celeritas“ der deutſchen Gelehrten, unter welchen bis jetzt ſchon einer oder zwey nach bloß zehnjährigem Gezänke zur Einſicht gekommen ſind und eingeſtanden haben, daß die Albaniſch redenden Bauern Attika's und Böotiens auch wirkliche Albanier ſind. Ob und wie weit Texier und Hamilton die Gelegenheit in dieſem Sinne benutzt haben, muß ſich aus ihren Werken erſt noch ergeben. Mr. A., wie es ſich aus Obigem ergiebt, war im rechten Zuge und könnte — wenn er nur der rerum Byzantinarum und des Türkiſchen kundig wäre — mit Sicambern und Hermunduren in die Schranken treten ***). Das Erlöſchen der Türkenſchaft könnte für Belebung der hiſtoriſchen Studien des Occidents von bedeutenden Folgen ſeyn. Zugleich wären dieſe Studien des vorderaſiatiſchen Bodens nirgend durch den Schmerz über die verfallene Herrlichkeit der Osmanli getrübt; denn dieſe Osmanli haben in Aſia Minor — — wie es auch Mr. A. meint — nichts zum allgemeinen Wohl gethan, keine Stadt gegründet, keinen Hafen gebaut, keine Straſſe angelegt, keinerley Induſtrie geweckt; ſie haben nur Steuern erhoben, die Baſtonnade ertheilt und die Halbinſel mit Ignoranz und Ruinen erfüllt. „Kim bilir, wer kann das wiſſen,“ antwortete man von Scutari bis Malatiya auf alle Fragen des wißbegierigen Britten.

Um das verlorne Glück wieder herzuſtellen und die Niederlagen von Hems und Iconium zu rächen, ſtanden eben damals (Juni 1839) dieſe ſtupiden Osmanli mit ihrer neu geſchaffenen Armee unter Hafis Paſcha zu Biredſchik an der untern Euphrat-Paſſage und waren bald nachher mit dem Lager bis Niſib an die äußerſte Gränze des kaiſerlichen Gebietes oberhalb Aleppo vorgerückt. Zum Unſtern für Hrn. A. und ſeine Begleiter war er mit dem Serasker Hafis auf freundſchaftlichem Fuß' und wollte nicht vorüberziehen, ohne dem türkiſchen Feldherrn mitten im Getümmel des Feldlagers und beynahe am Vorabend des feindlichen Zuſammentreffens mit Ibrahim-Paſcha, ſeinen Beſuch zu machen. Am nämlichen Tag wollte Herr A. noch über den Strom zurück und in der Richtung von Moſſul weiter ziehen; ließ ſich aber bereden, wenigſtens ein paar Tage zu verziehen, um Zeuge osmaniſcher Herrlichkeit und Triumphe zu ſeyn, an welchen natürlich Niemand im Lager zweifelte, weil der Serasker, ſtatt auf den klugen Rath der preußiſchen Offiziere ſeines Hauptquartiers zu hören, Alles nach den theologiſchen Einflüſterungen eines einfältigen Ulema's adminiſtrirte. Der Ausgang iſt bekannt. Ibrahim-Paſcha kam, und nach anderthalb Stunden exiſtirte die türkiſche Armee nicht mehr. Selbſt Hafis Paſcha's Zelt mit dem ganzen Lager und der ganzen Artillerie und allem Reichthum fiel in die Hände des Siegers, die Trümmer des Heeres flohen beynahe ohne Waffen, und Hr. A. mit ihnen ſtromaufwärts wieder nach Malatiya zurück. Aber der größere Theil ſeiner Effecten, Zelt, Kleider, Baar-

*) S. Major Rawlinſon Abhdl. über das Atropateniſche Ecbatana, in „Journal of the Royal Geograph. Society“ Vol. X. 1840. Part. I.

**) S. Niceph. Patriarch. Constantinop. ad Ann. 765.

***) Wiederholt bemerkt dieſer ſinnige Forſcher: The inhabitants of the place spoke Turkish, but had nothing of the Osmanli character about them, and appeared to be descended from a different race of people, probably some of the older tenants of the country.

ſchaft und die mathematiſchen Inſtrumente insgeſammt waren verloren. Die Scene des Kampfes und die Leiden der Flucht malt Hr. A. mit einer Wärme, die man von dieſer froſtigen Seele nicht erwartet hätte. Unter ſolchen Umſtänden war an Moſſul und Chaldäa vor der Hand nicht zu denken, die Expedition mußte wieder nach Stambul zurück um die Verluſte zu erſetzen und neue Inſtrumente aus England zu verſchreiben. Aber auch mitten unter Entbehrungen dachten die „unverfolgten“ Flüchtlinge noch an Bereicherung der Erdkunde, unterſuchten orographiſch die Tauruszüge, nahmen die Route über Siwas, Tokat, Amaſia nach Samſun am ſchwarzen Meer und von dort in Ermanglung eines Dampfſchiffes in ihrer ungeduldigen Eile noch einmal durch ganz Anatolien zu Lande an den Bosporus zurück, wo ſie gegen Ende Juli (1839), folglich einen Monat nach der Schlacht von Niſib und zehn Monate nach ihrem erſten Auszuge, erſchöpft, geplündert und krank wieder eingetroffen ſind. Die Leute im ſybaritiſchen Pera erſchracken anfangs über die zerlumpten, ſonnenverbrannten, abgemagerten Geſtalten und verſchloſſen die Thüre, bis Lord Ponſonby, der bittiſche Geſandte, in's Mittel trat.

(Fortſetzung folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortſetzung.)

Fr. Manoel da Rocha, Portugal renascido, tratado historico, critico-chronologico, em que à luz da verdade se dão manifestos os successos de Portugal do seculo decimo depois do nascimento de Christo. Lisboa 1730. fol.

Seb. de Mesa, Jornada de Africa por el rey don Sebastian y union del reyno de Portugal a la corona de Castilla. Barcelona 1630. 4.

Memoria sobre a conspiracão de 1817 vulgaramente chamada a conspiração de Gomes Freire. Lisb. 1822. 4.

Memoria da Jornada, e successos que ovve nas duas Embaxadas, q S. Magestade que Deos guarde, mãdou dos Reynos de Suecia. Lisb. 1642. 4.

Manoel Homem, Descripcam da Jornada e embaixada extraordinaria que fez a Franca Dom Alvaro Pirez de Castro. Pariz 1644. 4.

Manuel de Faria y Sousa, Historia del Reyno de Portugal, nueva edicion, continuata hasta el año de 1730. Amberes 1730. fol.

J. Fr. Barreto, Relaçam da viagem que a França fizeram Fr. de Mello. Lisb. 1642. 4.

Ant. Mar. Bonucci, Istoria della Vita, ed eroiche azioni di Don Alfonso Enriches Re di Portogalla. Venezia 1719.

Luis Marinho de Azevedo, Primera parte da fundaçaõ, antiguidades e grandezas da mui insigne cidade de Lisboa. Lisb. 1652. fol.

Vida do Infante Henrique. Lisb. 1758. 4.

Af. Dalboquerque, Comentarios do grande Afonso Dalboquerque capitaõ geral dos Indias orientales. Vol. 1—4. Lisb. 1774.

Barao de Eschwege, Memoria sobre a historia moderna da Administracão das Minas em Portugal. Lisb. 1838.

Ch. Romey, Histoire D'Espagne depuis les premiers temps jusqu'a nos jours. Vol. 6. Paris 1841.

Annales eclesiasticos y seglares de la ciudad de Sevilla. s. a. f.

J. F. A. de Ustorroz, Progressos de la historia en el reyno de Aragon . . desde 1512 hasta 1580 . . de nuevo por el Diego F. Dormer. Sarag. 1680. f.

Don Diego Saavedra Faxardo, Corona Gothica Castellana y Austriaca. Vol. 1—3. Madrid 1670—1678. 4.

D. Pedro Pacheco, Discursos ilustres, historicos i genealogicos por D. P. de Royas. Toledo 1636. 4.

Fr. M. Risco, Historia de la ciudad y corte de Leon y de sus reynes. Vol. 1. 2. Madrid 1792. 4.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. März.

Nro. 56. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Travels and Researches in Asia Minor Mesopotamia, Chaldea and Armenia.

(Fortsetzung.)

Nach drey Monaten war die Ausrüstung zur neuen Expedition vollendet, aber Russell, der Mathematiker, verlor den Muth und gieng nach England zurück. Mister Ainsworth und Rassam aber setzten anfangs November 1839 zum zweyten Male über den Bosporus und drangen wieder in Kleinasien ein, und zwar weiter südwärts durch Gegenden, die sie auf den beyden frühern Zügen nicht berührt hatten. Iconium und Cilicien und die ägyptischen Festungswerke im Taurus, der Produktenreichthum der Ebene von Tarsus und Adana, die alten und neuen Handelswege und Stapelplätze, das Flußgebiet des Dschihun, die Thore Syriens werden mit Vorliebe und unermüdeter Geduld beschrieben, Antiochia und Aleppo dagegen nur flüchtig berührt. Am 7. Januar (1840) kamen sie wieder über das Schlachtfeld von Nisib, setzten bey Biredschik noch einmal über den Euphrat und erreichten Orfa, über die Ruinen der alten mesopotamischen Festungen Nisibis und Dara und die Wüste Sindschar ziehend, am 29. desselben Monats endlich Mossul, gegenwärtige Hauptstadt Mesopotamiens, und gleichsam Mittelpunkt und Hauptquartier für die chaldäischen Forschungen. Die Ausflüge nach der Wüstenburg Hadr, nach Alt-Mossul, nach dem Resen der Schrift und dem Schlachtfelde Gaugamela lassen wir unberührt und wollen nur über die Lage von Ninive, der altberühmten Handels- und Königsstadt Assyriens, Einiges bemerken, um dann eben so kurz als gedrängt über den Zustand der chaldäischen Kirche in Kurdistan zu berichten.

Mossul gegenüber, auf dem linken Ufer des Tigris sind die heute noch sichtbaren Ruinen von „Ninive der großen Stadt," das ist ein langer Zug von Erdhügeln, bald kleinern bald größern Umfangs, einige sogar heute noch mit (modernen) Gebäuden und Wohnhäusern bedeckt, aber so deutlich auf der assyrischen Fläche gezeichnet, daß Mr. A., wenn er von der Plattform seines Wohnhauses in Mossul niederblickte, Plan und Umfang von Ninive wie eine Karte vor sich liegen sah. Der Name bedeutet übrigens so viel als Ninopolis, Ninusstadt, und ist bis auf den heutigen Tag geblieben, Eski-Ninive bey den Türken und Nunia bey den Christen.

Die Stadt — so viel man aus der Richtung der zerstörten Wälle urtheilen kann — bildete ein unregelmäßiges Parallelogramm, welches auf der Westseite 3500 Ellen in der Länge hatte, 1370 auf der südlichen, auf der nördlichen 2000 und 2600 auf der östlichen, im Umkreise aber 9470 Ellen maß. Auf der Ostseite sind Spuren eines dreyfachen Mauerwalles wie auf der Landseite von Stambul; auf den übrigen Seiten dagegen nur Ueberbleibsel einer einfachen Umwallung, die hauptsächlich aus Erde und Kies bestand, aber auf einer Unterlage von behauenen Quadern breiter Dimension ruhte. Das Terrain innerhalb des Umfanges, in so weit es nicht von Wohnungen, Strassen, künstlichen Ruinenhügeln oder dem Flußbette des nordöstlich hereinrinnenden Kosar eingenommen wird,

bildet überall cultivirten Grund. Selbst Hügel und Wälle zeigen im Frühling ein lieblich grünes Bild, bis die Glut der Maisonne, mit Ausnahme der Kukumern und Melonen, Gebüsch und Blumen versengt. Phantasie und vorgefaßte Meynung vermögen bey Hrn. A. nicht viel, und doch glaubte er die Plätze, auf welchen Palläste, Tempel und eine Citadelle standen, jetzt noch deutlich zu unterscheiden. Ein 43 Fuß hoher und 2563 Ellen umfassender Schutthügel voll Gestein, Mörtel, Mauerwerk, Dielenpflaster, feinen Ziegeln und Töpferwerk mit zierlicher Keilschrift, erregte bey ihm und allen seinen Vorgängern der neuesten Zeit die größte Aufmerksamkeit.

Die interessanteste und wichtigste Frage bleibt indessen immer, ob Ninive und seine zahlreiche Bevölkerung zur Zeit des Propheten Jonas innerhalb des gegenwärtigen Wallumfanges begriffen war, oder ob sich die Stadt noch jenseits desselben erstreckte. Macdonald Kinneir, Niebuhr und Rich stimmen insgesammt für die letztere der beyden Meynungen. Hr. A. prüft die Frage ebenfalls und glaubt nach wiederholter Besichtigung des Terrains sich für die erste aussprechen zu müssen, hauptsächlich weil er außerhalb des heutigen Umfanges keine Ruinen fand, ausgenommen zu Yarumdscha, in beträchtlicher Entfernung (ungefähr eine Stunde) oberhalb Ninive am Steilufer des Flusses. Hier sieht man im Innern eines künstlichen, von der Strömung halb zerstörten Schutthügels von 1150 Fuß Länge und 42 senkrechter Höhe, Ueberbleibsel alter Gebäude, Grundlagen von breiten Steinblöcken mit Resten von Erdharz, auch gebrannte Backsteine und Ziegel, was die Natur der Sache selbst als einen Bestandtheil der alten Stadt bezeichnet. Hr. A. hat aber eine angeborne Furcht vor orientalischer Ueberschätzung in Zahl und Maaß, täuscht sich aber in diesem Punkte ganz gewiß. Seine 9470 Ellen Mauerumfang machen in runder Summe 4800 Toisen, das heißt etwas über die Hälfte des Umkreises von Constantinopel ohne Vorstadt, den Lechevalier zu 9000 Toisen berechnet. Und doch zählt Constantinopel mit allen seinen Vorstädten und Bosporusdörfern zusammen kaum 600,000 Seelen. In Ninive aber lebten, ohne die Erwachsenen, nach der Schrift, *) viel über zwölfmal zehntausend (harebah mischetem-essre ribbo) Unmündige, was auf eine viel bedeutendere Volksmasse schließen läßt, als innerhalb des bezeichneten Raumes leben könnte. Ueberdieß waren noch zahlreiche Heerden in der Stadt, Gärten und Lustwälder, die in einer morgenländischen Hauptstadt niemals fehlen. Die Schrift sagt auch nicht, wie Hr. A. behauptet, daß die ganze Bevölkerung nur 120,000 Seelen zählte, sondern daß so viele in der Stadt lebten, die noch nicht wußten, was links und was rechts ist. Wie zu Theben in Aegypten sind auch in Ninive nur von den öffentlichen Bauwerken und den solidesten Theilen der Structur Reste geblieben, die Privathäuser aber, von leichtem Fachwerk und Schlamm gebaut, spurlos verschwunden. Am meisten empört den patriotischen Britten Diodor's Angabe, nach welcher Ninive 480 Stadien im Umfang hatte, d. i. zweymal so groß als London gewesen sey, was man natürlich um keinen Preis zugestehen könne. Außer der kurzen Erinnerung bey Jonas hat man aus der Blüthezeit der Stadt keine gleichzeitigen Angaben. Xenophon und die zehntausend Griechen waren die ersten civilisirten Europäer, welche die leere Stadt und ihre Ruinen circa 400 vor Christus, d. i. zweyhundert Jahre nach der Zerstörung sahen. Die Mauer war damals, wie aus der Beschreibung hervorgeht, in der Hauptsache noch unversehrt, wie etwa heute im großen Antiochien, und hatte eine Unterlage von behauenem weißen Muschelstein, 50 Fuß breit und 50 hoch. Auf diesem Sockel stand eine Ziegelmauer, ebenfalls 50 Fuß breit, aber 100 Fuß hoch, so daß die Mauer im Ganzen eine Höhe von 150 Fuß hatte. Der Umfang betrug sechs Parasangen oder 18 3/4 englische Meilen (ungefähr acht Stunden), also das dreyfache der von Hrn. A. angenommenen Peripherie. Dicht an der leeren Mauer fanden die Griechen eine Stadt mit Namen Mespila. Dem Text zufolge möchte man vermuthen, daß nicht die Ruine, wie man gewöhnlich glaubt, sondern eine an der Ruine angebaute Stadt „Mespila" hieß: *Ἐντεῦθεν ἐπορεύθησαν σταθμὸν ἕνα, παρασάγγας ἑξ, πρὸς*

*) Jonas IV. 11.

τείχος ἔρημον, μέγα, πρός τε πόλει κείμενον· ὄνομα δ' ἦν τῇ πόλει Μέσπιλα. *) Aber was heißt Mespila? Rennell erklärt es aus dem griechischen Meso-Pylä, Mittelthore oder Tigris-Uebergang, der hier von Alters her bestand. Mespila ist aber sicherlich ein inländisches, durch griechische Kehle entstelltes Wort, das man heute nicht mehr erklären kann. Aus der Station vor Ninive, dem chaldäischen Al-Mesen, macht Xenophon Larissa. Rennell glaubt in diesem Mespila das heutige Mossul zu erkennen, dessen Mauern erweislich aus dem Muschelstein von Ninive auf der gegenüber liegenden Flußseite entstanden sind. Aber wann und von wem Mossul angelegt und benannt wurde, hat man noch nirgend gefunden. Wäre es erlaubt, bey Xenophon statt „Mespila" Messila zu lesen, wäre die Sache freylich bald entschieden, und das heutige Mossul auf seiner ersten Stelle am linken Tigrisufer aufgefunden. Aber philologisch berechtigt nichts zur Annahme dieser Variante, als höchstens der gesunde Verstand und die Natur der Sache. Es giebt Gegenden, die niemals ohne Stadt seyn können, wo sich an die Stelle der untergegangenen Bauten, menschlicher Raserey und Thorheit zum Trotz, immer wieder neue drängen. Und in diese Classe scheint auch die Lage von Ninive zu gehören. Nachdem die rebellischen Satrapen das assyrische Reich aufgelöst und Sardanapals Residenz in Schutt verwandelt hatten, erwuchs das Mespila der Zehntausend aus den Ruinen und ward in unbekannter Periode als Mossul auf die entgegengesetzte Seite des Flusses versetzt.

Nach Ainsworth's sorglicher Prüfung hat Mossul höchstens 18,000 bis 19,000 Seelen innerhalb seiner Mauerwälle. **) Unter diesen sind etwa 2000 römisch-katholische Chaldäer, 1000 jakobitische Syrier, 1000 römisch-katholische Syrier, 1000 Juden und 13 — 14000 Jesidis oder Teufelsverehrer und muhammedanische Mischlinge, Araber, Kurden und Osmanli.

*) Anabas. III. 4.

**) Olivier redet von 65000, und General Gardanne gar von 120,000 Seelen.

In den Ländern Sur und Assur findet sich heute noch eine vollständige Musterkarte aller alten und neuen Religionssysteme Mittelasiens. Selbst der alte Dagons- oder syrische Fischdienst hat sich unter den islamitischen Bekennern noch in Kraft erhalten, wie wir bey einer andern Veranlassung aus eigener Erfahrung berichtet haben. Wer die Vorurtheile und übeln Nachreden sowohl der Christen als der Muhammedaner gegen die Sekte der Jesidis kennt, wird nicht ohne freundlichen Eindruck die Charakteristik dieses Volkes durch unsern Autor lesen. Hr. A. besuchte auf dem Weg nach Kurdistan ihren Hauptsitz Schaich Adi, auf den ersten Vorbergen am Rande der Ebene von Ninive, zwey Tagreisen von Mossul entlegen. Eigentlich heißen sie Jesdis, nach Jesdjerd, einem Geist des Uebels aus der Parsi-Damonologie. Sie sind auch nicht Teufels-Anbeter, wie man ihnen fälschlich nachsagt, sie glauben vielmehr alle an einen Gott und sind besonders Freunde der Christen, deren Heiland sie, nach Dr. Forbes Bericht über Sindschar, sogar im Sinnbild der Sonne anbeten. Jüdische Beschneidung und Ostern üben sie zugleich mit der Taufe, machen das Kreuzzeichen, gehen unbescheut in die Kirchen der Christen, wollen es aber auch mit dem Teufel nicht verderben, indem sie sich aller respektwidrigen Reden und Ausdrücke über den Geist der Finsterniß sorglich enthalten und eine schwarzgemalte Schlange zu seinen Ehren oberhalb der Tempelthüre anbringen. Satan, meynen sie, sey nur ein gefallener Engel, auf dem noch Gottes Zorn ruht, aber er werde wieder einst zu Gnaden aufgenommen und in seine alte Herrlichkeit zurückversetzt werden. Als aufrichtig, redlich, duldsam, muthig, gewerbsam, reinlich, familienzartlich, höflich und mannlich stolz gelten diese Jesdis bey allen europaischen Reisenden, die länger mit ihnen verkehrt und ihre Eigenschaften zu prüfen Gelegenheit hatten.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

Marq. de Ribas, Succession de el rey Phelipe V. en la corona de España. Madrid 1704. fol.

Pedro Morote, Antiguedad y blasones de la ciudad de Lorca. Murcia 1741. fol.

Jos. de Moret, Congressiones apologeticas sobre la verdad de las investigaciones histor. de las antiguedades del reyno de Navarra. Pamplona 1678. 4.

Luis del Marmol Carvajal, Historia del rebelion y Castigo de los Moriscos del reyno de Granada. Vol. 1. 2. Madrid 1797. 4.

Christ. Lozano, Los reyes nuevos de Toledo. Madrid 1696. 4.

Fr. Henr. Florez, La Cantabria. Disertacion sobre el sitio y extension que tuvo en tiempo de los Romanos la region de los Cantabros. Madrid 1768. 4.

Diego J. Dormer. Anales de Aragon desde el anno 1525 hasta el de 1540.

Chroniques de Espanya, fins ací no divulgades, que tracta dels Reys dels Gots per Miquel Carbonell. Barcellona 1540. fol.

Luis Alf. de Carvallo, Antiguedades y cosas memorables del Principado de Asturias. Madr. 1695. fol.

Marques de Mondejar. Memorias historicas del rey Don Alonso el Sabio. Madrid 1777. f.

Jos. Lup. Panzano, Anales de Aragon, des de el anno 1540 hasta el anno 1 5c. Zaragoça 1805. fol.

Marq. de Miraflores. Apuntes historico-criticos para escribir la historia de la revolucion de España de 1820 á 1823. London 1834. 8.

Bern. Dorado, Compendio historico de la ciudad de Salamanca. Salamanca 1776. 4.

Barth. Leon de Argensola, Primera parte de los anales de Aragon que prosigue los de Curita, des de el año 1516 del nacimiento de N. Redentor. Zarag. 1630. fol.

Cronica general de España, que recopil. el Maestro Florian de Ocampo. Vol. 1 — 12. Madrid 1791.

Fern. Perez de Guzman, Cronica del rey Juan II. Valencia 1779. fol.

D. Ant. de Capmany, Memorias historicas sobre la Marina, Comercio, y Artes de la antigua Ciudad de Barcelona. Vol. 1 — 4. Madrid 1779. 4.

— — — — Codigo de las costumbres maritimas de Barcelona. Vol. 1. 2. Madrid 1791. 4.

Emile Vincens, Histoire de la république de Gènes. Vol. 1 — 3. Paris 1842.

Alf. Reumont, Della campagna di Roma. Firenze 1842.

Nizza und die Meeralpen. Zürich 1842.

Fr. Sossaj, Modena descritta. Modena 1841.

L. Mariotti, Italy: general views of its history and literature in reference to its present state. Vol. 1. 2. London 1841.

Lodov. Bianchini, Della storia economico-civile di Sicilia libri due. Napoli 1841.

— — — — Della storia delle finanze del regno di Napoli libri sette. Palermo 1839.

M. J. Cordier, Mémoires sur les travaux publics. T. II. Sect. 1. 2. Paris 1842. 4.

Paul J. Jacob, Dissertations sur quelques points curieux de l'histoire de France et de l'histoire littéraire. Livr. 5 — 11. Paris 1842.

Ant. de Ladevèze, Recherches sur l'histoire de France, depuis les temps mérovingiens jusqu'à nos jours. Vol. I. Paris 1842.

A. Thierry, Histoire de la Gaule sous l'administration Romaine. Vol. II. Paris 1842.

Ch. Caix et Aug. Poison. Précis de l'histoire de France depuis les temps les plus anciens jusqu'à la revolution de 89. Paris 1840.

Michel Chevalier, Des intérêts materiels en France. Travaux publics. Routes. Canaux. Chemins de fer. Paris 1841.

J. H. Schnitzler, De la création de la richesse ou des interêts matériels en France. Vol. 1. 2. Paris 1842.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. März.

Nro. 57. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Travels and Researches in Asia Minor, Mesopotamia, Chaldea and Armenia.

(Fortsetzung.)

Zu Krieg und Aufruhr sind sie freylich geneigt und verschmähen auch offene Plünderungszüge nicht, aber der Jsedis ist kein Dieb, er ist lebhaft, unerschrocken und gastlich. Als Race sind sie gewöhnlich hoch, schlank und wohlgebaut, mit feinen aber ernsthaften und resoluten Gesichtszügen und weit über das Auge hinausstehenden Brauen. Hr. A. sagt, er habe nicht leicht irgendwo einen so achtungswürdigen, milddenkenden und freundlichblickenden Mollah gefunden, als den am Jsedistempel zu Scheich Adi.

Aber wer sind die Chaldäer? Was ist ihr Glaube? wie ihre Sitte? wo ihr Land? wie stark ihre Zahl? was ist ihr Ursprung, ihre Hoffnung und ihr Sinn?

Oberst Chesney nimmt das gebirgige Hochland um die Quellen der Flüsse Euphrat, Tigris, Araxes und Halys als ursprüngliche Heimath der Chaldäer oder Chaldier an, eine Thesis, die ihm Meister Ainsworth beynahe übel nimmt. Mr. A. will nicht, daß die Chaldäer sich so weit herbemühten; er läßt sie vielmehr im nördlichen Mesopotamien, dessen Hochgebirge heute noch ihre Reste umschließt, gleich vom Anbeginn zu Hause seyn und von hier aus zur Zeit ihres Glanzes unter Nebuchadnezar das chaldäisch-babylonische Reich gründen, Jerusalem zerstören, den Pharao schlagen, Belsezzar's Mahlzeit halten und vom Perserfürsten Cyrus überwunden werden. Indessen ganz Unrecht hat Oberst Chesney doch nicht, weil gerade in der von ihm bezeichneten Region sich der Name einer Landschaft „Chaldia" und eines Volkes der „Chaldäer oder Chaldier" bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Chaldia ist ein liebliches Alpenland, etwa drey Tagreisen von Trapezunt, voll Weiden, Felsenpässe, Ritterburgen, Hochwald und Quellen, die alte Gränzmark des trapezuntischen Reiches gegen die Turkmanenhäuptlinge von Hocharmenien und die Seldschuken von Jkonium. Die Sprache ist eine Mischung aus corruptem Griechisch und Türkisch, die Religion byzantinisch-christlich, die Neigung zum Guerillaskriege aber und das Andenken an ihre Brüder in Mesopotamien, wie es scheint, noch heute nicht ganz erloschen. Ref. hatte Gelegenheit Land und Leute einigermassen kennen zu lernen und ward unaufgefordert angegangen, ob ihr Chaldia oder das Land ihrer Namensvettern im Süden die erste Heimath sey? Ob aber diese letztern von einem Chaldäa am schwarzen Meere noch etwas wissen, berichten unsere Wanderer nicht. Dagegen fanden sie die mündliche Ueberlieferung geradliniger Descendenz von den Altchaldäern Assyriens, Mesopotamiens und Babyloniens noch überall lebendig. Die Bedrückungen der Muhammedaner hätten sie oder vielmehr die Reste des Volkes in ihre gegenwärtigen Sitze im Hochgebirge zurückgedrängt, wohin sich beym wachsenden Ansehen der römischen Kirche in den Flachländern am Tigris zuletzt auch ihr Patriarch geflüchtet habe. Als apostolischer Nachfolger der Erzbischöfe von Seleucia und Ctesiphon trägt das geistliche Oberhaupt der Chaldäer den Titel

„Katholikos“ und gerirt sich als Groß-Primat des Orients, dessen Sitz nach der Zerstörung von Seleucia und Ctesiphon zuerst in das neuerbaute Bagdad übersiedelte, daselbst bis zum Untergang des Chalifats durch die Tataren um 1258 blieb, dann von Stadt zu Stadt, von Kloster zu Kloster wanderte und im Jahre 1560 zu Mossul am Tigris aufgeschlagen ward, von wo er in seinen gegenwärtigen und letzten Zufluchtsort „Dschulamerik“ im Berg-Kurdistan entwich.

Im zwölften Jahrhundert präsidirte der chaldäische Katholikos von Bagdad noch über 25 Metropolitankirchen und mehr als 200 Bischofstühle auf der weiten Strecke zwischen Anazarba in Cilicien und Ispahan in Persien. Heute ist ihm nur noch der einzige Metropolitan von Berrawi in der Nachbarschaft mit einer kleinen Anzahl Suffraganen geblieben, und selbst die Gesammtmasse der chaldäisch Glaubenden soll nach den genauesten Forschungen die Linie von 100,000 Köpfen nicht überschreiten. Diese Zahl und ihre Constitution im Gebirge mahnt unwillkührlich an die geistliche Slaven-Republik von Montenegro, mit deren Oberhaupt der chaldäische Patriarch die Erblichkeit der Würde gemein hat, da hier wie dort dem Oheim der Neffe auf dem Präsidialthrone folgt. Zur Zeit größern Glückes war die Wahl frey und in allgemeiner Versammlung der Kirchenfürsten vorgenommen. Man sieht wohl, Chaldäa ist auf der letzten Station angekommen, es steht mit seinem Dogma, mit seiner Nationalität und seinen apostolischen Ansprüchen verlassen und vereinzelt in der Welt. Die hellenischen Christen in Montenegro haben die Moskowiter im Hintergrunde, die Ueberbleibsel Nebuchadnesars aber sollen sich auf die hülfreiche Hand transatlantischer Yankee-Missionare und der Aktienleute von Großbritannien stützen. Grundlage und Cement dieser neuen politischen Allianz können bekanntlich nur dogmatische Sympathien seyn, und eben ist man auf dem Punkte, sich gegenseitig das kirchliche Horoskop zu stellen und das beyderseitige Credo zu analysiren. Natürlich machte sich der biblisch gelehrte Mr. A. vor seinem Uebertritt ins chaldäische Gebiet ein vorläufiges Bild von der physischen Gestalt, von der Gemüthsart und dem Benehmen des Volkes, das er sich noch so dachte, wie es bey den Propheten des alten Bundes geschildert wird. Als Chaldäerbischof erwartete er einen Mann zu sehen, mit dem Dolch im Gürtel, mit dem Schwert an der Seite und mit einem Panzerhemd angethan, etwa wie einen Reitercapitän im Feldlager des Königs Nebuchadnesar wider Jerusalem. Wie ihn aber im Dorfe Hayis der Metropolitan Ischiya von Berrawi zum freundlichen Willkomm erwartete und er den stattlichen, ehrwürdigen, heitern, würdevollen, klug und doch freundlich blickenden Greis mit wallendem Silberbarte und vollendeter Grazie im Reden und im Benehmen sah, war er auf das freudigste überrascht, und die ganze Gesellschaft küßte nach Landesart gerne die dargebotene Hand des Prälaten, setzten ihn auf ein Pferd und begleiteten ihn zu Fuß in seine drey Stunden entfernte Wohnung. Auf der ganzen Strecke strömten die Bauern links und rechts von den Dörfern herbey, um die Hand ihres ergrauten Seelenhirten zu küßen, was sie auf die kindlichste und herzlichste Weise und gegen orientalischen Brauch, mit Abnahme der Kopfbedeckung thaten. Verglichen sie die freye und doch respektvolle, zahme und liebevolle Sitte des Volkes, unter dem sie sich jetzt befanden, mit der trübsinnigen Wildheit der Muhammedaner, von wo sie eben kamen, trat der Contrast und die milde, glückliche Einwirkung des Christenthums um so lebendiger hervor. Von der äußern Gestalt des Volkes entwirft Mr. A. ein sehr vortheilhaftes Bild, dessen Hauptzüge wir gleich hier am Eingange zusammenstellen. Lebhafte Farbe, feine Züge, graue Augen und rother Bart, offene Haltung, und robuster, breitschulteriger Bau, aber schlenkernder Gang sind allgemeine Nationalkennzeichen des Chaldäers. Wilde und stolze Gesichter erscheinen selten. Das Haupthaar flechten die Männer in einen einzigen Büschel und lassen ihn rückwärts hinabhängen, den Kopf aber bedecken sie mit einer kegelförmigen Mütze von weißem Filz; weite, buntfärbige Beinkleider, ein weißer Ueberwurf und Sandalen von ungegerbter Rehhaut vollenden die übrige Toilette eines Chaldäers. Auf der Filzmütze steckt eine Adlerfeder, nur der Melik-Sohn von Tiari trug eine Spillhahnfeder wie die Bauernbuben in Tyrol. Das sind freylich nicht mehr die Chaldäer des Propheten Ha-

bakuk (I. 6 — 9). Nachts lagerten sich zwey chaldäische Bauern mit ihren Weibern, zwey Wiegen mit Inhalt, zwey Diacone, der Caplan, die Engländer, die Maulthierführer und die Diener insgesammt in malerischer Scene und patriarchalischer Einfalt auf der Terrasse des platten Hausdaches zur Ruhe.

Noch vor Aufgang der Sonne sahen sie das erste Mal chaldäischen Gottesdienst, bey dem alle Anwesenden, selbst die Kinder, die Communion in beyden Gestalten erhielten. Außer dem Kreuze in anliegender Form ✠ und der heiligen Schrift sieht man weder auf dem Altar noch an den Wänden irgend ein gemaltes oder geschnitztes Bild. Abscheu vor Bildwerken nennt Mr. A. eine allgemeine und strenge Praxis der chaldäischen Kirche, die in der Hauptsache ebenfalls nur zwey Sakramente, Taufe und Eucharistie, anerkennt. Die übrigen — der Bischof nannte ihm noch mehrere, als selbst die römisch katholische Kirche zuläßt — seyen nur heilige Anordnungen und kirchliche Formen von minderer Wichtigkeit; und dieß galt dem englischen Sendboten vorläufig als Beleg für die sakramentalische Gleichheit der beyden Kirchen, worüber wir mit ihm begreiflicher Weise hier eben so wenig disputiren wollen, als über die andern Thesen der chaldäischen Kirchen-Oase von Kurdistan. Wir berichten ohne Zusatz eigener Meynung einfach und historisch, was ihm die Priester und christlichen Volksführer in Amadiya, Tiari und Dschulamerik, im Innern des Hochlandes, von ihren zur Zeit bestehenden kirchlichen Dingen und altererbten Dogmen erzählten. Schon in Tiari erklärte man der Expedition ziemlich unverholen, daß es für Franken und Papstgläubige eigentlich gefährlich sey, ins chaldäische Gebirgsrevier herauf zu kommen; daß sie von gastlichem Sinne und Schonung der orthodoxen Bergleute weite Begriffe haben müssen und sie es überhaupt nur einer speciellen Gunst zu verdanken hätten, wenn man ihre Gegenwart unbelästigt dulde, denn hier halte man es mit dem Christenthum etwas genau. Man nahm sie daher scharf ins Examen, und die Reisenden verschafften sich nur durch das Bekenntniß, sie seyen Engländer und Protestanten, Credit und Sicherheit. Dieses kleine Völklein hat die sonderbare Ueberzeugung, in der ganzen Welt, besonders aber in Europa, stehe es mit dem Christenthume erbärmlich, Irrthum und Abfall überwuchern Alles und nur in Kurdistan, bey dem schwachen Häuflein syro-chaldäischer Gläubigen, habe sich apostolische Lehre und Praxis in primitiver Lauterkeit erhalten. Die Sache wurde dringlich, der Geistliche von Lisan, ein Mann voll feiner Manieren und biblischer Gelehrsamkeit, kam in Begleitung des Melik, des weltlichen Districtsvorstandes, trug Augengläser und disputirte ruhig und gewandt, bis man sich in Punkte vom Purgatorium, Bilderdienst, Confession, Cölibat, Sakrament, Theotokos, mönchische Clausur, Supremat und die beyden Naturen in Christo — versteht sich in einem dem allgemeinen Lehrbegriff entgegenstehenden Sinn — verständiget und den Bund dogmatischer Brüderschaft geschlossen hatte. Zur Bekräftigung giengen die Fremdlinge mit in den Abendgottesdienst, wo die Chaldäer mit großem Eifer ihr Glaubensbekenntniß vortrugen.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

Capefigue, Louis XV. et la société du siècle. Vol. 1. 2. Paris 1842.

M. Mary-Lafon, Histoire politique, religieuse et littéraire du midi de la France. Paris 1842. Vol. II.

A. W. Strobel, Vaterländische Geschichte des Elsasses von der frühesten bis auf die gegenwärtige Zeit. Lief. 8 — 15. Straßburg 1842.

P. Roger, Archives historiques de l'Albigeois et du pays Castrais. Alb. 1841.

Jos. Droz, Histoire du règne de Louis XVI. pendant les années où l'on pouvait prévenir ou diriger la revolution française. T. 3. Appendice. Mirabeau et l'assemblée constituante. Paris 1842.

Dr. L. Stein, Der Socialismus und Communismus des heutigen Frankreichs. Leipzig 1842.

K. Gutzkow, Briefe aus Paris. Th. 1. 2. Leipzig 1842.

L. Blanc, Histoire de dix ans 1830 — 1840. Vol. 1. 2. Paris 1841.

J. Chmel, Geschichte Kaiser Friedrichs IV. und seines Sohnes Maximilian I. Bd. 2. Hamburg 1842.

Dr. Ed. Gervais, Politische Geschichte Deutschlands unter der Regierung der Kaiser Heinrich V. und Lothar III. Th. 2. Leipzig 1842.

H. Luden, Geschichte der Deutschen. Bd. 1. 2. Jena 1842.

Dr. J. H. Müller, Die deutschen Stämme und ihre Fürsten. Entwickelung der Territorialverhältnisse Deutschlands im Mittelalter. Th. 3. Berlin 1842.

J. G. A. Wirth, Die Geschichte der Deutschen. Bd. 1. 1 — 3. Emmishofen 1842. 4.

Emile Jacquemin, L'Allemagne agricole industrielle et politique. Voyages faites en 1840, 1841 et 1842. Paris 1842.

Sam. Christ. Wagener, Handbuch der vorzüglichsten in Deutschland entdeckten Alterthümer aus heidnischer Zeit. Weimar 1842.

L. Bauer, Schwaben wie es war und ist. Abth. 1. Karlsruhe 1842.

J. G. Buck, Hamburg und seine Umgebungen im 19. Jahrhundert. Lief. 1 — 3. Hamburg 1842.

Dr. Fr. Rehm, Handbuch der Geschichte beyder Hessen. Bd. 1. Marburg 1842.

Mich. Bormann, Beytrag zur Geschichte der Ardennen. Th. 2. Trier 1842.

Ch. F. Stälin, Wirtembergische Geschichte. Th. 1. Schwaben und Südfranken von der Urzeit bis 1080. Stuttgart 1841.

Dr. J. Schumann von Mannsegg, Juvavia. Eine archäologisch-historische Darstellung u. s. w. Salzburg 1842.

J. G. Broix, Erinnerungen an das alte berühmte Tolbiacum, die jetzige Stadt Zülpich. Neuß 1842.

C. Jäger, Ulms Verfassung, bürgerliches und commercielles Leben im Mittelalter. Stuttgart 1831.

Dr. E. Duller, Neue Beyträge zur Geschichte Philipps des Großmüthigen, Landgrafen von Hessen. Darmstadt 1842.

Frhr. Carl du Jarris de la Roche, Der deutsche Oberrhein während der Kriege seit dem westphälischen Frieden bis 1801. Stuttgart 1842.

Leop. von Ledebur, Der Maingau oder das Mayenfeld nicht Maifeld. Eine historisch-geographische Untersuchung. Berlin 1842.

Anton von Gévay, Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte der Verhältnisse zwischen Oesterreich, Ungarn und der Pforte im 16. und 17. Jahrhundert. Gesandtschaft König Ferdinand's I. an Sultan Suleiman I. 1556 — 1557. Wien 1842. 4.

Fürst E. M. Lichnowsky, Geschichte des Hauses Habsburg. Th. 5. 6. Wien 1842.

Fr. Palacky, Ueber Formelbücher, zunächst in Bezug auf Böhmische Geschichte. Lief. 1. Prag. 1842. 4.

Joh. Jak. Staffler, Tirol u. Vorarlberg, statistisch-topographisch. Heft 2. Innsbruck 1842.

Th. Bilágosváry, Der Sprachkampf in Ungarn. Agram 1842.

Leop. Haßler, Die Geschichte des österreichischen Kaiserstaates. Nach Quellen. Th. 1. 2. Wien 1842.

Wenceslaus Hagek de Liboczan, Kronyka Czeská. Prag 1818. Fol.

Fr. Némethy, Das Schloß Friedland in Böhmen und die Monumente in der Friedländer Stadtkirche, nebst einigen alten Urkunden und eigenhändigen Briefen des Herzogs Waldstein. Prag 1818.

Fr. Palacky, Starj letopisowé cessty od roku 1378 do 1527, cili prokracowánj w kronikách Prilyka Pulkawy a Benesse z Horowic z rukopisů starych wydané. W Praze 1829.

Fr. Palacky, Der Mongolen Einfall im Jahre 1241. Prag 1842. 4.

C. M. Fr. von Aretin, Geschichte des baier. Herzogs und Kurfürsten Maximilian des Ersten. Bd. 1. Passau 1842.

Dr. Jos. von Hefner, Das römische Bayern in antiquarischer Hinsicht. München 1842.

Jos. von Hormayr, Die goldene Chronik von Hohenschwangau, der Burg der Welfen und Hohenstaufen und der Schenren. München 1842. 4.

Ludwig I. König von Bayern, Walhalla's Genossen. München 1842.

Possessiones Traditionesque Wizenburgenses. Codices duo cum supplementis. Ed. Societas historica-Palatina. Spirae 1842.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. März.

Nro. 58. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Travels and Researches in Asia Minor, Mesopotamia, Chaldea and Armenia.

(Schluß.)

Die Aufgabe unter solchen Umständen über das Hochgebirge zum persischen See Urumiya herab zu ziehen, war keine Kleinigkeit. Die Hitze der Jahreszeit, die Nähe der räuberischen Kurden, Neugierde und beständige Umlagerung der Eingebornen, die endlosen Religionsdispute und zuletzt die Bedenklichkeiten des neun und dreißigjährigen Erbpatriarchen, dem sie in einem Dorfe dicht an der Hauptstadt Dschulamerik von fünf Uhr Morgens bis über Mittag hinaus Rede stehen mußten, hätte weniger eifrige und weniger standhafte Männer abgeschreckt. Der gute Fürst hatte von England und englischem Kirchenthum noch keinen Begriff und erklärte voraus, „man wolle vom Papst, der schon einen Theil der chaldäischen Kirche in der Ebene gewonnen habe, hier im Gebirge nichts wissen und in der Form des Gottesdienstes unter keinem Vorwande das Geringste ändern, denn die Lehre von Rom sey neu, die ihrige aber alt und seit den Tagen der Apostel von Geschlecht zu Geschlecht ohne die geringste Zuthat dieselbe geblieben." — Deßwegen protestiren sie auch auf das feyerlichste gegen die Benennung „Nestorianer," „Discipel des Nestorius," wie man bey uns die Chaldäer nennt. „Dieser Nestorius sey Grieche und Patriarch von Konstantinopel gewesen, und es habe weder er von ihrer, noch sie von seiner Sprache und Tradition Kunde gehabt. Stimme aber seine Doctrin in gewissen Punkten mit der chaldäischen überein, so habe er eben gelehrt, was bey ihrem Volke von Alters her geglaubt worden sey. Ueberdieß habe sich die syro-chaldäische Kirche schon vor dem Auftreten des Nestorius von der Gemeinschaft des Patriarchen des Orients (Antiochia) losgesagt und eine streng abgeschlossene, nationelle Stellung eingenommen." In der That wird auch der Gottesdienst heute noch auf Altsyrisch gefeyert, Epistel und Evangelium überall zuerst in dieser altapostolischen Kirchensprache, dann erst in dem Landesdialekt abgelesen. Mr. A. beschreibt auch ganz genau ihre Art zu consecriren und das Abendmahl zu ertheilen, mit dem Beyfügen, daß es ihrer Behauptung nach seit den Tagen des Apostels Thaddäus unter ihnen so gehalten worden sey und ihre älteste Liturgie den Namen „Liturgie der Apostel" trage. Könnte man sich auf alle diese Angaben verlassen, hätte die Sache freylich ein tief eingreifendes Interesse und verdiente die ernsthafteste Erwägung von Seite des im Wiederaufbau des Reiches Gottes redlich beschäftigten Abendlandes. Aber die Sache, scheint es, muß noch viel gründlicher, länger und umständlicher zergliedert, in Ursprung und Fortgang erforscht und in ihrer gegenwärtigen Gestalt genauer verglichen werden, als es auf einem kurzen Durchflug in nicht immer gelegener und freyer Stunde durch Dolmetscher geschehen konnte. Vor Allem wäre der Zeitpunkt der aufgehobenen Kirchengemeinschaft kritisch und sicher herzustellen. Die Chaldäer selbst sind ohne allen Apparat von Gelehrsamkeit, ohne Kritik, ohne Geschichte und fast ohne Buch. Und gerade in diesem Theile des Berichtes vermißt man die gewohnte Genauigkeit des Mr. A. Ge-

schah die kirchliche Separation erst im Jahre 485, wie man II. 273 liest, durfte er nicht sagen, sie falle in die Zeiten before Nestorius, der nach den gewöhnlichen Angaben schon um 441 als kirchengebannter Exulant in der libyschen Wüste starb.

Erst auf die Versicherung des brittischen Fremdlings, daß es sich hier nicht um Rom, um Papst und um Bekehrung oder Kirchenreform überhaupt handle, sondern daß sie nur in der Absicht so weit hergekommen seyen, um das chaldäische Volk kennen zu lernen, Verbindungen und freundlichen Verkehr in Christo anzuknüpfen, die Quellen nützlicher Kenntniß durch Verbreitung von Druckschriften und Einrichtung von Schulen für die chaldäische Jugend zu öffnen und überhaupt friedlichen, brüderlichen Beystand der Kirche und des Volkes von England uneigennützig anzubieten, erst auf diese unumwundene Erklärung hin wich der Argwohn aus dem Herzen des Prälaten und wurde, so viel aus dem Berichte zu entnehmen, der anglo-chaldäische Bund der Sympathie und Bruderliebe — eine Gattung Hetärie — wirklich geschlossen. Nur Schade, daß die muhammedanischen Kurden und Landsleute der Chaldäer diese uneigennützige Hingebung nicht begreifen, und aus der englischen Zärtlichkeit für ihre christlichen Mitbewohner allerley politische Verwicklungen für die Zukunft befürchten. Sympathien und Friedensboten, ohne Kanonen im Hintergrunde, sind in Asien nutzlos und gefährlich. Die Kurden wissen es noch aus ihrem Aufstandsversuch im Jahre 1836, wo ihnen dieselben Engländer, die sich jetzt so angelegentlich um chaldäisches Seelenheil und Schulwesen kümmern, Geld, Waffen und guten Rath vom persischen Meerbusen heraufbrachten. Ein Kurde aus Schereschor, mit dem Ref. auf Hagion-Oros Bekanntschaft machte, erzählte ihm sonderbare Details über jenes Ereigniß und die fremde, auch noch anders woher zufließende Unterstützung und Ermunterung. Der neuesten Kunde nach sollen die muhammedanischen Kurden-Bege, in Folge dieser wiederholten Botschaften, Adressen und Besuche christlicher Fremdlinge, den Patriarchen aus Eifersucht in einem Schlosse gefangen halten, so daß die erste Frucht der neuen Allianz für die „Thaddäus-Christen“ wenigstens keine süße ist. Statt der Erleichterung und des Triumphes deutet vielmehr Alles auf eine bevorstehende Zeit der Prüfung und bittere Heimsuchung der syro-chaldäischen Kirchenreste, die zur frühern Klage über die „bedeutenden Eroberungen des römisch-katholischen Lehrbegriffes in ihrer Gemeinde“ nun zu einer zweyten über fälschlich erregte Hoffnungen ergiebigen Beystandes von Seiten der Engländer berechtigt. Seitdem man aus Afghanistan zurückgegangen und zu Teheran die diplomatische Schachpartie verloren hat und vor dem Hauche des arabischen Wirbelwindes die Dampfboote aus dem Euphrat verschwunden sind, glaubt man in Mesopotamien nicht mehr an die Omnipotenz des brittischen Namens. Die katholischen Chaldäer unter dem Patriarchen ihres Glaubens in Mossul — so sagen wenigstens die Türken — sind friedliche, treue Unterthanen der Pforte, arbeiten und bezahlen ohne Widerrede, während die Altchaldäer im Hochgebirge meuterisch sind und Gedanken von Unabhängigkeit und freyem Regiment durchscheinen lassen. Zu diesem Doppelbedrängniß gesellt sich noch ein drittes, „die wildromantische Wuth“ der Yankee-Glaubensprediger, in den Syro-Chaldäern Kurdistans die zehn verlornen Stämme Israels wieder zu erkennen. Die Amerikaner wollten um jeden Preis die zehn Stämme finden und suchten sie nach einander bald in Abyssinien, bald unter den Wilden am Mississippi und neuerlich erst bey den Afghanen in Kabul, wohin Ehren Dr. Wolf in Eilmärschen aus dem tiefsten Occident zog, um die endlich Aufgefundenen zum Christenthume zu bekehren. Aber Dr. Wolf hat gefunden, daß die Afghanen nicht den jüdischen Typus haben, daß die Tradition jüdischer Abstammung unter ihnen nicht allgemein herrsche und endlich, daß ihre Sprache keine Aehnlichkeit mit der hebräischen habe und folglich die Afghanen nicht die zehn Stämme seyen. Aber irgendwo müssen die zehn Stämme ja doch seyn, ergo sind es die Chaldäer. So wenigstens argumentirt Dr. Grant, der Amerikaner, weitläufig und hitzig, daß der ruhige Mr. Ainsworth beynahe selbst in Eifer erglüht und seine Gründe gegen Dr. Grant mit ungewöhnlicher Breite auseinander legt. Zuletzt wird man sich doch noch dahin verstehen müssen, die heutzutage in den Provinzen der assyrischen Monarchie zerstreut lebenden Juden als

die Reste der enthusiastisch aufgesuchten zehn Stämme anzuerkennen. Die Juden von Amadina erzählten der Expedition, daß die Tradition ihres Aufenthalts im genannten Orte bis nahe an die Zeit der Captivität durch Salmanassar hinaufreiche. Was will man denn mehr? Aber das Einfache und Natürliche genügt dem Menschen selten, er will nur Außerordentliches und phantastische Combinationen.

Mr. A.'s Tendenz ist klar, er will Europa im Allgemeinen und England insbesondere „für Erhaltung der dreyfach bedrohten Chaldäernationalität erwärmen," und ist deßwegen vor Allem bemüht, durch gerechtere, aus eigener Anschauung und Erfahrung hervorgegangene Würdigung des Volkscharakters den nachtheiligen Eindruck auszulöschen, den Mr. Rich's, englischen Consuls in Bagdad, aus Hörensagen und nach türkischen Dictaten entworfene Schilderung vor mehr als zwanzig Jahren in Europa zurückgelassen haben konnte. Dieser Theil der Aufgabe ist ihm eben so vollkommen gelungen, wie die Nationalapologie gegen den Zehn-Zunft-Romanticismus der Amerikaner. Wenn er aber tertio loco die Thesis aufstellt: die altchaldaische Kirche sey unter allen christlichen Kirchen des Orients am wenigsten durch Superstition und unschriftmäßige Lehre entstellt, zweifle ich, ob er mehr allgemeinen Glauben findet, als wenn er aus längerer Beobachtung der Formen und Ceremonien sowohl als der Kirchenzucht der römisch-katholischen Chaldäer und der unter Priestern und Laien herrschenden Gesinnungen bemerkt haben will, daß die chaldäischen Bekehrungen durch katholische Glaubensprediger niemals so tief und eindringlich waren, um Charakter und gottesdienstliche Praxis des Volkes wesentlich umzugestalten oder seine Grundnorm zu erschüttern; kein Glaubensartikel sey geändert, kein neues Credo eingeführt, kein handgreiflicher (tangible) und formeller Act der Aneignung römischer Lehre und Uebung erlassen, folglich im Wesen nirgend etwas geändert und alles Geschehene schnell wieder gut zu machen. Folgen und nachhaltige Wirksamkeit des einmal anerkannten Supremates weiß Mr. A. nicht zu berechnen, wie es schon vor ihm der hochwürdige Mister Southgate nicht zu berechnen wußte. Wider künftige Gefahren chaldäischer Nationalität aber sey, neben der Allianz mit the high Church of England, gegen diese Seite hin durch Aufstellung Mister Rassams als brittischen Viceconsul in Mossul hinlänglich vorgebaut. Ob nun die apostolischen Arbeiter in Mossul, oder die Misters Rassam und Southgate die kräftigern seyen, wird erst die Zukunft lehren. An Bibelkenntniß und linguistischer Gewandtheit fehlt es übrigens dem bestallten Antagonisten des heiligen Stuhles nicht; er ist Zögling des Malta-Instituts und spricht außer den einheimischen Dialekten, wie schon früher bemerkt, das Französische, Englische und Türkische mit großer Eleganz, ist überdieß noch jung, auch stattlich und von bedeutender Politur — nicht gering zu achtende Eigenschaften im Wettkampfe mit der apostolischen Mission. Referent hat diese merkwürdigen Reisenden Ende September 1840, am Tage nach ihrem Eintreffen aus Chaldäa und Ninive, im großbrittannischen Consulat zu Trapezunt gesehen, ein Umstand, der wohl unberührt geblieben ware, hatte Mr. Ainsworth dieses Aufenthaltes eines deutschen Wissenschaftsbeflissenen in der Hauptstadt von Kolchis, Band II. S. 327 seines Berichtes nicht ausdrücklich Erwähnung gethan. Daß aber Referent jemals, und zwar schon sobald nach dem Zusammentreffen unter den immergrünen Laubgängen des Mister Heinrich Suter in der Comnenenstadt, über diese mühevolle und an Resultaten nicht unfruchtbare Tour im Orient an das gelehrte Publikum berichten könne, hätte er sich damals freylich nicht eingebildet.

Fallmerayer.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

F. W. Barthold, Geschichte von Rügen und Pommern. Th. 3. Hamburg 1842.

Dr. A. Fr. Riedel, Novus codex diplomaticus Brandenburgensis. Vol. II. 1 — 3. Berol. 1840 — 42. 4.

Joh. Voigt, Codex diplomaticus Prussicus. Urkunden-Sammlung zur älteren Geschichte Preußens aus dem K. geh. Archiv zu Königsberg nebst Regesten. Bd. 2. Königsberg 1842. 4.

J. Voigt, Handbuch der Geschichte Preußens bis zur Zeit der Reformation. Bd. 2. Königsberg 1842.

H. Wuttke, König Friedrichs des Großen Besitzergreifung von Schlesien und die Entwicklung der öffentlichen Verhältnisse in diesem Lande bis zum Jahre 1740. Th. 1. Leipzig 1842.

Dr. J. E. Wernicke, Geschichte Thorns aus Urkunden, Dokumenten und Handschriften bearbeitet. Th. 1. 2. Thorn 1842.

K. Rosenkranz, Königsberger Skizzen. Abth. 1. 2. Dresden 1842.

Dr. E. J. Vogel, Preußens Vergangenheit und Gegenwart. Leipzig 1841.

K. A. Kries, Historische Entwicklung der Steuerverfassung in Schlesien unter Theilnahme der allg. Landtagsversammlungen. Breslau 1842.

Messager des sciences et des arts de la Belgique, ou nouvelles archives historiques, littéraires et scientifiques. 1842. Livr. 1. 2. Gand.

Carlos Coloma, Las guerras de los estados baxos desde el anno de 1588, hasta el de 1599. Barcelona 1627. 4.

The letters and journals of Robert Baillie, principal of the university of Glasgow. 1637 — 1662. Edited from the author's manuscripts by David Laing. Vol. 1. 2. Edinb. 1842.

Agnes Strickland, Lives of the queens of England. Vol. 5. Lond. 1842.

Patrick Fraser Tytler, History of Scotland. Vol. 8. Edinb. 1842.

Dr. E. J. Vogel, Pragmatische Geschichte der gegenseitigen politischen und religiösen Verhältnisse zwischen England und Irland vom ersten Beginn des freialen Verkehres beyder Länder bis auf unsere Tage. Leipzig 1842.

J. G. Dalyell, Darker Superstitions of Scotland. Edinb. 1834.

J. Crofton Croker, Researches in the South of Ireland. London 1824. 4.

James Beattie, History of the church of Scotland during the commonwealth. Edinb. 1842. 4.

J. Wade, History and political philosophy of the middle and working classes. Edinb. 1842.

Aug. von Baggesen, Der dänische Staat geographisch und statistisch dargestellt. Lief. 2. Kopenhagen 1842.

J. M. Chopin, Révolutions des peuples du Nord. Vol. 3. 4. Paris 1842.

A. L. J. Michelsen, Urkundensammlung der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte. Bd. II. Abth. 1. Urkunden von 1300 — 1350. Kiel 1842. 4.

Ericus Michael Fant, Scriptores rerum Suecicarum medii aevi. T. 1. 2. Upsaliae 1818.

C. F. Allen, Geschichte Dänemarks. Gekrönte Preisschrift. Aus dem Dänischen übersetzt von Dr. N. Falck. Kiel 1842.

Monumenta Livoniae antiquae. 3. Band. Moritz Brandis Chronik oder älteste Livländische Geschichte und Collectanea, oder die Ritter-Rechte des Fürstenthums Esthen zum erstenmale in Druck gegeben mit Anmerkungen von Dr. Plauker. Riga 1842. 4.

Finnlands Gegenwart und Zukunft, eine Sammlung politischer Streitschriften von J. Hwasser, Pekka Kuohavnien, E. J. Geijer. Stockholm 1842.

Joh. N. Vogel, Die ältesten Volksmährchen der Russen. Wien. 1841.

H. von Bienenstamm, Neue geographisch-statistische Beschreibung des kaiserlichen Gouvernements Kurland, oder der ehemaligen Herzogthümer Kurland und Semgallen mit dem Stifte Pilten. Mitau 1841.

Diplomatische Geschichte der polnischen Emigration. Stuttgart 1842.

J. A. Sommer, Répertoire analytique et descriptif pour la Carte d'Athènes et ses environs publiée en 1841. Munic 1841. fol.

Gregor Dankovszky, Die Griechen als Stamm- u. Sprachverwandte der Slawen. Preßburg 1828.

Chr. Aug. Brandis, Mittheilungen über Griechenland. Th. 1 — 3.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. März.

Nro. 59. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Notice sur les manuscrits trouvés à Herculanum. Par J. C. G. Boot, docteur en droit et ès-lettres. Amsterdam, chez Johannes Müller. 1841. (VI) und 62 Seiten. 8.

Der zunächst beabsichtigte Zweck der vorliegenden Schrift ist zur Berichtigung der zum Theil noch sehr unbestimmten und irrigen Begriffe über die ursprüngliche Gestalt und den gegenwärtigen Zustand der Herculanischen Rollen Einiges beyzutragen. Der Hr. Verf. benützte hiezu vorzugsweise eine über denselben Gegenstand erschienene in Deutschland aber wenig bekannte Schrift von Andrea de Jorio,*) Mitglied der Accademia Ercolanese zu Neapel, an welchen auch das aus Leeuwarden in Friesland datirte Vorwort in sehr schmeichelhaften Ausdrücken gerichtet ist.

Der Gedanke, die bisher bekannt gewordenen, zerstreut aus einander liegenden Nachrichten über jene das Interesse der gelehrten Welt in so hohem Grade in Anspruch nehmenden Handschriften, über jene nach siebzehnhundertjähriger Verborgenheit plötzlich und unmittelbar auf uns gekommenen Erbstücke des klassischen Alterthums bereinigend und übersichtlich zusammen zu fassen, ist gewiß ein verdienstlicher und Hr. Boot hat ihn auf eine sehr wackere Weise in Ausführung zu bringen versucht.

Das Werkchen hat folgende Eintheilung. I. Ueber die Entdeckung der Herculanischen Manuscripte. II. Der Papyrus der Alten. III. Dinte und Feder der Alten. IV. Die Handschriften-Rollen der Alten. V. Gegenwärtiger Zustand der Herculanischen Handschriften. Versuche ihrer Entzifferung. Anhang. Ueber die bereits in Druck gegebenen und zum Drucke vorbereiteten Herculanischen Rollen. Der zweyte, dritte und vierte Abschnitt als den allgemeinen und einleitenden Theil der Abhandlung bildend hätten wohl füglicher an der Spitze des Ganzen ihre Stelle gefunden, auch im Verhältniß zu der eigentlichen Aufgabe etwas kürzer ausfallen dürfen, während hingegen dem Geschichtlichen und Descriptiven in Bezug auf die Herculanischen Rollen selbst hie und da mehr Ausführlichkeit, namentlich aber zur bessern Versinnlichung der vorgetragenen Beschreibungen eine Beylage mit einfachen Abbildungen sehr vortheilhaft zu Statten gekommen wäre. So schätzenswerth übrigens jene Excurse des Verf. über das Schrift- und Bücherwesen der Alten an und für sich auch sind, so glauben wir sie doch hier umgehen zu können, und beschränken die gegenwärtige Anzeige nur darauf, dasjenige, was der Hr. Verf. im ersten und fünften Abschnitte seines Werkes theils aus eigener Anschauung, theils aus nicht allgemein zugänglichen Quellen beybringt, in einem kurzen Auszuge und mit einigen berichtigenden und ergänzenden Zusätzen unsern Lesern mitzutheilen.

*) Real museo Borbonico. Officina de' papiri descritta dal canonico Andrea de Jorio onorario dell' accademia delle belle arti. Napoli 1825. 8.

Es war im Jahre 1752 (nicht 1753 wie Murr und nach ihm mehrere Andere angeben), also 39 Jahre nach der Entdeckung des alten, bis dahin ungeahnt unter dem Boden des heutigen Portici (Porticus Herculis) verschüttet liegenden Herculanum, als man im Verfolge der Nachgrabungen auf ein kleines, den Seitenflügel einer römischen Villa bildendes Bibliothek-Gemach stieß. Den Boden desselben zierte ein Mosaikpflaster; rings an den Wänden waren hölzerne circa 6 Schuh hohe Repositorien von eingelegter Arbeit angebracht. Die Mitte des Zimmers theilte ein ähnlicher freystehender nach beyden Seiten offener Schrank (Durchzug), auf seiner Oberfläche die Büsten des Demosthenes, Epicur, Zeno und Hermarchus tragend. Auf den Fachbrettern dieses Mittelschrankes sowohl als in jenen der Wandgestelle waren Handschriften-Rollen (von circa einer Spanne Länge und 2 bis 3 Zoll Durchmesser) aufgeschichtet; einige davon waren parthieenweise in gemeinschaftlichen Umschlägen von grobem Papyrus, (papyrus emporetica, Packpapier,) eingewickelt. Beym ersten Anblick hielt man die Rollen für verkohltes Holz und die Arbeiter nannten deßwegen das fragliche Gemach den Kohlen-Laden (bottega del carbonajo). Man erkannte aber bald diesen Irrthum, als man an einer auf die Erde gefallenen Rolle lesbare Schrift gewahr wurde. Die völlige Ausräumung des Zimmers ward übrigens mit einer unbegreiflichen Lässigkeit betrieben. Man hatte bereits am 18. November 1752 die Papyrus-Rollen als solche erkannt, und doch waren anderthalb Jahre darnach erst 250, im October 1754 erst 337 Rollen ausgegraben und eingesammelt. Die Gesammtzahl der aus diesem Gemache gewonnenen Rollen mit Hinzurechnung einiger wenigen, welche man in verschlossenen Kistchen (zur Flüchtung verpackt?) im Säulengange des nämlichen Gebäudes aufgefunden hatte, betrug 1756 Stücke. Dieselben wurden zuerst im k. Museum zu Portici aufbewahrt, später aber nach Neapel überbracht, wo sie unter der Bezeichnung Officina dei papiri eine selbstständige Abtheilung des Museo Borbonico bilden. Alles was sich auf sie bezieht ist in vier Zimmern vereinigt. Vier Schränke der ersten zwey Zimmer enthalten die entrollten und bereits durch den Druck bekannt gemachten Fragmente, auf Leinwand aufgespannt. Vier bis fünf Individuen sind hier beschäftigt, die mittels des in dem anstossenden Zimmer vor sich gehenden Abwicklungsprocesses neu gewonnenen Papyrusstücke pünktlichst abzuzeichnen und diese Facsimile's zu graviren. Vier andere Schränke sind theils mit erfolglos entfalteten theils mit noch nicht untersuchten Rollen angefüllt. Das letzte Zimmer enthält gleichfalls abgelöste Handschriften-Fragmente und Copien von solchen.

Camillo Paderni, welcher bey der Entdeckung der Handschriften die Nachgrabungen leitete, war der erste, welcher es unternahm diese Rollen zu öffnen. Leider blieben seine Bemühungen ohne allen Erfolg. Nach mehreren nutzlosen Versuchen nahm er seine Zuflucht zu dem verzweifelten Mittel die Rollen der Länge nach auseinander zu schneiden; er beschränkte aber seine Neugierde nur darauf, Spuren von Schriftzügen aufzufinden um zu erkennen, welcher Sprache dieselben angehörten, und begnügte sich mit dem beklagenswerthen Ruhme, über dreyhundert griechische und 18 lateinische Rollen, und zwar gerade die am besten erhaltenen auf diese Weise ausgebeutet oder vielmehr vernichtet zu haben.

Gegen das Jahr 1754 wurde der Piarist Antonio Piaggio, Scriptor an der Vaticanischen Bibliothek von Rom nach Portici berufen, ein glücklicheres Mittel zur Abrollung der Herculanischen Handschriften ausfindig zu machen, und der bewunderungswürdigen Geduld dieses Mannes gelang es, binnen Jahresfrist die Hälfte der Rolle des Werkes von Philodemus über die Musik zu entziffern und für das Abwicklungsgeschäft ein Verfahren auf die Bahn zu bringen, welches trotz der mehrseitigsten Versuche durch kein zweckmäßigeres ersetzt wurde und daher, von geringen Verbesserungen abgesehen, bis auf den heutigen Tag zu dem genannten Behufe in Ausübung gebracht wird.

Nach Torio's Beschreibung besteht die Piaggio'sche Abwicklungsmethode dem Wesentlichen nach in Folgendem: Man sucht zuvörderst den Rand (das Ende) der Papyrusrolle aufzufinden. Hierauf wird die Rolle, in zwey Bändern (Schleifen) schwebend

auf die in der Abwicklungsmaſchine *) angebrachten ausgerundeten Träger gelegt, welche man mittels einer Schraube höher und niedriger ſtellen kann. Sodann werden auf den Rand der Papyrusrolle an einander gereihte kleine Stücke von ſogenannten Goldſchlägerhäutchen aufgeleimt. Iſt die äußere (nicht beſchriebene) Kehrſeite des äußerſten Endes der Rolle bis zur Breite eines Zolles auf dieſe Weiſe beſetzt (gefüttert) ſo werden Seidenfäden daran befeſtigt und während man das Papyrusblatt (den Rollenſaum) mit der Spitze einer Nadel loszutrennen ſucht, dreht man ſachte den Cylinder, an welchem die obern Theile der Seidenfäden feſt geknüpft ſind. Hat man ſich überzeugt daß die Rolle lesbare und nicht zu lückenhafte Schrift darbiete, ſo ſetzt man dieſes Verfahren fort. Nähert ſich das abgelöſte Papyrusſtück dem Cylinder, ſo wird daſſelbe abgeſchnitten, faſſimilirt und ſofort der gelehrten Bearbeitung der Editoren überlaſſen.

Zur Ablöſung eines ungefähr daumenbreiten Streifens ſind im beſten Falle wenigſtens fünf Stunden erforderlich. Um die Schwierigkeiten würdigen zu können, mit welchen man hier zu kämpfen hat, dürfte es nicht überflüſſig ſeyn, einige von den Hinderniſſen zu bezeichnen, welche ſich dem Abwicklungsgeſchäfte gewöhnlich in den Weg ſtellen.

1. Häufig vermag auch das ſchärfſte Auge nicht den Anfang der Rolle zu entdecken; in dieſem Falle iſt man genöthigt, aufs Gerathewohl von irgend einem Punkte auszugehen. Dabey gefährdet man aber, die Handſchrift in verkehrter Richtung abzuwickeln oder was noch ſchlimmer iſt, eine Textcolumne der Länge nach zu ſpalten, ohne vielleicht des andern Theiles dieſer Columne mehr habhaft zu werden.

(Schluß folgt.)

*) Eine — freylich nur aus der Erinnerung gezeichnete und auch ſonſt mit der Jorio'ſchen Beſchreibung nicht recht in Einklang zu bringende Abbildung dieſer Maſchine findet ſich in: Bartels, Briefe über Kalabrien und Sizilien. Göttingen 1787. 8. Th. I. S. 139.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortſetzung.)

J. J. Barrau, Histoire politique des peuples Musulmans depuis Mahomet jusqu'à nos jours, suivie de considérations sur les destinées futures de l'Orient. Vol. 1. 2. Paris 1842.

Fred. Strong, Greece as a Kingdom; a statistical description of that country etc. from the arrival of King Otto in 1835 down to the present time. London 1842.

Karl von Hügel, Caſchmir und das Reich der Sieh. Th. 4. Abth. 1. Stuttgart 1842.

L. Klein, Die innern Communicationen der vereinigten Staaten von Nordamerika von Fr. A. Ritter von Gerſtner. Bd. I. Wien 1842. 4.

G. Fr. Müller, Oſtindien. Ein Geſammtbild der Geographie, Geſchichte, Cultur und der religiöſen Zuſtände. Bd. 1. Stuttgart 1841.

Ant. de Ulloa, Noticias Americanas: entretenimientos físico-históricos sobre la America meridional, y la septentrional oriental. Madr. 1792. 4.

M. Russell, Polynesia or a historical account of the principal islands in the south sea including New-Zealand. Edinb. 1842.

Fr. Iturri, Carta crítica sobre la historia de América del Señor D. Juan B. Muñoz. Madr. 1798.

G. Cortes, Historia de la Nueva-España. Mexico 1770. fol.

Cav. Lor. Boturini Benaduci, Idea de una nueva historia general de la America septentrional. Madr. 1746. 4.

Fr. Pedro Simon, Primera parte de las noticias historiales de las conquistas de tierra firme en las Indias occident. Cuenca 1626. fol. (Sehr ſelten; iſt nicht mehr erſchienen.)

Manuel Rodriguez, El Marañon y Amazonas; historia de los descubrimientos, entradas y reduccion de naciones. Madr. 1684. fol.

J. B. Muñoz, Historia del nuevo mundo. Vol. I. (unico). Madr. 1793.

Ant. de Herrera, Descripcion de las Indias Occidentales. Vol. 1 — 4. Madr. 1730. fol.

Franc. Solano Constancio, Historia do Brasil desde o seu descobrimento por Pedro Alvares Cabral até á abdicao do imperador D. Pedro I. T. 1. 2. Paris 1839.

A. W. Bradford, American antiquities and researches into the origin and history of the red race. London 1841.

Luys de Urreta, Historia eclesiastica, politica y natural de los grandes regnos de la Etiopia. Valencia 1610. 4.

H. R. Schoolcraft, Algic researches, comprising inquiries respecting the mental characteristics of the North American Indians. Vol. 1. 2. New-York 1839.

F. Gumilla, Historia natural civil y geografica de las naciones situadas en las riveras del rio Orinoco. Vol. 1. 2. Barcel. 1791. 4.

Perceval Barton, Algiers, with notices of the neighbouring states of Barbary. Vol. 1. 2. London 1835.

Will. Robinson, A descriptive account of Asam; with a sketch of the local geography and a concise history of the tea-plant of Asam. Calcutta 1841.

K. Stewart Mackenzie, Narrative of the second campaign in China. London 1842.

M. Daussy, Mémoire descriptif de la route de Téhran à Meched et de Meched à Jezd, reconnue en 1807 par M. Truilhier. Paris 1841.

Evariste Bavoux, Alger. Voyage politique et descriptif dans le Nord de l'Afrique. Vol. I. II. Paris 1841.

J. N. Beit, Auswanderungen und Colonisation. Hamburg 1842.

James Bandinel, Some account of te trade in slaves from Africa. London 1842.

Vicomte Walsh, Vie de Mme. de Sévigné. Paris 1842.

Aug. Portalis, Essai sur la vie et l'administration du Duc de Gaëte. Paris 1842.

Dr. G. Mühl, Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Frhrn. C. R. v. Schäffer. Pforzheim 1840.

H. Ratjen, Johann Friedrich Kleuker und Briefe seiner Freunde. Göttingen 1842.

Will. Orme, The life and times of Richard Baxter, with a critical examination of his writings. Vol. 1. 2. London 1830.

The life and defense of the conduct and principles of Edmund Bonner, Bishop of London. Lond. 1842.

Thomas Jackson, Memoirs of the life and writings of the rev. Richard Watson, late secretary to the Wesleyan Missionary Society. London 1834.

W. L. Bowles, The life of Thomas Ken, Deprived Bishop of Bath and Wells. Vol. 1. 2. London 1830.

H. Zschokke. Eine Selbstschau. Theil 1. 2. Aarau 1842.

Dr. W. Esser, Franz von Fürstenberg, dessen Leben und Wirken nebst seinen Schriften über Erziehung und Unterricht. Münster 1842.

Sophokles. Sein Leben und Wirken. Nach den Quellen dargestellt von Ad. Schöll. Frankfurt 1842.

Vicomte de Santarem, Recherches historiques, critiques et bibliographiques sur Américic Vespuce et ses voyages. Paris 1842.

Amand Saintes, Histoire de la vie et des ouvrages de B. de Spinosa. Paris 1842.

Dr. K. Fr. H. Marx, Zur Würdigung des Theophrastus von Hohenheim. Göttingen 1842. 4.

Niccolo Buscemi, La vita di Giovanni di Procida. Palermo 1830.

G. G. Gervinus, Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen. Th. 3. Vom Ende der Reformation bis zu Gottsched's Zeiten. Leipzig 1842.

Joh. G. Schmidt, System elliptischer Bogen zur Erleichterung der Integral-Rechnung und zur Bestimmung astronomischer Größen. Berlin 1842.

Dr. Franz de Paula Gruithuisen, Neue einfache Methode, die Höhen der Berge zu messen, ohne sie zu besteigen. München 1842.

Dr. C. Th. Tourtual, Die Dimensionen der Tiefe im freyen Sehen und im stereoskopischen Bilde. Eine physiolog. Untersuchung. Münster 1842.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. März.

Nro. 60. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1813.

Notice sur les manuscrits trouvés à Herculanum.

(Schluß.)

Bekanntlich sind nämlich die Papyrusrollen in der Regel nicht senkrecht sondern wagrecht, d. h. die Länge der Rolle der Breite nach genommen in neben einander stehenden Columnen beschrieben, so daß dem Lesenden in der linken Hand der Anfang, in der rechten der Schlußtheil der Rolle zu halten kam. Bey dem allmahligen Ablösen einer Rolle bieten sich daher nicht etwa ganze Zeilen dar, sondern zuerst nur die letzten Buchstaben und Sylben sämmtlicher Zeilen einer Columne. Erwägt man daß die — ganz verkohlten — Papyrusblätter, dünn wie Spinnengewebe, bey der geringsten Erschütterung oder unzarten Berührung in Staub zerfallen, so leuchtet ein, wie schwer es halte, ganze Columnen und vollständige Textzeilen zu erringen.

2. Die Papyrusblätter sind meist sehr schadhaft, haben Löcher, und vermoderte Stellen; hier ist vor allem die äußerste Sorgfalt anzuwenden, um nicht ein Stück des folgenden Blattes d. h. desjenigen, welches zunächst unter dem oben abzulösenden liegt, loszureissen, und dadurch den gegebenen Text des untern Blattes zu verstümmeln, den des obern aber gewissermassen zu interpoliren.

3. Da jede Rolle aus mehreren an den Rändern (durch die Kunstfertigkeit der glutinatores) über einander geleimten Papyrus-Bogen zusammengesetzt ist, so kommt viel darauf an, daß es an diesen gedoppelten Verbindungsstellen gelingt, beyde Lagen zugleich aufzuheben, und nicht etwa nur die obern allein abzulosen.

4. Erhöhter Schwierigkeit unterliegt die Abwicklung der Rollen mit lateinischer Schrift. Diese sind nämlich an und für sich schon viel dickleibiger, als jene der griechischen Handschriften (weil die lateinischen Schriftzüge im Allgemeinen um die Hälfte grösser sind, als die griechischen) und überdieß fast durchgängig weniger verkohlt, dafür aber auch mehr vermodert, welcher Umstand sich dadurch erklaren läßt, daß die Handschriften in der Bibliothek jener herculanischen Villa wahrscheinlich nicht bloß nach wissenschaftlichen Fächern und Autoren (daher z. B. die beysammenliegend gefundene große Anzahl Philodemischer Schriften —) sondern auch nach Sprachen geordnet und ausgeschieden waren, und daß in Folge dessen den lateinischen Manuscripten eine Stelle eingeräumt war, welche dem Eindringen des Wassers und der Luft besonders ausgesetzt war, während die besser erhaltenen griechischen wahrscheinlich auf den obern — der Decke näheren Fachbrettern sich befanden, und daher von der Gluth des über dem Gebäude hinstürzenden Lavastromes unmittelbar verkohlt und gerade dadurch vor Vermoderung gesichert wurden. *)

*) Nach H. Davy hat übrigens nicht die Einwirkung des Feuers, sondern die allmählige innerliche Thätigkeit der Elemente, wie bey andern vegetabilischen Stoffen so auch bey den Papyrusrollen den Zustand der größern oder geringern

Die bisher angedeuteten Hindernisse treten der Aufwicklung selbst der am besten conservirten Rollen, welche noch ihre runde (cylindrische) Gestalt behalten haben, entgegen. Sie vermehren sich daher begreiflicherweise in dem Grade als die Rollen zusammengeknickt, faltrig und verkrümmt sind.

Der Hr. Verf. erwähnt bey dieser Gelegenheit der verschiedenen Versuche, die so eben beschriebene allerdings höchst mühselige Abwicklungsmethode Piaggio's durch eine kürzer zum Ziele führende zu ersetzen. Leider scheiterten solche sammt und sonders.

Mazocchi, der gelehrte Commentator der tabula (lex miscella) Heracleensis glaubte, daß durch die Kraft der Sonnenstrahlen die Feuchtigkeit aus den Papyrusrollen gezogen und dadurch von selbst die Aufrollung der letzteren erzweckt werden sollte. Die Feuchtigkeit ward allerdings ausgezogen, aber damit zugleich auch die Dinte der Schrift.

Lapira versuchte es (1786) durch Beräucherung der Rollen das Ablösen der Blätter zu erleichtern; aber dieses Verfahren mußte bald als schädlich verworfen werden.

Am Anfange dieses Jahrhunderts wurde John Hayter von Georg IV. als damaligem Prinz-Regenten von England nach Neapel geschickt, um die bisher angewandte Abwicklungsmethode zu studieren. Er verweilte fünf Jahre daselbst und nahm die Abschriften von 195 während seiner Anwesenheit von den Herculanensischen Akademikern abgerollten Bruchstücken mit sich nach England zurück. *) Bald darauf wurde er nach Paris gerufen, wo man ihm die im Jahre 1802 dem Consul Napoleon als Geschenk überlassenen und im Institut aufbewahrten sechs Papyrusrollen zur Entzifferung anvertraute. Allein seine Bemühungen blieben fruchtlos.

Im Jahre 1816 wurde Schulrath Sickler in Hildburghausen von der englischen Regierung unter scheinbar höchst vortheilhaften Bedingungen *) eingeladen, die von ihm angekündigte schnellere Abwicklungsmethode an vierzehn noch nicht untersuchten Papyrusrollen des brittischen Museums in London zu erproben; aber an der verzweifelten Beschaffenheit der fraglichen Rollen ward auch seine Kunst zu Schanden. Nicht viel besser ergieng es dem berühmten Sir Humphry Davy, der zu diesem Behufe zwey Jahre (1819 und 1820) in Neapel zubrachte und aus 1265 bis dahin unberührt gebliebenen Rollen und Fragmenten die für seine Versuche tauglich scheinenden wählen durfte. Er hat 120 Rollen untersucht und 23 abgerollt aber von Resultaten in Gewinnung handschriftlicher Texte verlautete nichts. Die Piaggio'sche

Verkohlung herbeygeführt. (Journal of lit. Vol. VII. 1819. p. 154. Denkwürdigkeiten aus dem Leben Sir Humphry Davy's Bd. III. S. 171.)

*) A report upon the Herculaneum Manuscripts in a second letter addressed by permission to His Royal Highness the Prince Regent, by the Rev. John Hayter, A. M. Chaplain in ordinary to the Prince and His Superintendent of those Manuscripts. London 1811. Printed for Richard Phillipps. 4. Ausführlich angezeigt in den Göttinger Gelehrten Anzeigen 1818. St. 191. S. 1897 — 1910. Einige dieser Abschriften wurden in den Jahren 1824 und 1825 von der Universität Oxford in Druck gegeben.

*) Es wurde ihm nämlich außer freyer Reise- und Unterhaltskosten für sich und seine Familie auf den Fall, daß die zur Prüfung seines Ablösungsverfahrens niedergesetzte Committee letzteres als zweckmäßig anerkennen werde, für jedes Manuscript, welches ihm zu entrollen und zu entziffern gelinge, Ein Hundert Pfund Sterling zugesichert; wenn aber die Committee, welche sogleich im Anfange mit dem ganzen Geheimniß, sowohl mit den Zubereitungen als Handgriffen Sicklers bekannt gemacht werden mußte, das Urtheil fälle, daß die Gegenwart Sicklers nicht länger nothwendig sey, so sollte er eine solche Summe erhalten, welche zusammen mit dem, was er für jedes entrollte Manuscript bereits erhalten habe, die Summe von 2500 Pf. Sterling (30,000 fl.) ausmache, nebst der Zusicherung einer Leibrente von jährlich Einhundert Pf. Sterling während der Dauer seines Lebens.

(Sickler, die Herkulanensischen Handschriften in England ꝛc. Mit einem Steinabdruck, die sieben behandelten Rollen vorstellend. Leipzig 1819. 8.)

Methode behauptete daher rühmlich fort und fort das Feld.

Den im Anhange (S. 55 — 60) mitgetheilten bibliographischen Ueberblick der bisher in Druck erschienenen, so wie die Anzeige der zur Herausgabe vorbereiteten Herculanischen Handschriften („editions des volumes d'Herculanum") entwarf der Hr. Vers. zunächst nach einer im Jahre 1835 erschienenen Schrift des Hrn. de Jorio (Indicazione del più rimarcabile in Napoli e contorni) sobin nach dem Stande der Arbeiten im genannten Jahre. Bekanntlich wurden aber in der Zwischenzeit von Seite der Accad. Ercolan. zwey neue Bände herausgegeben; jener Ueberblick mußte deßhalb erst durch nachträgliche Anmerkungen berichtigt werden. Wir geben in unten stehender Note *) den Inhalt sowohl der zu Neapel als auch der zu Oxford erschienenen Volumina Herculanensia nebst den Titeln derjenigen Herculanischen

*) Herculanensium voluminum quae supersunt tom. I.

Neapoli 1793. Philodemi de musica (liber) IV.

Tom. II. Neap. 1809. p. I — XXVI. Fragmenta papyri latinae. (C. Rabirii? carminis de bello Actiaco sive Alexandrino fragmentum.) p. 1 — 30. Epicuri de natura liber II. p. 31 — 78. Epicuri de natura liber XI.

Tom. III. Neap. 1827. (Pars I.) p. 1 — 55. Philodemi de vitiis et virtutibus oppositis et de rerum subjectis et objectis (liber) IX. (Pars II.) p. 1 — 50. Philodemi de vitiis (liber) X.

Tom. IV. Neap. 1832. (Pars I.) p. 1 — 50. Polystrati de injusto contemptu. (Pars II.) p. 1 — 40. Philodemi de rhetorica (liber? XVI. columnis consistens).

Tom. V. Neap. 1855. Pars prior p. 1 — 98. Philodemi de rhetorica. (liber? col. XXXII fragm. V. consist.) (Pars posterior) p. 1 — 48. Philodemi sermonum de vita et moribus compendiaria ratione excerptorum e Zenonis libris . . . . qui est de dicendi libertate.

Tom. VI. Neap. 1850. (Pars I.) p. 1 — 85. Philodemi (de religione) de deorum vivendi ratione per conjecturas investigata secundum Zenonis placita. (Pars II.) p. 1 — 42. Metrodori de sensionibus commentarius.

Zu Musco Borbonico zum Drucke bereit liegende Handschriften:

Philodemus de morte; de rhetorica lib. I. et libri IV. Pars prior; de eo quod secundum Homerum bonum est populo.

Epicurus de natura, liber XIV et XVIII. Chrysippus de providentia.

Von den Mitgliedern der Acad. Ercolanese theilweise zum Drucke vorbereitete Handschriften:

Philodemus de vitiis et virtutibus oppositis liber?; de phaenomenis; de libertate loquendi liber?; de animalibus; de poematibus (der Text bereits gedruckt in der Oxford. Ausg. P. II.); de rhetorica liber?; de philosophis.

Epicurus, de natura liber? Anonymus de ira (der Text in der Oxforder Ausgabe P. I. bereits gedruckt.) Ein von dem Cav. Quaranta in Bearbeitung genommenes Werk eines ungenannten Verfassers.

Von der Universität Oxford herausgegebene Herculanische Handschriften:

Herculanensium voluminum pars I. II. Oxonii, sumptibus typographei Clarendoniani lithographice excudebat N. Whittock. 1824 — 1825. 8. P. I. enth. Philodemus de vitiis; Anonymus de ira; Philodemus de vitiis et oppositis virtutibus; Demetrius de carminibus. P. II. Philodemus, de rhetorica, libri IV. pars 2. Philodemus de rhetorica, liber (?) LXX columnarum; Philodemus de carminibus. — Aus den von Hayter nach Oxford überbrachten Abschriften wurde schon früher durch Drumond das fragmentum anonymi (Phaedri Epicurei) de natura deorum in Druck gegeben in dem Hrn. Boot nicht zur Hand gekommenen Sammelwerke: Herculanensia or archeological and philological dissertations, containing a manuscript found among the ruins of Herculanum. London 1810. 4. Vrgl. Götting. Gel. Anz. 1815. St. 160. 161. S. 1602. Edinburgh Review. Vol. XVI. p. 379. Quarterly Review Vol. III. p. 7. Hayter Observations upon a Review of the Herculanensia in the Quart. Review. Petersen's kritisch berichtigte Ausgabe obigen Fragments im Index scholarum Gymnasio Hamburgensium academico etc. Hamb. 1835. typ. J. A. Meissneri. 4.

Handschriften, welche nach de Jorio's Angabe im Museo Borbonico zu Neapel theils schon völlig druckreif vorliegen, theils eben für den Druck vorbereitet (commentirt) werden, glauben aber hierbey die, einzelnen Stücken der bereits gedruckten Reihe zu Theil gewordenen anderweitigen philologischen Bearbeitungen eines Schütz, Heyne, Morgenstern, Fea, Kreyssig, Orelli, Montanari, Petersen, Dübner ꝛc., insbesondere aber unsers trefflichen (leider nicht mehr in unserer Mitte weilenden) Spengels als bekannt voraussetzen zu dürfen.

Der Hr. Verf. schließt sein interessantes Schriftchen mit dem gewiß allgemein getheilten und auch von uns schon in diesen Blättern (Jahrg. 1840. Bd. X. Sp. 896) ausgesprochenen Wunsche, daß es die Mitglieder der Accademia Ercolanese im Interesse der Wissenschaft über sich gewinnen möchten vor der Hand die bloßen Texte der entrollten Handschriften ohne Uebersetzung, und ohne Commentar mitzutheilen, und mit der Ehre diese zuerst bekannt gemacht zu haben, sich zu begnügen. Höchst verdienstlich wäre es auch, wenn die Neapolitanischen Gelehrten ein Verzeichniß (aber freylich kein so unzulängliches wie der dem ersten Bande der Oxforder Voll. Herc. vorgesetzte Catalogus) über die sämmtlichen vorhandenen Papyrus-Rollen veröffentlichen wollten, damit die Welt doch endlich einmal erfahre, woran sie mit ihren seit beynahe einem Jahrhundert hingehaltenen Erwartungen sey; ob sie die schöne — aber allmählig dem Erlöschen näher gerückte Hoffnung, durch die noch zurückstehenden Rollen eine oder die andere empfindliche Lücke der klassischen Literatur ausgefüllt zu sehen, als keine vergebliche zu beklagen, oder ob sie sich mit Bake's philosophischem Troste: „ridiculum est eorum fastidium, qui, nisi quis integram Euripidis tragoediam aut totam quamdam Livii decadem attulerit, superbe contemnunt omnia“ *) für immer zu bescheiden habe.

H. F.

*) Bibliotheca critica nova. Vol. I. p. 267.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

Abbé J. J. Bourassé, Archéologie chrétienne ou précis de l'histoire des monuments religieux du moyen-âge. Tours 1842.

C. A. Rosenthal, Vollständige Uebersicht der Geschichte der Baukunst. Th. 2. Berlin 1842.

L. Schücking, Der Dom zu Köln und seine Vollendung. Köln 1842.

J. Weisbach, Untersuchungen in dem Gebiete der Mechanik und Hydraulik. Abth. 1. Leipzig 1842. 4.

E. Wiebe, Geneigte Ebenen mit Locomotiven-Betrieb. Berlin 1842. 4.

Dr. W. H. Lehmann, Ueber die sehr großen und totalen Sonnen-Verfinsterungen auf der Erde überhaupt. Leipzig 1842. 4.

J. F. Encke, Ueber die Bestimmung der Entfernungen im Weltgebäude. Berlin 1842.

Ph. Stieffel, Witterungskunde. Karlsruhe 1842.

Jean de Charpentier, Essai sur les Glaciers et sur le Terrain Erratique du Basin du Rhône. Lausanne 1841.

A. Gauthier, Histoire du Somnambulisme chez tous les peuples, Vol. 1. 2. Paris 1842.

Dr. Ferd. Hoefer, Histoire de la chimie depuis les temps les plus reculés jusqu'à notre époque. Vol. I. Paris 1842.

R. A. Neumann, Chemie als natürliche Grundlage wissenschaftlicher Natur- und Gewerbkunde. Prag 1842. Fol.

Dr. J. Liebig, Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie. Braunschweig 1842.

Dr. C. F. Rammelsberg, Lehrbuch der Stöchiometrie und der allgemeinen theoretischen Chemie. Berlin 1842. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. März.

Nro. 61. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Bibliothèque de l'école des Chartes*). Tom. III. Sept. 1841 bis Aug. 1842. Paris 1842. 1 Vol. 8. 6 Lieferungen.

Wir sind in der Lage, unsern Lesern den dritten Band eines Werkes anzeigen zu können, von dessen zwey ersten Bdn. wir ihnen in den Nummern 142 — 144 (Bd. XV.) dieser Anzeigen im Juli vorigen Jahres Kunde gegeben haben. Der unausgesetzte Fortgang der alle zwey Monate erscheinenden Lieferungen der Bibliothèque de l'école des Chartes beweist einerseits den Eifer der Mitarbeiter dieser Zeitschrift, andrerseits die Theilnahme des Publikums an derselben. Der neue Band zeichnet sich aus durch eine glückliche Auswahl verschiedenartiger Artikel. Wir finden dem Plane des Unternehmens gemäß (22) Originalartikel, (25) Anzeigen historischer Werke und (25 Seiten) Notizen. Jene bestehen aus 6 geschichtlichen Abhandlungen, 3 juristischen, 5 literärhistorischen, und 8 verschiedenen Inhalts. Wir wollen dieselben alle kurz anführen und einige der Aufmerksamkeit unserer Leser besonders empfehlen. In einem gewissen Zusammenhang unter einander stehen folgende auf die Geschichte Frankreichs sich beziehenden Artikel:

1) **Dissertations sur l'histoire de France par M. Lacabane, I.** über den Tod Philipps des Schönen und den Regierungsantritt Ludwigs X. p. 1 — 16.

2) Les Routiers du XII. siècle von Géraud p. 125 — 147.

3) Des grandes compagnies au XIV. siècle par M. C. de Fréville p. 258 — 281.

4) Mereadier routier du XIII. siècle par Géraud 417 — 447.

Man liest mit Interesse, nicht selten mit Erstaunen die Nachrichten über die Bildung, Abentheuer und oft überaus glücklichen Schicksale der Anführer der schon im zwölften Jahrhundert vorkommenden und im drey- und vierzehnten Jahrhundert vollkommen organisirten Soldateskenbanden, die die Könige von Frankreich so oft in ihren Diensten hatten. Obgleich dieselben das Land auf das schrecklichste verheerten, so kamen ihre Häuptlinge dennoch oft zu großen Ehren, wie z. B. Mereadier, der schon am Ende des zwölften Jahrhunderts am Kreuzzuge Philipp Augusts und Richards Löwenherz Theil nahm. Seine S. 417 — 447 erzählte Geschichte ist ein schätzbarer Beytrag zur Geschichte der wichtigen Periode von Innocenz III. und seiner berühmten Zeitgenossen. Andere geschichtliche Artikel sind:

5) Relation de Jean de Chambes envoyé du roi Charles VII. auprès de la Seignenrie de Venise p. 189 — 195.

6) Recherches sur Ogier le Danvis, den Helden der Volkssage p. 522 — 538.

Die literärhistorischen Artikel sind:

1) Ueber den Chronisten Wilhelm von Nangis und seine Fortsetzer p. 17 — 46.

*) S. die Anzeige der beyden ersten Bände Gel. Anz. Bd. XV. S. 105 ff.

2) Ueber die Bildung der französischen Sprache, von Guessard, gegen Ampère Art. II. p. 63 — 101.

3) Lettre inédite d'Abélard à Héloïse, mitgetheilt von H. Orelli in Zürich, veröffentlicht von Herrn Le Noble p. 172 — 181.

4) Notice sur M. Daunou par M. Guérard p. 200 — 257.

5) Thomas Basin et ses écrits par Quicherat p. 313 — 378.

Andere, nicht in eine Classe zu bringende Artikel sind folgende:

1) Notice historique sur l'inventaire de Gabrielle d'Estrées von de Fréville p. 148 — 171.

2) Testament d'un chevalier mourant sous les armes p. 282 — 284.

3) Tentative d'enlèvement sur la personne du Prince Djim von H. B. p. 225 — 289.

4) Recherches sur la corporation des ménétriers de Paris von Bernhard p. 377 — 404.

5) Notice d'un Mystère par personnages représenté à Troyes vers la fin du 15. siècle par Vallet de Viriville p. 448 — 476.

6) Translation des reliques de St. Florent de Roye à Saumur par ordre de Louis XI. Alte Relation, mitgetheilt von Marchegay p. 475 — 498.

7) Insurrection des serfs du prieuré de St. Milbourge vers 1163, von Lysenbach p. 561 — 567.

8) Arrêt du parlement de Paris relatif à la fête des Innocents de Tournay en 1499 p. 568 — 587.

Die drey juristischen Inhalts sind:

1) Notice sur Guillaume du Breuil auteur du Style du Parlement (der 1330 diesen berühmten Richtsteig des Parlaments schrieb) von Bordier p. 47 — 62.

2) La terre salique von Guérard p. 113 — 124.

3) Recherches sur les opinions et la législation en matière de mort volontaire depuis Justinien jusqu'à Charle magne von Bourquelot p. 539 — 560.

Unter allen hier angeführten Artikeln möchten die Aufmerksamkeit der deutschen Gelehrten nachstehend näher besprochene fesseln dürfen.

Der Brief Abälards an Heloisa, beginnend: ad tuarum precum instantiam, soror mihi Heloysa in seculo quondam cara, nunc in Chrysto carissima, Hymnos graece dictos, hebraice tillini (für Tehillim) nominatos composui etc. Derselbe ist ein Schreiben Abälards an Heloisa, als er ihr die von ihr begehrten, von ihm verfaßten geistlichen Gesänge für alle Tage des Jahres übersandte, die erst ganz kürzlich in der burgundischen Bibliothek zu Brüssel von ihrem Conservator Herrn Marchal entdeckt worden sind, und den berühmten Theologen und Philosophen des Mittelalters auch als Dichter unserem Zeitalter bekannt machen. H. Alex. Le Noble, dessen Eifer die Bibliothek nicht bloß mehrere Artikel *) verdankt, sondern auch die thätigste Mitwirkung für ihr Fortbestehen, erhielt eine von H. Oehler für Orelli in Zürich gemachte Abschrift dieses Briefes von diesem (auf seiner Durchreise in dieser Stadt) zur Mittheilung in der Zeitschrift. Er begleitet ihn mit einer höchst lesenswerthen Einleitung über dessen Inhalt und die Entdeckung der Abälardischen Kirchengesänge, die sich in der leider nicht ganz erhaltenen Handschrift auf 90 belaufen. Abälard giebt selbst die wichtigsten Aufschlüsse über den Kirchengesang zu seiner Zeit, wie man aus Briefen Heloisens entnehmen kann. Den Freunden des Kirchengesanges wird die Nachricht der baldigen Herausgabe dieses wichtigen Fundes angenehm seyn.

Die Lebensskizze des berühmten Akademikers Daunou ist ein anderer Artikel von allgemeinem Interesse. Sie besteht aus zwey Abtheilungen, die eine über sein öffentliches, der andere über sein literärisches Leben. Nur die letzte ist in der Bibliothèque ganz abgedruckt und handelt

*) Wir bedauern, daß ein sehr lesenswerther Artikel von ihm in Bd. I. der Bibliothèque über Herrada von Hohenburg im Abdruck unserer Anzeige nicht erwähnt wurde.

1) von der Geburt, den jüngeren Jahren und den Studien Daunou's,
2) von seinen gelehrten Arbeiten, seinem Charakter, den späteren Lebensereignissen und dem Tode desselben.

Daunou stammt von einer einst nach Holland ausgewanderten protestantischen, aber schon 1692 in Staat und Kirche zurückgekehrten Familie aus der Guyenne ab, wovon ein Nachkömmling 1751 sich in Boulogne sur mer als Arzt niederließ und 1761 den 18. August Vater unseres Gelehrten, Claude François Daunou, wurde. Die gelehrten Väter des Oratoriums hatten in Boulogne ein ausgezeichnetes Collegium (Gymnasium). Der junge Daunou besuchte es vom siebenten Jahre an und vollendete dort 1777 seine äußerst glänzenden Schulstudien. Er wollte nun die Jurisprudenz studiren; allein die Geringfügigkeit des älterlichen Vermögens und der Wille seines Vaters bestimmten ihn zur Theologie. Er trat als Novize in das Oratorium zu Paris; 1780 war er fertig, ward bald darauf Gymnasialprofessor in Troyes, Soissons, dann Professor der Philosophie in Montmorency und 1787 Priester. 1785 bearbeitete er eine von der Berliner Akademie ausgeschriebene Preisaufgabe über die Gränzen der väterlichen Gewalt. Er bekam 1786 das erste Accessit. Schon 1783 hatte er als junger Mensch von der Akademie den Preis erhalten über die Frage: Quelle était l'influence de Boileau sur la litérature française? Nach dem Ausbruch der Revolution wird er in die politische Laufbahn geworfen; 1792 zum Deputirten im Nationalconvent gewählt stimmt er gegen das Todesurtheil Ludwigs XVI., wird den 3. Oktober 1793 festgesetzt und bleibt es bis zum Sturze Robespierre's, wurde dann Hauptredakteur der Constitution von 1795. Unter der Directorialregierung wurde er Mitglied des Rathes der 500 und des neugeschaffenen Instituts, auch Oberbibliothekar beym Pantheon. Nach dem 18. Brumaire sollte er die neue Constitution verfassen, selbst dritter Consul werden, zog aber die Stelle eines Tribuns vor, die ihm im Jahre X. Napoleon nahm. Nach des gelehrten Camus Tod im Jahre XIII. wird er Direktor des Reichsarchivs, was er bis 1816 blieb. Jetzt übertrug man ihm die Redaction des Journal des Savants und ein Professorat am Collège de France. Er war mehrmals Deputirter, 1820, 1829, 1830, 1834. Im Jahre 1830 erhielt er die Direction des Archivs wieder, 1838 die Stelle des sécrétaire perpétuel der Akademie des Inscriptions, 1839 wurde er Pair de France und starb den 20. Juni 1840. Daunou's literärische Thätigkeit war sehr groß, ausgedehnt und mannigfaltig. Er war Aesthetiker, Kritiker, Dichter, Literärhistoriker, Historiker, politischer Schriftsteller. Mehrere Memoiren und Relationen über Preisaufgaben finden sich den Bänden der Histoire und Mémoires sowohl de l'Académie des Inscriptions, als der Académie française. Er schrieb 1800, also einer der ersten, über die Erfindung der Buchdruckerkunst, seit 1833 auch als Mitglied der Académie des sciences morales et politiques. Vorzüglich wichtig ist er als Herausgeber des 19. und 20. Bandes des Recueil des historiens de France (in den Jahren 1835 und 1840), welche Arbeit ihm 1828 nach dem Tode des letzten Benediktiners Dom Brial anvertraut worden war. Am allerwichtigsten sind endlich seine zahlreichen Artikel in der berühmten Histoire littéraire de la France, wofür er seit 1807 thätig war, nachdem er den Befehl der Fortsetzung dieses Werkes auf Kosten des Staats erlangt hatte. Die bedeutendsten seiner Artikel sind S. 223 angeführt. Ferner war Daunou ein fleißiger Mitarbeiter der von Michaud begonnenen Biographie universelle, worin sich unter andern mehrere interessante Lebensskizzen berühmter und gelehrter Zeitgenossen von ihm finden. Was er für das Journal des Savants geleistet hat, ist allgemein bekannt.

Unter seinen politischen Schriften sind besonders berühmt geworden sein Essai sur les garanties de la liberté individuelle und sein Essai historique sur la puissance temporelle des Papes. Das letzte Werk schrieb er auf Ansuchen Napoleons. Nachdem seine geschichtlichen Vorlesungen zwischen 1819 und 1822 auf Befehl der Regierung wie die von Guizot, Cousin und Villemain aufhörten, erschienen die gehaltenen (2 Bde. 8.) im Druck. Der Artikel der Bibliotheque schließt mit Beleuchtung über den Styl und den Charakter Daunous als Schriftsteller und als Mensch, und mit einer

kurzen Geschichte seines letzten Lebensjahres (p. 238 — 257).

Unter den angeführten juristischen Abhandlungen hat ohne Zweifel die über die terra salica für unsere Leser besonderes Interesse. Bekanntlich ist unendlich viel über die Bedeutung dieser Benennung geschrieben worden, ohne daß ein festes von allen Historikern und Germanisten anerkanntes Resultat erzielt ist. Herr Guérard zeigt sich in den ex professo hierüber angestellten Untersuchungen als einen nicht minder in den Quellen als in der Literatur des Faches bewanderten und zugleich sehr scharfsinnigen Gelehrten. Er führt die Erklärungen von Boulainvilliers, Dubos, Garnier, Ducange, des Präsidenten Glenault, Guizot, Eckhart, Montesquieu, Moreau, Mably, Meyer, Eichhorn und Grimm an (nur die seiner Ansicht besonders nahe kommenden von Phillips in seiner deutschen Geschichte I. S. 502 und Heinr. Müller in der Lex Salica Alter und Heimath, Würzburg 1840 §. 26 folg. scheinen ihm unbekannt geblieben zu seyn). Er führt sie auf zwey Hauptansichten zurück, die von Ducange, wornach die terra salica nichts anderes ist, als das den Saalfranken bey der Eroberung Galliens zugefallene Loos — und die von Eckhart, welcher terra salica für gleichbedeutend hält mit terra indominicata; bekämpft die erste, vertheidigt und bestimmt genauer die letzte, und zwar mit solcher Gewandtheit, daß Mittermaier in der neuesten (6.) Ausgabe seiner Grundsätze des deutschen Privatrechts, Regensburg 1842 Bd.. I. S. 387 Not. 3., seine Darstellung für die beßte erklärt, ohne jedoch dessen Ansicht beyzupflichten.

Herr Guérard zeigt sehr gut, daß das Epitheton Salica nicht auf die Nationalität der Saalfranken sich beziehe, zumal die Benennung terra salica bey andern sogar nicht fränkischen Stämmen häufiger vorkommt, als in Frankreich. Er leitet es, wie auch Müller, von Sal, dem Hofsitze des Grundherrn ab. Es ist also das den Herrenhof umgebende Gebiet, und zwar ursprünglich in den engsten Gränzen, etwa das, was in den späteren Contümes le vol du chapon genannt wird (p. 119. 120). (Hier scheint er Referenten einen zu beschränkten Umfang der terra salica anzunehmen). Er erklärt übrigens diesen Umfang aus der Stelle in des Tacitus Germania c. 16, welche von den vereinzelten Wohnsitzen der Germanen spricht. *) Der Sitz selbst sey das gewesen, was das Praetorium in der villa romana war. Da der Stammsitz nur den Söhnen zu verbleiben hatte, so mußte die terra salica ihnen auch zugewiesen werden, wie in der Lex Salica LXII. 6 geschieht (p. 119). Sie wurde daher mit diesen auch das Erbgut der Familie, also terra aviatica. (Allein man konnte wohl schon in dieser frühen Zeit eine terra salica, wie später durch Kauf oder Schenkung erwerben?)

Im neunten Jahrhundert erweitert sich der Begriff, terra salica heißt jetzt alles Land, was zum Herrenhof gehörte und für den Grundherrn von seinem Verwalter unmittelbar bebaut wurde. Der Ausdruck ist also gleich bedeutend mit curtis indominicata, welche Benennung in Frankreich so vorherrscht, daß die terra salica selten erwähnt wird, während sie im deutschen Franzien, Allemanien und Bayern häufig vorkommt (S. 121 — 122). Jetzt heißt also das von der Herrschaft selbst unmittelbar besessene Allodialgut so. Als man nun bald einzelne Parzellen dieser Besitzungen zu veräußern pflegte, führte man sie in den Urkunden, um sie von Grundstücken, die zu Erblehen gegeben, oder Zinsgüter waren, zu unterscheiden, mit der Benennung terra salica auf, so daß also vom 11. Jahrhundert an durch diesen Namen nichts anderes bezeichnet wird, als unmittelbar von Hintersassen nicht besessene Herrschaftsgüter. (Die Beweise für letztere Behauptung sind sehr gut angeführt S. 120 — 122.)

Ganz nah lag dem Verfasser nun die Frage: ob der Name der Lex Salica das bedeute, was man gewöhnlich annimmt, nämlich so viel als Lex Francorum Saliorum? Ob er gleich dieselbe nicht zu lösen wagt, deutet er doch auf das Resultat hin, was Herr Prof. Müller (wie uns scheint sehr glücklich) in §. 26 — 27 seines Buches durch seine Sprachforschungen über den Ausdruck Salicus erzielt hat — Lex Salica bedeutet so viel als Hofrecht.

L. A. Warnkönig.

*) Müller tritt hier Tacitus entgegen S. 160.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. März.

Nro. 62. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Annales Abbatiae Sancti Petri Blandiniensis edidit R. D. F. van de Putte, Colleg. episc. Brug. Rector. Gandavi 1842. 1 vol. gr. 4. p. I — XXII u. 1 — 205.

Es sind jetzt bald zwölf Jahre, daß Referent die (nun beendigten) historischen Studien über das alte Flandern begann, deren Resultate in seiner flandrischen Staats- und Rechtsgeschichte niedergelegt sind. Seitdem und zum Theil durch dieses Buch veranlaßt erschienen eine Menge geschichtlicher Werke über dieß im hohen Mittelalter so wichtige Land, herausgegeben von Geschichtsfreunden in demselben, deren es so viele zählt. Besondere Pflege wurde der Herausgabe der Quellen der flandrischen Geschichte zu Theil, die vor dem Jahre 1835 nur in größtentheils zerstreuten oder verlorenen Handschriften vorhanden waren. 1835 erschien die am Ende des drenzehnten Jahrhunderts geschriebene Chronik des Johann von Thielrode, Mönch des Klosters von St. Bavon zu Gent, 1839 im Corpus Chronicorum Flandriae (welches Referent gesammelt und zum Drucke vorbereitet hatte), das verloren gewesene Chronicon St. Bavonis, ferner ungedruckte Terstellen der Grafenchronik, 1839 die Chronica Monasterii Dunensis von Adr. But (in Brügge), 1840 ebendaselbst das Chronicon Monasterii Aldenburgensis, ferner zwey Chroniken in flamändischer Sprache und Prosa und (in Tübingen) eine flandrische Reimchronik, die Herr Archivrath Kausler aus dem Codex Comburgensis zu Stuttgart herausgab. Im Jahre 1842 kam eine Chronik der gewesenen Abtey St. Peter in Gent hinzu aus dem 11. Jahrhundert mit Fortsetzungen bis 1300. Dieser, so wie deren Zugaben, ist gegenwärtige Anzeige gewidmet. Dem Referenten war noch im Jahre 1840 die Existenz dieser Chronik unbekannt. Im Bde. I. seiner flandrischen Staats- und Rechtsgeschichte S. 45 hatte er die Auszüge eines Chronicon Blandiniense, welche D. Brial im Bd. XIV. des Recueil des historiens de France giebt, erwähnt und auch bemerkt, dieser Gelehrte nenne sie ein opus jejunum, während der Genter Canonicus de Bast die Handschrift einer werthvollen Chronik dieses Klosters gesehen haben wollte *). Nicht entgangen waren ihm die vielen Auszüge aus einem blandinischen Chronisten im Sanderus Gandavum und dessen Flandria illustrata; allein da die meisten Stellen sich in den Chroniken des anderen alten Genter Klosters, nämlich von St. Bavon, wieder fanden, so hielt er diese für die Urquelle aller dieser Angaben.

Herr van de Putte, Rektor des bischöflichen Gymnasiums zu Brügge, dem wir schon mehrere höchst werthvolle Schriften über flandrische Geschichte verdanken, fördert daher die flandrische Geschichtskunde wesentlich durch die Herausgabe der alten Chronik des Klosters von Sankt Peter und der ihr beygegebenen nicht minder wichtigen Anhänge. Er würde dieß noch in einem höheren Grade gethan haben, wenn er die zur Würdigung seines Fundes nöthigen Aufschlüsse und Vergleichungen derselben beygefügt hätte. Seine in französi-

*) Es ist wohl die unten genannte der v. Hultem'schen Bibliothek.

scher Sprache vorangeschickte Introduction enthält zwar deren viele, doch nicht genug.

Wir erhalten im gegenwärtigen überaus schön gedruckten und reich ausgestatteten Bande folgende Stücke:

1) ein Chronikon (oder vielmehr Annalen) vom Jahre 570 bis 1292 (p. 1 — 24). Die größere Hälfte derselben endet mit dem Jahre 1063. Von 1066 beginnen Zusätze von verschiedenen Händen bis 1292.

2) eine series abbatum S. Petri Blandiniensis aus dem 12. Jahrhundert (p. 24 — 25). Sie ist benutzt von Sanderus.

3) Relationen über den heiligen Florbert, zweyten Abt von St. Peter und St. Bavon aus der Mitte des 11. Jahrhunderts (p. 24 — 30). Sie waren theilweise gedruckt bey Sanderus.

4) Ein Chronicon St. Petri Blandiniensis bis 772, welches gegen 1497 geschrieben und größtentheils aus alter Quelle entnommen ist — auch von Sanderus benutzt wurde p. 33 — 64.

5) Historia et Privilegia St. Petri, eine Geschichte der Gütererwerbungen des Klosters von seiner Entstehung an bis 1042, von derselben Hand, welche die unter 1 bezeichnete Chronik schrieb (p. 65 — 125), mit Fortsetzungen von anderer Hand aus dem zwölften Jahrhundert bis 1200 (p. 125 — 132) — gleichfalls jedoch nur wenig von Sanderus benutzt.

6) Verschiedene geschichtliche Notizen aus einer Handschrift des fünfzehnten Jahrhunderts über die Gründung von Gent und die ältesten Zeiten der fränkischen Monarchie u. s. w. — welche größtentheils in der Chronik von Thielrode stehen, aber wohl von beyden Schreibern aus älteren Quellen entnommen sind. Sie endigen mit einer Chronik, die bis 1345 fortgeführt wurde (p. 153 — 177). Beygefügt sind den Ausgaben aller dieser Stücke sehr gute geographische und Namenregister.

Am Ende der Vorrede findet sich ein von H. v. St. Genois gefertigtes Inventar der Urkunden und Cartularen der ehemaligen Abtey St. Peter, jetzt auf dem Provinzialarchiv zu Gent, und einiger Handschriften mit Chroniken derselben, deren wichtigste dem 1833 verstorbenen H. v. Hulthem gehörte und jetzt in der aus dessen reichem Bücherschatz gebildeten Nationalbibliothek, deren Conservator H. v. Reiffenberg ist, aufbewahrt wird.

Einen Theil der Codices, welche H. van de Putte großentheils abdrucken läßt, hatte Referent öfter in Händen und benutzte sie auch theilweise bey der Bearbeitung seiner flandrischen Geschichte. Erst seitdem sind dieselben näher untersucht und beschrieben worden. Für den Druck der hier gegebenen Stücke aus denselben verdient Herr van de Putte den Dank der Geschichtsforscher.

Referent hat nur noch Einiges beyzufügen. Die wichtigsten Documente, die wir hier erhalten, sind das unter Nro. 1 aufgeführte Chronicon und die unter Nro. 5 angegebene historia et Privilegia Sancti Petri. Nur zufällig erfährt man (S. VI), daß beyde in derselben Handschrift sich finden und daß diese im Provinzialarchiv zu Gent aufbewahrt wird. Der Herausgeber hätte von dieser Handschrift ein Fac simile geben und den Beweis führen sollen, daß sie wirklich dem eilften Jahrhundert angehört. Dieß war um so nöthiger, als man bis in's Jahr 1834, wo Referent den Irrthum widerlegte, auch das am Ende des 15. Jahrhunderts oder im Anfange des 16. geschriebene Chronicon Sancti Bavonis für ein Werk, das 1153 geschrieben worden, ausgegeben hatte *). Dann wäre wünschenswerth gewesen, daß der Herausgeber die Quellen angeführt hätte, woraus der Verfasser des ältesten Theils der Chronik seine stets sehr kurzen Angaben geschöpft haben mag. Dadurch würde die Verwandtschaft derselben mit anderen des eilften Jahrhunderts haben bezeichnet werden können. Der Herr Herausgeber erklärt sie übrigens S. III — IV für eine der Quellen der Chronik Siegeberts von Gemblour und der des Klosters von Afflighem.

*) S. des Referenten Zusätze im Bd. II. der flandr. Staats- und Rechtsgeschichte und die französische Bearbeitung dieses Werks von 1835. (Bd. I. S. 61 — 65.)

Auch hätte der Versuch, das Entstehen der Chronik zu erklären, welches vom Herausgeber nur angedeutet wird, näher begründet werden können. Referent glaubt aus den Notizen des Herrn van de Putte und aus den Aktenstücken selbst und zwar 1, 3, 5 die Entstehung erklären zu können. St. Peter und St. Bavon waren bey ihrer Gründung im Jahre 612 oder 614 nur ein geistliches Gemeinwesen, dem zuerst der hl. Amandus, sein Stifter, dann der Abt Florbert vorstand; letzteres lag auf Austrasischem, jenes auf Neustrischem Gebiete; jenes später in Frankreich, dieses als auf niederlothringischem Boden im deutschen Reich. Die Schelde war die Gränze. Im Jahre 1049, als beyde Abteyen längst geschieden waren, entstand Streit über das Begräbniß des heil. Florbert, beyde machten Ansprüche auf dessen Reliquien. Die Mönche von Blandinium (wie das im Reinardus vulpes angeführte St. Peter noch hieß) ließen eine Rechtfertigung ihrer Behauptung machen, er sey in ihrem Kloster begraben gewesen; sie ist in den unter Nro. 3 angeführten Documenten enthalten *). Diese Schrift konnte nur gemacht werden nach einem gründlichen Studium der Geschichte der Abtey. Ohne Zweifel machte der Verfasser derselben diese vorher und schrieb deßhalb sowohl unsere Chronik, die er bis 1062 führte und die Geschichte der Erwerbungen des Klosters, die 1042 endet. Auf diese Weise hiengen die Stücke 1, 3 und 5 mit einander zusammen. Da nun St. Peter bey dieser Gelegenheit den Anfang einer Chronik und eines Lagerbuches hatte, so setzte man beyde fort, die erste bis 1292, die letzte bis 1200. Man begreift also die Wichtigkeit beyder. Was das letzte Stück betrifft, so will es Referent vor Allem den Freunden der germanischen Staats- und Rechtsgeschichte empfohlen haben; weil es, wie das Polyptichon Irminionis, das kürzere von St. Bertin, welche beyde Herr Guérard in Paris herausgab, und jetzt die von Zeuß in Speyer verfertigten Traditiones Weissenburgenses die belehrendsten Aufschlüsse über die bäuerlichen Verhältnisse im alten Frankenreiche giebt. Ein kleines Polyptichon der Abtey St. Peter aus der Zeit Ludwigs des Frommen steht p. 72—74. Eginhard war damals Abt daselbst und hatte die Stellen der 24 Chorherrn geschaffen.

L. A. Warnkönig.

*) Erst gegen 1850 konnte der Streit entschieden werden, als man die Inschrift des Grabsteins bey Gelegenheit einer Feuersbrunst in St. Bavo fand. Maerlant ließ im Messaar T. 6. ein Fac simile davon machen und schrieb eine Abhandlung dazu. Beyde finden sich jetzt in dessen Oeuvres I. p. 705 seq.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

Verhandelingen over de natuurlijke Geschiedenis der Nederlandsche overzeesche Bezittingen. Aflevering 15. Land- en Volkenkunde. Nr. 5. Afl. 16. Zoölogie Nr. 6. Afl. 17. Botanie Nr. 6. Leiden 1842. fol.

C. E. Varges, De statu Aegypti provinciae Romanae primo et secundo post Christum natum saeculis. Gotting. 1842. 4.

L. Agassiz, Histoire naturelle des poissons d'eau douce de l'Europe centrale. Vol. I. Embryologie des Salmones par C. Vogt. Atlas livr. II. contenant l'embryologie des Salmones. Neuchatel 1842. fol.

Carlo Luc. Bonaparte, Iconografia della fauna italica. Fasc. 5. Schluß des Werkes. Romae 1841. fol.

M. H. M. Ducrotay de Blainville, Ostéographie. Text fasc. 10. 11. in 4. Atlas fasc. 10. 11. in fol. Paris 1842.

J. J. Kaupp, Atlas der Urwelt, oder Osteologie der urweltlichen Säugethiere und Amphibien. Heft 1. Darmstadt 1841.

Ed. de Selys-Longchamps, Faune Belge. I. partie. Liege 1842.

And. Smith, Illustrations of the Zoology of South Africa. Nr. 15. London 1841. 4.

M. E. Mulsant, Histoire naturelle des Coléoptères de France. Lamellicornes. Paris 1842.

Bruch et W. P. Schimper, Bryologia Europaea seu genera muscorum Europaeorum monographice illustrata. Fasc. 12 — 15. Stuttgart 1842. 4.

Steph. Endlicher et C. Fr. Ph. de Martius, Flora Brasiliensis. Fasc. 1 — 5. Vindobon. 1840 — 42. fol.

Dr. C. Fr. a Ledebour, Flora Rossica. Fasc. II. Stuttgart 1842. 8.

Dr. Ph. Fr. de Siebold, Flora Japonica. Vol. II. 1 — 3. Lugd. Bat. 1841. fol.

Dr. Rob. de Visiani, Flora Dalmatica. Vol. I. Lips. 1842. 4.

Franc. Hernandus, Opera cum edita tum inedita. Madrid 1790. fol.

F. A. G. Miquel, Monographia Cycadearum. Traj. ad Rh. 1842. f.

Jacob G. Agardh, Algae maris mediterranei et adriatici. Par. 1842.

Dr. H. B. Geinitz, Charakteriſtik der Schichten und Petrefakten des ſächſiſchen Kreidegebirges. Heft 3. Die ſächſiſch-böhmiſche Schweiz, die Oberlauſitz und das Innere von Böhmen. Dresden 1842. F.

J. Sowerby, Mineral-Conchologie Großbritanniens. Deutſche Bearbeitung von Dr. Agaſſiz. Lief. 9. 10. Neuchatel 1842.

K. Fromherz, Geognoſtiſche Beobachtungen über die Diluvialgebilde des Schwarzwaldes. Freib. 1842.

F. X. M. Zippe, Die Steinkohlen in Böhmen. Prag 1842.

Dr. Al. Petzholdt, Beyträge zur Naturgeſchichte des Diamantes. Leipzig 1843.

K. F. Baur, Forſtſtatiſtik der deutſchen Bundesſtaaten. Th. 1. 2. Leipzig 1842.

D'Albret, Cours théorique et pratique de la taille des arbres fruitiers. Paris 1840.

Dr. G. König, Forſttafeln. Gotha 1842.

Heinrich Graf Berchtold, Die Kartoffeln. (Solanum tuberosum C. Bauh). Deren Geſchichte u. ſ. w. Prag 1842.

J. Lindley, Theorie d. Gärtnerey. Lief. 1. Wien 1842.

Arsberättelse om technologiens framsteg. Till kongl. Vetenskaps-Academien afgiven den 31. Mars 1839, af G. E. Pasch. Stockolm 1840. 8.

Dr. Al. Petzholdt, die galvaniſche Vergoldung, Verſilberung und Verkupferung. Leipzig 1842.

Dr. F. Jacobi, Nachrichten über das Gewerbſchulweſen in Preuſſen, Sachſen, auch Stuttgart, Nürnberg und Karlsruhe. Leipzig 1842.

Arthur Aikin, Illustrations of arts and manufactures. London 1841.

Annales des Mines. 4. série. Vol. I. Paris 1842.

J. N. Hrdina, Geſchichte der Wieliczkaer Saline. Wien 1842.

G. F. Sartorius, Urkundliche Geſchichte des Urſprunges der deutſchen Hanſe. Herausgegeben von J. M. Lappenberg. Theil 1. 2. Hamburg 1830. 4.

Mollot, De la compétence des conseils de Prud' hommes et de leur organisation. Paris 1842.

K. Fr. Burdach, Blicke ins Leben. Bd. 2. Leipzig 1842.

K. v. Raumer, Geſchichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen klaſſiſcher Studien bis auf unſere Zeit. Bd. I. 1. 2. Stuttgart 1842.

Dr. Fr. Ed. Beneke, Erziehungs- und Unterrichtslehre. Zweyte verm. Auflage. Bd. 1. 2. Berlin 1842.

Joh. Graf Mailáth, Mnemonik. Wien 1842.

M. Enk, Ueber Bildung und Selbſtbildung. Wien 1842.

Joh. Kollár, Sláwa bohyne a původ gména Slawun cili Slawjanůw w listech K. P. Safarjkowi etc. W Pestie 1839.

Joh. Kollár, Rozprawy o gmenach, počátkách i starozistnostech národu Slawskcho a geho Kmenu. W Budjne 1830.

Leſſing's Erziehung des Menſchengeſchlechtes, kritiſch und philoſophiſch erörtert, von G. E. Guhrauer. Berlin 1841.

Le Comte David Frölich, Suédois, Des différends entre les nations civiliseés et de leurs causes. Paris 1842.

Dr. Chr. J. Braniß, Geſchichte der Philoſophie ſeit Kant. Th. 1. Breslau 1842.

C. Biedermann, Die deutſche Philoſophie von Kant bis auf unſere Zeit. Bd. 1. Leipzig 1842.

J. F. Herbart, kleinere philoſophiſche Schriften und Abhandlungen. Bd. 1. 2. Leipzig 1842.

Marquis Gustave de Cavour, Fragmens philosophiques. Turin 1841.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. März.

Nro. 63. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Island, Hvitramannaland, Grönland und Vinland oder der Normänner Leben auf Island und Grönland und deren Fahrten nach Amerika schon über 500 Jahre vor Columbus. Vorzüglich nach altscandinavischen Quellen für gebildete Leser von Karl Wilhelmi, Stadtpfarrer in Sinsheim. Heidelberg 1842. Verlag von J. C. B. Mohr. 8. X und 250 S.

Referent würde es bedauern, wenn er sich, wie leicht hätte geschehen können, durch den verdächtigen und abgenützten Beysatz „für gebildete Leser“ auf dem Titel, hätte verleiten lassen, diese interessante Schrift für nicht beachtenswerth zu halten. Dieselbe enthält das Hauptresultat der nur sehr wenigen Gelehrten durch eigene Ansicht bekannt gewordenen Antiquitates americanae, sive scriptores septemtrionales rerum ante-columbianarum in America. Ed. Societas Regia Antiquariorum Septemtrionalium. Hafniae 1837. Da aber der Verf. zugleich das Leben der Nor männer auf Island und Grönland darstellen wollte, hat er zugleich diejenigen Quellen und Hülfsmittel benützt, welche hierüber Aufschlüsse ertheilen konnten. Man sieht es der Hauptabtheilung des Buches, die von diesen bisher nur wenig bekannten Fahrten handelt, an, daß das Reingeschichtliche von jenem Sagenhaften, nach dem Begriff, der sich diesem Worte allmählig angebildet hat, wenigstens einigermassen tingirt ist, doch so, daß das Reingeschichtliche immer noch die Oberhand hat. Denn ursprünglich bezeichnete bey den Nordländern das Wort Sagan — wie bey den Griechen ἔπος und im christlichen Latein legenda — eine Erzählung, die Erzählung des Geschehenen; der Schmuck kam erst bey öfterm Wiederholen hinzu, bis er zuletzt häufig zur Hauptsache ward; ja noch im zwölften Jahrhundert wurden in Island die Geschichtserzählungen von den Lygisogür, Lügensagen unterschieden. Das geschichtlich festgestellte Resultat dieser, jetzt erst ans helle Licht gezogenen isländischen Quellen ist: „nicht nur daß Nordamerikas Gestade gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts sogleich nach Grönlands Entdeckung von den Isländern aufgefunden, daß sie in dem eilften Jahrhundert mehr als Einmal von den Norrmännern beschifft, daß sie im zwölften Jahrhundert besucht, ja auch daß sie in dem dreyzehnten Jahrhunderte von neuem wieder entdeckt und in dem vierzehnten Jahrhunderte noch befahren wurden; — sondern auch, daß die christliche Religion nicht bloß unter den Norrmännern eingeführt gewesen ist, sondern daß auch die irischen Missionäre schon vor den Norrmännern Island besucht, ja auch vor der letztern Ankunft in Nordamerika daselbst die Lehre Christi verkündigt haben, die Irländer und Norrmänner also die ersten Entdecker der neuen Welt sind.“

Der erste Abschnitt handelt von Island. Voran geht eine Schilderung der Norrmänner (so schreibt der Verf. durchweg, wonach aber auch Norrwegen geschrieben werden müßte), ihrer Lebensweise, ihrer Thatkraft, ihrer Raub- und Verwüstungszüge. Der erste bekannte Normane, welcher Islands Gestade betrat, war Naddod, im Jahre 861, dreyzehn Jahre später wurde Ingolf der erste Landnamamann, d. h. der erste, der dort Land zu stetem Aufenthalt in Besitz nahm. Harald Harfagars blu-

tige Unterdrückung der Bonden veranlaßten bald darauf, zumal nach der Schlacht von Stavanger, zahlreiche Auswanderungen der Ueberwundenen, um für ihre Freyheit eine sichere Zufluchtsstätte zu finden. So ward Island am Ende des 9. Jahrhunderts von Norwegen her bevölkert; auch einzelne Dänen, Schweden und Iren ließen unter jenen sich nieder. Einer gelungenen Schilderung der Insel, folgt diejenige der gottesdienstlichen, bürgerlichen und häuslichen Einrichtungen ihrer freyen Bewohner. Vom Jahre 982 wurden Versuche zu Einführung des Christenthums gemacht. Erst im Jahre 1000 gelang es durch mehrere Isländer, die an König Olafs Hof zu Nidaros (Drontheim, noch in spätern Urkunden Nidrosia genannt) sich aufhielten und den Priester Thormod sammt andern Geistlichen mitnahmen. Der Logman Thorgeir ließ sich durch 65 Mark Silber erkaufen, dem Allthing ein Gesetz zu dessen Einführung vorzuschlagen. Damit gewann Island die Buchstabenschrift, Schulen (schon ums Jahr 1050), seine reiche, noch jetzt höchst wichtige Literatur. Vielleicht hatten sich noch vor Ankunft der Normannen christliche Irländer an der Südostküste der Insel aufgehalten, sich aber weggezogen, weil sie mit Heiden nicht zusammen leben wollten. Hiefür jedoch sprechen nicht sowohl geschichtliche Zeugnisse, als Sagen und Vermuthungen.

11. Der zweyte Abschnitt handelt von Hvitramannaland, Land der weißen Männer — das jetzige Virginien, die beyden Carolinas, Georgia und Florida in Nordamerika. Dorthin sollen schon am Ende des achten Jahrhunderts christliche Irländer gekommen seyn. Was S. 77 angeführt wird, ist aber doch zu sehr gestaltlose Sage. Auch die beyden Sagen von Björe Breidvikingakappi Asbrandson (wegen verbotener Liebe zu Thurid und daraus entstandenen Todschlages landesflüchtig), dann von Gudleif Gudlaugson (welchen Irrfahrt mit jenen dreyßig Jahre später in Nordamerika zusammengeführt), ermangeln in ihrer Beziehung zu Hvitramannaland einer festern Grundlage.

Gesicherter steht, was S. 111 ff. über Grönland berichtet wird. Dessen Ostküste war schon damals unbewohnbar. Zwischen 984 und 986 fallen die ersten Ansiedlungen der Isländer auf der Westküste dieses Landes. Sie waren zahlreich; Beweis dessen ist, daß bald (gleichzeitig wie in Island) nach Einführung des Christenthums daselbst 16 Kirchen erbaut wurden, das Land zu Gardar einen eigenen Bischof erhielt. Grabsteine, die Trümmer einer Kirche, andere christliche Ueberreste sind erst im verflossenen Jahrzehent dort wieder aufgefunden worden. Der Verf. vermuthet, jene kühnen Seefahrer waren der Jagd, des Fischfanges und des Treibholzes wegen schon so weit gekommen als in den neuesten Zeiten die Engländer Parry und die beyden Roß. — An dieß knüpfen sich die Berichte von Erick dem Rothen und denen, die ihm sogleich nach Grönland folgten; dann von Thorbjörn Vifilson und Gudrid, der Aeltermutter der isländischen Bischöfe Brand und Thorlak, dieser Verfasser von Islands ältestem Kirchenrecht (Kristinrettr), ums Jahr 1123.

IV. Fährt nun nach Vinland (Albany und Canada), wo wilde Weinreben (von deren Früchten dem Lande der Name Vinland gegeben wurde) jetzt noch zu finden sind. Auch diese Fahrten fallen zwischen 986 und 1027, hierüber sind aus Handschriften vom Anfange des 14. und vom Ende des 15. Jahrhunderts zwey Berichte vorhanden; jener, der wichtigere, spricht von sechs, dieser nur von drey; bey bedeutenden Abweichungen jedoch in Bezug auf die einzelnen Umstände, steht die Hauptsache fest: die Fahrt nach diesen Gegenden und die Schilderung derselben. Der Erste, der dahin gelangte, Biarn Herjulfson, im Jahre 986, fuhr auf Gerathewohl von Grönland aus durch das grönländische Meer, an Nantuctet, Neu-Schottland, Neu-Fundland, (von Leif Eirekson, seiner Steine wegen Helluland, wie jenes Markland — Weldland — genannt) durch die jetzige Seaconnet-Passage an den Ausfluß des Taunton, wo er mit seinen Begleitern auf grasreicher Trift überwinterte, und bey Ausforschung des Landes Weinstöcke gefunden wurden. Ein nachfolgender Seefahrer traf dort mit den Urbewohnern Nord-Amerikas, den Eskimos (die sich seitdem ganz nach Norden hinaufgezogen haben), zusammen. Sie nannten dieselben Skrälinger, Wiche, von skrael, klein, weil sie klein sind. Was über die Waffen und Boote derselben berichtet wird,

stimmt mit dem überein, wie man sie noch heutzutage kennt. — Es kommen noch spätere Fahrten vor, aber ohne umständliche Berichte, wie die des ersten grönländischen Bischofs Eirick Upsi, von dessen Schicksal man weiter nichts weiß. Bemerkenswerth ist nur, daß französische Missionäre über fünf Jahrhunderte später am Lorenzostrome einen Einwohnerstamm fanden, der durch feinere Sitten vor den andern sich auszeichnete, das Kreuz als heiliges Zeichen verehrte und die Sage bewahrte: dasselbe sey ihnen vor langer Zeit durch einen würdigen Mann gebracht worden. Die letzte Nachricht von einer Fahrt an die amerikanischen Küsten ist vom Jahre 1317.

Amerika selbst aber begründet diese Berichte durch Ueberreste, wie Runen an Felsen in dem District Portsmouth, besonders am Taunton-River, die man anfangs den Phöniciern oder einem sibirischen Volke zuschreiben wollte, worin aber die dänischen Gelehrten Finn Magnusen und L. L. Rose die Acte der Landnama (Besitznahme der Gegend) erkannt haben. Andere Spuren übergehen wir. — Das merkwürdigste Ueberbleibsel waren aber ohne Frage die Trümmer einer verlassenen Stadt in der Provinz Bahia, in welcher Dr. Lund zu Lagoa Santa eine Steinplatte mit Runenschrift fand, aus der er, trotz der Beschädigungen, einige isländische Worte entzifferte, auch eine Statue des Thor gefunden haben will.

Grönlands Bevölkerung verminderte sich in der Mitte des 14. Jahrhunderts durch den schwarzen Tod, durch die Blattern zwischen 1430 — 1472 vollends, so daß die Eskimos wieder dahin einwanderten und erst im Jahre 1727 die Dänen neuerdings festen Fuß dort faßten.

Ein chronologisches Verzeichniß der wichtigsten Begebenheiten der vier Abtheilungen der Bücher, ein ausführliches Personen-, ein geographisches und ein Sachregister erhöhen den Werth dieser auch in typographischer Beziehung gut ausgestatteten Schrift.

Hurter.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

Dr. H. E. W. Sigwart, Die Propädeutik der Geschichte der Philosophie. Tübingen 1840.

Differenz der Schelling'schen und Hegel'schen Philosophie. Bd. I. Abth. 1. Leipzig 1842.

M. A. Charma, Essai sur la philosophie orientale. Publ. par J. Menant. Paris 1842.

F. Bouillier, Histoire et critique de la révolution cartésienne. Ouvrage couronné par l'institut. Paris 1842.

M. Matter, Schelling et la philosophie de la nature. Paris 1842.

Dr. Phil. Marheinecke, Einleitung in die öffentlichen Vorlesungen über die Bedeutung der Hegel'schen Philosophie in der christlichen Theologie. Nebst einem Seperatvotum über Br. Bauers Kritik der evangel. Geschichte. Berlin 1842.

Victor Cousin, Leçons sur la philosophie de Kant. Vol. I. Paris 1842.

Dr. J. Ed. Erdmann, Versuch einer wissenschaftlichen Darstellung der Geschichte der neueren Philosophie. Bd. II. 1. Leipzig 1842.

Zeitschrift für Philosophie und speculative Theologie von Dr. J. H. Fichte. Neue Folge. Bd. 1 — 5. Bonn 1840.

Ch. H. Weisse, das philosophische Problem der Gegenwart. Sendschreiben an J. H. Fichte. Leipzig 1842.

Dr. H. E. W. Sigwart, Das Problem des Bösen oder die Theodicee. Tübingen 1840.

F. A. Märcker, Das Princip des Bösen nach den Begriffen der Griechen. Berlin 1842.

H. Fr. Geisse, Forschungen über die Unsterblichkeit, aus dem Standpunkte der Philosophie. Marburg 1842.

Dr. C. G. Nees von Esenbeck, Naturphilosophie. Glogau 1841.

Das Lebensgesetz, die Formen und der gesetzliche Zusammenhang des Lebens. Berlin 1842.

Dr. Fr. Ed. Beneke, System der Logik als Kunstlehre des Denkens. Th. 1. 2. Berlin 1842.

M. Matter, De l'affaiblissement des idées et des études morales. Paris 1841.

Isaac Taylor, Natural history of Enthusiasm. London 1842.

Dr. J. H. Wirth, System der spekulativen Ethik. Bd. 1. 2. Heilbronn 1841.

L. Schröter, Das Eigenthum im Allgemeinen und das geistige Eigenthum insbesondere. Breslau 1840.

Dr. K. H. Gros, Lehrbuch der philosophischen Rechtswissenschaft. Stuttgart 1841.

Dr. W. Hebenstreit, Wissenschaftlich-literarische Encyklopädie der Aesthetik. Lief. 1 — 9. Wien 1841.

G. E. J. Hoffmann, Philosophie der Rede oder Grundlinien der Rhetorik wissenschaftlich dargestellt. Stuttgart 1841.

Dr. H. Th. Rötscher, Die Kunst der dramatischen Darstellung. Berlin 1841.

E. F. Göschel, Dante Alighieri's Unterweisung über Weltschöpfung und Weltordnung diesseits und jenseits. Ein Beytrag zur Verständniß der göttlichen Komödie. Berlin 1842.

Dante Alighieri's lyrische Gedichte. Uebersetzt und erklärt von K. L. Kannegießer und K. Wittwe. Th. 1. 2. Leipzig 1842.

Ch. Fr. di Carpi, J tre tempj. Cantica sopra l' antico ed il nuovo testamento. Modena 1842.

Lopez de Zarate, Obras varias. Alcala 1651. 4.

Soror Juana Ines de la Cruz, Poémas de la unica poestisa Americana. Vol. 1 — 3. Valencia 1709.

Ant. Sanch. Davila, Passion del hombre Dios en decimas españolas. Lion 1661. fol.

Juan Lopez de Sedano, Parnaso Español. Coleccion de poesias escogidas de los mas célebres poetas Castellanos. T. 1 — 9. Madr. 1768 — 1772.

Coleccion de Saynetes representados en los teatros de esta corte. Vol. 1. 2. Madr. 1806. 4.

Calderon de la Barca, Autos sacramentales, alegoricos y historiales. Obras posthumas que saca a luz Pedro de Pando y Mier. Vol. 1 — 6. Madr. 1759. 4.

Th. de la Villemarqué, Contes populaires des anciens Bretons. Précédés d'un essai sur l'origine des épopées chevaleresques de la Table-Ronde. T. 1. 2. Paris 1842.

Pitre-Chevalier, Etudes sur la Bretagne. Aliénor prieure de Lok-Maria. (Epoque de la Ligue 1594.) Régne de Henri IV. Vol. 1. 2. Paris 1842.

The Mabinogion, from the Llyfr Coch o Hergest and other ancient Welsh Manuscripts, with an english translation and notes by Lady Charlotte Guest. Part IV, Containing Kilhwch and Olwen. London 1842.

Codex Exoniensis. A collection of Anglo - Saxon poetry, by Benj. Thorpe. London 1842.

J. Frhr. v. Eichendorff, Werke. Berlin 1841.

Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Abth. II. Bd. 2. Die Arthur-Sage und die Mährchen des rothen Buchs von Hergest. Herausgegeben von San-Marte. Quedlinburg 1842. Bd. 6. Eraclius. Deutsches und französisches Gedicht des 12. Jahrhunderts. Herausgegeben von H. F. Maßmann. Quedlinburg 1842.

H. Steffens, Was ich erlebte. Th. 5. 6. Breslau 1842.

Gust. Schwab, Die deutsche Prosa von Mosheim bis auf unsere Tage. Th. 1. 2. Stuttgart 1842.

Beda Weber, Lieder aus Tyrol. Stuttgart 1842.

Wolfram von Eschenbach, Parzival und Titurel, Rittergedichte, übersetzt und erläutert von Dr. K. Simrock. Bd. 1. 2. Stuttgart 1842.

E. C. G. Langbecker, Leben und Lieder von Paulus Gerhardt. Berlin 1841.

Deutsch-amerikanische Wahlverwandtschaften. Vom Verfasser der Lebensbilder (Searsfield). Th. 1 — 4. Zürich 1840.

Ludw. Walesrode, Glossen und Randzeichnungen zu Texten aus unserer Zeit. Königsberg 1842.

Dr. W. Müller, Versuch einer mythologischen Erklärung der Nibelungensage. Berlin 1841.

Jos. Bergmann, Leben des Ritters und Sängers von Liechtenstein Jtwiz oder Frauenbuch vom J. 1257. Wien 1841.

J. F. Willems, Belgisch Museum voor de Nederduitsche Tael-en Letterkunde en de geschiedenis des vaderlands. Deel VI Afl. 1 — 3. Gent 1842.

Sebastian Hnewkowsky', Jaromyr. Smutnohra w pateru gednánj. W Praze 1835.

— —, Dewjn. Básen romanticko-hrdinská w osmnacti zwewjch. W Praze 1829. Voll. II.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. März.

Nro. 61. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Schellings Vorlesungen in Berlin, Darstellung und Kritik der Hauptpunkte derselben, mit besonderer Beziehung auf das Verhältniß zwischen Christenthum und Philosophie von Dr. J. Frauenstadt. Berlin 1842. Verlag von August Hirschwald.

Nachdem sich der literarische Pöbel in Mystificationen und leidenschaftlichen Bekämpfungen der neuern Schelling'schen Lehre erschöpft hat, erhält das wahrheitsliebende Publikum in der vorliegenden Schrift den ersten Versuch einer treuen Darstellung und einer wenigstens im Ganzen ruhigen und wissenschaftlich gehaltenen Kritik. Der Verfasser ist dem philosophirenden Publikum schon durch seine „Studien und Kritiken" als ein freysinniger Denker bekannt, der sich durch Gewandtheit und Popularität empfahl, und eine würdigere Gesinnung zeigte, als manche andere, die mit ihm ungefähr auf demselben Standpuncte sich befinden. Als einen solchen beweist er sich auch in der vorliegenden Schrift, in welcher er die Controverspunkte der speculativen Theologie mit Klarheit bespricht, und obgleich er sich nach einer Seite polemisch gegen Schelling verhält, dennoch das „Große, das Tiefe und Wahre in seiner neuen Philosophie," so weit es auf seinem Standpunkte möglich ist, anerkennt.

In der ersten Abtheilung seiner Schrift bestimmt der Verfasser seinen eigenen Standpunkt, und versucht darnach eine allgemeine Kritik der Schelling'schen Philosophie. Man sollte demnach erwarten, er werde seinen Standpunkt wissenschaftlich begründen, um so mehr, da nach ihm die Philosophie „reine Sache der Intelligenz, ungetrübte Function des Verstandes" ist. Aber außerdem, daß er sich über die Einheit der theoretischen und praktischen Vernunft und über die Unterordnung der praktischen Bedürfnisse unter die erstere mit großer Entschiedenheit ausspricht, beschränkt er sich auf ein sehr oberflächliches Raisonniren über die Idee der Gottheit, der Freyheit und der Unsterblichkeit, und es ist nur aus dieser Oberflächlichkeit und der, Köpfen seiner Art eigenen, Kühnheit zu erklären, daß er die trivialen Sätze, in denen er seinen Standpunkt darlegt, für Kriterien einer Philosophie hält, der er seine Achtung und selbst seine Bewunderung nicht versagen kann, und mit der nur solche fertig zu seyn glauben, die weder den Willen noch die Fähigkeit beweisen, auf sie einzugehen.

Daß vorerst die theoretische wie die praktische Vernunft sich in ihrer wahren Entwicklung und Ausbildung nicht widersprechen können, versteht sich so sehr von selbst, daß kein Unbefangener daran zweifeln kann. Auch darin hat der Verfasser ganz Recht, daß die Bedürfnisse des Gemüthes vorerst geprüft werden müssen, ehe man sie zu Instanzen gegen Philosopheme macht, indem die wahre Philosophie nicht jedem subjectiven Bedürfnisse, sondern nur, wie Schelling vortrefflich bemerkt: „den sittlichen und religiösen Anforderungen zu genügen hat, indem keine Philosophie, die auf sich etwas halte, zugestehen werde, daß sie in Irreligion ende." Herr Frauenstädt aber ist der Meynung: diese Einheit der Philosophie mit der praktischen Vernunft ergebe sich von selbst, und meynt daher, das Erkennen sey als reine Sache der Intelligenz oder des Verstandes die interesseloseste

Thätigkeit und sey mithin auf keine Weise Angelegenheit des Willens. Aber wie? Ist denn die Vernunft oder der Verstand, womit die philosophirenden Subjecte speculiren oder raisonniren, die absolut wahre über allen Irrthum und alle Mängel erhabene Intelligenz? — Und sind selbst die sittlichen und religiösen Ueberzeugungen Einzelner — und wie verschiedenartig sind die Ueberzeugungen der Ueberzeugungstreuen und selbst der Denkgläubigen im eigentlichen Sinne — deßhalb, weil sie ihre Befriedigung darin zu finden glauben, gerechtfertigt?

Ergeht daher nicht an jeden wahrhaft Philosophirenden die Forderung, sich sein System durch eine allseitige Erforschung und Prüfung der bestimmten Gestaltungen, in welchen der philosophirende Geist die Idee der Wirklichkeit zu erfassen und zu entwickeln bestrebt ist, zu bilden? Und wenn er sich durch die Kritik der Geschichte der Philosophie von der Wahrheit des Gedankens: daß kein bestimmtes System, eben weil es Product einer relativen Form oder Stufe der allgemeinen Entwicklung des Geistes ist, absolute Wissenschaft sey, in concreto überzeugt hat, wird er nicht Bedenken tragen, die Resultate seines speculativen oder eklektischen Denkens zu absoluten Kriterien einer Religion zu machen, die sich als göttliche Offenbarung manifestirt und bewährt?

Eben das, was Köpfe, die in Beziehung auf Tiefe, Reichthum und Originalität des Geistes nicht in den entferntesten Vergleich mit Schelling kommen, am meisten von ihm abstößt, aber Geister, die ihm näher stehen, — man denke an die Männer, welche seine Ansicht im wesentlichen theilen, einen Steffens, Solger, Schleiermacher *) und Andere, und an die Koryphäen seines Auditoriums in Berlin, zu welchen der erstere noch gehört, — um so tiefer anzog und anzieht, ist: die Objectivität seiner Forschung, in deren Fortschritte er die subjectiven Gedankenkreise überwand und von Stufe zu Stufe die Sphären der Natur, der Kunst und der Religion wissenschaftlich zu reproduciren bestrebt war.

Seine Idee von der Philosophie, wornach sie eben so sehr Sache des Willens als des Geistes ist, indem nur die wahrhaft Philosophirenden Gott und die Wahrheit dadurch ehren, daß sie die großen Thatsachen der Natur und der Geschichte des menschlichen Geistes und vor allem die Thatsachen der persönlichen Offenbarung Gottes auf sich einwirken lassen, um die Wirklichkeit im Zusammenhange eines ihr entsprechenden Systems wieder zu geben; — diese Idee der Philosophie, die Schelling schon in früher Jugend anticipirte, und die er durch seine ganze Forschung zu realisiren suchte, ist die entscheidendste Instanz gegen das Feldgeschrey der über Philosophie Räsonnirenden, welche die Bestimmung derselben darein setzen, daß sie als reines Product der Intelligenz den absoluten Inhalt dem Selbstbewußtseyn vindicire, um das Subject durch diese Subjectivirung der Objectivität zur absoluten Freyheit zu emancipiren.

So sehr jedoch die Versicherung: die Philosophie sey auf keine Weise Sache des Willens und habe als Sache des reinen Verstandes auf kein Bedürfniß der Menschheit Rücksicht zu nehmen, dem unkundigen Publikum imponirt, so wenig läßt sich der Kenner dadurch täuschen, der vielmehr in solchen angeblich absolut wissenschaftlichen Werken nur mehr oder weniger gelungene Versuche sieht, sich und die leichtgläubige Menge über die subjectivsten Standpunkte zu verständigen. Daß diese, über „alten Satzungskram genialisch weg zu denken" sich und Andere beredenden Subjecte den Postulaten: daß ein Gott, und ein ewiges Leben sey, die Postulate: daß kein persönlicher Gott, und keine persönliche Unsterblichkeit sey, nur entgegensetzen, ohne was sie beweisen wollen beweisen zu können, und daß ihre Interesselosigkeit für die Probleme der objectiven Forschung nur in ihrer Beschränktheit und ihrem Widerwillen dagegen ihren Grund hat, davon liefert auch des Verfassers

*) Die innige Verwandtschaft von Schleiermachers Reden über Religion und namentlich seiner philosophischen Ethik mit Schellings Werken ist zu sehr am Tage, als daß sie nicht schon vielfach anerkannt worden wäre, und seine Glaubenslehre möchte als System des christlichen Selbstbewußtseyns Schellings objectiv christlicher Philosophie im Wesentlichen um so eher entsprechen, als beyden Christus der Mittelpunkt des religiösen Lebens und Bewußtseyns ist.

Werk, so weit er seinem Standpunkte treu bleibt, ein merkwürdiges Document.

„Die praktische Vernunft sagt er, S. 9 – 10, bedarf wohl, daß überhaupt die göttlichen Kräfte sind und wirklich sind, das heißt: daß sie wirken: aber daß sie außer der Welt seyen und von Außen herein wirken, bedarf sie wahrlich nicht. Eines Erlösers und Retters, eines Gesund- und Seligmachers bedarf gewiß die Welt: aber daß der σωτηρ, außerhalb sey, bedarf sie nicht. Die Annahme, daß er außerhalb ist, entspringt nur daher, daß man ihn inwendig nicht findet und erfährt. Natürlich, wenn man des Seyenden, des Substantiellen, Kräftigen, Schaffenden, Erhaltenden und Regierenden bedarf; und es nicht in der Welt findet, muß man es außer ihr suchen. Wer aber innerhalb Alles hat, was er braucht, der nimmt nicht nach Außen seine Zuflucht."

Und dennoch sagt er auf der nächsten Seite: „Die Religion ist für den Geist was Speise und Trank für den Leib, — ein nothwendiges Bedürfniß zu seiner Selbsterhaltung und Erbauung. Einen Gott muß Jeder haben. Ohne einen Gott, ohne die Verehrung und Anbetung eines höchsten Wesens hat das Leben keinen Halt." Dieß mußte der Verfasser anerkennen, wenn er nicht die Wahrheit des menschlichen Bewußtseyns selbst, dessen wesentlichste Bestimmung die Religion als Glaube an einen überweltlichen Gott ist, läugnen wollte, und es macht seinem Herzen Ehre, daß er das religiose Bedürfniß nicht unterdrackte, sondern berücksichtigte und anerkannte.

Aber in welchen Widerspruch geräth er mit dem von ihm in den vorhin erwähnten Worten behaupteten? — Ist es denn vernünftigerweise möglich, daß die Menschheit ihr inneres Wesen, ihren eignen Geist verehre und anbete? Und doch bestimmt der Verf. S. 195 u. ff. diesen Geist der Menschheit ausdrücklich als göttlichen Geist, indem er die Vergöttlichung des Menschen im Geiste für das Ziel der Religionsgeschichte erklärt.

Es gereicht dem Verfasser zum Verdienst, daß er den substanziellen Pantheismus Spinoza's und seiner Anhänger in seiner ganzen Unwahrheit, in seiner, eben so sehr der praktischen wie theoretischen Vernunft widersprechenden, Gestalt oder Ungestalt aufdeckt! Aber er ist in einer nachweislichen Täuschung befangen, wenn er meynt, seine Lehre, wornach Gott der immanente Geist der Welt ist, eine Lehre, welche Hegel seiner Philosophie vindicirte, befreye ihn von den Widersprüchen, welche er der erstern Form des Pantheismus vorwirft.

Denn da er selbst ächt pantheistisch sowohl die absolute Persönlichkeit Gottes als die wahrhafte ewige Persönlichkeit des ihm analogen menschlichen Geistes läugnet, so bleibt er in der Antinomie befangen: das Unendliche in endlichen, seinem Begriffe inadäquaten, Wesen existiren zu lassen. Mag er S. 6 immerhin behaupten: Gott zersplittert sich nicht durch die Schöpfung (die er eben daselbst als ein Hervorgehen des Vielen aus dem Einen, des Endlichen aus dem Unendlichen erklärt) dadurch, daß „Gott das Endliche eben so sehr aufhebt wie setzt," „behält er es nicht," wie der Verf. meynt, „in sich selber ruhend in seiner Macht," sondern er ist dadurch diesem endlosen und zwecklosen Processe des Setzens und Negirens Preis gegeben, ohne sich als freye Macht oder Ursache des Daseyns zu erfassen und zu offenbaren. So oberflächlich des Verfassers Apologie des idealistischen Pantheismus ist, so unwahr ist seine Kritik des Theismus, der z. B. auch von Strauß, welcher Leibnitzen als den wichtigsten Repräsentanten desselben bezeichnet, als die Lehre von einem persönlichen d. h. freyen und selbstbewußten Gott bestimmt wird.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

Jos. Jungmann, Slowesnost aneb zkjska pejkladu s krátkym pogednánjm o slohu. W Praze 1820.

Joh. Kollár, Národnie zpiewanky cili pjsne swetské Slowáku w Uhrách gak pospolitého lidu tak

i wyssjch stawu etc. Vol. 1. 2. W Budjne 1834 — 35.

S. K. Machéček, Böhmische Chrestomathie für Deutsche. Prag 1830.

Wogtech Negedly, Básne. W Praze 1835.

Ant. Jarosl. Puchmayr, Básne, wydané od Wogtecha Negedlého. W Praze 1835 — 30.

Wogtech Negedly, Karel ctwrty. W. Praze 1835. Otokar. 3 Voll. W. Praze 1835. Václaw. W. Praze 1837. Wratislaw. 2 Voll. W Praze 1836. Poslednj Saud. W. Praze 1804.

Wenc. Hanka, Starobylá Skládánie. Vol. 1 — 7. W Praze 1817 — 24.

Jos. K. Chmelensky, Oldrich a Bözena. Zpewohra we trech degstwjch. W Praze 1828.

Franc. Ladislaus Celakowsky, Slowanské národnj pjsne. 3 Voll. W. Praze 1822 — 27. (Variis dialectis slavicis.)

Ceské Besedy. W Praze 1842.

M. Fr. Cláccel, Lyrické Basne. W Brne 1836.

A. Bogaers, Hermskerk's Seezug nach Gibraltar. Eine gekrönte Preisschrift aus dem Niederländischen übersetzt von F. W. von Manvillon. Rotterdam 1842.

Fern. Gomez de Cibdareal, Centon epistolario y generaciones y semblanzas de F. Perez de Guzmañ. Madr. 1775.

Wilh. Füssli, Zürich und die wichtigsten Städte am Rhein mit Bezug auf alte und neue Werke der Architektur, Skulptur und Malerey. Th. 1. Zürich 1842.

Giov. Rosini, Storia della pittura Italiana. Epoca seconda da F. F. Lippi a Rafaello. T. III. p. 2. 3. Atlas Dispensa 25 — 28. Pisa 1842.

Dr. G. Rathgeber, Annalen der Niederländischen Malerey, Formschneide- und Kupferstecherkunst. B. II. Gotha 1842. F.

Juan Aug. Cean Bermudez, Diccionario historico de los mas ilustres profesores de las bellas artes en Espanna. Vol. 1 — 6. Madr. 1800. 8.

J. Burckhardt, Die Kunstwerke der belgischen Städte. Düsseldorf 1842.

A. Raczynski, Künstler-Wörterbuch zur Geschichte der neueren deutschen Kunst. Leipzig 1842.

H. Puttmann, Die Kunstschätze und Baudenkmäler am Rhein von Basel bis Holland in kunstgeschichtlicher Hinsicht. Mainz 1842.

J. Liepmann, Der Oelgemäldedruck. Berlin 1842.

Bolton Corney, Researches and conjectures on the Bayeux Tapestry. Greenwich 1838.

Dr. G. W. Fink, System der musikalischen Harmonielehre. Leipzig 1842.

P. J. Proudhon, Qu'est ce que la propriété? ou recherches sur le principe du droit et du gouvernement. Paris 1841.

Don Fabrique Moles, Amistades de Principes. Madr. 1637. 4.

Ch. Fourier, Le nouveau monde industriel. Vol. 1. 2. Brux. 1841.

Alex. Müller, Die Fortbildung der Gesetzgebung im Geiste der Zeit. Leipzig 1841.

Dr. H. C. W. Sigwart, Vergleichung der Rechts- und Staatstheorien des B. Spinoza und des Th. Hobbes. Tübingen 1842.

Ch. Fourier, Théorie de l'association et de l'unité universelle; introduction par Ed. de Pompery. Paris 1841.

Ant. Edler von Krauß, Das christliche Staatsprincip. Wien 1842.

Tommaso Campanella, La città del Sole. Lugano 1836.

M. v. Prittwitz, Theorie der Steuern und Zölle. Mit besonderer Beziehung auf Preußen und den deutschen Zollverein. Stuttgart 1842.

G. Höfken, Der deutsche Zollverein in seiner Fortbildung. Stuttgart 1842.

De Gerando und Buß, System der gesammten Armenpflege. Bd. 1. Stuttgart 1842.

— — — Die Fortschritte des Gewerbfleißes in Beziehung auf die Sittlichkeit des Arbeiterstandes. Gekrönte Preisschrift. Aus dem Franz. von Dr. Bernhardi. Kassel 1842.

D'Esterno, De la misère, de ses causes, de ses effets et de ses remèdes. Paris 1842.

v. Damitz, Geschichte des Feldzuges von 1814 in dem östlichen und nördlichen Frankreich bis zur Einnahme von Paris. Th. 1. Berlin 1842.

R. A. v. Prokesch-Osten, Kleine Schriften. Th. 1 — 4. Stuttgart 1842.

F. Schütte, Repertorium der Militär-Literatur in den letzten zwey Decennien. Stralsund 1842.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. April.

Nro. 65. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Schellings Vorlesungen in Berlin, ꝛc.

(Schluß.)

Denn gegen welche Form des Theismus polemisirt Hr. Frauenstädt? Gegen die unwissenschaftlichste, *) die sich denken läßt, gegen diejenige Auffassung desselben, wornach Gott außer der Welt als ein particuläres Wesen existirt und mithin weder als allgegenwärtiger **) d. h. allwirksamer Schöpfer — die Erhaltung ist z. B. nach Leibnitz eine fortgesetzte Schöpfung —, noch als sich der Menschheit offenbarender Erlöser und Vollender begriffen wird. Dadurch hat er sich seinen vermeyntlichen Sieg schon beträchtlich erleichtert. Aber er ist damit noch nicht zufrieden. Er fügt noch zum Schlusse eine Analyse oder vielmehr Zerlegung des Selbstbewußtseyns hinzu, aus der sich ihm „die Geistigkeit und die Materialität als Bestandtheile der Persönlichkeit“ ergeben, welche eben eine Verknüpfung ***) von beyden sey. Daraus zieht er nun die Folgerung, daß Gott, um Persönlichkeit zu seyn, ein zeitlich und räumlich begränztes sey.“ Ganz richtig; wenn nur nicht die Prämissen den ersten Principien einer wissenschaftlichen Erfassung des Selbstbewußtseyns widersprächen! Schon des Cartesius Grundsatz cogito ergo sum hätte den Verfasser von der Wahrheit überzeugen sollen, die unmittelbar im Begriffe des Selbstbewußtseyns enthalten ist, daß es zwar nicht, wie er richtig bemerkt, die abstracte Identität, wohl aber die durch den Unterschied von Wissen und Seyn bestimmte Einheit ist, und daß das Selbst oder die Ichheit das sein Seyn als sein unmittelbares „Object“ wissende Subject ist. Den Begriff der Materie konnte er nur zufolge eines materialistischen Standpunktes dem Begriffe des selbstbewußten (und mithin geistigen) Seyns substituiren, da das Seyn des Geistes die von ihm bestimmte und gewußte Existenz seiner selbst d. h. seines Wesens ist. Ist nun Gott als der sein Seyn Wissende der Unendliche oder Absolute, so wird auch dieses nicht als ein endliches oder „zeitlich räumliches“ sondern als die seiner Unendlichkeit entsprechende Vollendung seiner Existenz zu denken seyn!

In Beziehung auf die Abhängigkeit der Welt von Gott als absoluter Ursache wirft der Verfasser dem Theismus den Zirkel vor: „Die Welt hat einen Urheber. Warum? Weil sie entstanden ist. Warum ist sie entstanden? Weil sie einen Urheber hat.“ Dieser Zirkel existirt aber nur in seinem Kopfe. Denn auf diese Weise hat Niemand den kosmologischen Beweis Gottes als Urhebers der Welt gefaßt. Es folgt aus dem Begriffe der Welt

*) Daß der Verfasser die vielfachen Versuche, den Theismus lebendiger und wissenschaftlicher zu erfassen, ignorirte, hat entweder in einer einseitigen Bildung seines Kopfes oder an einem Widerwillen dagegen seinen Grund.

**) Diese Allgegenwart oder Allwirksamkeit Gottes hebt seine Ueberweltlichkeit nicht auf, da er als an und für sich seyender und mithin von der Welt freyer Urgeist ihr absolutes Princip ist.

***) Die Vorstellung der Verknüpfung ist die äusserlichste begriffsloseste Erfassung der Einheit.

selbst als eines werdenden sich successiv d. h. zeitlich entwickelnden Ganzen, daß ihr Werden als organische Entwicklung eben so sehr von einem Anfang als terminus a quo ausgeht, wie dieselbe durch bestimmte Perioden oder Stufen fortschreitet und in einem vollendeten Reiche des Lebens und Geistes sich abschließt. Der kosmologische Beweis hat jedoch nicht den Gedanken des zeitlichen Ursprungs, sondern der Bedingtheit und Relativität des weltlichen Seyns zum Mittelbegriffe. — So viel von des Verfassers Lehre von Gott und seiner Auffassung und Kritik der theistischen Lehre. —

Was die Idee der Freyheit betrifft, so giebt er zwar das praktische Bedürfniß und Postulat derselben zu, aber die Art und Weise wie er es mit seiner, ohne Rücksicht darauf bestimmten, Theorie derselben vereinigt, giebt einen neuen Beweis, daß sich diese Einheit nicht von selbst versteht und daß die theoretische Vernunft der Orientirung durch die praktische nicht enthoben ist. Er behauptet S. 10, die Theorie lehre (diese Lehre wird unbedingt vorausgesetzt, während jeder Kenner wohl weiß, wie verschiedene Theorien sich darüber geltend machen), daß jedes Wesen und folglich auch der Mensch (der Mensch wird also den übrigen Wesen, zu denen auch die Naturindividuen gehören, ohne weiteres beygezählt) seinem Wesen, seiner Natur, seinem specifischen Character *) (dieß sind für den Verfasser gleich bedeutende Ausdrücke) gemäß handelt und nicht anders handeln kann. Das Wesen aber sey unveränderlich. So lange daher das Wesen daure, so lange folgen aus ihm nothwendig diese Erscheinungen (des Menschen Aeusserungen sind nicht bloß Erscheinungen, sondern Resultate seiner Selbstbestimmung, also Bestimmungen oder Thätigkeiten) und keine andere. Wie der Mensch ist, so muß er handeln.“ Um nun diese Theorie dem sittlich praktischen Bedürfnisse, welches, weil es ein Sollen enthalte, auch ein anders handeln Können voraussetze, übereinstimmend zu erweisen, bemerkt der Verfasser, der Widerspruch sey nur scheinbar. Denn es müßte erst ausgemacht werden, daß die Handlungen welche das Sittengesetz verdamme, nothwendige Folgen des Wesens eines Menschen seyen, daß z. B. der Dieb das Stehlen nicht lassen könne, weil sein Wesen, seine Natur eine spitzbübische sey, in welchem Falle das Sittengesetz an ihn allerdings so wenig Anspruch hätte als an den Fuchs, „der den Hühnern nachstellt.“ Wenn in Einem Athem das direkte Gegentheil behaupten, ein nur scheinbarer Widerspruch ist, dann hat der Verfasser auch in diesem Problem die Einheit der vorausgesetzten Theorie mit der praktischen Vernunft bewiesen.

Sein Zusatz: „Da aber wie jeder innerlich erfahren kann, das eigentliche Wesen des Menschen im geistigen sittlichen Leben besteht, da Jeder sich unfrey fühlt, wenn er dem Sittengesetz zuwiderlebt, so fällt jener Widerspruch weg,“ enthält vielmehr die Aufgabe, diesen Widerspruch zu lösen, der aber, so lange man die erwähnte Theorie nicht ändert, ungelöst bleibt. Philosophirt der Verf. in der letztern Erklärung rein theoretisch, oder ist sie nicht vielmehr ein Resultat seines moralischen Bedürfnisses, das aber auf dem Standpunkt seiner demselben widersprechenden Theorie unbefriedigt bleibt?

Noch leichter macht er es sich mit dem Beweis der unmittelbaren praktischen Befriedigung, welche seine Unsterblichkeitslehre gewähre, indem er fragt: Bedarf der Mensch, der sein Ich in den Dienst des Geistes stellt, und den Blick nur auf das Substanzielle richtet, eine andere Unsterblichkeit als die seiner Substanz d. i. des (allgemeinen) Geistes?

Daß der Unsterblichkeitsglaube kein Hebel der Sittlichkeit sey, sey längst anerkannt (von wem?). Hier sey nur zu bemerken, daß der Unglaube an individuelle Unsterblichkeit den Glauben an objective substanzielle Unsterblichkeit nicht aufhebe und nur letztere thue uns Noth.

Er sieht mithin nicht ein, daß er, indem er nur das Allgemeine für substantiell, die Individua-

*) Es folgt aus dem Begriffe des Charakters als gebildeten bestimmten Willens, daß er nicht Voraussetzung sondern Resultat der Selbstbestimmung oder Entscheidung des an sich bestimmungsfähigen Wesens des Willens ist.

lität aber für accidentell hält, auf den spinoziſtiſchen Standpunkt, den er ſo heftig bekämpft, zurückſinkt. Iſt die Individualität oder vielmehr die Perſönlichkeit nicht eben dadurch freyes ſelbſtbewußtes Subject, daß ſie ihr innres Weſen oder ihre immanente Subſtanz individualiſirt und erfaßt? und nur durch ſolche in ſich begründete und in ſich gekehrte Individuen verwirklicht und erkennt der allgemeine Geiſt der Menſchheit ſeine Idee in ihrer Einheit und Wahrheit. Denken wir uns dagegen, daß er nur in accidentellen vergänglichen Individuen exiſtire, ſo würde er ſeinen Zweck, die adäquate Verwirklichung und Erkenntniß ſeiner Geſchichte und ſeiner Idee nie erreichen. Läßt ſich überhaupt die Individualität des ſelbſtbewußten Geiſtes von dem allgemeinen Weſen, das er durch jene verwirklicht und erkennt, abziehen? Und wenn der Trieb, die Geſchichte und Idee des Geiſtes in ihrer Einheit und Totalität zu erfaſſen, im Weſen der Vernunft begründet iſt, ſo iſt das Bedürfniß einer individuellen Unſterblichkeit durch die Beſtimmung und den Beruf des Menſchen als Vernunftweſens ſelbſt gerechtfertigt.

Mit dieſem theoretiſchen Bedürfniſſe, deſſen Befriedigung durch eine entſprechende Theorie freylich ſich nicht ſo federleicht ergiebt, wie des Verfaſſers Raiſonnement über Unſterblichkeit, vereint ſich das praktiſche Poſtulat eines vollendeten moraliſchen Gerichtes und einer vollendeten Verwirklichung des göttlichen Reiches, als deſſen weſentliche Organe und Theilnehmer religiös ſittliche Individuen ihrer unſterblichen Exiſtenz gewiß ſind. Daß aber dieſe Ueberzeugung eines künftigen Weltgerichtes und einer Vollendung des Geiſterreiches kein Motiv der Sittlichkeit ſey, dieß kann Niemand glauben, der gegen ſich ſelbſt redlich iſt. —

Wenn Richter, Feuerbach, Strauß und ihre Anhänger des Unſterblichkeitsglaubens nicht bedürfen, ſo folgt daraus um ſo weniger, daß er denjenigen, welche ſich als Mitglieder der chriſtlichen Kirche erkennen, entbehrlich ſey, als jene in ihrer durchaus deſtructiven Tendenz unmöglich Begründer einer objectiven ſich ſelbſt bewährenden Organiſation des moraliſchen und intellectuellen Lebens werden können.

Dieſe Unmöglichkeit, den ſogenanten Vernunftglauben, der die Kirche und die chriſtliche Wiſſenſchaft und Kunſt und mittelbar ſelbſt den Staat bekämpfenden naturaliſtiſchen Pantheiſten zu einem Syſtem des Lebens und Bewußtſeyns durch eine organiſche Gemeinſchaft zu realiſiren, beweiſt eben ſo ſehr die praktiſche Unwahrheit desſelben, wie das Chriſtenthum durch ſeine das geiſtige Leben der Menſchheit organiſirende Wirkſamkeit ſeine innre Abſolutheit und Wahrheit erweiſt.

Des Verfaſſers Intereſſeloſigkeit für eine objective Erforſchung der Natur, die ſich an ihm wie an jedem mit der entſprechenden Unwiſſenheit rächt, zeigt ſich in einer eclatanten Weiſe in ſeiner Behauptung: Schellings Verſuch die Schöpfungsgeſchichte des Univerſums zu erforſchen — ein Verſuch, in welchem ihm ſchon Plato in ſeinem Timäus vorangieng — habe keine Bedeutung, weil das Werden der Natur gar nicht Problem der Philoſophie ſey. Es wird mithin auch in dieſem Falle die ſubjective Intereſſe- oder Bedürfnißloſigkeit mit der allgemeinen des menſchlichen Geiſtes verwechſelt.

Folgt aber dieſes Intereſſe aus dem Weſen der Vernunft ſelbſt, ſo darf es uns nicht verwundern, daß ſie ſich nicht nur in der Philoſophie, ſondern ſelbſt in der empiriſchen Geologie d. h. in der Erforſchung des Proceſſes und der Perioden und der dieſen entſprechenden Formationen der Natur mit einem Erfolg widmet, der das Intereſſe des Publikums in immer höherem Grade und in immer weiterem Umfang in An-

spruch nimmt. *) Dieselbe Unwissenheit, wie im Gebiete der Naturwissenschaft, beweist der Verfasser auch im Gebiete der Theologie, indem er keine Spur von einer Einsicht in die Exegese und Dogmatik zeigt, und daher der heiligen Schrift und der christlichen Dogmatik Lehren aufbürdet, deren Ungereimtheit auf ihn selbst zurückfällt. Oder wollte er etwa die theologischen Lehren nicht in ihrer Wahrheit erfassen, um desto leichter damit fertig zu werden?

Das Resultat dieser ganzen Untersuchung, ist die Einsicht, daß die Philosophie allerdings eben so sehr Sache des Willens wie der Intelligenz ist, indem man die Wahrheit nur so weit begreift, als man sich ihr hingiebt und sie mithin erlebt und erfährt, und daß der Widerwille gegen die Wahrheit des Erkennens überhaupt oder gegen bestimmtere Sphären derselben eben so unfähig zur Philosophie macht, wie der Wille die Idee des natürlichen und geistigen Lebens und der sich durch diese Sphären manifestirenden Gottheit die conditio sine qua non eines entsprechenden objectiven Wissens ist. Da sich mithin die Uebereinstimmung des Philosophirens mit der Religion und der Wirklichkeit nicht von selbst versteht, so hat sich allerdings das philosophirende Subject durch die praktischen Bedürfnisse zwar nicht seiner subjectiven Natur, wohl aber des durch die geoffenbarte Religion geheiligten Herzens zu orientiren und den Resultaten seines Speculirens oder Raisonnirens so lange zu mißtrauen, als sie der religiösen Lehre und den Ergebnissen einer wissenschaftlichen empirischen Forschung widersprechen.

*) So erregten z. B. die geologischen Untersuchungen, welche die allgemeine (Augsburger) Zeitung in den zuletzt verflossenen Jahren mittheilte, ein vielfaches Interesse für diese Probleme.

Dadurch wird es sich zu derjenigen Einheit mit sich selbst, mit dem objectiven Geiste und mit der Gottheit erheben, ohne welche weder eine wahrhaft freye d. h. vor allem unbefangene und widerspruchlose, noch wahrhaft intelligente oder vernünftige Erkenntniß möglich ist.

Eine nähere Beleuchtung von des Verfassers Kritik der Schelling'schen Vorlesungen würde ein gründliches Eingehen auf die letztern erfordern. Da aber des Verfassers Mittheilungen aus Schellings Philosophie der Offenbarung und der Mythologie, obwohl sie befriedigender und klarer sind, als was das Publikum von andern Seiten darüber erfährt, doch jedenfalls nur unvollständige fragmentarische Auszüge geben, so eignen sie sich nicht für eine wissenschaftliche Würdigung des Schelling'schen Systems, an welche sich die Beurtheilung der Frauenstädt'schen Kritik anzuschließen hätte.

Wir schließen mit dem Wunsche, der Verfasser möge in dem Werke über Pantheismus und Theismus, das er verspricht, den erstern nicht nur in seiner substanziellen, sondern eben so sehr in der idealistischen Gestaltung, die er z. B. durch Hegels Philosophie erhielt, unparteylich prüfen und den Theismus nicht in der geistlosen Form, in der er ihn in der vorliegenden Schrift bespricht, sondern in der Gestalt, in welcher er von seinen wissenschaftlichen Repräsentanten z. B. von einem Cartesius, Leibnitz und in gewisser Beziehung selbst von einem Kant erfaßt wurde, zu würdigen versuchen!

Fischer.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. April.

Nro. 66. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

System der speculativen Ethik, eine Encyklopädie der gesammten Disciplin der praktischen Philosophie von Dr. Johann Ulrich Wirth. Erster Band: Reine Ethik. Zweyter Band: Concrete Ethik oder: Rechtsphilosophie und Moral. 1842.

Was wir als wahr, als geistig wirklich und sittlich fruchtbar anerkennen, haben wir in seiner Beziehung zu dem gedacht, was in sich selbst unbedingt selbstständig ist. Wahrheit und Tugend, Freyheit und Liebe sind uns heilig, weil wir diese sittlichen und geistigen Mächte als in Gottes heiligem Wesen begründet denken. Auf diesen ewigen Grund alles Denkens und Seyns führen wir Alles zurück, was uns ehrwürdig ist und selbstständigen Werth hat; aus dieser Quelle des Lebens und der Liebe leiten wir Alles ab, was uns innere Wahrheit hat, und durch seine eigene Evidenz gewiß ist. Dieß ist das tiefste Geistesgefühl, die tiefste Herzenserfahrung, allbestimmende und allmächtige Gewißheit in uns, daß, was uns heilig ist, was wir als wahr und gut erkennen, seinen Grund im Wesen Gottes, seinen Ursprung in der göttlichen Freyheit hat: die Abstammung aus dem Geiste Gottes ist der Wahrheit und Tugend selbstständige Würde.

Ist die Ethik, der Inbegriff aller Disciplinen der praktischen Philosophie, ein philosophischer Forschung würdiges Gebiet, hat die Wissenschaft des sittlichen Geistes ein wahrhaftes und fruchtbares Princip, so ist dieß Princip nur zu suchen unter den Wesensbestimmungen Gottes; denn nur in ihm ist volle Genüge, nur in ihm sind die Principien des wahrhaft lebendigen und wahrhaft wirklichen Lebens. Der Mensch ist sittlich, so ferne er als in Gott lebend und webend sich verhält, wie Gott sich in sich verhält als der Heilige. So ist der Gedanke der göttlichen Heiligkeit das Princip der Ethik.

Der Begriff der Heiligkeit ist der Ethik Princip. In Gottes Wesen selbst ist begründet der Begriff des sittlichen Geistes, in der göttlichen Vollkommenheit ist begründet das System der Ethik, aus dem Gedanken der Heiligkeit folgen alle unsere sittlichen Gefühle und Bedürfnisse, alle unsere sittlichen Vorstellungen und Anschauungen, alle unsere sittlichen Urtheile und Entschlüsse, und aus diesem Gedanken gehen hervor die Formen der Tugend als sittlicher Persönlichkeit und die Gestaltungen der objectiv sittlichen Welt. Denn Gott als der Heilige ist der Urheber des Sittengesetzes, in Gottes Weisheit ist beschlossen der sittliche Zweck, von Gott kommt die Kraft zur sittlichen That, und Er ist der sittlichen Persönlichkeit Urbild, die Gestaltung und Ordnung der sittlichen Welt ist Seines Willens Erfüllung. Der sittliche Wille und der wahre Gedanke sind Seines Willens Verwirklichung und Seiner Vernunft Erkennung und Offenbarung. Dieß ist der Ethik erste Thathandlung, daß sie diese Abhängigkeit des sittlichen Geistes vom Geiste Gottes anerkenne, daß Gott erkannt werde als der Heilige d. i. als der, der in bedürfnißloser Selbstständigkeit seine Göttlichkeit will, als der Gesetzgeber der sittlichen Weltordnung, als der Urheber der sittlichen Zwecke, als der, der die

Kraft giebt zur sittlichen That, als der schöpferisch urbildliche, sich selbst bezeugende, sich selbst mittheilende heilig Vollkommene.

Fürwahr, in Gott den Quell des Lebens zu erkennen, ist dem Menschen zu keiner Zeit schwer geworden, denn all überall, auch in der unsichtbaren Welt, umweht ihn der Odem des lebendigen Gottes, aber in ihm den Heiligen zu erkennen, ist nur dem sittlichen Ernste, nur geistiger Tiefe, nur lauterer Einfalt, nur anspruchsloser Selbstvergessenheit gegeben. Die ästhetisch-romantische Richtung, die Selbstvergötterung des ironischen Bewußtseyns, die sittliche Gehaltlosigkeit des epigrammatischen Spottes, die Ueberschätzung formeller Talente sind Erscheinungen solcher Gesinnung, die unfähig ist, die Würde der Tugend zu fühlen, den Werth des sittlichen Willens zu erkennen. Zu solcher Zeit sittlicher Gehaltlosigkeit wurde der Tugend ehrwürdiger Name geschmäht, verfolgt und vergessen: groß zu denken vom sittlichen Geiste, war jener eitlen Leerheit unmöglich, weil sie den Begriff der Heiligkeit nicht faßte, weil sie klug war, aber nicht weise. In dem Maaße, als die Tugend verkannt oder anerkannt wird, wird auch die Weisheit verkannt seyn oder geliebt, weil Tugend und Weisheit nicht nur durch ein innig Band verbunden, sondern Acte derselben gotterfüllten Geistigkeit sind, weil Weisheit der Tugenden Inbegriff ist, der Tugend höchste Form, ihr Zweck und ihre Erfüllung. Platon, der so groß von der Weisheit gedacht, hat auch erhaben gedacht von der Tugend und ihre Abhängigkeit von dem göttlichen Wesen erkannt; er faßt am Schlusse seiner Bücher vom Staat das Bild des seeligen Lebens, das der Gerechtigkeit Frucht sey, in die Foderung der Gottähnlichkeit zusammen.

Aber wie? sind nicht die Ideen des Wahren und Guten durch diese Abhängigkeit von der Idee der göttlichen Weisheit und Heiligkeit ihrer Autonomie und mit dieser ihrer Selbstständigkeit zugleich ihrer Würde beraubt?

Wie haben wir uns diese Selbstständigkeit zu denken? Folgt es nicht schon aus dem Begriffe des endlichen, relativen Geistes, daß er nur im Verhältnisse zu andern Geistern sich entwickele und bilde, daß er mithin der Erziehung und der Aufnahme in das Reich des Geistes bedürfe, um seine Bestimmung zu erkennen und zu verwirklichen? Ist der Mensch mithin nur als Mitglied dieses geistigen Reiches politisch und ethisch freyes Wesen, während er sich selbst überlassen in sinnlicher Willkühr sich entäußert und der Naturnothwendigkeit anheimfällt, so ist seine Abhängigkeit von Gott noch entschiedener die conditio sine qua non seiner religiösen Freyheit, da sich Jener als Schöpfer, Erzieher und Erlöser der Menschheit offenbart. Absolut selbstständig und frey ist mithin nur Gott, und der Mensch kann nur durch die Anerkennung seiner Abhängigkeit von Gott zu der Freyheit mit ihm und mit sich selbst gelangen, in welcher er sich von jenem eben so sehr erlöst oder befreyt und erleuchtet und geheiligt wie geschaffen oder begründet erkennt. Die Selbstständigkeit des geistigen Menschen ist „die Freyheit der Kinder Gottes.“

Auf die Auflösung jenes Widerspruches kommt uns Alles an, es kommt für das Princip der Ethik alles darauf an, einzusehen, einerseits daß, was wahr und gut ist, dieses ist, so fern es aus Gott ist, dessen Wesen und Wille unbedingter Selbstständigkeit Urheber ist, — andererseits, daß, was gut und wahr ist, nicht so ist durch einen willkührlichen Beschluß Gottes, sondern durch einen Act der göttlichen Freyheit, durch einen Act Gottes, in dem er seines Lebens, seiner Freyheit, seiner Wahrheit, seiner Vollkommenheit Wesen offenbart und bethätigt.

In diesem Gedanken unterscheiden sich die Religionen. Das Heidenthum dachte das Sittengesetz, ohne es auf den Gesetzgeber zurück zu führen, als in sich selbst nothwendig. Das Volk des alten Testamentes empfängt sein Gesetz von einem lebendigen Gotte, aber ohne zu wissen, daß das Gesetz der Tugend aus Gottes willkührfreyer Liebe nothwendig hervorgeht. Ein Christ ist, wer an die innere Wahrheit der Tugend glaubt, weil er Gottes als des heilig vollkommenen Geistes inne geworden ist.

In diesem Sinne ist der Begriff der Heiligkeit der Ethik Princip, daß in Gott selbst ein Act der Vollkommenheit erkannt werde, welchem

als seinem Urbilde der sittliche Geist der Menschheit in seiner ursprünglichen Ebenbildlichkeit entspricht. Die Sittlichkeit in ihrem universellen metaphysischen Sinne ist ein geistiges Verhältniß im Geiste der Menschheit, welches einem Verhältnisse im Geiste Gottes entspricht und also in diesem seinen Grund hat und seine Bestätigung findet.

Gott ist heilig als der in seiner Vollkommenheit Selbstständige, — als der seine Göttlichkeit selbst bezeugende, seiner Weisheit Zweck Erfüllende, seine Liebe selbst Mittheilende. Wer so Gottes Göttlichkeit als seines eigenen Lebens Grund erkennt, der Vernünftigkeit Zweck ausführt, — wer die Wahrheit thut, der ist sittlich.

Wenn nun der Verfasser der vorliegenden Schrift sagt, die Ethik sey „die Wissenschaft des absoluten Geistes als des sein absolutes Selbstbewußtseyn zu seiner eben so unendlichen Realität verwirklichenden Willens", so ist die Uebereinstimmung dieser Erklärung des Verfassers mit dem von uns geforderten Principe nur eine scheinbare, eine solche, deren Scheinbarkeit nur dazu beytragen kann, den zwischen beyden Principien herrschenden Gegensatz ins Licht zu setzen. Denn der Verfasser geht von dem allgemeinen und metaphysischen Begriffe der Ethik aus, um das Gebiet des göttlichen Lebens als ein nur in der Entwickelung des natürlichen und menschlichen Geistes begriffenes und aufzuhebendes Moment zu fassen; wir führen den Begriff der sittlichen Persönlichkeit und der sittlichen Welt auf die Idee des metaphysisch Guten zurück, um durch diese Zurückführung auf ihren schöpferischen und ewigen Grund, diese Gebiete der Sittlichkeit zu heiligen und durch diese Abhängigkeit von der selbstständigen Heiligkeit Gottes sie selbst der höchsten Würde und selbstständigsten Bedeutsamkeit theilhaftig zu machen. Der Mensch ist sittlich, weil Gott heilig ist, und wir denken die Wissenschaft der Sittlichkeit, um Gott den Heiligen in seiner göttlich genugsamen Selbstständigkeit zu erkennen.

Der metaphysische Theil dieses Buches: „die ethische Metaphysik" enthält nicht, wie sie sollte, die lebendigen Begriffe der schöpferischen Geistigkeit, sondern nur formelle Bestimmungen über „das Gute als das positive des Willens," über „das Gute als das Was des Willens," über „das Gute als unendliche Einheit des Willens." Der Wille aber, in Wahrheit die Energie der Vernunft, ist, wie er Princip der praktischen Philosophie ist, nur als lebendiges Verhältniß der unendlichen Geistigkeit zu begreifen: die Metaphysik ist die inhaltvollste Wissenschaft und einer jeden Wissenschaft metaphysischen Theil soll die fruchtbaren, göttlich schöpferischen Gedanken enthalten, durch welche sie in der Einheit des Geistes begriffen ist.

„Die Ethik ist ihrem allgemeinen Begriffe nach die Wissenschaft des absoluten Geistes als des sein absolutes Selbstbewußtseyn zu seiner eben so unendlichen Realität verwirklichenden Willens." (S. 1.) Der erste Theil des Systemes, die „reine Ethik," hat die Aufgabe, zu zeigen, „wie die reine Idee des Absoluten eins mit dem Wesen der Sittlichkeit und umgekehrt das allgemeine Wesen der Sittlichkeit die wahrhafte Idealität Gottes sey. Die Wissenschaft hievon oder die Construction des Absoluten zum freyen Geist einer Welt ist die reine Ethik." (S. 19.) „Die reine Ethik hat also aus dem reinen Begriff des Absoluten das Wesen der Sittlichkeit zu begreifen und sie darin zu erkennen als das, was sie an sich ist, als absolute Evolution des Absoluten." (S. 21.)

In dieser Stellung hört das Absolute auf das zu seyn, was es ist. Denn es erscheint als das allen Gehaltes noch ermangelnde, der Erfüllung durch den Fortschritt bedürftige Wesen, und indem das Wesen der Sittlichkeit die Evolution des Absoluten ist, wird dieses selbst seiner selbstständigen Sphäre beraubt, in der es für sich bestehend in unendlicher Wahrheit und schöpferischer Wirklichkeit der Grund der sittlichen Welt ist.

Das Absolute als reine Abstraction ist in sich selbst eine leere, vergebens der Erfüllung harrende Vorstellung. „Das Absolute in seinem reinen abstractesten Begriffe ist aber das noch Ununterscheidbare, reine Sichselbstgleiche oder die reine Einheit. Diese Einheit, wie sie im Anfange ist, ist das schlechthin abstrakte, das Nichts aller Bestimmtheit, das pure lautere Unendliche, dasjenige, was durchaus kein Andersseyn in sich enthält, sondern nur sich gleich ist, aber eben dieses sich Gleiche das

sich nur auf sich bezieht ist, die Bestimmtheit; denn diese ist eben das nur mit sich Zusammengehen, sich auf sich Beziehend, reine Einheit."

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

Archief voor Geneeskunde. Uitgegeven door Dr. J. P. Heije. Deel I. II. 1. Amsterdam 1841.

Dr. W. R. Weitenweber, Beyträge zur gesammten Natur- und Heilwissenschaft. Bd. 1 — 4. Prag 1840.

Encyclopädisches Wörterbuch der medicinischen Wissenschaften. Bd. 28. u. 29. Pneumothorax. — Säugungsgeschäft. Berlin 1842.

Dr. J. B. Otterburg, Das medizinische Paris. Karlsruhe 1842.

Dr. L. Choulant, Bibliotheca medico-historica. Lips. 1842.

Dr. Rud. Wagner, Handwörterbuch der Physiologie mit Rücksicht auf physiologische Pathologie. Lief. 3. 4. Braunschweig 1842.

Dr. M. J. Weber, Vollständiges Handbuch der Anatomie des menschlichen Körpers. Zergliederungskunde und Kunst. Bd. 2. Bonn 1842.

Dr. J. W. Arnold, Die Lehre von der Nesler-Function für Physiologen und Aerzte dargestellt und beurtheilt. Heidelberg 1842.

Dr. H. Klencke, System der organischen Physiologie. Leipzig 1842.

Dr. J. G. Fleck, Des weiblichen Geschlechtslebens Anfang und Ende. Weimar 1842.

Dr. Aler. Alexander, Physiologie der Menstruation. Hamburg 1842.

Dr. C. H. Schultz, Ueber die Verjüngung des menschlichen Lebens und die Mittel und Wege zu ihrer Cultur. Berlin 1842.

A. Racibórski, Histoire des découvertes relatives au système veineux, jusqu'à nos jours. Paris 1841. 4.

Dr. H. Breßler, Die Kinderkrankheiten, systematisch bearbeitet. Lief. 1 — 4. Berlin 1842.

Dr. C. G. Neumann, Pathologische Untersuchungen als Regulative des Heilverfahrens. Bd. 2. Berlin 1842.

Dr. L. F. C. Rénaudin, Considérations sur les formes de l'aliénation mentale, 1836 — 1839. Strasb. 1841.

Dr. Marschall Hall, Ueber die Krankheiten und Störungen des Nervensystems in ihren primären Formen. Uebersetzt von Fr. J. Behrend. Lief. 1 — 5. Leipzig 1842.

Dr. G. L. Dieterich, Die Krankheitsfamilie Syphilis. Bd. 1. 2. Landshut 1842.

Dr. H. Cohen, Ueber die hitzige Gehirnwassersucht der Kinder. Pathologische Studien. Hannover 1841.

Dr. G. W. Scharlau, Die Scrofelkrankheit in allen Beziehungen zum menschlichen Organismus. Berlin 1842.

Dr. H. Cläßen, Die Krankheiten der Bauchspeicheldrüse. Köln 1842.

Dr. Tanquerel des Planches, Die gesammten Bleykrankheiten in ihren historischen Beziehungen u. s. w. Ein gekröntes Werk. Deutsch bearbeitet von Dr. S. Frankenberg. Bd. 1. 2. Quedlinburg. 1842.

Dr. J. J. Nychner, Die Hundswuth, ihre Kenntniß, Ursachen, Folgen und Verhütung. Gekrönte Preisschrift. Bern 1842.

Dr. W. Davidson, Versuch über die Ursachen und Verbreitungsweise der anhaltenden Fieber von Großbritannien und Irland. Aus dem Engl. übersetzt von Dr. R. Melzer. Wien 1842.

Dr. G. Friedr. Most, Denkwürdigkeiten aus der medicinischen und chirurgischen Praxis. Bd. 1 Leipzig 1842.

Dr. R. Küttner, Die Erkältung und die Erkältungskrankheiten. Leipzig 1842.

Dr. P. C. A. Louis, Das typhöse Fieber u. s. w. Nach der 2. vermehrten Auflage deutsch bearbeitet von Dr. S. Frankenberg. Th. 1. Leipzig 1842.

Dr. F. Hebra, Geschichtliche Darstellung der größeren chirurgischen Operationen. Wien 1842.

Dr. C. F. Franck, Untersuchungen über die Luxationen des Oberarms. Tübingen 1842.

Dr. H. E. Fritze, Arthroplastik. Lemgo 1842. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. April.

Nro. 67. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

System der speculativen Ethik, eine Encyklopädie der gesammten Disciplin der praktischen Philosophie ꝛc.

(Fortsetzung.)

„Das Absolute setzt sich also in seiner Einheit als das Bestimmte nicht weil das Unbestimmte durch seinen Gegensatz selbst ein Bestimmtes ist, — denn es hat noch keinen Gegensatz —; sondern weil es das Gegensatzlose ist, ist es nun sich auf sich beziehend und darum Bestimmtes. Es ist von aller Ewigkeit her in Gott seine reine Einheit oder Unendlichkeit, die Bewegung der Sichselbstgleichheit und diese ist die Bestimmtheit. Das Werden der Bestimmtheit ist darum auch nicht ein Hervorgehen aus ihm, sondern ein mit sich Zusammengehen Gottes. Die reine Expansion des Absoluten ist als reine Continuität, weil sie noch keinen Gegensatz hat, reine Contraction in sich, sie ist das Ende, das nur sich selbst im Anfange erfaßt, und welches das bestimmte Seyn oder Einzelheit, Punktualität des sich selbst Gleichen ist.“ —

„Dieß in sich Zurückkehren befriedigt sich nicht dadurch, daß die Einheit das Außereinander, das Schaffen der Vielheit, schlechthin aufgiebt — denn dieß kann sie nicht, jenes unendliche Sichselbstpartikularisiren, hat sich als nothwendig gezeigt — sondern dadurch daß sie die gesetzte Vielheit in die punktuelle, atome Einheit zurücknimmt, so in der Einzelheit unendlich mit sich zusammengeht, das Universum in sie, die einzelne Bestimmtheit reflectirt und hiedurch das Außereinander aufhebt, um nun aus dieser unendlichen Einzelheit, Monade, Ichheit das Bestimmte, aber als eins mit dem Unendlichen zu schaffen. Dieß ist der Wille und sein Werden aus dem Absoluten.“ (S. 21 — 23.) In Wahrheit ist nicht dieser formelle pantheistische Begriff des Willens der Ethik Princip und Ausgangspunkt, sondern der Begriff des Willens in seiner inhaltsvollen Bedeutung, als Energie der Vernunft: der Begriff der Selbstständigkeit, der göttlichen Selbstständigkeit, der Heiligkeit. Fruchtbare und schöpferische Principien sind nur die Verhältnisse des göttlichen Geistes: nur aus dem inhaltsvollen, gehaltvollen Gedanken der göttlichen Freyheit und Liebe sind alle sittlichen Begriffe abzuleiten, die Formen und Attribute des sittlichen Geistes, sittliche Freyheit und Liebe, die Momente der sittlichen That, Sittengesetz, sittlicher Zweck und sittliche That, die Gebiete der Sittlichkeit d. i. die persönliche Tugend, die sittlichen Verhältnisse und die sittliche Welt: nur in diesem gehaltvollen Gedanken ist die sittliche Ansicht der Natur und der Geschichte, das sittliche und religiöse Selbstbewußtseyn gegründet. Denn dieser Gedanke selbst ist Kraft sich selbst mittheilende Liebe und Vernünftigkeit. Freyheit und Liebe, deren Einheit den sittlichen Geist constituirte, verlieren sich nicht, die eine aus der andern, sondern sie sind beyde zumal lebendig wirksam, jede in die andere und jeder in der andern. Sittlichkeit ist freye Liebe und sich selbst mittheilende Vernünftigkeit.

In dieser von dem Verf. vorausgesetzten Stellung, in der das „Absolute“ aus reiner Unbestimmtheit durch die Dialektik des innern Widerspruchs sich entwickelnd concrete Wirklichkeit erst im Resul-

tate dieſer Bewegung gewinnt, ſind im „Abſoluten“ — (in dem, was allein alle Lebens- und Geiſtesprincipien in ſich enthält) — dieſe geiſtig lebendigen Kräfte, dieſe geiſtigen Lebenskräfte und Selbſtbethätigungsacte, welche die gehaltvollen Principien der Wiſſenſchaften ſind, aufgehoben: erloſchen iſt in dieſer Faſſung des unbedingt ſelbſtſtändigen Weſens der beſtimmte Charakter, die ſpecifiſche Kraft des ſittlichen Geiſtes. In ſolchem Gottesbewußtſeyn iſt in Wahrheit kein Princip der Ethik gegeben, kein ſolches Princip ſittlicher Selbſtbezeugung, in der ſich der Geiſt ſpecifiſch von der Natur unterſchiede.

Die Methode der Evolution, welche in dieſem Werke herrſcht, hat in der Sphäre, in die ſie gehört, ihre unläugbare Berechtigung, ihren Werth und ihre Bedeutung: aber wenn dieſe von dem Urheber der Naturphiloſophie gefoderte und von Hegel ausgeübte Dialektik unterſcheidungslos auf jeden Gegenſtand angewandt wird, iſt dieſe Evolutionsmethode nicht nur eine leere, dem Objecte ſelbſt nicht immanente Form, ſondern ſie wirkt in dieſer unbeſchränkten Anwendung zerſtörend auf das Weſen der ihr gewaltſam unterworfenen Objecte. Im Geiſte ihrer Erfinder war dieſe Methode der Entwicklung aus tiefer Anſchauung des Syſtems der Natur hervorgegangen, ſie war eine Darſtellung der inneren Geneſis, der naturgemäßen Entwicklung, der innern Lebendigkeit der Objecte, die Methode hatte aufgehört, eine willkührliche, zufällige, ſubjective Behandlung zu ſeyn, ſie wurde als die eigene Entwicklung und immanente Bewegung des Gegenſtandes erkannt. Dieſer große und geiſtbefreyende Gedanke hätte die Folge haben ſollen, den größten Reichthum der Methoden zu enthüllen! *So viele Kategorien, ſo viele Methoden!* Aber durch Hegel und ſeine Schule wurde die Methode der Evolution, welche aus dem abſtract Einfachen durch die Dialektik der abſoluten Negativität das concret Wirkliche hervorgehen läßt, zur allgemeinen Norm. Es iſt hier nicht der Ort, die Gränzen zu bezeichnen, innerhalb welcher dieſe Methode die rechte iſt, und über welche hinaus ſie aufhört berechtigt zu ſeyn: nur dieß wollten wir andeuten, daß dieſe Methode unfähig iſt, die Principien für die geiſtig ſittliche Welt zu enthüllen. Die Ethik bedarf eines in ſich bedeutungsvollen, in ſich ſelbſtſtändigen Princips und einer dieſem Princip angemeſſenen Methode; aber nicht minder bedarf eines ſolchen verjüngenden Principes die Logik. Der Wille der göttlichen Weisheit iſt die Ethik, — der Act der göttlichen Wahrheit iſt der Logik principium. Möchte endlich in dem Kreiſe jener Schule das Vorurtheil ſchwinden, daß dieſe Methode, die ebendeshalb, weil ſie wahrhaft iſt in ihren Schranken, jenſeits derſelben dieß zu ſeyn aufhört, die allgemeine Form des geiſtigen Lebens und wiſſenſchaftlicher Entwicklung ſey, damit der Sinn für höhere Compoſitionen des Geiſtes, für freye Schöpfungen des Genie's wieder erwache, — damit *das Geheimniß der freyen Schöpfung* in ſeinem Abbilde, *im wiſſenſchaftlichen Syſtem*, wieder geahnet, geſucht und dargeſtellt werde!

In der Metaphyſik des göttlichen Weſens, in der *πρώτη φιλοσοφία*, iſt dieſe Methode der Evolution nicht anwendbar, — weil Gott ſich nicht in ſich entwickelt, weil der Unterſcheidungsact, in dem Gott ſeine Unendlichkeit enthüllt, ein ſolcher iſt, in dem das Verhältniß des Allgemeinen und Beſonderen, des Abſtracten und Concreten nicht Statt findet, weil Gott ſich in ſich verhält, indem er ſich aus ſich verhält, um ſich zu ſich zu verhalten. In dieſer lebendigen Selbſtbezeugung iſt nicht die Dialektik des Widerſpruchs, ſondern *die Einheit der Freyheit und der Liebe*, als poſitive Selbſtbejahung der Puls der Bewegung, der Lebendigkeit, der Verwirklichung: *die Kraft der Liebe, der Einigung iſt der Puls des göttlichen Lebens, der göttlichen Freyheit.*

Den Verf. vorliegender Schrift beherrſcht die Kategorie des Allgemeinen, Beſondern und Einzelnen, — die doch nur in der Sphäre des Lebens ihre wahre und eigentliche Stelle hat, — in all ſeinen Anſchauungen und Begriffen. Er ſagt: „Wenn die abſolute ethiſche Idee die Einheit des Allgemeinen, Beſondern und Einzelnen iſt; ſo giebt es — untergeordnete Erſcheinungen und bloße Uebergänge abgerechnet — in letzter Beziehung nur zwey Grundgegenſätze der ethiſchen Syſteme. Entweder nämlich wird die *Einzelheit* unmittelbar als das Allgemeine geſetzt und dieſes nur in jener

Form, die die Einzelheit anerkennt, oder aber das Allgemeine wird begriffen, als ſich beſondernde Subſtanz und die Einzelheit als bloß accidentelles Glied einer jener Beſonderungen. Jenes iſt die Grund-Anſchauung des ſubjectiven, dieſes die des objectiven Idealismus.“ (Der Grundgegenſatz der ethiſchen Syſteme liege unendlich tiefer als in dieſem Gegenſatze des ſubjectiven und objectiven Idealismus, er liegt in den oben angedeuteten Principien.)

„— — Das Syſtem muß auf dieſe Gegenſätze vielfach zurückkommen. Seine ganze Entwicklung iſt nichts, als die fortlaufende Verſöhnung derſelben. Denn ſie ſind nicht etwa von heute und geſtern oder willkührlich gemacht. Vielmehr ſind ſie die zwey extremen Punkte, zwiſchen welchen das Leben der Idee gleichſam beſtändig oſcillirt, wo das Allgemeine in das Beſondere und Einzelne einzuführen, und wenn dieß vollbracht iſt, das Einzelne wieder in das Allgemeine zu erheben, ihre ewige Bewegung iſt. Als dieſe immanenten Gegenſätze der Idee ſelbſt bilden ſie eben darum die zwey Grundrichtungen, wie der germaniſchen, ſo der helleniſchen Philoſophie, welche in jener nur zur ganzen Abſtraction des wiſſenſchaftlichen Bewußtſeyns gereinigt ſind. Wenn aber der Geiſt der Weltgeſchichte mit abſoluter Nothwendigkeit Alles ſchafft, was er der Erinnerung aufzubewahren für würdig erachtet, und wenn der einzige Unterſchied zwiſchen ſeiner Vor- und Nachwelt der iſt, daß er in der letzteren dieſelben Productionen nur realiſirter wiederholt, die er nach ewigen Geſetzen ſchon in der erſtern ans Tageslicht geboren, ſo wird auch der Verſuch der wahrhaften Verſöhnung der ſpeculativen Gegenſätze, den uns die Geſchichte wie jene Entzweyungen als eine der ſchönſten Erinnerungen der klaſſiſchen Zeit aufbewahrt hat, einer tieferen wiſſenſchaftlichen Realiſirung am Schluſſe unſeres Weltalters harren, als dieß an dem des klaſſiſchen möglich war.“

Dieſe Intention einer ſolchen Verſöhnung jener Gegenſätze, dieſe Erwartung, daß dieſe Verſöhnung werde zu Stande gebracht werden durch ein das Gebiet der ſittlichen Perſönlichkeit und das Gebiet der objectiven, univerſalen, ſittlichen Verhältniſſe zugleich umfaſſendes, im Geiſte Platons mit ariſtoteliſcher Kraft concipirtes Syſtem, dieſe theilen wir mit dem Verfaſſer. Aber er ſcheint ſich von dieſem Ziele durch ſein Buch mehr entfernt, als demſelben genähert zu haben, denn was allein im Stande iſt, die ethiſchen Principien und Syſteme des Alterthums „tiefer und wiſſenſchaftlicher“ umzubilden, daß ſie wiedergeboren erſcheinen und erfüllt, wie im neuen Teſtamente das alte erfüllt iſt, dieß iſt der Gedanke des heiligen Gottes, die Erkenntniß Gottes als des Urhebers der ſittlichen Welt. Wie wir oben geſagt, dem Volke Israels fehlte das Bewußtſeyn von der innern Wahrheit und Nothwendigkeit der göttlichen Gebote; der helleniſchen Welt aber fehlte das Bewußtſeyn von dem lebendigen Gott; das Buch Hiob hätte kein Grieche denken, die Erhabenheit der Pſalmen kein Grieche erreichen können. Dieſe Verbindung des Bewußtſeyns vom erhabenen Urſprung und der Erkenntniß von der innern Wahrheit und Nothwendigkeit der Tugend und der Pflicht würde ein ſolches Werk der Verſöhnung aller ſpeculativen Gegenſätze auf dem Gebiete der Ethik hervorbringen.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortſetzung.)

Placido Portal, Opere medico-chirurgiche. Napoli 1842.

Dr. C. F. v. Gräfe, Die Gasquellen Süd-Italiens und Deutſchlands. Berlin 1842.

Dr. G. Fr. Moſt, Die ſympathetiſchen Mittel und Kurmethoden. Roſtock 1842.

Dr. J. C. Wetzler, Beobachtungen über den Nutzen und Gebrauch des Keilſchen Magnet-Electriſchen Rotations-Apparates in Krankheiten. Leipzig 1842.

Dr. D. W. H. Buſch und Dr. A. Moſer, Handbuch der Geburtskunde. Lief. 1 — 12. Berlin 1842.

Andr. Boeckelmann, Nootwendig Bericht aengaende het afhalen van een doode Vrucht. Amsterd. 1677.

M. Lachapelle, Pratique des accouchemens. Vol. 1 — 3. Paris 1825.

J. J. Rychner, Hippiatrik. Th. 2. Bern 1842.

Dr. J. H. Gerold, Die Klauenseuche der Schaafe und deren Heilung auf electro-chemischem Wege. Halle 1842.

J. J. Rychner, Naturgeschichte des krankhaften Zustandes der Hausthiere. Bern 1843.

Fr. Forti, Libri due delle istituzioni civili accomodate all' uso del foro. Disp. 7 — 9. Firenze 1842.

G. F. Puchta, Cursus der Institutionen. Th. 2. Leipzig 1842.

Dr. C. F. Mühlenbruch, Lehrbuch der Institutionen des römischen Rechts. Halle 1842.

Dr. Ed. Fein, Das Recht der Collation, dargestellt nach den Grundsätzen des römischen Rechts. Heidelberg 1842.

Ergänzungen und Erläuterungen der preußischen Rechtsbücher durch Gesetzgebung und Wissenschaft. Zweyte Auflage bearbeitet von Graff, Römer und Simon. Abth. I. Bd. 8. 9. Breslau 1843.

Dr. C. F. Roßhirt, Das französische und badische Civilrecht. Bd. 1. Heidelberg 1842.

Dr. Joh. Fr. Budde, Ueber Rechtlosigkeit, Ehrlosigkeit und Echtlosigkeit. Bonn 1842.

Dr. H. Leo, Rectitudines singularum personarum. Halle 1842.

Dr. P. D. Christ. Paulsen, Lehrbuch des Privatrechts der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Kiel 1842.

A. J. L. Michelsen, Sammlung altdithmarischer Rechtsquellen. Hammerich 1842.

Dr. Ludw. Ed. Heydemann, Die Elemente der Joachimischen Constitution vom Jahre 1[illegible]. Berlin 1841.

L. Fr. Hezel, Uebersicht der die Gewerbe betreffenden Gesetze und Verordnungen in dem Königreiche Würtemberg. Heilbronn 1842.

P. E. Gspann, Abhandlung über die Fideicommisse. Nach den österreich. Gesetzen. Th. 1. 2. Wien 1842.

Jos. Wildner, Edler von Maithstein, Reflexionen über die Wirkungen der neuen Credits-Gesetze Ungarns. Pesth 1841.

A. Heidmann, Die österreichischen Civil-Gerichts-Ordnungen in ihren Parallelstellen. Wien 1842.

A. Floquet, Histoire du Parlement de Normandie. Vol. 5. 6. Rouen 1842.

Dr. L. Frey, Frankreichs Civil- und Criminal-Verfassung. Manheim 1842.

D. H. S. Collin och D. C. J. Schlyter, Westgota-Lagen. Codex juris Vestrogotici, cum notis criticis, variis lectionibus, glossariis locupletissimis ac indicibus nominum propriorum. Stockholm 1827. 4.

Henry Jeremy, An analytical digest of the reports of cases, decided in the courts of common law and equity, of appeal and nisi prius and in the ecclesiastical courts in the year 1841. London 1842.

Dr. W. E. Wilda, Geschichte des deutschen Strafrechts. Th. 1. Halle 1842.

Dr. Chr. G. N. David, Ueber die neueren Versuche zur Verbesserung der Gefängnisse und Strafanstalten. Kiel 1842.

Dr. G. Varrentrapp, Ueber Pönitentiarsysteme. Frankfurt 1841.

Revidirter Entwurf der Strafproceß-Ordnung für die preußischen Staaten. Th. 1. 2. Berlin 1841.

Dr. E. Platner, Quaestiones de jure criminum romano praesertim de criminibus extraordinariis. Marburg 1842.

Zusammenstellung der Strafgesetze auswärtiger Staaten nach der Ordnung des revidirten Entwurfs des Strafgesetzbuchs für die K. preußischen Staaten. Bd. 1 — 5. Berlin 1838 — 41.

Isid. Alauzet, Essai sur les peines et le système pénitentiaire. Ouvrage couronné. Paris 1842.

Dr. Ferd. C. Th. Hepp, Anklageschrift, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Strafverfahrens. Tübingen 1842.

Jos. Kitka, Ueber das Zusammentreffen mehrerer Schuldigen bey einem Verbrechen und deren Strafbarkeit. Wien 1840.

— — Ueber das Verfahren bey Abfassen der Gesetzbücher überhaupt und der Strafgesetzbücher insbesondere. Wien 1841.

George Fred. de Martens, Nouveaux supplemens au recueil de traités et d'autres actes remarquables, servant à la connaissance des relations étrangères des Puissances et Etats dans leur rapport mutuel, depuis 1761 jusqu'à present. T. III. 1806 — 18[illegible]. Gotting. 1842.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. April.

Nro. 68. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

System der speculativen Ethik, eine Encyklopädie der gesammten Disciplin der praktischen Philosophie ꝛc.

(Schluß.)

Dem Verf. scheint der lebendige Grund der sittlichen Welt „die absolute Idee.“ „Die Lösung dieser Gegensätze kann nur die absolute Idee selbst (selbst? selbstständig ist nur das Wesen, dessen Verhältnißart in sich selbst absolute Idee genannt werden mag) seyn, deren Erkenntniß und Durchführung das letzte Stadium der germanischen Philosophie bezeichnet. Indem diese Idee erkannt wird als die Substanz, welche ihr allgemeines Leben in die besondern Potenzen aus einander legt und diesem die Einzelnen als accidentelle Glieder zutheilt, aber so, daß die Einzelnen zurückgeben in die allgemeine Einheit und jeder die Totalität, obwohl nur in charakteristischer concreter Form als seine Seele in sich reflectirt; wird eben so sehr die Welt des Willens als der große Organismus des sittlichen Universums, wie darin die wahre Idee der Persönlichkeit begriffen und das geleistet, was die Philosophie längst als ihre Aufgabe verkündet hat, Gott als Subject, als Geist zu erkennen.“

Und doch ist eben diese Fassung der Substanz und ihrer accidentellen Glieder der Grund, warum diese Versöhnung dem Verf. nicht gelingt. Die Tugend als sittliche Persönlichkeit hat in diesem System nur die Bedeutung des Moments, und ist auch in der Darstellung im Verhältniß gegen den objectiven Theil der Ethik sehr beeinträchtigt und verkümmert worden. In einer Zeit, die zwischen Moral und Sittlichkeit einen Gegensatz festgesetzt hat, so daß ein Mensch moralisch seyn könnte ohne sittlich zu seyn, und eine sittliche Gemeinschaft existiren könnte, ohne daß diese Sittlichkeit der Gesammtheit gewirkt worden wäre durch den Geist, der die Einzelnen belebt und beseelt; in einer Zeit, die unfähig ist, von der Tugend erhaben zu denken, große Charaktere zu bilden und zu ertragen, — in solcher Zeit ist das Bild der Tugend, das Bild der Weisheit, — das Bild des Weisen in lebendiger Wahrheit in die Wissenschaft der Ethik aufzunehmen, des ethischen Schriftstellers erste Pflicht. Tugendlehre als Weisheitslehre im Sinne der Alten soll dargestellt und verkündigt werden!

Die Züge zu diesem Bilde haben wir nicht aus uns selbst zu erfinden, sie ist uns geschichtlich gegeben, seitdem die heilige Lauterkeit, die sittliche Wahrheit persönlich erschienen ist: sittliche Vollkommenheit ist, so zu seyn wie Jesus Christus gewesen ist. Und dem Begriffe des frommen Weisen entspricht in der objectiv sittlichen Welt, die Foderung eines Reiches der Wahrheit und Tugend, einer Gemeinschaft der Weisen und Guten.

Dem Verfasser ist Sittlichkeit (S. 3 und 4): „Die Verwirklichung des Selbstbewußtseyns in der eigenen Natur, wie in der tellurischen Leiblichkeit überhaupt, die Verklärung dieser beyden in jenem.“ Gemäß der Methode, welche der Verfasser befolgt, enthält der Schluß des Systems als die allzusammenfassende Einheit zugleich die Erfüllung des im Princip enthaltenen Postulates, und in welchem Sinne er nun diese Aufgabe fasse und die Verklä-

rung der Natur im Selbstbewußtseyn fodere, darüber belehrt uns sowohl das logische Eintheilungs- und Fortschreitungsprincip, das der systematischen Entwicklung der „reinen Ethik“ zu Grunde liegt, als auch das Resultat des ganzen Systems, wie dasselbe im Schlusse der ganzen Darstellung sich als die höchste Form der absoluten Sittlichkeit darstellt.

Hätte der Verfasser den Begriff der Selbstständigkeit des Geistes, die in ihrer göttlichen Genügsamkeit Heiligkeit, in ihrer ebenbildlichen Bedeutung Sittlichkeit ist, als der Ethik Princip erkannt, so würde nicht das Reich des selbstständigen Geistes so wie bey ihm auf das Gebiet der Menschlichkeit beschränkt worden und dieses Gebiet selbst in lebendigem Zusammenhang mit dem überweltlichen Reiche Gottes geblieben seyn „das reine ideelle Wesen des Willens ist eines mit dem ewigen Wesen des Absoluten, die ethische Metaphysik.“ (S. 24.) „Als Aufgabe der ethischen Metaphysik hat sich ergeben das Wesen des Willens zu begreifen. Dieses Wesen des Willens ist das Gute. (S. 25.) Das Gute ist das Positive des Willens das Was des Willens, die unendliche Einheit des Willens (S. 29, 30, 34).“ „Das Gute erweist sich als ein realer Lebensproceß und eben damit geht es aus der erscheinungslosen Idealität, in welchem es Object der Idealität ist, über in das Element der ethischen Anthropologie.“ (S. 39.) „Nur aus der Natur heraus gestaltet sich jedes ideelle Wesen als das Leben des reellen Willens aus seiner angeborenen Natur, — die ethische Anthropologie.“ Die ethische Anthropologie entwickelt sich im natürlichen Willen, im intellectuellen Willen und im Gewissen. „Wie endlich Beydes eins werde, wie jenes absolute aber doch ideelle Wesen des Willens sich zurückbilde in die Realität aber eben darum begeisterte Welt, dieser Proceß zeigt sich nach seinen allgemeinen Zügen in der ethischen Kosmologie.“ (S. 24.) Die ethische Kosmologie ist (S. 99.) „die Lehre vom Weltwerden der praktischen Idee;“ und die drey Theile der ethischen Kosmologie sollen nach dem Verfasser seyn, erstens das Sittliche als absolute Norm, zweytens das Sittliche im Element der Persönlichkeit, drittes das höchste Gut.

Dieser Grundbegriffe concrete Erfüllung stellt dar der zweyte Theil des Systems, der alle objectiven Verhältnisse und Darstellungen des sittlichen Lebens umfassend mit Recht eine Encyklopädie der gesammten Disciplinen der praktischen Philosophie genannt werden mag. Aber was ist nun aller Darstellungs- und Verwirklichungsformen der Sittlichkeit höchste Selbstverwirklichungsform? Nach dem Verfasser enthält das System der absoluten Sittlichkeit zuerst das System der religiösen Sittlichkeit, zweytens das System der intellectuellen Sittlichkeit, drittes das System der schönen Sittlichkeit (S. 506.). „Die schöne Sittlichkeit ist die dritte und letzte Form der absoluten Sittlichkeit. In ihr erscheint wie in der religiösen und speculativen Sittlichkeit die ethische Einheit gleich sehr in ihrer Unendlichkeit, in welcher sie über alle Naturunterschiede herausgeht und als der subjective Geist der Einzelnen, welche hier nur als begeisterte Organe der universellen ethischen Idee eine Geltung haben.“ Indessen (S. 507.) „der schöne Geist nimmt seinen absoluten Inhalt namentlich aus den letzteren Gebieten der religiösen und speculativen Sittlichkeit, und was er als solche vollbringt, ist wesentlich nur dessen fließende Hineinbildung in das ganz Concrete, Unmittelbare, Sinnliche, wesentlich nur die Form.“ Den Schluß bildet die schöne Sittlichkeit im Element der Gesellschaft, erstens das gesellige Gespräch, zweytens der Gesang und Tanz, drittens das Spiel, und zwar als letzte Art des Spiels, „in welchem einerseits die Totalität der sittlichen Potenzen als eine in sich geschlossene Geschichte, andererseits nicht bloß eine vereinzelte Fertigkeit der Subjecte sondern ihre ganze schön sittliche Persönlichkeit zur künstlerischen Darstellung gelangt, als Liebhabertheater.“ (S. 542.) „Dieses Ende der schönen Sittlichkeit ist aber zugleich der Schluß des ganzen Systems. Wenn die Anthropologie die Natur des Geistes, die Religionsphilosophie und Aesthetik das ideale Leben desselben darstellt, wie es zwar eine Verklärung der Natur ist, aber ohne schon in die Unendlichkeit der realen Gegensätze einzugehen, so construirt ihn die Ethik, wie er sich in diese Gegensätze vollständig einläßt, aber wie er sich in sie einläßt nicht nur in ihnen als Gegensätze zu verharren, sondern um sie einzubilden in die absolute Einheit und den Genuß

dieſer realen Verſöhnung zu gewinnen. — — — Dieſes Reſultat hat ſich der Geiſt in der ſchönen Sittlichkeit und zuletzt im Spiele geſchaffen; ſeine Welt iſt ihm ſo ſeine heimiſche Gegenwart geworden, in welcher er das Ziel ſeiner Zwecke und den Genuß ihrer vollſtändigen Verwirklichung hat, einen Genuß aber, welcher kein roh ſinnlicher, ſondern nur das Gefühl von einer ſo vollkommenen Einbildung der Einzelnen in das ethiſche Ganze iſt, daß die Darſtellung desſelben leicht, ohne die Härte des Gegenſatzes, ein rhythmiſches Spiel wird.“

Wir ſehen in dieſem Abſchluſſe der Ethik die nothwendige aber traurige Conſequenz der Apotheoſe des Diesſeits, welche die Verweltlichung der Religion und die Entweichung der Moral unausbleiblich nach ſich zieht. Wird der göttliche Geiſt mit dem Weltgeiſte identificirt, dann bleibt der Religion nur noch der Cultus des Genius, d. h. die Menſchen-Vergötterung und Anbetung übrig, und eine die ewige Beſtimmung des Menſchen läugnende Ethik wird — um ſelbſt die Sehnſucht nach einem Reiche, das nicht von dieſer Welt iſt, im Keime zu erſticken, — eifrigſt ſich bemühen, alle und ſogar die profanſten Formen des Weltlebens in einem verklärenden unächten Lichte erſcheinen zu laſſen.

Der „concrete Theil“ des Syſtems iſt ſehr reichhaltig und alle Verhältniſſe der rechtlichen Ordnung und der ſittlichen Welt umfaſſend: der Verf. iſt über die bloß ſubjective Anſicht der Ethik, als einer „Anweiſung für den Einzelnen zu einem vernünftigen Leben“ eben ſo erhaben, als über die Anſicht derer, „welche im Staat die höchſte, ja die einzige ethiſche Sphäre finden“: — „wie viel zu enge für die wahre Erkenntniß des Ganges der Weltgeſchichte ſind dieſe Auffaſſungen des Sittlichen!“ Er nimmt „das Wort Ethik in ſeinem wahrhaften antiken Sinne, in welchem es die Moral und Rechtslehre in ſich begreift.“ — Aber eine wahre Verſöhnung beyder Sittlichkeitsformen hat er nicht hervorgebracht: er hat unſere Sehnſucht nach einer Darſtellung der Sittlichkeit, in welcher der Begriff der ſittlichen Vollkommenheit und das Weſen der Tugend im Bilde des Weiſen ſich enthüllte und die Botſchaft des göttlichen Reiches der Tugend und Wahrheit im Sinne des höchſten ſittlichen Ernſtes erſchölle, ungeachtet aller ſcheinbaren Uebereinſtimmung mit ſolchen Forderungen völlig unbefriedigt gelaſſen. Die Ueberſchätzung jener im Reiche des Geiſtes ganz untergeordneten Sphäre, die Verwandlung des ethiſchen Geſichtspunktes in den äſthetiſchen zerſtört den Charakter unzerſtreuter Betrachtung, der auf dieſem Gebiete auch in der Darſtellung herrſchen ſoll. Der Verf. iſt ein conſequenter Syſtematiker und ein mit ſich ſelbſt übereinſtimmiger Charakter, es iſt ihm Ernſt mit dem, was er will, und er iſt ſtrenge gegen ſich ſelbſt; aber dieſe Strenge der wiſſenſchaftlichen Form iſt nicht erfüllt vom Ernſte der Weisheit. Der Ernſt der Weisheit iſt der höchſte ſittliche und geiſtige Ernſt, der das Heilige vom Profanen, die ſtille Größe von der glänzenden Erſcheinung, — und von der formellen Dialektik die productive Genialität unterſcheidet.

C. Bayer.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortſetzung.)

G. Schlesier, Mémoires et lettres inédits du Chevalier de Gentz. Stuttgart 1841.

C. Ferd. Lucchesi-Palli, Principes du droit public maritime et histoire de plusieurs traités que s'y rapportent. Paris 1842.

H. A. Zachariä, Deutſches Staats- und Landesrecht. Abth. 2. Göttingen 1841.

L. Bubl, Die Bedeutung der Provincialſtände in Preuſſen. Berlin 1842.

P. A. Pfizer, Gedanken über Recht, Staat und Kirche. Th. 1. 2. Stuttgart 1842.

Die Lehre von den Landſtänden nach gemeinem deutſchen Staatsrechte. Lemgo 1841.

H. B. Oppenheim, Der freye deutſche Rhein. Geſchichtliche und ſtaatsrechtliche Entwicklung der Geſetzgebung des Rheins. Stuttgart 1842.

Die ſtändiſche Monarchie. Verſuch einer ſtaatsrechtlichen hiſtoriſchen Begründung des Principes des Ständeweſens in der heutigen Monarchie, mit beſonderer

Bezugnahme auf Preuſſen und Deutſchland. Berlin 1842.

Alex. Müller, Sammlung aller in den deutſchen Staaten in den Jahren 1836 bis 1840 erſchienenen Staatsverträge, Geſetze und Verordnungen mit Beleuchtungen und Vorſchlägen zu legislativen Verbeſſerungen. Heilbronn 1842.

F. J. Perrot, Verfaſſung, Zuſtändigkeit und Verfahren der Gerichte der preußiſchen Rheinprovinzen in bürgerlichen Rechtsſachen. Th. 1. Trier 1842.

Chr. Flach, Entſcheidungen des Oberappellations-Gerichts zu Wiesbaden über wichtige Streitfragen des Civilrechts. Th. 1. Gieſſen 1842.

F. G. L. Strippelmann, Neue Sammlung bemerkenswerther Entſcheidungen des Oberappellations-Gerichts zu Caſſel. Th. 1. 2. Caſſel 1842.

N. C. Kist en H. J. Royaards, Archief voor kerkelijke Geschiedenis, inzonderheid van Nederland. Deel 13. Leiden 1842.

The British Critic and quarterly theological Review. Nr. 60 — 64. London 1842.

Dr. G. B. Winer, Handbuch der theologiſchen Literatur, hauptſächlich der proteſtantiſchen. 1. Ergänzungsheft zur 3. Auflage. Die Literatur von 1839 bis zu Ende des Jahres 1841. Leipzig 1842.

Jodocus Heringa, Eliza'sz, kerkelijke raadvrager en raadgever. Vol. 1 — 3. Utrecht 1819 — 1841.

Biblj ceská, to gest celé swaté, Pjsmo stárého y nowého zákona podle stárého etc. W Praze 1780 — 1786.

J. G. Vaihinger, Das Buch Hiob der Urſchrift gemäß metriſch überſetzt und erläutert. Stuttgart 1842.

Patrum apostolicorum opera ed. Hefele. Tubing. 1842.

Franc. de Lorenzana, Patrum Toletanorum quotquot extant opera. Vol. 1 — 3. Madrid 1782 — 93. fol.

A. Keller, Gesta Romanorum. Bd. I. Text. Stuttgart 1842.

G. F. Frank, Anſelm von Canterbury. Eine kirchenhiſtoriſche Monographie. Tübingen 1842.

Dr. E. W. Hengſtenberg, Die wichtigſten und ſchwierigſten Abſchnitte des Pentateuchs. Th. 1. Berlin 1842.

F. Nork, Bibliſche Mythologie des alten und neuen Teſtaments. Bd. 1 Stuttgart 1842.

J. H. Kurtz, Das moſaiſche Opfer. Ein Beitrag zur Symbolik des moſaiſchen Cultus. Mitau 1842.

Léon de Laborde, Commentaire géographique sur l'Exode et les Nombres. Paris 1841. fol.

G. L. Studer, Das Buch der Richter grammatiſch und hiſtoriſch erklärt. Bern 1842.

Dr. Fr. G. Lisco, Das Ceremonial-Geſetz des alten Teſtaments. Berlin 1842.

G. Fr. Daumer, Der Feuer- und Moloch-Dienſt der alten Hebräer. Braunſchweig 1842.

Dr. F. Ch. Baur, Die chriſtliche Lehre von der Dreieinigkeit und Menſchwerdung Gottes in ihrer geſchichtlichen Entwickelung. Th. 2. Das Dogma des Mittelalters. Tübingen 1842.

R. Engels, Geloofs-Roem. De leer der regtvaardiging door geloof in Jezus. St. 1 — 3. Groning 1835 — 1842.

Martinez de la Parra, Luz de verdades catolicas y explicacion de la doctrina christiana. Madrid 1788. fol.

Essai sur la formation du Dogme catholique. 2 Voll. Paris 1842.

Essays on the church 1840. By a Layman. London 1840.

Dr. W. Herrmann, Geſchichte der proteſtantiſchen Dogmatik von Melanchthon bis Schleiermacher. Leipzig 1842.

S. Taylor Coleridge, Aids to Reflection. London 1839.

Dr. B. J. Hilgers, Symboliſche Theologie. Bonn 1841.

E. B. Pusey, A letter to Richard, Lord Bishop of Oxford, on the tendency to Romanism. London 1840.

— — — The articles treated on in tract 90 reconsidered and their interpretation vindicated in a letter to the Rev. R. W. Jelf. Oxford 1841.

Fr. Denison Maurice, The kingdom of Christ, or hints to a quaker, respecting the principles, constitution and ordinances of the catholic church. Vol. 1. 2. London 1842.

W. E. Gladstone, Church principles considered in their Results. London 1841.

Samuel Chase, Antinomianism unmasked. London 1819.

(Fortſetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 22.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. April.

Nro. 69. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 11. Februar 1843.

1. Herr Hofrath von Schubert giebt Auszüge aus den neuesten Missions-Berichten von Labrador und Grönland über den Jahrgang 1841/42.

1. Aus Nain in Labrador vom July 1842.

Die Eskimos wurden im vergangenen Winter durch lange und schwere Krankheiten heimgesucht. Gegen Ostern und später war beynahe das ganze Volk krank, die Sterbfälle waren sehr häufig. Die Krankheit bestand in Husten, Schnupfen, Kopfweh, großer Schwäche und gänzlicher Lähmung der Glieder. Der Winter war lang und streng. Vom 1. Januar bis April war ungestümes Wetter, mit nicht sehr häufigem Schnee aber fast unaufhörlichen Stürmen, bey einer Kälte von — 16° — 28° R. Den 3. Juny erhielten wir erst offenes Wasser. Den 26. Juny sah ich an einem Lerchenbaume die ersten jungen, neuausschlagenden Nadeln so wie Weiden, deren Blätter hervorsproßten; am 6. July, an einer schneefreyen Stelle die erste Fichte, welche ausschlug.

2. Aus Hoffenthal in Labrador.

Wir hatten einen anhaltend kalten Winter mit viel Schnee. Vom December bis Anfangs Juny's trat fast niemals oder doch nur auf wenige Stunden Thauwetter ein, die Kälte stieg jedoch nur auf 28° R. Das Eis in den Buchten lag vom Ende Decembers 1841 bis Anfang Juny's des jetzt laufenden 1842ten Jahres. Von da an hatten wir einige Wochen schönes Wetter. Weißdorn und Schlehdornsträuche giebt es hier nicht. Die hiesigen Holzarten sind folgende: Fichten, amerikanische Weißtannen, Birken, Lerchen, Weiden- und Johannisbeersträuche. Nachdem es am 7. und 8. Juny bey gelindem Wetter geregnet hatte, fand ich schon am 10. einen ausgeschlagenen Birkenzweig; am 2. July fiengen die Johannisbeeren an zu blühen.

3. Aus Hebron in Labrador vom 26. Aug. 1842.

Der Winter trat spät ein und erst am 12. Januar d. J. froren die Buchten um uns her zu.

4. Aus Lichtenau in Grönland vom 14. Juny 1842.

An den Sommerseiten der Berglehnen fingen in der letzten Woche des May die Laubbirken an auszuschlagen und zu grünen. Von Straucharten habe ich in Grönland Wachholder, Bruchweiden, kriechende wie aufrecht stehende Strauchbirken, Erlensträuche und hier unter dem 60° auch den Pfaffenkäppchenstrauch (Evonymus europaeus) jedoch nur in den tiefer gelegenen Buchten und sehr geschützten Lagen gefunden. Wirkliche Bäume von der Stärke, und Höhe welche einem Gewächs diesen Namen geben, hat man in Grönland nicht.

5. Aus Neuherrnhut in Grönland vom 21. July 1842.

Der Winter war sehr gelinde, da die stärkste Kälte nur 16° R., bey nicht sehr viel Schnee be-

trug. In diesem Sommer ist wieder eine bedeutende Menge Treibholz an unsere Küste angeschwemmt worden, nachdem es in den letzten Jahren scheinen wollte als werde dasselbe ganz ausbleiben, so daß wir damals unser Holz zur Winterfeuerung 10 — 11 Meilen weit aus dem Innern des Landes, wo es sehr sparsam an den Fjarden wächst, holen mußten.

6. Aus Lichtenfels in Grönland vom 26. July 1842.

Der Winter war nicht streng und im Vergleich gegen sonst hatten wir sehr wenige Südstürme, welche immer das Allerunangenehmste im ganzen Winter sind. Die Grönländer hatten den ganzen Winter hindurch etwas Erwerb, namentlich auch an Fischen, worunter der treffliche Seekarpfen oder Rothfisch (Perca norvegica Fabr.). Es ist dieß nebst dem Salmenlachs, der aber nur an wenig Stellen gefunden wird, die einzige Fischart in Grönland, welche deutliche Schuppen hat.

---

2. Herr Conservator Dr. Steinheil berichtet über seine vereinfachte Methode, bey zur Nachtzeit sich ergebenden Brandfällen die Lokalität derselben genau zu bestimmen.

Durch die K. Regierung unterm 4. Dec. 1842 in Kenntniß gesetzt, daß man von Seite des hohen Ministeriums die allgemeine Einführung meiner Vorrichtung zur Ermittelung entfernter Brandstätten beabsichtige, und befragt um die Mittel, durch welche die Herstellungskosten geringer würden, ohne dem Zwecke zu schaden, nahm ich Veranlassung aus demselben Princip eine weit einfachere, dennoch eben so sichere Application als die Ihnen bekannte in Vorschlag zu bringen. Zur Completirung des Schutzes für denjenigen Theil unserer Umgegend, welcher für die Feuerwacht des St. Petersthurmes von der Frauenkirche gedeckt ist, wurde die Ausführung dieses Apparates auf dem nördlichen Frauenthurme beschlossen. Sie ist gegenwärtig in Arbeit. Diese wesentlich vereinfachte Vorrichtung beruht auf Folgendem:

Etwa 12 Zoll von einer Fensterscheibe, welche Aussicht nach dem zu schützenden Theil der Umgegend gestattet, wird, an festem Arm, eine Einsicht angebracht. Deren Oeffnung beträgt nur 1/2 Linie. Betrachtet man durch diese die Gegend und fährt den Umrissen zeichnend auf der Fensterscheibe nach, so entsteht das Bild der Gegend, was umgekehrt des Nachts die Feuerstätte bezeichnet. Ist die Brandstätte durch ein auf die Zeichnung geklebte Papierspitze fixirt, so wird ein weiß lakirtes Blech, was zugleich als Fensterladen dient, von außen an die Fensterscheibe angelegt, worauf die Zeichnung und die eingetragenen Namen leicht sichtbar werden. Bey dieser Einrichtung ist durchaus keine Parallare zwischen Zeichnung und Gegend merklich und Kurz- oder Weitsichtige sehen gleich gut ohne Glas.

Diese Vorrichtung scheint so einfach und entsprechend, daß die gegenwärtige Mittheilung wie ich hoffe der Classe nicht unangenehm seyn wird.

Nach Vollendung der Vorrichtung auf dem Frauenthurme werde ich durch specielle Beschreibung dieselbe zur öffentlichen Kenntniß bringen.

---

3. Der Herr Klassensekretär Dr. v. Martius legt der Klasse Notizen des Herrn Regierungsrathes, Grafen v. Münster in Bayreuth über einige merkwürdige fossile Pflanzen in Bayern sammt Abbildungen vor. Dieselben betreffen die Gattungen Sagenopteris Presl, Camptopteris Presl und Vittarsites Münster. Die ausführlichen Beschreibungen derselben hat sich der Hr. Verfasser für die nächsten Hefte seiner Beyträge zur Petrefaktenkunde vorbehalten.

Verzeichniß

der seit dem November 1842 bis Ende Februar 1843 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

I.

Vom Inlande.

a. Von gelehrten Gesellschaften.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik und deren Grundwissenschaften.

Jahrbuch für praktische Pharmacie und verwandte Fächer Bd. V. Heft V — VIII. Landau 1842. 8.

b. Von einzelnen Gelehrten.

Von dem Herrn Lamont, Conservator der k. Sternwarte in München:

a) Observationes astronomicae in specula regia Monachiensi institutae. Vol. X. (seu novae seriei Vol. V.) observationes annis 1835. 1836. 1837 factas continens. Monachii 1842. 4.

b) Stellarum Acervus in Clypeo Sobieskii ex observationibus in specula Monachiensi institutis. Monachii 1842. 8.

c) Nebula Orionis, ex observationibus in specula Monachiensi institutis. Monachii 1842. 4.

d) Annalen für Meteorologie, Erdmagnetismus und verwandte Gegenstände. Jahrgang 1842. II. u. III. Heft. München 1842. 8.

Durch Herrn Hofrath von Martius in München:

Antiquités Mexicaines, relations des trois expéditions de 1805. 1806 und 1807. Paris 1842. gr. fol.

II.

Vom Auslande.

a. Von gelehrten Gesellschaften:

Van het koninklijk Nederlandsche Instituut van Wetenschappen, Letterkunde en schoone Kunsten in Amsterdam:

Het instituut of Verslagen en Mededeelingen mitgegeven door de vier Klassen Nr. 1. 2. 3. 4. Amsterdam 1842.

Von der k. Preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen aus dem Jahre 1842 August bis December. 8.

Von dem Verein für Geschichte der Mark Brandenburg in Berlin:

a) Märkische Forschungen. 1. Band. Berlin 1841. 8.

b) Die Erwerbung der Mark Brandenburg durch das Luxemburgische Haus. Eine Gelegenheitsschrift vom Archivrath Dr. Riedel. Berlin 1840. 8.

c) Schauplatz der Thaten oder Aufenthalts-Nachweis des Kurfürsten Friedrich Wilhelm des Großen, von L. v. Ledebur. Berlin 1840. 8.

Von der Académie R. des sciences et belles lettres de Bruxelles:

a) Bulletins. Années 1832 — 1834. Tom. prem. Bruxelles 1839. 8. — Année 1842. Tom. neuvième I. partie. Bruxelles 1842. 8.

b) Nouveaux mémoires: Tom. X — XV. années 1836 — 1842. Bruxelles. 4.

c) Memoires couronnes. Tome XII. année 1837. XIII. et XIV. 1. a. 1838. XIV. 2. a. 1838 — 40. XV. 1. a. 1840 — 41. Bruxelles. 4.

d) Paléographie. Histoire litteraire (Extrait du tom. IX. Nr. 5. des Bulletins) 8.

e) Recherches sur les phénomènes (Extrait du tom. IX. Nr. 4. des Bulletins) 8.

f) Magnetisme terrestre (Extrait du tom. IX. Nr. 6. des Bulletins) 8.

g) Poëme sur le costume clerical (Extrait du tom. IX. Nr. 7. des Bull.) 8.

h) Instructions pour l'observation des phénomènes periodiques de l'homme par Schwann. (Extrait du tom IX. Nr. 7. des Bull.) 8.

i) Paléographie (Extrait du tom. IX. Nr. 8. des Bulletins) 8.

k) Météorologie (Extrait du tom. IX. Nr. 8. des Bull.) 8.

Von der Commission royale d'histoire de Bruxelles:

Compte-Rendu des séances. Tom. V. Séance du 3. Juillet 1841, 15. Decbr. 1841, 6. Aout 1842. Bruxelles 1841 — 42. 8.

Von der k. Societät der Wissenschaften in Göttingen:

Arnold Herrmann Ludwig Heeren. Eine Gedächtnißrede von Karl Hock. Göttingen 1843. 4.

Von dem Verein für Hamburgische Geschichte in Hamburg:

a) Zeitschrift. Ersten Bandes erstes und zweytes Heft. Hamburg 1841. 8.

b) Die alte Börse. Programm zur Einweihungsfeyer der neuen Börse. Hamburg 1841. 4.

c) Das älteste Hamburgische Handlungsbuch aus dem 14. Jahrhundert. Eine Jubelschrift von Laurent. Hamburg 1841. 8.

Von dem historischen Verein in Niedersachsen in Hannover:

a) Vaterländisches Archiv. Jahrgang 1841. Erstes bis viertes Heft. Hannover 1841. 8.

Jahrgang 1842. Erstes und zweytes Heft. Hannover 1842. 8.

b) Ein Haus der Väter, (mit 1 Lithographie) von Dr. Wilh. Blumenhagen. Hannover 1839. 8.

c) Statistik der im Königreiche Hannover vorhandenen heidnischen Denkmäler, von Karl Wächter, Forstrath. Hannover 1841.

Von der Holländischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Harlem:

Natuurkundige Verhandelingen. Zweite Verzameling. 2. Deel. Harlem 1842. 4.

Von dem Vogtländischen alterthumsforschenden Verein in Hohenleuben:

a) Nariscia. Mittheilungen aus dem Archiv. I — IV. Lieferung. 1829 — 37. 8.

b) Jahresberichte, zwölfter bis sechzehnter (1837 — 41.) 8.

c) Nachrichten an die Mitglieder. Erste Abtheilung. Katalog der Vereinsbibliothek. Schleitz 1836. 8.

Von dem Verein für Hessische Geschichte und Landeskunde in Kassel:

a) Zeitschrift. 1. Bd. 1 — 4. Heft. Kassel 1835 — 37. — 2. Bd. 1 — 4. Heft. 1838 — 40. — 3. Bd. 1. 2. Heft. 1841 — 42.

b) Erster Supplementband. Die Rittergesellschaften in Hessen, während des 14. und 15. Jahrhunderts. Kassel. 8.

Von der k. deutschen Gesellschaft in Königsberg:

Historische und literarische Abhandlungen. 1. 2. Sammlung. 1830 — 32. — 3. 4. Sammlung. 1834 — 38. Königsberg. gr. 8.

Von der k. Gesellschaft für nordische Alterthumskunde in Kopenhagen:

a) Jahresversammlung 1842. Kopenhagen 1842. 8.

b) Mémoires 1838 — 1839. Copenhague. 1840. 8.

c) Annaler for nordisk oldkyndighed. I — IV. Bd. Kjöbenhavn 1838 — 1843. gr. 8.

d) Descubrimiento de la America en el siglo decimo. Caracas 1839. 12.

e) Wiadomosc o odkrycin Ameryki wdziesiatym wieku. Wkrakowie 1838. 12.

f) Értekezés Amerika. selfödöztetéséröl a Tizedik Században. Pesten 1842. 8.

g) Memoria sulla scoperta dell' America, nel secolo decimo; dettata in lingua Danese da Carlo Christiano Rafn. Pisa 1839. 8.

Von der Zoological Society of London:

a) Catalogue of the Mammalia (Second Edition) London 1838. 8.

b) Supplement of the catalogue of the Mammalia. London 1839. 8.

Von der Geological Society of London:

Proceedings. Vol. III. Part. II. 1842. Nr. 87. 89. 90. 8.

Von der Committee of Physics and Meteorology of the royal Society of London:

Revised instructions for the use of the magnetic and meteorological observatories and for the magnetic surveys. London 1842. 8.

Von der Societe royale d'Agriculture de Lyon:

Annales des sciences physiques et naturelles d'agriculture et d'industrie. Tom. IV. année 1841. Lyon et Paris. 4.

Von dem Gartenbau-Verein in Mainz:

Erster und zweyter Jahresbericht. Maiz 1841. 1842. 8.

Von dem Hennebergischen alterthumsforschenden Verein zu Meiningen:

a) Vereinsschrift. Beyträge zur Geschichte deutschen Alterthums. Dritte und vierte Lieferung. Meiningen 1839 — 42. 8.

b) Hennebergisches Urkundenbuch. Erster Theil von DCCCXXXIII bis MCCCXXX. von Karl Schöppach. Meiningen 1842. 8.

c) Chronik der Stadt Meiningen. Erster Theil von 1676 — 1834. Zweyter Theil von 1676 — 1834. Meiningen 1834 — 35. 4.

d) Die ehernen Denkmäler Hennebergischer Grafen in der Stiftskirche zu Römhild, von A. W. Döbner. Meiningen 1840. Fol.

e) Programm zur zehnten Jahresfestfeyer am 14. November 1842. Vom Vereinsdirektor Ludw. Bechstein. Meiningen 1842. 4.

f) Statuten des Vereins. Meiningen 1838. 8.

(Fortsetzung folgt im nächsten Bulletin.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. April.

Nro. 70. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Chemie als natürliche Grundlage wissenschaftlicher Natur- und Gewerbkunde nach den wichtigsten Resultaten physikalischer und chemischer Forschungen, über die Bestandtheile, Zusammensetzungsweise und Beschaffenheit in Künsten und Gewerben anwendbarer Körper. Von Karl August Neumann, k. k. wirklichen Gubernial- und Commerzrath, emeritirtem Professor der Chemie und Technologie, Mitgliede mehrerer gelehrten Gesellschaften. Prag bey J. G. Calve und Frankfurt a. M. bey J. C. Hermann. 1842 in gr. Fol. 158 S.

Ein Werk über Chemie in gr. Fol. wie das vorliegende, gehört unstreitig seit dem rastlosen Wirken der Alchemisten zu den seltenen Erscheinungen; wenn man aber bedenkt, daß der Verf. seiner Arbeit große Tabellen beyzufügen genöthigt war, so läßt sich die Wahl dieses Riesenformates doch bis auf einen gewissen Grad rechtfertigen.

Der Verf., welcher die Idee einer synthetischen Auffassung aller materiellen Gebilde ein halbes Jahrhundert hindurch hegte und pflegte, wie schon aus seinem im Jahre 1810 erschienenen Lehrbuche der Chemie zum Theil zu entnehmen ist, konnte erst zur Ausführung derselben gelangen, als ihm nach vieljährigem Geschäftsleben die hiezu erforderliche Muße zu Theil geworden.

Er versichert im Voraus, daß in dieser Schrift keine aus Hypothesen hervorgegangenen Phantasien, sondern Resultate mühsamen Forschens nach einfacher Gesetzmäßigkeit materieller Erscheinungen mitgetheilt werden sollen und daß er kein System der Chemie aufzustellen, sondern der Systemsucht unserer Tage entgegen zu wirken Willens sey.

Nach der Einleitung und einem Artikel Naturerscheinungen bezeichnet, in welchem Materie, Atome und Elemente berührt werden, geht der Verf. über zu den chemischen Erscheinungen und zu der gleichen Gesetzmäßigkeit derselben. Er beginnt damit zu behaupten, daß ein die ganze Natur umfassendes geistiges Princip vorhanden seyn müsse, welches die Grundbestandtheile aller Körper nicht bloß nach gewissen Gestalten vereinigt, sondern ihnen auch individuelle, durch besondere Eigenschaften sich ankündigende Natur-Charactere giebt und dieselben bis zu ihrer Auflösung fortdauernd erhält. Ohne dieses geistige Princip sey keine Gestaltung, kein individueller Character in der mineralischen, vegetabilischen und animalischen Natur denkbar. Daß so viele Fossilien theils magnetische, idioelektrische und andere Pole besitzen, beweist aufs deutlichste, daß auch in ihnen ein geistiges Princip waltet, welches bey chemischen Untersuchungen eben so wie das Leben eines Thieres bey seiner Tödtung entschwindet. Von diesem Lebendigen findet die chemische Kunst eben so wenig etwas in dem befruchtenden Blüthenstaube, in der zeugenden Samenfeuchtigkeit, als im Krystallkern mineralischer Substanzen. Als todte oder leblose Massen könnten Mineralien nur gelten, wenn angenommen würde: jedes Glied, jeder Körper des Mineralreichs, jedes Grundelement derselben sey todt; mineralische Krystalle seyen, bey allem Zauber der äußern Erscheinung, im Vergleiche mit Pflanzen, geschweige mit Thieren, doch nichts

weiter, als starre unempfindliche Massen ohne den geringsten Schein einer von ihnen ausgehenden Entwicklung oder allmähligen Formvergrößerung und Zunahme an Stärke und Umfang der Theile. Ohne alle diese Zustände des Wechsels und der Veränderung in den Theilen und im Ganzen, die bey Pflanzen und Thieren das Wachsthum genannt werden, wären mineralische Körper nichts mehr und nichts anderes als chemische Produkte einer todten Natur, abgerissene, gewaltsam getrennte Theile des starren an sich selbst todten Erdballs, und könnten als solche nie mit den belebten Theilen der Pflanze, viel weniger mit denen der sich willkührlich bewegenden Thiere zusammengestellt werden. Ein Wachsthum wie Pflanzen und Thiere hat das Mineral, das Felsstück, der Stein freylich nicht, am wenigsten nach bereits erfolgter Trennung vom Muttergestein, von seiner eigentlichen Geburts- und Lagerstätte und seinem Zusammenhange mit dem Gesammtganzen der Erde.

Aber eben weil das losgerissene Mineral nur als ein chemisches Erzeugniß erscheint, dessen Wachsthum längst beendigt ist, ist es von den mit inneren Organen begabten Pflanzen und Thieren verschieden und weil sein Wachsthum durch eigenthümliche Kraftäußerungen, durch Aggregation homogener Theilchen erfolgte, ist es für unsere Sinne unverkennbar und ein in diesem Zustande sich befindendes Mineral ist nur als ein Theil eines Organs zu betrachten. Die Zunahme der in den Organen der Pflanzen und Thiere entstehenden Producte erfolgt ebenfalls durch Aggregation ihrer Theile, der Wahrnehmung durch unsere Sinne entzogen. An Mineralien geht die Art des Wachsens durch chemische Action größtentheils in der stillen Nacht der Unterwelt vor, wo bey der Langsamkeit des Bildungsprocesses ihre wunderbare Entstehung nicht mit Deutlichkeit und Bestimmtheit betrachtet werden kann; durchaus ist aber nicht zu läugnen, daß sie an der Oberfläche der Erde, in Höhlen und Klüften, bey kalten und heißen Quellen, im Gebiete thätiger Vulkane und an vielen andern, durch besondere Umstände begünstigten Oertlichkeiten, zum Theil vor unseren Augen noch immer, aber ebenfalls langsam, vorgeht. Eine weit größere Reihe auffallender Wunder verkündigt freylich die so mannichfaltige, so große und unermeßliche Kräfte entwickelnde Oberfläche des Erdballs in zahllosen Geschlechtern der Pflanzen- und Thierwelt, in dem eigentlichen Gebiete einer Fülle lebender Wesen, die in Myriaden von Individuen vertheilt, Nahrung und Bestand von der Erde erhalten.

Die bisher gezogenen Gränzen zwischen lebendiger und todter Natur verschwinden indeß, wenn sich der menschliche Geist auf einen der unermeßlich großen Natur würdigen Standpunkt erhebt. Ein unbegreifliches Urleben waltet, ewig bewegend und verändernd in allen willkührlich gesonderten Reichen der Natur. Unverkennbar ist eine Allbildende, Allbelebende Kraft, die im ganzen Gebiete ihrer Phänomene, so weit diese bekannt und von welchen die angenommenen Reiche nur Abstufungen sind, zwar unbegreiflich verschieden, in den Aeußerungen ihrer Wirksamkeit aber immer nur eine und dieselbe ist. Diese Urkraft, die in allen Reichen der Natur den höchsten Fragen und Anforderungen begegnet, kann aber keine andere seyn, als jene, die sich unserer Sinnlichkeit am nächsten in den Aeußerungen des Electromagnetismus und seiner Polarität ankündigt. Mit diesem sind die Gränzen unserer Beobachtungen abgeschlossen, über diesem hinaus haben wir das Grund- oder Urgesetz zu denken, das durch alle Theile unseres Planeten im Bereiche unseres Sonnensystemes durch das ganze Universum herrscht, dem alle Weltkörper in ihren ewigen Bahnen folgen und an das jedes Leben in ewig wechselnden Beziehungen, aber fest und unerschütterlich gebunden ist. In dieser Urkraft ist jede Ursache des Bildungstriebes für das Mineralreich, wie für das Thier- und Pflanzenreich unserer Erde zu suchen.

Eben so wenig, als es trotz unermüdlichen Forschungen bekannt geworden ist, wie im thierischen Organismus aus derselben allgemeinen Blutmasse die verschiedenen, zwar unter einander vereinzelten, aber doch zu einem gemeinsamen Zwecke verbundenen Organe, ein Herz, eine Lunge, Drüsen, Muskeln und Knochen sich neben einander gestalten und sich allmählig vor unsern Augen entwickeln, eben so wenig wird jemals gefunden werden, wie die verschiedenen Gebilde des Mineralreichs in endlosen

Zeiträumen entstanden sind. Alle Forschungen darüber können nur zeigen, wo die Gränzen des Erreichbaren für unsere Wißbegierde gesteckt sind; die Geheimnisse der Schöpfung zu ergründen, sind Geschöpfe weder berufen noch befähigt.

Man sieht, daß der Verf. nicht abgeneigt ist, den Mineralien, so lange sie nicht von ihrer Entstehungsörtlichkeit getrennt vorkommen, eine Art Leben beizumessen, obgleich in einem viel geringerem Grade, wie dieß bey Pflanzen und Thieren der Fall ist, eine Ansicht, welche indeß in früherer Zeit schon aufgestellt wurde.

Der Verf. geht zu den Grundkräften der Materie über und mochte nicht unbeachtet lassen, daß mit den Ausdrucken Attraction, Gravitation, Magnetismus, Electricität, Affinität, Katalyse, selbst Licht und Wärme auch nur Erscheinungen der ersten Ursache, als Grundkräfte der Materie zu berechnen seyen.

Die Erscheinungen, welche man bey der Attraction und beym Magnetismus wahrnimmt, werden mit großer Umsicht und Genauigkeit beschrieben. Vorzüglich lehrreich ist das Kapitel über die chemischen Wirkungen der Electricität. Schon Priestley hatte 1787 wahrgenommen, daß der electrische Strom Verbindungen bewirke, indem er aus Sauerstoffgas und Stickstoffgas eine Saure erzeuge. Nicolson und Carlisle zersetzten das Wasser durch den electrischen Strom; aber die wichtigsten und folgenreichsten Trennungen bewirkte Davy 1806 durch Anwendung der langsam und kraftig stromenden Berührungs-Elektricität auf Alkalien und Erden.

Auch war es von großem Interesse, für das Gebiet der Chemie, daß Becquerel im Jahre 1830 gefunden, daß durch langsam wirkende Berührungs-Elektricität auch Verbindungen starrer Korper, wie Erde, Verbindungen von Schwefel, Jod und selbst mehrere Salze, deren Darstellung auf gewöhnlichem chemischen Wege nicht oder nur sehr schwer gelingt, im krystallisirten Zustande hervorgebracht werden können, die den von der Natur erzeugten so ähnlich sind, daß die Vermuthung die größte Wahrscheinlichkeit erhalten hat, es sey bey ihrer Bildung in der Natur eine gleiche Thatigkeit der Elektricität im Spiele gewesen.

Ueber die Natur und Ursache des Lichtes giebt der Verfasser keine Aufschlüsse, sondern betrachtet es als ein Princip, dessen Wesen völlig unbekannt ist.

Bey vielen Korpern nehmen wir wahr, daß sie eine wunderbare, lichteinsaugende und lichtausströmende Kraft besitzen, eine Kraft, welche von Beccaria und Dufay allen Körpern mit Ausnahme der Metalle zugeschrieben wird, obgleich man späterein beobachtete, daß das Leuchten mehrerer Substanzen ein langsames Verbrennen zu Grunde habe. Viele Körper besitzen diese Kraft ursprunglich, bey andern wird sie durch Kunst hervorgerufen. Man bezeichnet sie mit dem Namen Lichtmagnete, Lichttrager, Pyrophore, Leuchtsteine. Als einfache Leuchtsteine sind am bekanntesten: Schwefelstrontium, Schwefelbarynm, Schwefelcalcium. Bach entdeckte, daß durch Behandlung der meisten Metalloxyde mit Schwefelverbindungen und Ammoniak Schwefelmetalle erhalten werden, wovon einige so starke Leuchtkraft besitzen, daß deren Licht schon am hellen Tage wahrzunehmen ist. Die durch Anwendung von Antimon und Zink dargestellten Pyrophore leuchten weiß, die von Zink fegrun, die von Kadmium gelblich und die von Arsenik schon blau.

Unter den vielen Mineralien, welche schon langst als natürliche Lichtreger bekannt sind, ist das merkwürdigste der röthlich violette Flußspath von Nertschinsk unter den Benennungen von Chlorophan oder Pyrosmaragd bekannt, obgleich alle übrigen Varietaten der Flußspathe auch mehr oder weniger phosphoresciren. Wenn der Chlorophan nur einige Minuten dem Sonnen- und Kerzenlichte ausgesetzt wird, so leuchtet er 3 bis 4 Wochen und kann nach dem Erlöschen sowohl durch die Wärme der Hand, als auch durch die des Hauches wieder stark leuchtend werden. Ein Stück Chlorophan, welches seine Leuchtkraft durch Glühen verloren hat, kann dieselbe durch den elektrischen Funken wieder erlangen.

Es wird hier noch der von Morechini angegebenen Entdeckung gedacht, nämlich, daß der violette Lichtstrahl Magnetismus zu erregen im Stande sey, was indessen später von Seebeck, Rieß und

Moser widerlegt wurde und wohl als unrichtig zu betrachten ist.

Die Einwirkungen des strahlenden Lichtes auf wägbare leblose Massen, die in Trennungen chemischer Elemente bestehen, und deren Erfolge nicht nur Bildung neuer Färbungen, sondern auch anderer Eigenschaften der Körper sind, können unbedenklich als rein chemische Wirkungen angesehen werden. Dahin gehören, daß der Phosphor an der Sonne roth und das Silber schwach gelblich wird. Die weiße Salpetersäure färbt sich roth. Reducirt werden die Oxyde von Queckſilber, Gold, braunes Bleyhyperoxyd ꝛc. Hier werden alsdann die besondern Einwirkungen erwähnt, welche das Licht auf Pflanzen und auf Thiere ausübt.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

Rob. Vaughan, Congregationalism. London 1842.

Amand Saintes, Histoire critique du rationalisme en Allemagne depuis son origine jusq'à nos jours. Paris 1841.

My life, by an Ex-Dissenter. London 1841.

Charles P. M' Ilvaine, Oxford Divinity compared with that of the Romish and Anglican churches. London 1841.

T. Neri, Apologia del Savonarola. Fiorenza 1564.

Espejo de la consciencia qui trata de todos los estados assi eccles. como seglares. Toledo 1525. fol.

J. Böhme, sämmtliche Werke, herausgegeben von K. W. Schiebler. Th. 1—4. Leipzig 1842.

Aug. de S. Ildefonso, theologia mystica. s. l. et a. fol.

Ant. Arbiol, Mystica fundamental de Christo, explicada por San Juan de la Cruz. Madrid 1761. 4.

J. E. Nieremberg, Obras christianas. Vol. 1. 2. Madrid 1665. f.

Fr. A. de Lorenzana, Cartas pastorales y edictos. Mexico 1770. fol.

Missale secundum ritum ac consuetudinem insignis ecclesiae Tirassonensis. Sarag. 1529. fol.

— — secundum consuet. rom. et ordinis fratrum S. Hieronymi. Sarag. 1501. 4.

Bernardus Bissus, Hierurgia. Vol. 1. 2. Genuae 1686. fol.

Dr. G. W. Weiß, Versuch einer Theorie und geschichtlichen Uebersicht des Kirchenliedes. Breslau 1842.

Breviarium Gothicum secundum regulam Isidori Archiepiscopi Hispalensis. Matriti 1775. f.

Simon Lomnicky z Budce. Kancyonál aneb Pjsne nowé hystorycké, u. s. w. W Praze 1808. 4.

Fr. Hurter, Die Befeindung der katholischen Kirche in der Schweiz seit dem Jahre 1831. Abth. 1—3. Schaffhausen 1842.

Fr. L. Graf zu Stolberg, Geschichte der Religion Jesu, fortgesetzt von Fr. von Kerz. Band 37. Mainz 1842.

Gonz. Davila, Teatro eclesiastico de la primit. iglesia de las Jndias occidentales. Vol. 1. 2. Madrid 1649. fol.

M. de Anguiano, Epitome historial y conquista espiritual del imperio Abyssino en Etiopia. Madrid 1706.

J. L. Jacobi, Die Lehre des Pelagius. Ein Beytrag zur Dogmengeschichte. Leipzig 1842.

A. de Beaufort, Histoire des Papes depuis Saint Pierre jusqu'à nos jours. Vol. 1—4. Paris 1841.

Joq. Traggia, Aparato a la historia eccles. de Aragon. Vol. 1. 2. Madrid 1792.

Edw. Burton, Lectures upon the ecclesiastical history of the first three centuries, from the crucifixion of Jesus Christ to the year 313. Vol. 1. 2. Oxford 1839.

S. R. Maitland, Notes on the contributions of the Rev. George Townsend's to the new edition of Fox's Martyrology. Part I. London 1841.

Fr. Andr. Ximenez, Descripcion del real Monasterio de San Lorenzo del Escorial, con vistosas láminas. Madr. 1764. fol.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. April.

Nro. 71. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Chemie als natürliche Grundlage wissenschaftlicher Natur- und Gewerbkunde nach den wichtigsten Resultaten physikalischer und chemischer Forschungen ꝛc.

(Fortsetzung.)

Der Ueberblick aller durch das Licht hervorgerufenen Erscheinungen führt den Verfasser zu dem Schlusse: das Licht wirkt auf alle materiellen Substanzen mit einer Kraft, die so wenig bekannt ist, wie die des Magnetismus, der Electricität und Affinität wägbarer Stoffe; es erscheint mit wägbaren Stoffen vereinigt und tritt aus dieser Vereinigung ohne wahrnehmbare Veränderung der Aggregation strahlend hervor und ist darin von der Wärme verschieden; es setzt wägbare Elemente in Affinitäts-Wirkungen, die zunächst dem Auge durch zahllose Farbenspiele wahrnehmbar werden.

Dem Lichte läßt der Verf. seine Ansichten über Wärme folgen. Der Ausdruck Wärme wird nach ihm in dreyerley Bedeutung gebraucht, indem damit bezeichnet wird: 1) eine Empfindung, welche durch unser Gefühl erkannt wird. 2) Derjenige Zustand der Körper, in welchem sie diese Empfindung hervorbringen. 3) Die Ursache jener Empfindung und des warmen Zustandes der Körper. In Beziehung auf diese Erscheinungen sind auch die Bezeichnungen **Wärmestoff, Wärmethätigkeit, Ausdehnungsstoff und Wärmeprincip gebräuchlich.** Das Wärmeprincip ist ein in der größten Fülle verbreitetes Attribut unseres Erdballes; es ist in jedem bekannten Theile desselben vorhanden. Vom Einfluß der Wärme sind die verschiedenen Formen aller auf dem Erdballe vorkommenden Körper abhängig; sie werden durch Einwirkung der Wärme hervorgebracht und erhalten, durch ihren vermehrten oder verminderten Einfluß aber verändert.

Ohne das Vorhandenseyn von Wärme könnte der Erdkörper nur als eine unförmliche, undurchdringliche Masse gedacht werden; der bekannte Theil desselben nur als feste Rinde, das Weltmeer nur als Eis und selbst die Atmosphäre nur als starre Masse.

Die Bewegung der Wärme ist bey weitem nicht so schnell, wie die des Magnetismus, der Electricität und des Lichtes, sie erfolgt in meßbaren Zeiträumen: ihre Intensität und wahrscheinlich auch die Schnelligkeit ihrer Bewegung ist nach dem Widerstand der Körper, in welchem sie sich bewegt, verschieden und steht im verkehrten Verhältniße der Quadrate der Entfernung von der Quelle.

Der freyen Wärme Hauptwirkung ist Ausdehnung, Raumvergrößerung, wovon wahrscheinlich auch jene eigenthümliche Empfindung, die Erwärmung genannt wird, die Folge ist. Starre Körper erleiden wegen der geringen Beweglichkeit ihrer Theile eine bey weitem geringere Ausdehnung, als flüssige und luftförmige.

Hier werden nun die verschiedenen Arten von Thermometern und Pyrometern sehr umständlich beschrieben, wovon wir die Einzelnheiten übergehen.

Wenn Chlorgas hier von dem Verf. zu den permanent elastischen Gasarten gezählt wird, so ist dagegen zu erinnern, daß dieß Gas nach Faraday, Bussy und andere durch Druck und Abkühlung in

eine dunkelgelbe Flüssigkeit condensirt werden kann, weßhalb demselben die ihm zugeschriebene Permanenz nicht zukömmt.

Der Artikel Eigenwärme ist von dem Verf. mit besonderer Vorliebe abgehandelt, indem derselbe als Antwort auf eine Preisfrage verfaßt wurde. Die Menge der in ungleichen Körpern gebunden bestehenden Wärme ist nicht nach einer der Wärme selbst eigenthümlichen Gravitation zu messen, sondern nur nach den Gewichten der Körper, in welchen sie gebunden ist, und auch nach diesen nicht unmittelbar, sondern nur nach den Veränderungen, welche diese erleiden, mithin abgeleitet zu schätzen. Als Einheitsmaaß dieser Veränderungen und der dieselben bewirkenden Wärmemenge wird diejenige Wärmemenge angenommen, wodurch die Temperatur der Körper um einen gleichen Grad des Fundamental- oder Hauptmaaßes verändert wird. Da die Capacität oder Fähigkeit ungleicher Körper von gleichem Gewichte, bey ihrer Erwärmung um gleich viele Grade eine ungleich große Wärmemenge in sich aufzunehmen, ebenfalls verschieden ist, die Menge der Wärme aber, die ein Körper nöthig hat, um mit einem andern Körper von gleichem Gewichte eine gleiche Temperatur zu haben, seine specifische Wärme heißt, so verhalten sich die specifischen Wärmemengen zwischen zwey Körpern wie ihre Wärmecapacitäten und die specifische Wärme der Körper wird gefunden, wenn die Capacität eines jeden Körpers mit der eines andern verglichen wird.

Die drey bekannten Verfahrungsarten, die specifische Wärme der Körper kennen zu lernen, werden hier mit den erforderlichen Einzelnheiten angegeben, nämlich das Eintauchen eines erwärmten Körpers in kaltes Wasser, das Zusammenbringen eines erwärmten Körpers mit Eis im Calorimeter von Lavoisier und Laplace und dasjenige Verfahren, nach welchem ein erwärmter Körper sich desto schneller bis zu der Temperatur des Mediums abkühlt, je geringer seine Capacität für die Wärme ist. Die letztere Verfahrungsart wurde schon von Tobias Mayer vorgeschlagen, aber durch Dulong und Petit wurde sie der Vollkommenheit näher gebracht und von Regnault ist sie mit der größten Genauigkeit durchgeführt worden.

Aus den Versuchen von Dalton, Regnault ꝛc. ergiebt sich das Gesetz: die Mengen specifischer Wärme einfacher Körper stehen im geraden Verhältniße ihrer Mischungs- und Affinitäts-Kräfte. Da die Erfahrung gelehrt hat, daß auch die specifischen Wärmemengen zusammengesetzter Körper mit diesem Gesetze übereinstimmen, so ist die specifische Wärme zusammengesetzter Körper die Summe derjenigen Wärmequantitäten, welche ihren Elementen in denjenigen Aggregationsständen eigenthümlich sind, in welchen dieselben in der Verbindung bestehen. Demnach ist die specifische Wärme starrer zusammengesetzter Körper gleich der Summe, die sich ergiebt, wenn die specifischen Wärmemengen ihrer einfachen Stoffe im starren Zustande addirt werden, was auch mit tropfbarflüssigen, dampfförmigen und luftförmigen zusammengesetzten Körpern der Fall ist.

Was die Wärmeleitung betrifft, so erfolgt die Fortpflanzung der Wärme in starren festen Körpern schneller, als in den tropfbaren und elastisch flüssigen. Die Leitungsfähigkeit der Körper steht jedoch nicht mit ihrer Dichtigkeit im gleichen Verhältnisse, sondern ist auch von ihrer Capacität für die Wärme oder ihrer Affinität zu derselben abhängig. Die Metalle als die dichtesten Körper sind die besten Wärmeleiter, aber unter den starren Körpern ist der lockere Schnee einer der schlechtesten Wärmeleiter, so wie überhaupt alle Körper, welche eine ungleiche Dichtigkeit besitzen, weil in denselben die Wärme oft in einen neuen Körper von verschiedener Dichtigkeit überzugehen hat und mehrere Schichten von ungleicher Beweglichkeit dem Fortgange der Wärme größeren Widerstand entgegen setzen, als eine gleiche Dichtigkeit.

Affinitäts-Erscheinungen. Durch Verwandtschaft oder Affinität im Sinne der Chemiker wird ein Bestreben angedeutet, eine Neigung ungleichartiger Körper, sich zu einer gleichartigen Masse zu vereinigen. Alle Stoffe unseres Planeten besitzen Affinität zu einander, alle sind fähig, sie unter bestimmten Bedingungen gegen einander auszuüben und unterliegen unter geeigneten Umständen ihrer Wirkung. Ueben Stoffe nicht unter allen bekannten Umständen gegenseitig Affinität

aus, so ist es bloß dem zuzuschreiben, daß sie durch überwiegende der Affinität entgegen wirkende Kräfte daran verhindert werden.

Indem der Verf. die von Berthollet aufgestellte Theorie hervorhebt, welche doch nach den neuesten Erfahrungen manche Irrthümer enthält, geht er über zu den Modificationen der allgemeinen Affinitätsgesetze. Diese sind vorerst Cohäsion und Expansion als Erfolge der Wirkungen von Kräften, welche der Affinität bey Trennungen bestehender Verbindungen direkt entgegen wirken, bey Entstehung neuer Verbindungen sie aber begünstigen. Bedeutenden Einfluß auf die Affinität üben Wärme und Electricität aus. Letztere wurde bereits als Ursache der Erscheinungen betrachtet, die als Erfolge von Affinitäts-Wirkungen bezeichnet werden. Die Thatsachen, daß an allen Körpern in ihrem gewöhnlichen Zustande zwey verschiedene und zwar zwey entgegengesetzte Elektricitäten, positive und negative, haften, daß eine jede derselben in einer besondern Reihenfolge an verschiedenen Stoffen ungleiche Stärke äußert und daß die Stärke der Affinität ein Maaß derjenigen Massentheile ist, mit welchen die materiellen Stoffe indifferente Verbindungen hervorbringen, machen es schon mehr als wahrscheinlich, daß die Elektricität den stärksten Einfluß auf die Affinitäts-Wirkungen ausuben müsse. In Folge der Veränderungen, welche die Körper von der Electricität erleiden, findet sich der Verf. zu der Meynung geführt, daß nichts anderes, als Electricität die nächste Ursache aller Affinitäts-Wirkungen seyn könne, eine Ansicht, gegen die wohl manches noch einzuwenden wäre.

Der in seinen Urtheilen und Schlüssen übrigens sehr vorsichtige Verf. stellt hier die sonderbare Behauptung auf, daß wenn der Verbindung zweyer Elemente nicht das geringste Hinderniß aus den Einflüssen solcher Kräfte erwächst, welche ihre gegenseitige Affinität modificiren, so findet folgendes Gesetz ohne alle Beschränkung statt: Vermöge der bloßen Affinität können sich zwey Stoffe in allen quantitativen Verhältnissen mit einander verbinden. Zum Beleg dieses Satzes führt er zwey Elemente an, welche mit einander vereinigt erscheinen, an denen durch die Verbindung keine Aenderung der Form bewirkt wird und giebt als Beyspiel die atmosphärische Luft an, welche er als eine chemische Verbindung von Sauerstoffgas und Stickstoffgas zu betrachten geneigt scheint. Da indessen nach den wohl bekannten Versuchen von Gay-Lussac die schwersten und leichtesten Gasarten, welche sich nicht verbinden, gegenseitig sich schnell zu durchdringen vermögen, ohne dabey in ihrem ursprünglichen Raume eine Veränderung zu erleiden, westhalb er die Atmosphäre als ein Gemeng der beyden Gasarten betrachtet, worin auch fast alle Chemiker mit Gay-Lussac übereinstimmen, so wäre es wünschenswerth gewesen, wenn der Verf. seine entgegengesetzte Meynung, daß die Atmosphäre eine chemische Verbindung von Sauerstoff und Stickstoff sey, hier mit den geeigneten Gründen unterstützt hätte.

Nachdem der Verf. bey der sogenannten katalytischen Kraft äußert, daß die Erfolge derselben nicht von einem bloßen Contact, sondern von einer electro-chemischen Action herrühren sollen, wofür aber die Beweise nicht angeführt werden, geht er zur chemischen Analyse und zur Darstellung der chemischen Elemente über. Bey der Analyse organischer Körper wird vermittelst Kupferoxyd nämlich durch den Sauerstoff desselben, die vollkommene Verbrennung des Wasserstoffs und Kohlenstoffs bewirkt, deren respective Verhältnisse sich nach der Menge des gebildeten Wassers und der Kohlensäure bestimmen lassen. Hierauf folgt die chemische Synthese von binären, ternären, quaternären und quinternären Verbindungen, die Verbindungsverhältnisse der Körper nach Gewichtstheilen, so wie die Mischungsgewichte oder Aequivalente.

Da die Aequivalente, wodurch das Verhältniß, in welchem die Körper sich verbinden, ausgedrückt wird, nur relativ zu finden sind, so war es nothwendig für dieselben einen Vergleichungspunkt oder eine Einheit festzusetzen und hiezu das Mischungsgewicht irgend eines bestimmten Körpers zu bezeichnen. Richter wählte hiezu bekanntlich die Schwefelsäure, deren Mischungsgewicht er = 100 setzte und verglich mit dieser Zahl die Mischungsgewichte der damals bekannten Säuren und Basen. Später wurde von Dalton als Einheit der Wasserstoff = 1 und von Berzelius der Sauerstoff = 100 gewählt. Letztere Wahl gewährt den Vortheil, daß

ſich die Verhältniſſe der meiſten Körper zum Sauerſtoff unmittelbar beſtimmen laſſen, weil die meiſten Körper, welche ein Gegenſtand der Unterſuchung werden, Verbindungen mit Sauerſtoff ſind.

Die chemiſchen Elemente werden unter Bezeichnung ihrer ſpecifiſchen Gewichte aufgeführt und dann wird ihr Verhältniß zu den Inponderabilien, zum Magnetismus, Electricität, Licht und Wärme beſchrieben.

Außer dem Eiſen, Nickel, Mangan und Chrom wird kein Körper vom Magnete angezogen, eine Eigenſchaft, welche ſie indeſſen durch Zuſatz von Arſenik verlieren. Faraday vermuthet, daß alle Körper in gleicher Weiſe, wie das Eiſen, magnetiſch ſeyen, nur nicht bey gleicher Temperatur und nicht unter gewöhnlichen Umſtänden.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

(Schluß.)

Prud. de Sandoval, Primera parte de las fundaciones de los monesterios del glorioso Padre San Benito, que los reyes de Espanna fundaron y dotaron. Madrid 1601. fol.

Jos. de Santa Anna Pereira, Chronica dos Carmelitas da antiga e regular observancia nestes Reynos de Portugal, Algarves e seus Dominios. T. 1. 2. Lisboa 1745 — 51. fol.

Greg. de Argaiz, La perla de Cataluña. Madr. 1677. fol.

Historia general de los religiosos descalzos del orden de los ermitaños del gran padre y doctor de la iglesia San Augustin, de la congregacion de España y de las Indias. Vol. 1 — 4. Madrid 1664. fol.

Barth. Alcazar, Chrono-historia de la compania de Jesus en la provincia de Toledo. Vol. 1. 2. Madrid 1710. fol.

Juan de Mariana, Discurso de las enfermedades de la compañia. Madrid 1768. 4.

C. G. Bretschneider, Corpus Reformatorum. Vol. 10. Hal. Saxon. 1842. 4.

G. Turner, The constitution and discipline of Wesleyan Methodism. London 1841.

Rob. Moffat, Missionary labours and scenes in Southern Africa. London 1842.

Jos. Hunter, The rise of the old Dissent, exemplified in the life of Heywood, one of the founders of the Presbyterian congregations in the county of York. 1630 — 1702. London 1842.

Nathan Oliver, The secret history of Dissent, illustrated in the life of Josiah Thompson. London 1841.

Edward Mahon Roose, Ecclesiastica, or the church, her schools and her clergy. London 1842.

Constituciones synodales del obispado di Cordoba. Cordoba 1789. fol.; — del arzobispado de Valencia 1690; de Siguenza. Alcala 1660. fol.; synodales hechas por Dam. Lopez de Haro, obispo de la ciudad de San Juan de Puerto-Rico. Madrid 1647. fol.; de Oviedo. Salamanca 1780. fol.; de Astorga. Salamanca 1595; de Calahorra. Madrid 1700. fol.

Basilicorum libri LX. T. III. Sect. 3. 4.

Andr. Ad. Barberi, Magnum bullarium Romanum summorum Pontificum Clementis XIII., Clementis XIV., Pii XI et VII, Leonis XII. et Pii VIII. Fasc. 73 — 82. Romae 1841. fol.

Dr. H. Fr. Jacobſon, Geſchichte der Quellen des Kirchenrechts des preuß. Staates mit Urkunden und Regeſten. Th. I. 1. 2. Königsberg 1839.

Dr. Fr. Joſ. Buß, Die Methodologie des Kirchenrechts. Freyburg 1842.

Herbert Thorndike, A discourse of the right of the church in a christian state. London 1841.

Abbé Richaudeau, De l'ancienne et de la nouvelle discipline de l'église en France. Avignon 1842.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. April.

Nro. 72. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Beyträge zur Naturgeschichte des Diamantes. Von Dr. Alexander Petzholdt. Mit einer Kupfertafel. Dresden und Leipzig in der Arnold'schen Buchhandlung. 1842.

Der Verf. hat sich zur Aufgabe gemacht, die bisherigen Erfahrungen über das Wesen und die Eigenschaften des Diamants zusammen zu stellen und durch eigene Beobachtungen unsere Kenntnisse dieses interessanten Steins zu ergänzen und zu erweitern. Er beginnt mit einer kurzen Geschichte desselben. Früher kam der Diamant nur aus Ostindien und erst im Jahre 1727 wurde er in Brasilien entdeckt, in der Provinz von Minas Geraes, im Districte von Serro do Frio.

Bernardo da Silva Lobo brachte dergleichen zuerst 1728 nach Lissabon. Bekannt ist die weitere Entdeckung der Diamanten im Jahre 1829 im Ural, in den Seifenwerken der Gräfin Polier, eine Entdeckung, welche vorzüglich deßhalb bemerkenswerth ist, weil sie nicht durch das Ohngefähr herbeygeführt wurde, sondern durch die Aehnlichkeit der geognostischen Verhältnisse des Urals mit den Lagerstätten der Diamanten Brasiliens. Man hat später noch in andern Seifenwerken Diamanten gefunden, doch kommen nur wenige, bis 1833 nur 42 Stücke vor, und der größte davon wog nur 2½ Karat. Neuerdings sollen dergleichen auch in Afrika gefunden worden seyn und Murray erwähnt eines aus Island stammenden Diamants. — Es folgen die ziemlich bekannten Angaben über die größten existirenden Diamanten. —

Bey Beschreibung der physikalischen Eigenschaften stellte der Verf. einige Beobachtungen über die Farbe des Pulvers der Diamanten an. Das gewöhnliche zum Schleifen gebrauchte Diamantpulver, welches in kleinen Stahlmörsern bereitet wird, hat stets eine dunkelgraue bis schwarze Farbe. Um zu erfahren, wie viel das reine Diamantpulver an dieser Farbe Antheil habe, extrahirte der Verf. die Stahltheilchen mit Salzsäure, und machte auch vergleichende Untersuchungen mit andern, eben so geriebenen und behandelten Steinen, z. B. Rubin, Saphir und Topas. Das Diamantpulver wurde aber niemals weiß, wie z. B. das des Topas, sondern war immer grau. Zur Beseitigung aller hiebey möglichen Zufälligkeiten und Verunreinigungen durch andere Stoffe, wurde ein Pulver durch Reiben von Diamant gegen Diamant dargestellt und untersucht. Dieses Pulver war manchmal dunkelgrau, manchmal schwarz. — Es ist wohl bekannt, daß das Pulver dunkelfarbiger Steine öfters licht und selbst farblos ist, daß aber ein wasserheller Körper ein schwarzes Pulver geben könne, davon hat man bisher kein Beyspiel gehabt. Sehr seltsam muß die Ansicht des Verfassers erscheinen, wenn er z. B. sagt: „da — wie bekannt, der Diamant aus krystallisirtem Kohlenstoff besteht, und da durch Vernichtung des krystallinischen Gefüges schon auf mechanische Weise (durch gegenseitiges Aneinanderreiben zweyer Diamanten) ein schwarzes Pulver entsteht, welches je feiner es ist, um so mehr Aehnlichkeit mit gewöhnlichem Kohlenpulver hat (es konnte sogar wie jenes und unter gleichen Erscheinungen auf dem Platinbleche mit der Spirituslampe verbrannt werden)“ ꝛc. Soll ein krystallisirter Körper durch Zerreiben ein amorpher werden? oder glaubt der Verf., daß durch Pulverisiren eines Krystalls

etwas anderes geschehe, als daß die Oberfläche vergrößert werde, wodurch dann leichtere Auflöslichkeit, Verbrennung u. dergl. freylich stattfinden müssen, wenn sie bey der Qualität der Zusammensetzung sonst möglich sind. Der Verf. untersuche, es versteht sich mit der gehörigen Vorsicht, das specifische Gewicht eines solchen Diamantpulvers und findet er es dann gleich dem der gewöhnlichen Kohle, so hat er eine wichtige Entdeckung gemacht; ohne diesen Versuch aber kann sein Räsonnement nicht gebilligt werden.

Der Verf. hat mehrere Versuche über die Verbrennlichkeit des Diamants angestellt und gefunden, daß derselbe nicht so schwer zu verbrennen sey, als zuweilen angegeben wird. Sehr feines Diamantpulver kann auf einem dünnen Platinblech schon mittelst der Spirituslampe verbrannt werden.

Bey diesen Versuchen bemerkte er auch die Schwärzung der Oberfläche, welche schon von Lavoisier und Guyton-Morveau beobachtet worden ist. Als die Ursache dieser Erscheinung sieht er, hier wohl mit Recht, unkrystallisirten Kohlenstoff an. Es ist kaum anders zu denken, als daß bey allen eintretenden chemischen Verbindungen eines krystallisirten Körpers dessen Krystallisation aufgehoben werden muß und dergleichen kann beym Verbrennen des Diamants wohl unter Umständen geschehen, daß der dadurch entstehende amorphe Kohlenstoff zuweilen sichtbar wird. Der metallähnliche, bleyähnliche Glanz und die schwärzlichen Flecken, welche manche Diamanten zeigen, scheinen desselben Ursprungs zu seyn.

Andere Flecken, Punkte und moosförmige Zeichnungen hat der Verf. bey mehreren Diamanten beobachtet. Die meisten sind von einer Farbe, welche vom Gelb durch Braun in's Schwarze übergeht und zwar so, daß nicht selten eine solche Schattirung an einem und demselben Flecke schon mit bloßem Auge erkannt werden kann, während andere nur gelb oder nur braun oder schwarz erscheinen. Alle zeigen bey starker Vergrößerung einen scharfen und wohlbegränzten Umriß. Ihrer Form nach erscheinen sie als Schuppen, Blätter, Splitter von wechselnder Dicke, bisweilen auch als derbere rundliche oder unregelmäßig gestaltete Körper. Was die nähere Beschaffenheit dieser Körper betrifft, so konnte sie der Verf. in dem Aschenrückstande untersuchen, welchen mehrere von Erdmann und Marchand verbrannte Diamanten zurückließen. Es zeigte sich bey mehreren ein feines schwarzes oder dunkelbraunes Netzwerk mit sechsseitigen Maschen, bisweilen mehrfach über einander liegend, genau wie man es bey der mikroskopischen Untersuchung des Pflanzenparenchyms zu sehen gewohnt ist. Der Verf. hat einige Zeichnungen davon mitgetheilt. Die Substanz bestand übrigens aus Quarz, welcher durch etwas Eisenoxyd gefärbt war. —

Das Kapital über das geognostische Vorkommen des Diamants enthält ziemlich Alles zusammengestellt, was Voysey, Eschwege, Martius und neuerlich Horner, Engelhardt, Rose und andere darüber berichtet haben.

In dem Kapitel über die Bildung des Diamants werden die bisher darüber bestehenden Ansichten besprochen. Während die einen dazu ein Schmelzen von Kohlenstoff, ein Abscheiden desselben aus Kohlensäure durch reducirende Mittel oder electrische Schläge annehmen, suchen andere einen vegetabilischen Ursprung des Diamants geltend zu machen, eine Ausscheidung analog der, wie sich Kieselerde als sogenannter Tabschir im Bambus ausscheidet. Den letztern Ansichten schließt sich auch der Verf. in so fern an, als er den Diamant als ein Gebilde des jüngsten geologischen Zeitabschnittes betrachtet und entstanden durch langsame Zersetzung einer vegetabilischen Substanz. Das letztere betreffend, so vermuthet er, daß sich der Diamant auf nassem Wege aus einer Flüssigkeit gebildet haben müsse, weil er sonst keine solchen Quarzsplitter, deren einige sogar vegetabilisches Zellgewebe zeigen, eingeschlossen enthalten könnte. Ferner kann unsern bisherigen Erfahrungen zufolge der Körper, aus welchem er sich bildet, nur eine an Kohlenstoff und Wasserstoff reiche Substanz gewesen seyn, wie solche wegen der geforderten chemischen Eigenschaften nur im Pflanzenreiche zu suchen, und wir sind gezwungen, uns den Diamant aus dieser kohlenwasserstoffigen Substanz durch Verwesung entstanden zu denken. Hierüber äußert sich auch Liebig folgendermassen: „denken wir uns die Verwesung in einer

Flüssigkeit vor sich gehen, welche reich ist an Kohlenstoff und Wasserstoff, so wird, ähnlich wie bey der Erzeugung der kohlenreichsten krystallinischen Substanz des farblosen Naphthalin's aus gasförmigen Kohlenwasserstoffverbindungen, eine an Kohlenstoff stets reichere Verbindung gebildet werden, aus der sich zuletzt als Endresultat ihrer Verwesung Kohlenstoff in Substanz und zwar krystallinisch abscheiden muß. Die Wissenschaft bietet in allen Erfahrungen, die man kennt, außer dem Processe der Verwesung, keine Analogieen für die Bildung und Entstehung des Diamantes dar. Man weiß gewiß, daß er seine Entstehung nicht dem Feuer verdankt, denn hohe Temperatur und Gegenwart von Sauerstoff sind mit seiner Verbrennlichkeit nicht vereinbar; man hat im Gegentheil überzeugende Gründe, daß er auf nassem Wege, daß er in einer Flüssigkeit sich gebildet hat, und der Verwesungsproceß allein giebt eine bis zu einem gewissen Grade befriedigende Vorstellung über seine Entstehungsweise."

Was demnach schon Newton aus gewissen optischen Verhältnissen des Diamantes schloß, daß er aus einem öligen Körper entstanden sey, das findet in den neuesten betreffenden Untersuchungen in einer gewissen Art die Bestätigung.

Die schwarzen Flecken glaubt der Verf. erklären zu können, indem er annimmt, daß dabey eine etwas beschleunigte Verwesung der kohlenwasserstoffhaltigen Substanz stattgefunden habe, welcher zufolge der Kohlenstoff, anstatt krystallinisch sich auszuscheiden, pulverförmig und deßhalb schwarz ausgeschieden worden sey. Der Verf. führt in Beziehung auf letzteres eine Beobachtung an, welcher er eine sehr seltsame Deutung giebt. Als ein Curiosum wollen wir sie mit seinen eigenen Worten folgen lassen. „Und wiederum auf der andern Seite, sagt er, habe ich mehrmals Gelegenheit gehabt, mich von der Neigung des Kohlenstoffs, zu krystallisiren, zu überzeugen, wenn die Verbrennung (die beschleunigte Verwesung) einer kohlenwasserstoffreichen Substanz verlangsamt wird. Am Dochte schlecht brennender Talglichter habe ich nämlich die bekannten Anhäufungen von kohlenstoffreicher Materie (Ruß), die gewöhnlich kuglige oder halbkuglich gestielte Formen bilden, einigemal deutliche Oktaederform annehmen sehen, und ich glaube, daß diese Erscheinung schon längst auch von Andern beobachtet worden seyn muß, weil ich mir nur dadurch das unter dem Volke bekannte Sprüchwort: „es brennt mir ein Brief zu" erklären kann, indem die Ansicht eines Oktaeders wohl einige Aehnlichkeit mit dem Kreuzcouverte eines Briefes hat. Ich habe sogar ein solches ziemlich gut ausgebildetes Oktaeder längere Zeit hindurch aufbewahrt und bey Vorlesungen vorgezeigt, allein es ist endlich zerbrochen, wobey sich denn fand, daß sich die Bruchstücke bedeutend härter anfühlen ließen als gewöhnlicher Ruß, obwohl man sie immer noch recht gut zwischen den Fingern zerreiben konnte." —

Den Schluß macht ein kurzes Kapitel über die Anwendung des Diamants. Lobenswerth sind die Citate der benützten Schriften. — •

Handbuch der Mineralogie zum Gebrauch für Jedermann, besonders aber für Universitäten, Berg-, Forst- und polytechnische Akademieen, zum Selbststudium und für Sammler. Von Karl Hartmann.

Zugleich als zweyte ganz umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage der „Mineralogie in 26 Vorlesungen." Erster Band. Mit vielen in den Text eingedruckten Holzschnitten und mit 11 lithographirten Foliotafeln. Weimar 1843. Verlag, Druck und Lithographie von B. Fr. Voigt.

Eine Compilation eigener Art, wie sie auch andern Schriften des Verf. eigen, nähmlich wesentlich ein Nachdruck, welcher oft in ganzen Capiteln an verschiedenen Werken, wie es dem Verf. gerade beliebt, ausgeübt wird. Das Werk verdiente wohl nicht, Männern, wie die Professoren Weiß und G. Rose, dedicirt werden zu dürfen. —

Chemie als natürliche Grundlage wissenschaftlicher Natur- und Gewerbkunde nach den wichtigsten Resultaten physikalischer und chemischer Forschungen ꝛc.

(Schluß.)

Magnetismus erregt in den meisten Metallen Electricität und diese in einer magnetischen Kette vereinigt erregen einen electrischen Strom. Daß der Magnetismus ein mächtiges Agens der Bewegung sey, ist seit Faraday's glänzender Entdeckung des schnell alternirenden Magnetismus vielfältig bestätiget worden.

Die elektrische Materie ist in allen Körpern der Erde verbreitet und wird nur dann für unsere Sinne wahrnehmbar, wenn sie in zwey Bestandtheile, in positive und negative Electricität zersetzt wird.

Der Verf. knüpft an die Electricität die Geschichte der Stöchiometrie von Wenzel an 1777 bis auf unsere Zeiten und gedenkt dabey des von Meisner aufgestellten Systems, daß es nur ein einziges unwägbares Princip, das Aräon, geben soll, ein Gegenstand, den wir wegen seiner höchst hypothetischen Natur nicht weiter verfolgen wollen.

Endlich gelangt der Verf. zur Wärme hinsichtlich ihrer Action auf die wägbaren Elemente. Auch hier werden die von Rumford und Andern aufgestellten Hypothesen über das Wesen des Wärmestoffs mitgetheilt, ohne weder der einen, noch der andern einen Vorzug einzuräumen. Nach der von Berzelius ausgegangenen Ansicht existirt zwar ein eigentlicher unwägbarer Wärmestoff, der aber nicht einfach, sondern aus positiver und negativer Electricität zusammengesetzt seyn soll. Der Verf. giebt eine umständliche Beschreibung der über specifische Wärme angestellten Versuche von Crawford und Wilke, bis auf Dulong, Petit und Regnault, eben so wie über die Ausdehnung der Körper durch die Wärme, in welchen Einzelnheiten wir ihm hier nicht folgen können.

Ueber das Verhalten chemischer Elemente im Lebensproceße, über binäre Verbindungen werden ferner Betrachtungen mitgetheilt, so wie über das Verhalten letzterer zum Magnetismus, zur Electricität, zum Licht und zur Wärme, worauf die Verbindungen von drey wägbaren Elementen aufgestellt werden. Zu den ternären Verbindungen zählt der Verf. jede vegetabilische Kohle, weil nach seiner Meynung stets Sauerstoff und Wasserstoff, aber in anderen Verhältnissen, als im Wasser, darin enthalten sind.

Der Verf. schließt das Werk mit Betrachtungen über Verbindungen von vier und mehr Elementen. Hieran reihen sich 5 Tabellen, von denen die erste darstellt: Die Mischungskraft chemischer Elemente ausgedrückt in Gewichtstheilen electronegativer Stoffe, die mit einem Gewichtstheile jedes electropositiven Stoffes verbunden indifferente Substanzen darstellen. Die übrigen Tabellen, welche sehr zweckmäßig abgefaßt sind und einen leichten Ueberblick der Gegenstände gewähren, enthalten die Verbindungen von 2 bis 6 einfachen Stoffen.

Dieß ist im Wesentlichen der Hauptinhalt des vorliegenden verdienstlichen Werkes, wodurch die Wissenschaft in verschiedenen Punkten bereichert wird.

Wir wünschen dem würdigen Verf. in seinem vorgerückten Alter, daß es ihm vergönnt seyn möge, in ungeschwächter Kraft und segensreicher Thätigkeit noch lange fortzuwirken.

A. B.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. April.

Nro. 73. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Note sur les cavernes et les brèches à ossements des environs de Paris. Par M. J. Desnoyers. (Extrait des Annales des Sciences géologiques publiées par M. Rivière. 1842. 11 S. 8.)

Als Cuvier seine berühmten Untersuchungen über die fossilen Skeletüberreste der Knochenhöhlen publicirte, war es noch gar nicht bekannt, daß solche Grotten in Frankreich selbst vorhanden seyen; man kannte von daher bloß die knochenführenden Spaltausfüllungen an der Küste des Mittelmeeres. Noch in Buckland's Reliquiae diluvianae findet sich von diesen Höhlen keine Erwähnung; aber bald nach dem Erscheinen seines Werkes hatte er selbst den wesentlichsten Antheil an ihrer Auffindung in Frankreich. Indeß war es nur der südliche Theil dieses Landes, der aus seinen Höhlen und Knochenbreccien die Thierüberreste lieferte, welche diesen Bildungen eigenthümlich sind; aus dem Becken der Seine waren solche Ueberreste mit Sicherheit nicht nachgewiesen worden.

Gleichwohl konnten die Geognosten eine sehr analoge Erscheinung in den natürlichen Aushöhlungen, welche nach allen Richtungen die festen Schichten der pariser Umgegend durchsetzen, nicht verkennen. Die Form dieser Aushöhlungen, die Beschaffenheit der losen Ablagerungen, mit denen sie angefüllt sind, boten die ersten Spuren von Aehnlichkeit dar; man hatte selbst an einigen Stellen schon Knochen gefunden, aber in zu geringer Anzahl und in zu üblem Zustande, als daß man bestimmte Arten hätte unterscheiden und daraus auf Gleichartigkeit des Ursprunges und des Alters hätte schließen können.

Um diese Analogie unzweifelhaft nachzuweisen, war es noch übrig in einer dieser Spalten ein Knochenlager von Landsäugthieren ausfindig zu machen, das hinsichtlich der Anzahl, der Arten und der Einlagerungsweise dem der Breccien und Höhlen vergleichbar wäre.

Von dieser voraussetzlichen Identität der Verhältnisse angeregt, stellte Desnoyers Untersuchungen in der pariser Gegend an, und war so glücklich durch eine entscheidende Entdeckung seine Vermuthung zur vollen Gewißheit zu erheben. Er fand nämlich in einer der Aushöhlungen, die den Gips, der am Fuße des Hügels von Montmorency gebrochen wird, durchziehen, mitten in einer mergelig-sandigen, der in den Höhlen ähnlichen Thonerde, welche seitwärts in eine Menge gewundener Gänge eindringt, eine beträchtliche Menge vollkommen erhaltener Knochen von Landsäugthieren, unter denen er fast zwanzig Arten unterscheiden konnte, beynahe alle neu für die Paleontologie des Seine-Beckens. Dieser Fund ermunterte Desnoyers zu weiteren Untersuchungen, anfangs in der ganzen Ausdehnung des eben erwähnten Hügels, hernach auf andern Punkten in einem Rayon von 6 — 8 Stunden um Paris. Er erkannte bald, daß die zahlreichen Schluchtwindungen in den festen Gesteinen daselbst keine isolirte Erscheinung sind, sondern einem allgemeinen Systeme angehören, und daß man in Bezug auf die Arten urweltlicher Säugthiere, auf die besondern Umstände ihrer Einlagerung und die Form der Höhlungen selbst die Bildung und Anfüllung dieser Schluchtwindungen als vollkommen analog mit den Phäno-

menen der Höhlen und Spalten mit Knochenbreccien betrachten dürfe.

Bey seiner Zurückkunft nach Paris setzte Desnoyers seinen Schwager Constant Prevost von der Entdeckung und den aus ihr gezogenen Consequenzen in Kenntniß. Dieser hatte jedoch bereits an andern Punkten des pariser Beckens ähnliche Entdeckungen gemacht und war durch sie auf die nämlichen Schlußfolgen gekommen. Von nun an machten sie gemeinschaftlich neue Excursionen und brachten ein so großes Material zusammen, daß sie es für zweckmäßig erachteten, solches zum Gegenstande einer besondern Arbeit zu nehmen. Einstweilen sind es nur die Hauptresultate, von welchen sie das Publikum in Kenntniß setzen.

Die Wasser, welche Sand, Kies, Letten, Geschiebe u. s. w. zugleich mit den Knochenüberresten in die Höhlungen einschwemmten, müssen Süßwasser gewesen seyn, weil zahlreiche und gut erhaltene Land- und Süßwasserschnecken, so wie die Knochen kleiner Batrachier in diesen Ablagerungen enthalten sind. Mitten unter diesen verschiedenen Materialien und bis in die tiefsten und schmalsten Verzweigungen dieser Höhlungen haben sich die Knochen von Landsäugthieren vorgefunden, bald zerstreut, bald in Skeleten vereinigt, bald in kleine Haufen von verschiedenen Arten gruppirt. Die reichste Lokalität bisher, die von Montmorency, hat in einer einzigen Höhle, deren Weite kaum einige Meters betrug, mehr als zwey tausend Knochen, (worunter eine große Zahl Schädel) geliefert, die zu mehr als 300 Individuen und zu fast 20 Arten gehörten; die meisten von geringer Größe und doch aufs Beste erhalten. Im Nachstehenden folgt ein Verzeichniß der Thiere, denen die sämmtlichen Knochen angehörten.

1. Insektenfresser.

1. Spitzmaus. 2 Arten mit rothgefärbten Zähnen: die eine ganz analog dem Sorex tetragonurus, die andere dem Sorex fodiens; beyde sind schon fossil in den Breccien von Korsika und Sardinien gefunden worden. (Ziemlich häufig.)

2. Maulwurf. Die gewöhnliche Art, in denselben Höhlen, in der von Kirkdale, St. Macaire und in den reichen Ablagerungen von Sansan und Perriers. (Häufig.)

2. Fleischfresser.

3. Dachs. 4. Wiesel. 5. Iltis. 6. Marder. Diese 4 Gattungen sind durch eine sehr kleine Anzahl Knochen repräsentirt, die keine Differenz von den Arten zeigen, die jetzt noch bey uns leben.

3. Nager.

7. Wühlmaus (Hypudaeus). 4 — 5 Arten, worunter zwey große, ähnlich der Schermaus und Wasserratte, und eine andere ähnlich der kleinen gemeinen Feldmaus. Es ist dieß eine Gattung, deren Ueberreste die gewöhnlichsten in dieser Höhle sind, was auch derselbe Fall bey den Knochenbreccien an den Küsten des Mittelmeeres, so wie bey der Höhle von Kirkdale und denen von Lüttich ist.

8. Hamster. Eine große Art, die nicht von der Art, die vom Elsaß bis nach Sibirien verbreitet ist, verschieden scheint. (Ziemlich gemein.)

9. Spermophilus (Citillus). Von dieser Gattung kannte man bisher im fossilen Zustande nur einen unvollkommenen Schädel, den Kaup von Eppelsheim erhielt und darauf den Spermophilus superciliosus begründete. Die Art von Montmorency, von der Desnoyers mehr als 12 fast unverschrte Schädel, nebst einer beträchtlichen Menge anderer Knochen fand, scheint der von Eppelsheim ganz ähnlich zu seyn. Die lebende Art, der sie sich am meisten annähert, ist der nordamerikanische Spermophilus Richardsonii.

10. Hase. Eine große Art, deren Schädel viel breiter und platter ist als bey der gemeinen. Bekanntlich finden sich Knochen von Hasen in den meisten Höhlen, zugleich mit den Ueberresten von Bären und Hyänen; sie sind auch in den Knochenbreccien am Mittelmeere sehr gemein.

11. Pfeifhase. 2 Arten, eine von der Größe des Lagomys ogotona, die andere von der des L. pusillus. Die Gegenwart dieser Gattung unter den fossilen Säugthierüberresten der pariser Gegend ist vielleicht das merkwürdigste Faktum dieser Lagerstätte, weil die Ueberreste von Lagomys die am meisten charakteristischen für die Breccien von Korsika und Sardinien sind. (Ziemlich selten.)

4. Dickhäuter.

12. Schwein. Zähne. (Selten.)

5. Einhufer.

13. Pferd. Eine fast ganze Kinnlade und eine große Parthie eines Skelets.

6. Wiederkäuer.

14. Rennthier. Geweihe und Knochen einer Art, ähnlich dem fossilen Rennthier von Etampes deren Ueberreste in vielen Lokalitäten von Frankreich und Belgien gefunden wurden.

15. Hirsch. Knochen einer Art von mittlerer Größe.

Mit diesen Ueberresten von Säugthieren fanden sich vereinigt Vögelknochen, ziemlich ähnlich denen der gemeinen Wasserratte und kleine Batrachier von der Größe des gemeinen Frosches, so wie mehrere Arten Landconchylien aus den Gattungen Helix und Pupa.

Diese Liste, meynt Desnoyers, so unvollkommen sie auch seyn möge, sey doch hinreichend, um eine evidente Analogie mit den Knochenbreccien am mittelländischen Meere nachzuweisen, und um durch die kleinen Arten Aehnlichkeiten mit den Ablagerungen der Höhlen anzuzeigen, wo sie mit Baren und Hyänen vereinigt sind. Die letzteren hoffte er mit Sicherheit in den Umgebungen von Paris aufzufinden, indem er schon von ihnen bestimmte Anzeigen hätte. *)

Nachdem Vorstehendes der Akademie mitgetheilt worden war, führten Desnoyers und Prevost ihre Untersuchungen weiter fort und gelangten dadurch zur vollen Bestätigung ihrer zuletzt ausgesprochenen Vermuthung.

Südlich von der Hauptstadt nämlich, drey Stunden jenseits Corbeil und auf den Rändern des großen Plateaus vom oberen Meeres-Sandstein und Sand, welche theilweise den Boden des Waldes von Fontainebleau ausmachen, sind die Sandstein-Schichten zerbrochen, und die auf die Abhänge gestürzten Massen lassen zwischen sich große Spalten und gewundene Höhlungen, ähnlich denen, die man im Norden und in der Mitte des pariser Beckens im Bereiche der Gipshügel oder auf den Plateaus des Grobkalkes sieht. Die abgerundeten und abgenützten Wände dieser Höhlungen zeigen an, daß Wasserströme sie durchflossen, welche zuletzt Schlamm und Sand darin absetzten.

In zwey Lokalitäten, die ohngefähr eine Stunde aus einander liegen, wurde eine ziemlich große Anzahl fossiler Säugthierknochen gefunden; diejenigen, welche untersucht werden konnten, gehören zu folgenden Arten: Elephant, Nashorn, Hyäne, Höhlenbär, Pferd, Rind und ein Wiederkäuer mit Geweihen.

Diese Lagerstätten sind ganz identisch mit der seit langer Zeit durch Guettard bey Etampes bekannt gemachten, wo unter herabgestürzten Sandsteinblöcken und im sandigen Thone ebenfalls Knochen von Elephanten und Rennthieren beysammen lagen. Dieser letztere Umstand vom Vorkommen des Rennthieres bey Etampes und in den natürlichen Aushöhlungen des Gipses bey Montmorency setzt unbestreitbare Beziehungen zwischen den beyden Lagerstätten und deßhalb auch mit denen voraus, die sich sonst noch bey Paris finden. Es geht hieraus hervor, daß zu derselben Zeit und in der nämlichen Gegend, Thiere, welche uns die Bewohner des Nordens repräsentiren (Rennthier, Pfeifhase, Ziesel, Hamster) sich mit andern (Elephant, Nashorn, Hyäne) vereinigt fanden, die wir als wesentlich südliche betrachten.

*) Bis hieher ist die vorliegende Abhandlung auch in den Comptes rendus des sciences de l'Académie des Sciences, séance du 4. avril 1842 abgedruckt. Das Folgende ist nur in den Annales des Sciences géologiques zu finden.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. E. Poggendorff's Annalen der Physik. Bd. LV. (Zweyte Reihe Bd. XXV. 1842.)

Der gegenwärtige LV. Band der Annalen beschäftigt sich wieder großentheils mit

A. Elektricität und Magnetismus.

1) Es ist bekannt, daß durch Rothglühhitze oder Eintauchung in sehr concentrirte Salpetersäure Eisen und andere Metalle aufhören von käuflicher nicht rauchender Salpetersäure, welche das gewöhnliche Eisen lebhaft angreift, angreifbar zu seyn (passiv werden). Hr. Martens, Prof. zu Löwen fand, daß diese Zubereitung (preparation) auch durch sehr concentrirte Essigsäure, auch durch wasserfreyen Alkohol, und durch Schwefelkalium geschehen könne. Aber die Passivität ist weniger dauerhaft als durch Hitze. Diese Passivität des Eisens ist übrigens nur das Resultat einer Abänderung seines natürlichen elektrischen Zustandes oder seiner elektromotorischen Kraft, wodurch mächtig auf dessen chemische Action eingewirkt werden muß, weil (Berzelius) die chemischen Verbindungen durch die elektrischen Zustände oft begünstiget oder erschwert werden und Hr. M. überzeugte sich durch einen Versuch, daß wenn er zwey Eisenplatten, von welchen die eine durch Rothglühhitze präparirt, die andere im gewöhnlichen Zustand war, in verdünnte Schwefelsäure tauchte, diese in 7 Minuten 140 Centimeter Wasserstoff lieferte, wozu jene 17 Minuten brauchte.

Die Erscheinungen der Passivität des Eisens geben deßwegen auch Rechenschaft über Beobachtungen, durch welche Hr. Faraday (Bd. LII. und LIII.) die Contacttheorie gänzlich umstossen zu können geglaubt hat. Als nämlich Hr. F. Platin und Eisen parallel mit einander in eine Lösung von Schwefelkalium und Aetzkali tauchte, und außerhalb derselben in Contact versetzte, entstand kein Strom, aber wohl ein am Galvanometer merklicher, wenn ein zwischen die Metalle gelegtes angesäuertes Papier den Contact aufhob. Daraus schloß Hr. F., daß die schwächste chemische Action einen Strom erregt, wo der Metallcontact ganz unvermögend ist, einen solchen hervorzubringen. Allein dabey wurde nicht beachtet, daß diese Flüssigkeiten, einzeln genommen, die Eigenschaft haben, dem eingetauchten Eisen einen dem des Platins ähnlichen elektrischen Zustand mitzutheilen (es passiv zu machen), woraus dann nach der Contacttheorie kein galvanischer Strom erzeugt werden kann. Dagegen ist es begreiflich, daß durch Einschaltung einer leitenden Flüssigkeit zwischen Eisen und Platin ein Strom erregt werden kann, weil das Eisen in Folge des neuen Contactes mit dem Elektrolyt eine hinreichende Polarität annehmen kann.

Hr. Faraday behauptet, daß man, um bloße Contactströme annehmen zu können, Ströme ohne chemische Action haben müßte. Dieß ist aber äußerst schwierig, weil bekanntlich schon die schwächsten Ströme den zwischen den Platten befindlichen flüssigen Leiter zersetzen. Indessen fehlt es nicht ganz an Beyspielen dieser Art, wie z. B. Eisen und Platin (dieses zuerst) in Salpetersäure von 36 — 38° in einer Entfernung von einander von nur einigen Millimetern eingetaucht durchaus keine chemische Action zeigen. Ueberhaupt ist die chemische Action an den galvanischen Strom gebunden wie Wirkung und Ursache, und es giebt kein Mittel, einen Strom ohne Contact heterogener Körper darzustellen, so daß dieser conditio sine qua non der Erzeugung galvanischer Ströme ist, und man daher alle Ursache hat, ihm dieselben zuzuschreiben.

Eben so zeigt Hr. M. in vielen Beyspielen, daß auch die übrigen Vorwürfe, welche Hr. F. der Contacttheorie macht, ungerecht sind, und daß die Thatsachen, welche derselbe nur aus der chemischen Theorie erklärlich findet, nach der Contacttheorie sich vollkommen erklären lassen, wenn man die erzeugte Elektricität vom bloßen Contact heterogener Körper, und einigermassen selbst vom bloßen Contact der Metalle herleitet. Indessen, wenn es auch richtig ist zu sagen, der Metallcontact sey die erste Quelle der Elektricität in den Volta'schen Säulen, so kann doch der Contact der flüssigen Leiter mit den Metallen hieben nicht weniger wirksam seyn, wenn gleich indirecter Weise, indem er die elektromotorische Kraft der Metalle abändert. Alles zeigt, wie Hr. M. meynt, darauf hin, daß die Flüssigkeiten nicht als Elektromotoren, sondern als Modificatoren der elektromotorischen Kraft der in sie eingetauchten Metalle zur Entwicklung der Elektricität in den Säulen beytragen, so daß ihre Wirkung bald günstig bald ungünstig für die elektrische Kraft der Säule seyn kann, je nachdem sie in gleichem oder umgekehrten Sinn wie der Metallcontact wirken. Daher scheint der Einfluß der chemischen Action der leitenden Flüssigkeiten in allen Fällen nichts anderes zu seyn, als der Effect einer Modification, welche die Flüssigkeit in dem elektromotorischen Vermögen der Metalle in der Säule hervorbringt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. April.

Nro. 71. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Traité pratique et théorique d'Anatomie comparative, comprenant l'art de disséquer les animaux de toutes les classes et les moyens de conserver les pièces anatomiques, par Hercule Straus-Durkheim. Paris 1842. Vol. I. 452 S. mit 4 Tafeln. Vol. II. 435 S. 8.

Straus-Dürkheim hat sich durch seine Anatomie des Maikäfers als ein Meister in den feinen anatomischen Untersuchungen bewährt und sich um die Kenntniß des innern Baues der Insekten ein Verdienst erworben, dem nur das von Lyonet an die Seite gesetzt werden kann. Daß ein Mann von so ungemeinem Talente und so eminenten Leistungen auf dem Gebiete der Zootomie noch keinen Platz im pariser Institute gefunden, muß billig in Verwunderung setzen, da es in diesem Falle nicht leicht zu entscheiden seyn dürfte, wem bey einer solchen Verbindung die größere Ehre widerfahren würde. Im Interesse der Wissenschaft wollen wir nur wünschen, daß hiedurch sein Eifer für dieselbe nicht erkalten und seine vorräthigen Ausarbeitungen zur raschen Publikation gelangen möchten.

Mit dem vorliegenden Traité pratique et théorique d'Anatomie comparative hat der Verfasser eine sehr dankenswerthe Arbeit uns übergeben, indem er einen neuen Weg in der Darstellung der vergleichenden Anatomie betreten hat. Bey einem großen Talente für mechanische Arbeiten und Einrichtungen, überdieß von Jugend an daran gewöhnt, sich weniger auf die Erfahrungen Anderer als auf seine eigenen Hülfsmittel zu stützen, mußte er beym Anatomiren, namentlich der feinen und mikroskopischen Gegenstände, allmählig dahin kommen, eine Menge zweckmäßiger Vorrichtungen sich auszudenken, durch welche er seinen Zweck am bequemsten, sichersten und dabey auch am wohlfeilsten zu realisiren vermochte. Als der berühmte Verfasser im Jahre 1834 der Versammlung der deutschen Naturforscher zu Stuttgart beywohnte, wurde er gebeten, einige Erläuterungen über seine Vorrichtungen für die feinen anatomischen Arbeiten mitzutheilen, was er auch, so gut als es ohne Benützung seiner Instrumente angehen wollte, bereitwillig that. Durch weitere Aufforderung seine Vorrichtungen durch den Druck zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, wurde ihm der Impuls zu einer Arbeit gegeben, die er uns nun in diesem Traité zur Vorlage gebracht hat.

Des Verfassers Absicht war es anfangs, sich auf die Beschreibung seiner Instrumente und seines Verfahrens zu beschränken. Er kam jedoch bald zur Einsicht, daß es unmöglich wäre, diese kennen zu lehren, ohne nicht auch zugleich die Organe anzugeben, auf welche sie sich bezögen, und auf diese Weise gelangte er zu dem Entschlusse eine kurze Beschreibung der Organisation der Thiere beyzufügen, diese nach Klassen und Ordnungen zu charakterisiren, ohne in weiteres Detail über die Familien, Gattungen und Arten einzugehen, was dem Werke eine Ausdehnung gegeben hätte, die seinem beabsichtigten Zwecke nur hinderlich gewesen wäre.

Der nächste Zweck, den der Verfasser mit diesem Buche erreichen will, ist: Den, der sich dem Studium der vergleichenden Anatomie zu widmen gedenkt, sowohl in scientifischer als technischer Beziehung in dieses Fach auf eine leichte, sichere und

doch gründliche Weise einzuführen. Es wird ihm also nicht bloß der thierische Bau klar und faßlich beschrieben, sondern fortwährend auch gezeigt, welcher Mittel man sich am zweckmäßigsten bedient, um ein Organ zu präpariren und das Präparat für die Dauer aufzubewahren. Daß diese Absicht nach ihren beyden Seiten, der scientifischen und praktischen, auf das Befriedigendste erreicht worden ist, ließ sich von des Verfassers Tüchtigkeit in diesen beyden Richtungen zum Voraus erwarten. Uebrigens ist die Brauchbarkeit dieses Buches nicht bloß auf Anfänger im zootomischen Studium beschränkt; auch der weiter Geförderte und der Meister in diesem Fache wird aus dem reichen Schatze von Erfahrungen des Verfassers viele wichtige Mittheilungen erhalten, und überdieß wird es Alle interessiren die sinnreichen Instrumente und Präparirmethoden eines Anatomen kennen zu lernen, dessen technische Kunstfertigkeit längst anerkannt und bewundert worden ist. Ohne hier in ein weitläufiges Detail eingehen zu wollen, möchte Referent statt Vielem nur auf die große Zweckmäßigkeit der vom Verfasser gegebenen Construction des Mikrroskopes hinweisen. Auch der Zoolog und selbst der bloße Dermatolog wird mit Nutzen dieses Buch zu Hand nehmen, um über die besten Methoden, Thiere frisch aufzubewahren, sich zu informiren.

Das Werk theilt sich in 2 Partieen von sehr ungleichem Umfange. Die erste weit kleinere handelt von den Instrumenten und den Haupteinrichtungen, deren man sich zum Seciren der Thiere bedient. Zuerst ist von der Einrichtung der Secir-Lokalitäten die Rede, dann von den zu anatomischen Arbeiten nöthigen Instrumenten aller Art, und endlich von der Conservation der anatomischen Präparate.

Die weit größere zweyte Partie, de l'art de disséquer überschrieben, beschreibt die Organisation der Thiere, in dem, was sie Gemeinschaftliches und Wesentliches darbieten, nach Klassen und Ordnungen, wenn letztere große Differenzen aufzuweisen haben. Diese Partie ist in 13 Kapitel nach den verschiedenen organischen Systemen abgetheilt; sie folgen sich in nachstehender Ordnung: 1) Hautsystem, 2) Zellen- und Fettsystem, 3) Skelet der Wirbelthiere und Concretionen der andern Thiere, 4) Bänder-system, 5) Muskelsystem, 6) seröse Membranen, 7) Verdauungsapparat, 8) ausondernde Organe, 9) Zeugungsorgane, 10) Athmungsorgane, 11) Kreislauf, 12) Nervensystem, 13) Sinnesorgane. Jedes Kapitel spaltet sich wieder in 4 Abtheilungen nach den 4 Haupttypen, die der Verfasser in der Thierreihe findet, nämlich Wirbelthiere, Gliederthiere, Mollusken und Zoophyten. Die Abtheilungen gliedern sich weiter in Artikel nach den Thierklassen, welche eine jede Abtheilung umfaßt. Endlich die Artikel theilen sich in Paragraphen, von denen der erste die anatomische Beschreibung des organischen Systemes, der zweyte und dritte, die übrigens öfters verschmolzen sind, die Anweisung zum Zergliedern und Aufbewahren desselben enthält. Alles ist in schöner logischer Ordnung höchst übersichtlich dargestellt.

In der Einleitung wird ausführlich die Klassifikation des Thierreichs abgehandelt, und dieß ist der einzige Punkt, den wir aus diesem Buche unsern Lesern zur besondern Betrachtung hervorheben wollen. Klassen stellt der Verfasser im Ganzen 22 auf.

I. Wirbelthiere mit 5 Klassen:

1) Säugthiere, 2) Vögel, 3) Reptilien, 4) Chelonier und 5) Fische.

II. Gliederthiere mit 6 Klassen:

1) Anneliden, 2) Myriapoden, 3) Insekten, 4) Krustaceen, 5) Arachniden und 6) Cirrhipeden.

III. Mollusken mit 5 Klassen:

1) Cephalopoden, 2) Pteropoden, 3) Gasteropoden, 4) Acephalen und 5) Brachiopoden.

IV. Zoophyten mit 6 Klassen:

1) Entozoen, 2) Echinodermen, 3) Foraminiferen, 4) Akalephen, 5) Polypen und 6) Infusorien.

Diese 22 Klassen theilt der Verfasser weiter in Ordnungen ab, von denen wir die der Wirbelthier-Klassen einzeln aufzählen wollen.

Die Säugthiere umfassen 12 Ordnungen, nämlich 1) Bimanen, 2) Quadrumanen, 3) Plantigraden, 4) Carnivoren, 5) Marsupialien, 6)

Chiropteren, 7) Nager, 8) Edentaten, 9) Pachydermen, 10) Wiederkäuer, 11) Amphibien und 12) Walle.

Die Vögel theilt der Verf. in 7 Ordnungen: 1) Palmipeden, 2) Sumpfvögel (Echassiers), 3) Raubvögel, 4) Nachtvögel (Nycteriens, Eulen), 5) Hühnervögel, 6) Klettervögel und 7) Sperlingsartige (Passereaux).

Die Reptilien zählen 3 Ordnungen: 1) Saurier, 2) Ophidier und 3) Batrachier.

Die Chelonier sind auf eine einzige Ordnung beschränkt.

Die Fische erhalten 10 Ordnungen: 1) Haie (Sélaciens), 2) Saugmäuler (Galéxiens), 3) Rochen (Batoides), 4) Störe, 5) Lophobranchen, 6) Acanthopterygier, 7) Plektognathen, 8) Subbrachier, 9) Bauchflosser und 10) Apoden.

Hierüber einige Bemerkungen, die besonders die Definitionen etlicher Ordnungen betreffen.

Den Quadrumanen schreibt der Verfasser trois sortes de dents contiguës gleich den Bimanen zu; dieß Merkmal haben jedoch nur die letzteren, nicht die ersteren aufzuweisen, indem bey diesen wenigstens im Oberkiefer eine Lücke zwischen Eck- und Schneidezähnen, zur Aufnahme des untern Eckzahnes, frey bleibt.

Die Trennung von Plantigraden und Digitigraden in verschiedene Ordnungen ist unzulässig, da die Gattungen Procyon, Gulo, Arctictis und Paradoxurus theils nach der Beschaffenheit der Sohlen und Gangweise, theils nach der der Backenzähne entschiedene Mittelformen bilden.

Die Ordnung der Beutelthiere hält der Verfasser für eine künstliche, die unter die übrigen zu vertheilen wäre, obschon er selbst zugesteht, daß alsdann doch noch die Gattungen Halmaturus, Lipurus und Hypsiprymnus übrig bleiben würden, die eine eigene Ordnung ausmachen müßten, wobey es schwierig wäre für sie entschiedene Merkmale aufzustellen. Ref. ist der Meynung, daß Owen mit schlagenden Gründen der Nothwendigkeit die Aufstellung einer eigenen Ordnung der Beutelthiere nachgewiesen hat.

Den Nagern schreibt der Verfasser eine gespaltene Oberlippe zu. Dieß Merkmal hat allerdings für die meisten Gattungen seine Richtigkeit, allein es giebt doch welche, wie z. B. Sminthus und Cavia, auf die es keine Anwendung hat und darf also nicht unter den Ordnungs-Charakteren aufgeführt werden. — Eine ähnliche Bemerkung gilt von den Edentaten, denen der Verf. die Schneidezähne abspricht, obwohl Dasypus setosus mit solchen versehen ist. Auch von den Wiederkäuern ist es nicht durchgängig richtig, daß ihnen die obern Schneidezähne abgehen, wie es der Verfasser angiebt, da Kameel und Lama mit solchen ausgestattet sind.

Bey den Vögeln hält es Referent nicht für nothwendig aus den Eulen eine eigene Ordnung zu bilden. Noch weniger ist es aber zu billigen, daß unter den Hühnervögeln auch die Kurzflügler aufgenommen sind, die im Bau der vordern Gliedmassen, namentlich aber in dem des Brustbeins, von allen andern Vögeln auf das Entschiedenste abweichen. Unter den Passereaux sind Sing- und Wiedvögel zusammengefaßt, was am wenigsten vom anatomischen Standpunkte aus geschehen sollte.

Die Steigerung der Ordnung der Schildkröten zu der Dignität einer Klasse, und die daraus hervorgehende Trennung von den übrigen Amphibien dürfte wohl keinen sonderlichen Beyfall finden.

Die beygegebenen 4 Kupfertafeln geben Abbildungen von den Instrumenten und einigen besondern Vorrichtungen zum Anatomiren. Die äußere Ausstattung des Buches ist sehr gefällig.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik.

(Fortsetzung.)

Daraus wird es begreiflich, daß, um den größtmöglichen Effect von einer Säule zu erhalten, man den elektrischen Zustand im Sinne der Wirkung des Metallcontactes abändern müsse, wie dieß in der Grove'schen Säule vollständig bewirkt wird, in welcher die Platinplatten mit starker Salpetersäure, und die amalgamirten

Zinkplatten mit verdünnter Schwefelsäure umgeben sind, und die letztere Flüssigkeit den elektropositiven Zustand des Zinkes, die erstere den elektronegativen des Platins erhöht. Da die Metalle sich hier durch keine Niederschläge verändern, so muß die Wirkung stark und constant seyn. (S. 457 — 450 und 612 — 624.)

2) Gleichfalls durch die häufigen Thatsachen, mit welchen Hr. Faraday die Contacttheorie „überschüttet", um ihre Unhaltbarkeit zu beweisen, aufgefordert, sucht Hr. F. C. Henrici (S. 255 — 265 u. 455 — 460) dieselben zu Gunsten dieser Theorie zu entkräften.

Allererst zeigt Hr. H., daß keineswegs, wie Hr. Faraday meint, eine Eisen-Platin-Kette mit Schwefelkaliumlösung eine durchaus unthätige Kette sey, indem er in keinem seiner zahlreichen Versuche die Ablenkung der Multiplicatornadel gänzlich verschwinden sah, wenn sie auch nur eine kleine (am kleinsten einen Grad betragende) war. Freylich ist diese Wirkung immer gering, und geschieht obendrein in einem der Contactwirkung zwischen Platin und Eisen widersprechenden Sinne, indem der Strom vom Eisen zum Platin übergeht.

Allein die Ursache ist nicht, wie Hr. F. etwas willkührlich meint, eine chemische Action, welche zwischen einer am Eisendraht vorhandenen Oxydschichte und der Schwefel-Kaliumlösung stattfindet, und mit deren Erschöpfung auch der durch sie erzeugte galvanische Strom verschwinden soll; denn Hr. H. zeigt aus vielfältiger Abänderung seiner Versuche, daß, als er sowohl den Platin- als den Eisendraht mit einem feinen Terpentinüberzug versah, die ganze Wirkung der Schwefelkalilösung auf sie eliminirt wurde, und er eine normale Abweichung der Multiplicatornadel von gegen 70° erhielt. Es erleidet daher sowohl Platin als Eisen durch Berührung mit Schwefelkaliumlösung eine negative elektrische Erregung von namhafter Größe. Zur Erklärung dieser und ähnlicher Erscheinungen sehen wir uns nothwendig an den im Gebiete der galvanischen Erscheinungen eine überaus wichtige Rolle spielenden Wasserstoff verwiesen. Dabey ist aber nicht zu übersehen die Verschiedenheit, welche verschiedene Metalle hinsichtlich ihres Gasverdichtungsvermögens zeigen, und es mußte sich eine völlig normale Kettenwirkung einstellen, als Hr. H. das Platin mit der negativen aber nicht metallisch leitenden Kohle (engl. Griffelstifte und Graphitstängelchen aus engl. Bleystiften) zur Kette verband.

Zur Rechtfertigung seiner Ansichten unternahm Hr. H. eine weitere Reihe von Versuchen, aus welchen ihm unzweydeutig hervorzugehen schien, daß a) die elektromotorisch überwiegend wirksame Substanz in der Schwefelkalilösung dieser Flüssigkeit an sich fremd ist, und b) daß dieselbe nichts anderes als Wasserstoff seyn kann.

Daß man den Wasserstoff an den von der Lösung benetzten Drähten durch chemische Mittel nicht nachweisen kann, wird sich „leicht verschmerzen" lassen. Desto wichtiger ist die bis jetzt zu wenig beachtete große Intensität der elektromotorischen Wirkung, welche bey der Berührung des Wasserstoffes mit metallischen Körpern stattfindet.

Eben so wenig ernstliche Schwierigkeit für die Contacttheorie findet Hr. H. in dem Verhalten der von Schwefelkaliumlösung chemisch angreifbaren Metalle bey ihrer Combination mit dieser Flüssigkeit und Platin, wie das vorzugsweise deßwegen von Hrn. H. gewählte Bley, weil es sich in der Schwefelkaliumlösung mit einem zusammenhängenden gut leitenden Häutchen von Schwefelbley überzieht, darthut, indem durch das Hinzukommen dieses neuen Körpers nichts Erhebliches geändert wird, und dadurch zeigt, daß die oft abwechselnden Erscheinungen einzig dem an dem Blendraht haftenden oder davon entfernten Wasserstoff nach den Gesetzen der Contacttheorie zugeschrieben werden müssen.

Da Drähte von Eisen und Platin Hrn. H. völlig dasselbe Verhalten als die mit Schwefelbley überzogenen Blendrahte zeigten, hielt es derselbe für überflüssig, die Versuche auf alle von Hrn. Faraday aufgeführten Metalle auszudehnen, macht aber wiederholt darauf aufmerksam, daß es „in allen den Fällen, wo durch eine chemische Action ein nicht leitender Körper gebildet und ausgeschieden wird, unbegreiflich erscheinen muß, daß die Bildung dieses im Moment seiner Entstehung aus dem galvanischen Bogen heraustretenden Körpers die in dem Bogen vorhandene elektrische Bewegung, die derselbe nicht einmal fortzupflanzen vermag, sollte erzeugen können.

3) Es ist bekannt, daß Hr. Faraday ein chemisches Aequivalent von einem elektrischen dadurch unterscheidet, daß bey jenem die Masseneinheit des Sauerstoffes (oder Wasserstoffes), bey diesem die Masseneinheit der Elektricität als Maaß zu Grunde gelegt wird. Um diese Masseneinheit der Elektricität zu bestimmen, scheint Hrn. Weber am vortheilhaftesten, es durch gleichzeitige magnetische Wirkung zu thun, und Hr. W. bedient sich dazu einer cylindrischen Rolle, die mit übersponnenem Kupferdraht überzogen und so benlar aufgehängt ist, daß sie durch eine Ablenkung die Wirkung eines elektrischen Stromes auf sich, der im Wasserzersetzungsapparate das Wasser zersetzt, anzuzeigen vermag.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. April.

Nro. 75. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Der deutsche Zollverein in seiner Fortbildung von Gustav Höfken. Stuttgart und Tübingen bey Cotta. 1842.

Der deutsche Zollverein verdankt seine Entstehung nicht litterärischem Einfluße, sondern der praktischen Staatsweisheit und Sorgfalt seiner Regierungen für die klar erkannten Bedürfnisse der Nationalwohlfahrt. Fast unscheinbar in seinen ersten Keimen, der Zollverbindung einiger kleiner souveräner Bundeslander mit den sie einschließenden Gebieten Preußens und Würtembergs, gewährte der bayerisch-würtembergische Unionsvertrag das erste Beyspiel der Vereinigung zweyer deutscher Königreiche, welchem allmahlig, nach einer weise berechneten Uebergangsperiode (Handelsvertrag zwischen dem bayerisch-würtembergischen und preußisch hessischen Zollvereine vom Jahre 1829) die Bildung des Vereins in seinem heutigen Umfange, unter dem steigenden Beyfalle Deutschlands nachfolgte. Wenn jedoch der Verein in seiner Entstehung sowohl als in der Ausbildung seiner Gesetzgebung, Verwaltung und Ordnung seiner finanziellen Angelegenheiten der schriftstellerischen Thätigkeit weit vorausgeeilt ist, so muß doch für denselben nichts förderlicher, ja als wesentliches Element seines Gedeihens und seiner Fortbildung erscheinen, als Publicität und allgemeine lebendige Theilnahme des deutschen Volkes für dieses nun bereits erstarkte höchst kostbare Gemeingut seiner Mitglieder. Daher glauben wir, dem oben genannten Werke, welches eine große National-Angelegenheit aus umfassendem Standpunkte beleuchtet, auch in diesen Blättern eine nähere Anzeige widmen zu dürfen. Unbedingte Anerkennung verdient das patriotische Bestreben dieser Schrift, ganz Deutschland zu einer innig verbundenen gewerblichen und Handelsmacht, den übrigen europäischen Staaten gegenüber, heran zu bilden; weßhalb auch der größere Theil des Werkes einer gedrängten und lehrreichen Darstellung der Beziehungen des Vereins nach Außen und der Handelspolitik seiner Nachbarländer gewidmet ist. Ungerne jedoch vermissen wir eine Betrachtung der gewerblichen und commerciellen Bewegungen des Zollvereins nach und von dem Auslande seit dem Bestehen des Vereins; wozu in den trefflichen statistischen Arbeiten des Central-Bureau genügendes Material vorliegt, und welche allerdings geeignet seyn würden noch mehr Licht über die äußeren Verkehrs-Verhältnisse der Vereins zu verbreiten. Ein besonderes Verdienst hat sich der Verf. ferner erworben durch die klare Erkenntniß und Darstellung der staatswirthschaftlichen Grundprincipien des Vereins und ihr Verhältniß zur Theorie: ein Verdienst, welches im gegenwärtigen Momente um so mehr erkannt werden muß, als einseitige Interessen gewisser Industriezweige, vereint mit den Bemühungen bekannter Verbotsvorsteher (um mich eines Ausdruckes des ersten deutschen Schriftstellers der Gegenwart über staatswirthschaftliche Angelegenheiten zu bedienen) jüngst ganz entgegengesetzte, ja den Verein in seinen Grundfesten erschütternde Principien aufgestellt und aufs hartnäckigste verfolgt haben. Wir verweilen daher, so weit es der Raum unserer Anzeige gestattet, bey der kurzen Darstellung der Theorie; sie gewährt zugleich das Verständniß der praktischen Richtung, welche die Weisheit der Regierungen in diesen industriellen Stürmen mit festem Gange eingeschlagen hat.

Der Verfasser geht von dem richtigen Grundsatze aus, daß nur ein weites, mit mannichfaltigen Hülfsquellen ausgestattetes Gebiet und entsprechender Dichtheit der Bevölkerung, eine ganze durch Volkszahl, Gebiet, Einrichtungen und Macht zur politischen Selbstgeltung berufene Nation im Stande sey, eine umfassende, auf wahrhaftenn nationalökonomischen Principien beruhende Handelspolitik durchzuführen, während in kleinen Staaten Zollschutz nur zum Monopol wird. „Nach langen Epochen deutscher Zersplitterung und Ohnmacht, bey dem Abschließen der österreichischen Staaten von dem übrigen Deutschland zu einem eigenen Commercial-Systeme, welches Prohibitionen begünstigt, nachdem endlich das letztere nach Aufhebung der napoleonischen Continental-Sperre den baumwollenen Fesseln Englands anheim gefallen war, erschien der meisterhafte preußische Zolltarif vom Jahre 1818, nicht eine Nachahmung der englischen oder russischen Schutzzölle, sondern beruhend auf eigener Grundlage, eine durchaus deutsche Gestaltung des Zollwesens, wie der Zollverein selbst, dem er dient.“ Diese Zollgesetzgebung wird weder durch das Princip hoher Schutzzölle, noch durch jenes unumschränkter Handelsfreyheit geleitet; ihren Grundgedanken bildet vielmehr die Möglichkeit der Mitbewerbung und zwar einer allgemeinen, welche allein das richtige und mögliche Princip wahrer Handelsfreyheit ist. Wo die Möglichkeit der Concurrenz aufhört, besteht keine Handelsfreyheit sondern auf der einen Seite Monopol, auf der andern Unterdrückung; die Abwehr beyder verschafft das Princip der wahren d. i. nicht ideellen, sondern unter den gegebenen Verhältnissen der europäischen Staaten und ihrer commerciellen Gesetzgebungen allein ausführbaren Handelsfreyheit. Der Verf. ist der Ansicht, daß auf die offenbare Verschiedenheit, welche bey Bestimmung der Zollsätze im preußischen Tarif gegen jene anderer großer Staaten obwaltet, die Theorie Adam Smith's eingewirkt habe; daher er in eine kurze Betrachtung dieser Lehre „den höchsten Ausdruck für die Wissenschaft der Gesellschafts-Oekonomie“ einzugehen für nöthig findet. Indem er dieselbe ganz richtig als ein rein wissenschaftliches abstractes System bezeichnet, welches in seinem Grunde und in seinen Voraussetzungen von aller Wirklichkeit abgelöst sey und aus dieser Ursache von seinen unbedingten Nachtretern durch Verkennung des positiven Bodens so häufig eine falsche Anwendung gefunden habe, erkennt er zugleich die große Bereicherung der Wissenschaft, die gewonnene Einsicht in die Natur und Quellen des Reichthums, die Hinwegräumung von Vorurtheilen und die Läuterung von Grundsätzen über den Völkerverkehr, welche den Schöpfer dieses Systems als noch unübertroffenen Lehrer der Nationalökonomie darstellen. Es wird in praktischen Beyspielen gezeigt, in wie weit das Hauptprincip der smith'schen Lehre, das der subjectiven Freyheit, der sich selbst bestimmenden Thätigkeit der Einzelnen, welchem unverkennbar die heutigen civilisirten Völker ihren in Vergleich früherer Zeiten unverhältnißmäßig gestiegenen Wohlstand verdanken, auf die bestehenden Verhältnisse anwendbar sey; wie die Erzeugungsfähigkeit der Völker nicht bloß durch die geistigen und physischen Kräfte der Individuen, sondern eben sowohl durch die moralischen und socialen Zustände, nicht bloß durch Naturfonds und ersparten Verlag, sondern zugleich durch die Wirkungen des gesammten Staatslebens auf die Benützung beyder bedingt erscheine; daß daher nicht ein unbedingtes „Gehenlassen“ im abstracten Sinne der smith'schen Theorie allenthalben die Wohlfahrt mehren, sondern im Gegentheile für die Wirklichkeit nicht ausreichen, vielmehr manches Volk der wichtigsten Triebfedern und Stützen seiner Wohlfahrt berauben, Anarchie und Verderben bereiten werde; ohne daß deßhalb die Unwahrheit der Lehre sondern nur ihre falsche Anwendung beklagt werden könnte. „Allein eben so gewiß ist, daß nur an dem Baume der Erkenntniß die Wissenschaft rankt und wächst, nur durch sie das Bewußtseyn der Völker sich läutert und befreyt.“

Wo es jedoch zum Handeln kömmt, muß nicht die Theorie, sondern die tief erforschte Lage der Bedürfnisse und Interessen des Volkes über die Maßregeln entscheiden. Dieß zeigt sich klar bey Anwendung des smith'schen Principes der Handelsfreyheit, welche im gegebenen Falle für Deutschland, durch Hinwegräumung der innern Zollschranken höchst vortheilhaft und der Theorie ganz entsprechend erscheint, auf alle Länder des europäischen Continents aber angewandt die größten Umwälzungen hervorbringen würde. Eben aus diesem Grunde, wird

richtig bemerkt, mußte diese Theorie in ihrer Anwendung auf das durch Zollschranken getrennte Deutschland sogleich auch ihre praktische Anwendung finden; abgesehen davon, daß ohnehin bey der theoretischen Bildung der Deutschen das geistreiche System Smith's nirgends als in Deutschland tiefere Wurzeln schlug. Allein seine gründliche Auffassung führte auch zur Einsicht seiner Beschränktheit, daher gieng wissenschaftliche Förderung der deutschen Volkswirthschaft Hand in Hand mit ihrer praktischen Anwendung, worin Deutschland allen übrigen Völkern vorausgeschritten ist. Der Verf. zeigt die Anwendung dieser Theorie in den Principien des deutschen Zollvereins. Er führt solche auf zwey Hauptgrundsätze zurück: „auf das Princip der Gegenseitigkeit in Beziehung nach Außen und auf jenes der Möglichkeit der Concurrenz nach Innen. Beyde vereinigt angewandt, bedingen die allmählige Herbeyführung einer allgemeinen Verkehrsfreyheit: stimmen also mit dem Grundprincipe der Theorie überein, indem sie zugleich auf wirklichem Boden fußen. Die ausgedehnteste Gegenseitigkeit ist Zolleinigung, verwirklicht im deutschen Zollverein. Allein die Gegenseitigkeit in ihrer Consequenz auf andere Staaten angewandt, welche nicht Verkehrs-Erleichterungen gleichen Gewichtes gewähren, muß wohl bemessene Retorsionsmaßregeln hervorrufen und bleibt auch in dieser Form mit den Forderungen der Wissenschaft im Einklange, während sie zugleich dem Staate die nöthige Stütze in seinen auswärtigen Handelsverhältnissen gewährt. Die Möglichkeit der Mitbewerbung besteht darin, daß ein Staat nicht durch zu niedrige Eingangsabgaben dem Inlande, durch zu hohe Zölle dem Auslande die Concurrenz auf dem einheimischen Markte unmöglich macht. Auch dieses Princip entspricht durchaus der Wissenschaft, es drückt zugleich die Form aus, in welcher die Idee der Handelsfreyheit festen Boden in der Wirklichkeit gewinnen kann. Bey Vergleichung der staatswirthschaftlichen Systeme der europäischen Staaten jedoch wird man finden, daß der große Grundsatz: „ohne Concurrenz keine Handelsfreyheit“ die Politik keines andern Staates mehr als des deutschen Zollvereins durchdrungen hat. Der preußische Tarif von 1818 huldigt diesem Principe; er gesteht nur mäßige Schutzzölle zu im Interesse der Finanzen wie der Verzehrer; nirgends aber enthält er eine Aufforderung zum Monopol, die einheimische Industrie soll kämpfen gegen die fremde Concurrenz, sich aller Mittel des Geistes und der Natur bedienen. Daher ein halber Thaler vom Zentner Eingangszoll für Waaren als Regel, für fremde Fabrikate zehn Procente des Werthes im Allgemeinen, wo nicht weniger ohne Benachtheiligung der innern Industrie. Freyheit oder möglichste Erleichterung in der Einfuhr von Rohstoffen, unbedingte Freyheit der Ausfuhr. Nur eine solche Gesetzgebung allein, welche das Schutzsystem nicht in der Beschränkung der Concurrenz sondern in ihren Erweiterungen, nicht in Hemmung sondern in der Befreyung ihrer Verkehrsbewegungen zu erreichen sucht, vermochte der Mittelpunkt und die Vorbereitung zu einem deutschen Zollverein zu werden; zumal auch in andern deutschen Staaten seit lange ähnliche Grundsätze ausgesprochen worden. (Bayerische provisorische Zollordnung vom 4. December 1799, deren Eingang lautet: „ohne Commerz-Freyheit läßt sich in keinem Staate ein hoher Grad von Landescultur und von wohlhabender Bevölkerung erwarten.“) In der weiteren Charakteristik der Zollvereins-Principien wird die Verzollung nach dem Gewichte als ein besonderer Vorzug erwähnt, wodurch neben der Vereinfachung der Zollbehandlung die inländische Production begünstigt werde, indem Gegenstände allgemeinen Verbrauchs, welche jedes Land am leichtesten erzeugen kann, einen höheren Zollschutz wegen stärkeren Gewichtes als die feineren kostbareren Waaren genießen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik. ꝛc.

(Fortsetzung.)

Aus dem Durchmesser der Rolle, der umwundenen Fläche, der absoluten horizontalen Intensität des Erdmagnetismus und der beobachteten Ablenkung ergiebt

sich die Intensität, und als Quotient aus der Menge des zerlegten Wassers dividirt durch die Quantität der durch die Rolle gegangenen und zur Wasserzersetzung verbrauchten Elektricität diejenige Menge Wasser, welche durch das festgesetzte absolute Maaß der Elektricität zerlegt wird d. i. das gesuchte elektrochemische Aequivalent des Wassers. Nach dieser Methode fand Hr. W. das Mittel dieses elektromotorischen Aequivalentes = 0,009376 aus fünf Messungen, deren einzelne Differenzen von dem Mittel zwischen + 0,000061 und — 0,000059 lagen, deren Harmonie daher als eine neue Bestätigung des Faraday'schen Satzes, daß zur Zersetzung derselben Menge Wassers immer gleiche Menge Elektricität gebraucht wird, angesehen werden kann.

Hr. W. hofft, in der Folge diese Messungen unter noch mehr veränderten Verhältnissen wiederholen zu können. (S. 181 — 189)

4) Hr. Prof. G. Osann schloß (S. 121 — 138) aus mehreren Versuchen, die er über das Durchschlagen des elektrischen Funkens durch Papier, Pappe und Staniol anstellte, der elektrische Funke sey nicht das dynamische Product beyder Elektricitäten, sondern jede der beyden Elektricitäten habe ihren eigenen Funken, die keine Anziehung zu einander haben, sondern sich wie elektrische Ströme verhalten, die entgegen gesetzt bewegt sich abstoßen. Daß beyde in einen Funken zusammenfallen, davon liegt die Ursache in dem Widerstand des dazwischen liegenden Mediums z. B. der atmosphärischen Luft. Geschieht die Entladung über Wasser oder Schwefelblumen, so werden diese von der positiven und negativen Kugel, noch ehe der Schlag geschieht, angezogen, woraus, wie Hr. O. meynt, mit Einleuchtenheit hervorgeht, daß die Stelle zuerst aufgelockert wird, und dann an dieser dünner gewordenen Stelle der Durchschlag geschieht. Die bekannten Randerhöhungen sind daher nicht Folge in entgegen gesetzten Richtungen wirkender elektrischer Funken, sondern der Anziehung beyder Elektricitäten, bevor der Durchschlag geschieht. (S. 121 — 130).

5) Als Hr. Walker zu Kennington die Poldrähte einer mächtigen Daniell'schen Batterie von 10) Zellen so über Kreutz legte, daß zwischen ihnen noch ein kleiner Raum blieb, so entstand ein continuirlicher Lichtstrom, und die auffallende Erscheinung, daß der positive Draht vom Kreutzungspunkte ab bis zu seinem freyen Ende rothglühend und selbst bis zum Umbiegen erweicht wurde, der negative aber verhältnißmäßig kalt blieb. Wurden die Drähte in destillirtes Wasser gebracht, so zeigte das Wasser am positiven Ende immer eine höhere Temperatur als das am negativen. (S. 62)

6) Der Hr. Herausgeber dieser Annalen denkt sich den Widerstand einer geschlossenen Kette zusammengesetzt aus dem Widerstand in der Flüssigkeit und dem im Schließungsdraht. Jenen hält er für wesentlich, diesen für außerwesentlich, weil dieser durch hinlängliche Kürze und Dicke so gut wie vollständig aufgehoben werden kann. Je größer aber dieser Widerstand ist, desto kleiner wird die Stromstärke, welche bey einem unendlich kleinen Werth desselben auf eine Größe steigt, die durch die elektromotorische Kraft, und den wesentlichen Theil des Widerstandes bedingt ist. Ausgehend von der allgemeinen Formul $i = \frac{k}{r + w}$, wo r den wesentlichen, w den außerordentlichen Widerstand, k die elektromotorische Kraft und i die Stromstärke vorstellt, und deren Maximum $m = \frac{k}{r}$ ist, wird Hr. Poggendorff zu den Resultaten geführt, daß die Stromstärke einer Batterie $= \frac{k}{2r}$, d. i. für den Fall des Maximums der Nutzwirkung und des Maximums der chemischen Wirkung (der Wasserzersetzung) = dem halben Maximum der Stromstärke einer der einfachen Ketten, aus welchen die Batterie zusammengesetzt ist.

Da sich nun das Maximum einer einfachen constanten Kette ohne Schwierigkeit bestimmen läßt, so ist dadurch auch eine absolute Bestimmung der Strom-Maxima oder wenigstens eine Vergleichung zweyer Ketten möglich, wenn die vorausgegangene Messung genau ist.

Um ein bloß annäherndes Resultat zu erhalten, dient die Verbindung der zwey zu prüfenden Ketten im entgegengesetzten Sinne mit einem Doppelgalvanometer, dessen Drähte einen möglichst kleinen Widerstand darbieten, indem der Ausschlag der Magnetnadel sogleich zeigt, welche der Ketten die größere Stromstärke habe.

Dieses Verfahren hat aber seine Unbequemlichkeiten. Daher schlägt Hr. P. eine andere Methode vor, welche nur zwey Messungen nothwendig macht, indem sie nichts anderes erfordert, als daß man die Stärke in demjenigen Draht messe, welcher, wenn z. B. eine Zinkkupferkette mit einer Zinkplatinkette verglichen werden soll, das Zink der ersten mit dem Platin der zweyten verbindet. Sorgfältig ausgeführt gewährt diese Methode ein befriedigendes Resultat. Natürlich ist sie aber nur auf constante Ketten anwendbar, bey welchen überhaupt nur messende Versuche mit Genauigkeit angestellt werden können.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. April.

Nro. 76. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Der deutsche Zollverein in seiner Fortbildung von Gustav Höfken ꝛc.

(Fortsetzung.)

Diese Erhebungsweise bringe ferner größere Stetigkeit in die Einnahme und bewirke mehr Unabhängigkeit von auswärtigen Handelskrisen, indem der Zoll verhältnißmäßig um so höher steigt, je wohlfeiler das Ausland producirt und die Höhe des Schutzzolles sich vermindert, je höher die Preise im Auslande steigen. Letztere Bemerkung zugegeben, bleibt jedoch die Einwendung übrig, daß durch die Zollerhebung nach dem Gewichte Gegenstände geringeren Werthes namentlich in Geweben unverhältnißmäßig hoch besteuert werden, folglich ein Widerspruch gegen die Principien des Vereins besteht, und es überhaupt nicht angemessen erscheint, Gegenstände allgemeinen Verbrauches für die geringeren Klassen so hoch und Luxusgegenstände, für welche sich der Zoll auf eine Kleinigkeit berechnet, so niedrig zu besteuern. Das letztere wird auch vom Vers. berücksichtigt, weßhalb er empfiehlt eine auf einfachen Principien beruhende Werthsbesteuerung mit jener des Gewichtes zu verbinden. (Der englische Tarif besteuert die Rohstoffe und Consumtibilien nach dem Maaße und Gewichte, die Fabrikate nach dem Werthe.) Unter den übrigen Zollsätzen werden mit Recht jene auf die tropischen Producte als besonders wichtig erachtet und in zwey Klassen getheilt: jene auf Rohproducte zur Fabrikation, welche wie wirklich geschieht, im Eingange möglichst zu erleichtern seyen und jene auf Consumtibilien, in Ansehung welcher die Zollgesetzgebung den freyesten Spielraum habe. Es wird daher neben der finanziellen Rücksicht empfohlen, solche vorzugsweise als Mittel zum Abschlusse vortheilhafter Handels-Verträge zu benutzen, was hinsichtlich der Zollsätze auf Fabrikwaaren ohne Gefährde des ökonomischen Systemes nicht geschehen könne. Hier wäre auch noch des im Vereinstarife bestehenden Mißverhältnisses der Zuckerzölle zu erwähnen gewesen, welches den inländischen Raffinerien fast ein Monopol gewährt und hiedurch auf die Consumtion und die Zolleinnahme nachtheilig zurückwirkt. Bey Betrachtung der neueren Zollverträge von 1841 wird insbesondere das dort vereinbarte Princip über die Besteuerung des Rübenzuckers, welches einem billigen Schutze durchaus nicht entgegenstehe, als richtig anerkannt; da eine künstliche Aufschwellung dieser Industrie offenbar das Interesse des Vereins gefährden würde; abgesehen davon, daß solche in ihrer wahren Bedeutung dem Urtheile der bewährtesten Oekonomen gemäß nur als landwirthschaftliches Nebenerzeugniß zu betrachten sey und theoretisch wie praktisch anerkannt werde, daß künstliche und einseitige Schutzsysteme für Zweige der Landwirthschaft stets empfindlich auf inländische Gewerbe und den Handel zurückwirken. In den neuen Bestimmungen über die inneren Ausgleichungssteuern erblickt der Vers. einen entschiedenen Fortschritt; nicht nur wegen verbesserter Erhebungsweise derselben, wodurch die bisherigen innern Schranken (Ausgleichungszollstellen) vollends entfernt worden, sondern vorzüglich in der Rücksicht, daß hierin auf das Bedürfniß eines gemeinsamen innern Steuersystems der Vereinsstaaten hingewiesen sey; welches nothwendig bey ungehemmter Entwicklung des Vereins erfolgen müsse, da unverkennbar derjenige Vereinsstaat, welcher sich des mildesten Abgaben-

systemes erfreut, in seinen gesammten volkswirthschaftlichen Interessen den übrigen den Vorrang abgewinnt. Wie anerkennend sich übrigens der Verf. in Ansehung dieser und anderer Hauptbestimmungen des Zollvereins ausgesprochen, so ist er nicht weniger bemüht, die Mängel der gegenwärtigen Einrichtungen so wie die Mittel zu bezeichnen, wodurch der Verein dem klar erkannten Ziele „als mächtiges Organ der deutschen Gesammtinteressen und als festeste Grundlage ihrer Einheit“ entgegen zu führen sey.

Für seine Fortbildung aber erscheint zuförderst der Keim eines innern Organismus, nämlich die periodischen Zollconferenzen oder vom Verfasser lieber „Zollvereinstage“ genannt, von der größten Wichtigkeit. Der Verf. findet ihre Zusammensetzung und ihren Wirkungskreis zu beschränkt für ihre Bestimmung, die deutsche Handelspolitik praktisch zu unterstützen, die Verträge mit den nationalen Interessen in Uebereinstimmung zu bringen und den Handels-Bewegungen mit umsichtiger Berechnung zu folgen; daher die Bildung einer Centralbehörde, eines Zollrathes der Vereinsstaaten den Vorzug verdiene. Noch mehr wird ein gesetzliches öffentliches Organ für die Verträge und wichtigsten äußeren Beziehungen des Vereines vermißt; um so mehr da die Zusammensetzung der Conferenzen zu schwach für die Vertretung so wichtiger National-Interessen, zur Bildung von Ausschüssen und gehöriger Verarbeitung des umfangreichen Materials erscheine. Als großen Uebelstandes wird insbesondere des Mißverhältnisses zwischen der Größe und Macht der Staaten und ihrer Stimmberechtigung erwähnt; ein höchst beachtungswerther Umstand für die Zukunft des Vereins, da eine einzige Stimme des kleinsten Staates die für die Gesammtheit ersprießlichsten Bestimmungen zu vereiteln vermag, kein Rechtszwang besteht und die Willkühr der einzelnen Staaten in Geltendmachung ihres Stimmrechtes einer Beschränkung nicht unterliegt. Hier wird die gefährliche Lockerheit in den gegenseitigen Beziehungen der Vereinsstaaten erkannt, der Keim zur alten traurigen Zersplitterung des Vaterlandes; wenn auch bisher glücklicher Weise eine gefährliche Spaltung der Ansichten nicht Wurzel gefaßt hat. Deßhalb der Wunsch einer sicheren unumstößlichen Rechtsbasis für den Zollverein, einer stärkeren Gewährschaft für seine Fortdauer als die gegenwärtige, welche darin gefunden wird, daß die deutsche Zollvereinigung unserem höchsten Gesetze, der Bundesverfassung, einverleibt werde; sich mithin nicht mehr auf die schwache Grundlage von bloßen Specialverträgen, sondern auf den deutschen Bund selbst stütze, daher einseitigen Gegenwirkungen einzelner Staaten ein für allemal ein Ziel gesetzt werde. Hiedurch würde zugleich das Stimmrecht seine volle Bedeutung erlangen, das natürliche Gleichgewicht zwischen Macht und Einfluß, Rechten und Pflichten wieder hergestellt, für die Dauer und Entwicklung des großen Handels-Bundes aber im deutschen Boden und im deutschen Rechte zugleich die sicherste Grundlage gewonnen.

Vorbereitet ist dieser große Schritt; seit Jahrhunderten erfreut sich Deutschland keiner Periode ähnlicher Entwicklung seiner Industrie und seines Handels; keine größere Abhängigkeit der Vereinsstaaten als Folge des Verbandes hat sich irgend fühlbar gemacht, alle vielmehr haben im deutschen Handelsbunde eine wesentliche Stütze ihrer Selbstständigkeit gewonnen; Besorgnisse in gewerblichen und finanziellen Beziehungen sind als beseitigt anzusehen. Einheit in Zoll und Handel ist zum moralischen und materiellen Bedürfnisse geworden; organische Ausbildung der Vereins-Institutionen ist eifrigster Wunsch, jede Art örtlicher Eifersucht verschwindet im Bunde der großen National-Interessen. Ist hierin der Wunsch jedes Vaterlandfreundes für die Ausbildung des Vereins zu seiner vollen Bedeutung als deutsche Handelsmacht ausgesprochen, so fehlt doch Vieles noch zur Erreichung dieses Zieles. Es fehlen demselben „eine stetige Vereins-Behörde, gemeinsame Vertretung nach Außen durch Consulate und Agenturen, die berathenden und beschließenden Zollvereinstage, auf deren Ausbildung die Ergänzung und Vervollkommnung der deutschen Bundes-Verfassung beruht, Oeffentlichkeit der Verhandlungen, Oeffentlichkeit nach allen Richtungen, gesetzlicher Einfluß der Interessen und der öffentlichen Meynung, jedes gesetzliche allgemeine Organ; noch gehen ihm im Innern ab eine gleichmäßige Besteuerung, ein Vereinspost- und Fuhrwesen, Vereinbarung wegen großer Communicationsmittel, wegen eines Patentgesetzes u. s. w.“

Den äußeren Beziehungen des Vereins, als den wichtigsten für seine Fortbildung ist der größere Theil des Werkes gewidmet, worüber wir jedoch auf den Inhalt selbst verweisend nur einige wenige Andeutungen hier anzuführen vermögen. Zunächst die Stellung des Vereines zu Oesterreich anbelangend, lassen innige Stammesverwandtschaft mit dem herrschenden Volke im deutschen Kaiserstaate, Natur- und Productionsverhältnisse, so wie die Stromsysteme eine Zollverbindung mit Oesterreich als höchst wünschenswerth erscheinen. Für Deutschland als ein natürliches und geistiges Ganze haben das Donau- wie das Rheingebiet, die istrische Küste wie das Ostseegestade in seiner Entwicklung gleiches Interesse. Welchen Aufschwung würde der deutsche Handel nehmen, wenn er sich frey an vier Meere lehnen, sich innerhalb dieser Seemarken ungefesselt bewegen könnte! Würde nicht die österreichische Flotte bald der Kern einer achtunggebietenden Seemacht im mittelländischen und schwarzen Meere werden, deutsche Ansiedlung mehr und mehr vorrücken! Stapelplätze im Archipelagus, in Westasien zur Ausbreitung des deutschen Handels! Weder politische noch volkswirthschaftliche Hindernisse stehen dem Anschlusse entgegen; in letzterer Beziehung bloß das Verhältniß Ungarns zu den übrigen Erbstaaten, daher der Anschluß sich vorerst auf die nicht ungarischen Provinzen des Kaiserstaates zu erstrecken hätte. (Würden aber nicht gerade aus der Zollverbindung mit Ungarn beyden Theilen die größten Vortheile erwachsen?) Zu besorgende Ausfälle an Zollerträgnissen würden zum größten Theile durch die Beseitigung einer Gränzbewachung von 250 Meilen erspart werden, abgesehen von den unendlich überwiegenden Vortheilen für die Gesammtinteressen. Als Vorbereitung zum Anschlusse werden wechselseitiges Annähern der Tarife (wofür der Vereinstarif durchschnittlich um einige Procente höher gestellt werden könne ohne das System zu verletzen) und zunächst ein umfassender Handelsvertrag empfohlen, welcher sich insbesondere auf Maaßregeln zur Unterdrückung des Schleichhandels zu erstrecken hätte: ferner Verbesserung der Land- und Wasser-Communicationen, worunter vorzüglich Regelung des Donaubettes von Ulm bis zur Gränze der österreichischen Herrschaft, endlich mehrfache Verbindungen zwischen dem Donaugebiete und den niederdeutschen Seehäfen durch Eisenbahnen. Die Zweckmäßigkeit dieser Vorschläge dürfte wohl von keiner Seite mißkannt werden.

Eine umfassende Abhandlung ist den Beziehungen des Zollvereins zu den Niederlanden, den Hansestädten und Dänemark gewidmet, mit Darstellung der Handelspolitik dieser Staaten und ihres auswärtigen Verkehrs. Sie beweist die Vertrautheit des Vers. mit der Geschichte, Staats- und Volkswirthschaft jener Länder. In Bezug auf das Detail müssen wir auf das Werk selbst verweisen; es sey hier nur bemerkt, daß der Vers., was Holland betrifft, von der Ueberzeugung durchdrungen ist, die fortschreitende Erweiterung des Zollvereins und der Verbindungen des Rheins mit der Schelde, Ems und Weser werden eine Annäherung Hollands an den deutschen Handelsbund, zum unermeßlichen Vortheile beyder, als unvermeidlich darstellen, falls das erstere den Markt von der Nord- und Ostsee bis ans mittelländische und schwarze Meer für seine Produkte führen wolle; ja daß Hollands Zukunft nur in der Verbindung mit Deutschland ruhe.

(Schluß folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik. ꝛc.

(Fortsetzung.)

Aber zwey solche Ketten nach dem Princip der Säule in gleicher Richtung verbunden, liefern einen sehr constanten Strom, dessen elektromotorische Kraft gleich ist der Summe der elektromotorischen Kräfte beyder Säulen, in entgegengesetzter Richtung aber mit einander verbunden nur einen veränderlichen Strom, und die elektromotorische Kraft ist immer kleiner als die Differenz der elektromotorischen Kräfte beyder Ketten, welches Hr. P. auch durch die von ihm bey verschiedenen Combinationen erhaltenen Resultate nachweist. (S. 45 — 62.)

7) Um starke galvanische Ströme nach absolutem Maaße zu messen, giebt Hr. W. Weber ein Instrument an, welches einer Tangenten-Bussole ähnlich auf dieselbe Weise, wie nach Gauß'scher Methode das Mo-

ment eines Magnetes (wenn der Erdmagnetismus bekannt ist) nach absoluten Maaße gemessen wird, das Moment einer geschlossenen galvanischen Kette mißt, indem, wenn die Länge der Nadel als verschwindend gegen den Durchmesser eines Kreises, in dem sie sich bewegt, betrachtet wird, oder auch, wenn die Länge der Nadel noch $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{5}$ des Durchmessers nicht übersteigt, als genügende Näherungsformel gelten kann für die Intensität des galvanischen Stromes $g = \frac{1}{2\pi} R. T. \tang.$ und, wo R = Radius des Ringes, T = horizontaler Intensität des Erdmagnetismus, und U = Ablenkung der Nadel ist (S. 27 — 32).

8) Hr. R. Bunsen beschreibt (S. 265 — 276) die Bereitung der Kohle, welche anstatt Platin in der Grove'schen Kette gebraucht werden soll, ausführlich, und zugleich einen Apparat, von dem er glaubt, daß er erhebliche Vorzüge vor der mit Platin construirten Batterie habe, „da dieselbe nicht nur, was die Größe und Sicherheit der Wirkungen anbelangt, diesen Batterien bey gleichem Verbrauch an Säuren und Zink vollkommen gleich kömmt, sondern auch bey gleicher Eleganz und einer größern Bequemlichkeit in der Behandlung wenigstens vier Mal so wohlfeil herzustellen ist“ Dagegen bemerkt aber der Hr. Herausgeber in einer Note, daß Batterien von sehr großen Dimensionen aus solchen Kohlen, besonders wenn sie erst fabrikmäßig bereitet würden, vielleicht wohlfeiler darzustellen seyn mögen; allein für kleine Apparate, wie sie zu eigentlichen wissenschaftlichen Untersuchungen erforderlich und hinreichend sind, könne selbst gegenwärtig den Kohlen kein Vorzug vor dem Platin zugestanden werden.

9) Um die bey der Zersetzung des Wassers durch galvanische Wirkung erhaltenen Gase abgesondert zu erhalten, empfiehlt Hr. Poggendorff zweyerley Apparate für kleinere Quantitäten und einen dritten für größere Mengen.

Die Construction dieser Apparate gab Hrn. P. zugleich Veranlassung, die Vortheilhaftigkeit verschiedener Metalle und Flüssigkeiten durch einige Versuche zu prüfen, wozu ihm eine Batterie aus zwey kleinen Grove'schen Ketten, in deren Kreis eine Zersetzungszelle, bestehend aus zwey homogenen Metallplatten und einer oder der anderen eingeschalteten Flüssigkeit diente. Die mit Aetzlauge, Schwefelsäure und kohlensaurem Kali angestellten Versuche zeigten, daß die Combination von Schmiedeeisen (Eisenblech) in Aetzlauge die erprobteste ist, indem sie nicht nur den Strom der Batterie weniger als die übrigen, sondern auch in einer constanten Weise schwächt, während Platin in keiner der drey Flüssigkeiten einen constanten Strom liefert. In diesen Versuchen waren die reinen Flüssigkeiten mit vier Theilen Wasser verdünnt. In einer zweyten Reihe wurden sie mit neun Theilen verdünnt, und die Versuche zugleich auf Kohlenplatten ausgedehnt. Das Resultat erwies auch dieses Mal die Combination in Aetzlauge als die vortheilhafteste. Der Strom einer constanten Elektricitätsquelle wurde auch hier durch Platin in Schwefelsäure weniger geschwächt als in Aetzlauge, die Kohle aber zeigte das entgegengesetzte Verhältniß (S. 277 — 301).

10) Es ist des neuen Oersted'schen Elektrometer in dem vorigen Berichte erwähnt worden. Hr. F. Dellmann in Kreuznach sucht demselben eine bequemere Einrichtung und größere Beweglichkeit zu geben, beschreibt die verschiedenen Abänderungen, die er zu diesem Zweck gemacht, und glaubt denselben vollkommen erreicht zu haben. Am Schlusse seines Berichtes bemerkt er, daß er bey den Volta'schen Grundversuchen die Elektricität des Zinkes nie anders als positiv, die des Kupfers aber immer negativ gefunden habe (S. 301 — 310).

11) Hr. Becquerel hatte vor mehreren Jahren vermuthet, daß die Ordnung der Metalle, nach welcher sie in Berührung mit einander erwärmt positiv elektrisch werden, dieselbe sey, welche sie hinsichtlich ihres Wärmestrahlungsvermögens befolgen, und daß daher auch die thermoelektrischen Eigenschaften der Körper in einem direkten Verhältniß zu demselben stehen. Wenn aber dieß der Fall ist, schloß Hr. Bar. v. Wrede, so muß Eisen, welches bekanntlich in niederer Temperatur stark positiv, in höherer dagegen negativ ist, auch in demselben Verhältniß bald stärkeres bald schwächeres Wärmestrahlungsvermögen haben, und fand diese Folgerung vollkommen richtig, also auch Hrn. B's. Muthmassung bestätiget (S. 175 — 177).

12) Der bekannte, und um verschiedene Theile der Physik so verdiente Hr. G. Th. Fechner hatte schon früher eine Commentatio de magnetismo variabili, qui chalybi actione galvanica inducitur, geschrieben, und dem Hrn. Herausgeber zugeschickt mit der Bemerkung, daß er die darin enthaltene Untersuchung künftig vollständiger für die Annalen mittheilen wolle. Da indessen der beklagenswerthe Gesundheitszustand des Hrn. Verfassers die Ausführung dieses Vorsatzes leider noch lange zu verschieben scheint, so hat Hr. Poggendorff geglaubt, diese Arbeit wie sie jetzt ist, nicht länger vorenthalten zu dürfen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. April.

Nro. 77. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1813.

Der deutsche Zollverein in seiner Fortbildung von Gustav Höfken ꝛc.

(Schluß.)

Vor der Hand jedoch, bis die dortigen Vorurtheile verschwinden, eine entschiedene Neigung zur Annäherung an Deutschland sich kund gegeben, und insbesondere in so lange dessen Verträge vom Jahre 1837 mit Großbritannien und die neueren mit Frankreich bestehen, in so lange endlich die niederländische Handelsgesellschaft in bisheriger Weise den Haupttheil des Colonialhandels vertragsmäßig in Hand behält, müsse demselben von deutscher Seite die entschiedenste Haltung entgegen gesetzt, ihm der deutsche Markt beschränkt werden, da es auf die Dauer Holland nicht gestattet werden könne seine Colonial-Erzeugnisse nach Deutschland abzusetzen und dagegen sein Bedürfniß an europäischen Erzeugnissen da zu nehmen, wo es ihm beliebt. So richtig diese Vorschläge für Deutschlands commercielle Wohlfahrt erscheinen, so möchte doch unter den gegebenen Voraussetzungen, bey dem bekannten Staatshaushalt Hollands, dessen Verbindung mit Deutschland noch in weite Ferne gerückt sein. Die Vortheile des Anschlusses der Hansestädte an den Verein, welche weder ein Colonial-Interesse noch eine darauf bezügliche Industrie gegen Deutschland zu vertreten haben, werden mit gewichtigen Gründen hervorgehoben, unter welchen das Bestreben des Vers., Deutschland zu einer commerciellen und politischen Einheit zu erheben, besonders hervortritt. Es wird gezeigt, wie zwischen den wahren Interessen der Hansestädte und den Zwecken des Vereins die innigste Uebereinstimmung besteht; der Aufschwung des einen der wirksamste Hebel für den Handel der andern sey. Die Hansestadte seyen zu den großen Emporien für ein Handelsgebiet von dreyßig Millionen Einwohnern bestimmt, wodurch sie unter allen Umständen eine Anziehung auf den Norden und Osten Europas so wie auf die transatlantischen Länder ausüben müssen, wie kein anderer nördlicher Hafen, die englischen nicht ausgenommen. Die gegen den Beitritt der Hansestädte erhobenen Besorgnisse beruhen theils in mißverstandener Anwendung der Vereinszollgesetze, namentlich wegen der Waarenhöfe und der Zollbehandlung, theils auf irrthümlichen Ansichten über Benachtheiligung des Zwischenhandels durch den Zollanschluß: indem dargethan wird, daß der letztere, so ferne er auf freyen Handelsbewegungen und Naturverhältnissen beruht, hiedurch nicht geändert werden könne, da die Hansestädte auch als Vereins-Freyhäfen nach wie vor europäische Waaren- und Stapelplätze bleiben müssen. So ferne aber der Zwischenhandel von der Politik fremder Staaten abhängt, könne er durch den Anschluß nur gewinnen, da ein großer Staatenbund offenbar mit mehr Gewicht unterhandelt als vereinzelte Seestädte. So weit er endlich in Zollbegünstigung der deutschen Messen, in Verbesserung der Communicationsmittel und aller übrigen auf Beförderung des deutschen Transithandels abzielenden Maßregeln seine Begünstigung findet, hängt derselbe unmittelbar vom Zollverein ab, daher nach allen Seiten betrachter Einigung in ihrem Interesse liegt, was nur gänzliche Befangenheit in Vorurtheilen zu verkennen vermag.

Die Betrachtung einer näheren Handelsverbindung mit Dänemark veranlaßt den Vers.,

auf die große Wichtigkeit einer Wasserverbindung des Rheins mit der Ems hinzuweisen. Die übermäßige Höhe der holländischen Spesen, die Hindernisse der Rheinschiffahrt, der geringe und für Westdeutschland unbedeutende Verkehr Hollands mit Amerika bewirken, daß Fabrikate aus Rheinland und Westphalen (gleich wie auch aus Belgien) den Weg nach den transatlantischen Ländern über Bremen und Hamburg suchen mit 2/3 höheren Frachtkosten als bey der Versendung nach Holland. Allein bey der großen Entfernung der Hansestädte für Westdeutschland und dem Sundzolle, der auf dem Handel nach der Ostsee lastet, bietet die Ems einen neuen Ausweg, wodurch Deutschland eine weitere Seeausfuhr gewinnt und Preußen seine Ostprovinzen in leichte Verbindung mit dem Westen des Reiches zu bringen vermag; wobey der Verf. von der Ansicht ausgeht, daß unter dem Fortbestehen der rußischen Sperre und dem Drucke des Sundzolles das Mittel einer dauernden Aufhülfe der an Naturerzeugnissen reichen Ostseeprovinzen nur in ihrer innigen Verbindung mit den gewerbreichen westlichen Provinzen gefunden werden könne. Dieß wird aber der Fall seyn, wenn die Güter von Königsberg auf dem über 50 Meilen kürzeren und minder gefährlichen Wege über die Ems in 24 Tagen und fast einen Monat früher als gegenwärtig nach Köln gelangen. Die Vorzüglichkeit des Emdner Hafens und der dortigen Fahrwasser ist übrigens schon früher in öffentlichen Blattern und namentlich in der allgemeinen Zeitung besprochen worden. An die Erwägung endlich, daß Dänemark seiner Lage, Ausdehnung und seinen Bestandtheilen gemäß, mit einer Million deutscher Unterthanen und für einen Theil derselben dem deutschen Bunde angehörig keine eigene Politik befolgen könne, knüpft sich der Vorschlag, es möge mit seiner unbeschäftigten Kriegsmarine, „gegenwärtig ein nutzloser gefahrdrohender Luxus für Dänemark“, im deutschen Vereine die Rolle der Vereinsseemacht übernehmen; wobey indeß der Verf. in der Ansicht, daß politische Sympathien für Deutschland dort wenig vorherrschen dürften (und setzen wir hinzu, auch die Productionsverhältnisse Dänemarks entgegenstehen) keinen Zollanschluß sondern nur ein kräftiges Bündniß gemeynt wissen will.

Bey Erörterung der Beziehungen des Zollvereins zu Großbritannien ist es nach einem gedrängten Ueberblicke der bekannten Principien der englischen Handelspolitik vorzüglich der Märzvertrag des Vereins mit England, welcher die Aufmerksamkeit des Verf. aufs Neue fesselt. Er erblickt hierin eine Verletzung des Principes der Gegenseitigkeit; die der deutschen Rhederey scheinbar eröffneten Vortheile in Wirklichkeit vernichtet, da solche von weit entlegenen Häfen aus auf einer kleinen Linie, den größten seefahrenden Nationen gegenüber, unausführbar erscheint; daß ebenso die Eröffnung des Schiffahrtsverkehrs mit den brittischen überseeischen Besitzungen theils schon durch die neue englische Schiffahrtsacte allgemein zugestanden sey, theils aber in der Ausführung unbesiegbaren Schwierigkeiten wegen der englischen Gesetze über den Colonialverkehr mit dem Mutterlande und den Differenzialzöllen für die Einfuhr nach den englischen Colonien unterliege; daß man für die Dauer des Vertrages auf ein deutsches dem englischen ähnliches Navigationsgesetz verzichtet habe, wodurch allein wahre Gegenseitigkeit hätte gewonnen werden können; daß man endlich für zwey besondere Artikel, Zucker und Reis, der englischen Einfuhr die nämlichen Bedingungen wie den meist begünstigten Nationen zugestanden habe. Es kann nicht die Absicht seyn, in der gegenwärtigen Anzeige einen Streit über dieses Thema wieder aufzunehmen, welcher seinerzeit von den Gegnern des Vertrags in öffentlichen Blättern bis zur Ermüdung, nicht selten sogar unter Mißkennung seiner materiellen Bestimmungen geführt worden ist. Wenn jedoch erwogen wird, daß durch diesen Vertrag (ein Zusatzvertrag zu dem schon 1824 abgeschlossenen über wechselseitige Feststellung der Schiffahrtsabgaben, kein Handelsvertrag über Tarifsfragen) 1. die Gleichstellung der Schiffahrtsabgaben aufs Neue stipulirt; 2. die erweiterte Berechtigung nach dem Vorgange des englisch-österreichischen Vertrages vom 10. August 1840 für die preußische Schiffahrt erlangt worden, alle europäischen Producte, die enumerirten sowohl als die nicht enumerirten von den Mündungen der Elbe, Weser, Ems und Maaß zum Verbrauche in das vereinigte Königreich, und von den gedachten Plätzen auch preußische (vereinsländische) Producte in die

auswärtigen brittischen Besitzungen einzuführen; daher offenbar der preußischen und beziehungsweise vereinsländischen Schiffahrt ein größeres Feld eingeraumt und der früher nicht bestandene unmittelbare Schiffahrtsverkehr mit den Colonien eröffnet worden; 3. daß dagegen die im Vertrage ausgedruckte Beschränkung auf jene Artikel, welche gesetzlich auf nicht englischen Schiffen in die Hafen des vereinigten Königreichs eingeführt werden dürfen, in den englischen Navigations- und Colonialgesetzen begründet ist, welchen wir, unter gänzlich verschiedenen Verhältnissen, keine ähnliche Schiffahrtsacte entgegen zu setzen haben und mit deren Erlaß der Handelspolitik des Vereins zur Zeit nicht gedient seyn konnte; daß endlich 4. die so sehr gefürchtete Stipulation wegen Einfuhr von Zucker und Reis aus Großbritannien dem Geiste des Zollvereins entspricht, welcher Differenzialzölle vermeidet, und welche schon um deßwillen nicht bedenklich erscheint, weil dadurch jede Veränderung der Tarifsätze auf diese Artikel nicht ausgeschlossen ist, vielmehr in Ansehung der materiellen Bestimmungen den Vereinsregierungen völlig freye Hand bleibt: so mögen diese Bemerkungen wenigstens dazu dienen, den so lange gefahrten Streit durch das vorliegende schätzbare Werk über den Zollverein nicht aufs Neue hervorzurufen.

Nur ganz kurz vermögen wir endlich die Erörterungen zu berühren, welche der Hr. Verf. der Organisirung einer deutschen Vereinsmarine widmet. Mit Recht hebt derselbe das Schiffahrtsgewerbe als eines der tüchtigsten auf die Erstarkung des Nationalcharacters den glücklichsten Einfluß übenden hervor; „aus der Seethätigkeit weht gleichsam fortwährend ein erfrischender Hauch über das ganze Staatswesen, der auch die Nerven der übrigen Volksklassen stählt" — so seine ungemeine Bedeutung in nationalwirthschaftlichen Beziehungen, und daß der völkerrechtliche Grundsatz „frey Schiff, frey Gut" nur von seetüchtigen Nationen wirksam vertreten werden könne. Hieraus die unabweisbare Forderung, daß die deutsche Schiffahrt nicht ferner dem Auslande Preis gegeben werde, daß sie vollen gesetzlichen Schutz erlange und unter einem Banner sich einige, zu dessen Vereinigung alle deutschen Staaten mitwirken; daß mit einem Worte die deutsche Schiffahrt sowohl in den deutschen Hafen als in allen ihren Verhältnissen zum Auslande unter einer deutschen Bundesflagge sich die Hand biete; der Zollverein sich zu einem Schiffahrtsvereine erweitere. Als Mittel zu diesem Zwecke werden bezeichnet: 1) eine bundesgesetzliche Bestimmung, daß alle deutschen Schiffe in allen deutschen Hafen, sodann alle deutschen Schiffe im auswärtigen Verkehr Deutschlands gleich gestellt und berechtigt seyen; 2) Gründung einer Bundes-Seemacht, von der Voraussetzung ausgegangen, daß es sich nicht um plötzliche Erschaffung einer imposanten Kriegsflotte, sondern um Gewinnung des Kernes für eine künftige Marine handle und daß überhaupt, wie die Beyspiele der amerikanischen Freystaaten und Oesterreichs erweisen, zum Schutze der Handelsschiffahrt auch eine geringe Seemacht ausreiche. In Ansehung der näheren Vorschläge, worüber wir auf die Schrift selbst verweisen, ist nur zu erwähnen, daß die Bestimmungen über die Bildung der Bundesflotte jenen über die Zusammensetzung des Bundesheeres entlehnt und mit solchen in Verbindung gebracht sind und daß deren etatsmäßige Stärke einstweilen auf 34 Kriegsfahrzeuge, worunter 10 Linienschiffe, berechnet wird. 3) Eine deutsche Schiffahrts-Gesetzgebung, welche von der Schiffahrtsfreyheit als Grundlage auszugehen und den gesetzlichen Schutz keinenfalls weiter als bis zur Möglichkeit der Concurrenz auszudehnen hätte; durch zwey Hauptmaximen verwirklicht. Einführung von mäßigen Unterschieds-Abgaben (zu Gunsten der deutschen Schiffe) in der erlaubten Schiffahrt und Gegenseitigkeit in den Ausschließungen und Beschränkungen. 4) Als wesentliche Begünstigung der Schiffahrt wird empfohlen, die Handelsgesetzgebung in richtige Beziehung mit den Schiffahrtsgesetzen zu bringen, daher die Verzollung der Colonial-Erzeugnisse nur vom Standpunkte der Gesammtinteressen nicht aber von jenem der einzelnen Gewerbe zu bestimmen seyn; also möglichste Begünstigung der Einfuhr von Rohstoffen aus den Ursprungsländern und der direkten Ausfuhr von inländischen Fabrikaten nach den Ländern des Verbrauches. 5) Endlich Vorbehalt gewisser Schiffahrtszweige nach Maaßgabe der Gegenseitigkeit. Die Grundansicht dieser Vorschläge, daß nämlich die Ausübung eines wirksamen Schutzes für die deutsche Schiffahrt und Selbstständigkeit des deutschen Seehandels durch eine umfassende Navi-

gationsacte nur mittels gemeinsamer Zollgesetzgebung und Territorialverband erreichbar sey, ist wohl als die richtige nicht zu verkennen; allein eben so wenig, welchen Schwierigkeiten die Erschaffung einer deutschen Seemacht auf dem Wege der Bundesmatrikel zunächst in den so verschiedenartig gestalteten Bundesstaaten selbst und welchen Verwicklungen der deutsche Seehandel durch den Erlaß einer manchfache Beschränkungen enthaltenden Navigationsacte mit den großen Seemächten unterliegen würde; wenn auch der casus belli vor der Hand ganz außer Acht gelassen wird.

Wir schließen unsere Anzeige mit dem Wunsche, daß diese Schrift, in welcher neben vielseitigen Kenntnissen und Talent der Darstellung der lebendigste Patriotismus für Deutschlands Einheit und Macht allenthalben hervorleuchtet, die verdiente Anerkennung und Verbreitung finden möge.

Kleinschrod.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik.

(Fortsetzung.)

Um die Gesetze des vorübergehenden Magnetismus des Stahls durch galvanische Wirkung aufzufinden, bediente sich Hr. F. derselben Methode, nach der er den veränderlichen Magnetismus des weichen Eisens untersucht hat. Zwey Multiplicatoren (Messer und Inductor) sind in dieselbe galvanische Kette eingeschaltet, jener enthielt eine Doppelnadel von hartem Stahl, dieser eine einfache Nadel. Das Verhältniß der Kraft, mit welcher beyde auf ihre Nadeln wirken, war so, daß die des Messers nur ungefähr einen 60ten Theil derjenigen war, mit welcher der Inductur auf seine Nadel wirkte. Nach vorläufigen theoretischen Betrachtungen und Aufsuchung der Werthe einzelner Elemente sucht Hr. F. in sechs Versuchsreihen für seinen Zweck Resultate mittels einer Daniell'schen Batterie von zwanzig Paaren auszumitteln, und findet a) daß der veränderliche Magnetismus, welchen Stahlnadeln durch den elektrischen Strom empfangen, der Stärke dieses Stromes proportional ist, und b) daß der Betrag dieses Magnetismus nach der Beschaffenheit der Nadeln verschieden ist, und bey einigen so gering, daß er zwischen mäßigen Intensitätsgränzen vernachläßiget werden kann (S. 189 — 208).

Der Himmel gebe dem leidenden Hrn. Verfasser bald eine bessere Gesundheit, um wie bisher zum Fortschreiten der physikalischen Wissenschaften überhaupt wirken, und ins Besondere, was er hier einer andern Zeit vorbehält, die Untersuchung, wie der Betrag dieses Magnetismus von der Natur, der Härte, der Dimension, der Temperatur und dem Zustand des festen Magnetismus der Nadeln abhängt, fortsetzen zu können.

13) Hr. Poggendorff liefert (S. 160 — 166) einen Auszug aus dem im Namen einer Commission der Pariser Akademie von Hrn. Dumas erstatteten „etwas weitläuftigen und ruhmredigen" Bericht über das Verfahren des Hrn. Elkington und des Hrn. Ruolz, Metalle auf galvanischem Wege zu vergolden, oder mit anderen Metallen zu überziehen. Da aber dieser Bericht über eine Sache, die schon allgemein in Zeitschriften und anderen Schriften besprochen worden, und bereits mit mehr oder weniger glücklichen Erfolg selbst in die Werkstätte übergegangen ist, nichts Neues liefert, glaubt Ref. denselben übergehen zu dürfen.

B. Licht.

1) Hr. Ed. Becquerel hat, wie sich die Leser erinnern, sich in zwey vorausgegangenen Abhandlungen (Bd. LV.) mit Untersuchungen über die chemischen Strahlen des Lichtes und ihre elektrische Wirkung beschäftiget. In der gegenwärtigen Abhandlung verfolgt er diese Untersuchung weiter, und beschreibt einen dazu geeigneten Apparat, den er elektro-chemischen Actinometer nennt. Das Wesentliche dieses Apparates ist eine jodirte Silberplatte, auf welche im finstern Zimmer durch ein senkrechtes Prisma ein horizontales Spectrum entworfen wird verbunden mit einem sehr empfindlichen Galvanometer. Hr. B. unterscheidet auch hier, wie in seiner früheren Abhandlung fortsetzende und erzeugende Strahlen, und findet aus fünf Versuchen im Mittel das Maximum der ersten in dem auf zehn Theile angenommenen Spectrum vom Roth zum Violett = 2,32 an der Gränze zwischen Gelb und Orange, das der zweyten = 8 an der Gränze zwischen Indig und Violett d. i. ungefähr gleichweit von den Extremitäten des Spectrums, das Minimum aber = 5,12, also in der Mitte d. h. am Anfange des Blau. Jenseits des Roth fand er keine Wirkung des Lichtes auf das Jodsilber, wohl aber jenseits des Violettes auf sieben Spectrumtheile, und vermuthet, daß sie sich noch weiter ausdehne.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. April.

Nro. 78. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Historische Studien von Franz Dorotheus Gerlach. Hamburg und Gotha. Friedrich und Andreas Perthes. 1841.

Eine erfreuliche und zugleich erhebende Erscheinung ist es, daß wir in unsern Tagen und unter unserm Volke eine nicht geringe Zahl geistig starker und lebensthätiger Männer auftreten sehen, welche ausgerüstet mit gediegener Gelehrsamkeit und erfüllt vom edelsten Bestreben das Licht der Wissenschaft hineintragen in die dunklen Räume vergangener Jahrhunderte, auf daß uns Thaten und Personen, Ort und Zeit, Ursache und Wirkung in ungetrübtem Glanze als Spiegelbilder der Wahrheit entgegentreten. Diese allein echte und allein erfolgreiche Behandlung der Historie aller Zeiten und Völker ist, wer wollte es in Abrede stellen, eine der schönsten Früchte, welche der neuaufgeblühte Baum der classischen Studien hervorgebracht. Mag daher die classische Philologie als hermeneutische und kritische Wissenschaft gerade heutzutage und von Seiten her, wo man es keineswegs erwartet, vielfach und noch so hart angegriffen werden, mag der segensreiche und von allen Edlen immer hochgepriesene Einfluß classischer Bildung auf Geist, Herz und Gemüth der Jugend schnöde geleugnet oder gar auf ungerechte Weise verdächtigt werden, die Verdienste der Alterthumswissenschaft zur Erkenntniß und Beleuchtung des innern und äußern Lebens jener Völker, ihrer Rechte und Gesetze, ihrer finanziellen und merkantilischen Verhältnisse, ihrer gesammten politischen und nationellen Entwicklung im Vergleich zu gleichzeitigen oder spätern oder den gegenwärtigen Zuständen, Grundsätzen und Ansichten vom Staat und Völkerleben — diese Verdienste finden nicht nur bey den Historikern und Rechtsgelehrten ehrende Anerkennung, sondern bey allen, welchen diese höchsten Interessen der Menschheit am Herzen liegen. Wer daher die Philologie als eine vom Leben der Gegenwart abgeschlossene, auf die vier Wände eines sitzenden und grübelnden Stubengelehrten ein- und zusammengeschränkte Wissenschaft ausschreit, der zeigt hiedurch seine eigene Kurzsichtigkeit und eine bedauernswerthe Ausgeschlossenheit aus dem innern ewigen Verbande aller Wissenschaften; ihm sind die großen Thore in die Tempel des Alterthums verschlossen, er ist unberührt vom Hauche des Geistes, welcher aus ihnen ausgeht und jedes empfängliche Herz mit Frische, Leben und Kraft erfüllt.

Diese Betrachtungen glaubte ich der Anzeige eines Buches vorausschicken zu müssen, welches nicht allein der oben bezeichneten wissenschaftlichen Richtung vollkommen entspricht, sondern auch nur von diesem Standpunkt aus in seiner Bedeutung gewürdigt werden kann. Es enthält dasselbe, wie schon der Titel beurkundet, nicht ein in sich zusammenhängendes oder bestimmte Zeiträume umfassendes historisches Resultat, sondern eine Reihe von Abhandlungen, die theils Hellas, theils Rom zum Gegenstand der Untersuchung haben. Welch' interessante Erscheinungen, welch' wichtige Momente aus dem äußern und innern Leben dieser Völker besprochen sind, das lehren schon die Ueberschriften der einzelnen Capitel; sie sind folgende: der Bund der Amphiktyonen; Sokrates und die Sophisten; über die heilige Geschichte des Euemeros; Untergang der Eidsgenossenschaft von Achaia, — C. Cornelius Scipio und M. Porcius Cato; der Tod des Pub-

lius Cornelius Scipio Aemilianus; über Virgils Schilderung des Schattenreichs; Senecas Stellung zu seinem Zeitalter; C. Salustius Crispus der Geschichtschreiber; über die Idee von Tacitus Germania; Basilia und Rauricum; die Verfassung des Servius Tullius in ihrer Entwicklung. Hierorts möge es genügen, in kurzem das anzuführen, was über die beyden großen Geschichtschreiber Salustius und Tacitus vorgebracht ist.

Die erstere Abhandlung über C. Salustius Crispus den Geschichtschreiber enthält eine Ehrenrettung und Apologie des römischen Historikers. „Ich kenne, sagt der Verfasser, keine würdigere Aufgabe des forschenden Geistes, als ausgezeichneter Männer Wesen und Kunst getreu darzustellen und zur lebendigen Erscheinung der Gegenwart zu bringen. Solche Forschung wird Pflicht, wenn urtheillose Verkehrtheit großartige Gestalten zu Zerrbildern des Aberwitzes und Unverstandes entwürdigte. Dieß widerfuhr dem Salustius ohnlängst durch einen Geschichtschreiber, welcher, wie es scheint, Schmähsucht für Scharfsinn, und absprechenden Tadel für geistreich achtend, das Ungereimteste zu sagen sich nicht gescheut hat. Die Prüfung des von ihm ausgesprochenen Urtheils soll der Zweck dieser Blätter seyn."

Derjenige nun, welcher dieses Urtheil gefällt, ist Fr. Chr. Schlosser, welcher in seiner Universalhistorischen Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Kultur, Theil 2, Abth. 2. S. 561 und flg., nachdem er von Cäsar und Cicero gehandelt, auf Salustius übergeht. Wo ein solcher Name an der Spitze steht, da ist es allerdings der Mühe werth, die ausgesprochene Ansicht genau zu prüfen, ohne sich weder durch Autorität noch subjective Anschauung vom richtigen Wege ableiten zu lassen. Schlossers Beurtheilung des Salustius möchte sich also in wenig Worte fassen lassen: Die Werke des Salustius verdienen durch die Vollendung der Kunst Bewunderung; in Form und Philosophie oder Weltanschauung ist er ein Nachahmer des Thukydides, bleibt aber, um mich so auszudrücken, jenem gegenüber immer nur Copie; was sein Verstand erzeugt, ist nur dessen Product, das Herz bleibt kalt; es mangelt ihm alle Natürlichkeit, er nimmt, wie der Grieche, die Menschheit nur partiell ins Auge, die genußsüchtige, verdorbene; daher wählt er zwey Begebenheiten aus, bey denen die Größe der Verdorbenheit und Selbstsucht fast jedes Edle verschwinden macht; wenn auch gerade diese Wahl nicht mit seinem moralischen Wandel zusammenhängen mag.

Diesem Urtheil stellt Hr. G. nicht bloß ein anderes und gerade entgegengesetztes zur Seite, sondern vertheidigt den schon vor alters angegriffenen und geschmähten Autor vorzüglich und zuerst durch Darlegung seiner Grundansichten von der Menschheit, ihrem Verhältniß zu Gott und der Welt, vom Staate, von den Bedingungen eines bürgerlichen Lebens, von den Wurzeln des Verderbens und Sinkens einer Nation — wir sehen hier eine Reihe eben so wahrer als schöner Gedanken aus den Schriften Salusts zusammengestellt. Sodann wird die Wahrheitsliebe in Thatsachen und Charakter-Schilderungen, seine klare Ansicht vom Leben und den mannichfach in einander verflochtenen Handlungen in ihrer Entstehung, seine (auch von Schlosser anerkannte) Kunst der Darstellung gepriesen und gerechtfertigt durch die Wahl der in seinen Schriften enthaltenen Gegenstände. Im Catilina tritt Roms gährende und verdorbene Masse von einem kühnen großen Haupt geleitet in den Kampf gegen altrömische Tugend und Beharrlichkeit — gegen einen Cicero und Cato — und dieser bleibt der Sieg. Im Jugurtha tritt die Volkskraft theils nach außen hingewandt, theils auf das Innere gerichtet, dem übermüthigen Adel siegreich entgegen, bis nach manchen Kämpfen, Partheyspielen und einzelnen Bestrebungen Marius als Vorbote einer neuen Zeit erscheint. In den fünf Büchern der Geschichten, dem umfassendsten und vollendetsten Werke Salusts, ist die Zerstörung der Sullanischen Aristokratie, wie sie in ununterbrochener Reihe innerer und äußerer Fehden mühsam erreicht wird, geschildert gewesen.

„Wenn nun allerdings, fährt der Verf. fort, der gewählte Stoff schon eine innere Einheit darbot, so offenbart sich die Kunst des Schriftstellers darin, die Massen also zu ordnen, daß aus der Mannigfaltigkeit eben jene Einheit wieder hervorgeht, und diese selbst wieder mit den ausgesprochenen Grundsätzen im Einklange steht." Diese Eigenschaft des Salust konnte natürlich nur am Catilina und Ju-

gurtha vor Augen gestellt werden, da uns die wenigen Reste aus den Geschichtbüchern nicht so bestimmt den Plan des Ganzen errathen lassen. Bey dieser kritischen Zergliederung jener Werke nimmt der Verf. auch die Veranlassung, die eingeflochtenen Reden als durch geschichtliche Nothwendigkeit geboten zu vertheidigen, weil in dem damaligen Staatsleben der Römer vorzüglich die Beredsamkeit hervortrat, weil dadurch oft das Wichtigste entschieden und durch dieselbe Kunst, Macht, Ehre und Gewalt errungen ward. — Im Jugurthinischen Krieg wird besonders auf die Contraste der Individualitäten hingewiesen. Der Afrikaner Jugurtha und das Römervolk; Scaurus, Opimius, Metellus, Sulla und Memmius und Marius. Kurz wird hierauf angedeutet, welch' bedeutsame gewaltige Bewegungen in dem verlorenen Werke Sallusts, das ungefähr mit dem Jahre 73 begonnen und mit dem Jahre 66 geendigt, geschildert gewesen.

Allein nicht bloß die Wahl des Stoffes, die Kunst der Anlage, auch die Gediegenheit und Würde des Ausdrucks errege bey Sallust Bewunderung. „Nicht mit eitlem Tand und fremdem Flitter hat er die Rede aufgeputzt, ächtrömisch, schroff, rauh, gedrängt ist seine Sprache, ein Bild der Sitten alter Zeit. Alles ausgearbeitet bis in die kleinsten Theile, nirgends Müssiges, lauter Kern und Mark.“ „Ueberall athmet Leben und Bewegung, anschaulich stellt sich alles dar. Er ist die Tiefe und Bestimmtheit der Erkenntniß, die das Wesen überall erfaßt, und das so Erkannte schaffet sich selbst die rechte Form.“

Am Schlusse der Abhandlung geht der Verf. auch auf die Vorwürfe ein, welche dem strengen Sittenrichter seiner Zeit von dieser selbst gemacht werden. Er zeigt, daß die erhobenen Beschuldigungen theils auf unsichern Zeugnissen begründet, theils als Stimme der Parthey verdachtig, theils als bloßes Rachegeschrey gegen harten Tadel, vieles von ihrem Gewichte verlieren und wenigstens als übertrieben gelten müssen, ohne darum ihn aller Gebrechen und der ihm selbst geständigen Verirrungen frey zu sprechen. — „Das Große und Erhabene sollen wir, also schließt trefflich der Verf., mit Freudigkeit verehren und bewundern, wo es erscheint, und nicht ängstlich forschend fragen, ob das Göttliche auch hier durch Menschliches verdunkelt werde. Denn daß nichts Vollkommenes auf Erden gefunden wird, das haben die Weisen und Thoren seit Jahrtausenden verkündet.“ —

Welcher von beyden nun, der verdiente Alterthumsforscher oder der treffliche Geschichtskenner das Recht auf seiner Seite habe, kann nicht gezweifelt werden; denn wer nur immer vorurtheilsfrey den Sallustius zur Hand nimmt und den Autor aus sich selbst zu erfassen und seine Individualität zu repräsentiren sich bestrebt, wird ihn als Menschen wie als Geschichtschreiber hoch stellen und bewundern müssen. Allein darin wird häufig gefehlt, daß man die Gebrechen einer Zeit auf alle Individuen derselben überträgt und besonders den Dichter oder Schriftsteller als das schlagendste Beyspiel der Gesinnung und Gesittung halten will, welche er als ein lebendiger und tiefergriffener Geist natürlich mit frischen und für unsere modernen Augen oft grellen Farben dargestellt hat. Ich erinnere hier nur an die Angriffe, welche in neuester Zeit auf den Meister der attischen Komödie gemacht worden sind — ist denn nicht ein guter Schriftsteller gleich einem guten Arzt? und wer wäre so abgeschmackt zu behaupten, dieser habe selbst in jeder Fieberhitze gelegen, an jeder Krankheit gelitten, deren Verlauf er beschreibt und deren Gang er kennt; nein, in der That, das Kennen ist nicht immer ein Gethan haben oder Thun. Kennen doch alle das Gute und wie viele thun es?

Eheu,
Quam temere in nosmet legem sancimus iniquam,
Nam vitiis nemo sine nascitur: optimus ille est,
Qui minimis urgetur.

Trefflich, wie überall, und scharf sind in dieser Beziehung Lessings Worte in den Rettungen des Horaz. (Gotthold Ephraim Lessings sämmtliche Schriften. Herausgegeben von K. Lachmann. Band IV. S. 16 — 18. und S. 32 — 33).

(Schluß folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik. Bd. LV. (Zweyte Reihe Bd. XXV. 1842.)

(Fortsetzung.)

Zwar ändert sich das Verhältniß der Maxima in jedem Versuch, aber die Punkte der Maxima und des Minimum so wie die Intensitäts-Verhältnisse der erregenden Strahlen unter sich und der fortsetzenden unter sich bleiben unverändert.

Hr. B. suchte sich nun zu überzeugen, wie sich die Wirkung bey Prismen verschiedener Art verhalte, gebrauchte deßwegen Prismen von Flintglas, Steinsalz und Alaun, und fand die Intensitätsmaxima in den Abständen vom rothen Ende für erregende Strahlen bey

	Flintglas,	Steinsalz,	Alaun
	2,8	3	1,7
für fortsetzende Strahlen	8	8	8,5

Die Vergleichung eines Wasserprisma mit einem Flintglasprisma gab keine bedeutende Unterschiede.

Stellte aber Hr. B. in die Bahn eines Sonnenstrahls vor seiner Brechung im Prisma eine schwach rußfarbene Bergkrystallplatte, so fand er, daß diese Platte einen gewissen Antheil der chemischen Strahlen von verschiedener Brechbarkeit absorbirte. Schaltet man aber farbige Gläser ein, so sieht man, daß dieselben im Allgemeinen nur die chemischen Strahlen von ähnlicher Brechbarkeit mit den begleitenden Lichtstrahlen durchlassen.

Als Hr. B. zur Vergleichung der Wirkung des Sonnenlichtes, des Taglichtes und einer Argand'schen Flamme verschiedene gefärbte Schirme anwendete, ergab sich, daß, obschon die Gläser nicht ganz rein waren, die Flamme der Argand'schen Lampe mehr chemisch fortsetzende Strahlen enthalte, als ein Bündel Sonnenlicht.

Weitere Versuche über die Vergleichung der bewirkten Stromstärken mit den Stärken der chemischen Strahlen gaben Hrn. B. kein genügendes Resultat, und er gedenkt darüber neue Versuche anzustellen, sobald es die Jahreszeit erlauben wird (S. 588 — 611).

2. Hr. Prof. Draper in Neu-York glaubte zwischen den Erscheinungen der chemisch wirkenden Strahlen und der strahlenden Wärme eine Analogie gefunden zu haben, und behaupten zu dürfen, daß a) die Lichtstrahlen nur dadurch chemisch wirken, daß sie von den lichtempfindlichen Körpern absorbirt werden, und b) daß, wie bey den Wärmestrahlen, auch die Quantität der reflectirten chemischen Strahlen ein Complement von der absorbirten Quantität ist.

Allein Hr. Dr. Aschersон unterwarf ihrer Wichtigkeit wegen diese Behauptungen einer experimentellen Prüfung, welche ihm zeigte, daß die Draper'schen Versuche, in so weit sie diese beyden Behauptungen betreffen, nicht mit der nöthigen Schärfe angestellt worden, und nur in etwas modificirt gerade das Gegentheil beweisen, indem Hr. A. zeigt, daß es zur Beurtheilung der Empfindlichkeit einer Jodschicht auf die Farbe allein gar nicht ankömmt, und das gerade diejenigen Nuancen der Jodschichten, welche die Einwirkung des Lichtes in einem bey weitem höheren Grad erfahren als andere, dieselben sind, welche auch viel energischer durch Reflexion fortleiten, und daß deßwegen die auf die Idee einer Absorption des chemischen Lichtes gegründete Analogie mit der strahlenden Wärme abzulehnen sey (S. 467 — 472).

3. Hr. S. Brewster hat der Unbequemlichkeit, welche das Polarisationsmikroskop durch die Anbringung des Prisma zwischen dem Okular und dem Auge mit sich führte, dadurch abgeholfen, daß er das analysirende Prisma oder Rhomboëder hinter dem Objectiv auf Seite des Auges angebracht hat (S. 551).

C. Wärme.

1) Hr. E. Peclet beschreibt umständlich ein neues Verfahren, die Verhältnisse der Metalle zur Wärmeleitung fest zu setzen. Aus demselben geht hervor a) eine direkte Bestätigung der für den Durchgang der Wärme durch Körper angenommenen Gesetze, daß die durch eine Platte gehende Wärmemenge direkt dem Temperatur-Unterschiede ihrer Flächen und umgekehrt ihrer Dicke proportional ist. b) Nimmt man die von Hrn. Depretz gefundenen Verhältnisse der Leitungsfähigkeit der Metalle an, so erhält man für die Wärmemengen, die in 1″ durch Platten von 1 Quadratmet. Fläche, 1 Millimet. Dicke und einem constanten Temperatur-Unterschied von 1° C. ihrer beyden Seiten gehen würden, folgende Zahlen:

Gold	21,28	Zink	7,74
Platin	20,95	Bley	3,84
Silber	20,71	Marmor	0,48
Kupfer	19,11	Porcellan	0,24
Eisen	7,95	Steingut	0,23

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. April.

Nro. 79. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Historische Studien von Franz Dorotheus Gerlach ꝛc.

(Schluß.)

Eine solche Auffassung des Charakters wird um so eher möglich, wenn noch gewisse Beweise und Documente zu Hülfe kommen, bey denen man doch stets mit größter Gewissenhaftigkeit den Prüfstein der Aechtheit anlegen sollte! und wenn sie auch gegründet, wer würde einem Salustius nach einem so aufrichtigen Selbstbekenntniß nicht gerne verzeihen? Warum er aber Schriftsteller geworden und warum er gerade diesen Gegenstand sich gewählt, das erklärt er ja so klar und deutlich, daß ein Mißverständniß kaum möglich erscheint. (Vrgl. besonders Catil. III. pulchrum est bene facere reipublicae: etiam bene dicere haud absurdum est — etc. und ebenda Cap. IV. statui res gestas populi Romani carptim, ut quaeque memoria digna videbantur, perscribere: eo magis, quod mihi spe, metu, partibus reipublicae animus liber erat.) Salustius konnte im Staatsleben nicht handeln, wie ihn der Geist trieb; daher prägt er im Worte aus, was in ihm lebt; er schreibt so, wie er nur kann und wie er muß, ein Catilina in Rom, ein Jugurtha im Senat verlangte die Feder eines Römers wie Salustius; und er hat dabey den edelsten Zweck; vrgl. Jugurth. IV. profecto existumabunt, me magis merito quam ignavia iudicium animi mei mutavisse majusque commodum ex otio meo quam ex aliorum negotiis reipublicae venturum. Nam saepe ego audivi, Q. Maxumum, P. Scipionem, praeterea civitatis nostrae praeclaros viros solitos ita dicere: quum maiorum imagines intuerentur, vehementissume sibi animum ad virtutem accendi.

Es ist wahr, Salustius erscheint fast als ein mürrischer und mehr als strenger Beurtheiler seiner Zeit — allein dieß ist psychologisch leicht zu erklären — in solchen schrecklichen Begebenheiten verliert selbst der beharrlichste auf eine Zeit lang das frühere Vertrauen; alles erscheint ihm trübe, die Welt ist ihm zum Ueberdruß. Me civitatis morum piget taedetque, sagt Salustius in einer Stelle, und aus solcher Gemüthsstimmung fließt natürlich auch mancher bittere Tropfen über auf das Wort. Ihm, einem wahren Römer, geht nichts über das Vaterland; er wird durch nichts tiefer verwundet, als durch Untreue gegen dasselbe; darum sagt er (Catil. XXXVI): Ea tempestate mihi imperium populi Romani multo maxume miserabile visum est: cui quum ad occasum ab ortu solis omnia domita armis parerent, domi otium atque divitiae, quae prima mortales putant, adfluerent, fuere tamen cives, qui seque remque publicam obstinatis animis perditum irent. Namque duobus Senati decretis ex tanta multitudine neque praemio inductus coniurationem patefecerat neque ex castris Catilinae quisquam omnium discesserat; tanta vis morbi, uti tabes, plerosque civium animos invaserat. Mag daher auch mancher starke Schattenstrich auf den historischen Gemälden des Salustius durch den finstern Ernst seiner Seele geführt erscheinen — sein Name ist für alle Zeiten gleich einem leuchtenden Gestirn.

Erſcheint es nicht ungereimt, zu behaupten, hinter des Saluſtius düſterer Stimmung liege die Ahnung vom baldigen Untergang des römiſchen Freyſtaates, von der Auflöſung der altverehrten Verfaſſung verborgen, ſo iſt es um ſo zuläſſiger, in dem tiefen Ernſte des Tacitus, in ſeinem edlen Schmerz die wehmuthsvolle Vorausſicht des gänzlichen Verfalls der tauſendjährigen Roma erkennen zu wollen.

Dieſer Gedanke führt uns auf die andere Abhandlung des gediegenen Forſchers „über die Idee von Tacitus Germania.“ Dieſe Schrift hat bekanntlich in Betreff ihrer Entſtehung, ihres Werthes, ihres Zweckes mehrfache Unterſuchungen und folglich verſchiedenartige ja entgegengeſetzte Anſichten zu Tage gebracht. Beſonders geltend machte ſich, rückſichtlich der Abſicht des Urhebers, die Meynung, Tacitus habe nicht das germaniſche Leben darſtellen wollen, ſondern eine Satyre auf ſeine entartete und verdorbene Mitwelt gemacht; neben dieſer ſteht die Behauptung, die Germania habe einen momentanen Zweck gehabt und ſey nichts, als ein politiſches Memoire. Auf die Widerlegung der angeführten Anſichten geht der Verf. nicht ein, da er bereits andernorts Genüge geleiſtet; eben ſo wenig glaubt er den Kunſtcharakter, die Stellung des Hiſtorikers zu unſerer Zeit oder die logiſch-rhetoriſche Analyſe des Buches berühren zu dürfen — es iſt ſein Beſtreben, „die Idee des Ganzen darzulegen, wie ſie, von der Zeit getragen, in ſubjectiver Auffaſſung zur Verwirklichung gekommen und, als leitender Grundgedanke, die Anlage überhaupt wie das Verhältniß der einzelnen Theile mit Nothwendigkeit bedingt.“ — Das Reſultat iſt folgendes. Die Germania iſt das Werk einer durch ernſte Schickſale gereiften Männlichkeit, ſein erſtes aber deßwegen nicht jugendliches Product auf dem Felde der hiſtoriſchen Forſchung. In dieſer findet er bey ſeinem Volk und ſeiner Zeit — obwohl kein äußerer Feind droht und eine ſcheinbar heitere Zukunft ſich öffnet, — nicht, was ihn beruhigt und befriedigt; überall nur Zeichen des nahenden Todes, kein friſches Leben. Dem matten Süden, dem ſinkenden römiſchen Coloß entgegen erhebt ſich im Norden, theilweiſe noch in unbekannter aber um ſo mehr zu fürchtender Kraft, das germaniſche Volk; ſeinen Schaaren gegenüber haben die römiſchen Legionen die altgewohnten Siegespreiſe verloren, „es iſt das Volk der Zukunft, das in dem römiſchen Staatsmann bange Sorgen weckte, das der Feldherr mit unverwandtem Blicke verfolgte, das den denkenden Geiſt zur Forſchung und Betrachtung zwang.“ Dieſes Volkes Weſen zu ergründen und ſeine Stellung zu begreifen, dazu fühlt ſich der treffliche Römer durch innere und äußere Beweggründe getrieben. Dazu war demſelben auch hinreichender Stoff durch verſchiedene Mittel geboten, obgleich derſelbe nicht für eine Geſchichte der germaniſchen Völker oder für eine Geographie und Naturgeſchichte des Landes ausgereicht hätte.

Daher ſeine kurzen aber zweckdienlichen Notizen über die Gränzen, den Urſprung und Unterſchied der Stämme, über Klima und Boden. Sodann der Germanen Kriegsverfaſſung, ihre Grundtugenden, Glaube, Treue, Ehre, ihr Geiſt der Freyheit und ſtolzes Selbſtgefühl als mächtige Hebel der ſtaatlichen Entwickelung, die Reinheit und Einfalt ihrer Sitten, als die Stützen des häuslichen Lebens — ja die beſondern Beſtrebungen und Sittenzüge der einzelnen Völkerſchaften zur Bildung des Volkscharakters — alles dieß erkannte, fühlte, ſah Tacitus, ſah es im grellen Gegenſatz zu ſeinen Römern, und dieſer Contraſt hat ihm den Grundgedanken ſeiner Darſtellung geboten.

Daß dieß das Hauptmotiv zur Abfaſſung der Germania geweſen, iſt Ref. vollkommen überzeugt; Tacitus wollte nicht bloß ein Werk von wiſſenſchaftlichem Werthe den Römern in die Hände geben,

nein, wie er selbst an den tapfern Söhnen des freyen Nordens Stärke und Labe für das beengte Herz suchte und fand, so wollte er seine Zeitgenossen durch die Darstellung der germanischen Sitten wiederum ermannen und an ihre eigene durch dieselben Tugenden erworbene Größe und Thatkraft erinnern. Unsern Dank verdient er in reichem Maß; er hat uns ein unschätzbares Denkmal von Germaniens Urzeit übermacht und darum verzeihen wir dem leider wahr und wunderbar in die Ferne schauenden Genius gerne seinen patriotischen Wunsch: maneat, quaeso, duretque gentibus, si non amor nostri, at certe odium sui.

Georg Thomas.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik. ꝛc.

(Schluß.)

c) Wichtig für die Praxis ist die Thatsache, daß bey dem Heizen mit Dampf oder Flüssigkeiten die Natur und Dicke des Metalles keinen oder wenigstens einen sehr geringen Einfluß auf die durchgehende Wärmemenge ausübt, und daß man die wirkliche Leitungsfähigkeit sehr erhöht, wenn man die Flüssigkeiten, welche die inneren und äußeren Seiten der Gefäße oder Röhren benetzen, rasch erneuet (S. 167 — 175).

2) Hr. W. Brix machte sich die Aufgabe, die latente Wärme der Dämpfe verschiedener Flüssigkeiten zu untersuchen. Zu diesem Zwecke führt Hr. B die früheren Versuche, welche von Black, Watt, Lavoisier und Laplace, Gay-Lussac, Rumford, Ure und Depretz in dieser Absicht mit verschiedenen Apparaten angestellt haben, und die Resultate derselben an, und berichtet dann über seine eigenen nach der Mischungsmethode, (weil er sich eine andere Art des Experimentes aufzufinden umsonst bemüht hat) erhaltenen Resultate.

Die Resultate seiner ersten Versuche stimmten wenig unter sich und den berechneten, indem sie unter sich zwischen 455 und 421,7 schwankten, und verglichen mit den berechneten bald bedeutend größer bald kleiner ausfielen. Nach vielen sorgfältigen Versuchen aber glaubt Hr. B. die latente Wärme bey 80° Reaum.

für den Wasserdampf = 452
Alkohol = 171,40, oder vielleicht
= 108,6 richtiger
Schwefeläther = 71,07
Terpentinöl = 59,45, oder vielleicht
= 62,25 richtiger
Citronenöl = 63,85

angeben zu können (S. 541 — 560).

3) Bekanntlich ist der von Hrn. Gay-Lussac aufgefundene Ausdehnungs-Coefficient für die Gase = 0,375 später (1837) von Hrn. Rudberg verbessert und = 0,3670 angegeben worden. Aber seit dieser Zeit hat sich der Sache Niemand angenommen. Deßwegen unterzog sich der Feststellung dieser in mancher Hinsicht sehr wichtigen Untersuchung Hr. Gust. Magnus. Als er aber nach Hrn. Gay-Lussac's Methode mit aller möglichen Sorgfalt und Genauigkeit experimentirte, überzeugte er sich bald, daß unter 32 Versuchen keiner mit dem anderen, und daß selbst gleichzeitig angestellte nie mit einander stimmten. Die Resultate schwankten zwischen 0,30054 und 0,30709 und gaben im Mittel den Coefficienten 0,30030.

Hr. Magnus untersuchte daher die Methode des Hrn. Rudberg, und erhielt als Mittel für atmosphärische Luft . . 0,306503
Wasserstoffgas 0,365659
Kohlensäure 0,369087
Schwefelige Säure 0,385618

Daraus geht hervor, daß a) der Coefficient, weil er sehr nahe bey 0,306 liegt, nicht 0,375 seyn könne, und b) das allgemeine Gesetz der vollkommen gleichen Ausdehnung aller Gasarten nicht richtig ist, c) aber auch der Rudberg'sche Coefficient scheint nicht richtig, sondern zu klein zu seyn. Hr. M. kann sich aber vor der Hand die Ursache dieser Verschiedenheit nicht erklären, hofft aber, bey der Fortsetzung dieser Arbeit dieselbe noch zu entdecken (S. 1 — 27).

4) Ohne von den eben angeführten Arbeiten des Hrn. Magnus zu wissen, übernahm auch Hr. V. Regnault dieselbe Untersuchung. Er stellte drey Reihen von Versuchen nach Methoden, welche den Rudberg'schen sehr ähnlich waren, an, und fand den Ausdehnungscoefficienten der atmosphärischen Luft nach der ersten Reihe als Mittel von 14 Versuchen = 0,30625, nach der zweyten Reihe als Mittel von 18 Versuchen = 0,30655, nach der dritten Reihe = 0,30679, und aus der vierten = 0,3065, woraus sich übereinstimmend mit den Magnus'schen Resultaten das gemeinschaftliche Mittel ungefähr = 0,3065 ergiebt, und daher für jeden Centigrad zwischen den beyden festen Punkten des Thermometers = 0,003605, oder, wenn man den ganzen Ausdehnungscoefficienten = 0,36666 setzt (nach Hrn. Babinet's Bemerkung = dem zur Rechnung sehr bequemen Bruch $\frac{1}{270}$).

Auch in Betreff der Ausdehnung anderer Gasarten machte Hr. R. viele Versuche, und fand eben so, wie Hr. Magnus, daß dieselbe keineswegs der der atmosphärischen gleich sey, indem dieselbe im Mittel für

Stickstoff	0,36675
Wasserstoff	0,36678
Kohlenoxyd	0,36667
Kohlensäure	0,36896
Cyan	0,36821
Schweflige Säure	0,36692
Chlorwasserstoff	0,36821

Sauerstoff und Ammoniakgas gaben so abweichende Resultate, daß es unmöglich war, daraus ein mittleres zu ziehen.

Man sieht leicht, daß diese Resultate mit denen des Hrn. Magnus im Allgemeinen darin übereinstimmen, daß die bis jetzt angenommene Meynung von der gleichen Ausdehnung aller Gasarten keineswegs richtig ist. Allein die Coefficienten der einzelnen Gasarten differiren noch in den Resultaten der beyden Hrn. Physiker und zwar

für Wasserstoff um 0,001121
für Kohlensäure um 0,000127, und am bedeutendsten für schweflige Säure um 0,018658.

Fortgesetzte Untersuchungen werden aber sicher auch diese Differenzen ausgleichen (S. 391 — 414 und 557 — 584).

5) Die vielen Versuche des Hrn. Regnault über die Ausdehnung der Gasarten veranlaßten denselben auch Untersuchungen über den Ausdehnungscoefficienten des Glases anzustellen. Aber seine Versuche mit verschiedenen, und selbst mit derselben Glasart gaben ihm keinen constanten Coefficienten. Bey Röhren von 30 Millimet. Durchmesser von verschiedenem Glase schwankte derselbe zwischen 0,002714 und 0,002537, und bey derselben Röhre zwischen 0,002537 und 0,002570. Indessen ergiebt sich aus 12 bey seinen Untersuchungen über die Ausdehnung der Glasarten angestellten Versuchen der mittlere Coefficient = 0,002501, und aus anderen 9 mit einem Gewichtsthermometer angestellten Versuchen bey einem Schwanken zwischen 0,002557 und 0,002605 = 0,002575, im Ganzen = 0,002568. Wenn daher die Hrn. Dulong und Petit für verschiedene Glasarten gleiche Ausdehnung gefunden haben, so muß dieß reiner Zufall gewesen seyn.

Weitere Versuche zeigen offenbar, daß es in dieser Hinsicht durchaus nicht gleichgültig ist, welche Form die Gläser auch derselben Art haben, indem sie als Kugel bald eine stärkere bald eine schwächere Ausdehnung zeigen als als Röhre. Man sieht daraus, daß man immer Fehler begeht, wenn man die Ausdehnung eines Glasapparates nach der Zahl berechnet, welche ein direkter Versuch an einer Röhre, oder welche die lineare Ausdehnung eines Glasstabes giebt.

Wahrscheinlich liegt die Ursache dieser verschiedenen Ausdehnung in der Zusammensetzung der Gläser, und Hr. R. hat deßwegen die bey seinen Versuchen gebrauchten Gläser sorgfältig aufbewahrt, um sie später nach ihrer chemischen Beschaffenheit untersuchen zu können (S. 584 — 578).

D. Meteorologie.

1) Hr. Dr. Harvey berichtet an Sir Brewster, daß er am 10. August 1831, an dem Tage, an welchem Barbados kurz vor Mitternacht durch einen furchtbaren Orkan verwüstet wurde, in der Frühe die Sonne so blau gesehen habe, daß jeder Gegenstand ein bleiches blaues Ansehen hatte. Hr. Colonel Reid, Gouverneur der bermudischen Inseln setzt hinzu, dieses Phänomen komme dort so häufig vor, daß Jedermann damit bekannt ist (S. 531).

2) Derselbe Hr. Colonel Reid berichtet ebenfalls an Sir Brewster, daß er am 14. August 1839 eine schöne Gelegenheit gehabt habe, an einer Wasserhose zu beobachten, daß die Oberfläche des Meeres wie der Zeiger einer Uhr rotirte, und dieß sey in nördlicher Breite das fünfte wohl beglaubigte Beyspiel einer solchen Drehung (S. 531 — 532).

3) Wenn der Vesuv eine große Menge mit Salzsäure beladenen Dampfes ausstoßt, und durch die Dampfwolke Regen fällt, so wird er sauer, und verbrennt die Früchte des Feldes, auf die er fällt. So schreibt Hr. Pilla an Hrn. de Beaumont. Indessen ist dieses Ereigniß selten, indem Hr. Pilla in 12 Jahren nur zweymal Gelegenheit gehabt, es zu beobachten (S. 532).

4) Hr. Dr. Mohr in Coblenz beschreibt einen neuen von ihm erfundenen selbstregistrirenden Regenmesser, dessen Einrichtung, die etwas zusammengesetzt ist, der Leser selbst (S. 310 — 316) nachlesen mag.

5) Im April 1841 begegnete das Schiff Gladiator unter $44\frac{1}{2}^{\circ}$ N. und $49\frac{1}{2}^{\circ}$ W. v. Grw. großen Eismassen. Eben so am 18. und 19. April das Dampfschiff The great Western zwischen 42 und 43° N. und 48° 50′ und 40° 50′ W. v. Grw. und das Schiff William Brown gieng am 19. April unter 43° 40′ N. und 43° 39′ W. v. Grw. durch Eis zu Grunde, wobey 46 Menschen den Tod fanden (S. 659 — 640).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. April.

Nro. 80. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

1. Titi Livi rerum Romanarum ab urbe condita libri ad codicum manu scriptorum fidem emendati ab Car. Frid. Sig. Alschefski. Volumen I. primae decadis partem priorem continens. Berolini sumptibus Ferdinandi Dümmleri. 1841. XXVIII. 630 p. 8.

2. Observationes Livianae. Scripsit Chr. W. Fittbogen. Francofurti ad Viadrum, apud H. Hoffmannum. 1842. 55 p. 8.

Wenn man erwägt, wie es komme, daß bey der rastlosen Thätigkeit, welche die deutsche Gelehrtenwelt in dem Bereiche der Alterthumswissenschaften an den Tag legt, dennoch hin und wieder ein Feld dieses weiten Gebietes minder angebaut, ein anderes vielleicht sogar vernachlässigt erscheint, so würde man sich sicher eines vorschnellen Urtheils schuldig machen, wollte man die Gründe für diese Erscheinung nur in der relativen Wichtigkeit der einzelnen Fächer suchen oder sich vollends berechtigt glauben, den innern Werth und Gehalt irgend eines wissenschaftlichen Gegenstandes gerade nur nach dem Umfange und der Vielfältigkeit der auf denselben gerichteten Bestrebungen zu bemessen. Jede Zeit hat wie im Leben so in der Wissenschaft ihre besonderen Lieblingsfragen, zu deren Lösung sich immer eine um so größere Zahl von Kämpfern zusammenschaart, je bedeutungsvoller sich das zu erreichende Ziel darstellt; wird dabey nur wirklich das Interesse der Wahrheit gefördert, so mag es im Ganzen wohl gleichgültiger erscheinen, wenn inzwischen andere Gegenstände für einige Zeit in den Hintergrund treten; auch ihre Zeit kommt und mit dieser die unverkümmerte Würdigung ihres Werthes.

Eine solche Epoche frischer, erneuter Thätigkeit scheint jetzt für die Geschichtbücher des Livius angebrochen zu seyn. Es sind bereits nahe an hundert Jahre verflossen, seit dem Drakenborch seine umfangreiche, mit sehr bedeutenden Hülfsmitteln unternommene Ausgabe dieses Schriftstellers abschloß; werfen wir nun einen Blick auf die während dieser Periode nachwachsende Literatur des Livius, so muß es billig befremden, wie dieselbe, ohne deßhalb die ausgezeichneten Leistungen einzelner Gelehrten besonders unseres Jahrhunderts verkennen zu wollen, dennoch vergleichungsweise dürftig und mager erscheint. Ist doch, um nur Eines zu erwähnen, dieser Schriftsteller, welcher wegen seiner sittlichen Anschauungsweise und wegen seiner edlen, kräftigen Sprache der Jugend eben so gerne in die Hände gegeben, als von dieser mit Liebe gelesen wird, mit Ausnahme der musterhaften Bearbeitungen mehrerer Bücher der dritten Dekade von Fabri, sonst durchaus in keiner Ausgabe vorhanden, welche den Bedürfnissen der Schule und der Jugend nur einigermassen entspräche. In kritischer Beziehung war es vor Allem Walch's geistreiche Arbeit, welche neue Bahn brach und, wenn auch in Einzelnheiten vielfach mit Recht bekämpft, dennoch durch die eingeschlagene Methode eine lebendige Anregung gab. Das von Drakenborch reichlich aufgespeicherte Material, welches bis dahin ziemlich todt und unbenützt gelegen hatte, wurde von Neuem der Untersuchung und Prüfung unterstellt und hiedurch bald die Ueberzeugung gewonnen, daß sich schon durch

eine sorgfältige Benützung des vorhandenen kritischen Apparates, besonders aber durch eine dem dermaligen Standpunkt der Wissenschaft entsprechende Sichtung der bereits bekannten handschriftlichen Mittel nicht Unbedeutendes gewinnen lasse. So vermehrten sich denn allmählig die Bestrebungen für die Reinigung und bestmögliche Herstellung des Livianischen Textes, und sowohl durch einzelne Gelegenheitsschriften als auch durch vollständige Textesrecensionen wie von Kreyssig und Bekker wurde der von Drakenborch geführte Fundamentalbau mittelst zum großen Theil von ihm selbst gebotener Waffen erschüttert und wankend gemacht. Während sich hierauf die Bemühungen gelehrter Männer mit Erfolg vorzugsweise der dritten und vierten Dekade zuwendeten, weil man dort überhaupt bessere Handschriften zu Grunde gelegt fand, hier aber eine erneute, sorgfältigere Vergleichung des wichtigen Bamberger Codex den Forschungen ein sichereres Terrain angewiesen hatte; ward die erste Dekade sehr stiefmütterlich bedacht, und wenn auch durch die inhaltreichen Programme von Weißenborn und Wimmer manches hieher Gehörige theils angeregt theils erledigt wurde, so blieb doch für diese ersten zehn Bücher zunächst nicht viel mehr als die Gewißheit übrig, daß zu einer durchgreifenden den jetzigen Forderungen der Kritik angemessenen Textesherstellung neue handschriftliche Mittel aufgesucht, mindestens aber die besseren der schon von Drakenborch benützten MSS. durch eine abermalige Vergleichung für diesen Zweck brauchbar gemacht werden müßten.

Es war daher gewiß für alle Freunde des Livius eine eben so wichtige als erfreuliche Erscheinung, als Hr. Alschefski, der bereits durch seine Herausgabe des dreyßigsten Buches Beruf und Fähigkeit zu einer solchen Aufgabe beurkundet hatte, mit einer neuen Bearbeitung der fünf ersten Bücher der ersten Dekade hervortrat, welcher, wie der Titel besagte, die Verbesserung des Textes auf den Grund handschriftlicher Auctorität als erstes und hauptsächlichstes Ziel vorgesteckt war. Wir unternehmen es, in Folgendem eine kurze, übersichtliche Darstellung dessen zu geben, was durch diese neue Ausgabe für den Livius gewonnen worden ist.

Was zunächst die Hülfsmittel anlangt, welche dem Verfasser bey seiner Arbeit zur Seite standen, so sind dieselben bedeutend zu nennen. Hr. A. ist nicht nur so glücklich gewesen, den ausgezeichnetsten Codex dieser Dekade, den Florent. (Mediceus), welchen Gronov und Drakenborch nur nach mangelhaften Collationen hatten benützen können, selbst von Neuem zu vergleichen, sondern er hat noch überdieß einen von Drkb. noch nicht gekannten Pariser Codex von fast gleichem Werthe für seine Zwecke ausgebeutet. Eine genaue Durchsicht dieser Handschriften und die Vergleichung der von denselben gebotenen Lesearten mit der bey Drkb. verzeichneten Varietas machten es ihm möglich, nunmehr bestimmt und klar das Verhältniß aus einander zu setzen, in welchem die besseren MSS., auf welche der Text der ersten Dekade gegründet werden muß, unter sich stehen. Dem zufolge sind nun diejenigen MSS., welche die alte, ursprüngliche Gestalt der ersten Bücher des Livius nach Möglichkeit darzustellen scheinen 1) der Florent., von A. mit M (Mediceus) bezeichnet; 2) der Vormat. (in soweit über denselben die von Rhenanus der ed. Frob. 2. beygegebenen Excerpte Aufschlüsse geben) und 3) der bereits erwähnte Parisiensis. Diesen MSS. reihen sich dann in zweyter Linie der Harl. 1 und Leid. 1 (bey Drkb.) an, Handschriften, welche zwar immer noch durch eine Kluft von der Zahl der schlechteren MSS. geschieden sind, aber dennoch schon die Spuren mißverstandener Verbesserung zur Schau tragen.

So wenig sich im Ganzen gegen diese Classifikation wird einwenden lassen, da es wirklich kaum mehr, als der aufmerksamen Vergleichung innerhalb der Gränzen eines einzigen Buches bedarf, um dieselbe bestätigt zu finden; so nimmt es uns doch Wunder, daß Hr. A. eine Handschrift so ganz unberücksichtigt gelassen hat, die trotz mancher Unvollkommenheiten und Mängel den obengenannten dennoch ziemlich nahe steht. Wir meynen Helmstad. 1, aus welchem Wernsdorf zu den beyden ersten Büchern Excerpte mitgetheilt und dadurch Gronov's Angaben, der diese Handschrift schon benützte, vervollständigt hat. Die Uebereinstimmung des Helm. 1 mit dem Flor. und ganz besonders mit dem Par. nicht nur in richtigen Lesearten, sondern auch in einzelnen Fehlern und Irrthümern vermöchten wir, wenn es der Raum gestattete, zum Beyspiel an mehr denn hundert Stellen des zweyten Buches nachzuweisen

und nur beyläufig wollen wir hier anführen, daß in folgenden Stellen auch ohne Zustimmung des M und P die Lesart des Helm. 1 alle Beachtung verdient: II, 26, 4 patratae pacis; c. 30, 12 nihiloque magis; c. 45, 16 illa sibi pugna. Vielleicht ist auch II, 30. 9. wo P. Harl. 1. Leid. 1. is finis nihil populationibus fuit ohne Sinn geben, der Helm. 1. (Finis illis pop.) der Wahrheit am nächsten und is finis illic populationibus fuit zu lesen.

Indem Hr. A. den oben angeführten fünf MSS. nach dem Grade der ihnen zugestandenen Glaubwürdigkeit bey der Constituirung des Textes der fünf ersten Bücher mit einer großen Gewissenhaftigkeit folgte, fand derselbe sich veranlaßt, eine so große Zahl von Stellen anders zu schreiben, daß die Abweichung von den früheren Textesrecensionen, auch die Bekkersche mit eingerechnet, höchst bedeutend erscheint, und man förmlich in Verwunderung geräth, in welcher Gestalt dieser alte Zeuge römischer Geschichte bisher bey uns in Umlauf gewesen ist. Wird sich auch nicht in Abrede stellen lassen, daß Hr. A. hin und wieder in dem Festhalten an M und P etwas zu weit gegangen und zur Rechtfertigung der von diesen gebotenen Lesearten theils dem bisher geltenden Sprachgebrauch Zumuthungen gemacht, theils zu Erklärungsversuchen seine Zuflucht genommen habe, die nicht immer glücklich zu nennen sind, so bleibt doch jedenfalls des Geleisteten so viel, daß es unsere volle Anerkennung und Achtung verdient. Ehe wir indessen, um das Gesagte nachzuweisen, uns zur Besprechung einzelner Stellen wenden, scheint es nothwendig, noch eine weitere Frage zu erörtern.

Jenen oben bezeichneten besseren MSS. zur ersten Dekade steht nämlich eine ungleich größere Zahl schlechterer gegenüber, welche der Natur der Sache nach freylich eine weit beschränktere Berücksichtigung verdienen, indeß schon aus dem einzigen Grunde nicht völlig können unbeachtet gelassen werden, weil der Fall wohl denkbar wäre, daß einzelne derselben auf eine Quelle zurückführten, die gegen die Recension des Nicomachus Dexter und Victorianus, aus welcher M P Vorm. Leid. 1. geflossen sind, eine selbstständige Stellung einnähme. Es ist jedenfalls bemerkenswerth, daß in einigen dieser schlechteren MSS., die sonst von Glossen aller Art wahrhaft überschwemmt sind, sich gerade die den Glossatoren so beliebten Versätze von esse, est, eum, iis u. s. w. an manchen Stellen im Gegensatz von jenen bessern MSS. unterlassen finden, so I, 47, 3 esse, c. 55, 4 eum, c. 57, 4 iis, II, 27, 9. c. 56, 2 que; c. 30, 9 und c. 50, 3 est; III, 53, 2 his: ferner daß zuweilen, wie z. B. II, 21, 7. c. 43, 5. c. 44, 6 in schlechteren MSS. die Schwierigkeiten, welche die Lesart der besseren darbietet, überraschend und wie namentlich an der letzteren Stelle unabweisbar gehoben werden.

Es ist bekannt, daß Drkb. vielleicht weniger aus Mangel einer bestimmten Ansicht über den Werth seiner Handschriften, wie man sehr häufig annimmt, als wegen einer gewissen Scheu und Behutsamkeit im Aendern, sich bey der Constituirung seines Textes nicht selten durch die Mehrzahl jener untergeordneten MSS. hat bestimmen lassen; um so interessanter ist es, zu untersuchen, welchen Einfluß Hr. A. denselben einzuräumen für gut gefunden hat. Hören wir darüber ihn selbst in der Vorrede sich erklären; nachdem er nämlich p. XVI im Allgemeinen einige Bemerkungen über die Eigenschaften der schlechteren MSS. gemacht hat, fährt er auf der folgenden Seite fort: „Verum ex his satis apparebit, licet cautissimo judicio debeamus uti si quid ex illis recentioribus libris in orationem antiquam recipiendum videatur, tamen nequaquam eos neglegendos esse, eoque minus quod nonnulli eorum ex optimis fontibus hausti videntur eorumque librarii interdum et doctrina et ingenio excelluisse: ex hoc numero est Havercampianus recentissimus, ex illo Klockianus, Palatinorum I et III, Portug., Vossianus alter, qui multo melioris notae videtur esse quam Vossianus I et Leidensis inferior, utpote qui duo libri omnibus illius generis vitiis refertissimi sint.“

(Fortsetzung folgt.)

Histoire de la lutte des Papes et des empereurs de la maison de Souabe, de ses causes et de ses effets; ou tableau de la domination des princes de Hohenstaufen dans le royaume de Deux-Siciles, jusqu'à la mort de Conradin. Par C. de Chenier. Tome premier. Paris. H. L. Delloye éditeur, place de la bourse. 13. 1841. 8. 510 p.

So viel versprechend der Titel ist, so wenig wird doch der deutsche Leser durch die ganze Haltung des Buches befriedigt werden können. Nicht als wenn es dem Verf. an Talent oder an Quellenstudium gefehlt hätte. Man sieht aus der Anordnung des Ganzen (advertissement IV.), daß er seinen Stoff richtig auffaßte; die Eintheilung in 3 Perioden (I. 1152 — 1197; II. 1197 — 1250; III. 1250 — 1268) ist unstreitig dem Gegenstande angemessen. Allein dessen ungeachtet ist derselbe unserem Erachten nach viel zu wenig verarbeitet; der Verf. folgte zwar guten Quellen, allein er erhob sich nicht freythätig über dieselben. Er erscheint durch ihre Anschauungsweise wie durch den von ihnen mitgetheilten Stoff gebunden und eben dadurch hat das Buch etwas drückendes. Es ist der Höhe des Gegenstandes, der unermeßlichen Bedeutung desselben nicht angemessen. Zugleich fehlt dem Verfasser Eines, was, ganz abgesehen von allen nationalen Vorurtheilen, für diesen Theil der Geschichte unentbehrlich ist, Kenntniß der deutschen Literatur. So vermag er sich statt auf den universellen Standpunkt nur auf den beschränkten sicilianischen zu erschwingen, welcher hieben gewiß nicht ausreicht.

Dennoch können wir nicht umhin, zu gestehen, daß wir daselbst einige Punkte hervorgehoben fanden, welche von Andern nicht in dem verdienten Maße ausgeführt worden sind.

Dahin gehört der Plan Conrads III. gemeinschaftlich mit seinem Schwager, dem byzantinischen Kaiser Manuel, Unteritalien den Normannen zu entreißen. Die pisanische Flotte sollte die griechischen Truppen unterstützen; der junge Heinrich, Conrads Sohn und präsumtiver Thronerbe sollte eine griechische Princessin heirathen, als zuerst dieser, dann auch Conrad starb und damit der ganze Plan scheiterte. S. 160. Als nun Friedrich deutscher König geworden war, suchte er die Unterhandlungen zu erneuen. Der Verf. bringt Friedrichs Scheidung von seiner ersten Gemahlin Adelheid von Vohburg (causa fornicationis infamatam repudiavit. Otto de S. Blasio) mit der Werbung um eine Verwandte Manuels *) und die Absendung eines deutschen Heeres nach Unteritalien, mit welchem Manuel seine Truppen cooperiren lassen sollte, in Verbindung. Hat der Verf. Recht, wenn er den von Otto von S. Blasius angeführten Scheidungsgründen keine volle Geltung schenken will, so ist das merkwürdige und eigenthümliche Schicksal, welches die Kinder Friedrich Barbarossa's aus seiner zweyten Ehe betraf, von einer Seite beleuchtet, zu der freylich bey ähnlicher Schuld z. B. auch die Geschichte der Descendenz Wilhelm des Eroberers eine Parallele zu geben vermag.

Nicht minder verdient eine Erwähnung die Auseinandersetzung der Anerbietungen der Römer an Friedrich (1155), deren Vergleichung mit der in der Geschichte der Hohenstaufen mitgetheilten Rede Friedrichs zeigt, daß der französische Historiker seine Quellen genauer benützte. Gerade die schlagendste Stelle aus Otto von Freisingen, wo Friedrich mit dürren Worten seine Prätensionen und wirklichen Rechte ausspricht: legitimus possessor sum, ist in dem deutschen Buche nicht zu finden. Ganz anders nimmt sich auch das Ende des großen Reichstages zu Mainz 1184 bey dem Verf. aus, dessen Darstellung mit diesem glänzenden Reichsfeste zugleich den Höhepunkt hohenstaufischer Macht und den Anfang ihres Verfalles erblicken läßt. Die Eroberung Jerusalems durch Saladin wird mit dem Verfalle von Zucht und Sitte unter den christlichen Völkern in Beziehung gesetzt (Vita Urbani P. III. Ap. Mur. S. R. I. III. p. 476), wobey jedoch der Verf. den Biographen Urbans als einen sehr alten (in so ferne wohl sehr zuverlässigen?) Chronisten bezeichnet, während derselbe fast volle 150 Jahre nach diesem Papste starb.

Zwey Bände, wovon jeder einen der oben bezeichneten Abschnitte behandeln soll, werden dem ersten nachfolgen, der die Erzählung bis zum Jahre 1157 fortführt.

*) Ad augmentum firmioris concordiae et incrementum utriusque imperii. Vergl. hiemit v. Raumer im 2. Hauptst. des 4. Buches.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. April.

Nro. 81. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

1. Titi Livi rerum Romanarum ab urbe condita libri ad codicum manu scriptorum fidem emendati ab Car. Frid. Sig. Alschefski esc.
2. Observationes Livianae. Scripsit Chr. W. Fittbogen etc.

(Fortsetzung.)

Man muß gestehen, daß die Sache mit diesen kurzen Notizen sehr leichthin abgefertigt wäre, wenn Hr. A. wirklich damit eine übersichtliche Charakteristik der schlechteren mss. hätte geben wollen. Dieß scheint jedoch seine Absicht nicht gewesen zu seyn; sonst hätten noch manche Punkte hier eine Erwähnung finden müssen, die uns, ohne daß wir deßwegen Hrn. A. die Kenntniß des hieher Gehörigen absprechen wollen, von Bedeutung erscheinen. Denn wenn er, um bey den namentlich erwähnten mss. stehen zu bleiben, vom Havercamp. sagt, der librarius habe sich durch Gelehrsamkeit und Talent ausgezeichnet, so müßte ein Gleiches vom Harl. 2 Pal. 2 und dem ms. des Sigonius bemerkt werden. Diese vier mss. stimmen, wie schon Drkb. sehr häufig und vorzüglich III, 13, 10 bemerkt, in so vielen Stellen zusammen, daß sie nothwendig einer gemeinschaftlichen Quelle angehören; dieselben sind übrigens so absichtlich und fast planmäßig interpolirte Handschriften, daß, wo man in schwierigen Stellen bey ihnen eine Hülfe sucht, sich fast immer alle Spur der Wahrheit verwischt findet, weil die kühne Hand eines nicht allzuängstlichen Bearbeiters Alles, was sich nicht fügen wollte, zu übertünchen und glatt zu machen gesucht hat. Wenn ferner der Pal. 1 denjenigen MSS. beygezählt wird, die aus guten Quellen geschöpft zu seyn scheinen, so war hier der Lips. nicht mit Stillschweigen zu übergehen, der, wie schon Drkb. I, 22, 5; c. 25, 1; c. 33, 6; II, 1, 4 bemerkt, aus gleicher Quelle geflossen und dem älteren Originale sicher getreuer geblieben d. h. weniger interpolirt ist, als Pal. 1; man vergleiche I, 15, 1 Lips. intati, Pal. 1. invitati. II, 1, 4 Lips. soluta religio metu, Pal. 1. soluta religionis metu. Dieses Stillschweigen fällt um so mehr auf, als Hr. A. für seine Bearbeitung des XXX. Buches diesen Lips. selbst verglichen und sich in der Einleitung zu demselben Buche p. XIV ff. über dessen Werth ziemlich weitlauftig ausgesprochen hat. Bezüglich der hier in Rede stehenden Bücher konnte besonders die Eigenthümlichkeit hervorgehoben werden, mit welcher der Lips. in der Wortstellung häufig von den andern mss. abweicht. Nur der Harl. 2 folgt ihm in dieser Beziehung sehr getreu und stimmt auch in den Lesearten nicht selten mit dem Lips., so daß man, nachdem wir oben den Harl. 2 mit Hav. Pal. 2 und ms. Sig. zusammenstellten, zu der Vermuthung berechtigt wird, dessen Text sey unter Vorlage verschiedener mss. zusammen geschrieben worden. Rücksichtlich des Voss. 2 war es nicht unwichtig zu bemerken, daß derselbe gegen die Mitte des zweyten Buches und namentlich nach der gemeinschaftlichen Lücke bey II, 47, 11 auffallend dem Pal. 1 nachfolgt, während zu gleicher Zeit die Aehnlichkeit zwischen Lips. und Pal. 1 sich zu verwischen anfängt. — Eine so ins Einzelne gehende Untersuchung dieser Classe der mss. lag, wie es scheint, nicht im Plane des Verfassers; und so ist denn allerdings für den, welcher sich eine gründliche Kennt-

niß von der Verfassung des Livian. Textes verschaffen will, der Drakenborchsche Apparat noch keineswegs entbehrlich, wohl aber dessen Studium durch die Ausgabe von A. außerordentlich erleichtert und vereinfacht worden.

Auch was die ältern für die Kritik wichtigeren Ausgaben anlangt, scheint Hr. A. keine neueren Vergleichungen benützt zu haben, sondern sich bloß auf Drkb's. Angaben zu stützen; sonst würde ihm nicht entgangen seyn, daß z. B. I, 26, 5 ac secundum judicium, c. 45, 7 extemplo (als ein Wort) bereits bey Frob. 2 im Texte stehen; ferner daß Rhenanus in seinen Excerpten zu I, 50, 3. Haud mirum esse, Superbo ei inditum cognomen (ohne Romae, wie in einigen codd. bey Hearne), c. 56, 8 opperiretur mit doppeltem p, III, 3, 4 ab ijs proxime audita als Lesearten des Vormat. notirt, wo Drkb's. Angaben nicht vollkommen genau sind.

Sonach ist es hauptsächlich die neue, eigenhändig veranstaltete Vergleichung von M und P, welche der Arbeit des Hrn. A. ein vorwiegendes Interesse verleiht. Betrachten wir nun dessen Verfahren bey der Behandlung des Einzelnen etwas genauer. Es ist nicht zu verkennen, daß Hr. A. durch ein sorgfältiges, selbst auf orthographische Einzelnheiten ausgedehntes Studium seiner Handschriften eine sehr große Zahl von Stellen berichtigt hat; so daß, da fast jede Seite des Buches Gelegenheit darbietet, sich davon zu überzeugen, wir es für überflüssig halten, dieß durch Beyspiele nachzuweisen. Gleichwohl wird man sich auch recht häufig veranlaßt finden, der Meynung des Hrn. Verfassers entgegen zu treten; nachfolgende Bemerkungen mögen das Gesagte bestätigen.

Daß Hr. A. bey der Constituirung seines Textes sich möglichst getreu an seine mss. angeschlossen und weder eigenen noch fremden Conjekturen allzuviel Raum gestattet hat, ist nur als ein Gewinn zu betrachten, wie wir denn Alles, was in dieser Beziehung p. XVIII und XIX der Vorrede gesagt ist, vollkommen unterschreiben. Da er sich indessen bey den so zahlreichen Aenderungen der Vulgata auf eine nähere Motivirung seines Verfahrens nur hin und wieder bey wichtigeren Fragen eingelassen hat und in den allermeisten Fällen nur kurzweg auf die mss. verweißt, so kann man sich zuweilen der Versuchung nicht entziehen, Abänderungen wenn auch nicht der Willkühr doch einer gewissen Vorliebe für die eine oder die andere Handschrift beyzumessen. Dahin rechnen wir, um nur einige Beyspiele anzuführen: II, 36, 4 ni ea propere annuntiet aus M, während nicht bloß Leid. 1, Harl. 1, sondern auch P die Vulgate schützen (vrgl. die Varietas der schlechtern mss. zu I, 16, 7 und Kreyssig Liv. lib. XXXIII, p. 127), c. 41, 6 pro Coriolano ducem Cassium aus P; c. 47, 10 itaque consuli decernente senatu triumphum aus P; c. 49, 6. spectare aus M allein, während die Vulgate sperare zuverlässig das Richtige ist und die beyden angeführten Stellen XXVIII, 17, 3 und V, 21, 5 für die Rechtfertigung der Aenderung ohne Belang sind; c. 61, 9 cujus laudationem cum tribuni pl. aus Vorm. allein, während P M Harl. 1 cujus cum laudationem unbezweifelt geben und die Lesart der übrigen mss. ebendahin zurückführt; c. 62, 4 Sabini excitati aus M statt des in diesem Zusammenhange so geläufigen exciti; III, 11, 2 sed virium spe, set manu aus P m. 1 allein, wogegen et durch die besten mss. geschützt ist und die Anaphora durch die ganze Anlage des Satzes keineswegs empfohlen wird. Hieher rechnen wir ferner, ohne deßhalb zu verkennen, wie oft in dieser Beziehung von den Abschreibern gefälscht wurde, die öftere Einführung des historischen Infinitivus aus einer einzelnen Handschrift; z. B. II, 30, 11 consistere und gleich darauf inire; das dazwischenstehende superabant würde nicht stören, aber die ganze Haltung der Erzählung rechtfertigt die Formen constitere und iniere; warum III, 2, 12 aus P allein sustinere, II, 38, 6 aus M efficere aufgenommen ist, läßt sich wenigstens nach der bisher geltenden Ansicht vom Gebrauch des Inf. hist. nicht begreifen, wogegen z. B. I, 12, 7 resistere, was M bietet, mit Recht verschmäht wird. In diesen und ähnlichen Stellen, wie z. B. II, 36, 2 instaurentur (st. instaurarentur), III, 5, 5 subsistit (st. substitit), c. 20, 2 passurus sit (st. p. esset), wo Hr. A. in der Regel nur nach einer Handschrift die Vulgate geändert hat, ohne daß dieses durch vorwiegende in-

nere Gründe erheischt wurde, scheint es uns gerathener, Schreibfehler zu statuiren, von denen ja bekanntlich auch die besten mss. nicht frey sind. II, 31, 1 schreibt Hr. A. fundit fugatque exuitque castris aus M. Allein die von ihm angezogene Stelle II, 53, 3. Tuscos fundit fugatque. Eademque hora etc. paßt nicht hieher, da que bey eadem nicht eine Verbindung mit dem zunächst stehenden fugatque bewerkstelligen, sondern in dem Sinne von „und somit" gleichsam das Resultat des vorher Erzählten einleiten soll. Deßhalb scheint noch immer Gronov's Vermuthung fugatque et exuit den Vorzug zu verdienen, da et vor ex bey der öfteren Verwechslung beyder (vergl. Drkb. zu XXI, 34, 6) leicht ausfallen konnte. Mit Recht aber scheint Hr. A. die Partikel que wieder hergestellt zu haben I, 32, 2; c. 45, 6; c. 49, 2; c 55, 4. Da auch an diesen Stellen nächst der Auctorität der Handschriften sich keine weiteren Gründe für die getroffene Abänderung angegeben finden, so wollen wir wenigstens in Bezug auf die erstgenannte, wo Gronov mit einer auf den ersten Blick sehr bestechenden Beweisführung que getilgt hat, unsere Ansicht beysetzen. Die Stelle heißt vollständig: Qui (Ancus Marcius) ut regnare coepit, et avitae gloriae memor et quia proximum regnum, cetera egregium ab una parte haud satis prosperum fuerat aut neglectis religionibus aut prave cultis longeque antiquissimum ratus, sacra publica ut ab Numa instituta erant, facere; omnia ea — proponere in publico jubet. Betrachtet man nun den ersten Theil dieser Periode bis cultis ohne Rücksicht auf das, was wirklich folgt, so erhellet, daß zu diesem einen doppelten Grund angebenden Vordersatze eigentlich kein anderer Gedanke als Nachsatz gehört, denn Ancus habe dem Gottesdienste überhaupt besondere Fürsorge gewidmet. Nun ist aber durch die Worte aut prave cultis ein neues Moment hinzugekommen; und gerade dieses veranlaßt erstens die Anhängung des neuen Satzes, daß Ancus eben nur des Numa Gottesdienst für den rechten gehalten, und giebt zweytens auch dem Nachsatze eine speciellere Wendung, die mehr dem letzten Gliede des Vordersatzes entspricht, als den beyden vorangehenden. Heusinger hat dieß bey der deutschen Uebersetzung, ohne der Partikel ihre Stelle einzuräumen, recht wohl gefühlt und daher seiner Periode eine andere Gestalt gegeben.

Wir wenden uns zur Prüfung einer Reihe anderer Stellen, bey welcher Hr. A. es für nothwendig gefunden hat, die aufgenommene Lesart durch Hülfe einer Exegese zu begründen, welche, wie wir glauben, dem Schriftsteller und seinen Worten Gewalt anthut. II, 11, 9 wird bisher nach einer Conjektur des Glareanus gelesen: versisque in Valerium Etruscis, während alle mss. einstimmig aber ohne Sinn in Lucretium geben. Denn da Livius ausdrücklich bemerkt, die Cohorten, welche der Consul Valerius vom Cölischen Berg aus dem Feinde entgegen führte, seyen zuerst den Etruskern zu Gesichte gekommen und dann fortfährt: Herminius ubi tumultum sensit, concurrit ex insidiis, so ist doch wohl unter tumultus unmöglich etwas andres als eben das Handgemenge mit den Cohorten des Valerius zu verstehen und folglich ganz sinnlos, wenn unmittelbar darauf versisque in Lucretium Etruscis terga caedit gelesen werden soll, da Lucretius noch hinter dem Valerius an der porta Naevia stand. Wie beseitiget Hr. A. diese Schwierigkeit, indem er die handschriftliche Lesart aufnimmt? — Er sagt: (Etrusci) praeda potiti vident P. Valerium de Caelio monte cum cohortibus quibusdam descendentem. Fit pugna et Valerius repellitur. Quo facto praedam prae se agentes cum altera parte jam redire ad suos vellent animadvertunt Lucretium cons. porta Naevia egressum: in eum igitur se vertunt. Allein davon, daß Valerius zurückgeworfen wird, daß die Etrusker sich der Beute bemächtigen, daß sie um die andere Seite der Stadt herum in ihr Lager zurückkehren wollen, ist in den Worten des Livius nirgend eine Spur vorhanden und wir zweifeln sehr, ob sich dieß Alles wie Hr. A. meynt, so leicht aus dem Zusammenhange der Stelle von selbst verstehe.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv für schweizerische Geschichte (,) herausgegeben auf Veranstaltung der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz. Erster Band. Zürich XXVI und 404. 1843. 8.

Am Ende des Jahres 1811 bildete sich durch Verwendung und unter Vorstandschaft des am 15. Januar 1833 verstorbenen Berner-Schultheissen Friedrich von Mülinen eine schweizerische geschichtforschende Gesellschaft, nicht wie Gesellschaften zu andern offenkundigen vielleicht auch versteckten Zwecken, um jährlich zusammen zu kommen, Reden zu halten, Trinksprüche auszubringen, Landparthien zu machen, sondern eine durch die Cantone verzweigte Verbindung von Freunden und Förderern der vaterländischen Geschichte zu dem alleinigen Zwecke, daß jeder an seinem Orte und nach Gelegenheit, nach Lust oder Muße für denselben Angemessenes zu thun, verborgene Dokumente ans Licht zu ziehen, dunkle Parthieen durch Forschungen aufzuhellen, durch gründliche Monographien die allgemeine Geschichte zu vervollständigen, zu berichtigen, ihr vorzuarbeiten beflissen seye. Einigendes Mittel, Archiv und Denkmal der Thätigkeit der Gesellschaft selbst sollte der „Schweizerische Geschichtforscher“ seyn, der, in zwanglosen Heften so ausgegeben, seitdem zu eilf Bänden angewachsen ist und ohne Frage eine Menge der wichtigsten Dokumente aus öffentlichen und Familienarchiven, viele gelehrte Untersuchungen und Abhandlungen über historische Ereignisse oder Zustände der Vergangenheit, schätzenswerthe Monographien über berühmte Geschlechter, überhaupt einen größeren Reichthum enthält und inhaltsreicher ist, als die zahlreichen, demselben vorangegangenen Sammlungen. Durch die individuelle Stellung des Stifters, durch die Persönlichkeit der größern Zahl der allererst Betretenden und Mitarbeitenden, durch die Verhältnisse derjenigen, welche die Herausgabe des Geschichtforschers besorgten, war es gleichsam von vornherein bedingt, daß die westliche Schweiz in den Forschungen und Mittheilungen reichlicher bedacht ward, als die übrigen Theile des Landes. Indeß hatten die Erschütterungen und Parthenungen, welche vom Herbst 1830 an die Schweiz durchstürmten, das Altern ihres Präsidenten, hierauf dessen Ableben auch auf diese Gesellschaft, oder vielmehr auf das Zeichen ihres Daseyns, den Geschichtforscher, einen lähmenden Einfluß geübt. Die Hefte erschienen sparsamer, ein zusammenhaltendes Ansehen schien zu fehlen. Und doch wäre es schade gewesen, wenn eine so harmlose, bloß mit objectiven Gegenständen sich beschäftigende Verbindung in Altersschwäche hätte aus einander fallen müssen. Einige Mitglieder von Bern faßten daher den Gedanken, durch Einberufung der Freunde und Förderer des vaterländischen Geschichtstudiums die Bestrebungen für dasselbe wieder aufzufrischen, und luden dieselben auf den 15. Herbstmonat 1841 zu einer Versammlung nach Bern, wo unter dem Vorsitz des Veteranen schweizerischer Geschichtforschung, Hrn. Caspar Zellweger von Trogen in Appenzell, die Gesellschaft sowohl in ihren Formen, als durch den Beytritt mancher neuer Mitglieder sich verjüngte und beschlossen ward, den bisherigen Geschichtforscher fortan mehr das gesammte Land als bloß einzelne Theile desselben vertretend, durch dieses Archiv zu ersetzen. Der Name allgemeine geschichtforschende Gesellschaft wurde aber angenommen, weil außer dieser noch einige cantonale oder mehr getheilte Vereine zu diesem Zwecke bestehen, unter denen der Societé d'histoire de la Suisse romande durch ihre bisher gelieferten vier Hefte der werthvollsten Acten besonders aber der gründlichsten Forschungen, weitaus der Vorrang einzuräumen seyn dürfte. *)

Der Inhalt des Archivs soll in fünf Hauptrubriken zerfallen: 1. Originalabhandlungen; 2. Regesten; 3. Mittheilungen aus dem Gebiete der Landeskunde ältester und mittlerer Zeit; 4. Denkwürdigkeiten der letzten drey Jahrhunderte; 5. möglichst vollständige Anzeige der Literatur für schweizerische Geschichte und Landeskunde, ja eines Jahres — gewissermassen eine vom Jahre 1840 beginnende Fortsetzung der hallerschen „Bibliothek der Schweizergeschichte,“ da an einer solchen, welche die Jahre 1780 — 1829 umfaßt, in Bern bereits mit Fleiß gearbeitet wird.

*) Während dieses geschrieben wurde, hat sich eine ähnliche Gesellschaft in den fünf katholischen Central-Cantonen der Schweiz gebildet, welche auch kirchlich-historische Forschungen nicht, hingegen alles was die Revolutionszeit, die glorreiche Zeit der Weltverbesserer, betrifft, ausschließt. Dieß, dann daß die Mitglieder dieser Gesellschaft jenen Cantonen angehören, daß sie auf eigenen Füßen stehen wollen, und bey denjenigen, welche sich für Monopolisten der Aufklärung, Bildung und Freysinnigkeit halten, zuvor nicht angefragt haben, hat einen solchen in der Züricher Zeitung vom 15. Jan. 1843 zum Schulmeistern in Bewegung gesetzt. Wir führen dieses nur deßwegen an, weil es als ein neuer Beleg für die Anmassung der weitumher verzweigten wortführenden und sich für allein wortberechtigt haltenden Parthey gelten kann.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. April.

Nro. 82. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

1. Titi Livi rerum Romanarum ab urbe condita libri ad codicum manuscriptorum fidem emendati ab Car. Frid. Sig. Alschefski etc.
2. Observationes Livianae. Scripsit Chr. W. Fittbogen etc.

(Fortsetzung.)

Im Gegentheil lehrt die weitere Erzählung, daß der eigentliche Kampf mit den Etruskern von Valerius und Herminius bestanden wird, während Sp. Lartius und T. Lucretius nur die Aufgabe haben, dem Feinde nach zwey Richtungen hin den Weg zu versperren. Deßhalb sagt Livius: ita caesi in medio praedatores neque ad pugnam (cum Valerio et Herminio) pares et ad fugam saeptis omnibus viis (a Lartio et Lucretio). So ist nun nichts übrig, als vorderhand bey der Conjectur des Glareanus stehen zu bleiben und hier ein sehr altes Verderbniß anzunehmen. — II, 40, 8 haben die Worte der Veturia, so wie sie in den besten mss. gelesen werden: sed ego nihil jam pati nec tibi turpius quam mihi miserius possum allerdings ihre Schwierigkeit. Hr. A. will nihil mit nec in der Art verbinden, wie anderwärts nihil non vorkommt und erläutert noch nachträglich die Stelle deutsch folgendermassen: „Mir aber kann nichts begegnen, was nicht dir mehr zur Schande gereichte als mir zum Elend. Doch aber auch so (?), wiewohl ich sehr unglücklich bin, so werde ich es doch nicht lange mehr seyn: an deine Kinder aber denke u. s. w.“ Abgesehen davon, daß die Verbindung von nihil nec in diesem Sinne wohl schwerlich kann nachgewiesen werden, scheint auch der Zusammenhang eine ganz andere Auffassung der Stelle zu verlangen. Veturia sagt: „Ich kann über das bereits Erlebte nichts mehr erdulden, auch (nec) Nichts, worin das Maaß deiner Schande das Maaß meines Elendes überbieten könnte d. h. was mein Geschick anlangt, so ist das Maaß der dadurch auf dich fallenden Schande voll; nicht also, was das zu erwartende Schicksal deiner Kinder betrifft, hier kann deine Schande noch wachsen.“ Erst so gewinnt, wie wir glauben, der Gedanke die Steigerung, welche Livius durch seine Worte hat ausdrücken wollen und die durch die Erklärung des Hrn. A. geradezu verwischt wird. — II, 59, 3 wird die Lesart der besten mss.: alii gaudere sua clade atque ignominia von Hrn. A. mit folgenden Worten erklärt: h. e. alii arma capere ut hostis a vallo submoveretur, alii ne tum quidem arma capere sed gaudere sua clade atque ignominia; offenbar unrichtig, denn von einer Theilung ist hier durchaus keine Rede; so gewiß es ist, daß die römischen Soldaten alle in ihrem Haß gegen den Appius so weit giengen, sich bereitwillig bis an ihr Lager von dem Feinde zurücktreiben zu lassen, so gewiß verhinderten sie auch alle die völlige Einnahme des Lagers. Fittbogen. (Observatt. Liv. p. 3 u. 8) schlägt vor in aliis, was in dem Sinne: „Was das Uebrige anlangt“ wohl statthaft wäre, wenn es sich nicht zu weit von dem was die mss. geben entfernte; so verdient vielleicht die Conjectur von Georg Rosse: *) alia gaudere sua clade atque ignominia, nach welcher

*) Daß bey Drkb., der diese Conjectur erwähnt, sua nach clade gesetzt ist, scheint ein bloßes Versehen zu seyn.

bey noluisse ein Comma gesetzt werden müßte, den meisten Beyfall. —

Die Art und Weise, wie III, 3, 4 die Lesearт der mss. ab iis proxime audita erklärt wird, scheint uns eben so gewagt, als unzureichend. Hr. A. meynt anfangs ab iis proximi audita, wie von Aldus gelesen wird, lasse sich zwar hören, sey aber um nichts besser, als die alte handschriftliche Lesearт; „nam si ad proxime suppleverimus qui erant vel steterant et alii ad ferre, nihil desiderandum videtur.“ Diese Art zu suppliren muß aber als so ungewöhnlich gelten, daß man, falls dieselbe gut geheißen würde, kaum mehr wegen irgend einer Schwierigkeit in Verlegenheit gerathen dürfte. Indessen schlägt Hr. A. bald darauf eine andere Erklärungsweise vor; cum enim, sagt er, prope et proxime interdum significent quod apud nos „beynahe, ungefähr;“ et proxime et ab iis referri possunt ad audita, ut haec fiat altera et ut opinor verior hujus loci interpretatio: „was man von jenen erschrockenen Landleuten kaum deutlich vernommen hatte — verbreiteten die einen hier, die andern dorthin.“ Gleichwie man die Uebersetzung von proxime durch „kaum deutlich“ nicht zugeben kann, ja dieselbe sogar mit des Verfassers eigenen früheren Worten in Widerspruch begriffen finden muß, da man nicht versteht, wie aus einem „beynahe“ ein „kaum deutlich“ sich entwickeln soll, so genügt auch bezüglich des zu ergänzenden alii die Hinweisung auf die Vorrede zum XXX. Buch p. LIII, 18 keineswegs, da die dort angeführte Stelle XXVIII, 19, 11 et meminerant et admonebant alios vielmehr die Ergänzung eines ipsi bey meminerant, als die von alii zu alios erheischt. Will man sich mit des Rhenanus Vorschlag, ferri zu lesen, nicht befreunden, so scheint uns die Annahme nicht unbegründet, daß vor proxume der Buchstabe p. d. h. populus ausgefallen sey, welches Wort in dem hiehergehörigen Sinne dem Livius nicht fremd ist cf. Fabri zu XXII, 7, 6. — III, 5, 8 wo Hr. A. das von Gronov, Weissenborn (Lectt. Liv. part. II. p. 7) und neuerdings von Fittbogen (Observatt. Liv. p. 9) verworfene cum mit M und P wieder herstellt, ist die beygefügte Erklärung nicht klar. Denn hätte Livius den Satz mit cum vor die Worte nulla deinde vi sustineri potuere eingeschoben, (worin die ganze Erklärung Hrn. A.'s besteht,) so wäre man allerdings leichter fertig. Es wäre vielleicht hinreichend gewesen, zu bemerken, daß potuere, wie sonst öfter (cf. XXXII, 12, 6) hypothetisch zu fassen sey: die Aequer, angefeuert durch den Tod des Legaten und die Verwundung des Consuls, hätten nun durch keine Gewalt mehr können aufgehalten werden, da die Römer in ihr Lager zurückgetrieben wieder (wie vorher) belagert wurden, und es wäre auch zum Aeußersten gekommen“ u. s. w.

Wir unterlassen es noch mehrere Stellen von dieser Seite zu beleuchten, um so mehr, da Fittbogen in dem schon erwähnten Schriftchen die Exegese des Hrn. A. ebenfalls und wie wir glauben mit Recht angegriffen hat; und benützen daher den uns noch verstatteten Raum lieber für die Besprechung mehrerer Stellen des ersten Buches, bey welchen Hr. A. die vorhandenen Schwierigkeiten entweder übergangen oder nach unserer Ansicht nicht vollkommen beseitigt hat.

I, 8, 3. me haud poenitet eorum sententiae esse, quibus et adparitores et hoc genus ab Etruscis finitimis, unde sella curulis, unde toga praetexta sumta est, numerum quoque ipsum ductum placet. So steht die Stelle bey Drkb. und einige orthographische Abweichungen abgerechnet auch bey A. Gleichwohl hat schon Jak. Gronov darauf aufmerksam gemacht, daß, da die Lictoren, von welchen im Vorhergehenden die Rede ist, sich zu den adparitores wie Art zur Gattung verhalten, die Scheidung et adparitores et hoc genus (zumal da adp. so ohne allen Beysatz steht) geradehin unverständlich ist. Spanhem's Erklärung et nominatim hoc genus hilft der Sache wenig auf, da es wohl Niemand eingefallen ist, Alles was unter dem Namen adparitores inbegriffen war, von den Etruskern herzuschreiben. Hiezu kommt, daß das, worauf es nach dem Zusammenhange der Stelle am meisten ankommt, nämlich die Herleitung der Zahl zwölf, mit einem einfachen quoque so ohne Bedeutung hintennach hinkt, daß es gewiß beym ersten Ueberlesen der Stelle auffallen muß. Diesen letztern Uebelstand scheint Heumann gefühlt zu haben, indem er vorschlug: quibus et apparitorum hoc genus — sumta est, et numerum q. i. d. p. Das Geeignetste scheint uns,

mit Benützung der Conjecturen Gronov's und Heumann's folgendermassen zu lesen: quibus et apparitores hoc genus ab E. finitimis, unde — sumta, et numerum q. i. d. p. Gleichwie Mißkennung des Accusativ's hoc genus (cf. Zmpt. gr. §. 428. Weissenborn gr. §. 290. n. 1.) die Einschiebung eines et vor demselben veranlassen konnte, so war auch die Verwechselung des et mit est vor numerus leicht möglich; so steht XXXIV, 61 sub fin. im Bamb. est Tyrii st. et Tyri. Ueber et — et quoque cf. Hand. Turs. II, p, 522. — c. 14, 7 wird auch von Hrn. A. noch ziemlich unverständlich gelesen; partem militum locis circa densa obsita virgulta obscuris subsidere in insidiis jussit. So wie die Worte hier stehen, muß man circa mit dem, was folgt, verbinden, während der Zusammenhang und die sonstige Sprachweise des Livius (cf. Duker. ad I, 4, 6) die Verbindung mit locis wünschenswerth macht. Deßwegen halten wir es nicht für unwahrscheinlich, daß zwischen den Worten circa densa ein ad ausgefallen sey; cf. II, 11, 7 P. Valerius inde T. Herminium cum modicis copiis ad secundum lapidem Gabina via occultum considere jubet. Nun bleibt freylich noch jene Schwierigkeit übrig, daß man wohl loca obsita virgultis sagt, aber nicht virgulta obsita. Würden die mss. nur irgend wie eine Andeutung geben, so schiene obnata (XXIII, 19, 11) nicht ungeeignet zu seyn. So aber ist es wohl am gerathensten, opposita, was der Voss. 2 freylich nur nebenbey und dasselbe zugleich als unrichtig bezeichnend darbietet, als das Richtige anzuerkennen. Denn die Annahme Drkb's., es sey dieß Wort eine Glosse von obsita gewesen, ist höchst unwahrscheinlich; im Gegentheil konnten Stellen, wie XXI, 54, 1. XXVIII, 2, 1, wo man in ähnlicher Verbindung obsitus vorfand, eine Verwechselung beyder Wörter leicht herbeyführen. Für opposita sprechen übrigens Stellen wie: XXV, 15 ante med. Mago cum equitatu tectus collibus ad tegendas insidias oppositis subsistit. XXIX, 34 med. — tegentibus tumulis, qui peropportune circa viae flexus oppositi erant, occultus processit; ferner die Varietät der mss. bey XXIV, 39, 1 wo Drkb. nachzusehen. Sollte die Wortfolge locis circa ad densa opposita virgulta obscuris etc. anstößig erscheinen, so erinnern wir an I, 7, 7 reddita inclusarum ex spelunca boum vox, um darzuthun, wie hier die doppelte Beziehung der Worte ad densa opp. v. zu subsidere und zu obscuris durch Stellung der Worte und Wahl der Präposition treffend dargestellt wird. — c. 19, 6 hat Hr. A. aus dem höchst unzuverlässigen Haverc. intercalares mensibus interponendo in den Text genommen. Die bessern mss. geben intercalares mensibus interponendis, und dieß scheint uns richtiger darauf hinzudeuten, daß intercalariis (cf. Liv. XXXVII, 59, in. Cic. in Verrem II, 2, 52, 130) zu lesen sey. Wie aus intercalaris intercalares wurde, erhellet aus XXXIII, 29, in., wo der Bamb. alios in hospitis giebt, wofür sich dann bey Ald. Frob. 1. 2. Drak. alios hospites findet, welches unstreitig aus alios in hospitiis verdorben ist. — c. 22, 5 findet sich in allen mss. (mit Ausnahme des Harl. 1) nach den Worten blande ac benigne noch der Zusatz comi (oder communi) fronte, welchen die Herausgeber bisher alle als eine Glosse betrachteten und daher unberücksichtiget gelassen haben. Auch Hr. A. hat keine Aenderung vorgenommen. Indessen erscheint genauer besehen comi fronte als ein sonderbares Glossem und man begreift wirklich nicht, was dadurch erklärt werden sollte, da benigne keiner Erklärung bedürfte, am wenigsten einer solchen, wie communi fronte, was gar keinen Sinn giebt.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv für schweizerische Geschichte (,) herausgegeben auf Veranstaltung der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die erste Abhandlung ist eine Untersuchung „Ueber die so geheißene goldene Bulle von [illegible] von dem (verstorbenen) zürichischen Staatsrath [illegible] Meyer von Knonau. Die Zweifel, welche hier erhoben und begründet werden, berühren weniger die Urkunde Kaiser Friedrichs I., dat. ap. pontem Laone VI. Id. Sept. 1162 (deren Original noch vorhanden und bey Spon. Hist.

de Gen. 11, 30 ed. in 4. abgedruckt iſt) als ein im Jahr 1483 zu Rom ausgefertigtes und von jener in mehreren Punkten abweichendes Vidimus. Allein, da glücklicher Weiſe die Urkunde vorliegt, kann für den Geſchichtsforſcher das Vidimus ohnedem von keinem Belang ſeyn, ſo einleuchtend auch die erhobenen Zweifel auf mancherley Angaben (beſonders der Zeugen-Unterſchriften) begründet werden.

2. Essai sur l'état des personnes et de la condition des terres dans le pays d'Ury au XIIIme siècle pr. F. de Gingins de la Sarraz. Dieſer Abhandlung dürfen wir den Preis umfaſſender Kenntniß der Urkunden, tiefdringender Forſchung und eines ausgezeichneten Scharfſinnes zu hiſtoriſchen Schlußfolgerungen unbedenklich zugeſtehen. Angeregt durch Kopps Urkundenſammlung ſind die ſtaatsrechtlichen Origines Helvetiorum in neuerer Zeit Gegenſtand beſonderer Forſchung geworden, namentlich durch Hissely in den Mémoires et Documens publiés par la Société d'histoire de la Suisse romande. An dieſe Arbeiten ſchließt ſich vorliegende Unterſuchung an. Freylich zerrinnt hiedurch der Wahn einer unfürdenklichen Reichsunmittelbarkeit und Reichsfreyheit der drey Waldſtätte, oder zuletzt der Landſchaft Ury, für welche man ſie noch retten zu können glaubte, vor dem Licht gründlicher und unbefangener Forſchung gänzlich. Der pagellus Uranie kömmt zum erſtenmal vor in der Ausſtattungs-Urkunde Ludwigs des Deutſchen für die Fraumünſterabten in Zürich. Der Verf. weiſt urkundlich nach, daß der Kaiſer weder das, was man jetzt den Kanton Ury nennt, in ſeiner ganzen oder wenigſtens größern Ausdehnung, noch weniger ein Hoheitsrecht über dieſe Gegend jener Stiftung zugewieſen habe, ſondern daß noch manche Andere dort begütert, die Einwohner ſelbſt aber in Beziehung auf ihre perſönlichen Verhältniſſe in der mannigfaltigſten Stellung ſich befunden hätten, von den Edlen und Freyen (wie die Attingshauſen) bis hinab zu den Hörigen, und daß der Beſitz von mehrern oder mindern Rechten (Befreyungen) nirgend an einer geſchloſſenen Gemeinſchaft, ſondern an Perſon oder an Beſitz gehaftet, daher die größte Mannigfaltigkeit dieſer Verhältniſſe neben und durch einander durch das ganze Ländchen ſich verflochten habe. Auch ſeyen der universitas vallis Uraniae, welche ſchon im XIII. Jahrhundert vorkommt, weder politiſche Rechte noch richterliche Gewalt, ſondern bloß die Obliegenheit zugekommen, die Reichs- und Landesſteuern auf die Einwohner zu verlegen. Die ganze Unterſuchung führt zu dem Schluß: On ne saurait donc envisager le pays d'Ury dans son ensemble comme un territoire relevant directement de l'Empire (Reichsländlein), ni considérer les habitants collectivement comme ressortissant immédiatement de la puissance impériale (unmittelbare Reichsuntergebene): cette qualification n'appartenait en réalité qu'à une certaine catégorie de citoyens privilégiés confondus dans la masse de la population.

Regeſten. Die den Städten Zürich und Winterthur, den Klöſtern im Canton Zürich und einigen Edlen von Carolingern und Römiſchen Königen und Kaiſern von 852 — 1400 ertheilten Urkunden, chronologiſch geordnet und in Auszüge gebracht von Gerold Meyer von Knonau. Es ſind deren 191, welchen ein beſonderes Perſonen- und Orts-Regiſter beygefügt iſt. Die Auszüge ſind umſtändlicher, als ſie ſonſt bey Regeſten zu ſeyn pflegen. Das aber vermiſſen wir, daß weder der Ort, an welchen die Urkunden aufbewahrt werden, noch ob ſie gedruckt, und wo zu finden, oder ungedruckt ſeyen, angegeben iſt, was unſers Bedünkens nicht hätte ſollen auſſer Acht gelaſſen werden. Die Rheinauiſchen trifft man in Zapfs monumentis.

In den Mittheilungen aus dem Gebiete der Landeskunde älteſter und mittlerer Zeit finden ſich unter II. acht Urkunden zu Geſchichten der Grafen von Montfort und Werdenberg, von 1277 — 1523, die letzte den Verkauf des halben Theils der Herrſchaft Bregenz an Oeſterreich für 50,000 rheiniſche Gulden betreffend. —

3. Reformatio Dominorum Friburgensium 24. Sept. 1512, wahrſcheinlich an Papſt Leo X., um Billigung der Abſetzung ihres Propſts Ludwig Löubli zu erwirken, der hier als Haupttriebrad der Entweichung Georgs auf der Flue aus Walis, eines Widerſachers der Familie Schinner, dargeſtellt wird und weßwegen der Ritter Franz Arſent enthauptet ward. Beachtenswerth iſt, daß in der (gleichzeitigen) „Geſchichte der Gefangennehmung und Hinrichtung des Schultheißen und Ritters Franz von Arſent“ (Geſchichtforſcher 1, 115 ff.) Löubli gar nicht erwähnt wird. Das Ganze, wie es ſich in ſeinen einzelnen Nebenumſtänden verhalten mag, iſt ein trüber Zug aus der Geſchichte der damaligen politiſchen Partheyungen in der Schweiz.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. April.

Nro. 83. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

1. Titi Livi rerum Romanarum ab urbe condita libri ad codicum manu scriptorum fidem emendati ab Car. Frid. Sig. Alschefski etc.
2. Observationes Livianae. Scripsit Chr. W. Fittbogen etc.

(Fortsetzung.)

Da nun im Harl. 1 diese Worte fehlen, so wäre es allerdings das Bequemste, weiter keine Notiz von ihnen zu nehmen; wenn nicht andrerseits die Möglichkeit vorhanden wäre, daß wie an andern Stellen dieser Handschrift, *) so hier wegen des Gleichlautes des folgenden comiter diese beyden Worte nur ausgefallen seyen. In M ist ohne Zweifel anfangs concomi fronte zu lesen gewesen und nur die fast regelmäßig in schwierigern Stellen verschlechternde zweyte oder dritte Hand hat daraus Monströses gemacht. Im Leid. 1 steht: blande ac benigne cum fronte communi regis convivium celebrant und hieraus läßt sich, wie wir glauben, auf die wahre und ursprüngliche Lesart schließen. Zuvor müssen wir jedoch noch auf einen andern Punkt in dieser Stelle aufmerksam machen; er betrifft das bisher unangefochtene comiter. Comiter ist in der Regel der Ausdruck für den, welcher eine Gefälligkeit bietet, nicht für den, welcher sie annimmt; cf. Liv. I, 57, 10 comiter invitat, IX, 35, 8 comi hospitio acceptum, ibid. c. 43. extr. comiter munera missa. XXIX, 22, 2 hospitio comiter acceptis, XXVIII, 39, extr. XLII, 24 extr. XLV, 20 med. XXIV, 13, 1 etc. Halten wir damit zusammen, was Döderlein (Lat. Synon. V. p. 12) über den Begriff von comis lehrt, so würde comiter von den Gesandten der Albaner nur dann richtig gesagt seyn, wenn Livius das Volk der Albaner als mächtiger und somit die Annahme der Einladung von Seite der Gesandten als einen Act der Herablassung gegen die Römer hätte bezeichnen wollen, was doch gewiß nicht in seinem Sinne lag. Nach diesen Erörterungen glauben wir mit einiger Wahrscheinlichkeit auf die Lesart des Leid. 1 folgende Vermuthung zu begründen: Excepti hospitio ab Tullo blande ac benigna cum fronte communiter regis convivium celebrant. Daß sich benigna cum fronte dem vorangehenden blande passender anschließt, als benigne, geht aus dem Zusammenhange hervor; denn dem Tullus ist es nur um die Außenseite der benignitas zu thun und es paßt daher ganz eigentlich auf ihn die Stelle des Caecilius, welche Gellius N. A. XV, 9 anführt: Nam hi sunt inimici pessumi fronte hilaro, corde tristi. Sprachlich kann in der Zusammenstellung von blande mit benigna cum fr. um so weniger Anstoß gefunden worden, als der Abl. mit cum so häufig ganz in dem Sinne eines Adverbiums vor-

*) Im Harl. 1 sind Auslassungen in Folge des Wiederkehrens ein und desselben Wortes sehr häufig; cf. I. 20, 5. c. 20, 9. c. 34, 4. c. 39, 1. c. 41, 3. II. 7, 9. c. 18. 11. c. 45. 4. c. 55, 3. Aber auch ohne solchen Grund finden sich in dieser Handschrift vielfach Lücken, wie I. 59, 3. II. 7, 3. c. 14, 3 und 4. c. 15, 2. 5 und 7. c. 52, 8. c. 40, 6. c. 42, 1. c. 64, 6. Einzelne Wörter sind ausgelassen: II. 11, 6. c. 12, 1. c. 14, 6. c. 16, 3. c. 46, 1. c. 51, 4.

kommt und Livius nicht selten im Ausdrucke wechselt z. B. V, 5 in. molliter et - per dilationes; XL, 9 extr. criminose - nec - colligendo; cf. Plin. ep. II, 13, 8 parce et cum delectu Communiter schließlich, was bey der häufigen Verwechselung von communis und comis (cf. Beier zu Cic. off. III, 5, 24) kaum als eine Aenderung betrachtet werden kann, ist dem Sinne der Stelle ganz angemessen; denn es lag im Plane des Tullus, die Albanischen Gesandten beysammen zu behalten und zu verhindern, daß sie nicht etwa von der nach Alba abgeordneten Gesandtschaft Kunde bekämen. (Vrgl. übrigens XXIX, 24, 8 ut communiter consulerent.) — c. 24, 7 hat Hr. A. auf die Angabe des Rhenanus hin, daß im Vorm. prima postrema stand, dieses in den Text genommen. Da indessen M P Harl. 1, Leid. 1, Helm. 1 prima postremū haben, sollte nicht hierin die Andeutung liegen, daß zu lesen sey: prima postrema a me ex illis etc.? — c. 39, 1 ist Hr. A. bey der Vulgata stehen geblieben, die sich auf sehr geringe Auctorität gründet: Eo tempore in regia prodigium visu eventuque mirabile fuit. Die bessern mss. haben prodigium visum, entschieden das Richtige (cf. XXVI, 23, med. Eodem anno prodigia aliquot visa), da man nach der Vulgata den Livius sogar etwas Abgeschmacktes sagen läßt, nämlich prodigium visu mirabile fuit, als ob sich das nicht bey jedem prodigium von selbst verstände. — c. 41, 7. Auch hier hat Herr A. die Vulgata jam tum comprehensis (nur daß er conprensis schreibt) nicht aufgegeben, obwohl M. und Harl. 1 jam tum cū conprensis Leid. 1. jam tum cum comprehensis geben. Erwägt man, daß nach der Vulgata die Partikeln jam tum einer passenden Beziehung entbehren, indem sie weder mit den zunächst stehenden Worten conprensis sceleris ministris zusammen genommen, noch auch wegen des Zwischentritts eben dieser Worte füglich auf das folgende ut bezogen werden können; — so scheint es nicht unpassend jam tum cum conprensi sceleris ministri sunt, ut etc. zu lesen. Daß cum in einigen mss. fehlt, ist ohne Belang vgl. Drkb. zu II, 12, 8. — c. 43, 2. Herr A. schreibt, wie die übrigen Herausgeber, Prima classis omnes appellati, obwohl dieß nur durch Hav. u. Harl. 2. geschützt wird. Die bessern mss. M. P. Harl. 1. Helm. 1. haben primo classis. Da nun in den besten mss. mitunter e u. o verwechselt werden, z. B. im Harl. 1. I, 10, 1 ee st. eo; ebendaselbst §. 3 pre st. pro, c. 11, 2 erat st. orat, II, 31, 10 ere st. ero; im Lips. I, 26, 9 patrie jure; im Leid. 1. II, 42, 3 intermisso st. intermissae; so glauben wir, daß hier primo in den bessern codd. aus prime d. i. primae entstanden sey, wie im Pal. 1. Lips. Voss. 2 wirklich steht. Dieser Gebrauch des Genitivs, nach welchem zu primae classis zu ergänzen ist homines oder cives, hat in demselben cap. noch zweymal Störung in den mss. veranlaßt, §. 5 in tertiee classis u. §. 11 secundae classis. Es ist interessant, bey Drkb. nachzusehen, durch welche Hülfsmittel man sich in den schlechtern mss. über diese scheinbare Schwierigkeit hinwegzuheben versuchte.

Wir schließen diese Bemerkungen, durch welche wir keineswegs die höchst verdienstlichen Leistungen des Herrn A. in Schatten zu stellen beabsichtigten, vielmehr nur unser eigenes Interesse für die Sache an den Tag legen wollten — mit dem aufrichtigen Wunsche, daß es dem Herausgeber Umstände und Gesundheit erlauben mögen, das mit so vieler Energie angefangene Werk nach dem gewiß einstimmigen Wunsche aller Freunde der Livianischen Literatur in gleicher Weise fortsetzen und abschließen zu können. —

In der unter Numer 2. aufgeführten Gelegenheitsschrift (sie ist eine Festgabe, dem Direktor Poppo zu Frankfurt an der Oder bey der Jubelfeyer seiner fünfundzwanzigjährigen Amtswirksamkeit von dem Verfasser überreicht) werden in acht Abschnitten verschiedene die Kritik und Erklärung des Livius betreffende Punkte mit Geschick und Einsicht besprochen. Herr Fittbogen geht zunächst von acht einzelnen Stellen (II, 59, 3. III, 5, 8, c. 11, 2. c. 37, 7. IV, 24, 7. c. 35, 4. c. 54, 4. VII, 22, 1) aus, nimmt aber Veranlassung, nebenbey noch andere Stellen in Untersuchung zu ziehen und zugleich Bemerkungen über einige auf die Sprache des Livius bezügliche Gegenstände (z. B. über die Bedeutung von alioquin, den Unterschied von alius und caeterus, den besondern Gebrauch der Präp. ad und in u. a. m.) anzuknüpfen. Wenn wir auch in denjenigen Punkten, wo Herr F. über das Gewöhn-

liche und Bekannte hinausgeht, häufig seine Ansicht nicht theilen können, so gestehen wir doch recht gerne zu, daß er die Schwierigkeiten der von ihm ausgehobenen Stellen meist wohl erkannt, auch die Irrthümer seiner Vorgänger aus dem richtigen Gesichtspunkt betrachtet hat, wie er denn namentlich, wo er gegen Alschefski's Erklärungsversuche polemisirend auftritt, durchgängig in seinem Rechte ist. Wo es sich aber um die Heilmittel handelt und um die Eröffnung neuer Wege zur Auffindung des Richtigen, finden wir seine Ansicht in den meisten Fällen unzureichend und ohne die überzeugende Kraft, welche die gefundene Wahrheit zu begleiten pflegt. Einige Beyspiele werden unsre Behauptung rechtfertigen. II, 59, 3. alii gaudere sua clade atque ignominia. Es ist bereits oben erwähnt worden, daß Herr F. in aliis vorschlägt. Allein diese Conjektur entfernt sich nicht nur von der Lesart der mss. zu weit, sondern findet auch in der angeführten Vergleichung von delectari, se oblectare in re keine Unterstützung, indem ja an unsrer Stelle der Gegenstand der Freude durch die Worte sua clade atque ignominia ausdrücklich beygesetzt wird. — Ueber III, 5 8 — quum compulsi in castra Romani rursus obsiderentur, haben wir uns ebenfalls bereits ausgesprochen; aber in den gleich darauf folgenden Worten venissetque in periculum summa rerum, ni T. Quinctius peregrinis copiis cum Latino Hernicoque exercitu subvenisset nimmt Herr F. Anstand, peregrinis c. und cum L. H. c. für ein und dasselbe zu halten und meynt, unter jenen Truppen sey das Bundescontingent nicht besonders genannter Städte, vielleicht von Fidenae, Tusculum, Alba, Praeneste, Gabii (Gabiasque, was im Buch steht, ist wohl Druckfehler) zu verstehen, welches durch Latiner und Herniker nur ergänzt worden sey, so daß also cum (i. e. una cum) C. H. exercitu noch einen besonderen Bestandtheil der peregrinae copiae andeute. Dem widerspricht aber, abgesehen davon, daß Livius einen solchen Theil nicht exercitus genannt haben würde, schon der Umstand, daß später den Cohorten der Latiner und Herniker vom Senate ausdrücklich für die geleisteten Dienste gedankt wird, ein Beweis, daß ihre Hülfe nicht als bloßes Accessorium, sondern als Hauptsache betrachtet wurde. Peregrinis copiis wird aber von Livius absichtlich vorangestellt, um anzudeuten, wie mißlich die Zeit für Rom war, wo es bey Fremden Hülfe und Rettung suchen mußte; daß aber nach per. c. noch ein Abl. mit cum als Opposition folgt, ist sprachlich gewiß eben so wenig anstößig, als wenn einem Städtenamen die Wörter urbs, oppidum mit einer Präposition als Apposition nachtreten. — III, 11, 2 neque suum cuique jus modum faciebat, sed virium spe et manu obtinendum erat, quod intenderes. Herr F., wahrscheinlich veranlaßt durch die Lesart des P m. 1 spe set schlägt vor zu lesen: sed virium spes (sc. modum faciebat) et manu etc., was, sobald Grund vorhanden wäre, die Vulgata zu verlassen, jedenfalls mehr Beyfall verdiente, als die von Alschefski der Stelle aufgebürdete Anaphora. Allein die Vulgata, die noch dazu von allen übrigen mss. vertreten wird, ist vollkommen gut, und wenn Herr F. behauptet, virium spe aliquid obtinere sey ganz ohne Sinn, so hat ihn dazu wohl nur das Blendende seiner eigenen Conjektur verleitet. Denn warum sollte man nicht sagen können: Durch die Hoffnung zureichender Gewalt und durch Thätlichkeit mußte man durchsetzen, was man haben wollte? — III, 37, 7. Hi (patricii juvenes) ferre agere plebem plebisque res, quum fortuna qua quidquid cupitum foret potentioris esset. Herr F. vermuthet, es sey fortuna quadam, quidquid etc. zu lesen und erläutert ziemlich weitschweifig: patricii juvenes omni modo expilabant plebem; hoc vero facili negotio poterant: nam quodammodo fortunae dono, si quis ex bonis plebeji hominis quid concupivisset, id ei ut potentiori obtingebat, i. e. a judice addicebatur. Allein das Verfahren der jungen Patricier gründete sich ja nicht auf ein Glück, welches etwa Livius nicht näher bezeichnen will oder kann, sondern gerade nur auf die Tyranney und Willkühr der Decemvirn und ihrer Helfershelfer.

(Schluß folgt.)

Archiv für schweizerische Geschichte (,) herausgegeben auf Veranstaltung der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz ꝛc.

(Schluß.)

Die Actenstücke zur Geschichte des 16., 17. und 18. Jahrhunderts eröffnet eine Instruction baillée au Fr. de Caumartin, allant résider ambassadeur ordinaire en Suisse, à la fin du mois de Décembre de l'année 1604, worauf folgt relation de l'ambassade de Monsieur de Castille en Suisse en l'année 1616. Eine Geschichte des Wirkens, Waltens und des Einflusses der französischen Gesandtschaft in der Schweiz wäre gewiß ein höchst merkwürdiges Werk und würde in das innerste Getriebe von Manchem hineinblicken lassen, wovon wir zur Zeit nur noch die offenkundig gewordenen Folgen kennen. Das zweyte Actenstück stellt Ziel und Mittel dieser Gesandtschaften in der Schweiz seit Ludwig XI. am bündigsten dar im folgenden Eingang der Berichterstattung: La Charge de l'Ambassadeur en Suisse consiste en trois principaux Points: le premier à faire valoir l'autorité du Roy parmy les peuples; le second à y maintenir son alliance soit en exécutant ce qui en dépend, soit en empêchant qu'il y soit contrevenu, soit en faisant réparer les contraventions qui s'y font; le troisième à y dépenser les deniers de Sa Majesté, en sorte que non seulement Elle s'acquitte des Libéralités promises et des debtes esquelles elle est obligée, mais que ce qui se baille pour l'une et l'autre cause serve à venir à bout de l'une et de l'autre deux premiers Points. Wirklich spielt dieser letzte Punkt in beyden Aktenstücken eine Hauptrolle. — (Fünfzehn) Actenstücke aus der Zeit des dreyßigjährigen Krieges (1618 — 1620). Die ersten zehn Schreiben der böhmischen Stände und des Pfalzgrafen (Königs) Friedrich an die IV evangelischen Stände der Schweiz und deren Antworten, höchst unbedeutend; den besten Commentar dazu könnte die Geschichte des Klosters Wilhering von Stülz liefern. Meisterhaft ist der „ausführliche Vortrag der österreichischen Commissarien an der Tagsatzung zu Baden," 12 b., über Umfang, Wesen und Zweck der böhmischen Rebellion. Der Kaiser erinnert die Schweiz an die Erbeinigung, an die von seinem Haus treu gehaltenen Verträge, an die Vortheile, welche der Schweiz aus gutem Vernehmen mit diesem erwüchsen, und wie er dieses stets zu bewahren gedenke, Gleiches von derselben gewarte. — 15 Vortrag der Ambassadoren Miron und Gueffier an die Tagsatzung zu Baden den 3. Aug. 1620. Nach dem Veltlinermord forderten die Bündner-Protestanten ihre glaubensgenössischen Stände in der Schweiz zu Hülfe auf, wozu dieselben heiße Lust hatten. Diese suchten die französischen Gesandten abzukühlen, hinweisend, wohin das führen würde, zu Vermittlungsversuchen rathend. — IV Beyträge zur Geschichte des letzten Decenniums der alten Eidgenossenschaft; 55 Schreiben und Antworten eidgenössischer Stände (meist Bern und Basel) an und von Zürich, vom 29. Juni 1759 — 3. Nov. 1790. Man sieht daraus, mit wie wachsamem Auge jene beyden Stände, Bern zumal, die Begegnisse in Frankreich beobachteten und eine Einwirkung derselben auf die Schweiz, vorzüglich durch aufrührerische Schriften, zu verhüten suchten. Diese Actenstücke wären der Berücksichtigung derjenigen besonders zu empfehlen, welche immer noch die Revolution einzig als Folge mehrerer, Frankreich belästigender Mißbräuche darstellen wollen; sie könnten daraus ersehen, daß ein Clubb zu Revolutionirung der Schweiz (wo mithin jene Ursachen auch nicht von ferne vorhanden waren) in Paris schon im Jahre 1789 bestand und die gleichen Triebfedern, wie seither alle revolutionären Verbrüderungen, in Bewegung setzte: Geld, Emissäre, Libelle. Damals besaß man aber noch mit dem Willen die Kraft zu regieren. Uri wollte von dem König Auslieferung der Clubbisten verlangen; Freiburg that dieß wirklich mit Bezeichnung der Individuen. Auf Flugschriften und deren Colporteure wurde ein wachsames Auge gehalten; in Zürich z. B. erschien eine die Waat berührende Schrift, „deren beßgemeynter Inhalt und Absicht sogleich einleuchtet;" dennoch ließ der geheime Rath die Ausgabe derselben einstellen, bis er von Bern vernahm, ob dort die Publication gerne gesehen würde; die Nummer eines Wochenblattes wurde zurückbehalten, weil sie bloß die Anzeige von ein paar verdächtigen Schriften enthielt. Uri schreibt am 10. Oct. 1790: es sey dem Landamman eine von dem „schändlichen Schweizerclubb in Paris" verfaßte Schrift — lettre aux Communes des Villes, Bourgs et villages de la Suisse et de ses Alliés, ou l'Aristocratie Suisse dévoilée — „ein wahres Mord- und Brand-Libell" zugekommen; — „mit Urtheil und Recht haben wir dieß Libell zum Feuer durch Scharfrichtershand verdammt." Zugleich wurde durch ein Mandat von den Kanzeln Auslieferung solcher Schriften befohlen.

Literatur von 1840. Als Fortsetzung zu E. G. von Hallers Bibliothek der Schweizergeschichte. Eine Uebersicht von 9 in diesem Jahre erschienenen Karten und Planen und 281 Druckschriften. Den wichtigern darunter ist eine summarische Inhaltsangabe oder etwa auch eine kurze Beurtheilung beygefügt. Ein dankenswerther Anfang sofern er in dieser Art und Weise fortgesetzt wird.

Htr.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. April.

Nro. 84. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Ueber die tyrrhenischen Pelasger in Etrurien (und über die Verbreitung des italischen Münzsystemes von Etrurien aus). Zwey Abhandlungen von Dr. Richard Lepsius. Leipzig 1843.

Keinen zugleich berühmteren und dunkleren Namen kennt die Geschichte, als den der Pelasger. Als ein umfassender Hintergrund trägt und deckt dieser Name die doppelte Blüthe des Hellenenthums wie des Römerthums, die sich, jedwede mit ihrer ganzen Pracht und Herrlichkeit, durch ihn und in ihm wie in einem zersprungenen Kelche entfaltet hat, und die, müssen wir vermuthen, zugleich hauptsächlich durch diesen Kelch mit jenem nebelhaften, in der Bildungsgeschichte Aegyptens und Indiens am deutlichsten erkennbaren, offenbarungsreichen Riesenbaum eines gebildeten Uralterthums unzertrennlich zusammenhängt. Nicht mehr ferne mag aber jener Tag seyn, wo der Vorhang, den der Genius der Weltgeschichte vor jener Urgeschichte ausgespannt hat, sinken soll. Darauf deutet die allgemeine Bewegung hin, mit welcher unsere gegenwärtige Wissenschaft schon vielfach an jenem Vorhang gerüttelt, und von allen Seiten, bald vermittelst rein historischer, bald mythologischer, bald — und wohl am sichersten — vermittelst linguistischer Forschungen, zu einer deutlichen Gesammtanschauung jener jenseitigen geschichtlichen Lebenshalle durchzudringen versucht hat. Schon entwirren sich uns die altparsischen und altindischen, schon die sinesischen, ja selbst schon die so lange für unentzifferbar gehaltenen hieroglyphischen Sprachdenkmäler und lassen, zugleich mit dem wunderbaren Leben der Sprache selbst, in welcher sie abgefaßt sind, auch das geistige und sittliche Leben der Völker, denen sie angehören, in immer zusammenhängenderen Bildern vor uns emporsteigen: und wenn neben diesen Völkern nun endlich auch das Volk der Pelasger, das in der That jetzt noch wie eine unentzifferte Hieroglyphe zwischen dem ägyptisch-indischen Alterthum und der griechisch-römischen Welt in der Mitte schwebt, und wenn zugleich das keltische Volk, das jenes ägyptisch-indische Alterthum, so wie die Pelasger dasselbe mit der classischen Welt verbinden, auf eine ähnliche Weise mit dem Germanenthum und Slaventhum zu verbinden scheint, ja wenn zuletzt, neben diesen beyden, auch noch das, mannigfach in sie verschlungene skythische Volk, uns alle drey, dieses wie jene, in ihrer Sprache, Herkunft und Geschichte kein Geheimniß mehr seyn werden, so dürften wir von einer allseitigen Erkenntniß der gesammten vorchristlichen Welt nicht allzuweit mehr entfernt seyn.

Die Untersuchungen, welche in den letzten dreyßig Jahren auf die Geschichte, Mythologie, Sitte und Sprache der Pelasger gerichtet worden sind, sind alle mehr oder minder durch Niebuhrs römische Geschichte und die darin aufgestellte Ansicht über das ethnographisch-politische Verhältniß der Pelasger, sowohl in Griechenland zu den Hellenen, als in Italien zu den Römern und Etruskern, angeregt worden, auch seitens derjenigen Gelehrten, welche diese Niebuhrsche Ansicht theils, wie z. B. namentlich Otfried Müller in seinem Buche über die Etrusker, im Einzelnen mannigfach berichtigen, theils, wie nun eben namentlich der Verfasser unserer vorliegenden Abhandlung, gleich im Ganzen bekämpfen und widerlegen zu müssen geglaubt haben.

Niebuhrs römische Geschichte, die ihren großen, wir mögen sagen, weltgeschichtlichen Werth, ganz besonders in der Gesammtwirkung hat, in der sie alle von ihr berührten einzelnen historischen Ereignisse vor uns erscheinen läßt, und uns dieselben (in dieser ihrer zusammenwirkenden Massenhaftigkeit,) dergestalt in die Seele prägt, daß wir sie fortan, gleich wie eigene Lebenserfahrungen, nicht leicht wieder daraus verlieren können, — Niebuhrs römische Geschichte stützet ihre Ansicht von der geschichtlichen Stellung und Bedeutung der Pelasger besonders auf den inhaltsschweren, das ganze Niebuhrsche Werk beherrschenden Gedanken, daß die meisten Staaten aus der Mischung eines erobernden (gewöhnlich nordischen) Volkes mit einem unterworfenen (gewöhnlich südlichen) entstanden sind. Doch hat dieser Grundsatz gerade in seinem Einfluß auf die Beurtheilung der Pelasger, als in Widerspruch nicht nur mit vielen einzelnen historischen Zeugnissen, sondern auch mit der von der Geschichte wie der Sage uns überlieferten Gesammtanschauung des Alterthums über dieß merkwürdige Volk, so wie außerdem noch in Widerspruch mit vielen Thatsachen der von Niebuhr nur sehr unvollkommen gekannten vergleichender Linguistik, jedenfalls nur eine sehr einseitige und gezwungene Anwendung erfahren. Wir vermissen hier besonders seine Verbindung mit einem andern ihm zur nothwendigen Bestimmung dienenden, aber von Niebuhr, wie es scheint, nicht deutlich genug ins Auge gefaßten Grundsatz, dem von dem Vorhandenseyn eines, neben jenem erobernden kriegerischen und ländlich-unterworfenen Elemente in den meisten alten Staaten gleichgewichtig bestehenden und in dieselben gewöhnlich durch eine frühere Eroberung und Mischung eingeführten dritten priesterlichen oder hierokratischen Elements. Ausgehend nämlich von dem, dem vergleichenden Blicke sich unabweisbar aufdrängenden Gegensatze eines griechischen und nicht griechischen Bestandtheils in der ganzen Bildungsgeschichte sowohl des tuskischen als des römischen Volkes, und sodann sich stützend auf die, bey den alten Schriftstellern sehr häufige, mythologische und historische Zusammenreihung verschiedener in Griechenland und Italien ureinheimischer (namentlich dort der arcadischen und thessalischen, hier der siculischen und önotrischen) Völkerschaften unter dem berühmten Namen der Pelasger, so wie zugleich auf die Gleichbrauchung dieses Namens mit dem der Tyrrhener, glaubt Niebuhr schließen zu dürfen, jene sowohl einerseits dem hellenischen als andererseits dem römischen und tuskischen Volke gemeinsame Grundlage werde gebildet durch das pelasgische oder (damit vollkommen gleich bedeutend) tyrrhenische Element, als angehörig einem, dereinst vom Arnus bis zum Bosporus und von den Alpen bis Kap Maleia herrschend ausgebreiteten, unter vielen andern z. B. die Namen der norditalischen Tyrrhener (im engern Sinne), der Teleboer, Siculer, Oenotrer, Epiroten, Päonier, Thessalier, Jonier, Argeier, Arcadier, so wie der Tyrrhener des ägäischen Meeres, der Mäonen und vielleicht auch der Troer in sich begreifenden, großen zusammenhängenden Volke des südöstlichen (wie die Kelten des westlichen) Europa, zu welchem Volke sodann, als Anlaß der Entstehung jener drey verschiedenen Völkerschaften, je ein besonderer, von den beyden übrigen Stämmen verschiedener Stamm, nämlich in Griechenland die Hellenen, in Mittelitalien oder im Römerland die Casker und Sabeller, in Norditalien oder Tuskien aber ein nordisch-eigenthümliches Volk aus den Alpen, genannt Tusci oder Rasena — jener ein mit Turini, dieser mit Raeti verwandter Name — erobernd hinzugetreten sey. Im besonderen Bezug aber auf dieß letztere, tyrrhenisch-rasenische Volk glaubt Niebuhr seine genetische Ansicht mit den verschiedenen unter sich keineswegs übereinstimmenden Angaben der alten Schriftsteller über die Entstehung desselben auf die Weise in Verbindung setzen zu können, daß er zunächst, gestützt auf das Zeugniß des Dionysius (I. 17 p. 23), der sich nur auch im Gebrauche des Namens *Τυρρηνοί* st. *Ἔτρουσκοι* oder *Ῥασέναι* geirrt habe, von der durchaus ungriechischen und unpelasgischen, italisch-eingebornen Eigenthümlichkeit der Tyrrhener, die Sage bey Herodot (I. 93) von ihrem lydischen (das bedeute eigentlich „mäonischen"), so wie bey Hellanikus (Dion. I. p. 22) von ihrem thessalischen Ursprung, zusammen mit einer dritten, umgekehrten, von Myrsilus (Dion. I. p. 19. 22.) berichteten Sage über den italischen Ursprung der attischen und ägäischen Tyrrhener, alle drey für nur auf den pelasgischen Bestandtheil des tuskischen Volkes gerichtete und

dabey zugleich jedes besonderen thatsächlichen Hintergrundes entbehrende allgemeine mythische Versuche erklärt, um die einst in ausgedehnter Kette unmittelbar zusammenhängenden, später aber durch mannichfache Völkerbewegungen aus einander gerissenen bedeutendsten oder äußersten Glieder des großen pelasgischen Völkergeschlechtes durch eine angenommene Hin- oder Herwanderung wieder unmittelbar mit einander zu verknüpfen: während er sodann zweytens in der, namentlich durch Livius durchgeführten, Angabe, das etruskische Volk habe sich von dem untern Meere erst allmählich über den Apennin und gegen den Po und die Alpen und also von Süden gegen Norden, anstatt von Norden gegen Süden, erobernd oder städtegründend ausgebreitet, nichts findet als eine weitere irrige Entwicklung jenes Mährchens von der, wegen mehrer dort gelegener alt-pelasgischer oder eigentlich tyrrhenischer Städte, gewöhnlich nach dem unteren Meere versetzten lydischen Colonie, da ja auch das von Plinius (III. 24) und Justinus (XX. 5), wiewohl mit falscher Erklärung, berichtete spätere Sich-zurückziehen der Etrusker vor den Galliern in die rätischen Alpen, so wie die von Livius (V. 33) selbst bezeugte tuskische Abkunft der Räter und mehrerer anderer Alpenvölker (nach Strabo, der Lepontier und Camuner), ganz unverkennbar eben auf Ratien und die angränzende Gebirgsgegend als auf die ursprüngliche und von einem Theile des Volkes fortwährend behauptete eigentliche Heimat der Tusker hinweise. Wenn aber schon dieser, obgleich scharfsinnige und kunstreiche Versuch einer kritischen Zurechtlegung der alten Stellen über die tuskischen Tyrrhenen oder Pelasger uns keineswegs befriedigen kann, so ist noch viel bedenklicher, daß Niebuhr zu Gunsten seiner allgemeineren Ansicht über die Pelasger viele alte Stellen ignorirt oder verwirft, in welchen die Pelasger von den Sikulern (so wie die Tyrrhener von den Pelasgern) aufs bestimmteste unterschieden und die in Italien auf einander folgenden Völkerströmungen immer so bezeichnet werden, daß: zuerst die iberischen Sicaner von den Siculern und Ligurern; diese sodann von den Umbrern, Opikern und Pelasgern, oder auch von den Boriginern, *) Tuskern und Oenotrern, **) diese sodann wiederum von den Tuskern (Tyrrhenern oder Lyder), und diese endlich wiederum von den Sabellern und Galliern vertrieben oder unterworfen worden seyen: und es steht demnach zuvörderst schon die Ansicht Niebuhrs von den Pelasgern in einem keineswegs befriedigend aufgelösten Widerspruch mit vielen einzelnen historischen Zeugnissen des Alterthums.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wir schreiben „Boriginer" statt „Aboriginer," um anzudeuten, daß wir keineswegs geneigt sind, die bekannte — in der That jeder vernünftigen Etymologie widerstreitende — Erklärung dieses Namens, aus ab und origo, von den lateinischen Schriftstellern anzunehmen, sondern daß wir, in Bezug auf die Form „Boriginer" bey Lykophon, so wie auf den Namen des wahrscheinlich hierher gehörigen ligurischen Heeres Borgion (Mela I. 9) das a in A-boriginis für nichts als einen verstärkenden Vorschlag (wie in A-penninus, A-gylla u. v. a.), für den wahren Kern des Wortes aber die Wurzel brg, borg halten, die sich überdieß — mit einer von der Mundart jener Gegend regelmäßigen befolgten Verwandelung des inlautenden g (so wie c) in z (tönendes oder dumpfes) — in dem italienischen Namen Abruzzi noch bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

**) Bey Thukyd. (VI. 2), der hier offenbar die Oenotrer statt der Pelasger setzt.

---

1. Titi Livi rerum Romanarum ab urbe condita libri ad codicum manu scriptorum fidem emendati ab Car. Frid. Sig. Alschefski esc.
2. Observationes Livianae. Scripsit Chr. W. Fittbogen etc.

(Schluß.)

Wir glauben die Stelle, wie sie gewöhnlich gelesen wird, folgendermassen übersetzen zu müssen: „Da das Glück (der glückliche Erfolg vgl. Fabri zu XXIV, 34, 1), wo irgend ein Wunsch geltend gemacht wurde, auf Seite des Mächtigern war." Von dieser Stelle nimmt Hr. F. Veranlassung über XXIX, 26, 5 zu sprechen und Walchs Ansicht zu bekämpfen, worin ihm bereits Weissenborn (lectt. Liv. II, p. 3) vorangegangen, dessen gediegene Arbeiten aber dem Verfasser unbekannt zu seyn scheinen. Glücklicher ist die ebendaselbst beygebrachte Erklärung von III,

49, 6. agitatus deinde (Oppius) consiliis atque ex omni parte adsentiendo multis auctoribus trepidaverat; senatum postremo vocari jussit. Es wird richtig bemerkt, daß agitatus cons. und adsentiendo m. auct. obwohl der Form nach verschieden, dennoch als logische Prädikate von Oppius verbunden werden müssen; ferner daß das Plusq. trepidaverat durch den Sprachgebrauch des Livius gerechtfertigt wird, nach welchem dieser Schriftsteller nicht selten nach einem Praes. oder Perf. das Plusqpf. einführt, um anzudeuten, daß irgend eine Handlung nur in Beziehung auf den Hauptact und als Vorbereitung desselben betrachtet werden soll. — Bey der schwierigen Stelle IV, 24, 7 (Mamercus) deposito suo magistratu, modo aliorum magistratui imposito, fine alteri, cum gratulatione — domum est reductus, sucht Herr F. die anstößigen Worte fine alteri auf dem Wege der Erklärung zu halten. Er meynt, nachdem Livius modo al. m. imposito gesagt, habe er sich „studio quodam rhetorico inductus“ zu einem Gegensatze für das Wort modo versucht gefühlt und nachdem einmal das ganz natürlich sich darbietende fine dagestanden, habe er suo nicht mehr sagen wollen und dafür lieber alteri, dem vorangehenden aliorum entsprechend, geschrieben. Zu übersetzen sey: „nachdem er sein Amt niedergelegt, und nachdem er andrer (d. h. das eine) Amt beschränkt, das andre aber (vor der Zeit) beendigt hatte.“ Hr. F. legt auf diese Erklärung selbst so wenig Werth, daß wir uns begnügen können, darauf aufmerksam zu machen, daß ja Mamercus nicht der Diktatur im Allgemeinen, wie er dieß bey der Censur gethan hatte, eine Gränze gesetzt, sondern bloß die eigene beendigt habe, daß also mit den Worten fine alteri, wenn sie einen Sinn haben sollen, gar nichts anderes gesagt werden kann, als was bereits in deposito suo m. enthalten ist. Demgemäß haben wohl Kreyssig und Becker mit Recht die Worte als ein Glossem zu den nächst vorhergehenden modo al. m. in Klammern eingeschlossen und wenn dagegen das Bedenken erhoben wird, daß dieselben durch die besten mss. geschützt werden und nur in den mss. geringerer Geltung fehlen; so nehmen wir keinen Anstand, diese Stelle denjenigen oben bezeichneten beyzuzählen, in welchen man nicht umhin kann, einzelnen schlechtern mss. eine wenn auch noch so beschränkte Selbstständigkeit gegenüber den fünf bessern mss. einzuräumen.

Wir unterlassen es, die außerdem von Herrn F. behandelten Stellen weiter zu prüfen und bemerken schlüßlich nur noch, daß der siebente Abschnitt de anacoluthis, der achte de repetitionibus apud Livium überschrieben ist. Ueber beyde Gegenstände wird an einzelnen Beyspielen manches Richtige bemerkt, im Ganzen aber nichts Erschöpfendes oder Neues beygebracht; namentlich vermißt man in dem letzten Abschnitte die Feststellung sicherer Gesichtspunkte, von welchen aus die einzelnen Fälle richtiger beurtheilt und die z. B. von Drkb. bey I, 3, 9 aufgehäufte Beyspielsammlung von vielem unnützen Material hätte befreyt werden können. Vor Allem hätte Herr F. unsers Erachtens davon sprechen sollen, in wie fern das römische Ohr für die Wiederholung derselben Redensarten und Wörter überhaupt einem andern Maaßstabe folgte, als das deutsche; und erst dann wäre es darauf angekommen, die Beyspiele, die sich nicht subsumiren ließen, irgendwie zu erklären und zu rechtfertigen. Herr F. verfährt umgekehrt; er geht von einzelnen Beyspielen aus und unterscheidet dann 1) Fälle, in welchen die Wiederholung einer ganzen Redensart „per simplicitatem quandam vel perspicuitatis caussa“ da eintritt, wo der Schriftsteller das, was er erst im Allgemeinen angedeutet hat, genauer und in seinem Erfolg erzählt; 2) Fälle, in welchen die Wiederholung eines einzelnen Ausdrucks theils dem Zufall, theils abermals der Deutlichkeit zugemessen wird; 3) Fälle, in welchen gewisse Wiederholungen nach dem Charakter der lat. Sprache minder anstößig erscheinen und deßhalb auch bey den übrigen Schriftstellern vorkommen; 4) Fälle, wo einzelne Wörter, weil ihrer die Sprache am öftesten bedarf (z. B. esse, res), auch durch die öftere Wiederholung nicht lästig werden. Es ergibt sich von selbst, wie wenig durch diese ziemlich zufällige Eintheilung gewonnen wird; daher wird eine etwas tiefer eingehende Untersuchung dieses Gegenstandes immerhin noch eine beachtungswerthe Aufgabe bleiben, und Hr. F. verdient jedenfalls dafür unsern Dank, daß er die Sache aufs Neue zur Sprache gebracht hat.

Dr. Heerwagen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. April.

Nro. 85. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Ueber die tyrrhenischen Pelasger in Etrurien ꝛc.

(Fortsetzung.)

Noch leichter nachweisbar ist aber der andere Widerspruch, in welchem sich jene Ansicht mit der von dem Alterthum uns überlieferten mythisch-historischen Gesammtanschauung der Siculer einerseits und der Pelasger-Tyrrhener andrerseits befindet, als von welchen beyden Völkern uns die alte Dichtung und Geschichte in dem ersteren, dem siculischen, und zugleich dem mit diesem ohne Frage unmittelbar zusammenhängenden arcadischen, nichts erblicken läßt, als ein unschuldigrohes, bildungslos-glückliches Hirtengeschlecht, die proselenische Einwohnerschaft des peloponnesischen Mittellandes, so wie den unmittelbaren Nachfolgerstamm der Kiklopen auf der seligen Insel Trinakria, und hier sodann auch den eigentlichen, sowohl erzeugenden Ursprung als anregenden Gegenstand jener bis auf den heutigen Tag noch lebendig fortgrünenden, von Sophron und Epicharmos zuerst ausgebildeten, individuell-naiven bukolischen Idyllik und mimischen Kleinmalereyen: während sie uns dagegen in dem andern Volk ein über diesen sinnlich-naiven Zustand weit erhabenes, bauten- und schiffahrtskundiges, Städte- und Tempel gründendes, weisheitsstolzes, priesterlich-heroisches Herrschergeschlecht darstellt, welches, sein vorhellenisches Leben und Schicksal in den tragischen Dichtungen von Tantalus und den Niobiden, so wie von dem vielumher getriebenen heimathlosen Dulder Odysseus-Nanos wiederspiegelnd *) sich uns zugleich in geschichtlich-deutlicher Erkennbarkeit mit seinen hier in Thessalien, Böotien, Attica und Argos, dort in den Gebieten des Arnus und Tiber theilweise bis auf den heutigen Tag erhaltenen, staunenerregenden Entwässerungsanlagen, Mauern und Burgen, so wie mit seinem, nach Herodot (II. 50) anerkanntermaßen von ihm auf die Hellenen übergegangenen, Götter- und Orakeldienst — namentlich des dodonischen und delphischen Orakels — und samothrakischen Mysterienglauben, gleichsam als der gemeinschaftlich bewegende Hebel der eigentlichen griechischen und italischen Culturgeschichte darstellt, und welches wir überdieß, als offenbar eben so sehr seiner eigenen Kraft wie der Macht der Gottheit sich bewußt, einerseits dem Hierophantendienst des Zeus geweiht, *) anderseits als ein küstenbewohnendes Schiffer- und Seeräubervolk erblicken. **) Was endlich

*) Niobe war, nach der mythischen Genealogie bey Dionys. I. p. 9, von Zeus Mutter des Pelasgus (der also doch wohl mythisch — so wie auch etymologisch — mit dem Pelops zusammenfällt) und zwar „als erstes sterbliches Weib, mit dem Zeus sich vermählte.“ Das in dem Niobidenmythos ausgedrückte Ereigniß gehört ohne Zweifel zu den τέρασι δυσπάτμοις die das Geschlecht der Pelasger erfahren mußte. Ueber den Odysseus-Nanos s. O. Müller. I. 93. II. 68.

*) Il. XVI. 233. vrgl. Göttling über Niebuhr, in den Berliner Jahrb. 1830. August.

**) Sehr bezeichnend für das, sowohl einerseits durch seine baukundige landentwässernde Städte- und Staatengründung, als anderseits durch seine küstenbewohnerische Meerbefahrung und Meerbeherrschung vorzugsweise berühmte, politische Doppelleben der Pelasger ist die Sage, Pelasgus sey ein Sohn des Poseidon und der Larissa (Entwässerung) gewesen.

drittens unsere linguistischen Einwände gegen die Niebuhrsche Ansicht von den Pelasgern betrifft, so genüge hier die Bemerkung, daß jene, als Beweis für die gemeinsame siculisch-pelasgische Grundlage des griechisch-römischen Volkes besonders hervorgehobene, Unterscheidung eines griechisch-häuslichen und ungriechisch-kriegerischen Theils in dem Wortbestand der lateinischen Sprache, so daß nämlich alle Haus und Hauswesen bezeichnenden Ausdrücke im Lateinischen griechisch, alle auf Krieg und Jagd bezüglichen dagegen ungriechisch seyen, *) für das Siculerthum der Pelasger deßhalb nichts beweisen kann, weil ja fast alle uns bis jetzt bekannten eigentlich pelasgischen Worte — als namentlich die Benennungen pelasgischer Ortschaften, Völker und Heroen **) (z. B. Δωδώνη, Λάρισσα, Ἄργος, Ἀγυλλα, Ἱρότων — Πέλασγος, Τύταμος, Νάνος), die sogenannten tyrrhenischen Glossen bey Hesychius und insbesondere auch das von Herodot als pelasgisch angeführte Wort Θεός (statt des allgemeinern δῖος, deus sanskr. deva) ***) — sich keineswegs — wie allerdings die meisten uns bekannten siculischen Worte — jener gemeinsam griechischen, oder besser, allgemein indogermanischen oder sanskritischen Grundlage der hellenisch-römischen Sprache anschließen, sondern in Laut- und Wurzelbildung entschieden davon entfernen, und sich vielmehr, wie wir später ermitteln werden, einem vorsanskritischen, ägyptisch-keltischen, ganz eigenthümlichen Zweige des großen kaukasischen Sprachstammes zuzuwenden scheinen.

Nachdem wir also unsere drey Haupteinwendungen gegen Niebuhrs Ansicht von dem ethnographischen Verhältnisse der tyrrhenischen Pelasger im Obigen, so weit es hier der Raum verstattete, genauer begründet haben, glauben wir auch die über jene Ansicht gleichsam aufgebauten Annahmen seiner beyden namhaftesten Nachfolger, O. Müllers und Hrn. Lepsius's, leichter verstehen und mit größerer Sicherheit würdigen zu können. Denn in der That sind diese beyderseitigen Annahmen nichts weiter als Versuche, einige jener von uns im Obigen bemerkbar gemachten Widersprüche der Niebuhrschen Ansicht, besonders hinsichtlich des Ursprungs des tuskischen Volkes, mit allen hierauf bezüglichen einzelnen historischen Zeugnissen des Alterthums durch eine neue Wendung oder Anwendung jener Ansicht aufzulösen und zugleich diese Auflösung mit dem gesammt-historischen und linguistischen Standpunkt der Frage in Einklang zu bringen.

O. Müller, besonders in seinen Etruskern (und schon in seinen früheren Arbeiten über Orchomenos und die Dorier), im Ganzen von Niebuhr nicht abweichend, hält wie dieser einen siculisch-pelasgischen Stamm für die gemeinsame unkriegerisch-unterworfene Grundlage des hellenischen und römischen, so wie des tuskischen Volkes, und glaubt auch zugleich, hinsichtlich des letzteren, als an dessen kriegerisch-erobernden Bestandtheil, an einen aus den Alpen herabgestiegenen nordisch-eigenthümlichen und ungriechischen rätischen Rasenerstamm, von dem er, außer der unter allen übrigen italischen Sprachen eigenthümlich-unverständlich dastehenden tuskischen Sprache, auch die ganze politische Geschichte und Staatshaushaltung, die religiöse Disciplin und die ältere bauende und bildende Kunsttechnik des tuskischen Volkes ableitet: den mit diesen Rasnern zu einem Volke verschmolzenen Tyrrhenenstamm indessen nimmt er nicht wie Niebuhr für einen unmittelbaren Theil der italischen Siculo-Pelasger, sondern erklärt ihn, Herodots Sage von der lydischen Colonie folgend und sich dabey besonders auf das, theils aus der Bedeutung ihres Heros eponymos Tarchun — der alle je-zwölf Städte diesseits und jenseits des Apennin gegründet haben soll — theils aus der gerade in ihren Feldbezirk verlegten Erscheinung des Zwerges Tages — erhellenden Metropolenthum der Stadt Tarquinii stützend, für einen in der That früher in Mäonien — wohin er sich, in Folge der äolischen Wanderung, aus Böotien über Attika geworfen und eben dort von der Landschaft Tyrrha seinen Namen Tyrrhener erhalten habe — ansäßigen und aus diesem

*) Vrgl. Lassen Beyträge zur Deutung der Eugubinischen Tafeln p. 4.

**) Die Namen der eigentlichen Götter hätten, nach Herodot (II. 50.), die Pelasger bekanntlich erst von den Aegyptern überkommen.

***) Pelasgisch scheinen übrigens auch die meisten siculischen — eben den Siculern von den Pelasgern mitgetheilten — Länder- und Menschennamen.

seinem einstweiligen Wohnort so fort, in Folge der ionischen Wanderung, über Meer gegen Westen fortgezogenen, griechisch-pelasgischen Zweig, dessen bedingendem Einflusse, gegenüber dem rasenischen, er nun namentlich den Ursprung der halbgriechischen Schiffahrts- und Heeresrüstung, Heroenmythik, Musik und späteren Kunstverfeinerung Tuskiens, so wie auch den aus Tursicus, Turscus (vrgl. das Tursce der eugubinischen Tafeln) abgekürzten, und also mit *Τυρσηνός* gleichbedeutenden Namen Tuscus selbst zuschreiben zu dürfen glaubt. Aber diese versuchte theilweise Verbesserung Niebuhr's, die, einerseits alle Berichte von der thessalischen Einwanderung der Tyrrhener, ja, in seinem eigentlich lydischen Bezuge, den Bericht von der lydischen Einwanderung selbst als rein dichterische Mythen zu behandeln fortfährt, und doch zugleich andererseits, sich anklammernd an den uns nur zufällig vorzugsweise erhaltenen, — überdieß nicht einmal eigentlich „tyrrhenischen," sondern, in Namen und Bedeutung der beyden Personen Tarchun und Tages, vielmehr offenbar tuskischen — Lokalmythus einer einzelnen Stadt, einen gewissen Theil jener Sage von der lydischen Einwanderung als ein unmittelbares historisches Factum darstellen will, bloß damit durch eine solche Darstellung einige, und zwar keineswegs gerade die wichtigsten Widersprüche zwischen der Niebuhrschen Ansicht und den Zeugnissen des Alterthums ausgeglichen werden möchten, — diese geflickte sogenannte Verbesserung wird uns gewiß noch weit weniger als die scheinbar verbesserte ursprünglich wenigstens aus einem Guße gearbeitete Niebuhrsche Ansicht selbst befriedigen können.

Viel entschiedener ist die, gleichfalls hauptsächlich auf die tuskisch-tyrrhenischen Pelasger bezügliche, Abweichung des Hrn. Lepsius. Dieser verwirft die ganze Niebuhrsche Hypothese eines unbekannten Rasenervolkes von vorn herein, stellt sogar den, bekanntlich nur in der einen Stelle bey Dionysios *) angeführten Namen *Ῥασένα* als eine vermuthlich falsche Lesart für *Ταρσένα*, welches so viel sey als *Τυρσηνός* — eine übrigens schon von Lanzi (Saggio I. p. 17. 189. II. p. 281) vorgebrachte Vermuthung — in Zweifel, und will den Bestand des tuskischen, das sey (mit Müller) so viel als tyrrhenischen, Volkes bloß auf eine Mischung aus einwandernden Tyrrhenern und unterworfenen Umbrern zurückführen, und zwar so, daß er von ersteren, als von einer unmittelbar pelasgischen Völkerschaft, die er, nach Dionysios, sich in Italien zuerst an der Mündung des Padus von der gegenüberliegenden griechischen Küste aus ansiedeln und, nach einer Erklarung desselben Schriftstellers *), ihren besondern Namen *Τυῤῥηνοί* von der ihr eigenthümlichen Kunst, hohe Thurmbauten (*τύρσεις*) aufzuführen, empfangen läßt, das, nach ihm in der Bildung des tuskischen Volkes durchaus vorwaltende griechische, von den Umbrern dagegen, einem von ihm ethnographisch nicht genauer bestimmten Volksstamm, das, seiner Annahme nach nur allmählich und spät empordringende und sich geltend machende, ungriechische Element jener Bildung herleiten zu können meynt. Ein vorzügliches Gewicht aber legt Hr. L., gegenüber den von O. Müller hervorgehobenen Zeugnissen für das Metropolenthum der Stadt Tarquinii, auf den Bericht des Hellanikus, daß die Pelasger, über den Apennin kommend, zunächst die Stadt Kortona als eine Metropolis eingenommen und erst von dieser aus sich sodann in dem übrigen sogenannten Etrurien verbreitet hätten, als welcher Bericht, außer seiner Zusammenstimmung mit den griechischen Sagen von dem tuskischen Städtegründer Korythos und von der tuskischen Odysseusstadt *Γορτυναία* oder *Κυρτώνιον*, auch noch besonders in der ver-

*) Dion. I, p. 24. *αὐτοί μεν τοι σφᾶς αὐτοὺς ἀπὸ τῶν ἡγεμόνων τινὸς Ῥασένα τὸν αὐτὸν ἐκείνω τρόπον ὀνομάζουσι.*

*) Dion. I, p. 21. *ἀπὸ τῶν ἐρυμάτων ἃ πρῶτοι τῶν τῇδε οἰκούντων κατασκευάσαντο· τύρσεις γὰρ καὶ παρὰ Τυῤῥηνοῖς αἱ ἐντείχιοι καὶ στεγαναὶ οἰκήσεις ὀνομάζονται ὥσπερ παρ' Ἕλλησιν.*

gleichenden Beschaffenheit des alt-etruskischen und alt-italischen Münzwesens, — nämlich in der typischen Einfachheit und Ursprünglichkeit des auf allen Münzen der Stadt Kortona ungemischt erscheinenden Radbildes, — seine merkwürdige Bestätigung finde.

Diese ganze neue Ansicht des Herrn L. nun von einem Entstandenseyn des tuskischen Volks aus der Mischung von Umbrern und Pelasgern hat in der That beym ersten Anblick etwas überaus Gewinnendes, indem sie, einerseits, wie die Niebuhrsche Ansicht, der Hauptsache nach bloß auf die historischen Angaben bey Dionysios gebaut und alle mythischen Angaben, mit Niebuhr, in einem durchgängigen Sinne als Mythus behandelnd, uns zugleich andrerseits nicht nur von der Einführung des unbekannten verknüpfungslosen Rasenervolkes vollkommen befreyt, sondern auch dem, bey Niebuhr wie bey Müller, trotz seiner anerkannten Alterthümlichkeit, Macht und Größe, fast spurlos verschwindenden, umbrischen Volke, dieser gens antiquissima bey Plinius (h. n. III. 8. 19), die an die Pelasger oder Tusker nicht weniger als dreyhundert Städte verloren hätte, eine wirklich dauernde Bedeutung in der italischen Geschichte zuweist. Eine nähere Betrachtung indessen kann uns nicht verhehlen, daß, bey diesem gewinnenden ersten Eindruck, diese Ansicht doch mit mehreren bedeutenden kritischen Gebrechen, und zwar nicht nur — die rasenische Frage ausgenommen — mit allen den von uns an der Niebuhrschen Ansicht bemerklich gemachten allgemeinen und einzelnen inneren historischen Widersprüchen, sondern auch mit einigen besondern Verstößen gegen die uns vorliegende Ueberlieferung des Alterthums behaftet ist. Denn, angenommen, was Hr. L. von vorn herein angenommen hat, die unmittelbare Einerleyheit zwischen Pelasgern und Tyrrhenern, wie erklärt sich nun, ohne die Niebuhrsche Hypothese, die Trennung dieser beyden Namen seiten des Dionysios, der nicht nur die Pelasger von den Tyrrhenern besiegen läßt (p. 21), sondern auch beyden Stämmen eine durchaus von einander verschiedene, nämlich jenem eine griechische, diesem eine italische Abkunft und Sprache zuschreibt und diesen Unterschied — so wie gleichfalls den zwischen der tyrrhenischen und lydischen Sprache — mit besonderer Umständlichkeit nachzuweisen sucht (p. 23)? — Und angenommen ferner das, von Herrn L. wenigstens nirgends in Zweifel gestellte, ja, in Bezug auf die pelasgische Sprache als eine Ursprache von Hellas (S. 26) offen anerkannte, griechisch — lateinisch gemeinsame Arcaderthum oder Siculerthum der Pelasger, wie erklärt sich, auch einstweilen abgesehen von allen sonstigen innern Widersprüchen dieses fraglichen Verhältnisses, das schon von den Alten bezeugte und bey allen unsern bisherigen Untersuchungen über die uns erhaltenen tuskischen Schriftdenkmäler nur allzuwahr befundene (s. Müller I. p. 66. Nieb. p. 123), durchaus Fremdartige und Ungriechische der, diese griechisch-lateinische Grundsprache nun angeblich am unmittelbarsten darstellenden tuskisch-tyrrhenischen? — In der That hat Herr L. auf jede dieser beyden Fragen — freylich zugleich ohne Berücksichtigung aller übrigen allgemeineren Fragen über das ethnographische Verhältniß der Pelasger überhaupt — eine Antwort in Bereitschaft, aber auch diese, die eine wie die andere, unserem Urtheil nach bey weitem mehr geeignet, uns von dem augenblicklichen kritischen Scharfsinne des Verfassers eine bestechende, als von der Wahrheit seiner Annahme eine überzeugende Meynung beyzubringen, dergestalt, daß wir in diesem seinen Aufsatz nicht eine eigentliche durchgeführte wissenschaftliche Untersuchung, sondern nur einen flüchtig scharfsinnigen Hinwurf zu künftigen Untersuchungen dieser Art erblicken können.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. May.

Nro. 86. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Ueber die tyrrhenischen Pelasger in Etrurien ꝛc.

(Schluß.)

Was nämlich zuerst die — auch von mehreren andern alten Schriftstellern getheilte — Ansicht des Dionysius über eine wesentliche Verschiedenheit zwischen den Pelasgern und Tyrrhenern betrifft, so geht Hrn. L.'s Versuch, diese Ansicht zu beseitigen, einzig darauf hinaus, in jener die ganze Darstellung des alten Historikers beherrschenden Gesammtansicht nichts zu finden, als die Wirkung einer falschen Lesart, nämlich der Lesart *Ιρότωνα* statt *Κρηστῶνα* in der von Dionysius angeführten bekannten Stelle des Herodot (I. 57) über die in den Städten Plakia und Skülake am Hellespont, so wie in der, *ὑπὲρ Τυρσηνῶν* gelegenen, Stadt *Ιρότων* oder *Κρηστών* erhaltenen Reste der pelasgischen Sprache und zugleich über die Verschiedenheit der krotoniatischen oder krestionatischen Sprache von den Mundarten aller Umwohnenden. Diese Stelle nämlich will Herr L. von einer sprachhaften Unterscheidung nicht, wie Dionysius und Niebuhr, zwischen den pelasgischen Einwohnern der Stadt Kroton (Cortona) in Etrurien und den italischen Tyrrhenern, sondern wie O. Müller (I. 94 ff.) zwischen den Einwohnern einer angenommenen Stadt Kreston in Chalkidike und den Tyrrhenern am Athos, die hier bereits ihre alte pelasgische Sprache eingebüßt gehabt hätten, verstehen, und glaubt nun mit diesem neuen Verständniß das ganze, obwohl überdieß namentlich von Plinius und Servius bestätigte, Urtheil des Dionysius über die Verschiedenheit zwischen Pelasgern und Tyrrhenern, als nur auf jenes mißverstandene Zeugniß des Herodot gebaut, mit einemmale umstossen zu können; ohne zu bedenken, daß der hier, ganz wie ein moderner Kritiker behandelte, ehrwürdige Dionysius, der doch ohne Zweifel das Tyrrhenisch-Tuskische, das er unmittelbar nach seiner Anführung des Herodot, auf selbstständige Weise mit dem Lydischen vergleicht, noch aus eigenem Gehör kannte und der, ganz unabhängig von diesen sprachlichen Untersuchungen, uns an einer andern Stelle die Bezwingung der Pelasger durch die Tyrrhener berichtet, das Zeugniß des Herodot, mag er es nun richtig oder falsch gelesen haben, doch gewiß immer nur als einen einzelnen Beweis, keineswegs aber als die alleinige Grundlage jener seiner Ansicht über das Verhältniß zwischen Pelasgern und Tyrrhenern anzuführen beabsichtiget haben kann. Nicht minder ungenügend ist die Art, wie Herr L. das — von ihm keineswegs gelichtete — Dunkel und scheinbar ungriechische Barbarenthum der tuskischen Sprache, so weit wir diese, besonders aus dem Stein von Perugia, kennen, von seinem neugewählten umbrisch-tyrrhenischen Standpunkte aus zu rechtfertigen sucht, ein Versuch, der sich weder mit unserer bisherigen Kenntniß der umbrischen Sprache, noch auch besonders mit den auf die Haupteigenthümlichkeiten der tuskischen Sprache angewandten Grundsätzen einer wahrhaft wissenschaftlichen allgemeinen Sprachvergleichung vereinigen läßt. Denn wenn wir zunächst, im Bezug auf das Umbrische, und zwar hier besonders ausgehend von Lassen's Forschungen über die Sprache der eugubinischen Tafeln *), die Frage stellen, wie es mög-

*) Beyträge zur Deutung der Eugubinischen Tafeln von Dr. C. Lassen. Bonn 1833. Die neuesten umbrischen Studien Grotefend's so wie des

lich gewesen, daß eine in Lautung und Bedeutung ihrer Haupt- und Nebenwurzeln dem Lateinischen so unverkennbar verwandte und mit Hülfe desselben großentheils übersetzbare Sprache, sofort gemischt mit einer, diesem lateinisch-griechischen Grundbestande für noch viel näher verwandt gehaltenen, zweyten Sprache, als Erzeugniß dieser Mischung nun eine so durchaus unverständliche und bisher unentzifferte Größe, als das Tuskische des Peruginer Steins, habe hervorbringen können, so weiß uns Herr L. als Antwort nur solche Bemerkungen zu bieten, welche für eine Verwandtschaft zwischen der umbrischen und tuskischen Sprache, keineswegs aber für eine allmähliche Zerstörung der ersteren durch die letztere beweisend seyn können, und welche durch den in jeder näheren Beziehung unpassenden, historisch-linguistischen Vergleich zwischen der vorausgesetzten allmählichen Zerstörung der tyrrhenischen Sprache durch die umbrische und der, gleichfalls vorausgesetzten, der normannisch-französischen Sprache in Engelland durch die sächsische, schlecht unterstützt werden. Denn dieser Vergleich hätte — auch abgesehen von seiner sonstigen historischen Schiefheit — um linguistisch überhaupt aufgestellt werden zu können, doch vor allem den Beweis des, eben offenbar nicht erweislichen, entschiedenen ungriechischen Characters der umbrischen Sprache verlangt, und so hat sich deßhalb bey dessen Durchführung Hr. L. auch, um diesen inneren Mangel zu verdecken, von vorneherein genöthigt gesehen, immer zugleich schon jenen seinen zweyten Rechtfertigungsgrund der Fremdartigkeit des Tuskischen, nämlich die von O. Müller entlehnte Erklärung desselben aus einer, dem Zustand des modernen Englisch oder Französisch entsprechenden, mischsprachlichen Entartung oder Zerstörtheit des tuskischen Laut- und Wortbildungswesens, in Anwendung zu bringen. Diese O. Müllersche Erklärung aber nun, offenbar die Hauptstütze für das Streben des Hrn. L., die Unverständlichkeit der von ihm angenommenen umbrisch-tyrrhenischen Mischsprache linguistisch zu rechtfertigen, beruht, schärfer ins Auge gefaßt, auf einer so durchaus oberflächlichen und äußerlichen Sprachansicht und zeigt sich besonders dem Philologen, der mit dem, durch Champollion neuentdeckten, Altägyptischen nicht unbekannt geblieben ist, in so schreiendem Widerspruche mit mehreren durch die Entdeckung dieser Sprache sichtbar gewordenen wichtigen Thatsachen der allgemeinen Sprachgeschichte, daß wir nicht begreifen, wie gerade Hr. L., den wir doch ohne Zweifel als einen der ersten jetzt lebenden Kenner des Altägyptischen zu betrachten haben, diese Müller'sche Erklärung ohne weiteres hat annehmen und als Hauptstütze seiner tuskischen Hypothese hat gebrauchen mögen. Wenn es nämlich allerdings feststeht, daß mehrere gemischte lebende Sprachen, und zwar, außer der französischen und englischen, auch namentlich die — mit dem Keltischen und mit dem Semitischen gemischte — deutsche und persische, ihren früheren phonisch-etymologischen Zustand sowohl durch Abwerfung der meisten unverständlich gewordenen unterscheidungs- oder fügungskräftigen Endwurzeln (z. B. Sohn, althd. sun-a; goth. sun-u-s) als auch durch Ausstoßung aller überflüssigen unwurzelhaften Beyvokale *) (z. B. Haupt, althd. haubi-t) allmählich mehr oder minder verändert haben, so kann man doch, bey reiflicherem Ueberlegen, schon diese Veränderung selbst weder als ein Erzeugniß der Mischung, noch auch der Entartung ansehen; denn erstens finden wir dieselbe in einigen verhältnißmäßig sehr wenig (oder gar nicht) gemischten Sprachen, wie z. B. namentlich der keltischen, wogegen sie andrerseits in einigen verhältnißmäßig sehr stark und manigfach gemischten, wie z. B. der spanischen — ja (nach Niebuhrs treffender Bemerkung über die Zusammengesetztheit dieser beyden Sprachen) auch der lateinischen und griechischen fehlt; und zweytens macht jener seltene Gebrauch sowohl der Beyvocale als der unbeweglich angewachsenen Bildungswurzeln, weit entfernt, bloß dem unteren Stammlaut unserer gegenwärtigen Spra-

Herrn Lepsius selbst (Inscriptiones Umbricae et Oscae quotquot adhuc repertae sunt omnes. Lipsiae 1841) sind mir gegenwärtig noch unbekannt.

*) Mit diesem Namen „Beyvocal" bezeichne ich den unwillkührlichen Stimmlaut, der, ohne eigene nachahmende Bedeutung, nur zum Tönendmachen der an und für sich nicht laut vernehmbaren nachahmungskräftigen Consonantengeberde hervorgebracht wird.

chen anzugehören, vielmehr die hervorstechende Eigenthümlichkeit gerade der ältesten und ursprünglichsten aller kaukasischen Sprachen, nämlich der altägyptischen, (z. B. son Bruder, hap-t Haupt) aus, und läßt uns also in jener doppelten phonisch-etymologischen Veränderung z. B. des Englischen oder Deutschen, anstatt der vorausgesetzten Entartung, vielmehr die, offenbar ohne allen Gedanken an Mischungseinfluß, nur der besondern Geisteseigenthümlichkeit des redenden Volkes zuzuschreibende, Rückkehr von einer vorübergehend angenommenen, aber eben bald unverständlich gewordenen Füllung und Glattprägung des Ausdrucks zu der ungeschmückten und unverschmolzenen Einfachheit einer streng begriffsmäßigen Sprachmimik erkennen. Ganz besonders irrig aber muß es uns erscheinen, wenn wegen der Seltenheit jenes doppelten Gebrauchs der Vorwurf einer mischungshaften Entartung von unsern modernen Sprachen nun auch auf die alte tuskische übertragen werden soll, — auf eine Sprache, die, wenn sie uns überhaupt schon nach der ganzen politischen und sittlich-religiösen Bildungsgeschichte des tuskischen Volkes, auf der Schwelle des höchsten, vorhellenischen, ägyptisch-indischen Alterthums entgegentritt, uns dieses ihr hohes Alter nun auch noch ganz besonders durch eine — von Herren L. wie von O. Müller unerklärt gelassene — außer von ihr, gleichfalls nur von der ägyptischen Sprache erhaltene phonische Eigenthümlichkeit bestätigt zeigt, nämlich durch jenen ihren bekannten ausschließlichen Gebrauch niemals tönender, sondern immer nur dumpfer litterae mutae, gegenüber den als litterae mediae (im Sanskrit auch als litterae fortes) regelmäßig tönenden griechischen und lateinischen Mutis *) z. B. Utusse *Ὀδυσεύς*, Meliaer *Μελέαγρος*, Achmiem *Ἀγαμέμνων*, Pherse *Περσεύς*); so daß wir, auch abgesehen von allen sonstigen historischen und linguistischen Beweisen, nun bloß nach dem richtigen Verständniß dieser einzigen merkwürdigen phonischen Eigenthümlichkeit das entschieden vorhellenische, ja vorsanskritische Bildungsgepräge der tuskischen Sprache nicht mehr bezweifeln, und also nun auch jene, für Entartungen ausgegebenen, anderen beyden phonisch-etymologischen Eigenthümlichkeiten derselben nicht sowohl, wie in den modernen Sprachen, für verändernde Rückkehrversuche zu einem früheren Sprachbildungszustand, sondern vielmehr, ganz wie im Aegyptischen, für nichts anders als die unmittelbaren Aeußerungen dieses eben noch nicht veränderten ursprünglicheren Zustandes selbst ansehen dürfen. Und damit stimmt es nun endlich auch vollkommen überein, daß, sowohl nach dem berichtenden Zeugniß des Grammatikers Agretius (s. Müller I. p. 62), als nach dem monumentalen Zeugniß vieler tuskischer Inschriften (z. B. Lar-s, Lar-us, Lar-is, oder Lar u. a. *) der Nichtgebrauch des nominativen s, und damit vermuthlich auch der der meisten anderen ähnlichen Bildungswurzeln, im Tuskischen keineswegs wie in den modernen Sprachen als eine stehende, sondern ganz nach der Weise des bald gesetzten, bald nicht gesetzten Nennvokals im Aegyptischen (z. B. son-a, sam-i neben son, sam (Gel. Anz. 1841 No. 244, p. 931), als eine bewegliche, mit dem wirklichen Gebrauche — nach dem mehr oder minder gefühlten Bedürfnisse der Unterscheidung — willkürlich abwechselnde, grammatische Gewohnheit gegolten zu haben scheint. Denn möchte Herr L., nach allem, was wir hierüber gesagt haben, vielleicht das Aegyptische selbst, weil es eben z. B. „nef, nef-a (Athem, Luft)“ hat statt des sanskr. nabha-s (*νέφος*), und Me-n-ra, (etruskisch Menle) statt des griechischen *Μενέλαος*, *) und zugleich auch ta, tat (geben) statt des sanskr.

*) Ueber dieses unser berichtigtes Verständniß der Ausdrücke „tenuis, media und aspirata“ vergl. Gel. Anz. Jahrg. 1841. Nro. 283, p 877 ff.

*) Ich halte nämlich die meisten dieser Formen auf s keineswegs, wie Müller, für Genitive, sondern für Nominative: die regelmäßige Endung des masculinen singularen Genitivs im Tuskischen ist si (des Sanskrit sja) z. B. clen-si, Aule-si, und nur durch unregelmäßige Verkürzung zuweilen s, z. B. clen-s (wo überdieß das unterdrückte i im Abklang des a-clan — fortlebt) Aule-s.

*) d. i. „geliebt (me) von (n) der Sonne (ra),“ ein bekannter ägyptischer Königstitel, s. G. A. 1841. Nro. 238, p. 877.

und lat. dā, dad, möchte er, sage ich, auch dieses wie das Tuskische, für eine verstümmelte und entartete Mischsprache — etwa aus dem Sanskritischen und Semitischen gemischt — erklären? oder will er sich nicht vielmehr mit uns der Ansicht zuwenden, daß, in der Sprachentwicklung des eigentlich kaukasischen Menschengeschlechts, jenem, jedenfalls vom Sanskrit am reinsten und vollständigsten dargestellten und durch dessen Einfluß auch zur unmittelbaren Grundlage aller späteren sogenannten indo-germanischen Sprachen erhobenen, phonisch-etymologisch systematischen Verfeinerungs-, Abschließungs- und Verschmolzenheitszustand des grammatischen Gewordenseyns ein gewisser rauherer, einfacherer und zugleich besonders — worauf wir später zurückkommen werden — analytisch beweglicherer Zustand des grammatischen Werdens vorweggegangen ist, der, so wie in der höchsten Vorzeit, dem Sanskrit und Zend gegenüber, durch das Aegyptische, so im späteren Alterthum, dem Griechischen und Lateinischen gegenüber, eben namentlich durch das Tuskische — oder, wie wir uns gleich vorgreifend ausdrücken wollen, Altpelasgische —, und — um hier gleich einer zweyten vorgreifenden Bemerkung Raum zu gönnen — im Beginn der neuen Geschichte, den romanischen und germanischen Sprachen gegenüber, durch das Keltische dargestellt wird, und der dann eben auch in jenen beyden neueren Sprachfamilien durch den Einfluß dieser letzteren Sprache, mit allmählicher Auflösung des, in seiner Formengediegenheit unverständlich gewordenen, sanskritischen Zustandes, nach und nach wieder geltend gemacht und gegenwärtig in der That zu dem vorherrschenden erhoben worden ist? eine Ansicht, meynen wir, deren Einführung in unsere philosophisch vergleichende Sprachwissenschaft nicht weniger wichtig wäre, als die Vertreibung des rasenischen Alpengespenstes aus unserer Alterthumskunde.

Wenn nun Herr L., bey der Verfolgung jener seiner irrigen Ansicht über eine mischsprachliche Zerstörtheit des Tuskischen, unsere Kenntniß dieser Sprache und somit auch unser, ohne Frage hauptsächlich von dieser Kenntniß abhängiges, sicheres Urtheil über den Bestand und das geschichtliche Verhältniß des tuskisch-tyrrhenischen Volkes, allerdings im vorliegenden Aufsatze auf unmittelbare Weise nicht gefördert hat, so hat er uns doch in eben diesem Aufsatze für die Förderung jener Kenntniß und jenes Urtheils ein — freylich von ihm selber noch nicht erklärtes und benutztes — entferntes Mittel dargeboten, wofür wir ihm aufs höchste verpflichtet seyn müssen und dessen uns gelungene Erklärung und Benutzung in der That uns zu einer umständlicheren Berücksichtigung des ganzen Lepsius'schen Aufsatzes hauptsächlich vermocht hat. Dieses Mittel bestehet in zwey Vasen-Inschriften, — die erste bisher nur wenig, die andere noch gar nicht bekannt gewesen —, die Hr. L. aus triftigen Gründen sowohl der innern und äußern Schriftbeschaffenheit als des Fundortes, für pelasgisch erklären zu dürfen, glaubt und die, diese Erklärung zugegeben und zugleich richtig, nämlich von dem siculischen Pelasgisch, verstanden, bey der uns gelungenen Uebersetzung und Erklärung derselben, ein ganz neues Licht sowohl auf diese siculisch-pelasgische Sprache selbst als auch auf die ihr nahe verwandte tuskisch-tyrrhenisch- oder alt-pelasgische, und somit denn auch auf das ganze ethnographische Doppelräthsel des pelasgischen wie des tuskischen Menschenstammes zu werfen verheißen. *)

*) Wir haben diese Erklärung in einem in der philosophisch-philologischen Classe der k. Akademie gehaltenen Vortrage dargelegt, welcher demnächst in diesen Blättern abgedruckt werden wird.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 25.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. May.

Nro. 87. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

In der Sitzung am 5. März d. J. las Hr. Dr. Karl Meyer über zwey von Hrn. Prof. Lepsius bekannt gemachte altitalische Vaseninschriften.

Die erste und bedeutendere der beyden Inschriften, über welche Hr. L. schon früher, kurz nach ihrer Entdeckung, in den Annali dell' Instituto di Corrispondenza Archeologica *) berichtet hat, findet sich, roth eingegraben, auf einem, seinem Stoff wie seiner Arbeit nach der Klasse der sogenannten eigentlich etruskischen Thongefäße angehörigen, kleinen trichterartigen Gefäß aus ungebrannter schwarzer Erde, das unter den schon mannigfach besprochenen Ergebnissen der Galassi-Regulinischen Ausgrabungen in der Umgegend von Cervetri (Cere vetere) zu Anfang des Jahres 1836 in einem altcäritischen oder agylläischen Grabe zum Vorschein kam. Die triftigen Gründe, aus welchen Hr. L. diese Inschrift schon bey jenem seinem ersten Bericht für pelasgisch (oder alt-tyrrhenisch) zu erklären wagen durfte, betreffen zunächst die, mit der eigentlich-altetruskischen technischen Beschaffenheit des Gefäßes im merkwürdigen Gegensatze stehende, sichtlich unetruskische phonisch-graphische Beschaffenheit der Schrift selbst, als welche sich, theils durch die, entschieden unetruskische, häufige Setzung der Vocale — oder, richtiger ausgedrückt, besondere Schreibung der unwurzelhaften Beyvocale —, theils durch die Abwesenheit jener, auf andern etruskischen Denkmälern so regelmäßig bemerkbaren dreyer Wortauslaute r, l, e, so wie umgekehrt durch die wahrscheinliche Anwesenheit eines, auf jenen Denkmälern nie bemerkbaren Wortauslauts ai, theils endlich durch die Wahl gewisser, im sonstigen etruskischen Schriftgebrauch wenig oder gar nicht vorkommender, vielmehr altgriechischer, einzelner Zeichen, und zwar namentlich der Zeichen für die Laute a, h, t und ph, von der uns bis jetzt bekannten wirklichen etruskischen Schrift- und Lautverbindungsweise einerseits eben so sehr entfernt, als sich der äußeren Gestalt der altgriechischen und zwar ältest-griechischen, Inschriften mannigfach annähert. Im Bezug auf die Wahl jener unetruskisch-altgriechischen vier Zeichen erschien es dabey noch besonders beachtenswerth, daß dieselben sich mit eben dieser Gestalt in einem, nicht etruskischen sondern altgriechischen Alphabet und Syllabarium wiederfinden, welche Hr. L., das eine neben dem andern, auf einem gleichfalls bey Cervetri ausgegrabenen und gleichfalls die Kennzeichen einer eigentlich etruskischen Technik an sich tragenden kleinen schwarzen Thongefäß eingeritzt entdeckte. — Die übrigen von Hrn. L. für den pelasgischen Ursprung unserer Inschrift angeführten Gründe beziehen sich, rein historisch, auf die Herkunft des beinschrifteten Gefäßes, als ausgegraben in dem Erdreich einer Stadt, von deren pelasgischer Gründung unter dem Namen Agylla — ein Name, der dann

*) Vol. VIII, 1836 p. 199 ff. — Später mitgetheilt findet sich dieselbe Inschrift auch (obwohl gleichfalls ohne Erklärungsversuch) in des Dr. Franz Elementa epigraphices graecae. Berolini 1840. p. 24.

bekanntlich später gegen den tyrrhenischen Namen Caere ausgetauscht wurde — wir seitens der griechischen und lateinischen Schriftsteller die sichersten Angaben besitzen, *) und die, wie wir aus mehreren sie betreffenden, uns gleichfalls von den alten Schriftstellern zusammenstimmend berichteten Thatsachen schließen dürfen, diese ihre sogenannte pelasgische Sitte und Eigenthümlichkeit auch noch als tuskische Stadt Caere viele Jahrhunderte lang forterhielt.

Dieser von uns anzuerkennende pelasgische — d. h., wie wir dieses Wort also nun vorläufig beständig verstehen, siculo-pelasgische — Ursprung der ersten und größeren Inschrift kann zugleich aber auch als hinlänglicher Beweis für den gleichen Ursprung der zweyten und kürzeren Inschrift gelten. Diese nämlich, von Hrn. L. in vorliegender Schrift zuerst bekannt gemacht, die sich auf einem, jetzt in dem Bronzensaal des Neapler Museums aufbewahrten kleinen schwarzen Thongefäße aus der Sammlung des Kardinals Borgia befindet, bietet uns, bey dem Mangel jeder Kunde über den Fundort des Gefäßes, allerdings keine historischen Gründe für die Annahme ihrer pelasgischen Herkunft; indessen zeigt sie in technisch-grammatischem Betracht, und zwar nicht nur in der Gestalt ihrer einzelnen Buchstaben (namentlich des a) und in ihrer vocalreichen Orthographie, sondern auch in ihrem, den zwey Anfangssylben der ersten Inschriften gleichlautenden, Anfang mini, so wie — wollen wir schon jetzt hinzufügen — in ihrer, nicht minder an ihr als an der ersten Inschrift bemerkbaren, herametrischen Fassung, eine so vollkommene Uebereinstimmung mit der inneren und äußeren Beschaffenheit dieser ersten Inschrift, daß die Einerleyheit der in beyden Inschriften enthaltenen — und also auch in der letzteren für pelasgisch zu erklärenden — Sprache sich dem verständigen Beobachter beym ersten Blick als eine unabweisbare Thatsache aufdrängt. Beyde Inschriften nun, die auf den Vasen in je einer zusammenhängenden Buchstabenreihe von rechts nach links laufen, lateinisch umgeschrieben — und zwar umschreiben wir das (von Müller durch f umschriebene) sogenannte Digamma als tönenden Zahnlippenhauch, durch v, das halbkreisförmige Zeichen für die palatale Muta (den zweyten Buchstaben auf der Tafel des etruskischen Alphabets bey O. Müller) durch c, den durch ein punctirtes Quadrat ausgedrückten Θ-laut (den siebenten Buchstaben bey M.) durch th, das, von Lanzi zuerst richtig erklärte, M-zeichen (den fünfzehnten Buchstaben bey M.) durch s, und das koppa-förmige Φ durch ph — so wie sogleich mit der gehörigen Worttrennung versehen, lauten folgendermassen:

Die erste: mini cethu ma mi mathu maram lisiai-thi-purenai — e the erai sje epana mi nethu nastav he lephu:

Die zweyte: mini mulvene ce-velthu-ir pupliana.

Die herametrische Fassung beyder Inschriften, die wir bey Ueberschreibung der ersten sogleich durch Brechung der, im Originale (wie in fast allen alten metrischen Inschriften) unabgesetzt zusammengeschriebenen, zwey Herameter angezeigt haben, wird sich uns auch bey unseren sofort anzustellenden in die philologischen Einzelnheiten der drey Verse eindringenden Untersuchungen durch das mehr oder minder deutlich erkennbare Zeitmaaß der die einzelnen Metra bildenden Worte und Worttheile großentheils bestätigt zeigen. Zunächst voran gehen aber lassen wir jetzt diesen Untersuchungen die von uns — hauptsächlich mit Hülfe des Keltischen — gefundene vollständige Uebersetzung der beyden Inschriften. Die erste lautet auf deutsch: „ich sage, daß ich rühme die Huld des Lisias Purenas (Thipurenas) und die seiner Frau Gemahlin (Frau Epana) singe, preise und verkündige ich:“

Die zweyte: „ich salbe mich mit populonischem Oele (d. i. Oel der Stadt Populonia).“

Das Passende des Sinnes dieser beyden Sätze für Vaseninschriften werden unsere Leser wohl nicht in Abrede stellen, und auch an der, allerdings wenig poetischen, Höflichkeitstautologie der ersten, wahrscheinlich, bey Verehrung der Vase, dem Herrn

*) Dion. Hal. III. 58 — *Καιρητανῶν πόλιν ἡ πρότερον μὲν Ἄγυλλα ἐκαλεῖτο, Πελασγῶν αὐτῶν κατοικούντων, ὑπὸ δὲ Τυρρηνοῖς γενομένη Καίρητα μετωνομάσθη.* Ebenso Strab. v. p. 220. 226. Plin. h. n. III. 8. u. a.

Lisias, nebst Gemahlin, von einem ergebnen Klienten gewidmeten Zuschrift keinen unbilligen Anstoß nehmen. Die grammatische Richtigkeit jenes Sinnes aber hoffen wir nun eben auf sprachvergleichend-grammatischem Wege, — wenigstens so genügend als es bey so vereinzelten Bruchstücken einer gleichsam neuentdeckten Sprache überhaupt möglich ist — auch im Einzelnen begründen und rechtfertigen zu können.

Was uns in der ersten Inschrift sogleich als eine indo-germanisch bekannte Bildung entgegentritt, ist die Endung u und v der fünf Wörter ceth-ū, māth-u, nēth-ū, lēph-u und nast-a-v. Wir erkennen darinnen das, im Indo-germanischen gewöhnlich vocalisirt vorkommende, Verbalsuffix der ersten Person, v, wie es nämlich, zu u vocalisirt, im Littauischen, Russischen (Gothischen *) und Althochdeutschen — z. B. l. mal-u, r. melj-u, althd. mal-u ich male —, vocalisirt zu ō im Griechischen und Lateinischen — z. B. μέλλ-ω, mol-o —, unverändert aber, als v, im Kymrischen, und, dürfen wir hinzufügen, im Umbrischen — z. B. kym. moeli-a-v und umbr. mol-a-v (nach der Analogie von su-hoc-a-v **]) — die Endung der ersten Person Präsentis und gewöhnlich auch Futuri bildet, und wie es sich im Kymrischen überdieß, (zugleich mit den meisten andern persönlichen Verbalsuffixen) auch auf eine mehr selbstständige Weise, nämlich in Casusverbindung mit gewissen Präpositionen — z. B. yn-ov in mir, can-ov oder cen-yv mit mir, at-av zu mir —, aufs deutlichste erhalten hat: und schließen demnach aus der verschiedenen Lautverbindungsweise, in welcher sich die doppelte, unveränderte oder vocalisirte — einmal auch, nämlich in dem Worte māth-u unregelmäßig verkürzte — Gestalt dieses Suffires auf unserer Inschrift zeigt, nämlich jene einmal nach einem Vocale, diese viermal nach einem Consonanten (wozu wir, als einen fünften Fall, auch gleich die Verbalform velth-u der zweyten Inschrift hinzurechnen mögen), daß selbiges Suffix von der unseren Inschriften zu Grunde liegenden Sprache — die wir jetzt kurzweg gleich als die agylläische bezeichnen wollen — mit einer regelmäßigen Abwechselung, eben nach Vocalen in unveränderter, nach Consonanten in vocalisirter Gestalt angewandt zu werden pflegte. Was aber nun ferner den in der Bildung nast-a-v unserm Suffix vorausgehenden Vocal a betrift, so haben wir für denselben, bis andere aufzufindende Proben der agylläischen Sprache seine eigentliche Bedeutung sicherer bestimmen werden, einstweilen nach Anleitung der übrigen indo-germanischen Sprachen die Möglichkeit einer dreyfachen Erklärung, nämlich ihn zu erklären: entweder erstens, nach Anleitung von τιμ-ά-ω, am-a-re, für den (bis jetzt noch nicht richtig verstandenen) substantivischen Nennvocal der abgeleiteten Verbalbildung: *) oder zweytens, nach Anleitung des kymrischen moeli-a-v, für einen, ursprünglich das Verbum „a gehen" darstellenden (kymr. a-v ich gehe), im Kymrischen besonders zur Bildung des Futurs angewandten, hülfszeitwortartigen Tempusvocal: **) oder endlich drittens, nach Anleitung des kymrischen „tan-av unter mir," — und wo wir alsdann nicht nast-a-v, sondern nast-av zu schreiben haben würden — für den durch die Nichtvocalisirung des v nothwendig gewordenen und also im vorliegenden Falle etwa durch den vocalartigen Anlaut des auf nast-av folgenden he hervorgerufenen unwurzelhaften Bevvocal zwischen t und v; welche letztere Erklärung jedoch durch die Rücksicht auf die in der zweyten Inschrift vorkommende Bildung ce-velth-ū-ir (nicht ce-velth-av-ir) weniger wahrscheinlich wird. Jedenfalls aber werden wir, wie aus den von unserer Inschrift mit nastav in gemischter Reihe neben einander gestellten offenbaren Präsensbildungen auf u erhellt, auch jene fragliche auf av,

*) Hier nur im Subbjonctiv: bind a-u.

**) In der bekannten Stelle teio subocav suboco s. Lassen Beytr. p. 25.

*) Gewöhnlich mit dem Namen „Bindevocal," oder „Klassenvocal," auch „voyelle epenthétique" bezeichnet. Einen Anweis zur richtigen Auffassung dieses Vocals giebt z. B. das latein. fug-a-re von fug-a (transfuga), von fugere.

**) Der sich übrigens auch im Futur und Subjonctiv Präsentis der sog. dritten und im Subj. Präs. der sog. zweyten und vierten lateinischen Conjugation wieder findet, z. B. lat. can-a-m, kymr. can-a-v: lat. pun-i-a-m, kymr. poen-i-a-v. Hr. Pictet (p. 147) irrt sich, wenn er diesen, das Hülfszeitwort „a gehen" darstellenden, Vocal im Kymrischen für eine lettre epenthétique erklärt.

was auch sonst immer ihr etymologischer Ursprung seyn möge, doch ihrem Sinne nach entschieden für eine, den vier übrigen vollkommen gleichbedeutende, Präsensbildung zu halten haben, eine Annahme, die indessen unserm Vergleich derselben mit dem sogenannten kymrischen Futur auf a-v, als welches in der That eben so wohl ein indefinites Präsens, als ein indefinites Futur darstellt (z. B. cred-a-v yn Nuw Dâd credo in Deum patrem) *), keineswegs im Wege steht. Wenn aber unserem Leser über die personale Bedeutung des Suffixes u oder v in den fünf Verbalformen unserer Inschrift noch ein Zweifel übrig wäre, so würde derselbe nun ferner ohne Frage beseitigt werden durch einen Blick auf das, dreyen dieser Formen (so wie auch der Verbalform der zweyten Inschrift) unmittelbar vorangestellte, wohlbekannte Wörtchen mi oder, verstärkt, mi-ni, in welchem uns sogleich das, als unterscheidender Bestandtheil der ersten Person Präsentis der indo-germanischen, namentlich sanskritischen und griechischen Conjugation auf mi oder m schon lange erkannte, so wie auch als singularer Nominativ und als Thema zu den flectirten und gunirten Formen ὐ-μεῖς, mi-hi, μοί, μέ, mē u. s. w. mehrfach vorausgesetzte, im Keltischen aber (dem Gälischen wie dem Kymrischen) wirklich als selbstständiger Nominativ Singularis offen vorliegende (kymr. mi, schott. mi, ir, mē ich), Pronomen der ersten Person „ich“ entgegentritt, und uns, im Bezug auf den fraglichen pelasgischen Ursprung unserer Inschriften, auch zugleich daran erinnert, daß dieses selbe Wort mi und offenbar gleichfalls in der Bedeutung „ich“ oder (mit Auslassung des Verbi absoluti) „ich bin“ **) auf einer großen Anzahl etruskischer Inschriften, besonders Sepulcralinschriften, vorkommt, über welche eben deßhalb schon O. Müller (II. p. 451) — freylich, mit Lanzi, von der irrigen Ansicht ausgehend, das mi bedeute an und für sich so viel als εἰμί — die beyläufige Vermuthung ausgesprochen hat, sie seyen vielleicht sämmtlich nicht für eigentlich rasenisch (oder tyrrhenisch), sondern tyrrhenisch (d. i. siculo-pelasgisch) zu halten.

*) s. Dr. Prichard (on the eastern origin of the Celtic nations) p. 175.

**) Den wirklichen tuskischen Ausdruck für „sum bin“ glaube ich in dem, auf tuskischen Inschriften häufig nach mi vorkommenden, Worte su-thi (z. B. mi suthi Larthial Muthikus M. I. 450 cf. 452 — auch häufig eca (? ego) suthi), zu erkennen, und halte dieses Wort für zusammengesetzt aus der eigentlichen, der Wurzel des latein. su-m entsprechenden, Wurzel sŭ und dem im Aegyptischen sehr gebräuchlichen (z. B. ir-ti machen, er macht, ich mache, rim-ti ich weine, Champ. p. 315. 313. 400.) allgemeinen (ursprünglich „zeugen, thun bedeutenden) Verbalzeichen ti, (so daß also „suthi“ nicht sowohl „bin“ als „seyn“ ausdrückt), welches sich dann auch in dieser seiner formalen Bedeutung auf tuskischen Denkmälern gleichfalls mit andern concreten Verbalwurzeln zusammengesetzt wieder zu finden scheint (z. B. „mi hus-ti — vielleicht ich heiße, vom ägypt. hus. rufen — „Leia“ auf einem Gießgefäß von Feoli; vergl. „mi can-a Larthial Numthral — bey M. II. p. 352.) Die Form su-thi-l statt suthi (mi suthil Felthuri Thura M. I. p. 144), erinnert an das russische bui-ll, so wie an das irische fuil-im. In dem, dem Worte suthi zuweilen vorweggehenden, Wörtchen ta endlich (z. B. ta suthi Manelc bey M. I. 452) könnte man ein vorsetzbares andres allgemeines Verbalzeichen erblicken, entsprechend dem kymrischen und irischen a und do (z. B. f.a wyv, ir. do bhinn.) — Ich bemerke hier beyläufig, daß dieses vorsetzbare Verbalzeichen a der keltischen Sprachen nichts anderes ist, als, freylich in einem viel lebendigeren und bewußteren Zustand, das sogenannte Augment der sanskritischen und griechischen Conjugation: man vergl. kymr. a ddysg-ais, sanskr. a-dik-sham — gr. (ἐ-δίδαξα.)

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 24.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. May.

Nro. 88. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

In der Sitzung am 5. März d. J. las Hr. Dr. Karl Meyer über zwey von Hrn. Prof. Lepsius bekannt gemachte altitalische Vaseninschriften.

(Fortsetzung.)

Was aber das — auch auf der zweyten Inschrift vorliegende — zusammengesetzte Wort mi-ni statt mi betrifft, so zeigen uns besonders die ganz auf ähnliche Weise zusammengesetzten Pronominalformen der kymrischen Sprache, — als my-vi, min-nau, my-vin-nau, neben mi, ich; ny-ni, ny-nin-nau neben ni wir; ty-di, tydi-thau neben ti du u. s. w. —, daß wir dasselbe ohne Zweifel für eine emphatisch-verdoppelungshafte Verstärkung des mi durch ein gleichbedeutendes ni anzusehen haben: ja, bey der ursprünglichen gegenseitigen Ununterschiedenheit aller drey persönlichen Pronomina im Singular wie im Plural, können wir nicht umhin, das agyllâische mini, nur in anders bestimmter Bedeutung, auch mit dem zweylautigen Suffix der (von Bopp als ein pluriales Particip aufgefaßten) bekannten lateinischen Verbalbildung auf mini (z. B. hortamini, amamini) für etymologisch einerley zu halten. Beachtenswerth ist es übrigens, daß der Vocal dieses Wortes mi im Anfang der beyden Inschriften, so wie auf der zweyten Inschrift auch der (nicht in der Arsis stehende) Vocal des verstärkenden gleichbedeutenden Wortes ni, für lang gebraucht wird, als welcher Gebrauch auf eine, keineswegs bloß beylautende, sondern wirklich wurzelhafte und also ein ursprüngliches j darstellende (m-j), wiewohl durch den späteren Gebrauch allmählich verkürzte, etymologische Bedeutung dieses Vocales hinzuweisen scheint.

Nicht so unmittelbar ins Auge springend als die allgemein formale oder suffixhafte Bedeutung der fünf Verba unserer ersten Inschrift ist die, einem jeden selbiger Verba inwohnende eigentlich wurzelhafte oder materiale Bedeutung, wiewohl, näher betrachtet, sich unter allen diesen fünf Verbalwurzeln doch keine einzige findet, die mit mehr oder minder derselben Gestalt und Bedeutung, uns nicht auch schon aus dem Wörterschatz einer der übrigen indo-germanischen Sprachen — das Keltische und Aegyptische ausgenommen — bekannt wäre. Das Keltische freylich, wie es uns bereits zur grammatischen Erklärung der Bildungswörter s, a, mi und mini vorzugsweise behülflich gewesen, hat auch hinsichtlich des etymologischen Verständnisses der fünf Verbalwurzeln vor den übrigen indo-germanischen Sprachen den Vorzug, daß es uns diese Wurzeln sämmtlich neben einander, und zwar eine jede mit fast ganz unveränderter Gestalt und Bedeutung, in seinem Wörterschatze aufweisen kann. Der, in dem gälischen „cet-aim ich sage, singe," so wie dem ägyptischen „et" „reden" (Champ. p. 378) am treuesten wieder erscheinenden, Wurzel „cet (vermuthlich st. cat) sagen" entspricht, mit wenig veränderter Bedeutung, das sanskrit „cit reputare," und mit wenig veränderter Gestalt das gothische „quith-an (angelf. cvedhan) loqui." Das Wort „mât rühmen, preisen," das, wie sein langer Vo-

cal zeigt, keine unmittelbare einfache Verbalwurzel, sondern ein durch Vriddhi abgeleitetes, ursprünglich nennwortliches, Thema darstellt, findet sich als solches in der That — nur mit der, im Irischen gewöhnlichen, volleren und vollständigeren Lautung des Vriddhi *) — in dem irischen Nennwort „maoith, maoth rühmende Erwähnung, Belobung (Selbstbelobung)“ wieder, so wie in dem dazu gehörigen Verbum „maoidh-im (mit tönend gewordener Tenuis) ich rühme (rühme mich)“ beydes abzuleiten von dem, gleichfalls vorhandenen, irischen einfachen Verbum muidh-im (st. muit-im) ich rühme (rühme mich) wovon auch, mit Guna, das Substantiv „modh (st. maut) Verehrung“ und das Adjectiv „maith rühmlich, edel, gut,“ so wie, zusammengesetzt mit dem Präfix „air gegen,“ das Substantiv „air-mhid, air-mhidin Verehrung;“ letzteres genau entsprechend dem zendischen „ār-maiti ehrfurchtsvoll, ergeben (Burnouf Yaçna p.CXLIII),“ welches jedoch nicht gleichfalls von der irischen Wurzel mt, sondern, zusammengehörig mit dem sanskritischen „ma-ti, Ehrfurcht,“ von der, jener irischen Wurzel nahe verwandten, sanskritischen „mn, man colere, honorare“ abzuleiten seyn wird. **) — Andern Ursprungs als in māt scheint uns die Vokallänge in den Wurzeln der beyden Verba nēth-u und lēph-u, nämlich, nach einer, vom Sanskrit und Keltischen gebotenen, doppelten sprachvergleichenden Anleitung, als zu erklären aus der Verschmelzung des (gunirten) Wurzelbeyvocals a mit einem, dem aj der zehnten sanskritischen Conjugationsclasse entsprechenden, Verbalzeichen j, welches sich, ganz in Uebereinstimmung mit dem (auch der deutschen Sprache wohlbekannten) wahlverwandtschaftlichen Beweglichkeitsgesetze der keltischen Vocale *), zunächst in dem diphthongartigen Abklang des vorhergehenden Binnenbeyvocals abgedruckt und sodann als besonderes selbstständiges Suffix, nun gleichsam überflüssig, verloren hat, so daß also nēthu und lēph-u statt nēth-j-u und lēph-j-u, aus naith-j-u, laip-j-u, nath-j-u, laph-j-u — vrgl. sanskr. nād-aj-a-mi — gesagt sind: wobey wir, um den, im Sanskrit meistens denominativen, Gebrauch dieses Verbalzeichens j seitens unserer beyden Verba noch strenger zu begründen, sogleich hinzufügen wollen, daß, nach dem Vergleich der keltischen Sprachen, in welchen die Verbalwurzeln mit dem Beyvocal a keineswegs wie im Sanskrit regelmäßig die ursprünglichen, sondern gewöhnlich erst von je einer früheren Wurzel mit ē oder ū (kymr. y, ir. ui), und zwar zunächst in nominaler Bedeutung, guna-, oder vielleicht ursprünglich immer vriddhi-artig, abgeleitet sind **), es sich vielleicht auch

*) Weil dasselbe hier nämlich von dem, den meisten irischen Verbalwurzeln inwohnenden, ursprünglichen Beyvocal oder vielmehr Bey-Diphthongen ui aufgenommen wird; ein Laut, den bekanntlich auch die äthiopische Sprache (wo er durch die siebente Figur des Consonanten geschrieben wird) in dieser unwurzelhaften Geltung vorzugsweise anzuwenden pflegt.

**) Diese letztere Bemerkung ist gegen Pictet (de l'affinité des langues Celtiques avec le Sanscrit) gerichtet, der (p. 118) die irischen Worte moth, airmhid, deirmide, zufolge jenes, sein ganzes Buch beherrschenden einseitigen Calkirungssystemes der keltischen Sprache über der sanskritischen, auf eine bewußtlos verstümmelnde Weise mit der sanskr. Wurzel man unmittelbar zu verknüpfen sucht.

*) z. B. ir. laib-ē (st. laib-i) labii, von lab, labium; kymr. meib-i-on (armor. mip-i-on) Söhne, von map Sohn; k. cer-id geliebt, von car; eth-ys-id statt ath-es-id itum fuerat, von ath; eir-a Schnee, von ir frisch, rein; ir. meal-a mellis, von mil mel; drom-a dorsi von druim; k. hesb. st. hesb-a sicca, von hysb siccus; cron st. cron-a rotunda, von crwn rotundus u. s. w. Die deutsche Sprache hat von diesem merkwürdigen Gesetze mit Bewußtseyn nur die eine — in dem helleren Abklang bestehende — Seite aufgefaßt.

**) z. B. von kymr. „tyn spannen, dehnen“: t-ae-u Ausbreitung; ir. t-ā-n, tan, Ausdehnung, Raum, Land; tan-a dünn, schlank: — von k. „cyt (st. cyd) hauen:“ k. cād Schlacht (das angels. head), cad-u kämpfen; ir. cath Schlacht; cad-am Verheerung; cad-aim caedo; cad-ad eclipsis; kymr. caeth-u einschließen; cad-er, ir. cath-air Verhau, Verschanzung, Stadt. — Herr Pictet (p. 55) hat sich durch die gemißbrauchte Analogie des Sanskrit (in welchem aber der Vocal a etymologisch (und auch wohl phonisch) eine ganz andere Bedeutung hat, als im Keltischen) auch in diesem Punkte zu einer falschen Beurtheilung der keltischen Grammatik verführen lassen.

für jene beyden agylläischen Themata vorausſetzen läßt, ſie ſeyen zunächſt nicht verbale, ſondern nominale Themata geweſen. Zugleich als Nomina und abgeleitete Verba — jedoch ohne Nachweisbarkeit der urſprünglichen Verbalwurzel — zeigt uns dieſelben auch die kymriſche Sprache, nämlich „nād Ruf," neben „nād-u rufen," und „hlav-ar Sprache" (vrl. hlēv Stimme) neben „hlav-ar-u ſprechen," während uns das Sanſkrit überdieß die beyden urſprünglichen Wurzeln „nad ſagen, reden" und lap reden, verkünden" (vgl. λαπίζειν) aufbewahrt hat. Was uns aber das Vorkommen des einen dieſer beyden Wörter, nämlich des Wortes nat, auf unſerer Inſchrift noch beſonders merkwürdig macht, iſt die hier angewandte Schreibung desſelben mit einer dumpfen, und nicht wie im Sanſkrit und Kymriſchen mit einer tönenden media, als woraus wir ſehen — was uns dann auch durch das, ſpäter zu unterſuchende, epana beſtätigt wird — daß jener, wie wir ſchon weiter oben bemerkt haben, uralte, dem Tuskiſchen mit dem Aegyptiſchen gemeinſame, durchgängige Nichtgebrauch tönender mutae (von welchem Nichtgebrauch ſich übrigens auch im Keltiſchen zahlreiche Spuren erhalten haben *]) auch unſerer agylläiſchen Sprache eigenthümlich iſt und mithin — eine Annahme, auf welche in der That ſchon der Name *Πέλασγος* ſelbſt hinzuweiſen ſchien **) — als eine unterſcheidende Eigenſchaft der ganzen urſprünglich pelasgiſchen oder tyrrheniſch-pelasgiſchen Sprache zu betrachten ſeyn wird. *) — Das, mit dem Thema nat (nad) nahe verwandte, oder, mit Verwandlung des t in s, vollkommen gleiche, dem Verbalſtamme nast zu Grunde liegende Thema „n a s loben" zeigt ſich uns, deutlich erhalten, in den iriſchen Wörtern „nās Erwähnung, nas-aim ich erwähne, nas-adh Ruf, Ruhm, nas-adh berühmt, edel", ſo wie, wenoch dadurch wahrſcheinlich wird, daß ſie, bey der, im Keltiſchen deutlich erhaltenen, Doppelbeziglichkeit jenes Ausdrucks ſowohl auf Betragen und Geſinnung, als auf ſinnliche Höhe und namentlich Vogelflug — kmr. gwalch hochſchwebend (soaring) Aar (das deutſche „Falke") Reiher —, uns eben jenes bekannte etymologiſche Mährchen von der Benennung der *Πέλασγοι* nach dem Namen der Störche (*πέλαργοι*) auf die natürlichſte Weiſe zu erklären dient. Eine ſeltſame — obwohl in den Annalen der Geſchichte keineswegs vereinzelt ſtehende — demüthigende Ironie des Schickſals bleibt es nun freylich, daß in einigen Gegenden des pelasgiſirten ſiculiſchen Unteritaliens, nachdem dieſelben nämlich einer neuen, fabelliſchen Eroberung unterworfen worden waren, jener ſtolze Namen „Pelasger" jetzt im Munde der Eroberer eine unmittelbare Bezeichnung werden mußte für den Begriff „Leibeigener" (Nb. I. 30.). In der neueren und neueſten Geſchichte iſt — wie unſere Leſer bereits aus der Nebenform valh neben balh haben ſchließen mögen — der Name *Πέλασγοι* offenbar als Benennung der „Walachen" lebendig geblieben. Mit demſelben Namen — unter der Form Olass — bezeichnen die Madſcharen ſeltſamer Weiſe den „Italiener."

*) z. B. ir. peithir neben beithir Wetter, Blitz (ſanskr. bhidhira); pit Spalte, neben bid Beil (ſ. bhidh ſpalten); piast neben biast bestia (vrgl. kmr. bwyst ferus — vom ruſſ. bâzhatj, basitj rennen, wüthen); ta neben da machen, thun (ſ. dhā); kmr. cytio hauen (ſ. khid) neben coed Holz; kmr. tav-awd, ir. teang Zunge, Sprache (ſ. g'ihva); ir. nath-an berühmt, von nad (unſrer obigen Wurzel) rufen u. a.

**) Ich beziehe nämlich dieſen Namen mit vollkommener Ueberzeugung auf die keltiſch-ſanſkritiſche (auch im Hebräiſchen vorhandene) Wurzel beh, hoch, ſtolz — ſ. balh, valh eximium esse, excellere, kmr. balch, gwalch hochſchwebend, hochfahrend, ſtolz; ir. balach, balc Rieſe, ſtolz, mächtig; (hebr. בָּלַח eximium esse) —, eine Ableitung, die, außer der in die Augen ſpringenden Treffendheit eines ſolchen Ausdrucks als Benennung des Geſchlechtes der Niobe, uns zugleich

*) Alſo urſprünglich auch: Totona, Arkos (vergl. Arcades und Arx), Niope u. a.: eine Ausſprache, von der uns die ſpätere griechiſch-lateiniſche Sprech- und Schreibweiſe allerdings nur wenig ſichere Spuren übrig gelaſſen hat. (Beachtenswerth iſt es z. B., daß in der bekannten Heſiodiſchen Stelle über die drey Tyrrhenerfürſten Agrios, Latinos und Telegonos (Theogon. 1011 — 1015) der Codex Vatican. nicht *Ἄγριον*, ſondern *Ἄφριον* lieſt. Jedenfalls ſicher ſcheint mir der Zuſammenhang dieſes Namens mit dem bekannten Ortsnamen „*Ἄργος*" (vgl. *Ἀρκαδία*), wahrſcheinlich (wie noch aus dem bisweiligen Homeriſchen Gebrauch dieſes Wortes klar wird) der altpelasgiſchen Benennung für die ganze Peloponnes.)

niger deutlich, auch in dem lateiniſchen narrare, ſt. narare (ſ. Schneider L. Gr. I. 429), ſt. nasare, mit der bekannten Verwandlung des s in r; von welchen Wörtern das iriſche nas-adh ſt. nas-at — vrgl. neas-t-a ehrlich — uns zugleich ſchon das, vermittelſt der Nennwurzel t gebildete, participartige Nennwort darbietet, durch deſſen Vermittlung eben der Verbalſtamm nast von dem Thema nas abgezweigt iſt, ganz nach der Bildungsweiſe z. B. des lateiniſchen tutor von tueor, sector von sequor, gusto von γεύω (γευστός) vestio vom ſ. vas (vestis), (hortor ſt. hostor vom äg. hus rufen, heißen, vl. ir. gōis Ermahnung, Betheuerung, Verbot) u. a.

Nachdem wir alſo durch die grammatiſch- wie linguiſtiſch-genaue Erläuterung obiger fünf Verba den eigentlich tragenden Sinn unſerer Inſchrift hergeſtellt haben, wird bey der Ausführung dieſes tragenden ſyntactiſchen Gerippes, auch der an einigen Stellen uns begegnende Mangel einer entſchieden ſicheren Nachweisbarkeit der agglutiniſchen Form oder Wurzel aus der Grammatik oder dem Wörterbuch einer andern indo-germaniſchen Sprache, ein Mangel, den wir indeſſen immer durch verſchiedene allgemeinere ſprachvergleichende Folgerungen auszugleichen ſuchen werden, doch die weſentliche Richtigkeit jener unſerer Ueberſetzung nicht mehr zu verdächtigen vermögen. Zu einem freyeren vergleichenden Blick bietet uns gleich das auf cethu folgende und von uns durch „daß“ überſetzte Wörtchen m a Gelegenheit, indem wir die demſelben beygelegte formale Bedeutung allerdings aus keiner anderen Sprache unmittelbar nachweiſen, aber doch, beſonders bey der hier vorliegenden Stellung des fraglichen Wörtchens zwiſchen zwey Verben, aus der, im Aegyptiſchen und Keltiſchen erhaltenen, allgemeineren und materialen Bedeutung der dem Wörtchen zugehörigen Wurzel, „m, ma, Daſeyn, Ort, Raum“ inſofern mit Ueberzeugung ſchließen können, als bey der, allen unſeren Anſchauungen zu Grunde liegenden, logiſchen Urſprünglichkeit der örtlichen Anſchauung, die „Oertlichkeit“ ausdrückenden Wurzeln in allen Sprachen auch immer zugleich, ſo wie zur Bezeichnung der verſchiedenen Caſusverhältniſſe, ſo zur Bezeichnung der verſchiedenen, namentlich demonſtrativen und relativen — unter welche der Begriff des Wörtchens „daß“ gehört — Modusverhältniſſe haben dienen müſſen, eine Regel, die ſich, in Bezug auf das ägyptiſche und keltiſche Nennwort „m, ma Ort,“ auch gleich durch den anderweitigen Gebrauch dieſes Wortes, theils als Präpoſition (äg. ma anſtatt, bey, auf, in, mit, nach, zu, um zu — z. B. m sutn um zu herrſchen Champ. p. 457 — aus, von, durch u. ſ. w. *), ir. ma um, bey) theils als demonſtrative und relative Partikel (äg. ma da, ma Zeichen des Imperativs — z. B. ma ei gehe, komme, — kymr. ma wo, ir. ma geſetzt daß, wenn) vielfach beſtätigt findet. — An dem — auch der umbriſchen Sprache (z. B. ocrem fisim) bekannten — accuſativiſchen m leicht und ſicher erkennbar iſt die formale Bedeutung des auf māthu folgenden Wortes m a r - a - m, in welchem wir zugleich, beſonders in Betracht der ſpäter folgenden Bildungen lisi-a-i und er-a-i, das vorletzte a ohne Bedenken für den, von m zu trennenden, Nennvocal, wir wiſſen nicht ob männlichen oder weiblichen, erklären.

*) Dieſe ägyptiſche Präpoſition m, ma, in ihrer vielſeitigen, faſt alle Fälle der Nennwortfügung ausdrückenden, Anwendbarkeit, ſcheint in der That den einen gemeinſamen Caſus darzuſtellen, der uns von Varro als eine Merkwürdigkeit des ägyptiſchen Declinationsſyſtems angeführt wird. Ohne Frage liegt dieſe Präpoſition auch allen jenen durch m gebildeten Caſusſuffixen (des Accuſativs und Locativs Singularis, des Inſtrumentalis, Dativs, Ablativs Dualis und des Genitivs Pluralis) in der ſanſkritiſchen Declination zu Grunde, ſo wie insbeſondere noch dem Locativſuffix me der umbriſchen Declination (z. B. toteme iiovineme, Lassen p. 40.)

(Fortſetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 25.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. May.

Nro. 89. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

In der Sitzung am 5. März d. J. las Hr. Dr. Karl Meyer über zwey von Hrn. Prof. Lepsius bekannt gemachte altitalische Vaseninschriften.

Nicht so sicher als der Begriff dieser beyden Affixe erklärt sich der Begriff der Wurzel mar selbst, dessen Uebersetzung durch „Huld, Gnade" wir, außer auf den zusammenhängenden Sinn der Inschrift, — welcher indessen auch ein Wort wie „Ruhm" *) zuließe — allerdings einstweilen nur auf das ir. mūir-n Huld, Freundlichkeit (vielleicht vom äg. mr sehen, oder vom äg. mr binden, verbinden? — vgl. auch das ir. Muiri oighe gnädige (heilige) Jungfrau —) zu stützen vermögen. In dem, gleichfalls aus dem Zusammenhang des Ganzen wahrscheinlich werdenden, dem Worte maram im Genitiv nachfolgenden doppelten Namen Lisiai Thipurenai, bedürfen wir für die, aus dem Nennvocal a und dem Genitivzeichen i zusammengesetzte, Dipthong-endung a-i, als welche sich bekanntlich ebenso im Genitiv der sogenannten ersten Declination des Altlateinischen — z. B. aqu-a-i, naut-a-i — wieder findet, keine umständlichere Rechtfertigung, wollen jedoch, wegen unsrer bey dieser Erörterung sonst vorzugsweise angewandten vergleichenden Rücksichtsnahme auf das Keltische, nicht zu erwähnen unterlassen, daß auch im Irischen der Genitiv Singularis, zugleich mit dem Nominativ Pluralis, gewöhnlich durch das Suffix i bezeichnet wird, z. B. sruith (aus sruth-i) poetae (ποιηται und ποιητου) für (aus fear-i) viri (ἀνδρες und ἀνδρός) ga-i Speere und Speeres. Auch wird es, um den Verdacht einer so frühzeitigen Verstümmelung und Verschwächung von unserer agglūtinischen Sprache abzuwenden, passend seyn zu bemerken, daß, unsrer Ansicht nach, dieses Genitiv-suffix i keineswegs (wie Bopp für das Lateinische annimmt) ein verstümmeltes und verschwächtes is und as, sondern vielmehr — ganz unabhängig von jenem sanskrit. as — ein ursprüngliches und vollständiges i darstellt, und zwar, wie aus dem im Lateinischen und Gälischen am bewußtesten ausgedrückten Gegenseitigkeitsverhältniß dieses genitivischen zu dem pluralen i (fir, viri) wahrscheinlich wird, jedwedes ursprünglich mit der Bedeutung eines Nennvocals, der aber dann, bey der, im Keltischen und Lateinischen angenommenen, zusammenhängenden grammatischen Feststellung der Genus-, Numerus- und Casusunterschiede, als unterscheidendes Abzeichen eben des Genitivs Singularis und Nominativs Pluralis gegenüber dem Nominativ Singularis — so wie im Gälischen zugleich des singularen Nominativs feminini gegenüber dem Nominativ masculini, eine Unterscheidungsweise,

*) vgl. das althd. mār-i fama; wahrscheinlich von der Wurzel mr reden (hebr. amar, vrl. μερ-). Zwey andere — übrigens diese alle durchaus nicht unter sich zusammenhängende — verschiedene Bedeutungen der Wurzel mr sind noch 1) lieben (äg -mr, davon ir. muir-n Liebe, muirn-in Liebling) 2) beweglich, schnell seyn, führen (ir. mear schnell, gr. εὐ-μαρής, ir. mar-a Führer, Verführer).

die sich auch im Tuskischen wieder zu finden scheint *) — systematisch angewandt wurde. **) Was aber ferner die — im Verhältniß zur Erklärung der Suffixe wiederum minder sichere — Erklärung der Hauptwurzel oder Hauptwurzeln eines jeden der beyden Namen betrifft, so wollen wir zunächst den Namen — wahrscheinlich Vornamen — Lisias, in Betracht seines kurzen und unwurzelhaften ersten i, gewiß nicht mit dem griechischen Namen *Λυσιάς* zusammengestellt wissen, sondern nehmen ihn, als etwa abgeleitet von einer pelasgischen Wurzel „lic leuchten" (vr. kymr. hlyg-u leuchten, sanskr. loc) und demnach so viel bedeutend als „erlaucht, edel," für eine Parallelform des griechischen Namen *Λύκις* und *Λυκίνος*, so wie der Lateinischen Lucius und Licinus (womit auch offenbar der bekannte tuskische Prinzentitel Lucumo oder Lauchme zusammenhängt), so daß wir also das erste inlautende i in dem agylläischen Namen statt des entsprechenden *υ* und u in den beyden griechischen und in dem einen lateinischen einer ursprünglichen Eigenthümlichkeit der agylläischen Wurzel, das agylläische s statt des lateinischen c (und griechischen κ) dagegen einer unserer Sprache mit der umbrischen gemeinsamen (s. Lassen p. 22, z. B. prosesetir st. prosecetir) — in modernen Sprachen bekanntlich mannigfach verbreiteten — phonischen Wandelbarkeit des inlautenden palatalen Consonanten vor a und e — das dem a vorangehende i in „Lis-i-a" halten wir für einen andern, ableitenden Nennvocal — in den lingualen Zahnlauter zuschreiben zu dürfen glauben. In dem Namen Thipurena(s) glaubt man beym ersten Blick ein auf die Stadt Tibur — hier mit dumpfer Media und aspirirter Tenuis Thipur — bezügliches Abkunftsbeynennwort, entsprechend dem lateinischen Tiburinus, zu erkennen, welcher Annahme denn auch die Geschichte jener Stadt, die von den alten Schriftstellern mehrmals als ein uralter, schon vorpelasgischer Sitz der Siculer erwähnt wird (s. Nieb. I. p. 88. 52.), keineswegs widerstreiten würde. Indessen läßt uns diese Erklärung doch das Bedenken, daß der sobenannte Lisias von Tibur in unserer Inschrift alsdann des — in andern tuskischen Inschriften sonst niemals fehlenden — Geschlechtsnamens ermangeln würde, ein Bedenken zu dem außerdem auch die Verkürzung des wurzelhaften i (Tibur), so wie, drittens die — weiter unten von uns im Zusammenhange zu erörternde — Ungewöhnlichkeit des zwischen zwey Vocalen desselben Wortes nicht aspirirten p hinzukommt, so daß wir aus dieser dreyfachen Rücksicht, und zugleich in Betracht des in tuskischen Inschriften mehrfach vorkommenden Purener Geschlechtes (Müller I. p. 426), vielmehr geneigt wären, bloß das von der Wurzel Pur gebildete Wort Purena für den zweyten, alsdann entschieden geschlechtshaften, Namen zu erklären, die davon zu trennende Wurzel ti aber durch eine anderweitige Erklärung — etwa, (in Bezug auf unsere obigen Bemerkungen über die bloß nennwurzelhafte Bedeutung des Genitivsuffixes i und über den im Gälischen beliebten gegenseitig in einander greifenden Unterscheidungsplan des Nom. sing. fem. und Gen. sing. masc.) als ein zweytes und zwar eigentlich-genitivisches, mit dem femininen Nominativsuffix thi im Tuskischen gleichlautendes, *) masculines Genitivsuffix des Namens Lisiai, also Lisiaithi Purenai — grammatisch zu beseitigen.

Unbestreitbar bleibt übrigens — welcher Erklärung der Buchstabengruppe thipur wir auch sonst folgen mögen — der, Abkunft — sowohl örtliche als geschlechtshafte — bedeutende, grammatische Sinn der Wurzel ēn, als einer nicht nur, in ihrer vollen Gestalt, aus dem īn und (gunirt) ēn (*ήν*) der

*) Sicher ist wenigstens hier (im Tuskischen) die Bildung des femininen Nominativs auf i z. B. Larth-i (keineswegs, wie Müller will, aus Larthia verstümmelt), Aele-i, Ceicne-i s. M. I. p. 411, 437; ? clen-i st. clan-i Tochter p. 454.

**) Aus der durchgreifenden Beobachtung dieses, Geschlecht, Numerus und Casus immer wechselseitig neben und durch einander kennzeichnenden, zusammengesetzten grammatischen Unterscheidungsplanes erklärt sich auch das (bisher noch nie erklärte) regelmäßig wechselnde Eintreten oder Nichteintreten der vocalhaften anlautenden Consonantenbehauchung im gälischen Declinationssystem nach dem Artikel (oder des Adjectivs nach vorhergehendem Substantiv) z. B. „an(a) fhir des Mannes" und „an(a) fhem die Frau" neben „an fear der Mann" und „na feimē der Frau."

*) z. B. Sejan-ti (M. I. 418) Phals-ti (Perug. Stein, Z. 15) u. a.

lateinischen und griechischen Völkernamen (Latīnus, Tyrrhēnus), sondern auch, in einfacherer Gestalt, aus dem n der tuskischen Geschlechtsnamen (z. B. Pur-n-e, Pep-n-a, Ceic-n-a, latein. Perpenna, Caecina M. I. 426) hinlänglich bekannten Bildungswurzel, deren Erscheinen in ihrer volleren, der lateinischen Aussprache entsprechenden, Gestalt hier am Ende unseres Verses (vrgl. auch das latein. Fidēnae, Maecēnas und den Namen Finucēnas (M. II. 352) aus der Inschrift der alten (siculisch-pelasgischen) Stadt Orvieto), uns einen mit dem allgemeinen graphischen wie grammatischen Gepräge unserer beyden Inschriften zusammenstimmenden, besondern Beweis bietet für die — in ihrem historisch-linguistischen Zusammenhang weiter unten deutlicher zu erörternde — Füllung und Verweichlichung der uns hier vorliegenden agyllaischen oder siculo-pelasgischen Sprache gegenüber der rein tuskischen. —

Als einen andern besondern Beweis für diese Verweichlichung können wir ferner auch das am Anfang und Ende des zweyten Verses vorkommende Wörtchen „e“ oder aspirirt (und zwar rührt die Aspiration vielleicht von dem Einfluß des unmittelbar vorhergehenden v her) „he und“ betrachten, wenn nämlich dieses Wörtchen, dessen Bedeutung übrigens an den beyden Stellen unsers zweyten Verses durch den Zusammenhang des Satzes außer Zweifel gesetzt wird, in der That, so wie es aus dem Vergleich mit dem umbrischen fetu statt factu (s. Tab. Eugub. VI. col. 2. lin. 22 nach Dempster) zu erhellen scheint, aus dem kymrischen oder latein. „ac und,“ nämlich mit Vocalisirung des c in i, und darauf Zusammenziehung des a und i in e (vrgl. französ. fai-re, tai-re u. a.) umgewandelt worden ist. Das Wörtchen „ac,“ unverwandelt, obwohl in seiner Bedeutung noch nicht ganz sicher, findet sich in der That auch nicht selten auf tuskischen Inschriften (z. B. auf der großen Peruginer, schmale Seite, Z. 8, 9.); verwandelt als he und sehr wahrscheinlich mit der Bedeutung „und“ steht es in der (vielleicht siculo-pelasgischen) Inschrift bey Lanzi (II. p. 325; Müller I. p. 454) — „he Aritimi“ (et Artemidi). — Man könnte vermuthen — und zwar mit besonderem Bezug auf das lateinische hic, so wie das irische „eac einer“ „ceac jeder,“ daß auch in dem auf „e“ folgenden Worte „the die (der)“ — einem übrigens in seinem anlautenden Theile allbekannten Demonstrativthema — eine Verwandlung des e aus einem ursprünglichen ac — also „tac der“ — stattgefunden habe; indessen scheint es uns, besonders wegen der beyden irischen Bildungen „ti, tē, er, der,“ von welchen die letztere ohne Zweifel eine gunirte Veränderung der ersten ist, annehmbarer, auch in unserem, offenbar nur durch seine Stellung vor einem Vocalanlaut (erai) verkürzten, te ein gunirtes ti zu erblicken. Noch besonders beachtenswerth aber, obwohl nicht minder einerseits aus dem alterthümlichen Zustande unserer Sprache, als andererseits aus der allgemeinen, reinformalen Bedeutung des Demonstrativwörtchens te leicht erklärbar ist die grammatische Anwendung desselben an unserer Stelle als eines Indeclinabile. — Die phonisch-etymologische Verschmelzung des a mit j oder i zu e, von der wir in unserer Inschrift schon mehrere Beyspiele gefunden haben, liegt auch offenbar dem — hinsichtlich seines doppelten Suffires a-i keiner Erörterung mehr bedürftigen — Wortstamme er zum Grunde, als welchen wir, mit Bezug auf den, der Bedeutung nach am genauesten einstimmenden, ägyptischen Frauenehrentitel ari (z. B. Champ. 144), so wie auf das bekannte sanskritische ārja und ārjā „venerandus, a“ (vrgl. den Höflichkeitsgebrauch beyder Wörter bey Kalidasa) wohl ohne Frage für eine Verwandlung aus arj (vrgl. das ir. air hoch, erhöhen) erklären dürfen. Die auf unserer Inschrift aus dem Versmaaß erhellende Verkürzung des e findet sich auch in dem, von demselben Stamme gebildeten und nur durch die anlautende Aspiration unterschiedenen, lateinischen hera, herus, wieder (während dagegen in dem gleichfalls hieher gehörigen Ἥρα — von dem also πότνια nur eine Uebersetzung — der Vocal lang geblieben ist). — Das Wort „sje sein“ betrachten wir als ein, nur in der Wahl des palatalen statt des labialen Hauchers abweichendes, Parallelwort des sanskritischen sva (russ. svoi, gr. σφός), so daß es, genauer analysirt, etwa als eine, nach irischer Weise (athar-a patris, pearsann-a personna) auf a ausgehende (sj-a) Genitivbildung des Pronomens „sj, si er“ (vgl. ägypt. su er, ir. si sie), mit sofortigem wahlverwandtschaftlichen Abklang des a gegen i, zu erklären seyn möchte. — In dem Worte „e-pān-a

Frau“ endlich erkennen wir beym ersten Blick das irische Nennwort „bean Frau“ (vergleiche böotisch βάνα, sanskr. van-it-ā, vām-ā Frau; hebr. bona' zeugen) hierzunächst pelasgisch ausgezeichnet durch den, wie wir jetzt schon wissen, alterthümlich regelmäßigen, Gebrauch des dumpfen p statt des tönenden keltischen b, und sodann noch inlautend und anlautend mit je einer etymologischen Wurzelverstärkung versehen, nämlich inlautend, nach vornämlich sanskritischer und keltischer Weise, mit dem sogenannten Vriddhi, anlautend, nach vornämlich ägyptischer, griechischer und keltischer Weise, (vl. ir. a-than neben tan Feuer; a-bhra neben bra Braue; kymr. e-bach neben bach Ecke u. a.) mit einem verstärkend vorschlagenden e. Uebrigens könnte gerade dieser Vorschlag, als welcher besonders häufig an Eigennamen bemerklich ist — z. B. A-mun, Ἀ-δήνη, Ἀ-πολλών, Ἀ-χιλλεύς — die Vermuthung bestärken, daß, da ja so viele weibliche Eigennamen, genau etymologisirt, in der That nichts anders sind, als mimische Variationen des Begriffes „Weib“ oder „Frau“ selber, auch unser „epana“ als ein Name dieser Art aufzufassen, und mithin „era sje Epana“ durch seine Herrin (hera, signora, Frau) d. i. „Gattin Epana“ zu übersetzen sey. Was aber schließlich noch die, für das Auge eines klassischen Philologen allerdings aufs äußerste verletzende, äußerliche Constructionslosigkeit der neben dem Genitiv erai im Nominativ stehenden Endung a unseres Wortes betrifft, so mag uns dieselbe, obwohl zunächst wahrscheinlich nur durch das Versbedürfniß hervorgerufen, doch in entfernterem Betracht vielleicht zugleich als ein Zeugniß dienen, für die, wie schon mehrfach bemerkt, bey einer so uralterthümlichen Sprache als unsre agglutinische ohne Zweifel voraussetzbare, unsanskritische Beweglichkeit des grammatischen Formalismus derselben, so wie vielleicht auch für eine gewisse, ihr namentlich nach dem Beyspiel der deutschen und keltischen Sprache zuzuschreibende keusche, wiederholungsscheue Gedrängtheit und Sparsamkeit in dem Gebrauch aller grammatischer Unterscheidungsmittel.

Schließlich bleibt uns jetzt noch eine, schon früher bey Gelegenheit des Wortes Thipurena berührte, allgemeine phonische Eigenthümlichkeit dieser Inschrift zu betrachten, nämlich die regelmäßige Aspirirung der drey stummen oder eigentlichen Consonanten jedesmal, daß deren einer zwischen zwey Vocalen, und zwar nicht nur, wie in den Wörtern cethu, māthu, nēthu, lēphu und vielleicht Lisiaithi, zwischen zwey Vocalen desselben Wortes, sondern auch, wie aus der Stelle „e the“ (vgl. auch das he nach nastav) hervorzugehen scheint, im Anlaut zwischen seinem eignen Vocal und dem Vocal eines, durch Sinn und Aussprache mit dem folgenden Worte nahe verbundenen, vorhergehenden Wortes zu stehen kommt: im Bezug auf welche Eigenthümlichkeit wir — mit beyläufiger Erinnerung an das bekannte hebräische Lautgesetz — hier nur besonders darauf aufmerksam machen wollen, daß auch in den verschiedenen Zweigen der keltischen Sprache alle eigentlichen Consonanten unter dem Einfluß eines vorhergehenden Vocals nicht nur sehr häufig in demselben einfachen Worte aspirirt werden können — z. B. ir. ceath-aim neben cet-aim, maoith-im oder maoidh-im statt maoit-im, a-bhra neben bra Braue u. a. —; sondern daß auch diese vocalhafte Aspirirung (die das Kymrische bey dumpfen Consonanten regelmäßig durch deren Tönendmachung ersetzt) im Anlaut nach dem Vocal eines vorhergängigen, mit dem folgenden nach gewissen Gesetzen der Wortvermehrung, Wortunterscheidung und Wortfügung genau verbundenen Wortes, regelmäßig statt finden muß, ja daß sie es eben ist, die, zusammen mit der, auf gleiche Weise und nach gleichen Gesetzen eintretenden, von einem vorhergehenden Nasenlaut abhängigen anlautenden Nasalirung des Consonanten, jenen ganzen sogenannten character indelebilis der keltischen Sprachen, nämlich jene bis heute noch niemals richtig verstandene *) seltsam regelmäßige, scheinbar logisch-grammatische Wandelbarkeit ihrer Anfangsconsonanten ausmacht, deren behauptetes Nichtthervortreten auf tuskischen Schriftdenkmälern namentlich O. Müller (I 69) als einen entscheidenden Grund ansah, um jeden unmittelbaren Vergleich der tuskischen (so wie auch jeder andern altitalischen) mit der keltischen Sprache für unstatthaft zu erklären.

*) Siehe die Note in der nächsten Nr.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 26.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. May.

Nro. 90. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

In der Sitzung am 5. März d. J. las Hr. Dr. Karl Meyer über zwey von Hrn. Prof. Lepsius bekannt gemachte altitalische Vaseninschriften.

(Fortsetzung.)

Was endlich noch das nicht aspirirte p in dem Worte epana unserer Inschrift betrifft, so bemerken wir, daß auch für diese Unterlassung uns das Keltische eine Gewähr bietet, indem nämlich in den, durch einen vocalischen Anlaut verstärkten, Wurzeln dieser Sprache die Aspirirung des ursprünglichen Anfangs-Consonanten allerdings eintreten kann und auch am gewöhnlichsten — im Irischen immer — eintritt (z. B. ir. a-bhra), im Kymrischen aber zuweilen weggelassen wird (z. B. e-pynt Aufweg, vgl. auch das altkeltische Wort A-penninus). *)

*) Die ersten Anfänge oder Ahndungen eines solchen richtigen Verständnisses finden sich in der That schon in Bopp's Abhandlung über die keltischen Sprachen (Abh. der Berliner Acad. d. W. vom J. 1838); aber freylich nur so weit verfolgt und entwickelt, als es dem scharfsinnigen Verfasser theils seine beschränkte Rücksichtsnahme auf die Erscheinungen des keltischen Anlautswechselsystem bloß in der gälischen Declination, theils sein, von Herrn Pictet überkommenes, Vorurtheil einer bewußtlos verstümmelnden einseitigen Abhängigkeit des Keltischen vom Sanskrit, als von einer alterthümlichern Muttersprache, möglich gelassen hat.

Der allgemeine Sinn unsrer zweyten Inschrift, zu deren Erörterung im Einzelnen wir jetzt übergehen, wird uns sogleich aufgeschlossen durch das Verständniß des Wortstammes velth oder velt vermittelst des irischen Wortes „beal-adh salben“ (vergl. beal-t-an, beal-t-aidh beschmiert, schmierig), eines ohne Zweifel gerade für eine Vaseninschrift ganz besonders passenden Wortbegriffes. Wir erklären also das Wort cĕ-vel-th-ŭ für eine, in ihrem Suffix u uns nun schon aus der ersten Inschrift hinlänglich bekannte, von der einfachen Wurzel „val, vel salben“ — welche Wurzel überdieß auch den bekannten griech. und latein. Wörtern ἔλαιον (mit Digamma), oleum, so wie βάλανος Salbeichel, Olive, βαλανεῖον, balneum, Bad (d. i. eigentlich Reibe- und Salbbad) unmittelbar zu Grunde liegt — vermittelst des particip-nennwortharten t (vgl. nas-t-av) abgeleitete, und zugleich durch das — dem kymr. cy, latein co, deutschen ge (goth. ga) entsprechende (ursprünglich „Gedrängtheit und Einigung“ ausdrückende) — Präfix cĕ verstärkte, vierwurzelige Verbalbildung, in deren phonisch-etymologischem Bau uns sonach nichts mehr zweifelhaft ist, außer nur die, wir wissen nicht, ob dem Einfluß des vorhergehenden l zuzuschreibende, oder vielleicht als eine durchgängig vorherrschende Eigenschaft des dentalen Consonanten im Siculo-Pelasgischen anzusehende, Aspirirtheit des t. Als einen untrennbaren fünften Theil dieser Verbalbildung aber haben wir ohne Zweifel noch die auf das personale ŭ folgende Wurzel ir — ce-vel-th-u-ir — zu betrachten, als in welcher wir, nach Anleitung des keltischen und lateinischen Passivsuffixes r, ir, ar, er, (lat. cel-o-r, kymr. cel-ir, cel-er vi, ir. ceil-t-ear me) beym ersten Blick eben diese und zwar hier, ganz wie im Lateinischen,

dem Personenzeichen nachgesetzte, Passiv-verbalzeichen-wurzel erkennen: eine Bildungswurzel, die wir uns übrigens keineswegs entschließen können, mit Bopp weder auf ein reflexives s, noch auch (s. Bopp über die keltischen Sprachen p. 259) auf das s des Verbums „as seyn" zurückführen, sondern vielmehr, ohne Annahme irgend einer Verwandlung oder Verstümmelung, unmittelbar mit dem ägyptisch-keltischen Verbum „r, ir machen" (armor. ri, ra machen) — ebenwie ja auch z. B. der griechische passive Aorist durch das Verbum „τίθημι machen" gebildet wird — als ganz derselben, hier nur selbständig gebliebenen Verbalwurzel zusammenstellen; wobey uns übrigens unbenommen bleibt, dieser unserer reinen Passivbildung ce-velthu-ir sofort bey ihrem syntactischen Verständniß die, auch im Kymrischen nicht selten durch passive Formen ausgedrückte, reflexive Bedeutung unterzulegen und also nicht durch „ich werde gesalbt," sondern „ich salbe mich" zu übersetzen. — Die, wir meynen, unbezweifelbare Bedeutung des Wortes cēvelthŭir weist nun zugleich auf die des vorhergehenden „mulvēne mit Oel" hin, ein Wort, das wir, dem materialen Sinne seines Thema nach, allerdings aus den Wörterbüchern verwandter Sprachen — etwa nun das irische „morfas train oil" (O'Reilly) ausgenommen — äußerlich nicht sicher nachweisen, obwohl, bey der nahen sprachwerkzeuglichen Verwandtschaft der Laute m und v, als mit der Wurzel „val salben" selbst nahe zusammenhangend, mit großer Wahrscheinlichkeit auf eine, auslautend durch ein reduplicatives v verstärkte, Wurzel „mlv, mulv salben, fett seyn" (vgl. das griech. μολύνειν beschmieren) zurückführen, und davon sodann als ein, vermuthlich neutrales, nomen substantivum „mulv-a, mulv-a-s Oel[a] grammatisch genau ableiten können. Denn was die zweytheilige Endung ēne betrifft, so halten wir dieselbe, mit Bezug sowohl auf die syntactisch formale Bedeutung des Worts mulvēne in unserem Satze, als auch auf seinen appositionalen Zusammenhang mit dem, eine gleichbedeutende Endung tragenden, adjectivischen Worte pupliān-ā, keineswegs, auch in ihrem ersten Theile nicht, für eine — etwa dem griech. ηνη in σελήνη (von σελ, ir. suil leuchten) oder εἰρήνη (von εἰρ binden, einhägen) entsprechende — bloße Nennwurzel, sondern sehen darin die bekannte — wahrscheinlich (obwohl das n gewöhnlich euphonisch erklärt wird) aus ā und in (mit Anschmelzung des i in das vorhergehende nominale a) zusammengesetzte — Doppelendung des sanskritischen Instrumentalis auf ēna (z. B. patr-ēna mit dem Vater), so daß also das, schon im Sanskrit verkürzte, schließende ā in unserer Sprache, wahrscheinlich unter Einfluß des vorhergehenden ē, noch mehr verkürzt, in die hellere Nebenform des a, nämlich e, übergegangen sey. — Die mit ēne gleichbedeutende Endung des letzten Wortes pupliān-ā endlich ist keine andere, als die, eine zweyte Form des sanskritischen Instrumentalis darstellende (z. B. mahat-ā „mit großem") Endung ā, wonach uns also dann die, selbiger Endung vorweggehende, Wurzel ān, pupli-ān, nun in diesem Worte, zufolge dessen voraussetzbarer adjectivischer Bedeutung, wirklich als eine denominative adjectivische Nennwurzel, entsprechend z. B. dem lateinischen ān in Romānus, montānus, Caesariānus u. s. w., zu erklären bleibt. Bey der Erklärung des als nominaler Kern unserer Adjectivbildung zuletzt heraustretenden Wortes pupli aber müssen wir, um unsere Uebersetzung „populonisch" zu rechtfertigen, allerdings voraussetzen, daß der, gewöhnlich auf Münzen vorkommenden Namensform „Puplana oder Pupluna" der bekannten Stadt (latein. Populonia, s. M. I, p. 330) — die wir übrigens, bey der, der ganzen Küste des nördlichen tyrrhenischen Meeres noch heuzutage vorzugsweise eigenthümlichen, Pflege des Oelbaums, wohl ohne weiters als eine Erzeugerin trefflichen Salböls voraussetzen dürfen — daß, sag ich, dieser Namensform, als einer eigentlich auch adjectivisch-denominativen Bildung, der einfache Name pupl-i oder, ohne Nennvocal, pupl, wenn auch nur als Name ihres Heros eponymos, zu Grunde gelegen habe; eine Voraussetzung, die jedoch durch das Vorkommen einer einfacheren Namensform, Velsa oder Velsu auch für die Stadt Volsinii (s. M. I. p. 334), so wie auch durch das bekannte Namensverhältniß der beyden Städte Cortona und Tarquinii zu ihren Schutzheroen Corythus (Corth) und Tarchun mehr als wahrscheinlich wird, ja uns sogar vielleicht erlaubt, diesen unseren voraussetzbaren Heros eponymos der Stadt Pupli mit dem neuerlich auf einem

tuskischen Spiegel entdeckten Gott Dionysos-Phuphlun für etymologisch einerley zu halten.

Wir hatten ursprünglich die Absicht, dieser unserer hiermit beendigten analytischen Erörterung beyder Inschriften noch eine weitere — weitere und genauere, als wir es in einigen gelegentlichen Noten versucht haben — Anwendung desjenigen linguistischen Hülfsmittels, durch welches uns diese Erörterung hauptsächlich möglich geworden ist, nämlich des Vergleichs der keltischen Sprache, auch auf die Analysis einiger rein tuskischen, d. i. nach unserer Meynung mehr ursprünglich pelasgischen, Sprachdenkmäler, so wie zugleich auf die Erörterung mehrerer in der griechischen und lateinischen — und neben letzterer auch in der umbrischen und oskischen — Sprache selbst erhaltenen, altpelasgischen Bestandtheile und Einflüsse der Reihe nach folgen zu lassen; worauf es uns sodann, auf der so gewonnenen breiteren linguistischen Grundlage, vielleicht hätte gelingen mögen, auch unsere eigentlich historischen Betrachtungen über das ethnographische Verhältniß der Pelasger und Tyrrhener sowohl unter sich als zu den Siculo-Arcadern einerseits und den Hellenen und Römern andererseits mit Sicherheit wieder aufzunehmen, und — gegenüber allen jenen innern historisch-kritischen Widersprüchen, zugleich aber auch jener in sich selber zusammenhängenden sittlich-kritischen Haltung der Niebuhrschen Ansicht — zu einer im Einzelnen mehr genauen, aber im Ganzen nicht minder einigen als diese, uns selbst eben so sehr als dem Leser Genüge leistenden, wissenschaftlichen Gesammtansicht durchzuführen. Indessen macht uns die Ausdehnung, zu der unsere Arbeit schon durch die — obwohl unvermeidliche — Umständlichkeit unserer obigen analytischen Erörterungen der beyden Inschriften angewachsen ist, die Ausführung eines solchen Vorhabens, wenigstens an dieser Stelle, von vorneherein unmöglich, *) und gestattet uns zum Schlusse nur die in wenig Worte gefaßte Darlegung der, allen unseren bisherigen Untersuchungen — unter deren Einfluß sie sich zugleich umgekehrt immer fester gestaltet hat — zum gemeinsamen Haltpunkt dienende, auch bereits im Einzelnen vor uns —

*) Nur in dieser Anmerkung sey es uns noch gestattet, unseren Lesern die von uns vermittelst des Keltischen gefundenen wahrscheinlichen etymologischen Erklärungen einer Reihe schon oft besprochener pelasgischer, tuskischer, umbrischer und sabellischer Wörter kurz gefaßt mitzutheilen, wobey wir die keltische Erklärbarkeit der Wörter der letzten beyden Sprachen als eine Folge theis der innern ursprünglichen Verwandtschaft, theils der äußeren späteren Berührung dieser Sprachen mit der etruskischen betrachten können: Pelasgisch: *Πέλασγοι*, von kymr. balch, ir. balach s. v. — *Λάρισσα*, von kymr. hlaer-u, ebben, entwässern — *Δωδώνη* von k. dwn-ed murmeln, verkünden — *Ἄ-γυλλα* (mit vorschlagendem α, das γ st. κ ist siculische Erweichung.), das ir. cuil, cul (caile) Bergung, Schutz, Zufluchtsort, von cuil, ceil bergen, decken (celare — vrgl. das gleichbedeutende cul in den Städtenamen Jani-cul-um, Tus-cul-um, As-cul-um u. a.) Der (angeblich) tuskische Name derselben Stadt, Caere, entspricht dem — übrigens wohl aus cad-er (ir. cath-air, cad-er Verschanzung, Stadt) zusammengezogenen und also zu der Wurzel „cyd (ir. cuit) hauen, verhauen," gehörigen — kymr. Wort „caer Burg, Stadt." Tuskisch: *Τάρχων*, *Τυῤῥηνός* (offenbar zwey zusammengehörige und also beyde dem tuskischen Stammheroen bezeichnende Wörter, zurückführbar auf die gemeinsame Wurzel trh d. i. tarch oder turh; wovon sich also dann 1) vermittelst bloß des gentilen n, — dem aber zugleich ein — wahrscheinlich aus w nach h entsprungenes — ũ vortritt, Tarch-ũn; und 2) vermittelst des gentilen n und zugleich des Nennvocals a, Turch-n-a, siculo-pelasgisch Turh-en-as herleitet; das s in dem umbrischen und darnach latein. Turs-ci scheint eine Verwandelung des h, eben wie in Porsena st. Pur-n-a oder Purh-n-a): entspricht dem ir. „torc, tor erhaben, Herrscher, Fürst — und zugleich „hoch, Gipfel, Thurm" (vrgl. kymr. dyrch-u st. tyrch-u erheben, erhöhen) und ist also dem Sinne nach ein mit *Πελασγός* vollkommen gleichbedeutendes Wort. — „*Ρασένα*, tuskisch Ras-n-a, erinnert an die, byzantinisch durch *δρομῖται* erläuterte, altnordische Benennung der Waräger „*Ῥῶς*" (wovon „Russe") und scheint wie diese, und zwar mit Bezug auf das kymr. „hrys-u, rennen, laufen" (das altnord. rãs-a) und das ir. „rais, Lauf, Weg," entweder „Renner d. i. Jäger, Streiter" oder vielleicht auch (im Zusammenhang mit der Bedeutung des Namens „Nanos" s. v. a. *Πλανήτης*, und vielleicht „*Ὀδυσσεύς*" von *ὁδός* vrgl. madschar. ut) „Wanderer" zu bedeuten. — Aesar, *Αἴσοι*, das ir. aes-ar Gott, altnord. ãs-r, von ir. „as schaffen," wahrscheinlich zzst. mit dem alt-sanskr. as-ura (nicht a-sur-a) zend. ah-ur-a Gott. — Tages, das kymr. dag Erzeugung, von dyg gebären, erzeugen (vgl.

namentlich hinsichtlich der Zusammengesetztheit der Siculo-Pelasger — schon mehrfach angedeuteten zusammenhängenden historischen Ansicht über jenes ganze fragliche Verhältniß.

Genius). (Dieselbe Bedeutung, nämlich „Zeuger," scheint auch die des Wortes „penas," als shb. mit dem kymr. „pyn-as Geschlecht," so wie vielleicht mit dem latein. pēnis). — ril Sonne (M. I. 64) das irische real, rēil leuchtend, Gestirn (von einer voraussetzbaren Wurzel „ril, ruil leuchten"). — line, leine (M. I. 445), das kymr. hlyn-edd Jahr, vergangenes Jahr (vrgl. h-lyn-edd, ir. b-liadhain Jahr). — itus. das kymr. oed (madschar. idö) Zeit, Frist, yd-ys Kalender (vrgl. hebr. יָד). — bid-ent-al, das kymr. bidi-ant, Einzäunung, von k. bidio einzäunen (vielleicht auch mit Bezug auf das ir. beithir, sanskr. bhid-ira Blitz, von s. bhid spalten, übrigens phonisch-mimisch, derselben Wurzel). — lapis manalis (M. II. 97), vom kymr. maen Stein. — sylvanus (M. II. 65), das kymr. syl-vaen Grundstein. — his-ter, histrio (M. II. 215), von dem ägypt. „hs singen" (Champ. p. 378), vrgl. kymr. hys Geräusch; ir. gēis Schwan, Ankündigung — sanskr. hrs sonum edere. — lanista (i. e. gladiator, carnifex M. II. 222) vom ir. „lann-aim I cut, put to the sword," vrgl. lann Schwert. — clan (schon von Lanzi (I. 272) hypothetisch durch „natus" übersetzet), das irische cland (kymrisch plan, plan-t) Nachkommenschaft, Sohn. — etera (das in der Inschrift bey M. I. 446 im Gegensatze steht zu „clan Sohn") das ir. athair Vater. — tu-re-e (von Lanzi durch δωρῆκε erklärt) entspricht — nur mit einfacherer Tempus- und Personenendung — genau dem kymr. tu-hregi-oedd oder tu-hregi-ai „reichte dar" von „hregi reichen" (vrgl. hrēg Geschenk) und „tu, tua (ir. do) da, hin, zu."

Umbrisch. Die vier von Lassen (p. 19) nicht verstandenen Ausdrücke der eugubinischen Tafeln: „pre vercir treblaneir, pre verir tesenocir, pre verir vebier" erklären sich alle vier leicht und treffend aus dem Keltischen: nämlich trebl-an entspricht dem ir. „treabl-acht-t Krankheit, Leiden;" tes-en-oc, dem ir. „teas-ach Fieber" (vrgl. teas, kymr. tēs Hitze, das sanskr. teg-as.) veh dem irisch. fec Krankheit, Seuche; ver ist das kymr. „gwer-in allgemein:" und die drey Stellen bedeuten also: „wegen allgemeiner Krankheiten, Fieber und Seuchen."

Sabellisch. söl (M. I. 43), das ir. suil, sol Sonne, (kymr. sul) von suil, syl sehen,

Was also — um nur die hauptsächlichsten Theile der Frage in der nothwendigen Kürze zusammenzustellen — zunächst die Pelasger betrifft, so sind dieselben, unserer Meynung nach, ein, obwohl gleichfalls entschieden kaukasischer, doch von der kaukasischen früheren Einwohnerschaft Griechenlands und Italiens, nämlich den sogenannten Arcadern und Siculern *) in Sprache und Abkunft wesentlich verschiedener, wahrscheinlich vielmehr mit der ägyptisch-(chaldäisch-) keltischen Völkergruppe nahe verwandter, urasiatischer Menschenstamm, als welcher namentlich durch seine Sprache keineswegs dem, von den Arcadern und Siculern bereits aufgenommenen, verfeinert abgeschlossenen sanskrito-grammatischen, sondern im Gegentheil einem beybehaltenen uralterthümlichen, zugleich rauheren und beweglicheren, unter den (lebendig oder monumental) uns erhaltenen kaukasischen Sprachen besonders durch das Aegyptische und Keltische dargestellten, antisanskritisch-eigenthümlichen kaukasischen Bildungszustand angehört.

glänzen (vrgl. ir. söl-as Licht, sūl Auge). — s-trena (valetudo) das kymr. tryn Feuer, Muth. — Februarius, das kymr. Chwefror von chwefru toben, stürmen (wie „Hornung" von „hurnigeln"). — hirpus (lupus), vom k. breibio verschlingen, breibus gefräßig (vl. sanskr. vrk-a). — em-brat-ur (imperator) das ir. brath, breith Richter. vgl. brath-aim „ich richte." — Bruttii, entspricht dem Namen des kymr. Stammes Bryth-on, von bryth-u streiten, aufrührerisch seyn, vrgl. broth Aufruhr.

*) Wir haben wohl kaum nöthig hinzuzufügen, daß diese Arcader und Siculer auch keineswegs als ein ungemischter und in allen seinen Theilen ureingeborner Menschenschlag, sondern nur als die, durch früher eingewanderte asische Stämme bereits umgestaltete und sprachlich sanskritisirte, Ureinwohnerschaft Italiens und Griechenlands angesehen werden müssen. Hinsichtlich des Namens „Arkader" haben wir auch bereits bemerkt, daß derselbe wahrscheinlich selbst von den Pelasgern herrührt, die damit aber eben die ursprünglichen Einwohner des von ihnen eingenommenen und besetzten Inselandes, τοῦ Ἄργεος d. i. der Peloponnes, als keines anderen heroischen Namens werth, bezeichnet zu haben scheinen.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 27.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. May.

Nro. 91. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Die Herkunft der Bayern von den Markomannen entwickelt von Dr. Fr. M. Wittmann, k. b. Reichsarchivs-Sekretäre zu München. Sulzbach 1841. 8. 61 S.

Was Professor Zeuß in seiner Schrift: „die Herkunft der Bayern von den Markomannen ꝛc.“ übersehen hat, nämlich diese seine Ansicht durch die Geschichte der Markomannen selbst zu begründen, so weit dieß die Unvollständigkeit der hievon auf uns gekommenen Nachrichten erlaubt, und wo Derselbe eine „Lücke gelassen, ohne deren Ausfüllung diese Ansicht bey den Ungläubigen nicht leicht Eingang finden dürfte;“ das versucht in vorliegender Schrift Hr. W. mehr zu befestigen und die bemerkte Lücke auszufüllen.

Mit diesem also dargelegten Streben ist Hr. W., der in seiner bayerischen Landes- und Rechtsgeschichte, 1837 1. Th., noch der Ansicht gewesen: die Bajoarier seyen aus mehreren Stämmen entstanden, zur Meynung des Hrn. Zeuß übergetreten, welcher er im Gefühle, daß in Z's. Schrift ein förmlicher historischer Beweis nicht gegeben ist, aus der Geschichte der Markomannen eine festere Grundlage zu geben sich bemüht.

Anfänglich begegnet Hr. W. den Einwürfen eines Gelehrten, welche dieser dem Hrn. Z. in den Götting. Gelehrten Anzeigen (July-Heft 1840) gemacht hat. Dem Göttinger Recensenten sind die deutschen Bojer der Bajoarier Stammväter, ungeachtet der Aeußerung des Tacitus Germ. 28. „Helvetii, ulteriora Boji, Gallica utraque gens.“ „An Tacitus zumal,“ sagt Hr. W., „der, wo er seiner Sache nicht gewiß ist, sie immer unentschieden läßt, aber fest auftritt, wo er auf gesichertem Boden sich bewegt, an Tacitus sollte man ohne sehr wichtige Gründe nicht rütteln.“ *) Allein gerade zu dieser Stelle möchten wir, was wir schon früher gethan, bemerken, daß Tacitus, wie es die ganze Fassung der angeführten Stelle zeigt, (Vahdiores olim Gallorum res fuisse, summus auctorum divus Julius tradit (Libr. VI, 24. ac fuit antea tempus etc.), eoque credibile est, etiam Gallos in Germaniam transgressos. Quantulum enim amnis (Rhenus) obstabat, quo minus, ut quaeque gens evaluerat, occuparet permutaretque sedes promiscuas — — — —? Igitur inter Hercyniam silvam Rhenumque et Moenum amnes Helvetii, etc. — — tenuere) hier nicht als Gewährsmann auftritt, sondern daß er nur aus Cäsars Aussagen von der Uebermacht der Gallier seine Folgerungen macht, wodurch wir jedoch nicht behauptet wissen wollen, daß die Bojer nicht keltischen Stammes gewesen. Referent hat, was Hr. W. anerkennt, vor Jahren schon den Ungrund keltisch-bojischer Abstammung der Bajoarier gezeigt. So ganz und gar jedoch dürften die Bojer aus der bayerischen Geschichte schon deßhalb nicht weichen, weil diese keltischen Bojer wirklich im Lande südlich der Donau und insbesondere im heutigen Altbayern eine Zeitlang sich aufgehalten.

*) S. 22 Note 9 rüttelt Hr. W. tüchtig an Tacitus, indem er die Triboci, Nemetes und Vangiones gegen des Auctors ganz bestimmte Aussage (haud dubie) gallischer Abkunft seyn läßt. cf. Strabo. IV. 3.

Die *ἐρημία Βοΐων* stößt ja nach Strabon VII. 1. an den Bodensee (vergl. mit VII. 5, woselbst statt *Τουρίους* zu lesen wäre *Βοΐους*). Das Kap. 6. des IV. Buches dieses Geographen rückt die Bojer so ziemlich in das altbayerische Land: Rhäter und Vindeliker, in den Alpen wohnend, stoßen an Helvetier und Bojer, bis zu deren Ebene sie herabreichen. Und ferner L. IV. c. 6. „Alle diese (Vindeliker, Noriker, Breuner, Genaunen) beunruhigten vormals die angränzenden Theile Italiens, sowie das Land der Helvetier, Sequaner, Bojer und Germanen.“

Man kann diese Stelle nicht drehen und deuteln, wie jene L. VII. c. 5. und L. VII. c. 1. (Zeus, die Deutschen p. 232, 245.); denn dieser Stelle L. IV. c. 6 nach hatten die Bojer im Westen die Vindeliker, im Osten die Noriker, im Süden Breuner und Genaunen zu Nachbaren. Am westlichsten lagen die Sequaner, auf diese folgten die Helvetier und hierauf immer östlich die Bojer; nördlich der Helvetier befanden sich die Germanen. Ungeachtet des Hrn. Z. Ausspruch: „Im Nordabhange der Alpen bis zur Donau, vom Bodensee ostwärts, findet sich keine Spur von Bojen,“ gäbe es also doch noch Bojer daselbst. (Vrgl. Gel. Anz. 1842. 24. März p. 474, 475). Caesar B. G. I. 5. sagt deutlich: „Bojosque, qui trans Rhenum incolunerant - - - receptos ad se socios sibi adsciscunt.“ cf. I. 29. Sie hatten östlich des Rheins und des Bodensee's gewohnt, (incolunerant, also keine herumziehenden Bojer), sie waren von da immer gegen Osten bis vor Noreja gedrungen, welches sie belagert hatten. Im Norden des Rheins von seinem Ausfluß aus dem Bodensee bis zur Beugung von Basel können Bojer darum, dieser Stelle nach, nicht gewohnt haben, weil dort schon, nach Cäsar, Germanen saßen. Den Helvetiern aber mußten die Bojer aus dem Grunde in ziemlicher Nähe wohnen, weil sie dieselben als Bundesgenossen angenommen, was wieder nur helvetischer Seits geschehen seyn mag, weil sie die Tapferkeit der Bojer in der Nähe kennen gelernt hatten. Bey solcher Lage der Dinge wird, wie wir glauben, jede bayerische Geschichte der Bojer, wenn auch nur kurz und vorübergehend, zu gedenken haben. Aus Osten her den Helvetiern zuziehend, waren sie 32,000 stark, also fast so zahlreich als die Tulinger (36,000 Mann) und stärker, als die Latobriger (14,000 M.) und Rauraker (23,000) erschienen und die Zahl ihrer waffenfähigen Mannschaft betrug 8000 Streiter. Wohin sie gekommen, berichtet Cäsar I. 28, der auch den Grund ihres Verbleibens bey den Aeduern angiebt (quod egregia virtute erant cogniti).

Hr. W. geht sodann, immer in seiner Einleitung, auf den großen, mehrere Jahrhunderte andauernden Kampf zwischen Kelten (welche er weit in das nördliche Europa vorgedrungen seyn läßt) und Germanen über, und läßt die letzten Kämpfe am Rhein und an der Donau statt haben, in welchen die Helvetier aus den Gegenden des Maynes und des Ober-Rheines lange vor der cimbro-teutonischen Invasion (114 ff. vor Chr.) durch die Markomannen vertrieben worden seyen. Zu Anfang des letzten Jahrhunderts vorchristlicher Zeitrechnung wurden die Bojer aus Bojohemum durch dieselben Markomannen vertrieben, die wahrscheinlich erst um diese Zeit sich Markomannen (Gränzmänner) nannten, was sie nun in der That waren, da sie die ganze Gränzlinie vom obern Rheine an, der Donau entlang bis nach Mähren beherrschten. Aber nicht Marbod war es, der die Bojer zu Anfang der christlichen Aera besiegte, sondern das Ereigniß hatte, wie gesagt, fast um ein ganzes Jahrhundert (ungefähr 80 Jahre vor Chr.) früher statt.

Dieß zu erweisen erläutert Hr. W. die einschlägigen Quellenstellen: Straben VII, 1. VII, 2, Vellej. Paterc. II, 108. Tacit. Germ. 42.

(Fortsetzung folgt.)

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

In der Sitzung am 5. März d. J. las Hr. Dr. Karl Meyer über zwey von Hrn. Prof. Lepsius bekannt gemachte altitalische Vaseninschriften.

(Schluß.)

Als aber nun dieser Stamm in mehreren auf einander folgenden Wanderungen zuerst, von Asien aus, Griechenland und sodann, von Griechenland aus, Italien, — jenes beynahe ganz, dieses nur theilweise, (namentlich die östlichen Küstenstaaten und das Arnothal) — überzogen und, durch Bezwingung der hier schon angesiedelten Arcado-Siculer, als herrschender Stamm eingenommen hatte, verschmolzner, und zwar vorzugsweise in Italien, wo er, weniger zahlreich als in Griechenland, der ihm gegenüberstehenden Masse unterworfener Penesten das Gleichgewicht nicht zu halten vermochte, allmählich mit diesen zu einem neuen siculo-pelasgischen Mischvolke, das, obwohl es, in den alten Ueberlieferungen, gewöhnlich unter dem einfachen Begriffe der Pelasger erwähnt zu werden fortfährt, doch in der That als ein von den alten eigentlichen Pelasgern wiederum — wenn auch nicht in demselben Grade als von den alten eigentlichen Siculern — wesentlich verschiedenes betrachtet werden muß, und von dessen zusammengesetztem Zustande, namentlich in sprachlicher Hinsicht, uns nun eben die beyden erörterten Inschriften, als durchgängig eine sanskritisch-ägyptische, lateinisch-keltische Mischung (nur nicht im modernen Sinne) und Doppelseitigkeit verrathend, und somit sich auch dem Tuskischen — d. i., wie wir gleich sehen werden, Reiner-Pelasgischen — theils (namentlich z. B. in den consonantischen Lautverhältnissen) deutlich anschließend, theils (namentlich in den vocalischen Lautverhältnissen) entschieden davon abwendend, das merkwürdigste Zeugniß darbieten. *) Denn gegenüber, meynen wir nun ferner, dieser so gemischten und jetzt zugleich durch ihre Berührung mit andern italischen Volksstämmen, namentlich den Umbern und Aboriginern (beyde vielleicht ligurischer Herkunft und von denen letztere, vor den Pelasgern, eine Zeitlang

*) Hier mag nachträglich noch die geeignetste Stelle seyn, diejenigen unserer Leser, die, mit den neueren Untersuchungen über das Keltische unbekannt und noch den Eindruck jener früheren phantastischen Arbeiten der sogenannten Keltomanen festhaltend, unsre vergleichende Bezugnahme auf das Keltische bey Erklärung unserer Inschrift vielleicht nicht ohne Mißtrauen wahrgenommen haben, kurz daran zu erinnern, daß wir uns bey einer solchen Bezugnahme in der That nicht auf jene Arbeiten der Keltomanen, wohl aber auf die — unter dem bestätigenden Ansehen Bopps gewiß über allen Verdacht wissenschaftlicher Monomanien erhabenen — Arbeiten Prichards (on the eastern origin of the Celtic nations 1830) Pictets (de l'affinité des langues Celtiques avec le Sanscrit 1837) und Bopps selber über die keltischen Sprachen (Abh. der Berl. Akad. der W. 1838) gestützt haben, als durch welche Arbeiten es jetzt bereits auf unwiderlegliche Weise dargethan ist, daß das Keltische — d. h. das, durch die vier hauptsächlichen keltischen Mundarten — die kymrische (welsche) und armorische (das breton), irische und schottische — theils in noch heute lebendiger Rede, theils seit zwölf Jahrhunderten in einer Reihe wohlerhaltener Schriftwerke dargestellte, grammatisch zusammengehörige Sprachganze —, obwohl einerseits die — bis jetzt noch nicht gehörig gewürdigten — Spuren eines offenbar unsanskritischen Bildungszustandes darbietend, doch zugleich andrerseits eine Fülle zusammenhängender mit dem Sanskrit aufs lautlichste übereinstimmender Laut- und Wortbildungszüge enthält, durch welche es, neben dem Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Littauischen, Slavischen und Germanischen, zur Einnahme seiner Stelle als achte Sprache in dem indo-germanischen Sprachenkreise aufs entschiedenste berechtigt wird: bey welcher Berufung auf frühere keltologische Arbeiten es uns der Leser indessen, rücksichtlich der von uns selber angestellten eigenen Forschungen über eben jenen unsanskritischen Bildungszustand der keltischen Sprache und über dessen untrennbaren wechselseitig erklärungsvollen Zusammenhang mit dem sanskritischen, zugleich verzeihen möge, wenn wir jene bereits wissenschaftlich festgestellte Ansicht

über die Siculer am Arnus und Tiber geherrscht zu haben scheinen), in mehreren ihrer Theile auch anderwärts veränderten siculo-pelasgischen Einwohnerschaft Italiens, erschien, und zwar zuerst im Westen und Norden dieses Landes, einige Menschenalter nach den aus Griechenland gekommenen Pelasgern, ein anderer gleichfalls pelasgischer, aber diesem seinem Ursprung verhältnißmäßig strenger treu gebliebener neu erobernder Volksstamm unter dem — mit dem Worte *Πέλασγοι* etymologisch-gleichbedeutenden — Namen Turh-n-ai, siculo-pelasgisch und griechisch *Τυῤῥηνοί* oder *Τυρσηνοί*, umbrisch-lateinisch Tursci und Tusci, (s. o.) oder auch unter dem neugewählten, eigenthümlicheren (vielleicht „Renner" oder „Wanderer" bedeutenden) Namen Ras-n-ai (*Ῥασέναι*) —: ein Volksstamm, von dem es uns also nach diesem seinem doppelten Verhältniß zu den Pelasgern und Siculo-Pelasgern deutlich ist, wie er bey den alten Schriftstellern mit den, unter dem einen Namen zusammen gefaßten, sobenannten Pelasgern bald, und zwar besonders in Bezug auf Griechenland, wo diese Pelasger eben verhältnißmäßig weniger abgeartet waren, als vollkommen gleichbedeutend, bald, und zwar besonders im Bezug auf Italien, wo jener Name eben ein schon stark verändertes Geschlecht bezeichnete, als in entschiedenem Gegensatze stehend abwechselnd angeführt werden kann; so wie zugleich ein Volk, dessen rein pelasgische Bildung, in ihrem Zusammentreffen mit der schon anderweitig halbpelasgisirten des westlichen Nord- und Mittelitaliens uns nun auch (und in dieser Schlußfolge stimmen wir mit Herrn Lepsius überein) jene mannigfach zu erklären versuchte räthselhafte Erscheinung, wie gerade das in diesem (namentlich mittleren) Theile Italiens aus der Mischung der Tyrrhener und Siculo-Pelasger (wobey jedoch der Einfluß des beygemischten umbrischen Elements nur von sehr geringer Bedeutung gewesen zu seyn scheint) hervorgegangene Staats- und Cultusleben des sogenannte Etruriens eine, im Verhältniß zu allen übrigen italischen Ländern, so auffallend reiche und zusammenhängende Fülle unverkennbarer altgriechischer — d. i. nämlich eben altpelasgischer — Bildungszüge aus sich entwickeln konnte, aufs befriedigendste auflöst. Und sollen wir nun endlich auch über den Weg, auf welchem, gegenüber den von Griechenland aus nach Italien gekommenen Pelasgern, dieser tyrrhenisch-pelasgische Stamm nach Italien — und sodann von hier aus, allen zuverläßigsten Angaben zufolge, auch nach Griechenland — kam, unsere Vermuthung aussprechen, so sagen wir, daß die Tyrrhener diesen ihren Weg keineswegs unmittelbar von Osten oder Nordosten, der eigentlichen Richtung ihres Ursitzes aus, sondern vielmehr, wie auch schon früher die Sikaner und Ligurer und später die Iberer und Kelten, über die Nordküste von Afrika her genommen, und also Italien zunächst von dem heutigen Spanien und Frankreich aus, nämlich theils — ein früherer und kleinerer Zug — zur See, theils — die später nachfolgende größere Masse — über die Cottischen- und Seealpen herüber erreicht haben, eine Wanderung, deren Spuren, außer in dem Mythus vom libyschen Herakles, auch in einem großen Theile der Reisemährchen vom Odysseus, so wie insbesondere auch in dem Namen des dritten Sohnes des Odysseus und der Kirke (bey Hesiodos) *) „*Τηλέγονος* der ferngeborne," der, zugleich mit dem (griechisch-pelasgischen) Akrios und dem (italisch-pelasgischen) Latinos über sämmtliche Tyrrhener herrschet, auf dichterische Weise verborgen zu liegen scheinen.

Karl Meyer.

über der keltischen Sprache wirkliche sanskritische oder indo-germanische Verwandtschaft überhaupt durch die aus jenen unseren — freylich noch nicht veröffentlichten — Forschungen hervorgegangene eigenthümliche Ansicht über die besondere merkwürdige Beschaffenheit jener Verwandtschaft für vermehrt und berichtigt genommen, und in dieser ihrer Berichtigung sofort bey unserer linguistischen Analysis, zugleich mit gelegentlicher Rücksichtsnahme auf das, dem vorsanskritischen Theile des Keltischen so nahe verwandte, Aegyptische als philosophisch-linguistischen Leitpunkt fortwährend im Auge behalten haben.

*) Theog. 1014. Der Vers steht in den besten Handschriften.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. May.

Nro. 92. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Die Herkunft der Bayern von den Markomannen entwickelt von Dr. Fr. M. Wittmann ꝛc.

(Fortsetzung.)

Zu solcher aus den Quellen neu gewonnenen Ansicht des Hrn. W., welche er indessen schon in seiner bayerischen Landes- und Rechtsgeschichte entwickelt hatte, und die, wie Er sagt, „seither hie und da stillschweigende Nachfolge, doch noch mehr Tadel gefunden hat," sey von uns folgendes bemerkt.

Man kann mit dem Ausdrucke „μετανέστησε" (er führte sie aus ihren Wohnsitzen an einen andern Ort) nicht wohl bezeichnen: „Marbod sey mit seinen Markomannen ꝛc. in Böhmen wie in ein altes Besitzthum eingezogen." — Daß die Kolduer oder Kolduler, ein Suevenstamm, diesseits des Bergwalds (zur Zeit Strabon's) wohnten, hängt mit Marbods Einwanderung gar nicht zusammen. Der Geograph berichtet einfach vom ἑρκύνιος δρυμός und den Völkern der Sueben, darunter die Kolduler, bey welchen *Βουϊαιμον* ist, des Marabudos königliche Wohnung, und fügt die kurze historische Notiz bey: „in welche Gegend Jener (Marbod) andere Völker mehr versetzte und auch seine Landsleute die Markomannen." — Daß die Kolduler aber schon vor Marbods Einzug dort gewohnt, kann aus Strabons Stelle nicht füglich entnommen werden. Wahr ist es, daß von Bojern und deren Vertreibung oder Unterwerfung hier bey Strabon keine Rede ist, und dieß würde allerdings für des Hrn. W. Behauptung sprechen. Eben so wenig sagt Vellei. Paterc. II. 108 von der Besiegung der Bojer etwas. Er und Strabon waren Zeitgenossen jenes Ereignisses der Besetzung Böhmens durch Marbod, welches gewöhnlich 9 oder 8 Jahre vor Chr. gesetzt wird. Auch bey Vellejus wiederum läßt der Ausdruck: „gens Marcomannorum excita sedibus suis" eine von Hrn. W's. Behauptung abweichende Erklärung zu. Sie wurden von ihren Sitzen aufgejagt, diese Sitze der Markomannen waren damals nicht in Böhmen; wenn wir auch mit Hrn. W. „atque in interiora refugiens" lesen, so übersetzen wir darum doch nicht dieß Wort mit „zurückfliehend," sondern überhaupt mit: „in das Innere fliehend," oder noch besser: „Zuflucht nehmend." So geht denn aus beyden Stellen hervor, daß Marbod seine Markomannen (deren Sitze in den Maingegenden waren, siehe Flor. IV. 12, Dio. LV. 1. Oros. VI, 20), aus diesen Sitzen hinweg und nach andern führte (*μετανέστησε*), die er mit ihnen fortan bewohnte (incolebat). Auch zeigt der Schluß von cap. 108. des Vellej., daß das Besitznehmen des Landes durch Marbod auf eine kriegerische Weise stattgefunden: „occupatis igitur, quos praediximus, locis, finitimos omnes aut bello domuit, aut conditionibus juris sui fecit."

Wenn Armin's Rede (Tacit. Annal. II. 45.) vor der Schlacht den Marbod als einen Flüchtling u. s. w. schildert, so tritt hier Tacitus als Rhetor nach der Weise der Alten auf, welcher seinen Helden Worte in den Mund legt, wie sie zur Gemüthsstimmung derselben passen. Demgemäß darf Armin im Hasse gegen Marbod diesen nicht als den Sieger der Bojer und anderer Völker, sondern als den

vor Roms Waffen Fliehenden, in die Schlupfwinkel des hercynischen Bergwaldes sich Verbergenden seinen Kriegern darstellen. Man erkennt, der Historiker hat hier auf Augenblicke dem Rhetor Platz gemacht, und die leidenschaftliche, verletzende Sprache Armin's kann der historischen Wahrheit keinen Abbruch thun. Dagegen ist Tacit. Germ. 42 wieder auf streng historischem Gebiete, wenn er sagt: Praecipua Marcomannorum gloria viresque; atque ipsa etiam sedes, pulsis olim Bojis, virtute parta." *) — Also Ruhm und Macht haben die Markomannen durch Vertreibung der Bojer und überdieß noch Sitze durch ihre Tapferkeit erworben. Sie wohnten mithin auch nach dieser Stelle vor dem Verdrängen der Bojer nicht in Böhmen, wie konnte sonst Tacitus sagen, daß sie Sitze durch ihre Tapferkeit erworben? Man sieht, Tacitus datirt der Markomannen vorzüglichen Ruhm und ihre große Macht von dieser Vertreibung der Bojer an. Nach Hrn. W. wäre dieß, wie schon gesagt, mindestens 80 Jahre vor Chr. Die Geschichte der Markomannen, die Hr. W. ausführlich bearbeitet hat, zeigt uns nun in der vom Hrn. W. angegebenen Zeit (80 vor Chr.) und nach derselben, bis auf Marbod's Tage herab gerade keine sonderliche Macht, d. h. eine solche Macht, die selbst den Römern Achtung gebot, und welche diese aus nächster Anschauung gekannt hätten. Es zieht sich vielmehr das Markomannen-Volk vor den Römern erst vom Ober-Rhein, dann aus den Maingegenden zurück, und Marbod führt dasselbe nach Böhmen. Die Annahme, die Markomannen seyen schon lange vorher dort die Herren gewesen, ist, wie gezeigt, nicht begründet. Unläugbar aber redet Tacit. l. cit. vom Glanzpunkte der Markomannischen Macht, einer Macht und einem Ruhme, der durch die Vertreibung der Bojer so vorzüglich gehoben worden, und fügt dann bey: „Eaque Germaniae velut frons est, quatenus Danubio peragitur." Die Donau war die Grenze des Römerreiches gegen Groß-Germanien seit dem J. 15 vor Chr. Wären die Markomannen 7 oder 6 Decennien früher schon bis zur Donau hin gesessen, so hätten die Römer sie unmittelbar nach der Eroberung vom Jahre 15 vor Chr. als ihre nächsten Nachbarn kennen gelernt, und Historiker wie Geographen über sie in solcher Stellung berichtet. Davon jedoch findet sich keine Spur, bis 6 Jahre später (9 vor Chr.) der Einzug des Volkes in den herzynischen Wald als eine Folge des Vordringens römischer Waffen von Westen her stattgefunden. Jetzt, in unmittelbare Berührung mit Rom gekommen, fließen die Nachrichten uns reichlicher zu; ein solches Volk unter Marbod's Leitung an der Reichsgrenze erforderte die ganze Aufmerksamkeit der Römer (Domit. Ahenobarb. Zug), zumal Marbod, gestärkt durch Unterwerfung von Völkern und im Bunde mit mehreren anderen Stämmen eine Allen furchtbare Macht zu gründen wußte. Dieß nun ist, nach unserm Dafürhalten, der Glanzpunkt des Markomannen-Reiches, den Tacitus im Sinne hatte, und den er in gewohnter Kürze schildert. Die weiteren Aufschlüsse geben Vellejus Paterculus, — der zwar die besiegten Bojer nicht, aber dafür den Führer der Markomannen nennt, — und Strabon, welcher uns von dessen Königssitz unterrichtet, so wie von der Uebersiedelung des Volkes im Allgemeinen. Das neu gegründete Reich mochte den Zeitgenossen (Vellej. Paterc. und Strabon) wichtiger erscheinen, als das Schicksal der Besiegten und Unterworfenen, durch welche Marbod und seine Markomannen in ihrer neuen Gründung sich gestärkt und zur Achtung gebietenden Macht erhoben hatten; daß Tacitus diese Zeit, und keine frühere, d. h. ihr um Vieles vorgehende im Sinne hatte, geht auch noch aus Anführung der markomannischen Zustände zu seiner Zeit hervor: „Marcomannis Quadisque usque ad nostram memoriam reges manserunt ex gente ipsorum, nobile Marobodui et Tudri genus, jam et externos patiuntur." Die Markomannen (und so auch die Quaden) hatten sich nach echt germanischer Weise an das Haus des Begründers ihrer Macht in Böhmen, an Marbod's Geschlecht gehalten, welches über ein Jahrhundert lang das Scepter führte. An eine Vertreibung (pulsis olim Bojis) der besiegten Bojer in Masse zur Zeit des Augustus haben wir nie geglaubt. Schon M. Welser und Leibnitz haben obige 3 Worte des Tacitus ganz richtig erklärt, auf sie verweisen wir! — Die von Stra-

*) Daß der Ausdruck olim von Tacitus im Jahre 98 oder 99 nach Chr. auf ein Ereigniß wohl angewendet werden konnte, welches ein Saeculum früher vorfiel, ist klar.

von VII. 2 aus Poseidonios (70 oder 86 vor Chr.) von Rhodos uns bewahrte Stelle sagt einfach: die Bojer hätten vorher (πρότερον) den hercynischen Wald bewohnt und von da den kimbrischen Angriff abgewiesen, ja, die Angreifenden selbst gegen den Ister und zu den Skordiskern gedrängt ꝛc. Es wäre zu wünschen, daß uns die Stelle nicht nach dem Citat des Strabon, sondern aus dem Original vorläge, ein Wunsch, den so manche andere Anführung früherer Geographen bey Strabon hervorruft. Möglich, daß Poseidonios die Bojer am Ister (cf. Strabon VII. 3. 5. V. 1.) unter Kritasiros, welche ihm näher und daher bekannter waren, als vom hercynischen Wald, ihren früheren Sitzen, hergezogen sich vorstellte.

Noch ist hier der Volcae Tectosages des Jul. Caesar B. G. VI. 24 zu gedenken, die er als über den Rhein her eingewanderte Gallier circum Hercyniam silvam Sitze nehmen läßt. Die Unbestimmtheit des Ausdrucks, welche durch den Vorsatz: „ea, quae fertilissima sunt Germaniae loca“ kaum gehoben wird, macht es sehr schwer, ihre Wohnsitze anzugeben. Daß Cäsar a. a. O. von der bekannten gallischen Wanderung, also von der Zeit größerer Kriegsmächtigkeit der Gallier redet, ist nicht zu bezweifeln. Er ist aber auch in dieser seiner Aussage als Quelle benützt worden von Tacitus, der, wie oben erwähnt, aus diesem summus auctorum seine Schlüsse zieht (c. 28. eoque credibile, igitur), jedoch bereichert durch die geographischen und ethnographischen Kenntnisse seiner Vorgänger und seiner Zeit. Anstatt der von Cäsar genannten Volcae Tectosages nennt er uns als über den Rhein herübergezogene Völker Helvetier und Bojer, gallische Stämme, und giebt der Ersteren Sitze zwischen Hercynien, dem Rhein und Mayn, der Bojer Wohnungen weiterhin, d. h. östlich von den Helvetiern an. Entweder der östlich wohnende Theil der Helvetier oder wahrscheinlicher die Bojer selbst sind also von Tacitus an die Stelle der cäsarischen Tectosages gesetzt worden. Was ihn bewog, gerade diese beyden keltischen Völker anstatt der von Cäsar benannten zu setzen, mag wohl die Nachricht gewesen seyn, welche er bey Geographen und Historikern vorgefunden, daß Bojer die Kimbern von ihrem Lande Bojohemum abgewiesen (Strabon VII. 2). Hat es nun damit seine Richtigkeit, so ergiebt sich daraus in Bezug auf des Hrn. W. Behauptung von der früheren Vertreibung der Bojer durch die Markomannen (80 Jahre vor Chr.), daß zur Zeit, als Cäsar seine Commentarien schrieb (48 vor Chr.) diese Tectosagen d. i. Bojer noch unvertrieben, aber auch vollständig germanisirt, in ihren Sitzen lebten, wie Cäsar ausdrücklich bezeugt: quae gens ad hoc tempus iis sedibus sese continet. *)

*) Hr. Prof. Zeuß, die Deutschen ꝛc. holt diese cäsarischen Tectosages aus Pannonien herben (p. 17), führt sie über die Donau in die Umgebungen der östlichen germanischen Waldhöhen und läßt sie dort Sitze nehmen. Ihm sind S. 125 die Gothini des Tacit. c. 43 „Reste eines größeren unterjochten Keltenvolkes, wahrscheinlich der Volcae Tectosages, die zu Cäsars Zeit an den Hercynien noch in Ansehen standen.“ Dieß lasse sich aus ihrer gedrückten Lage folgern. (Die Gothini, von Tacitus ein Volk gallischer Sprache genannt, und die pannonisch redenden Osi mußten einen Theil ihrer Steuern an die Sarmaten, den andern an die Quaden entrichten.) Hr. Z. hat durch seine Annahme die Volcae Tectosages des Cäsar mit großer Leichtigkeit zu Gothini gemacht, wahrscheinlich wegen ihrer Gallica lingua, und sie auf solche Weise an die Südost-Grenzen der germanischen Völker versetzt. Gründe, oder auch nur ein Grund (außer den oben vermutheten), weßhalb er so verfahren, finde ich nicht angegeben. Wenn Cäsar, wie schon früher bemerkt, mit seiner Nachricht von dem Zuge der Volcae Tectosages östlich über den Rhein die gallische Wanderung nach der bey den Römern frühzeitig in Umlauf gesetzten Sage (das Ausführlichste bey Livius V. 34 ꝛc.) bezeichnet (welche ihm im Lande gallische Berichte als wirklich erfolgte Züge bestätigten), wenn er die Auswanderer um den hercynischen Wald setzt, woselbst sie noch zu seiner Zeit geachtet waren; so mußten sie viel eher ihr Ziel erreicht haben, als Hr. Z. annimmt, nämlich, an den West- und Südwesthängen Herconiens, nicht aber im entfernten Osten. Auch ergiebt sich aus Cäsar, daß die V. T. inmitten germanischer Stämme, nicht an der Grenze der Sarmaten und Germanen gesessen: nunc quoque in eadem inopia, egestate, patientia, qua Germani, permanent, eodem victu et cultu corporis utuntur. Warum holt sie aber Hr. Z. aus dem Süden (aus Pannonien) herben, da nach Livianischem Bericht dem Sigowes der hercyn-

Nach Vertreibung der Bojer aus Bojohemum (80 Jahre vor Chr.) wendet sich Hr. W. zu den ferneren Thaten der Markomannen. Ariowist, diesem Volke angehörig, sey 72 vor Chr. mit großem Gefolge auf Abenteuer ausgezogen, aber erst um 66 vor Chr. in Gallien eingedrungen, und habe sich dort eine Herrschaft gegründet, die er nach kurzer Dauer an Cäsar verlor. Cäsars Sueven sind Markomannen, welche als Hauptvolk über viele untergeordnete Stämme geboten, die selbst ihren Namen in solcher Stellung aufgegeben hatten (Caesar B. G. VI. 10). Von da an bis auf Drusus Stillschweigen über die Markomannen. Dieser Held soll auf einem seiner Züge vom Rhein aus in das Innere Deutschlands den Markomannen eine vollständige Niederlage am Mayne beygebracht haben. — (Das Factum ist wohlbeglaubigt durch Dio Cass. LV. 1. Flor. IV. 12, Paul Oros. VI. 20. und auch Hr. W. führt S. 42 die Gewährsmänner hiefür an). — Roms feindselige Gesinnung bewog Marbod, sein Volk aus den bisherigen Sitzen zwischen dem oberen Rheine, dem Mayne und der oberen Donau hinweg nach Böhmen zu führen. Gegen die Sitze von Marbods Markomannen am Ober-Rhein und zwar kurz vor ihrem Aufbruch nach Böhmen erinnern wir: daß am rechten Ufer des Oberrheines dieselben ums Jahr 9 oder 8 deßhalb nicht mehr gewesen seyn können, weil bereits 50 Jahre vor Chr. römische Herrschaft am linken Ufer des Oberrheins begründet, weil schon Augustus 27 vor Chr. diese Bezirke am linken Rheinufer als Provinzen ordnete, weil er nach des Lollius Niederlage (16 vor Chr.) alle Anstalten zur Colonisirung und Vertheilung der Legionen dem Grenzstrom entlang getroffen, und endlich weil Drusus 50 Kastelle am ganzen linken Rheinufer errichtete mit Brücken und Uebergangspunkten, Flottillen u. s. w. Als nun 15 vor Chr. die Römer auch an die Donau vorrückten und dort sich festsetzten, zog die Hauptmasse der Sueven aus den Strichen zwischen Oberrhein und Oberdonau sich zurück in der Richtung gegen den Mayn. Nur wenige mögen in den alten Sitzen geblieben seyn. Auch vom Mayn wichen sie nach erlittener Niederlage in gesichertere Striche. Wir dürfen sohin annehmen, daß einige Jahre vor Marbod's Zug gegen Böhmen, am Oberrheine keine oder nur sehr wenige Sueven gesessen waren, und daß Marbod's Weiterzug gegen Böhmen nicht aus den Gegenden des Oberrheins, sondern aus jenen des Mittelmayns statt gefunden.

Hr. W. erzählt ferner die Begründung von Marbod's Herrschaft, seine Stellung zu Rom, seinen Sturz, sowie die völlige Sprengung des Markomannen-Reiches; indem alle übrigen Völker, welche den Markomannen bisher gehorchten, sich losrissen, und unabhängig lebten. Von da bis zum sogenannten Markomannen-Kriege kennt die Geschichte wenig Erhebliches von ihnen. Nachdem sie in dieser Zeit zur alten Größe sich wieder erhoben, wurden sie endlich durch öftere Niederlagen so geschwächt, daß sie nie wieder zur vorigen Macht gelangen konnten. Damit schließt Hr. W. seine Einleitung.

(Fortsetzung folgt.)

nische Wald als Loos zugefallen war? — „Nur die Tectosagen“ sagt er, Cäsarn meisternd, „die wahrscheinlich erst später von Pannonien aus über die Donau ꝛc. eingezogen.“ Woher weiß dieß Hr. Z.? — Auch eine nähere Bezeichnung der Sitze der Osi hätten wir vom Hrn. Z. in seinem größeren Werke gewünscht. Hier bilden die Aravisci in Pannonien, also zu Tacitus Zeit innerhalb der Reichsgrenze, den Haltpunkt. Sie wohnten am untern Lauf des Arabo, in der Nähe der Einmündung dieses Flusses in die Donau, am Südufer der Donau. Am nördlichen Ufer den Araviskern gegenüber, fiengen die Sitze der Osi an. Quia pari olim inopia ac libertate eadem utriusque ripae bona malaque erant. Begreiflich ist diese ripa das Donau-Ufer, in die Donau mündet Arabo. Zu merken ist noch hieben, daß Tacitus hier nicht die Zustände dieser Völker, wie sie zu seiner Zeit waren, schildert, sondern daß er von vergangenen Zeiten (olim) spricht.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. May.

Nro. 93. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1813.

Die Herkunft der Bayern von den Markomannen entwickelt von Dr. Fr. M. Wittmann ꝛc.

(Fortsetzung.)

In dem nun folgenden Abschnitte versucht er es, durch Beybringen positiver Beweise aus der Geschichte der Markomannen selbst, die Ansicht: die Markomannen seyen die Stammväter der Bajoarier, „gegen jeden Zweifel sicher zu stellen.“ Er knüpft die Beweisführung an die inhaltsschwere Stelle des Jornandes c. 53 — 55. Chunimund, der Sueven Herzog, war auf einem Beutezug nach Dalmatien auf dem Rückwege von den Gothen, deren Viehheerden er weggeführt, am Pelso-See überfallen, besiegt und gefangen worden. Doch schloß Theodemir der Sieger Friede, adoptirte selbst den Chunimund und entließ ihn mit den Seinigen nach Suevia. Ueber Suevia's Lage sagt Jornandes: Dalmatiis Suevia vicina erat, nec a Pannoniis multum distabat, praesertim, ubi tunc Gothi residebant. (Diese Stelle über Suevia's Lage ist im Bamberger Codex des Jorn. ausgelassen.) Allein der undankbare Chunimund regte nach einiger Zeit die Scirren, damals über der Donau gesessen und seither der Gothen Bundesgenossen, wider diese auf. Zwar fand in der Schlacht der Ostgothen-König Walamir den Tod, allein die Scirren wurden vollständig geschlagen und mit Vernichtung bedroht. Diese zu verhüten, fielen die Sueven-Häuptlinge (reges) Chunimund und Alarich, mit den Resten der Scirren, deren Große Edico und Wulfo an der Spitze, aber auch von Sarmaten, Gepiden und Rugiern unterstützt, die Gothen in Pannonien an. Am Flusse Bollia (Ipol.) erlitten Chunimund und seine Genossen eine große Niederlage. Nach einiger Zeit führte Theodemir seine Gothen im Winter über die fest zugefrorne Donau und griff die Sueven unvermuthet im Rücken an. Denn jenes Land der Sueven hat im Osten die Bajobaren, westlich die Franken, südlich die Burgundionen, im Norden die Thuringer zu Nachbarn. Quibus Suevis (wir setzen die Stelle vollends her, da sie Hr. W. nicht weiter gegeben) tunc juncti Alemanni etiam aderant, ipsique Alpes erectas (Rhaetias) omnino regentes; unde nonnulla fluenta Danubio influunt nimio cum sonu vergentia. Hic ergo taliter munito loco, Theodemir Rex hiemis tempore Gothorum ductavit exercitum et tam Suevorum gentem, quam etiam Alemannorum utrasque invicem foederatas devicit, vastavit et paene subegit. Inde victor etc.

Die meisten Erklärer dieser Stelle halten sie für „verdorben oder für gänzlich unentwirrbar.“ Nicht so Hr. W., der zeigen zu können glaubt, „daß weder das Eine noch das Andere der Fall sey, daß vielmehr sich Alles in ihr recht gut in einander füge, wenn man Jordanes offen daliegenden Irrthum berichtiget, eine Berichtigung, welche . . . . . eben so einfach, als einleuchtend ist. Jordanes nämlich irrt bloß in Bezug auf die Wohnsitze der Sueven, von denen hier die Rede ist, und er fühlt diesen Irrthum . . . selbst sehr wohl, macht auch den Versuch, sich desselben zu entledigen;“ — „allein seine Unbekanntschaft mit den Verhältnissen dieser, und überhaupt der nordwestlichen Länder und Völker führt ihn in einen noch größeren Irrthum, der glücklicher Weise so groß und der Art ist, daß

er gar leicht als solcher erkannt und auch berichtigt werden kann.“

Jornandes setzt, nach Hrn. W. offenbar irrig, einmal Sueven an die Save und das anderemal an den Lech, und doch ist nach seiner eigenen Darstellung „nicht von zweyerley Sueven, sondern immer nur von ein und den nämlichen die Rede.“ Eben so gewiß ist, daß „weder die Einen noch die Andern in die Darstellung passen.“ — Für jene an der Save bedarf es keines weiteren Nachweises. Auch die Sueven am Lech können unmöglich hieher gehören, weil 1. die öftere Verbindung der Sueven mit den Scirren gegen die Gothen gemeinschaftliches Interesse voraussetzt, was, wenn man hier die Lech-Sueven annimmt, durchaus nicht vorhanden war; denn diese hatten wegen ihrer allzu großen Entfernung von den Gothen nichts zu fürchten. Beyde Völker, Sueven und Scirren, können nicht fern von einander gewohnt haben. 2. Wollte man den Lech-Sueven die Streifzüge nach Pannonien zurechnen, so müßte man, abgesehen von der großen Entfernung, Vindelicien als ein ganz menschenleeres Land annehmen, welches sie beliebig durchziehen konnten, eine Annahme, welche sich ohne allen weiteren Nachweis von selbst verbietet. 3. Vergegenwärtigt man sich die Wohnsitze der Lech-Sueven und der Ostgothen, so stellt sich Jornandes Bericht vom Donau-Uebergang und vom plötzlichen Erscheinen der Gothen im Rücken der Sueven als Etwas dar, was diese unmöglich vollbringen konnten. Bloß um der Rache willen nahmen die Gothen keinen Zug in so weit entlegene Gegenden vor, selbst wenn er leicht ausführbar gewesen wäre, was er aber schon deßhalb nicht gewesen seyn würde, weil die ganze lange Strecke ihre Bewohner hatte, und durch diese hin die Gothen mit den Waffen in der Hand den Weg sich hätten bahnen müssen bis zu den Sueven.

Aus diesen Gründen sind jene Sueven, deren Kriege mit den Ostgothen Jornandes schildert, weder die Lech- noch die Save-Sueven, sondern die hier in Rede stehenden Sueven sind „nirgends anderswo, als in Vindelikien zu suchen.“ — Sie sind die nachher zum Vorschein kommenden Bayern, die in Vindelicien auftreten; auch liegt nicht das Mindeste vor, daß die Sueven freywillig oder gezwungen dieses Land wieder verlassen haben. — „Dieser Namenswechsel hat eben unsern Historiker (Jorn.) in Irrthum geführt, und das Herumtappen desselben am Lech und an der Save veranlaßt, da er sich auf eine andere Art nicht zu helfen wußte.“ — „Des Jornandes Vorgänger (Cassiodor), von ihm treu nacherzählt, kannte und nannte die Bayern nicht, sondern an ihrer Stelle Sueven. Umgekehrt kannte der Anfangs der zweyten Hälfte des VI. Jahrhunderts schreibende Jordanes in Vindelikien keine Sueven mehr, sondern nur Bayern, er wußte nicht, daß diese letztern kein von den ersteren verschiedenes Volk seyen; ihm war unbekannt, daß je Sueven in Vindelikien gewesen; sondern er kannte die zu seiner Zeit vorhandenen Sueven am Lech und an der Save. Zu den Ereignissen seines oben angeführten Berichtes wählte er die einen von beyden, oder vielmehr er vertheilte unter beyde die Rollen.“

Damit glaubt nun Hr. W. erwiesen zu haben, daß Vindelicien in der zweyten Hälfte des V. Jahrhunderts von Sueven bewohnt war, daß des Jordanes Sueven l. cit. diese Vindelicien bewohnende Sueven gewesen seyen, und beantwortet nur noch die Frage: „wie diese Sueven ihrem National-Namen nach geheißen haben?“ kurz mit „Markomannen.“ Zwar ist auch dieser Name eine Collectiv-Benennung, aber um Vieles enger, als jene der Sueven. Neben diesem Namen erscheinen die Völker, die ihn führten, bey den Quellengeschichtschreibern gar nicht selten als Sueven, und zwar mit Vorzug, da sie unter den zahlreichen suevischen Völkern die hervorragendsten waren. Hr. W. führt statt mehreren Stellen nur einige an, die „von der Art sind, daß sie keinen Widerspruch zulassen“ (Es sind: Tacit. Ann. II. 26, 44, 62. Aurel. Victor. epit. 2 u. 8. Florus. IV. 12. Oros. VI. 21. Dio Cass. LV. 1, sämmtlich, was zu beachten, für die Zeiten Marbod's), und wirklich sind die Markomannen (von damals) unter den suevischen Völkern die vorzüglichsten. Nie, sagt Hr. W., sey dieser alte Name „Sueven“ außer Uebung gekommen, deßhalb kann es nicht auffallen, daß die Markomannen nach ihrer Nieder-

lassung in Vindelicien wieder unter diesem Namen „Sueven“ erscheinen.

Das Markomannische Reich hatte sich nach dem großen Kriege aufgelöst und das bisher herrschende Volk war hiemit auf sich selbst beschränkt. Markomannen konnten sie nach Einnahme von Italien durch Odovachar (476) nicht mehr heißen, denn sie waren keine Grenzmänner mehr. Sueven durften sie sich auch nicht mehr heißen, weil ihnen westlich auch Sueven (Schwaben) wohnten. Um nun mit diesen nicht verwechselt zu werden — wie Jornandes es wirklich gethan, — mußten sie sich einen andern Namen suchen. Sie suchten und fanden ihn in ihrer Geschichte. Die glanzvollste, ruhmwürdigste That der Markomannen war, nach Tacitus, die Vertreibung der Bojer aus Böhmen, und „diese ist es denn ohne Zweifel auch, welche sie auf die Bildung und Annahme des Namens Baiuvaren führte.“ — Hierauf zeigt Hr. W., daß die Ansicht: „die Sueven in Vindelicien seyen die Markomannen, die Markomannen also der Bayern Stammväter“ ganz vortrefflich mit der Geschichte derselben übereinstimme.

Seit Marbod war Böhmen der Hauptsitz der Markomannen bis gegen die Mitte des dritten Jahrhunderts nach Chr. Nach dieser Zeit erscheinen sie nie mehr Noricum und Pannonien gegenüber (doch! siehe Aurel. Victor epit. c. 33. und de Caesarib. cap. 33. Attalus, und seine Tochter Pipa oder Pipara — concessa parte superioris Pannoniae etc.), auch nicht mehr mit Quaden verbunden. Das Vorrücken der Gothen an die untere Donau verursachte ein starkes Vordrängen der übrigen minder-mächtigen ostgermanischen Völker gegen den Westen; so der Burgunder und Juthungen, letztere rückten an die obere Donau vor; — sie waren wahrscheinlich vormals Semnonen genannt worden.

Früher noch als der Quaden Nachbarn, die Juthungen, etwa um die Mitte des dritten Jahrhunderts ließen sich die westlich gezogenen Markomannen der Donau entlang und durch die heutige Oberpfalz hin nieder; diese Striche hatten sie schon früher, auch als sie noch in Böhmen wohnten, beherrscht. Ihrem Rückzuge dahin stand Nichts im Wege. Die Armalausi nicht, wegen ihrer Unbedeutenheit, vielleicht waren sie selbst den Markomannen unterthänig. Die Narisker sind schon am Ende des Markomannischen Krieges verkommen. Die Peutinger Tafel setzt Marcomanni so ziemlich in die heutige obere Pfalz, und dieß stimmt mit allen übrigen auf uns gekommenen Nachrichten überein. So fielen sie im J. 272 nach Chr. von Rhätien her in Italien ein. Sie hatten sich, nach Zosimus I. 49, mit den Alamannen und Juthungen verbunden (Ἀλαμαννοὶ καὶ τὰ πρόσορα τούτοις ἔθνη κ. τ. λ.), woraus sich, nach Hrn. W., ergiebt, daß die Markomannen zu dieser Zeit in den oben bezeichneten Strichen und nicht mehr in Böhmen gesessen; denn Zosimus nennt sie und die Juthungen den Alemannen angrenzende Völker.

Kurz nach diesem Einfalle befreyte Aurelian die Vindeliker vom Joche barbarischer Knechtschaft (cf. M. Welser opp. p. 310). Diese Barbaren sind dem Hrn. W. Markomannen.

Die Invasion vom J. 356, welche die Sueven (Amm. Marc. XVI. 10) unternahmen, müssen wieder die hier unter diesem Namen versteckten Markomannen vollführt haben, und damit werden ihre Sitze in den angegebenen Strichen bezeugt.

Auch unter den Völkern, welche Aetius in den Jahren 429 — 431 in Rhätien und besonders in Vindelicien bekämpfte, befanden sich sehr wahrscheinlich Markomannen. Unter den Nori kann nur ein deutsches Volk versteckt seyn. Das Land, woselbst und um welches gekämpft wurde, war hauptsächlich Vindelicien, auf dessen Nordseite seit der Mitte des dritten Jahrhunderts die Markomannen wohnten, die dieß Land entweder mit oder ohne der Römer Einwilligung leicht besetzen konnten. Auch war diese Provinz (Vindelicia), wie Hr. W. aus Jornandes oben nachgewiesen haben will, zu Anfang der letzten Hälfte des V. Jahrhunderts von den Sueven (Markomannen) besetzt. Diese Markomannen konnten allerdings Rebellen seyn (Noros edomat rebellantes), weil sie sich der Vita S. Ambrosii zufolge am Ende des IV. Jahrhunderts römischer Herrschaft freywillig und wahrscheinlich gegen Landertheilung (Vindelicien) unterworfen hatten. (Fritigil, quaedam regina Marcomannorum etc. vor 397.) Endlich werden die Bayern, — vordem

Markomannen — bey lateinischen Schriftstellern als Nori, Norici genannt. Weßhalb, ist nicht wohl zu ermitteln. Man bringt nun diesen Namen mit Noricum und seinen Bewohnern in Verbindung, jedoch ohne zureichende Gründe. Hieß doch schon Bayern in einer Zeit ager Noricus, wo es nur Vindelicien und einen kleinen Theil Noricums umfaßte (vor 791) und es ist nicht glaublich, daß der Name des kleineren Bestandtheiles auf das Hauptland übergegangen seyn sollte. Müssen unter Nori die Markomannen verstanden werden, so waren sie schon vor dem J. 430 im Besitze Vindelikiens, ja, vielleicht schon zur Zeit der Fritigil.

Im großen Heere Attila's erscheinen Markomannen, und zwar zum letztenmale in dem Zuge gegen Gallien. Als die Deutschen das hunnische Joch abschüttelten in der siegreichen Schlacht am Flusse Netad werden Gothen, Gepiden (Sueven hat Hr. W. hinweggelassen), Heruler, Scirren, Rugier, Turkelinge namhaft gemacht, aber der Markomannen ist nicht mehr gedacht. Ihren früheren Wohnsitz, Böhmen, nahmen Langobarden und theilweise schon Slawen ein, Skirren, Rugen, Turkelinge und Heruler hatten sich an der Donau, Noricum und Rhätien gegenüber festgesetzt.

Daß der Bayern bis tief ins VI. Jahrhundert hinein in den Rescripten und Briefen Theoderichs nicht gedacht wird, ist nach Hrn. W. merkwürdig, da doch in jenen Schreiben sämmtliche umliegende Völkerschaften sich erwähnt finden; und ein lebhafter Verkehr selbst mit den fernliegenden Thuringern gepflogen wird.

Auch Procop. bell. Goth., der sogar der Schwaben am Lech erwähnt, weiß von den Bayern nichts! Doch mögen sie mit andern Völkern in jener Stelle Procop. de aedif. IV. 5 bezeichnet seyn: „Von den Bergen bey den Kelten, welche nun Gallier genannt werden, kommt der Fluß Istros herab, er umgiebt viel Land, dessen größter Theil wüst ist, an manchen Stellen aber hat es barbarische Bewohner, die eine wilde Lebensweise führen und unvermischt sind mit andern Menschen.

Es läßt sich nicht angeben, um welche Zeit die Bayern sich so nannten oder so genannt wurden. In Folge eines Sueven-Einfalles im Jahre 536 in Venetien wurde den unglücklichen Bewohnern die Steuer erlassen. Versteht man unter diesen Sueven die in Vindelicien und nicht jene am Lech, welche in dieser Zeit gewöhnlich Suabi (bey Procop: Σουάβοι) genannt werden; so wäre der Name der Bayern erst zwischen den Jahren 536 — 550 in Umlauf gekommen. —

So weit des Hrn. W's. Beweisführung, daß die Markomannen der Bajoarier Stammväter seyen. Wir versuchen nun eine nähere Beleuchtung und Prüfung dieser hier kurz dargelegten Argumente, so wie überhaupt jenes Systemes, welches die Markomannen als der Altbayern Stammväter annimmt.

Wir beginnen mit der vom Hrn. W. auf eine eben so anziehende als originelle Weise commentirten Stelle des Jornandes von Hunimund's Händeln mit den Ostgothen c. 53, 54, 55. Jornandes wird in Bezug auf die Sitze der Sueven eines Irrthums beschuldigt: er setzt die Sueven am Lech und Sueven an der Save und scheint mit den Verhältnissen dieser, so wie überhaupt der nordwestlichen Länder und Völker unbekannt gewesen zu seyn.

Zur gehörigen Würdigung dieser Behauptung und der aus ihr gezogenen Folgerungen wird es nöthig, die Völkerstellungen möglichst bestimmt zu bezeichnen, wie solche in der Zeit von Attila's Tode (454) bis auf die Kämpfe des Sueven-Königs Hunimund (471, 472) bestanden, und wir bemerken dazu noch, daß innerhalb dieses Zeitraums keine wesentliche Veränderung mit denselben vorgegangen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. May.

Nro. 91. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1813.

Die Herkunft der Bayern von den Markomannen entwickelt von Dr. Fr. M. Wittmann, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Nach dem Entscheidungskampfe am Flusse Netad nahmen sich die Gepiden die Sitze der Hunnen in Dacien (Jorn. c.50.). Die Ostgothen erhielten vom Kaiser Pannonien (Jorn. a. a. O.) bis Sirmium hinab. Nördlich von ihnen, über d. h. im Norden der Donau (Jorn. c. 53. qui tunc supra Danubium considebant) saßen beyläufig bis zum Donau-Knie die Scirren, von denen ein Theil mit den Satagariern u. a. nach Klein-Scythien und Unter-Moesien sich begaben (Jorn. c. 50.).

Die Rugier hatten ihre Sitze im Rugiland. (Von der Umgegend unterhalb Wien bis nahe der Enns-Mündung. Paul Diac. I. 19. Jorn. c. 54. Vita S. Severini. c. 30. Procop. B. Goth. II. 14.) Andere Stämme dieses Volkes giengen an die untere Donau (Jorn. c. 50.). Heruler (Paul. Diac. I. 19) und Turcilinger (Jorn. c. 46. 57.) gleichfalls am Nordufer der Donau seßhaft. Weiter gegen Westen Thüringer und westlich von diesen die Alamannen bis zum Rhein und zu beyden Seiten dieses Stromes. Die Hauptschwierigkeit liegt in Ermittelung jener Striche, in denen sich Sueven aufhielten. Jornandes hat begreiflich nur immer seine Gothen im Auge, und gedenkt der andern Völker nur nebenher. Wir müssen darum seine Andeutungen über andere mit den Gothen in Berührung gekommene Stämme möglichst sorgfältig zum Auffinden ihrer Sitze benutzen. Im Befreyungskampfe von hunnischer Uebermacht hatten auch die Sueven, und zwar als Fußvolk (Suevum pede. Jorn. c. 50.) mitgefochten, ohne daß gleichwohl Jornandes l. cit. ihnen, wie den Gepiden und Gothen Landstriche angewiesen. Er berichtet jedoch später (c. 53.): Dalmatien sey Suevia benachbart gewesen, (quia Dalmatiis Suevia vicina erat, nec a Pannoniis multum distabat, praesertim ubi tunc Gothi residebant) und von Pannonien sey Suevien nicht weit entfernt.

Hierbey aber, so sagt man, habe sich Jornandes einen geographisch-ethnographischen Verstoß zu Schulden kommen lassen, der die ganze fragliche Stelle in unheilbare Schwierigkeiten versenke. Ehe man indessen so rasch, und, wie mir scheint, in vorgefaßte Meynungen verstrickt, abspricht, sollte man doch ruhig das Ganze sich beschauen, sollte man die Quelle, wie sie vorliegt (dieß heißt uns objectiv!) auffassen, und sie mit andern Quellenstellen vergleichen. — Aus letzteren erfahren wir, daß der Langobarden König Wacho, nach der Niederlage, die sein Nebenbuhler Tato den Herulern 492 nach Chr. beygebracht, und nach einem innern Krieg, aus dem er siegreich hervorgieng, Sueven besiegte und unterjochte (Paul. Diac. I. 21.), wo? sagt der Berichterstatter nicht. — Suavia erhielt von Theodorich dem Ostgothen einen Rector provinciae, Fridibod (Cassiod. Var. IV. 49. p. 71. a), und dahin schickt derselbe König den Severin mit Edikten, um die durch Abgaben Unterdrückten zu erleichtern (Var. V. 15. p. 78. a.).

Procop. B. Goth. I. 15. kennt: Σουάβοι (οὔχ οἱ Φράγγων κατήκοοι, ἀλλὰ παρὰ τού-

τοις ἑτεροι) χώραν τὲ μεσόγειον ἔχουσι. καὶ ὑπὲρ τούτους Κάρνιοι τὲ καὶ Νουρικοὶ ἱδρυνται κ. τ. λ. (die Schwaben und Alamannen in ihren bekannten Wohnsitzen führt derselbe I, 12. auf: Σουάβοι τε ὑπὲρ Θορίγγων καὶ Ἀλαμανοὶ, ἰσχυρὰ ἔθνη.), welche nicht den Franken unterworfen waren; sondern zu Anfang des Krieges der Kaiserlichen wider die Gothen von den Letzteren beherrscht wurden; wie denn auch die oben angezogenen Edicte dieses außer Zweifel setzen.

Nach allen diesen Aussagen wird klar:

1. Es hat allerdings Sueven in den Strichen zwischen Save und Drau unter Theodorich und selbst beym Ausbruch des gothischen Krieges (535) gegeben. *)

2. Die Sueven, welche die Kämpfe mit den Ostgothen bestehen, waren an den Grenzen Pannoniens, Dalmatiens und Norikums in der Art gesessen, daß sie von Norden nach Südosten reichten, ihre südlichsten Sitze, wie schon gesagt, zwischen Drave und Save, die nördlichsten nordwestlich des Plattensee's bis zu den westlichen Sitzen der Scirren, von denen sie wohl die Donau schied. Schwerlich jedoch wohnten sie in einer zusammenhängenden, ununterbrochenen Linie von der Save bis zur Donau; sondern die Ostgothen traten als das, die weniger mächtigen Nachbarn-Stämme in Abhängigkeit erhaltende Volk bald hier, bald dort dazwischen (Vita S. Severini c. 18.). In der Regel ließen die germanischen Stämme unter einander bey Plünderungs- und Kriegszügen die ausziehende Schaar, ohne besondere Schwierigkeiten zu machen, durch die von ihnen besetzten Gebiete; nur wenn Eifersucht und verletzte Interessen ins Spiel kamen, verweigerten die Waffenmächtigeren den Durchzug. So thaten die Ostgothen den Rugiern, die nach Italien vordringen wollten (Vita Sev. c. 5.).

Nehmen wir nun des Jornandes Stelle zur Hand:

c. 53. Hunimund unternimmt aus den nördlichen Gegenden der Sueven-Sitze einen Plünderungszug nach Dalmatien, und raubt beym Durchzuge durch die gothischen Besitzungen (dum . . . transit Hunimundus) das Rindvieh von der Weide. Nach verübter Plünderung Dalmatiens kehrt er zurück, woher er gekommen. Der zweyte der königlichen Brüder der Ostgothen Theodemir, — dessen Gebiet am Plattensee war (Jorn. c. 52.) — überrascht, um die Sueven von noch größerer Kühnheit abzuschrecken, die Heimkehrenden Nachts im Schlafe, fängt den König und unterwirft sich die Sueven. Er söhnt sich jedoch mit Hunimund wieder aus, adoptirt ihn, und entläßt ihn mit den Seinigen nach Suevia d. i. nach jenen nördlichen Strichen, von denen Hunimund ausgezogen war. Der Undankbare hetzt die Scirren auf, die über der Donau saßen, und Friede mit den Gothen hielten, so, daß diese vom Bunde mit den Gothen abfielen und ihre Waffen mit jenen der Sueven Hunimunds gegen die Gothen wandten. Diesen kam der plötzliche, von zwey befreundeten Nachbar-Völkern erhobene Krieg unerwartet (Gothis nihil mali sperantibus, praesertim de utrisque amicis vicinis confisis, bellum insurgit ex improviso etc.), in welchem Walamir das Leben verliert, die Gothen aber auf eine Weise siegen, daß die Scirren fast (paene) vertilgt wurden.

c. 54. Die völlige Vernichtung der Scirren zu verhindern, verbinden sich die Sueven-Könige Hunimund und Alarich (ein gothischer Name bey den Sueven) mit Sarmaten, Gepiden, Rugiern, an welche sich unter ihren Fürsten Edica und Vulfo die Ueberreste der Scirren schlossen. Die Schlacht am Ipol fällt zum großen Nachtheil der Verbündeten für die Gothen aus. Die Geschla-

*) Ungeachtet Hr. Prof. Zeuß, Gel. Anz. 1842. Nr. 59. p. 479 ziemlich apodictisch behauptet: „Von Sueven an der Save kann nach allen Umständen die Rede nicht seyn.“ Ihm sind die von Wacho Besiegten, die alten Sueven an den Westkarpathen, wohin er auch, jedenfalls nördlich der Donau, Hunimund und Alarich mit ihrem Volke versetzt, und sie von da, von Norden her, die Ostgothen beunruhigen läßt in Verbindung mit Sarmaten, Skirren und Rugen. Zeuß, die Deutschen p. 424. Allein p. 315 sind die Juthungen seit 430 verschwunden, und in der Folge heißt das den Alamannen verbündete und benachbarte Volk Suevi, Suavi. Dieß mit Berufung auf unsere Stelle des Jornandes. Das reime sich, zumal wenn man p. 521, 522 damit vergleicht, zusammen, wer kann! —

genen fliehen ruhmlos in die Heimath. Daß sie, wenigstens die Scirren und ein guter Theil der Sueven in derselben nicht zu verbleiben Lust hatten, zeigt

cap. 55., welches den Zug Theodemir's über die fest zugefrorene Donau und in den Rücken der Sueven berichtet, die nun (quibus Suevis tunc juncti Alamanni etc.) mit den Alamannen vereint waren, und seitdem geblieben sind.

Wo wäre nun hier der geographisch-ethnographische Verstoß des Jornandes? — Alles fügt sich ganz natürlich an einander, und dürften wir ihm dennoch einen Vorwurf machen, so wäre es der, daß er den Zug der Sueven und ihrer Verbündeten, der Scirren, gegen Westen unerwähnt gelassen habe: es ist indessen schon gesagt worden, daß Er nur gothische Großthaten vorträgt: Deßungeachtet geht die Flucht der Sueven zu den Alamannen, also in westlicher Richtung, einfach aus der Beschreibung des Landes hervor, in welches Theodemir einfällt. Es sind ungezweifelt die rhätischen Alpen (Manso's Lesart p. 313. 314). Wir aber haben nun die Sueven und Scirren auf ihrem Zug zu begleiten. Nach den bisherigen Vorgängen war eine Aussöhnung zwischen Gothen und Sueven nicht mehr denkbar: den Besiegten blieb keine andere Wahl, als sich entweder der Strenge des erbitterten Siegers zu unterwerfen, und ostgothische Unterthanen zu werden, — wir finden sie wirklich später noch in dieser Lage, siehe oben; — oder sich durch die Flucht zu retten. Diese bewerkstelligten sie wohl in der Art, daß sie, nachdem sie die Heimath südlich der Donau erreicht, auf die Nachricht von ferneren Rüstungen der Gothen, sofort den Zug antraten, wie es scheint, durch Norikum und Rhätien bis zu den Alamannen, die dazumal zu beyden Seiten des Lechs die Herren waren. Hier schlossen sie den Bund und verschmolzen später zu Einem Volke. Allein auch dort in ihren Bergen und gedeckt durch reißende Flüsse wußte Theodemir die Geflüchteten aufzufinden, und während sie mit ihren Unglücksgenossen zwischen der Donau und den Bergen ruhig westlich zogen und endlich bey den Alamannen anlangten, war Theodemir am Nordufer der Donau den Flüchtenden nachgeeilt, über den gefrorenen Strom gegangen und ihnen unvermuthet (Suevis improvisus a tergo apparuit c. 54.) im Rücken erschienen. Er besiegte die vereinten Sueven und Alamannen, verwüstete das Land und kehrte siegreich nach Pannonien zurück. Daselbst traf er seinen 18jährigen von Constantinopel angekommenen Sohn Theodorich. Dieser Umstand setzt das wichtige Ereigniß der Vereinigung der Sueven mit den Alamannen in das Jahr 472 (cf. M. Welser. rer. Boic. L. II. p. 72. der Nbger. Edit.).

Des Herrn W's. Einwand: „man müsse die weite Entfernung in Betracht ziehen, die ohne andern Gewinn, als bloß der Rache willen, die Gothen von einem Zuge dahin sicher abgehalten haben würde," hebt sich, wenn man bedenkt, daß Theodemir es eben auf Ueberraschung seiner Gegner abgesehen, die ihn in solcher Entfernung und in einem solchen Lande ganz und gar nicht erwarteten. Weite Züge der Völker jener Zeit waren eben nichts Seltenes. Hunimund, der Sueve, zieht nach Dalmatien, derselbe überrumpelt Passau (vita S. Sever. c. 23). Gibuld, der Alamannen-König erscheint gleichfalls vor Passau (vita S. Sever. c. 20), aber auch in der Champagne (vita S. Lupi († 479, 29. Juli) AA. SS. Julius. T. VII. p. 70. §. 10, col. 2). Die Alamannen ferner fallen Tiburnia an (vita S. Sever. c. 25.) u. a. m.

Der weitere Einwand, die in die entferntesten Gegenden streifenden Schaaren, hier im vorliegenden Falle die Gothen, die zur Oberdonau, dann über den Strom bis in die Gebirge drangen, hätten mit gewaffneter Hand sich Bahn brechen müssen, um an ihre Gegner zu kommen; mit andern Worten, sie hätten auf die in Vindelicien bereits seßhaften Sueven — die späteren Bajoarier — stoßen müssen, findet seine Erledigung in der oben besprochenen Freyheit des Durchzuges, welche die deutschen Stämme sich wechselseitig gewährten, ferner in dem Umstand, daß in den Gegenden östlich des Lech's den Gebirgen entlang dazumal, als Theodemir seinen Zug dahin unternahm, kein großes, festgeeinigtes Volk bestanden habe, welches den Anfall hätte zurückweisen können oder wollen. Das ersieht man klar aus der Schilderung in der Vita S. Severini. Wer hier auf Abenteuer ziehen wollte, that es ungehindert.

Nach allem bereits Gesagten glauben wir den Jornandes in den angezogenen Stellen von der ihm aufgebürdeten Beschuldigung völlig frey sprechen zu können. Das einzige Ungenaue in seiner Darstellung ist, wie gesagt, das Hinweglassen des Details vom Zuge der Sueven und Scirren nach Westen zu den Alamannen. Der Zug selber ist nach ihm um so gewisser vollführt worden, weil Jornandes die Vereinigung derselben Sueven, die in Pannonien mit den Ostgothen mehrfache Kämpfe unglücklich bestanden, mit den Alamannen in ihrem Lande berichtet. Ein Factum, welches durchaus nicht in Zweifel gestellt werden darf.

Wenn die Scirren-Fürsten (Edica et Vulfo, Scirrorum primates) die Stammväter des welfischen Hauses sind, wie von Leibnitz und andern Geschichtschreibern der Welfen behauptet wird — mit welchem Rechte, mag hier dahin gestellt bleiben —; dieß erlauchte Geschlecht aber in den frühesten Zeiten nach den großen Wanderzügen am Ober-Lech und zu beyden Seiten dieses Flusses seine Sitze hatte: so werden die Wanderungen der Scirren aus ihren Wohnplätzen im Norden von Pannonien nach obigen westlichen Bezirken im Vereine mit den Sueven allerdings angenommen werden müssen. Eine Bestätigung mehr für unsre aufgestellte Behauptung; und so wären denn bereits um das J. 472 eine Abtheilung der 4 Donau-Völker in die Bezirke des nachmaligen Bayerns und des angrenzenden Schwabens gekommen! — (Scirren im Heere Odovakars erweisen nur, daß nicht alle ausgewandert. Wie solche Stämme im Falle der Wanderung sich benahmen, werden wir an den Herulern später sehen.)

Dem Hrn. W. ist noch selbst in späteren Zeiten der Sueven-Name gleichbedeutend mit jenem der Markomannen. Allein die angeführten Stellen passen nur auf Augusteische und Taciteische Zeit, nicht mehr auf die Jahre nach 397/98. Wo fortan Sueven erscheinen, sind es entweder Alamannen oder ihnen benachbarte und verbündete Völker, oder die Stammväter der späteren Ostschwaben (wie die vom Jornandes erwähnten).

Allerdings mögen die Nori um 430 jene unter Fritigil im Noricum angesiedelten Markomannen seyn. Jedenfalls ist diese Herübernahme der Markomannen auf das Reichsgebiet im J. 398 um Vieles zweckmäßiger (weil hier der Bericht vorliegt), als der Zeitpunkt, den sich hierzu Hr. Zeuß erwählt. Obige Nori müssen indessen in Folge der Ansiedelung stark mit Provincialen versetzt gewesen seyn.

Zu Anfang der 2. Hälfte des V. Jahrhunderts war Vindilicien nicht von Sueven-Markomannen besetzt; sondern hier streifen, wie aus der Vita S. Severini bekannt genug, und zum Theile schon oben angeführt ist, Alamannen (c. 20. propter Alamannorum incursus assiduos, und Gibuld giebt das Versprechen: Se, cum diligenter provinciam (Rhaetiam) peragraverit, remissurum... captivos. Cap. 26. creberrimis Alamannorum incursionibus (von Quintana ist die Rede). Des Sueven Hunimunds ist schon mehrfach gedacht. Die Alamannen streifen auch nach Noricum mediterraneum hinein, c. 25. Alamannorum copiosissima multitudo, die Gothen von Osten her, c. 18, die Heruler Juvavo zerstörend, die Thuringer, nach Welser, Turcilinger, c. 30. c. 26 vom Norden her einfallend. Was vom deutschen Blute aus früherer Zeit in diesen römischen Provinzen war, wurde mitunter selbst von den mißtrauischen Romanen zur Abwehr der Feinde in den festen Plätzen verwendet (c. 1 et 2.). Das sind des Eugippius barbari intrinsecus consistentes, qui cum Romanis foedus inierant etc.

Daß nach dem Hunnenzuge der Markomannen fürder nicht mehr gedacht wird, gesteht Hr. W. selbst ein. Es bleibt also hier vom J. 450 bis zum Wiederauftreten der Markomannen als Bajoarier, was nach Hrn. Z's. neuester Angabe im J. 530 statt gefunden, eine Zeit von 80 Jahren des tiefsten Stillschweigens über das große Markomannenvolk. Wie sich Hr. W. mit Hülfe der Sueven des Jornandes aus der Sache zieht, ist bereits berichtet, und, wie wir hoffen, auch berichtigt. Mit Recht verwundert sich Hr. W., daß bis tief ins VI. Jahrh. hinein der Bayern nicht gedacht wird, weder in den Variis des Cassiodorus, noch bey Procopius.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. May.

Nro. 95. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Die Herkunft der Bayern von den Markomannen entwickelt von Dr. Fr. M. Wittmann ꝛc.

(Fortsetzung.)

Als Endergebniß würde sich nach Abweisung derjenigen Völker, die Hr. W. als Markomannen d. h. Bayern gelten lassen will, Folgendes herausstellen.

Mit Ausnahme der Markomannen unter Fritigil und der Nori rebellantes (430) giebt es keine Markomannen südlich der Donau in dem Lande, welches Mitte des VI. Jahrhts. Baioaria heißt. Sollen aber von diesen Markomannen Ende des IV. und im 3. Decennium des V. Jahrhts. allein und ausschließend die Bajoarier herstammen? Warum alsdann diese Durchzüge und Invasionen durch und in ein Land, das sie als das ihrige betrachteten, und dem sie ihren neuangenommenen Namen zu verleihen gedachten? — Die Markomannen-Bajoarier der severinischen Zeit sind ein vielfach heimgesuchtes und allen Gefahren in ihrer neuen Heimath ausgesetztes Volk; zu unmächtig, um sich zu einem kräftigen vom Regen bis zum Noce, von der Enns zum Lech herrschenden Volke zu erheben. Nur frischer Zufluß von rüstigen Kriegerstämmen desselben, d. i. deutschen Volkes konnte dieß bewirken.

So hat denn auch des Hrn. W's. rein historische Begründung der Z.'schen Behauptung diese in den Augen Unbefangener nicht sonderlich gefördert, und ihr, ungeachtet mancher scharfsinnig und gelehrt durchgeführten Asserte die erwünschte feste Unterlage nicht zu geben vermocht: wohl zumeist aus dem Grunde, weil die Zeuß'sche Hypothese eine an sich haltlose ist. Dieß zu zeigen, wollen wir uns jetzt bemühen.

Wir lassen den Geographus Ravennas mit seinen gothischen Philosophen und mit dem Lande Baia hier zur Seite liegen, weil schon im Jahre 1840 in diesen Blättern Nro. 17 S. 137—140, Nro. 18 S. 145—149, Hr. J(ohann) A(ndreas) S(chmeller) über den Einen sowie über die Andern sehr treffend geurtheilt und der Stelle des Geogr. Ravenn. L. IV. c. 18, auf welcher Hr. Z. sein Gebäude errichtet, die Grundlage entzogen hat. Derselbe Sprachengewandte und Sprachengewaltige Gelehrte schließt mit den denkwürdigen Worten: „Doch dieß (die Herkunft der Bayern und Oberpfälzer von den Markomannen) muß wohl immer noch eines bessern Beweises gewärtig bleiben.“ Wer nun des Hrn. Z. „Herkunft der Bayern ꝛc.“ gelesen, wird gestehen müssen, daß gerade der sogenannte „geschichtliche Beweis“ von p. 20—32 in rein historischer Beziehung sehr mager und ungenügend ausgefallen, ja, daß von S. 20—25 wieder, nur das Sprachliche herausgehoben und darnach argumentirt ist, worauf die einschlägigen Stellen des Geogr. Ravenn. commentirt werden, bis S. 32. Der Rest von S. 32 bis zu Ende (S. 58) verläuft sich im Polemisiren. Eben wegen des Ungenügenden des historischen Beweises, — welches Hr. W. fühlte, und weßhalb er seine oben besprochene Abhandlung verfaßt —, sahen wir uns genöthigt, an des Hrn. Z. größeres Werk: „Die

Deutschen und ihre Nachbarstämme“ uns zu wenden, um das seinem angeblichen Beweise fehlende Historische dort vielleicht zu finden *); denn in seinem Berichte über unser Werk (Gel. Anz. 1842 S. 494, 495) haben wir, mit Ausnahme des Aus- und Einwanderungs-Jahres der vormaligen Markomannen aus Baia nach Bayern sehr wenig Neues gefunden.

In jenem Werke nun ist uns vorzüglich aufgefallen, daß nach Angabe der Schicksale der Markomannen bis nach dem markomannischen Krieg der Faden abgerissen und erst S. 364 ff. unter der Rubrik: „Baiovarii“ wieder aufgenommen ist.

„Noch durch zwei Jahrhunderte sind Quaden und Markomannen die Geisel der Nachbargegenden, jene im dritten Jahrhundert, und vorzüglich die Quaden, nachdem die Markomannen ruhiger geworden, im darauf folgenden das römische Gebiet verheerend;“ worauf das Wenige über markomannische Einfälle bis zur Fritigil, welche sich mit ihrem Gemahl und ihrem Volke den Römern ergiebt, und bis zum Westzuge des Attila folgt, bey welchem die Markomannen zum Letztenmale erwähnt werden.

„Der Name,“ sagt Hr. Z. S. 365, „habe seine Bedeutung verloren, seit deutsche Völker auf verschiedenen Seiten tief ins Römergebiet vorgedrungen seyen.“ — „Die Thüringer treten nach Attila's Tode aus den Gegenden im Westen des Marchlandes. Der neue Name derselben erweiterte sich zum Gesammtnamen der Südostvölker bis zur fränkischen Unterjochung, seit welcher er sich nicht weiter im Süden zeigt.“ Dann folgt die Stelle des Geogr. Ravenn., welche uns Franken aus dem Quellenlande der Elbe nennt, I, 14. worauf es sogleich weiter heißt: „Baiovarii ersteht nun als der neue Name des Volkes von Boioheim: die Baiovarii sind jene Franken an der Elbe (nach 4, 37). Ihr Land heißt Baia“ u. s. w.

*) Hr. Custos Schmeller bedauert fast am Schlusse seines Berichtes in den gelehrten Anz. S. 462, daß ich in der 1. Abtheil. meines Werkes Hrn. Z., — dessen Namen er übrigens nicht nennt — welcher besonderer Rücksichtnahme würdig scheinen dürfte, nicht benutzt, und erklärt diese Nichtbenutzung oder Nichtbeachtung ganz der Wahrheit gemäß dadurch, daß meine Arbeit vor dem Erscheinen des Z'schen Werkes vollendet war. Hinterdrein haben wir Z. gelesen, aber keine zureichende Gründe gefunden, an unserer bereits fertigen Schilderung etwas zu ändern. — Es war zu Ende des vorigen, und im Anfange des jetzigen Jahrhunderts, als die Philosophie sich des geschichtlichen Stoffes bemeisterte, und wir haben damals a priori construirte Geschichtswerke erhalten, in welchem die historische Wahrheit auf das Bett des Prokrustes gelegt worden ist. In unsern Tagen wird es Ton, daß die Sprachgelehrsamkeit jene Tyrannen über die Geschichte ausüben will, welche vormals die Philosophie geübt. Die Grammatik ordnet Herkunft, Leben und Schicksale der Völkerstämme. Ich übersehe den wohlthätigen Einfluß des geschichtlichen deutschen Sprachstudiums auf keine Weise, und habe seit 4 Jahren in meinem kleinen Kreise pro virili dahin zu wirken gesucht, daß unsere Jugend für dieses Sprachstudium, wie es der große Meister J. Grimm *) begonnen und durchgeführt, empfänglich und begeistert werde, weil ich überzeugt bin, daß es kein wirksameres Mittel giebt, die Liebe zum gemeinsamen deutschen Vaterland, so wie zu dem besondern Lande, dem wir angehören, besser zu befördern, als eben dieses Studium. Niemand ist in dieser Beziehung zu alt zum Lernen! — Und immer unabweislicher stellt es sich heraus, daß die Regierungen für besagtes Sprachstudium durch Anstellung eigener, tüchtiger Lehrer Sorge werde tragen müssen. — Wir möchten aber auf der andern Seite vor dem Uebergriff warnen, welchen sich Sprachkundige des Deutschen in rein geschichtlicher Beziehung erlauben, die in ihrer Hochfahrt alle andere historische Kritik bey Seite werfen, und nur in der Sprache allein den Kanon für alle Völkerverhältnisse sehen. —

*) Wo ich in meinem Werke mich J. Grimm's Worte bedient habe, ist es geschehen nach vorgängiger genauer Prüfung der Quelle: da Grimm's Darstellung mit dieser im schönsten Einklang stand, habe ich kein Bedenken genommen, des Meisters eigene Worte im Texte, mit Nachweisungen in den Noten zu geben. Nur an sehr wenigen Stellen erlaubte ich mir, weil es die Quelle gebot, abzuweichen. Soviel auf des Hrn. Z. Vorwurf: „nicht bloß hie und da aus Grimm entlehnt“. In seinem größeren Werke hat Hr. Z. gleich zu Anfang fast auf jeder Blattseite dasselbe gethan! —

Also ruhig besehen, will hier etwas bewiesen werden, was erst zu beweisen wäre! —

„Mit seinem Namen (Z. S. 368) ändert das Volk auch seine Sitze.“ Aber, gesteht Hr. Z. offen, „nirgends findet sich ein alter, ächter Zeuge, der aus der ersten Zeit des neuen Namens von dem Auszuge des Volkes aus Beheim und den begleitenden Ereignissen umständlichere Nachricht gäbe.“ Wir dürfen unbedenklich und richtiger setzen: gar keine Nachrichten sind über dieß (zu spät angesetzte) Ereigniß der Wanderung vorhanden.

Seit dem letzten Vorkommen der Markomannen bey Attila's Völkerzug hören wir nichts mehr von diesem großen Volk. „Ein so zahlreicher Stamm, wie die Markomannen (Z. Bew. S. 24) kann nicht spurlos verschwinden, kann sich nicht einem vorrückenden Slavenvolke unterwerfen, und in der Nachbarschaft der Deutschen seine deutsche Sprache aufgegeben haben.“ — „Die Rugen, Herulen, Turkilingen, „im Norden der Donau gesessen“, waren erweislich in andern Richtungen gezogen, und „hätten auch einige Haufen den Weg an der Donau heraufgenommen, solche konnten nie die Strecke ausfüllen, welche der bayerische Name einnimmt.“ Dann wieder die petitio principii: „daß die Bayern die alten Markomannen seyen,“ „welche wie ringsumher die deutschen Völker gegen Süden vorrückten.“ —

Wenn es wahr ist, was Hr. Z. S. 373, not. sagt: „Zur Zeit, als die Bayern noch hinter dem (Böhmer) Walde waren, seyen die Rugen an der Donau aufwärts bis gegen die Enns“ gesessen (das Letztere unbezweifelt, das Erstere wäre zu erweisen), wenn es mit unsrer oben mitgetheilten Völkerstellung seine volle Richtigkeit hat, und demnach die Markomannen hinter der Linie von den Scirren bis zu den Rugiern noch immer wohnten; so waren sie

1. keine Markomannen mehr. Grenzmänner waren, da Noricum noch immer, wenn auch nur dem Namen nach, römische Provinz bis zum Jahr 476 gewesen, eben die vier aufgezählten Donauvölker, und die angeblich in Böhmen ihnen im Rücken wohnenden Markomannen mochten sich schon jetzt von Attila's Tode an ihres Namens „Grenzmänner“ begeben, in welcher Function sie die Rugier und ihre Genossen abgelöst haben. Allein, wie geschieht es doch, daß ein so kräftiges Volk sich vom Platze verdrängen läßt, daß es ruhig und lautlos hinter kleinen, unbedeutenden Völkchen zu wohnen vorzieht? Waren sie vielleicht jetzt wieder, wie schon früher einmal, ruhiger geworden? — (Doch nein! die Passau plündernden Thüringer der Vita S. Severini [der Welser'schen Turcilingi dagegen ist oben gedacht] sind — Markomannen; das Unglaubliche siehe Gel. Anz. S. 487). Hr. Z. beklagt mit uns das hartnäckige Stillschweigen der Quellenschriftsteller. So blieben aber die Markomannen, nach Hrn. Z's. Versicherung, in Böhmen oder Baia bis zu ihrem Auszuge über den Wald!

2. Fassen wir, zur Prüfung dieser Behauptung, auch hier wieder die Völkerstellungen ins Auge, und zwar im Zeitpunkte von 488—492 d. i. von Odovakar's Rachekrieg gegen Fava, bis zum Kampf der Langobarden mit den Herulern. Das Bestimmende sind hier die Langobarden. Paul. Diac. I, 19. sagt: Aus dem Rugilande wohin dieß Volk nach Odovakar's Krieg gegen Fava sich begeben, und woselbst sie einige Jahre verweilt, seyen sie in Campos patentes (Feld. Paul. Diac. I, 20) gezogen. Lange konnten sie im Rugilande, ungeachtet des fruchtbaren Bodens, sich nicht verweilen, weil es verwüstet worden war im obigen Kriege (Vastataque omni provincia). Lassen wir sie drey Jahre daselbst ausharren, so trifft der Auszug in das „Feld“ auf das Jahr 491. Da wohnten sie drey Jahre von 491—493. Während sie daselbst lebten, nicht aber am Schlusse ihrer Aufenthaltszeit (quo in loco dum per trium annorum spatia morarentur) brach der Krieg zwischen dem Heruler-König Rodulf und den Langobarden unter Tato aus. Diese Sitze im Feld sind zwischen dem Ipol der Donau und dem obern Theißlauf zu suchen. Gegen Norden hin lassen sich der Langobarden Sitze nicht füglich bestimmen. Südlich und östlich der Langobarden waren die Gepiden. Der Kampf beyder Völker muß also in der Zeit von 491 bis vor 493, am wahrscheinlichsten in das Jahr 492 gesetzt werden.

Westlich der Langobarden in den vormaligen Wohnplätzen der Scirren, saßen die Heruler, die

Peiniger der Langobarden, wenn wir dem Procop B. G. II. 14. Glauben beymessen (vergl. damit Paul. Diac. I, 20.).

Nach der Niederlage der Heruler durch die Langobarden 492 zog, nach Procop. 1. cit.

1. ein Theil der Heruler in das Land der Ῥωμοί, welche mit den Gothen vereint nach Italien gewandert waren; allein die Gegend war verödet (oben Paul. Diac. vastata etc.) und sie begaben sich von Hunger getrieben wieder ostwärts in die Nähe der Gepiden, überschritten dann, von diesen mißhandelt, die Donau, und erbaten sich Sitze vom Kaiser Anastasius, der sie 512 nach Chr. aufnahm. Die weiteren Schicksale dieser Heruler erzählt Procop 1. cit.

2. Ein anderer Zweig der Heruler, entschlossen, nicht über die Donau zu gehen, suchte entferntere, nördlichere Wohnsitze unter der Leitung vieler Führer aus königlichem Geblüte. Sie giengen durch alle Völkerschaften der Slowenen (τὰ Σκλαβηνῶν ἔθνη – ἅπαντα. Procop. II, 15.), durch viel unbewohntes Land zu den Warnern, dann zu den Danen, endlich nach Thule.

Hr. Z. S. 593. sagt zu dieser Stelle Procop's: „die Heruler, die um 512 auf der Ostseite der Gepiden nordwärts zogen, fanden in dieser Richtung Sklawenen bis zu den unbewohnten Flächen u. s. w.“ Das Jahr 512 Paulo et Musciano Coss. (Zeuß p. 481) paßt zwar auf die Heruler Nro 1, aber nicht auf diese hier (Nro 2), welche kurze Zeit nach der Niederlage, anstatt wie ihre Brüder in das Rugiland zu gehen, sofort 492 nach dem Norden zogen: Sollten sie 20 Jahre (von 492—512) gewartet haben, bis sie den Zug angetreten? Auf der Ostseite der Gepiden konnten die Heruler vor der Niederlage auf keinen Fall wohnen (Hr. Z. selbst setzt sie S. 484 im Rücken der Rugier, also gleichfalls den Gepiden und Langobarden westlich).

Die Flucht aller Heruler ging anfänglich und kurz nach der Schlacht südwestlich, wie der Zug der Einen ins Rugiland, und der Umstand bezeugt, daß die Andern (οἱ δὲ δὴ ἄλλοι [Ἐρουλοι] Ἴστρον ποταμὸν διαβαίνειν οὐδαμῇ ἔγνωσαν. Proc. II, 15. init.) nicht über die Donau gehen wollten. — (In diese Zeit dürfte der Zug heruliſcher Haufen nach Italien dem belagerten Odovakar zu Hülfe, nach Ennodius bey Manso, Gesch. der Ostgothen, S. 465—467 zu setzen seyn.) Sie waren sohin mit einander in der Nähe des Stromes angelangt und theilten sich von hier aus also, daß die Einen weiter westlich ins Rugiland, die Andern nördlich zogen. Ueberhaupt scheint uns die Schlacht in nicht gar beträchtlicher Entfernung von der Donau, etwa am Ipol, wo früher schon die Völker gekämpft, vorgefallen zu seyn. Ist nun die Hauptrichtung der Flucht der Heruler gegen Westen zu gewesen, so mußten sie, ihre Sitze östlich der Gepiden, also auch östlich der Langobarden, angenommen, nach ihrer Niederlage erst durch das ganze Gebiet der Gepiden ziehen, um an die Donau zu kommen, sie mußten diesen Strom einmal bey den Gepiden, deren Westgrenze er bildete, dann nochmals überschreiten, um in das Rugiland zu gelangen. Auch die nördlich Ziehenden konnten nur ihren Weg verfolgen, indem sie die obsiegenden Langobarden zur Linken, d. i. westlich ließen und dann auf Slowenen stießen. Damit aber geriethen sie viel zu weit östlich und entfernten sich höchst beträchtlich vom Ziele ihrer Wanderung, dem Lande der Warner, Danen. Man sieht, des Hrn. Z's. Annahme der heruliſchen Sitze im Osten der Gepiden stößt auf lauter Hindernisse. Er selbst widerlegt sich durch sein Aufstellen der Heruler im Rücken der Rugier (S. 484 und 479). Wohnte jedoch dieß Volk in den vormaligen Sitzen der Scirren (siehe oben) und werden die Langobarden ihnen nordöstlich und östlich angenommen, so geht der Weg der in der Donau-Nähe angekommenen und zum nördlichen Zuge entschlossenen Heruler, wie ein Blick auf die Karte zeigt, durch Mähren und Böhmen. Im letzteren Lande müßten sie, wäre des Hrn. Z's. Angabe richtig, auf die Markomannen oder Baier stoßen, und durch sie hin zum unbewohnten Land, zu den Warnern, Danen fortziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. · herausgegeben von Mitgliedern 16. May.

Nro. 96. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Die Herkunft der Bayern von den Markomannen entwickelt von Dr. Fr. M. Wittmann, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Allein statt der Markomannen nennt uns Procop Slowenen, die mithin, da der Zug noch im selben Jahr der Niederlage — 492, nicht aber 512, d. i. 20 Jahre später — angetreten wurde, in Böhmen seßhaft, und wahrlich nicht jetzt oder erst vor Kurzem dort eingewandert waren. Die Markomannen hätten also doch, vorausgesetzt, daß sie vor 492 noch in Böhmen gewesen, den Slowenen Platz machen müssen. Uns aber ist vollkommen klar, weßhalb Hr. Z. sich für eine solche Aufstellung der Heruler im Osten der Gepiden entschieden!

Die Sitze der Rugier waren, nach Procop und Paul. Diac. verödet. Nun hätten die Markomannen gleich nach Odovakars Rachekrieg und vor dem Einrücken der Langobarden (488) eine herrliche Gelegenheit gehabt, dahin vorzurücken, die Donau zu überschreiten und während der Kampf um den Besitz von Italien entbrannt (489 und folgende) und alle Aufmerksamkeit nur auf dieses Land gerichtet war, mit aller Muße in den Ebenen zwischen Enns und Lech sich auszubreiten. Aber sie thaten es nicht, sondern harrten bis zum J. 530 in Böhmen aus.

Nachdem Theodorich den Purpur der Auguste angelegt und Festigkeit in die Verhältnisse seines gewonnenen Reiches brachte und erhielt bis zu seinem im August 526 erfolgten Tode; hören wir, da uns doch in Cassiodor's Rescripten-Sammlung alle Völker, nahe wie ferne, angeführt werden, mit denen Theodorich im mannigfache Berührungen kam, wieder nichts von dem in Baia noch immer ruhig sitzenden großen Volke. Thüringer und Warner finden sich, die Bevölkerung von Dalmatien, Suavien, Pannonien, Noricum und Rhätien erhalten Befehle in seinem Namen vom Magister officiorum. Franken und Alamannen und Burgunder sind genannt: aber keine Markomannen-Baier. Sie regten sich nicht hinter ihrem Wald, oder sollten sie gar, nachdem sie den Markomannen-Namen, als nicht mehr für sie passend, schon früher aufgegeben, und dafür den der Baier angenommen, auch diesen wieder aufgegeben haben, um wie Hr. Z. p. 366, und Gel. Anz. p. 487 zu verstehen giebt, im Gesammtnamen der Thüringer sich zu verlieren? — Nach dem Sturze des Thüringer-Reiches greifen sie wieder zum alten Namen, und nennen sich Volk aus Baia. Hr. Z. spricht von einem neuen Namen, allein nach Ablegung des Markomannischen, was, wie gezeigt, schon kurz nach Attila's Tode geschehen seyn mußte, nennen sie sich bereits Volk aus Baia d. h. Baier! Hr. Z. zeige uns unter allen deutschen Völkern Eines, welches in so kurzer Frist so oft den Namen gewechselt, und noch dazu ein so großes Volk! —

Der Verfall und Sturz des Ostgothen-Reiches scheint Hrn. Z. der rechte Zeitpunkt zum Aufbruche und Zuge nach Südwesten. Die Franken im Kampfe mit den Thüringern, die Ostgothen von einem Weibe beherrscht, gegen welches sich meuterische Große erhoben, in Wahrheit, wieder ein trefflicher Zeitpunkt für das Unternehmen der Baier in Böhmen. Allein, abgesehen von dem, was Procop zum Jahre 492

von den Slowenen berichtet, im Nordwesten des nachmaligen Bajoariens (Nord-Alamannien) hatten bereits die Franken (seit 496) festen Fuß gefaßt, und schwerlich werden diese es ruhig haben geschehen lassen, daß ein neues, zahlreiches und tapferes Volk an der Grenze ihrer neuen Eroberung ohne ihre Einwilligung sich niederlassen wollte, und wirklich niedergelassen hätte. Auch beschäftigte sie der thüringische Krieg nicht in dem Grade, daß sie ihre ehrgeizigen Absichten auf andere Völker aus den Augen verloren hätten. Ohnehin war Thüringens Loos schon ums Jahr 530 gefallen; und ein etwaiger Versuch, sich in Bezirken niederzulassen, die der eben obsiegende Franke als seine Eroberung ansprach, wäre ohne Kampf nicht abgelaufen. *) So ist nur ein Fall denkbar, wie die Markomannen-Baier in das Bayerland zu beyden Seiten der Donau herübergekommen sind. Sie schließen sich den Siegern der Thüringer, d. h. den Franken an, und ziehen in das Land: so nimmt es auch Hr. Z. Gel. Anz. S. 487. Wohl mußten die Franken um diesen Einzug ihrer neuen Schützlinge wissen, angenommen, er sey wirklich im besagten Jahre 530 vor sich gegangen: aber kein Quellenschriftsteller jener Zeit will sie kennen und nennen, kein Franke, kein Langobarde, kein Oströmer. Procop zählt zu Anfang des Gothen-Krieges (535) alle Völker im Norden des adriatischen Meeres, Noriker, Karner, Suaven, Pannonier, (I. 15) und weiter gegen Westen Burgunder, Thüringer, Swaben und Alamannen (I. 12), also alle Völker zur Rechten und Linken und im Norden auf; doch das große Volk aus Baia kennt er nicht. Auch Gregor. Tur., der die Bezwingung der Thüringer erzählt, und dem die Ergebung einer so mächtigen Nation an die Franken so gut ein Ereigniß von Wichtigkeit gewesen wäre, wie die Besiegung Thüringens, der Langobardische und Alamannische Händel vorträgt, sagt Nichts von dieser Herübernahme und Anschließung der Baier an die Franken; welche Baier der ganzen Lage ihres Landes nach den Franken bey ihren Absichten auf Nord-Italien die besten Dienste mußten geleistet haben.

Auffallend ist es, daß diejenigen Schriftsteller, welche der Baioarier zuerst gedenken (Jornandes und Venant. Fortunatus), von ihnen reden, als von einem Volke, welches schon geraume Zeit in seinen Sitzen sich befunden. Wären die Baier ein frisch eingewandertes Volk gewesen, so müßte dieß von dem nur ein Decennium später schreibenden Jornandes als eine Neuheit, der Sache, wie dem Namen nach, wohl angemerkt worden seyn. Er aber nimmt sie als ein schon früher in diesen Gegenden bekanntes Volk an.

Wir sahen, wie die Markomannen des Hrn. Z. weder nach Attila's Tode, noch nach Odovakar's Rachekrieg gegen Fava, noch während des Kampfes um Italien, noch unter Theodorich, noch beym Verfalle des Ostgothenreiches, noch endlich während des Thüringer-Krieges aus ihren böhmischen Sitzen sich ins Bayerland ziehen konnten. Kein Quellenschriftsteller weiß, nach Hrn. Z. eigenem Geständnisse, etwas von dieser Einwanderung. Sehen wir uns aber nach den Schicksalen der Markomannen seit den Jahren 398, 430, 450 genauer um, so erhalten wir über sie ganz genügende Nachrichten. Fritigil ist mit dem Volke aufs Reichsgebiet gezogen, diese Markomannen erscheinen im Norikum angesiedelt, und treten als Nori rebellantes, nach Hrn. W's. treffender Bemerkung, 430 auf, besiegt vom Aetius. Attila's Zug nahm die Reste derjenigen, die nördlich der Donau sich noch verhalten, mit nach Gallien. Seit dieser Zeit ist, eingestandenermassen, keine Rede mehr von den Markomannen, weder in ihren vormaligen Sitzen, die die Rugier ꝛc. eingenommen, noch im eigentlichen Böhmen, woselbst die durchziehenden Heruler wohl Slo-

*) Daß Thüringen bis zur Nabe gereicht, weiß Venant. Fortun. Daß diese von den Franken unterworfenen Thüringer die Stammväter der nachmaligen Ostfranken in der Francia orientalis, Franconia senen, wird im nächsten Hefte des Archives von Oberfranken von uns bewiesen werden. Sonderbar, daß Hr. Z. die Hermunduren und Thüringer nicht über den Thüringerwald herüber lassen will, weil die Sprache es verbietet. Wo klare, unverdächtige Urkunden vorliegen, dürfen sie aus linguistischen Rücksichten nicht beachtet werden. Das ist die Tyranney der Grammatik über die Geschichte ausgeübt! Die Parathani anlangend, findet Hr. Z. im Archiv von Oberfranken, Bd. II. Heft I. Bayreuth, 1842. p. 103 — 114. die Widerlegung seiner Ansicht.

wenen, aber keine Markomannen = Baier gefunden. Sie sind mithin, was auch Hr. Z. von der Größe des Volkes, und daß sie sich Slawen nicht unterworfen haben sollten, sagen mag, unter andern Völkern verkommen, nachdem ein großer Theil des Volkes lange vor 530 nach Chr. in die Süddonaulande mit Fritigil eingewandert war. Sie theilten in dieser Beziehung das Schicksal ihrer früheren Verbündeten und Waffengenossen, der ihnen westlich wohnenden Narisker und der ihnen südöstlich gesessenen Quaden. Hr. Z. gesteht uns das p. 120 von den Ersteren, und p. 462 — 464 von den Letzteren ein. Und doch nennt die Quaden Ammian Marcellin eine vordem höchst kriegerische Nation, was denn auch ohne diesen Schriftsteller sattsam bekannt ist. Werden nun wohl, nach dem, was wir eben erst über die Schicksale der Markomannen gesagt, diese Markomannen durch ein besonderes, wir hätten bald gesagt, wahrhaft wunderbares Geschick durch die Stürme der Völkerwanderung in ihrer vollen Integrität sich gerettet haben, da es ein so gewaltiges Volk, wie die Quaden, nicht vermochte? Welcher Grund liegt vor, um sie vor dem Schicksale, welches ihre steten Verbündeten betroffen, zu bewahren? Antwort: des Geographen Rav. Baia, und daß sich von diesem Worte so trefflich der Name der Bayern ableiten läßt: denn unserm Gegner ist die Sprache das Maßgebende in ethnographischen und historischen Dingen.

So wäre denn, höre ich ausrufen, bey den Baioariern kein markomannisches Blut? Allerdings, es ist jedoch nicht das einzige, ausschließende, und es würde zur Bildung der Baioarier nach dem oben dargelegten nimmermehr ausgereicht haben. Wir haben in unserer Geschichte bey Untersuchung einer so wichtigen Frage, wie die Abstammung der Baioarier, uns gleichfern von jedwedem System gehalten, und ruhig und aufmerksam vom Zeitraum der Markomannen-Kriege bis in das VI. Jahrh. hinein alle jene Stämme ins Auge gefaßt, die mit dem alternden römischen Staate in Berührung gekommen, und die damit endigten, das Romanische zu verdrängen, dafür aber das germanische Element zum einzig herrschenden zu machen. Kein Volk war uns vor dem andern ein begünstigtes; wie wir es in den Quellen gefunden, so haben wir es getreu nach unserm besten Wissen wieder gegeben, und dieß ist die von Vielen uns verdachte Objectivität! — Alamannen und Sueven im Südwesten, die vier Donauvölker (aber nicht mit Sack und Pack), die früher eingewanderten Markomannen, die geschlagenen Gothen, eine Zufluchtstätte suchend. Alle diese sind hereingezogen (denn den Zug der östlichen Völker gegen Westen gebot schon die Völkerstellung, auch haben ihn alle andern, (Hr. Z. mit seinen Markomannen gleichfalls) angenommen. Wie viel von ihnen nach einer Reihe von Verhandlungen und Reibungen als Bildungsstoff der Bajoarier verblieben, bleibt natürlich schwer, ja wohl oft unmöglich zu ermitteln. Die fünf großen Geschlechter, über welche Hr. Z. Bew. p. 52 sehr leichten Trittes hinweggeht, wären für einen unbefangenen und aufmerksamen Beobachter von Volkszuständen und Verhältnissen allein ausreichend, um das Haltlose und Irrige jener Hypothese darzuthun, als sey, gleichviel zu welcher Zeit, Ein großes, kriegerisches Volk eingewandert und hätte des Landes sämmtliche Räume erfüllt. Hr. Z., oder wer immer im Stande ist, es zu thun, nenne uns auf deutschem Boden ein deutsches Volk, das, gleich dem bajoarischen, nach dem höchsten Adel (den Agilolfingern) wieder seinen hohen Adel (5 Geschlechter), seinen Adel und dann seine Freyen hat. Diese Bevorzugung, wie sie nirgends wider erscheint, deutet unverkennbar auf die Häuptlinge der zu Einem Volke der Baioarier sich verschmelzenden Stämme; weil dieß Volk aus dem bereits im Lande befindlichen oder aus allmählich eingewanderten Stämmen sich gebildet, wird auch klar, warum es den Schriftstellern als kein neues mehr erscheint. Der gewöhnliche Einwand: wie kann aus solchen Resten und Bruchstücken von Volkern und Völkchen ein großes baioarisches Volk werden? hebt sich, wenn man auf die Entstehungsgeschichte und das Emporkommen der Franken und Alamannen schaut. Auch sie sind aus kleineren Völkern, die noch dazu von den Römern oft und bis zur Vernichtung — wenn wir ihren Berichten glauben — geschlagen worden waren, zu so mächtigen Volksstämmen emporgewachsen. Von ihnen wissen wir es so ziemlich. Ueber Herkunft der Bayern aber kann nur das aufmerksamste Verfolgen und Auffassen der Zustände in den

Süddonaulanden und bey den gegenüberstehenden Germanen einigen (nicht allen und jeden erwünschlichen!) Aufschluß geben. Die Langobarden, zu keiner Zeit ein zahlreiches Volk, sind demungeachtet die Herren Italiens geworden und zwey Jahrhunderte hindurch geblieben. Die numerische Schwäche der Völker oder das fragmentarische Vorkommen derselben giebt also keinen Grund, das durch günstige Umstände und innere Erstarkung geförderte Wachsthum der Völker in Zweifel zu ziehen. Die Sprache, ist ferner eingewendet worden, giebt unwiderleglich Zeugniß, daß jene gothische Völkchen am Nordufer der Donau, Pannonien und Noricum gegenüber *) die Stammväter der Baioarier nicht seyn können; denn die Baioarier haben oberdeutsche Sprachformen, auch zeigen sich diese von der gothischen Mundart streng gesondert. Wir fragen: sind die Sprachen der Völker deutscher Zunge gleich von vorne herein abgeschlossen, fest, und keiner theilweisen Umänderung durch Nachbarstämme gleichen Blutes fähig gewesen? Wenn die Alamannen aus Niederdeutschland kamen, wie kommt es, daß ihre Sprache eine hochdeutsche ist im Anfang des achten Jahrhunderts? Mit der Sprache der salischen, ripuarischen und späteren Rheinfranken erleidet gewiß die in neueren Zeiten als Regel hingestellte Behauptnng manche Ausnahmen. Ueberhaupt ist in der Geschichte der deutschen Sprache vom Gothischen des Wulfila bis zu den Denkmalen des Althd. im achten Jahrh. eine Kluft, die noch zur Stunde nicht ausgefüllt ist; wäre sie es, oder könnte sie es werden, so würden wir wohl auch über die dem Althd. angehörige bayerische Mundart Aufschlüsse erhalten. (Gewiß gab und giebt es Uebergänge von einer Mundart zur andern, woraus sich denn Vieles erklären ließe. Hr. Z. kann sich augenfällig in nächster Nähe von einem solchen Uebergang der rheinischen zur elsäßischen Mundart überzeugen. Nur wo zwey fremde Sprachen sich begegnen, ist, wie beym Romanischen und Deutschen, die Sonderung schroff und plötzlich. Bis dahin bleiben wir bey unsrer mehrmals aufgestellten Behauptung: daß gothische Wörter in der bayerischen Sprache sich finden und noch in derselben getroffen werden, mit allen den hieraus sich ergebenden Folgerungen.)

Gern hätten wir noch zwey Dinge mit Hrn. Z. besprochen: 1. die Breonen, 2. die Langobarden als Hülfsvölker der Franken im Kriege gegen Samo. Allein da die ohnedieß lange Anzeige uns zwingt zu enden, so mag Hr. Z. aus den hier unten beygefügten Andeutungen ersehen, daß er sich auch hier geirrt. Möge er zum Schlusse die wohlwollenden Gesinnungen nicht mißkennen, womit ihm das hier Vorgetragene von einem seiner ehemaligen Lehrer dargeboten wird!

1. Breonen. Hr. Z. hätte sich den ganzen gelehrten Commentar über dieß Volk und die Brenter ersparen können im Hinblick auf S. 454, 455 not. 3 meines Werkes. Dort steht aus Vita Corbin.: Dominicus nobilis Romanus Breonensium plebis civis, dort auch Quarti's Urkunde vom J. 828, in welcher romanische Leibeigene weiblichen Geschlechtes (Secundina, Marcellina), aber auch Personen mit unverkennbar römischen Eigennamen: Dritius, Dominicus, Passious, Currentius mitten unter echtdeutschen Namen vorkommen. Wir bemerkten dazu: „die Mischung des Romanischen und Germanischen muß in den Gegenden um den Brenner (Sterzing ꝛc.), sowie die Occupation des Landes (durch Heruler, S. 167, not. 1, 2, 3 mit Bezug auf Paul. Diac. II, c. 3) auf eine Art geschehen seyn, wie in den übrigen Westprovinzen des Römerreichs.“

(Schluß folgt.)

*) Der Städte der letzteren Provinz bemächtigten sie sich, nach Vita S. Severini: deßhalb nannte man sie Norici; einen Namen, den sie bey ihrer Wanderung gegen Westen mitgenommen, und den sie, da die alten Marken der römischen Provinzen von Osten nach Westen hin sich verschoben (so daß Pannonien bis zur Enns, Noricum von der Enns bis zum Lech, und Rhätien südwestlich im Gebirge getroffen werden), auch auf die Dauer behielten und behaupteten, nicht als ob die Historiker des Mittelalters nur einen ungeschickten Gebrauch (wie Hr. Z. p. 370. not. und p. 588 sich vorstellt), von diesem Provincial-Namen gemacht, sondern weil sie nach mittelalterlicher Geographie im Noricum, freylich nicht mehr im römischen, wirklich wohnten.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. May.

Nro. 97. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Histoire de Jérusalem. Tableau religieux et philosophique. Par M. Poujoulat, l'un des deux Auteurs de la Correspondance d'Orient. Erster Band. S. III u. 1 — 460. Zweyter Band. S. 1 — 492. Paris 1841.

Alles was intelligente Leser fesseln, andächtige erbauen und stärken, skeptische aber zu Zeiten beunruhigen könnte, findet man in diesen beyden dickleibigen Bänden des Hrn. Poujoulat mit Fülle und Ueberfluß zusammengestellt; nur was der Titel besagt, eine Geschichte von Jerusalem, findet man nicht, wenigstens in dem Sinne nicht, wie das Wort im eruditen Deutschland verstanden wird. Man lasse sich ja nicht verführen, das zaubervolle Wort „Jerusalem" ist nur Aushängeschild, pomphafte Etiquette um der dahinter folgenden, an und für sich höchst preiswürdigen und seelenerquickenden, aber bey uns allgemein bekannten und überall zu findenden Heils-Medicin und Beschwörungsformel des corrupten Zeitgeistes Eingang zu verschaffen. Nicht Ein neues Datum bringt Hr. P. zur melancholischen Biographie der ewigen Stadt am Cedron, nicht einmal das bekannte wird vollständig an einander gereiht, ja von Bau, Lage, Gestalt und architektonischer Verwandlung überhaupt gar nicht geredet; selbst die politischen Schicksale werden nur in ihrem Zusammenhange mit der Universalidee des von Jerusalem ausgehenden Christenthums im Vorübergehen eingeflochten. Es ist nicht eine Geschichte der Stadt Jerusalem, sondern ein religiös-philosophisches Gemälde, auf welchem der Einzug des hebräischen Volkes in Chanaan, seine monarchischen Bestimmungen, sein Genius, sein Nationalcharacter, seine letzte große Katastrophe unter Titus und Hadrianus, die Erscheinung des Sohnes Gottes auf Erden, die Gründung und die ersten Jahrhunderte des Christenthums, die Heiliggrab-Wallfahrten, die Kreuzzüge mit ihren Folgen, die Errichtung eines französischen Königreiches in Palästina und die Herrschaft der Mohammedaner über die heilige Stadt bis auf unsere Tage mit lebendigen und kunstgerecht in einander fließenden Farben aufgetragen sind. In Deutschland würde man es geradezu ein Compendium der biblischen Geschichte im höhern Styl, oder eigentlich einen Discours über die Allgemeine Geschichte im Geiste Bossuets von Moses Gesetzgebung bis auf die neuesten Verhandlungen in der Frage des Orients nennen. Ein wissenschaftliches Werk im strengeren Sinne, was über diese Materie in Deutschland allein noch Aufmerksamkeit erregen und Leser finden könnte, ist es nicht und sollte es nach der Absicht des frommen Verfassers auch nicht seyn. Als Reisegefährte des sel. Michaud war Hr. Poujoulat, wie man weiß, zwey Monate in Jerusalem, pilgerte, betete, schwelgte in himmlischen Genüssen, und bey der Trennung waren die Augen naß. Auf dem letzten Hügel, hinter dem sich die Stadt verlor, blickte er noch einmal wie ein verzagender Erulant mit Wehmuth auf den Sitz der Wonne zurück und gelobte, am Schlusse seiner Pilgerfahrt der Stadt Jerusalem, „wo er seine eigene Seele wieder gefunden hatte," eine Erinnerungstafel ex voto aufzuhängen. Der Ursprung erklärt die Färbung des Inhaltes sattsam: es ist durchaus geistliche Oratorik, Gefühl, Exclamation, ritterliche Frömmigkeit, weiches Gemüth, zerfliessender Weltschmerz

und andächtige Herzensbeklemmung über die Heilsvergessenheit und den sündhaften Tumult des französischen Volkes. Offenbar ist Hr. P. selbst noch mit einigem Beysatz weltlicher Gesinnung, vielleicht noch unentschieden, wo nicht gar betrübt über die harten Bedingungen des Sittengesetzes nach Jerusalem gekommen und hat erst am heil. Grabe vollständig über sich selbst gesiegt, gleichsam die höchste geistige Weihe zum Kampfe mit der Welt erhalten. Je verständiger der Pilger, desto mehr, dächte ich, sagt ihm die Grabkapelle auf Golgotha und ihr leerer Sarkophag. Hr. Poujoulat — das sieht man seinem Werke überall an — geht Morgens in den Gottesdienst und hält strenge auf Disciplinargesetz der Kirche, wacht aber mit gleicher Sorgfalt über elegante Aussenseite, erscheint Abends mit Glacéhandschuhen im Salon und liest neben dem Univers religieux auch Débats und Revue des deux Mondes mit derselben Aufmerksamkeit. Hr. P. möchte um jeden Preis die Pariser bekehren, aber zu gleicher Zeit — was man in einem Buche voll geistlicher Erbauung und christlicher Salbung gar nicht vermuthen sollte — auch die Erzfeinde des gallischen Namens, die Engländer zu Grunde richten. Obgleich Hrn. P.'s Herz ganz Hingebung und universelle Liebe ist, hat es doch noch Platz und Sinn für pätriotischen Zorn gegen die Nebenbuhler und für den heissen Wunsch materieller Größe des Vaterlandes. Nach Innen gläubig-fromm, nach Aussen aber siegreich und herrschend wäre das Ideal französischer Zustände, wie sie Hr. Poujoulat und die ganze hinter ihm stehende höchst achtbare Parthey herbeyzuführen strebt. Mit Recht dürfen sich die Deutschen über die Nachbaren beklagen, nicht etwa weil uns Hr. P. in seinem Werke ganz mit Stillschweigen übergeht, sondern weil diese Gallier selbst am Altare und im feurigsten Erguß der Büsserhymnen noch an Sieg und Schlachtgetümmel und Machtvermehrung auf Kosten Deutschlands denken. In Frankreich, wie es scheint, können sie weder beten, noch Sünden bereuen, noch ein homiletisches Buch schreiben, ohne Nebengedanken für weltlichen Profit, für Ruhm und irdische Größe des gallischen Königreiches. Seht nur einmal, wie vortheilhaft man sich diesseits des Rheinstromes nur in diesem einzigen Punkte schon unterscheidet! Wo hätte bey uns ein Gottesgelahrter so kühne und ausschweifende Gedanken für irdische Verherrlichung des deutschen Volkes wie sie der gottesfürchtige und fashionabel fromme Hr. P. für seine Heimat überall durchblicken läßt?

Unverkennbar sucht in unserer Zeit eine mächtige Richtung, mit Beyseitelassung vieler anderer Disciplinen, sich vorzugsweise der Historiographie zu bemächtigen und dieser gefährlichsten aller Künste des Jahrhunderts einen neuen Geist einzuhauchen, ihr eine von den bisher giltigen Principien abweichende Grundlage zu geben, sie gleichsam „religiös wieder herzustellen.“ Weit entfernt ein solches Vorhaben zu tadeln, muß man ihm vielmehr den besten Erfolg anwünschen, weil niemand den Muth haben wird, der Irreligion, wo sie sich immer zeige, offenbar das Wort zu reden. Unter den französischen Adepten der neuen Schule steht Hr. Poujoulat in den Vorderreihen und aus seinem Buche läßt sich besser als in vielen andern, geistiges Vermögen, Technik, Procedur und Ziel der kirchlichen Restauranten ermessen. Hr. P. merkt aber recht gut, daß es bedeutender Künste bedarf um einem Buche dieser Art bey seinen Landsleuten Eingang und Gehör zu verschaffen. „Chronologisches Aneinanderreihen von Thatsachen genüge nicht mehr; man müsse vor Allem das Talent besitzen, viele Dinge auf wenigen Seiten zu sagen und viele Ideen in wenige Worte zusammen zu drängen, ohne deswegen die characteristischen Einzelheiten der Menschen und der Sachen zu vernachlässigen: man müsse Jerusalem als die eigentliche Hauptstadt der Menschheit betrachten, im untersten Schacht der Begebenheiten allezeit die menschliche Seele und die Providenz entdecken, der Arbeit selbst aber jene Vollendung des Styles geben, ohne welche Geisteswerke (in Frankreich) weder Anklang finden, noch Zukunft und bleibende Geltung haben.“ Solche Bedingungen werden sich billige Menschen überall gerne gefallen lassen. Es ist ja schon eine große Concession dieser Schule, daß sie mit Andacht und frommer Kirchlichkeit allein nicht zufrieden ist, daß sie um wirksam zu seyn, auch die Kunst, Eleganz des Styles, markige Gedanken, mit einem Wort, daß sie auch Vollendung in der Form als schriftstelleri-

sches Bedürfniß des Jahrhunderts erklärt. Antike Hexameter wie .... Irriguumque bibant violaria fontem, werden auch hier den Preis wundervoller Harmonie gewinnen.

In den materiellen Inhalt des Buches selbst gehen wir durchaus nicht ein, obgleich mehrere Parthien desselben, z. B. die Gesetzgebung Moysis, die Analyse des Buches Hiob, die bürgerliche und militärische Einrichtung des jüdischen Staates durch David, besonders Justizpflege, Finanz, Pauperismus, Bodencultur und Bewegung des Eigenthums lichtvoll und mit Sachkenntniß, zum Theil mit neuen Vergleichungen und fruchtbaren Wendungen behandelt sind.

(Schluß folgt.)

Die Herkunft der Bayern von den Markomannen entwickelt von Dr. Fr. M. Wittmann ꝛc.

(Schluß.)

Wie diese statt gefunden, ist S. 200 von uns angegeben. Nicht der zufällige Anklang, wie Hr. Z. es darstellt, sondern der klare Laut der Quelle hat uns bestimmt. — Die Horatischen Breuni veloces waren längst ausgetilgt im mörderischen Kampfe um ihre Freiheit, der Rest romanisirt, wie Strabon VI. 6. bezeugt, wenn er sagt: Tiberius und sein Bruder Drusus haben in einem Sommer den unausgesetzten Einfällen (der Breunen und Genaunen) ein Ende gemacht, so, daß es jetzt schon in das 33. Jahr geht, daß sie in Ruhe leben, und ihren Tribut gebührend entrichten. — Wir sagten „ausgetilgt oder romanisirt.“ Für's Letztere Strabon's ebenangeführte Stelle. Es sind also nicht mehr die Breuni veloces des Dichters, es sind ruhige Unterthanen Rom's, die sich römischer Zucht und Zunge gefügt. Die Brenti, sagt Hr. Z., seyen ein anderes Volk an der Brinte, Brenta gesessen, wo noch heute ein deutscher Ueberrest in den Sette Communi sitzt. Brenti bey Paul Diac. II, 3 sey verdächtig, wahrscheinlich vom Paul Diac. statt Eruli verlesen. (Die Stelle l. cit. würde also nach Hrn. Z. Emendation lauten: Sinduald, Herulorum regem, qui adhuc de Herulorum stirpe remanserat! — Ueber die Deutschen in den Sette und tredici Communi siehe Schmeller's vortreffliche Abhandlung in den akadem. Schriften. München, 1838. S. 557. Die Sprache jener Deutschen reicht ins zwölfte, dreyzehnte Jahrh. hinauf, nicht höher.) Die Brenta floß nicht in Rhätien, sondern in Venetien, und die Breones des Cassiodor, Var. I, ep. II, p. 8, col. 2. p. 9 col., standen unter dem Servatus dux Rhaetiarum. Daß diese Breonen Deutsche sind, erhellt aus der citirten Stelle, wo es unter andern heißt: Breones...., qui militaribus officiis assueti civitatem premere dicuntur armati etc. Wir fragen, wer außer Gothen und den zu ihnen gehörigen Deutschen im Reiche Theodorichs die Waffen geführt? Gewiß keine Romaner. Es sind, wie uns Paul Diac. l. cit. berichtet, Heruler. Wie sie mit römischer Bevölkerung verschmolzen, ist gesagt. So hat denn auch hier wieder Hrn. Zeus sein Sprachеifer aus Rhätien hinweg nach Venetien an die Brenta hingezogen!

2. Langobarden als Hülfsvölker im Frankenheere wider Samo. Hr. Z. steht auf Palacky's Seite, welcher Samo's Reich nach Böhmen verlegt. Nur die bei Fredegar vorkommenden Langobardi geniren ihn einigermassen; er hilft sich jedoch, wie in ähnlichen Fällen, wo ihm Namen nicht taugen, mit einer einfachen Formel durch: z. B. „ungenau, verlesen für, verschrieben, verdächtig“ u. a. m. Auf Palacky's Ausspruch hin bleibt Wogastisburc unbeachtet, die Leseart: castrum Vocatense, Vogatense ist vorgezogen, welches castrum in castrum Tugatense (Tugast. hzt. Taus) im westlichen Böhmen umgewandelt wird. „Stellen wir, fährt Hr. Z. fort, neben den Alamannen und Ostfranken den Namen Baigovarii aus Longobardi (durch einen unkundigen Abschreiber leicht verlesen) wieder her, so verhält sich alles ganz einfach.“ — Ruinart's musterhafte Ausgabe, welche alle abweichenden Lesearten der bey der Edition benutzten Codices sorgfältig angiebt, hat beharrlich und zwar dreymal Langobardi. Der Codex Claromontanus, dieser alte mit Uncialen geschriebene Codex, von Ruinart und den Bollandisten benutzt,

ist aus dem VII. Jahrh. (nicht aus dem VIII., wie Palacky, Jahrb. des böhm. Museums, irrig behauptet), und die Quelle aller übrigen noch vorhandenen Handschriften. Ihm ist der im Felde der Diplomatie und Palaeographie wohl erfahrene Mauriner gefolgt. Er lies't aber Bvogastisburc, und hat ohne Widerrede Langobardi. — Die Baioarier hatten keine Hülfe zu leisten, sondern wurden ihrer ganzen Stellung nach, gleich allen Osterleuten (de universo regno Austrasiorum) gegen Samo aufgeboten. Auch die Langobardi Solatione (Sollicitatione, Solutione[!]) Dagoberti hostiliter in Sclavos perrexerunt. Diese Solatio oder Sollicitatio wäre bey den Bayern ganz und gar nicht vonnöthen gewesen, bey dem Verhältniß derselben zum fränkischen Dagobert. Es verbleiben also richtiger die zur Hülfeleistung aufgeforderten oder gebetenen Langobardi des Coder Claromontanus. Damit ist aber natürlich der Kampfplatz nicht im Norden, weit über der Donau, sondern südlich des Stromes (Conversio Carant.) gesetzt. Die Stellung der Bajoarier in diesem Kampfe glauben wir deßhalb der Wahrheit getreu angegeben zu haben, weil nach dem Siege des Samo die Last des Haupteinfalles nicht das Innere Bajoariens, sondern die Thüringer trifft, nicht weil das Thüringen zunächst liegende Land (Westböhmen) der Kriegsschauplatz gewesen, sondern weil den Slawen das Vordringen nach Bayern bis zum Lech und weiterhin durch bayerische Tapferkeit unmöglich wurde. Sie wandten sich dahin, wo nach dem panischen Schrecken der Niederlage der wenigste oder gar kein Widerstand zu befahren stand. Weiß Hr. Z. auch nur ein beträchtliches Vordringen der Slawen oder der Awaren, ihrer Dränger, durch Bayern ins ferne Schwaben anzugeben? Gewiß nicht! „Diese Kriegsbereitschaft und stete Wehrhaftigkeit der Bajoarier hat, klug und umsichtig geleitet, nicht nur ihr eigenes Land vom blutigen und schmählichen Joche der Awaren und ihrer Knechte, der Slawen, gerettet, sondern auch von den Gauen des südlichen Deutschlands, von der alten Westgrenze des Bayerlandes, dem Lechstrom, bis an den Rhein hin, das Verderben und die anderwärts z. B. in Thüringen, häufig wiederkehrenden Verwüstungszüge jener Horden mannhaft abgewendet.“

Was die Ruhe der bis zur Enns hin herrschenden Awaren angeht, so wird Hr. Z. wohl auf die Vita S. Emmerammi von Aribo angespielt haben. Wir haben aber in unserm Werke (p. 245, not. 1. p. 452, not. 3) Zweifel geäußert, ob bey Aribo's Schilderung des Landes während Emmeramms Aufenthalt daselbst diesen Bischof nicht das Bild seiner Zeiten, welche er auf jene Emmeramms übergetragen, beschlichen habe. In Bezug auf Samo's Reich in Böhmen trifft Hrn. Z. der Vorwurf, den er mir S. 470 gemacht: Hr. Z. hängt in dieser Sache von Autoritäten (Palacky, und wegen Soliciniums, Jaumann) ab. Auch die Gaubeschreibung des Unterzeichneten hat einige Ausstellungen und Zurechtweisungen erfahren. Wir glauben nicht, daß in Bestimmung der Gau-Grenzen ein mit Sprachkenntnissen allein ausgerüsteter Forscher Bedeutendes leisten werde; es sey denn etwa in Erklärung einiger Gau-Namen z. B. Grunzwiti ꝛc.; denn eine genaue Gaubeschreibung erfordert etwas mehr, als Sprachkenntniß „allein.“ Ueber Crana bey Thietmar 1003, welches Hr. Z., wie wir vermuthen aus patriotischer Vorliebe, in das Bamberger Cronach zu verwandeln beliebt, verweisen wir, wenn er die Abhandlung noch nicht gelesen haben sollte, auf unser S. 552, not. 2 citirtes Werkchen. Er wird vielleicht daraus entnehmen, daß Hezilo, den Feind an den Fersen und auf dem nächsten Weg nach Böhmen fliehend, schwerlich Zeit gewinnen konnte, den weiten Umweg über das Bamberger Cronach zu nehmen. Was Hr. Z. von Goldcronach anführt, ist auf Henze's Autorität gebaut. —

Bairut nennt Hr. Z. ungenaue Schreibung und fragt: „warum nicht die durch Urkunden so vielfach belegte reinere deutsche Form Baierriute? [„Accomodated,“ it comes of accomodo, as, are.] — Antwort: So, wie ich es geschrieben, steht es wirklich bey Ussermann ep. Blegs. p. 134 ad ann. 1199 [die erste Erwähnung ist bekanntlich vom 9. November 1194 in Lang's Reg. I, 362].

Dr. G. Th. Rudhardt.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. May.

Nro. 98. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

The glory and shame of England. By C. Edwards Lester. In two volumes. I. 347 S. II. 405. London. Richard Blentley. 1841. 8.

Von allen Reiseskizzen, Schilderungen, Tagebüchern über England, welche dem Ref. zu Gesichte kamen, wohl das lehrreichste Buch in anmuthigster Form. Der Verfasser ist ein Amerikaner, voll Begeisterung für die großartige Natur seines Erdtheils und die Freyheit, welche der Mangel von staatspolizeylichen Einrichtungen gewährt, mit welchen man in Europa häufig den Begriff von einer conditio sine qua non des bürgerlichen Lebens verbindet. Doch fühlt er selbst, wie leicht ihn diese durchgängige Verschiedenheit aller seiner heimathlichen Verhältnisse zu einem unbilligen Urtheile verleiten könnte. Er wählte sich deßhalb einen Maßstab, der nicht bloß an die Zustände Englands gelegt werden kann, und vergleicht die besonderen Verhältnisse des englischen Volkes mit den allgemeinen Anforderungen, welche die Humanität an alle civilisirten Völker stellt. Dabey behandelt er vorzüglich solche Gegenstände, in welchen sich der Abstand des nordamerikanischen Lebens und Treibens von dem brittischen auffallend zeigt oder die auf die wechselseitigen Verhältnisse der beyden Staaten einen besondern Grad von Wichtigkeit ausüben.

Es ist begreiflich, daß der Verfasser mit der großen Metropole beginnt. „London! Wie viel liegt in diesem einzigen Worte. Es ist nicht eine Stadt, es ist eine Welt für sich. Tausende sollen hier leben und sterben, ohne jemals das gefeyerte Licht des Himmels über die grünen Gefilde scheinen zu sehen. Der Reichthum dieser Stadt ist so groß, daß sie die Hälfte der Welt kaufen könnte und dennoch giebt es hier 150,000 Unglückliche, welche jeden Tag mit den Qualen des Hungers zu kämpfen haben.“ Und an einer andern Stelle, (S. 53) „in einem einzigen Winkel von Spitalfields ist mehr Elend und Armuth sichtbar, als man bey einem längeren Aufenthalte in den vereinigten Staaten zu sehen bekommt.“ — Der Verfasser bespricht staunend die großen öffentlichen Bauten, die 54 bedeutendsten Eisenbahnen, die mit einem Aufwande von 58,754,033 Pf. Sterl. 1760 Meilen weit geführt sind. Er giebt ihnen den Vorzug vor den amerikanischen „in jedem Bezug was Sicherheit, Schnelligkeit, Schönheit und Dauerhaftigkeit betrifft. Alle öffentlichen Gebäude sind wie für Jahrhunderte gebaut.“ Nicht minder zieht ihn auch der Anblick des Landes an, „dessen Frische und Fülle alle Beschreibung übersteige.“ Dann geht er plötzlich auf die zahlreichen Spielhäuser über und enthüllt die Mittel, deren man sich bedient, reiche Zugvögel hier ins Garn zu locken. „Die Leidenschaft für das Spiel übersteigt alle übrigen. In Bezug auf die hierbey contrahirten Ehrenschulden herrscht die größte Pünktlichkeit und man macht sich keine Vorstellung, welches Unglück und welche Verschollenheit des guten Namens dadurch über Familien kömmt. Man kann mit einer mathematischen Gewißheit behaupten, daß jeder der das größte Spielhaus besucht, zuletzt als ein Bettler es verlassen oder weggewiesen wird.“ Der Verf. führt einzelne Beyspiele an, welche wirklich entsetzlich sind. Man rechnet daß jährlich an 8 Mill. Pf. St. in den verschiedenen Spielhäusern verloren gehen — also mehr noch, als die Armentare im Königreiche, nach dem alten Zuschnitt be-

tragen hat. Das Unglück ist dadurch so entsetzlich, daß die Spielsucht bey den fashionable ládies eingerissen ist und diese nun all den unseligen Folgen ihrer Leidenschaft für sich, ihre Gatten und Kinder anheimgegeben sind. Da sich hier eine schickliche Gelegenheit ergiebt, geht der Verf. auf die Schilderung der eigennützigen Zudringlichkeit der engl. Dienstboten über, was Ref. deshalb erwähnt, weil man gewöhnlich in dieser Beziehung nur den Italienern Bedeutendes zutraut. Es scheint jedoch, als wenn die Engländer auch hierin sich mit jeder andern Nation messen könnten.

Ein langer Brief ist der Beschreibung der Westminster-Abtey gewidmet, deren Monumente nicht sowohl in künstlerischer Beziehung als in Betreff der inneren Bedeutung der Männer besprochen werden, deren Gebeine hier ruhen. „Man sieht hier so viel, daß man noch immer zu sehen hätte, würde man auch tausend Jahre in England leben. Hier ist die große Schatzkammer Englands, wo die Urkunden der Nation liegen und ein Fremder die Geschichte derselben schreiben könnte, wenn auch das Andenken an die Vergangenheit bereits aus der lebenden Generation verschwunden ist."

Den Rest des Buches könnte man mit einer Bildergallerie vergleichen, einem Gukkasten, der uns bey den vielen Berührungen des Verfassers mit hervorragenden Männern bald ausgezeichnete Staatsmänner oder Dichter, bald öffentliche Zustände sehen läßt. Ein kleines Abenteuer mit bettelnden Kindern giebt ihm Anlaß über das in London herrschende Bettelsystem sich zu verbreiten. Während einerseits die Gewißheit von einem solchen ausgebreiteten, ja bis zu hoher Perfection gebrachten Systeme daliegt und wohl Tausende von der andererseits so nothwendigen Carität abhält, ist es sicher, daß nicht nur das Elend ungeheuer ist, sondern auch die unglücklichen Werkzeuge jenes Systems, Kinder, die betteln gehen müssen, im beyspiellosen Elende sich befinden. England belastete sich mit 20 Mill. Pf. St. um 800,000 Neger in Westindien zu emancipiren, während (nach dem Quarterly Review) der sechste Theil der Bevölkerung Großbritanniens durch seine Armuth in einem Zustande sich befindet, welcher von dem der Sklaverey nicht sehr entfernt ist. „Man kann urkundlich nachweisen, daß Massen von englischen Arbeitern täglich härter, länger und unter größern Entbehrungen arbeiten müssen, als die Sklaven von Amerika."

Man kann diesen Ausspruch als einen obersten Satz ansehen, zu dessen Beweise ein nicht unbedeutender Theil dieses Werkes dient. Der Verf. citirt die Worte Southey's in Espriella's Briefen über den Zustand der arbeitenden Klassen; Worte, die man nur einmal gelesen zu haben braucht, um sie nie zu vergessen. „Millionen, setzt der Verf. hinzu, werden als Almosen ausgegeben, tausende von armen Kindern werden in Privatschulen durch die Mildthätigkeit guter Leute erzogen; hunderttausende wandern nach Amerika und die auswärtigen Besitzungen des Reiches aus; unbebaute Landstrecken werden urbar; ein staunenerregendes System heimischer Industrie beschäftigt Millionen von Arbeitern; jedes Mittel, das Individuen und Regierung erfinden können, ist angewendet und dennoch sind die Armen zahlreicher, elender und verderbter geworden." Nachdem das Unzureichende der Privatmildthätigkeit — wirklich geschieht von Seiten der Mittelklassen und von einigen aus der Aristokratie alles, was nur geschehen kann — besprochen, heißt es, „es kostet einem Arbeiter fünfmal mehr, ein Unterthan und Einwohner von England zu seyn, als es ihn kosten würde, ein Bürger der vereinigten Staaten zu seyn." Bekannt ist, welche Opposition das neue Armengesetz und die Einrichtung von Armenhäusern in den Kirchspielen gefunden; was der Verfasser über ihre Einrichtung und die Auflösung aller natürlichen Bande dadurch sagt, ist hinreichend, die Gründe dieses Widerwillens zu erklären. „Alle Mildthätigkeit, welche der Arme von dem Kirchspiele oder Privaten empfängt, macht die Ungerechtigkeit nicht gut, welche in dem ganzen Systeme des Armenwesens liegt.

Hr. Lester hatte es sich zur Aufgabe gemacht, die englischen Manufakturstädte zu besuchen; nicht sowohl um die Maschinen, als um die Menschen daselbst kennen zu lernen. Der Maschinismus Englands ist auf eine so anerkannten Höhe von Vollendung, daß er keinen Anlaß findet, sich darüber zu ergehen; allein „während die Arbeit vollkommen ist, ist der Arbeiter zu Grunde gerichtet." Wir entlehnen der Beschreibung des Verf. einige Züge,

welche dem größeren Kreise unserer Leser unbekannt seyn dürften: Der Gewinn und Verschleiß von Steinkohlen nimmt an 140,000 Menschen in Anspruch, von denen etwa der dritte Theil unter der Erde lebt, was sich an ihrem verkrüppelten Körper und gebeugten Gange kund thut. Unter dem Grunde des Tyne sind allein an 4937 Männer und 3554 Knaben beschäftigt. An 2070 Menschen verloren in 25 Jahren durch Explosionen ihr Leben.

(Fortsetzung folgt.)

Histoire de Jérusalem, Tableau Religieux et Philosophique. Par M. Poujoulat etc.

(Schluß.)

Häufig wird freylich auch nur Gewöhnliches und Alltägliches mit Pomp und im Gewande andächtiger Declamation vorgetragen. Man liest es aber deanoch gerne, weil der Gegenstand an sich wichtig, das dicendi genus aber an vielen Stellen vollendet ist. Mir gefällt es, wenn Hr. P. den politischen Präceptor spielt, seine Homilien wie ein Prophet mit schweren Sentenzen spickt, das Buch Hiob und seinen melancholischen Inhalt vorzugsweise auf unsere Revolutions-Epoche bezieht und zuletzt im Uebermaaß der Empfindung „eine Feder aus einem Engelsflügel wünscht, um den Namen „Jerusalem" zu malen: „der Name Jerusalem klingt süß wie die Vergebung, furchterlich wie die Rache; er ist melancholisch wie die Reue oder wie ein Herzensseufzer, tröstlich wie die Hoffnung."

Um der christlichen Wahrheit recht Eingang zu verschaffen, sucht Hr. P. insbesonderr die überflüssige Bewunderung zu untergraben, mit der man im christlichen Europa noch immer Thaten und Geistes-Producte der alten Heiden betrachtet. So wird z. B. an Herodot scharf getadelt, daß er von Moyses gar nichts sage, an Diodor und Strabo aber gerügt, daß sie kaum seinen Namen nennen. Dafür sey aber Judas Machabäus (I, 349) ein weit größerer Held und Staatsmann als Scipio und sogar Homer, Cicero, Alexander und Carolus Magnus bey fromm erzogenen jungen Leuten weniger gekannt und berühmt als St. Paul, St. Dionys und St. Andreas (II, 174). Auch Platons Republik enthalte eigentlich keine originelle und selbstständige Idee, der imaginäre Staat des atheniſchen Philosophen sey nur eine Copie der zu Moyses Zeiten in Aegypten wirklich bestehenden Landesverfassung (I, 58).

Wenn man schon auch selbst kein Skeptiker ist, muß man doch Hrn. P. manchmal um die Stärke seines Glaubens und seines religiösen Enthusiasmus beneiden. Doch ist er bey allem Ernst und aller Frömmigkeit zuweilen doch auch der feinen Ironie, der einem Pariser unentbehrlichen Raillerie und Médisance nicht abhold. Wenn Hr. P. von den mancherley Secten und Schulen der Juden handelt, muß er natürlich auch von der Kabala und ihrer ewigen Substanz, ihrem unendlichen in Canälen durch das Universum rinnenden Lichte reden und kann sich bey dieser Gelegenheit das Vergnügen eines maliciösen Seitenblickes auf Lamennais' neue Broschüre „De la Religion" um so weniger versagen, als Hr. Lamennais in dieser Schrift ebenfalls das Leben in der Schöpfung selbständig und ewig circuliren läßt wie den Saft in der Pflanze und das Blut im thierischen Körper. Hr. P. wittert in dieser angeblich neuen Philosophen-Thesis unmittelbar die pantheistische Lehre des Xenophanes von Colophon, des Democritus, des Epicur, des Straton und bemerkt dann boshaft am Ende: „Ceci est donc une nouveauté philosophique qui date de vingt-cinq siécles."

Die ganze Kraft seiner Beredtsamkeit concentrirt Hr. P. auf die Schlußcapitel des zweyten Bandes, in welchen von den Kreuzzügen und ihren Folgen, von der gegenwärtigen Politik des Orients, von Bonaparte, von Mohammed Ali, von englischer Monstrosität, von der künftigen Theilung der Türkey, von Gerechtsamen, Aussichten und Prätensionen der Franzosen, von einem Königreich Palästina, von der russischen Allianz, von der Universal-Monarchie und der Evangeliums-Civilisation und endlich von den Irrthümern der Diplomaten gehandelt wird.

Wenn man Hrn. P. auch nicht durchaus unbedingt zugesteht, daß sich unter dem Einflusse des von Judäa ausgegangenen Christenthums eigentlich das französische Volk als erste christliche Nation con-

stituirte, so kann man doch nicht läugnen, daß dem Islam gegenüber als weltliche Erscheinung das Christenthum selbst vorzugsweise „fränkisch“ ist. Franke und europäischer Christ sind im Orient heute noch Synonyma. Hr. P. ist auch ein starker Logiker. „Wir Franzosen, sagt er, haben einst den ganzen Occident nach Palästina gewälzt; Franzosen sind auf Davids Thron gesessen; in Jerusalem hat man einst französisch gesprochen; französische Sitte, französisches Gold und Blut waren über ganz Judäa verbreitet; Ergo gehört Palästina eigentlich den Franzosen und muß ihnen — wenn sie es noch nicht besitzen — Kraft alter Erinnerungen und alten Ruhmes am Ende noch in die Hände fallen.“ Jedoch sieht Hr. P. wohl ein, Palästina geradezu mit Frankreich vereinigen, wie neulich O Taheiti und früher die Küsten der Berberey könnte gefährlich seyn und Widerspruch erregen. Deswegen will Hr. P., daß man Palästina unter Schirmvogtey sämmtlicher Groß-Potentaten des Occidents stelle und zu einem neutralen Königreiche erhebe wie Belgien und Griechenland. Die Initiative zu dieser glorreichen neuen Schöpfung gebühre ohne alle Einrede gleichsam von Rechtswegen Frankreich, welches ohnehin seit 600 Jahren die einflußreichste Macht im Orient war und im *christlichen* Jerusalem als solche natürlich den ersten Rang anzusprechen hätte. Repräsentanten könnten übrigens auch die andern Nationen Europa's daselbst unterhalten. Die 150,000 Maroniten des Libanon mit allem Küstenlande von Gaza bis Antiochia schlägt Hr. P. auch zum künftigen Frankreich-Jerusalem und rechnet auf zahlreiche Einwanderungen aus Europa und folglich auf großen Flor seiner projectirten Schöpfung. Sollten die Cabinette in diese Vorschläge eingehen, sey er bereit über besagte Materie eine besondere Denkschrift vorzulegen. Weil Hr. P. ein paar Monate in Jerusalem gewesen ist und nachher im schnellen Fluge auch das übrige Syrien bereist und in seiner „Correspondenz“ beschrieben hat, glaubt er sich in herkömmlicher Weise der Aufgabe, jene Länder staatlich einzurichten und in das politische Räderwerk des Abendlandes einzufügen, vollkommen gewachsen. Dieses Staaten-Organisirungsfieber ist eine eigenthümliche Erscheinung unter den Reisenden neuerer Zeit. Jeder Ferien-Tourist hält sich für einen Gesetzgeber wie sich jeder Jambenschmied gerne für einen großen Dichter hält.

Aber England, der „fürchterliche Weltgeier der Politik,“ hat seine Krallen bereits auf dem Libanon, am Nil, am Erythräischen Meere, am Indischen Ocean eingeschlagen und beutet das Universum in krämerhaftem Sinne zu seinem Privatvortheile aus. Gegen diese monströse Entwicklung brittischer Macht fordere die Wohlfahrt des menschlichen Geschlechtes, die nur den Franzosen wahrhaft am Herzen liege, zu kräftigem Widerstande auf. „Leget England den Hemmschuh an, oder die Civilisation geht unter!“ Dieses große Ziel könne aber nur durch eine enge Verbindung zwischen Frankreich und Rußland errungen werden. Rußland sey zwar ein Koloß, aber es hat den Genius Frankreichs nöthig um die auferlegte Bestimmung zu erfüllen, wie seinerseits auch letzteres den mächtigen Beystand Rußlands brauche, um den „Erbfeind“ niederzuwerfen, dessen Ruhm nothwendig seine (Frankreichs) Erniedrigung sey. So nebenher und gleichsam unter Leitung und Bevormundung dürfe auch Oesterreich einige Streiche auf das fallende Türkenthum thun und zur Aufrechthaltung evangelischer Gesittung mitwirken. Hauptacteure aber im Drama der neueren Zeit seyen und bleiben ohne Widerrede die Franzosen und die Russen. Aus der Concurrenz dieser beyden Weltfactoren gehe die „moralische“ Einheit des Erdbodens, Triumph und Herrschaft der christlichen Gesittung hervor.

Was etwa wir übrige Deutsche bey der großen Operation zu thun haben, sagt Hr. P. nirgend. Uns betrachtet er, wie es scheint, nur als Zugabe, als Dünger, als Leute, denen es gar nicht einfallen könnte, auch einmal etwas bedeuten zu wollen. Fromm und gelehrt wie Hr. P. sind wir freylich: ob wir auch patriotisch wie Hr. P. und seine Meynungsgenossen seyen, weiß ich nicht.

Contemni turpe est, legem dare superbum.

Fallmerayer.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. May.

Nro. 99. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

The glory and shame of England etc.

(Fortsetzung.)

Die Eisenarbeiten beschäftigen an 350,000 Menschen; nur die 400 Hochöfen an 75,000 Menschen. Eine Million Menschen mögen hiebey ihre Subsistenz finden — das traurigste Loos haben aber überall die Kinder. Findet ein Vater Beschäftigung im Arbeitshause, so verliert er sein Recht über seine Kinder, die der Anordnung der Kirchspielobern verfallen und in Fabriken in die Lehre gegeben werden. — Dadurch fehlt es nie an jungen Arbeitern in den größern Fabrikstädten, weil die vorhandene Generation stets für Nachwuchs sorgt. In den neueren Manufakturstädten aber muß die jüngere Generation erst dazu geworben und gezogen werden, weßhalb es daselbst eigene Weiber giebt, welche den Aeltern ihre Kinder für die Fabriken abschwätzen.

Der Verf. bringt nun einige Berichte über den Befund von Kindern in Fabriken. Sie übersteigen alles Glauben, wären sie nicht officiel und auf das Beste beglaubigt. Die Härte der Behandlung erinnert an Diodors Beschreibung der ägyptischen Bergwerke. Die ergreifendste Schilderung ist aber unstreitig die des Zustandes der sogenannten Scavengers, Kinder unter zehn Jahren, welche die Maschinen rein erhalten müssen.

Von der Beschreibung dieser Verhältnisse geht der Verf. über auf die Erforschung der Ursachen derselben, und der Mittel ihnen abzuhelfen. Er nimmt, in Bezug auf die Maßregeln der englischen Legislatur, die Kinder aus diesen Drangsalen zu befreyen, keinen Anstand, zu sagen, es sey unmöglich, daß das Gesetz, das Abhülfe bringen sollte, beobachtet werde. Diese selbst sey geradezu unstatthaft zu nennen, so lange die Korngesetze existirten, welche ein Drittheil des Arbeitslohnes den Arbeitern entziehen. Die gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse kosten in Folge der Brodtaxe in England nochmal so viel als auf dem Continent oder in den vereinigten Staaten. Hievon zieht aber die Regierung keinen Vortheil, sondern dieser kommt der Landaristokratie zu Gute. Zu diesen schweren Lasten gesellt sich dann noch die Kirchensteuer, die sie entrichten müssen, während sie in Opposition mit dem Princip derselben stehen. Der Verf. führt die Worte Lord Brougham's an: ein Engländer ist besteuert für alles, was in seinen Mund eingeht, seinen Rücken bedeckt, unter seine Füße gestellt ist, was ihm zu sehen, zu hören, zu riechen, zu schmecken, zu betasten gefällt. — Besteuert sind Wärme, Licht und Bewegung, alles auf der Erde, im Wasser und unter der Erde, alles was von der Fremde kömmt oder in der Heimath entsteht, jeder Rohstoff und jedes Fabrikat daraus, das Geschicklichkeit und Erfindungsgabe hervorbringen können, alle Saucen, welche seinen Appetit würzen, alle Arzneyen, die seine Gesundheit herstellen, der Hermelin, der den Richter ziert und der Strick, mit dem der Verbrecher aufgeknüpft wird, die Riemen an einem Koffer und die Bänder einer Braut, im Bett oder im Bureau — couchant ou levant muß der Engländer zahlen. Der Schulknabe läßt seinen besteuerten Kräusel schnurren, die bartlose Jugend lenkt ihre besteuerten Pferde am besteuerten Zügel auf besteuertem Wege. Der sterbende Engländer giest seine Medizin, die ihm 7 Proc. ko-

ſiet, auf einen Löffel, der ihm auf 30 Proc. zu ſtehen kam, legt ſich auf ſein Calicobett, das er mit 22 Proc. bezahlte; macht er ſein Teſtament, ſo bezahlt er die Stempel. Er ſtirbt in den Armen ſeines Arztes, der 100 Pf. St. zahlte, ihn in die andere Welt zu ſchaffen. Sein ganzes Vermögen wird dann von 2 bis 10 Proc. beſteuert und außer den Ausgaben fur Leichenbeſchau zahlt er große Taxen um an dem vergitterten Platz begraben zu werden. Seine Tugenden werden auf einem beſteuerten Marmor der Nachwelt überliefert und dann kann er zu ſeinen Väter verſammelt werden, um von nun an nicht mehr beſteuert zu werden. — Die engliſchen Arbeiter werden dem Handelsgeiſte aufgeopfert; während der Reiche und Adeliche alles hat, was er wünſcht, iſt der arme Mann ein Sklave. Vergebens öffnen Geſetze ihre ſchützenden Arme: in England ſind die vorwaltenden Einflüſſe ſtärker als die Geſetze. In England von der Freyheit des Volkes reden iſt eine Inſulte auf den Geiſt der Freyheit und den geſunden Verſtand der Menſchheit: in England macht nichts einen Mann frey als das Geld.“

Einen angenehmen Abſtand von dieſen traurigen Schilderungen macht die Vergleichung amerikaniſchen und engliſchen Lebens, amerikaniſcher und engliſcher Frauen. Der Verf. räumt den letztern den Vorzug ein, nimmt aber denſelben für die amerikaniſchen Mädchen von 15 — 20 Jahren in Anſpruch. Da dieſe jedoch gewöhnlich heyrathen, ehe ihre Reize die vollſte Entwicklung gewonnen, die Engländerinnen aber meiſt 5 — 6 Jahre ſpäter die Sorgen und das Glück des Eheſtandes auf ſich nehmen, erhalten ſich die letztern beſſer als die erſteren. Die Stimmen der Engländerinnen ſind ſanfter, ihr Lachen iſt Muſik; ſie haben einen feinen Sinn für Schicklichkeit, ohne an allem Anſtand zu nehmen, wie jenes amerikaniſche Mädchen, das nicht ertragen konnte, daß ſein Sopha Beine oder Füße habe und, damit der Anſtand nicht verletzt werde, ihnen Hoſen anzog.

Der zweyte Band beginnt mit der Schilderung Dickens und Campbells und geht dann auf einen Gegenſtand über, der auch für uns von beſonderem Intereſſe iſt. Der Verf. zeigt nämlich, in welch hohem Grade die Bemühungen der Engländer darauf gerichtet ſind, ſich wie von fremder Einfuhr im Allgemeinen, ſo insbeſondere von der nordamerikaniſchen zu befreyen und Zucker, Taback und Baumwolle in ſolcher Maſſe und Güte in ihren indiſchen Beſitzungen zu pflanzen, daß nicht nur ihr eigener Bedarf dadurch gedeckt werde, ſondern ſie ſelbſt auch andere Länder damit verſehen können. Seit Macauley berechnet, daß Indien das Pfund Zucker zu einem Penny liefern könne, hat ſich die Produktion desſelben in Indien ſo vermehrt, daß im Jahre 1841 an 2 Mill. Centner indiſchen Zuckers in England eingeführt wurden. Der Verf. kann ſeinen Landsleuten die Gefahr nicht verheimlichen, die dem nordamerikaniſchen Handel dadurch droht, daß auch in den übrigen Zweigen der bisherigen Ausfuhr nach England eine ähnliche Veränderung eingetreten iſt. Bald würden die 7 Mill. Pf. St., welche bisher den Baumwollpflanzern im Süden der vereinigten Staaten zugefloſſen, engliſchen Speculanten in Indien zukommen. Die Regierung hat zwölf amerikaniſche Pflanzer zu bewegen gewußt, nach Indien auszuwandern und dort Baumwolle zu pflanzen. Amerikaniſche Kaufleute in Indien haben ſich ſogleich auf dieſen neuen Erwerbszweig geworfen und die Mitglieder der Geſellſchaft für Aufhebung der Sklaverey ſuchten gleichfalls mit nicht minderem Eifer die Baumwollencultur in Indien zu befördern, um damit der Sklaverey in Nordamerika den Todesſtoß beyzubringen. Da England bisher 318 Mill. Pf. Baumw. Sklavenarbeit jährlich bedurfte und nur 45 Mill. Pf. freye Arbeit bezog, ſo liegt klar am Tage, wie richtig jene Geſellſchaft nicht bloß ihr eigenes Intereſſe, ſondern auch das des geſammten engliſchen Handels aufzufaſſen verſtand. Nicht fünf Jahre lang, glaubt ein amerikaniſches Journal, können ſich die Sklavenbeſitzer ohne ihren großen Baumwollenhandel erhalten. Der Verf. geräth hier in eine eigene Lage. Seinen Grundſätzen gemäß iſt er ſelbſt für die Emancipation der Sklaven. Das Intereſſe ſeines Vaterlandes verlangt aber, daß er gegen England ſey, das die Abſchaffung der Sklaverey betreibt. Er hilft ſich, indem er zu beweiſen ſucht, daß England zu Hauſe an ſeinen Arbeitern, in Indien an den Hindus eine ärgere Sklaverey ausübe, als Amerika an den Schwarzen. Daß England mit der Sklavenemancipation auch

noch andere Zwecke verfolgt, beweiſt, wenn man es nicht ſchon wüßte, der Verf. auch dadurch, daß unter den verſchiedenſten Parteyen mit einem Male in dieſem einen Punkte die größte Einigkeit herrſcht. Er ſelbſt ſieht ſich aber zuletzt doch gedrungen, ſeinen Landsleuten zu rathen, gleichfalls zur Sklavenemancipation ihre Zuflucht zu nehmen und zwar ſchon aus dem Grunde, weil die Arbeit eines emancipirten Negers wohlfeiler komme, als die eines Sklaven. Der ganze nächſte Brief iſt dem Zuſtande von Indien gewidmet. Er ſchildert die Regierung, die Art und Weiſe der Beſitznahme des Landes, die Folgen des Regierungsſyſtemes auf dasſelbe, das ſeine Beſieger und Unterdrücker mit dem eigenen Erwerbe nähren muß, ohne daß es dafür Freyheit, Gerechtigkeit, Wohlſtand zu erlangen vermöchte, oder auch nur vor den Qualen des Hungers ſicher geſtellt zu ſeyn, deſſen furchtbare Noth die Aeltern zum Verkaufe ihrer Kinder zwingt. Die Sklaverey des Islams und der Hindu ward durch die engliſchen Geſetze ſanctionirt und damit noch beſonders die Erniedrigung des größeren Theiles der Bevölkerung, der Frauen vollendet. Auch die Rechtsloſigkeit der Anglo-indus erwähnt der Verf. ohne jedoch die Frage, was aus dieſen werden kann, näher zu erörtern. Dafür wirft er jedoch die, in neueſter Zeit von Wiſemann ſattſam beantwortete auf, was das chriſtliche England für das heidniſche Indien gethan habe. Nachdem er zuerſt die Bemühungen der verſchiedenen proteſtantiſchen Confeſſionen zur Bekehrung der Hindus erwähnt, führt er 3 Gründe an, warum der Einfluß dieſer Miſſionen geſchwächt wurde. Erſtens habe die oſtindiſche Compagnie den Miſſionären nicht nur keine Unterſtützung gereicht, ſondern ſich denſelben geradezu entgegen geſetzt. Die ängſtliche Sorge für die Ruhe der Colonien läßt alle Sorge für das Chriſtenthum in den Hintergrund treten. Zweytens ſey das Regierungsſyſtem Englands in Indien von der Art, daß es unmöglich die Eingebornen einladen könne, eine Religion anzunehmen, deren Bekenner ſich ſo ſchreyende Ungerechtigkeiten erlaubten. Ein drittes Hinderniß — nicht bloß in Bezug auf Indien, ſondern auf alle Theile der heidniſchen Welt — liegt in dem Sectenweſen der Miſſionäre. „Es exiſtirt, ſetzt der Verf. hinzu, (and I speak of it with the greatest pain) weniger Sectenweſen unter den Miſſionären ſelbſt, als unter denjenigen, welche ſie ausſandten und zum Beweiſe dafür dürfen wir nur auf Großbritannien und Amerika blicken, die Hunderte von Secten aufzählen und ihre Controverſen, Streitigkeiten und Feindſeligkeiten durchgehen. Auch ſind die Miſſionäre nichts weniger als frey von dieſem unheiligen Geiſte und die Heiden nicht ſo blind, daß ſie nicht ſehen, in welchem Widerſpruche mit den Vorſchriften Chriſti die Exiſtenz von Secten iſt. Chriſtus erklärte, daß ein in ſich getheiltes Reich nicht beſtehen könne."

Der Verf. ſchildert nun die Eiferſucht und Feindſchaft der amerikaniſchen Wiedertäufer gegen die Hochkirche und die Folgen derſelben — Rücktritt Halbbekehrter in das Heidenthum. „Die Baptiſtenkirche in Amerika trennte ſich nach bittern Klagen von der amerikaniſchen Bibelgeſellſchaft, weil dieſe nicht eine neue Bibelausgabe drucken laſſen und jene Stellen ändern wollte, welche von der Taufe handeln. Andrerſeits läugnet die engliſche Kirche die Gültigkeit aller Ordinationen der übrigen Confeſſionen — der Heide ſieht es und bleibt deſto beharrlicher bey ſeinen Götzen. Kann man erwarten, daß die Heiden an einer Religion etwas Schönes oder Göttliches finden, welche durch die Ausübung ihrer Bekenner ihnen erſcheinen muß als die ärgſten Verbrechen und Mißbräuche ſanctionirend? Chriſtus befahl ſeinen Jüngern ihre Feinde zu lieben und die Chriſten führen zerſtörende Kriege. Er erklärte, alle Seelen ſeyen rein und Chriſten handeln damit nicht weniger als heidniſche Nationen. Die Bibel erklärt, kein Trunkenbold komme in das Himmelreich und die Unmäßigkeit koſtet England und Amerika jedes Jahr einige Millionen. Doch es iſt unnöthig die Fehler der Chriſtenheit aufzuzählen und ich würde auf dieſen Gegenſtand gar nicht gekommen ſeyn, wenn nicht um den langſamen Fortgang des Chriſtenthums in Indien zu zeigen."

Es wird den Leſer nicht wundern, wenn die engliſche Ausgabe dieſe Darſtellung mit einer Note begleitet, worin der übertreibende Ton des Verf. getadelt wird. Es mag freylich Manchem bitter ſeyn, die Wahrheit in dieſem Gewande zu verneh-

men, allein man darf nicht vergessen, daß sie, wenn auch von einem Amerikaner, doch von einem Manne stammt, welcher sich in vielen Stellen als ein durchaus rechtlicher Mann, ein eifriger und gläubiger Protestant erweist.

Von den ernsten Angelegenheiten Indiens hinweg führt der Verf. den Leser auf die Almaks, jene glänzenden Bälle der ausgesuchtesten fashionablen Gesellschaft, die sich herzudrängt, ihren stolzen Nacken vor den ladies patronesses zu beugen. Als Gegenstück zu dieser Scene des Luxus und der Mode erzählt er sodann ein Abenteuer in einem Omnibus, das die gräßliche Tiefe menschlichen Elendes aufdeckt. Dann kommt er auf die großen Helden der Reform der englischen Verfassung zu sprechen, Lord Brougham und OConnell. Beyde große Redner und Staatsmänner werden mit so lebhaften Farben geschildert, daß wir schon der schönen Darstellung wegen diese Briefe allgemein empfehlen zu dürfen glauben. Von Brougham spricht der Verfasser wie von einer vergangenen Größe. „Es ist die allgemeine Meynung derjenigen, mit welchen ich sprach und die eine hinlänglich gute Kenntniß von diesen Dingen zu haben schienen, daß Brougham seine Principien der Pairswürde aufgeopfert hat.“ Eine Scene aus seinem Leben wird mitgetheilt, wie er im Jahre 1823 Canning im Parlamente angriff und durch das Gewicht seiner Beredsamkeit zu Boden schlug — man kann sie den schönsten Schlachtbeschreibungen an die Seite setzen. Und dennoch „war Lord Brougham der größte Mann seiner Zeit,“ er ist es dem Verf. nicht mehr.

OConnell wird eingeführt, wie er im Begriffe stand, Irland zu verlassen, um zum ersten Male seinen Sitz in dem Parlamente einzunehmen. Er stand damals auf dem Scheitelpunkte seines Lebens, unterzog sich aber wie noch gegenwärtig den größten Anstrengungen, so daß er in 4 Tagen 17 öffentliche Reden an das Volk hielt. Sein thaten- und leidenvolles Leben wird schnell durchgangen, die Elasticität seines Geistes, die Großartigkeit seines Gemüthes beschrieben und endlich der Redner selbst, wie er in einem erlesenen Meeting erschien, dem der Herzog von Susser präsidirte und der Verf. beywohnte. Schlüßlich theilt der Verf. noch einen Auszug aus der Declaration der Beschwerden des irischen Volkes und von der Rede mit, die OConnell in Dublin hielt, als er nach der Niederlage im Parlamente über die Repealfrage in Dublin erklärte, seine Verbindung mit den Whigs sey zu Ende gekommen. Beyde sind anerkannte Meisterstücke.

In den letzten Briefen kommt der Verf. auf die Korngesetze zu sprechen. Er schildert wie die Sperre der Einfuhr fremden Korns im Jahre 1815 zum Theile mit Hülfe der bewaffneten Macht durchgesetzt, im Jahre 1828 bereits eine Modification eingeführt ward und durchgeht dann die Folgen dieser Gesetze. Daß sie den Preis des Korns verdoppelten und ein fast unglaubliches Elend erzeugten, kann man als bekannt voraussetzen; weniger jedoch, daß vor allem die Moralität des weiblichen Geschlechtes dadurch entsetzlich leidet und die Hingebung an Schande und Unzucht für Tausende in England ein Akt der Nothwendigkeit, der Selbsterhaltung ist. Der Verf. hat eine Beyspielsammlung seinem Briefe einverleibt, die fast grauenvoll ist und beweist, wie er menschliches Elend an seinem Hauptsitze aufgesucht habe. Die Anzahl der Personen, welche aus Mangel an Nahrungsmitteln jährlich in England sterben, ist nach der Aussage von Aerzten höchst bedeutend. Die Anzahl der Verbrechen häuft sich mit dem Steigen der Armuth. Mit Recht sagt der Verf.: „England beabsichtigt der Welt das Evangelium zu bringen (evangelize) und dieß, während das eigene Volk in einem Zustande politischer Herabwürdigung, physischer und moralischer Auflösung sich befindet. Werden aber, wo man um Brod schreyt, die Doctrinen der Bibel gehört werden?“ Die große Unzufriedenheit der niedern Classen ist eine von den Folgen jener Gesetze, während sie einerseits die arbeitende Bevölkerung zu Grunde richten, lähmen sie andererseits die Regierung und untergraben zugleich die Handels- und Fabrikenblüthe.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. May.

Nro. 100. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres. Von Dr. Ludwig Roß. Zweyter Band. S. VIII und 1 — 195. Stuttgart und Tübingen bey Cotta. 1843.

Herr Dr. Roß — das sehe ich voraus — wird unter Kunstrichtern, Archäologen und Grammatikern vielleicht in kurzer Zeit ein Vielen beschwerliches und lästiges Ansehen erlangen. Schon verwichenes Jahr, als Ref. in Athen die persönliche Bekanntschaft dieses bedeutenden Gelehrten zu machen die Gelegenheit hatte und mehr als eine sinnvolle Bemerkung über griechische Volkssprache, über alte Kunst, über Sitte und Charakter der Bewohner von Hellas vernahm, meynte er, man dürfe den Griechen zu einem solchen Vertreter ihrer jungen literarischen Interessen nur Glück wünschen und jedenfalls Resultate von Belang erwarten. Hr. R. — was nicht bey allen Hellasreisenden der Fall ist — hat sich in Archäologie und Grammatik den Höhepunkt abendländischer Wissenschaft vollständig angeeignet und argumentirt über Cannellure (Hohlstreifen) der Säulen mit derselben Sicherheit wie über das äolische Digamma und das Uralte im Etymon der vulgären Dialecte. Philologen aber, wenn sie guten Geschmack und Eleganz der Rede besitzen und neben der Sache auch über die Form gebieten, sind bey den Deutschen allezeit in Ansehen gestanden. Hoffentlich nimmt man es Referenten nicht übel, wenn er sich in Reisewerken auf byzantinischem Gebiete auch zu Zeiten ein Urtheil erlaubt und sogar das Meiste dieser Gattung gelesen haben will. Zwar ist Hr. R. in einem der wesentlichsten Elemente neugriechischen Volkslebens sein entschiedener Gegner und hat auch bey früheren Gelegenheiten im Widerstreit mit gewissen historischen Deductionen die Lauge nicht gespart. Aber Männer von Geist und tüchtigem Wissen sind als Widersacher eben so achtbar wie sie als Bundesgenossen nützlich sind.

Wie mangelhafte und oft verkehrte Begriffe man über griechische Zustände bis auf die jüngste Zeit in Deutschland hatte, griff man wie vom Instinkt getrieben doch immer nach Sittenmalern wie Steub und nach Periegeten wie Ulrichs und Roß. Wer möchte aber auch noch Greverus u. A. lesen? Ja man darf beynahe fragen, wer in Deutschland überhaupt etwas von der Osthälfte Europa's hören, vielweniger kaufen und lesen will? Die Bemerkung mag noch so peinlich und für unsern Patriotismus noch so beschämend seyn, man blickt bey uns immer nach Westen — in Literatur, Kunst und Lectüre nicht weniger als in Lösung socialer Probleme. Ponfard's Name kaum genannt, fliegt schon durch Germanien,

arrectis auribus adstant.

Von Sutzo, Kryllow und Puschkin wollen wir nichts hören, wenn sie auch noch so schöne Verse schreiben; je wärmer der Hauch ihres Liedes, desto kälter und verschlossener wird abendländisches Gemüth. Das Factum ist nicht zu läugnen, aber wer wagt es den Grund zu sagen? Man hat durch erkünstelten Enthusiasmus und falsche Bewunderung nicht vorhandener Dinge nachzuhelfen und Getrenntes durch geistige Bänder zu vereinen gesucht, aber der Erfolg hat den Absichten noch nicht vollständig entsprochen. „Es war dieß" — schreibt Dr. Roß S. 31 — „einer der vielen hundert vergeb-

lichen Ritte, die ich, durch den Namen eines Paläokastron oder durch irrige Angaben getäuscht, in Griechenland schon gemacht habe; der Reisende muß oft selbst mit negativen Resultaten zufrieden seyn, wenn sie nur zuverläßig sind.“ Mit diesen Worten hat Dr. Roß, ohne es eigentlich zu beabsichtigen, das wahre Contrefey jener Zustände entworfen: „Es ist nichts mehr da,“ „Wir haben einen vergeblichen Ritt gemacht!“ Gegen Fatum und Realität ist vernünftiger Weise nicht zu kämpfen. Jetzt beginnt mit dem zweyten Cyclus neugriechischen Lebens eine Periode neuer Schöpfungen und neuer Hoffnungen, deren Umrisse uns noch ein Geheimniß sind. Nicht neue Ideen in die Gemüther hineinlegen soll der Literat, sondern was dunkel und verworren gährt, soll er in lichtvolle Gestalten bringen und der Zeit im Spiegel ihre eigenen Gedanken und Empfindungen anschaulich machen. In diese Kategorie stelle ich Dr. Roß und sein Buch. Aber eben weil Dr. R., ohne Enthusiast zu seyn, im Princip dem strictesten Hellenismus huldiget, kann sein Urtheil nicht verletzend und mein Lob nicht verdächtig seyn.

Wenn ein Buch Alles über denselben Gegenstand bisher Geschriebene vollkommen überflüssig macht, hat es dem lernbegierigen Publikum einen großen Dienst erwiesen, sich selbst aber eine lange Zukunft bereitet. Wunder ist es freylich keines, wenn Hr. Roß so Tüchtiges und Umfassendes leistete; er hatte ja alle physischen und geistigen Erfordernisse für sich: man stellte den königlichen Kutter „Leon“ zu seiner Verfügung, wie die englische Regierung „Erebus“ und „Terror“ dem Namensvetter des Dr. R. für seine arktischen Entdeckungsfahrten überließ. Wind, Welle und eigener Wille waren für ihn allein Gesetz.

Einer Windstille am Cap Sunium müssen wir eine beredte Abhandlung über Säulenordnung überhaupt und ihre Hohlstreifen insbesondere verdanken. Die ägyptischen Säulentempel zu Medinet-Habu, Kum-Ombos und Kalapsche in Nubien — alte Erinnerungen des Berichterstatters — werden nach Champollion und Lepsius als Substrat neuer Thesen und correcterer Ansichten untergelegt und zugleich die Autorität der uralten durch historische Skepsis aus Hellas verbannten Aegyptercolonieen des Inachus, Danaos, Kekrops mit Wärme und mit Gründen vertheidiget. Dagegen ist die Insel Helena freylich öde und weiß man von Prasiä und seinem Torso am attischen Festland wenig; aber bey Karystos auf Euböa sahen sie im Vorüberschiffen deutlich die Baumpflanzungen und bey Gavrion auf Andros den alten Thurm aus Schieferquadern, durch dessen Schießscharten der Sachse Fiedler die Hellenen im zwölften Jahrhundert nach Chr. mit Flinten und Hakenbüchsen feuern läßt. Auf den deutlich erkennbaren Ruinen von Alt-Andros wird bey Veranlassung einer Grabstatue über „aristokratische Hervisirung“ theurer Anverwandten im Dorischen Theil von Althellas Belehrendes gesagt und zugleich den Archäologen, die in solchen idealgehaltenen Porträtbildungen Götterbilder zu sehen lieben, ein Tüchtiges versetzt. Allein Ruinen von einem „monumentalen Character“ seyen auch da nicht zu finden. Doch bemerkten die Wanderer, daß der ganze Norden der Insel Andros mit den Hauptdörfern Amolochos und Arna von Albanesen bewohnt ist, und daß diese Albanesen hauptsächlich die Seeleute für die aufblühende Marine der Andrier liefern. Hermupolis, die neue Hafenstadt auf Syra, fand Hr. R. seit dem ersten Besuche an Luxus, Eleganz, Geschmack in Architectur, an Häuserzahl und Unterricht bedeutend vorgerückt, 2000 Schüler und 14000 Einwohner fand er in der blühenden Handelsstadt. Während der Sonnenglut ritten sie durch das steinige Eiland und ruderten Abends beym Mondschein wieder zum Hafen hinaus gegen Mykonos hinüber, wo etwa 5000 Griechen wohnen, die Gerste, Wein und Feigen ziehen, im Ganzen 60,000 Drachmen Abgaben entrichten, und viele Eidechsen, aber durchaus keine Antiquitäten auf ihrer Insel haben. Man redete zwar von einer interessanten Ruine, die ein berühmter reisender Archäolog — Gott weiß wen man damit meynte — für einen phönikischen Tempel erklärt haben sollte. Aber am Ende fand sich nichts als die Ruine eines alten hellenischen Wartthurms, wie man sie überall auf griechischen Küsten, des ägäischen und schwarzen Meeres, namentlich auf dem Eilande unweit Kerasunt in Colchis findet. Vor der Abreise examinirten die beyden Wanderer in weissen Jacken und mit aufgeknöpftem Halstuch noch

die helleniſchen Schüler und gelangten unter dem Hauche eines friſchen Nordwindes in drey Stunden nach Poros, flogen ohne viel Aufenthalt durch den Canal von Naxos zur wüſten Inſel Raklia (Herakleia) bey Amorgos, kauften und aſſen ein Schaf, ſegelten nach Schinuſſa, wo Ochſen und Eſel auf der Tenne das Kloſtergetreide austraten und die Windhunde der neu angeſiedelten Mönche alle Hafen zerriſſen hatten. Von Kufoniſi, Keros und Antikeria, weil ohne alle archäologiſche Ausbeute, wird wenig geſagt, von Amorgos aber, wo ſie ſechs Tage blieben und Ruinen fanden, weitläufig gehandelt. Zeichnungen und Croquis fehlen an keiner ſchicklichen Stelle. Beſonderes Vergnügen machte Hrn. R. die Furchtloſigkeit der Amorgioten vor der Conſkription. „Der Junge wird die Welt ſehen und Ordnung lernen,“ ſagte der alte Vater auf die Nachricht, daß ſein Sohn in Syros Dienſt genommen habe, „er hat es beſſer in des Königs Dienſt, wo er Waizenbrod und Fleiſch ißt, als hier bey Gerſtenbrod und Zwiebeln.“ Auch auf Andros rühmten es die Bauern, daß ſie ihre nach zweyjährigem Dienſte auf Urlaub kommenden Söhne nicht wieder erkannt hätten: nicht allein wegen der fremdartigen Tracht, ſondern weil ſie ſo reinlich, ſo rund und roth und wohlgenährt ausgeſehen.

Das Eiland Aſtypaläa, wohin ſie der Nordwind von Amorgos trieb, gehört zum größten Verdruſſe der Periegeten ſchon zur Türkey und zahlt ſeinen Tribut nach Rhodos. Man kann wohl denken, daß den Diplomaten über ihre Theilungskünſte mit Schärfe der Text geleſen wird. Es leben zwar nur 1500 Menſchen auf Aſtypaläa, das ſich unter türkiſcher Oberhoheit ſelbſt regiert und bey einer jährlichen Einnahme von 700 Thalern aus Zehnten und Zöllen nur die geringe Summe von 400 Thalern an den Sultan als Tribut bezahlt. Die Gemeindebehörde iſt ganz unabhängig und wird jährlich in der Volksverſammlung ohne lange Procedur durch Acclamation gewählt. Die Abſtimmung über jeden Einzelnen iſt durch Ja oder Nein entſchieden, und der ganze Wahlact dauert nicht ſo viele Stunden als bey uns, ſagt Hr. Roß, Tage und Wochen. Auch Rechtsfälle, Civil- und Polizeyſachen, werden von dem Gemeinderath entſchieden; doch ſteht die Appellation nach Rhodos offen und werden wichtigere Criminalfälle, die freylich ſelten vorkommen, freywillig vor die türkiſche Behörde gebracht. Ueber den Hatti-Scherif von Gülhane lachten die Aſtypaläotiſchen Griechen den fragenden Profeſſor aus, und der Sohn des Gaſtfreundes erzählte, er habe zu Rhodos ein Exemplar der amtlichen griechiſchen Ueberſetzung gekauft, aber die Mitglieder des Gemeinderathes, denen er es eingehändigt, hätten das Document zerriſſen, weil ſie meynten, eine ſolche Narrenpoſſe (μασκαράλικι) ſey zu nichts zu brauchen. Urtheile man, was erſt die Mohammedaner von dieſem „Maskarlik“ denken mußten!

Gleich andern Inſeln des ägäiſchen Meeres war Aſtypaläa lange menſchenleer und die heutige Bevölkerung datirt erſt vom Jahre 1413 unſerer Zeitrechnung, wo ſie der edle Venetianer Johann Quirino auf dem öden Boden anſiedelte und zu ihrem Schutze das noch beſtehende Caſtell mit Wohnhäuſern und Capelle erbaute. Welcher Nation aber die neuen Coloniſten angehörten, ſagt die Inſchrift der Capelle nicht, aber die Tracht der Frauen redet deſto deutlicher, da ſie ganz von den Weibertrachten der benachbarten Inſeln abweicht und an die Bäuerinnen der rumeliotiſchen Gebirge und die Albaneſerinnen erinnert: ein langes auf die Knöchel reichendes Hemde aus weißem Baumwollenzeuge, mit buntgeſtickten Nähten und mit langen weißen Aermeln, die über der Schulter ganz auf antike Weiſe aufgeſteckt werden. Das iſt, wie Sie ſehen, albaneſiſche National-Toilette. Im 15ten Jahrhundert waren aber die Albaneſen allgemeines Reſtaurationsmateriale griechiſcher Inſeln und griechiſchen Continents, wie es 600 — 1000 Jahre früher ein anderes Volk geweſen iſt, welches man nur zu nennen braucht, um die Deutſchen zu erzürnen. Hr. R. weiß das natürlich ſo gut wie andere, aber Hr. R. iſt behutſam und in ſolchen Dingen entſchieden orthodox. Weil man auf Aſtypaläa wie auf dem nahen Amorgos ſtatt des ſyllabiſchen Augmentes ἐ das lange η braucht und gleichfalls χ wie ſch ausſpricht, ſo zeuge dieſer Umſtand entſchiedener für autochthone Abſtammung der heutigen Inſulaner als die erwähnte Tracht der Frauen dagegen ſpreche. Hr. R. iſt aber ein durchaus redlicher

Perieget und bemerkt ausdrücklich, daß der Landungsplatz Maltezána heisse. Maltezána ist aber ein bey Albanesen übliches Wort und hat nichts mit maltesischen Corsaren zu thun, auf welche es der gelehrte Wanderer bezieht. Vermuthlich haben die Weiber von Astypaläa außer ihrem langen Albanesenhemde unter sich auch noch albanesische Ausdrücke und Phrasen bewahrt, wie sie zu Turnovo in Thessalien das Slavische noch immer nicht ganz vergessen haben. Die Astypaläoten sind höchst wahrscheinlich Albanesischer Herkunft, wenn sie auch ἔσχω statt ἔχω und ἤγραφα statt ἔγραφα sprechen und das Albanesische mitten unter griechisch Redenden ganz verloren haben. Wenn sie auch Hr. R. in diesem Stücke öffentlich vertheidigt, haben sie es privatim doch bey ihm verdorben, weil sie dem Gaste wenig zu essen und „unverzeihlich sauren“ Wein zu trinken gaben. Solche Mängel verzeiht ein Deutscher nie, wie philosophisch und präceptormäßig gelehrt er immer seyn mag.

(Schluß folgt.)

The glory and shame of England etc.

(Schluß.)

England, das in 50 Jahren seine Bevölkerung verdoppelte, ist aus einem Agriculturlande ein Fabrikland geworden, und kann seine Bevölkerung nicht mehr vom Ertrage des Bodens nähren. Allein indem es nach dem Monopole des Handels griff, begieng es eine solche Reihe von Ungerechtigkeiten, daß es sich mehr und mehr von dem ausschließlichen Markte verdrängt sehen muß. Jetzt muß es mit seinem Golde fremdes Korn kaufen, ja im Jahre 1839 wurden hiezu 8 Mill. nur aus der Bank verwendet und im Ganzen um 20 Mill. mehr für Brod ausgegeben, als im Jahre 1835.

Der Verf., welcher, wohl aus Unbekanntschaft, eine entschiedene Abneigung gegen alles Katholische zu haben scheint, führt hier den Bericht eines katholischen Geistlichen aus der Umgebung von Manchester an, dem zufolge von 25000 Katholiken, die seiner Seelsorge anvertraut waren, „wenigstens die Hälfte Hungers starb.“ Ja als dieser einst zu einer sterbenden Wittwe gerufen ward, erschienen auf seine Frage, ob sie allein sey, mit einem Male mehrere Köpfe aus großen Säcken. Es waren ihre Kinder, die aus Mangel an Bekleidung sich in Säcke voll Hobelspähne gesteckt hatten. Daher läßt sich die Aufregung erklären, welche im ganzen Lande in Betreff der Kornfrage stattfindet und die Nation so beschäftigt, daß auf einen Artikel über andere Dinge wenigstens 10 über die Korngesetzgebung kamen. Daher aber auch zugleich die Reife des Urtheils, die entschiedene und gemessene Haltung des Volkes, weil alle Punkte des Für und Wider öffentlich, wiederholt und bis in die geringsten Einzelnheiten discutirt werden und die Besprechung und Entscheidung der wichtigsten Nationalsache nicht der Intelligenz einer bevorzugten Kaste anheimgegeben ist.

Es ist natürlich, daß wenn der Verf. zum Schlusse seine Bemerkungen über England zusammenfaßt, er einem Staate nur ein bedingtes Lob zu ertheilen vermag, „welcher, während die Nation gegen Außen Macht und Ansehen erlangt, sie zu Hause dem Elende Preis giebt; wo eine Aristokratie in allen Lüsten schwelgt, während der Mittelstand um seine Rechte, die niederen Classen um Brod schreyen. Nur ein schwaches Band hält ihre Provinzen zusammen; die Zweige ihrer Macht sind für den heimischen Stamm zu groß geworden und das Herz des Reiches kann einst stille stehen, während eine entfernte Besitzung sich noch in voller Blüthe befindet.“

H.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. May.

Nro. 101. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres. Von Dr. Ludwig Roß ꝛc.

(Schluß.)

Daß Nisyros, wohin sie von der ärmlichen Kost der Astypaläer segelten, ein erloschener Vulkan und aus Lavinen von Asche, Bimsstein und Strömen glühender Lava gebildet sey, sieht auch ein Laie in der Geologie. Das Eiland ist eigentlich nur der äußere Kreis des eingestürzten Kraters, ein ringförmiges Gebirge, das kaum zwey Wegstunden im Durchmesser hat. Der Pik, ehe er in sich zusammenbrach, muß nach gemeiner Schätzung wenigstens vier- bis fünftausend Fuß Höhe gehabt haben, da die höchsten Spitzen des Kesselrandes jetzt noch über 2000 Fuß messen. Denke man sich das großartige Schauspiel, wie die Cykladen und Sporaden noch lebendige Feuerberge waren, oder in gewaltigen Erschütterungen des Erdkerns aus der Tiefe heraufstiegen. Zur Zeit des Trojanischen Krieges war der furchtbare Proceß schon vollendet und Nisyros von Menschen bewohnt, aber der tiefe Kessel mitten im Hocheilande kocht heute noch Schwefel ab und heisse Dämpfe aus den zackigen Gipfeln des Kraterrandes mahnen noch an die erloschene Macht des Elementes. Wein, Mandeln und Gärbereicheln sind die vornehmsten Erträgnisse des von etwa 500 Familien bewohnten Nisyros. Auch hie und da eine Schiffsladung Schwefel bringt etwas Baarschaft in das Ländchen, welches etwa 1000 Thaler, d. i. ungefähr die Hälfte des Productenerlöses, an Tribut nach Rhodos zu erlegen hat. Die grünen Vallonea-Eichen geben, wenn man bey heiterm Wetter von Rhodos hersegelt, dem Eilande eine malerische Fernsicht. Als Führer zu den ärmlichen Resten des Alterthums diente ihnen der Didaskalos des Hauptortes. Der Mann hatte das Gymnasium von Syra und später die Schule des freidenkerischen Priesters Kairis auf Andros besucht und vielleicht manche Idee seines Meisters der Nisyrotischen Jugend eingehaucht. Und wie sich (im Herbste 1839) in Griechenland der bekannte Sturm gegen Kairis erhob, erstreckte sich die Verfolgung auch auf den armen Didaskalos von Nisyros und auf seine Schule. Der leibliche Vetter des Lehrers, der Klosterabt, war sein erbittertster Gegner und der Mann mußte sich nach Smyrna flüchten, von wo er kurz vor dem Eintreffen der beyden wandernden Professoren wieder zurückgekommen war. Um jedem Verdacht der Irrgläubigkeit von vorne herein zu begegnen, lehrt er jetzt im Vorhofe einer Madonnenkirche und aus lauter geistlichen Büchern die ersten Elemente.

Diesen Kampf zwischen dem Herkömmlichen, das sich behaupten, und dem Neuen das sich festsetzen will, fanden sie auf der Insel Kalymnos, wohin sie sich über Cnidos und Kos wandten, noch weit entschiedener und weit heftiger entbrannt. Die aufwärtsstrebende Mittelklasse, bestehend aus den wohlhabenderen Schiffern und kleinen Kaufleuten, will eine gute Schule und hat 100,000 Piaster zusammengebracht, um von den Zinsen, die jeder für seinen Antheil zahlt (10,000 Piaster), eine solche Anstalt mit den Lehrern zu unterhalten. Die Primaten aber, d. i. die aristokratischen Archonten, widersetzen sich diesem Beginnen, an ihrer Spitze der

geistliche Oberhirt, der Bischof von Leros, ein geborner Kalymnier, von dem man Hrn. Roß und seinem Begleiter eine bey dieser Veranlassung gehaltene Rede erzählte, die sich aber Dr. R. aus Scheu vor dem deutschen Publikum nicht zu übersetzen getraute und deßwegen im Original einrückte: *Τί τὰ θέλομεν τὰ γράμματα τὰ πολλά; αὐτὰ μᾶς βλάπτουσι, μὲ αὐτὰ χανόμεσθα! Ἂς πολιτευώμεθα καὶ ἡμεῖς μὲ τὸ σφογγάρι, καθὼς οἱ πατέρες μας.* *)

Wer leichtfertig ist, könnte über die Antibildungsgründe des ehrwürdigen Prälaten lachen. Aber die Sache hat eine ernsthafte Seite; der Streit ist so alt wie der Gedanke und der Besitz. Außer der Unterrichtsverweigerung wollen die Archonten von Kalymnos dem Volke auch noch allerhand Schulden aufbürden. „Wenn ihr so reich seyd und Schullehrer zu besolden vermöget, so zahlet zuerst die Schulden des Gemeindewesens.“ Der kalymnische Demos drohte, die Archonten wußten aber außer den von ihnen abhängigen Taglöhnern und Clienten noch einen Theil der Unbemittelten durch Kornspenden und Versprechungen für sich zu gewinnen, und so theilte sich die Stadt in zwey feindliche Lager, die selbst Flintenschüsse wechselten und in zweymonatlicher Feindseligkeit etwa sechs Todte und einige zwanzig Verwundete zählten. Beyde Parteyen sehnen sich nach Ruhe und Ordnung, aber keine giebt zuerst ohne äußern Zwang nach. Man könnte fragen, ob solche Leute nicht nothwendig einen Herrn brauchen? Bekanntlich hatten sich die Inseln Kalymnos, Kasos, Astypaläa, Leros, Patmos, Samos und Ikaria ebenfalls der Insurrektion angeschlossen, waren aber durch die Londoner Conferenz vom neu errichteten Königreich wieder abgerissen und dem Sultan überlassen worden. Am Bosporus kümmert man sich aber — Samos ausgenommen — um diese kleinen unfruchtbaren Felseneilande wenig und gestattet ihnen eigenes Municipalregiment — einen jährlich gewählten Demarchen, dem ein Schatzmeister und ein Sekretär zur Seite stehen. Türkische Gouverneure erhalten sie nur, wenn sie selbst darum bitten, und nur auf so lange, als sie selbst es für nöthig finden und diese besolden mögen.

Wenn Volksgemeinden in der innern Verwaltung vollkommen frey und selbstständig, also wohlfeil regiert, milde besteuert und in ihrer Heimath niemals und nirgend durch den Anblick der Agenten ihres ausländischen Herrn belästiget sind, so möchte man meynen, sie könnten zufrieden und glücklich seyn. Und doch hörte Dr. Roß überall Klagen, fand überall Zwiespalt, bürgerlichen Unfrieden und heißes Verlangen nach einer Glückseligkeit, wie man sie schon so lange sucht und doch nicht findet. Ist die menschliche Natur überhaupt in ihrem Begehren unersättlich, oder sind diese Sporaden-Insulaner allein so thöricht, Maaß und möglichen Umfang bürgerlicher Glückseligkeit nicht zu erkennen? Obwohl die hellenische Freyheit viel theurer ist und die einheimischen Uebel auch durch einen Regierungswechsel nicht auszurotten wären, hofften sie doch zur Zeit als sie Dr. R. besuchte, Heilung aller Bedrängniß nur vom Hellenenthum *). Mag Hr. R. übrigens in der gemeinen Rede dieser Inselbewohner noch so viel Dorisches und Antikes gefunden haben, so muß er doch selbst eingestehen — wie es sein Buch überall predigt — daß man diese

*) „Was braucht es da viel Wissen und viel Studium? Das bringt uns Nachtheil und wir gehen dabey zu Grunde! Es ist besser wir bleiben bey der Schwammfischerey — und thun wie unsere Väter thaten.“ Die Quantität der durch die Kalymnier jährlich gefischten Schwämme beläuft sich durchschnittlich auf 100,000 Pfund grober und 5000 Pfund feiner Qualität. Der Preis steigt von zwey Drachmen per Pfund für die gröbsten bis auf 16 Drachmen für die besten Schwämme. Die feinere Sorte findet sich vorzüglich bey Astypaläa, Rhodos und Kreta, die geringeren an den übrigen Inseln und an den Küsten von Hellas. Im Ganzen beschäftigen sich etwa 400 Taucherbarken jährlich mit dieser Fischerey, an welcher neben Kalymnos auch die Inseln Leros und Syme und die Stadt Kranidi im Peloponnes lebhaften Antheil nehmen.

*) Auf Samos, das außer dem Zehnten der Feldfrüchte nur geringe Abgaben für Zölle, Pässe u. s. w. entrichtet, und einen orthodoxen Zinsfürsten hat, ist man doch nicht zufrieden und denkt noch mehr, als dem Fürsten Vogorides und dem Sultan lieb ist, an die alte Ordnung während des Freyheitskampfes.

Leute nirgend sich selbst überlassen kann und etwas fremder Zwang unerläßlich ist. Was soll man von den Archonten (Aristokraten) der Insel Nikaria denken? Nikaria (Ἰκαρος) ist voll wilder und rauher, aber stark bewaldeter Berge mit wenigen urbaren Plätzen und die Ikarier selbst führten bisher unter allen Nesioten die ungebildetste, ärmlichste und rohe-ste Lebensweise. Ausgenommen etwas Gerste, Wein und Feigen bringt ihr dürrer Boden nichts hervor, und Kohlenbrennerey nebst Ziegenweide war immer ihr hauptsächlichster Erwerb. In Folge der neuen auch im Orient circulirenden Ideen finden aber die Ikarier, daß sie den Ertrag ihrer Insel verdoppeln und sich frohere Lebensgenusse verschaffen könnten, wenn sie neben ihrer Kohlenbrennerey auch noch ihre einzige große, anbaufähige, vor Alters gesegnete jetzt aber brach liegende Ebene bei Phanari cultivirten. Die Aristokratie des Eilandes widersetzt sich aber diesem vernünftigen Vorhaben, weil sie fürchtet, es könnten sich dann Plebejer durch Fleiß und Wohlstand zu gefährlichen Rivalen althergebrachten aristokratischen Ansehens emporschwingen. Die Archonten bestehen daher in conservativem Sinne auf dem Satze, daß die Ebene, nach der Väter löblichem Brauche (κατὰ τὸ πρέπον πατροπαράδοτον), als Weideland und Gemeindegrund liegen bleiben müsse, weil sie dann als Besitzer von Heerden zu drey- bis vierhundert Stücken beständig in einem unerreichbaren Abstande über dem Volke sich zu erhalten hoffen. Um den Streit zu schlichten, ließen sie wie ihre Nachbarn, die Kalymnier, einen türkischen Aga als Gouverneur und Schiedsrichter kommen und zahlen ihm bis zur Entscheidung der Streitfrage monatlich 125 Drachmen Sold.

Die geometrisch genauen Beschreibungen jeder noch so unbedeutenden Hellenenruine, die Hr. R. niemals unterläßt, sind zwar — besonders für Liebhaber — äußerst interessant, aber weit interessanter und lehrreicher sind die Sittenzüge und Pinselstriche aus dem bürgerlichen Leben der Insulaner. Hr. R. hat die seltene Gabe, ohne in den Präceptorton zu fallen, mit wenigen kräftigen Umrissen Moral- und Socialverhältniß der Leute zu malen mit denen er geredet hat. Auch die Dorismenjagd gewährte sattsame Ausbeute und ist besonders dankeswerth, weil sie den Beweis liefert, daß es auf den Eilanden des Archipelagos bey weitem nicht so corrupt und bulgarisch lautet, wie nach einiger Leute Behauptung auf dem europäisch-griechischen Continent. Namentlich sollten die halbwilden Kohlenbrenner auf Nikaria beynahe ganz das alte Dorisch reden. Hr. R. fand es zwar nicht ganz so, wie man versichert hatte. Doch sammelte Hr. R. auch hier merkwürdige Reste alter Redeweisen, besonders aus dem Munde der Frauen. Aber wie man Andern den Vorwurf macht, daß sie überall Slavisches wittern, so verfallt Hr. R. wenigstens einmal vielleicht in den entgegengesetzten Fehler und sieht Griechisches wo offenbar Fremdes ist. Auf der Taucherinsel Kalymnos fiel ihm mitten unter Dorismen das Wort μαξούλι in der Bedeutung: „Produkt des Landbaues, Ertrag oder Gewinn vom Landbau" besonders auf. Er konnte sich nicht entsinnen diesen Ausdruck in Griechenland je gehört zu haben, und die Erklärung machte dem gelehrten Herrn einige Tage lang Kopfbrechen (S. 114). Am Ende konnte es nichts anders seyn als ἁμαξούλι, Diminutiv von ἅμαξα, also wörtlich ein „Wägelchen," „Füderchen," ein „Karren voll." Das Wort läßt sich aber — mit aller Schonung sey es gesagt — viel ungezwungener aus dem Türkischen erklären, wo Machsul Frucht, Rente, Ernte, Produkt des Landbaues, Erträgniß des Grund und Bodens bedeutet: z. B. jerün machsüli, jerün machsulindän verdi, d. i. Bodenprodukt, von den Erträgnissen des Landes hat er gegeben *). Wie viel Kopfbrechen müßte es erst dem geistreichen Periegeten verursachen, wenn er die Hellenen von Thessalonika und Constantinopel oder gar die von Matzuka und Kerasunt in Kolchis reden hörte?

Auf Patmos, dem wohlbekannten Eiland aus schwarzgrauem Trachyt und ganz ausgebranntem vulkanischen Gestein fast ohne alle Vegetation, und beynahe ohne Wasser, suchten sie weder Alterthümer noch classische Funde in der schon oft und vergeb-

*) حاصل chasil, hervorsprossen, herauskommen, giebt nach arabischem Sprachgebrauch محصول machsul, Produit, Frucht.

lich durchforschten Klosterbibliothek. Aber auch oströmische Rechtsquellen und Chroniken des byzantinischen Zeitalters konnten sie wider alles Vermuthen keine finden. Dagegen entdeckten sie einen literarischen Schatz, den man wie gewöhnlich allen frühern Reisenden verborgen und auch unsern hellenischen Periegeten anfangs abgeläugnet hatte. Eine Sammlung von mehr als 40 byzantinischen Urkunden oder sogenannten „Goldbullen" des oströmischen Kaiserhofes, deren Inhalt zwar in der Hauptsache nur das Patmoskloster berührt aber für Kenntniß der innern Verwaltung des byzantinischen Reiches doch vielfach Licht verbreitet, ist gerade für unsere Zeit ein Fund von großer Wichtigkeit. Der Cyclus geht von Alexius Comnenos (1078) bis zur Einnahme Constantinopels durch die Türken in ununterbrochener Folge. Hr. R. copirte nur die Stiftungsbulle und hieng sie als Beylage im Original seinem Werke an. Doch fürchte ich, wenige Leser in Europa, die Griechen selbst nicht ausgenommen, werden byzantinischer Sprache und Geschichte hinlänglich kundig seyn, um das Aktenstück in allen seinen Beziehungen auch nur grammatikalisch zu verstehen. Jedenfalls aber möchten wir das Steuer-Verzeichniß, wie es hier in seltner Vollständigkeit erscheint, den Finanzleuten jener Länder empfehlen, wo man Deficit hat. Jedermann, selbst Mohammed Ali und ein Proconsul aus der Zeit des römischen Bürgerkrieges, kann hier lernen wie viel, was und wie eigentlich zu besteuern sey. Der Imperator Alexios und St. Christodulos aus Nicäa in Bithynien sind die Hauptpersonen, und die Vertauschung der fetten Klostergründe von Pyli auf Kos gegen das unbewohnte Eiland Patmos der Inhalt gedachter Urkunde, die vom Jahre 1096 datirt. Das üppige Kos und seine Orangenwälder schienen dem heil. Abte nicht geeignet unter den Mönchen strenge Disciplin und absolute Weltentsagung in Bestand zu erhalten. Die Mönche widerstanden dem heiligen Eiferer überall und zwar mit Erfolg, auf Kos, zu Zagora in Epirus und wo er es immer versuchte die Fäden zwischen Welt und Kloster gänzlich abzureissen. St. Christodulos wollte aber um jeden Preis ein absolutes Mönchs-Institut nach dem Vorbilde der Athosklöster ausserhalb des Hagion-Oros gründen und wählte das steinige, wüste, menschenleere Patmos zum Sitze der heiligen Colonie. Jugend und Weib sollten den gottseligen Boden nicht betreten, um alle Gelegenheit zur Versuchung von vorneherein abzuschneiden. Der Kaiser hielt die Sache für unausführbar, und der heilige Abt mußte am Ende doch nachgeben und wenigstens einigen Familien die Ansiedelung gestatten, um den Klosterbau zu vollenden und sich nicht von allen Begleitern verlassen zu sehen. Nur verbannte er die weltliche Colonie auf die äußerste Nordspitze der Insel und weder Weib, noch Kind, noch Mönch, — außer dem Oeconomus — durfte die streng gezogene Marklinie überschreiten. Aber auch diese Concession genügte nicht, und das burgartig hervorragende Kloster ist heute ringsum, wie eine Cidatelle, von der Stadt der „hübschen Strumpfstrickerinnen" eingeschlossen. Wir sagen dieses nicht im Tone der Leichtfertigkeit oder unschicklicher Beziehung und Anspielung, wir sagen es nur um zu beweisen, daß St. Christodulos falsch speculirte, wenn er das absolut Vollendete in ein Vieles und Verbreitetes auflösen wollte, da es doch nur in jeder Gattung Eines seyn kann. Ein Hagion-Oros ist nur einmal und auf einem einzigen Punkte möglich.

Wir halten die „Inselreise" des Herrn Dr. Roß für einen sehr schätzbaren und sehr wichtigen Beytrag zur Kunde der Neu-Griechischen Zustände, haben aber vorzugsweise die ethische Seite in kurzem Berichte herausgehoben und das Archäologische mit dem Ruinen-Rapport als Ergänzung Anderen überlassen.

Fallmerayer.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. May.

Nro. 102. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Erinnerungen an Johann Konrad Maurer. Bilder aus dem Leben eines Predigers. (1771 bis 1841.) Größtentheils nach dessen hinterlassenen Papieren herausgegeben. Nebst mehreren Briefen Johanns v. Müller, Johann Georg Müllers, Heynes und Anderer. Schaffhausen, 1843. 8. VI und 418 S.

Je bewegter das Leben eines Mannes ist, je mannigfacher er von den Zeitereignissen berührt wird oder auf dieselben zurück wirkt, je nachweisbarer in irgend einer bedeutenden Stellung, und wäre es zuletzt nur diejenige eines Lehrers von Jünglingen zu künftighin manchartig regsamem Leben, der Einfluß und das Daseyn desselben sich erweist, oder je bemerklicher er auf dem Gebiete der Wissenschaft sich gemacht hat, desto leichter wird es für den Biographen, seine Aufgabe zu lösen, nicht bloß das Leben eines solchen Mannes darzustellen, sondern von den äußern Erscheinungen, Wendungen und Ergebnissen desselben hineinzudringen in die verborgene Werkstätte des Geistes, ein Bild zu entwerfen des wahren, eigentlichen, weil innern und höhern Lebens eines Solchen. Wo aber dieses ungeschieden von dem Strom des Gesammtlebens verläuft, wo demselben bloß ein Wirkungskreis angewiesen ist, worin einzig ein höherer Grad von Hingebung und Berufstreue unter hundert und aber hundert Vorangegangenen, zur Seite Stehenden und Nachfolgenden eine erwelche Verschiedenheit zu begründen vermag, da bedarf es eines tief dringenden psychologischen Blickes und einer nicht gemeinen Geistesgewandtheit, wenn der Biograph eines solchen Mannes mit Darstellung seines Wesens, seiner Geistesthätigkeit und seines mehr im Innern waltenden als nach Außen sich manifestirenden Lebens 339 enggedruckte Oktavseiten füllen kann, ohne von der Mehrzahl der Leser den Vorwurf hinnehmen zu müssen: er habe Langweile verursacht, oder die Erklärung hören zu können: man habe es kaum bis zur Hälfte seines Buches zu bringen vermocht.

Wenn wir nun in diesen Blättern obiger Erinnerungen Erwähnung thun, so sehen wir vorerst noch ab von demjenigen, dessen Andenken zurückgerufen und bewahrt werden soll, um uns rein objectiv an die Schrift selbst als an ein biographisches Denkmal zu halten. Und da beurkundet sich der Verfasser nicht bloß als einen Mann, der zu dem Verstorbenen in der nächsten Beziehung gestanden, der ihn nicht allein gekannt hat, sondern der in die Tiefen seines Wesens hineingedrungen ist, der es verstand, dieselben zu erschließen, dem verborgenen Pulsschlag desselben nachzugehen und alles Thun und Leiden dieses Lebens (denn dessen war mehr in dasselbe verflochten, als der äußere Anschein ahnen ließ) auf diesen zurückzuführen, dessen leisere oder kräftigere Oscillationen daran nachzuweisen. Dürfen diejenigen, welche den Mann, dem diese Blätter gelten, näher kannten (wie man so im gewöhnlichen Leben sagen darf, man habe Jemanden näher gekannt), das offene Geständniß ablegen, jetzt erst hätten sie denselben wahrhaft kennen gelernt, was sie vorher mehr oder minder bestimmt geahnet, sey ihnen hiemit zum klaren und hellen Verständniß geworden; müssen sie bekennen, ob auch dieses oder jenes bisher, für ihre Wahrnehmung sich entzogen habe, so könne es doch ver-

möge ihrer, wenn gleich nicht so durchdringenden, Kenntniß des Geschilderten unmöglich anders sich verhalten, es sey das Mitgetheilte aus dessen innerstem Wesen gegriffen, — so sind gewiß dergleichen Zeugnisse ein gewichtiges Urtheil zu Gunsten des Biographen. Auch Referent muß sich demselben aus vollster Ueberzeugung anschließen; auch er muß an diejenigen sich reihen, welche sagen dürfen: der bekannte Mann sey ihm jetzt viel bekannter, der liebe Mann viel lieber geworden; ja er glaubt nicht zu viel zu sagen, wenn er erklärt, daß er diese Biographie, gerade der anscheinenden Unergiebigkeit des Stoffes wegen, eine sehr ausgezeichnete, ja meisterhafte nennen müsse, werth, schon bloß als solche, und dann viel mehr noch des edlen (freilich mehr passiven als activen) Charakters wegen, der in derselben gezeichnet ist, von Vielen zur Hand genommen zu werden, wenn sie auch den Namen Maurer nie gehört haben. Das Individuum verschwindet hier vor dem Menschen, und hierin gerade hebt sich die Kunst und die geistreiche Behandlung des Biographen heraus, daß das Interesse, welches das Buch uns abgewinnt, nicht an jenem sondern an diesem haftet. Eben deßwegen glauben wir nicht zu viel zu sagen, wenn wir diese Biographie eine vorzüglich gelungene nennen. Und wie dann etwa die alten Mahler im Hintergrunde ihrer Porträte bisweilen eine kleine Landschaft anbrachten, welche mit des Mannes Herkunft oder dessen Lebensberuf in Verbindung stand, so bilden auch hier die Zeitereignisse, — und von 1790 — 1820 welche! — einen leicht angedeuteten Hintergrund, um das Bild desto besser hervorzuheben.

Der Biograph hat in dem Sinnspruch unter dem lithographirten Bildnisse des Verewigten: Le coeur fait tout, le reste est inutile, gleichsam den Grundgedanken seines Wesen, Wirkens und seiner Lebensbestrebungen erkannt, und der Leser des Buches wird ihm aber zugestehen müssen, daß er zur Ueberzeugung nachgewiesen habe, wie jene Worte zunächst immer klarer in das Bewußtseyn dieses Edlen eingetreten seyen, hier auch in allem seinen Thun wiedergeglänzt haben.

Joh. Konrad Maurer war geboren zu Schaffhausen am 7. August 1771 und starb daselbst am 25. März 1841. Sein Vater war dort französischer Prediger. Nach dem, was über denselben gesagt ist, stellen wir uns ihn in der bemessenen Weise und strengen Art eines holländischen Domine vor, dabey aber mit sehr klarem Blick und verständiger Auffassung seiner Umgebung begabt (m. s. nur den Brief S. 112). Diese Eigenthümlichkeit des Vaters mochte gegen die neckische Weise des talentvollen Knaben seltsam abstechen, und in dieselbe frühzeitig einen Ernst verflechten, welche glückliche Mischung ihm mit Witz, Laune und der Anmuth für das gesellige Leben, jenen edlern Kern bewahrte, der unter manchartigen Erlebnissen immer schöner heranreifte und in den stillen Berufskreisen des Jugendlehrers, Predigers, Seelsorgers und Rathgebers für so Viele, die in jeglicher wichtigeren Vorkommenheit des Lebens an ihn sich wendeten, zum Segensquell ward; so daß wir vielfacher Bestätigung dessen begegnen, was S. 111 von ihm gesagt ist: „Nicht in reichem Blüthenschmucke prangend, bloß zur Lust und Zierde (auch dieß fehlte nicht), steht er da, sondern fruchttragend, zur Stärkung und Erhebung Vieler.“

Noch als Studierender hatte er sich an Joh. Georg Müller angeschlossen und dieser, damals schon aufstrebender Jünglinge freundlich sich annehmend, wußte M's. Talent und Herz zu würdigen. Die Correspondenz zwischen Beyden, als letzterer sich zu Göttingen befand, mit vielen tiefgedachten Bemerkungen des Herausgebers begleitet, ist so zu sagen eine Actensammlung des Gährungsprocesses eines edlen Geistes mitten unter verschiedenartigen Elementen, die leicht nachtheilig auf jenen hätten einwirken können. „Ueberwinden Sie, schrieb ihm Müller damals, jeden Hang zur Indolenz und Schwärmerey, Ihren Erbfeindinnen.“ — „Mochte auch, sagt der Verf. über Maurer, mochte auch die Weltliebe von Zeit zu Zeit in das Heiligthum seines Herzens eingedrungen seyn, der Herr trieb, oft mit blutigen Geiselhieben, den Eindringling hinaus und schaffte denen wieder Raum, denen es geweiht war.“ Welche edlere Natur aber darf sagen, sie sey von dergleichen Anwandlungen frey geblieben? Daß unter allen Professoren auch ihm Heyne die größte Achtung abgewann, zeugt gewiß eben so sehr für einen richtigen Blick als für vorherrschende Neigung zu gründlichem Studium.

Der Raum dieser Blätter gestattet uns nicht, in die einzelnen Begegnisse dieses Lebens einzutreten. Maurer hielt sich nach seiner Rückkehr ins Vaterland einige Zeit in Neuchatel auf, ward seines Vaters Nachfolger als französischer Prediger, darauf Lehrer dieser Sprache am Gymnasium, Katechet, zuletzt, als Pfarrer am Münster, der zweyte Geistliche des Cantons. Das letzte Jahr seines Lebens ward ihm schwer durch körperliche Leiden, schwerer durch die Umtriebe einiger Geistlichen gegen den damaligen Antistes Hurter, am schwersten dadurch, daß seine milde und versöhnende Stimme von denjenigen, die sich nun einmal ihres Vorstehers entledigen wollten, nicht gehört, ja daß er sogar von solchen, die zum Theil als ehemalige Schüler ihn besser hätten würdigen können und sollen, deßwegen so schnöder als kleinlicher Verunglimpfung bloß gestellt wurde. Der S. 341 ff. mitgetheilte Brief an einen der Hauptführer jenes Unternehmens läßt in die Mittel, deren sich diese Leute bedienten, klar genug hinein sehen.

Einige scharfe Bemerkungen über Maurers Mitbürger dürften dem Verfasser keine Ehrenhuldigung von Seite derselben erwerben. Er sagt darüber schon S. V: „Da muß es freilich schlecht mit der Würdigung hervorragender Geister stehen, wo Solche, die in socialer Beziehung am höchsten gestellt sind, über Johann von Müller nichts Anderes zu aufstrebenden Jünglingen zu sagen wissen, als gleichsam mitleidig warnend: „„Er sey zu nichts gekommen!““ (d. h. er habe keine Kapitalien auf Zinse legen können; denn das allein heißt in jener Stadt zu etwas kommen.) Der Verf. hätte ein ähnliches Dictum von einem andern, eben so hoch Gestandenen (und von ihm selbst vielleicht Verehrten) anführen können, der einen jungen Mann, welcher zur Fortbildung in seiner Lieblingswissenschaft nach Freiburg gieng, fragte, was er denn eigentlich wolle, ob er auch so ein Papierverderber (Schriftsteller) zu werden gedenke? — Entschieden tritt der Verfasser bey mehreren Veranlassungen gegen das Volk auf, welches die Gottseligkeit zu einem Gewerke machen möchte, wenn man gleich bey deren Weiblein's „Kenntniß der Kategorien der Ketzer“ (S. 149) findet; er hatte Gelegenheit gehabt, deren, durch Anmaßung und Ränke bewegtes Leben in der Nähe zu beobachten. Maurer selbst schrieb schon im Jahre 1830 über dieselben: „zu meiner Menschlichkeit rechne ich vorzüglich die Empfindlichkeit, die in mir ist darüber, daß ich erfahren habe, wie das Anhängen an diese Zeloten-Partey vorher bestandene, offene, zutrauensvolle Freundschaft gegen den, der nun einmal zu dieser Partey sich nicht bekennen will, aufhebt (man könnte hinzusetzen: zu schwarzem Undank, zu Verläugnung jedweder Anerkennung, zu fanatischer Verunglimpfung vermeinte Berechtigung ertheilt) — wie eine gewisse Art von mißtrauischem Richteramt über Worte, Aeußerungen ausgeübt wird, die nicht den Stempel der Partey an sich tragen, — wie, mit einem Worte, aller vorher statt gefundene freye Austausch von Gedanken, Empfindungen, Grundsätzen aufgehoben wird. Das erfuhr ich — das hat mich auch gegen diese Partey eingenommen.“ — Gewiß ist es ein Wahn, daß gegen krankhafte, öffentliche Zustände „eine gewisse verdammungssüchtige höhere Frömmigkeit“ (S. 99) als Heilmittel wirken könne. Auch die weltverbessernde Jugend, welche Wissen und Erfahrung durch dünkelhaftes Schwadroniren ersetzen zu können wähnt, und überall das große Wort an sich reißen möchte, findet in dem Verfasser nichts weniger als einen Fürsprecher.

Maurer's Bericht über einen „Besuch bey Frau v. Krüdener zu Lottstetten, 10. Jul. 1817“ ist eine sehr werthe Beygabe; sie zeigt uns den Mann, wie er war, was er wollte, was ihm als höchstes galt. — Einige undeutsche Worte, wie impressionabel, Culpabilität, difficiler u. dgl. hätten um so eher sollen vermieden werden, als das Buch den Mitbürgern des Verstorbenen gewidmet, die gewiß in ihrer Mehrzahl mit denselben sich nicht zurecht finden dürften. — S. 20 wird wieder der Göttinger Professor Matthias Geßner zu einem Schweizer

gemacht, während er doch aus Roth im Nürnbergischen gebürtig war. — S. 80 ist die Jahrzahl 1798 Irrthum, es sollte 1800 stehen. — Der Preis des Buches ist bey dem Umfang und der guten typogrophischen Ausstattung sehr mäßig zu nennen.

Handbuch der vergleichenden Erdbeschreibung von Friedrich von Rougemont; deutsch bearbeitet mit vielen Zusätzen und Berichtigungen von G. H. Hugendubel, Lehrer der Geschichte und deutschen Sprache und Director der Realschule zu Bern. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. Erste Lieferung. Bern, Chur und Leipzig. Verlag und Eigenthum von J. L. S. Dalp. 1843. 8.

Wer wird nicht von einer vermehrten und verbesserten, mit Zusätzen und Berichtigungen versehenen zweyten Auflage einer vergleichenden Erdbeschreibung, die ein Franzose verfaßt, ein deutscher oder schweizerischer Schuldirector umgearbeitet hat, das Trefflichste erwarten? Wird sich hier nicht französische Genialität mit deutscher Gründlichkeit im schönsten Bunde zeigen? Ein Beyspiel genügt, diese Fragen zu beantworten. S. 176 heißt es wörtlich: „Oberdeutschland — umfaßt die Oesterreicher, ein lebenslustiges mit Innigkeit an seinem Vaterlande und Herrscherhause hängendes Volk, das sich wenig um politische Dinge bekümmert und mehr Neigung zu den schönen Künsten, besonders zur Musik, als zu den Wissenschaften zeigt; die Bayern, welche am weitesten von dem deutschen Urbilde abweichend, sich einige Zeit für eine celtische Völkerschaft ausgegeben haben, stark von Körper, plump an Geist, abergläubisch und verderbt sind“ ꝛc. Schade, daß uns Hr. Hugendubel nicht angegeben hat, ob diese tiefsinnige Wahrnehmung des Characters eines anerkannt kernhaften deutschen Volkes zu seinen Zusätzen und Berichtigungen gehört, oder ob wir sie dem französischen Autor zu verdanken haben, vor dessen mächtiger Beobachtungsgabe dießmal der Deutsche die Segel strich.

Möglich, daß die ganze Stelle auch nur ein Wiederhall gewisser Correspondenzen der Leipziger allgemeinen Zeitung oder eine anachronistische Paraphrase der Beschreibung bayrischer Zustände in Schlossers nicht genug zu preisender Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts ist, wo (2. Aufl. II. Bd. S. 229) in einer nicht zu entfernten Periode Bayern als in „Schmutz und an Götzendienst grenzenden Aberglauben versunken“ geschildert, und an einem andern Orte (III. Bd. 1.), den wir noch näher zu beleuchten gedenken, gesagt wird, es wäre besser gewesen, wenn Bayern schon vor 50 Jahren aufgehört hätte, ein unabhängiger Staat zu seyn. — Wirklich die Deutschen hätten alle Ursache sich mit einer Wissenschaftlichkeit zu brüsten, die Scham und Würde, Nationalität und Wahrheit in solchem Grade verletzt, würde es nicht glücklicher Weise noch Männer genug geben, die nicht geblendet von dem Beyfalle der Menge, die Liebe zur Wahrheit nicht bloß mit Worten, bekennen, sondern auch bethätigen. So haben die Bayern z. B. keinen Grund, E. M. Arndt, so lange derselbe eine politische Rolle spielte, besonders verpflichtet zu seyn; er hat was er dem bayerischen Staate für ein Geschick bestimmte, unverholen ausgesprochen. Es hinderte ihn dieses jedoch nicht, in dem neuesten Werke: Versuch in vergleichender Völkerkunde (Leipz. 1843), das des Trefflichen so vieles enthält, daß wir gerne uns der Rüge des Irrigen entheben, Oesterreich und Bayern so zu schildern, wie es diesen beyden Kernländern angemessen ist. Wann wird endlich die Zeit kommen, wo an die Stelle des Vorwurfes, der dem gegen Bayern und Oesterreich gewöhnlich ausgesprochenen Tadel zu Grunde liegt, daß diese Länder den ererbten Glauben bewahrt, die Anerkennung tritt, daß Deutschland gerade hiedurch vor gänzlicher Zersplitterung bewahrt wurde, und wenn Bayern im Laufe der letzten Jahrhunderte nicht denselben Bildungsgang wie andere deutsche Länder eingeschlagen hat, es sich auch von vielen und bedeutenden Verirrungen ferne hielt und die Kraft, die andere unnütz vergeudeten, für eine bessere Zeit sparte, als die bezeichneten Jahrhunderte waren.

Höfler.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. May.

Nro. 103. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Platonis Politicus et incerti auctoris Minos. Recensuit, Prolegomenis et Commentariis illustravit Godofredus Stallbaum. (Operum omnium Vol. IX. Sect. I.) Gothae, sumptibus Fridericae Hennings. 1841. 394 S.

Die Aufgabe, zu welcher Schleiermacher das Studium der Platonischen Schriften hingeführt, und deren Lösung er selbst mit Scharfsinn und ernster Bemühung versucht, ist seitdem Ziel und Gegenstand der Forschung geblieben: nämlich die einzelnen Schriften nicht bloß in ihrem selbstständigen, abgeschlossenen Inhalte, sondern zugleich in ihrem inneren Zusammenhange mit den übrigen aufzufassen und zu erklären. Daß diese Aufgabe eine wesentliche, objectiv begründete ist, läßt sich aus der Natur und Bedeutung der Philosophie selbst entfernen; mit besonderem Nachdrucke aber macht sie sich für die eigenthümliche Weise der schriftlichen Mittheilung und Darstellung, der wir bey Platon begegnen, geltend. Aber eben darin, so wie in den Literatur-Verhältnissen des Alterthums überhaupt liegt der Grund zu Schwierigkeiten, welche der Ausführung entgegentreten, zu deren Ueberwindung umfassende und mühevolle Vorarbeiten nöthig werden, z. B. Ermittelung der Abfassungszeit und Aufeinanderfolge der Schriften, Ausscheidung des Unächten u. s. w. Besonders das letztere Geschäft, die höhere Kritik genannt, nimmt einen sehr verwickelten Character an, und scheint, bey dem Ermangeln in der Sache selbst liegender Grundsätze, überall über schwankende, unsichere Resultate nicht hinaus zu kommen. Dennoch gilt um des höhern Zweckes willen kein Ablehnen, und das bekannte Verwerfungsurtheil unseres großen Dichters, der die Nachgeschichte des Bemühens hervorhebt, kann keineswegs auf Allgemeingültigkeit Anspruch machen, und muß, wo der oben bezeichnete Gesichtspunkt Statt findet, nothwendig zurück treten.

Auch der Politicus ist nicht von dem Verdacht der Unächtheit verschont geblieben. Doch haben die Gründe, mit denen Socher diesem Gespräche nebst dem Sophistes und Parmenides das Recht, unter den Platonischen Werken zu stehen, streitig machen wollte, nirgends Zustimmung gefunden. In so fern der gegen ihn erhobene Widerspruch zum Theil weniger auf eine Widerlegung dieser seiner Gründe gestützt war, als von dem Bestreben auszugehen schien, dem so ausgezeichnete Werke Platons Namen nicht entreißen zu lassen, würde der von Göthe ausgesprochene Tadel wohl seine Anwendung finden. Denn warum wollten wir einem Anderen, wenn auch Unbekannten und Unbenannten, der uns aber als Verfasser dieser drey Schriften einen hinlänglich berühmten Namen bekäme, nicht eben so gern unsere Dankbarkeit und Bewunderung zollen als Platon selbst, der sie durch andere Werke bereits gewonnen hat? Eine gründliche Widerlegung wurde dem Hauptargument Sochers, daß die im Sophistes entwickelte Lehre vom Seyn im Widerspruche stehe mit der sonst bekannten Ideenlehre Platons, nur dann begegnen, wenn der innere Zusammenhang jener Gattungen oder Arten (γένη) mit den Ideen nachgewiesen und ihre nothwendige Stelle in der Entwickelung des Platonischen Systems dargethan würde. Auf eine genügende Weise ist dieß noch nicht ge-

leistet worden, wenn auch das Gefühl dieser Aufgabe zum Theil auch die Einsicht von der Möglichkeit ihrer Lösung den bisher gemachten Versuchen zu Grunde liegen mag. Was Hr. St. in den Prolegomenis zum Sophistes sagt, daß in diesem Dialoge die speculative Entwickelung der Lehren, welche in andern Schriften mehr populär vorgetragen würden, gegeben werde, befriedigt keineswegs. Gründlicher jedenfalls geht Hr. St. auf die Einwendungen Sochers ein, welche speciell den Politikus betreffen, obwohl nicht zu läugnen ist, daß auch hier noch Schwierigkeiten zurückbleiben. Das Bedenken Sochers wegen der mit den Dialogen Protagoras und Gorgias nicht vereinbaren Entgegensetzung zweyer Tugenden, der ἀνδρεία und σωφροσύνη, wird richtig gehoben und auf seinen Grund zurückgeführt, indem gezeigt wird, daß im Politikus diese Tugenden nicht in ihrer vollendeten Ausbildung sondern nur in der Anlage als Temperamente betrachtet werden. Uebrigens ist nicht zu übersehen, daß der Verfasser des Dialoges selbst ausdrücklich und wiederholt den vorhandenen Widerspruch mit anderen Auseinandersetzungen, die die Verwandtschaft und Einheit der Tugenden zum Gegenstande haben, anerkennt; und achtet man auf den Ton, in welchem diese Aeußerungen vorgebracht werden, so wird man gestehen, daß er befremdlich ist, und sich wundern, daß S. nicht mehr Gewicht darauf gelegt hat. Ein anderes Bedenken Sochers in Betreff der Strafen ist von Hrn. St. genügend gelöst durch Verweisung auf Entsprechendes in der Republik Was nun aber die Abweichungen von eben dieser Schrift in der Eintheilung der verschiedenen Staatsformen betrifft, so ist darin kein solcher Widerspruch, der nicht in der Verschiedenheit der Zeit und der dadurch bedingten Momente der Entwickelung bey einer zwar verwandten aber doch von anderem Standpunkte aus geführten Untersuchung seine Erklärung fände. Ein anderer Punkt, woran Meiners bereits Anstoß genommen, und woraus Socher einen hauptsächlichen Grund für seine Bestreitung entnimmt, ist in dem Mythus enthalten, der auf eine sehr eigenthümliche Weise in den ersten Theil des Gespräches eingeflochten wird. Hr. St. widmet ihm, zugleich als beste Widerlegung aller ihn betreffenden Zweifel, eine ausführliche und gründliche Untersuchung über Zweck und Bedeutung desselben. Wir unterlassen es hier darüber zu sprechen, weil der Zusammenhang unten wieder darauf führen wird. Sollen wir aber das Resultat aussprechen, zu welchem nach unserer Meynung die durch Sochers Verdächtigung angeregte Untersuchung über die Authenticität des Politikus gebracht worden: so läßt sich freylich mit gutem Grunde behaupten, daß Sochers Urtheil wesentlich und vornehmlich auf einer ganz unhistorischen, die Gesetze einer Entwickelung und also auch die relative Verschiedenheit der Momente gänzlich verkennenden Betrachtungsweise beruht, zum Theile auch zu sehr den Maaßstab individueller Neigung und Abneigung anlegt; aber ebenso muß auch von der andern Seite zugestanden werden, daß die ihm gewordene Widerlegung nicht immer mit der Gründlichkeit und Wahrheitsliebe auf seine wirklichen oder Scheingründe eingeht, daß ein entscheidender und befriedigender Abschluß erreicht scheinen dürfte. Das muß übrigens noch bemerkt werden, daß der positive Theil der Socherschen Kritik der schwächste ist, daß nämlich diese von ihm für unplatonisch gehaltenen Dialoge von einem Anhänger der Megarischen Schule geschrieben seyn könnten; eine Vermuthung, die an denselben Schwierigkeiten leidet, die er gegen ihren Platonischen Ursprung erhoben, und annoch viel größeren. Daß aber S. auch wieder den Sophistes und Politikus verschiedenen Verfassern zuweist, spricht eben so für das oben im Allgemeinen Bemerkte, wie es zugleich sein feines Gefühl für die wirklich vorhandenen Verschiedenheiten darthut.

Die nächste Frage ist, welche Stelle der Politikos in der Reihe der Platonischen Schriften einnimmt. Vorausgesetzt seine Zusammengehörigkeit mit dem Theätetus, an den er sich durch seine ganze Anlage mit dem Sophistes ausdrücklich anschließt, so können die aus jenem Dialoge hervorgehenden chronologischen Thatsachen wenigstens so viel beweisen, daß er nicht vor dem Tode des Sokrates abgefaßt seyn kann, so wie nach der andern Seite hin, daß er nicht zu den spätesten Schriften Platons zu rechnen ist. Steht es nun zugleich historisch fest, daß Platon nach Sokrates Tode längere Zeit theils in Megara, theils auf Reisen in Italien und Aegypten von Athen abwesend zugebracht, so erscheint die ziemlich allgemein geltende Annahme

hinlänglich gerechtfertigt, daß diese Werke als eine Frucht jener Zeit zu betrachten sind, die nicht bloß in dem äußern Leben des Philosophen sondern auch in seiner wissenschaftlichen Entwickelung einen wichtigen Abschnitt bezeichnet. Bereicherte Erfahrung durch Kenntniß fremder Institutionen und anderer philosophischer Schulen, besonders der Italischen, führte seinem Geiste Fragmente zu, die ihm der Umgang mit Sokrates und das ruhige Verbleiben in seiner Vaterstadt nicht gewährt haben würde. Zu diesen aus den äußeren Verhältnissen zu entnehmenden Vermuthungen stimmt auch ganz die objective Thatsache, welche in diesen Schriften, dem Sophistes und Politikos, vorliegt, deren eigenthümlicher, allerdings von anderen früheren und späteren Schriften abweichender Character darum noch keine Instanz gegen ihre Aechtheit abgiebt. Genauere Bestimmungen über Zeit der Abfassung und Herausgabe lassen schwerlich eine tiefere Begründung zu. Hr. St. hält es für wahrscheinlich, daß Platon die vier während seiner zehnjährigen Abwesenheit von Athen verfaßten Dialoge: Theätetus, Sophistes, Politikus und Parmenides, unmittelbar nach seiner Zurückkunft um das erste Jahr der 98. Ol. mit einander herausgegeben und zu diesem Zwecke das Prooömium zum Theätetus erst nachträglich hinzugefügt habe, während Schleiermacher und Hermann annehmen, daß zwischen der Herausgabe des Sophistes und Politikus einige Zeit verstrichen sey. Hierüber möchte wohl der Streit ohne historisch begründete Thatsachen eben so vergeblich seyn, wie er relativ unerheblich ist, da so viel, als zur Beurtheilung beyder Gespräche nothwendig ist, nicht zu bezweifeln scheint, daß zwischen der Abfassung derselben ein Zwischenraum liege, indem der Verfasser neue, in seiner philosophischen Entwickelung bedeutsame Erfahrungen gewonnen, wozu wahrscheinlich seine Reise nach Aegypten zu rechnen ist. Wäre des Apulejus Berichte von Platons Reisen eine historische Sicherheit beyzulegen, so ließe sich wohl annehmen, daß der Sophist während des ersten Aufenthaltes in Italien, der Politikus während des zweyten abgefaßt sey.

Was nun den Inhalt der drey genannten Schriften in ihrem Zusammenhange betrifft, so fuhren schon die in denselben behandelten Gegenstände darauf, nach der einen Richtung in ihnen eine abschließende Zusammenfassung und tiefere Begründung der Fragen, welche in früheren Gesprächen von einem mehr partiellen Standpunkte aus untersucht werden, nach der andern Seite aber die Grundlage der mit Recht als die vollendetsten Erzeugnisse des Platonischen Geistes betrachteten Werke der Politia und des Timäus, zu erkennen. Sie dürfen demnach als die erste Aeußerung seiner zur selbstständigen Gestaltung hindurchgedrungenen Speculation gelten, die außer dem Sokratischen Elemente auch die andern Momente der Entwickelung der griechischen Philosophie, welche sich in der Heraklitischen, Parmenideischen und Pythagoraischen Lehre darstellen, in die eigene Entwickelung aufgenommen. Die Theilung der Philosophie in einzelne Wissenschaften und deren abgesonderte Behandlung gehört bekanntlich erst den Nachfolgern Platons und vornehmlich dem Aristoteles an, während bey Platon, dem die einheitliche Durchdringung wesentlich ist, sich nur eine Vorandeutung findet, in der Trennung jener beyden Hauptwerke, der Politia und des Timäus, von denen jene Ethik und Politik, letztere die Physik vertritt; denn die Dialektik, als das eigentliche instrumentum philosophiae, findet am wenigsten in dieser letzten umfassendsten Darstellung seiner Philosophie eine besondere Stelle, obwohl ihr in beyden Schriften manche sehr tief gehende Untersuchungen gewidmet werden. Bedeutsam nun ist, daß auch in jener frühern Trilogie eine gewisse der spätern entsprechende Vollständigkeit durch Vereinigung aller Elemente nicht zu verkennen ist: wozu ein Blick auf die einzelnen Theile unseres Dialoges wichtig erscheint.

Der Politikus beginnt wie der Sophistes in einer diesen beyden Gesprächen ganz eigenthümlichen Weise mit einer Reihe Eintheilungen, durch die der Begriff des Sophisten und Staatsmanns gewonnen werden soll. Man hat aber bey der Auffassung dieses Theiles Gelegenheit, recht die Schwierigkeit zu empfinden, welche die vielfach gepriesene Eigenthümlichkeit und künstlerische Vortrefflichkeit der Platonischen Darstellung dem Verständnisse darbietet. Während man in früherer Zeit zu wenig die mannigfachen Beziehungen auf fremde Ansichten beachtet hat, so scheint es beynahe, als raume die neuere

Forschung dem indirecten Elemente der Ironie und Persiflage eine zu große Geltung ein. Auch Herr St. scheint uns in dieser Ansicht zu weit zu gehen. Er erkennt in diesem ersten Theile eine möglichst getreue Nachahmung der Megarischen Dialektik mit der Absicht, theils die allzugroße Strenge und Subtilität derselben zu verspotten, theils ausdrückliche Fehler nachzuweisen, theils endlich sie über sich selbst hinauszuführen und mit der Sokratischen Dialektik zu verbinden. Es ist zu bedauern, daß wir über die Megarische Schule so sehr im Dunkeln sind. Doch könnte dieß freylich nicht hindern, sie, anknüpfend an irgend eine beglaubigte Ueberlieferung, in den Kreis der Vermuthung herein zu ziehen, wenn die Beurtheilung des Vorliegenden mit einiger Sicherheit darauf führte. Dieß also ist vor Allem zu untersuchen. Eines scheint unter der bezeichneten Voraussetzung unmittelbar auffallend, daß nämlich Platon diese persiflirende Absicht zweymal auf eine so ganz ähnliche Weise mit solchem Aufwand von Mühe verfolgt haben soll. Doch mag dieß jene andere ebenfalls anerkannte Absicht der Weiterbildung, so wie die Eigenthümlichkeit der als Führer des Gesprächs gewählten Person entschuldigen. Es ist dieß nicht Sokrates, sondern ein Eleatischer Fremdling. Daß Platon damit etwas Besonderes bezeichnen wollte, läßt sich nicht bezweifeln. Nur ist es schwer zu glauben und eben so schwer vom Standpunkte künstlerischer Darstellung zu rechtfertigen, daß dieselbe Person das zum Gegenstand der Persiflage gemachte Verfahren repräsentire und zu gleicher Zeit als Träger der eigenen Ansicht Platons und der Grundsätze, welche er zur Berichtigung jenes Verfahrens beybringt, erscheine. Denn wahrlich, ein rechtes Proteusaussehen nimmt dieser Fremdling in der Beurtheilung Hrn. Stallbaums an, da er denn in allen Stücken, wo er seine Sache recht macht, die Rolle Platons zu vertreten hat, wo es hingegen Tadel einzuärnten giebt, der spitzfindige Eleate und Megariker ist, an dessen Beyspiel eine übersubtile Dialektik lächerlich gemacht werden solle. Ueberhaupt kann das Hauptargument, worauf sich diese Ansicht stützt, gerade je wohlwollender es ist, um so weniger ohne genügende Begründung gelten, daß nämlich in den Eintheilungen Fehler vorkommen, die nicht auf Platons Rechnung gesetzt werden könnten. Allein dafür fehlt alle Andeutung Platons selbst. Vielmehr ist gerade im Politikus ein gewisser trockener Ernst nicht zu verkennen, und auch im Sophistes, in dem eher eine heitere Ironie zu walten scheint, bezieht sich diese mehr auf den Gegenstand als auf die Methode. Am allerwenigsten möchte die in mehreren Gesprächen wiederholte Versicherung scherzhaft gemeint seyn, daß die Dialektik um die Erhabenheit oder Niedrigkeit der Gegenstände und Benennungen unbekümmert ihren Weg gehe, einzig das Ziel der Wahrheit in's Auge fassend. Der Dialektiker verfährt wie der Naturforscher nach der schönen Auseinandersetzung des Aristoteles im ersten Buche de part. anim. (*μηδὲν παραλίποντας εἰς δύναμιν μήτε ἀτιμότερον μήτε τιμιώτερον*). — Auch die ausführliche Untersuchung über Maaß und Uebermaaß hält Hr. St. für Persiflage: „depingi illic putamus disputatorem dialecticae subtilitatis adeo studiosum, ut vel in longitudinis excusatione ridicule fiat longior et copiosior.“ Also ad modum Polonii! Daß die ganze Episode für den ersten Eindruck etwas gewaltsam eingeflochten erscheint, läßt sich nicht läugnen. Doch könnte man viel eher mit Schleiermacher an einen apologetischen Zweck denken als an Persiflage. Offenbar aber ist die Hauptabsicht der Inhalt eben selbst, nämlich die hier zuerst ausgeführte Bestimmung einer doppelten Relation des *μεῖζον* und *ἔλαττον*, entweder *πρὸς ἄλληλα* oder *πρὸς τὸ μέτριον*. Daß Platon einen Werth auf dieses Resultat legt, zeigt die Vergleichung mit der Untersuchung im Sophistes über das *μὴ ὄν*, so wie die Aufzeigung des Zusammenhangs mit dem Hauptgegenstand der Untersuchung, der Staatskunst. Selbst die Berichtigung, welche den Ansichten der Pythagoräer zu Theil wird, zeigt die ernsthafte Absicht, nicht bloß als seria jocis mixta. Ueberhaupt, je mehr die Kunstform der Platonischen Dialoge oft das unmittelbare Verständniß erschwert, um so sorgfältiger müssen solche Andeutungen beachtet werden, in denen der Schriftsteller sich ausdrücklich über seine Absicht erklärt und die man sich hüten muß, auch wieder in Ironie und Persiflage zu verflüchtigen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. May.

Nro. 104. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Platonis Politicus et incerti auctoris Minos etc.

(Fortsetzung.)

In diesem Sinne scheint uns die Stelle 285 D. flg. zu verstehen, die das Mittel zur richtigen Beurtheilung des ganzen ersten Theils im Politikus und Sophistes an die Hand giebt. Wir halten es nämlich für Ernst, was Platon über den dialektischen Zweck des Gesprächs und die darin aufgeführte Methode der Begriffstheilung sagt, wodurch die Absicht der Persiflage und Ironie um ein wesentliches Moment gegen die ihr von Hrn. St. eingeräumte Geltung zurücktritt. Und wenn es, wie bereits oben bemerkt worden, Platons Speculation auch fern lag, eine abgesonderte Darstellung und Theorie der Dialektik zu geben, so enthalten doch jene beyden Dialoge, und vorzugsweise der Politikus, eine Darlegung seines damals gewonnenen Bewußtseyns über die Technik der Philosophie. Diese war vor ihm, nach dem ausdrücklichen Zeugnisse des Aristoteles, noch in ihren ersten Anfängen begriffen, und verdankt gerade Platon die wesentlichsten Fortschritte, nachdem Sokrates bereits in seinen ethischen Untersuchungen auf allgemeine Begriffsbestimmungen gedrungen und der Inductionsweise sich bedient hatte. Damit waren gleichsam die Grundpfeiler gegeben, Begriffsbestimmung und Beweisführung, welche den Mittelpunkt jeder weiteren Ausbildung ausmachten. Die Methode, zur richtigen Definition eines Begriffs zu gelangen, scheint Sokrates noch nicht festgestellt zu haben; wenigstens darf man sich nicht auf das Zeugniß Xenophons berufen, (Comment. IV. 5, 11) um ihm die Eintheilung nach Gattungen und Arten beyzulegen, da der ganze Zusammenhang der Stelle dieser Erklärung des Ausdrucks διαλέγειν κατὰ γένη widerstreitet. Vielmehr berechtigen mehrere Angaben, dieselbe auf Platon zurück zu führen. Denn außer daß bey Aristoteles διαιρέσις von Platon erwähnt werden, lassen auch die Angaben des Diogenes Laërtius, der dem Speusippus und Xenokrates dergleichen zuschreibt, vermuthen, daß diese dialektische Methode in der Schule Platons Geltung und Ansehen besaß. Freylich bedarf es solcher vermittelter Schlüsse gar nicht, da Platon selbst an mehreren Stellen mit dem größten Preise von dieser Methode spricht, sie gleichsam als den Inbegriff der Dialektik darstellend. Wie wichtig für die Gewinnung einer wichtigen Definition die vollständige Eintheilung eines Gattungsbegriffes ist, ist an sich deutlich und wird auch von Aristoteles anerkannt, theoretisch und praktisch, wie z. B. in der Historia animalium und de partibus anim. Was nun aber die Fehler betrifft, die sich allerdings nicht in Abrede stellen lassen, und die sowohl in der Wahl eines ungehörigen Theilungsgrundes als auch darin bestehen, daß coordinirte Eintheilungen (ἑτέρας ἀρχῆ διαφορᾶς Aristot. de part. anim. I. 3.) als subordinirt (συνεχῆς διαίρεσις) dargestellt werden, warum sollte es nicht denkbar seyn, daß Platon sich damals wirklich diese Regeln der Logik noch nicht deutlich gemacht, die, einmal aufgefunden und mitgetheilt, wohl leicht zu begreifen sind, aber schwerer zu finden. Bey andern Fehler, die von dem Fremdling selbst verbessert werden und Gelegenheit geben zur Feststellung dia-

lektischer Grundsätze, ist der Zweck deutlich in der nicht dogmatischen sondern heuristischen Darstellungsweise, polemische Beziehungen nicht ausgeschlossen, deren Richtung wir nur nicht immer genugsam kennen. Gewiß aber ist es nicht Platons Zweck, wie Hr. St. wiederholt versichert, die finstere Strenge und kleinliche Genauigkeit, deren sich die Megariker in ihrer dialektischen Methode befliſſen, zu verspotten und in Gegensatz mit der Sokratischen Eleganz zu stellen, von der bey Hr. St. zu oft eine etwas vage Anwendung gemacht wird. Daß aber ein Eleate der Führer des Gesprächs ist, dafür ist die natürlichste Erklärung, daß Platon, wie er sonst an Sokrates Namen seine eigenen Lehren knüpft, so hier eine dankbar anerkannte Verbindlichkeit gegen die Eleatische und Megarische Schule ausdrücken wollte. Denn die Vermuthung des Hrn. St., daß der Eleate auch die Megariker zu vertreten habe, ist allerdings höchst wahrscheinlich und von hinlänglichen Gründen gestützt. Richtig ist auch bemerkt, wie geeignet gerade ein Eleate war zum Träger politischer Untersuchungen gemacht zu werden.

Diese bilden den zweyten Haupttheil des Gesprächs, da nach der ausdrücklichen Versicherung des Schriftstellers im ersten Theile die Frage nach dem Begriffe des Staatsmannes allerdings mehr als bloßes Vehikel der dialektischen Methode erscheint. Dennoch ist unläugbar der Hauptzweck des Ganzen in dem politischen Elemente, dem selbst das scheinbar bloß zu dialektischer Uebung gewählte Beyspiel der Weberey sich dienstbar erweisen muß.

Platons Ansichten über den Staat sind berühmt genug, ohne es im Ganzen zu einer anderen Anerkennung gebracht zu haben als der der Bewunderung. Man hat dabey vorzugsweise und mit Recht immer jenes spätere größere Werk, „der Staat“ überschrieben, im Sinne, während „der Staatsmann“ mehr in das Dunkel der Unbekanntschaft zurücktritt. Und doch liegt es nahe zu glauben, daß, wäre nicht die abstruse Einkleidung, der Inhalt dieser Schrift in mancher Beziehung vor dem größeren Werke hervortreten würde. Denn während der beste Staat, wie er in der Politeia construirt wird, nicht nur ein den gegenwärtigen Verhältnissen durchaus fremdes Ansehen hat, sondern in den Grundlagen, auf denen er erbaut wird, den tiefsten Principien der Gegenwart so sehr widerspricht, daß unser sittliches Bewußtseyn sich wohl nie mit denselben aussöhnen wird: so führt der Politikus mit dem entschiedensten Nachdrucke gerade zur Anerkennung der Staatsverfassung als der besten, welche in der Gestaltung der Gegenwart ein so wesentliches Uebergewicht hat: nämlich der monarchischen. Die beste Staatsverfassung ist nach Platons Urtheil diejenige, in welcher die Regierenden die wahre Staatskunst oder richtiger Staatsweisheit besitzen. Nach der Natur der Sache aber ist diese ihrer Schwierigkeit wegen nur auf die wenigsten beschränkt, und wenn sie sich findet, wohl nur in Einem. Dieser Eine, der wahrhaft Wissende und Kundige (ὄντως ὢν ἐπιστήμων) darf nicht durch Gesetze beschränkt seyn. Diese sind einfach und unveränderlich und können dem Wechsel menschlicher Zustände und Ereignisse nicht folgen, werden also bald mit dem wahren Bedürfnisse in Widerspruch gerathen. Dennoch aber, bey dem Mangel eines wahrhaft zum Herrschen geschaffenen Regenten, sind sie nothwendig und nützlich, weil das schlimmste von Allem die Willkühr der Unkundigen. Dadurch ergeben sich außer jener absolut besten aber unerreichbaren Staatsverfassung sechs andere, wovon drey die relativ guten und drey die schlechten sind, je nachdem sie gesetzlich oder gesetzlos. Die beste unter diesen drey relativ guten ist wieder die Monarchie, welche mit guten Gesetzen ausgestattet darum auch mit jener absolut besten gleichnamig ist — Königthum, βασιλική. Ohne Gesetze und in die Willkühr des Herrschenden gegeben ist sie die allerschlechteste und heißt Tyrannis. Den zweyten Platz unter den guten nimmt die (gesetzliche) Aristokratie, unter den schlechten die (gesetzlose) Oligarchie ein; den dritten in beyden die Demokratie, die, mit guten Gesetzen, die schlechteste unter den guten ist, ohne Gesetze die beste unter den schlechten.

Bey dem angezweifelten Ursprunge dieser Schrift ist die Frage natürlich, ob und wie diese Eintheilung der Staatsverfassungen mit der in der Politeia übereinstimme. Hr. St. sucht Sochers Ansicht, der aus der Verschiedenheit beyder Darstellungen eine Folgerung für die Verschiedenheit der Verfasser ableiten will, zu widerlegen, gestützt auf den richtigen Grundsatz, den er mit folgenden Worten ausspricht

Enimvero non fuit Plato adeo addictus et quasi destinatus certis quibusdam opinionibus, ut eas non pro varia ac diversa rerum tractandarum ratione aut immutaret leviter aut scribendi consiliis adaptaret. Jedoch hätte Hr. St., wenn er einmal davon sprach, die wirklich bestehenden Verschiedenheiten deutlicher und vollständiger hervorheben sollen. Das Eigenthümliche des Politikus besteht in jener Ansicht von der Bedeutung und dem Werthe der Gesetze, in Bezug auf die Unterscheidung der absolut besten Verfassung von den relativ guten, und dieser wieder von den relativ schlechten; während bey der Beurtheilung in der Politeia die Gesetze in den Hintergrund treten, wo der beste Staat als bestehend angenommen, die Entstehung der schlechteren aus diesem dargestellt wird. Aus dem verschiedenen Gesichtspunkte läßt sich dann allerdings die weitere Verschiedenheit in der Schätzung der übrigen von der besten abweichenden Staatsverfassungen, so wie daß im Politikus eine Doppelreihe, in der Politeia nur eine einfache entsteht, erklären. Auch dieß, daß in jenem Werke die beste Staatsverfassung ausdrücklich als Monarchie (βασιλική), im „Staate" hingegen als Aristokratie, mit Accentuirung der eigentlichen Bedeutung des Wortes, bezeichnet wird, läßt sich leicht vermitteln durch die Stelle Politic. 297 C. ἀλλὰ περὶ σμικρόν τι καὶ ὀλίγον καὶ τὸ ἓν ἐστι ζητητέον τὴν μίαν ἐκείνην πολιτείαν τὴν ὀρθήν, mit Rep. IV. 445 D. λέγω, εἶπον, ὅτι εἰς μὲν οὗτος ὃν ἡμεῖς διεληλύθαμεν πολιτείας ἂν εἴη τρόπος, ἐπονομασθείη δ' ἂν καὶ διχῇ. ἐγγενομένου μὲν γὰρ ἀνδρὸς ἑνὸς ἐν τοῖς ἄρχουσι διαφέροντος βασιλεία ἂν κληθείη, πλειόνων δὲ ἀριστοκρατία. Hr. St. vergleicht außerdem noch die entsprechenden Stellen aus dem Werke von den Gesetzen, im dritten Buche g. d. E. die ebenfalls von den beyden andern Schriften abweichende Eintheilung der Staatsverfassungen, und die sehr treffende Stelle über den Vorzug der Einsicht und Wissenschaft des Regenten vor den Gesetzen, obwohl doch schon mit etwas milderer Beurtheilung letzterer. Ueberhaupt sind die polemischen Beziehungen, in welchen Platon recht nachdrücklich seine Geringschätzung ausspricht gegen die falschen Politiker seiner Zeit und seines Vaterlandes mit ihrem ganzen Anhange, die er nicht ohne Selbstgefühl in das γένος ὑπηρετικόν zu einer wenig ehrenvollen Gesellschaft verweist, hervorstechend und lassen den tiefen Unwillen über das Verfahren gegen seinen Lehrer deutlich genug durchfühlen, gleichsam mit methodischerer Vollständigkeit und Nothwendigkeit den Inhalt des Gorgias wieder in sich aufnehmend. In so fern enthält allerdings diese Schrift auch die Darstellung des falschen Staatsmannes, jedoch, wie Schleiermacher ganz richtig bemerkt, im umgekehrten Verhältniß mit dem Sophisten in dem das Verwerfliche der unmittelbare Gegenstand der Untersuchung ist, während hier das Aechte und Vortreffliche, so daß der Tadel ganz unbegründet ist, den Hr. St. S. 78 gegen Schl. ausspricht.

Als das eigentliche Geschäft des Staatsmannes und der Staatskunst bezeichnet Platon die Vereinigung und Ineinanderbildung der entgegengesetzten Tugenden oder Naturanlagen, der muthigen und besonnenen (ἀνδρία und σωφροσύνη), gleichsam zu einem Gewebe, wie das an dem Beyspiel der Weberey erläuterte. Auch bey dieser Gelegenheit beobachtet Hr. St. nicht das Maaß der Gerechtigkeit gegen Schleiermacher. Dieser schildert ganz richtig den Eindruck, den dieses Resultat der Untersuchung auf den mit den gegenwärtigen Fragen der Wissenschaften vertrauten Leser hervorbringen wird, wenn er nicht zugleich der Schätzung von dem Standpunkte jener Zeit mächtig ist. Es ist gewissermaßen als eine Verdrehung zu nehmen, wenn gesagt wird, Schl. selbst habe dieses Resultat als ein dürftiges angesehen, wogegen man nur folgende Stelle aus dessen Einleitung zu lesen braucht: S. 247. „Diese (die solches Resultat für dürftig und ungenügend halten) nun mögen zunächst bedenken, daß wie in jenem Gespräch die Erklärung des Sophisten offenbar mit Hinsicht auf den damaligen Zustand der Wissenschaft angelegt war, so auch hier die Erklärung des Staatsmannes mit Bezug auf die bürgerlichen Verhältnisse jener Zeit unter den Hellenen, und daß hier von den Verirrungen und der Wuth der Parteyen die tiefste wie die edelste Ansicht gefaßt ist, und allerdings von diesen den Staat zu befreyen oder frey

zu erhalten, als die höchste Kunstausübung des Staatsmannes mußte dargestellt werden.“ Schl. scheint uns hier und in dem Folgenden die Stelle des rechten Alterthumsforschers und Philologen zu vertreten, gleich weit entfernt von jener obligaten Lobpreisung des Alterthums und namentlich jedes classischen Buchstabens aus demselben, welche für die Anerkennung des Antheils, den die Gegenwart an der Ausbildung der Wissenschaft ansprechen darf, keinen Raum hat, wie von dem modernen Wissen, das auf der Oberfläche des Tages einherfährt, ohne sich um die stille Tiefe des Grundes zu kümmern. Gewiß wäre es die unrichtigste Würdigung dessen, was die Alten in der politischen Wissenschaft geleistet haben, wenn man verkennen wollte, daß die Geschichte zweyer Jahrtausende mit ihren großen Ereignissen auf dem Gebiete des geistigen Lebens der Menschheit, nicht manche Fragen und Aufgaben theils theoretisch oder praktisch gelöst, theils der Lösung nahe gebracht, die dem Bewußtseyn des Alterthums, dem andere Aufgaben gesetzt waren, noch ganz ferne lagen. Ebenso aber wird die Wissenschaft der Gegenwart nur Gewinn daraus ziehen, wenn sie zu den verwickelteren Verhältnissen, mit denen sie es zu thun hat, gleichsam die einfachen Grundzüge in den Bestrebungen des Alterthums zu erkennen sucht. —

Welchen Einfluß die Lebensverhältnisse Platons auf dessen politische Ansichten ausgeübt, ist schon mehrfach dargestellt und auch von Hrn. St. gehörig beleuchtet. Besonders ist auch die Vergleichung mit den Lehren der Pythagoräer, die Platon während seines Aufenthaltes in Italien näher kennen zu lernen Gelegenheit hatte, an der Stelle, ohne daß auf diesen etwas unsichern Boden zu viel gebaut würde.

Als dritten Haupttheil betrachtet Hr. St. den Mythus von den Weltaltern, dem mit Recht eine eigenthümliche, nicht bloß beiläufige und untergeordnete Bedeutung zugeschrieben wird. Denn obwohl er scheinbar nur gelegentlich zur Gewinnung einer richtigeren Eintheilung in den dialektischen Theil des Gesprächs eingeflochten wird, so fühlt man doch gleich, auch von Seiten der Composition betrachtet, daß der Schriftsteller einen besonderen, tieferen Werth darauf legen wollte. Ueber den Gebrauch der Mythen bey Platon überhaupt bemerkt Hr. St.: inserviunt eorum illustrationi, quae posita sunt in quadam mentis praesagitione, propterea quod natura sua sunt excelsiora, sublimiora, diviniora, quam quae in mentis humanae scientiam et cognitionem cadere existimanda sint. Richtiger: Platon drückt in der Gestalt des Mythus solche Ideen aus, deren Nothwendigkeit für eine tiefere philosophische Erkenntniß er geahnt ohne die adäquate Form philosophischer Darstellung für sie gefunden zu haben. Insoferne ist für die strengste Beurtheilung der Tadel des Colotes bei Macrobius nicht unbegründet: „Ait a philosopho fabulam non oportuisse confingi, quoniam nullum figmenti genus veri professoribus conveniret.“ Aber ebenso ist anzuerkennen, daß sich darin auch die Tiefe seines Geistes offenbart, der gleichmäßig über den beschränkten Kreis der ihm gebotenen Thatsachen zu klarer Erkenntniß hinausstrebte. Hr. St. widmet diesem Mythus eine ausführliche Untersuchung (S. 101 — 124), in welchem er über den Zusammenhang mit dem Hauptgegenstande des Gesprächs, dann über die Quellen, und endlich über den philosophischen Gehalt und die eigentliche Absicht Platons handelt. Den Zusammenhang haben schon Schleiermacher und Ast richtig hervorgehoben, wie ihn Hr. St. noch näher und umständlicher mit Beyziehung der treffenden Stelle de Legg. IV. 713. bezeichnet: Proposuit igitur Plato civitatum moderatoribus totius rerum naturae exemplum, ut haberent, in quod intuentes illis regendis administrandisque rectam rationem sequerentur.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. May.

Nro. 105. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Platonis Politicus et incerti auctoris Minos etc.

(Fortsetzung.)

Das ächt Platonische dieser Vorstellung wird durch Vergleichung mit entsprechenden Stellen im Timäus und den Leges nachgewiesen, und gegen Meiners und Socher, der aus jener Stelle von dem Zurücktreten der Gottheit von der Lenkung der Welt auch einen Grund für seine Bezweifelung des Platonischen Ursprungs entlehnt, bemerkt, daß damit an ein Aufhören der göttlichen Vorsicht nicht zu denken sey, die vielmehr zur rechten Zeit wirksam helfend eintrete, aber auch die Freyheit des Geschöpfes selbst in der Entfernung und Abwendung von dem Schöpfer gewähren lasse. S. 109. Die Quellen dieser Erzählungen werden in griechischen und ägyptischen Mythen (vgl. Herod. IV, 142) in Verbindung mit physikalischen und theologischen Vorstellungen und Lehren der Pythagoräer nachgewiesen. Natürlich erwähnt auch Hr. St. des Mythus im Protagoras, auf dessen Uebereinstimmung mit einem Theile des Mythus im Politikus aufmerksam gemacht wird. Die Hauptsache aber wäre gewesen, die Verschiedenheit beyder aufzuzeigen, da gewiß auch Hr. St. dasjenige, was er zu Ehren des von dem Eleatischen Fremdling vorgetragenen gesagt, nicht auch auf jenen, der dem Sophisten in den Mund gelegt wird, ausgedehnt wissen will. Der Unterschied besteht eben darin, daß dasjenige, was dort Ganzes und Hauptsache ist, nur eine untergeordnete Bedeutung hat und nicht viel weniger als z. B. die Erzählung von dem Rückwärtswachsen, zum bloßen Zusammenhang der mythischen Einkleidung gehört; so wie in dem, was Schleiermacher bereits richtig in der Einleitung zum Protagoras als Eigenthümlichkeit des sophistischen Mythus bezeichnet, nämlich die materialistische Vorstellung von der vernünftigen Anlage im Menschen als bloßem Ersatze für andere Vorzüge der Thiere, die in keiner Weise auf den νοῦς βασιλεύς im Philebus hindeutet, den Hr. St. mit vollem Rechte zur Erklärung des Mythus im Politikus anführen konnte.

Von Einzelnem, was uns in den Prolegg. aufgefallen ist, erwähnen wir nur die sonderbarer Weise von Hr. St. wiederholt vorgebrachte Ansicht, durch welche er auch einen äußeren Zusammenhang der drei mehr genannten Gespräche mit dem Parmenides gewinnen, oder vielmehr erzwingen will. Denn dieß vermag allerdings schon der unmittelbarste Eindruck zu lehren, daß es eine eben so gewaltsame als willkührliche Annahme ist, sich die Personen, welche in jenen frühern Gesprächen als anwesend bezeichnet werden, zugleich als die stummen Zuhörer bey der Erzählung des Kephalos zu denken. Offenbar ließe sich dieß auf keine andere Weise als durch die reinste Fiktion des Lesers erreichen, der nicht die leiseste Andeutung in der Schrift selbst zu Hülfe kommt und die der Schriftsteller darum auch unmöglich beabsichtigt haben kann. Auch wird man sich vergeblich nach einem ähnlichen Beyspiel in Platon oder einem andern Schriftsteller umsehen. Die meiste Aehnlichkeit hat das Exordium des Parmenides mit dem der Politia, wo auch das Gespräch, welches den Inhalt der Schrift ausmacht, anderen erzählt wird, die nicht näher bezeichnet werden, weil es auch zunächst

ganz gleichgültig ist, wer sie sind; während im Timäus der beabsichtigte Zusammenhang mit der Politia durch wiederholte ausdrückliche Beziehungen deutlich ausgesprochen wird. Hätte es in der Absicht Platons gelegen, ein gleiches Verhältniß des Parmenides mit jenen andern Dialogen auszudrücken, so würde der Schriftsteller unmöglich umhin gekonnt haben, durch irgend eine Andeutung den Zusammenhang der Scene und die Anwesenheit derselben Personen zu vermitteln; wovon, wie gesagt, nicht die leiseste Spur, sondern vielmehr Alles so eingerichtet ist, daß es den Eindruck einer durchaus verschiedenen Scene macht. Nach diesem kann es fast unnöthig scheinen, noch auf weitere Schwierigkeiten und Widersprüche aufmerksam zu machen, die sich der Annahme des Hr. St. entgegenstellen; wie z. B., daß Sokrates in die sonderbare Situation gesetzt wird, sich durch doppelte Vermittelung ein Gespräch erzählen zu lassen, an dem er selbst zum Theil sogar thätigen Antheil genommen *hatte*. Und frägt man sich, was durch eine auf solchen Unwahrscheinlichkeiten beruhende Annahme gewonnen würde, so muß man antworten: Nichts, so viel wie nichts, da ja doch die Hauptsache dadurch nimmer bewiesen würde, daß der Parmenides die im Sophistes und Politicus angekündigte Untersuchung über den Philosophen wirklich enthält. Viel besser also, wenn man diesen Beweis der innern Uebereinstimmung auf anderem Wege geliefert hat oder zu haben glaubt, die äußere Verschiedenheit und Losreißung von dem begonnenen Faden anzuerkennen. Uebrigens wird eine unbefangene Betrachtung immer eher dazu führen, den Parmenides, wenn er einer Trilogie angehören soll, als das erste Glied einer solchen unvollendeten anzusehen, als ihm mit seinem abgerissenen Schlusse die letzte Stelle anzuweisen. Denn daß Hr. St. nicht geneigt ist, als eine Auskunft für seine Ansicht sich der von andern geäußerten Vermuthung anzuschließen, daß wir die Schrift in unvollendeter Gestalt besitzen, läßt sich aus dem vierten Buch der Prolegg. zu der großen Ausgabe des Parmenides ersehen, das überschrieben ist: De Parmenidis Platonici integritate etc.

Gelegentliche Berichtigung mag eine Bemerkung Hr. St's. finden (Prolegg, S. 50), indem Zeller nicht, wie dort versichert wird, den Parmenides zwischen den Sophistes und Politicus, sondern ebenso wie Hr. St. nach letzterem setzt. Ueberhaupt wäre in der Relation fremder Ansichten bisweilen größere Genauigkeit zu wünschen.

Außer den Prolegomenis, welche die Erklärung des Ganzen in seinem innern Zusammenhange zum Gegenstande haben, kommen noch die Anmerkungen zu betrachten, die zur Erläuterung des Einzelnen bestimmt sind. Da diese Ausgabe die erste mit einem Commentar versehene ist, und Hr. St. außer den meist kritischen Gesammtausgaben und der Uebersetzung Schleiermachers keine Vorgänger hatte, so konnte sich der Herausgeber in ganz besonderem Grade um diese Schrift verdient machen, die einen reichen Stoff für kritische und exegetische Leistungen darbot. Viele Stellen verdanken dem Fleiß und der Gelehrsamkeit des Hrn. St. eine richtigere Erklärung als sie vorher gefunden hatten, wenn auch, wie es in der Natur der Sache liegt, hie und da eine Schwierigkeit entweder gänzlich unberührt oder doch ungelöst bleibt. Die sorgfältige Beobachtung des Sprachgebrauchs, namentlich des Platonischen, die man schon aus den früheren Bänden kennt, hat Hr. St. auch hier bewährt. Wenn wir dessenungeachtet gleich an die erste Note eine tadelnde Bemerkung knüpfen, so haben wir mehr einen allgemeinen Fehler in der grammatischen Erläuterungsmethode der Philologen im Sinne, nämlich eine ungehörige Anwendung von Parallelstellen. Der Anfang des Gespräches lautet: *Ἡ πολλὴν χάριν ὀφείλω σοι τῆς Θεαιτήτου γνωρίσεως.* Dazu Hr. St.: Istud ἤ quod codd. nonnulli omittunt, noli pro suspecto habere. Eurip. Med. v. 566. *ἦ πολλὰ πολλοῖς εἰμὶ διάφορος βροτῶν.* ubi Elmsleius comparavit Phoeniss. v. 704. *ἦ πόλλ' ἐπῆλθον, εἰσιδεῖν χρῄζων σ', ἄναξ.* Helen. v. 771. *ἦ πόλλ' ἀνήρου μ' ἐνὶ λόγῳ, μιᾷ δ' ὁδῷ.* al. Was soll nun hier durch diese Beyspiele bewiesen werden? Zur kritischen Sicherstellung des ἦ können sie nicht dienen, wofür man sich auf die Autorität der besten Handschriften berufen mußte. Eben so wenig genügen sie zur Erläuterung des Sprachgebrauchs, da die Bedeutung der Konjunction ἦ mit keinem Worte entwickelt wird. Im allerhöchsten Falle würden sie die Möglichkeit der Verbindung beweisen, die aber Niemand in Zweifel

ziehen wird, zugegeben die andere Möglichkeit, daß auch ohne das ἤ ein richtiger Sinn entsteht. Welche von beyden aber den Vorzug verdient, würde wiederum nur aus einer ganz individuellen Würdigung der Stelle hervorgehen. Ueberhaupt können Beyspiele nur als die Elemente, um ein allgemeines Gesetz zu erkennen, betrachtet werden und nur durch dieses auf Beweiskraft Anspruch machen.

Mit Uebergehung minder bedeutender Stellen, wie 260 E., wo Hr. St. richtig der Lesart μίξουιν vor dem diplomatisch besser empfohlenen μίξωσιν den Vorzug giebt; oder 262 D, wo mit Recht das mit der Construction nicht zu vereinigende αὐτό in Klammern geschlossen wird, erwähnen wir die Stelle 266 C, die Hrn. Stallbaum zuerst ihre richtige Erklärung verdankt. Die zahmen, heerdenweise lebenden Thiere, welche sich nicht mit fremden Gattungen vermischen, werden weiter eingetheilt in zweyfüssige und vierfüssige. *Πρὸς δὴ τούτοις*, fährt der Fremdling fort, *ἕτερον οἵτι τῶν πρὸς γέλωτα εὐδοκιμησάντων ἄν, ὦ Σώκρατες, ἆρα καθορῶμεν ἡμῖν γεγονὸς ἐν τοῖς διμερέσιν*; *ΝΕ. ΣΩ. τὸ ποῖον*; *ΞΕ. Τἀνθρώπινον ἡμῶν ἅμα γένος εὐνεπλεκὲς καὶ εὐνεδεδραμηκὸς γένει τῷ τῶν ὄρνεων γενναιοτάτῳ καὶ ἅμα εὐχερεστάτῳ*. *ΝΕ. ΣΩ. Καθορῶ καὶ μάλ' ἀτόπως εὐνεπλεκὲς*. Die mit scherzhafter Absichtlichkeit nur dunkel angedeutete Gattung, welche mit dem menschlichen Geschlechte zusammen unter den Begriff der zweyfüssigen Heerde fällt, ist sehr verschieden und zum Theil sehr irrig verstanden worden. Man muß gestehen, daß Schleiermachers Erklärung gänzlich das Richtige verfehlt, da die ganze Ausdrucksweise nicht an das dem *δίπουν* coordinirte *τετράπουν* denken läßt, sondern vielmehr an ein dem *δίπουν* mit dem *γένος ἀνθρώπινον* gemeinschaftlich subordinirtes. Ein solches wäre wohl auch das genus simiarum, woran Winkelmann denkt: das Richtige aber hat Hr. St. durch genauere Beachtung des Zusammenhanges und sorgfältigere Erwägung der einzelnen Ausdrücke gefunden. Nachdem nämlich oben von der πελοπομικὴ an ein doppelter Weg sich als möglich ergeben, ein längerer und ein kürzerer, wird zuerst der längere eingeschlagen und bis zu der bezeichneten Eintheilung verfolgt, und dasselbe dann auch auf dem kürzeren, der einige Glieder ausläßt, nachgeholt, so daß sie also nothwendig beyde zu dem gleichen Ziele geführt werden müssen; dort aber (266 E) wird zum Theil mit denselben Worten, nur ohne die Dunkelheit des Ausdrucks, diese Gattung bezeichnet: *κατιδόντα δὲ τἀνθρώπινον ἔτι μόνῳ τῷ πτηνῷ ξυνειλεγμένον τὴν δίτοδα ἀγέλην πάλιν τῷ ψιλῷ καὶ τῷ πτεροφυεῖ τάττειν*. Offenbar also ist auch an obiger Stelle an ein befiedertes Geschlecht zu denken, zwar nicht an jenes schon früher ausgeschiedene *γένος πτηνόν*, sondern an das auf der Erde einhergehende, die gallos gallinaceos, u. s. w. mit dem ganzen Anhange derer, die wir vorzugsweise als Federvieh bezeichnen. Hr. St. zeigt ferner, wie diese Erklärung jede Aenderung des Dat. *γενναιοτάτῳ*, wofür Buttmann *γενναιότατον* oder *εὐχερεστάτῳ*, wofür Schleiermacher *εὐχερέστατον* vorschlägt, unnöthig macht, wenn auch das *εὐχερές* weniger von der körperlichen Leichtigkeit und Behendigkeit, wie Hr. St. will, als vielmehr in einem dem *γενναῖον* entsprechenden ironischen Sinn zu verstehen scheint; wie wir auch sagen: ein leichtes d. i. leichtfertiges Volk; auch unten in dem *εὐχερῆ βίον* ist diese ironische Nüance nicht zu verkennen. Zu verwundern ist, daß Hr. St. nicht mehr Gewicht legt auf das von Schleiermacher ebenfalls mißverstandene *εὐδοκιμησάντων ἄν*, das deutlich genug an eine berühmt gewordene Sache im Sinne der bekannten Verspottung Platons durch Diogenes erinnert, und nicht ohne Absichtlichkeit gesetzt zu seyn scheint, wodurch überhaupt der ganze mysteriöse Ton seine Erklärung findet. Auch die Worte: *εὖ δρομαῖα πεποιημένος τοῦ τῶν ἀνδρῶν αὖ πρὸς τὸν εὐχερῆ βίον ἄριστα γεγυμνασμένου* hätten noch einer Erläuterung bedurft, da der Ausdruck *τῶν ἀνδρῶν* einzig und allein auf den gallus gallinaceus paßt.

Von den mancherley Schwierigkeiten, welche der Mythus in seiner eigenthümlichen Ausdrucksweise darbietet, erwähnen wir die Stellen 270 A., wo von der doppelten Bewegung des *κόσμος* die Rede ist und gezeigt wird, daß er theils von dem göttlichen Urheber geleitet wird, *τότε δ' ὅταν ἀνεθῇ, δι' ἑαυτοῦ αὐτὸν ἰέναι, κατὰ καιρὸν ἀριθμὸν τοιοῦτον, ὥστε ἀνάπαλιν πορεύσεσθαι πολλὰς περιόδων μυριάδας διὰ τὸ μέγιστον ὂν καὶ

ἰσορροπώτατον ἐπὶ σμικροτάτου βαίνον ποδὸς εἶναι. In Uebereinstimmung mit den Editt. Turic. ist aus Eusebius δι' ἑαυτοῦ statt δι' ἑαυτόν aufgenommen; richtig auch das κατὰ καιρόν, das gemeiniglich mit εἶναι verbunden wird, zu ἀφιδέντα gezogen; die Hauptschwierigkeit aber besteht in dem letzten Theile des Satzes von διά an. Wie die Construction herzustellen sey, hat Hr. St. richtig erkannt, indem er statt ὂν und βαῖνον — ὄντα und βαίνοντα vorschlägt. Vielleicht würde auch die Einschaltung eines zweyten τό nach διὰ τό hinreichen. Allein der innere Zusammenhang, über den Hr. St. kein Wort spricht, ist dadurch nicht erleichtert und läßt die ganze Verbindung durch διά als sehr zweifelhaft erscheinen. Was die Vermuthung, δή statt des in den besten Handschriften nach διὰ eingeschalteten δὲ zu lesen, bedeute, ist uns nicht klar geworden. Auch bedauern wir, daß Sauppe's uns unbekannter Verbesserungsversuch nicht näher bezeichnet ist.

Unrichtig ist die Erklärung Hrn. Stallbaums 270 D, καὶ ἐπαύσατο πᾶν ὅσον ἦν ὑγητὸν ἐπὶ τὸ γεραίτερον ἰδεῖν πορευόμενον, ad aetatem provectiorem spectare et procedere, mit Vergleichung von Ausdrücken wie: εἰς τὸ πρόσθεν ὁρᾶν. Allein der Infinitiv ἰδεῖν hängt nicht von ἐπαύσατο ab, sondern ist als Supinum mit γεραίτερον zu verbinden.

271 B. vermuthet Hr. St. nicht unwahrscheinlich ἐπόμενον statt ἐχόμενον wegen des folgenden Dativs. Vielleicht jedoch könnte dieser als Ablativus und das ἐχόμενον absolute verstanden werden. Gewiß aber ist die Vorsicht begründet, welche unter 271 C. in Betreff des Ausdrucks, ὅσα τῆς τοιαύτης ἐστὶ κατακοσμήσεως ἑπόμενα empfohlen wird.

Beachtenswerth ist die Stelle 271 D. τότε γὰρ αὐτῆς πρῶτον τῆς κυκλήσεως ἦρχεν ἐπιμελούμενος ὅλης ὁ θεός· ὡς νῦν κατὰ τόπους, ταὐτὸν τοῦτο ὑπὸ θεῶν ἀρχόντων πάντη τὰ τοῦ κόσμου μέρη διειλημμένα. Ganz unerhört wäre es wohl nicht, die Construction durch einen Nominativus absolutus zu erklären. Dennoch ist es der Bedeutung des Gedankens angemessener, einen selbstständigen Satz nach Art des darauf folgenden zu fordern, so daß Hrn. St's. Vermuthung sich allerdings sehr empfiehlt, mit Einschaltung eines δὲ nach ὡς, statt πάντῃ zu lesen: πάντ' ἦν. Die ungewöhnliche Stellung des ἦν würde die ganze Eigenthümlichkeit der Diktion wohl entschuldigen. Ebenso verdient die Stelle 272 D. E. Erwähnung. Hr. St. hatte vollkommen Recht, sich so genau als möglich an die Lesart der Handschriften zu halten. Ἐπειδὴ γὰρ πάντων τούτων χρόνος ἐτελεώθη καὶ μεταβολὴν ἔδει γίγνεσθαι καὶ δὴ καὶ τὸ γῆϊνον ἤδη πᾶν ἀνήλωτο γένος, πάσας ἑκάστης τῆς ψυχῆς τὰς γενέσεις ἀποδεδωκυίας, ὅσα ἦν ἑκάστῃ προσταχθέν, τοσαῦτα εἰς γῆν σπέρματα πεσούσης, τότε δὴ κτί. Die Herstellung des προσταχθέν aus der Lesart der besten Handschriften: προσταχθέντος αὐτὰ statt der von Cornarius stammenden und auch von Bekker beybehaltenen Vulgata: προσταχθέντα ist über allen Zweifel erhaben und auch bereits in der Zürcher Ausgabe angenommen; ebenso die Bewahrung des Asyndeton bey ὅσα — πεσούσης, das in seiner explikativen Bedeutung durch hinlängliche Beyspiele gerechtfertigt ist und des von Cornarius vor ὅσα eingeschalteten καὶ nicht bedarf. Schwieriger bleiben die Worte: τοσαῦτα εἰς γῆν σπέρματα πεσούσης. Doch ist, was gegen die verschiedenen Vermuthungen: βαλούσης, διδούσης, νεμούσης, wozu man noch als die nicht unwahrscheinlichste τεκούσης fügen könnte, eingewendet wird, wohl begründet, daß die Erleichterung der Construction durch eine Verschiebung des Gedankens erkauft wird. Von diesem Vorwurfe würde sich die in den Text der Zürcher Ausgabe übergegangene Conjectur Sauppe's: τοσαῦτα εἰς γῆς σπέρματα πεσούσης allerdings frey erhalten, wenn es nicht doch schwer würde, σπέρμα von dem materiellen Erdenstoff, statt dem geistigen Belebungsprincipe der Seele zu verstehen. So scheint das allerdings seltsam construirte πεσούσης sich doch gegen alle Aenderungen halten zu wollen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. May.

Nro. 106. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Platonis Politicus et incerti auctoris Minos etc.

(Schluß.)

Daß die Erklärungen durch κατά oder ὡς mit dem Gen. abs. nicht äquipollent, sondern nur annäherungsweise und durch den gewöhnlichen Sprachgebrauch vermittelnd das proprium et singulare dicendi genus erklären, versteht sich. Uebrigens scheint das appositive Verhältniß vor dem adverbialen als richtiger entsprechend, den Vorzug zu verdienen.

273 D. διὸ δὴ καὶ τότ' ἤδη Ζεὺς ὁ κοσμήσας αὐτόν, καθορῶν ἐν ἀπορίαις ὄντα, κηδόμενος ἵνα μὴ χειμασθεὶς ὑπὸ ταραχῆς διαλυθεὶς εἰς τὸν τῆς ἀνομοιότητος ἄπειρον ὄντα τόπον δύῃ, πάλιν ἕρεδρος αὐτοῦ τῶν πηδαλίων γιγνόμενος κτί. Dazu bemerkt Hr. St. Displicet istud τόπον, quo metaphorae elegantia pessumdatur. Corrigendum putamus πόντον. Dieselbe Konjektur hatte einige Jahre früher der sehr gelehrte und besonders in den Schriften der Neuplatoniker belesene Herausgeber des Basilius Plotinizans, Hr. Albert Jahn, in den Anmerkungen zu jenem Buche mitgetheilt, und vertheidigt und begründet sie nun ausführlich in einer Abhandlung im sechsten Hefte der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft Jahrg. 1842. Insoferne sie als Ergänzung der Note des Hr. St. betrachtet werden darf, ist die Prüfung der geltend gemachten Gründe hier gerechtfertigt. Diese sind theils innere, theils äußere. Jene sollen die Unverträglichkeit des Ausdrucks darthun, indem τόπος weder zu ἄπειρος noch zu ἀνομοιότης noch zu δύναι passe, dagegen πόντος mit allen dreyen vortrefflich übereinstimme. Wenn aber Hr. J. selbst für τόπος die Bedeutung Raum zugiebt, warum soll dann ἄπειρος τόπος der unendliche Raum, weniger gut gesagt werden können, als ἄπειρος πόντος, das unendliche Meer, die unendliche Tiefe! Ebenso ist die Unvereinbarkeit mit ἀνομοιότητος schwer einzusehen; denn im eigentlichen Sinne könnte dieß auch nicht mit πόντος verbunden werden. Von Gewicht ist nur, daß die ganze Vorstellung in ihrer mythischen Ausdrucksweise von dem Bilde des Meeres durchwebt ist. Allein warum soll hier die aus anderen Beyspielen gewonnene Einsicht keine Anwendung finden, daß der Schriftsteller oft absichtlich in einem Zuge von der bildlichen Vorstellung abweicht? Gewiß ist es dasselbe Bestreben, aus welchem van Heusde in Parm. 137 A. πέλαγος statt πλῆθος verlangte, welches hier πόντος an die Stelle von τόπος setzen will. Doch genügen allgemeine Bemerkungen nicht ohne individuelle Würdigung der Stelle. Offenbar ist die bildliche Darstellung nicht aus rhetorischer Absicht hervorgegangen, sondern vielmehr aus dem im Timäus ausdrücklich eingestandenen und gerechtfertigten Unvermögen eines adäquaten philosophischen Ausdruckes. Vergleicht man aber πόντος und τόπος, so sieht man, daß ersteres mehr dem Malerischen des Bildes, letzteres mehr dem Metaphysischen und Speculativen entspricht. Auch thut Hr. J. Unrecht, daß er jede Vergleichung mit dem νοητὸς τόπος ablehnt, da dieser Ausdruck wirklich auf einem Gebrauche beruht, der wohl geeignet ist, die Verbindung: ὁ τῆς ἀνομοιότητος τόπος zu erklären.

Denn in beyden Fällen dient das Wort nicht zur Bezeichnung eines räumlichen Ortes oder auch des Begriffes Raum selbst, sondern vielmehr zur Bezeichnung des Kreises, der Sphäre, welche die Vorstellung um den unräumlichen Gegenstand oder Begriff zieht. Und auch das δύη verlangt nicht unbedingt einen Ausdruck, mit dem es im eigentlichen Sinne verbunden werden kann, und zwar in der Bedeutung des Tauchens, da diese ja selbst nur im bildlichen Sinne zu nehmen ist. So erscheinen also die inneren Gründe wenigstens nicht entscheidend für die Aufnahme von πύντος statt τύπος. Mehr empfohlen wird dieselbe durch die äußeren Gründe, welche Hr. J. aus dem reichen Schatze seiner Belesenheit nachgewiesen. Die wiederholte Anwendung dieses Ausdrucks bey den Neuplatonikern, namentlich Proclus — Hr. J. führt aus diesem fünf Stellen, aus Damascius zwey, aus Eustratius eine, und eine aus Simplicius an, in welcher ausdrücklich auf den Politicus Bezug genommen wird — läßt auf ein solches berühmtes Vorbild schliessen, in dessen Nachahmung sie sich gefielen und würde jeden Zweifel verdrängen, wenn nicht unglücklicher Weise einige andere Stellen eben dieser Art, wie namentlich die im Plutarchus, entgegen stünden, in denen τόπος gelesen wird. Hr. J. ist der Meynung, daß diese Verschiedenheit eben so wie in den Platonischen Handschriften durch Depravation entstanden sey. Allein auf welcher Seite diese Statt gefunden, ist eine Frage, deren gewisse Entscheidung doch wohl auf einem Cirkelschluß beruht. So können wir der von Hr. St. getheilten Ueberzeugung Herrn Jahn's nur eine die entgegengesetzte Möglichkeit nicht ausschließende Wahrscheinlichkeit zuerkennen.

Von unzweifelhafter Richtigkeit ist Hrn. Stallbaum's Emendation 276 B.: προτέρα statt πρωτέρα, welches letztere nicht in den Zusammenhang paßt, in welchen ersteres gefodert wird. Eben so nothwendig ist die Aufnahme des Dativs: πολιτικῇ statt πολιτικήν 279 A. —

Den einzelnen Ausdrücken in dem Beyspiele von der Weberey widmet Hr. St. eine sehr sorgfältige Erklärung. Doch bleiben auch hie und da Schwierigkeiten zurück, wie z. B. 282 B. Dort werden zwey Theile der Wollebereitung unterschieden und bemerkt, daß diese selbst zwey Künsten von umfassenderem Begriffe untergeordnet sind, der συγκριτική und διακριτική. Zu letzterer gehören: τὸ μὲν ξαντικὸν καὶ τὸ τῆς κερκιστικῆς ἥμισυ καὶ ὅσα τὰ ξυγκείμενα ἀπ' ἀλλήλων ἀφίστησι κτέ. So lauten die Worte in den Handschriften und Ausgaben. Warum aber τὸ τῆς κερκιστικῆς ἥμισυ gesagt ist, wird nirgends erklärt. Nach diesem Ausdrucke würde die andere Hälfte nicht unter die διακριτική fallen, also wohl unter die συγκριτική, da sie doch auch zur ταλασιουργία gehört. Damit stimmt aber weder die folgende Auseinandersetzung noch was über diese Kunst in andern Dialogen bemerkt wird, überein. Cratyl. 388 B. findet sich eine ausdrückliche Erklärung: κερκίζοντες δὲ τί δρῶμεν; οὐ τὴν κρόκην καὶ τοὺς στήμονας συγκεχυμένους διακρίνομεν; und im Sophistes 226 B. sq. wo von der διακριτική gehandelt wird, ist dieser ebenfalls das κερκίζειν untergeordnet. Darnach scheint das ἥμισυ nach διακριτικῆς in unserer Stelle schlecht zu passen, und will man es nicht ganz als ein ungeschicktes Glossem verbannen, so könnte es vielleicht mit besserem Rechte seinen Platz etwas weiter unten einnehmen: πᾶν τοῦτο ὡς ἓν φράζειν τῆς τε ταλασιουργίας αὐτῆς ἐστί που ἥμισυ, so daß die Künste, welche zur Wollebereitung gehören und zugleich unter den Begriff der διακριτική fallen, als die eine Hälfte der ταλασιουργία bezeichnet werden, die andere Hälfte den συγκριτικαῖς τέχναις überlassend. Der Ausdruck: τὸ τῆς κερκιστικῆς bedarf keiner Rechtfertigung.

283 E. Λιττὰς ἄρα ταύτας οὐσίας καὶ κρίσεις τοῦ μεγάλου καὶ τοῦ σμικροῦ θετέον, ἀλλ' οὐχ ὡς ἔφαμεν ἄρτι πρὸς ἄλληλα μόνον δεῖν, ἀλλ' ὥσπερ νῦν εἴρηται, μᾶλλον τὴν μὲν πρὸς ἄλληλα λεκτέον, τὴν δ' αὖ πρὸς τὸ μέτριον. Mit Unrecht scheinen in dieser Stelle Schwierigkeiten und Zweifel gegen die Lesart erhoben zu seyn. Schleiermacher vermuthet eine größere Corruptel oder Lücke, und Hr. St. erkennt die Konjektur Heindorfs, welche εἶναι an die Stelle von δεῖν setzt, für nothwendig.

Keines von beyden scheint begründet. In dem

fraglichen Ausdrucke ist eine Ellipse, die ihre gute Berechtigung hat und sich von selbst erklärt durch die ausdrückliche Beziehung auf die kurz vorausgehenden Worte: ἆρ οὐ κατὰ φύσιν δοκεῖ σοι τὸ μεῖζον μηδενὸς ἑτέρου δεῖν μεῖζον λέγειν ἢ τοῦ ἐλάττονος κτέ. Auch wird sie gestützt durch das folgende λεκτέον.

287 D. kann man vielleicht ganz ohne Aenderung auskommen, wenn man zu πιθανόν — ἐστί denkt und davon den Infinitiv εἰρηκέναι τι abhängen läßt in der bekannten und so sehr gebräuchlichen Bedeutung des λέγειν τι, Rechthaben. Hr. St. will nach πιθανὸν — ἀνάγκη einschalten, wie Ast δεῖ vor δοκεῖν. Freylich ist es recht natürlich εἰρηκέναι τι πιθανόν zusammen zu nehmen.

Ganz irrig aber ist die Vermuthung Herrn St's. in der folgenden Stelle, wo er vor ἀγγεῖον einschalten will: ἐργαλεῖον καὶ, so daß von zwey Künsten die Rede wäre, von einer, die die Werkzeuge macht, und dann von der, welche die Gefäße bereitet. Allein erstere ist ja schon im Vorhergehenden bezeichnet: ὅσαι γάρ σμικρὸν ἢ μέγα τι δημιουργοῦσι κατὰ πόλιν ὄργανον, θετέον ἁπάσας ταύτας ὡς οὔσας συναιτίους. und mit den Worten: ὅμως δὲ ἕτερον αὖ τῶν ἐν πόλει κτημάτων εἴπωμεν τόδε wird ja eben auf eine andere Art übergegangen, nämlich das ἀγγεῖον; so daß dieses vollkommen mit der 289 A. folgenden Aufzählung übereinstimmt. Hrn. St's. Vermuthung hingegen paßt weder zu den Worten selbst, die mit einem ἐργαλεῖον bereichert werden sollen, noch zu dem unmittelbar Vorhergehenden, noch in den ganzen Zusammenhang der Rede überhaupt.

288 E. wird man kaum umhin können σκυτοτομική mit Hr. St. für ein ungeeignetes Glossem anzusehen, da es weder in die Construction sich fügt noch in diesem Zusammenhange seinem Begriffe entspräche, dem gemäß es keineswegs zu dem σώματα παρέχον und πρωτογενὲς κτῆμα gehört, sondern wohl gemeinschaftlich mit der ὑφαντική in die vierte Classe, die es mit dem πρόβλημα zu thun hat, aufzunehmen ist. Man vergleiche nur die Stelle 280 C. Nothwendig ferner scheint die auch von Hrn. St. empfohlene Conjectur von Stephanus, οὖσαι statt εἰσί, der die Zürcher Herausgeber mit Unrecht nicht einmal einen Platz in der Note gegönnt haben. Hingegen hätte ihnen Hr. St. in der Aufnahme von βύβλων statt βίβλων nach der bessern Autorität der Handschriften folgen sollen.

289 B. ist Hr. St's. Vermuthung von großer Wahrscheinlichkeit, daß an die Stelle des zweyten von den besten Handschriften ausgelassenen μέγα — μόγις zu setzen sey, was noch besser als ein einfaches μή in den Zusammenhang paßt; so daß die Stelle folgendermassen lautet: παραλείπομεν δὲ εἴ τι μὴ μέγα λέληθεν εἴς τι τούτων μόγις δυνατὸν ἁρμόττειν e. q. s.

301 B. behält Hr. St. mit Bekker und den Zürcher Herausgbb. die Lesart der Handschriften bey: δι' ἃ δὴ τὰ πέντε ὀνόματα τῶν νῦν λεγομένων πολιτειῶν ἓν μόνον γέγονεν. Allein das dazu Bemerkte genügt keineswegs das ἓν vor μόνον zu rechtfertigen. Denn zugegeben, daß der Gedanke an sich statthaft ist: die funf Namen der gewöhnlich so genannten Staatsverfassungen gehen in der besten gleichsam in Einen auf; so wäre doch die Verbindung durch δι' ἃ an dieser Stelle nicht angemessen. Den besten Zusammenhang hingegen bekömmt alles durch Tilgung des ἓν, wenn nicht in dem ἓν μόνον überhaupt etwas anderes liegt, wie ἐμμένοντα oder irgend etwas der Art, das auf ein größeres Verderbniß schließen läßt. Der Gedanke drückt auf solche Weise eine Beziehung auf das 291 sq. Gesagte aus, und ist auch keineswegs als eine müssige Wiederholung anzusehen, da ja dort von der besten Staatsverfassung noch gar nicht die Rede war, die, als eben so eines besonderen Namens entbehrend, wie die gesetzliche und gesetzlose Democratie nicht unterschieden werden, die Zahl der gebräuchlichen Namen nicht vermehrt. Das δή bekömmt dadurch auch seine richtige Bedeutung und Beziehung.

Auch 302 D. läßt sich die Lesart der Handschriften: οὐδ' εἰ τοὔνομα ἤδη διπλοῦν ἐστι ταύτης schwerlich befriedigend erklären auf die von Hrn. St. vorgeschlagene Weise, so daß die Aenderung des ἤδη in μή wohl nicht zu umgehen ist.

Die schwierige Construction der Stelle 307 A.

Ὡς ἡσυχαὶά που φαμεν — ἐπιφέρομεν αὐτοῖς ξύμπασιν scheint uns Hr. St. nicht in allen Theilen richtig entwickelt zu haben. Die Entfernung des *ὡς*, das Hr. St. nach Ast's Vorgang als aus dem vorausgehenden *πῶς*; entstanden, getilgt wünscht, hat viel für sich. Denn wenn es auch grammatisch erklärt werden könnte, so wird doch dadurch eine hier gefoderte Gleichmäßigkeit der dem Gedanken nach entsprechenden Glieder gestört. Eben so muß das Participium *ἀγασθέντες*, welches Hr. St. in adverbialem Sinne erklärt, entsprechend dem *ὅταν ἀγασθῶμεν* in 306 E. verstanden werden. Ferner muß zwar allerdings auch zu den Worten: *καὶ ἔτι περὶ φωνὰς γιγνόμενα λεῖα καὶ βαρία* das *ἀγασθέντες* in Gedanken genommen werden, nicht aber *πραττόμενα*, an dessen Stelle vielmehr *γιγνόμενα* tritt. Endlich darf der Ausdruck: *ἐν καιρῷ βραδυτῆτι προσχρωμένην* nicht als von *φαμέν* abhängig gedacht werden, sondern ist vielmehr so zu verstehen, wie im Folgenden das Gegentheil ausgedrückt wird: *ὁπόταν αὖ γε ἀμφότερα γίγνηται ταῦτα ἡμῖν ἄκαιρα κτε.* In jenen letzten Worten liegt zugleich die Veranlassung zu der veränderten Construction in den folgenden Worten: *οὐ τὸ τῆς ἀνδρείας ἀλλὰ τὸ τῆς κοσμιότητος ὄνομα ἐπιφέρομεν αὐτοῖς ξύμπασιν*, die durch die Worte *ἐν καιρῷ προσχρωμένην* veranlaßt, statt des speciell dem letzten Glied entsprechenden Ausdrucks, diesen in einen zugleich für alle passenden Ausdruck mit allgemeinerer Fassung aufnehmen.

309 A. fordert der Sinn unabweislich das von Hrn. St. empfohlene *ἀπωθουμένους* statt *ἀπωθούμενα*, welches letztere man sich wundert so ganz unangefochten in der Zürcher Ausgabe zu lesen.

310 A. halten wir die Lesart der Handschriften: *φύσεως ἀνομοίων* für richtig, und glauben, daß der Genitiv nach seiner allgemeinen Bedeutungsverschiedenheit von dem Ablativ, freylich als seltene Verbindung erklärt werden muß, nicht als „von Natur unähnlich" sondern: „in ihrer Natur, ihrem Wesen unähnlich."

310 C. stimmen wir Hrn. St. vollkommen bey in der Foderung, an die Stelle des unpassenden *γένη — ἤθη* zu setzen. Denn das folgende zeigt deutlich, daß nicht von der Abkunft, sondern von der Sinnesart der Gatten die Rede ist.

Noch die Schlußworte des Dialoges bieten durch die sehr verwickelte Construction Schwierigkeiten dar, in deren Lösung Hr. St. von der bisherigen Weise abweicht. Dazu gehört die Bewahrung der durch die Autorität der besten Handschriften empfohlenen Lesart *ξυμπλέκειν* statt *ξυμπλακέν*, welches aus den übrigen Handschriften in alle Ausgaben, auch die Bekker'sche und Zürcher, übergegangen ist. Auch wäre die Erklärung Hrn. St's. ganz geeignet, jene in ihr verlornes Recht einzusetzen, wenn die folgenden Worte von *ὁπόταν* an nicht doch besser zu *ξυμπλακέν* stimmten als zu *ξυμπλέκειν*. Dadurch wird dann auch das sehr starke Hyperbaton wenn nicht vermieden, so doch gemildert, selbst wenn man *πολιτικῆς πράξεως* mit *ὑφάσματος* und nicht mit *εὐδυπλοκίᾳ* verbindet, was jedoch sehr wohl angeht. Im folgenden stimmen wir ganz mit Hrn. St. überein, der die Worte: *ὥστ' εἶναι κοινόν* als ein an ungehöriger Stelle in den Text gekommenes Glossem zu: *κοινὸν ξυναγαγοῦσα* verbannt wissen will.

Nicht ohne Wahrscheinlichkeit ist auch die Vermuthung Hrn. St's., daß die Worte: *Κάλλιστα αὖ τὸν βασιλικὸν ἀπετέλεσας ἄνδρα ἡμῖν, ὦ ξένε, καὶ τὸν πολιτικόν* besser dem berühmten Sokrates, als seinem Namensgenossen, dem jüngern Sokrates, der in dem Dialoge die Rolle des Mitunterredners führt, beygelegt werden. Sie entsprechen so sehr gut dem, was Sokrates am Anfange des Gespräches lobend äußert.

Mit diesen wenigen Bemerkungen begnügen wir uns, da eine vollständigere Beurtheilung des Einzelnen den Umfang dieser Anzeige zu sehr vergrößern würde, und bemerken nur noch in Bezug auf den angehängten Dialog Minos, daß auch Hr. St., sich dem Urtheile Schleiermachers und Böckhs anschließend, denselben für ausgemacht unächt hält, jedoch die Annahme Böckhs bestreitend, welcher ihn mit andern Dialogen dem Sokratiker Simon beylegt, während Hr. St. ihn in das Zeitalter der Ptolemäer verweist.

Cron.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 28.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. May.
Nro. 107. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Mathematisch-physikalische Klasse.

In der Sitzung am 11. März 1843 wurden nachstehende Vorträge gehalten:

1. Ueber die Bestimmung der Längenausdehnung fester Körper durch Abwägungen, von Herrn Conservator Dr. Steinheil.

Bekanntlich führen unsere Methoden die Längenausdehnung fester Körper zu messen auf bedeutende Schwierigkeiten. Die Wege, welche Bessel bey Feststellung der preußischen Maaßeinheit einschlug, leiten zu sicherem Ziele; aber sie setzen Meßapparate voraus, die nur Wenige sich verschaffen können und sind nur anwendbar bey einigermaßen erheblichen Dimensionen des Körpers, dessen Ausdehnung man bestimmen soll. Ganz unanwendbar sind aber diese Mittel für Körper wie die Krystalle, welche sich nach verschiedenen Axen verschieden ausdehnen, wenn man die mittlere Ausdehnung — also den Unterschied der Kubikwurzeln der Raumerfüllung bey den Temperaturen t und t′ zu wissen verlangt. Dieß ist aber streng genommen der Fall bey allen genauen Auswägungen, ja sogar unerläßlich um das specifische Gewicht anzugeben. Denn man nennt specifisches Gewicht die Masse eines Körpers, dividirt durch die Masse destillirten Wassers, welches er verdrängt. Dabey wird das Wasser im Zustande seiner größten Dichtigkeit und die Ausdehnung des Körpers der Temperatur des schmelzenden Eises entsprechend angenommen. Aber diese beyden Temperaturen können nicht bey derselben Wagung zugleich statt finden. Man erhält daher immer die Bestimmung der Dichte eines Körpers also, mit Wasser verglichen, sein specifisches Gewicht, abhängig von seiner Längenausdehnung. Aber gerade dadurch ist auch die Möglichkeit gegeben die Längenausdehnung selbst zu bestimmen, wenn man mit der Abwägung in Luft zwey Abwägungen in Wasser bey verschiedenen Temperaturen verbindet.

Sey M die Masse des Körpers, dessen Längenausdehnung wir durch Wägungen bestimmen wollen, ⌟ sein specifisches Gewicht in obiger Bedeutung des Wortes, q die specifische Schwere der Flüssigkeit, welche er verdrängt, und R seine Längendimension bey der Temperatur der Abwägung.

Seyen dieselben Eigenschaften des Gewichtes, mittels welchem dieser Körper gewogen werden soll, analog mit kleinen Buchstaben bezeichnet, so giebt eine Abwägung in der Luft durch die Bedingung des Gleichgewichtes die Gleichung

$$M\left(1-\frac{R^3q}{\lrcorner}\right)=m\left(1-\frac{r^3q}{\delta}\right)\ldots\Big\}\ (I)$$

Wird nun etwa der Körper in Wasser in's Gleichgewicht gebracht mit einem gewissen Theil dieses Gewichtes in der Luft, und es bedeutet Q das specifische Gewicht des Wassers, so erhält man da die Temperaturen sowohl von der des ersten Versuches als unter sich verschieden seyn können.

$$M\left(1-\frac{R'^3Q}{\lrcorner}\right)=m'\left(1-\frac{r'^3q'}{\delta}\right).\Big\}\ (II)$$

Eine dritte Abwägung in Wasser bey höherer Temparatur giebt ähnlich die Gleichung.

$$M\left(1-\frac{R''^3Q'}{\Delta}\right) = m''\left(1-\frac{r''^3q''}{\delta}\right) \Big\} \text{(III)}$$

Wir wollen nun, nach Bessels Tafel zur Reduction der Abwägungen in Nr. 163 der astronomischen Nachrichten, das Gewicht von Messing, wodurch $\delta = 8.4$ wird, annehmen und die specifischen Gewichte von Luft und Wasser abhängig machen von den Besselschen Constanten, und vom Stande des Barometer b und den Temperaturen der drey Beobachtungen, so gehen obige Gleichungen über in folgende:

$$M\left(1-\frac{b\beta(1+tx)^5}{\Delta}\right) = m\,(1-ab) = p$$

$$M\left(1-\frac{Q(1+t'x)^5}{\Delta}\right) = m'(1-a'b') = p'$$

$$M\left(1-\frac{Q'(1+t''x)^5}{\Delta}\right) = m''(1-a''b'') = p''$$

wo x die Längenausdehnung des Körpers für 1° C. bezeichnet und die Größen β Q Q', α α' α'' den Temperaturen t t' t'' gemäß, aus der Bessel'schen Tafel entnommen werden können, b b' b'' endlich die verschieden angenommenen Barometerstände auf 0 reducirt bedeuten.

Aber in diesen Ausdrücken ist x eine sehr kleine Größe, daher kann man statt $(1+tx)^5$ setzen

$$1+3tx$$

wo das vom Quadrat und Kubus von x abhängige Glied vernachläßiget wird, weil es keinen Einfluß auf die 5te Zifferstelle des Werthes von x mehr hat. Unsere Gleichungen sind daher

$$\left.\begin{aligned} M\left(1-\frac{b\beta(1+3tx)}{\Delta}\right) &= p \\ M\left(1-\frac{Q(1+3t'x)}{\Delta}\right) &= p' \\ M\left(1-\frac{Q'(1+3t''x)}{\Delta}\right) &= p'' \end{aligned}\right\} \text{(IV)}$$

wo p p' p'' statt der Ausdrücke für die Gewichte gesetzt sind. In diesen Gleichungen sind die Masse M des Körpers und sein specifisches Gewicht Δ nach der oben gegebenen Definition bey allen Temperaturen constante Größen, so wie x, was wir der Temparatur proportional annehmen dürfen. Eliminirt man nun aus diesen Gleichungen M und Δ, so erhält man x durch den Ausdruck:

$$x = \frac{1}{5}\,\frac{Q'(p-p')-Q(p-p'')+b\beta(p'-p'')}{Q'(p-p')t'-Q(p-p'')t'+b\beta(p'-p'')t} \quad \text{(V)}$$

oder die Längenausdehnung x für 1° C. unmittelbar aus den drey Abwägungen und zwar unabhängig von der Kenntniß der Dichte Δ des Körpers.

In dem Bessel'schen Aufsatze, auf welchen wir diese Rechnung gründen, ist auch die Bestimmung des specifischen Gewichtes aus zwey Abwägungen gegeben. Sie setzt jedoch die Kenntniß der Längenausdehnung des Körpers voraus. Da diese aber bey den meisten Körpern unbekannt ist, so mag die Vorschrift (V) dienen um sie zu bestimmen. Aus denselben drey Wägungen, welche x geben, wird man dann auch das specifische Gewicht Δ ableiten können. Aus der ersten und zweyten Wägung folgt

$$\Delta = \frac{p'b\beta(1+3tx) - p.Q.1+3t'x)}{p'-p}$$

Wenn man beachtet, daß hier die Längenausdehnung cet. par. dreymal genauer als durch das Messen Einer Dimension bestimmt wird, und daß eine sorgfältige Wägung kaum etliche Einheiten der achten Zifferstelle unsicher läßt, so scheint es erlaubt, die Physiker auf diese Methode aufmerksam zu machen. Wir werden dann in Kurzem außer den richtigen specifischen Gewichten vieler Stoffe auch zugleich ihre Längenänderungen durch die Temperatur kennen lernen.

Die Mittheilung meiner Beobachtungen wird in einer demnächst vorzulegenden Arbeit über Feststellung unserer Gewichtseinheit erfolgen.

2. Chemische Beobachtungen über die grüne Wallnußschale von Herrn Prof. Dr. A. Buchner.

Braconnot und Wackenroder haben in der grünen Wallnußschale Gerbestoff gefunden, und so ist unter den Chemikern und Aerzten die Meynung herrschend geworden, dieß sey ein Hauptbestandtheil des Pericarpiums von Juglans regia. Ich habe mich aber durch Versuche überzeugt, daß dieß eben so sehr ein Irrthum ist, wie die von Wackenroder veranlaßte Meynung, daß der scharfe Stoff der Wallnußschale fetteliger Natur sey. Ich fand nämlich Folgendes:

Wenn man die grünen Fruchtschalen der reifen Wallnüsse auspreßt, so erhält man einen grünlichgelben Saft, welcher stechend sauer schmeckt und das Lackmus stark röthet. Wird dieser Saft bey abgehaltener Luft mit seinem doppelten Volumen Alkohol gemischt, so erhält man einen reichlichen schleimigen Absatz, und eine klare grünlichgelbe Tinctur, die durch Luft-Einfluß bald braun wird ohne sich zu trüben, übrigens aber die saure Reaction beybehält. Wäre nun, der herrschenden Meynung gemäß, viele Gerbesäure in den grünen Wallnußschalen, so müßte sie sich in dieser Tinctur finden, und nach Entfernung des Alkohols aus dem Extracte mit gewöhnlichem Aether ausziehen lassen. Um dieses zu finden, habe ich die klare Tinctur der Destillation unterworfen, um den Alkohol wieder zu gewinnen, und den Rückstand im Wasserbade abgedampft, wobey sich eine schwarzbraune schuppige Substanz unauflöslich ausschied; übrigens besaß das Extract eine bröckliche Consistenz und einen säuerlich süßlichen, keineswegs stark adstringirenden Geschmack. Aether löste davon nur wenig auf und bildete eine goldgelbe Tinctur, welche an der Luft verdunstet, eine gelbe schmierige, ölig harzige Masse von saurer Reaction hinterließ. Dieses Aether-Extract mit Wasser behandelt gab wieder eine goldgelbe Auflösung, die bitter und kaum merklich adstringirend schmeckte, das Lakmus röthete und mit Eisenoxydsalzen allerdings einen grünen flockigen Niederschlag, aber mit Hausenblasen-Decoct eine kaum merkliche Trübung gab, ich mochte das Reagens in geringerm oder größerm Verhältnisse beymischen. Diesen Erscheinungen zu Folge ist also in den grünen Wallnußschalen keine Eichengerbesäure vorhanden, daher kann man dieselben auch nicht wohl als Gerbemittel gebrauchen.

Aber eine andere der Gerbe- und Gallussäure analoge Säure, die man Juglanssäure nennen könnte, verdient alle Aufmerksamkeit, denn diese ist es, welche den sauren Geschmack der grünen Wallnußschalen und ihre Eigenschaft, an der Luft braun zu werden, verursacht. Dieses Braunwerden des Saftes und die Entstehung einer dunkelbraunen unauflöslichen und geschmacklosen Substanz aus demselben beruht unstreitig auf demselben Grunde, wie das Grün- und endlich Blauwerden des Saftes von Indigofera tinctoria u. a., d. h. die Entstehung des Indigos durch Anziehung des Sauerstoffs aus der Luft und durch Verminderung des Wasserstoff Gehaltes der Isatinsäure. In der That habe ich mich überzeugt, daß das aus der Juglanssäure entstandene Juglansbraun in so ferne als ein Analogon des Indigo angesehen werden kann, als es ebenfalls durch desoxydirende Mittel wieder entfärbt und aufgelöst werden kann.

Dieser Gegenstand hat ein mehrfaches praktisches Interesse, denn es ist fürs Erste bekannt, daß die grünen Wallnußschalen zum Braunfärben der Wolle und Seide gebraucht werden, und daß man die weingeistige Tinctur derselben auch zum Braunfärben der Kopfhaare empfohlen hat. Das Juglansbraun läßt sich sehr leicht und in großer Menge für sich darstellen, wenn man den Saft der grünen Wallnußschalen mit Kalkwasser mischt und mit Luft schüttelt, wobey ein reichlicher brauner Niederschlag entsteht, welcher eben so getrocknet, aufbewahrt und durch das Oxydationsmittel wieder aufgelöst werden kann wie der Indigo.

Dann ist es zweytens bekannt, daß die grünen Wallnußschalen als Arzneymittel gegen Eingeweidewürmer, chronische Hautkrankheiten und Syphilis gebraucht werden; in zu großer Gabe genommen erregen sie leicht Leibschmerzen, Uebelkeit, Erbrechen und Durchfall. Wahrscheinlich ist hierbey die Juglanssäure ein Hauptagens; denn man weiß, daß die getrockneten Fruchtschalen von Juglans regia, welche durch Lufteinfluß schwarzbraun und fast ge-

schmacklos geworden sind, und das daraus bereitete Extract nur geringe Wirksamkeit mehr besitzen, weil die Säure bereits in den braunen Färbestoff umgewandelt ist. Aber das einzige arzneyliche Agens ist die Säure gewiß nicht, denn ich habe gefunden, daß außerdem noch zwey harzartige in Alkohol und Aether lösliche Bestandtheile vorhanden sind, wovon der eine sich durch bittern und der andere durch stechendscharfen Geschmack auszeichnet.

Wenn man den aus den grünen Wallnußschalen gepreßten Saft dem Einfluß der Luft einige Zeit aussetzt, so wird er bald braun und es bildet sich ein reichlicher Absatz von Juglansbraun; der stechend saure Geschmack und die Fähigkeit den Speichel zu ziehen geht dabey allmählig verloren, so daß der nun sehr dunkelbraune Saft nach einiger Zeit nur noch einen süßlich säuerlichen Geschmack besitzt; ich habe mich überzeugt, daß Zucker darin vorhanden ist. Das Juglansbraun, welches nach dem Trocknen stellenweise fast metallisch glänzend ist, dürfte wohl wenig Arzneykraft mehr besitzen.

Endlich darf ich drittens nicht mit Stillschweigen übergehen, daß die frischen Wallnußblätter seit einiger Zeit als Arzneymittel gegen Skrofelkrankheit einigen Ruf erlangt haben. Dr. Negrier, Professor der Medicin in Angers hat darüber eine besondere Abhandlung geschrieben, welche vor Kurzem von Dr. Kreutzwald ins Deutsche übersetzt und von Prof. Dr. Nuße in Bonn herausgegeben wurde unter dem Titel: „Die Behandlung der Skrofeln mit Wallnußblättern“ (Bonn 1843). Nach den in dieser Broschüre mitgetheilten Erfahrungen verdienen die Wallnußblätter den Vorzug vor allen übrigen vegetabilischen Arzneymitteln, die gegen Skrofeln gebraucht werden. Eine chemische Vergleichung dieser Blätter mit den grünen Fruchtschalen gedenke ich bey günstiger Jahreszeit anzustellen. Meine übrigen über dieses Thema bereits angestellten chemischen Versuche gedenke ich bey einer anderen Gelegenheit zu veröffentlichen.

Verzeichniß

der seit dem November 1842 bis Ende Februar 1843 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Fortsetzung.)

Von der Società Italiana in Modena:

Memorie di Matematica et fisica. Tom. I — XVI. Verona 1782 — 1813. 4.

Parte contenente le memorie di matematica. Tom. XVII. Verona 1816. Tom. XVIII — XXII. Modena 1820 — 39. 4.

Parte contenente le memorie di Fisica. Tom. XVII. Verona 1815. Tom. XVIII — XXII. Modena 1820 — 42. 4.

Von der Société impériale des naturalistes de Moscou:

a) Bulletin, année 1842. Nro. II. III. Moscou 1842. 8.

b) Enumeratio plantarum in desertis Songoriae orientalis et jugo summarum alpium Alatau anno 1841 collectarum auctoribus Gr. Karelin et Joh. Kirilow, Moscou 1841. gr. 8.

c) Catalogus Coleopterorum in Sibiria orientali a Cel. Gregorio Sil. de Karelin collectorum auctore G. Fischer de Waldheim. Moscau 1842. 4.

Von der Académie des sciences à Paris:

a) Tables des comptes rendus des Séances. Premier semestre 1842. Tom. XIV. Paris 1842. 4.

b) Comptes rendus hebdomadaires des séances (deuxième semestre). Tom XV. No. 11 — 26. 1842. Tom. XVI. (premier semestre) No. 1. 2. 1843. gr. 4.

Von der Bibliothèque de l'institut de France à Paris:

Flora Fluminiensis. I — XI incl. mit Index. Paris 1827. gr. fol.

Von der Société royale des antiquaires de France à Paris:

Mémoires. Tom. I — VI. Paris 1835 — 42. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 29.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Juny.

Nro. 108. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Mathematisch-physikalische Classe.

An auswärtigen Arbeiten wurden mitgetheilt:

3. durch den Hrn. Classensecretär die eingesendete Abhandlung des Hrn. v. Mirbel in Paris, auswärtigen Mitgliedes der k. Akademie der Wissenschaften: Anatomische und physiologische Untersuchungen über einige monokotyledonische Gewächse.

Die Dattelpalme (Phoenix dactylifera).

Im September 1839 schickte mich die Akademie nach Afrika, um dort die Structur und die Entwicklungsgeschichte der Dattelpalme gründlich zu studiren. Sie war mit Recht der Meynung, daß neue anatomische und physiologische Untersuchungen zur genaueren Kenntniß der Charaktere, welche die Monokotyledonen von den Dikotyledonen trennen, führen könnten. Jeder Botaniker weiß, daß es sich hier um eine der Grundfragen handelt, welche die Philosophie der Wissenschaft im höchsten Grade interessiren, und ich muß die Aufgabe, womit mich das Vertrauen meiner Collegen beehrte, als eines der glücklichsten Ereignisse auf meiner wissenschaftlichen Laufbahn betrachten. Mehr als drey Jahre sind seit meiner Rückkehr nach Paris verflossen, und noch habe ich nichts über die Resultate meiner Reise laut werden lassen. Ich wage indeß zu hoffen, daß die Akademie die Ursache eines so langen Schweigens nicht verkennt. In der Naturgeschichte der organischen Wesen ist es nicht hinreichend, einen oder zwey Typen einer jeden großen Classe mit der scrupulösesten Aufmerksamkeit untersucht zu haben, um sich sofort für berechtigt zu halten, einer jeden alle die Charaktere zuzuschreiben, welche sie von den andern unterscheiden.

Die Nordküste von Afrika besitzt bloß drey Arten von baumartigen Monokotyledonen: die Dattelpalme (Phoenix dactylifera), die Zwergpalme (Chamaerops humilis) und die Aloe (Agave americana).

Ende September in Algier angekommen, war meine erste Sorge eine vollkommen entwickelte und folglich hochgewachsene Dattelpalme auszusuchen. Kleine giebt es da in Menge, ich hatte ihrer aber nicht nöthig; die großen dagegen sind dort selten. Ueberall erfuhr ich Abweisung, welche selbst sehr hohe Anerbietungen von meiner Seite nicht überwinden konnten.

Um nicht müssig zu bleiben, verschaffte ich mir einen Stock von der Agave americana. Die ersten vierzehn Tage im October wurden auf die Anatomie des kurzen Stammes dieser Monokotyledone verwandt und es lag mir hauptsächlich daran, über das Herablaufen der Fasern zur Gewißheit zu kommen. Ich merke damit den Weg, welchen sie im Innern des Stammes durchlaufen. Mit Hülfe eines jungen Pharmazeuten der Armee, Hrn. Goldscheider, nahm ich einen Faserbündel um den andern vor, von der Basis der mir zur Rechten liegenden Blätter ausgehend, und gelangte, nach vielen fruchtlosen Versuchen, sie ungeachtet ihres krummen Verlaufes zu verfolgen, zu ihren Anheftungspunkten zu meiner Linken, in der Nähe der

Peripherie, ein wenig oberhalb der Basis des Stammes. Ich erkannte, daß sie mit den Wurzeln in gar keiner Verbindung stehen. Sicherlich sind diese Thatsachen der Aufmerksamkeit sehr würdig, wie man in der Folge sehen wird; aber ich war nicht nach Afrika gegangen, um da ein Gewächs gründlich zu studiren, welches man stets sicher seyn kann in unsern Gewächshäusern zu finden und ich fieng an, am Erfolg meiner Reise zu verzweifeln, als der Baron von Bialard, Enkel unsres alten Collegen, des Doctor Portal, und einer der ausgezeichnetsten Colonisten, von meiner Ankunft, dem Gegenstand meiner Sendung und der Erfolglosigkeit meiner bisherigen Schritte unterrichtet, mir großmüthig eine herrliche Dattelpalme, die einzige, welche er besaß, anzubieten kam. Sein Wohlwollen blieb hierbey nicht stehen. Er stellte in geringer Entfernung von Algier ein Haus zu meiner Verfügung, in dem ich mich ohne Zerstreuung meinen Untersuchungen widmen konnte. Ich schätze mich glücklich, hier Gelegenheit zu finden, ihm meine lebhafte Dankbarkeit zu bezeugen.

Es wurde mir also doch möglich, eine Dattelpalme so, wie ich sie wünschte, lebendig zu studiren. Dieser Baum hat mir in der Structur seiner starken Knospe einen reichhaltigen Gegenstand zur Beobachtung geliefert. Ohne Zweifel war ein dreymonatlicher Aufenthalt auf der afrikanischen Küste nicht hinreichend, um alles das, was die Maceration, das Messer und das Mikroskop meinen Untersuchungen darbot, zu entdecken, zu beobachten, zu beschreiben und zu zeichnen. Diese Betrachtung bestimmte mich, die erste günstige Gelegenheit zu ergreifen, um die ältesten und folglich am meisten Widerstand leistenden Theile meiner großen Dattelpalme nach Frankreich zu schicken, da ich fest entschlossen war, sie erst nach meiner Rückkehr zu untersuchen. Nachdem ich meine Einrichtung auf diese Weise gemacht, concentrirte ich meine Aufmerksamkeit auf die jungen Theile und besonders auf die Knospe, welche in ihrem Inneren eine sehr beträchtliche Masse von jungem, sich eben erst ausbildendem Zellgewebe enthaltend, wenn einmal vom Stamme getrennt nur eine ephemere Dauer haben konnte. Meine erste Sorge war, diese Knospe der Länge nach zu zerschneiden und alle dem unbewaffneten Auge auf der Schnittfläche sichtbaren organischen Einzelheiten abzuzeichnen. Diese Arbeit ergänzte ich durch mikroskopische Studien, die ich ohne Unterlaß bis zum Tage vor meiner Abreise verfolgte. Nach meiner Rückkehr widmete ich mich mit nicht geringerer Ausdauer der gründlichen Untersuchung der Theile, welche ich hierher geschickt hatte, und als ich meine Hülfsmittel von dieser Seite erschöpft zu haben schien, suchte und fand ich neue in meiner Nähe. So konnte ich den Bau von Caryota urens, von Pandanus odoratisssimus und utilis, von Astrocaryum Murumuru, von Chamaedorea Schiedeana, von Tillandsia zebrina, von Xanthorrhoea hastilis u. s. w. studiren. Der Besitz dieser letzteren, so seltenen und so merkwürdigen Pflanze war der Gegenstand meiner lebhaftesten Wünsche. Ich verdanke ihn der aufrichtigen und fortdauernden Freundschaft eines meiner Collegen, des Hrn. Gaudichaud. Seit langer Zeit sind er und ich über einen Hauptpunkt verschiedener Meynung; dennoch zögerte er nicht, mir Waffen in die Hand zugeben, auf die Gefahr hin, sie gegen die Lehre, welche er vertheidigt, gewendet zu sehen.

Bey meinen mühsamen Nachforschungen erhielt ich die Gewißheit von dem, was ich schon vermuthete: daß man sich von dem Baue und den Entwickelungen des Stammes der Dattelpalme nur erst nach einem ernstlichen Studium der organischen Zusammensetzung ihrer Knospe eine richtige Vorstellung machen könne. Diese Knospe ist, abgesehen von ihren Blättern und streng genommen, nichts als die auf seine ursprüngliche Einfachheit zurückgeführte Fortsetzung des Stammes. Das Ganze der wesentlichen Charattere zeigt sich hier so aufgedeckt, daß ein Irrthum unmöglich ist, es sey denn, daß man mit jenen mächtigen Vorurtheilen hinzuträte, welche dem Urtheil keine Freyheit mehr lassen.

Unterhalb der Knospe, im Innern des Stammes, wird alles Gegenstand des Zweifels, des Irrthums, des Streites. Im Stamm zeigt nichts deutlich an, wo die Fasern ihren Ursprung haben und ob sie nach oben oder nach unten gehen, oft selbst nicht, ob sie jung oder alt sind. Demnach muß man die Untersuchung mit der Knospe beginnen und ihre Organisation mit Beharrlichkeit in

allen ihren Entwicklungsphasen verfolgen. Hat man diese Arbeit beendigt, so wird der Bau des Stammes eben so klar, als er anfangs dunkel erschien. Der Grund davon liegt darin: die Knospe kann sich nur um so viel entwickeln, als neue Fasern in das Phyllophor (oder das zellige Gebilde, woraus die Blätter hervorgehen) dringen und sich gegen die jungen Blätter hin richten. Nun aber entstehen diese Fasern größtentheils im Stamm, in merklicher Entfernung von der Basis der Knospe, sie mischen sich während ihres aufsteigenden Verlaufs unter die Fasern, welche in die Bildung des Stammes eingehen, und verstecken mehr oder weniger seine ursprünglichen Charaktere, welche nicht wesentlich von denen des Phyllophors verschieden sind. Dieser eben angegebene Gang der Untersuchung scheint mir so nothwendig, daß nach meiner Meynung Männer vom hervorragendsten Verdienste in schwere Irrthümer nur darum verfallen sind, weil sie ihn nicht in gleicher Weise oder unter dem Einflusse vorgefaßter Meynungen verfolgt haben.

Rumphius, Consul zu Amboina, war der erste, welcher in der neueren Zeit die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf die faserige Zusammensetzung des Palmstammes gelenkt hat. Seine Beobachtungen gehen in das 16. Jahrhundert hinauf. Sie wurden im folgenden Jahrhundert durch den Pater Labat auf den Antillen und durch Desfontaines in Afrika bestätigt. Dieser letztere, dessen Andenken ohne Zweifel bey keinem von uns erloschen ist, glaubte bey einem Blick auf den verticalen Durchschnitt des Stammes von einer Dattelpalme zu bemerken, daß die Fasern, welche die holzige Parthie dieses monokotyledonischen Baumes zusammensetzen, sich unablässig enger an einander schließend vom Centrum gegen die Peripherie laufen. Die Folgerung aus dieser Thatsache, wenn man sie als richtig annähme, wäre, daß in der Region des Centrums der Dattelpalme lauter junges Holz, und in der Region der Peripherie lauter altes Holz vorhanden seyn müßte, was mit den Beobachtungen an den holzartigen Gewächsen mit zwey oder mehreren Samenlappen im Widerspruch stehen würde. Daubenton bemächtigte sich dieser Idee: er bot Alles auf, um ihr Geltung zu verschaffen, während Desfontaines in seinen Vorträgen mit der Bescheidenheit und dem weisen Rückhalte davon sprach, die ihn charakterisirten. Seine zahlreichen Schüler waren weniger umsichtig und, wie es immer in solchen Fällen geht, die geschicktesten zeigten sich als die heftigsten. Sie machten eine einzelne, und, wenn man es gestehen soll, ungenaue Beobachtung zur Grundlage einer Theorie, welche sie auf sämmtliche phanerogamische Gewächse anwendeten. Diese Theorie verbreitete sich schnell durch alle Schulen von Europa. Dreyßig Jahre hindurch herrschte sie unangefochten. Eine einzige Stimme widersprach; es war die Stimme Moldenhawer's. Er behauptete, daß die holzigen Fasern der Achse des Stammes um so näher liegen, je älter die Blätter sind, von denen sie herrühren. Das hieße mit andern Worten, daß bey den Monokotyledonen eben so wie bey den Dikotyledonen die Verholzung im Centrum beginnt und allmählig nach dem Umfang fortschreitet. Dieses mußte natürlicher Weise den Urheber dieser Hypothese zu dem Schluß führen, daß die Eintheilung der phanerogamischen Gewächse in Endogenen und Exogenen (zwey symbolische Worte, welche die ganze französische Lehre in sich begreifen) mit der Wirklichkeit im Widerspruch stände *). Ohne Zweifel hatte Moldenhawer Recht, die, dem gelehrten Verfasser der atlantischen Flora mit Unrecht beygemessene physiologische Theorie zu bekämpfen; aber dieses war nicht genug: er mußte den Irrthum durch die Wahrheit ersetzen. Die Anstrengungen Moldenhawer's giengen nur darauf hinaus, einen Irrthum an die Stelle eines andern zu setzen. Dieses beweist die Reihe meiner Beobachtungen.

*) Die Worte Endogenen und Exogenen sind durch Hrn. A. P. de Candolle in die Pflanzenphysiologie eingeführt worden. Er bezeichnet als Hauptcharakter der Endogenen oder Monokotyledonen, daß sie die ältesten Fasern oder Lagen an der Peripherie haben, und die jüngsten im Centrum. So ist, wie man sieht, die Meynung des berühmten Genfer Professors die umgekehrte von der Moldenhawer's. S. Organographie végétale, Bd. 1, S. 215.

(Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß

der seit dem November 1842 bis Ende Februar 1843 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Fortsetzung.)

Von der Société pour la conservation et la description des Monuments historiques de France:

Bulletin monumental ou collection de mémoires sur les monuments historiques de France. 8. Volume. No. 1 — 8. — 9. Vol. No. 1. Caen, Paris etc. 1842. 8.

Von der Academy of natural sciences of Philadelphia:

a) Act of incorporation and By-Laws. Philadelphia 1836. 8.

b) A biographical sketch of the late Thomas Say, Esq. Philad. 1835. 8.

c) A memoir of the late Lewis David von Schweinitz with a sketch of his scientific labours. Philad. 1835. 8.

d) Notice of the Academy of natural sciences of Philadelphia with an appendix. Philadelphia 1836. 8.

e) Address delivered on Laying the Corner Stone. Philad. 1839. 8.

f) List of Membres et Correspondents. Philadelphia 1841. 8.

g) Proceedings. No. 2 — 16. Mai — Decbr. 1841, Januar — July 1842. 8.

h) From the American Journal of Science and Arts No. 2. Vol. 38. 8.

i) A memoir on William Maclure, Esq. by Samuel George Morton one of the vice-presidents of the institution. Philadelphia 1841. 8.

Von dem Verein für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde in Schwerin:

a) Jahrbücher und Jahresbericht. Erster bis siebenter Jahrgang. Schwerin 1837 — 42.

b) Mecklenburgische Urkunden, gesammelt und bearbeitet und mit Unterstützung des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde herausgegeben von Dr. Lisch, Archivar und Regierungsbibliothekar in Schwerin.

I. Bd. Urkunden des Klosters Dargun. Schwerin 1837. 8.

II. Bd. Urkunden des Klosters Neukloster. Schwerin 1841. 8.

III. Bd, Urkunden des Bisthums Schwerin. Schwerin 1841. 8.

c) Andeutungen über die altgermanischen und slavischen Grabalterthümer Mecklenburgs von Dr. Lisch. Schwerin 1838. 8.

d) Instruktion für Aufgrabungen vorchristlicher Denkmale in Mecklenburg. Von demselben. Schwerin 1837. 8.

Von der Sinsheimer Gesellschaft zur Erforschung der vaterländischen Denkmale der Vorzeit in Sinsheim:

a) Erster bis achter Jahresbericht vom Stadtpfarrer Wilhelmi in Sinsheim 1831 — 1842. 8.

b) Beschreibung der alten deutschen Todtenhügel bey Wiesenthal in dem großherzoglich badischen Mittelrheinkreise. Von demselben. Sinsheim 1838. 8.

Von der Gesellschaft für Pommerische Geschichte und Alterthumskunde in Stettin:

a) Jahresberichte: 4 — 7. Stettin 1830 — 36. 8.

b) Baltische Studien. Dritten bis neunten Jahrgangs erstes Heft. Stettin 1835 — 42. 8.

Von der Kongl. Vetenskaps-Academie in Stockholm:

a) Handlingar för år 1840. Stokholm 1842.

b) Tal om sordbrukets närvavande tillstånd imm fäderneslandet, hindren för dess förkofvan och utsigterna för dess framtid. van August Ankarswärd. Stockholm 1842. 8.

c) Arsberättelse om Technologiens framsteg van G. E. Pasch. Stockholm 1841. 8.

d) Arsberättelse om Framstegen. I. Fysik och Kemi I. und II. Thl. van Jac. Berzelius. Stokholm 1840. 1841. 8.

e) Arsberättelser om nyare Zoologiska Arbeten och Upptäckter van C. J. Sundewall. Stokholm 1841. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 50.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Juny.

Nro. 109. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Mathematisch-physikalische Klasse.

3. Durch den Classensekretär wurde die eingesendete Abhandlung des Hrn. v. Mirbel in Paris, auswärtigen Mitgliedes der k. Akademie der Wissenschaften mitgetheilt: anatomische und physiologische Untersuchungen über einige monokotyledonische Gewächse.

(Fortsetzung.)

Es würde indeß weit gefehlt seyn, wollte man aus dem Obigen schließen, daß die Untersuchungen von Desfontaines für das Fortschreiten der Wissenschaft unnütz waren. Schüler von Bernhard de Jussieu, eifriger Verbreiter der Grundsätze dieses berühmten Meisters, konnte er sich nicht überreden, daß die einzige Familie der Palmen eine von der der übrigen Familien der großen Classe, zu welcher sie gehört, gänzlich abweichende innere Organisation haben sollte. Von dieser Idee ausgehend, nahm er eine Untersuchung von einer Menge Arten in den verschiedenen Familien der Monokotyledonen vor, und erhielt bald den Beweis, daß bey allen, wie bey den Palmen, holzige Fasern die holzigen Lagen der Dikotyledonen vertreten. Diese Aehnlichkeit im Bau, von Desfontaines vorausgesehen, ertheilte der bewunderungswürdigen Theorie der natürlichen Verwandtschaften, einer Frucht so vieler mühsamen Untersuchungen und so tiefen Nachdenkens, eine neue und letzte Sanction.

Die Lehre von Desfontaines in Bezug auf den Lauf der Fasern vom Centrum nach dem Umfang herrschte bis zu dem Augenblick in den Schulen, wo Hr. Mohl seine Beobachtungen über die Structur der Palmen *) bekannt machte. Diese herrliche Arbeit erschütterte die Ueberzeugungen, regte den Zweifel auf, und führte die Botaniker mit einem Male zum unmittelbaren Studium der Natur zurück. Ihr Auftreten war also eine Wohlthat für die Wissenschaft. Und in der That, es handelte sich hier um nichts Geringeres, als eine der schwersten und zugleich wichtigsten Fragen der Pflanzenphysiologie und der Botanik zu lösen. Hat Hr. Mohl diesen Zweck erreicht? Ich will offen gestehen, daß ich es nicht glaube: aber ich erkenne an, daß er durch seine zahlreichen Untersuchungen den Weg gebahnt hat, und daß seine Irrthumer, wenn er deren begangen hat, wenigstens das Verdienst haben, daß sie mit einer Klarheit und einer Bestimmtheit aus einander gesetzt worden sind, welche der Erörterung einen helleren und freyeren Gang verleihen.

Nach Hrn. Mohl gehen die Fasern, welche ich Vorläufer (précurseurs) (später wird man erfahren warum) nennen will, von den Blättern aus. Sie beschreiben sogleich eine herabgehende krumme Linie, die gegen das Centrum läuft. Wenn sie dieses erreicht haben, nehmen sie eine andere Richtung und nähern sich unmerklich dem innern Umkreise des Stammes. Ganz nahe an der Oberfläche angekommen,

*) De structura Palmarum in Martius Genera et Species Palmarum Brasiliensium. Introductio p. I — LII. t. A — Q.

setzen sie ihren Lauf gegen die Basis in perpendiculärer Richtung fort. Daher kommt es, daß die untere Partie jedes Jahres nothwendig die obere Partie aller derjenigen Jahre kreuzen muß, welche von weiter unten stehenden Blättern ausgehen. Hr. Mohl fügt hinzu, daß die Structur dieser Fasern nicht ihrer ganzen Länge nach dieselbe ist; daß sie im Centrum des Stammes und von da bis zu den Blättern reich an Gefäßen, weich und mit Saft angefüllt sind, während sie weiter unten und näher am Umfange dicker und härter werden und in den holzigen Zustand übergehen. Hierin läge also, so scheint mir, nach ihm die Ursache von der Verhärtung des Stammes an seiner Oberfläche, aber nicht, wie man behauptet, das größere Alter der Fasern, welche vom Centrum nach der Peripherie streichen. Wenn man sich hieran hält, so würde das untere Ende dieser Fasern bey den Palmen, an die Oberfläche gelangt, beträchtlich dünner werden und eine dem Baste der Dikotyledonen analoge Lage bilden. Aber, fügt er hinzu, bey Dracaena, Aloë etc. sieht man das Gegentheil; denn diese Fasern werden unten, anstatt dünner, dicker, woher es kommt, daß die Basis des Stammes eine beträchtlichere Stärke erlangt.

Bey dieser kurz gefaßten Angabe der Ansichten des Hrn. Mohl habe ich mich bemüht, seine Meynung getreu wieder zu geben und ich glaube, daß es mir gelungen seyn wird. Es fehlt viel, daß wir beyde, Er und ich, über alle Thatsachen einverstanden seyen; nur eine kleine Anzahl seiner Behauptungen kann ich ohne Rückhalt annehmen.

Fünf Jahre nach der Herausgabe von Hrn. Mohl's Arbeit ließ Hr. Meneghini in Padua seine Untersuchungen über den Bau der Monokotyledonen drucken. Diese Arbeit ist der Aufmerksamkeit nicht weniger würdig, als die des gelehrten Professors in Tübingen. Man findet darin ausgezeichnete Beobachtungen über die Entwicklung und Organisation des Phyllophors, so wie über das Herablaufen der Fasern.

Ich kann das Zusammentreffen des Hrn. Mohl mit Hrn. Meneghini nicht mit Stillschweigen übergehen: der eine und der andre sagt, daß die Fasern von den Blättern ausgehen und gegen die Basis herabsteigen; aber keiner von beyden lehrt uns, was er unter diesen Worten verstehe, die man in zwey sehr verschiedenen Beziehungen auffassen kann. Meynen sie mit de la Hire und seiner Schule, daß die Blätter die Fasern erzeugen, die sich zufolge der Ernährung bis zur Basis des Stammes verlängern, oder wollten sie vielmehr sagen, daß sich die Fasern von der Basis der Blätter bis zu der des Stammes erstrecken, was die Frage über den Ursprung unberührt lassen würde? Ich habe in den Schriften der Herren Mohl und Meneghini nichts gefunden, was meine Zweifel ganz zerstreuen könnte. Aber ich bin geneigt zu glauben, daß sie in der That nur auf das Herablaufen der Fasern Rücksicht genommen haben und daß sie es nicht für angemessen hielten, ihren Ursprung in Frage zu stellen. Indeß wäre es im Interesse der Wissenschaft sehr wünschenswerth gewesen, daß die beyden gründlichen Beobachter uns ihre Meynung über eine Frage entdeckten, die die Botaniker seit beynahe einem halben Jahrhundert beschäftigt, und die aus dem Gesichtspunkte der Physiologie betrachtet, von solcher Wichtigkeit ist, daß man sich nie bald genug an ihre Lösung wenden würde.

Ich komme zu meinen Beobachtungen über die Dattelpalme. Die Erklärungen, welche ich geben werde, sollen, denke ich, die kritischen Bemerkungen, die ich mir bey Gelegenheit einiger durch meine Vorgänger vorgebrachten Meynungen erlaubt habe, rechtfertigen. 1838 und 1839 habe ich in einer besonderen Abhandlung den Bau der Wurzel gründlich studirt. Ich werde von dieser Organisation hinführo nur sprechen, um ihre Beziehungen zum Stamme begreiflich zu machen, ein Gegenstand, mit dessen Studium sich schon Hr. Mohl mit Erfolg beschäftigt hat. Lange vor ihm hatte Hr. Poiteau an einer Palme von den Antillen nachgewiesen, daß die ursprüngliche Wurzel bald nach dem Keimen absterbt, und daß sich der Baum nur mit Hülfe von secundären, an dem untern Theile des Stammes hervorkommenden, Wurzeln entwickelt und erhält. Diese Thatsachen sind seitdem an einer großen Menge von Monokotyledonen wieder gesehen worden. In der letzten Zeit hat Hr. Mohl ausgesprochen, daß die secundären Wurzeln nur in der

frühesten Jugend des Baumes mit den Fasern in unmittelbarer Verbindung stehen. Diese so bemerkenswerthe und, weil sie gegen die allgemeine Meynung gieng, eben so unerwartete Entdeckung mußte nothwendiger Weise die Neugierde erwecken und dem Zweifel Raum geben. Man konnte eine von einem so preiswürdigen Gelehrten, als Hr. Mohl ist, kommende Behauptung ohne Prüfung nicht zurück weisen. Man mußte also seine Beobachtungen wieder vornehmen: dieses habe ich gethan. Ich will, was ich gesehen habe, vortragen, um seine nicht allzu lakonischen Worte so viel als möglich zu ergänzen.

Im Innern des entstehenden Stammes erscheinen in sehr geringer Entfernung von der Peripherie zwischen den an die Basis der Blätter sich heftenden Fasern da und dort kleine halbkugelige Knäuel, aus jungen und zahlreichen Schläuchen zusammengesetzt. Dieses sind die ersten Rudimente der secundären Wurzeln, die dann keine organische Verbindung mit den Blättern haben. Der flache Theil, oder, wenn man will, die Basis jedes Knäuels ist gegen das Innere des Stammes gerichtet und folglich liegt der convere Theil desselben nach der Peripherie hin. Diese letztere Partie wird dicker, länger und öffnet sich einen Durchgang von innen nach außen, während die erstere Partie, die ganz an der Oberfläche ist, sich verbreitert, ohne sich zu verlängern und divergirende Fasern in den Stamm schickt. Diejenigen Fasern, welche in der Nähe der Peripherie hervorkommen, krümmen sich plötzlich theils nach dem obern Theile des jungen Baumes, theils nach dem untern Theile. Ich müßte mich sehr täuschen, wenn diese letzteren nicht viel zur Bildung der Schößlinge beytrügen, die man häufig am Fuße der Dattel- und der Zwergpalme hervorbrechen sieht. Was die Fasern anbelangt, welche sich aufsteigend gegen die Oberfläche des Stammes begeben, so habe ich sie hinlänglich weit, sicher und scharf verfolgt, um zu der Annahme bestimmt zu werden, daß sie von Jugend auf mit den Blättern in Verband gestanden haben, und daß man noch die Anheftungspunkte finden würde, mittelst derer sie mit ihnen vereinigt sind, wenn es möglich wäre, sie ganz von dem sie verbergenden Zellgewebe zu befreyen. Durch diese Bemerkungen will ich nicht die Beobachtungen des Hrn. Mohl entkräften, sondern nur in richtige Gränzen einschränken.

Die Zahl der secundären Wurzeln an einer hohen und starken Dattelpalme ist sehr beträchtlich. Diese Wurzeln sind walzenrund, dick, fest, biegsam, oft mehrere Meter lang; und sie treiben Zweige und eine Fülle langer Haare, ohne dadurch merklich dünner zu werden. Durch sie hält sich die Dattelpalme im Boden fest; dieses ist aber nicht der einzige Dienst, welchen sie ihr leisten. Wenn man ihr mächtiges Wachsthum in immerwährender Beziehung zur Erhebung, zur Stärke und Schönheit des Baumes betrachtet, wird man gezwungen anzuerkennen, daß sie nicht ohne Einfluß auf seine Entwickelungen sind. Der entscheidendste Beweis für den wesentlichen Einfluß der secundären Wurzeln auf die Entwickelung des Stammes läßt sich aus der Vergleichung der Basis desselben mit der etwas höher gelegenen Partie ableiten. Während diese, weit entfernt zu wachsen, durch die Wirkung der Zeit und vermöge ihrer Ohnmacht die täglichen Verluste wieder zu ersetzen, abnimmt, wird die Basis unaufhörlich dicker und fester. Ich will noch hinzufügen, daß zwischen den secundären Wurzeln und der Knospe ein inniger organischer Zusammenhang (solidarité) statt findet, wie beträchtlich auch die Entfernung zwischen beyden Theilen seyn mag.

(Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß

der seit dem November 1842 bis Ende Februar 1843 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Fortsetzung.)

Von der Société d'histoire naturelle de Strasbourg:

Mémoires. Tom. III. Livr. 2. avec planches. Strasbourg 1842. 4.

Von der Imprimerie Royale:

Journal des Savants. Sept. — Decbr. 1842. Paris 1842. 4.

b. Von einzelnen Gelehrten:

Durch Herrn Brongniart in Paris:

Extrait des Archives du Muséum d'histoire naturelle (exemplaire d'auteur). Paris 1839. gr. 4.

Durch Herrn Domange-Rubert, Secrétaire des Bureaux de la faculté et du jury médical à Paris:

Almanach général de Médecine pour la ville de Paris 1839. Paris 1839. 12.

Von dem Herrn Dr. Foelix in Paris:

Revue étrangère et française de législation, de jurisprudence et d'économie politique etc. 3e Série. — 9e année — 1842. Tom. premier No. 12. December. Paris 1842. 8. 3e Série. 10e année — 1843. Tom. deuxième No. 1. Janvier. Paris 1843. 8. 3e Série. 10e année — 1843. Tom. deuxième No. 2. Fevrier. Paris 1843. 8.

Von Herrn Dr. Ferdinand Gobbi:

Ueber die Abhängigkeit der physischen Populationskräfte von den einfachsten Grundstoffen der Natur mit specieller Anwendung auf die Bevölkerung und Statistik von Belgien. Leipzig und Paris 1842. 4.

Von dem Herrn L. A. Gosse in Genf:

De la réforme des quarantaines. Genève 1842. 8.

Von dem Herrn Dr. Häser, Prof. der Medicin in Jena:

Bibliotheca epidemiographica sive catalogus librorum de historia morborum epidemicorum tam generali quam speciali conscriptorum. Jenae 1843. 8.

Von den Herren van der Hoeven und W. H. de Vriese:

Tijdschrift voor Natuurlijke geschiedenis en physiologie 2e en 3e Stuk. Leiden 1842.

Von Herrn Jomard, membre de l'institut de France:

a) Comparaison de plusieurs années d'observations faites sur la population française à divers ages, sous le rapport du degré d'instruction. Paris 1832. 8.

b) Considérations sur la marine et sur son Budget par M. le Bar. Tupinier. Paris 1842. 8.

c) Collection de documents inédits sur l'histoire de France. 8.

d) Rapport au roi sur le quatrième volume de la statistique de la France (partie d'agriculture) 8.

e) Description d'un Etalon métrique orné d'hieroglyphes, découvert dans les ruines de Memphis par les soins de M. le Chevalier Drovetti. 4.

f) Lettre à M. Abel Remusat sur une nouvelle mesure de coudée trouvée à Memphis par M. le Chev. Drovetti. Paris 1827. 4.

g) La comparaison des différentes methodes Tachygraphiques et Stenographiques. 4.

h) Histoire sommaire de l'Egypte sous le gouvernement de Mahommed-Aly. Paris 1839 8.

i) Voyage à l'oasis de Thèbes et dans les déserts situés à l'orient et à l'occident de la Thébaide, fait pendant les années 1815, 1816, 1817 et 1818. Paris 1821. gr. fol.

k) Voyage à l'oasis de Syouah. Paris 1823. gr. fol.

l) Mehrere Karten bezüglich auf Aegypten und Arabien.

Von dem Herrn Alex. Moreau de Jonnès:

a) Aperçus statistiques sur la vie civile et l'économie domestique des Romains (extrait du journal des économistes) Paris 1842. 8.

b) Recherches statistiques sur l'accroissement de la population (extrait de la Revue encyclopédique) Paris 1832. 8.

Statistique agricole de la Corse. Paris 1842. 8.

Von Herrn M. A. Quetelet, Secretaire perpet. de l'acad. roy. de Bruxelles:

a) Etudes sur l'homme. Bruxelles 1842. 8.

b) Annales de l'observatoire royal de Bruxelles T. II. Bruxelles 1842. gr. 4.

Reihe von Aktenstücken:

Durch Herrn Baron v. Reiffenberg in Brüssel:

a) Trésor national. Recueil historique, littéraire, scientifique etc. 8.

b) Routes. Emploi du credit des six millions, ouvert par la loi du 2 Mai 1836. Bruxelles. fol.

c) Chemin de fer. Ligne du Hainaut. Enquête. Bruxelles 1837. fol.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843. Nr. 32.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Juny.
Nro. 110. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Mathematisch-physikalische Klasse.

3. Durch den Classensekretär wurde die eingesendete Abhandlung des Hrn. von Mirbel in Paris, auswärtigen Mitgliedes der k. Akademie der Wissenschaften mitgetheilt: anatomische und physiologische Untersuchungen über einige monokotyledonische Gewächse.

(Fortsetzung.)

Als ich zum erstenmale den Stamm einer Dattelpalme der Länge nach zerschneiden ließ, und meine Blicke über die zwey Schnittflächen hingleiteten, fehlte wenig, daß ich nicht geglaubt hätte, es sey nichts als Unordnung und Verwirrung in der relativen Lage der Theile; aber die Beobachtung, vom Nachdenken unterstützt, hat mir richtigere Ideen beygebracht. Die herrliche Architektonik der äußern Particen des Baumes kann nicht vom Zufall stammen. Es bestehen nothwendig fortwährende und regelmäßige Beziehungen zwischen dem innern Organismus und den äußeren Formen. Das sind die Beziehungen, deren Kenntniß von Wichtigkeit für uns ist. Der wichtigste Punkt ist zu wissen, woher und wohin die Fasern kommen, die wir überall im Stamm verbreitet finden. Gewichtige Autoritäten, de la Hire, du Petit-Thouars, Gaudichaud wollen, wie ich bereits erwähnt, daß die Fasern von den Blättern kommen und bis in den Fuß des Baumes hinabgehen. Andere Botaniker, der alten Lehre treu, behaupten, daß die Fasern von den Wurzeln kommen und sich mit ihrem obern Ende an die Blätter anheften. Noch andere (und dieses ist die Mehrzahl) erwarten, um sich zu entscheiden, daß eine glückliche Entdeckung sie in ihrer zur Zeit noch neutralen Stellung bestimmen möge. Was mich anbelangt, so kann ich weder die erste noch die zweyte Meynung annehmen, sondern ich habe mir eine andre gebildet, die ich entwickeln will, sobald ich die meiner Vorgänger bekämpft haben werde. Die leichteste Beobachtung, das einfachste Raisonnement hat mich, wenn ich nicht irre, auf den Weg zur Wahrheit geführt. Ich hatte eine ihrer ganzen Länge nach entzwey geschnittene, 1860 Centimeter hohe Dattelpalme vor Augen. Die Basis des Baumes, oder, wenn man will, sein Stock, mit lebendigen Wurzeln versehen, zwischen denen sich alte Ueberbleibsel von Blattstielen befanden, war im mittleren Theile angeschwollen. Sein größter Durchmesser maß 34 Centimeter. Diese Anschwellung rührte ohne Zweifel von der gemeinschaftlichen Thatigkeit der Blätter und der Wurzeln her, die das Wachsthum dieser Dattelpalme in ihren ersten Jahren mächtig begünstigt hatten. Die in einer kleinen Entfernung oberhalb des Wurzelstockes gelegene Partie war von merklich geringerer Dicke als der ganze übrige Theil des Stammes. Ihr Durchmesser gieng nicht uber 25 Centimeter. Zerfressene Stellen, sichre Anzeichen der langen Einwirkung der Zeit, machten ihre trockne und harte Oberfläche ungleich. Aber einige Decimeter höher sah ich allmahlich diese Spuren des Alters wieder verschwinden. Noch höher erschienen, wenn nicht die Blätter, doch wenigstens die Basen der Blatt-

stiele wieder, und bildeten um so dickere rhomboidale Vorsprünge, als sie der Basis der Knospe näher standen. Diese regelmäßig unter einander geordneten und sich gegenseitig drängenden Vorsprünge bildeten etwa drey bis vier Centimeter breite Streifen, die am Stamme in aufsteigenden, von der Linken zur Rechten laufenden Schraubenlinien hervortraten und durch die Reihen der neuen Blätter bis in die Spitze des Phyllophors fortgesetzt wurden. Alles, was ich sah, bestärkte mich in der Idee, daß das thätige und schöpferische Leben des Stammes nach den beyden äußersten Enden hinstrebe.

Auf der ganzen Länge jedes der beyden Schnitte konnte ich leicht darüber ins Reine kommen, daß zahlreiche Fasern mit ihrem obern Ende an der Basis der Blattstiele befestigt sind. Gehen diese Fasern aus den Blättern hinab, oder kommen sie vom Fuße des Stammes? Dieses wollen wir jetzt untersuchen.

Auf dem einen wie auf dem andern Schnitte bemerkte ich, daß die Fasern zwischen dem Zellgewebe von oben bis unten beynahe in gleicher Menge vertheilt sind, oder, wenn sich da und dort Differenzen von einer Mehrheit oder Minderheit bemerklich machen, so ist diese ungleiche Vertheilung niemals beträchtlich genug, um die Festigkeit und Gestalt des Stamms im Allgemeinen wesentlich zu verändern. Ich kann also mit gutem Recht, wenn auch nicht in der kategorischen Sprache der Mathematiker, doch wenigstens in der schmiegsameren der Botaniker sagen, daß der Stamm der Dattelpalme walzenrund ist. Nun frage ich aber, wäre diese Form möglich, wenn alle Fasern von unten her kämen? Gewiß nicht, denn sonst würden alle Fasern, welche jemals an die Blätter gelaufen sind und sich hier befestiget haben, vom Grunde des Stammes bis gegen die Spitze des Phyllophors, an der Basis des Stammes vereinigt seyn und dort einen ungeheuern Bündel bilden. Dieser Bündel würde beym allmähligen Aufsteigen der normalen Schraubenlinie nach und nach an Umfang abnehmen, vorausgesetzt, daß alle die Fasern, welche Schritt für Schritt an die Blätter einer jeden Windung gehen sollen, da stehen bleiben, ohne jemals weiter zu laufen.

Wir wollen indeß annehmen, daß alle Fasern, anstatt von der Basis des Stammes nach den Blättern zu aufzusteigen, von den Blättern nach der Basis hinabgehen. In diesem Falle würden die ersten Blätter, welche die ersten Glieder der normalen Windung darstellen und folglich den Anfang des Stammes bildeten, ihre Fasern gegen die Erde richten. Die folgenden Blätter, welche die zweyte Windung, oberhalb der ersten, darstellen, würden dasselbe thun, eben so die der dritten, vierten, fünften und der übrigen Windungen, so viel deren der Baum hervorbringt. Und das Endresultat würde genau dasselbe seyn, als wenn die Fasern von dem Grunde des Stammes ausgehend, die Glieder der normalen Schraubenlinie bildeten. Ich kann kaum begreifen, wie die Anhänger der einen oder der andern Hypothese nicht gleich von vorn herein diese schwache Seite bemerkt haben. Wenn die eine oder die andere richtig wäre, so müßte der Stamm der Dattelpalme nothwendig die Form eines Kegels annehmen. Jedermann weiß, daß er walzenrund ist.

Es ist eine dem Hrn. Mohl wohl bekannte Thatsache, daß es Palmen giebt, deren Stamm an der Basis und am Gipfel dünn, in seiner mittleren Parthie aber beträchtlich aufgeschwollen ist, so daß er einer ungeheuern Spindel gleicht. *) Ich frage Hrn. Mohl, wie er diese Anomalie erklären wird, ohne seiner Hypothese untreu zu werden? Für mich giebt es nichts einfacheres, seitdem ich erkannte habe, daß die Fasern im ganzen innern Umfange des Stammes und in jeder Höhe, von unten nach eben hin, sich bilden. In der ersten Zeit ist das Wachsthum des aufkeimenden Baumes schwach, die Fasern sind wenig zahlreich und der Stamm folglich dünn. In dem Verhältniß, in welchem der Baum sich erhebt, wird das Wachsthum mehr und mehr lebhaft, die Zahl der Fasern nimmt merklich zu und der Stamm wird dick. Wenn aber der Baum eine gewisse Stärke erlangt hat, läßt das Wachsthum nach, vermindert sich die Zahl der Fasern und der Stamm verdünnt sich gegen den Gipfel hin.

*) S. die Iriartea ventricosa von Hrn. von Martius beschrieben und mehrere Arten von Acrocomia.

Wäre dieses möglich, wenn man das als sicher annähme, was Hr. Mohl voraussetzt?

In der Furcht, diese Auseinandersetzung möchte, wie entscheidend sie mir auch erscheint, nicht mächtig genug sein, um die Ueberzeugungen der Botaniker zu erschüttern, deren Weise zu sehen von der meinigen verschieden ist, glaube ich nichts Besseres thun zu können, als mich auf Zahlen zu stützen, welche durch materielle Thatsachen hinlänglich verbürgt sind. Ich will also, so weit es geht, die Zahl der Blätter wissen, welche meine große Dattelpalme von Anfang an bis zu dem Tage hervorgebracht hat, wo ich ihrem Wachsthume ein Ziel gesetzt habe und auch, wie viel dicke Fasern der Körper des Stammes enthalt. Um diesen doppelten Zweck zu erreichen, habe ich an einem Theile des Stammes, wo sich noch die in Schraubenlinie gestellten Spuren alter Blätter zeigten, ein Meter abgemessen. Mittelst dieser Anzeichen, die mich nicht täuschen konnten, habe ich die Gewißheit erlangt, daß sich in der Länge von einem Meter nach und nach 335 Blätter auf der Oberfläche des Stammes entwickelt hatten. Wenn man nicht vergißt, daß die Dattelpalme, an der ich arbeitete 18,60 Meter Höhe hatte, *) so genügt es also 18,60 mit 335 zu multipliciren um 6285 zu erhalten, welches die muthmaßliche Zahl der Blätter ist, die auf meiner Dattelpalme während ihres Lebenslaufes sich nach und nach entwickelt haben.

Nachdem die Frage über die Anzahl der Blätter auf diese Weise gelöst war, fragte ich mich, wie ich die Anzahl der in die Zusammensetzung des Stammes eingehenden Fasern bestimmen könne. Die Antwort war leicht. Keine anatomische Thatsache ist besser bewiesen, als die unmittelbare Verbindung der größten Zahl der Fasern mit den Blättern. Unter diesen Umständen kann man schließen, daß jeder mit Eifer und Geduld begabte Beobachter die Mittel besitzt, um zur, wenn auch nicht absoluten, doch wenigstens annähernden Bestimmung der Menge von Fasern zu gelangen, welche in dem Stamme Platz nehmen und sich an die Blätter befestigen. Hinsichtlich der andern, weniger zahlreichen Fasern, welche auch den Stamm durchlaufen, aber in die Scheiden und Blüthenstiele übergehen, kann ich nichts sagen, in so fern keine der von mir anatomisch untersuchten Dattelpalmen Gelegenheit gab, sie zu berechnen und ihre Spur zu verfolgen. Um den Leser darüber zu beruhigen, daß die Beobachtung derselben, ohne den Gang und das Resultat der Untersuchung zu beeinträchtigen, vernachläßigt werden kann, — bemerke ich, daß diese Frage auf die Entscheidung der allgemeineren über den Faserverlauf durchaus nicht influenzirt. In Beziehung auf sie, habe ich folgenden Weg eingeschlagen. Ich habe auf dem Stamm ein Stück eines gut erhaltenen Blattstiels ausgesucht, der weder einer der stärksten noch einer der schwächsten ware, damit er mir ungefahr die durchschnittliche Zahl der Fasern gäbe, womit jedes Blatt versehen ist. Ich ließ das Messer ganz genau durch die Einfügungsebene des Stücks gehen. Nachdem dieses geschehen, nahm ich die Scheide, welche bekanntlich nichts als eine Ausdehnung der Blattbasis ist, Stück für Stück weg. Dann zog ich mit Hülfe eines Pfriemens und einer kleinen Zange 500 Fasern heraus, welche, eine in die andere, ein Millimeter dick waren, und 400 Fasern, die, weil sie bloß die Dicke eines Neuntel Millimeters hatten, nur für 44 gerechnet wurden. Die ganze Summe gabe also 544 Quadratmillimeter, wozu ich noch 100 Fasern aus den Trümmern der Scheide rechnen mußte, was mir im Ganzen 644 Fasern gab. Endlich habe ich diese Zahl mit 6285, als der Anzahl der Blätter meiner Dattelpalme, multiplicirt und den Beweis erhalten, daß 4,047,540 Fasern vom Stamme in die Blattstiele übergiengen. Aber so beträchtlich diese Schatzung auch ist, so giebt sie doch noch nicht die Totalität der im Stamme enthaltenen Fasern, weil ich, wie ich eben gesagt habe, weder die dicken und mittelmäßigen, in die Blüthenscheide und in die Blüthenstiele übergehenden Fasern berechnen, noch auf eine Menge äußerst dünner haarformiger Fasern, Rücksicht nehmen kann, welche in solcher Masse vorhanden sind, daß sie sich in der harten und festen Rinde, womit die ältesten Theile des Stammes umhüllt sind, als einen beträchtlichen Raum einnehmend geltend machen. Eben so wenig

*) 18,6 Meter = 57,102 par. Fuß.

kann ich diese Myriaden von Schläuchen aufzählen, welche sich zwischen den Fasern befinden. Hieraus folgt also, daß meine Berechnungen, weit entfernt, übertrieben zu seyn, sich vielmehr weit unter der Wirklichkeit befinden.

(Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß

der seit dem November 1842 bis Ende Februar 1843 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Fortsetzung.)

Durch Herrn Smits, Minister der Finanzen in Brüssel:

a) Statistique territoriale du royaume de Belgique, (première publication). Bruxelles 1839. gr. 4.

b) Documents statistiques sur le royaume de Belgique, 5e et 6e publication officielle. Bruxelles 1840. 41. gr. 4.

c) Relevé du commerce de la Belgique avec les pays étrangers. Pendant l'année 1840. Brux. 1841. gr. 4.

d) Relevé du commerce de la Belgique avec les pays étrangers pendant l'année 1841. Brux. 1842. gr. 4.

e) Statistique de la Belgique. Population. Relevé décennal. 1831 a 1840. Bruxelles 1842. gr. 4.

f) Tableau général du commerce de la Belgique avec les pays étrangers pendant l'année 1835 — 40. Brux. 1837 — 42.

g) Statistique comparative des octrois communaux de Belgique pendant les années 1828, 1829, 1835 et 1836. Bruxelles 1839. gr. 4.

Durch Herrn Ternaux Compans in Paris:

Aktenstücke aus der Kammer in Paris:

1) Rapport sur les besoins du Muséum d'histoire naturelle par l'année 1835 et sur la bibliothèque royale. Paris 1834. 4.

2) Rapport et procès verbal de la commission chargée de la vérification des comptes des ministres pour l'exercice 1839 et l'année 1840. Paris 1841. 4.

3) Comptes rendus par les directeurs des administrations des Tabacs et des contributions indirectes pour l'année 1840. Paris 1842. 4.

4) Caisse d'épargne et de prévoyance de Paris. Fondée en Novembre 1818.
Rapports et comptes rendus des operations de la caisse d'épargne etc. pendant l'année 1841. Paris 1842. 4.

5) Compagnie de la sonde française de Freminuille et cie, brevetés à Paris. Entreprise de sondage pour recherches de mines etc. Paris 1840. 4.

6) 7me Petition des habitants de la ville de Nantes contre l'inégalité des droits à l'importation de la houille étrangère par Mer. Nantes 1842. 4.

7) Budget des recettes et dépenses de l'exercice 1842. 4.

8) Chambre des députés. Session 1842. Rapport fait au nom de la commission chargée de l'examen du projet de loi ayant pour objet le rachat des actions de jouissance des canaux exécutés par voie d'emprunt, en vertu des lois de 1821 et de 1822 par Henri Galos. 4.

9) Banque de France. Assemblée générale des actionnaires de la banque de France du 27 Janvier 1842. 4.

10) Proposition de loi pour le réglement définitif du Budget de l'exercice 1839. Paris 1841. 4.

11) Eclairçissements sur le rapport et la déclaration générale de la cour des comptes concernantes les comptes de 1839. Paris 1841. 4.

12) Ministère des Finances. Exposé historique et analytique des questions relatives à la rémuneration des services civiles. Paris 1841. 4.

13) Cour de Pairs. Mehrere auf das Attentat vom 15. Sept. 1841 bezügliche Aktenstücke. Paris 1841. 4.

14) Session de 1841. Compte rendu par le ministre de l'agriculture et du commerce. Compte définitif des dépenses etc. Paris 1841. 4.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 32.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Juny.

Nro. 111. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Mathematisch-physikalische Classe.

An auswärtigen Arbeiten wurden mitgetheilt:

3. durch den Hrn. Classensecretär die eingesendete Abhandlung des Hrn. v. Mirbel in Paris, auswärtigen Mitgliedes der k. Akademie der Wissenschaften: Anatomische und physiologische Untersuchungen über einige monokotyledonische Gewächse.

(Fortsetzung.)

Dennoch werden sie mehr als hinreichen, um Herrn Mohl's Irrthum zu erweisen, mag nun dieser geschickte Beobachter die Fasern in der Basis der Blätter entstehen und abwärts laufen lassen, oder mag er sie von der Basis des Stammes aus aufwärts gehen lassen, worüber ich mich aus seiner Darstellung nicht entscheiden konnte. Man darf nicht aus den Augen verlieren, daß das Resultat beyder Hypothesen nicht ein Cylinder, sondern ein Kegel wäre, und daß dieser Kegel an seiner Basis im Querschnitt eine Oberfläche von 4,047,540 Millimetern darbieten müßte, die durch eine gleiche Anzahl Fasern, jede von einem Quadratmillimeter, gebildet werden, und daß folglich der Durchmesser 2,02 Meter und der Umfang 6,35 Meter betragen müßte. Hr. Mohl und ich, wir divergiren also sehr wesentlich in unserer Meynung über den Ursprung und den Verlauf der Fasern, weil der Durchmesser des Stammes von meiner Dattelpalme ein wenig oberhalb des Fußes nicht über 0,25 Meter gieng.

In der Ueberzeugung, daß man, um eine richtige Idee von der Organisation und der Entwickelung des Stammes der Dattelpalme zu erhalten, sie in ihren verschiedenen Lebensphasen vom Keime an bis zum Aufhören des Wachsthums studieren müsse, richtete ich alle meine Aufmerksamkeit auf die Knospe oder richtiger auf das Phyllophor, welches nichts anderes als der Stamm in seinem krautartigen Theile ist. Dieser Träger der Blätter zeigt, wie uns Hr. Mohl und Hr. Meneghini lehren, eine sonderbare Anomalie in seinem Bau. Anstatt sich kegelförmig zu verlängern und sich folglich in eine Spitze zu endigen, wie es bey den meisten Arten der Monokotyledonen und Dikotyledonen geschieht, nimmt er an seinem Gipfel die Gestalt einer an ihrem Pole stark niedergedrückten Halbkugel an. Die ihn bedeckenden zahlreichen Blätter stehen in einer Spirale, die von seiner Basis an bis zum eingedrückten Mittelpunkte von Links nach Rechts herumläuft. In natürliche Ordnung gereiht zeigen hier die Blätter eine Aufeinanderfolge aller Lebensalter, von der ersten Jugend an bis zum höchsten Alter. So sind diejenigen, welche sich eben gebildet haben, an der tiefsten Stelle des eingedrückten Scheitels des Phyllophors verborgen, die ihnen im Alter nächsten besetzen den Abhang der Vertiefung, andere von größerer Stärke krönen den Gipfel; diejenigen, welche in ihrer ganzen Lebenskraft sind, halten den größern Theil der äußeren Oberfläche besetzt, die ältesten endlich, unmittelbar unterhalb der vorhergehenden angeheftet, verdecken mehr oder weniger die unterste Region des Phyllo-

phors, welche eben hier alsbald mit dem Stamme selbst verschmilzt. Diese ganz eigenthümliche Stellung steht mit der allgemeinen Einrichtung des Baumes im vollkommensten Einklange, wie es die Folge zeigen wird. Um den Geist des Lesers auf die Einsicht dieses Verhältnisses vorzubereiten, wird es gut seyn, die charakteristischen Züge zu beleuchten, welche die Knospen der Dikotyledonen mit kegelförmigem Knospenkern oder Phyllophor von denen der Monokotyledonen unterscheiden, wo dieser Theil halbkugelig und im Scheitel niedergedrückt ist.

Bey den ersteren geht das Wachsthum der Stengelglieder oder Theile (Merithalles), welche das Phyllophor zusammensetzen, allmählig von unten nach oben vor sich, so daß das untere und zugleich älteste Stengelglied alle anderen mit einander in die Höhe hebt und vorwärts treibt, und erst, wenn dieses das Ziel seines Wachsthums erreicht hat, giebt das zweyte Stengelglied Lebenszeichen von sich. Dieses verhält sich in jedem Punkte wie das erste und eben so das dritte, vierte u. s. w. Wenn alle unteren Stengelglieder zu wachsen aufgehört haben, verlängert sich nun seinerseits das obere von seiner Basis bis zu seinem Gipfel, und endigt in dieser Weise den Jahrestrieb. So steht also hier das Wachsen, wie man es voraussetzen müßte, in Beziehung zu dem Alter und der Anordnung der verschiedenen Partien des Pflanzenorganismus. Aber aus eben diesem Grunde müssen auch die Resultate verschieden seyn, wenn die Anordnung der Partien in andern Gewächsen eine andere ist. Dieses bemerkt man in der That am Knospenkern der Dattelpalme. Sein Organismus steht, bis auf einen gewissen Punkt, im Gegensatze zu der Entwicklung der Stengelgebilde, wie es uns nicht allein die äußeren Charaktere beweisen, sondern auch die anatomischen und physiologischen, welche uns die mikroskopische Beobachtung enthüllt.

Im Centrum der Knospe, ein wenig unterhalb der Vertiefung, welche der Knospenkern an seinem Scheitel darstellt, an der bestimmten Stelle, wo alle Blätter, eins nach dem andern, entstehen, befindet sich ein Gewebe von jungen und so äußerstzarten Zellen, daß sie in wenigen Stunden zusammen fallen und verschwinden würden, wenn der sie durchdringende und ernährende Saft nicht zu ihnen gelangte. Wenn man diesen Organismus sieht, der immer ein jugendliches Ansehen hat, so wird man versucht, anzunehmen, daß die Zeit nichts über ihn vermöge, welches auch sonst das Alter der Knospe seyn mag, die man vor Augen hat; aber denkt man nur kurze Zeit darüber nach, so begreift man, daß dieses eine Täuschung ist: alles, was lebt, wird alt. Die Beobachtung mit Nachdenken verbunden klärt endlich die Erscheinung auf. Das nicht sehr tief unter dem Mittelpunkte in der Vertiefung des Phyllophors oder Knospenkerns liegende Gewebe ist der Heerd einer unaufhörlichen Reproduction und einer immerwährenden Verdrängung. Es herrscht hier gleichsam ein Wirbel, welcher die entstehenden Schläuche fortreißt. Kaum fangen sie an sich zu entwickeln, als sie durch jüngere ersetzt werden, die wieder ihrerseits andern, ganz ähnlichen Platz machen. Diese unterbrochenen Generationen gravitiren gewissermassen gegen einander (pèsent en quelque sorte les unes sur les autres), so lange der Baum in voller Kraft ist, und drängen sich, vermöge eines zugleich spiraligen, centrifugalen und aufsteigenden Strebens, gegen den Umfang, welchen sie vermehren und gegen den Gipfel, den sie erhöhen.

Eine ungeheuere Masse von Fasern, die dem Auge wegen ihrer Feinheit und Transparenz beynahe unbemerkbar sind, erhebt sich von dem ganzen inneren Umkreise des Stammes gegen die hohe und centrale Parthie des Phyllophors, mit dessen äußeren Umrissen sie parallel laufen. Alle verlängern und nähern sich mit ihrem oberen Ende der Basis der jungen Blätter, mit denen sie sich früher oder später in unmittelbare Verbindung setzen. Einige Male habe ich diese Fasern in dem Gewebe, welches den tiefsten Punkt des Scheiteleindruck im Phyllophor begrenzt, gerade in dem Momente überrascht, wo sie ihren Weg gegen die schwachen Entwürfe der Blätter nehmen, deren Gegenwart sich dem Anatomen nur mit Hülfe sehr starker Mikroskope enthüllt. Ich habe dann in der unmittelbar unter der Depression gelegenen Zellenmasse zwey parallele und horizontale Spalten unterschieden, welche das Gewebe in zwey über einander liegende

Lagen theilen. Jede Lage iſt ein entſtehendes Blatt. Die obere iſt die ältere und entwickelt ſich auch zuerſt. Dann kommt eine zweyte und oft eine dritte. Während dieſe Blätter wachſen und zunehmen, fangen andere eben ſo an, wie ſie, und was ich über die Entwicklung des erſten geſagt, läßt ſich auf alle anderen anwenden. Die Zellenlage, welche das ſo entſtehende Blatt bildet, erhebt ſich in Form einer Blaſe und trennt ſich von dem darunter gelegenen Gewebe, mittelſt eines ringsum gehenden Riſſes, in dem größeren Theile ſeiner Umgrenzung.

Der ſchmale Saum (Isthme), durch welchen dieſe Zellenlage mit dem Knospenkern vereinigt bleibt, iſt der entſtehende Blattſtiel und dieß iſt zugleich der Punkt, gegen welchen ſich die erſte Faſer gerichtet hat und gegen den ſich im Verhältniß, wie das Blatt wächſt, alle andern richten werden. Inzwiſchen richtet ſich das eben entſtandene Blatt auf und nimmt die Geſtalt eines Löffels an. Bald wird es ſich verlängern, es wird die Form einer zugeſpitzten, am Rande mit einem dicken unregelmäßigen Wulſte beſetzten Kapuze annehmen und an ſeiner hinteren Parthie, in der ganzen Länge der Rückengegend, eine beträchtliche Verdickung darbieten, die ohne Zweifel von der fortſchreitenden Entwickelung des Blattſtieles herrührt. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich ſage, daß die Blattſcheide, welche ſich ſpäter zu beyden Seiten des Blattſtiels anheften wird, von der Wunde entſteht, die das junge Blatt bey der Trennung von dem Phyllophor auf ihm zurückgelaſſen hat. Die beyden Seiten der Kapuze werden durch die beyderſeitige Reihe der Fiederblättchen des Blattes gebildet. Der Wulſt, welcher dieſe Blättchen an ihrem Gipfel vereinigt, wird bald aufgeſogen und da ſie nur mit den Rändern an einander liegen, weil die in ihrer Oberfläche liegenden Schläuche, anſtatt ſich zu kreuzen, nur einfach mit ihren Wandungen zuſammenſtoßen, ſo folgt daraus, daß die fortſchreitende Verlängerung des Blattſtieles ſie bald von einander ſondern wird. Dieſe Reihe von Metamorphoſen kehrt ſo oft wieder, als ſich ein neues Blatt bildet. Alle erſcheinen, wie man geſehen hat, nach einander im tiefſten Theile des eingedrückten Knospenkernes und alle ſind der Macht der organiſchen Bewegung unterworfen, von welcher ich oben geſprochen habe: ſie haben den Abhang (Escarpement) zu überſteigen, welcher ſie von der äußern Oberfläche der Knospe ſcheidet, und werden, früher oder ſpäter, altern und auf dem Scheitel des Stammes abſterben.

Ich komme auf die zahlreichen Faſern zurück, welche die innere Maſſe des Phyllophors durchlaufen. Diejenigen Botaniker, die ſie aus den Blättern entſtehen und herablaufen laſſen, haben ohne Zweifel keine Gelegenheit gehabt, den Bau der Knospe einer ſtarken und hoch gewachſenen Dattelpalme gründlich zu beobachten. Wenn ſich dieſe Beobachter in derſelben Lage wie ich befunden hätten, ſo würden ſie mir ohne Zweifel nichts zu thun gelaſſen haben. Ein einziger Blick genügt, um zu beweiſen, daß die obere Partie dieſer Faſern im Vergleich zur unteren ſehr jung iſt und daß ſie folglich von unten nach oben wachſen. Wie man auch darüber denken mag, man wird ſich alsbald überzeugen müſſen, daß die Faſern, wenn ſie von den Blättern ausgiengen, an ihrem Ausgangspunkte alt und hart ſeyn müßten, lange bevor ſie den Grund des Stammes erreicht hätten, und daraus würde folgen, daß ſie, unfähig zu wachſen, weit entfernt bey der Verſchiebung der Blätter mitzuwirken, dieſer organiſchen Bewegung ein Hinderniß entgegen ſetzen müßten.

Es bleibt noch übrig zu erfahren, wo die Faſern ihren Urſprung nehmen? Gewiß geſchieht dieß nicht an der Baſis des Stammes; eben ſo wenig aber am Gipfel des Phyllophors. Ich habe dargethan, daß die eine und die andere Hypotheſe unzuläſſig ſey. Die Faſern entſtehen an der ganzen inneren Peripherie des jungen Theiles des Stammes, wie die Beobachtung unmittelbar beweiſt. In dem Verhältniß, wie der Stamm altert, wird dieſe Eigenſchaft, neue Faſern zu erzeugen, ſchwächer und endlich erlöſcht ſie; man findet ſie aber in den oberen Theilen von neueſter Bildung wieder. Nicht ohne Grund habe ich alſo geſagt, daß ſich bey dem alten Baum das thätige und zeugende Leben nach den beyden Enden hin flüchtet. In der That, während die mittlere Partie nach Ruhe ſtrebt und ſich mit Mühe der Angriffe der äußern Agentien, welche ſie unaufhörlich entkräften, erwehrt, arbeiten

die Wurzel und die Knospe, ungeachtet der Entfernung, die sie trennt, gemeinschaftlich zur Verlängerung des Lebens des Baumes.

Ich erinnere mich noch an das Erstaunen der französischen Botaniker, als Hr. Gaudichaud, nach seiner Rückkehr von Neuholland, ihnen Stücke von Xanthorrhoea hastilis vor Augen legte. Es handelte sich darum, zu wissen, ob dieses Gewächs, das durch seinen Bau von allen, die man bis dahin beobachtet hatte, abzuweichen schien, nichts desto weniger bey den Monokotyledonen oder bey den Dikotyledonen Platz finden könne, oder ob man es mit Bestimmtheit unter diejenigen anomalen Arten verweisen müsse, welche sich jeder Classification entziehen. Herr de Candolle hat, glaube ich, zuerst diese Frage zu beantworten gesucht. Er bezeichnet in der Xantorrhoea eine Organisation, welche, wie er sagt, wenn sie nicht mit dem gewöhnlichen Zustande der Monokotyledonen übereinstimmt, noch mehr von dem der Dikotyledonen abweicht; und er fügt hinzu, daß man darinnen Fasern findet, ähnlich denen der Palmen und der Yuccen, und andere horizontale Fasern, die vom Centrum ausgehend, quer durch alle übrigen streichen und durch ihre Stellung Markstrahlen zu seyn scheinen, durch ihre Beschaffenheit aber davon abweichen. Es liegt am Tage, daß der Anblick dieser horizontalen Fasern, für die man nichts Analoges bey den Monokotyledonen finden zu können glaubte, die Zweifel des berühmten Genfer Naturforschers erregten.

(Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß

der seit dem November 1842 bis Ende Februar 1843 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Schluß.)

Durch Herrn Ternaux Compans in Paris:

Aktenstücke aus der Kammer in Paris:

15) a. Proposition de la loi générale des crédits supplémentaires et extraordinaires pour l'exercice 1841. b. Exercices 1841, 1842 et exercices clos. Paris 1840. 4.

16) Analyse des voeux des conseils généraux de département sur divers objets d'administration et d'utilité publique soit locale, soit générale. Paris 1841. 4.

17) Ministère des affaires étrangères. Compte définitif des dépenses de l'exercice 1840. Paris 1842. 4.

18) Ministère des travaux publics. Compte définitif des dépenses de l'exercice 1840. Paris 1842. 4.

19) Compte rendu par le ministre de l'instruction publique. Compte définitif des dépenses de l'exercice 1840. Paris 1842. 4.

20) Comptes généraux présentés par le ministre secrétaire d'état de la guerre; pour l'exercice 1840. Paris 1842. 4.

21) Ministère de la guerre. Rechnungsablage über verschiedene Branchen der Militärverwaltung aus den Jahren 1840, 41. Paris 1841. 4.

22) Budget de l'exercice 1843. Projets de lois pour la fixation des recettes et des dépenses de l'exercice 1843. I. und II. vol. Paris 1842. 4.

23) Ministère de l'intérieur. Instruction et programme pour la construction de maisons d'arrêt et de justice. Paris 1841. fol.

24) Etudes et avantprojet d'une instruction financière ayant pour but de développer le commerce maritime et de faciliter la réorganisation des colonies françaises. fol.

25) Note sur la fondation d'une nouvelle colonie dans la Guiane française. fol.

Von dem Herrn Joseph Valentinelli in Venedig:

Specimen bibliographicum de Dalmatia et Agro-Labeatium. Venetiis 1842. 8.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 33.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Juny.

Nro. 112. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Mathematisch-physikalische Klasse.

3. Durch den Classensekretär wurde die eingesendete Abhandlung des Hrn. von Mirbel in Paris, auswärtigen Mitgliedes der k. Akademie der Wissenschaften mitgetheilt: anatomische und physiologische Untersuchungen über einige monokotyledonische Gewächse.

(Fortsetzung.)

Später versuchte Hr. Mohl, uns durch eine ideale Figur seine Ansicht über den Ursprung und den Verlauf dieser Fasern darzulegen; wohl nicht das sicherste Verfahren, die Thatsachen festzustellen. Die Botaniker hatten das Recht, Beweise, die aus der Organisation selbst genommen wären, zu verlangen. Ich war bemüht, diese Beweise aus der anatomischen Untersuchung der Dattelpalmen abzuleiten, wobey ich mich zunächst auf das Fragment des Stammes und auf die Zeichnung berufe, welche ich der Akademie vorlege. Es ist zu bemerken, daß sie mit geringen Modificationen eben dieselben Charaktere darbieten, die man an der Xantorrhoea beobachtet, so daß diese Charaktere, weit entfernt letzteres Gewächs von den Monokotyledonen zu trennen, vielmehr ein Band mehr werden, welches sie mit dieser großen Klasse vereint.

Ich habe fürs Erste, wie ich schon gesagt habe, im obern Theile des Phyllophors ein sehr junges Zellgewebe beobachtet, welches mit der vierfachen Eigenschaft begabt ist, zu wachsen, sich innerhalb gewisser Granzen von seinem Orte weg zu begeben, sich zu vervielfachen und sich unaufhörlich zu erneuern. Ich habe angegeben, wie dieses Gewebe an der Verdickung und an der Verlängerung des Baumes arbeitet. Nunmehr studire ich diese Organisation nicht in dem Phyllophor, sondern in dem jungen Theile des Stamms. Er gleicht nicht mehr dem, was er zuerst war. Die Wände der Zellen haben sich von einander getrennt: es besteht kein Gewebe mehr. Es hat sich in eine Menge von einfachen, mehr oder weniger rundlichen, an den Berührungspunkten nur schwach an einander geklebten Schlauchen verwandelt. Diese Schläuche bleiben viele Jahre hindurch in einem stationären Zustande. Der Stamm verlängert sich fortwährend am Gipfel. Die neuen Fasern, welche von den unteren Partieen kommen, eröffnen sich einen Durchgang zwischen den Schläuchen und drängen sie zusammen, so daß sie gleichsam ein Cement bilden, welches die Zwischenraume erfüllt und alle Fasern von mehr oder weniger neuer Bildung einhüllt. Wir wollen jetzt diese Fasern untersuchen und über die Modificationen, denen sie unterworfen sind, Rechenschaft ablegen.

Man weiß, daß eine große Menge Fasern in dem Phyllophor beysammen sind, daß sie vom Stamm kommen, daß sie sich gegen die Blätter richten. Um sie mit Erfolg zu studiren, gilt es die stärksten Linsen anzuwenden. Sie sind dünn, zart, durchscheinend, aus mehreren Reihen von einfachen, verlängerten, mit den Enden auf einander gesetzten Schläuchen zusammen gesetzt. Alle diese Charaktere

zusammen lassen hinlänglich erkennen, daß sie von neuer Bildung sind. Nach meiner Meynung stellen sie den Splint der Dikotyledonen dar. So habe ich sie schon seit 1815 angesehen *). Unabhängig von diesen jungen Fasern finden sich noch andere in geringerer Zahl, mit ihnen untermischt. Auch diese kommen vom Stamme; sie unterscheiden sich auf den ersten Blick, nicht bloß durch ihre Dunkelheit, ihre Dicke, ihre Dichtigkeit, sondern auch durch ihre besondere Organisation. Sie bestehen aus verlängerten Schläuchen und aus Gefäßen. Die Schläuche liegen mit den Enden an einander, wie die Schläuche der jungen, dünnen und durchscheinenden Fasern. Aber diese sind einfach, während die andern zusammengesetzt, d. h. aus mehreren in einander geschachtelten Schläuchen gebildet sind. Sie bilden durch ihre Annäherung eine Art holziges Futteral (Etui ligneux) aus, dessen auf der einen Seite sehr dicke Wand um so dünner wird, je mehr sie sich nach der andern Seite erstreckt. Daher kommt es, daß das Centrum der Höhlung des Futterals in Bezug auf das der Faser ganz excentrisch ist. In dieser Höhlung liegt ein Bündel von verschieden modificirten Fasern. Für einen Neuling im Beobachten sind die dunklen und die durchscheinenden Fasern zwey Arten von ganz verschiedenen Organen. Für einen erfahrnen Beobachter haben beyde Arten einerley Ursprung und einerley Beschaffenheit. Die ganze Verschiedenheit hängt von dem mehr oder weniger vorgerückten Alter der Fasern ab. Ich will noch hinzufügen, daß man, wenn man junge Fasern beharrlich verfolgt, von dem Punkt an, wo sie in das Phyllophor eintreten, bis zu dem, wo sie vom Stamm ausgehen, sogleich den materiellen Beweis erhält, die Verschiedenheiten, welche sich während ihres Verlaufes darbieten, seyen lediglich das Resultat von allmähligen, unvermeidlich durch die Zeit und das Wachsthum herbeygeführten Veränderungen. In der That, was im Phyllophor Splint war, ist im Stamme Holz geworden.

Je mehr man im Stamme weiter nach unten geht, und je mehr man sich folglich vom Phyllophor entfernt, desto geringer wird die Zahl der durchscheinenden Fasern, und endlich findet man bloß dunkle. Diese haben ihre Bestimmung erfüllt: sie werden weder dicker noch länger, und geben kein Zeichen von Wachsthum. Sie stellen das Holz im Centrum alter Dikotyledonen vor. Im Uebrigen bin ich zwar zu glauben geneigt, daß ihre großen Gefäße, die sich nie anfüllen, noch als Säftleiter dienen, nicht als wenn ich zugäbe, daß die Fasern, worin sie liegen, mit den neuen Blättern in unmittelbarer Verbindung ständen (denn ich weiß wohl, daß diese alten Fasern sich in den Narben endigen, welche die Generationen der nicht mehr vorhandenen Blätter auf dem Stamme zurückgelassen haben), sondern weil es mir unmöglich scheint, daß die neuen Blätter, die ich auch während lang andauernder Hitze und Trockenheit äußerlich immer frisch und innerlich mit Saft angefüllt gefunden habe, der Feuchtigkeit entbehren könnten, welche die secundären Wurzeln aus dem Boden schöpfen. Die dicken Fasern, von denen ich eben gesprochen habe, finden sich in der ganzen Dicke des Stammes und in den Blattstielen in großer Anzahl. Mit den feinen, haarförmigen Fasern ist es aber nicht eben so. Die peripherische Region des Stammes und der Blätter enthalten deren, wie man weiß, eine sehr beträchtliche Menge; allein über diese peripherische Region hinaus war es mir nicht möglich, im Stamme auch nur eine einzige zu entdecken. Diese Fasern, deren oft nicht weniger als 36 nöthig sind, um die Stärke einer dicken Faser von nur einem Quadratmillimeter zu erreichen, scheinen nur das Resultat eines Fehlschlagens zu seyn. Sie haben denselben Ursprung wie die dicken Fasern, bestehen aus verlängerten und zusammengesetzten Schläuchen, haben aber keine Gefäße.

Die Beziehungen der Fasern zu den Blättern nehmen unsre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Um diesen Gegenstand aufzuklären, genügt es nicht, den Stamm auf verschiedene Weise zu zerschneiden, alle Bruchstücke unter sich zu vergleichen, und nach oberflächlichen Wahrscheinlichkeiten Schlüsse zu ziehen, welcher Anordnung die inneren Partieen folgen müßten. Diese Verfahrungsweise, deren man sich, aus Mangel an einer besseren, in vielen Fällen

*) S. Eléments de Physiologie végétale et de Botanique, 1. Thl. S. 118, 3. 7. ff. Paris 1815.

bedient, könnte hier nicht zur Kenntniß der Thatsachen führen. Deßwegen nahm ich meine Zuflucht zur Maceration. Ganze Jahre lang wurden Stücke vom Stamm der Dattelpalme bald in reines, bald in mit Salpetersäure geschärftes Wasser getaucht, und so oft ich glaubte, daß es Zeit sey, die Anatomie vorzunehmen, legte ich die Fasern, deren natürliche Stellung zu beobachten mir von Wichtigkeit war, bloß, indem ich die übrigen, welche jene verbargen, Faser für Faser, wegnahm. Bey diesem Verfahren habe ich mich überzeugt, daß ungeachtet der mehr oder weniger ausgesprochenen scheinbaren Verschiedenheiten, sich die wesentlichen Züge in der innern Organisation der Dattelpalme und der Xanthorrhoea hastilis nur durch leichte Modificationen unterscheiden. Der Plan, den ich bey meiner Arbeit angenommen habe, erlaubt mir jedoch nicht, das zu beweisen, was ich hier ausspreche. Aber die Zeichnungen, die ich habe anfertigen lassen, und auf die ich besonders die Botaniker aufmerksam mache, werden ihnen meine Ansichten deutlicher machen, als es meine Worte im Stande sind. Sie werden erkennen, daß die Verschiedenheiten von der größeren oder geringeren Länge der Stengeltheile (Merithalles) herrühren.

Ich komme wieder zur Untersuchung der Anordnung der Fasern. Ich nahm ein Stück vom mittleren Theile des Stammes der Dattelpalme, weil es mir angemessen schien, daß die zu studirende Organisation weder zu jung noch zu alt sey, unterwarf ihn der Maceration, und theilte ihn der Länge nach in zwey gleiche Theile. So fiel die Schnittfläche mit der der Achse zusammen. Dieser Schnitt legte ein centrales, aus aufsteigenden, mehr oder weniger wellenförmigen Fasern zusammengesetztes Bündel bloß. Zu beyden Seiten des Bündels befand sich eine Menge Fasern, die sich meist in fast senkrechter Richtung verlängerten. Alle Fasern haben, wie man gesehen hat, ihren Ursprung in der innern Peripherie des Stammes. Eine kleine Anzahl darunter unterscheidet sich von den andern durch die Richtung, die sie nehmen. Diese Fasern, welche ich fortan mit dem Namen Vorläufer (précurseurs) bezeichnen werde, sind die ersten, die sich mit den Blättern vereinigen. Sie kommen an Zahl den Blättern jeder Windung der Blattperiode (chaque pas d'helice) gleich, und erscheinen in Entfernungen, die durch die Länge der Stengeltheile gemessen werden. Jede geht bloß vom mittleren Bündel aus und streicht in schrag aufsteigender Linie quer nach einem Blatte des Stammes hin. Auf seinem Wege und in einer bestimmten Entfernung von seinem Ausgangspunkte nimmt der Vorläufer zahlreiche Hülfsfasern auf. Anstatt daß diese ihren aufsteigenden Lauf verfolgen, krümmen sie sich auf einmal, umgeben die vorlaufende Faser, und heften sich mit ihr an die Basis des Blattstiels. Noch sehr spät findet man ihre Spuren auf den Narben, die die Blätter beym Abfallen zurücklassen. Ich darf nicht vergessen, hier eine Thatsache zu berichten, die mir sehr merkwürdig schien, und von der, meines Wissens, noch kein Botaniker Rechenschaft gegeben hat. Da wo sich in dem centralen Bündel der Vorläufer von der senkrechten Richtung ablenkt und sich neigt, um in das Blatt überzugehen, bringt diese Faser gewohnlich eine Verästelung hervor und öfter zwey oder drey. Anstatt der Richtung zu folgen, welche der Vorläufer nimmt, richten sich diese Verästelungen auf und verlängern sich in das mittlere Bündel. Dieses ist das einzige Beyspiel, welches ich von verästelteten Fasern in der Dattelpalme kenne. Ich weiß noch nicht, wo sie ausgehen, aber ich vermuthe aus gewissen Anzeichen, daß sie sich durch das Centrum des Phyllophors nach den Blättern begeben, welche im Grunde der Vertiefung desselben stehen.

Dieses sind die Umstände, welche den Verlauf der präcursirenden Fasern in ihrer oberen Partie

begleiten. Bis hieher ist nichts von dem, was ich über diesen Gegenstand gesagt habe, mit den Behauptungen des Hrn. Mohl im Widerspruch. Dieß wird jedoch nicht der Fall seyn, rücksichtlich dessen, was mir noch über den Verlauf in der unteren Partie zu sagen bleibt. Ich habe diese Fasern von den Blättern bis in das Centrum verfolgt; ich wollte wissen, wie es sich mit ihnen auf dem Wege vom Centro bis in die Peripherie verhält, und ich habe die Gewißheit erlangt, daß sie das Centralbündel in einem kleinen Theile, seiner Länge nach, durchlaufen, und sich dann davon entfernen, indem sie eine schräg absteigende Linie auf der dem Anheftungspunkte des Blattes entgegengesetzten Seite verfolgen. Hievon ist die Ansicht des Hrn. Mohls weit entfernt. Nach ihm sind die beyden Enden jeder Faser an derselben Seite des Stammes, in derselben Verticalebene angeheftet. Sollte diese Verschiedenheit in unserer Weise zu sehen davon herkommen, daß Hr. Mohl und ich nicht dieselben Arten beobachtet haben? Dieß kann ich für jetzt nicht entscheiden. Aber allerdings kann ich schon versichern, daß bey der Dattelpalme, der Agave americana und andern Monokotyledonen dasselbe Verhältniß, wie ich es angegeben habe, Statt findet. Es folgt also hieraus, daß die Vorläufer, welche sich nach den Blättern einer jeden Schraubenwindung begeben, sich in dem mittleren Bündel kreuzen und zusammen zwey durchbrochene Kegel (deux cones à jour) darstellen, deren einer aufrecht, der andere umgekehrt, und beyde an der Spitze vereinigt, was gewissermassen an die obere und untere Parthie einer Wasseruhr erinnert. Gleichwohl ist es gut zu bemerken, daß im Falle die Schraubenwindungen sich sehr nahe folgen, die Kegel (sowohl die unteren, als die oberen), von der Basis des Stammes bis zu seinem Gipfel, in einander geschachtelt sind.

Ich darf die Blattscheide nicht vergessen. Diese ist eine dicke und starke aus Schläuchen gebildete Fläche, welche von Holzfasern durchkreuzt wird. Diese Fasern, die dicken, wie die mittelmäßigen und haarförmigen, gehen von der ganzen innern Peripherie des Stammes aus, und neigen sich gegen den Blattstiel, theils von Links nach Rechts, theils von Rechts nach Links. In der Jugend vergrößert sich die Scheide, je mehr sich der Stamm verdickt; aber kommt der Moment, wo sie sich nicht mehr ausdehnen kann, so zerreißt sie und zögert nicht zu verschwinden.

Die Gesammtheit der Thatsachen, welche uns von einem gründlichen Studium der mittleren Stammpartie enthüllt werden, sind die unmittelbare Folge der organischen Thätigkeit, deren Schauplatz das frühere Phyllophor gewesen war. Dieses will ich noch in wenigen Zeilen nachweisen und damit beschließen, was ich über die Dattelpalme zu sagen hatte. Wir sind einig darüber, daß alle Fasern des Stammes in seiner inneren Peripherie entstehen, daß sie in das Phyllophor dringen und daß sie sich endlich an die Blätter anheften. Aber die denselben Bedingungen unterworfenen Vorläufer unterscheiden sich doch von der Menge der Fasern durch eigenthümliche Charaktere. Je mehr sie sich von ihrem Ausgangspunkte entfernen und sich aufrichten, indem sie sich der Achse des Phyllophors nähern, desto mehr entfernen sie sich von den sie begleitenden Fasern und führen, jeder einzeln, den schwachen Anlagen der Blätter, die sich im Grunde der Depression des Phyllophors gebildet haben, organische Hülfsmittel zu. Es ist hier nun, daß sich eine Bewegung des Wachsthums offenbart.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843. Nr. 54.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Juny.

Nro. 113. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Mathematisch-physikalische Classe.

An auswärtigen Arbeiten wurden mitgetheilt:

3. durch den Hrn. Classensecretar die eingesendete Abhandlung des Hrn. v. Mirbel in Paris, auswärtigen Mitgliedes der k. Akademie der Wissenschaften: Anatomische und physiologische Untersuchungen über einige monokotyledonische Gewächse.

(Schluß.)

Diese Bewegung erhebt auf einmal den vertieften Scheitel des Phyllophors und den dicken die Vertiefung umgebenden Wulst, und geht über sie hinaus. Daher kommt es, daß sich das Phyllophor erhöht ohne seine Gestalt zu ändern. Damit dieses Phänomen statt finde, müssen sich nothwendiger Weise die Vorläufer verlängern. Dieses unterbleibt niemals. So setzt sich das centrale Bündel fort, das, wenn ich mich nicht täusche, bloß aus Vorläufern besteht. In diesen Umständen läßt sich der Trieb des Wachsthums bis in die unterste Stelle der Vertiefung bemerken. Die jüngsten Blätter, die sie hervorbringt, machen nach und nach noch jüngeren Platz und ersetzen weiter oben ältere, die vor ihnen fliehen. In derselben Zeit erweitern sich die Schläuche, verlängern und verstärken sich die Fasern des centralen Bündels; das Phyllophor wird höher und dicker. So geschieht es, daß die Blätter, welche auf dem Gipfel des Wulstes stehen, allmählig nach dem Umkreise hingeschoben werden und daß die concentrischen Kreise, welche die Scheiden ihrer Blattstiele bilden, eine größere Weite erlangen. Man begreift, daß der vom mittleren Bündel kommende Vorläufer sich in derselben Zeit verlängert, wo sich das Blatt, an das er geheftet ist, von der Vertiefung des Knospenkernes entfernt. Es folgt hieraus, daß das Ende dieser Faser immer excentrischer wird. Seine Kraft sich zu entwickeln hört erst auf, wenn das Blatt, wozu er gehört, eine feste Stellung eingenommen hat. Daß der Vorläufer anstatt der Horizontallinie zu folgen einen spitzen Winkel mit ihr macht, dieses kommt davon, daß der Wachsthumtrieb des Phyllophors immer zunehmend vom Centrum nach der Peripherie geht. Dieses wird durch das Daseyn der Vertiefung auf dem Scheitel des Knospenkernes und durch den mächtigen Wulst, der sie umgiebt, hinlänglich bewiesen.

4. Durch den Classensecretar wurde folgende Notiz des Herrn Kanzleyrathes Theodori über einen von ihm bestimmten und abgebildeten kolossalen Ichthyosaurus trigonodon vorgelegt, den Hr. Pfarrer Murk bey Banz aufgefundenen hat.

Bey der Rectification des Laufes des Mayns mittelst eines Durchstichs zwischen Hausen und Unnersdorf in der Herrschaft Banz wurden ganz in der Nähe desselben am Abhange einer Anhöhe, an welcher die dortigen Lias-Kalke und bituminösen Mergelschiefer zu Tage anstehen, Steine

zum Uferbaue gebrochen. Hr. Pfarrer Murk zu Banz, stets eifrig bemüht, die Lokal-Petrefacten-Sammlung daselbst zu bereichern, versäumte nicht, diese Gelegenheit zu neuen Auffindungen zu benützen, und er war auch wirklich so glücklich, durch einen Schenkelknochen, der auf einen colossalen Ichthyosaurus deutete, auf die Spur eines großen Skeletes geleitet zu werden. Mitten unter den Regen-, Schnee- und Windstürmen einiger rauher Novembertage, im Jahre 1841, erhob er dasselbe aus dem Steinlager, in dem es 16 — 20′ tief eingebettet war. Die darüber liegenden Kalk- und Mergelschiefer-Schichten mußten unter großen Schwierigkeiten abgetragen und deßhalb tief in den Berg hinein gebrochen werden. Das Gerippe lag etwa 60 — 70′ in dem Felsen über dem Maynspiegel. Um nur den Kopf allein über den Bergesabhang herab zu tragen, mußten fast alle Männer der Gemeinde Unnersdorf aufgeboten werden.

Das Skelett lag mit dem Kopf felseneinwärts; der hintere Theil, ungefähr von den Lenden an, war nicht mehr vorhanden, sondern wurde ohne Zweifel schon bey Ausschwemmung des jetzigen Maynthales zwischen den Staffel- und Banzbergen durch vorweltliche Fluthen hinweggerissen. Der Kopf war schon im Lager in drey Theile zerklüftet, die jedoch vollkommen an einander schließen.

Das übrige Gerippe konnte nur plattenweise, wie eben der Schiefer sich ablöste, erhoben und mußte eben so, nach der Abarbeitung des Gesteins auf der oberen Fläche, wieder zusammengefügt werden. Diese Aus- oder Abarbeitung des bedeckenden Gesteins geschah von Hrn. Pfarrer Murk und Kanzleyrath Theodori selbst, an weniger schwierigen Theilen auch mit Beyhülfe eines geschickten Steinmetzen. Der Kopf wurde von allen Seiten vom Gesteine befreyt und auf eisernen, gabelförmigen Stützen in natürlicher Stellung aufgerichtet, damit er von allen Seiten gesehen werden könne. Das übrige durch die Stöße der Fluten mehr oder weniger in Unordnung gebrachte und zerstreute Gerippe nimmt einen horizontal gestellten 14′ langen, 8′ breiten flachen Kasten ein. Hier stellen sich die Knochen, — ihrer Höhe oder Dicke nach — über die Hälfte vom Gesteine rein befreyt, vollkommen ihre zum Theil fasrige, zum Theil poröse Textur zeigend, als glänzendes Hautrelief dar.

Aus dem nämlichen Grunde warum todte Fische auf dem Rücken im Wasser liegen, mag es auch gekommen seyn, daß die meisten um Banz aufgefundenen Saurier im Gesteine auf dem Rücken lagen. Dieß war auch der Fall bey dem Ichthyosaurus, von dem hier die Rede ist. Der Kopf lag auf der Stirn und so darf wohl auch angenommen werden, daß das flach zusammen gedrückte, horizontal zerstreute Gerippe auf dem Rücken lag; und eben dieses Zerrissenseyn läßt darauf schließen, daß die Knochen schon als fleisch- und sennenloses Skelet in die Erdmasse geriethen, die, später zu Stein geworden, es bis auf unsere Zeit bewahrte.

Der Schädel ist am hintern Theil sehr stark beschädigt; die hintern Ränder der Schläfengruben sind abgebrochen und deren Bruchstücke an ganz andere Stellen gedrückt; die Hinterhauptsknochen sind wohl vorhanden, aber gänzlich aus ihrer Stellung gebracht; die rechte Orbita ist fast ganz zusammengedrückt, die linke aber hat nur wenig gelitten. Schön erhalten sind die Stirn und der ganze vordere Theil des Oberkiefers. Vom abgebrochenen Theil der Schläfengruben bis zur Spitze der Schnautze mißt der Kopf 5′ 10″ 8‴ nach altem Pariser Maß, das hier bey den Dimensionsangaben überall angenommen wird. Wäre das Hinterhaupt vollständig so würde der Kopf über 6′ messen.

Der obere Theil des Kopfes, welcher dem Druck mehr Höhlungen darbot, ist besonders auf der rechten Seite stark zusammen gedrückt, so daß die Maßverhältnisse nicht mit Sicherheit angegeben werden können. Die massigen und soliden vordern Theile des Kopfes, von den Nasenlöchern an, haben sich fast ganz in der natürlichen Gestalt erhalten, nur ist ganz vorn die Schnautze etwas abwärts geknickt.

Die stumpf-viereckigen von vorn nach hinten in die Länge gezogenen Schläfengruben sind 5″ 9‴ weit. Die linke, ziemlich gut erhaltene Orbita mißt von hinten nach vorn 11″ in der Weite, der obere Theil derselben ist etwas herab

gedrückt. Das linke Nasenloch ist 7″ lang, 1″ 6‴ hoch. Die Spitze der Schnauze von demselben 3′ 4″ entfernt. Das Ende der Schnauze zeigt eine ganz eigenthümliche Bildung. Es ist aufgestülpt und durch mehrere Einschnitte getheilt, in welchen wahrscheinlich starke Muskeln eingeheftet waren. Tiefe Höhlen ganz vorn an der Spitze können nicht anders denn als Alveolen gedeutet werden, wie solche den Ichthyosauren eigenthümlich sind, und zeigen das besonders merkwürdige specifische Merkmal, daß die Spitze der Schnauze selbst auch mit vorwärts hinausstehenden Zähnen bewaffnet war.

Näheres über die Zähne wird unten folgen.

Der Unterkiefer scheint nicht vollständig zu seyn, da er bedeutend kürzer ist als der obere. An dem rechten Kieferast sieht man deutlich, daß von dem hintern Theile etwas abgebrochen ist; das Ende des Linken kann nicht mit Gewißheit ermittelt werden. Die Spitze des Oberkiefers steht über die des untern um 9″ vor. Und doch hat dieses am vordern Ende keine scharfe Bruchflachen, vielmehr sind alle Hervorragungen glatt zugerundet und durch eben solche Einschnitte geschieden, wie am Oberkiefer. Sollten diese Zurundungen durch die Einwirkung der Atmospharilien bewirkt worden seyn, wenn das Skelet schon lange von den Fleischbedeckungen entblößt lag? Kaum moglich, wahrscheinlich gar nicht, denn sämmtliche übrige Knochen sind ganz gut erhalten.

Daß der Unterkiefer nicht durch eine gewaltsame Verschiebung zurückgerückt seyn kann, beweiset, daß der Gelenktheil (pars condyloidea) an der natürlichen Stelle am Oberkiefer sitzt. Wenn aber die Spitze nicht abgebrochen, also der Unterkiefer um so viel kürzer wäre, zu was hätten die Zähne am vorstehenden Theil des oberen gedient? — Bey den übrigen näher bekannten Ichthyosauren ist der Unterkiefer vorn eben so lang und rückwärts etwas länger als der obere.

Im dermaligen Zustande ist der fragliche Unterkiefer 5′ 4″ 6‴ lang; die Symphyse mißt 2, die innere Weite zwischen den beyden Kieferästen am Ende 1′ 7″. Verschiedene, nicht leicht bestimmbare, Gaumen- und andere Knochen liegen aus der natürlichen Stelle gerissen zwischen den Kieferästen.

Die untere Ansicht des Kopfes zeigt auch hinter den Kieferästen die beyden ossa coracoidea (10″ lang, 1′ breit) in natürlicher Stellung zu einander, nebst einigen Rippentrummern und gespaltenen Halswirbeln. Am Hintertheil des Kopfes, selbst in den Schlafengruben sieht man, durch einander geworfen, des Hinterhaupts Grundbein (occipital inférieur ou basilaire, Cuvier) 7″ 9‴ breit, einige der andern das Hinterhauptloch umgebenden Knochen und mehrere Phalangen. Auch der rechte Humerus sitzt an der Wand der rechten Schlafengrube.

Von dem übrigen Skelete sind folgende Theile auf der Schieferplatte vorhanden.

29 meistens vollständige Wirbelbeine. Die größten haben 6″ im größeren Durchmesser, von der linken Seite zur rechten, und 5″ 6‴ von oben nach unten. Die Länge derselben hat wohl 2 — 2″ 6‴ nicht überschritten. Sie liegen fast alle horizontal und dürften durch verticalen Druck etwas, wenn auch nur wenig, in sich selbst zusammen gedrückt, also in ihrer Länge verkürzt seyn. Die Seiten-Articulationen haben keine Grübchen, wie z. B. die Wirbel des Ichthyosaurus tenuirostris; darum haben auch die mehr als 50 zählbaren Rippen keine getrennten Gelenkflachen, sondern nur zwey Articulationsfacetten. Die größten sind 3′ 6″ lang und 1′ breit, zum Theil noch in ihrem natürlichen Zustand — fast rund —, die meisten aber flach gedrückt.

Der sehr gut erhaltene gewaltige linke humerus ist 10″ 4‴ lang, am Gelenkkopf 6″ 7‴, in der Mitte, am schmalsten Theile, 5″ 9‴ und am vordern Ende — an den beyden Gelenkflachen 9″ breit.

Von den Füssen, Flossen oder Rudern, wie man sie nennen will, sind viele — Radius und Ulna, Carpal- und Metacarpal-Knochen und Phalangen vertretende — Knochen, zum Theil noch in natürlicher Ordnung, vorhanden. Eben solche auch von den hintern Gliedmassen, nebst den beyden Oberschenkelknochen, welche 9″ lang und 5″ 6‴ am Gelenkkopf, am andern Ende 7″ 4‴ breit sind.

Einige andere Knochen konnten bis jetzt noch nicht bestimmt werden.

Nach dieser Aufzählung ergiebt sich, daß fast alle Haupttheile des Skeletes vorhanden sind.

Zur Bestimmung der Species sind dieselben jedoch für sich allein nicht zu gebrauchen, weil die Characteristiken der übrigen Ichthyosaurus-Arten bisher noch nicht in dieser Hinsicht bekannt gemacht worden sind.

Dieselben wurden bis jetzt hauptsächlich nach den Zähnen bestimmt, und so haben wir als allgemein bekannt und angenommen nur folgende: J. communis, J. tenuirostris, J. intermedius und J. platyodon. Weder Bronns Lethaea, noch von Meyers Palaeologica geben nähere Merkmale an von den übrigen aufgestellten Arten.

Der Größe nach käme unser Ichthyosaurus dem J. platyodon sehr nahe. Allein Letzterer hat platte Zähne, während an Ersterem die Zähne entschieden dreyeckig und dreykantig, zugleich auch dick sind. Der Name J. trigonodon wird also wohl dieser characteristischen Beschaffenheit der Zähne entsprechend seyn. Platyodon kann er nun einmal schlechterdings nicht heissen, wenn der Name nicht den Eigenschaften widersprechen soll.

Auf die sehr merkwürdige Beschaffenheit der Zähne weiter einzugehen, würde hier zu weit führen. Es bleibt also nur noch zu bemerken, daß dieselben an Länge und Dicke verschieden, stets aber dabey dreyeckig und dreykantig sind. Nach hinten nehmen sie bedeutend an Größe ab. Am Oberkiefer sind links 26, rechts 29, am Unterkiefer links nur 11 vorhanden. Sehr viele lagen zerstreut auf dem Kopfe und mußten weggesprengt werden, um so viel als möglich die Knochen selbst vom Gesteine zu befreyen.

Dieser an sich widrige Umstand gab jedoch Gelegenheit, die innere Structur der Zähne besser kennen zu lernen.

---

5. Durch Hrn. Prof. Dr. A. Buchner wurde der Classe ein Aufsatz seines Sohnes, des Dr. Buchner jun.: Chemische Beobachtungen über die Jod- und Bromhaltige Adelheids-Quelle von Heilbrunn in Oberbayern mitgetheilt.

Als mein hochzuverehrender Lehrer, Hr. Ober-Bergrath und Akademiker Dr. Fuchs vor mehreren Jahren eine chemische Untersuchung des seines Jodgehaltes und seiner übrigen chemischen Mischung wegen so berühmt gewordenen Adelheitswassers unternahm und dabey auch das Vorkommen des Broms in demselben nachwies, sah Niemand besser als er die Schwierigkeiten ein, die sich einer genauen Scheidung des Jods vom Brom und Chlor und einer genauen Menge-Bestimmung der beyden ersten nach den damals bekannten Methoden entgegen stellten. Er wurde dadurch veranlaßt, ein neues Verfahren, das Jod abzuscheiden, auszumitteln, welches auf die Eigenschaft einer Auflösung des Chlorsilbers in Ammoniak, das Chlor mit Jod zu vertauschen und das gebildete, in Ammoniak so schwer lösliche Jodsilber zu präcipitiren, sich gründend, von den Chemikern mit Beyfall aufgenommen worden ist. Diese neue sinnreiche Methode, über deren Genauigkeit wir keinen Augenblick Bedenken tragen durften, sobald es sich nur um eine Scheidung des Jods vom Chlor handelte, mußte uns indessen, was Hr. Oberbergrath Fuchs selbst ausdrücklich bemerkte, in Betreff einer richtigen Bestimmung des Jod- und Brom-Verhältnisses in einigem Zweifel lassen, so lange wir überhaupt kein Mittel zur absoluten Scheidung dieser beyden Körper kannten.

Nachdem nun Laffaigne in der Anwendung der Palladiumauflösung ein solches Mittel kennen gelehrt hat, und zugleich auch das Verfahren der Brom-Bestimmung verbessert worden ist, war es erwünscht, diese neuen Erfahrungen zu einer nochmaligen chemischen Untersuchung der Adelheidsquelle zu benützen.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 35.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Juny.

Nro. 111. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Mathematisch-physikalische Klasse.

5. Durch Hrn. Prof. Dr. A. Buchner ein Aufsatz seines Sohnes, des Dr. Buchner jun.: Chemische Beobachtungen über die Jod- und Bromhaltige Adelheids-Quelle von Heilbrunn in Oberbayern.

(Schluß.)

Um eine solche Untersuchung ist eigentlich Hr. Oberbergrath Fuchs angegangen worden, welcher aber mich mit dem Vertrauen, dieselbe auszuführen, beehrt hat.

Ich habe zuerst eine Reihe von Versuchen unternommen, um die Methode von Fuchs mit der von Lassaigne in ihrem Ergebnisse zu vergleichen und die Ursache auszumitteln, warum bey Anwendung der ersteren die Jodmenge so leicht größer erscheint, als sie wirklich ist, und ich bin durch die Beobachtung einiger Cautelen dahin gekommen, das Jod in Flüssigkeiten, die zugleich Chlor und Brom enthalten, nach Fuchs's Methode mit derselben Sicherheit zu bestimmen, als es nach dem Verfahren von Lassaigne geschehen kann. Es kommt hier alles darauf an, daß man das Niederfallen des Chlor- und Brom-Silbers neben der des Jod-Silbers gleich von vorne herein zu vermeiden suche, indem dieselben, namentlich das letztere, einmal entstanden, nur sehr schwierig mehr auflöslich gemacht werden können; dieses verhindert man aber nur, wenn man eine viel größere Menge Ammoniak, als man früher eines zu befürchtenden Verlustes an Jodsilber wegen zu nehmen gewagt hätte, beymischt. Ich habe z. B. aus 4 Pfunden Wassers 1,040 Gran Jodpalladium und aus einer gleichen Menge 1,392 Gran Jodsilber erhalten. Das erstere entspricht 0,732 Gran, und das zweyte 0,748 Gr. Jod; die bey dieser verschiedenen Bestimmungsweise eingetretene Differenz ist also, wie man sieht, zu unbedeutend, als daß sie die Fuchs'sche Methode unbrauchbar machen könnte.

Als ich hierauf die nähere Untersuchung selbst vornahm, und dabey die Mischung des Wassers von verschiedenen Monaten berücksichtigte, bin ich zu der Erfahrung gelangt, daß das zu verschiedenen Zeiten geschöpfte Adelheids-Wasser nicht immer eine gleiche Zusammensetzung habe. Während z. B. das Wasser vom Juny vorigen Jahres in einem Pfunde nahe an 47 Gran fixer Bestandtheile aufgelöst enthielt, konnte ich in dem vom Monat August nur beyläufig 36 Gran finden. Das Wasser vom Oktober aber verhielt sich wieder wie das vom Juny, das vom vergangenen Februar hingegen war wieder etwas specifisch leichter und enthielt in einem Pfunde ungefähr 44 Gr. fixer Stoffe aufgelöst.

Ich habe überhaupt Ursache zu glauben, daß die meisten Heilquellen, je nach den zu verschiedenen Zeiten herrschenden Einflüssen ihre Zusammensetzung mehr oder weniger ändern können, daß also ihre Mischung nicht so constant sey, als man bisher anzunehmen geneigt war. Es mag sich damit wie mit der Beschaffenheit der Nieren-Sekretion im thierischen Organismus verhalten, indem die

Mischung des Harnes unter verschiedenen Umständen auch verschieden ist, namentlich aber das Verhältniß des Wassers zu den darin aufgelösten Stoffen von der Menge der genossenen Getränke abhängt. Bey einer näheren Berücksichtigung der Entstehungsweise der Heilquellen und namentlich der verschiedenen Wassermenge, die zu verschiedenen Zeiten zur Quellen-Bildung in die Erde einfiltrirt, wird meine Vermuthung und der obige Vergleich nicht zu gewagt erscheinen.

Indem ich aber an diese Erfahrungen einige Betrachtungen über den Einfluß der ungleichen Zusammensetzung der Adelheidsquelle auf ihre medicinische Wirkung knüpfte, bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß dieser Einfluß nicht so bedeutend seyn könne, als er beym ersten Anblick erscheinen möchte. Es ist nämlich mehr das Verhältniß des Wassers zu den darin aufgelösten Salzen überhaupt, als das Verhältniß der letztern unter sich, durch welches sich die ungleiche Zusammensetzung offenbart, und mithin wird bey Vergleichung gleicher Quantitäten Wassers von verschiedener Zusammensetzung die Differenz in der Menge eines und desselben Satzes um so weniger auffallend seyn, je geringer überhaupt seine Quantität ist. Es ist aber bekannt, daß gerade die in geringerer Menge im Adelheidswasser aufgelösten Salze die wirksamsten sind. In diesem Wasser macht z. B. das Kochsalz den vorherrschenden Bestandtheil aus, weßhalb sein Mengen-Unterschied bey Vergleichung einer gleichen Wassermenge von verschiedener Mischung auch am größten ist, ohne daß dieß beym arzneylichen Gebrauche von großem Belang seyn wird. Viel weniger auffallend aber erscheint der Unterschied in der Quantität des kohlensauren Natrons, welches ein ausgezeichneter Bestandtheil der Quelle ist, jedoch in geringerer Menge als das Kochsalz darin vorkommt. Die Differenz in der Menge der so wirksamen Jod- und auch der Brom-Verbindung endlich, welche nur Bruchtheile eines Grans in einem Pfunde Wassers betragen, ist so unbedeutend, daß wir diesem Unterschied unmöglich einen entschiedenen Einfluß bey der Anwendung des Wassers von ungleichem Salzgehalt zuschreiben können.

Indem ich der königl. Akademie das Resultat der chemischen Untersuchung des Wassers von den

Monaten Juny und August des vorigen Jahres vorlege, wird sie vielleicht meiner Meynung beystimmen.

Ein Pfund zu 16 Unzen des Wassers vom Monat Juny 1842 enthielt:

Jodnatrium . .	0,220
Bromnatrium . .	0,150
Chlornatrium . .	39,097
Chlorkalium . .	0,022
Kohlensaures Natron .	6,518
Kohlensaures Ammoniak	0,082
Kohlensauren Kalk .	0,436
Kohlensaure Magnesia	0,107
Eisenoxyd . .	0,080
Thonerde . .	0,027
Kieselerde . .	0,107
Humusartige Substanz	0,055
	46,901 Gran.

Ein Pfund zu 16 Unzen des Wassers vom Monat August 1843 enthielt:

Jodnatrium . .	0,197
Bromnatrium . .	0,116
Chlornatrium . .	28,248
Kohlensaures Natron .	5,679
Kohlensauren Kalk .	0,476
Kohlensaure Magnesia	0,256
Eisenoxyd , .	0,114
Thonerde . . .	0,018
Kieselerde . . .	0,186
Humusähnliche Substanz	0,020
	35,310 Gran.

nebst Spuren von Kali- und Ammoniaksalzen.

6. Durch Hrn. Conservator Dr. Vogel ein Aufsatz seines Sohnes, des Dr. A. Vogel jun. über einen neuen Bestandtheil des Bieres.

Nach den vortrefflichen Versuchen von Prof. Liebig *) stammt das Fett im Thierkörper aus den stickstofffreyen Nahrungsmitteln, welche durch die Verdauung in der Art eine Veränderung erleiden, daß der Kohlenstoff dieser Substanzen in dem Thierkörper als Fett zurückbleibt.

Gegen diese Ansicht nehmen die französischen Chemiker Dumas und Bousfingault **) an, daß die Thiere, welcher Art sie auch seyen, kein Fett erzeugen, sondern es direkt aus dem Pflanzenreich empfangen, mithin diejenigen Thiere, welche Fett genießen, die einzigen sind, in denen man Fett in dem Zellgewebe sich anhäufen sieht.

Prof. Liebig ***) zeigt dagegen durch die quantitative Bestimmung des Fettes in mehreren vegetabilischen Nahrungsstoffen, wie z. B. im Reis, in den Erbsen, Bohnen, im Welschkorn ꝛc., daß die in diesen Nahrungsmitteln enthaltene geringe Menge Fett nicht im Gleichgewicht stehe mit dem Fett der damit gemästeten Thiere.

Zu den Nahrungsmitteln, welche der Erfahrung gemäß auf die Fettbildung einen bestimmten Einfluß äußern, gehört das Bier. Da über den Fettgehalt desselben noch keine Beobachtungen bekannt gemacht sind, so habe ich einige diesen Gegenstand betreffende Versuche angestellt.

Beym langsamen Abrauchen hinterläßt das Bier einen braunen klebrigen Rückstand. Dieser wurde bey 100° C. im Wasserbade getrocknet und zu feinem Pulver zerrieben. Mehrmals mit kochendem Aether behandelt giebt diese braune Substanz ein gelbes öliges Fett von eigenthümlichem dem Malz ähnlichem Geruch an den Aether ab, welches nach dem Verdampfen des Aethers in Tropfen zurückbleibt. Mit den Alkalien bildet dieses Fett auflösliche Seifen und hinterläßt auf Filtrirpapier einen Fettfleck. Unter dem Mikroskop konnten die Fettaugen deutlich erkannt werden.

Was die Quantität des Fettgehaltes im Bier betrifft, so ergab sich aus 3 übereinstimmenden Versuchen, daß in 100 Theile Bierextract 0,1605 in Aether lösliche Bestandtheile enthalten sind.

Da nur 1 Maaß Münchner Winterbier beym Abrauchen im Durchschnitt 18 Quentchen Extract zurücklaßt, so ergiebt sich hieraus, daß dem Organismus durch eine Maaß Bier 1,728 Gran fette Substanz zugeführt wird. Angenommen, daß ein Individuum täglich 2 Maaß Bier trinkt, so würden ihm nach dieser Berechnung im Laufe eines Jahres 2 1/2 Unze Zuwachs an Fett daraus entstehen, eine Gewichtszunahme, welche mit der aus Erfahrung bekannten häufigen Corpulenz unserer Biertrinker keineswegs übereinstimmt.

Da das Bier eine so geringe Quantität in Aether löslicher Bestandtheile enthält, und als Nahrungsmittel nach der Erfahrung der Aerzte doch unzweifelhaft auf die Fettbildung Einfluß hat, so muß diese Wirkung nothwendig den andern indifferenten Bestandtheilen des Bieres, zugeschrieben werden, wodurch die von Liebig aufgestellte Fettbildungstheorie eine Bestätigung erhält.

*) Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie.

**) S. Annales de chimie et de physique. T. IV. p. 208.

***) S. Annalen der Chemie und Pharmacie. Januar 1843.

Historische Classe.

In der Sitzung am 22. April d. J. wurde folgende letzte Arbeit des Hrn. Ministerialraths v. Fink, dessen Hintritt die Akademie betrauerte, vorgelegt: Ueber die Autonomie der oberpfälzischen Ritterschaft unter churpfälzischer Regierung.

Bey Untersuchung der autonomischen Rechte der oberpfälzischen Ritterschaft unter churpfälzischer Regierung ist theils auf ihre persönlichen Verhältnisse, theils auf ihren Gutsbesitz Rücksicht zu neh-

men. In jeder Beziehung unterscheidet sich die einst reichsfreye Ritterschaft von dem dienstpflichtigen oder ministeriellen Ritterstande.

Daß einst in der Oberpfalz eine reichsfreye Ritterschaft bestanden habe, ist eine urkundlich zu erweisende Thatsache. [1]) Dieser Ritterstand war dem Herzoge oder Pfalzgrafen nur in dessen Eigenschaft als Reichsbeamten und nur so weit, als diese Amtsgewalt reichte, unterworfen. Gegen diese herzogliche Amtsgewalt äußerte sich das Verhältniß jener eingesessenen Ritterschaft außer dem Reichsdienste hauptsächlich in Hinsicht auf die öffentliche Sicherheit, deren Verletzung, z. B. durch Landfriedensbruch der Bestrafung des Herzogs oder Pfalzgrafen unterworfen war. [2]) Ohne dessen Einwilligung durfte daher keine neue Feste in der Oberpfalz angelegt oder erbaut werden. [3])

In Civilstreitigkeiten waren diese Landsassen bey Sachen, Grund und Boden, Erb und Eigen belangend den herzoglichen oder pfalzgräflichen Landgerichten, welche von den Landgrafen von Leuchtenberg an das Haus Wittelsbach veräußert worden, [4]) ohne Einschränkung unterworfen; denn diese Gerichte waren ursprünglich der Ausfluß eines Reichsamtes. [5])

Für persönliche Civilstreitigkeiten wurde häufig die Autonomie durch den gewählten Weg des Hintergangs oder Compromisses geltend gemacht. [6])

Da die nächste Bestimmung des Ritterstandes das Kriegshandwerk war, so war auch das Recht, sein Schwert nach Gefallen irgendwo für den Krieg zu vermiethen, ein Kleinod der Freyheiten und der Autonomie des Ritterstandes. [7])

Bey dem freyen Eigenthume trat gewöhnlich ein Familien-Gesammteigenthum ein, welches dem Besitzer kein unbeschränktes Veräußerungsrecht gestattete, sondern hiezu die Einwilligung der mit dem Anrechte versehenen Stammesverwandten erforderlich machte. [8])

Dagegen lag es in den Verhältnissen der Zeit, daß dem rittermäßigen Gutsherrn die Befugniß zustand, seinen Hintersassen Gebote und Verbote zu ertheilen, und mit einem Zwangsrechte dieselben aufrecht zu erhalten, was durch Mitwirkung von Gerichtsbarkeitsrechten erleichtert wurde. [9])

1) Sowohl in den Mon. boic. als auch in dem Cod. Trad. Monasterii Ensdorf kommen mehrere oberpfälzische Rittergeschlechter vor, welche einst reichsfrey waren. Es streitet auch die Vermuthung in dieser Hinsicht für die Besitzer allodialer Rittergüter; denn wenn in der Oberpfalz noch im 14. Jahrhunderte reichsfreye Bauern als Besitzer freyeigenthümlicher Güter erscheinen, (Gel. Anz. XIII. S. 1009 in Not.) so kann man nicht annehmen, daß der Ritterstand unvermögender gewesen sey, seine Freyheit im Gegensatze der Ministerialität zu erhalten. An diese reichsfreyen Ritter reihten sich auch die Reichsministerialen (obige Cod. Trad. in ind. person. voce Swerenvelt und Wadenthal — Weidenthal).

2) Man sehe ein Beyspiel in dem Vers. einer Gesch. des Vicedom-Amtes Nabburg Not. 92. Urk. von 1351. S. 104.

3) Obiger Vers. einer Gesch. S. 14 mit Not. 46 und 47.

4) Theilungsvertrag von Pavia bey Aettenkhover S. 229.

5) Ueber die Verhandlungen der Landgerichte sehe man zahlreiche Beyspiele in den Verhandlungen des historischen Vereins des Regenkreises, nachmals der Oberpfalz und Regensburg Bd. III. IV. u. VI.

6) Beyspiele von den Jahren 1283, 1321 und 1454 erscheinen in den M. B. XXIV. p. 55, 68, 69, 225.

7) Man vergleiche die angez. Gesch. des Viced. Amts Nabburg S. 15 und 152 Not. 190.

8) Hieher schlagen die Urkunden von 1282, 1362 u. 1575 in M. B. XXIV. S. 53, 55, 116, 118, 129 in Ansehung der Familien Puchberg, Sinzenhover und Pulzheimer, wie auch die Verhandlungen des erwähnten histor. Vereines B. V. S. 458 u. 459 in den Noten ein.

9) In Ermangelung ritterschaftlicher Archivalien geht aus den Kaufs-Urkunden des pfälzischen Hauses über ritterschaftliche Güter erklecklich hervor, welche Herrschaftsrechte mit letzteren verbunden waren.

(Schluß folgt).

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 36.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Juny.
Nro. 115. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

In der Sitzung am 6. May 1843 las Hr. Dr. Schmeller:

I. Ueber ein amerikanisches Bauwerk aus der Zeit nordeuropäischer Ansiedlung vor Columbus.

Etatsrath Rafn, der thätige Secretär der königlichen Gesellschaft für nordische Alterthumskunde zu Kopenhagen, hat einem unter dem Titel: Americas Opdagelse i det tiende Aarhundrede (Amerikas Entdeckung im zehnten Jahrhundert) im Jahre 1841 erschienenen Auszuge aus seinem größeren Werke: Antiquitates Americanae einige durch sieben Stahlstiche erläuterte Bemerkungen beygefügt über ein bey Newport auf Rhode Island, dem Wiinland der alten Normannen, vorkommendes Bauwerk, das er als ein Ueberbleibsel aus der Zeit der Niederlassung europäischer Nordländer in diesem vorlängst durch sie entdeckten Welttheile nachzuweisen bemüht ist. Es ist ihm daran gelegen, auf dieses Denkmal, welches den mancherley Beweisen für das was Amerika, wenigstens das nördliche, lange vor Columbus den Normannen gewesen, einen neuen und nicht den wenigst ansprechenden beygesellen müßte, die Aufmerksamkeit von Männern zu lenken, welche vertraut sind mit den Eigenthümlichkeiten und der Geschichte der ältern, namentlich nordeuropäischen Baukunst, Männern, deren Urtheile er das seinige unterstellt.

Ausdrücklich erklärt er in seiner Zuschrift den Wunsch, seine Abhandlung im Kreise unserer Akademie zur Sprache gebracht zu wissen, weil ihm ohne Zweifel nicht entgangen ist, welche Autoritäten dieses Faches sie unter die Ihrigen zählt.

Da ich veranlaßt gewesen, über das größere, sich mehr auf die schriftlich erhaltenen Beweise erstreckende Hauptwerk (Antiquitates Americanae) in den Gelehrten Anzeigen (Nr. 78 — 80 von 1839) Bericht zu erstatten, so scheint nicht ungeeignet, daß ich, obschon Laie, mich im Namen des Verf. der Vorlage auch dieses mehr artistischen Nachtrages unterziehe.

Man hatte dem Verf. auf seine Annahme, daß die Strecke Amerikas, die er als das Wiinland der alten Normannen bezeichnet, mehrere Generationen hindurch von diesen bewohnt gewesen, den Einwurf entgegen gehalten, daß sich in diesem Lande noch kein Bauwerk aus älterer Zeit, kein Stein habe finden lassen, den man nach den Regeln europäischer Kunst auf den andern gelegt glauben könnte, da doch in Grönland Ruinen übrig sind verschiedener Gebäude, die Zeugniß geben von dem Volke, und zwar demselben normannischen, das sie aufgeführt. R. erklärt dieß genügend aus dem Umstand, daß man in Grönland gezwungen war, die Gebäude aus Stein aufzuführen, froh, weil man Treib- und andern Holzes, das aus weiter Ferne herbeygeschifft werden mußte, nur so viel hatte, als nöthig war, die innere Einrichtung damit zu beschaffen, während die im waldreichen Wiinland angesiedelten Normannen nach der bis heute befolgten Sitte der Heimat vorzugsweise, wo nicht ausschließlich, mit

Holz, diesem so vergänglichen und so wenig monumentalen Material, gebaut haben werden; wie denn in der Sage von Leif und Thorfinn Karlsefne die von diesen in Wünland aufgeführten großen Häuser (mikil hús) ausdrücklich búdir d. i. Holzhäuser genannt sind.

Inzwischen bietet sich Anlaß, selbst den Umstand, daß sich im Wünland der alten Normannen gar keine Reste von Steinbauten aus vorcolumbischer Zeit finden sollen, in Zweifel zu ziehen.

Durch eine in die Memoiren der Alterthumsgesellschaft für 1836 — 1839 aufgenommene Mittheilung lenkt Dr. Webb die Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand, der sicherlich eine genauere Untersuchung verdient. Bey Newport nahe an der Südspitze der Insel Rhode Island stehen die Ruinen eines alterthümlichen Bauwerks (a structure bearing an antique appearance), das den Einwohnern und den zahlreichen Fremden, die sich jeden Sommer aus verschiedenen Theilen der Union, um die reine Luft und die vortrefflichen Seebäder zu genießen, hier zusammenfinden, insgemein unter der Benennung: die alte Steinmühle bekannt ist. Dieses Gebäude liegt auf der Westseite und nahe an der Spitze der Anhöhe, auf welche der übrige Theil der Stadt gebaut ist, so daß es die Aussicht nach dem dortigen trefflichen Hafen darbietet. Es ist für die Beschauer längst ein Gegenstand der Verwunderung gewesen und hat in jedem die Begierde erweckt zu wissen, wann und wozu es eigentlich entstanden. Gelehrte und Laien haben sich darüber den Kopf vergeblich zerbrochen, und wendet man sich an die ältesten unter den Einwohnern, so ist die Antwort, daß es eben so lange sie denken die alte Steinmühle geheißen.

(Fortsetzung folgt.)

Historische Classe.

In der Sitzung am 22. April d. J. wurde folgende letzte Arbeit des Hrn. Ministerialraths v. Fink, dessen Hintritt die Akademie betrauerte, vorgelegt: Ueber die Autonomie der oberpfälzischen Ritterschaft unter Oberpfälzischer Regierung.

(Schluß).

Belangend die Verhältnisse der ritterschaftlichen Dienstmannen, Burgsassen und in Lehen-Verbindung gestandener Landsassen, so wie der Hof- und Amtleute in der Oberpfalz beruhten diese auf einer strengern Abhängigkeit, als es bey den freyen Rittern der Fall war. [10])

Neben den Kriegs- und Gerichtsdiensten waren sie auch zu den Hofdiensten verbunden, und bey persönlichen Sprüchen dem herzoglichen oder pfalzgräflichen Hofgerichte untergeordnet. [11])

Es war in der Politik des pfälzischen Hauses gelegen, dahin zu wirken, daß in dem oberpfälzischen Gebiete die freye Ritterschaft allmählig verschwinde und von einem vollkommen unterthänigen Mediatadel ersetzt werde.

Zu diesem Ziele wurde vorzüglich die Erwerbung ritterschaftlicher Besitzungen zur Vermehrung des fürstlichen Kammergutes benützt. Einige Beyspiele werden das Ergebniß jener Politik anschaulich machen. Schon im Jahre 1345 kauften beyde Herzoge Ruprecht (I. u. II.) von Ulrich Satzenhofer Pruck die Burg und den Markt, wozu im Jahre 1470 die Hofer von Lobenstein ihre Gerechtigkeit

10) Bey dem Mediatadel blieb die Pflicht des Hofdienstes übrig, als durch die Veränderung der Kriegs- und Justizverfassung die Kriegs- und Gerichtsdienste außer Uebung kamen.

11) Von dem Verhältnisse der landsässigen Ritterschaft in der Oberpfalz zu den Land- und Hofgerichten unter der pfälzischen Regierung wird gehandelt in den Gel. Anzeigen XIII. S. 93.

des Halsgerichts, der Freis, der Wändel u. s. f. dem Herzoge Otto II. übergeben haben. [12])

Ruprecht der Aeltere (I.) brachte um die Jahre 1375 und 1385 von den Hohenfelsern das Schloß Hohenfels mit Zugehörung käuflich an sich. [13])

Dieses nämliche geschah von demselben um das Jahr 1380 bey Erwerbung von Helfenberg, welches die Ehrenfelser besassen. [14])

Derselbe kaufte von Martin Förth von Turnau das Amt Heimburg im Jahre 1388 mit Gerichten, Steuern u. a. [15])

Ruprecht III. brachte die Feste Tennesberg mit Herrschaften, großen und kleinen Gerichten in den Jahren 1394 bis 1399 von den Paulsdorfern unter mehreren Rechtstiteln an sich. [16])

Im Jahre 1424 kaufte Herzog Johann von Ulrich Wartberger zu Kuttenberg die Feste und Hofmark Eslarn mit Freyheiten, Diensten, Frohnen s. a. [17])

Das Schloß und Amt Wolfstein kam im Jahre 1465 von dem Ritter Apel Vitzthum durch Kauf an Herzog Otto II. zu Neumarkt. [18])

Churfürst Ludwig von der Pfalz und sein Bruder Herzog Friedrich erkauften von Heinrich von Gutenstein im Jahr 1509 die Herrschaften Schwarzenburg, Retz und Waldmünchen. [19])

Mehrere aus dem begüterten Ritterstande in der Oberpfalz haben durch besondere Verträge den Schutz und Schirm des pfälzischen Hauses gegen eingeräumte Oeffnung ihrer Festen und Schlösser erlangt. [20]) Die Oberpfalz war einst ein blutiger Schauplatz der Plackereyen, Wegelagerungen und Befehdungen. [21]) Der freye Edelmann war daher nicht minder als der freye Bauer zu jener unruhigen Zeit genöthiget, sich in den Schutz eines mächtigen Reichsstandes zu begeben, da der allgemeine Reichsschutz keine Sicherheit gewährte. Mit der Erlangung dieses besondern Schutzes war die persönliche Unterwürfigkeit und die Verzichtleistung auf die Reichsfreyheit verbunden, eine Verzichtleistung, welche eben auch aus der Quelle der Autonomie ihre rechtliche Begründung schöpfte. Oefter verliehen die Herzoge und Pfalzgrafen zu den bedeutenderen Rittergütern das Halsgericht in lehenbarer Eigenschaft, [22]) was zur Verstärkung der persönlichen Verpflichtungen diente.

Eine wichtige Epoche trat ein, als der Ritterstand unter sich eine Verbindung schloß, mit welcher er als eine eigene Curie an der oberpfälzischen Landschaft Theil nahm. Zuvörderst erscheint diese im Herzogthume Pfalz-Neumarkt. Nach Vereinigung dieses Gebietes mit den Churlanden in der Oberpfalz wurde eine gemeinschaftliche Landschaft, und zwar zuerst um das Jahr 1512 in das Leben gerufen. [23]) Durch den Einfluß, welchen der Rit-

12) Nach archiv. Notizen.

13) Nach obigen arch. Quellen.

14) Frhr. v. Löwenthal Geschichte des Schultheißenamts Neumarkt S. 72.

15) Angez. Ges. v. Neumarkt. S. 44. und archiv. Notizen.

16) Angef. Ges. des Viced. A. Nabburg S. 15 und 89 Not. 50.

17) Nach archiv. Notizen.

18) Ob. Ges. v. Neumarkt. S. 49.

19) Verhdl. des hist. Vereins für die Oberpfalz und Regensburg Bd. V. S. 455.

20) Unter andern kommen Verträge über Schutz und Opferungsrechte vor bey Kirnberg 1354, bey Zangenstein 1500, bey Rockenstein 1794, bey Wolfering 1413, bey Strahlenfels 1425, bey Weißenstein und Krumenohr 1448. (Nach ob. pf. Archivsrepertorien.)

21) Hieher sind zu beziehen die böhmische goldene Bulle K. Karl IV. von 1355, ein Vertrag mit Bayern und Regensburg über Plackereyen von 1444, und die Verträge mit böhmischen Edelleuten über ihre Fehden in der Oberpfalz von 1429, 1442 und 1451. (Nach obigen Cop. Büch.) Endlich die Beschwerden der v. pf. Landschaft über allgemeine Unsicherheit noch im J. 1512 (v. Eckher Gesch. der vormaligen Landschaft in der Oberpfalz S. 17.

22) Hieher beziehen sich die Verleihungen bey Stammsried, Treffling, Lobenstein, Stockenfels und Fischbach, Wernberg, Weißenstern (nach archiv. Notizen).

23) Frhr. v. Eckher Geschichte der vorm. Landschaft in der Oberpfalz S. 11 ff. Es ist übrigens nicht unbemerkt zu lassen, daß den oberpfälzischen Landschafts- und Landsassen-Matrikeln die innerhalb der Oberpfalz begüterten böhmischen, brandenburg-culmbachischen, bambergischen und leuchtenbergischen Vasallen mit ihren Lehengütern einverleibt waren.

terstand auf die Landtagsbeschlüsse erhielt, wurde der frühern Autonomie eine andere Richtung gegeben. Der nun gleichförmig landsäßige Ritterstand strebte nach einer Gleichförmigkeit seiner Vorzugs-Rechte. Es ist hier nicht der Ort, die den Landsassen allmählig erweiterte Niedergerichtsbarkeit auf deren Gütern näher aus einander zu setzen. Jedenfalls hat die gutsherrliche Autonomie nicht dabey verloren, selbst, wenn früher nur die Edelmannsfreyheit mit Mannschaft, Reis, Steuer und Scharwerk hergebracht worden war. [24]) Was die Reis und Steuer betrifft, ist sich auf frühere Bemerkungen zu beziehen. [25]) Die Mannschaft bestand auf Seite des Gutsherrn in der Vogteyherrlichkeit. Die Scharwerken, worauf später zurück zu kommen ist, haben viele Zerwürfnisse zwischen Gutsherrn und ihren Hintersassen herbeygeführt. Dagegen ist der erwähnten Autonomie von einer andern Seite her eine Beschränkung widerfahren. Mit der Einführung des ewigen Landfriedens 1495 wurde die deutsche Reichsgewalt veranlaßt, für die Rechtsverfassung Fürsorge zu treffen.

Wenn schon hinsichtlich des Privatrechtes und selbst des Strafrechtes eine eigene Vorsehung geschehen ist, so wurde doch fühlbar, daß die Einführung einer guten Ordnung in den Reichslanden noch weitere Maßnahmen erfordere. Daher beschäftigte sich die Reichsgewalt auch überdieß mit der Feststellung einer Polizey-Ordnung. [26]) Hiedurch hat die gesetzgebende Territorialgewalt ihres Orts gewonnen, indem diese die Kundmachung und den Vollzug solcher Satzungen in eigenem Namen und nicht im Auftrage oder aus Ermächtigung des Reiches bewirkte. Anders verhielt es sich bey den Mediaten oder Mittelbaren, welchen lediglich der Vollzug der bekannt gemachten Landesverordnungen oblag, welche letztere schon in der ersten Hälfte des

24) Churfürstliche Resolutionen von 1567 und 1579 in der Samml. einiger Urkunden, welche in die Verfassung des Fürstrath der obern Pfalz einschlagen.

25) Man sehe die Wehrverfassung in der Oberpfalz Gel. Anz. XI. S. 909 f. und die Besteuerung der oberpfälz. Ritterschaft. Gel. Anz. XIII. S. 87. 89.

26) Sonach entstanden die Reichs-Polizey-Ordnungen von 1530, 1532, 1548 und 1577.

16. Jahrhunderts von der oberpfälzischen Landesherrschaft auch wohl aus eigener Bewegung und ohne Rücksicht auf Reichs-Abschiede erlassen wurden. [27]) Einen lebhaften Antheil nahm der Ritterstand an der Einführung der Reformation in der Oberpfalz. Er nahm nachmals mit dem dritten Stande bey der Opposition gegen die Einführung der Landesordnung sowohl die Augsburgische Confession als auch die bisherige Autonomie auf den Landtagen gleichmäßig in Schutz, [28]) mußte aber ebenfalls den Kürzern ziehen, ohne das Reformationsrecht des calvinisch gesinnten churpfälzischen Hofes aufhalten zu können.

Einen wichtigen Verlust erlitt die ritterschaftliche Autonomie, als auch der freye Eintritt in fremde Kriegsdienste verboten wurde, welchem die Landesordnung von 1599 Tit. 19. Art. III. [29]) die beständige Bereithaltung zur Musterung und zum Aufgebote entgegen setzte.

Endlich wurde die Scharwerk durchaus auf das herkömmliche Maß beschränkt; mithin jede weitere Ausdehnung derselben als unerlaubt erklärt. Hiebey ist nicht unbemerkt zu lassen, daß die Streitigkeiten über die Scharwerke zwischen den Landsassen und ihren Hintersassen nicht von den Gerichtsstellen, sondern von der oberpfälzischen Regierung (als Landespolizeybehörde) zu untersuchen und nach Billigkeit zu entscheiden waren. [30])

Aus allem diesen geht das geschichtliche Ergebniß hervor, daß unter der Ausbildung der Territorialgewalt die früher bestandene Autonomie in der Oberpfalz auch bey dem Ritterstande nicht minder als bey den Städten ihr Ende erreichte.

27) Beyspielweise sehe man die angef. Geschichte des Viced. A. Nabburg S. 117 u. 118 Not. 156 und S. 152 Not. 309 und gel. Anz. XV. S. 310.

28) Vergl. gel. Anz. XV. S. 310 ff.

29) Gel. Anz. XI. S. 910.

30) Ob. pf. L. O. v. 1599 Tit. 5. § 4.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 37.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Juny.

Nro. 116. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

In der Sitzung vom 6. May 1843 las Hr. Dr. Schmeller:

I. Ueber ein amerikanisches Bauwerk aus der Zeit nordeuropäischer Ansiedlung vor Columbus.

(Fortsetzung.)

Seine ganze Bauart und Beschaffenheit machen, wie Manche bedünkt, die Annahme, daß es zu einer Mühle aufgeführt sey, sehr zweifelhaft, obschon es möglicher Weise einmal als eine solche mag benützt worden seyn. Eine in älterer oder neuerer Zeit zu was immer für einer Bestimmung aufgeführte ähnliche Baute findet sich weder in der Umgegend, noch wie der Mittheiler Grund hat zu glauben, in irgend einem andern Theile des Landes.

Dr. Webb hat seiner Mittheilung vier Zeichnungen beygefügt, die von F. Catherwood herrühren, einem mit den Ueberresten des Alterthums vertrauten Architekten, der manches Jahr auf Wanderungen unter den Ruinen des Orients und mit Untersuchungen im heiligen Lande zugebracht hat. Diese Zeichnungen, welche eine Ansicht der Ruine von außen, eine Abbildung des Innern, einen Grundplan und einen Durchschnitt derselben gewähren, sind bey Rafn in Stahlstich wiedergegeben.

Die ganze Structur, dachlos und im Innern nackt und kahl, wie sie jetzt ist, stellt sich dar als ein auf Rundbogen über acht Säulen ruhendes, noch ungefähr 24 dänische Fuß hohes kreisförmiges Mauerwerk aus unbehauenen Stücken Grauwacke, dessen äußerer Durchmesser ungefähr 22′ 4″, der innere 18 Fuß beträgt. Der Grundbau unter den Säulen erstreckt sich auf eine Tiefe von 4 bis 5 Fuß unter der Erdfläche.

Wie Dr. Webb bemerkt, ist nach Amerika's Wiederentdeckung der Staat Rhode Island von Europäern zuerst wieder bewohnt worden im Jahre 1636, die Insel dieses Namens aber, und so denn auch Newport zwey Jahre später, nämlich 1638. Erst vierzig Jahre darauf, 1678, wird und zwar in des Gouverneur B. Arnold's Testament ausdrücklich des fraglichen Gebäudes gedacht, das dieser seine Steinwindmühle nennt.

Dr. Webb hält die Form desselben jedenfalls für so außergewöhnlich, daß ihn gleich sehr Wunder nimmt, wie in älteren Aufzeichnungen habe können verschwiegen bleiben, entweder daß es von den Colonisten englischer Abkunft bereits an Ort und Stelle gefunden, oder aber daß es erst von solchen aufgeführt worden sey; denn was irgendwo, in eines Peter Easton Vormerkungen, unter 1663 gesagt ist: „dieses Jahr bauten wir die erste Windmühle" will Webb bloß von einer temporären, nicht aber steinernen Mühle der Art verstanden wissen. Er entschuldigt sich übrigens, wenn er vielleicht sich und Andere zu lange mit einer Windmühle sollte aufgehalten haben, damit, daß er nicht umhin gekonnt zwischen jenem Baue und andern des nördlichen Europa aus der Zeit, da die Normannen Amerika besuchten, eine gewisse Aehnlichkeit zu finden.

Diese Idee des amerikanischen Mittheilers aufnehmend spricht sich Rafn folgendermaßen aus.

Es ist in dieser Structur der Styl nicht zu verkennen, in welchem hier im Norden die älteren Steinbauten ausgeführt sind, der Styl, welcher, der vorgothischen oder romanischen Baukunst eigen, sich besonders seit Karls des Großen Zeit von Italien aus über das ganze westliche und nördliche Europa verbreitet hat, wo er bis gegen den Schluß des XII. Jahrhunderts vorherrschend geblieben ist, der Styl, den einige Autoren nach einem seiner charakteristischen Kennzeichen, den Rundbogenstyl genannt haben. Es sind auf dem alten Bauwerk zu Newport keine Ornamente übrig, welche vielleicht zum Anhalt hätten dienen können, das Zeitalter desselben etwas näher zu bestimmen. Daß sich daran keine Spur des Spitzbogens oder einer Annäherung an denselben findet, weiset eher auf eine etwas ältere als auf eine jüngere Periode.

Charakteristisch sind die niedrigen Säulen, auf welchen das obere Mauerwerk ruht. Sie sind stark sowohl im Verhältniß zu ihrem gegenseitigen Abstand als zu ihrer Höhe. Ihr Abstand ist ungefähr gleich 1 1/2 ihres Durchmessers und mit Fuß- und Hauptstück beträgt die Höhe nur weniges mehr als drey Durchschnitte des Schaftes. Auch diese Wahrnehmung weiset auf frühere Zeit. Inzwischen darf man aus den vorliegenden Merkmalen nicht weiter schließen, als daß (worüber Kenner der nordischen Baukunst wohl beystimmen werden,) dieses Bauwerk bestimmt nicht später als im XII. Jahrhundert aufgeführt sey. Das gilt übrigens nur vom ursprünglichen Bau, nicht von den später, um ihn als Windmühle und nach der Hand gar als Heumagazin zu benutzen, daran vorgenommenen Veränderungen, worunter wahrscheinlich die Fensteröffnungen, die zur Aufnahme von Balken über den Säulen angebrachten Höhlungen, und die zur Licht- oder Feuerstelle bestimmte Vertiefung gehören. — Die frühesten (englischen) Colonisten, die wohl wenig Gemüth und Zeit für antiquarische Untersuchungen hatten, mochten sich den Bau als das Werk anderer, vielleicht nicht lange vor ihnen hier angesiedelter Landsleute denken, bis endlich ein Besitzer der Ruine auf den Gedanken fiel, sie zu dem, was ihre Gestalt und Lage wohl zuließ, zu einer Windmühle umzuschaffen.

Rafn bedauert, daß die altnordische Kunstgeschichte, insonderheit was die Architectur betrifft, noch sehr wenig bearbeitet sey. Auch seyen nur wenige Bauwerke des XI. und XII. Jahrhunderts übrig und in solchem Zustande, daß man den ursprünglichen Baustyl daraus abnehmen könne. Indessen hat die Alterthumsgesellschaft auch diesen Zweig der Forschung unter ihre Aufgaben gesetzt, und bereits sind in ihren Annalen durch Abbildung und Beschreibung mehrere solche Monumente erläutert.

Der Verf. stellt Vergleichungen an zwischen dem amerikanischen und einigen Gebäuden dieser Art, von welchen seiner Abhandlung Ansichten beygegeben sind. Große Aehnlichkeit zeigt, besonders was die kurzstämmigen Säulen betrifft, eine im J. 1197 vollendete Kirche (Vestervigkirke) in Jütland, sodann die Crypta des Domes zu Viborg aus dem Anfang des XII. Jahrhunderts.

Eine Kirche zu Sorö (Biernede Kirke) scheint mehr ihrer runden Gestalt wegen hieher gezogen, bey welcher Gelegenheit auf mehrere ältere Rundbauten in Dänemark, und auf andere in Grönland gewiesen wird, deren Ruinen sich in der Nähe von Kirchen befinden. Der Verf. hält sie für Baptisteria oder Taufcapellen, welche im Mittelalter als selbstständige Gebäude hingestellt zu werden pflegten. Und nicht, mit Webb, für einen Wachtthurm, sondern für eine solche Taufcapelle ist er geneigt, ihrer ursprünglichen Bestimmung nach, auch die Ruine von Newport zu nehmen, um so mehr als auch aus schriftlichen Denkmälern erhelle, daß zwischen 1112 — 1122 in Winland, durch Erik Gnupson von Grönland aus, eine förmliche bischöfliche Visitation stattgehabt habe. *)

Muß demnach zu den mancherley schriftlichen Beweisen für die frühere Bekanntschaft des europäischen Nordens mit Amerika auch noch dieser

*) Es ist gegen Rafn's Ansicht in der Classe selbst keine Einwendung gemacht worden; auch Herr Kallenbach, dessen lehrreiche Modelle alter Baudenkmäler wir vor Kurzem auch in unsrer Stadt zu beschauen Gelegenheit hatten, und dem Rafn's Abbildungen des fraglichen Bauwerks gezeigt wurden, erklärte auf den ersten Blick, das sey romanischer Styl, sey eine Taufkapelle und gehöre dem tiefen Mittelalter an.

handgreiflichste architectonische als vollgültig anerkannt werden, so kommt man immer wieder darauf zurück, sich zu verwundern, daß sich eine so wichtige Kunde nach der Hand so ganz aus dem nordischen Bewußtseyn verlieren konnte. Wenn es unstatthaft seyn mag, eine Erklärung zu suchen in Gründen, aus welchen späterhin von Spaniern, Portugiesen und Holländern Entdeckungen, die sie in Australien und in der Südsee gemacht, absichtlich geheim gehalten worden, so ist die Sache vielleicht nur begreiflich, wenn man den Abstand ermißt, der zwischen dem Europa, das noch keine Buchdruckerkunst, keine Posten, keine Zeitung kannte, und dem heutigen in der Mitte liegt. Dieses würde in dem Register seiner Ueberlieferungen ein solches Item wohl nimmermehr sich verwischen lassen.

II. Blick auf die nachbarliche Slawensprache in Böhmen.

Wenn der Deutsche im allgemeinen vom großen Vaterlande und von den fünfunddreyßig Millionen seiner Bewohner spricht, so denkt er sich diese gewöhnlich insgesammt eben als Deutsche. Mit einigem Mißbelieben läßt er sich berichten, daß von jenen fünfunddreyßig Millionen über volle fünf denn doch keine Deutschen, daß von dem Halbdutzend Großstädte, die er darzählt, eine fast des ersten Ranges nicht eigentlich eine deutsche ist.

Es geht dem Deutschen in dieser Hinsicht nicht besser, als es dem Franzosen mit seiner Gascogne, Navarre und Bretagne, mit seinem Lothringen und Elsaß, dem Spanier mit seinen Provincias Vascongades, dem Engländer mit seinem Wales, Hochschottland und Irland geht. Fast alle großen Nationalitäten, die jetzt Stimme führen in der europäischen Welt, sind mit dadurch groß, daß sie kleinere niederhalten.

Erscheinen für das solidarische Fortbauen in Wissen und Können schon die wenigen solcher großen Nationalitäten in ihrer Verschiedenheit leicht als zu viele, ist es dem Forscher schon schwer alles Neue, das in deutschem, französischem, englischem, italienischem, spanischem Gewande auftaucht, gehörig zu überschauen und zu benutzen, so ist verzeihlich, wenn von dieser Seite her das Aufkommen noch mehrerer, vorab kleinerer mit einer gewissen Ungunst betrachtet wird.

Aber weit hinter uns liegt nun einmal die Zeit, wo die Wissenschaft in Nord und Süd, im Westen und Osten Europas nur Ein Kleid, das lateinische, bedurfte, und wir haben uns bereits darein gefunden, sie auch in portugiesischem, holländischem, dänischem und schwedischem auftreten zu sehen, und um so williger als dieses dem bisher bekannten noch so vielfach ähnlich sieht. Spröder thun wir gegen das, was, um der ungarischen zu geschweigen, in der uns wildfremden polnischen, russischen oder einer andern slawischen Tracht zu uns kommt. Haben wir, so heißt es mit Recht, nicht schon genug der Sprachen zu lernen, den größten Theil der Jugend auf Formen zu verwenden, um uns die unumgänglichsten Pforten zu den Sachen aufzuschließen? Wozu nun auch noch solche Idiome, die durchaus eigenthümlich, an und für sich z. B. dem Deutschen eine nicht weniger weitläufige Aufgabe als etwa Latein und Griechisch sind?

Und dennoch wird das Unabweisbare nicht gar zu lange mehr auf sich warten lassen. Das Anwachsen des europäischen Ostens nicht so fast an politischer als an literarischer und gewerblicher Bedeutung wird die gleichnamigen Interessen des Westens zu unmittelbarerer Kenntnißnahme zwingen.

Eine andere hievon unabhängige Art Nöthigung zeigt sich für die Wissenschaft in jenem Zweige derselben, der mit der Forschung über die älteste Geschichte der Menschheit so innig verflochten ist, in der allgemeinen Linguistik. Eine der großen Familien, in welche die Sprachen der Völker der Erde, verfolgt man sie in die Vorzeit hinauf, zusammenlaufen, noch jüngst die indo-germanische, jetzt richtiger die indo-europäische, vielleicht noch besser die asiatisch-europäische geheißen, faßt in sich als eines ihrer Hauptglieder auch die slawische Gesammtsprache. Dieß geht jedem Beobachter, auch wenn er sich nicht eben unter die Linguisten zählt, aus einer

einfachen Vergleichung der Pronomina, der Zahlwörter, der Verba für die gewöhnlichsten menschlichen Zustände und Handlungen (stehen, gehen, sitzen, schlafen, sehen, essen, trinken, geben und dergl.), der Benennungen für Theile des Körpers, für Verwandtschafts-Verhältnisse u. s. w. unverkennbar hervor.

Schlagender tritt es dem eigentlichen Forscher entgegen, der das, was diesen Elementen erst Gliederung und Leben giebt, die Formen, ins Auge faßt.

Dieses Verhältniß, dessen Erörterung freylich am besten in slawischen Händen liegt, hat unter nichtslawischen Forschern bey solchen, die weiter gegen Westen wohnen, bereits eben so viel, wo nicht mehr Beachtung gefunden, als bey den nächsten Nachbarn und zum Theil Landsleuten der Slawen, den Deutschen, die man doch gerade auf diesem Gebiete des Wissens mit als Reigenführer gelten läßt. Vielleicht deßwegen, weil sie, wie ihr Sprichwort lehrt, was nicht weit her ist, auch nicht gerne sonderlich hoch halten.

Die Gründlichkeit liebt, von dem irgend erreichbaren Entferntesten auszugehen; und wo die abgestorbenen Sprachen des alten Persiens und Indiens, des alten Griechenlands und Roms und allenfalls noch des alten Gothenvolkes zur Musterung in Reihe und Glied gestellt werden, da kann allerdings selbst das älteste, was man von der der Slawen weiß, der Zeit nach nicht als ebenbürtig gelten. Dafür aber ist vielleicht zu zweifeln erlaubt, ob die jetzt lebenden Slawensprachen bey dem antiken Character mit dem sie unter die übrigen europäischen hereinragen, von irgend einer abgestorbenen ihres Stammes durch eine gleich weite Kluft getrennt seyen. Jedenfalls zeigt sich zwischen ihrer für jetzt bekannten ältesten Form und ihren verschiedenen Hauptdialekten eine solche Uebereinstimmung der bedeutendsten Familienzüge, daß zu linguistischen Zusammenstellungen im oben berührten Sinne einzelne jetzige Dialekte des slawischen sich ungleich stichhaltiger erweisen werden, als solche der übrigen Sprachstämme.

Einen Gedanken der Art zu seiner Entschuldigung voranzustellen, könnte vielleicht für nöthig erachten Einer, der, sonst auf den Höhen der Linguistik wandelnd, ohne Mittel das Böhmische zu einem seiner Augenpunkte gewählt hätte; vollkommen überflüssig aber ist dieß für einen Andern, der sich lediglich in ihren praktischen Niederungen hält. Der Catalogisator einer bayerischen Bibliothek von Handschriften, und nicht minder der bayerische Wörterbuchmacher mußte sich oft und dringend genug gemahnt finden, einen Blick zu werfen von seinem Deutsch aus auf das nachbarlichste Nichtdeutsche, das Böhmische. Den Zweifel aber, ob es schicklich, von einem Blick der Art auch zu sprechen, und zwar in diesem Kreise zu sprechen, hat er sich selber gelöst durch die Erinnerung, daß über etwas, das noch weniger weit her ist, über eigene vaterländische Dialekte, seiner Zeit in diesen Räumen ein Wort verstattet gewesen. Dennoch wird das gegenwärtige über die Böhmensprache jedenfalls ein möglichst kurzes seyn müssen. Es wird sich also billig auf das beschränken, was an dieser Sprache dem Ohr und dem Auge des deutschen Nachbars anziehend oder abstoßend zunächst auffällt, was gewissermaßen ihre Außenseite bildet, nämlich ihr Laut- und Buchstabenwesen.

Unnöthig ist es, in diesem Kreise vorläufig einer Ansicht zu gedenken, die außerhalb noch ziemlich verbreitet ist, der Ansicht, das Böhmische sey nur eine rohe dem Pöbel überlassene Art Patois und den mancherley gemeinen Volks-Mundarten Deutschlands zu vergleichen, die man überhaupt trachten müsse, allmählich durch das bessere Deutsch zu verdrängen. Weit irrt, wer sich Böhmens Volkssprache nur in einem Verhältniß wie dieses zu dem dermalen in jenem Reiche als amtliche Schriftsprache geltenden Deutsch denkt.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1843. Nr. 38.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Juny.

Nro. 117. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philologisch-Philosophische Classe.

II. Blick auf die nachbarliche Slawensprache in Böhmen.

(Fortsetzung.)

Dieß ist bloß der Fall in Bezug auf etwa ein Viertheil der Bevölkerung, welches, besonders gegen die Gränzen hin, aus wirklichen Deutschen (großentheils seit dem entvölkernden dreyßigjährigen Kriege eingezogenen Colonisten) besteht, und die Dialekte der deutschen Nachbarländer spricht, keineswegs aber auf den weit größeren Kern des Volkes, welcher als Muttersprache nur die eigentlich böhmische, oder, um den bestimmtern Ausdruck zu gebrauchen, die zschechische Sprache (Cestina) kennt. Diese ist von der deutschen nicht weniger radical verschieden, als es die deutsche des Elsäßers von der französischen seines politischen Landsmanns seyn kann. Nur aus Gründen wie die, aus welchen man einer Million überrheinischer Deutschen vor Amt und Gericht und in einigen Zweigen des höhern Verkehres ihre eigene Sprache nicht gelten läßt, ist auch die Sprache, die von 7 — 8 Millionen böhmischer, mährischer, schlesischer und ungarischer Slawen gesprochen wird, die zschechische, in denselben Fällen für unzulässig erklärt. Es ist diese zschechische Sprache einer der großen Hauptdialekte des slawischen Stammes, wie die hochdeutsche einer des germanischen ist. Sie ist Schriftsprache wie die hochdeutsche, und hat schon ein Jahrhundert vor dieser ihren Luther, ein halbes vor dieser ihren Jakob Grimm gehabt. Ihre Denkmäler reichen, wo nicht weiter, wenigstens nicht minder weit zurück als die ihrer übrigen slawischen Schwestern, deren keiner sie in Ansprüchen auf Ursprünglichkeit nachgiebt.

Die Böhmen, wie andere in Deutschland eingeschlossene kleinere Slawenstämme, sind uns schon dadurch, daß sie sich nicht bloß, wie auch die Polen, der abendländisch-europäischen (lateinischen), sondern sogar der mittelalterlichen nicht reformirten (sogenannten deutschen) Zeichen für die Laute ihrer Sprache bedienen, gewissermaßen befreundeter als die übrigen, auf die für uns fremdartige und unbequeme cyrillische Schrift angewiesenen Slawen. In neuester Zeit macht sich zwar unter den Böhmen ein Bestreben bemerklich, jene mittelalterliche (deutsche) Schrift in der reformirten des lateinischen Europa aufgeben zu lassen, allein dasselbe Bestreben ist ja auch in Deutschland selber rege.

Wenn man an dem cyrillischen Alphabet rühmt, daß es mehr als andere zur Bezeichnung möglicher Sprachlaute ausreiche, so haben die Böhmen gewußt, dem übrigen zu dem Vortheil, es ein allgemeiner verständliches lateinisches seyn zu lassen, auch noch jenen Vorzug zuzuwenden, und zwar nicht wie die Polen, Lausitzer, Krainer, Croaten, Dalmaten durch Combination von je zwey Zeichen für einen einzelnen dritten Laut, sondern weit einfacher in der Art, daß einzelne Buchstaben durch gefällige über ihnen angebrachte Diacritica zu selbstständigen Zeichen für ganz andere obwohl verwandte Laute erhoben worden sind.

Während nämlich das böhmische c überall, nicht bloß vor e und i, den Laut des deutschen z, das böhmische z den des weichsten deutschen s, das böhmische s immer den des schärfsten deutschen s hat, ist, statt der frühern Combination cz, das Zeichen č für den Laut des deutschen tsch oder zsch, das Zeichen ž (früher rz) für das weichste, mehr in Dialekten, besonders dem bayerischen vorkommende deutsche sch (franz. j), das Zeichen š für den gewöhnlichen d. h. schärfsten Laut des deutschen sch, das Zeichen ř endlich für eine im Deutschen auch nur aus Dialekten belegbare Schmelzung des r angenommen.

Diese einfache Bezeichnung der Sibilanten, die zum Theil bereits auch von den Serben der Lausitz und von den südwestungarischen sich so nennenden illyrischen Slawen beliebt ist, verdiente, wozu schon Rask (de pleno systemate decem sibilantium in linguis montanis) sie empfohlen hat, bey linguistischen Erörterungen überhaupt allgemein angewendet zu werden *).

Unter einigen minder haltbaren orthographischen Regeln, die sich, wie zum Theil die eben erwähnten Zeichen, noch aus dem sechzehnten Jahrhundert her datiren, ist eine etwas willkürliche über den Gebrauch des i und y, nach warmem Streite zwischen den neuern Analogisten und den ältern Ypsilonisten, dermalen ziemlich allgemein aufgegeben. An andern, wie die, welche das Zeichen g überall für j, j für langes i, v in gewissen Fällen für u, w immer für v gebrauchen heißt, wird von gewichtigen Schriftstellern, die mit Recht eine Annäherung an die allgemeinere europäische Geltung der gemeinsamen Lautzeichen im Auge haben, bedeutend gerüttelt. — So viel zunächst von den zschechischen Buchstaben, den Zeichen; nun Einiges über die Sachen, die Laute, die Aussprache selbst.

Wie wenig unter uns im Allgemeinen die nachbarliche Slawensprache bekannt sey, dennoch ist das Urtheil, sie sey hart und rauh, fast in jedem Munde. Mancher, der in allem Uebrigen böhmische Dörfer böhmische Dörfer seyn läßt, hat sich zur Bekräftigung jenes Urtheils wenigstens den geistreichen Spruch gemerkt: strč prst skrz krk (stecke den Finger durch den Hals). Böhmische Patrioten, empfindlich über diesen Waidspruch (gleich anzügliche, freylich andrer Art, ließen sich wohl aus dem Vorrath jeder Sprache zusammenfinden), haben sich bemüht nachzuweisen, daß es in der ihrigen, nebst 19 Imperativen in allem nur 51 dergleichen einsylbige Wörter giebt, die wie die obigen bloß von r, oder wie čln, vlk, plť von l als Vocalen getragen werden. Unnöthige Mühe; denn was können einige Dutzend zum Theil leicht vermeidliche Wörter im Ganzen gegen den Wohlklang einer Sprache beweisen, in welcher auf einen Consonanten durchschnittlich 0,928 (während im Deutschen nur 0,483) Vocale treffen, die auf ein unbefangenes deutsches Ohr den Eindruck des Italienischen macht und dem vielleicht gesang- und musikliebendsten Volke von Europa angehört?

Spricht der Deutsche und namentlich der Oberdeutsche von Härte, so vergißt er oder ist sich nicht recht bewußt, was er in seiner eigenen Sprache thut. Der Unterschied liegt bloß darin, daß während der Zscheche die Hauptsylben, der Deutsche, auch der am reinsten sprechende die tonlosen Endsylben durch bloße Halbvocale l, n, r tragen läßt, (Handel, reden, Lotter, Zucker) *), obschon nur der Bayer und Oesterreicher so ehrlich ist, sich zu diesem auch Engländern und Franzosen nicht unbekannten „monster in grammar," einer Sylbe ohne Vocal, indem er nämlich wenigstens in eigenen Namen (Ischl, Melzl, Haydn) das bloß figurirende e ohne weiters wegläßt, offen zu bekennen. In oberdeutschen Dialekten werden aber ganz auf böhmische Weise auch viele Stammsylben in der örtlichen wirklichen Aussprache lediglich von den Halbvocalen l und r getragen, so daß der Bayer z. B. in Melzl, Hiltl, Hölzl kein e, i, ö, der Schwabe einiger Gegenden in Berg, Herbst kein e wirklich zu hören giebt. Den Namen der Stadt Pilsen spricht der Nachbar Oberpfälzer ohne

*) Wie denn in keiner bessern Buchdruckerey die besondern böhmischen Lettern, die auch für anderes Slawische ausreichen, noch länger fehlen sollten.

*) Der Zscheche schreibt derley aus dem Deutschen aufgenommene Wörter, genau wie er sie gehört, handl, lotr, cukr.

i und ohne e, während im Plzeň des Zschechen das e der Endsylbe ganz deutlich, selbst das dem n ursprünglich angehangene kurze i noch einigermaßen vernommen wird.

So wahrt die Zschechensprache, ihrem antiken Charakter getreu, mit vorherrschender Sorgfalt die beziehungsreichen und volltonenden Endformen und Flexionen, während sie in den Wurzeln mehr den altererbten ihr Wesen ausmachenden Knochenbestand evident zu halten sucht. Um so freyer stand es ihr, wie den einzelnen Dialekten der slawischen Zunge, bis auf einen gewissen Punkt von jeher, diesen Knochenbestand mit dem Fleisch der Vocale auszufüllen. Aus früherem chlm (Berg) konnte der Böhme chulm, der Russe chlum, aus dlg (Schuld) der eine dluh, der andere dolg, aus plk (Schar) der eine pluk, der andere pulk, aus čln (Schiff), der eine člun, der andere čoln, aus tlst (dick) der eine tlustý, der andere tolstyi werden lassen, ohne die Identität des Wortes irgend zu gefährden. Im allgemeinen hält die Böhmensprache da, wo andere, namentlich die russische (auf welche deshalb von Dobrowsky finnischer Einfluß vermuthet wird) vor oder nach den Halbvocalen wirkliche volle Vocale einschieben, lieber an der ältern Gestalt fest (hlaba (Kopf), russ. golowá, mleko (Milch) russ. moloko, mladý (jung) russisch molodýi; hlas (Stimme) russ. gólos; trh (Markt), russ. torg, slza (Thräne) russ. sleza). — Brauchte es aber einer Deduction des in unsern bekanntern Sprachen so selten offenbar werdenden Rechtes der Halbvocale besonders des l und r, als Vocale und Selbsttrager von Sylben aufzutreten, so würde wohl die Hinweisung auf die Sanskrita genügen.

Wenn sich jenes als Vocal fungirende l in einigen slawischen Dialekten zu einem wirklichen vollen Vocal, nämlich zu u umwandelt, so daß im Illyrischen z. B. slza zu suza, čln zu čun, wlk zu wuk wird, so kann ein Münchner in dem deutschen seiner nächsten Umgebung eine ganz ähnliche Metamorphose wahrnehmen. Solcher Verderbnisse im Grundbestande der Wörter finden sich in der Böhmensprache die wenigsten. Ein Kern von Bevölkerung, groß genug sich selbst einen Halt zu geben, dessen von der Natur so stark markirte Landesgränzen früher geraume Zeit wahrscheinlich auch seine Sprachgränzen gewesen, erklären wohl hinlänglich diese Erscheinung.

Eine andere Eigenheit, die dem Deutschen an der slawischen Nachbarin auffällt, ist ein gewisses Vorwalten von Zisch und Sauselauten. Es beruht diese Eigenheit großentheils auf demselben organischen Grunde, aus welchem auch wir, wie alle Modernen, das *t* vor den Endungen *ia*, *ie*, *ii*, *io*, *ius* lateinischer Wörter, das *c* vor *i* und *e* nicht als Schlaglaute (mutae) sondern als Sibilanten aussprechen. In den Slawensprachen ist dieser Einfluß des höchsten, palatalsten Vocales, das i und des aus ihm entstandenen und ihn vertretenden ie oder e auf den vorhergehenden Consonanten viel ausgedehnter und stätiger, so daß nicht bloß die Dentalen d, t und die Gutturalen g (h), ch, k in die Sibilanten c, č, š, z, ž übergehen, sondern sogar die Liquida r etwas von der Natur derselben annimmt, in welchem Falle sie durch ř bezeichnet wird. *)

Es läßt sich diese Erscheinung vielleicht allgemein als ein physiologisches Postulat aus der Natur der Organe und den Bedingungen ihrer Thätigkeit erklären. Der Laut i, von der gegen den Gaumen gebogenen Mittelzunge gebildet, hat je kürzer und consonantischer er wird, eine so größere Aehnlichkeit mit dem, was wir gepreßten Hauch (sibilus, Zisch) nennen können. Dieser letztere Laut, selbst eine Art immer leisen Vocales, wird um so leichter und vernehmbarer hervorgebracht, je näher am vordern Theile des Gaumens und über und an der obern Zahnreihe die Zunge arbeitet. So kann es kommen, daß nach der Aussprachgewöhnung mancher Stämme, alle mutae, die nicht von den Lippen, sondern von der Zunge sowohl am hintern als am vordern Gaumen gebildet werden, also sowohl die sogenannten dentalen als die gutturalen, wenn sie an i, sey es das vocalisch lange, sey es das consonantisch verkürzte, schlagen, mit diesem von der Zunge vor-

*) Eine Eigenheit, zu deren Persiflirung es ebenfalls ein Sprüchlein gibt, nämlich: nepřepepři kmotře Petře wepře pepřem (Verpfeffere nicht, Gevatter Peter, das Schweinefleisch mit Pfeffer).

wärts gedrängt und so als Zischlaute vernommen werden.

Während nun dieses mit solcher Entschiedenheit in den slawischen, zum Theil auch in den Sprachen lateinischen Stammes der Fall ist, zeigt sich unter den germanischen nur in der älteren friesischen und in der neueren schwedischen ganz Aehnliches.

Aber etwas, das gewissermaßen analog ist, hat im hohen Binnenlande auch die eigentlich deutsche Sprache erfahren, indem was in jenen Sprachen als Wirkung des gepreßten Hauches, in dieser als die des freyen erscheint. Die höhere Lage, die dünnere Luft, kurz irgend ein Einfluß, der keinen der niederländischen und überseeischen alten und neuen Dialekte berührte, trieb den hochländischen, alle mitgebrachten mediae zu tenues zu steigern, allen tenues aber gleichsam als etwas Hörbareres einen Aushauch nachzusenden, der an der gutturalis blieb was er war, nämlich h, an der labialis sich zu f, an der dentalis zu s gestaltete, und am Stammsylbenschlusse allmählich ganz allein die Stelle der ursprünglichen tenuis vertrat. Beyspiele seyen ein paar Wörter, deren Stamm mit derselben tennis anhebt und schließt.

coc	. choch	. choh	. Koch.
papa	. phapho	. pfafe	. Pfaffe.
teit	. [theith]	. zeiz	. zeiß.
	[tseits]		

Noch liegt das ursprüngliche c-h völlig zu Tag in der Art wie der Deutsche, verschieden vom Franzosen u. s. w., sein Anfangs-k zu hören giebt, das ursprüngliche p-h in der rheinischen Aussprache p-haff, p-herd, das ursprüngliche t-h in der Art, wie der Deutsche taberna, neben dem weiter geschrittenen Zabern [t-sabern], ausspricht, nämlich t-haberna.

Uebrigens gibt sich jenes einflußreiche aus der frühesten Sprachniedersetzung mehr oder minder deutlich erhaltene Bildungs-i in den Slawensprachen nicht bloß da kund, wo es an einem Consonant hängt, der auf obige Weise seine Natur verändern kann, sondern auch nach allen übrigen, *) welche in solchem Falle des Slawen Zunge und Ohr als jotirte oder mouillirte von denen, die es nicht sind, mit einer Schärfe und Feinheit zu unterscheiden weiß, welche der Deutsche Mühe hat sich anzueignen.

So muß dieser am Ende in dem, was ihm obenhin aufgefallen und tadelnswerth vorgekommen, die consequenteste Fortwirkung eines etymologischen Grundgesetzes erkennen und achten. Man könnte diese Wirkung des i auf den Consonant der slawischen Idiome als Consonantumlaut dem auf ähnlichem Grunde beruhenden Vocalumlaut der deutschen Sprache vergleichen. Jener ist wohl wie dieser etwas, das allmählich geworden, ist eine der wesentlichen Veränderungen, welche herbeyzuführen Ohr und Zunge im Streben nach Bequemlichkeit und Wohllaut willig einander entgegen kommen. So schaffen sie fort an ihrem Werke, das auch ohne außergewöhnliche Störungen bloß durch dieses innere Gestalten schon von halben zu halben Jahrtausenden nothwendig in vielen Beziehungen ein anderes seyn muß.

Während das deutsche Organ wohl jede der im Zschechischen etwa vorkommenden Härten leicht gewältigen lernt, wird es ihm schwer die slawische Zunge in mancher ihrer Feinheiten zu erreichen. Dahin gehört die mit der erwähnten Mouillirung zusammenhängende Unterscheidung des i und des y, die der reinen Tenues p. k. t. von den Mediae b. g. d. Daher schreibt der Böhme eigene Namen oder sonstige Ausdrücke, die er aus dem Deutschen entlehnt, genau wie er sie hört z. B. mit p. k. t, wo bloß unsere Schrift, nicht unsere Aussprache b. g. d. darbietet. So thaten ohne Zweifel die angelsächsischen und andern fremden Missionäre des achten, neunten Jahrhunderts, wo es darauf ankam Hoch- oder Oberdeutsches in Buchstaben zu fixiren.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wo es nach solchen vor e hergeht, wird es an diesem selbst bezeichnet, also: ě

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 39.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Juny.

Nro. 118. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philologisch-Philosophische Classe.

II. Blick auf die nachbarliche Slawensprache in Böhmen.

(Fortsetzung.)

Der Laut f ist, merkwürdiger Weise, den Slawen überhaupt fremd; das g der übrigen Stämme hat der Böhme schon seit dem 12. Jahrhundert durchaus zu h werden lassen. *) [Statt grad (Burg), gora (Berg) sagt er hrad, hora etc.]

Das dadurch entbehrlich gewordene Zeichen g hat so, vielleicht nicht ohne Einfluß des ja, je, ji, das die deutschen Nachbarn gegen Norden statt ga, ge, gi, vernehmen lassen, im Zschechischen zur Bezeichnung des j in Gebrauch kommen können.

Unter den Vocalen kennt der Zscheche die unreinen ö und ü so wenig, als seine oberdeutschen Nachbarn an der Donau und ihren Zuflüssen sie kennen oder sie überhaupt besonders gerne hören. Wenn im Böhmischen seit langem eine Tendenz herrscht, das frühere und noch jetzt slawonische volle a und u der Flexion in einen dünnern Vocal, jenes in e, dieses auch wohl im Innern der Wörter in i zu verwandeln [z. B. Lubuša, lid, cizý aus Lubuša, lud, cuzy], so mahnt dieß wieder an eine ähnliche, durch welche die deutsche Sprache so viele ihrer gewichtigern Flexionsvocale in das gehaltlose e umgesetzt hat, ohne daß wohl eine von diesseits ausgehende Einwirkung anzunehmen wäre. Hat doch auch das Französische, das Englische denselben Gang genommen. Eine fernere Aehnlichkeit des Zschechischen mit dem neueren Deutschen zeigt sich darin, daß sich, wie in diesem das lange i zu ei, das lange u zu au, so in jenem das lange u zu au [gesprochen ou], das lange y zu ei diphthongesciren. Aber auch hiefür finden sich Beyspiele im Englischen [mine, house], wie im Französischen [fin, mince], wird also ein tieferer innerer Grund anzunehmen seyn.

Als Besonderheit ist vielleicht noch zu bemerken, daß der Böhme sein einzelnes Wort nicht gerne mit einem nackten Vocal anfangen läßt. [Man könnte darüber an den Spiritus lenis der Griechen denken, wenn dieser überhaupt je auf die Aussprache Bezug gehabt und nicht bloß zur Auseinanderhaltung der geschriebenen Wörter fürs Auge gedient haben sollte.] Wo i und sein Vertreter e, aller Etymologie gemäß, als eigentlicher Anfang eines Wortes gelten müssen, findet sich diesem Worte, seit es überhaupt als böhmisches auftritt, meist noch ein anderes zum Consonant verkürztes i, d. h. ein j [nach bisheriger zschechischer Orthographie g] quasi reduplicando vorgesetzt [gehla (Nadel), gelen (Hirsch), gest (ist), gežek (Igel), gircha (sämisch Leder)]. Seltener steht dieses j vor a [gablko Apfel). Dieselbe Function leistet vor Wörtern, die der bes-

*) Nicht ganz Unähnliches bietet unter den deutschen Dialekten der holländische, der das Anfangs-g zu mehr als h, zu rauhem ch macht. Selbst die als fein betrachtete hochdeutsche Aussprache verschiebt das g, das nicht am Anfange steht, in dieser Richtung.

fern Sprache gemäß mit u oder dessen Vertreter o beginnen, nach einer lebhaften Tendenz des gemeinern Dialekts, das aus dem u zum Consonant verkürzte [nicht eben dem deutschen w, sondern dem englischen oder französischen v entsprechende und am Ende wie auch vor harten Consonanten sich zum sonst fehlenden f-Laut verdichtende] w, [worel, worš, wos, woſtrow, wowes, wucho, statt orel (Aar, Adler), oš (Roß), os (Achse), oſtrow (Insel), owes (Haber), ucho (Ohr)]. Nur die Aussprache des englischen Zahlwortes one, die des spanischen huevo (Ey) nämlich wie guevo, bietet etwas von ferne analoges. Das gerade Gegentheil zeigt sich im nordischen ull (Wolle) u. dgl.

Zu diesen abgerissenen Bemerkungen über Laut- und Buchstabenwesen nun noch ein Wort über Accent und Quantität.

Die in andern slawischen Dialekten, wie im Altslawischen, im Russischen, ziemlich verwickelte Lehre vom Wortaccent ist im Böhmischen so einfach als möglich. In jedem Worte wird die erste Sylbe vor den übrigen betont, nur daß einsylbige Präpositionen und Partikeln, die, verbunden oder freystehend, unmittelbar vorhergehen, gleichsam als bildeten eben sie die erste Sylbe, den Ton an sich reißen. Dieß ist alles, was das zschechische Ohr als das natürlichste und gewöhnlichste in der Regel erwartet. Wird ihm Anderes geboten [wie man z. B. in der Gegend um Tauß, nicht weit von der bayerischen Grenze, den Accent gerne auf die letzte Sylbe wirft], so fühlt es sich lange nicht so sehr verletzt, als in andern Sprachen dergleichen Verstöße von ihren Angehörigen empfunden werden. Kurz dem Zschechen gilt die Sylbenbetonung als solche für etwas weniger wesentliches und unverrückbares, als sie es für andere, zumal moderne Sprachen geworden.

Es scheint nicht, daß diese größere Freyheit als ein Gebrechen zu betrachten sey; vielmehr mochte sie sich in Verbindung mit dem Reichthm an klangvollen Flexionen dem angebornen musikalischen Talente des Volkes vielfach förderlich erweisen.

Eine andere Eigenschaft kommt der Zschechensprache zu, durch welche sie sich unter den bekanntern modernen auszeichnet und unmittelbar mit denen des klassischen Alterthums in Vergleichung stellen läßt. Jeder ihrer Vocale, in den Flexionen sowohl als im Innern eines Wortes ist von Natur entweder ein langer oder ein kurzer: ein Verhältniß, welches dem Böhmen im Sprechen und Hören als ein so wesentliches erscheint, daß der Unterschied mancher sonst gleichen Wörter und Formen auf demselben allein beruhen kann, [z. B. hada serpentis, hádá divinat; pata planta pedis, pátá quinta], ein Verhältniß, dessen genaue Angabe mit eine Hauptsache der zschechischen Orthographie ist.

Nach dieser werden zur Unterscheidung von den kurzen Vocalen die langen also bezeichnet: á. é. j. ý. u. Für ein langes i gilt nämlich das durch die oben berührte Verwendung des g verfügbar gewordene j, [das ja auch im Italienischen mitunter z. B. in proprj tempj für doppeltes i steht]; wie das e, wenn es lang wird, gern in langes i übertritt, so wird das o, wo es nach Analogie der übrigen Vocale lang werden muß, in der Aussprache immer zu langem u, und als solches durch das Zeichen ů gegeben, welches völlig an das ältere oberdeutsche aus früherm langen o entstandene nur noch in den Dialekten bewahrte ů [uo] erinnert. Wo u selbst lang wird, verwandelt es sich, wie schon erwähnt, in der Aussprache zu ou, in der Schrift zu au. Neueste Schriftsteller verwenden das für a. e. y gewählte, ursprünglich freylich etwas ganz anderes, nämlich den Accent oder Ton andeutende Zeichen auch für die übrigen Vocale, wodurch die böhmische Orthographie in diesem Punkte mit der in England, Dänemark ꝛc. für angelsächsische und isländische Texte gebrauchten zusammenfällt.

Hier kommt zu erinnern, daß die zschechische, überhaupt die slawische Orthographie, nichts weiß von doppelter Setzung oder Gemination eines und desselben Consonanten, denn dazu wird man nicht rechnen den Fall, der statt hat, wo in der Wortbildung z. B. ein n, womit irgend eine Endung als solche anfängt, an ein anderes stößt, das in dem Worte, dem sich jene anfügt, den Schluß macht. Dieser Gemination, die in unserer neuern deutschen Sprache so gewaltig um sich gegriffen hat, als sie in der älteren selten war, haben wir die völlige Umkehrung und Verwirrung der auch in

unserer ältern Sprache noch sehr klar vorliegenden Quantitätsverhältnisse zu verdanken; sie hat uns vollends um die Möglichkeit gebracht, fernerhin an eine andere Prosodie als die nach dem Accente zu denken, da uns unter dessen Einfluß das Gefühl für wahre Quantität allmählich fast ganz verloren gegangen ist. Wie der Grieche, der Lateiner, so hat der Zscheche Wörter genug, in denen sich das Quantitätsschema ⏑ ⏑ ⏑ (Tribrachys), oder ⏑ ⏑ (Pyrrhichius) darstellt, [so z. B. besteht der Satz: wedeme tebe do nebe (wir leiten dich zum Himmel) aus lauter Kürzen]. Auch noch unsere ältere Sprache hatte das Schema ⏑ ⏑ z. B. in schate, biten, vride, bodem, besem. Jetzt nicht mehr den Vocal, sondern die Sylbe und diese nach dem Accent tarirend, nehmen wir dergleichen Wörter für Trochäen. Seit wir schreiben Schatten, bitten u. drgl., rufen wir sogar die sogenannte Position als metrischen Grund zu Hülfe. Den kurzen Vocal als solchen halten wir fest, glauben aber dennoch mittels der Position die Sylbe als Sylbe lang geworden. In consequenter Anwendung dieser Ansicht auf den Gegenfall sind wir dahin gelangt, in jeder Sylbe die den Ton hat, den Vocal, er möge von Natur noch so kurz seyn, wenn ihm nur einfache, nicht mehrfache Consonanz folgt, förmlich zu dehnen. *) Wenn übrigens die sogenannte Position, nämlich die Consonantenlast, die einem Vocal nach hinten aufgeladen wird allerdings die ganze Sylbe dem Ohre wie dem Auge als länger muß erscheinen lassen, so möchte dagegen die bloße Verdoppelung der Consonanten, wenigstens derjenigen, die nichts als momentane Schlaglaute (mutae) sind, nur scheinbar, das heißt nur fürs Auge, nicht auch für das Ohr eine solche Wirkung haben, so daß in dieser Hinsicht z. B. unser Schatten mit nichten verschieden wäre von jenem ältern schate.

Dem sey wie ihm wolle, während wir mit so vielen andern Modernen nur eine Prosodie nach dem Accent haben, erfreuen sich unsere slawischen Nachbarn des Vortheils, zwischen dieser und jener antiken nach der Quantität wählen zu können. Es braucht nicht bemerkt zu werden, daß dennoch nur die eine, jene erstere, so wie überhaupt die reimende Poesie als die eigentliche volksmäßige gelten kann. Böhmen, Mähren und Slawonien, zusammen ein Sprachganzes bildend, sind nicht arm, so wenig an Liedern, die im Volke entstanden, *) als an werthvollen Dichtungen, die von Gebildetern ausgegangen sind. **) Die Nachbildung antiker Versmaße konnte natürlich, wie bey uns, nur Sache der Gelehrten seyn. Wenn zwey Spruchzeilen, die sich in Handschriften zu Ende des böhmischen katechetischen Alphabetes von Johannes Huß finden, ***) wirklich als Hexameter gegeben seyn sollten, so wäre der böhmische Hexameter bedeutend älter als der deutsche. Zwar lassen sich diese Zeilen, nur wenn sie nach dem Accent gelesen werden, als Verse der Art betrachten. Indessen wurden im XIV — XV. Jahrhundert selbst lateinische Hexameter lediglich nach dieser Regel geschmiedet, und noch vor wenigen Jahrzehenden ist, nach dem Vorgang der Deutschen, von böhmischen Literatoren wie Hněwkowský und selbst von Dobrowský diese moderne Art ein antikes Maß zu handhaben, in Schutz genommen worden.

---

*) Indessen haben gemeine Sprecharten noch immer ihren Väter, Böden, Bésen u. drgl., wo der regelrechten Aussprache nur Väter, Böden, etc. gilt.

*) Sammlungen derselben sind veranstaltet und herausgegeben von Čelakowský 1822 — 7, Kollár 1834, F. Susil 1835, 1840, Erben 1842. Jener der nahe verwandten oberlausitzischen v. L. Haupt und J. E. Schmaler, so wie anderer slawischen nicht zu gedenken.

**) Es genügt, unter Vielen einen Kollár zu nennen, der übrigens in Bezug auf Volkslieder sagt:

Že wzdělanosti nemá nás lid, cizozemci, mluwjte;
Gakž? wy musjte lidu spjwati, nám pěge lid.

Unserm Volke gebrech' es an Bildung, sprechet ihr Fremden;
Wie? Ihr müsset dem Volk singen, uns singet das Volk.

***) Chces'li sie vystrzieci smilstva, miesta v času sie varug, nebt' čas a miesto vede lidi v ws'elike smilstwo, (wörtlich: willst du dich enthalten böser Lust, Statt und Zeit vermeide, denn Statt und Zeit führt die Menschen zu allerley böser Lust.)

Genug, daß schon vor der langen Nacht, die auf die Schlacht am weißen Berge über Böhmen eingebrochen, der nach antiker Regel gemessene Hexameter in jenem Lande nichts ungewöhnliches gewesen. Unter andern hat ihn Amos Comenius (Komenský) für seine Uebersetzung der Catonischen Sittensprüche gewählt. Der erste:

Si Deus est animus, nobis ut carmina dicunt,
Hic tibi praecipue sit pura mente colendus,

lautet bey ihm:

Gestliže Bůh duch gest, gak nám to pjsmo přináší,
Máš tedy weždy prawau geho ctjti a chwáliti myslj.

In der neuesten Zeit hat der quantitirende Hexameter dem bloß accentuirenden gänzlich das Feld abgerungen. Wie genau folgt z. B. dem bekannten Virgilischen: [Aen. VIII. 596]

Quadrupedante putrem sonitu quatit ungula campum

der zschechische:

Čtwernonohým ugetau dupotem tepe podkowa pudu. *)

Aber während Kollar seine Slávy dcera (Slawa's Tochter) mit elegischen Distichen einleitet, von denen gleich das erste die Tonart des Ganzen anschlägt:

Ai zde leží zem ta před okem mým selzy ronjcjm
někdy kolébka, nynj národu mého rakew,

[Sieh, da lieget das Land vor meinen thränenden Augen
Wiege meines Volks einstens und jetzo sein Sarg],

hat er doch als die volksmäßigere die moderne Form für dieses lyrisch-epische Ganze gewählt, das aus

*) Hier entspricht in der Aufeinanderfolge und fast ganz auch in seiner Quantität Wort für Wort dem Originale. Man vergleiche den Vossischen:

Malmend zerstampfet das Feld mit geviertel-
tem Trabe der Hufschlag.

einem Kranze von 614 Sonetten besteht, in welchen die Sylben nicht bloß auf italienische, spanische, französische Manier gezählt, sondern auch auf deutsche, englische ꝛc. Weise nach ihrer Betonung und zwar trochäisch geordnet sind. Es sey vergönnt, eines der bezeichnenderen, das 258ste hier anzuführen.

Wšecko máme, wěrte mogi drazj
spoluwlastenci a přátelé!
to, co mezi welké, dospělé
w člowěčenstwu národy nás sázj;
Zem y moře pod námi se plazj,
zlato, stříbro, ruky umělé,
řeč i zpěwy máme weselé,
swornost gen a oswěta nám scházj!
Deyte nám tu, s duchem wšeslawosti, *)
a ai národ máte widěti,
gaký nebyl ěště w minulosti;
W prostředku se mezi Řekem, Britem
naše gmeno bude blýštěti
na sklepenj swěta hwězdokrytém.

[Wir haben Alles, glaubt es, theuern Freunde und Stammesbrüder, was uns in die Reihe der großen, reifen Völker stellt der Erde; es dehnt sich unter uns so Land als Meer, Gold, Silber haben wir, geschickte Hände, zu muntrer Rede lustige Gesänge, — nur Einigkeit gebricht uns und Erleuchtung; gebt die uns mit dem Geiste, der da alles, was slawisch heißt, umfaßt, und, wahrlich, sehen
sollt ihr ein Volk, wie keines je gewesen; weithin erglänzen unterm Sternenzelte wird unser Name zwischen Griechen, Britten.]

*) Allslawenthum, Panslawismus, ein in neuester Zeit hie und da mit einer Art Besorglichkeit nachgesprochener Name für eine Idee, welche, mehr gelehrter als diplomatischer oder politischer Abkunft, in der Fassungskraft der Völker selbst wohl nicht mehr Boden haben kann, als ihn ein Allromanenthum, ein Allgermanenthum irgend zu gewinnen vermöchte.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 40.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Juny.

Nro. 119. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

II. Blick auf die nachbarliche Slawensprache in Böhmen.

(Fortsetzung.)

So viel, was ich mir wenigstens über die Aeußerlichkeiten der Nachbarsprache in Kürze zu sagen erlauben wollte. Auf das Innere einzugehen, kann und muß ich unterlassen, so vielen Reiz es haben möchte, den Vorrath an lexicalen sowohl als grammaticalen Mitteln durchzumustern, über welche diese Sprache in so vollem Maße als irgend eine ihrer slawischen Schwestern zu gebieten hat. *) Aber auf den Beweggrund zurückkommend, der mich persönlich angetrieben, dieser Sprache mehr Aufmerksamkeit zu widmen, darf ich, ehe ich schließe, wohl einige Beyspiele von Berührungen und Aehnlichkeiten anführen, die ich mir bey der Vergleichung mit unsrer eignen Sprache und besonders ihrer obern Dialekte gelegentlich vorgemerkt habe, wobey ich von dergleichen Berührungen, die die Slawensprache der lateinischen, griechischen, altindischen gegenüber in noch reicherm Maße darbietet, billig Umgang nehme.

Was die ältesten Berührungen dieser Art betrifft, so muß natürlich die slawische Sprachfamilie im allgemeinen der germanischen im allgemeinen, jedoch wohl zunächst den untern Dialekten, aus denen die hochländischen selbst hervor gegangen, gegenüber gedacht werden. Schwer ist es, bestimmte Gesetze zu finden über die Veränderungen, unter welchen die slawische Zunge germanische Laute und umgekehrt sich angeeignet, oder darüber, wie jede die Wörter und Formen, die aus vorgeschichtlicher Zeit beyden als gemeinsames Erbtheil geblieben sind, modificirt haben mag.

Einer entschiedenen Tendenz gemäß, nach welcher die böhmische Zunge ihrem Vocal was er an Consonanten, besonders liquiden, zu tragen hat, lieber vorne als hinten auflädt, wodurch er als solcher augenscheinlich leichter, klarer und singbarer wird, vergleicht sich:

I. *Elbe*, *Albis* mit Labe, *) *álft*, *ylfet*, *elbiz* (Schwan) mit labuť, *milk* (Milch) mit mléko, **) *waldan* (walten) mit wládnu, *dulg*

*) So hat sie für ihr Nomen die drey Geschlechter, zu den gewöhnlichen Zahlformen noch Reste des Dualis, 7 Casus, die in der Regel der gemeinste Mann lebendig fühlt und einhält, während unser Volk die paar noch geretteten vernachlässigt, dabey, wie das Latein, keinen Artikel. Die Conjugation als solche ist zwar einfach genug, aber viele Verhältnisse werden durch lexicale Modificirung des Verbs angedeutet, wodurch diese Partie für den Fremden zur schwierigsten der böhmischen und überhaupt slawischen Sprache wird. Auch die viererley Participialformen tragen bey, dem Ausdruck eine Kürze zu geben, die am wenigsten im Deutschen erreicht werden kann.

*) Das Compositum polaba oder polabj (Landstrich an der Elbe) ist als Polabien allgemeiner bekannt.

**) Wie das russische moloko u. drgl. zu nehmen, ist schon oben berührt.

(Schuld) mit dluh, *wolcan* (Wolke) mit ob-wlak, oblak; *bard* (Bart) mit brada, *mörk* (dunkel) mit mrak, *warg* (Mörder, Feind) mit wrag, wrah, *karl* mit král (König) *) Gewagter stellt man nach dieser Analogie etwa auch *älska* (lieben) zu láska (Liebe), *art* zu rod (genitura), *arbaith-s* (Arbeit) zu robota.

II. In Hinsicht auf die Labialen vergleicht sich Birke mit bŕza (L.), *böca* (Buche) mit buk, *bidjan, beitan* (drängen, nöthigen) mit pobjdnu und bjda (Noth), *brawa* (Braue) mit brwa, Bruder mit bratr; Grab mit hrob, grob mit hrubý, lieben mit lubiti, libiti; **) backen mit peku, Brust mit prs; — *ford* (Furt) mit brod (L.), *forha* (Föhre) mit bora; — *farm* (Fähre, Plätte) mit pram (L), *fust* (Faust) mit pèst, Fasten mit pust, Filz mit plst, Volk mit plk, pluk (L.), fläen, fläwen (schwemmen,) mit plawiti, Fleye (Spreu) mit plewa, flot, floz (Floß) mit plt', *frijon* (lieben) mit pŕjti (gönnen); *phanna* (Pfanne) mit panew, *phanding* (Pfenning) mit penjz, *pfluog* (Pflug) mit pluh; gewagter: *feit-r, feizit* (feist) mit pitati (füttern), tapfer mit dobrý.

III. In der Absicht auf die Gutturalen läßt sich vergleichen das alte räthselhafte *godowebbi, gotuweppi* mit hedwáb (Seide, wofür der Russe das dem englischen *silk* entsprechende šelk gebraucht), *gold* mit zlato (L.); *gaitei*, Geiß mit koza; — *heil* (ganz) mit celý, *hlaibs* (Brod, Laib) mit chléb, *huila* (Stunde, Weile) mit chwjle; — Kern, Korn mit zrno, *cnáhan, cnáwan* (engl. to know kennen) mit znáti, *quino, chone* (Weib) mit žena, *quairnus, quern, quirn, kirn* (Mühle) mit žernow (Mühlstein); — *katil, ketil* (Kessel) mit kotel, *kaupon* (kaufen) mit kaupiti. *kárde* (dänisch: Degen) mit kord, korda; — *kerika* (Kirche) mit cyrkew; — *igil* (Igel) mit geż, gežek, *roggo* (Roggen) mit rež, *liggian* (liegen) mit ležeti, *leggian* (legen) mit ložiti, *wegian* (bewegen) mit wezu, westi, *wagan* (Wagen) mit wuz; — *liugan* (lügen) mit lhu, lháti, *mugan* (vermögen) mit mohu, mužu, moci; — *lékei-s, lächi* (Arzt) mit lékař, *maki* (Schwert) mit meč, *rîki, ríche* (Reich) mit říše, *nacod* (nackt) mit nah, nahý, *smakka* (Feige) mit smokwa, *ecchil* (Stahl) mit geklo, *stikls* (Kelch) mit stklo, sklo (Glas); Birke mit bŕza (L.); — *lâhan* (schelten) mit láti; Wachs mit wosk, *Sahso* (Sachse) mit Sas, Achse mit os, wos, Weichsel, (Vistula) mit Wisla, *dehsila* (Dechsel, Axt) mit tesla, *weihs*, (Weichs noch als Ortsname) mit wes (Dorf); — Macht mit moc, Nacht mit noc, *wiht* (Ding, etwas) mit wèc, Tochter mit dcera.

IV. Nach Maßgabe der Dentalen läßt sich halten *thiwi, diu* (Mägdlein) zu děwa; *thufund* (tausend) zu tisje, *thaurnus* (Dorn) zu trn, *thawian* (aufthauen) zu táti; — *deilian* (theilen) zu dělati, *tougan* (geheim) zu tagný, *dal* (Thal) zu dul, doljk; — *tûn* (Zaun, umschlossener Bezirk, engl. town) zu teyn, *torg*, (Markt) zu trh, *tiuhan* (ziehen) zu tahati, *taihswo* (zeswe, dextera) zu desna, desnica; — *nithan, nithar* (nieder) zu njzko, njzký, *nôd, nôdian* (Noth, nöthigen) zu nauze, nuditi, nutiti; — *liud* (Volk) zu lud, lid; — *wato, water* (Wasser) zu woda, *witan* (wissen) zu wědèti, *atta* (Vater) ot, otec; — *maitan* (maißen, bauen) zu meytiti, *katil* (Kessel) zu kotel, *fhatts*, fries. *fhet* (Vieh) zu fkot; *ofât, obaz* (Obst) zu owoce; — *hnitu* (Niß) zu hnida, Nest zu hnizdo, *mizdo* (Lohn) zu mzda, *ga-tars, ga-tar* (audeo) zu drzeti.

V. In Bezug auf liquide vergleicht sich *meinon* (meinen) mit mjnjm, mnjti, *sunus* (Sohn) mit syn, *sauil* und *funno* (wohl statt *fulno*, Sonne) mit flnce, flunce, *milhma* (Wolke) mit mlha (Nebel); *silubar* (Silber) mit srebro, stŕjbro, *strala* (Pfeil) mit střela; Dank, danken mit djka, dèkati, Gans mit gus, hus, Pfenning mit penjz.

VI. Die Vocale betreffend ist an die schon

*) Noch immer bleibt die Annahme, daß den Slawen, die die vordersten waren im Conflict mit den Deutschen, unter Karl d. Gr. der Name dieses Gewaltigen, wie Andern der des römischen Cäsar, zum Appellativ geworden, die wahrscheinlichste.

**) Die Endung -ti, ati, eti, iti an jenen Verben, die hier nicht in 1a praesentis aufgeführt sind, ist, obschon der des lat. Supinum zu vergleichen, im Slawischen die des Infinitivs.

(Sp. 946) erwähnte Bekleidung derselben, wo sie am Wortanfang stehen, durch j (g) und w, zu erinnern, nach welcher sich *apel* Apfel mit *gablko*, Ei mit wegce u. s. w. vergleicht.

Bey der Mehrzahl der verglichenen Wörter ist wohl kein Zweifel, daß sie einander identisch seyen; aber welcher der beyden Hauptsprachen sie ursprünglicher angehören, ist bey einigen schwer zu sagen, am schwersten bey solchen, die im Slawischen eine zahlreichere, lebendigere Familie von Nebengebilden und Ableitungen, als im Germanischen zeigen, z. B. bey dem Verb, das unserm walten entspricht. Das unserm Furt gleichbedeutende brod hat in dem sicher uralten Verb bredu (waten), zu welchem in Jungmanns meisterhaftem Wörterbuch 17 Ableitungen aufgeführt sind, einen Grund, den wir für unser Furt wenigstens auf gleich geradem Wege nicht zu finden vermögen. Unser Freund führen wir auf ein ziemlich einsames gothisches *frijon* (lieben) zurück, während das schwerlich unverwandte slawische přjti (gönnen, wohlwollen), aus welchem sich auch in dieser Sprache der Ausdruck für Freund, přjtel, gebildet hat, munter fortlebt und sich verzweigt.

Ueber unserm viel gebrauchten in der alten Sprache noch nicht nachgewiesenen Art wird erlaubt seyn an das slawische rod (genitura), und an das von zahlreichen Nebenformen umgebene roditi (zeugen) zu denken. Aehnliches gilt von dem zwar schon im Gothischen vorkommenden, aber doch noch immer etwas dunkeln Arbeit, gegenüber dem slawischen rabota, robota, das sich unter seinen Verwandten selbst als Ableitung ausnimmt. Darf vom slawischen skot (Vieh) und dem friesischen gleichbedeutenden sket, wenn man den Grund des lat. *pecunia* und die Bedeutung des alten *fihu* erwägt, etwa zurückgeschlossen werden auf den ursprünglichen Sinn unsers Schatz, des gothischen *skatts?*

Es ist klar, daß sich ähnlicher Berührungen noch viele aufbringen ließen, aber sehr rathsam ist es auch, daß man sich nicht, was so leicht geschieht, versteige auf Irrwege etymologischer Phantasmagorie.

Indessen wie verrufen diese seyn möge, eine Seite ist ihr dennoch abzugewinnen, durch die sie nicht bloß, der erstern Wissenschaft gegenüber, unnachtheilig, sondern in praktischer Hinsicht sogar ersprießlich werden kann; wenn sie nämlich lediglich als mnemonischer Behelf in Anwendung kommt. So werden sich z. B. die Ausdrücke hawran (Rabe), treba (victima), zelený (grün) leichter fixiren, wenn die beyden ersteren nach der Analogie, welche das hrab (carpinus, Hornbaum) andrer slawischen Dialekte im böhmischen zu habr hat werden lassen, den gleichbedeutenden germanischen *hraban* und *tiber*, das letzte nach andern Analogien unserm grün selbst entsprechend gedacht wird; so cizý, früher cuzý (fremd), wenn man es, wenigstens zu diesem Zwecke mit Šafařik als entstanden annimmt aus dem wahrscheinlich auf thiuda (Volk) bezüglichen Namen, den wir selbst uns geben. Der Deutsche war dem altern Slawen vorzugsweise der Fremde, wie denn auch in der böhmischen mater verborum Němec (der slawische Name für den Deutschen) geradezu durch *barbarus* erklärt ist. *)

*) Merkwürdig, daß bey den Serben der Niederlausitz für den Deutschen nebenbey auch der Name Bawarski gilt, während doch der nächste slawische Nachbar des Bayern unter Bawor bloß diesen seinen Vorfahrer versteht. Es sieht übrigens diese Form Bawor mehr der spätern latinisirten *Bavarus* als etwa der ursprünglichen *Beigari*, *Beigiari* ähnlich. Auch an den alten so zu sagen klassischen Namen seines Landes knüpft der Böhme in seiner Sprache nirgends an; er nennt es Čechy (plur.), sich selber Čech.

Bleibt bey manchen der oben angezogenen Wörter zweifelhaft, ob sie erst aus einer der beyden Sprachen und aus welcher sie in die andere gekommen, so ist dieß nicht der Fall mit solchen, die augenscheinlich erst in verhältnißmäßig späterer Zeit aus dem Slawischen ins Deutsche aufgenommen worden sind, z. B. Gränze [granice, hranice als Ableitung von hrana Kante), Peitsche [bič von bjti schlagen], petschiren und Petschaft [von pečet und pečetiti etwa in der Bedeutung von verwahren, versorgen), Kummet [chomút, chomaut], Schöps [skopec von skopiti castriren], Haubitze von [haufnice, ursprünglich Schleuder für Steine].

Wenn sich diese und ähnliche, so weit die deutsche Sprache reicht, geltend gemacht haben, so sind ungleich mehrere bloß in die anstoßenden Dialekte, namentlich den oberpfälzischen und bayrischen gedrungen.

Einige derselben, wie z. B. Kopi, Kren, Läde, Moschen, Nusch, Pablatsch, Pecksen, Rabüsch, Züllen, sind in dem gedruckten Wörterbuch über jene Dialekte bereits in dieser Eigenschaft erkannt. Vielen andern wird im Band der Nachträge ihr Recht widerfahren; weßhalb ich sie in gegenwärtiger Betrachtung, obschon sie dieselbe gewissermaßen veranlaßt haben, billig übergehe. Dagegen drängt sich hier eine andere Frage auf, nämlich ob es nach dem, was die europäische Handels- und Culturgeschichte an die Hand giebt, zuläßig seyn könne, für gewisse nicht bloß über die deutsche, sondern zum Theil auch über die romanische Welt verbreitete, bisher wenig befriedigend erklärte Ausdrücke einen slawischen Ausgangspunkt zu suchen, oder ob etwaige Berührungen der Art, die man aus Gründen der Sprache gelten lassen könnte, aus historischen geradezu als abenteuerlich müßten abgewiesen werden. Unter Beyspielen, die mir desfalls zu Sinne kommen, ist vielleicht das unpassendste das wichtige romanische Verb *guidare*, [*guider, guiar, to guide*] neben dem gleichbedeutenden slawischen wedu, das demselben wenigstens näher liegt als das deutsche *wisian* (weisen). Aber zu dem *bronha, broigne, brunja, brünie, brünne* des westeuropäischen Mittelalters laßt sich stellen nicht bloß das bronja, brnja der Slawen, sondern auch ihr brniti (panzern), wohl von brñ, bron, slowenisch *bronz* (Metall, Bronze), wie denn auch unser Panzer (ehemals das Panzier) aus ihrem brncjr̀, brancjr̀ entstellt seyn könnte. Das europäisch gewordene *hazard*, wozu sich ein älteres deutsches *hasehart* findet, könnte kaum befriedigender erklärt werden als aus dem Böhmischen házeti (werfen). Trotz Mosheim's Bemühungen weiß man noch immer nicht, woher einer seit dem zehnten Jahrhundert oft und viel genannten Art von Landstreichern beyderley Geschlechts, die für Ordensleute gelten wollten, die Namen *Beghardi, Beghinae* und *Begutae* geworden. Was läge näher als das zschechische bèhati, vor dem 12. Jahrhundert noch bègati (umherlaufen), mit seinen Ableitungen bèhar̀ (Läufer), bèhutá (adject. fem. die Umherlaufende), und bekynè (mit der gewöhnlichen weiblichen Motions-Endung kynè), welche letztere Form in Böhmen noch jetzt für Beguine gebraucht wird.

Namen von Völkern, Ländern, Personen und Orten sind die am längsten haftenden, wenn auch die zerbrochensten und mitunter verwittertsten Denkmäler früherer Nationalitäten. Auf sie fußend greifen einige slawische Forscher weit, vielleicht zu weit nach dem Westen herüber.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843. Nr. 41.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Juny.

Nro. 120. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philologisch-Philosophische Classe.

II. Blick auf die nachbarliche Slawensprache in Böhmen.

(Schluß.)

So denkt sich Šafařik [Starož. 875. 881. 889. 911] mit den alten *Veleti*, *Weletabi* *) einerseits *Wiltun*, *Wiltsaete*, *Wiltshire* in England, andrerseits [nach Beda's Hist. eccl. v. 12 „*Wiltaburg* i. e. oppidum *Wiltorum*, lingua autem gallica Trajectum“] Utrecht in Holland, sodann nicht bloß *Wilzburg* (in Urk. *Wilzeburg*) bey Weißenburg im Nordgau, sondern, wogegen selbst ein bedeutender Sprachgrund spricht, auch *Weltenburg* an der Donau, selbst *Wilten*, [Veldidena] bey Innsbruck in Zusammenhang. Ja auch in den Schweizercantonen Bern und Wallis findet er [S. 918] slawische Anklänge, [Vrgl. Münchn. Gelehrte Anzeigen 1842 Sp. 79 — 84]. Zieht sich doch die Linie, bis wohin unwidersprechlich slawische Ortsnamen reichen, ohnehin weit genug, und zwar nicht bloß von der Elbe, sondern selbst von der Saale westlich, zur Aisch und Pegnitz herauf.

So unbezweifelt slawische Namen dieser Art, und die so guten Klang hätten, wie einige des nördlichen jetzt deutschen Landes: z. B. Potsdam [Podstupim], Zerbst [Srbiště], Leipzig [Lipsko], Dresden [Drazd'any], hat zwar das südliche nicht aufzuweisen; doch lassen z. B. die oberpfälzischen Dölnitz, Flanitz, Gleiritsch, Grabitz, Haunritz, Röblitz, Kröblitz, Nairitz, Naßlitz, Redwitz, Schiemitz, Söllitz, Teublitz, Trabitz, Trebnitz, Treswitz, Wirbenz wohl eher auf slawische als auf deutsche Namengeber schließen. *)

Im Slawischen sind nämlich die meisten, und zwar gewöhnlich nur als Plurale gebrauchten Ortsnamen auf -ice, wie die deutschen auf -*ingen* und *inz*, von Personennamen hergenommen. Slawisch ist wohl auch das nach der aus Böhmen kommenden Pfreimt [Přimda] genannte Städtchen [in Urkunden *Phrimede*]. *Retz* [Rötz, in Urkunden *Retsiz*] erinnert an die beyden in Böhmen vorkommenden Řečice, etwa von řeka (Fluß), während Rötz, Burg und Städtchen in Niederösterreich an der mährischen Grenze, in Urkunden *Rakez*, *Rakonz* heißt und zu dem Namen Rakausy, **)

*) Merkwürdig, wenn in dieser bey Einhard, dem Annalista Saxo und Notker vorkommenden Form von diesen Nichtslawen der slawische zum Singular Welet gehörige Plural Weletowe eingehalten seyn sollte.

*) Immer gienge dieser Schluß freylich nicht an, denn z. B. Austerlitz heißt den Slawen selbst, wenigstens jetzt, Slawkow, Bielitz Bilsko, Birglitz Bielšow, Schmölnitz Smolnjk, Teinitz Teyn.

*) Šafařik denkt darüber an die Rakatae des Ptolemäus. Große Aehnlichkeit hat der latein. und ital. Name einer freylich allzufernen Stadt, die von ihren slawischen Bewohnern selbst Dubrovnik genannt wird, nämlich *Rhacusa*, *Ragusa*.

womit der Böhme das ganze Land Oesterreich bezeichnet, Anlaß gegeben haben soll. Für Regensburg, von wo die Böhmen die erste Kunde des Christenthums erhielten, hat sich bey ihnen der eigenthümliche Name Řezno gebildet. In Bayern südlich der Donau zeigen sich außer ein paar Ortsnamen Winden wenige Beziehungen auf Slawisches, wie sehr auch der Name Tölz (in Urkunden *Tolinze*) an ähnliche slawische erinnern möchte. Ist doch sogar Mnichow, der zschechische Name für München, auch der eines Ortes in Böhmen. — Was Personennamen betrifft, so begegnen uns in nächster Nähe zschechische und überhaupt slawische Familiennamen genug. Selbst unser kunstgewandter akademischer Diener [*Gerzabek*] führt einen solchen. Ein aus Kamenz [Kamenica] stammender, in Deutschlands Literatur großer Name wird zuletzt wohl auch etwa auf ein slawisches Lesnjk von les (Wald) zurück zu führen seyn.

Daß aus der deutschen Sprache nach der Hand eine gute Zahl Ausdrücke in die böhmische gerathen seyn müsse, versteht sich ungesagt. Darunter sind sogar wesentliche Verbe wie muſiti (müssen), *trefiti* (treffen), dychtiti (dichten und trachten), winšowati (wünschen), malowati (malen) mit malyř (Maler, wofür sich doch der Russe nach dem griechischen ζώγραφος sein živopisec gebildet hat) und mit malba (Gemälde), barwa (Farbe). Einige dieser Ausdrücke müssen aufgenommen worden seyn schon ehe sie in Deutschland selbst veraltet oder entstellt waren, wie faleš (das ältere deutsche Substantiv *valsch* für Falschheit), rek (*recke* Held), oršˇ, oř, worš (*ors* statt *hros* Pferd), šlachta, šlechta (Adel, Geschlecht) gilec (Hilze, Helze, d. h. Heft), litkup (Leitkauf, später Leibkauf). Andere sind ihren jüngern oberdeutschen Vorbildern zum Erschrecken treu geblieben, wie khynk (Degengehänge), kšaft (Geschäft d. h. Testament), kštalt, kwalt. Diese oberdeutsche Form haben auch viele auf das Bergwesen bezügliche Ausdrücke, nach welchen man schließen möchte, die Kunst des Bergbaues sey eher von Deutschen zu den Böhmen als umgekehrt gebracht worden.

Es werden übrigens, wenn die gegenwärtige Bewegung zu Gunsten der eigenen Sprache eine nachhaltige ist, die meisten dieser Eindringlinge über kurz oder lang wieder ausgemerzt und aus dem überreichen heimischen Grundvorrath ersetzt seyn. Auch Künste und Wissenschaften sind auf dem besten Wege ein für allemal ein rein vaterländisches Kleid zu überkommen, während sie bey uns ihr griechisch, lateinisch, französisch gesleckes wohl für immer behalten werden. Haben wir doch nicht einmal ein eingebornes Wort für Natur.

Gedenken will ich noch einiger Aehnlichkeiten, die sich mehr auf die Form beziehen.

Die im alten Gothischen übliche Verwandlung der Laute t, d, th, wo sie an ein t der Flexion stoßen, zu s (z. B. in möst v. môtan, waist v. witan, fanst v. finthan) entspricht auffallend einer slawischen weit greifenden Regel, nach welcher z. B. aus hudu (ich musicire), kladu (ich lege), metu (ich kehre) im Infinitiv nicht *hudti*, *kladti*, *metti* werden kann, sondern *hausti*, *klásti*, *mésti* werden muß. — Unter den zahlreichen und prägnanten Bildungssylben, die dem slawischen Substantiv angehängt werden können, erinnert -árna, -jrna sehr an die gleichbedeutende angelsächsische *-ern*. Man halte z. B. kowárna (Schmiede, von kowati schmieden, kow Metall), gjdárna (Eßstube v. gjdati öfter essen, gjm, gjsti essen, edere), pigárna (Trinkstube v. pigi, pjti, *πίνω*, bibo), knihárna (Bibliothek v. kniha Buch), konjrna (Pferdestall v. kuň Pferd), ljkjrna (Apotheke von ljk Arzney) u. dgl. zusammen mit *bere-ern*, *medoern*, *wîn-ern* (Behälter oder Raum für Getreide, Meth, Wein), *breaw-ern* (Braustätte), *beod-ern* (Tischsaal), *gäst-ern* (Gastzimmer), *hord-ern* (Schatzkammer), *slaep-ern* (Schlafkammer) und ähnlichen. — Die im alten Hochdeutschen vorkommenden Pronominalformen *sih-wer*, *sih-waz* (irgend wer, irgend etwas) u. dgl. scheinen nicht anders als die gleich bedeutenden slawischen Formen kdo-si, co-si (abgekürzt kdos, cos) mit dem reflexiven Pronomen der dritten Person zusammengesetzt. — Die adjectivische Form, die das erste Wort jetziger Composita wie Häsel-Lohe, Rohrsee, Ilm-Münster in unsrer alten Sprache zeigt [*hesilîn lôh*, *rôrîno sêo*, *Ilmîna munistiurî*] ist in den slawischen Sprachen die Regel, und im bayerischen Dia-

lekt entsprechen noch jetzt Formen wie: kälbernes, rindernes, schäfenes, schweinenes z. B. Fleisch genau den zschechischen Ausdrücken telecj, howězi, owčj, wepřowé maso. — Was unserm deutschen kein, das ursprünglich ein bedeutete, und schon lange, ohne den früher nöthigen Beysatz der verneinenden Partikel *ne* oder *en*, so viel heißt als nicht ein, ganz dasselbe ist dem zschechischen žádný widerfahren, das jetzt für sich das ältere nižádný vertritt. Hat doch das französische *aucun* aus *alcuno* dieselbe Geschichte. — Wie der Zscheche, wie jeder Slawe, das reflexive Pronomen der dritten auch auf die erste und zweyte Person, in so ferne sie das Subjekt des Satzes sind, zu beziehen pflegt, gerade so sagt sein oberpfälzischer Nachbar: du mußt sich halten, wir müssen sich halten, sie haben seinen Lohn bekommen, [so auch schon bey unserm Ulfila: Matth. VI. 16: *andnémun mizdon seina*, slaw. wospriemljut' mzdu swoju.] — Den deutschen meist dialektischen Adjectivbildungen wie *ankalt*, *annarm*, *ansüefs*, ähnlich (*analih*), d. h. ein wenig kalt, warm, süß, gleich — entsprechen die ebenso gebildeten und verstandenen zschechischen náčerný (schwärzlich), násladký (süßlich), nápodobný (ähnlich).

Erwähnenswerth ist vielleicht auch der Parallelismus, der sich in dem Uebergang zeigt, den die Bedeutung manches Wortes nach Maßgabe eines andern Zeitraumes oder eines andern örtlichen Dialektes annimmt. Von jutro, gitro, das in den meisten slawischen Mundarten den Morgen andeutet, ist in der lausitzischen der Ausdruck für Ostern (*jutry*) genommen, ein Verhältniß, das ganz dem zwischen unserm Ost (*óstan*, *óstar*) und Ostern (*óstarun*) entspricht. Unser altes ê, *êwa* hieß Gesetz überhaupt, viel eingeschränkter wird unser jetziges Ehe verstanden. Gerade so ist zakon, das allen andern Slawendialekten Gesetz bedeutet, dem slowenischen bloß unsre Ehe. Dagegen hat otrok, in diesem, wie in unsrer alten Sprache *chneht*, für Kind gültig, im Böhmischen ganz den härtern Begriff unsers jetzigen Knecht. Das russische Verb *govorit'* (sprechen) gebraucht der Zscheche in seinem howoriti nur mit einem gewissen schiefen Nebenbegriff, der im gemeinen Dialekte Altbayerns auch dem guten Worte sprechen nicht fremd ist. Ein ähnliches Verhältniß hat zwischen dem kirchenslawischen glagalati (reden) und dem böhmischen hláholiti statt. —

Zum Schlusse muß ich auch eines Mangels Erwähnung thun, den die Zschechensprache, wie ihre meisten Schwestern, merkwürdiger Weise mit allen Dialekten des südlichen Deutschlands gemein hat. Sie haben insgesammt das ehmalige unzusammengesetzte Präteritum in Abgang kommen lassen. Dieser Mangel indessen ist in der Slawensprache kaum fühlbar und thut weder der Kürze noch der Bestimmtheit des Satzes Eintrag, da das Hülfsverb nichts weniger als in allen Fallen ausdrücklich gesetzt zu werden braucht, und das Vollendete, Andauernde oder Wiederholentliche, selbst das Bevorstehende einer Handlung oder eines Zustandes durch eigene Gestaltungen des Verbes angedeutet wird, die ein Gegenstand des Lexicons sind, woher es kommt, daß im Reichthum an Verben sich nicht leicht eine andere Sprache mit der Slawin wird messen können.

Daß bis zum dreyßigjährigen Krieg gedruckte Bücher in böhmischer Sprache auch außer Böhmen nichts gar so seltenes gewesen, als sie es später wenigstens in den Gegenden waren, wohin die Auswanderung nicht gerichtet seyn konnte, zeigt sich in ältern Catalogen auch der hiesigen Bibliothek, unter deren Manuscripten sich zwar nur ein paar zschechische, aber mehrere lateinische und deutsche finden, die durch zschechische Bestandtheile, durch eingemischte Stellen und Wörter oder durch irgend einen böhmischen Spruch am Schlusse ihre Herkunft beurkunden. Wenn in zahlreichen deutschen Berichten über politische und religiöse Händel jenes Landes eigene Namen nach ihrer zschechischen Form aufgefaßt sind, wenn z. B. König Georg (Girj, Girjk) gewöhnlich Girsik, Girschick oder Girßing heißt, so darf man vielleicht eine frühere größere Bekanntschaft mit jener Sprache voraussetzen; war doch durch die goldene Bulle Karls IV., welchem

Böhmen überhaupt seine glänzendste Periode verdankt, allen Söhnen der Churfürsten die Erlernung der slawischen wohl zunächst böhmischen Sprache vorgeschrieben.

Wie man es in diesem Punkte weiterhin gehalten, wird in der Slowanka von Dobrowsky besprochen, welcher in seiner Geschichte der böhmischen Sprache und Literatur einen der Beweggründe, aus denen im Jahr 1440 dem Herzog Albrecht von Bayern die Krone angetragen worden, mit darin findet, daß dieser fremde Fürst, ehemals am Hofe König Wenzels erzogen, der böhmischen Sprache nicht unkundig gewesen. Im Vorbeygehen darf wohl auch erwähnt werden, daß noch Max I. von Bayern, der als Mann auf Böhmens Geschicke so entscheidenden Einfluß gehabt, als Knabe, wie aus dessen noch vorhandenen Schreibheften ersichtlich, jeden Tag irgend einen Satz aus den Evangelien, wie in lateinischer, griechischer und deutscher, so auch in böhmischer Sprache hatte schreiben müssen, eine Beygabe, welche, auch wenn man sie dem vielleicht nicht ganz zufälligen Umstand, daß ein Böhme (Wenzel Petrjk aus Budweis) sein Lehrer war, zurechnet, jedenfalls das Mitwissen des sorgfältigen fürstlichen Vaters voraussetzen läßt.

So wäre denn gewissermaßen auch jene andere Rücksicht berührt, die den Bibliothekmann wohl bestimmen durfte, sich noch in seinen alten Tagen etwas ernster auf die nachbarliche Slawensprache einzulassen.

Was er hiemit weniger über sie selbst als über ihr Verhältniß zu der unsrigen und zu uns fragmentarisch genug vorgebracht, wird, so hofft er, leichter entschuldigt werden, wenn es hingenommen wird als ein wohlgemeynter Versuch, einem Sprachbau, der so bedeutend als, trotz seiner Nähe, bisher im Allgemeinen unter uns wenig gekannt und gewürdigt ist, größere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Sollten wir doch, vorausgesetzt, daß wir das innere Wesen des großen slawischen Stammes überhaupt nicht länger ein uns wenigstens zum Theil verschlossenes Buch wollen bleiben lassen, uns freuen, einen lebendigen Schlüssel zu dieser eigenthümlichen Welt gleichsam in unsrer Mitte zu haben an einem Volke, das von den übrigen seines Stammes hoch gehalten und dabey, politisch anmaßungslos, auf der andern Seite uns nicht nur durch örtliche und geschichtliche Landsmannschaft, sondern auch durch viele andere Beziehungen, selbst durch den Umstand, daß alle seine Gebildetern neben der eigenen Sprache auch die unsrige kennen und unsre Literatur nicht bloß benutzen, sondern auch bereichern, so nahe befreundet ist.

Dieses Verhältniß kann nur noch freundlicher, noch inniger werden, je mehr es wechselseitig wird, je weniger wir auch unsrerseits zurückbleiben in gerechter Anerkennung seiner Eigenthümlichkeiten und namentlich seiner Sprache und Literatur. Daß uns dieß außerdem wohl nur zum Vortheil gereichen könne, scheint unzweifelhaft. Wer steht höher, ein Franzose, Britte, der in stolzer Selbstgefälligkeit nur das Seinige kennt und kennen will, oder z. B. gerade ein Böhme, der zu dem, was sein, auch das, was des Deutschen, des Franzosen, des Britten ist, überschaut? Ja, es nicht zu thun, muß uns positiven Schaden bringen, je mehr Boden unter diesen unsern slawischen Landsleuten zusehends der aufopfernd-patriotische von uns sogenannte Eigensinn gewinnt, nicht bloß Schöpfungen der schönen Redekunst, sondern auch wissenschaftliche Forschungen jeder Art, die auch uns nicht allzulange unbekannt bleiben dürfen, in keiner andern als eben ihrer eigenen Sprache niederzulegen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Juny.

Nro. 121. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

I. Novus SS. Patrum Graecorum saeculi quarti Delectus. Recensuit et adnotatione instruxit Ludov. de Sinner. Parisiis ap. L. Hachette, bibliopolam in via dicta Pierre-Sarrazin, 12. MDCCCXLII. P. XII. 492. 8.

II. Specimen novae editionis cohortationis Basilii Magni ad adolescentes de utilitate e libris gentilium capienda propositum a Philipp. Carol. Hess. Helmstadii formis Leuckartianis. 1842. 4. P. IV. 18.

Schon vor ungefähr fünfzehn Jahren hatte der Herausgeber des ersten Werkes, nachdem er Villemains vortreffliche Abhandlung de l'éloquence Chrétienne dans le quatrieme siècle in dessen Mélanges T. III. p. 1. seqq. zum ersten Male gelesen hatte, den Entschluß gefaßt, eine der vorliegenden ähnliche Auswahl patristischer Schriften zu veranstalten; doch mußte er aus Mangel an den hiezu nöthigen Büchern dortmals sein Vorhaben aufgeben. Einige Zeit später, nämlich vom Jahre 1834 bis 1839, als Corrector und Herausgeber der im Verlage der Gebrüder Gaume erscheinenden Wiederabdrücke des Montfauconschen Chrysostomus und des Garnierschen Basilius verwendet, hatte er Gelegenheit, sich zu diesem Zwecke bedeutende Materialien zu sammeln und so diese schätzbare Auswahl vorzubereiten.

Da er, von dem rein humanistischen Standpunkte ausgehend, eine Sammlung des Trefflichsten aus den christlichen Rednern der Griechen und zwar aus dem Zeitalter, in welchem der Christianismus seinen Triumph über das Heidenthum feyerte, und die christliche Litteratur ihr goldenes Zeitalter erreicht hatte, geben wollte, so glaubte er alles ausschließlich Dogmatische und Theologische weglassen zu müssen, indem er sein Buch nicht bloß für katholische oder protestantische Seminarien, sondern für französische Gymnasien bestimmte, wo die Erklärung eines griechischen Kirchenvaters mit der eines Profanschriftstellers gar wohl verbunden werden kann. L'étude de langue Grecque, sagt der Herausgeber in der Vorrede P. XII., bien loin d'y perdre, y gagnerait beaucoup, et les sentiments Chrétiens s'y fortifieraient.

An der Spitze dieser Sammlung stehen die drey großen Kappadokischen Väter, Basilius der Große, Gregorius von Nyssa und Gregorius von Nazianzus. Dann folgt Johannes Chrysostomus. Auch der berühmte Sophist von Antiochia, der Lehrer dieser vier Kirchenfürsten, sollte nicht ausgeschlossen werden. Mais, pour être juste, heißt es in der Vorrede P. VIII., au point de vue historique surtout, le paganisme expirant devait occuper au moins une petite place dans ce recueil d'ailleurs tout Chrétien. Il y a toujours quelque grandeur dans les derniers accents d'une religion vaincue, et Libanius, le maître des trois Pères de la Cappadoce et de Saint Chrysostome, m'a semblé avoir des droits à figurer dans mon volume.

Die in diese Sammlung aufgenommenen Stücke theilen sich in drey Partien: I. in ganze Reden;

II. in auserlesene Bruchstücke; III. in eine Auswahl von Briefen.

Die erste Abtheilung enthält 1. Basilius des Großen Ermahnung an die Jünglinge über das Lesen der heidnischen Schriftsteller. 2. Die Homilie über den Spruch im Deuteronomion: Attende tibi ipsi von eben demselben. 3. Dessen Homilie gegen die Wucherer. 4. Die Rede des Gregorius von Nyssa über den nämlichen Gegenstand. 5. Die Leichenrede desselben auf Meletius, Bischof von Antiochia. 6. Die drey letzten Capitel der zu Constantinopel im Jahre 381 gehaltenen Abschiedsrede des Gregorius von Nazianzus. 7. Dessen Panegyrikus auf die Makkabäer. 8. Die Rede des h. Johannes Chrysostomus auf die Rückkehr des Bischofs Flavianus. 9. Libanius Rede an den Kaiser Theodosius über den Aufruhr zu Antiochia. 10. Dessen Rede für die Tempel an den Kaiser Theodosius.

Mit Recht hat der gelehrte Herausgeber seine Sammlung mit der herrlichen Rede des großen Basilius über die Lectüre der heidnischen Schriftsteller eröffnet, welche das Studium der klassischen Auctoren besonders von der ethischen Seite auffaßt und als Vorbereitung für das Studium der heiligen Schriften betrachtet, und in so ferne einen sehr passenden Uebergang von der alten Literatur zur patristischen bildet. Die zweyte, ein wahres aureum opusculum, wie sie Herr Jahn (Symbol. Philostrat. p. 52.) nennt, behandelt einen Gegenstand, der zu allen Zeiten und bey allen Geschlechtern Beherzigung verdient. Die dritte wurde von jeher als Muster eindringlicher Beredsamkeit gerühmt, und giebt einem kundigen Lehrer, wenn er die VI. Homilie des Basilius, welche über den Spruch im Evangelium bey Luk. 12, 18: „Niederreißen will ich meine Scheuern und größere bauen," und über die Habsucht handelt, ferner die zwey folgenden, nämlich die gegen die Reichen und die zur Zeit der Hungersnoth und Dürre gehaltene, damit vergleicht, Stoff genug zur Würdigung des sittlichen Zustandes in dem Zeitalter des Basilius.

Die Rede des Gregorius von Nyssa gegen die Wucherer ist ganz geeignet, den Charakter der Beredsamkeit des gelehrten Brüderpaars genauer kennen zu lernen. Die Leichenrede auf Meletius galt von jeher als eine köstliche Perle der christlichen Vorzeit.

Wer wird nicht gern das herzliche Lebewohl des seines erzbischöflichen Amtes müden Gregorius von Nazianzus an seine Gemeinde in Constantinopel anhören, und sich mit seinem Panegyrikus auf die Makkabäer, welcher ganz von dem Feuer seiner Beredsamkeit durchglüht ist, befreunden wollen? Herr von Sinner wählte diese Rede, welche in den französischen Collegien, wie er in der Vorrede S. IX. bemerkt, seit langer Zeit verbreitet ist, besonders wegen der jungen Israeliten, welche die Klasse besuchen.

Die Reden des großen Johannes Chrysostomus über den Umsturz der Bildsäulen des Kaisers Theodosius und seiner Familie bey dem Aufruhr zu Antiochia im J. 387 sind zu berühmt, als daß sie hätten unberücksichtigt bleiben können. Der Herr Herausgeber nahm die einundzwanzigste derselben, welche gerade am Ostertage gehalten wurde, und sich durch den Nachdruck und das Rührende der Chrysostomischen Beredsamkeit auszeichnet, in seinen Delectus auf.

Da die erste Rede des Libanius den nämlichen Gegenstand behandelt, so bildet sie mit Recht das Seitenstück zur vorigen, und durfte um so weniger fehlen, als der eitle Sophist die Ehre, seinen Mitbürgern Verzeihung ausgewirkt zu haben, sich zueignen zu wollen scheint.

Ueber die Anmerkungen des Herausgebers zur Nummer 1, 3 und 4 hat sich Referent schon früher in diesen gelehrten Anzeigen vom vorigen Jahre Nr. 189. S. 484 ff. geäußert, so daß er hier füglich mit Stillschweigen darüber hinweg gehen kann. In den übrigen Reden benutzte Herr vor Sinner alles gewissenhaft, was ihm seine Vorgänger Willkommenes boten. Zur Rede des Gregorius von Nazianzus auf die Makkabäer theilte ihm der gelehrte Boissonade, sein Lehrer, Gönner und Freund, dem er auch sein Werk aus Dankbarkeit widmete, einige noch unedirte Anmerkungen mit; ebenso zur einundzwanzigsten Rede

des Johannes Chrysostomus über die Bildsäulen. Zur ersten Rede des Libanius steuerte ihm außer Boissonade sein Landsmann Albert Jahn bey; in der Interpunktion, welche bey Reiske noch sehr im Argen liegt, verfuhr er nach Gutdünken. Die von dem nämlichen Gelehrten lückenhaft gelieferte Rede des Libanius pro templis paganorum gab er zuerst vollständig nach der Ergänzung seines verewigten Freundes, des klassisch gebildeten Grafen Leopardi, welcher die (Bd. II. S. 176. 3. 8. der Reisk. Ausg.) nach den Worten ἡ ὡς ἐκεῖ vorkommende Lücke zuerst (angeblich im Jahre 1822) aus einer Barberinischen Handschrift ausfüllte. Im darauf folgenden Jahre fügte Angelo Maio, damals noch Vorstand der Vaticana, das nämliche Bruchstück seiner Römischen Ausgabe des Fronto nach fünf Handschriften der nämlichen Bibliothek, wie er sagt, jedoch ohne irgend eine Variante, bey. Unser Herausgeber ließ es nach der Abschrift, die ihm sein hochgeehrter Freund im Jahre 1830 zu Florenz geschenkt hatte, abdrucken, mit genauer Anführung der abweichenden Lesarten der Maischen Ausgabe und der des Barberinischen Codex. Bemerkenswerth ist die S. 229 f. aus den Papieren des Grafen Leopardi über diesen Fund mitgetheilte Notiz.

Die zweyte Partie bilden Eclogae ex S. Joanne Chrysostomo p. 249 — 374, welchen die bekannten novae ex Jo. Chrysostomo eclogae LII. Graece ex rec. Montefalconii et cum eius, Savilii aliorumque animadversionibus etc. studio Chr. Frid. de Matthaei. Mosquae ap. editorem et Lips. in officina Breitkopfii et Hertelii. 1807. 8. zu Grunde liegen. Die Matthaeischen Anmerkungen nahm der Herausgeber ganz auf; die seinigen hingegen klammerte er ein, um sie von jenen zu unterscheiden. Mit Matthaei's Text verglich er den Gaumeschen Wiederabdruck der Montfauconschen Ausgabe, Paris 1834 — 40, und tilgte in dem Matthaeischen Commentar alle kritischen Anmerkungen zu jenen Stellen, welche er in der Gaumeschen Ausgabe entweder nach Savile oder nach Handschriften schon verbessert fand.

Auch diese Auswahl ist sehr zweckmäßig eingerichtet. S. 371 — 374 wurde noch ein Bruchstück aus Chrysostomus über das Priesterthum I. 2. angefügt, die rührenden Ermahnungen der Anthusa, der Mutter des Chrysostomus, an ihren Sohn, als er mit seinem Freunde Basilius sich in die Einsamkeit zurückzuziehen im Begriffe war, enthaltend, nebst Giacomelli's Anmerkungen, welche von dem Herausgeber aus der im J. 1757 zu Rom in Quart erschienenen griechisch-italienischen Ausgabe desselben in das Lateinische übersetzt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

(Wird von nun an alle 3 Monate erscheinen.)

Erstes Quartal. Januar — März.

Manuscripte.

Hans Mielich's Beschreibung des Schmuckes von Herzog Albrecht's V. Gemahlin Jahr 1552 — 55. Codex membranaceus in 8.

Die fünf Bücher Moses in deutschen Reimen des 15. Jahrhunderts. Codex chartaceus.

Verzeichniß der im Jahre 1571 wegen der Communion unter einer Gestalt vor den Magistrat zu München geforderten Personen.

Zwey Schreiben Herzog Sigmunds an den Magistrat zu München von 1471 und 1477.

Zwanzig das Pienzenauerische Seelhaus zu München betreffende Documente. 1520 — 1753.

Druckwerke.

Boletin bibliografico español y estrangero. T. 1. 2. Madr. 1841.

Leipziger Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur. Unter Mitwirkung der Universität Leipzig herausgegeben von Dr. F. G. Gersdorf. 1. Jahrg. Leipzig 1843.

Th. Chr. Fr. Enslin, Bibliothek der Forst- und Jagdwissenschaft (1750 bis gegen Ende des Jahres 1842) Leipzig 1843.

W. Engelmann, Bibliothek der neueren Sprachen vom J. 1800 — 1841. Leipzig 1842.

Alb. Krafft, Die arabiſchen, perſiſchen und türkiſchen Handſchriften der k. k. orientaliſchen Akademie zu Wien. Wien 1842.

Catalogus librorum in Dania et Norvegia editorum secundum eos qui sumtus fecerunt distributus. Hauniae 1841.

Catalogue des manuscrits de la bibliothèque royale des ducs de Bourgogne, publié par ordre du ministre de l'interieur. T. 1 — 3. Bruxelles 1842. fol.

Die Mitarbeiter an Fried. Nicolai's allg. deutſcher Bibliothek nach ihren Namen und Zeichen in zwey Regiſtern geordnet. Berlin 1842. 4.

Compendio historico do estado da universidade da Coimbra. Lisboa 1771. fol.

Summario da bibliotheca Luzitana. T. 1 — 4. Lisboa 1786.

Annales Academici. 1839 — 1841. Hagae Comitis 1842. 4.

Dr. J. K. F. Rinne, Innere Geſchichte der Entwickelung der deutſchen Nationalliteratur. Th. 1. 2. Leipzig 1842.

A. E. Umbreit, Die Erfindung der Buchdruckerkunſt. Leipzig 1842.

C. Kirchner, Akademiſche Propädeutik. Leipzig 1842.

Erſch und Gruber, Allgemeine Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte. I. Section. Th. 37. Erhaben — Erbtruchſeſſe. II. Section. Th. 21. Johann, Infant von Spanien — Johann Boniten. III. Section. Th. 17. Perikles — Perſe — Raſch. Leipzig 1842.

Annaes das sciencias, das artes, e das letras por huma sociedade de portuguezes residentes em Paris. T. 1 — 16. Paris 1818 — 22.

Bulletin scientifique, publié par l'académie impériale des sciences de Saint-Petersbourg. Vol. 7 — 9. Petersb. 1841. 4.

Annales des sciences physiques et naturelles d'agriculture et d'industrie, publiées par la société royale d'agriculture de Lyon. Vol. 1 — 4. Lyon 1840 — 41.

Memorie di Matematica e di Fisica della società italiana delle scienze residente in Modena. Vol. 1 — 22. Modena 1782 — 1841. 4.

Nuovi saggi della imperiali regia accademia di scienze lettere ed arti in Padova. Vol. 5. Padova 1840. 4.

El español, periodico. Vol. 1 — 6. London 1810.

Il Politecnico di Milano. Repertorio mensile di studj applicati alla prosperitá e coltura sociale. Vol. 1 — 3. Miano 1840.

Fr. Cerdano et Val. Rico, Clarorum Hispanorum opuscula selecta et rariora tum latina, tum hispana. Matriti 1781. 4.

Obras de Don Francisco de Quevedo Villegas. Vol. 1 — 10. Madr. 1719 — 94. 8.

Obras do doutor Duarte Ribeiro de Macedo. T. 1. 2. Lisb. 1767. 4.

Gasp. Melch. Jovellanos, Coleccion de varias obras en prosa y verso. T. 1 — 7. Madr. 1830 — 32.

B. G. Niebuhr, Nachgelaſſene Schriften nicht philologiſchen Inhalts. Gotha 1842.

F. M. Klinger, ſämmtliche Werke. Bd. 1 — 12. Stuttgart 1842.

Juſt. Möſer, Sämmtliche Werke. Neu geordnet und aus dem Nachlaſſe desſelben gemehrt durch B. R. Abeken. Th. 1 — 5. Berlin 1843.

Manoel Severim de Faria, Discursos varios politicos. Evora 1624. 4.

F. Bened. Ger. Feijoó, Cartas eruditas y curiosas en que por la mayor parte se continúa el designio del teatro critico universal, impugnando ó reduciendo á dulosas varias opiniones comunes. T. 1 — 5. Madr. 1777.

— — Ilustracion apologetica al primero y segundo tomo del teatro critico. Madr. 1777.

— — Demonstracion critico apologetica del teatro critica universal. Vol. 1. 2. Madr. 1779.

— — Teatro critico universal ó discursos varios en todo género de materias, para desengaño de errores comunes. Vol. 1 — 8. Madr. 1777.

Dom Fr. Amad. Arraiz, Dialogos. Coimbra 1604. fol.

Dr. G. Mohnike, Lessingiana. Leipzig 1843.

Fliegende Blätter für Fragen des Tages. I. Die Eheſcheidungsfrage. II. Parteynahme der Regierung. Berlin 1843.

Arnold Ruge, Anecdota zur neueſten deutſchen Philoſophie und Publiciſtik. Bd. 1. 2. Zürich 1843.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Juny.

Nro. 122. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

I. Novus SS. Patrum Graecorum saeculi quarti Delectus etc.

II. Specimen novae editionis cohortationis Basilii Magni etc.

(Fortsetzung.)

Die III. Partie umfaßt zweyundvierzig auserlesene Briefe des Basilius des Großen und der beyden Gregore, welche nach sieben Klassen oder Abtheilungen geordnet sind. Die Inhaltsanzeigen und die chronologischen Angaben, so wie einige Anmerkungen, sind aus den Benedictiner Ausgaben, wenige aus Zacagni entnommen.

Daran reiht sich noch der vierte Brief des Synesius mit einem sehr reichhaltigen Commentar des Herrn Boissonade. In der Vorrede S. XI. sagt der Herausgeber, er habe diesen Brief d'après les conseils du célèbre Niebuhr angefügt, ohne jedoch zu bemerken, wo diese conseils vorkommen. *)

*) Die fragliche Stelle findet sich nämlich in Niebuhrs kleinen histor. und philolog. Schriften. I. Samml. S. 220, wo es heißt: „Für den Anfang des fünften Jahrhunderts giebt über das Leben der Juden zu Alexandria ein nicht nach seinem Werth bekannter, freylich etwas hellenischer und unbischöflicher, Brief des Synesius, worin er seine Fahrt von Alexandria nach Kyrene auf einem Schiff, welches ein Judencapitain führte, erzählt, interessante Beyträge; man kann ihn nicht nur den Freunden des Alterthums und der jüdischen Antiquitäten, sondern auch allen Freunden einer humoristischen Lustigkeit empfehlen; denn wenn es auch in Karrikatur geht, so leidet das die Art sehr wohl. Der Kapitain wollte am Sabbat nicht steuern, sobald die Sonne untergegangen war, obgleich ein Sturm aufkam, gegen den er freylich auch nicht zu manövriren verstand. Die Erzählung von den arabischen Rekruten am Bord des Schiffes u. s. f. versetzt in eine Welt, von der man sonst gar nichts vernimmt — wie die Vorfälle in der Apologie des Apulejus — und giebt dem Ganzen einen eigenen Reiz."

Gelegentlich sey es uns vergönnt, auf ein Versehen aufmerksam zu machen, das dem trefflichen Manne begegnete. Der Zusatz „und unbischöflicher" hätte füglich wegbleiben können, da er auf einer falschen Voraussetzung beruht. Der Verfasser glaubte nämlich, Synesius habe diesen Brief im Jahre 110 geschrieben, wo er als ordinirter Bischof zu Ptolemais von Alexandria nach Kyrene zurückkehrte. Die Zeit der Abfassung desselben aber ist vielmehr in das Jahr 400 zu setzen, in welchem Synesius, als Kyrenaischer Gesandter seines langwierigen Aufenthaltes am kaiserlichen Hofe zu Konstantinopel überdrüssig, bey einem dort entstandenen heftigen Erdbeben die allgemeine Bestürzung benutzte und sich in ein Schiff warf, welches, wie es scheint, nach Alexandria zu fahren im Begriffe war, von wo er sich nach einem kurzen Aufenthalte daselbst nach seiner Heimat begab. S. Aemil. Theodor. Clausen de Synesio philosopho, Libyae Pentapoleos metropolita. Hafniae. 1831. 8. p. 30 und die Anmerk. p. 31. Wenn man nun mit Clausen (p. 3 Anmerk. 3 f.) annimmt, daß Synesius im Jahre 375 geboren wurde, so stand er damals gerade in einem Alter

Ueber drey Reden dieser Sammlung hat sich Ref., wie oben bemerkt wurde, schon früher ausge-

sprochen. Dieses Mal wählt er Gregors des Nazianzeners Rede auf die Makkabäer, um sie mit einigen kritischen Verbesserungen zu versehen.

In zwey Münchner Handschriften Nr. 201. und 277. ist sie — *εἰς τοὺς ἁγίους Μακκαβαίους* überschrieben.

Kap. I. z. A.: *Τί δὲ οἱ Μακκαβαῖοι;*] So die einzige Münchner Handschrift 499. und Clemencets und Sinners Text. Sechs Münch. Handschriften hingegen und mehrere bey Clemencet bieten *δαὶ*, welchem unser Herausgeber in den Anmerkungen mit Recht Beyfall schenkte.

— — *καὶ ἅμα μυσικός τις καὶ ἀπόῤῥητος οὗτος ὁ λόγος, καὶ σφόδρα πιθανὸς ἐμοὶ γοῦν καὶ πᾶσι τοῖς φίλοις*] Die Bindepartikel *καὶ* nach *λόγος*, welche alle sieben Münch. Handschriften weglassen und Clemencet aus dem einzigen Cod. Reg. a. aufnahm, würde Ref. gestrichen haben. Fünf Münchner Handschriften geben sodann *γ'οὖν*, welches seltner ist, als *γοῦν* (s. Schäfer z. Dionys. Hal. de composit. verb. p. 271.) und stets in alten Handschriften vorkommt (s. Bast. Comment. palaegr. p. 827.).

K. II. z. A.: *Οὐκ οὖν, ὅτι πρὸ τοῦ σαυροῦ, τοιοῦτοι περιοπτέοι*] Da der Pariser Cod. 1538. *οὐκ οὖν ὅτι μὴ — περιοπταῖοι, ἀλλ' ἐπαινεταῖοι* hat, so schlägt Boissonade z. Psell. S. 272: *οὐκοῦν μὴ ὅτι — περιοπτέοι — — ἐπαινετέοι* zu lesen vor. Die richtige Lesart aber ist *οὔκουν, ὅτι*, welche alle Münch. Handschriften anerkennen. Im Folgenden bestätigen die von dem Herausgeber gemachte Verbesserung: *οὐχ ἵνα προσθήκην ἡ δόξα λάβῃ* auch die Münchn. Codd. 499 u. 277., während die übrigen *λάβοι* bieten.

S. 148. Z. 2. schreiben die Münchn. Codd. 121, 140. und 204. richtiger *τὸ ἀπ' ἀρχῆς* s. *τὸ ἀπαρχῆς*.

Kap. III. S. 149., wo die heldenmüthigen Makkabäer von dem Redner mit folgenden Worten geschildert werden: *προαρπάζοντες ὥσπερ θησαυροὺς τὰς βασάνους, τοῦ παιδαγωγοῦ νόμου προκινδυνεύοντες, οὐ τὰς προσαγομένας τῶν βασάνων μᾶλλον φοβούμενοι ἢ τὰς λειπομένας ἐπιζητοῦντες· ἓν τοῦτο φοβούμενοι μόνον, μὴ ἀπείπῃ κολάζων ὁ τύραννος, καὶ ἀπέλθωσί τινες αὐτῶν ἀσεφάνωτοι* u. s. w., geben statt des zweyten *φοβούμενοι* alle Münchner Handschriften *εὐλαβούμενοι*, was auch Clemencet in mehreren seiner Handschriften fand.

Kap. IV. S. 150. Z. 8 — 9: *οὐ τύραννος ἀπειλῶν, οὐ δῆμος, οὐ δορύφορος κατεπείγων*] Ref. würde hier mit dem ältesten Münchner Pergamentcoder aus dem 10. Jahrhundert Nr. 125. *οὐ δήμιος κατεπείγων*, was schon Clemencet in fünf Handschriften traf, und nicht mißbilligte, unbedenklich vorziehen, um so mehr, als die Worte *οὐ δορύφορος*, welche einem Glosseme ähneln, auch in den Münchner Handschriften 121, 140, 204 und 499. nicht vorkommen, und *δήμιος* leicht mit *δῆμος* verwechselt werden konnte. Unterhalb, wo es heißt: *οὐ τὰ πάροντα δεινὰ, οὐ προσδοκώμενα χαλεπὰ*, ist mit den Münchner Handschriften *οὐ τὰ προσδοκώμενα* zu schreiben. Das folgende *χαλεπὰ*, welches auch Clemencet in den meisten der von ihm benutzten Handschriften nicht fand, mangelt ebenso in allen Münchnern.

Kap. V. S. 151. Z. 10 — 12.: *Ἄλλου μὲν ἄλλοι, καὶ ὡς ἕκαστον ἢ οἱ τοῦ διώκοντος λόγοι, ἢ τῶν κινδύνων ἡ τάξις, ἢ τῆς ψυχῆς τὸ φιλότιμον ὥπλιζεν*]. Das erste *ἢ*, welches unser Herausgeber aus der von Hrn. Bois-

---

von fünfundzwanzig Jahren. Bey der ihm eigenen Lebhaftigkeit und leichten Empfänglichkeit für alle Eindrücke darf man sich nicht wundern, wenn er manche jener Reiseabenteuer auf ächt komische Weise schildert, s. S. 116 und 153 (160. B. u. 166. A. nach Petau's zweyter Ausgabe). Sagt er doch selbst am Ende seines Dion, den er ungefähr drey Jahre nachher verfaßte: *Ἐγὼ δὴ δαμᾶ καὶ τραγῳδίαις ἐπετραγῴδησα καὶ κωμῳδίαις ἐπεσωμύλλομαι πρὸς τὸν πόνον ἐκάστου τοῦ γράψαντος· εἴποις ἂν ἡλικιώτην εἶναι, νῦν μὲν Κρατίνου καὶ Κράτητος, νῦν δὲ Διφίλου τε καὶ Φιλήμονος* u. s. w. Zehn Jahre später aber, nach der Erhebung zum Bischofsamte, das man ihm wider seinen Willen übertrug, war sein Geist ganz von Sorgen gebeugt und seine Heiterkeit getrübt, so daß jene scherzhaften, ja muthwilligen Aeußerungen mit diesem Gemüthszustande nicht wohl zusammenstimmen.

ſonade ihm mitgetheilten Collation des Pariſer Cod. 1538. aufnahm, laſſen alle Münchner Handſchriften weg.

Kap. VI. S. 152. Z. 1. v. u.: — *καὶ χειρῶν ἔκτασις ἐτροποῦτο μυριάδας δι' εὐχῶν βάλλουσα*] Alle Münchner Handſchriften leſen *ἐτρέπετο* und *δι' εὐχῆς*.

— S. 153. Z. 3. *εἴπωμέν τι καὶ τῶν σοι γνωρίμων*] Statt *σοι* hätte *σοὶ* geſchrieben werden ſollen.

— Z. *δειδίττη*, wozu die Münchner Handſchrift 204. am Rande die Erklärung *ἀπειλεῖς, ἐκφοβεῖς* hat, iſt aus der Homeriſchen Sprache geborgt, und wurde ſchon von Platon Phädr. S. 245. B., und beſonders von ſpätern Schriftſtellern (ſ. Aſt zur angeführten Stelle des Platon S. 379. und Syneſ. über die Träume S. 138. C.) gebraucht. Unterhalb hat die älteſte Münchner Handſchrift: *Ὦ δήμιοι, τί μέλλετε· τί δαὶ* (ſtatt *δὲ*) *ἀναδύεσθε*;

Kap. VII. Z. 4.: *Ταῦτα μὲν πρὸς τὸν τύραννον· ἃ δὲ ἀλλήλοις διεκελεύοντο, ἃ δὲ παρεῖχον ὁρᾶν, ὡς καλά τε καὶ ἱερὰ κτλ.*] Hier fügt nach *διεκελεύοντο* der Münchner Cod. 201., wie der Coisl. 1. bey Clemencet, die Worte *ὡς ἐν παρατάξει παροτρύνοντες* ein. Im Folgenden hätte *ἐμπίπλαμαι* (die Münchner Handſchrift 201. lieſt *ὑποπίμπλαμαι*) geſchrieben werden ſollen. Die von dem Herausgeber in den Anmerkungen gebilligte Leſart (Z. 4. von unten): *καὶ μετὰ τῶν ἀδλούντων εἰμὶ τῇ διανοίᾳ* beſtätigen ſämmtliche Münchner Handſchriften.

Kap. VIII. S. 155. Z. 13. ff.: *καὶ ὡς νεοσσοὺς ὄρνις, ὄρνιος προσερπύζοντος, — — περιῆπτατο* u. ſ. w.] Offenbar eine Nachahmung der Il. II. V. 315, worauf nach Clemencets Vorgang hätte hingewieſen werden ſollen. Sodann verbeſſere man *συνηγωνίζετο*.

— S. 155. Z. 22. f.: *εἴγε πρόσαται τοῦ νόμου καὶ τῆς ἐμῆς πολιᾶς, καὶ τῆς Σρεψαμένης ὑμᾶς πόλεως καὶ εἰς τόδε ἀριτῆς προαγούσης*] Ref. möchte mit ſämmtlichen Münchner Handſchriften, mit welchen vier königliche und Combefis bey Clemencet übereinſtimmen, *προαγαγούσης* leſen. In den darauf folgenden Worten: *Κεκμήκασιν οἱ βασανισαὶ, τοῦτο φοβοῦμαι μόνον*, hat der Münchner Cod. 201. noch den Zuſatz: *μὴ ἀπείπῃ κολάζων ὁ τύραννος, καὶ ἀπέλθωσί τινες ὑμῶν ἀσεφάνωτοι*, welcher aus Kap. III. S. 149. Z. 7 — 8. entnommen iſt.

— — Z. 3 — 2. v. u.: *Ἀλλὰ ποθεῖτε τὴν μητέρα; Οὐκ ἀπολείπομαι ὑμῶν, τοῦτο ὑμῖν ὑπισχνοῦμαι*] Alle Münchner Handſchriften laſſen, wie fünf königliche und die meiſten andern bey Clemencet, *ὑμῶν* weg.

Kap. IX. S. 156. Z. 4 — 5. hätte das dreyfache *σοι* orthotonirt werden ſollen.

— 157. Z. 9. beſtätigen alle Münchner Handſchriften die Leſart *ἐκκειμένους*.

(Fortſetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

(Fortſetzung.)

Joaquin Estève y Jos. Beluitges, Diccionario Catalan-Castellano-Latino. T. 1. 2. Barcelona **1803** — 5. fol

Aler. Schiſchkoff, Vergleichendes Wörterbuch in **200** Sprachen. Th. 1. 2. Petersb. **1842**.

G. Palkowitſch, Böhmiſch-deutſch-lateiniſches Wörterbuch mit Beyfügung der den Slowaken und Mähren eigenen Ausdrücke und Redensarten. Bd. 1. 2. Prag **1820**.

Fr. Maria Maggius, Syntagmata linguarum orientalium quae in Georgiae regionibus audiuntur. Romae **1643**. fol.

Manuel de Larramendi, Diccionario trilingue del Castellano, Bascuence y latin. St. Sebaſtian **1745**. fol.

Fr. Paſſow, Handwörterbuch der griechiſchen Sprache. Neu bearbeitet von Dr. V. Ch. Fr. Roſt und Dr. Fr. Palm. Bd. I. Abth. 1. Leipzig **1841**. 4.

R. Klotz, Matthaei Devarii liber de Graecae linguae particulis. Vol. 1. 2. Lips. **1842**.

K. A. Hahn, Uebungen zur mittelhochdeutſchen Grammatik. Mit Anmerkungen und einem Gloſſarium. Frankf. **1843**.

Dr. E. G. Graff, Althochdeutscher Sprachschatz. Th. 6. Berlin 1842. 4.

Chr. Fr. Grieb, Neues englisch-deutsches und deutsch-englisches Wörterbuch nach den besten und neuesten Werken über Sprache, Künste und Wissenschaften. Abth. 1. 2. Stuttg. 1841. 4.

Szrzeniawa's Wortforschungslehre der polnischen Sprache. Bd. 1. 2. Lemberg 1842.

Magyar és német zsebszótár. Kozre bocsátá á magyar tudós társaság. Elsö, vagy, magyar-német rész. Budun 1838.

V. P. Ziak, Böhmische Sprachlehre für Deutsche. Brünn 1842.

J. A. E. Schmidt, Russische Sprachlehre. Hamburg 1843.

Verhandlungen der vierten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Bonn 1841. Bonn 1842. 4.

J. A. C. van Heusde, Studia critica in C. Lucilium poetam. Utrecht 1842.

Cor. Tacito, Os annaes, traduzidos em lingoagem Portugueza por José Liberato Freire de Carvalho. Vol. 1. 2. Paris 1830.

Fr. João de Sousa, Documentos Arabicos para a historia portugueza copiados dos originaes da Torre do Tombo. Lisboa 1790. 4.

Amrilkais, der Dichter und König. Sein Leben dargestellt in seinen Liedern. Aus dem Arabischen übertragen von Fr. Rückert. Stuttgart 1843.

Krishna-Miçra, Prabodha-Chandrodaya oder die Geburt des Begriffes. Aus dem Sanskrit übers. von K. Rosenkranz. Königsberg 1842.

The Susruta or system of medecine taught by Dhanwantari and composed by his disciple Súsruta. Vol. 1. 2. Calcutta 1836.

Translation of the Sanhitá of the Sáma Veda by J. Stevenson. London 1842.

M. F. Nève, Etudes sur les hymnes du Rig-Véda. Louvain 1842.

Meer Hussein Ali Khan Kirmani, The history of Hydur Naik etc. Translated from an original Persian manuscript by Col. W. Miles. London 1842.

Kâlidasa's Ring-Cakuntala. Herausg. von Dr. O. Boehtlingk. Bonn 1842.

Ibn Chalikani vitae illustrium virorum ed. F. Wüstenfeld. Fasc. II, quo continentur vitae 830 — 852. Gotting. 1842.

Alius Ispahanensis, Liber Cantilenarum magnus. Ex codd. manuscriptis arabice editus ab J. G. Lud. Kosegarten. Vol. I. 3. Griphsw. 1841. 4.

Ibn Khallikan, biographical dictionary, translated from the Arabic by B. Mac Guckin de Slane. Vol. I. Par. 1842. 4.

Abu Zakariya Yahya El-Nawawi, the biographical dictionary of illustrious men chiefly at the beginning of Islamism. Now first edited from the collation of two Mss. at Gottingen and Leiden by F. Wüstenfeld. Part. I. Gotting. 1842.

Sri Harsha of Cashmir, The Naishadha-Charita: or adventures of Nala Rájá of Naishadha; a Sanscrit poem. Part I. Calcutta 1838.

J. Warren, A collection of memoirs on the various modes according to which the nations of the Southern parts of India divide time. Madras 1825. 4.

The Rája Tarangini; a history of Cashmir. Calcutta 1835. fol.

Kamus. Lexicon Arabicum Firuzabadi versum in linguam Persicam ab Abdurrahhim ibn abdulkerim Ssafiburi. Vol. 1 — 4. Calcutta 1832. 4.

Pedro Juan Mallén, Notica del viage literario a las iglesias de España. Valencia 1820.

M. Paul Gaimard, Voyage en Islande et au Groenland, exécuté pendant les années 1835 et 1836, sur la corvette la Recherche, commandée par M. Tréhouart. Text in 8. Histoire de l'Islande par M. Xav. Marmier. P. 1. 2. Minéralogie et géologie par Eug. Robert. P. 1. 2. Physique par V. Lottin. P. 1. 2. Atlas. Géologie et minéralogie, livr. 1. 2. Atlas zoologique, medical et géographique, livr. 1 — 33 in fol. Paris 1840 — 42.

J. G. Kohl, Hundert Tage auf Reisen in den österreichischen Staaten. Th. 1 — 5. Dresden 1842.

Fel. de la Gandara, Descripcion, origen y descendencia de la muy noble y antigua casa de Calderon de la Barca. Madr. 1661. fol.

B. von Zedlitz-Neukirch, Neues Preußisches Adelslexikon. Lief. 1 — 10. Leipzig 1842.

Bern. de Chaves, Apuntamiento legal sobre el Dominio Solar, que por expressas reales donaciones pertenece á la Orden de Santiago en todos sus pueblos s. a. fol.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Juny.

Nro. 123. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

I. Novus SS. Patrum Graecorum saeculi quarti Delectus etc.

II. Specimen novae editionis cohortationis Basilii Magni etc.

(Fortsetzung.)

Kap. X. S. 158. Z. 3. ff.: *Οὕτως ἀπελαυσε τῆς ἱερωσύνης Ἐλεάζαρ, μυηθεὶς καὶ μυήσας τὰ ἐπουράνια, καὶ οὐ τοῖς ἔξωθεν ῥαντισμοῖς τὸν Ἰσραὴλ ἁγιάσας, ἀλλ' οἰκείοις αἵμασι*] Die Münchner Handschrift 140. hat *ἀλλὰ τοῖς οἰκείοις αἵμασι*. So las auch der Scholiast Niketas, welcher in seiner Erklärung *ἀλλὰ τῷ ἰδίῳ αἵματι* hat.

— — Z. 17: *εἰς τὸ πάσχειν*] Die Münchner Handschriften 125, 140 u. 201. schreiben *τῷ πάσχειν*. Zwey andere, Nr. 204 und 499. *τὸ π.* Unterhalb Nr. 125. und 204. *γεγόνει*, Nr. 201. *γέγονε*.

— — Z. 23. *καὶ τὸ — πάσχειν* Nr. 140. Sodann Nr. 125, 201 und 204. *προθυμότερον*.

Kap. XI. S. 159. Z. 5. *θυμάτων*] Die Münchner Handschriften 201. und 499. *παθημάτων*.

Kap. XII. S. 159. Z. 2. von u. *ἀληθῶς*) Die Münchner Handschrift 204. *ὡς ἀληθῶς*.

— — S. 160. Z. 4. *πρὸς τὸν καθ' ἡμέραν Ἀντίοχον*] Der Münchner Cod. 499. *πρὸς τ. καθ' ἡμᾶς Ἀντίοχον*.

— — Z. 8. *ἡλικίαν ἅπασαν*] Die Münchner Handschriften 125, 140 u. 204. *ἡλικίαν πᾶσαν*. Am Ende lassen die Handschriften 125, 140, 201 und 204. *τῶν αἰώνων* weg.

In der Rede des Johannes Chrysostomus auf die Rückkehr des Bischofs Flavianus würde Ref. die Aufschrift, wie sie in Montfaucons Ausgabe vorkommt, welcher auch die Münchner Handschriften 190 u. 349. beystimmen, vollständig gegeben haben.

Kap. I. Z. 3. bietet der Cod. 349. die Attische Form *τήμερον* statt der gemeinen *σήμερον*.

— — S. 171. Z. 10. würde Ref. in der Paulinischen Stelle (Epheſ. 3, 20.) von der Montfauconschen Schreibung *ὑπὲρ ἐκ περισσοῦ*, welche auch der eben genannte Cod. bestätigt (der andere läßt *ὑπὲρ* weg), nicht abgegangen seyn.

— — Z. 12. ff.: *Ἡμῖν μὲν γὰρ ἀρκοῦν εἶναι ἐδόκει τὸ τῶν ἐπικειμένων τέως ἀπαλλαγῆναι τῶν κακῶν, καὶ ὑπὲρ τούτου πᾶσαν ἐποιούμεθα τὴν ἱκετηρίαν*] Den unnöthigen Artikel vor *κακῶν* würden wir, auf die Münchner Handschrift 190. gestützt, streichen. Die andere liest sehr abweichend — *ἐπικειμένων κινδύνων ἐκφυγεῖν ὑπὲρ ὧν πᾶσαν ἐποιούμεθα τὴν ἱκετηρίαν*.

— — S. 172. Z. 21. haben unsere beyden Handschriften *θρυλούντων*, welches den Vorzug vor *θρυλλούντων* verdient.

— — Z. 2 — 1. v. u.: *οὐ γὰρ ἐσιν, οὐκ ἔσι τὴν ἐλπίδα ταύτην καταισχυνθῆναι ποτε*] Hier ist *γὰρ ἔσιν* und *καταισχυνθῆναι ποτε* zu schreiben. Eben so S. 173. Z. 3. f.: *Οὐ γὰρ*

ἔσιν (statt γάρ ἐστιν), οὐκ ἔστι τῆς τυχούσης κτλ.

S. 173. Z. 9.: *Τὴν γὰρ ἑαυτοῦ ψυχὴν ὑπὲρ πάντων ἔδοκε*] Kräftiger unſere beyden Handſchriften *ὑπὲρ ἁπάντων*.

— — Z. 17., wo Flavianus von ſeiner todtkranken Schweſter ſagt: *καὶ οὐκ ὀψόμεθα ἐκπνέουσαν καὶ τὰς τελευταίας ἀφεῖσαν φωνάς*, gibt der Münchner Cod. 190. vortrefflich *ἀφεῖσαν*. Aehnlich heißt es unten: *ἀλλ' ἀφεῖσα τὴν ψυχήν, οὐκ ὄψεται τῶν πάντων αὐτὴ ποθεινότερον*.

— — Z. 20. *καὶ τὰ ἄλλα πάντα πρὸς τοῦτον τὸν τάφον ἐπιμεληθήσεσθαι*] Die Münchner Handſchrift 349. fügt nach *πάντα* den Artikel *τὰ* ein, welcher leicht ausfallen konnte.

— S. 174. Z. 2. ff.: *Πάντες, φησί, πρὸς ἡμᾶς κεχήνασι καὶ Ἰουδαῖοι καὶ Ἕλληνες· μὴ καταισχύνωμεν αὐτῶν τὰς περὶ ἡμῶν ἐλπίδας* u. ſ. w.] Unſere beyden Handſchriften leſen richtig *μὴ δή*, wie der Verfaſſer der Lateiniſchen Ueberſetzung in Montfaucons Ausgabe, welche ne igitur hat. Unten Z. 8. ſchreiben beyde Codd. *ἀπέλαυσεν* ſtatt *ἀπήλαυσεν*.

Kap. II. S. 175. Z. 15. f.: *Ἀλλ' ἅπερ οὗτος ἀπεκρύψεν ἀπὸ ταπεινοφροσύνης, ταῦτα ὁ θεὸς εἰς μέσον ἐξήνεγκε*] Die Handſchrift 190. lieſt *ἐπεκρυψεν*. Sodann die andere ganz richtig *ὑπὸ ταπεινοφροσύνης*. Ferner Nr. 190. *ἐξήνεγκεν*, welches am Ende des Satzes den Vorzug verdient. Im Folgenden ſchreibe man *τίνα δὲ ἐστι* (ſtatt *δὲ ἐσι*) *ταῦτα*. So mit Recht unſere beyden Handſchriften.

— — S. 176. Z. 10.: *Ἐποίει καὶ τοῦτο*] Beyde Handſchriften *δὲ* ſtatt *καί*. Auch die Lateiniſche Ueberſetzung hat: Hoc autem faciebat.

Kap. III. S. 177. Z. 11. v. u.: *ἀλλὰ σεναέας κάτωθεν βαρὺ καὶ μικρόν*] Die Münchner Handſchriften vortrefflich *πικρόν*, wie der Lateiniſche Ueberſetzer las, welcher graviter et amare — gemens gab. Uebrigens gebraucht Chryſoſtomus zu Anfang dieſes Kapitels ebenfalls *πικρὸν ἀνοιμώξας*, wo aber die zweyte Münchner Handſchrift durch Verwechſelung *μικρὸν* bietet.

Kap. III. S. 178. Z. 19. ff.: *Τῆς παῤῥησίας αὐτοῖς ἀνῃρημένης, πάντων αἰχμαλώτων ἀθλιώτερον διάκεινται νῦν*] Nach *παῤῥησίας* fügt die zweyte Handſchrift ſehr paſſend die Partikel *οὖν* ein. Statt *αὐτοῖς* hat die nämliche *αὐτῆς*.

— — Z. 5 — 4. v. u.: *τὰ μεγάλα καὶ ἀῤῥητα προσκρούσματα μεγάλης διαθέσεως γέγονεν ὑπόθεσις*] Beyde Handſchriften leſen *προσκρούματα* — *ὑπόθεσις γέγονεν*.

— — S. 179. Z. 2.: *ἀλλ' ὁ θεὸς οὐ μόνον αὐτὸν* (d. i. *τὸν ἄνθρωπον ἐν τῷ παραδείσῳ*) *οὐ κατέλιπεν*] Die erſte Handſchrift giebt *οὐκ ἐγκατέλιπεν*.

— — Z. 23. f.: *Εἰ γὰρ μὴ σφόδρα αὐτὴν* (nämlich *πόλιν*) *οὕτως ἠγάπησας, οὐκ ἂν αὐτὴν οὐδὲ ἐκεῖνοι* (d. i. *οἱ δαίμονες*) *τοσοῦτον ἐβάσκηναν ἄν*] Daß zweyte *ἄν* laſſen beyde Münchner Handſchriften weg. Doch verdient die bisherige Lesart den Vorzug. S. Kühners ausführliche Griech. Grammatik §. 458. 2.

— — Z. 8 — 6. v. u.: *Πόσων ἐμπρησμῶν, πόσης καταῤῥοφῆς τὰ ῥήματα ταῦτα πιπρότερα, ἅπερ ἀπολογούμενος ἔλεγες;*] Statt *καταῤῥοφῆς* möchte Ref. mit Savile und Andern lieber *κατασκαφῆς* leſen, wofür auch die zweyte Münchner Handſchrift ſtimmt.

— — Z. 1. v. u. f.: *Τοῦτο μὲν γὰρ τὸ διάδημά ἐσι μὲν τῆς σῆς ἀρετῆς ἀπόδειξις, ἔσι δὲ καὶ τῆς τοῦ δεδωκότος φιλοτιμίας τεκμήριον*] Beyde Handſchriften richtig *διάδημα ἔσι*, da auf dem letzten Worte der Nachdruck liegt. Nach *μὲν* fügt die erſte *καὶ* hinzu.

— — S. 180. Z. 9. ff.: *οὐ χαλκοῦν σε ἐπὶ τῆς ἀγορᾶς ἀνασήσουσιν, οὐδὲ χρυσοῦν, οὐδὲ λιθόκολλητον*] Aehnlich Platon Phädr. S. 236. B.: *σφυρήλατος ἐν Ὀλυμπίᾳ σᾶσῃτι*, wozu Aſt S. 296. mehrere ähnliche Beyſpiele aus andern Schriftſtellern anführt.

— — S. 183. Z. 9. ff. v. u.: *Καὶ καινὸς αἰχμαλωσίας κατέχει τὴν πόλιν τρόπος. Τῶν οἰκοδομημάτων καὶ τῶν τειχῶν ἰσηκότων, χαλεπώτερα τῶν ἐμπρησθεισῶν πάσχουσι πόλεων; οὐδενὸς βαρβάρου παρόντος, οὐδὲ πο-*

λεμίου φαινομένου, ἀθλιώτερον τῶν ἀλόντων διάκεινται u. ſ. w.] Die zweyte Handſchrift hat γὰρ vor οἰκοδομημάτων, und καὶ vor οὐδενὸς βαρβάρου.

Kap. III. S. 184. Z. 5: *Καὶ μὴ περαιτέρω προϊόντας αὐτοῖς τὰς συμφοράς, ἀλλ' ἄρες ἀναπνεῦσαι λοιπόν*] Beyde Handſchriften leſen μὴ δή, wie der Lateiniſche Ueberſetzer, welcher ne igitur hat, für καὶ μή. Ferner ἀλλὰ δος ἀναπνεῦσαι.

— — Z. 4. ff. v. u.: *Εἰ γάρ ποτε τοιαύτη γενέσθαι τοιοῦτον, οἷον δὴ γέγονε νῦν, (ὃ μὴ γένοιτο!) καὶ τίνες τῶν ὑβριζομένων βουλεύσονται ἐπιβαλεῖν τοῖς ὑβρικόσιν, ἢ πραότης ἡ τῆ καὶ ἡ φιλοσοφία ἀντὶ πάσης ἴσαι διδασκαλίας αὐτοῖς* u. ſ. w.] Der Herausgeber vertheidigt, auf Boulians 2. Anmerkung zu S. Jo. Chrysostomi in Eutropium eunuchum Homil. p. 10 ſich ſtützend, den Conjunctiv βουλήσονται nach εἰ als eine Eigenheit des Chryſoſtomus; doch können wir ihm hierin keineswegs beyſtimmen. Denn wie oft ſind in den Handſchriften ο und ω, ου und ω, ει und η u. dgl. verwechſelt? Eine Unzahl ſolcher Verſtöße findet ſich in der Münchner Handſchrift 349. Demnach würde man ſehr Unrecht thun, wenn man dergleichen Soloecismen dem Verfaſſer zumuthen wollte. Man vergleiche Lobeck's Parerga zu Phrynich. S. 722. In ſolchen Fällen iſt es vor allem nöthig, gute Handſchriften zu Rathe zu ziehen. In der vorliegenden Stelle aber ſchreiben beyde Münchner ganz treffend βουλεύσονται. Ueber die Verbindung des Optativs und des Futurs im Indicativ nach εἰ ſehe man Jacobs in der allgemeinen Schulzeitung. Jahrg. 1828. Abth. II. Nr. 132. S. 1091.

— — S. 186. Z. 9.: *ἐνώπιον ὅτι, εἰ καὶ τί σοι ἡμάρτηται, πάντα ἀπονίψασα δυνήσῃ τὰ πλημμελήματα διὰ τῆς ψήφου καὶ τῆς γνώμης ταύτης χωρὶς ἱδρώτων*] Vor χωρὶς ἱδρώτων iſt hier χωρὶς πόνων ausgefallen. Dieſer Redensart bedient ſich Chryſoſtomus auch anderwärts.

— — Z. 7 — 5. v. u.: *ἱ δ. ἐκβάλλοις τὴν πόλιν τῆς διανοίας τῆς σῆς, οὐ μόνον οὐκ ἐπιβήσομαι, οὐδὲ ὄψομαι αὐτῆς τὸ ἔδαφος*] Die Münchner Handſchrift bietet ἐκβάλοις. Die andere hat den jotaciſtiſchen Fehler ἐκβάλῃς.

Kap. IV. S. 188. Z. 3: — *ὡς πᾶσαν καταλύσων τῆς διανοίας ἐκείνου τὴν ὀργήν*] Kräftiger beyde Münchner Handſchriften ἅπασαν.

— — S. 189. Z. 8. ff. v. u.: — *εὐχαριστῶν ἀεὶ τῷ φιλανθρώπῳ θεῷ, ἀπό τε τῶν θείων γραφῶν, ἀπό τε τῶν ἡμῖν συμβάντων αὐτὸν δὴ τοῦτον παιδεύοντι εἰς ἅπαντα ἀεὶ πρὸς τὸ δέον ἡμῖν οἰκονομοῦντι* u. ſ. w.] Statt αὐτοῦ δὴ τούτου hat, wie Savile und zwey von dem Herausgeber erwähnte Handſchriften, auch die zweyte Münchner αὐτὸ δὴ τοῦτο, was in den Anmerkungen mit Recht gebilligt wird.

Befremdend mag es dem Leſer vorkommen, daß, da die Anmerkungen Lateiniſch geſchrieben ſind, die Vorrede in Franzöſiſcher Sprache verfaßt wurde.

Der Verf. des unter Nr. II. aufgeführten Programms gibt in der Vorrede p. II. zuvörderſt eine ſehr kurze biographiſche Notiz über Baſilius den Großen, der man ſogleich anſieht, daß ſie nicht aus den Quellen geſchöpft iſt, ſondern aus Fabricius, Feiſſer und Kloſe zuſammengetragen wurde; denn hätte der Verf. mit ſeinem Schriftſteller eine genauere Bekanntſchaft angeknüpft, ſo hätte er unmöglich verſäumen können, unter den eigentlichen Quellen vor allem der Briefe des Baſilius zu gedenken, und nach der Leichenrede des Gregorius von Nazianzus die Briefe dieſes ſeines Freundes; ferner Baſilius Bruder, Gregorius von Nyſſa, im Leben der heiligen Makrina Bd. II. S. 181. B. ff., in der Schrift gegen Eunomius Bd. II. S. 310. D. ff. und in der Leichenrede auf Baſilius Bd. III. S. 479. zu erwähnen. Unter den eigentlichen Biographen des Baſilius hätte er doch Tillemont (Mémoires pour serv. à l'hist. eccl. Tom. IX.) anführen ſollen, wenn er auch den noch ſehr unkritiſchen Hermant mit Stillſchweigen hätte übergehen wollen. Der Verfaſſer der vita S. Basilii im dritten Bande der Garnierſchen Ausgabe iſt nicht Garnier, ſondern Prud. Maran, welcher nach des Erſtern Tode den dritten Band lieferte. Auffallend iſt es, daß Ullmanns Monographie: Gre-

gorius von Nazianzus, der Theologe. Darmſtadt 1825. 8., in welcher die Verhältniſſe des Baſilius zu ſeinem vertrauteſten Freunde vortrefflich auseinandergeſetzt ſind, mit keiner Sylbe erwähnt wird.

(Fortſetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

(Fortſetzung.)

Nova statutorum ordinis Sancti Joannis Hierosolymitani editio, cui addita sunt statuta et ordinationes in capitulis generalibus promulgatae ab anno 1555 usque ad ultimum capitulum generale Melitae celebratum anno 1574. Madr. 1577. fol.

Informe de la verdad por el real y militar orden de nuestra Señora de la merced, redencion de cautivos. Madr. s. a.

Dr. H. W. Benſen, Lehrbuch der griechiſchen Alterthumskunde. Erlangen 1842.

Lud. Dissen, De ordine certaminum Olympicorum per quinque dies. Gotting. 1842.

Dr. G. Zeis, Römiſche Alterthumskunde. Lief. 1. 2. Jena 1842.

F. M. Avellino, Descrizione di una casa Pompejana con capitelli figurati all' ingresso disotterata negli anni 1831 — 32. Napoli 1837. 4.

Select papyri in the hieratic character from the collections of the British Museum. Part II. London 1842. fol.

Dr. W. Ad. Schmidt, Forſchungen auf dem Gebiete des Alterthums. Th. 1. Die griechiſchen Papyrus-Urkunden der königl. Bibliothek zu Berlin. Berlin 1842.

Fr. Cloſener, Straßburgiſche Chronik. Stuttgart 1842.

F. C. Schloſſer, Geſchichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts bis zum Sturze des franzöſiſchen Kaiſerreichs. Bd. 3. Abth. 2. Vom Anfange des Seekriegs in Europa um 1778 bis zum May 1788. Heidelberg 1843.

Dr. Fr. Fiedler, Geographie und Geſchichte von Altgriechenland und ſeinen Kolonien. Leipzig 1843.

Guil. A. Becker, De Romae veteris muris atque portis. Lips. 1842.

Thomas Keightley, The history of Rome to the end of the republic. London 1842.

Apel, Geſchichte des römiſchen Staates mit vorzüglicher Berückſichtigung der Chorographie und Antiquitäten. Leipzig 1843.

Thomas Arnold, History of Rome. Volum. 1. 2. London 1840.

J. G. H. Greppo, Mémoire sur les voyages de l'Empereur Hadrien et sur les médailles qui s'y rapportent. Paris 1842.

Lud. Gieſebrecht, Wendiſche Geſchichten aus den Jahren 780 — 1182. Bd. 1 — 3. Berlin 1842 — 43.

Corpus scriptorum historiae Byzantinae. Georgius Codinus de antiquitatibus Constantinopolitanis. Laonicus Chalcocondylas. Bonnae 1843. 8.

Paul Joſ. Schaffarik, Slawiſche Alterthümer. Th. 1. Leipzig 1842.

Fernandez de Cordova y Aguilar, Cronica del gran capitan Goncalo Fernandez. Sevilla 1580. fol.

Frz. Joſ. Ad. Schneidawind, Der Krieg Oeſterreichs gegen Frankreich u. ſ. w. Bd. 1. 2. Schaffhauſen 1842 — 1843.

Jozé Pereira Bayam, Chronica del rey D. Pedro I. Lisboa 1760. 4.

Aug. Manuel y Vasconcelos, Vida y acciones del rey Don Juan el segundo decimotercio de Portugal. Madr. 1839. 4.

Jos. Soares da Sylva, Memorias para historia de Portugal, que comprehendem o governo del rey D. João I. T. 1. 2. Lisboa 1730. fol.

Jac. Ratton, Recordacoens . . de 1747 — 1810. Londres 1813.

Agost. Rebello da Costa, Descripcão topografica e historica da cidade do Porto. Porto 1789. 4.

Nicolao d'Oliveyra, Livro das grandezas de Lisboa. Lisboa 1620. 4.

Memoria sobre a conspiraçao de 1817, vulgarmente chamada a conspiração de Gomes Freire. London 1822.

Pedro de Mariz, Dialogos de varia historia das vidas dos reys de Portugal. Vol. 1. 2. Lisboa 1749. 4.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Juny.

Nro. 124. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

I. Novus SS. Patrum Graecorum saeculi quarti Delectus etc.

II. Specimen novae editionis cohortationis Basilii Magni etc.

(Fortsetzung.)

Sonderbar genug wird p. III. in der unten stehenden Anmerkung Synesius als Apologet des Christenthums einem Origenes, einem Clemens von Alexandria, einem Justinus dem Märtyrer, einem Athenagoras, einem Basilius dem Großen und den beyden Gregoren beygezählt.

Ueber die Gründe, welche den Basilius zur Abfassung dieser Schrift bestimmten, läßt sich der Verf. p. III. so vernehmen: Postquam vidit aequales suos nimio pietatis studio a litteris Graecorum alienatos, quippe quos opinio praeiudicata occoecasset institutionem scholasticam, qua scriptores gentiles explicentur, moribus ac pietati iuventutis perniciosissimam esse, hoc commento opinionis fortissime impugnato ad lectionem Graecorum utilissimam ac maxime necessariam adolescentes summa auctoritate sua incitare conatus est etc. Allein Ref. hätte gewünscht, daß er diese Behauptung durch triftige Beweise begründet hätte. Hieraus und aus dem Folgenden sieht man aber nur zu deutlich, daß er sich durch Nüßlins unhaltbare Ansichten (s. dessen Einleitung zu seiner Uebersetzung der Rede des heiligen Basilius des Großen an christliche Jünglinge über den rechten Gebrauch der heidnischen Schriftsteller. Mannheim bey Tob. Löffler. 1839. S. VI. f.), über welche sich Ref. schon früher in diesen Blättern (Jahrg. 1839. Nr. 203. S. 585. ff.) ausgesprochen hat, ohne sie einer strengen Prüfung zu unterwerfen, leiten ließ.

Zur Verbesserung des Textes benutzte er eine noch unverglichene Papierhandschrift aus der Wolfenbüttler Bibliothek, Cod. Gud. Gr. 44. (Nr. 106. in Eberts Verzeichniß) aus dem XIV. Jahrh. (?), welche den besten Handschriften beygezählt wird, und, wie Ref. fand, meistens mit der Edit. pr., welche gemeinschaftlich mit Kebes Gemälde, Plutarchus über die Erziehung und Xenophons Hieron zu Anfang des XVI. Jahrh. zu Venedig oder Rom mit Zacch. Calliergi's Typen, nach der Vermuthung Maittaire's (Annal. typogr. T. IV. p. 752.), und Jac. Morelli's (Catalog. Biblioth. Pinell. T. III. p. 234. Nr. 7157.), ohne Ort und Jahr gedruckt wurde, übereinstimmt. Fremions Ausgabe, welche für die Textkritik dieser Schrift des Basilius wegen der aus zwanzig Pariser Handschriften zusammengestellten Varianten so wichtig ist, konnte er, da sie im Buchhandel bereits vergriffen ist, nicht auftreiben. Sonach mußte er sich größtentheils mit dem Garnierschen und Combefisschen Apparate begnügen. Unter den Ausgaben, welche ihm zu Gebote standen und S. IV. aufgeführt werden, vermißt man die erste, von Erasmus von Roterdam besorgte, Baseler vom Jahre 1532. in Fol. und die durch Front. du Duc und Fed. Morell bey Claud. Morell in 2 Foliobänden veranstaltete Pariser vom Jahre 1618. Daß ihm Uhlemanns Uebersetzung mit Chr. Fried. Illgens Anmerkk. in d. histo-

rifch-theolog. Abhandll. II. Denkſchrift d. hiſtoriſch-theolog. Geſellſchaft zu Leipzig. Herausgegeben von Ch. F. Illgen. S. 88 ff. entging, wunderte den Ref. ſehr.

Der Text der Schrift des Baſilius, von welcher Herr Heß nur die erſten zehn Kapitel als Probe einer neuen Bearbeitung derſelben, die mit Galens Protrepticus erſcheinen ſoll, gegeben hat, nimmt mit den untergeſetzten Anmerkungen 18 Seiten ein.

In der Aufſchrift ließ er λόγος, welches mehrere Pariſer Handſchriften und auch die Gudiſche nicht anerkennen, mit Recht weg, und gab ſodann πῶς ἂν ἐξ Ἑλληνικῶν ὠφελοῖντο λόγων anſtatt ὅπως ἂν u. ſ. w., nach dem Vorgang des Cod. Gud. und der Ed. pr., die er nur aus Eberts bibliograph. Lex. B. I. Nr. 3839. und aus Hoffmanns bibliogr. Lexicon der geſammten Literatur der Griechen Bd. I. S. 408 und 438. kennt, da πῶς eben ſo in indirecter, wie in directer Frage gebraucht wird, ähnliche Beyſpiele aus Plutarchus anführend.

Kap. I. S. 3. Z. 3. nahm er aus dem Cod. Gud. ὁδὸν τὴν ἀσφαλεσάτην ſtatt ὁδοῦ τ. ἀ., wofür ſich Ref. in dieſen gelehrten Anzeigen Jahrg. 1842. Nr. 189. S. 486. erklärte, auf.

— — Z. 5.: ὥστε μήτ' αὐτὸς ἔλαττόν τι πατέρων εὐνοίας νέμειν ὑμῖν, ὑμᾶς τε νομίζειν u. ſ. w.] Ref. würde auf das Anſehen des Cod. Gud., welchem zwar acht Pariſer Handſchriften bey Fremion und zwey Münchner beyſtimmen, ὑμᾶς δὲ (die Ed. pr. hat ὑμᾶς δέ τε) nicht geändert haben; denn dem μήτε entſpricht eben ſo wohl δὲ, wie μηδὲ dem μήτε und δὲ dem τε. S. Matth. Griech. Grammatik S. 1446., Aſt's Lex. Plat. Vol. I. p. 423. sq. und Vol. III. p. 365. und Kühner's ausführliche Grammatik der Griech. Sprache. Bd. II. S. 418. §. 722. 5.

Ebendaſelbſt Z. 6.: μὴ ποθεῖν τοὺς τεκόντας πρὸς ἐμὲ βλέποντας] So S. 4. Z. 1 — 2. τὸν παρ' ἑαυτοῦ τὰ δέοντα ξυνορῶντα. Syneſ. über die Vorſeh. S. 97. D.: ἀλλ' ἀσθενεῖ κατιόντα τὰ ὄντα. S. 98. A.: οὐκ οὔσης οὖν τῆς ὑποσάθμης τῶν ὄντων πρὸς οἰκείαν σωτηρίαν ἀρκούσης. Br. 139. S. 275. D. οὐκ ὄντος τοῦ συγκορυβαντιῶντος, und Br. 123. S. 260. A. πατρὸς ὄντως ζῶντος. Im Dion S. 59. D. δύνασθαι χρῆσθαι und über die Vorſeh. S. 117. C. προελέσθαι σώζεσθαι. Baſil. Br. 47. im III. Bande S. 140. D. δυνηθῆναι διαβῆναι. Daß ſolche Gleichklänge das feinfühlende Ohr des Griechen nicht verletzten, hat auch Förtſch durch Zuſammenſtellung mehrerer Beyſpiele in ſeinen Observatt. critt. in Lys. Oratt. p. 15. gezeigt.

Kap. I. S. 4. Z. 6. hätte die Schreibung εἰς ἅπαξ (ſ. Matthiä's Grammatik. S. 1346 und beſonders Aſt zu Plat. Gorg. S. 8.) nicht verlaſſen werden ſollen, weil der Cod. Gud. εἰςάπαξ ſchreibt.

— — Z. 7.: ὥσπερ πλοίου τὰ πηδάλια τῆς διανοίας παραδόντας] Aehnlich Baſilius in der Homil. in princip. proverbb. Bd. II. S. 112. D.: Ἔχε οὖν ἀσφαλῶς τῆς ζωῆς τὰ πηδάλια.

— — Z. 10. ἔνθεν ἐλών] Dieſe Homeriſche Ausdrucksweiſe (Odyss. VIII. 500.), welche ſich häufig bey ſpätern Schriftſtellern findet (ſ. D'Orville zu Charit. S. 255. Leipzig. A. und Toup zu Longin. ed. Weisk. S. 422. Vergl. Julian. d. Kaiſ. Red. II. S. 92. D. Red. III. S. 123. C. u. Red. IV. S. 132. B. und Syneſ. über das Königthum S. 10. A.), und gleichbedeutend mit dem proſaiſchen ἐντεῦθεν ἀρξάμενος iſt, hätte nicht mit Stillſchweigen übergangen werden ſollen.

Kap. III. z. A. καὶ ὅπῃ καὶ ὅπως] Zu dem, was der Herausgeber hiezu bemerkte, füge man Lobeck's Paralipp. P. I. p. 57.

S. 6. Z. 5.: τῶν τῇδε καλῶν] Τῇδε, welches zur Bezeichnung des Sinnlichen oder Irdiſchen von den Kirchenvätern ſo oft gebraucht wird (ſ. Albert Jahn zu Gregor. Nyss. de anim. et resurr. p. 337), hätte doch eine Anmerkung verdient. In der nämlichen Zeile ſchrieb Hr. Heß ſtatt καθ' ὅσον, bloß auf die Gudiſche Handſchrift geſtützt, καθόσον.

Kap. IV. S. 7. Z. 1. τῷ τῆς ψυχῆς ὄμματι] Hier vermißt man die Hinweiſung auf Plat.

Politeia S. 533. D. Vergl. Alb. Jahn. Animadvv. in Basil. M. Opera Fasc. I. p. 124. u. 188. Bey der Erklärung des W. χειρονομία hätte auf Quintilian. Institutt. oratt. I. 11. §. 16 — 17. und auf Juvenalis Sat. V. 120. ff. Rückſicht genommen werden ſollen. Die bald darauf folgenden Worte: *Καὶ ἡμὶν δὴ οὖν ἀγῶνα προκεῖσθαι πάντων ἀγώνων μέγιστον νόμιζειν χρέων*, floſſen offenbar aus Platoniſcher Quelle (ſ. Phädr. S. 247. B. und Politeia S. 608. B.).

Kap. IV. S. 8. Z. 3 — 4.: *ὥσπερ οὖν οἱ δυσσοποιοὶ παρασκευάσαντες πρότερον θεραπείαις τισιν* (vielmehr *τισὶν*) *ὅ τι ποτ' ἂν ᾖ τὸ δεξόμενον τὴν βαφὴν οὕτω τὸ ἄνθος ἐπάγουσιν*] S. Cuper. Observatt. III. 8., Aſt zu Politeia S. 488., Jacobs zu Philoſtrat. d. Aelt. Bildern S. 444 und 522. und Boiſſonade in den Notices et Extraits des Manuscrits de la Biblioth. du Roi Tom. XI. P. II. p. 97. Aus der von dem Herausgeber angezogenen Stelle in der Platoniſchen Politeia S. 429. D., welche Baſilius vor Augen hatte, ſchöpfte auch Joh. Chryſoſtomus Bd. III. S. 508. E.: *ὥσπερ οὖν οἱ σκυτοδέψαι τὰ δέρματα λαμβάνοντες σύφουσι πρότερον, κατατείνουσι, παίουσι καὶ τοίχοις καὶ λίθοις προσαράττοντες, καὶ ἑτέραις μυρίαις θεραπείαις αὐτὰ ποιήσαντες ἐπιτήδεια πρὸς τὴν ὑποδοχὴν τῆς βαφῆς οὕτω τὸ χρῶμα τὸ τίμιον ἐπάγουσιν.* Im Folgenden möchte Ref. *εἰ μέλλει ἀνέκπλυτος ἡ τοῦ καλοῦ παραμένειν δόξα* ſtatt *εἰ μέλλοι ἀνέκπλ. ἅπαντα τὸν χρόνον ἡ τοῦ καλοῦ παραμ.* d. ſchreiben. S. Heindorf zu Platons Parmenid. S. 291. f., Aſt zu deſſen Polit. S. 418. und Geſetz. S. 290. und Creuzer zu Plot. de Pulcrit. S. 384. Den unnöthigen Zuſatz *ἅπαντα τὸν χρόνον*, welchen Garnier aus zwey Colbertſchen Handſchriften aufnahm und Ref. nur in dem Münchner Papiercoder 131. fand, haben Sturz und Fremion mit Recht weggelaſſen.

— — Z. 7 — 8.: *καὶ οἷον ἐν ὕδατι τὸν ἥλιον ὁρᾶν ἐξισθέντες οὕτως αὐτῷ προσβαλοῦμεν τῷ φωτὶ τὰς ὄψεις*] Daß Baſilius hier, ſo wie Themiſtius Red. IV. S. 51. B. Plat. Politeia S. 516. A. nachahmte, bemerkte ſchon Stallbaum in Plat. Dialogg. selectt. Vol. III. Sect. II. p. 102. Doch verſäumte er auch dem Plutarchus de aud. poet. S. 36. E. unter den Nachahmern dieſer Stelle des Platon einen Platz anzuweiſen, ungeachtet ihm Wyttenbach's Anmerkung zu Plutarch. Bd. I. S. 223 nicht fremd geweſen zu ſeyn ſcheint.

Ueber die Redensart *προσβάλλειν τινὶ τὰς ὄψεις* ſehe man Wyttenbach zu Plutarch. moral. Schriften Bd. II. S. 221. und Creuzer zu Plot. de Pulcrit. S. 382. f.

Kap. V. z. A. ſchreibe man *εἰ μὲν οὖν ἔστι τις* (ſtatt *ἐστί τις*) *οἰκειότης πρὸς ἀλλήλους τοῖς λόγοις*. So mit Recht drey Pariſer Handſchriften bey Fremion.

— — S. 9. Z. 3. *ἥπου καθάπερ φυτοῦ οἰκεία μὲν ἀρετὴ τῷ καρπῷ βρύειν ὠραίῳ — — οὕτω δὴ καὶ ψυχῇ προηγουμένως μὲν καρπὸς ἡ ἀλήθεια*] Trefflich vier Pariſer Handſchriften bey Fremion *τὸ καρπῷ βρύειν ὡρ.* Die Münchner 535. *τὸ κ. βρύειν ὡρ.*

(Schluß folgt).

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

(Fortſetzung.)

Jo. Bapt. Lavanha, Chronica do feliciss. rey Dom Emanuel da gloriosa memoria. Lisboa **1619**. fol.

A. M. Dulac, Exame critico, comparativo do estado actual de Portugal. Lisboa **1827**. 4.

Leandro Dorea Caceres e Faria, Catastrophe de Portugal na desposição del rei D. Affonso o Sexto. Lisboa **1669**. 4.

Ant. Carvalho da Costa, Corografia Portugueza e descripçam topografica do famoso reyno de Portugal. T. **1** — **3**. Lisboa **1706**. fol.

Fer. Lopez, Chronica del rey D. Joam I. P. **1** — **3**. Lisboa **1644**. f.

Visconde de Santarem, Quadro elementar des

relaçoẽs politicas de Portugal com as diversas potencias do mundo. Vol. 1. 2. Paris 1842.

Alb. Carl. de Menezes, Classificação dos bens naciones para ordenar a Administração. Lisboa 1823. 4.

Ant. de Saldanha da Gama, Memoria sobre as colonias de Portugal, situadas na costa occidental d'Africa. Paris 1839.

D. de Goes, Chronica do Senhor Rei D. Emanuel. Vol. 1 — 4. Coimbra 1790. 4.

Jos. Cadahalso, Cartas Marruecas. Madr. 1793. 4.

Vinc. Blasco de Lanuza, Historias ecclesiasticas y seculares de Aragon. T. 1. 2. Caragoça 1622. fol.

El tribuno del pueblo español periodico. Vol. 1 — 5. Cadiz 1812 — 14. 4.

Diego Saavedra Faxardo, Obras. T. 1 — 7. Madr. 1789 — 90.

Noticia de los principales sucesos ocurridos en el gobierno de España desde 1808 hasta 1814. Barcel. s. a.

Fr. Martinez Marina, Discurso sobre el origen de la monarquia y sobre la naturaleza del gobierno español. Madr. 1813.

Domingo La Ripa, Defensa historica por la antiguedad del reyno de Sobrarbe. Caragoça 1675. fol.

Fel. de la Gandara, Armas i triunfos hechos heroicos, de los hijos de Galicia. Madr. 1662. 4.

Fr. Gavalda, Memoria de los sucesos particulares de Valencia y su reyno en los años 1646 y 1648 tiempo de peste. Valencia 1804.

Fr. Xav. Garma y Salcedo, Theatro universal de España. Vol. 1 — 4. Madr. 1738 — 41.

La España bajo el poder arbitrario de la congregacion apostolica. Paris 1833.

Miguel Cortes y Lopez, Diccionario geografico-historico de la España antigua tarraconense, betica y lusitana. T. 1 — 3. Madr. 1835 — 36.

Juan. Aug. Ceau-Bermudez. Sumario de las antiguedades romanas que hay en España en especial las pertenecientes á las bellas artes. Madr. 1832. fol.

Fr. de Berganza. Antiguedades de España. P. 1. 2. Madr. 1719 — 21. fol.

Aug. de Blas, Origen, progresos y limites de la poblacion y examen historico-critico de la de España. Madr. 1833.

Almacen de frutos literarios inéditos de los mejores autores. P. 1. 2. Peripiñan 1818.

Memorias de Don Manuel Godoy, Principe de la Paz, ó sea cuenta dada de su vida politica. T. 1 — 6. Gerona 1839 — 41.

Aug. Arguelles, Examen histórico de la reforma constitucional Vol. 1. 2. Lond. 1835.

Consultas del real y supremo consejo de Castilla y otros papeles. Paris 1818.

Alph. de Barrès du Molard, Mémoires sur la guerre de la Navarre et des provinces Basques, depuis son origine en 1833 jusqu'au traité de Bergara en 1839. Paris 1842.

J. Mar. Bover, Memoria de los pobladores de Mallorca despues de la ultima conquista por D. Jaime I de Aragon. Palma 1838. 4.

Isid. Bosarte, Disertacion sobre los monumentos antiguos pertenecientes a las nobles artes de la pintura, espultura y arquitectura que se hallan en la ciudad de Barcelona. Madr. 1786.

Mig. A. Zapater, Anales de la corona y reyno de Aragon. Zaragoça 1663. fol.

Andr. Gomez de Somorrostro, El acueducto y otras antiguedades de Segovia. Madr. 1820. fol.

Florian de Ocampo, Coronica general de España. Vol. 1 — 12. Madr. 1792.

Xav. Manuel de la Huerta y Vega, Anales de el reyno de Galicia. Vol. 1. 2. Santiago 1730. fol.

Ger. Gudiel, Compendio de algunas historias de España. Alcala 1577. fol.

Fern. Perez de Guzman, la cronica del rey Juan II. Editio princeps. Lograno. 1517. fol.

Ant. de Amico, Chronologia de los virreyes presidentes y de otras personas qne han governado el reyno de Sicilia. Palermo 1687. 4.

Ant. Nibby, Roma nell' anno 1838. 4 Voll. Roma 1838 — 41.

Archivio storico italiano, ossia raccolta di opere e documenti finora inediti o divenuti rarissimi risguardanti la storia d'Italia. Vol. 1. 2. Firenze 1842.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Juny.

Nro. 125. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Jacobus Micyllus Argentoratensis, philologus et poeta, Heidelbergae et Rupertinae universitatis olim decus. Commentatio historico-literaria quam conscripsit Ioannes Fridericus Hautz lycei Heidelbergensis professor. Heidelbergae, sumptibus J. C. B. Mohr, bibliopolae academici MDCCCXLII. VI. 66.

Manche Universität hat in ununterbrochener Reihe vorzügliche Männer aufzuweisen, die sich um die Wissenschaft verdient gemacht haben und eines fortwährenden Andenkens der Nachwelt würdig sind; eine gründliche Darstellung dessen, was sie, jeder in seinem Fache, ersprießliches geleistet haben, würde der Geschichte der Wissenschaften selbst zu gut kommen. Wir sind noch keineswegs, wie manche denken, zu einer Stufe gekommen, daß wir auf die Werke unserer Vorfahren mit vornehmer Miene herabsehen könnten, vielmehr würde eine gründliche und gediegene Erläuterung der Thätigkeit der früheren ihre großen Vorzüge gegen unsere Zeit recht anschaulich machen, ohne daß anderseits das Verfehlte verkannt werden sollte, letzteres würde zumeist vor ähnlichen Abwegen warnen. Darum wäre es sehr zu wünschen, daß von jeder bedeutenden Universität eine geschichtliche Uebersicht ihrer vorzüglichsten Männer gegeben würde, sie ware durch vereinte Kräfte aus den verschiedenen Fächern des Wissens mittelst Benützung der reichhaltigen Archive leicht zu erlangen, und die Betrachtung ausgezeichneter Vorbilder würde den jugendlichen Sinn nur vortheilhaft beleben und mit stets neuem Muthe auf der wissenschaftlichen Bahn bestärken.

Der Verfasser obiger Abhandlung scheint von diesem Gedanken ausgegangen zu seyn, und gewiß ist es sehr schätzenswerth, von einer Anstalt, an welcher ein Grynäus, Xylander, Sylburg, Gruter lebten und wirkten, zu einer Zeit, wo Heidelberg durch den Ruhm seiner ausgezeichneten Bibliothek so viele Fremde an sich gezogen hatte, theils aus deren Schriften, theils aus andern wenig bekannten oder zugänglichen Quellen Näheres zu vernehmen. Vorläufig ist Micyllus gewählt, ein aus Lucian herübergetragener und nach der Sitte jener Zeit gräcisirter Name für das deutsche Moltzer oder Mölzer, mit dem Versprechen, daß später auf ähnliche Art Xylander, Lotichius u. a. dargestellt werden sollen. Mit außerordentlichem Fleiße ist, was über das Leben dieses Mannes und seine Verhältnisse in Heidelberg gefunden werden konnte, zusammengetragen; für seine äußere Stellung haben die Acten der Universität das meiste geliefert, seinen eigentlichen Werth muß man aus seinen Schriften bestimmen, deren Verzeichniß dem Ende beigefügt ist; wir finden dort Ausgaben von Terentianus, Maurus, Hyginus, Martialis, Lucianus, und hätten recht sehr gewünscht, der Verfasser mochte, da diese wohl wenigen bekannt sind, den Werth dieser Ausgaben und worin ihr Verdienst besteht, zu bezeichnen nicht übergangen haben. Micyllus war productiven Geistes, gewandt im lateinischen Ausdrucke, durch seinen Ovidius, den er sich zum besondern Muster genommen hat, vielfach angeregt, und mit poetischem Talente ausgerüstet konnte es nicht fehlen, daß er, obschon der

theologiſchen Richtung ſeiner Zeit folgend, doch außerdem vieles Schöne und Vortreffliche lieferte, und ſo glauben wir, daß in dem dicken Bande Gedichte das Bedeutendſte niedergelegt iſt, was zur genauen Schilderung dieſes Mannes erforderlich ſeyn wird. Vor allen hat uns in ſeinen fünf Büchern Sylvae die Epistola an Melanchthon, welchem er ein Jahr nach ſeiner Berufung von Frankfurt an die Univerſität Heidelberg Aufſchluß über alle dortigen Zuſtände ertheilt, angeſprochen und uns für manches Mißlungene entſchädigt; wir erinnern uns nicht, ſie in einer der vielen Anthologien aus neuern Latiniſten geleſen zu haben, und bedauern, daß der Hr. Verfaſſer dieſe Krone der Micylliſchen Poeſie nicht vollſtändig aufgenommen hat, zumal ſie die perſönlichen Verhältniſſe des Mannes beſſer als jede andere Notiz ſchildert. Der Dichter weiß recht lebendig darzuſtellen, wie die Neigung zu den juridiſchen Studien jedes andere Intereſſe an ſeiner Hochſchule in den Hintergrund ſtellt, und er als Lehrer der griechiſchen und lateiniſchen Literatur mochte dieſes beſonders empfinden; die charakteriſtiſche Stelle lautet folgender Maſſen:

aspicio miseras omni sine honore Camoenas,
ante leves vulgi turpe iacere pedes.
nam quotus est, aliquem veterum qui noscere vatum
nunc velit, aut dignum laude poema putet?
aut quotus est, studio qui vel Demosthenis ora,
vel tua Marce pater liberiore colat?
cum Latiis aeque videas sordescere Graecos.
hei mihi! barbariae quanta fenestra patet!
ille ferox totum iuvenis qui terruit orbem,
sub mediis armis natus Amyntiades,
carmina Pieridum, dum cingitur ense, legebat
ipsa iubens vatum castra sonare modos.
idem cum fessus peteret post proelia somnum,
indormisse operi fertur, Homere, tuo.
at nunc quis tantum vel longa per otia vatem
aspicit, aut veterem denotat ore librum?
Bartolus et Baldus, Speculum, Salicetus et Abbas
et male currendo qui leve fecit iter,
quorum, ceu nostri quidam modo dixerat aevi,
nomina sunt ipso paene tremenda sono:
hi sunt qui manibus passim volvuntur, et inter
vilia chartarum scrinia regna tenent.
hos amat, hos gremio circumfert stulta iuventus,
hos tanquam divum numina certa colunt.
èt merito, quis enim solum nunc quaerit honestum?
virtutem pretium vel putat esse sui?
lucrum est quod petitur magnique salaria census,
aureaque ista licet saecula iure voces.

In dieſem Geiſte iſt die ganze lange Epiſtel, ſie lehrt gelegentlich, daß der Ruhm, den die Univerſität Heidelberg durch ihre juridiſche Facultät beſitzt, durch Jahrhunderte begründet iſt, aber wer hätte gedacht, daß obige Klagen nicht erſt von heute und geſtern ſtammen, ſondern von der Zeit des Camerarius und Melanchthon ausgehen und, wie es ſcheint, mit geringer Uebertreibung ſich bis auf uns herunter fortgeerbt haben!

I. Novus SS. Patrum Graecorum saeculi quarti Delectus etc.

II. Specimen novae editionis cohortationis Basilii Magni etc.

(Schluß.)

Kap. V. S. 9. Z. 8. *τοῖς Αἰγυπτίων μαθήμασιν ἐγγυμνασάμενος*] Synesſ. im Dion S. 62. B. *τοῖς ἀδιορθώτοις τῶν βιβλίων ἐγγεγυμνάσθαι.* Plat. Phädr. S. 228. E. *ἐν σοὶ ὡς ἐγγυμνασόμενος.* Ueber die Sache ſ. Clemens von Alex. Strom. I. 16. Bd. I. S. 361.

— — S. 10. Z. 1.: *τὴν σοφίαν Χαλδαίων*] Hierüber findet ſich eine vortreffliche An-

merkung bey Carpzov Specim. Eunapii edendi. p. XVI. sq. Vrgl. Baehr zu Ktes. S. 140.

Kap. V. S. 10. Z. 3 — 4. *ὅπως γε μὴν αὐτῶν μεδεκτέον ὑμῖν, ἐξῆς ἂν εἴη λέγειν*] Statt *ὑμῖν* schreibe man mit den Münchner Handschriften 131 und 535. und mit der Ed. pr. *ἡμῖν*.

ὑ

Der Pariser Cod. L. bey Fremion hat *ἡμῖν*. Auch Kap. VII. S. 12. Z. 5 — 6., wo es heißt: *τῶν λόγων ὑμῖν μεδεκτέον*, ist *ἡμῖν* zu lesen, wie Ref. schon früher in diesen gelehrten Anzeigen (Jahrg. 1839. Nr. 204. S. 597.) dargethan hat.

Kap. VI. S. 10. Z. 6 — 7.: *ὅταν μὲν τὰς τῶν ἀγαθῶν ἀνδρῶν πράξεις ἢ λόγους ὑμῖν διεξίωσιν* (nämlich *οἱ ποιηταί*)] Zwey Münchner Handschriften, die Pariser T. und die erste Ausgabe bieten ganz richtig *ἡμῖν*, wie man aus den unten vorkommenden Worten: *διὸ δὴ πάσῃ φυλακῇ τὴν ψυχὴν τηρητέον, μὴ διὰ τῆς τῶν λόγων ἡδονῆς παραδιξάμενοί τι λάθωμεν τῶν χειρόνων*, und aus dem Folgenden: *οὐ τοίνυν ἐπαινεσόμεδα τοὺς ποιητάς, οὐ λοιδορουμένους* ersehen kann.

— — — *ὅταν δὲ ἐπὶ μοχθηροὺς ἄνδρας ἴλθωσι, τὴν μίμησιν ταύτην δεῖ φεύγειν ἐπιφρασσομένους τὰ ὦτα οὐχ ἧττον ἢ τὸν Ὀδυσσέα φασὶν ἐκεῖνοι τῶν Σειρήνων τὰ μέλη*] Wenn nach *ἴλθωσι* sich *μιμησόμενοι* anschlösse, so wären die Worte *τὴν μίμησιν ταύτην* wohl vorbereitet. So aber, wie man jetzt liest, haben sie etwas Gezwungenes. Demnach möchte Ref. auf die Pariser Handschriften A, B, F, G, H, S. und auf die Münchner 357. gestützt, mit Fremion lieber *ἴλθωσι τῇ μιμήσει, ταῦτα δεῖ φ.* lesen. Aehnlich Diod. von Sic. XIII. 95. Bd. I. S. 618.: *τοῖς λογισμοῖς εἰς ἑαυτοὺς ἐρχόμενοι* (s. H. Steph. Thes. L. Gr. ed. Didot. T. III. Fasc. VII. p. 2075. C.). Ueber die *μίμησις* der Dichter und plastischen Künstler s. Ast. zu Plat. Politeia S. 421. Uebrigens hatte hier Basilius den Plutarchus de aud. poet. S. 17. F. f. vor Augen. Daß der Herausgeber, dem Cod. Gud. folgend, *τῶν Σειρήνων τὰ μέλη* (die Ed. pr. hat *πρὸς τῶν Σειρήνων τ. μ.*, die Pariser N. *ἐπὶ τῶν Σ. τ. μ.*, wo *ἐπὶ* mit anderer Dinte überschrieben ist) für die bisherige Lesart *τὰ τῶν Σ. μέλη* aufgenommen, ist keineswegs zu billigen.

K. VI. S. 11. Z. 1 — 2.: *ὅταν τραπέζῃ πλησούσῃ καὶ ᾠδαῖς ἀνειμέναις τὴν εὐδαιμονίαν ὁρίζωνται*] Offenbar eine Anspielung auf das Demosthenische (Red. für die Krone S. 234. Bekk.): — *τῇ χαρᾷ μετροῦντες καὶ τοῖς αἰσχίστοις τὴν εὐδαιμονίαν*, was auch Lukian Nigr. Bd. I. S. 40. Zweybrücker Ausg.: *καὶ δυνασείᾳ μετρεῖ τὸ εὔδαιμον*, nachahmte, und Synes. über das Königthum S. 28. C., wo er sagt: *οἱ μὲν γὰρ χρείᾳ ζωῆς μετροῦσι τὸν πόρον. οἱ δὲ τὴν ζωὴν μετρεῖν ἀξιοῦσι τῇ χρείᾳ τοῦ πόρου*, nach seiner Weise nachbildete. Vergl. Hemsterhuys zu Lukians angeführter Stelle S. 249, Wyttenbach in der Biblioth. crit. Vol. I. P. II. p. 59. sq. und Jacobs zu Achill. Tat. S. 425.

— — — Z. 6. *μίξεις ἀναφανδόν*] Ueber die bemerkenswerthe Zusammenstellung des Adverbs *ἀναφανδόν* mit einem nomen verbale sehe man Lobecks Paralipp. T. I. p. 151.

Kap. VII. S. 12. Z. 2 — 3.: *ὡς γὰρ τῶν ἀνδείων τοῖς μὲν ἀνθρώποις ἄχρι τῆς εὐωδίας ἡ τῆς χρόας ἐστὶν ἡ ἀπόλαυσις*] Der eigene Gebrauch der Präposition *ἄχρι* in dieser und ähnlichen Redensarten hätte allerdings Berücksichtigung verdient. Das sprüchwörtliche *ἄχρι τοῦ σώματος* berührte Valckenaer zu Ammon. S. 178. Andere Beyspiele giebt Jacobs zu Achill. Tat. S. 444, 501 und 967., denen wir noch folgende beyfügen wollen. Themist. Red. VIII. S. 101. D. *Χρύσιππος δὲ ἄχρι τῶν ῥημάτων ἔοικεν ἀνδριζεσθαι*. S. 111. B. *σχολὴ γ' ἂν τινα τῶν ὁμοήθων ἄχρι τῶν ἔργων λυπήσαις ὁ μηδὲ ἄχρι τῶν ὠτων ποτὲ καρτερήσας*, und C. *καὶ οὐδὲ ἄχρι τῆς λοιδορίας ἔσησε τὴν ὀργήν*. S. 116. A. *οὐδὲ ἄχρι τῆς χλαμύδος καὶ τῆς ζωνῆς στρατιώτης ἐστὶ*, und *ὁ δὲ ἀκοντιστὴς οὐκ ἄχρι τοῦ προσρήματος*. Greg. von Naz. Red. IV. S. 108. C. — *ἵνα μὴ προδῶσι μηδὲ μέχρι ῥή-*

ματος τὴν εὐσέβειαν. Vergl. auch Red. XI. S. 245. D. Asterius Homil. I. S. 15. ὡς ἄχρι λόγου μόνον φοβούντων. Syneſ. über das Königthum S. 10. C.: Τούτῳ (d. i. τῷ βασιλεῖ) γὰρ ἀνάγκη τὸ ἔνδοθεν ἀσασίασον διάγειν καὶ μέχρι προσώπου γαλήνην ἔνθεον.

Kap. VII. Z. 4. f.: τοῖς μὴ τὸ ἡδὺ μόνον τῶν τοιούτων λόγων διώκουσίν ἐσί τινα καὶ ὠφέλειαν ἀπ' αὐτῶν εἰς τὴν ψυχὴν ἀποθέσθαι] Man ſchreibe vielmehr διώκουσιν ἔσι τινά.

Kap. VIII. S. 14. Z. 3.: ἐνσημαινόμενα] Hiemit hätte ἐναπομάττεσθαι verglichen werden können. S. Creuzer zu Plot. de Pulcrit. S. 258.

— — — Z. 5. καὶ ἱδρῶτος συχνοῦ καὶ πόνου πλήρης] So unten Kap. X. S. 18. Z. 7. ἱδρῶτας μυρίους καὶ πόνους καὶ κινδύνους. Chryſoſt., wie oben bemerkt wurde, χωρὶς πόνων, χωρὶς ἱδρώτων. Clemens von Alex. Quis dives salvetur K. III. S. 10. ἀκονιτὶ κἀνιδρωτὶ, wo S. 143. Segaar verglichen werden kann. Auch findet man oft den einen oder andern dieſer beyden Ausdrücke gebraucht. So ſagt Syneſius Br. 148. S. 286. A. ἀνιδρωτὶ σῖτον αἱρεῖσθαι. Im Dion S. 52. C. ἀλλ' οὐδὲ τὰ μεγάλα ἀκονιτὶ παραγίνεται. Ueber das Königthum. S. 5. B. heißt es von Theodoſius dem Großen: οὐδὲ τὸ γῆρας ἀκόνιτον ἀφῆκεν ὁ φθόνος. Horat. Br. I. 1, 51.: Cui sit conditio dulcis sine pulvere palmae. Vergl. die Ausleger zu dieſer Stelle, Corte zu Salluſt. Jug. S. 686., Abreſch's Lection. Aristaenet. p. 95 und 334. und Schweighäuſers Lex. Polyb. S. 19.

Kap. IX. S. 15. Z. 6.: οὐχ ἥκιστα δὲ ἐν οἷς τὸν στρατηγὸν τῶν Κεφαλλήνων πεποίηκε γυμνὸν ἐκ τοῦ ναυαγίου περισῳζόντα πρῶτον μὲν αἰδέσαι τὴν βασιλίδα φανέντα μόνον] Hiezu bemerkt der Herausgeber gar wunderlich: „Αἰδέσαι est infin. aor. 1. act. ab αἰδέω, pro qua forma, cuius exemplum frustra conquisivi, in usu fere est αἰδέομαι.“ Man verbeſſere vielmehr aus der Ed. pr. αἰδεσθῆναι.

Kap. IX. S. 16. Z. 2 — 3. ᾗ (nämlich τῇ τρυφῇ) συνέζων] Ueber dieſe und ähnliche Ausdrucksweiſen, deren ſich beſonders die Spätern häufig bedienten, hätten nach dem Vorgange Valckenaers zu Eurip. Hippol. S. 294. E., Matthaei's zu Joh. Chryſoſt. Homil. XII. S. 120. und zu den novv. Eclogg. S. 73, Boiſſonade's zu Marin. S. 118, Schwenks zu Aeſchyl. Eumenid. S. 116 f., Jacobs zu Aelian. S. 516. f. und Aſt's Lex. Plat. unter den W. συνοικῶ einige Beyſpiele angeführt werden ſollen. So gebraucht Syneſ. über die Vorſehung S. 90. D. αἰδοῖ συζῶντα. S. 106. A. τοὺς ἀρετῇ συζῶντας. Br. 85. S. 229. C. ἡμεῖς συζῶμεν τῇ περὶ σοῦ μνήμῃ. Ueber das Königthum S. 6. A. συνεσιᾶσθαι μερίμναις. S. 30. C. πενίᾳ συνοικῶν und D. πενίᾳ συνῇ. Br. 11. S. 171. A. ὁμιλήσας φροντίσιν. Vergl. Br. 130. S. 267. A. und über die Vorſehung S. 112. C.

Ref. erlaubt ſich noch den Wunſch beyzufügen, daß der Herr Verfaſſer, wenn er einſt dieſe Schrift mit Galens Protrepticus ganz herausgibt, wozu er in der Vorrede S. IV. Hoffnung macht, ſich die Mühe nicht gereuen laſſen möge, die ächten und intereſſanteſten Schriften des Baſilius ganz zu durchleſen, um den Schriftſteller recht eigentlich aus dem Schriftſteller ſelbſt zu erklären.

J. G. K.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Juny.

Nro. 126. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Analecta epigraphica et onomatologica. Scripsit Carolus Keilius, Adjunctus Portensis. Lipsiae apud Fr. Chr. Guil. Vogelium 1842. 252. S.

Was wir im Leben häufig genug erfahren, daß der ungünstige Eindruck, welchen die erste Begegnung eines Menschen auf uns gemacht hat, bey näherer Bekanntschaft mit demselben den Gefühlen der Achtung und Zuneigung weicht, das begegnet uns in ähnlicher Weise hie und da in der Bücherwelt. Die Form ist allerdings bey jedem Geisteswerk etwas Wesentliches und von ihrem Gelingen hängt zumeist ab, ob es mit Beyfall aufgenommen werde; oft schreckt jedoch das Mißfallige und Fehlerhafte in dieser Beziehung mit Unrecht ab, und bey genauerer Betrachtung gewahren wir zu unserer Ueberraschung einen solchen innern Gehalt, daß wir uns gestehen müssen, wie viel uns entgangen wäre, hätten wir dem ersten Eindruck zufolge unsere Aufmerksamkeit und Theilnahme von dem Gegenstande abgewendet. In diesem Falle befanden wir uns der oben angezeigten Schrift gegenüber. Verbietet auch schon der Titel Analecta strenge Forderungen an die Form eines solchen Buches zu stellen, und ist es gleich auf dem Felde der Gelehrsamkeit überhaupt bey uns herkömmlich, hierin nicht eben allzu eckel zu seyn, so kann doch eine Manier der Darstellung, wie sie uns hier geboten wird, einem gebildeten Geschmack wenig zusagen. Eine Rede, mitten in ihrem Fluß durch Citate, wie ein Strom durch Felsen, unterbrochen, daß man über Namen und Zahlen das Gefüge der Perioden verkennt, überdieß Citate aller Orten wie aus einem Füllhorn ausgegossen, nöthige und unnöthige Noten unter dem Text, die gar häufig ohne große Mühe mit diesem verwebt seyn könnten, hinter dem Texte zahlreiche Zusätze und Berichtigungen — was könnte geeigneter seyn, dem Leser eine üble Meynung von dem Werke beyzubringen, und ihn eher bewegen, es alsobald aus der Hand zu legen? Und gleichwohl hat er Unrecht, es zu verschmähen, wovon wir uns erst überzeugt haben, als wir es zum zweytenmal in die Hand nahmen und unsere anfängliche Scheu, es durchzulesen, überwanden. Freylich ist auch nicht zu läugnen, daß der Hr. Verfasser in der Anordnung seiner Materien dadurch gefehlt hat, daß er mit offenbarer Ueberschätzung das Unwichtigere an die Spitze gestellt, die Hauptsache aber, worin er überall schöne Beweise von Gelehrsamkeit und Scharfsinn giebt, in den zweyten Theil verlegt hat. Er versucht nämlich in den beyden Kapiteln, welche die erste Abtheilung bilden, die Wiederherstellung und Erklärung von einigen dergestalt fragmentarischen griechischen Inschriften, daß sich über deren ursprünglichen Inhalt oder gar Wortlaut wohl mancherley rathen, unmöglich aber etwas mit Sicherheit bestimmen läßt, und der Aufwand von Zeit und Mühe, beym Licht betrachtet, schlecht belohnt erscheint. So verdient, wenigstens nach unserm Dafürhalten, das zuerst von Böckh Corp. Inscr. Gr. n. 1536 mitgetheilte, von Roß im ersten Hefte seiner Inscriptiones Gr. ineditae n. 12 wiederholte Fragment von Megalopolis durchaus nicht die umständliche Behandlung, deren wir es von Hrn. Keil gewürdigt sehen, und so wenig wir auch in Abrede stellen können und

wollen, daß der so nahe liegenden Vermuthung von einer Beziehung desselben auf Philopömen ein hoher Grad von Wahrscheinlichkeit inwohne, dünkt uns doch die in dem vorangestellten Motto:

Ἡδονὴν ἔχει,
ὅταν τις εὕρῃ καινὸν ἐνθύμημά τι
δηλοῦν ἅπασι

ausgedrückte Freude über die gemachte Entdeckung zu wenig gerechtfertigt. Werden etwa dadurch die erhaltenen Züge in einen bessern Zusammenhang gebracht, wird ein neues Licht über den Inhalt verbreitet, eine neue Thatsache für die Alterthumskunde gewonnen? Nichts von Allem dem. Kein Scharfsinn erneuert die erloschene Inschrift. Wozu dann all diese Qual?

Wir würden unsern Lesern einen schlechten Dienst erweisen, wollten wir bey Dingen so zweifelhafter Natur, die wir für unsern Theil lieber gelegentlich in einer Zeitschrift berührt als zum Gegenstand eines Buches gewählt sähen, verweilen und in Einzelnheiten eingehen, und achten es darum für angemessener, uns sogleich zu dem an Umfang wie an Gehalt reicheren zweyten Theile zu wenden, nachdem wir noch zuvor den alten Reisebeschreiber Pausanias gegen einen ungerechten Vorwurf in Schutz genommen haben. S. 26 nämlich ist von dem Theater zu Megalopolis, dessen großartige Ueberreste sich unweit des heutigen Dorfs Sinano finden, die Rede, und nach Anführung einer Stelle des eben genannten Schriftstellers (VIII, 32, 1), in welcher jenes Theater als das größte in Griechenland bezeichnet wird, wird behauptet, dieser Angabe widerspreche eine andere bey demselben Pausanias, indem es II, 27, 5 also heiße: *Ἐπιδαυρίοις δέ ἐστι θέατρον ἐν τῷ ἱερῷ, μάλιστα ἐμοὶ δοκεῖν θέας ἄξιον· τὰ μὲν γὰρ Ῥωμαίων πολὺ δή τι καὶ ὑπερῆρε τῶν πανταχοῦ τῷ κόσμῳ, μεγέθει δὲ Ἀρκάδων τὸ ἐν Μεγάλῃ πόλει·* (so weit Hr. Keil, wir setzen aber um des Zusammenhanges willen auch das unmittelbar Folgende her) *ἁρμονίας δὲ ἢ κάλλους εἵνεκα ἀρχιτέκτων ποῖος ἐς ἄμιλλαν Πολυκλείτῳ γένοιτ' ἂν ἀξιόχρεως; Πολύκλειτος γὰρ καὶ θέατρον τοῦτο καὶ οἴκημα τὸ περιφερὲς ὁ ποιήσας ἦν.* Daraus scheint hervorzugehen, daß Hr. Keil diese Worte so verstanden habe, als werde hier dem Theater der Epidaurier der Vorrang vor jenem in Bezug auf Größe eingeräumt. Allein gerade das Gegentheil. Die römischen Theater, will Pausanias sagen, übertrafen wohl die andern an Pracht, und das zu Megalopolis war vor allen durch seine Größe ausgezeichnet, aber an Ebenmaaß und Schönheit konnte sich keines mit dem epidaurischen messen, denn es war ja ein Werk des Polikleitos, dem Niemand, wo es auf jene zwey Punkte ankam, die Palme zu entreißen im Stande war. So viel zur Beseitigung eines Mißverstandes, der uns um so unbegreiflicher ist, als der Hr. Verf., wie man aus den häufigen Citaten schließen muß, den Pausanias fleißig gelesen hat.

Die zweyte Abtheilung nun oder das dritte und vierte Kapitel des Buches (S. 102 — 241) ist der Verbesserung oder Vertheidigung griechischer Eigennamen gewidmet. Hr. Keil beabsichtigt nämlich die Herausgabe eines umfassenden Werks über die Nomina propria der griechischen Sprache, und hat seine Befähigung dazu in einem 1840 veröffentlichten Specimen Onomatologi gr., das mit Beyfall aufgenommen ward, beurkundet. Da ihm aber seine Stellung in Schulpforte zu wenig Muße gewährt, als daß an baldige Vollendung eines Werkes zu denken wäre, das unendliche Vorarbeit erfordert, so will er vor der Hand mit seinen Mittheilungen fortfahren, um einestheils zu zeigen, daß er sein Unternehmen nicht aufgegeben, und anderntheils, um die Meynungen und Ansichten Anderer zu vernehmen. Er spricht nun im ersten Paragraphen des dritten Kapitels, um, wie er sagt, mit einem nomen fausti ominis den Anfang zu machen, von dem angeblich auf einer Vase vorkommenden Namen *Θεόξοτος*, statt dessen schon Welcker *Θεόδοτος* vermuthet hatte. So gebräuchlich aber auch dieser letztere Name war, so hält es doch der Verf. und, wie uns dünkt, mit Recht, nicht leicht für möglich, daß man Δ für Ξ angesehen habe, und will lieber *Θεόξοτος* nach jonischer Mundart lesen, verhehlt sich aber hiebey die Schwierigkeit nicht, zu erklären, wie statt ΣΔ jener streitige Buchstabe gelesen werden konnte. Eben so ändert er in einer Inschrift bey Böckh *Θεοξοτίδου*

in Θεοςδοτίδου. Im Wesentlichen ist diese Aenderung richtig, aber gewiß stand ursprünglich an der einen wie an der andern Stelle das mit Ϫ oder Ξ leicht zu verwechselnde Ϫ oder Ζ d. i. ΣΔ, was durch die Varianten θεοζοτίδου und θεοζοτίδης bey Plato (Apolog. Socr. p. 35 s. fin. Stephan.) und bey Demosthenes (Rede gegen Midias p. 533 Reisk.), welche man nicht für bloße Versehen der Abschreiber halten darf, und durch die Analogie von Ἀθήναζε und dergleichen seine Bestätigung erhält.

Daß auf älteren Inschriften Ε auch für Η vorkommt, hat manchmal irre geführt, indem die Kopirenden Namen mit η schrieben, wo ε hätte gelesen werden sollen. Irrthümer dieser Art hat der Verf. an der sichern Hand der Analogie und Namenvergleichung mehrere aufgedeckt und in § 2. dargelegt. Wie sich Ἀρέσαιχμος an Ἀρεσίας, Ἀρέσιππος, Ἀρέσανδρος anschließt, so findet auch Ἀκεσίας seine Gewähr in Ἀκέσανδρος, Ἀκεσίλαος, Ἀκεσᾶς und ähnlichen. Auf gleiche Weise wird Τελένικος trotz der nicht geringen Anzahl von Namen, die mit Τηλε beginnen, hauptsächlich durch Vergleichung mit Νικοτέλης gesichert, und dem Τελέδημος oder Τελέδαμος steht die Verwandtschaft mit Δημοτέλης oder Δαμοτέλης schützend zur Seite.

Recht anschaulich stellt sich uns an den mit dem Stamm von σώζω beginnenden Eigennamen, von denen im Folgenden gehandelt und § 5. eine lange Reihe aufgezählt wird, der Reichthum und die Mannigfaltigkeit griechischer Wortbildungen dar. Hiebey muß aber, wie überhaupt auf dem ganzen Felde der griechischen Sprachforschung, sehr vor einer Klippe gewarnt werden, die von der Kritik noch lange nicht genug beachtet ist und auch von Herrn Keil, obwohl sie seinen Augen nicht verborgen blieb, nicht glücklich vermieden worden ist; wir meynen die in Folge der schon sehr früh erscheinenden Abweichungen von der ursprünglichen Aussprache und der dadurch herbeygeführten Schwierigkeit der Schreibung in alle Monumente eingedrungene Anorthographie. Der sogenannte Jotacismus ist die erste Quelle der zahllosen Textverderbnisse und ihm hat man zum großen Theil den Variantenwust zu verdanken, der noch immer wie ein heiliger Schatz von Edition zu Edition überliefert wird. Man erwägt nicht oder nicht genug, daß keines unserer Manuscripte über die Periode hinauf reicht, in welcher die Veränderungen in der Aussprache eintraten, daß also überall erst die Vermittelung eines anders redenden Geschlechts dazwischen getreten ist, die um so nachtheiliger einwirken mußte, je seltener die Verfertiger von Abschriften auf einer höhern Stufe der Bildung standen als jene von einem guten Theile der Inschriften, die auch von dieser Seite betrachtet höchst interessante Actenstücke sind und auf die Frage über die Kulturverbreitung bey den Alten ein unerwartetes Licht werfen.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

(Fortsetzung.)

Angel. Pezzana, Storia della città di Parma. T. 1. 2. Parma 1842.

Emile Vincens, Histoire de la république de Gênes. Vol. 1 — 3. Paris 1842.

Ant. Ranieri, Della storia d'Italia dal quinto al nono secolo. Brusselle 1841.

Ch. Nodier, Nouvelle bibliothèque bleue ou légendes populaires de la France. Paris 1842.

Chret. de Poly, Essai politique sur les causes de perturbation et de crises en France etc. Vol. 1. 2. Paris 1840.

L. Mery et M. Guindon, Histoire du corps et du conseil de la municipalité de Marseille depuis le 10 siècle jusqu'à nos jours. Paris 1842.

A. D. de la Fontenelle de Vaudoré, Histoire des rois et des ducs d'Aquitaine et des comtes de Poitou. Vol. I. Paris 1842.

André Imberdis, Histoire des guerres religieuses en Auvergne pendant les 16. et 17. siècles. Vol. II. 1. 2. Moulins 1840.

Fr. Martinez de la Rosa, Espiritu del siglo. Vol. 1 — 3. Madr. 1835.

Hipp. Carnot, Mémoires de B. Barère. T. 1. 2. Paris 1842.

Wilh. Zimmermann, Der deutsche Kaisersaal. Stuttgart 1842.

Dr. Karl Hagen, Zur politischen Geschichte Teutschlands. Stuttgart 1842.

Monumenta Germaniae historica ed. G. H. Pertz. Scriptorum T. IV. Hannoverae 1841. f.

Lübeckische Chronik. Lübeck 1842.

Herzog Carl und die Revolution in Braunschweig. Ein Beitrag zur Geschichte des Jahres 1830. Jena 1843.

W. Binder, Alemannische Volkssagen, Geschichten und Mährchen. Th. 1. Stuttgart 1842.

Dr. Traug. Märcker, Diplomatisch-kritische Beyträge zur Geschichte und dem Staatsrechte von Sachsen. Bd. 1. Markgrafthum Meissen. Ein histor. publicistischer Beitrag zur sächsischen Territorialgeschichte. Mit einem Urkundenbuch. Leipzig 1842.

J. H. Hennes, Geschichte der Grafen von Nassau. Th. 1 bis zum Jahre 1255. Köln. 1842.

Universallexikon von Württemberg, Hechingen und Sigmaringen. Bearbeitet von C. Th. Griesinger. Lief. 1 — 8. Stuttgart 1842.

J. K. Wächter, Statistik der im Königreiche Hannover vorhandenen heidnischen Denkmäler. Hannover 1841.

Das Kieler Stadtbuch von den Jahren 1264 — 1289. Aus der Handschrift herausgegeben von Dr. J. Fr. Lucht. Kiel 1842. 4.

Dr. C. H. L. Hoffmann, Die Domanialverwaltung des Württemberg. Staates. Tübingen 1842.

H. G. Beck, Chronik der Stadt Schweinfurt. Bd. 1. 2. Schweinfurt 1841.

J. C. von Koch-Sternfeld, Der Lampotinger Heimath und Weltleben und ihre Vermächtnisse. München 1842.

M. Gandershofer, Die Verdienste der Benediktiner von Metten um die Pflege der Wissenschaften und Künste. Landshut 1841.

L. Bechstein, der Sagenschatz des Frankenlandes. Th. 1. Würzburg 1842.

Ludwig, König von Bayern, Walhalla's Genossen. München 1842.

Gottlieb von Ankershofen, Handbuch der Geschichte des Herzogthums Kärnten bis zur Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern. Hft. 1. Geschichte Kärntens vor der Römerherrschaft. Klagenfurt 1842.

Alex. Pusztay, Die Ungarn in ihrem Staats- und Nationalwesen von 889 bis 1842. Bd. 1. Leipzig 1842.

E. H. Nieberding, Geschichte des ehemaligen Niederstifts Münster. Bd. I. Heft 1. 2. Bremen 1840.

H. Bever, Geschichte der Burg Stolzenfels. Mit Urkunden und Wappen. Coblenz 1842.

Märkische Forschungen. Herausgegeben von dem Vereine für Geschichte der Mark Brandenburg. Bd. 1. Berlin 1841.

E. Fidicin, Historisch-diplomatische Beyträge zur Geschichte der Stadt Berlin. Th. 1 — 5. Berlin 1842.

R. Fr. Eylert, Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. Th. 1. Magdeburg 1842.

K. Rosenkranz, Königsberger Skizzen. Abth. 1. 2. Danzig 1842.

Chronicon seu annales Wigandi Marburgensis equitis et fratris ordinis teutonici. Primum ediderunt J. Voigt et Ed. C. Raczynski. Posnaniae 1842. 4.

G. de Valayre, Légendes et chroniques Suisses. Paris 1842.

M. Briavoinne, De l'industrie en Belgique. T. 1. 2. Bruxelles 1839.

J. P. van de Spiegel, Resumé des negociations qui accompagnèrent la revolution des Pays-Bas Autrichiens avec les pièces justificatives. Amst. 1841.

B. de Reiffenberg, Correspondance de Marguerite d'Autriche duchesse de Parme avec Philippe II. Bruxelles 1842.

Documents statistiques sur le royaume Belgique. Publication 5. 6. Bruxelles 1841. 4.

Barchou de Penhoën, Histoire de la conquête et de la fondation de l'empire anglais dans l'Inde. Vol. 1 — 6. Paris 1841.

Cavendish, Debates of the house of Commons during the thirteenth parliament of Great Britain, which met in May 1768 and was dissolved in June 1774. Vol. 1. 5. London 1842.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Juny.

Nro. 127. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

ΥΜΝΟΣ ΕΙΣ ΙΣΙΝ. Hymnus in Isim. Ab Ludovico Rossio repertum primum distinxit emendavit annotavit Hermannus Sauppius. Turici prostat in libraria Meyeri et Zelleri. MDCCCXLII.

Die uralte Poesie, in einfachfeyerlichen Liedern die Wohlthaten der Götter zu preisen oder ihren Zorn zu besänftigen, welche mit Recht über das homerische Zeitalter hinaus *) unter die ersten allgemeineren Regungen des geordneten Gesanges gesetzt wird — der Hymnus — fand, wie fast alle Dichtungsarten, in späterer Zeit eine kunstmäßige Nachahmung. Dieß war besonders seit der zweyten Hälfte des vierten Jahrhunderts in dem buntgemischten und vielfach bewegten Aegypten Mode geworden, **) wo gegen Ende des fünften Jahrhunderts Nonnus als Begründer einer neuen epischen Schule und kunstgerechter Meister angesehen wird. Neben ihm erscheinen noch Kyrus aus Panopolis, Christodorus aus Koptus, Koluthus aus Lykopolis, Tryphiodorus u. a. In diese Jahrhunderte gehört nun auch der obige Hymnus auf Isis. Im July 1841 fand ihn auf Andros Hr. L. Roß und gab ihn im zweyten Hefte seiner „Inscriptionum Graecarum ineditarum," das im vorigen Jahre erschien, heraus. Dazu bemerkt er folgendes: Hymnum in Isidem reperi inter rudera antiquae urbis, ad casam *Ἰαννάκη Λουκρέζη*. Tabula est oblonga, albi marmoris, quatuor columnis inscripta; sed titulum pessime habitum adeo festinanter transscribere coactus fui, ut difficiliora attingere non possem. Exscripsi igitur tantum Col. I. et IV.; verum si cui otium contingat, tabulamque commode ad lucem obvertat, crediderim etiam Col. II. partem superiorem et per totam fere Col. III. dimidiam versuum partem, qua Col. IV. attingunt, legi et transscribi posse. Quo magis a praepropero explicandi conatu in praesenti abstineo; neque tamen apographum quamvis mutilum iis, qui linigerae deae religiones scrutantur, diutius invidendum esse duxi.

Was Hr. Roß nicht gewagt hatte, versuchte Hr. H. Sauppe und, wie es uns scheint, nicht ohne Glück und mit gewohntem Scharfsinn, wenn gleich unter solchen Umständen das Resultat immer Stückwerk bleiben muß; jedenfalls ist es sehr wünschenswerth, daß auch noch der übrige Theil des Hymnus, so weit es möglich ist, von einem sorgfältigen Reisenden copirt und veröffentlicht wird, nicht sowohl wegen des sprachlichen Interesses, als weil wir dadurch über den Isiscultus und dessen Einfluß auf die griechische und römische Götterverehrung klarere Aussicht gewinnen könnten.

In der dem Hymnus vorausgeschickten Vorrede handelt Hr. S. zuerst von dem Fundort und dem

*) Vergl. Homer. Il. I. 172. ñ.

οἱ δὲ πανημέριοι μολπῇ θεὸν ἱλάσκοντο,
καλὸν ἀείδοντες παιήονα κοῦροι Ἀχαιῶν
μέλποντες Ἑκάεργον· ὁ δὲ φρένα τέρπετ' ἀκούων.

**) Vergl. die in den Literaturgeschichten citirte Stelle des Eunap. v. Proaer. p. 92. τὸ δὲ θεῖον ἐπὶ τοιαύτῃ μὲν σφέδρα μαίνονται σὺν

Zusammenhang, in welchem dieser mit der ägyptischen Göttin stand; nach einer Inschrift bey Böckh 2348; dann überhaupt von den Orten, wo diese Gottheit außer ihrem Stammland Eingang gefunden und wann. Hierauf spricht der Herausgeber über das Alter des Steines und kommt nach den äußeren Merkmalen, der Form der Buchstaben, der Orthographie, der Schreibart zu dem Schluß: der Dichter des Hymnus habe nicht vor Nonnus gelebt. Ueber den Inhalt des Gesanges vergleicht Hr. S. eine Stelle bey Diodor. Sicul. 1, 27, die allerdings sehr passend ist. Aehnliches und in mancher Beziehung Ergänzendes liefert Herr Theodor Bergk, dessen Abhandlung über diesen Hymnus uns eben zugekommen ist; vrgl. Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft. Herausgegeben von Dr. Th. Bergk und Dr. J. Cäsar, Professoren zu Marburg, Erster Jahrgang 1843. erstes Heft. Daß beyde Gelehrte in vielem harmoniren, in manchem aus einander gehen, ist nicht zu verwundern; *) auch wollen wir hierorts keineswegs den Schiedsrichter oder Untersucher spielen, sondern halten es für hinreichend und zweckdienlich, die Gedanken des Dichters und den Inhalt des Gesanges, so weit er nach den wahrscheinlichen Ergänzungen vorliegt, in einen gedrängten Umriß zu fassen. Am Anfang der ersten Columne ruft der Dichter „die in Linnen gekleidete Königin Aegyptens“ an, welcher Bubastus und Memphis mit reichen Saaten gehorchen, wo ihr ein heiliges Gesetz der Könige eine Stele errichtet hat, zu verkünden den Völkern ihre Alleingewalt. Dann spricht Isis selbst von ihrer Macht und ihrer allseitigen göttlichen Wirksamkeit. „Ich, Isis auf goldenem Thron, herrsche, soweit Helios die Erde beleuchtet; des Hermes dunkle Zeichen enthülle ich, das heilige geheime Wort und, was alles das Volk weiß, bringe ich aus tiefer Brust zur Erkenntniß. Ich, des Kronos Tochter, des Osiris Gattin und Schwester (Plut. de Is. et Osir. c. 3 und c. 12.), mit üppigen Locken umwallt, bin die Gesetzgeberin der Sterblichen, ich walte in des Meeres Tiefen und durch den gestirnten Himmel. Ich, die vielrathende Isis habe den Planeten ihren Weg bestimmt und den Lenker der feurigen Rosse in den Kreislauf geführt, auf daß sich Tag und Nacht scheide, ich half den Menschen zuerst über die Meere setzen (diese Stelle ergänzt die Bemerkungen J. Grimms in seiner Mythologie S. 158), ich beschütze das Recht, ich führte zuerst dem Manne ein Weib zu und brachte ans Licht das neugeborne Kind; noch als Säugling erfülle ich den Sinn mit erfreulichen Gaben, zur Ehre der Aeltern, wilder Leidenschaft aber drohe ich bis zum Grausen und den Ungethüm des Hades; ich schenkte den Menschen das Getreide und entwöhnte sie der thierischen Lebensweise der Bären und Wölfe (Diodor. Sicul. 1, 14). —

Vierte Columne. Der Anfang ist lückenhaft und ungewiß. Von der vierten Zeile an spricht die Göttin also: Was mein weiser Sinn beschlossen, führe ich hinaus; alles beugt sich vor meiner erhabenen Macht und scheut meine Würde. Günstig wird Amphitrite und den Schiffen fahrbar, wenn ich mildlächelnd und mit sanftgeröthteten Wangen ausbreite die blauarmige Tethys — das bläuliche Meer. Der Herausgeber verweist auf Hom. Iliad. XVI. 34. In unendlichen Tiefen wandle ich auf unbetretenem Pfad, wenn mich das Herz treibt, und rings brüllt mit schwarzem Brausen das Meer in tiefen Schluchten aus dem Abgrund. Zuerst lenkte ich mit geschwollenen Segeln ein Schiff, reitend über die Meerfluth, und auf gezähmter See tanzte mit flüchtigem Kiel den Reigen Doris; die Herzen aber erfüllte mit Staunen die ungekannte Weise des Ruderns. Ich, Isis, warf den gräulichen Krieg in Fesseln und schmückte mit Reichthum und Gesetz das Reich. Ich hob die versenkten Inseln ans Licht aus dem tiefen Schlamm, Berge und Ackerland, und Weide an spitzige Felsen ausbreitend, geeignet für Rinder und Schafe.

*) Herr Bergk glaubt den Dichter eher als einen Vorläufer der eben genannten Dichterepoche nehmen zu müssen, indem ihm eine solche Schilderung der Verehrung der ägyptischen Göttin nicht nur unwahr, sondern nach Erhebung der christlichen Religion zur Staatsreligion sogar unmöglich scheint. Allein war es wohl möglich mit dem Schließen der heidnischen Tempel auch zugleich aller heidnischen Dichtung und zumal der Kunstpoesie den Weg zu sperren?

Das Ende dieser Columne, in welchem von dem Schutze die Rede ist, welche Isis den Schiffern im Sturme gewährt, ist nicht nur mangelhaft, sondern zuletzt ganz unleserlich, wie Hr. Roß bezeugt: sequuntur octo versus literis corrosis et quae legi nequeant. Schließlich erwähnen wir noch, daß auch Hr. Welcker einen Versuch zur Restitution dieses Hymnus gemacht hat, im Rheinischen Museum für Philologie. Neue Folge. 2. Jahrg. 3tes Heft S. 326 — 334.

G. Thomas.

Analecta epigraphica et onomatologica etc.

(Schluß.)

Es hat nicht an Stimmen gefehlt, welche auf diese Verwirrung gelegentlich aufmerksam machten. Unter andern hat schon vor mehr als 150 Jahren einer der scharfsinnigsten Kritiker, die es je gegeben, an einer auch dem Verf. bekannten Stelle folgende Bemerkung niedergeschrieben: Notum est jam a multis saeculis morem invaluisse apud Graecos, ut eodem sono efferantur αι et ε, οι et υ. Tam captiosa pronuntiatio mendis infinitis libros opplevit. In codicibus manuscriptis promiscuus fere est vocalium harum usus. Hoc diligenter animadverso deploratissimos locos emendabit nullo negotio, qui ingenium et judicium in numerato habuerit. Vergleiche Bentlei opusc. p. 515 edit. Lips. Aber wenn auch die Wahrheit von Einzelnen nicht verkannt und an der und jener Stelle geltend gemacht wurde, zu einer allgemeinen durchgreifenden Anwendung dieser Entdeckung ist es bis jetzt nicht gekommen, die Consequenzen sind noch keineswegs gezogen, die sich daraus ziehen lassen, und die, wenn wir nicht sehr irren, manche gangbare Regel der Grammatik erschüttern werden. Gar Manches, worin man eine verschiedene Form, eine Ausnahme erblickt, was man auf Rechnung der Dialekte setzt, hat seinen Grund einzig und allein in der durch die gleich machende Aussprache bedingten schwankenden Schreibart, und was man auch von dem Ansehen der Handschriften halten mag, in diesem Stücke darf selbst die beste nicht entscheiden. Vieles freylich, und das ist das Trostlose bey diesen Studien, wird unter solchen Umstanden nimmermehr zur sichern Entscheidung gebracht werden, denn auch die Inschriften, auf die man sich am meisten verlassen zu können glaubt, sind keine feste Stütze. Es ließen sich sehr viele Beyspiele aus dem vorliegenden Buche aufzählen, allein wir enthalten uns geflissentlich des Breiteren und erwahnen nur Einiges von dem, was obige Bemerkungen veranlaßt hat. Hr. Keil hat sehr Recht, wenn er S. 131 den auf einer Inschrift von Thera vorkommenden Namen Σωείς, d. i. Σωίς, unverändert lassen will und ihn mit Ἀθηναείς, Ἀρτεμείς, Μητρείς und ähnlichen, wo ει fehlerhaft statt ι steht, vergleicht, wobey er noch auf Σωσειάναξ, was auf einer Inschrift aus dem Zeitalter der Ptolemäer gelesen wird, hätte zurückweisen können (siehe S. 126); aber warum fehlt ihm der Muth, das in der Note daselbst angeführte ΑΘΗΝΑΗΣ für eben auch nichts anderes zu erklären als für jenes Ἀθηναις, wie es Böckh ganz richtig nahm? Wir sehen hier den Fehler auf einer Inschrift, den wir aus Handschriften unzähligemal aufgezeichnet finden. Dasselbe wird der Fall seyn mit dem S. 173 erwahnten Μόλπης bey Photios, was wir so lange vermuthen dürfen, als uns nicht diese Form durch einen andern Casus beglaubigt wird. So verhehlen wir auch nicht, daß uns die Spartanerin Σωκλήδεια (S. 123) mitten unter Σωκλείδης und Σωκλίδας sehr verdachtig scheint, wenn nicht etwa, was uns unbekannt ist, das Alter der Inschrift sie unantastbar macht. Auch Πολυοῦχος (S. 160) ist mehr als zweifelhaft, wenn man die vielen mit πόλις oder ἄστυ und ἔχω zusammengesetzten Nomina in Betrachtung zieht, und wohl identisch mit dem Beynamen der Athene, wogegen in Τηλικράτης (S. 110) und Μίρων (S. 162) die Schreibart mit υ die richtige zu seyn scheint. Ein ähnlicher Schreibfehler wie Ἄλοιπος für Ἄλυπος, den Osann ganz richtig bemerkte (S. 162), ist anzuerkennen in der Inschrift Ῥόδη Ἀφοίβου (S. 164), wo nicht mit Böckh Ἀφόβου geandert werden darf, sondern Ἀφήβου zu lesen ist, wie wir glauben, wenn wir gleich nicht

im Stande sind, Ἄφηβος als Eigenname nachzuweisen. Vielleicht thut dieß ein Anderer. Ganz derselben Klasse gehört der S. 75 besprochene Name Ἀρκοίας an, dessen wahre Form keine andere ist als Ἀρκίας und sich zu Ἀρκέας eben so verhält, wie Ἀρχίας und Ἀρχέας, Χαβρίας und Χαβρέας, Λυσίας und Λυσέας und die vielen andern, welche in der Note 2 zu S. 71 angeführt werden, sich zu einander verhalten, und was das von Hrn. Keil verglichene Wort Χαροιάδης betrifft, so hat Jacobitz trotz der 3 Handschriften, in denen es so erscheint, mit vollem Recht Χαριάδης in den Text des Lucian (Todtengespr. VI. p. 198) aufgenommen, wie auch bey Thucydides III, 86 zu schreiben. Großer Vorsicht bedarf es ferner bey den Vokalen ο und ω, und uns scheint deßhalb z. B. die anomale Form Θεοδώτας (S. 106) keineswegs so sicher, als Hr. Keil meynt, wenn sie gleich auf einer Inschrift vorkommt. Wir erinnern ihn nur an seine eigenen Worte S. 122 Note 4: Vix sanum est Corp. Inscr. n. 1195. 1. Ἀλεξίος ΛΥΟΝΟΣ Λύονος. Nam Λύωνος debebat esse aut Λύοντος. Nec indubius genitivus Μνήσονος apud Isaeum de Apollodori hered. 6., quem Bekker. Schoemann. Bait. et Sauppius ex codicibus restituerunt. Aldina habet Μνήσωνος. Er erkennt hier die Leichtigkeit der Verwechslung beyder Vokale an und thut nur darin Unrecht, daß er nicht mit Entschiedenheit gegen das Fehlerhafte auftritt. Da wir einmal durch diese Note auf Eigennamen, die von Participien herkommen, geführt worden sind, so wollen wir dieser Klasse ein Nomen zuweisen, das man nicht als hieher gehörig erkannt hat, so wenig sich auch daran zweifeln läßt. Auf einer Inschrift (siehe S. 101 N. 1) liest man Οἰνόφιλον Φιλίσωνος. Wem nun Namen wie das obige Μνήσων, Τελέσων (S. 111), Σώσων (S. 127), Κινέσων (wohl mit η zu schreiben, S. 109) gegenwärtig sind, der wird nicht lange zu überlegen haben, was er dort vor sich habe. Oder ist es etwas anderes als das Wort Φιλήσων? Für kühn möchte es aber gehalten werden, wenn wir statt des räthselhaften Θούδιππος oder Θεόδιππος (S. 107 Note 1) Φείδιππος vorschlagen, weßhalb wir diese Vermuthung nicht ohne Schüchternheit aussprechen. Was endlich den S. 127 Note 2 angeführten Namen Σῶσπις, den sich Hr. Keil nicht zu erklären weiß, anbelangt, so glauben wir in ihm das lateinische sospes erblicken zu dürfen, und dieses scheint uns um so wahrscheinlicher, da der römische Vorname Lucius daneben gefunden wird.

In den folgenden Paragraphen dieses Kapitels begiebt sich der Hr. Verf. abermals auf das sehr unsichere Feld der Ergänzungen. Wir haben keine Lust, ihm dahin zu folgen, halten es aber für unsere Pflicht anzuerkennen, daß gelegentlich sehr brauchbare Bemerkungen gemacht werden und hier, wie überall, ein gründliches Studium der Inschriften zu Tage liegt. Besonders dankenswerth sind auch hier wieder die Zusammenstellungen des Gleichartigen, die für die Kritik treffliche Anhaltspunkte gewähren, wie § 10 die große Zahl der auf αγορας endigenden und der von Ἥρα, ἥρως und μήν abgeleiteten Namen. Von Wichtigkeit ist endlich das letzte Kapitel, welches Eigennamen aus verschiedenen Schriftstellern, als Plutarch, Pausanias, Diogenes Laert., vorzüglich aber Namen von Künstlern aus Plinius vorführt und manche Verbesserungen enthält, die alle Berücksichtigung von Seite derer verdienen, welche sich mit der Kritik des Textes jener Autoren befassen. Man kann von dem Verfasser nicht anders scheiden, als mit Achtung vor seiner Gelehrsamkeit und mit Dank für die Belehrung, die man aus seinem Buche schöpft, und man hat allen Grund, sich im Voraus auf das versprochene Werk zu freuen, dem gewiß allgemeiner Beyfall um so weniger entgehen wird, je mehr es sich in der Form von dem vorliegenden unterscheiden wird.

Gottfried Herold.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Juny.

Nro. 128. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Relation d'un voyage dans l'Yémen, entrepris en 1837 pour le Muséum d'histoire naturelle de Paris, par Paul Emile Botta. Paris 1841. 148 S. 8.

Botta, der schon früher im Auftrage des pariser Museums der Naturgeschichte eine Reise nach Nordamerika unternommen hatte, um daselbst Naturalien zu sammeln, wurde im Jahre 1836 von dem nämlichen Institute in gleicher Absicht nach Arabien gesendet. Günstige Umstände gestatteten es ihm, in Yemen mehrere interessante Punkte zu besuchen, die keinem Europäer vor ihm zugänglich gewesen waren. An Material zur Publikation einer dickleibigen Reisebeschreibung, die nach jetzt beliebter französischer Weise durch Beyfügung eines Atlasses mit einer Menge Vues pittoresques, und mit manirirten Darstellungen der costumes und coutumes, auf einen erklecklichen Preis gekommen wäre, hieran würde es dem Reisenden so wenig als andern seiner Landsleute gefehlt haben. Sey es, daß ihm die Begünstigung nicht zu Theil wurde, seine Reise auf Kosten der Regierung in pompöser Weise heraus zu geben, oder daß eigene Bescheidenheit, die auf eine erfreuliche Weise in diesem Berichte uns allenthalben entgegen tritt, ihn von aller Ostentation abhielt; das Publikum wird ihm Dank wissen, daß er von seiner Reise demselben nicht mehr wissen läßt, als was ihm als ein neuer Beytrag zur Kenntniß Arabiens erscheint. Alles was bereits von Niebuhr, dessen Genauigkeit er rühmlichst anerkennt, über Yemen gesagt worden ist, wird von ihm nicht weiter zur Sprache gebracht.

Ohne uns weiter in Kenntniß zu setzen, auf welchem Wege er von Paris ans rothe Meer gekommen ist, beginnt Botta seinen Bericht mit der Abreise von Djidda nach Hodeida, wo er im September 1836 anlangte. Hier erwartete er die Rückkehr des Ibrahim Pascha, um von ihm Empfehlungsschreiben nach Yemen zu erlangen. Zur selbigen Zeit hatten die Egypter noch keine Fortschritte im Innern des Landes gemacht und ihre Herrschaft war auf die Küstenstädte beschrankt; aber indem sie den Geist der Zwietracht, der die Araber charakterisirt, geschickt zu benützen verstanden, trafen sie bereits Vorkehrungen sich des Gebirges zu bemächtigen.

Der junge Iman von Yemen, der damals zu Sana regierte, hatte sich durch die Schwäche seines Regimentes und seine persönlichen Laster verhaßt gemacht. Bereits hatte einer seiner Oheime, der sich in Taas festsetzte, den Titel Iman angenommen und sammelte Truppen zur Entthronung seines Neffen. Andere mächtige Häuptlinge hatten sich gleichfalls unabhängig gemacht, unter denen einer der bedeutendsten, der Scheik Hassan, den Theil des Gebirges, den man Dzab-el-Asfal nennt, sich zugeeignet hatte. Mit diesem Häuptling stand Ibrahim Pascha in Verbindung und durch den letzteren erhielt Botta eine Empfehlung an den Scheik, der damals zu Hais residirte.

Sogleich nach seiner Ankunft in Hais führte man den Reisenden in ein Haus, welches der Scheik Hassan für ihn hatte in Bereitschaft setzen lassen. Hier kaum angelangt, kam der Haushofmeister des Scheiks, um in dessen Namen den Gast zu becom-

plimentiren und ihm zu eröffnen, daß Alles, was er nöthig hätte, ihm umsonst geliefert werden würde. Als erster Beweis der Gastfreundschaft wurden mehrere Hämmel, Mehl, Butter, Kaffe, Wachskerzen und Anderes herbeygebracht, und der Reisende hörte in der Stadt einen Befehl publiciren, daß Niemand unter keinerley Vorwande von ihm etwas annehmen dürfe, indem der Scheik Alles bezahle, was der Fremde bey ihnen nehmen oder an Dienstleistungen ihnen zumuthen würde. Diese Freygebigkeit, in Bezug auf den Fremden, ist bey den Arabern nicht ein besonderer Zug im Charakter eines Individuums, sondern wird als ein Vorrecht der Souverainetät betrachtet, so daß z. B. der berühmte Chef der Wechabiten, Saud, auf dem Punkte stand seinen ältesten Sohn zu enterben, weil dieser, seiner Befugniß zuwider, Fremden ein Mahl vorgesetzt hatte. Indem demnach der Scheik Hassan dem französischen Reisenden mit solcher Hospitalität entgegen kam, folgte er nur einem bestehenden Brauche und gab sich durch Aneignung der Prärogative der souverainen Gewalt als ein unabhängiger Fürst zu erkennen.

Botta fand bey dem Scheik eine sehr freundliche Aufnahme und die größte Bereitwilligkeit ihm auf seinen Excursionen allen Beystand zu leisten. Mit besonderem Danke hatte er es anzuerkennen, daß ihm an dem Hadschi Ezze ein gut unterrichteter und sehr gefälliger Begleiter beygegeben wurde. Die erste Excursion, welche Botta auszuführen beabsichtigte, war die Ersteigung des Djebel-Ras, eines hohen Berges im N. O. von Hais. In einem kleinen Dorfe, das ungefähr in der Mitte der Höhe des Gebirges liegen mochte, fand er mit seiner Begleitung eine sehr bereitwillige gastliche Aufnahme. Während mit den höher wohnenden Bergstämmen um die Erlaubniß freyen Eintrittes in ihr Gebiet verhandelt wurde, streifte Botta in der Gegend umher, um Pflanzen und Insekten zu sammeln. Hier fand er zum erstenmale das Nerium obesum, eine seltsame Pflanze, deren weicher und milchiger Stengel mit weißer Rinde einen enormen unregelmäßigen und narbigen Kegel bildet, der an seinem Ende einige wenige Blätter und Bouquete schöner rother Blüthen trägt. Hier war es auch, wo er den ersten Trupp Affen fand, den Perücken-Pavian (Cynocephalus Hamadryas), die einzige Art, welche Arabien bewohnt und zwar nur den südlichen Theil von den Bergen bey Mekka an bis nach Yemen. Die Unterhandlungen mit den Gebirgsbewohnern hatten aber keinen glücklichen Erfolg, sie verweigerten hartnäckig dem Reisenden den Zutritt, so daß dieser auf halbem Wege wieder umwenden mußte.

Besser ergieng es ihm in seinen folgenden Excursionen, indem er diese im Gefolge des Scheiks machte. Dieser begab sich nämlich in sein hoch liegendes und festes Bergschloß Maammara, um in Unterhandlung mit dem Iman von Taas zu treten. Botta hatte dadurch erwünschte Gelegenheit die Naturerzeugnisse des Gebirges von Yemen kennen zu lernen. Die Gegend um Cahim gewährte ihm eine besonders reiche Ausbeute für sein Herbarium, nicht so in Bezug auf Zoologie. Trotz des Ueberflußes an Vegetation war dieser Ort, wie die andern Partien des Gebirges, an Vögeln und Insekten auffallend arm. Das einzige Säugthier, was er daselbst zu sehen bekam, war ein Panther, der am hellen Tage durch das Dorf lief. Hyänen sind zahlreich, und es scheint noch ein anderes wildes Thier daselbst zu geben, das die Einwohner Tahesch nennen, und von ihm eine sehr abentheuerliche Beschreibung entwerfen.

Botta wurde bald von dem Scheik eingeladen ihm nach Taas zu folgen, wo er, um ganz ungestört seinen Beschäftigungen nachgehen zu können, in einem kleinen Dorfe Djennat auf dem Berge Saber einquartirt wurde. Taas selbst, eine ehemals blühende Stadt, war nunmehr durch die innerlichen Kriege und die Verheerungen einer zügellosen Soldateska, ganz verwüstet. Nur wenige Häuser hatten sich noch erhalten, die andern lagen in Trümmern. Zwey große Moscheen stunden ebenfalls noch; da aber für ihre Erhaltung nichts mehr gethan wurde, so war zu besorgen, daß sie dasselbe Schicksal wie mehrere Monumente erleiden würden, die von Niebuhr noch citirt, gegenwärtig nur Ruinenhaufen darstellten.

Das Merkwürdigste, was unser Reisender hier ausführte, war die Ersteigung des Berges Saber, wozu er hauptsächlich durch die Nachricht, daß auf

seinem Gipfel die Ruinen eines alten Schlosses lägen, bestimmt wurde. Da der argwöhnische Charakter der Einwohner und ihr Widerwillen Fremde bey sich zu sehen, diese Tour ziemlich gefährlich machte, so hatte ihm Scheik Hassan nicht nur einige Mann zur Begleitung mitgegeben, sondern auch die Gebirgs-Scheiks, mit denen er damals gerade im besten Vernehmen stand, von der Ankunft des Fremden in Kenntniß setzen lassen. Sein Wirth in Djennat und Hadschi Ezze schloßen sich dem Zuge an, zu dem sie sich am frühen Morgen anschickten.

Da der Weg für Lastthiere nicht praktikabel war, so ließ Botta nach Landesbrauch das nöthige Gepäcke durch Weiber tragen, die von Jugend an hieran gewöhnt beträchtliche Lasten auf dem Kopfe fortschaffen können. Man passirte im Aufsteigen mehrere von Gärten umgebene Dörfer, unter andern Rahba, das in einer Erweiterung der Schlucht, die man bisher verfolgte, liegt, und von Pflanzungen mit Kaffe- und Fruchtbäumen, oder von Feldern mit Waizen, Mais und Dura umringt ist. Außer einigen tropischen Früchten, worunter ausgezeichnete Bananen und Annonas, findet man auf dem Berge Saber viele europäische Früchte, als z. B. sehr gute Trauben, Aprikosen, Pfirsiche, Aepfel und sehr schmackhafte Quitten.

Ueber Rahba, wo das Frühstück eingenommen wurde, trat man aus der Schlucht heraus und verfolgte den beschwerlichen Weg unmittelbar auf dem Gebirgsabhange. Nachmittags gelangte man an den Hauptort des Berges, Haguef genannt. Die Häuser sind ziemlich gut aus Stein gebaut und bestehen aus zwey Stockwerken, wovon das untere, als Stall oder Vorrathskammer benützt, immer sehr finster ist, so daß man durch Tappen die Stiege ausfindig machen muß, welche zur obern und allein bewohnten Abtheilung führt. Diese Construction scheint von den Gebirgsbewohnern gewählt zu seyn, um sich bey ihren häufigen Familienkriegen besser in ihrer Wohnung vor plötzlichen Ueberfällen schützen zu können.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

(Fortsetzung.)

Alex. Moreau de Jonnès, Statistique de la Grand-Bretagne et de l'Irlande. Vol. 1. 2. Paris 1838.

G. P. Blom, Das Königreich Norwegen. Statistisch beschrieben. Th. 1. 2. Leipzig 1843.

Eric. Jul. Bioerner, Prodromus tractatuum de geographia Scandinaviae veteri et historiis gothicis. Stockh. 1726. 4.

Olaus Verelius, Hervarar Saga. Upsalae 1672. fol.

Arv. Aug. Afzelius, Volkssagen und Volkslieder aus Schwedens älterer und neuerer Zeit. Th. 1 — 3. Leipzig 1842.

Fr. Schmidt, Schweden unter Karl XIV. Johann. Heidelberg 1842.

Aug. Th. Brömel, Die freye Verfassung Norwegens in ihrer geschichtlichen Entstehung und weiteren Entwickelung. Th. 1. Hamburg 1842.

Fr. Welp, Petersburger Skizzen. Th. 1 — 3. Leipzig 1842.

Otto von Wittenheim, Ueber Rußlands Wasserverbindungen. Zweyte Auflage. Mitau 1842.

Comte Vencesl. Jablonowski, La France et la Pologne, le Slavianisme et la dynastie polonaise. Paris 1843.

Abbé Pégues, Histoire et phenomènes du Volcan et des îles volcaniques de Santorin. Paris 1842.

Bernal Diaz del Castillo, Historia verdadera de la conquista de la nueva España. Madr. 1632. fol.

Coleccion de obras y documentos relativos a la historia antigua y moderna de las provincias del Rio de la Plata. Illustrados con notas por Pedro de Angelis. T. 1 — 6. Buenos Aires 1837. fol.

Don Juan Ignacio Molina, Compendio de la historia geographica natural y civil del reyno de Chile. 2 Voll. Madr. 1787. 4.

D. Antonio de Alcedo, Diccionario geografico-

histórico de las Indias occidentales ó America. T. 1 — 5. Madr. 1789.

Don Juan de Villagutierre Soto Major, Historia de la conquista de la provincia de el Itza reduccion de la de el La Candon y otras naciones de Indios barbaros. Madr. 1700. f.

José Manuel de Vadillo, Apuntes sobre los principales sucesos que han in fluido en el actual estado de la América del Sud. Cadiz 1836. 4.

Rodr. de Saa y Menezes, Rebelion de Ceylon, y los progressos de su conquista en el gobierno de Constantino de Saa. Lisboa 1681. 4.

J. Harlan, A memoir of India and Afghanistan. Philad. 1842.

Général Duvivier, Algérie. Paris 1842.

Hernan Cortes, Historia de Méjico, aumentada por D. Fr. Ant. Lorenzana. Neuva York 1828.

Général Bugeaud, L'Algérie. Des moyens de conserver et d'utiliser cette conquête. Paris 1842.

Gius. Cappelletti, L'Armenia. Tom. 1. Firenze 1841.

M. Poujoulat, Histoire de Jérusalem. Vol. 1. 2. Paris 1842.

N. Perrin, L'Afghanistan. Paris 1842.

Mart. Fernandez de Navarrete, Vida de Miguel de Cervantes Saavedra. Madr. 1819.

Galileo Galilei. I. Sein Leben und seine Werke von Libri. Aus dem Franz. von J. W. Carové. Siegen 1842.

J. Fr. Hautz, Jacobus Micyllus, Argentoratensis, philologus et poeta etc. Heidelb. 1842.

Le Baron Walckenaer, Mémoires touchant la vie et les écrits de Mar. de Rabutin-Chantal. Paris 1842.

Luig. Pungileoni, Memorie istoriche di Antonio Allegri detto il Correggio. Vol. 1 — 3. Parma 1817 — 21.

Dr. G. E. Guhrauer, Gottfried Wilhelm Frhr. von Leibnitz. Th. 1. 2. Breslau 1842.

K. Ennart, Tissot's Leben nach bisher ungedruckten Briefen. Stuttgart 1843.

M. Meurer, Luthers Leben aus den Quellen erzählt. Heft 1. 2. Dresden 1843.

G. Schlesier, Erinnerungen an Wilhelm von Humboldt. Th. I. 1. von 1767 — 1794. Stuttgart 1843.

Remb. Dodonatus Dodoens, Recherches historiques et critiques sur la vie et les ouvrages par van Meerbeck de Malines. Malines 1841.

Dr. G. H. F. Nesselmann, Versuch einer kritischen Geschichte der Algebra. Th. I. Berlin 1842.

J. Gotth. Schmidt, System elliptischer Bogen zur Erleichterung der Integralrechnung. Berlin 1842. 4.

Dr. L. J. Schleiermacher, Analytische Optik. Th. 1. Darmstadt 1842.

K. W. Knochenhauer, Die Statik der Gewölbe mit Rücksicht auf ihre Anwendung. Berlin 1842.

A. Pugin, Examples of Gothic architecture. Vol. 1 — 3. London 1840. 4.

Fr. W. Bessel, Astronomische Untersuchungen. Bd. 2. Königsberg 1841.

The Nautical Almanac and astronomical Ephemeris. For the year 1840 — 1844.

C. L. Edler von Littrow, Annalen der k. k. Sternwarte in Wien. Neue Folge Bd. 1. Wien 1841. 4.

M. Becquerel, Traité de physique considerée dans ses rapports avec la chimie et les sciences naturelles. Vol. I. avec Atlas in fol. Paris 1842.

J. F. L. Hausmann, Ueber das Gebirgssystem der Sierra Nevada und das Gebirge von Jaen im südlichen Spanien. Göttingen 1842. 4.

— —, Ueber die Bildung des Harzgebirges. Göttingen 1842. 4.

J. J. Hugi, Die Gletscher und Versuch, die Verbreitung der erratischen Blöcke in geologischen Verhältnissen zu begründen. Solothurn 1843.

H. Abich, Geologische Beobachtungen über die vulkanischen Erscheinungen und Bildungen in Unter- und Mittel-Italien. Bd. I. 1. Ueber die Natur und den Zusammenhang der vulkanischen Bildungen. Braunschweig 1841.

Dr. Th. L. W. Bischoff, Entwickelungsgeschichte des Kaninchen-Eyes. Gekrönte Preisschrift. Braunschweig 1842. 4.

C. G. Carus, Entwickelung der Form eines Angesichts auf einem cyclopischen Auge. Warschau 1841. 4.

A. Morren, Recherches sur la rubéfaction des eaux et leur oxygénation par les animalcules et les algues. Bruxelles 1841. 4.

— —, Expériences et observations sur la Gomme des Cycadées. Bruxelles 1840.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Juny.

Nro. 129. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Handbuch der Chemie von Leopold Gmelin, Dr. der Med. u. Philos., Großherzogl. Bad. Geh. Hofrath, ord. Professor der Medicin und Chemie an der Universität zu Heidelberg ꝛc. Erster Band. Vierte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Heidelberg Universitätsbuchhandlung von Karl Winter 1843, in gr. 8. 903 Seiten.

Die erste und zweyte Auflage des genannten Werkes erschienen in den Jahren 1817 und 1821, die erste in 3 kleinen und die zweyte in 2 starken Bänden. Die dritte bey Franz Varrentrapp in Frankfurt anno 1827 herausgekommene Auflage, wo auch die beyden ersteren erschienen waren, enthielt schon vier Bände, und nun ist so eben der erste Band, womit die vierte sehr umgearbeitete und vermehrte Auflage beginnt, bey Karl Winter in Heidelberg erschienen.

Die ersten drey Auflagen des Werkes führten den Titel: Handbuch der theoretischen Chemie. Da aber der Verf. für angemessen gehalten, die wichtigsten Punkte der analytischen, technischen und pharmaceutischen Chemie vollständiger, als in den früheren Auflagen, in den Bereich dieses Werkes zu ziehen, um ihm dadurch eine allgemeinere Brauchbarkeit zu ertheilen, so fand er sich durch diese Erweiterung veranlaßt, den Titel „Handbuch der theoretischen Chemie“ in den Titel „Handbuch der Chemie“ umzuändern.

Noch mehr als bey den früheren Auflagen hat der berühmte Verf. darnach gestrebt, alle Thatsachen, so weit sie des Vertrauens würdig erschienen, mit sorgfältiger Angabe der Beobachter und Quellen möglichst genau und vollständig, doch in gedrängter Kürze, in ein systematisches Ganzes zu verschmelzen, welches nicht nur zur gründlichen Erlernung unserer heutigen Chemie diene, sondern auch durch seinen Inhalt sowohl als durch das Verweisen auf die Original-Abhandlungen über einzelne Gegenstände, jede Anfrage genügend zu beantworten vermöge.

Der vorliegende erste Band enthält nur einen Theil der unorganischen Chemie, nämlich die unwägbaren Stoffe, als Licht, Wärme und elektrisches Fluidum, so wie die nicht metallischen Stoffe und ihre Verbindungen, als: Sauerstoff, Kohlenstoff, Boron, Phosphor, Schwefel, Selen, Jod, Brom, Chlor, Fluor und Stickstoff.

Wir machen nur eine vorläufige Anzeige von dem Erscheinen der vierten Auflage dieses wichtigen Werkes und behalten uns vor, auf diesen ersten Band, so wie auf die folgenden Bände zurückzukommen, sobald der ganze Theil der unorganischen Chemie vollendet seyn wird. So viel können wir aber jetzt schon andeuten, daß wir über die vom Verf. hinzugefügten Verbesserungen und Erläuterungen so überrascht wurden, daß wir alle Ursache haben, diese vierte Auflage als eine ungemein freudige Erscheinung zu begrüßen. Nicht allein die neuen Thatsachen, sondern auch die Literatur, sey es in den Original-Abhandlungen oder in den Uebersetzungen, sind auf das Genaueste und Gewissenhafteste nachgewiesen und wir können stolz darauf seyn, wir dürfen uns Glück wünschen, daß es der deut-

schen Gründlichkeit vorbehalten war, ein Werk zu liefern, welches in den angeführten Beziehungen seines Gleichen nicht hat.

Es ergiebt sich von selbst, daß ein Werk, welches ein so vortreffliches Bild der neuesten Thatsachen und eine so vollkommene Literatur darbietet, als ein unschätzbares Gut für Jeden, der sich mit Chemie wissenschaftlich oder technisch beschäftigt, zu betrachten ist. Dieses Werk wird gewiß (wir halten es für unsere Pflicht, aus vollster Ueberzeugung darauf aufmerksam zu machen) nicht nur dem Lernenden, sondern vorzüglich auch dem Lehrenden bey seinen Forschungen und literarischen Arbeiten höchst willkommen, ja unentbehrlich seyn.

A. V.

Relation d'un voyage dans l'Yémen, entrepris en 1837 pour le Muséum d'histoire naturelle de Paris etc.

(Schluß.)

Die Umgebungen von Haguef sind vortrefflich bebaut, die Terrassen sehr gut unterhalten und für ihre gehörige Bewässerung bestens gesorgt. Man cultivirt hier Weizen, Gerste, Mais, Fruchtbäume, hauptsächlich aber den Cat; dieser Baum (Celastrus edulis) ist das Hauptproduct des Berges und seine Zucht ist die Hauptbeschäftigung der Bewohner. Seine Zweige sind in Yemen der Gegenstand eines innern Handels, der weit wichtiger und gewinnbringender als der mit Kaffee ist. Man genießt von diesem Cat die Knospen und zartesten Blätter, welche eine aufregende, selbst etwas berauschende Eigenschaft besitzen, die Müdigkeit benehmen, den Schlaf verscheuchen und eine Stimmung hervorrufen, in der man liebt, den größten Theil der Nacht in einer ruhigen und angenehmen Conversation zu verbringen, daher man nirgends Menschen findet, die weniger schlafen als die Yemeniten, ohne daß ihre Gesundheit darunter leidet. Die stimulirenden Eigenschaften des Cat sind von einer Art, daß die mit pressanten Aufträgen ausgeschickten Eilboten oft mehrere Tage und Nächte in einem Zuge marschiren, ohne andere Nahrung zu sich zu nehmen als die Blätter dieses Baumes, von denen sie einen Büschel mit sich tragen, um ihn unterwegs zu verzehren. Vom Berge Saber bringt man alle Tage eine beträchtliche Menge dieses Cats herab, dessen am Orte selbst ziemlich großer Werth sich beträchtlich mit der Entfernung von demselben steigert. Sein Gebrauch, der allenthalben eine Nothwendigkeit geworden ist, ist ziemlich kostspielig, denn man kann auf dem Saber selbst täglich leicht für vier bis fünf Francs consumiren, da man allen zum Besuche kommenden Gästen davon vorsetzen muß. Der Scheik Hassan, der während seines Aufenthaltes zu Taas gezwungen war, die vornehmsten Bewohner des Landes zu empfangen, kaufte täglich für mehr als hundert Francs.

Botta wurde in Haguef sehr gut aufgenommen, und verweilte noch den folgenden Tag daselbst, indem der Hadschi Ezze, der ein Wohlgefallen an der vierzehnjährigen Tochter des dortigen Scheiks gefunden, um ihre Hand angehalten hatte. Während der Handel abgeschlossen wurde, benützte der Reisende diese Zeit zum Botanisiren. Am folgenden Morgen wurde die Besteigung des Berges fortgesetzt, und nach einem zweystündigen höchst beschwerlichen Marsche gelangte man auf den Rücken, aber noch lange nicht auf die höchste Kuppe des Berges. Im Weitersteigen kam man in ein Gehölz von Wachholderbäumen, in dessen Mitte eine kleine, gut unterhaltene Moschee erbaut ist, die nach der Sage der Araber auf dem Orte steht, wo Jethro, der Schwiegervater von Moses, begraben liegt. Botta durfte nicht hineingehen, und mußte selbst im Vorübergehen an der Kapelle nach dem Beyspiele der Araber die Schuhe ausziehen. Weiterhin kam man an den Ruinen eines großen Schloßes vorüber, dessen Erbauung den heidnischen Einwohnern zugeschrieben wurde, und am Abende machte man an einem Weiler Halt, um daselbst zu übernachten. Auch hier war der Boden gut bebaut, aber nur mit Weizen oder Gerste, für die Dura war das Klima bereits zu kalt. Botta brachte hier eine sehr kalte Nacht auf dem Dache des Hauses zu, wohin er sich aus Furcht vor den Flöhen begeben hatte.

Diese lästigen Insekten kommen nicht in den heißen Ebenen vor, werden aber, sobald man die kühleren Bergregionen betritt, dermassen häufig, daß die Einwohner gezwungen sind, Nachts in Säcken zu schlafen, die sie über dem Kopfe zusammen binden. Botta, der unter einer solchen Verhüllung nicht athmen konnte, gleichwohl aber auch nicht bey lebendigem Leibe sich schinden lassen wollte, hatte deßhalb keinen andern Ausweg, als trotz aller Kälte unter freyem Himmel die Nacht zuzubringen.

Am andern Morgen wurde der Marsch wieder fortgesetzt, und nach zweystündigem Wandern durch ein, nach seiner Kultur und Vegetation ganz europäisches Land, kam man an ein Dorf Namens Ahl-el-Cahf. Dieser Name ist ihm wegen einer Moschee beygelegt, die auf derselben Stelle erbaut seyn soll, an welcher die sieben Schläfer mit ihrem Hunde (von den Muselmännern Ahl-el-Cahf, Höhlenleute genannt) aus der Höhle hervorgekommen seyn sollen, in welcher sie ihren langen Schlaf gehalten haben. Am Fuße des Berges Taas zeigt man den Eingang zur Grotte, und man behauptet, daß sie, um heraus zu kommen, durch den ganzen Berg hindurch wandern mußten. Hier zeigten sich die Einwohner sehr mißtrauisch und wollten dem Reisenden das Weitergehen nicht gestatten, indem sie der Meynung waren, daß der Horn-el Arus oder das verwünschte Schloß voller Schätze liege, zu deren Hebung der Europäer herbey gekommen wäre. Nach langer Verhandlung wurde endlich der Durchzug gestattet, aber Botta mußte es sich gefallen lassen, von zwey Männern aus dem Dorfe eskortirt zu werden. So stieg man ohngefähr anderthalb Stunden lang durch ein Wachholdergehölze hinauf, das mit einigen, immer seltener werdenden Weizen- und Gerstenfeldern abwechselte, bis der Reisende endlich an eine, aus gehauenen Steinen erbaute Treppe gelangte, die zum Thore des verwünschten Schlosses führte.

Zwischen ungeheuern gemauerten und noch im guten Stande befindlichen Cisternen durchgehend, erreichte Botta die zerfallenen Mauern, von denen aus er eine grandiose Aussicht genoß. Auf der einen Seite zeigte sich das rothe Meer an der Küste von Hodeida, auf der andern der Eingang aus dem indischen Ocean bey Aden; selbst einige Punkte der afrikanischen Küste waren sichtbar. Von seinem Standpunkte aus erschienen ihm alle Berge der Umgegend weit niedriger, wovon nur der Djebel-Rama und Sumara eine Ausnahme zu machen schienen. Leider mußte Botta in Besichtigung dieses merkwürdigen Schlosses eilen, da der üble Wille seiner Begleiter von Ahl-el-Cahf ihm keine lange Frist gönnte. Er erklärt sich daher außer Stand, mit Bestimmtheit etwas über den Ursprung desselben sagen zu können; nur hält er es für unzweifelhaft, daß seine Erbauung aus einer Epoche vor dem Islam herrühre, wie es denn auch die Tradition den heidnischen Arabern zuschreibt. Der Umfang seiner unregelmäßigen und durch Thürme gesicherten Mauern ist beträchtlich. Der höchste Punkt scheint von dem bewohnten Theile eingenommen worden zu seyn und besteht aus mehreren viereckigen Zimmern, deren Grundlagen man noch sieht und wovon eine fast vollständig erhalten ist. Es sind auch mehrere Brunnen vorhanden, in welche sich die Araber nicht hinabzusteigen getrauen und die nach ihrer Meynung ansehnliche, von Geistern gehütete Schätze enthalten sollen: sie mögen wahrscheinlich zu unterirdischen Gemächern führen, die ehemals als Magazine dienten. Die Treppe, welche zum Thore aufsteigt, setzte sich ehemals durch einen gepflasterten Weg bis zur Ebene von Taas fort, und mehrere Stücke sind davon noch gut erhalten. Die Araber, wenn sie darauf gehen, unterlassen es niemals, den Ungläubigen zu verwünschen, der sie erbauen ließ; eine eigene Weise, meynt Botta, wie dem Urheber eines nützlichen Werkes gedankt würde. Wie es sich auch mit dem Ursprunge und der Bestimmung dieses Schlosses verhalten möge, seine Beziehung zu dem, an welchem unterwegs der Reisende vorübergekommen war, seine Aehnlichkeit mit dem, das Niebuhr auf dem Gipfel des Berges Sbadra sah, so wie mit denen, welche die Engländer an der südöstlichen Küste von Arabien, zu Horn-el Gherab und Nacab-el-Hadjan fanden, seine Lage endlich und sein Umfang machen es in hohem Grade merkwürdig, und es ist allerdings sehr zu bedauern, daß die Verhältnisse es unserem Reisenden unmöglich machten, selbiges mit der gehörigen Sorgfalt zu untersuchen und nach Inschriften, die vielleicht dort noch vorfindbar seyn mögen, sich genau umzusehen. Im-

merhin aber durfte sich Botta Glück wünschen, den Gipfel des Saber bestiegen zu haben, als keinem Europäer dieß bisher vergönnt war und Forskal sterbend es noch bedauerte, dieses Ziel seiner Wünsche nicht mehr erreicht zu haben.

Botta verweilte nicht lange mehr in diesen Gebirgsgegenden, sondern setzte bald darauf seinen Weg weiter fort nach Mokka. Beym Betreten des heißen Küstenstrichs wurde er mit mehreren seiner Begleiter fast augenblicklich vom Fieber befallen, das ihn drey Monate in dieser ungesunden Stadt festhielt, die er dann verließ, um in Hodeida, dessen Klima weit weniger gefährlich ist, wieder zu genesen. Hiemit schließt Botta seinen Reisebericht, dem er nur noch eine interessante Vergleichung des Küstenstriches von Arabien mit dem über ihm aufgethürmten und von hohen Bergen eingefaßten Hochlande beyfügt.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

(Fortsetzung.)

Joh. J. Steentrup, Ueber den Generationswechsel Kopenhagen 1842.

Oh. Morren, Quelques remarques sur l'anatomie de lascaride lombricoide. Bruxelles 1840.

Geoffroy-Saint-Hilaire et Fr. Cuvier, Histoire naturelle de Mammifères. T. IV. Schluß des Werkes. Paris 1842.

L. Agassiz, Nomenclator Zoologicus. Fasc. 1. 2. Soloth. 1842.

Abbildungen und Beschreibungen neuer oder weniger bekannter Conchylien, herausgegeben von R. A. Philippi. Bd. I. 1. Cassel 1842. 4.

Osw. Heer, Fauna coleopterorum Helvetica. Pars I. Turici 1841.

Joh. Wilh. Zetterstedt, Diptera Scandinaviae disposita et descripta. T. I. Lundae 1842.

Ph. Fr. de Siebold, Fauna Japonica. Pisces elaborantibus C. J. Temminck et H. Schlegel, Decas I. Mammalia elaborantibus C. J. Temminck et H. Schlegel, Decas I. Lugd. Bat. 1842. fol.

Die Nester und Eyer der Vögel oder Geschichte ihrer Fortpflanzung mit besonderer Rücksicht auf die europäischen Gattungen. Stuttgart 1843. Fol.

Dr. J. Müller und Dr. F. H. Trosche l, System der Asteriden. Braunschweig 1842. 4.

B. C. Dumortier, Florula Belgica, operis major prodromus Staminacia. Tornaci Nerv. 1827.

Dr. A. F. Wiegmann und L. Polstorff, Ueber die anorganischen Bestandtheile der Pflanzen. Gekrönte Preisschrift. Braunschweig 1842.

Fr. Guimpel und Fr. Schlechtendal, Abbildung und Beschreibung aller in der Pharmacopoea borussica angeführten Gewächse. Bd. 1 — 3. Berlin 1830 — 37.

Dr. Fr. Wallroth, Beyträge zur Botanik. Bd. I. 1. Leipzig 1842.

Dr. Eichwald, Ueber das silurische Schichtensystem in Esthland. St. Petersburg 1840.

Jos. Cornide, Memoria sobre la pesca de Sardinia en las costas de Galicia. Madr. 1774.

A. von Weckherlin, Ueber englische Landwirthschaft und deren Anwendung auf andere landwirthschaftliche Verhältnisse insbesondere Deutschlands. Stuttgart 1842.

St. Behlen, Real- und Verbal-Lexikon der Forst- und Jagdkunde mit ihren Hülfswissenschaften. Bd. 1 — 5. Frankfurt 1842.

(Fortsetzung folgt.)

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey,
im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

BINDING SECT. APR 6 - 1967

AS 182 M82 BD.15-16
Akademie der Wissenschafter
Munich
Gelehrte Anzeigen

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY